hae

Geschichte der deutschen Literatur

mit ausgewählten Stücken

aus den Werken der vorzüglichsten Schriftsteller

von

Heinrich Kurz.

Mit vielen nach den besten Originalen und Zeichnungen ausgeführten Illustrationen in Holzschnitt.



Erster Band.

Vierte Auflage.

Leipzig,
Druck und Verlag von B. G. Teubner.
1864.

hae

Vorwort.

Hat eine Vorrede zunächst den Zweck, das Publikum mit dem Standpunkte bekannt zu machen, den der Verfasser bei der Bearbeitung seines Werks eingenommen, so möchte eine solche bei einem Buche ganz unnöthig erscheinen, von welchem schon ein großer Theil in den Händen der Leser ist, da dieselben schon hinlängliche Gelegenheit hatten, die Grundsätze, die bei dessen Abfassung leiteten, kennen zu lernen und zu beurtheilen. Da jedoch bei der Ankündigung des vorliegenden Buchs das Versprechen gegeben worden ist, in einer Vorrede jene Grundsätze zu entwickeln, so glaube ich mich verpflichtet, diese Zusage zu erfüllen: es wird aber aus den angegebenen Gründen eine gedrängte Darstellung der wesentlichsten Punkte vollkommen genügen.

Vor Allem ging meine Absicht dahin, eine Literaturgeschichte für das größere Publikum zu schreiben; dieser Absicht mußte die ganze Behandlungsweise entsprechen. Das größere Publikum will zwar eben so gut, als der Gelehrte, in den Büchern, die ihm dargeboten werden, Wahrheit und richtige Darstellung der ihm vorgelegten Verhältnisse und Thatsachen finden; aber es will nicht auch, wie jener, den mühevollen Weg gehen, den der Verfasser bei seiner Arbeit zurücklegen mußte. Wenn dem Gelehrten daran liegt, zu wissen, wie der Verfasser eines Buchs zu Werke gegangen ist, welche Quellen er hatte, wie er dieselben benutzt hat, so genügt es dem größeren Publikum, die Ergebnisse dieser Forschungen zu erfahren; aber es verlangt auch zugleich, daß ihm diese Ergebnisse in einer klaren, dem Inhalt entsprechenden Darstellung gegeben werden, welche die Thatsachen mit Wahrheit und Anschaulichkeit vorführt und den Leser so viel als möglich von dem Urtheile des Verfassers unabhängig macht. Um zu diesem Ziele zu gelangen, schien es nothwendig, die bisher gewöhnliche Weise der Darstellung und Entwickelung zu verlassen. So bedeutende Vortheile es auch gewähren mag, die gesammte Geschichte der Literatur wie ein zusammenhängendes Gemälde vor den Augen des Lesers zu entfalten, so unverkennbar es namentlich ist, daß auf diesem Wege allein der innere Entwickelungsgang der gesammten Literatur von ihren ersten Anfängen bis auf die spätesten Zeiten zum Verständniß gebracht werden kann; so ist es eben so sicher, daß der Leser bei dieser Methode ganz in die Hände seines Führers gegeben ist, der ihm die Thatsachen nur in übersichtlicher Kürze und von denselben auch nur die mittheilt, welche seiner Anschauung entsprechen, da er sich sogar meistens darauf beschränken muß, sein Urtheil auszusprechen, das zwar vollkommen richtig sein kann, aber den Beweis seiner Richtigkeit nicht mit sich führt. Uebrigens haben solche allgemeine Urtheile, so geistreich und gewandt sie auch vorgetragen werden mögen, immer etwas Unbestimmtes, Unsicheres an sich, sie können die lebendige Anschauung mit ihrer Sicherheit in keiner Weise ersetzen, und mag sie sich der Leser noch so gut einprägen, er wird doch nichts Bleibendes und Dauerhaftes gewinnen. Diese Darstellungen haben in der That nur für den Werth, der den Stoff schon kennt, nicht aber für den, der ihn erst soll kennen lernen. Ich glaubte daher, um dem größeren Leserkreis und dessen Bedürfnissen zu genügen, einen andern Weg einschlagen zu müssen, und der besteht darin, daß ich jede einzelne Erscheinung im Gebiete der Literaturgeschichte gleichsam selbstständig behandelte, jeden Schriftsteller einzeln vorführte und ein möglichst getreues Bild seiner Leistungen zu geben mich bestrebte, indem ich dieselben je nach ihrer Bedeutsamkeit in gedrängter Uebersicht darstellte oder ausführlicher zergliederte, und diese Zergliederung mit einem darauf begründeten Urtheile begleitete. Doch auch dies schien mir noch nicht hinlänglich, um den angegebenen Zweck zu erreichen. Wer eine Geschichte der Kunst schreiben wollte, ohne seinem Buche Abbildungen der darin be-

schriebenen Kunstwerke beizufügen, würde seinen Zweck, die Entwickelung und Ausbildung der Kunst zur Anschauung zu bringen, kaum zur Hälfte erreichen. Denn auch die lebendigsten und richtigsten Schilderungen der einzelnen Kunstwerke würden im Geiste des Lesers die sinnliche Anschaulichkeit nicht ersetzen, welche eine auch nur mittelmäßige Abbildung gewährt. Gerade so verhält es sich auch mit den Werken der Poesie und der künstlerischen Prosa; es wird das richtigste und schärfste Urtheil im Leser nur ein ungenügendes Bild des Schriftstellers erwecken. Soll er mit demselben in der That bekannt gemacht werden, so ist es unumgänglich nothwendig, daß er ihm, wenn ich mich so ausdrücken darf, lebendig vorgeführt, daß ihm *solche Stellen* aus seinen Schriften *mitgetheilt werden*, welche am geeignetsten erscheinen, seine Eigenthümlichkeit anschaulich hervortreten zu lassen. Zwar gibt es mancherlei Sammlungen, welche Proben aus den meisten deutschen Klassikern geben, doch war es nicht thunlich, auf sie zu verweisen, weil die Mittheilungen derselben oft von ganz andern Gesichtspunkten ausgehen, als diejenigen sind, die hier maßgebend sein mußten, abgesehen davon, daß man gezwungen gewesen wäre, bald auf diese, bald auf jene Sammlung zu verweisen, weil keine alle die Stücke enthält, deren nähere Betrachtung und Kenntniß erforderlich schien, und selbst eine nicht geringe Zahl derselben in keiner der bekannten Sammlungen zu finden ist.

So häufig auch die schriftstellerischen Leistungen eines Mannes mit dessen Lebensschicksalen in nur geringer oder gar keiner nähern Beziehung zu stehen scheinen, so geben diese doch in vielen Fällen bedeutende Anhaltspunkte zur richtigen Beurtheilung seiner Schriften; es dürfen daher in einer Literaturgeschichte *biographische Notizen* nicht fehlen, und selbst dann nicht, wenn Lebensverhältnisse und schriftstellerische Thätigkeit weit aus einander stehen. Es war die Mittheilung solcher Notizen zudem eine nothwendige Folge des eingeschlagenen Weges, die einzelnen Schriftsteller in selbstständiger Auffassung darzustellen. Ist es aber richtig, daß die nähere Bekanntschaft mit den Lebensverhältnissen eines Schriftstellers wesentlich zum Verständniß seiner Werke beitrage, so liegt der Wunsch nahe, *ihn auch in seiner persönlichen Erscheinung kennen zu lernen*, weil auch diese folgenreiche Blicke in das Seelen- und Geistesleben des Menschen gestattet: das geistige Bild, welches wir uns aus den Werken eines Schriftstellers zusammentragen müssen, erscheint uns in den Zügen seines Gesichts in lebensvoller Wahrheit, und es wird uns aus ihnen manche seiner Eigenthümlichkeiten erst recht verständlich. Soll aber die Absicht solcher Illustrationen nicht ganz verfehlt werden, so ist es vor Allem nöthig, nur gute und ächte Porträte zum Grunde zu legen. Es war freilich nicht immer leicht, solche ausfindig zu machen, da bekanntlich in den Kupferstichsammlungen die Bildnisse nicht nach den Namen der dargestellten Personen, sondern, wie es auch dem Zwecke einer solchen Sammlung allein entspricht, nach den Künstlern, von denen sie herrühren, geordnet sind. Es gibt vielleicht auch solche Sammlungen, welche als Porträtsammlungen angelegt und daher nach den abgebildeten Personen geordnet sind; allein solche sind wahrscheinlich nur im Besitze von Privaten, und jedenfalls wurde mir auch bei fortgesetzter Nachfrage keine bekannt. Trotz den hieraus erwachsenen Schwierigkeiten ist es jedoch gelungen, eine gute Auswahl von Bildnissen zu veranstalten, für deren Treue um so mehr gebürgt werden darf, als der Herr Verleger keine Opfer gescheut hat, um sie in würdiger und ächt künstlerischer Weise nachbilden zu lassen. Bei den älteren Schriftstellern bis zum Ende des 15. Jahrh. herab, war es mit einer oder zwei Ausnahmen freilich nicht möglich, ächte Porträte aufzufinden; um aber die betreffenden Theile des Werks nicht ganz leer ausgehen zu lassen, wurden *passende Gemälde aus alten Handschriften* in Nachzeichnungen mitgetheilt. Wenn diese auch den Mangel eines Bildnisses nicht ersetzen, so machen sie uns doch mit den Anschauungen und Lebensverhältnissen, vor Allem mit Kleidung und Tracht jener Zeiten bekannt, und sind daher für das Verständniß der Dichtungen oft das, was die Bildnisse für das Verständniß des Dichters sind. Aus demselben Grunde wurden auch einzelne Nachbildungen von *Holzschnitten aus alten Drucken* mitgetheilt. Diese hätten freilich sehr leicht in weit größerer Menge gegeben, und so hätten z. B. dergleichen auch von einigen älteren Poesien, die schon in den ersten Zeiten nach Erfindung der Buchdruckerkunst durch dieselbe vervielfältigt wurden, mitgetheilt werden können, allein es wäre eben dadurch gerade das verfehlt worden, was vor Allem beabsichtigt wurde; denn die Holzschnitte jener alten Drucke behandeln bekanntlich das Costüm ihrer Figuren durchaus gegen alle historische Wahrheit, indem sie auch den Personen der frühesten Zeiten diejenige Tracht geben, die zu der ihrigen gebräuchlich war; sie führen uns daher nicht

in die Zeiten zurück, in welchen die Dichtung entstanden ist, und es war doch gerade dies der Punkt, welcher hier beachtet werden mußte. Aber auch von den Schriften, welche zur Zeit der ersten Versuche in der Buchdruckerkunst verfaßt worden sind, bei denen also jene Rücksicht wegfiel, schien es angemessen, nur wenige Holzschnitte mitzutheilen, weil dieselben in den meisten Fällen keinen künstlerischen Werth haben, weil sie tief unter dem damaligen Standpunkt der Kunst stehen und sie daher nicht auch, wie jene Gemälde aus alten Handschriften, zugleich als Repräsentanten der gleichzeitigen Kunstbestrebungen gelten konnten. Unter allen Künsten nahm im Mittelalter vorzüglich die Architektur einen hohen Aufschwung; um dies zu vergegenwärtigen und zugleich den Mangel an Bildnissen zu ersetzen, wurden Abbildungen von solchen Werken der Baukunst mitgetheilt, welche entweder mit den Schriftstellern oder mit deren Werken in irgend einer Beziehung standen. Wenn in den späteren Perioden auch von den Häusern, Wohnungen u. s. w. einzelner Schriftsteller Abbildungen mitgegeben werden, so geschieht dies freilich weder aus Mangel an Bildnissen, noch um den Zustand der Baukunst zu veranschaulichen, sondern um den Leser auch auf diesem Wege in die nächste Beziehung zur besprochenen Persönlichkeit zu bringen; daß dies aber nur bei wenigen hervorragenden Gestalten geschehen soll, wird man gewiß zweckmäßig finden.

Nicht weniger bedeutsam ist die Handschrift, in welcher sich, wenn auch wohl nur im Großen und Allgemeinen, der Charakter des Menschen ausdrückt; es schien daher aus demselben Grunde, der zur Mittheilung von Bildnissen veranlaßte, angemessen, getreue Nachbildungen von Handschriften der bedeutenderen Schriftsteller beizufügen, so oft dergleichen zu erhalten waren.

Ich konnte nicht verkennen, daß durch die gewählte Behandlungsweise die Geschichte der Literatur in eine Menge von kleineren Bildern aufgelöst werden mußte, welche in ihrer Gesammtheit eben so wenig ein überschauliches Gemälde geben können, als sich aus einer Reihe von Biographien der Könige, Staatsmänner, Feldherren u. s. w. eine Weltgeschichte bilden ließe. Um diesem allerdings sehr bedeutenden Uebelstande zu begegnen, habe ich nicht nur so viel als möglich bei den Darstellungen der einzelnen Schriftsteller ihre Stellung zur Gesammtheit anzudeuten, oder, wo es nothwendig erschien, ausführlicher nachzuweisen versucht, sondern auch jedem Zeitraum und jedem Hauptabschnitte innerhalb der Perioden eine zwar möglichst gedrängte, aber doch alle Verhältnisse berührende Darstellung des Entwickelungsgangs unserer Literatur vorangestellt, in welcher ich vorzüglich darnach gestrebt habe, diejenigen Punkte kräftig hervorzuheben, welche auf die Gestaltung und den Charakter der deutschen Poesie von wesentlichem Einflusse waren. Ich habe mich insbesondere bemüht, in diesen einleitenden Bemerkungen, wie auch bei der Darstellung der einzelnen Schriftsteller nachzuweisen, daß unsere Literatur, wie keine andere, wesentlich aus der Gesammtheit des Volks hervorgegangen, daß sie ihrer ganzen Entwickelung und ihrem unverkennbaren Charakter nach durchaus volksthümlich ist, wie keine andere; daß sie stets auf Abwege gerieth, wenn sich einzelne bevorrechtete Stände ihrer ausschließlich bemächtigten, und daß sie immer wieder nur dadurch dem Verderben und dem drohenden Untergang entrissen wurde, wenn sich die Schriftsteller wieder unbedingt an das Volk wendeten, als an die wahrste und lebendigste Quelle der Poesie sowohl, als der Richtigkeit und Schönheit der Sprache. Nur in der Zeit des Minnegesangs haben die höhern Stände großen und zum Theil wohlthätigen Einfluß auf die Literatur ausgeübt. Aber wenn auch nicht zu verkennen ist, daß sie den Charakter der damaligen Poesie bestimmt, derselben ihre Richtung gegeben haben; so finden wir doch neben den ritterlichen Dichtern auch hervorragende, ja darunter selbst die größten der Zeit, die nicht adeliger Abkunft waren, und zugleich erhebt sich die rein volksmäßige Dichtung zu einer solchen Fülle und Höhe, daß sie die höfische Poesie weit überragt. Seit dem Absterben des Minnegesangs aber nimmt der Adel als solcher keinen Theil mehr an der geistigen Entwickelung des Volks und bis auf die neueste Zeit sind adelige Dichter oder Schriftsteller nur als seltene Ausnahmen zu betrachten. Auch von Einfluß der Höfe auf die Literatur ist keine Spur mehr zu finden; denn selbst am Hofe zu Weimar hat nicht sowohl der Hof auf die Literatur gewirkt, als vielmehr umgekehrt diese auf jenen; es hat nicht die höfische Bildung auf die Literatur Einfluß gehabt, es hat vielmehr diese den Hof zu höherer Bildung gehoben, die erst allmählich auch an andern Höfen Eingang fand. Bei keinem Volke haben sich die höheren Stände so entschieden alles Einflusses auf die Literatur begeben, als es bei uns der Fall war. In Frankreich, in Italien und selbst in England finden wir

Sprößlinge der edelsten Geschlechter unter den berühmtesten und einflußreichsten Schriftstellern, während wir in Deutschland nur selten einen solchen an den allgemeinen Bestrebungen Theil nehmen, noch seltener zu ausgezeichneter Bedeutsamkeit gelangen sehen. Zudem blieb in jenen Ländern die Theilnahme der Höfe an der Literatur und ihr Einfluß auf dieselbe gleich bedeutend. Die größte Periode der französischen Literatur ist an den Namen Ludwigs XIV. geknüpft; in Italien sind die Medicis und andere fürstliche Familien Beförderer der Künste und Wissenschaften gewesen; in England ist es schon lange Sitte, die großen Dichter in Westmünster beizusetzen, wo auch die Könige ruhen. In Deutschland finden wir von allem dem Nichts, haben ja selbst die zwei einzigen Fürsten, die Herzöge Heinrich Julius und Anton Ulrich von Braunschweig, die selbst Dichter waren, keinen bemerkbaren Einfluß auf ihre nächsten Umgebungen ausüben können.

Es ist kein Zweifel, daß die deutsche Literatur eben wegen dieser Theilnahmlosigkeit der höheren Stände gegen die der andern Völker in Nachtheil steht; es hat sich die künstlerische Seite eben deshalb nur schwer und nur spät entwickeln können; es hat ihr das Element der feinern, gesellschaftlichen Bildung, und das, was man geistreich zu nennen pflegt, lange gefehlt; sie ist zu Zeiten in die ungeschickten Hände der Gelehrten gefallen, welche ihr den Stempel des langweiligsten Pedantismus aufgedrückt haben. Aber dagegen hat sie den unendlichen Vorzug vor den Literaturen aller übrigen Völker, daß sie die breiteste und unvergänglichste Grundlage hat, nämlich das Volk selbst, daß sie daher nur mit diesem sinken und vergehen kann; daß sie mit ihm auch sich heben muß, daß ihr noch eine große Zukunft bevorsteht, wie dem Volke selbst, während die Literatur der andern Völker, namentlich aber der Franzosen, weil sie auf beschränkterer Basis beruht, mit dieser auch fallen und sich erst ein neues Leben, eine neue Grundlage schaffen muß. Seit dem Untergange des alten Hofs hat die französische Literatur ihren Mittelpunkt, ihr bewegendes Element verloren; sie hat sich daher seitdem auch nicht wieder erholen können. Ist ja selbst die Heldenzeit unter Napoleon für sie spurlos vorübergegangen, während die Erhebung des deutschen Volks im J. 1813 einen Uhland und Rückert hervorgebracht, und in der neuesten Zeit die bloße Ahnung einer größeren Zukunft eine Menge von Talenten hervorgerufen hat, die, ohne selbst überwiegend Großes und Unvergängliches zu leisten, dennoch die Gewähr geben, daß Solches unzweifelhaft zu erwarten steht.

Heinrich Kurz.

Uebersicht des Inhalts.

Dritter Zeitraum.

Von der Mitte des 14. bis zum ersten Viertel des 16. Jahrhunderts.

Uebersicht der Illustrationen.

Geschichte der deutschen Literatur.

Erster Zeitraum.

Von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts.



Die Geschichte der deutschen Literatur im weitern Sinne umfaßt die Darstellung der sämmtlichen in Sprache u. Schrift niedergelegten Geisteserzeugnisse des deutschen Volkes. Da jedoch die nationalen Eigenthümlichkeiten eines Volkes sich wesentlich in denjenigen schriftlichen Denkmälern beurkunden, welche aus freier Geistesthätigkeit hervorgegangen sind, und diese sich vorzugsweise in den poetischen Erzeugnissen kund gibt; so beschränkt sich die Literaturgeschichte zunächst auf die Behandlung dieser letzteren, und zieht von den übrigen schriftlichen Denkmälern nur diejenigen hinzu, bei welchen sich eine ähnliche freie Geistesthätigkeit in größerem oder geringerem Grade kund gibt, oder mit andern Worten, welche von ihren Verfassern auf künstlerischem Wege hervorgebracht wurden. Demnach sind die Werke der Gelehrsamkeit für sich keineswegs ausgeschlossen; sie müssen vielmehr in die Darstellung der Literaturgeschichte gezogen werden, sobald sie die Ergebnisse der gelehrten Forschung in künstlerischer Form darstellen, zu welcher wesentlich eine schöne Sprache gehört. Da aber die deutschen Gelehrten, insbesondere die Philosophen, bis in die neueste Zeit herab in ihren Werken, mögen dieselben in anderer Rücksicht auch noch so vortrefflich sein, künstlerische Behandlung des Stoffs nur selten versucht, oder sich auch nur einer schönen, reindeutschen Sprache befleißigt haben, da ihnen vielmehr der Vorwurf gemacht werden muß, daß sie die Sprache nur zu oft verunstaltet haben; so würde nur eine sehr beschränkte Zahl von Werken der Gelehrsamkeit in die Darstellung der Literaturgeschichte aufgenommen werden können, wenn nicht ein weiterer Grund dazu bestimmen müßte, auch solche herbeizuziehen, bei denen die künstlerische Behandlung vermißt wird. Nicht selten haben Gelehrte durch die in ihren Schriften niedergelegten Ideen einen unverkennbaren Einfluß auf die geistige Entwickelung des gesammten Volkes gehabt und insbesondere auf die Werke der Kunst eingewirkt, so daß diese nicht gründlich verstanden werden könnten, wenn nicht die Bekanntschaft mit den Männern und Ideen voranginge, die als erste Quelle jener Werke angesehen werden müssen.

Die Gesammtheit der deutschen Literatur zerfällt nach der jeweilen herrschenden Sprachform in drei Hauptgruppen (Zeit des Althochdeutschen, Mittelhochdeutschen, Neuhochdeutschen); da jedoch diese aus innern und äußern Gründen in Unterabtheilungen zerlegt werden müßten, so ist es der leichteren Uebersicht wegen geeigneter, diese sogleich als selbstständige Abschnitte aufzufassen, deren Charakteristik am passenden Orte gegeben werden soll.

Obgleich die einzelnen Formen der Darstellung sich gegenseitig durchdringen und ergänzen und selbst diejenigen, welche am weitesten von einander entfernt zu sein scheinen, nicht selten in naher gegenseitiger Beziehung stehen, so macht es die leichtere Uebersicht doch nothwendig, sie in der Darstellung zu trennen. Und da wir nicht eine Geschichte der einzelnen Schriftsteller, sondern eine Geschichte der Literatur zu geben beabsichtigen, und demnach die einzelnen Werke eines Schriftstellers für uns nicht sowohl als Erzeugnisse seiner besondern Thätigkeit, sondern vielmehr als Produkte des gesammten Volksgeistes erscheinen; so ist es klar, daß die Werke eines und desselben Mannes nach den besondern Formen der Darstellung getrennt werden müssen, wobei es immer leicht sein wird, sich ein allgemeines Bild eines besondern Schriftstellers zu bilden, wenn man die einzelnen Abschnitte zusammenhält, in welchen die Werke desselben besprochen werden.

Die Deutschen stammen ursprünglich aus Asien, was aus mannigfaltigen Sagen, hauptsächlich aber aus der Sprache nachgewiesen werden kann, die mit den ältesten asiatischen Sprachen, namentlich

mit den heiligen Sprachen der Indus und Perser, nah verwandt ist. Doch läßt sich daraus nicht ermitteln, wann die Einwanderung nach Europa Statt gefunden hat; die frühesten Nachrichten, die uns über die alten Deutschen zugekommen sind, weisen auf eine viel spätere Zeit hin. Denn wo sie uns zuerst in der Geschichte begegnen, sind sie mit den von ihnen bewohnten Ländern schon so sehr verwachsen und eins geworden, daß dies einen sehr langen Aufenthalt in jenen Gegenden voraussetzt, obgleich andrerseits die Erinnerung an das ehemalige Vaterland sich in Sagen, Sitten, Anschauungen und Rechtsgebräuchen noch so lebendig ausspricht, daß die Zeit der Auswanderung nicht zu weit zurückgesetzt werden darf.

Was wir von den Zuständen und der Bildungsstufe der alten Deutschen wissen, ist uns vom römischen Geschichtschreiber Tacitus überliefert worden, der ihnen eine außerordentliche Aufmerksamkeit widmete, wie wenn er geahnt hätte, daß sie dazu berufen seien, auf den Trümmern des römischen Weltreichs ein neues Leben zu gründen. Freilich ist das, was uns Tacitus mittheilt, mehr geeignet, unsere Neugier zu reizen, als sie zu befriedigen; doch genügt es, um uns ein allgemeines, ziemlich zuverlässiges Bild von den Zuständen zu geben, in welchen sich die deutschen Völker zu seiner Zeit befanden, insbesondere wenn man es mit dem zusammenhält, was spätere Schriftsteller berichten.

Selbst wenn Tacitus nicht ausdrücklich versicherte, daß die Germanen (wie die Deutschen bei den Römern hießen) Lieder und Gesänge gehabt hätten, würden wir mit voller Sicherheit das Dasein poetischer Erzeugnisse annehmen dürfen, da die Poesie eben so tief in der menschlichen Natur wurzelt, als die Sprache, und jene, wie diese, eine naturgemäße und naturnothwendige Entwickelung des menschlichen Wesens ist. Wie das Kind nicht bloß dann spricht, wenn es irgend einen Gedanken mittheilen will, sondern noch viel häufiger ohne einen solchen äußern Zweck, von einem innern Drange getrieben, aus reinem Wohlbehagen an der Sprachdarstellung; wie es eben deswegen oft die merkwürdigsten Verhältnisse erfindet (was die oberflächliche Beobachtung Lüge nennt), dieselben ausmalt, bis zum Märchenhaften entwickelt und so unbewußt oft die wunderbarsten Gebilde hervorbringt; wie es in seinen Spielen stets das Leblose belebt, die fremdesten Gegenstände zu einander in Beziehung bringt, die mannigfaltigsten Zustände erdenkt, und diese sodann zu einem Gesammtbild zusammenfaßt, mit Einem Worte bei Allem, was es thut und treibt, stets dichtet: so verhält es sich auch mit dem Menschen überhaupt, in welchem der natürliche Trieb nach poetischer Gestaltung um so lebendiger sich äußert, je weniger er von den äußern Verhältnissen des Lebens gebunden wird, daher die poetische Kraft in der Jugendzeit der Völker am regsamsten ist, wie sie denn auch im Volke stets größer ist, als bei den Gebildeten. Dieser Trieb zu dichten liegt so ganz in der menschlichen Natur, daß wir ihn sogar bei solchen Kindern und Völkern finden, die keine besonders große Geistesthätigkeit entwickeln. Merkwürdig ist in dieser Beziehung, was ein Reisebeschreiber von den Lappen erzählt. Wenn sie, sagt er, mit ihren Rennthieren von Weide zu Weide ziehen, so besingen sie alle Gegenstände, die sie auf ihrem Wege wahrnehmen. Sehen sie einen Baum, so singen sie: „Jetzt habe ich einen Baum gesehen", und dies so lange, bis etwa ein Vogel ihre Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt, und der Gesang ohne Veränderung der Melodie (wenn man ihr eintöniges Ableiern so nennen kann) in die Worte ausbricht: „Da ist ein Vogel hergeflogen". So gering die Geistesthätigkeit hiebei auch ist, so spricht sich doch auch darin der unwiderstehliche Trieb aus, Erlebtes und Gesehenes in Worten darzustellen, nicht um eines äußeren Zweckes willen, sondern aus reiner Lust an der Sprachdarstellung: es ist Aeußerung des poetischen Triebes, mag diese Aeußerung auch noch so schwach und unfruchtbar sein. Wir werden hier an die Worte eines der edelsten Dichter unserer Tage erinnert, welche die Naturnothwendigkeit der Poesie auf das Vortrefflichste ausdrücken:

„Und singend einst und jubelnd
Durchs alte Erdenhaus
Zieht als der letzte Dichter
Der letzte Mensch hinaus."

So lang es Menschen gibt, werden auch Dichter sein, wie der erste Mensch gewiß auch der erste Dichter war.

Dieser Satz, daß der Trieb zur poetischen Gestaltung in der Natur des Menschen liegt und daß er im Volke kräftiger und lebendiger ist, als in den Gebildeten, eröffnet uns allein das Verständniß der poetischen Literatur eines jeden Volks und des deutschen insbesondere, weil sich bei keinem andern die Erscheinung so oft wiederholt hat, daß die poetische Kraft des Volks stets neue Zweige und Blüthen trieb, so oft die Poesie in den Händen der Gelehrten und Gebildeten abgestorben war, wie denn überhaupt im Volke allein die Quelle alles Großen und Lebenskräftigen in Sprache und Dichtung, in Sitte und Politik gesucht werden muß.

Wie die Poesie selbst, so liegt auch das Singen des Gedichteten in der Natur des Menschen begründet, und das Eine ist die nothwendige Folge des Andern. In der erhöhten Stimmung, in welcher der Dichtende sich befindet, sucht er nach einem erhöheten Ausdrucke des Gedankens, und er findet diesen Ausdruck nicht bloß in den Worten, sondern auch in dem erhöheten Ton, den er auf seine Worte legt. Da er aber zugleich sich bestreben muß, den Ton mit den Worten in Uebereinstimmung zu bringen, und er somit die Stimme bald höher, bald tiefer, bald stärker, bald schwächer erschallen läßt, und zugleich bei den wichtigeren Begriffen den Ton länger anhält, als bei den unwichtigeren; so bildet sich eine Melodie, die sein Ohr erfreut, wie der ausgesprochene Gedanke seine Seele mit Wohlgefallen erfüllt. Das Singen ist zugleich mit dem Dichten gegeben, wie wir uns ebenfalls bei den Kindern überzeugen können, welche in erhöhten Stimmungen ihren Worten stets Melodie zu geben trachten. Auch hätte, wenn das Singen und Dichten nicht naturgemäß verbunden wären, die poetische Sprache gar nicht entstehen, oder sie hätte die musikalische Natur nicht annehmen können, die wir auch bei den ältesten Dichtungen an ihr wahrnehmen. Daraus ist auch allein zu erklären, warum überall und bei allen Völkern Dichter und Sänger nur Eines sind und sie erst dann als getrennte Individuen

erscheinen, wenn die Dichtkunst sich so selbstständig ausgebildet hat, daß sie auch ohne Hülfe des Gesangs bestehen kann.

Wenn uns also auch nicht ausdrücklich berichtet wäre, daß die alten Deutschen gedichtet und gesungen hätten, so würden wir es doch mit vollkommener Sicherheit voraussetzen können, da Beides tief in der menschlichen Natur begründet liegt. Aber, wie schon angedeutet, haben wir bestimmte Nachrichten hierüber, die freilich nur sehr allgemeiner Natur sind. Tacitus erzählt uns, daß die Germanen den Gott Tuisco und dessen Sohn Mannus als die Stammväter des Volkes besungen und das Andenken an den Römerbesieger Arminius in Gesängen gefeiert hätten. Eben so spricht er von Schlachtliedern, die vor Beginn des Kampfs gesungen worden, so wie von Gesängen bei fröhlichen Gelagen. Doch hat sich, wie leicht zu begreifen, von allen diesen Liedern und Gesängen Nichts erhalten, und wir können nur vermuthen, daß sie schon einen gewissen Grad künstlerischer Ausbildung erreicht hatten, da das Volk selbst nichts weniger als roh und ungebildet war, was aus dem Umstand ersichtlich ist, daß es den Gebrauch des Geldes und des Eisens kannte, und zum Theil auch daraus, daß es sich die römische Civilisation schnell aneignete. Noch größere Beweiskraft liegt aber darin, daß sie die Kunst zu schreiben besaßen, wenn dieselbe auch wohl nicht allgemein, sondern vielleicht nur den Priestern bekannt war. Dies scheint wenigstens der Name der Schrift zu beweisen: *rûna*, d. h. Geheimniß. Doch mag der Name auch daher rühren, daß die Runen vorzugsweise zu Weissagungen gebraucht wurden. Es gab mehrere Arten von Runen, von welchen wir hier eine mittheilen.

(*asch*, fraxinus, Esche)	Â
birith, betula, Birke	B
chên, ? ?	C
thorn, spina, Dorn	D, TH
ech, *ehu*, equus, Pferd	E
fech, pecunia, Geld	F
gibu, donum, Gabe	G
hagale, grando, Hagel	H
his, glacies, Eis	Î
gilch, chilch, ? ?	K
lagu, aequor, Meer, See	L
man, vir, Mann	M
nôt, necessitas, Noth	N
(*ôthil*, patria, Vaterland)	Ô
perch, mons, Berg	P
chôn ? ?	Q
rehit, equitatio, Ritt	R
sugil, sol, Sonne	S
(*tac*, dies, Tag)	T
hur, bos, Stier, Auerochs	Û
(*huun*)	W
helahe ? ?	X
huyri ? ?	Y
ziu ? ?	Z

Die Runen waren jedoch zuerst gewiß nicht eine Buchstabenschrift, sondern sie sind wohl, wie die meisten uns bekannten alten Alphabete, ursprünglich Bilder gewesen, aus denen sich erst später die Buchstabenschrift entwickelte. Da die Bilderschrift für jeden Begriff ein besonderes Bild verlangt, so häuft sich allmählich eine solche Masse von Bildern an, daß man dieselben endlich nicht mehr beherrschen kann. Und da außerdem doch viele Begriffe nicht durch Bilder dargestellt werden können, so muß die Schrift nothwendig eine andere Richtung nehmen, wenn sie anders ihrem Zwecke entsprechen will. Die Nothwendigkeit führte ohne Zweifel zuerst dahin, die Laute zu bezeichnen, statt die Begriffe durch Bilder auszudrücken. Dazu benutzte man jedoch die schon vorhandene Schrift, indem man aus der Menge der Bilder einzelne wählte, die man dann fortwährend gebrauchte, um einen bestimmten Laut zu bezeichnen. Dies gewinnt dadurch die höchste Wahrscheinlichkeit, daß alle Runenbuchstaben einen bezeichnenden Namen haben, dessen erster Laut auch der ist, der durch den Buchstaben bezeichnet werden soll. Da dies der Gang vielleicht aller Schriftentwickelung ist, so darf man voraussetzen, daß noch frühere Denkmäler vorhanden waren als diejenigen sind, in welchen die Runen schon als Buchstaben gebraucht werden. Vielleicht war die Entwickelung derselben zur Buchstabenschrift schon vor der Wanderung nach Europa geschehen. Die Mannigfaltigkeit der Runenalphabete läßt sich übrigens ganz füglich aus dem angegebenen Ursprung derselben erklä-

ren: die verschiedenen Stämme werden auch verschiedene Bilder zur Bezeichnung der Laute gewählt haben.

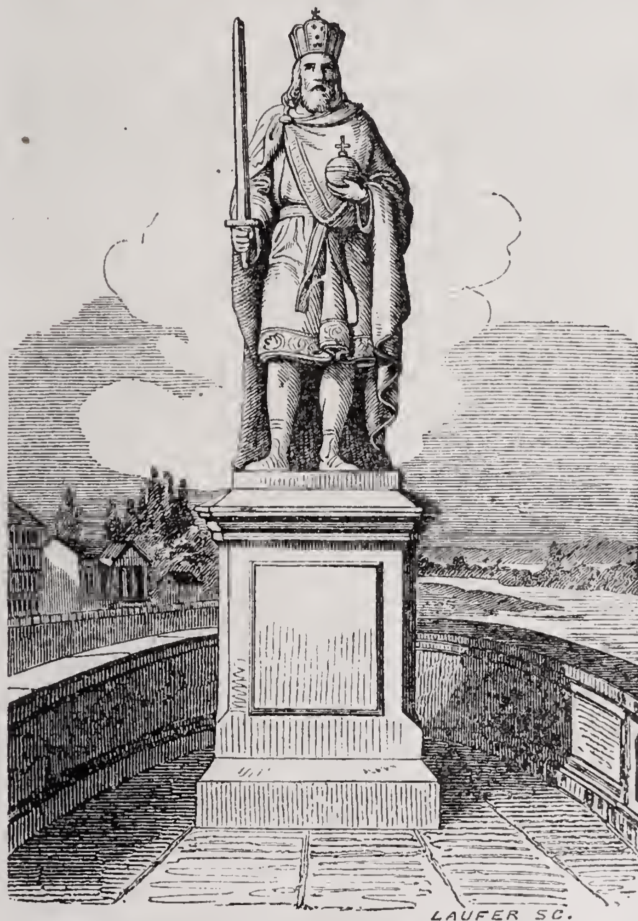
Es liegt in der Natur der Sache selbst, daß nicht alle Germanen der Kunst des Dichtens und Singens mächtig waren; doch wenn wir auch annehmen müssen, daß es Sänger gab, so bildeten diese doch keinen eigenen abgesonderten Stand, wie zum Beispiel die Barden bei den keltischen Völkern, oder die Skalden bei den Skandinaviern, was darauf hinzuweisen scheint, daß die Sanges- und Dichtkunst im Volke selbst wurzelte. Eben deshalb darf man auch wohl die Vermuthung wagen, daß manche Sagen, die uns später als vom Volke erhalten und ausgebildet erscheinen, schon in den früheſten Zeiten besungen wurden: dies mag namentlich von der Siegfriedsage und von der ächt deutschen Thiersage gelten, wenn auch anzunehmen ist, daß dieselben in den nachfolgenden Stürmen der Völkerwanderung mancherlei Umgestaltung ihres ursprünglichen Gepräges erhalten haben werden. Diesen Stürmen ist es zum großen Theil auch zuzuschreiben, daß die damalige Bildung der Germanen völlig unterging und wir von den früheren Zuständen nur höchst ungenügende Nachrichten besitzen.

Die Völkerwanderung brachte unter den deutschen Völkern die vielfältigsten Veränderungen hervor, so daß selbst von den Stämmen, die früher am mächtigsten waren, manche ganz verschwanden und neue, bis dahin völlig unbekannte, auftraten und mächtig wurden. Vorherrschend wurden nun die Gothen, Longobarden, Burgunden, Franken, Alemannen, Bayern, Thüringer, Sachsen und Friesen, von denen manche, nachdem sie große Reiche gestiftet hatten, entweder ganz untergingen oder sich in andern Stämmen verloren. Beinahe in noch höherem Maße wirkte die Einführung des Christenthums auf die deutschen Völker, da sie mit demselben nicht bloß ihre alte heidnische Religion, sondern auch bis auf einen gewissen Grad ihre Nationalität verloren; jedenfalls ist es sicher, daß die nationale Entwickelung in ihrem naturgemäßen Gang gestört wurde. Die meisten Dichtungen der alten Deutschen, selbst die gewöhnlichsten Liebes- und Gesellschaftslieder standen ohne Zweifel in Beziehung zu ihrem alten Glauben; daher machten sich die Geistlichen eine Pflicht daraus, gegen diese Gesänge mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln anzukämpfen, sie als teuflisch zu bezeichnen und ihre weitere Verbreitung zu verbieten. Um ihren Zweck desto sicherer zu erreichen, setzten sie den alten Volksliedern mit heidnischem Gepräge neue, religiöse entgegen, wobei sie wohl die alten Sangweisen beibehielten, um dem Volke die Annahme der neuen Worte zu erleichtern. Vielleicht wäre die Geistlichkeit schonender verfahren, wenn die ersten Bekehrer selbst Deutsche gewesen wären; aber die meisten derselben waren aus den Britischen Inseln herübergekommen; sie hatten, weil sie dem Volke fremd waren, kein Gefühl für das Volksthümliche, und sie verfuhren daher auch um so rücksichtsloser gegen die Volkspoesie, so daß es ihnen in der That gelang, deren Erzeugnisse ganz zu vernichten. Doch bewahrte das Volk mit der ihm eigenthümlichen Kraft, oder wenn man lieber will, Zähigkeit einen großen Theil der alten Stoffe, die von Mund zu Mund, wohl oft nur sehr kümmerlich, sich fortpflanzten, bis endlich eine bessere Zeit ihm vergönnte, dieselben wieder poetisch zu entfalten.

Die christlichen Bekehrer hatten, um ihrer großen Aufgabe mit desto größerer Sicherheit und Wirkung zu entsprechen, bei den verschiedenen deutschen Stämmen Bisthümer und Klöster gegründet, bei den letzteren auch Schulen errichtet, welche allerdings mächtig dazu beitrugen, Bildung zu verbreiten; aber immerhin war diese eine fremde, römische, so daß selbst die lateinische Sprache in allen den Fällen gebraucht wurde, wo nicht die Nothwendigkeit zwang, sich des Deutschen zu bedienen. Allein auch dies geschah zum Nachtheile der deutschen Sprache, die sich in Worten und Wendungen der lateinischen anschmiegen mußte und daher in ihrem innersten Wesen verkümmert wurde. Unter diesen Klöstern und Klosterschulen zeichneten sich durch mannigfaltige Thätigkeit vor allen die in Fulda und St. Gallen aus; und unter diesen ist wiederum das Benediktinerkloster von St. Gallen namentlich zu erwähnen, weil es am meisten für die Pflege deutscher Sprache und Poesie bethätigt war. Es ist überhaupt nicht zu verkennen, daß das volksthümliche Element von jeher in der Schweiz am kräftigsten war, in der es sich auch in Zeiten erhielt, wo es in den übrigen deutschen Landen wie ausgestorben zu sein schien. Diese Kraft des volksthümlichen Bewußtseins hat sich auch in der Periode bewährt, von der wir hier sprechen. Während deutsche Sprache und Dichtkunst sonst überall aus den Kreisen der Gebildeten, das heißt der Geistlichkeit verschwunden war, sehen wir dieselbe zuerst wieder in St. Gallen zu neuem Leben sich entwickeln, wenn auch Anfangs nur schwach und schüchtern, doch nach und nach immer erstarkend und eine reiche Zukunft verkündend. So dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß eine der ältesten poetischen Bearbeitungen der deutschen Heldensage von einem St. Galler Mönche herrührt, der sich dabei freilich der lateinischen Sprache bediente, immerhin aber dadurch seine rege Theilnahme an den in seinem Volke lebenden Sagen beurkundete. Der Dichter hieß Eckehardt (gest. 973); das Gedicht behandelt die Sage von Walther von Aquitanien, der zugleich mit Hildegunde, einer Burgundischen Prinzessin, als Geißel am Hofe Etzels lebte. Obgleich beide in großem Ansehen leben und vom König wie von dessen Gemahlin geliebt und gut behandelt werden, so können sie doch die Sehnsucht nach der Heimat nicht unterdrücken. Und so benutzen sie eines Tages die sich ihnen darbietende Gelegenheit, aus dem Lande Etzels zu entfliehen. Sie kommen mit den mitgenommenen Schätzen glücklich bis an den Rhein, wo sie von König Günther, der nach ihren Schätzen lüstern ist, überfallen werden. Walther besiegt die Burgundischen Helden, verliert aber dabei die rechte Hand. — Obgleich der St. Gallische Mönch die alten Epiker Homer und insbesondere Virgil sich zum Muster genommen hat, so hat dies doch nur auf die äußere Darstellung Einfluß gehabt; die Sage hat dabei kaum an Wahrheit verloren: vielmehr bricht der eigenthümliche Charakter derselben überall kräftig durch und macht sich selbst in einzelnen Zügen geltend, so daß es einem neuern Dichter (Simrock) gelingen konnte, dieselbe auf eine der alten Sage

entsprechende Form zurückzuführen, was wohl das glänzendste Zeugniß für die getreue Auffassung Eckehards ist.

Vielleicht hätte der Einfluß der Geistlichkeit eine für den deutschen Volksgesang nicht so ganz ungünstige Wendung genommen, wenn sie nicht politisch mächtig geworden wäre, was besonders durch Karl den Großen und dessen Nachfolger herbeigeführt wurde, wenn auch schon die Keime hierzu in früheren Zeiten liegen. Ueberhaupt hat vielleicht kein anderer Mann in allen nachfolgenden Zeiten auf das deutsche Volk und dessen Entwickelung so gewaltig eingewirkt, als jener mächtige Frankenkönig, obgleich andererseits angenommen werden darf, daß er das nicht beabsichtigte, was die Folge seiner Bestrebungen war.



Bildsäule Karls des Großen in Frankfurt a. M.

Karl der Große (768—814) vereinigte alle deutschen Stämme und Staaten, die aus den Stürmen der Völkerwanderung hervorgegangen waren, zu einem großen Ganzen; er sicherte das Christenthum, indem er sich im Norden die noch heidnischen Sachsen unterwarf und sie dem großen fränkischen Reiche einverleibte, und im Süden dem Andringen des Mahometanismus durch Besiegung der spanischen Araber siegreich widerstand. Während er aber auf diese Weise die deutsche Nationalität, man darf wohl sagen, neu begründete, legte er auch zugleich den Keim zu ihrer Auflösung, indem er das abgestorbene römische Kaiserthum zu neuem Leben hervorrief, welches die Quelle alles nachfolgenden Unglücks wurde, das Deutschland oft bis an den Rand des Abgrunds brachte und noch in unsern Tagen seinen unheilbringenden Einfluß äußerte. Dadurch, daß Deutschland an die römische Kaiserkrone gefesselt wurde, wurde seine ganze Kraft Jahrhunderte lang nach Außen gekehrt. Während seine tüchtigsten Herrscher in dem Ringen nach dem Schattenbilde der Weltherrschaft ihr Leben einsetzten und Tausende ihres Volkes aufopferten, zerriß das Band, welches die einzelnen Stämme an einander knüpfte, immer mehr, so daß endlich aus dem Einen Staate hunderte von Staaten sich bildeten, die in gegenseitiger Besiegung ihren größten Stolz und ihren schönsten Ruhm fanden. Es ist ferner unbestreitbar, daß Karl der Große sehr viel für die Bildung seines Volkes that; allein da er hiezu nur Geistliche verwendete, so erweiterte er deren unglücklichen Einfluß auf die nationale Entwickelung, von dem schon oben die Rede war, und da er insbesondere Männer aus der Fremde herbeirief (Peter von Pisa, Paulus Diaconus, Alcuin aus England), so wiederholte sich die nämliche Erscheinung, von der wir oben bei Gelegenheit der ersten christlichen Bekehrer gesprochen haben: die von Karl berufenen Gelehrten brachten und verbreiteten allerdings Bildung, aber eine fremde, der nationalen Entwickelung entgegenstehende, ja oft feindselige Bildung. Und wenn sich auch hie und da ein Mann vorfand, der, wie der gelehrte Hrabanus Maurus (776—856 Abt zu Fulda und Gründer der dortigen Klosterschule) Sinn für deutsche Sprache und deutsches Volksthum hatte, so stand eine solche Erscheinung doch so allein da, daß sie es nicht vermochte, die Herrschaft der fremden Bildung zurückzudrängen. Selbst die eigenen Bemühungen Karls um nationale Bildung mußten unter solchen Umständen wirkungslos bleiben. Wir wissen, daß er die deutsche Sprache und Poesie mit Liebe pflegte, daß er unter Anderm auch die alten Heldenlieder des Volkes sammeln ließ, und diese Liebe zur vaterländischen Sprache mag auch zu seiner Zeit manche Geistliche bestimmt haben, in deutscher Sprache zu dichten: allein es blieben im Ganzen ihre Dichtungen immer auf das rein Kirchliche beschränkt, ja es hatte die vaterländische Poesie so wenig Gnade bei ihnen gefunden, daß sie die erwähnten Sammlungen Karls des Großen in unverzeihlicher Nachlässigkeit untergehen ließen, oder, was noch wahrscheinlicher sein mag, mit Ueberlegung vernichteten. Wenigstens läßt es sich nur auf diese Weise erklären, daß jene alten Lieder bis auf einige kleine Bruchstücke vollständig verloren gegangen sind.

Wir wollen hier nicht erwähnen, daß Karl der Große auch die weltliche Macht des Pabstthums erst fest begründete und dadurch den Grund zu jenen unseligen Kämpfen legte, in denen die deutschen Kaiser ihre Würde, das deutsche Volk seine Kraft verlor; wir wollen nur noch hinzufügen, daß der ungünstige Einfluß der nach und nach ganz römisch gewordenen Geistlichkeit sich unter den frömmelnden Nachkommen Karls des Großen noch immer mehr steigerte, so daß die kirchliche Bildung mit Vernachlässigung und Befeindung des Vaterländischen immer mehr zur ungetheilten Herrschaft gelangte. Schon sein Sohn, Ludwig der Fromme, trat zur nationalen Entwickelung in die vollständigste Opposition. Er hatte die von seinem Vater gesammelten deutschen Lieder in seiner Jugend gelernt; in seinem Alter aber verachtete er dieselben so sehr, daß er sie weder lesen, noch hören, noch viel weniger selbst hersagen wollte.

Zwar trat bald nach Ludwigs Tod ein Ereigniß ein, das für Deutschland die segensreichsten Fol-

gen hätte haben können, wenn die Stimme des Schicksals verstanden worden wäre. Im Jahre 843 theilten nämlich die Enkel Karls durch den Vertrag zu Verdun das große Frankenreich, wodurch Deutschland von dem schon romanisirten Frankreich getrennt wurde, und zugleich die Kaiserwürde auf den Beherrscher Italiens überging. Leider aber wurde dieselbe ein Jahrhundert später von Otto dem I. (936—973) wieder mit der deutschen Königskrone vereinigt, wodurch Deutschland aus sich selbst herausgerissen und in die unglücklichsten Kämpfe mit Italien verwickelt wurde, dessen Freiheit es vernichtete, dabei aber zugleich die seinige verlor. Unterdessen hatten auch die räuberischen Einfälle der Normannen, Slaven und Ungarn die blühendsten Provinzen des deutschen Reiches verwüstet und die kaum gewonnene Bildung wieder vernichtet. Erst unter den sächsischen Kaisern (919—1024) erhob sich dieselbe allmählich wieder, aber wie früher, so war sie auch jetzt nur auf den Stand der Geistlichen beschränkt, welche die Sprache der Kirche der vaterländischen vorzogen und daher meistens nur lateinisch schrieben. Alle Bildung aber, die nicht auf der breiten Basis des Volkes wurzelt, kann, eben weil sie keinen festen Grund hat, nicht lange bestehen; sie muß früher oder später in sich zerfallen. So geschah es auch damals. Die Geistlichkeit wurde immer mächtiger, weil die Kaiser sich ihrer gegen die Großen des Reichs bedienen wollten; sie machte sich immer mehr unabhängig von der weltlichen Gewalt, und die nächste Folge davon war, daß sie ihre Studien vernachlässigte, sich in den Strudel der weltlichen Geschäfte und Zerstreuungen stürzte, so daß endlich alle Bildung und Zucht verschwand. Hätte der Sinn für Poesie und für das Vaterländische nicht unbemerkt und ungekannt kräftig im Volke fortgelebt, hätte es nicht selbst in den traurigsten Zeiten der Unterdrückung die alten Heldensagen seiner Väter mit frommem Sinne getreulich bewahrt und auf seine Nachkommen vererbt, so wäre Deutschland vielleicht für immer der Barbarei verfallen.

Nachdem wir in wenigen, aber, wie wir hoffen, genügenden Zügen den Gang der geistigen Entwickelung in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse der Periode gezeichnet haben, die uns zunächst beschäftigt, bleibt uns noch übrig, die wenigen Denkmäler zu erwähnen, die aus jener unfruchtbaren Zeit auf uns gekommen sind. Daß diese im Allgemeinen nur in Bezug auf die Sprache Werth haben, deren damaligen Zustand wir sonst nicht kennen würden, so wie, daß die meisten Schriftwerke rein kirchlicher Natur sind, hat sich aus den obigen Andeutungen schon ergeben. Wir werden uns daher in der Betrachtung dieser Denkmäler um desto kürzer fassen können, die wir am füglichsten mit der Darstellung der Sprache in jener Zeit beginnen.

Die gesammte deutsche Sprache zerfiel schon in den frühesten Zeiten in eine große Zahl von Mundarten, die sich auf fünf Hauptgruppen zurückführen lassen, nämlich 1) Gothisch, 2) Hoch- oder Oberdeutsch, 3) Niederdeutsch oder Sächsisch, 4) Angelsächsisch und 5) Nordisch. Da das Angelsächsische und das Nordische (oder die skandinavischen Sprachen) sich in den frühesten Zeiten schon selbstständig entwickelt haben, und die Völker, welche dieselben sprechen, eine der deutschen zwar verwandte, doch immerhin verschiedene Nationalität zeigen; so kommen sie bei einer Geschichte der deutschen Literatur nicht in Betracht. Aus demselben Grunde könnte man auch das Gothische füglich übergehen; weil sich jedoch gerade im Gothischen die ältesten Denkmale deutscher Sprache erhalten haben, und dieselben zudem sich auf wenige beschränken, wird es nicht unzweckmäßig sein, dieselben in den Kreis unserer Besprechung zu ziehen. Da ferner schon von den frühesten Zeiten an die Literatur sich im Gebiete der hochdeutschen Mundarten bewegte, und das Hochdeutsche bis auf unsere Zeiten allgemeine Schriftsprache geblieben ist, so sollte auch das Niederdeutsche ausgeschlossen bleiben. Allein da auch in dieser Mundart verhältnißmäßig wenig Denkmäler vorhanden sind, diese aber von besonderer Wichtigkeit sind, so können sie um so füglicher mit erwähnt werden, als die Stämme niederdeutscher Mundart bis auf wenige Ausnahmen das Hochdeutsche als Schriftsprache angenommen haben, und daher eine Lücke in der Darstellung ihrer geistigen Ausbildung entstehen würde, wenn nicht auch dasjenige berührt werden sollte, was sie in ihrer besondern Mundart geschrieben haben. — Das Hochdeutsche erscheint in drei Hauptformen, welche man mit Rücksicht auf die Zeit ihrer Erscheinung Althochdeutsch, Mittelhochdeutsch und Neuhochdeutsch nennt. Das Althochdeutsche zerfiel in mehrere Mundarten, von denen als die wichtigsten die fränkische, die alemannisch-schwäbische und die bayerische zu nennen sind. In den uns erhaltenen Schriftdenkmälern erscheint keine derselben ganz rein ausgeprägt, vielmehr zerfließen sie in einander, was aus den vielfachen Beziehungen zu erklären ist, in welchen die oberdeutschen Stämme zu einander standen. Doch ist in den früheren Zeiten das Fränkische vorherrschend, eine Folge der Uebermacht des fränkischen Stammes, während in den späteren die alemannische Mundart immer mehr Uebergewicht erhielt, weil die Völker dieses Stammes vorzugsweise die Träger der geistigen Bildung wurden.

Erster Abschnitt: Prosa.

Während wir in den nachfolgenden Perioden mit der Darstellung der poetischen Denkmäler beginnen werden, weil sich in der Poesie vorzugsweise das künstlerische Element der Literatur beurkundet, so müssen wir dagegen in diesem Zeitraum die Darstellung der prosaischen Denkmäler voranschicken, weil sie weit aus die ältesten sind und zudem die Kunst an den poetischen Schriftwerken wenig oder gar keinen Antheil hat. Eben deshalb scheiden wir auch die Denkmäler nicht nach ihrer Form, sondern nach den Mundarten, in denen sie geschrieben sind.

I. Gothisches.

Nach den freilich nicht immer genügenden Berichten zu urtheilen, die uns über die Gothen zugekommen sind, waren dieselben schon früh gebildet; jedenfalls haben sie unter allen deutschen Völkern zuerst das Christenthum angenommen. Wir wissen, daß sie Lieder hatten, in denen die Heldenthaten der Väter besungen wurden; aus diesen

Liedern schöpfte der Geschichtschreiber Jornandes die ersten Nachrichten über das gothische Volk. Dasselbe kannte höchst wahrscheinlich schon vor seiner Bekehrung zum Christenthum die Kunst zu schreiben; man darf wenigstens mit voller Sicherheit annehmen, daß die spätere gothische Buchstabenschrift nicht aus dem griechischen Alphabet hervorgegangen ist, sondern aus den alten deutschen Runen, wie sich schon aus der Vergleichung derselben mit der gothischen Schrift ergibt.

a b g d e q z h

p ï i k l m n j

u p r s t v f x

w o 90

Jedoch blieb auch die griechische Schrift nicht ohne Einfluß auf die Ausbildung des gothischen Alphabets; dasselbe wurde ihr ähnlicher gemacht, und wo die Runenschrift Lücken darbot, aus ihr ergänzt. Dieses Verdienst gebührt dem **Ulfilas**, den die Ueberlieferung sogar den Erfinder der gothischen Schrift nennt. Ulfilas war, wie sich aus den neuesten Forschungen ergibt, im J. 318 n. Chr. geboren; er wurde schon in seinem dreißigsten Jahre, also 348, Bischof, mußte aber im J. 355, vom heidnischen Könige seines Volkes genöthigt, Dacien, wo damals die Gothen wohnten, verlassen, worauf er sich mit einer großen Anzahl Gothen, die sich mit ihm zum Christenthum bekannten, am Fuße des Hämus niederließ. Im J. 388 nahm er an der großen Synode zu Constantinopel Antheil, um dort für seine Glaubensansicht — er war nämlich ein feuriger Anhänger der arianischen Lehre — zu kämpfen, die auf dem früheren Concil von 383 als ketzerisch verdammt worden war. Dort erkrankte er; im Vorgefühle seines nahen Todes schrieb er sein Glaubenstestament nieder, welches auch deshalb sehr wichtig ist, weil er darin die arianische Lehre bestimmt und in Zusammenhang dargestellt hat. Er starb noch in demselben Jahre (388). Während seines langen Lebens war er fortwährend für die Verbreitung und festere Begründung des Christenthums thätig; er predigte ohne Unterlaß griechisch, lateinisch und gothisch, schrieb auch mehrere Abhandlungen in diesen drei Sprachen, besonders machte er viele Uebersetzungen, und erwarb sich namentlich durch die Uebersetzung der Bibel unsterbliches Verdienst. Es ist zwar nicht wahrscheinlich, daß er alle Bücher der Bibel in die gothische Sprache übertrug; denn außerdem daß sich bis jetzt einzelne Theile, z. B. die Apostelgeschichte, die Offenbarung Johannis u. s. w. noch nirgend vorgefunden haben, rührt vielleicht nicht einmal Alles von ihm her, was auf uns gekommen ist. Merkwürdig ist der alte Bericht, daß er die ganze Bibel übersetzt, doch die Bücher der Könige absichtlich übergangen habe, damit seine Gothen durch das Lesen der in denselben enthaltenen Kriegsthaten nicht in ihre alte Kriegslust verfielen. Wie dem auch sei, so besitzen wir jedenfalls nur Bruchstücke der Evangelien, wenn auch darunter ziemlich große, die Briefe des Paulus, obgleich auch diese nicht immer vollständig, und noch andere kleinere Fragmente in gothischer Sprache. Die vorhandenen Theile der Uebersetzung reichen aber doch hin, um ein genügendes Urtheil über dieselbe zu bilden. Sie ist mit Geist abgefaßt, und obgleich getreu, doch nichts weniger als sklavisch, sondern mit Bewahrung der Eigenthümlichkeiten der gothischen Sprache, worin sie sich sehr vortheilhaft von den späteren althochdeutschen Uebersetzungen der Geistlichen unterscheidet, die das Gefühl für ihre vaterländische Sprache oft ganz verloren zu haben scheinen.

Das nachfolgende Stück wird hinreichen, einen allgemeinen Begriff von der Sprache und Uebersetzungsweise des Ulfila zu geben.

Atta unsar thu in himinam, veihnai
Vater unser du in (den) Himmeln, geweihet werde
namo thein; qvimai thiudinassus theins;
Name dein; (es) komme (die) Herrschaft dein;
vairthai vilja theins, sve in himina,
(es) werde (der) Wille dein, sowie in (dem) Himmel,
jah ana airthai; hlaif unsarana thana sinteinan
auch auf Erden; Brod unseres dies fortwährende
gif uns himma daga, jah aflet uns thatei skulans
gib uns diesen Tag, und erlasse uns das schuldige
sijaima svasve jah veis afletam thaim
wir seien, so wie auch wir erlassen diesen
skulam unsaraim; jah ni briggais uns in
Schuldigen unseren; und nicht bringest uns in
fraistubnjai, ak lausei uns af thamma ubilin;
Versuchung, sondern löse uns ab diesem Uebel;
unte theina ist thiudangardi jah mahts
denn dein ist (das) Herrscherhaus und (die) Macht
jah vulthus in aivins. Amen.
und (der) Glanz in Ewigkeit. Amen.

II. Althochdeutsches.

Wie schon oben gesagt wurde, sind alle althochdeutschen Sprachdenkmäler, deren übrigens eine ziemlich große Anzahl auf uns gekommen ist, nur Uebersetzungen oder Umschreibungen aus dem Lateinischen oder Griechischen, weshalb sie nur in Bezug auf die Sprache von Bedeutung sind. Die wichtigsten sind: die Regel des heiligen Benedikt, welche um das Jahr 780 vom St. Gallischen Mönch Kero mit geistloser Treue übersetzt wurde, sodann die Uebersetzung der unter Tatians Namen erschienenen Evangelienharmonie in fränkischer Sprache aus dem 9. Jahrhundert; der Schwur der Könige und der Völker bei Straßburg im J. 842, eine Eidesformel, welche von Ludwig dem Deutschen und Karl dem Kahlen in deutscher und romanischer (französischer) Sprache gegenseitig geleistet wurde. Wir theilen nur die Eidesformeln mit, da diese nicht bloß in Beziehung auf die Sprache, sondern auch historisch wichtig ist.

Schwur Karls des Kahlen.

In godes minna ind in thes christiânes folches
In Gottes Liebe und in des christlichen Volkes

ind unser bêdherò gehaltnissi, fon thesemo dage
und unser beider Wohlfarth, von diesem Tage
frammordes, sô fram sô mir got gewiczi indi
vorwärts, so weit als mir Gott Weisheit und
mahd furgibit, sô haldih tesan mînan bruodher,
Macht gibt, so helfe ich diesem meinem Bruder,
sôsò man mit rehtû sînan bruodher scal, in thiû
so wie man mit Recht seinem Bruder sol, in dem
thaz er mig sô sama duo, indi mit Ludheren in
daz er mir so gleich thue, und mit Luther in
nohheinin thing ne gegangu thè mînan willon,
keinem Ding nicht gehe ich ein mit meinem Willen,
imo ce scaden werdhên.
ihm zu Schaden werden. *)

Schwur des Volks Ludwigs des Deutschen.

Oba Karl then eid, then er sînemo bruodher
Wenn Karl den Eid, den er seinem Bruder
Ludhuwîge gesuor, geleistit, indi Ludhuwig,
Ludwig schwor, hält, und Ludwig,
mîn hêrro, then er imo gesuor, forbrihchit, ob
mein Herr, den er ihm schwor, bricht, wenn
ih inan es irwenden ne mag, noh ih, noh
ich ihn das abwenden nicht kann; weder ich, noch
therô nohhein then ih es irwenden mag,
(von) diesen keiner, den ich davon abwenden kann,
widhar Karle imo ze follustì ne wirdhu.
wider Karl ihm zu Hülfe nicht werde. **)

Außerdem sind noch die Uebersetzung und Erklärung der Psalmen durch Notker Labeo, Mönch in St. Gallen, der am Ende des 10. Jahrhunderts lebte, und endlich die Uebersetzung und Erklärung des hohen Liedes von Williram, Abt zu Ebersberg, aus dem 11. Jahrhundert zu erwähnen.

Zweiter Abschnitt: Poesie.

Die ältesten deutschen Verse bestanden aus Langzeilen von acht Hebungen; jede Langzeile zerfiel durch einen in die Mitte fallenden Abschnitt in zwei Hälften, von je vier Hebungen, welche durch die Alliteration zu einem Ganzen verbunden wurden, an deren Stelle erst in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts der Reim trat. Die Alliteration bestand darin, daß diejenigen Wörter der Langzeile, welche die stärkste Betonung hatten, mit dem gleichen Laute beginnen mußten; und zwar alliterirten gewöhnlich zwei Wörter in der ersten und eines in der zweiten Hälfte des Verses. Doch finden sich von dieser Regel mancherlei Abweichungen. Der Reim wurde nicht alsogleich herrschend; man findet ihn zuerst mit der Alliteration zugleich gebraucht. Erst später trat er ganz an deren Stelle, indem die beiden Hälften der Langzeile durch einen Endreim verbunden wurden. Es ist oft behauptet worden, daß der Reim durch den Einfluß der romanischen Sprachen in die deutsche Poesie gedrungen sei; dies ist aber gewiß durchaus unrichtig. Denn wenn auch angenommen werden dürfte, daß die Bekanntschaft mit den romanischen Dichtungen die schnellere Verbreitung des Reims herbeiführte, so wäre die Aufnahme desselben doch kaum möglich gewesen, wenn er nicht schon im Wesen der deutschen Sprache selbst gelegen wäre. Es läßt sich wohl denken, daß fremde Formen in die Kunstpoesie aufgenommen werden und in derselben sogar große Verbreitung erhalten, aber sie dringen doch niemals in das Volk; den besten Beweis liefern uns wohl die griechischen Formen, die von den bedeutendsten Dichtern der Gegenwart mit großem Glücke behandelt wurden, ohne doch jemals volksthümlich werden zu können. Ja man darf wohl behaupten, daß manche Dichtung (wie z. B. Göthe's Hermann und Dorothea) nur deswegen alleiniges Eigenthum der sogenannten höheren Stände blieb, weil sie wegen der fremden Form dem Volke widerstrebte.

Der Reim aber ist so tief in der Natur aller Sprachen begründet, daß er in jeder derselben ursprünglich liegt, und kein Volk sich ihn vor dem andern zuschreiben kann. Auch ist es ganz ungeeignet, von einer Erfindung desselben zu sprechen; er ist eben so wenig erfunden worden, als die Sprache selbst: er ist vielmehr durchaus als organischer Ausdruck einer erhöheten Gemüthsstimmung zu betrachten, so daß er mit dieser Gemüthsstimmung zugleich und unwillkürlich in die Erscheinung tritt. Daher ist der Reim schon da gewesen, ehe er sich zur Kunstform der Poesie entwickelte: die gereimten Sprüchwörter und sprüchwörtlichen Redensarten, wie sie sich gerade in der deutschen Sprache in so großer Anzahl vorfinden, geben davon das vollgültigste Zeugniß. Ja man könnte versucht sein, die Behauptung aufzustellen, daß der Reim schon in den frühesten Zeiten bei den Deutschen im Volksliede vorkam. Denn obgleich in den uns erhaltenen Bruchstücken altheidnischer Poesie die Alliteration unverkennbar die Verszeilen zusammenhält, so bricht in ihnen doch auch oft der Reim durch. Von noch größerer Beweiskraft ist aber der Umstand, daß Otfried den Reim anwandte, der es sich gerade zur Aufgabe machte, seine kirchlich-religiösen Verse der Dichtung des Volks entgegenzusetzen. Um aber seinen Zweck zu erreichen, mußte er seinem Gedichte nothwendig eine dem Volke bekannte Form geben, eine Form, die sich in den von ihm täglich gesungenen Liedern wiederfand, gerade wie es die Jesuiten in Frankreich (und vielleicht auch anderswo) machten, wo sie neue kirchliche Lieder nach den bekanntesten Gassenhauern, oder auch nach den Melodien der Gedichte Berangers und Anderer abfaßten und bei ihren Missionen singen ließen. Man kann nicht einwenden, daß der Reim bei Otfried oft ungenau ist, daß statt desselben oft bloße Assonanz und häufig sogar die Alliteration erscheint; denn wir finden das Nämliche auch bei den Volksliedern (selbst aus der neuern Zeit), eben weil der Reim dem Volke eine zwar nothwendige, aber doch unbewußte Form des poetischen Ausdruckes ist, die sich bei ihm

*) Ludwig schwur den nämlichen Eid in romanischer Sprache; er lautete also: Pro deo amur et pro christian poblo et nostro commun salvament, dist di in avant, in quant deus savir et podir me dunat, si salvarai eo cist meon fradre Karlo et in adjudha et in cadhuna cosa, si cum om per dreit son fradra salvar dist, in o quid il mi altresi fazet, et ab Ludher nul plaid nunquam prindrai qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit.

**) Das Volk Karls des Kahlen leistete den nämlichen Eid in romanischer Sprache: „Si Lodhuvigs sagrament, quæ son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus, meos sendra, de suo part non lo stanit, si io returnar non lint pois, ne io ne neuls, cui eo returnar int pois, in nulla ajudha contra Lodhuvig nun li iver.

einfindet, ohne daß es sie sucht, weshalb es dieselbe auch nicht vermißt, wenn sie hie und da fehlt, was häufig der Fall ist, wenn der Reim sich nicht unmittelbar aus dem Gedanken ergibt. Eine nähere Betrachtung solcher Volkslieder, in denen der Reim zur bloßen Assonanz wird oder ganz und gar verschwindet, wird übrigens zur Ueberzeugung führen, daß das Ausfallen des Reims nicht nur keinen unangenehmen Eindruck macht, sondern umgekehrt oft von der größten Wirkung ist, die durch den Gegensatz hervorgebracht wird, wie denn das Volk das tiefste und reinste Gefühl für wirkungsvolle Formen hat. Wenn übrigens Otfried in seinem Gedichte öfters den Reim ausließ, so geschah es offenbar nicht aus dem angegebenen Grunde, nicht aus künstlerischer Absicht, sondern ganz einfach, weil ihm gerade kein Reim zu Gebote stand, so daß die hiehergehörigen Stellen seines Gedichts nicht die erwähnte Wirkung äußern, sondern umgekehrt höchst unangenehm berühren, weil sie an die Armuth des Dichters erinnern.

Es ist schon oben gesagt worden, daß beinahe alle Dichtungen dieses Zeitraums von Geistlichen verfaßt wurden, und daß sie daher auch einen vorwiegend religiösen oder kirchlichen Charakter an sich tragen. Obgleich aber wohl angenommen werden darf, daß den weltlichen Liedern eine große Anzahl von geistlichen Dichtungen entgegengesetzt wurde, so sind aus jenem Zeitraum, so viele Jahrhunderte er auch in sich begreift, doch im Ganzen nur sehr wenige Denkmäler auf uns gekommen, was aus dem schon erwähnten Umstande zu erklären ist, daß die Geistlichkeit in den späteren Zeiten dieser Periode aller Bildung und geistigen Thätigkeit entsagt hatte. Sie war so tief herabgekommen, daß sie nicht einmal für die Aufbewahrung der sie zunächst berührenden Dichtungen Sorge trug, da sie die mit denselben verbundenen Zwecke erreicht und sie daher nicht mehr nöthig hatte. So wenig wir übrigens an denselben vom Standpunkte der Kunst und ächten Poesie verloren haben mögen, so müssen wir ihren Verlust doch mit Rücksicht auf die Sprache bedauern, abgesehen davon, daß man aus ihnen manche wichtige Bemerkung über Geschichte, Sitten, Glauben und den geistigen Zustand jener Zeit hätte entnehmen können. Die wenigen uns erhaltenen Denkmäler, von denen wir nur die wichtigsten erwähnen, lassen sich, wie die prosaischen, am besten nach der Sprache eintheilen, in welcher sie verfaßt sind; und da unter den niederdeutschen eines sich vorfindet, welches aus den heidnischen Zeiten des Volkes stammt, so stellen wir dieses billig voran.

I. Altniederdeutsche Denkmäler.

Wollten wir die angelsächsischen Dichtungen in das Bereich unserer Darstellung ziehen, so könnten wir freilich eine größere Menge von Dichtungen namhaft machen, da sich in England schon bald nach Verbreitung des Christenthums die Volkssprache zur Schriftsprache ausbildete, und auch in den Klöstern vielseitige geistige Thätigkeit sich kund gab; doch müssen wir aus den ausgesprochenen Gründen diese angelsächsische Literatur als nicht hiehergehörig unerwähnt lassen, so verführerisch es sein möchte, in einer so öden und unfruchtbaren Periode wahrhaft Poetischem zu begegnen.

Hildebrandslied.

Das älteste Denkmal deutscher Poesie ist das Hildebrandslied, welches leider nur in Bruchstücken auf uns gekommen ist, so daß wir seine Bedeutsamkeit mehr ahnen, als wirklich erkennen können. Es ist nur in einer einzigen Handschrift auf uns gekommen, und auch diese nur sehr unvollständig, weshalb der Text nicht mit voller Sicherheit hergestellt werden kann. Die Handschrift stammt aus dem achten Jahrhunderte; das Lied selbst ist aber ohne Zweifel viel älter, und vielleicht ist es ein Bruchstück der von Karl dem Großen veranstalteten Sammlung altdeutscher Volkslieder, von der oben gesprochen wurde. Es ist in alliterirenden Versen geschrieben, und behandelt einen interessanten Theil der deutschen Heldensage, nämlich den Zweikampf des aus dem Hunnenlande zurückkehrenden Hildebrand mit seinem Sohne Hadubrand, der, während des Vaters Abwesenheit zum kräftigen Ritter herangewachsen, die Landesgrenze beschützt und sich dem Eindringen des fremden Ritters widersetzt. Die Sprache des Liedes ist niederdeutsch, doch mit vielen hochdeutschen Formen, so daß man eben deshalb zur Vermuthung geführt werden könnte, es sei ursprünglich hochdeutsch abgefaßt und sei erst durch den Abschreiber in niederdeutsche Sprache gebracht worden. So fragmentarisch das Gedicht auch ist, so stehen wir doch nicht an, dasselbe sowohl wegen seines ehrwürdigen Alters, als wegen der Sprache vollständig mitzutheilen, wobei wir die Lücken der Handschrift durch Punkte bezeichnen.

Ik gihôrta dhat seggen,
dhat sih **u**rhèttun
ænôn muotîn
Hiltibraht enti **H**adhubrant
untar **h**erjun tuêm.
Sunufatarungôs
irô **s**aro rihtun
garutun sê irô **g**ûdhamun,
gurtun sih irô suert ana,
helidôs, ubar **h**ringâ,
dô siè to derô **h**iltju ritun.
Hiltibraht gimahalta:
her was **h**èrôro man,
ferahes **f**rôtôro;
her **f**râgên gistuont
fòhêm wortum,
huuer sin **f**ater wâri
fireô in folche.

. . . .

Ich gehörte das sagen,
daß sich erhießen (herausforderten)
zu einem Zweikampfe
Hiltibracht und Hadhubrand
unter Heeren zweien.
Sohn und Vater zusammen
ihre Panzer richteten,
gerbten (bereiteten) sie ihre Schlachtkleider,
gürteten sich ihre Schwerter an,
(die) Helden, über (die) Ringe (der Kampfkleider),
da sie zu dem Kampfe ritten.
Hiltibracht sprach:
er war der hehrere Mann,
(des) Geistes (der) klügere;
er zu fragen gestand (begann)
mit wenigen Worten,
wer sein Vater wäre,
(der) Männer im Volke.
. . . .

„eddo huelihhes cnuosles du sìs.
Ibu du mì ænan sagès
ik mì dè ôdrè wèt,
chind in chuningriche,
chûd ist mì al irmindeot.“
Hadubraht gimahalta,
Hiltibrantes sunu:
„Dat sagètun mì
ûserê liutî:
altè anti frôtè,
deà èr hina wàrun,
dat Hiltibrant hætti mìn fater;
ih heittu Hadubrant.
Forn her ôftar giweit,
flôh her Otachres nìd,
hina miti Theotrìhhe
enti sinerô deganô filu.
Her furlaet in lante
luttila sitten
prùt in bûre,
barn unwahsan,
arbeolaosa;
(her raet ôstar hina), dèt.
Sìd Dètrìhhe
darbâ gistuontun
fateres mines,
dat was sô friuntlaos man
Her was Ôtachre
ummet tiuri,
deganô dechisto,
unti Deotrìchhe
darbâ gistôntun.
. . . . . .
Her was eô folches at ente;
imo was eô fehta ti leop.
Chûd was her
chônnèm mannum;
ni wânju ih, iu lib habbê.
. . . .

„oder welches Geschlechts du seist.
Wenn du mir Einen sagst,
ich mir die Andern weiß:
(Du) Kind, im Königreiche
kund ist mir alles Erdenvolk.“
Hadubracht sprach,
Hiltibrants Sohn:
Das sagten mir
unsere Leute,
alte und kluge,
die eher (von) hinnen (dahin, gestorben) waren,
daß Hiltibrant hieß mein Vater;
ich heiße Hatubrant.
Vordem er ostwärts zog,
floh er Otachers Neid,
(von) hinnen mit Theodorich
und seiner Degen viele.
Er verließ im Lande
klein sitzen
(die) Braut (Frau) im Bauer (Gebäude, Haus),
(ein) Kind unerwachsen,
erbelose,
er ritt ostwärts von hinnen, (und das) Volk.
Seither (dem) Dietrich
Darbungen (Verlust) entstanden
meines Vaters,
das war (ein) so freundeloser Mann.
Er war (dem) Otacher
unmäßig theuer,
(der) Degen liebster,
bis (dem) Dietrich
Darbungen entstanden.
. . . .
Er war ja am Ende (an der Spitze) des Volks,
ihm war ja Gefecht zu lieb.
Kund war er
kühnen Männern;
nicht wähne ich, (daß er) noch Leib (Leben) habe.
. . . .

„Wittu, irmingot,
obana ab hevane,
dat du nèo dana halt
mit sus sippan man
dinc ni gileitôs.“
. . . .
Want her dô ar arme
wantanê bougâ,
cheisuringû gitân,
sô imo sê der chuning gap,
Hûneô truhtìn:
„Dat ih dir it nu bi huldì gibu.“
Hadubraht gimâlta,
Hiltibrantes sunu:
„Mit gèrû scal man
geba infâhan,
ort widar orte.
Dû bist dir, altêr Hûn,
ummet spâhêr;
spenis mih
mit dìnêm wortun, wili mih
dìnû sperû werpan;
pist alsô gialtèt man
sô du êwìn inwit fòrtôs.
Dat sagètun mì
sèolidantè
westar ubar wentilsæo,
dat man wìc furnam:
Tôt ist Hiltibrant,
Heribrantes suno!“
Hiltibraht gimahalta,
Heribrantes suno:
„Wela gisihu ih
in dinêm hrustim,
dat du habès hème
hèrron gôten,
dat du noh bî desemo rìche
reccheo ni wurti
. . . .“

Wittu, Menschengott,
oben ab (dem) Himmel,
daß du nie noch mehr
mit so verwandtem Manne
Ding (Kampf) geleitetest.“
. . . .
Wand er da vom Arme
gewundene Spangen
(aus einem) Kaiserringe gemacht,
sowie ihm sie der König gab,
(der) Hunnen Herr:
„Daß ich es dir nun mit Hulde gebe.“
Hadubracht sprach,
Hiltibrantes Sohn:
„Mit (dem) Gere soll
man Gabe empfahn,
Spitze wider Spitze.
Du bist dir, alter Hunne,
unmäßig spähend (schlau),
spannest mich
mit deinen Worten, willst mich
(mit) deinem Speere werfen;
bist also gealterter Mann,
wie du ewigen Betrug führtest.
Das sagten mir
Seefahrende,
westwärts über (den) Wendelsee (Ocean),
daß ihn Schlacht wegnahm:
Todt ist Hiltibrand,
Heribrantes Sohn.“
Hildibracht sprach,
Heribrantes Sohn:
„Wohl gesehe ich
an deinen Rüstungen,
daß du habest daheim
(einen) Herren gut,
daß du noch bei diesem Reiche
Abentheurer nicht wurdest
. . . .“

Welaga nu, waltant got!
wêwurt skihit!
ih wallôta sumarô
enti wintrô sehstic,
dâr man mih eô scerita
in folc sceotanterô,
sô man mir at bure ænigeru
banun ni gifasta.
Nu scal mih suâsat
chind suertû hauwan,
bretôn mit sinû billjû
eddo ih imo ti banin werdan.
Doh maht du nu aodlîhho,
ibu dir dîn ellen taoc,
in sus hêremo man
hrustî giwinnan,
rauba birahanen,
ibu du dâr ênic reht habês."
. . . .
„Der sì doh nu argôsto
ôstarliutô,
der dir nu wîges warnê,
nu dih es sô wel lustit.
Gûdea gimeinûn
niusê dê môtti,
hverdar sih derô hregilô
hiutû hruomen muotti,
erdo deserô brunnônô
bêderô waltan"
Do lættun se œrist
askim scrîtan,
scarpên scûrim,
dat in dêm sciltim stônt.
Dô stôptun to samane
staimbort chludun;
hewun harmlîcco
hvîttê sciltê,
unti im irô lintûn
luttilô wurtun
giwigan miti wâbnum.
. . . .

Wehe nun, waltender Gott!
Wehschicksal geschieht!
Ich wallete (der) Sommer
und Winter sechszig,
da man mich immer schaarte
Ins Volk der Schießenden,
so wie man mir in einiger Burg
(den) Tod nicht festhielt.
Nun soll mich (mein) eignes
Kind (mit dem) Schwerte hauen,
(hin) breiten mit seinem Stahle,
oder ich ihm zum Tödter werden.
Doch magst du nun leichtlich,
wenn dir deine Kraft taugt,
an so hehrem Manne
Rüstung gewinnen,
Raub erbeuten,
wenn du dazu einiges Recht hast."
. . . .
„Der sei doch nun (der) ärgste
(der) Ostleute,
der dich nun (des) Kampfes warne,
nun dich es so sehr gelüstet.
Kampf gemeinsamen
genieße (und) die Begegnung,
wer von beiden sich der Gewänder
heute rühmen müsse,
oder dieser Brünnen (Panzer)
Beider Gewalt haben."
Da ließen sie erst
mit Eschen schreiten,
mit scharfen Schauern,
daß (es) in den Schilden stand.
Dann schritten sie zusammen,
die Steinäxte erklangen;
(sie) hieben verderblich
weiße Schilde,
bis ihre Schilde
klein wurden
gemacht mit (den) Waffen.
. . . .

Heliand.

Ungefähr ein Jahrhundert jünger als das Lied von Hildebrand und Hathubrand ist die altsächsische Evangelienharmonie, welche von ihrem gelehrten Herausgeber (Schmeller) richtiger Heliand genannt wird, denn dies Wort ist die altsächsische Form für unser neuhochdeutsches Heiland. Nach einer Sage, die von alten Zeugnissen bestätigt zu werden scheint, soll dies Gedicht aus Auftrag Ludwigs des Frommen (also im 9. Jahrh.) von einem sächsischen Bauern verfaßt worden sein, der nicht nur als außerordentlich begabt, sondern sogar als von Gott unmittelbar begeistert dargestellt wird. Aus dieser weitverbreiteten Meinung können wir auf das große Ansehen schließen, in welchem der Heliand bei seinen Zeitgenossen und noch später stand. Und in der That zeichnet sich derselbe vor allen übrigen poetischen Schriftwerken der damaligen Zeit äußerst vortheilhaft aus. Ob er gleich, wie die übrigen Poesien aus der christlichen Zeit, einen religiösen Gegenstand behandelt, so ist die Auffassung doch wahrhaft poetisch, die Darstellung frei, selbstständig, in Sprache und Form an den volksthümlichen Gesang sich anschließend, so daß die von Geistlichen verfaßten religiösen Dichtungen mit ihrer frostigen und schüchternen, oft sklavischen Nachahmung lateinischer und griechischer Vorbilder weit hinter ihm zurückstehen. So läßt uns der Heliand mehr als alles Andere ahnen, was wir an den zu Grunde gegangenen volksthümlichen Dichtungen verloren haben, so wie er uns andrerseits die Ueberzeugung gewährleistet, daß das Gefühl für ächte Poesie niemals im Volke ausstirbt, daß es vielmehr um so kräftiger in ihm wuchert, je mehr es von den höhern Ständen zurückgedrängt wird. Der Heliand ist in alliterirenden Versen abgefaßt; die Sprache ist reich und kühn, ohne daß jedoch die volksmäßige Einfachheit der ganzen Haltung dadurch im Mindesten gestört würde. Er hält sich im Ganzen streng an die Erzählung der Evangelisten, doch zeigt sich die selbstständige Schöpfungskraft des Dichters darin, daß er die einzelnen Begebenheiten mit viel Glück ausführt. Das Gedicht erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Reiz, daß die christlichen Anschauungen in den Ausdrucksweisen des alten Mythus, in den lebendigen Bildern der alten Sagen und Lieder dargestellt werden. Während die geistlichen Dichter oft volksthümliche Formen wählen, um durch dieselben das volksthümliche Element zu bekämpfen und fremde Bildung, fremde Weltanschauung einzudrängen, will der für seine Nationalität tief fühlende sächsische Bauer das Christenthum auf deutschen Stamm pfropfen, ihm deutsches Gewand geben. Und darin zeigt er wahrlich ein höheres Verständniß der Christusreligion, als jene romanisirenden Geistlichen, welchen die Form Alles galt, weil sie nicht begriffen, daß das Göttliche nicht an die Form gebunden ist. Die Personen im Heliand sind lebensfrisch und lebenswarm, weil

sie der Dichter nicht seinem Originale ängstlich nachbildete, sondern mitten aus dem Leben herausnahm, wodurch er freilich gegen die historische Wahrheit sündigt, aber eben dadurch seinen Beruf als Dichter beurkundet. Wenn auch die einzelnen Gestalten in ihrer Haltung Gepräge und Charakter der Deutschen und insbesondere der Sachsen zu des Dichters Zeiten haben (mit Ausnahme Christi jedoch, dessen innere Größe ihn über die gewöhnlichen Formen des Lebens erhebt); so macht dies auf uns ungefähr den nämlichen angenehmen Eindruck des Naiven, welchen wir z. B. bei der Betrachtung der Bilder des großen Lucas Cranach wahrnehmen. Auch dieser hat in seinen Gemälden Christus und die Apostel, die Römer und Juden in die Tracht seiner Zeit und seines Volks gekleidet; allein da er es in der Ueberzeugung that, daß er das Rechte treffe, so ergreift auch uns diese Ueberzeugung, und wir vergessen den Widerspruch, der doch in solcher Darstellung liegt, um so mehr, als der Charakter der Personen sich in ihren Gesichtern, in ihrer Haltung und in ihren Geberden auf das Vollständigste ausgeprägt findet.

Wir haben im nachfolgenden Stücke die Alliteration durch den Druck bezeichnet; jedoch nur die regelmäßig wiederkehrende, durch welche je zwei Verszeilen zu einem Ganzen verbunden werden. Außerdem findet sich die Alliteration noch häufig, aber dann ist sie nicht als rhythmische Form anzusehen, sondern als eine poetische Figur, welche die Darstellung lebendiger, malerischer machen soll, ungefähr wie in neueren Gedichten die Assonanzen mitten im Verse. Bezüglich der Darstellung haben wir noch eine Bemerkung hinzuzufügen, aus welcher sich ergibt, daß der Dichter, bewußt oder unbewußt, die Kunstmittel gebrauchte, welche der Darstellung Lebendigkeit und Wirksamkeit verleihen. Obgleich je zwei Verszeilen durch die Alliteration zu einem rhythmischen Ganzen verbunden werden; so bemerken wir dagegen häufig, daß ein Satz mit der ersten Zeile endigt, und mit der zweiten ein neuer beginnt. Dadurch entsteht ein scheinbarer Widerspruch zwischen Form und Sinn der Darstellung, der aber in der That dazu dient, die vollkommenste Einheit herzustellen, da auf diese Weise der vorangehende Gedanke auch formell mit dem nachfolgenden verbunden wird. Außerdem tritt gerade durch diesen Widerspruch sowohl die Form, als der Sinn lebendiger hervor, weil man durch die Pause, welche zwischen den beiden Gliedern der Alliteration entsteht, eines Theils auf diese, andern Theils aber auch auf den Inhalt der beiden durch die Alliteration verknüpften Sätze aufmerksam gemacht wird. Des nämlichen Mittels bedienen sich aus demselben Grunde die neuern Dichter in Bezug auf den Reim. So ist die ganze Form der Canzone auf diesen Widerspruch zwischen Reim und Inhalt gegründet, und so finden wir in gereimten Dramen sehr häufig, daß die Rede einer Person mit einer Zeile aufhört, zu welcher der Reim erst in der Rede der folgenden Person erscheint.

Prophezeihung von der Zerstörung des Tempels.

Geng imu tho the **g**odes sunu,
endi is iun**g**aron mit imu,
waldand fan themu **w**ihe,
all so is **w**illio geng.
Jac imu uppen thene **b**erg gisteg,
barn drohtines,
sat imu thar mit is ge**s**idun,
endi im sagde filu
waroro **w**ordo.
Sie bigunnun im tho umbi thene **w**ih sprekan,
thie **g**umon, umbi that **g**odes hus;
quadun, that ni **w**ari **g**otlicora
alah **o**bar **e**rdu
thurh **e**rlo hand,
thurh **m**annes giwerk
mid **m**egincraft
rakud a**r**ihtid.
Tho the **r**ikio sprak,
her **h**ebencuning,
hordun the odra.
„Ik mag iu gi**t**ellien“, quad he,
that noh wirdid thin **t**id kumen,
„that is af**s**tanden ni **s**cal
sten obar odrumu;
ac it **f**allid ti **f**odu
endi it **f**iur nimid,
gradad logna,
tho it nu so **g**odlic si,
so **w**islico gi**w**arht.
Endi so dod thesaro **w**eroldes giscapu:
te**g**lidid **g**roni wang.“
Tho **g**engun imo is iungaron to,
fragodon ina so **s**tillo:
„Hus lango scal **s**tanden noh“, quadun sie,
„thius **w**erold an **w**unniun,
ėr than that gi**w**and kume,
that the **l**asto dag
liohtes skine
thurh **w**olkanskion?
eftho hvan is eft thin **w**an kuman
an thenne **m**iddilgard,

(Es) erging sich da der Gottes Sohn,
und seine Jünger mit ihm,
(der) Waltende von dem Tempel,
ganz sowie sein Wille (war), gieng (er).
Auch ihm auf den Berg stieg (er),
(der) Geborne (des) Herrn,
setzte sich dort mit seinen Gesellen
und ihnen sagte viele
wahrer Worte.
Sie begannen ihm darauf über den Tempel (zu) sprechen,
die Männer, von dem Gottes Hause;
sagten, daß nicht wäre herrlicher
(ein) Tempel auf Erden,
durch Mannes Hand,
durch Mannes Werk,
mit Vollkraft
(ein) Palast errichtet.
Da der Mächtige sprach,
er (der) Himmelskönig,
hörten die Andern.
„Ich kann Euch erzählen“, sprach er,
daß noch wird die Zeit kommen,
daß seiner (d. h. von ihm) stehen nicht soll
(ein) Stein über dem andern,
sondern (daß) es fällt zu Boden
und es (das) Feuer nimmt,
(die) gefräßige Flamme,
obgleich es nun so herrlich ist,
so weislich gearbeitet.
Und so thut (d. h. geschieht es) dieser Welt Geschöpfen:
(es) vergeht die grüne Aue.“
Da giengen ihm seine Jünger zu (d. h. giengen zu ihm),
fragten ihn so still (d. h. heimlich):
„Wie lange soll stehen noch“, sagten sie,
„diese Welt in Wonnen,
ehe denn das Ende kommt,
daß der letzte Tag
Lichtes (d. h. im Lichte) erscheint
durch (den) Wolkenraum?
oder wann ist wieder dein Wahn (d. h. Absicht) zu kommen
auf diesen Mittelgarten (d. h. Erde),

mankunni
te adomienne
dodun endi quikun?
Fro min, the godo,
us is thes firwit mikil,
waldandeo Krist,
hvan that giwerden sculi!"
Tho im andwordi
alowaldo Krist
godlic fargaf,
them gumun selbo.
„That habad so bidernid", quad he,
drohtin, the godo,
jac so hardo farholen
himilrikies fader,
waldand thesaro weroldes,
so that witen ni mag
enig mannisc barn,
hvan thiu marie tid
giwirdid an thesaru weroldi.
Ne it ok te waran ni kunnun
godes engilos,
thie for imo geginwarde
simlun sindun.
Sie it ok giseggian ni mugun
te waran mid iro wordun,
hvan that giwerden sculi,
that he willie an thesan middilgard,
mahtig drohtin,
firino fandon.
Fader wet it eno,
helag fan himile;
elcur is it biholen allun,
quikun endi dodun,
hvan it kumi werdad.
Ik mag in thoh gitellien,
hvilic êr tecan bivoran
giwerdad wunderlic,
êr he an these werold kume

(das) Menschengeschlecht
zu richten,
(die) Todten und (die) Lebendigen?
Herr mein, der gute (d. h. du guter),
uns ist des Fürwitz großer (d. h. große Neugierde),
waltender Christ,
wann das werden soll!"
Drauf ihnen Antwort
(der) allwaltende Christ
gütlich (d. h. liebevoll) gab,
den Männern selbst.
„Das hat so verborgen", sagte er,
(der) Herr, der gute,
auch so sehr verhehlt
(des) Himmelreiches Vater,
waltend dieser Welt,
so daß (es) wissen nicht kann
irgendein Mannes Kind,
wenn die berühmte Zeit
wird (d. h. kommt) in dieser Welt.
Noch es auch in Wahrheit nicht kennen
Gottes Engel,
die vor ihm gegenwärtig
immer sind.
Sie es auch gesagen nicht mögen
in Wahrheit mit ihren Worten,
wann das werden soll,
daß er wolle auf diesem Mittelgarten,
(der) mächtige Herr,
die Sünden untersuchen.
(Der) Vater weiß es allein,
(der) heilige vom Himmel;
sonst ist es verhehlt Allen,
(den) Lebendigen und Todten,
wann sein Kommen wird (d. i. geschieht).
Ich kann euch jedoch erzählen,
welches eher Zeichen vorher (eher überflüssig)
wird (d. i. geschieht) wunderbar,
ehe er auf diese Welt kommt

an themu mareon daga.
That wirdid êr an theno manon skin,
jac an theru sunnun so same:
gisverkad siu bethiu,
mit finistre werdad bifangan;
fallad sterron,
hvit hebentungal,
endi hrisid erde,
bivod thius brede werold.
Wirdid sulikaro bokno filu:
grimmid the groto seo,
wirkid thie gebenes strom
egison mit is udhiun
erdbuandiun.
Than thorrot thiu thiod
thurh that gethving mikil,
folc thurh thea forhta:
than nis fridu hvergin;
ac wirdid wig so maneg
obar these werold alla
hetili afhaben;
endi heri ledid
kunni obar odar.
Wirdid kuningo giwin,
meginfard mikil,
wirdid managoro qualm,
open urlagi.
That is egislic thing,
that io sulik mord sculun
man afhebbien!
Wirdid wol so mikil
obar these werold alle,
mansterbono mest
thero, the gio an thesaru middilgard,
suulti thurh suhti.
Liggiad seoka man,
driosat endi doiat,
endi iro dag endiad,
fulliad mid iro ferahu.

an dem berühmten Tage.
Das wird vorher an dem Mond offenbar,
auch an der Sonne eben so:
verdunkelt (werden) sie beide,
mit Finsterniß werden sie umfangen;
(es) fallen die Sterne,
(die) klaren Himmelslichter,
und (es) erzittert (die) Erde,
(es) bebt diese weite Welt.
(Es) geschehen solcher Zeichen viele:
(es) ergrimmet die große See
(es) bewirkt der Meeres Strom
Schrecken mit seinen Wogen
(den) Erdbewohnern.
Dann verdorret das Volk
durch dieses Drangsal groß (große Drangsal),
(die) Menge durch die Furcht:
denn nicht ist Friede irgendwo;
sondern (es) wird Krieg so mancher
über diese Welt alle,
(der) wilde, erhoben;
und Heere führt
(ein) Geschlecht über das andre.
(Es) entsteht (der) Könige Kampf,
(ein) großer Streit;
(es) entsteht Vieler Tod,
offener Krieg.
Das ist (ein) schreckliches Gericht,
daß je solchen Mord sollen
(die) Menschen erheben!
(Es) entsteht Seuche so groß
über diese Welt alle,
Menschensterbens vorzüglich (d. i. so viel)
derer, die je auf dieser Welt
starben durch Krankheiten.
(Es) liegen die siechen Menschen,
fallen und sterben,
und ihre Tage enden,
erfüllen (sich) mit ihrem Leben.

Ferit unmet grot
hungar, hetigrim,
obar helido barn,
metigedeono mest.
Nis that minniste
thero witeo an thesaru weroldi,
the êr giwerden sculun
êr domos dage.
So hvan so gi thea dadi gisean
giwerden an thesaru weroldi,
so mugun gi than te waran farstanden,
that than the lazto dag
liudiun nahit,
mari, te mannun,
endi maht godes,
himilcraftes hrori
endi thes helagon kumi,
drohtines mit is diuridun.
Hvat! gi thesaro dadeo mugun
bi thesum bomum
bilidi antkennien:
Than sie brustiad endi bloiat,
endi bladu togeat,
lobh antlukid;
than witun liudio barn,
that than it san aftar thiu
sumer ginahid,
warm endi wunsam
endi weder sconi.
So witun gi ok bi thesun teknun,
the ik iu talde her,
hvan the lazto dag
liudiun nahit.
Than seggio ik iu te waran,
that êr thit werod ni mot
tefaran thit folcscepi,
êr than werde gefullid so
minn word giwarod.
Noh giwand kumid

Es kommt (eine) unmäßig große
Hungersnoth, (eine) heftige,
über (die) Menschen Kinder,
(des) Speisemangels Uebermaß.
Nicht ist das Mindeste
der Leiden auf dieser Welt,
welche eher entstehen sollen
vor (des) Gerichts Tag.
Sobald ihr daher diese Thaten sehen
werdet auf dieser Welt,
so möget ihr dann in Wahrheit verstehen,
daß dann der letzte Tag
den Leuten nahet,
(der) berühmte, zu (den) Menschen,
und (die) Macht Gottes,
(der) Himmelkraft Bewegung,
und des Heiligen Kommen,
(des) Herrn mit seiner Herrlichkeit.
Wahrlich! ihr dieser Thaten möget (ihr möget dieser Th.)
an diesen Bäumen
Zeichen erkennen.
Wenn sie sprossen und blühen
und Blätter hervorbringen,
Laub erschließen,
dann wissen (der) Leute Kinder,
daß dann ist sogleich nach diesem
(der) Sommer genahet,
warm und wonnesam
und Wetter schön.
So wisset auch bei diesen Zeichen,
die ich euch erzählte vorhin,
wann der letzte Tag
(den) Leuten nahet.
Dann sage ich euch in Wahrheit,
daß eher diese Menge nicht muß
vergehen, diese Volkschaft,
ehe dann werden erfüllet so
meine Worte verheißnen.
Noch das Ende kommt

himiles endi erdun,
endi steid min helag word
fast fordwardes,
endi wirdid al gefullod so
gilestid an thesumu liohte,
so ik for thesun liudiun gesprikn.
Wakot gi warlico;
iu is wiscumo
domdag, the mareo,
endi iuwes drohtines craft,
thiu mikilo meginstrengiu
endi thiu marie tid,
giwand thesaro weroldes.
Fora thiu gi wardon sculun,
that he iu slapandie
an suefrestu
farungo ni bifahe
on firinwerkun
menes fulle!
Mutspelli cumit
an thiustrea naht:
al so thiof ferid
darno mit is dadiun;
so kumit the dag mannun,
the lazto theses liohtes,
so it êr these liudi ni witun;
so samo so thiu flod deda
an furndagun,
the thar mid lagustromun
liudi farteride
bi Noeas tidun
biutan that ina neride God
mit is hiwiskea
helag drohtin
wid thes flodes farm.
So ward ok that fiur kuman,
het fan himile,
that thea hohon burgi
umbi Sodomoland,

(des) Himmels und der Erden,
und (es) steht mein heilig Wort
fest fürderhin,
und wird ganz erfüllet so,
geleistet an dieser Welt,
wie ich vor diesen Leuten spreche.
Wachet ihr sorgfältig:
euch ist gewiß kommend
der Gerichtstag, der berühmte,
und eueres Herren Kraft,
die große Gewalt
und die berühmte Zeit,
das Ende dieser Welt.
Deswegen ihr (euch) bewahren (in Acht nehmen) sollt,
daß er euch schlafend
in Schlummerruhe
unversehens nicht befange (ereile)
in Sündenwerken,
Sünden voll!
Mutspilli (Weltende) kommt
in düstrer Nacht:
ganz wie der Dieb einherschleicht
heimlich mit seinen Thaten:
so kommt der Tag (den) Menschen,
der letzte dieser Welt,
so es eher diese Leute nicht wissen,
eben so wie die Fluth that
in früheren Tagen,
die da mit Meeres-Strömen
(die) Leute verzehrte
bei Noahs Zeiten,
ausgenommen, daß ihn befreite Gott
mit seinem Geschlecht,
der heilige Herr,
wider der Fluth Gewalt.
So (d. h. plötzlich) ist auch das Feuer gekommen,
(das) flammende vom Himmel,
das die hohen Städte
um Sodomsland,

suart logna, bifeng,
grim endi gradag,
that ther nenig gumono ni ginas,
biutan Loth eno.
Ina antleddun thanen
drohtines engilos
endi is dohter tua
an enan berg uppen.
That odar al brinnandi fiur,
ia land ia liudi,
logna farteride.
So farungo ward that fiur kumen;
so ward êr the flod so samo;
so wirdid the lazto dag.
For thiu scal allaro liudio gehuilic
thenkean fora thema thinge:
thes is tharf mikil
manno gehuilicumu:
bethiu latad iu an iuwan mod sorga.
Huand so huan so that gewirdid,
that waldand krist,
mari mannes sunu,
mid theru maht godes
kumit, mid thiu craftu
kuningo rikeost,
sittean an it selbes maht,
endi samod mit imu
alle thea engilos,
the thar uppa sind,
helaga an himile:
than sculun tharod helido barn,
elitheoda, kuman
alle tesamme
libbeandero liudio,
so huat so io an thesumu liohte
ward firiho afodid,
Thar he themu folke scal
allumu mankunnie,
mari drohtin,

(eine) schwarze Lohe, umfieng,
grimm und gierig,
daß da keiner (der) Menschen nicht davon kam,
ausgenommen Loth allein.
Ihn entführten von dannen
(des) Herren Engel,
und seine Töchter zwei
auf einen Berg hinauf.
Das Andere all (das) brennende Feuer,
sowohl Land als Leute
(die) Lohe verzehrte.
So plötzlich ist dieses Feuer gekommen,
so ist früher die Fluth eben so;
so wird der letzte Tag (nämlich: einst kommen).
Deswegen soll aller Leute (ein) Jeglicher
denken vor diese Dinge (d. h. diese Dinge vorbedenken):
des ist Nothwendigkeit groß
(der) Menschen (einem) Jeglichen:
deshalb laßt (euch) in eurem Herzen Sorge (sein).
Denn wenn dieses wird,
daß der waltende Christ,
der hehre Menschen-Sohn,
mit der Macht Gottes
kommt, mit der Kraft
(der) Könige, (der) mächtigsten,
(zu) sitzen mit seiner eigenen Macht,
und zugleich mit ihm
alle die Engel,
die da oben sind,
(die) Heiligen im Himmel:
dann sollen dahin (der) Menschen Söhne,
(die) andern Völker, kommen,
alle zusammen,
(von den) lebendigen Menschen
was irgend nur je in dieser Welt
ward (der) Menschen geboren.
Da er dem Volke soll (d. h. da wird er rc.),
allem Menschengeschlechte,
der erhabene Herr,

adelien aftar iro dadiun.
Than skedid he thea farduanan man,
thea farwarhton weros,
an thea winistron hand.
So duot he ok thea saligon;
an thea suitheron half.
Grotid he than thea godun
endi im tegegnes sprikid:
Kumad gi, quidid he, thea thar gikorene sindun,
endi antfahad thit craftiga riki,
that gode, that thar gigerewid stendid,
that thar ward gumono barnun
giwarht fan thesaro weroldes endie.
Iu habad gewihit selbo
fader allaro fircho barno;
gi motun thesaro frumono neotan,
gewaldon theses widon rikeas
huand gi oft minan willeon frumidun,
fulgengun mi gerno,
endi warun mi iuwaro gebo mildie,
than ik bithuungan was
thurstu endi hungru,
frostu bifangan,
eftho an feteron lug,
biklemmid an karkare:
oft wurdun mi kumana tharod
helpa fan iwun handun.
Gi warun mi an iuwomu hugi mildie,
wisodun min werdlico.
Than sprikid imu eft that werod angegin:
Fro min, the godo, quedat sie,
hvan wari thu bifangan so
bethuungan an sulicun tharabun
so thu fora thesaru thiod telis,
mahtig menis?
Hvan gisah thi man enig
bethuungen an sulicun tharabun,
huat thu habes allaro thiodo giwald,
iac so samo thero medmo,

(das) Urtheil sprechen nach ihren Thaten.
Dann scheidet er die schuldigen Menschen,
die verdammten Männer,
zu der linken Hand.
So thut er auch die Seligen (Frommen)
zu der rechten Seite.
Anredet er dann die Guten
und ihnen entgegen spricht er:
Kommet ihr, sagt er, die da erkoren sind,
und empfanget das herrliche Reich,
das gute, das da bereitet steht,
das da ward (den) Menschen-Söhnen
geschaffen von dieser Welt Anbeginn.
Euch hat geweihet selbst
(der) Vater aller Menschen Kinder;
ihr werdet dieses Nutzens genießen,
Gewalt haben (über) dieses weite Reich,
weil ihr oft meinen Willen gethan (habt),
gefolgt (habt) mir gerne,
und wart mir (mit) euren Gaben milde (freigebig),
wenn ich bedrängt war
(mit) Durst und Hunger,
(mit) Frost befangen,
oder in Banden lag,
eingesperrt im Kerker:
oft wurde mir gekommen (kam mir) dorthin
Hülfe von euren Händen.
Ihr wart mir in eurer Seele mild,
besuchtet mich ehrfurchtsvoll.
Dann spricht ihm wieder die Menge entgegen:
Herr mein, der gute (d. i. du guter), sagt sie,
wann warst du gefangen so,
bedrängt in solchen Nöthen,
wie du vor diesem Volk erzählst,
mächtigen Verbrechens?
Wann sah dich Mann irgend einer (irgend ein Mann)
bedrängt in solchen Nöthen,
da du hast (über) alle Leute Gewalt,
und eben so (über) die Schätze,

thero the io **m**anno baru
ge**w**unnun an thesaro **w**eroldi?
Than sprikid im eft **w**aldand god:
So hvat so gi **d**adun, quidid he,
an iuwes **d**rohtines namon,
godes, fargabun
an **g**odes era
them **m**annun, the her **m**inniston sindun,
thero nu undar thesaru **m**enegi standid
endi thurh odmodi
arme waran
weros, hvand sie minan **w**illeon fremidun,
so hvat so gi im iuwaro **w**elono fargabun,
gi**d**adun thurh **d**iurida,
that antfeng iuwa **d**rohtin selbo;
thiu **h**elpe quam te **h**ebencuninge.
Be thiu wili iu the **h**elago drohtin,
lonon iuwomu gi**l**obon:
gibid iu **l**if ewig.
Wendid ina than **w**aldand
an thea **w**inistron hand,
the **d**rohtin, te them far**d**uanan mannun,
sagad im, that sie sculin thea **d**ad ontgelden,
thea **m**an iro **m**en giwerk.
Nu gi fan **m**i sculun, quidid he,
faran, so far**f**locane,
an that **f**iur ewig,
that thar gi**g**arewid ward
godes andsacun,
fiundo **f**olke
be **f**irinwerkun.
Huand gi mi ni **h**ulpun,
than mi **h**unger endi thurst
wegde the **w**undrun,
eftha ik, gi**w**ardies los,
geng iamermod,
was mi **g**rotun tharf:
than ni **h**abde ik thar enige **h**elpe,
than ik ge**h**eftid was,
an **l**itho kospun bi**l**okan,
eftha mi **l**egar bifeng,
suara **s**uhti:
than ni weldun gi min **s**iokes thar
wison mid **w**ihti.
Ni was iu **w**erd eo **w**iht
that gi min ge**h**ugdin.
Be thiu gi an **h**ellie sculun
tholon, an **th**iustre!
Than sprikid imo eft thiu thiod angegin:
Wola **w**aland god, quedad sie,
hui wilt thu so wit thit **w**erod sprekan,
mahlien with these **m**enegi?
Hvan was thi io **m**anno tharf,
gumono **g**odes?
Hvat! sie it al be thinun **g**ebun ehtun
welon an thero **w**eroldi.
Than sprikid eft **w**aldand god:
Than gi thea **a**rmostun, quidid he,
eldibarno,
manno thea **m**inniston,
an iuwomu **m**odsebon,
helidos far**h**ugdun
letun sea iu an iuwomu **h**ugi lethe
be**d**eldun sie iuwaro **d**iurda,
than **d**adun gi iuwomu drohtine so sama:
gi **w**ernidun imu iuwaro **w**elono.
Be thiu ni wili iu **w**aldand god
ant**f**ahen, **f**ader iuwa,
ac gi an that fiur sculun,
an thene **d**iopun **d**od
diublun thionon,
wredun **w**idersakun:
hvand gi so **w**arhtun bi voran
Than aftar them **w**ordun
skedit that **w**erod an tue,
thea **g**odun enda thea ubilon:
farad thea far**g**ripoñon man
an thea **h**etan **h**el

die, welche je (der) Menschen Kinder
gewannen auf dieser Welt?
Da sagt ihnen wiederum (der) waltende Gott:
Was nur auch ihr thatet, sagt er,
in eures Herren Namen,
Gottes, gabt (was ihr auch gabt)
zu Gottes Ehre
den Menschen, die hier die geringsten sind,
(von) denen, (die) nun unter dieser Menge stehen,
und aus Demuth
arm waren
Menschen (arme Menschen waren), wenn sie meinen Willen thaten;
was nur auch ihr ihnen (von) euren Reichthümern gabt,
thatet (ihr) zum Ruhm,
den empfieng euer Herr selber;
die Hülfe kam zum Himmelskönig.
Deshalb will auch (der) heilige Herr
lohnen eueren Glauben:
(er) giebt (euch) das ewige Leben.
(Es) wendet sich dann der Waltende
zu der linken Hand,
der Herr, zu den verdammten Menschen,
sagt ihnen, daß sie sollen die Thaten entgelten,
die Menschen ihre Sünden-Werke.
Nun ihr von mir sollt, sagt er,
fahren, ihr so verfluchten,
in das Feuer, (das) ewige,
das da bereitet ward
(den) Gottes Widersachern,
(dem) bösen Volke
wegen der Sünderwerke.
Da ihr mir nicht geholfen habt,
wenn mich Hunger und Durst
peinigte zum Verwundern (d. i. heftiglich)
oder ich, (des) Gewandes entblößt,
(einher) gieng jämmerlich,
(so) war mir große Noth:
denn nicht hatte ich da einige Hülfe,
wenn ich gebunden war
mit Glieder-Fesseln, (den) geschlossenen,
oder mich (das) Lager festhielt,
(und) schwere Krankheiten:
denn nicht wolltet ihr mich, den Kranken, da
besuchen auf (irgend eine) Weise.
Nicht war (ich) euch werth irgend Etwas,
daß ihr mein gedachtet.
Deshalb ihr in (der) Hölle sollt
dulden (leiden), in (der) düstern!
Dann sagt ihm wiederum dieses Volk entgegen:
Ach! waltender Gott, sagen sie,
warum willst so lang mit diesen Leuten sprechen,
reden mit dieser Menge?
Wann war dir je (an) Männern Noth,
(an) Menschen Gottes?
Wahrlich! sie es alle wegen deiner Gaben besaßen,
(den) Reichthum in dieser Welt.
Dann sagt wiederum (der) waltende Gott:
Da ihr die Aermsten, sagt er,
(die) Menschenkinder,
(unter den) Menschen die Geringsten,
in eurem Herzen,
(die) Menschen verachtetet,
ließet sie in eurem Herzen böse,
vorenthieltet ihnen euer Mitleid,
da thatet ihr euerem Herrn eben so;
ihr weigertet ihm euren Reichthum.
Deshalb nicht will euch der waltende Gott
empfangen, (der) Vater euer,
und ihr in diesem Feuer sollt,
in diesem tiefen Tod
(den) Teufeln dienen,
(den) schrecklichen Widersachern:
denn ihr handeltet so vorher.
Dann nach diesen Worten
scheidet er die Menge entzwei,
die guten und die bösen:
(es) fahren die verdammten Menschen
in die brennende Hölle

hriwig mode;
thea far**w**arhton **w**eros
witi antfahat
ubil **e**ndilos.
Ledid **u**p thanen
her **h**ebencuning
thea **h**luttaron theoda
an that **l**angsame **l**ioht;
thar is **l**if ewig
gi**g**arewid, **g**odes riki,
godaro thiado.

traurigen Herzens;
(die) verdammten Menschen
Strafe empfängt,
Uebel endlos.
(Es) führt hinauf dann
(der) hehre Himmelskönig
(die) lauteren Menschen
in das unvergängliche Licht;
da ist (das) Leben, (das) ewige,
bereitet, Gottes Reich
den guten Menschen.

II. Althochdeutsche Denkmäler.

Wenn uns verhältnißmäßig auch mehr althochdeutsche Dichtungen erhalten worden sind, so haben die meisten derselben doch wenig andern Werth, als den, daß sie uns Zeugnisse über den Zustand der damaligen Sprache geben. Doch sind das sogenannte Wessobrunner Gebet und ein Gedicht über das jüngste Gericht, Muspilli genannt (beide übrigens nur in Bruchstücken vorhanden), auch in Bezug auf die Form wichtig, da sie alliterirend sind, wie sie denn auch rücksichtlich der selbstständigen Auffassung den übrigen althochdeutschen Dichtungen vorzuziehen sind. Beide scheinen im 9ten Jahrh. abgefaßt worden zu sein. Merkwürdig ist ferner, weil es das einzige nicht kirchliche Denkmal gelehrter Poesie aus diesem Zeitraume ist, das Bruchstück einer alten Weltbeschreibung aus dem 11ten Jahrh., welches unter dem Namen Merigarto (Meergarten, d. h. Welt) bekannt wurde. Die wenigen uns erhaltenen Verse handeln vorzüglich von den Gewässern der Erde, insbesondere von einigen wunderbaren Quellen. Eine nähere Erwägung verdienen Otfrieds Evangelienharmonie und das Ludwigslied.

Otfried.

Von Geburt wahrscheinlich ein Franke, scheint Otfried seine erste Bildung im Kloster zu Fulda erhalten zu haben und somit ein Schüler des Hrabanus Maurus gewesen zu sein. Wahrscheinlich ist er später nach St. Gallen gekommen, so daß er gerade an denjenigen Orten verweilte, wo die deutsche Sprache am treuesten gepflegt wurde, was ihn wohl zunächst veranlaßte, sich in seinem Gedicht derselben zu bedienen. Wir finden ihn zuletzt im Benedictiner-Kloster zu Weißenburg im Elsaß, wo er auch sein Gedicht abfaßte, das er im Jahre 868 vollendete und mit einer deutschen Zueignungsschrift dem König Ludwig dem Deutschen, sowie mit einer lateinischen Vorrede dem Erzbischof Liutbert von Mainz übersandte. Letztere ist deshalb von Wichtigkeit, weil sie uns den Standpunkt angibt, von welchem Otfried ausging, als er sein Gedicht niederschrieb. Er verfaßte dasselbe nämlich in der Absicht, es den Dichtungen des Volkes entgegenzusetzen, die ihm wegen ihres heidnischen oder weltlich gesinnten Inhalts ein Gräuel waren. Nicht die Ueberzeugungskraft hat ihn also zum Dichter gemacht, wie jenen sächsischen Bauern; er hat nicht wie dieser das deutsche Element durch die Verkündigung des Christenthums veredeln wollen: seine Absicht ging vielmehr dahin, dasselbe zu vernichten, ihm Fremdes entgegenzusetzen. Daher ist sein Gedicht auch nur in Bezug auf Sprache und rhythmische Form deutsch; in Bezug auf Anschauung und poetische Gestaltung ist es durchaus fremd, indem er sich hierin die epischen Dichter der Römer zu Muster nahm. Zwar hat er dieselben, was die Composition des Ganzen betrifft, nicht ohne Glück nachgeahmt, indem er den in den Evangelien niedergelegten Stoff nach seinen Bedürfnissen vertheilte; aber darin liegt auch allein der Werth seines Gedichts. Denn die Ausführung ist durchgängig schwach und frostig, ohne episches Leben, in didaktische Betrachtungen ausartend. Selbst die Sprache steht der im Heliand weit nach. Es fehlt ihr nicht nur die kühne Begeisterung, die wir bei jenem bewundern, sie ist auch viel weniger rein und ächtdeutsch, oft matt und schwerfällig, wie es bei dem Bestreben des Dichters, seine Gelehrsamkeit hervorleuchten zu lassen, nicht anders möglich war. Ueber die metrische Form der Evangelienharmonie des Krists von Otfried haben wir schon oben (S. 8 f.) das Nöthige gesagt; es bleibt uns nur übrig, eine Probe desselben mitzutheilen. Wir wählen hiezu die Stelle aus dem ersten Kapitel, in welchem Otfried das Lob der Franken besingt, weil daraus eine tiefgefühlte Vaterlandsliebe hervorleuchtet, die uns einigermaßen mit dem Feinde der heimatlichen Poesie versöhnt, und sodann zur Vergleichung mit dem Heliand die Rede Christi auf dem Oelberge.

1. Lob der Franken.

Sie sint so sáma kuani,
sélb so thie Románi;
ni thárf man thaz ouh rédinon,
thaz Kríachi in thes giwídaron.
Sie eígun in zi núzzi
so sámalicho wízzi.
in félde ioh in wálde
so sint sie sáma balde.
Richiduam ginúagi,
joh sint ouh filu kuani,
zi wáfane snelle;
so sint thie thégana alle.
Sie búent mit giziugon,
joh warun io thes giwón,
in guátemo lánte;
bi thiu sint sie únscante.
Iz ist filu feizit,
hárto ist iz giwéizit

Sie sind eben so kühn,
gerade wie die Römer;
nicht darf (ein) Mann das auch sagen,
daß die Griechen ihnen dies absprechen (sie darin übertreffen).
Sie haben es (sich) zum Nutzen
gleicher Weise Klugheit,
im Felde und im Walde
da sind sie eben so kühn.
(An) Macht genug (reich)
sind (sie) auch sehr kühn,
zu Waffen bereit —
so sind die Degen alle.
Sie bauen mit Gezeug (Werkzeugen),
auch waren (sie) ja des gewohnt,
in (einem) guten Lande;
dabei sind sie schandlos (ruhmvoll).
Es ist sehr fett (fruchtbar),
sehr ist es erzeigt (versehen)

mit mánagfalten éhtin;
nist iz bi unsen fréhtin.
Zi núzze grébit man ouh thár
ér inti kúphar,
joh bi thía meina
ísine steina.
Ouh thára zua fúagi
sílabar ginúagi;
joh lésent thar in lánte
góld in iro sante.
Sie sint fástmúate
zi mánagemo guate,
zi mánageru núzzi;
thaz dúent in iro wizzi.
Sie sint filu redje,
sih fianton zirrettine;
ni gidúrrun sies bigínnan;
sie éigun se ubarwúnnan.
Líut sih in nintfúarit,
thaz iro lánt ruarit,
ni sie bíro gúati
in thíonon io zi noti.
Joh ménnisgon álle,
ther sé iz ni untarfálle,
ih weiz iz, Gót worahta,
al éigun se iro forahta.
Nist líut thaz es bíginne,
thaz widar ín ringe;
in éigun sie iz firméinit,
mit wáfanon gizéinit.
Sie lértun sie iz mit svérton,
náles mit then wórton,
mit spéron filu wáffo;
bi thiu fórahten sie se nóh so.
Ni si thíot, thaz thes gidráhte,
in thin iz mit in fehte,
thoh Médi iz sin, joh Pérsi,
núbiu es thiwírs si?
Lás ih iu in alawár

mit mannigfaltigen Arten (Gaben) —
nicht ist es mit unserm Verdienst.
Zu Nutzen gräbt man auch da
Erz und Kupfer,
auch nach der Meinung (wie ich glaube)
Eissteine (Krystalle).
Auch dazu zur Fügung (Bereitung)
Silber genug;
ja sie lesen da im Lande
Gold in ihrem Sande.
Sie sind festmüthig
zu manchem Guten,
zu manchem Nutzen —
das thut ihnen ihre Weisheit.
Sie sind sehr rasch,
sich (den) Feinden zu entreißen;
nicht wagen sie es zu beginnen (anzugreifen),
(so) haben sie dieselben überwunden.
(Kein) Volk sich ihnen entzieht,
das ihr Land berührt,
nicht bei ihrer Tapferkeit
ihnen zu dienen ja nothgedrungen.
Auch alle Menschen,
wer sich ihm nicht unterwirft,
ich weiß es, Gott bewirkte,
alle haben sie ihrer (vor ihnen) Furcht.
Nicht ist (ein) Volk, das es beginne (angreife)
das wider dasselbe ringe,
ihm haben sie es verleidet,
mit Waffen vorgezeichnet.
Sie lehrten sie es mit Schwertern,
nicht aber mit den Worten,
mit Speeren, vielen Waffen;
vor diesen fürchten sie sich noch so.
Nicht sei (ein) Volk, das darnach trachte,
darin, (daß) es mit ihm fechte,
wenn auch Meder es seien, oder Perser,
ob nicht ihnen es desto schlimmer sei?
Las ich ja in aller Wahrheit

in einen búachon, ih weiz wár,
sie in síbbu joh in áhtu
sin Alexándres slahtu,
Ther wórolti so githréwita,
mit svértu sia al gistréwita
úntar sinen hánton
mit filu herten bánton.
Joh fánd in thern rédinu,
thaz fon Macedónju
ther líut in gibúrti
giseéidiner wúrti.
Nist untar ín thaz thúlte,
thaz kúning iro wálte,
in wórolti nihéine,
ni si thíe sie zugun héime.
Odo in érdringe
ánder es bigínne
in thihéinigemo thíote,
thaz ubar si gibíate.
Thes éigun sie io núzzi
in snélli joh in wízzi;
nintrátent sie nihéinan
unz sínan eigun héilan.
Er ist gizál ubar ál
io so édil thegan seál,
wíser inti kúani;
thero éigun se io ginúagi.
Wéltit er githíuto
mánagero líuto,
joh zíuhit er se réine,
selb so síne heime.
Ni sínt thie imo ouh derjen,
in thiu nan Fránkon werjen,
thie snélli sine irbiten,
thaz síe nan umbiriten.
Wanta állaz thaz sies thénkent,
siez al mit Góte wirkent,
ni dúent sies wíht in noti
ána sin girati.

in einem Buche, ich weiß, wo,
sie (seien) in Sippschaft und in Verwandtschaft
gewesen Alexanders Geschlecht,
Der (der) Welt also gedrohte,
mit Schwertern sie ganz hinstreuete (niederwarf)
unter seine Hände
mit sehr starken Banden.
Auch fand (ich) in dieser Rede (Erzählung),
daß von Macedonien
dieses Volk im Ursprung
abgesondert wurde.
Nicht ist unter ihnen geduldet,
daß (ein) König ihrer walte
in der Welt keiner,
wenn sie dieselben sich nicht erzogen daheime,
Oder im Erdkreis
(ein) Anderer es beginne,
in irgend einem Volke,
daß (er) über sie gebiete.
Davon haben sie auch Vortheil
in Mannhaftigkeit und in Weisheit;
nicht erschrecken sie vor irgend Einem,
so lang sie ihn (ihren König) haben gesund.
Er ist kühn vor Allen,
wie so edler Degen soll,
weise und kühn;
deren haben sie wohl genug.
Waltet er freundlich
(über) manches Volk,
auch erziehet (regiert) er sie gut,
gerade wie seine daheime.
Nicht sind, die ihm auch schaden,
so lange als ihn Franken wehren (vertheidigen),
die kühn seiner warten,
daß sie ihn umreiten (reitend umgeben).
Denn Alles was sie denken,
sie es Alles mit Gott wirken (thun),
noch thun sie Etwas in (der) Noth
ohne seinen Rath.

Sie sint Gótes worto
flízig filu hárto,
tház sie thaz gilérnen,
thaz in thia búah zellen;
Tház sie thes bigínnen,
iz úzana gisingen,
joh sie iz ouh irfúllen
mit míchilemo wíllen.
Gidán ist es nu rédina,
thaz sie sint gúote thegana,
ouh Góte thiouonte álle,
joh wísdames folle.

Sie sind Gottes Wortes
beflissen sehr viel,
daß sie das gelernen,
was ihnen die Bücher (Bibel) erzählen,
Daß sie das beginnen,
es auswendig singen,
und sie es auch erfüllen
mit kräftigem Willen.
Gethan ist nun (die) Rede,
daß sie sind gute Degen,
auch Gott dienen alle,
auch weisheitsvoll.

2. Von der Lehre des Herrn an seine Jünger auf dem Berge.

Giáng tho drúhtin thánana,
mit ímo ouh sine thégana,
oúgtun sie ímo innan thés
gizímbri thes húses.
Quad ér: „Giwisso ih ságen íu,
thie steina wérdent noh zi thiu,
thaz síe sint só unthrate,
hiar líggent al zi säte.“
Er sáz sid thémo gánge
in themo óliberge;
frágetun sie nan súntar —
sie wás es filu wúntar:
„Ságe uns, meistar, thánne
wio thiu zít gigínge,
zéichan wio thu quéman scalt,
ioh wio thiu wórolt ouh zigát?“
„Góumet“, quad ér, „thero dáto,
ioh weset gláwe, thrato,
thaz íu ni dáron in fára
thie mánagon lúginara.
Yrwéhsit íamarlichaz thíng
úbar thesan wórolt ring,
in húngere int in súhti
in wénegeru flúhti!“
Tho zált in thiu sin gúati

(Es) gieng hinauf (der) Herr (von) dannen,
mit ihm auch seine Diener (Jünger),
zeigten sie ihm indessen
(den) Bau des Hauses.
Sprach er: „Gewißlich ich sage Euch,
diese Steine werden noch zu dem (näml. kommen),
daß sie sind so unwerth,
(und) hier liegen all zur Saat (d. h. wie gesäet).“
Er saß (d. i. setzte sich) nach diesem Gange
auf dem Oelberge;
fragten sie ihn insbesondere,
sie war es (d. i. nahm es) sehr Wunder:
„Sage uns, Meister, denn,
wie die Zeit geht,
als Zeichen, wie du kommen sollst
und wie die Welt auseinandergeht?“
„Beachtet“, sprach er, „diese Thaten (Ereignisse),
ja seid vorsichtig, trachtet,
daß euch nicht bringen in Gefahr
di· manchen (vielen) Lügner.
(Es) erwächst jämmerliches Ding
über diesen Welt-Ring,
in Hunger und in Seuchen,
in armseliger Flucht!“
Drauf erzählte ihnen die seine Güte

thio selbun árabeiti,
thie sie scoltun rinan
thuruh námon sinan:
Mánno haz ouh mánagan,
ubar sie giléganan,
níd filu stréngan,
so frám sie iz múgun bríngan:
Wió se scoltun fáhan,
zi hérizohon ziahan,
gibúntan furi kúninga
thie sine liabun thégana.
Det ér in dróst tho álles
thes íro tódes fálles
quad théiz ni wári bi álles waz,
ni si thuruh sínan éinan haz.
Ni sórget fora themo línte,
thár ir stet in nóte,
in fórahtun ni wéntet,
waz ir in ántwurtet.
Ih wísero wórto
giwárnon íuih hárto,
rehtera rédina,
ir birut míne thégana.
Ih bin sélbo zi thiu,
ioh thár ouh sprichu uzar íu,
giwárnon hérzen guates,
ioh thráto festes múates.
Ságet in ouh zi wáre
fon themo éndidagen thäre.
giwúag in ouh ginóto
thes ántikristen zíto,
Thes githuíngnisses,
thes wórolt thúltit thanne lés;
„Giwisso thaz, ni híluh thih,
theist zítin allen úngilih.
Sie sint thanne in wéwen,
in árabeitin séren,
thaz er ni ward ió súlih fal,
ouh íámer wérdan ni scál.

die selben Mühseligkeiten,
die sie sollten erdulden
um seinen Namen (seinetwegen);
Menschenhaß auch manchen,
über sie gelegen,
Neid sehr unerbittlichen,
so weit sie es können bringen;
Wie sie sollten fahen,
zu (den) Herzogen (Richtern) ziehen,
gebunden vor Könige
die seinen lieben Diener.
Gab er ihnen Trost dazu anders
(über) den ihren Todesfall,
sagte, daß es nicht wäre für anders was,
wenn nicht um seinen alleinigen Haß.
„Nicht sorget (fürchtet euch) vor dem Volke,
wenn ihr steht in Noth,
aus Furcht nicht wend t
was ihr ihnen antwortet.
Ich weiser Worte (mit weisen Worten)
bewaffne euch recht,
(mit) rechter Rede;
ihr seid meine Degen (Jünger).
Ich bin selbst zugegen,
ja da auch spreche (ich) aus euch,
bewaffne (eure) Herzen (mit) Gutem,
und sehr mit festem Muthe.“
Sagt ihnen auch in Wahrheit
von dem Endetag dort,
erwähnt ihnen auch genau
des Antichristes Zeit,
des Bedrängnisses,
das die Welt erduldet dann leider:
„Gewiß daß, nicht hehl ich es,
das ist allen Zeiten ungleich.
Sie sind dann in Wehen,
in Mühseligkeiten schmerzlichen,
daß vorher nicht ward wohl solcher Fall,
auch immer werden nicht soll.

Thaz kúrzit druhtin sáre
thuruh thie drúta sine,
thuruh then góteleidon
mit sínen ginádon.
Duit máno ioh thiu sunna
mit finstere únwunna,
ioh fállent ouh thie stérron
in érda filu férron.
Sih, weinot thanne thuruh thia quíst
ál thaz hiar in érdu ist,
thúruh thio selbun grúnni
al thiz wórolt knuni.
So séhent se mit githuínge
quéman thara zi thinge
fon wólkonon hérasun
then selbon ménnisgen sun.
Sine éngila ouh in ala wár,
sie blásent iro hórn thar,
thaz dúent si ió gilicho
filu kráftlicho.
Thaz síe thes thar giáfalon,
sine drúta al sámanon,
thaz sie quémen thara zi ín,
so war in wórolti sie sín.
Thaz íuer iagilih nu quít
bi thesa iúngistun zit,
nist ther thia gizéino,
ni si min fáter eino.
O'do iz wizi wórolt man,
wánne iz sculi wérdan,
wanne iz Gót wolle,
thaz wórolt al zifálle.
Thoh wírdit in giwíssi
ér michil stilnissi,
so iu was untar líntin
bi alten Nóes zítin.
So sie tház wásar thar bifiang,
so er érist thia árka ingigíang,
so gáhun quimit hérasun
ther selbo ménnisgen sun.
Bi thín sit ió ginóto
wáehar filu thráto,
wanta ist firhólan iuih ál,
wánne druhtin quéman scal.
Oba ther mán westi,
ther heime ist in ther fésti,
al thaz úngizami
wio ther thíob quami;
Er wácheti bi nóti
thánne in théru ziti,
dribi then thíob thanana úz,
ni liazi irgrában sinaz hús.
Bi thiu wahtet álla thia náht,
thoh er iz dúe ubar máht,
thaz er thaz sín ginerie
ioh fíanton biwérie.
Duet ír ouh, so so ther dúit,
wanta ir ni wízut thia zít,
sit wáehar ío, so ih gibót
thaz ir bimídet then nót!"
Ságeta er tho then líobon
fon then zehen thíarnon
bíldi biquámi,
ioh thára zua gizámi;
Wio thio finfi fuarun,
thie úngiware wárun,
ni wárun wola wáehar,
bi thiu missigíangun sie thar.
Wio wola iz thén gifuar ouh thár,
thio híar ío warun wáehar,
thes hérzen sie hiar wíaltun,
ioh réino gihíaltun.
Er zálta ouh bilidi ánder,
thaz sie síh wárnotin thin mér:
wio fuar ein mán richi
in ander kúningrichi;
Wio ér iz èr giméinta,
sinaz dréso deilta

Dies kürzet der Herr bald
wegen der Geliebten seinen,
wegen der Gottleidenden
mit seinen Gnaden.
(Es) verbreitet (der) Mond und die Sonne
Finsterniß Unwonne,
und (es) fallen auch die Sterne
auf (die) Erde sehr weit.
Sieh, (es) weinet dann ob dieser Drangsal
alles, das hier auf Erden ist,
wegen der selben Unfälle,
all dieses Welt-Geschlecht.
Dann sehen sie mit Bedrängniß
kommen daher zu Gericht
von (den) Wolken herab
den selbigen Menschen-Sohn.
Seine Engel auch in aller Wahrheit,
sie blasen ihre Hörner dann,
das thun sie immer gleich
sehr kräftiglich,
Damit sie da Genüge haben,
seine Geliebten all zusammen,
daß sie kommen her zu ihm,
wo immer in der Welt sie sind.
Was euer (ein) Jeglicher nun fragt
von dieser jüngsten Zeit,
nicht ist, der dies berichtet,
wenn nicht mein Vater allein.
Nicht es weiß (auf der) Welt (ein) Mann,
wann es geschehen soll,
wann es Gott wolle,
daß (die) Welt all zerfalle.
Dann wird in Gewißheit
zuerst große Stille,
wie einst war unter (den) Menschen
bei (des) alten Noa Zeiten.
Wie sie das Wasser da befieng,
wie er zuerst (in) die Arche eingieng,
so jäh (plötzlich) kommt herab
der selbe Menschen-Sohn.
Wegen dieses (deshalb) seid ja bestimmt
wachsam sehr stark,
weil ist verhehlt euch allen,
wenn der Herr kommen soll.
Wenn der Mann wüßte,
der daheim ist in dem Haus,
alles Ungefäll,
wie der Dieb kommt;
Er wachete nothwendig
dann in der Zeit
triebe den Dieb dann hinaus,
nicht ließe (er) ergraben (plündern) sein Haus.
Wegen dieses (deshalb) wachet (er) alle die Nacht (die ganze Nacht),
obgleich er es thue über Vermögen,
daß er das Seine rette,
auch (vor) Feinden bewahre.
Thuet ihr auch, so wie der thut,
da ihr nicht wisset die Zeit,
seid wachsam ja, wie ich gebot,
daß ihr vermeidet die Noth!"
Sagte er drauf den Lieben
von den zehen Dirnen
ein Bild passend
auch dazu geziemend,
Wie die fünf (sich) aufführten,
welche unachtsam waren,
noch waren wohl wachsam,
deshalb irrgiengen sie da.
Wie wohl es denen bekaum auch dar,
die hier ja waren wachsam,
des Herzens sie hier walteten,
auch rein behielten.
Er erzählte auch Gleichniß anderes,
daß sie sich bewahrten desto mehr:
wie reiste ein Mann reich
in (ein) andres Königreich;
Und wie er es vorher beschloß,
sein Schatz theilte

úntar sinen scálkon
zi súorglichen wérkon;
Gibót thaz sie iz bifóratin
ióh thar ana wórahtin
wúachar gizámi,
únz er avur quámi.
Thie zvéne es wola zilotun,
ioh wola iz mérotun;
ther thritto was nihein héit
thúruh sina zágaheit.
Er ward firdámnot thuruh nót,
thár man inan pínot
giwisso réhto thuruh tház
want et wáchar ni was.
Thie ándere zvene síne
gidét er filu blíde,
gifrewet in hárto iro múat,
so guat hérero duat.
Gisázt er sie tho scóno
ubar búrgi sino,
gideta ér se filu riche
thaz in thaz thíonost liche.
„Bi thiu sít io wáchar
allaz íuer líb hiar,
dáges indi náhtes,
so thénket ío thes réhtes;
Thaz ir thes io giílet,
thia zála bimídet,
ioh ío thes gigáhet,
themo égisen intfliahet;
Tház ir werdet wírdig,
sar so quimit minaz thíng,
thaz ir stét in rihti
in míneru gisihti!“
Lert er dáges ubarlút
ofono állan then liut;
sie quámun ío ginóto
zi ímo sar gizito
Fuar thánne mit then knéhton

unter seinen Dienern
zu sorglichen Werken;
Gebot, daß sie es verwendeten,
auch daran bewirkten
Wucher (Nutzen) passenden,
bis er aber (wieder) käme.
Die zwei es wohl erzielten (verwendeten),
ja sehr es mehreten;
der dritte war kein guter
wegen seiner Zagheit.
Er ward verdammt zur Qual,
drauf man ihn peinigte,
gewiß recht wegen dieses,
weil er wachsam nicht war.
Die andern zwei seine
that (machte) er sehr glücklich,
erfreute ihnen sehr ihren Muth (ihr Herz)
wie (ein) guter Herr thut.
Setzte er sie drauf schön
über Burgen seine,
machte er sie sehr reich,
daß ihnen der Dienst gefalle.
„Wegen dieses seid ja wachsam
all euer Leben hier,
Tages und Nachts,
so gedenkt (ihr) gewiß des Rechts;
Daß ihr das ja (euch) beeilet,
die Gefahr vermeidet,
auch gewiß des (euch) bemühet,
dem Schrecken entfliehet;
Daß ihr werdet würdig,
sobald kommt mein Gericht,
daß ihr steht im Gerichte
in meinem Angesichte!“
Lehrte er (des) Tages sehr laut
offen allen den Leuten;
sie kamen gewiß genau
zu ihm fortwährend (zur) Zeit.
(Er) fuhr dann mit den Knechten (Jüngern)

in then óliberg zen náhton,
was io thár ubar náht,
so hiar fóra ward giwáht.

auf den Oelberg zu Nacht,
war gewiß dort über Nacht,
wie hier zuvor ward bemerkt.

Das Ludwigslied.

Das Gedicht, welches den Sieg Ludwigs III., Königs von Austrasien und Neustrien, über die Normannen (bei Saucourt im J. 881) verherrlicht, würde schon einen vollgültigen Beweis in sich tragen, daß es vor ihm solcher Kriegs- und Siegslieder viele gegeben haben müsse, wenn dieses uns auch nicht auf das Bestimmteste berichtet wäre. Denn die ganze Darstellung, namentlich aber die des Kampfes, trägt ein so ganz eigenthümliches Gepräge, daß wir dasselbe als feststehend, im Laufe der Zeiten ausgebildet ansehen müssen, gerade wie es bei den Kriegs- und Siegsliedern des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall ist. Weil die einzige Handschrift dieses Liedes in einer Klosterbibliothek gefunden wurde, gerieth man auf den Einfall, es für die Arbeit eines Mönchs auszugeben. Allerdings wird diese Annahme durch den Umstand unterstützt, daß ein Mönch, Namens Hucbald († 930), der mit Ludwig III. in genauen Verhältnissen stand, und zur Zeit der Normannenschlacht im Kloster St. Amand lebte (dem nämlichen, in welchem die Handschrift aufgefunden wurde), als Dichter und Tonkünstler berühmt war. Allein so merkwürdig dieses Zusammentreffen auch ist, so reicht es doch noch nicht hin, ihn oder überhaupt einen Geistlichen für den Verfasser des Gedichts zu halten, da die volksmäßige Haltung desselben einer solchen Annahme entschieden widerspricht. Das Ludwigslied ist übrigens nicht ganz vollständig erhalten; es fehlen in der Mitte mehrere Zeilen, und ist auch am Ende mangelhaft. Doch können auch hier nur wenige Zeilen fehlen. Es ist in einer vierzeiligen Strophe abgefaßt, deren Zeilen paarweise durch den Reim verbunden sind, welcher aber sehr häufig in bloßen Anklang der Vokale sich auflöst.

Das Ludwigslied.

Einan kuning weiz ih,
heizsit her Hludwíg,
ther gerno Gode thionôt;
ih weiz, her imos lônôt.
Kind warth her faterlôs;
thes warth imo sàr buoz:
holôda inan truhtîn,
magaczogo warth her sîn.
Gab her imo dugidi,
frônisc githigini,
stual hier in Vrankôn:
sô brûche her es lango!
Thaz gideild her thanne

Einen König weiß ich,
heißet er Ludwig,
der gerne Gott dienet;
wohl er ihm's lohnet.
Kind ward er vaterlos,
des ward ihm bald Buße (Ersatz);
führte ihn (der) Herr,
Erzieher ward er sein.
Gab er ihm Tüchtige (Edle),
stattliches Gedegene (Gefolge),
Stuhl hier bei (den) Franken;
so brauche er es lange!
Das getheilte er dann

sâr mit Karlemanne,
bruoder sînemo,
thia czala wunniônô.
Sô thaz warth al gendiôt,
korôn wolda sin God,
ob her arbeidi
sô iung tholôn mahti.
Liez her heidinê man
obar sêo lîdan,
thiot Vrankônô
manôn sundiônô.
Sumê sâr verloranê
wurdun, sum erkoranê;
haranskara tholôta,
ther êr misselebêta.
Ther, ther thanne thiob was,
inder thanana ginas,
nam sîna wastôn;
sidh warth her guot man.
Sum was luginâri,
sum was skâchâri,
sum fol lôses;
inder gibuozta sih thes.
Kuning was ervirrit,
thaz rìchi al girrit,
was erbolgan Krist:
leidhôr thes ingald iz.
Thoh erbarmêd es got,
wisser alla thia nôt,
hiez her Hludwîgan
tharôt sâr rîtan:
„Hludwîg, kuning min,
hilph mînan liutin!
heigun sâ Northman
harto bidwungan.“
Thanne sprah Hludwîg;
„Hêrro, sô duon ih!
Dôt ni rettê mir iz,
al thaz thû gibiudist!“

Thô nam her Godes urlub,
huob er gundfanon ûf,
reit her thara in Vrankôn
ingagan Northmannôn.
Gode thancôdun
thê sîn beidôdun,
quâdhun al: „Frô mîn,
sô lango beidôn wir thîn!“
Thanne sprah lûto
Hludwîg ther guoto:
Trôstet iuh, gisellion,
mînê nôtstallon!
Hera santa mih God,
ioh mir selbo gibôd,
ob iuh rât thûhti,
thaz ih hier gevuhti.
Mih selbon ni sparôti,
unz ih iuh gineriti.
Nû will ih, thaz mir volgôn
allê Godes holdon.
Giskerit ist thiu hier wist
sô lango, sô wili krist;
wili her unsa hina varth,
therô habêt her giwalt.
Sô wer sô hier in ellian
giduot Godes willion,
quimit her gisund ûz:
ih gilônôn imoz.
Bilîbit her thâr inne,
sînemo kunnie
. . . .
. . . .“
Thô nam her skild indi sper,
ellianlicho reit her,
wold er wâr errahchôn
sîna widarsahchon.
Thô ni was iz buro lang,
fand her thia Northman;
Gode lob sagêda;

bald mit Karlmann,
(dem) Bruder seinem,
dazu (eine große) Zahl Wiesen.
Wie dies ward all geendigt,
prüfen wollte Gott es,
ob er Mühseligkeiten
so lange dulden möchte.
Ließ er heidnische Männer
über See gleiten,
(das) Volk (der) Franken
mahnen (der) Sünden.
Einige bald verlorene
wurden, einige erkorene:
Haarscheeren (Schmach) erduldete,
der eher (früher) mißlebete (ein schlechtes Leben führte).
Der, der dann ein Dieb war,
und der davon genas,
nahm seine Fasten:
seitdem ward er (ein) guter Mann.
Mancher war (ein) Lügner,
Mancher war (ein) Mörder,
Mancher voll Losigkeit (Falschheit),
und er büßte (reinigte) sich davon.
(Der) König war entfernt,
Das Reich ganz geirrt,
(es) war erzürnt Christus:
leider des entgalt es.
Da erbarmete es Gott,
wußte er alle die Noth,
hieß Herrn Ludwigen
dahin bald reiten:
„Ludwig, König mein,
hilf meinen Leuten!
(es) haben sie die Normannen
hart bedrängt!“
Dann sprach Ludwig:
„Herr, so thue ich!
Tod nicht entreiße mir es (mache es mir unmöglich),
Alles, das du gebietest!“

Da nahm er Gottes Urlaub,
hob er (die) Kriegsfahne auf,
ritt er dann zu (den) Franken
entgegen (den) Normannen.
Gott dankten,
die seiner warteten,
sprachen alle: „Herr mein,
so lange warten wir dein!“
Dann sprach laut
Ludwig der Gute:
„Tröstet euch, Gesellen,
meine Nothgefährten!
Her sandte mich Gott,
auch mir selbst gebot,
ob euch Rath däuchte,
daß ich hier kämpfte.
Mich selbst nicht schonte (ich),
bis ich euch errettete.
Nun will ich, daß mir folgen
alle Gottes Helden (Getreuen)
Beschеert ist das Hiersein,
so lange als es Christus will;
will er unsere Hinfahrt,
des hat er Gewalt.
Wer also hier in Kraft
gethut Gottes Willen,
kommt er gesund aus,
ich gelohne es ihm.
Bleibt er darin,
seinem Geschlechte
. . . .
. . . . !“
Da nahm er Schild und Speer,
gewaltiglich ritt er,
wollte er die Wahrheit darthun
seinen Widersachern.
Da war es nicht sehr lang,
fand er die Normannen,
Gott Lob sagte (er),

her sìhit, thes her gerèda.
Ther kuning reit kuono,
sang lioth frònò,
joh allè samau sungun:
„Kyrrie leison!"
Sang was gisungan,
wìg was bigunnau;
bluot skein in wangòn,
spilòdun ther Vrankòn.
Thâr vaht thegenò gelih,
nieheiu sò sò Hludwìg;
snel indi kuoni,
thaz was imo gekunni.
Sumau thuruh skluog her,
suman thuruh stah her;
. . . .
. . . .

er sieht, des er begehrte.
Der König ritt kühn,
sang (das) Lied heilig,
ja alle zusammen sangen:
„Kyrie eleison!"
Sang war gesungen,
Kampf war begonnen,
Blut schien in den Wangen,
(es) kämpften freudig da (die) Franken.
Da focht, Helden gleich,
Keiner so wie Ludwig,
schnell und kühn,
das war ihm angestammt.
(Den) Einen durchschlug er,
(den) Andern durchstach er,
. . . .
. . . .

Her skancta ce hanton
sìnân fianton
bitteres lìdes:
Sò wè im hio thes lìbes!
Gilobòt si thiu Godes kraft!
Hludwìg warth sigihaft;
jah allèn heiligon thanc:
sin warth ther sigikamf.
Dò dâr abur Hludwìg
Kuning was sàlig,
garo, sò ser hio was
. . . .
. . . .
Sò wâr, sò thes thurst was,
gihaldè inan, truhtin,
bi sìnan èrgrehtin.

Er schenkte zu Handen
seinen Feinden
bitteres Leides:
so weh ihnen hier des Lebens!
Gelobet sei die Gottes Kraft!
Ludwig ward sieghaft;
sprach allen Heiligen Dank:
sein ward der Siegeskampf!
Da hier aber Ludwig
(der) König war gesegnet,
ganz so sehr er hier war,
. . . .
. . . .
So wahr, als dessen Noth war,
Erhalte ihn, Herr,
bei seiner Herrlichkeit!

Zweiter Zeitraum.

Von der Mitte des zwölften bis zur Mitte des vierzehnten Jahrhunderts.



Ehe wir zur allgemeinen Betrachtung der literarischen Leistungen dieses Zeitraumes übergehen, ist es nöthig, einige allgemeine Bemerkungen über die politischen Verhältnisse Deutschlands vorauszuschicken, weil sich aus diesen der richtige Standpunkt zur genauern Würdigung der geistigen Entwickelung des deutschen Volks gewinnen läßt.

Während in der vorangehenden Periode die Kaiser sich der Geistlichen bedient hatten, um mit ihrer Hülfe die nach Selbstständigkeit ringenden Großen niederzuhalten, sehen wir im vorliegenden Zeitraume umgekehrt, daß die Kaiser sich nach Bundesgenossen zur Bekämpfung der geistlichen Macht umsehen, welche zu einer selbst das Kaiserthum bedrohenden Höhe emporgewachsen war. Da die Streitigkeiten zwischen der weltlichen und der geistlichen Macht nicht bloß geistiger Natur waren, sondern insbesondere wegen der Beziehungen zu Italien auch auf dem Schlachtfelde ausgefochten werden mußten, so ist es begreiflich, daß die Kaiser alle waffenfähigen Männer für sich zu gewinnen suchten. Die nächste Folge davon war, daß diejenigen, welche mit der Führung der Waffen vertraut waren, immer mehr an Ansehen gewannen, daß sich der Herrenstand aus der übrigen Masse der Nation immer mehr ausschied und eine abgesonderte Stellung einnahm, d e um so bedeutungsvoller wurde, als der Adel, zwischen den kämpfenden Parteien stehend, die volle Wahl hatte, zu welcher er sich schlagen, welche er mit dem Gewichte seiner Waffen und seines Muths unterstützen wollte. So kam es, daß ihm die Kaiser, um ihn zu gewinnen, nach und nach immer mehr Vorrechte einräumten, die seine Selbstständigkeit mehrten und ihn endlich selbst dem Kaiserthum furchtbar und verderblich machten. Doch hatte noch ein anderer Umstand wesentlichen Einfluß auf die eigenthüm-

liche Entwickelung und Ausbildung des Herrenstandes in Deutschland. Obgleich der Keim hiezu allerdings in den altgermanischen Einrichtungen lag, indem der Reiterstand, der aus edeln und vollfreien Leuten gebildet war, und seit dem 10. Jahrhunderte den Kern der deutschen Heere ausmachte, schon sehr frühe eine bevorzugte Stellung gewonnen hatte, die durch das Lehenswesen zu immer festerer Gestaltung gediehen war; so ist doch die eigenthümliche, charakteristische Form, in welcher nun das Ritterthum erscheint, nicht ursprünglich deutsch; sie hat sich vielmehr zuerst bei den französischen Normannen zur Zeit des ersten Kreuzzugs ausgebildet, von denen sie sich zunächst zu den übrigen romanischen Völkern und dann auch über Deutschland verbreitete. Zur Aufnahme in den Ritterstand wurde vor Allem adelige Abkunft verlangt (wenn auch zuweilen Nichtadelige zu Rittern geschlagen wurden, so erscheint dies bloß als Ausnahme). Dadurch entstand eine scharfe Abgränzung von den übrigen Ständen, die namentlich in Deutschland schroff hervortrat, aber auch in den romanischen Ländern groß genug war, um den Ritterstand immer mehr nach äußerlichen Formen zu drängen, die ihn von den Nichtrittern unterscheiden sollten. Man bestrebte sich namentlich, in den gesellschaftlichen Vereinigungen feinere Manieren anzunehmen, welche man in Frankreich mit dem Worte Courtoisie bezeichnete, und in Deutschland, den Namen wie die Sache nachahmend, höfische Sitte nannte. Durch die glänzenden Zusammenkünfte der Ritter bei festlichen Gelegenheiten, wie Königswahlen, Reichstagen, Vermählungen fürstlicher Personen, bei Turnieren u. s. w. wurde diese feine Sitte immer mehr ausgebildet; aber eben deswegen richtete sie sich auch vorzugsweise auf das bloß Aeußerliche, wodurch sich das Scheinwesen ansetzte, welches das Ritterthum, namentlich in Deutschland, charakterisirte.

Doch vereinigten sich im nördlichen Spanien und im südlichen Frankreich mancherlei Gründe, dieser ursprünglich ganz nach Außen gerichteten Gestaltung des Ritterthums auch eine geistige Richtung zu geben; insbesondere wirkten wohl die Nachklänge der römischen Civilisation und die vielfachen Berührungen mit den gebildeten, geistreichen Arabern darauf hin, durch welche das in jenen Völkern tief liegende poetische Element geweckt oder wenigstens zu künstlerischer Ausbildung geleitet wurde. Mit der äußern Form des Ritterthums nahmen die Deutschen auch die geistige Bildung ihrer Vorbilder an; leider entwickelten sie aber hiebei wenig Selbstständigkeit, vielmehr schlossen sie sich im Ganzen nur sklavisch an die Franzosen, die sie in Form und Stoff nachahmten, ohne sie jedoch weder in der einen noch der andern Seite zu erreichen. Der Mangel an Selbstständigkeit beurkundet sich bei den ritterlichen Dichtern besonders darin, daß sie die volksthümlichen Elemente der Poesie vollständig vernachlässigten, ja dieselben sogar verachteten.

Ehe wir jedoch diese allgemeinen Grundzüge weiter ausführen, müssen wir zuerst angeben, auf welchem Wege die französisch-ritterliche Bildung nach Deutschland gelangte. Es ist der erste und nächste Grund hievon in den Kreuzzügen zu suchen, durch welche die Deutschen mit den meisten Völkern Europas in folgenreiche Berührung kamen, da Franzosen und Provenzalen, Italiener, Normänner und Engländer gleichmäßig dem unwiderstehlichen Zuge folgten, der sie ins ferne Morgenland trieb, das heilige Grab aus den Händen der Ungläubigen zu befreien. Da unter allen diesen Völkern die Provenzalen nebst den nördlichen Franzosen durch ritterliche und höfische Bildung glänzten, und sie auch die allgemeinste Bewunderung erregten; so war es natürlich, daß man ihnen nachzuahmen, ihre feine Sitte und Bildung sich anzueignen suchte. Man lernte ihre Sprache, machte sich mit ihren Poesien bekannt, nahm Abschriften von denselben, und bald regte sich auch die Lust, diese in die heimatliche Sprache zu übertragen, oder Nachbildungen derselben zu entwerfen. Durch die Kreuzzüge erweiterte sich auch außerdem der Gesichtskreis; der rege Verkehr mit so vielen verschiedenen Völkern machte mit deren Sitten und Eigenthümlichkeiten, mit ihrer Anschauungsweise, ihrer Sagenwelt bekannt, und selbst die feindlichen Sarazenen blieben in dieser Rücksicht nicht ohne nachhaltigen Einfluß. Durch den Anblick so mannigfaltiger Länder mit ihrem besondern charakteristischen Gepräge, das um so gewaltiger auf die Phantasie wirkte, in je größerem Gegensatze es zur Heimat stand, wurde der Sinn für Naturschönheit geweckt, der in den deutschen Dichtungen jener Zeit ganz besonders ausgebildet erscheint. Diese geistige Regsamkeit hatte die unausbleibliche Folge, daß die Bildung, welche bis dahin ausschließliches Eigenthum der Geistlichkeit gewesen war, auf die Laien überging, was um so mehr der Fall sein mußte, als die Geistlichkeit, wie wir gesehen haben, gerade im Beginn der Kreuzzüge völlig entartet war. Wenn auch im Laufe des vorliegenden Zeitraums manche Geistliche an dem geistigen Entwickelungsgange Theil nehmen, so ist ihre Thätigkeit doch im Ganzen nicht nur untergeordnet, sondern sie hat sich auch beinahe durchgängig an die Bestrebungen der Laien angeschlossen.

So mächtig die Anregung auch war, von der wir eben gesprochen haben, so mußten sich doch noch andere Umstände einfinden, welche dieselbe erhielten, und die empfangenen Keime zur Blüthe und Frucht entwickeln konnten; es mußte auch in Deutschland selbst die Anregung fortdauern. Die gewaltigen Bewegungen der Völker hatten Verkehr und Handel gehoben, und einen früher ganz unbekannten Wohlstand gebracht, der sich namentlich über die Städte verbreitete. Diese, ursprünglich zur Abwehr feindlicher Einfälle gegründet, entwickelten, zuerst beinahe unbemerkt, eine immer größere Selbstständigkeit, und wurden allmählich Stätten der Freiheit und der Macht, besonders als sie sich zu größeren Bünden vereinigten, wie die Hansa im Norden, der Bund der rheinischen und schwäbischen Städte im Westen und Süden, die ohne Zweifel Deutschland eine ganz andere Gestalt gegeben hätten, wenn die Enkel ihrer Ahnen würdig geblieben wären. Mit dem täglich steigenden Wohlstand der Städte erwuchs in ihren Bürgern Sinn für Wissenschaft und Kunst, der sich aber vorzugsweise in Werken der Baukunst äußerte, mit welchen viele, selbst kleinere Städte geziert wurden. Besondere Neigung zur Poesie oder gar Beschäftigung mit derselben konnte sich während des besprochenen Zeitraums noch nicht zeigen, da die Bürger immer noch ganz auf das praktische Leben hingewiesen

waren, das sie mit seinen vielseitigen Anforderungen noch ganz in Anspruch nahm, denen sie aber auch in solchem Umfange entsprachen, daß die Geschichte der Städte jener Zeit gewiß zu den schönsten und erhebendsten Punkten der deutschen Geschichte gehört, um so mehr, als das Volk selbstthätig, und nicht bloß, wie später, als willenlose Maschine der es unterdrückenden Großen erscheint.

Die wahre, aus unwiderstehlichem Drange nach Gestaltung sich entwickelnde Poesie bedarf keiner äußerlichen Unterstützung einzelner Machthaber, sie wird sich auch ohne solche frei und kräftig entfalten, während andere Künste den Schutz der Mächtigen und Reichen nicht entbehren können, da ihre Schöpfungen oft großartige Geldmittel voraussetzen, ohne welche sie nicht in die Erscheinung treten könnten. Wenn aber die Poesie nicht die Wirkung innerer Nothwendigkeit ist, wenn sie vielmehr nur auf Nachahmung beruht, wenn sie als eine fremde Pflanze erscheint, die nur durch die sorgsamste Pflege in einem neuen Klima gedeihen kann, wie es bei der ritterlichen Poesie der Fall war; so verlangt sie allseitigste und mächtige Unterstützung, wenn sie nicht schon im ersten Keime zu Grunde gehen soll. Es war daher ein großes Glück, daß gerade damals ein Herrschergeschlecht die deutsche Kaiserkrone trug, welches lebendigen Sinn für die Kunst hatte, ja sie sogar selbst ausübte. Ohne die Hohenstaufen, welche von 1138 bis 1254 dem deutschen Reiche eine Reihe bedeutender Herrscher gaben, wäre der aus dem Auslande herübergebrachte Keim der Poesie kaum zur Entwickelung gekommen. Da aber die Kunst bei ihnen Anerkennung und mächtige Unterstützung fand, da sie es selbst nicht unter ihrer Würde hielten, derselben ihre Muße zu widmen; so reizte dies nicht bloß ihre Umgebung, sich ebenfalls mit der Poesie zu beschäftigen, es regte auch andere mächtige Fürsten an, ihnen nachahmend, die Dichter in ihre Nähe zu ziehen und ihren Höfen dadurch den allgemein bewunderten Glanz des Hohenstaufischen zu verschaffen. Namentlich waren es die Herzöge von Oesterreich aus dem Babenbergischen Hause und die Landgrafen von Thüringen, welche mit dem schwäbischen Kaisergeschlecht in dieser Beziehung zu wetteifern trachteten. Da die Hohenstaufen selbst aber ihre Bildung im Auslande gewonnen hatten, wie denn auch zum Unglück für Deutschland ihre Blicke mehr auf die Fremde, besonders auf Italien gerichtet waren, als auf die ursprüngliche Heimat; so ist es erklärlich, daß die Poesie durch dieselben in ihrer ausländischen Natur bestärkt wurde, daß sie, statt sich eigenthümlich und dem Volkscharakter gemäß zu entwickeln, immer wieder auf ihren fremden Ursprung zurückkam, und sich Form und Stoffe aus der Fremde holte. In dem Umstande, daß die Pflege der Dichtkunst von den Höfen der Fürsten ausging, lag auch wiederum die Nothwendigkeit, daß sich vorzugsweise der Adel der Ausübung der Poesie zuwenden mußte, weil bei der schroffen Scheidung der Stände der Nichtadelige im Allgemeinen sich keinen Zutritt bei den Fürsten hätte verschaffen können, wenigstens nicht in dem Umfange, wie es dem Adeligen möglich war; es hätte also schon deshalb die Poesie eine ritterliche werden müssen, wenn nicht auch die schon früher erwähnten Umstände dahin geführt hätten. Obgleich aber die Fürsten und Herren sich es zur Aufgabe machten, die Dichtkunst durch ihren Schutz und ihre warme Theilnahme zu fördern, obgleich Kaiser und mächtige Herzöge und Grafen selbst unter den Dichtern erscheinen, so war es doch im Ganzen nur der ärmere dienende Adel, welcher die Kunst wirklich ausübte, der darin ein Mittel sah, sich Ehre, Ruhm und auch wohl weltliche Güter zu erwerben. Auch diese Erscheinung ist sehr bezeichnend, weil sie die schon gemachte Bemerkung bestätigt, daß die damalige Kunst nicht aus innerem Drang hervorwuchs, sondern aus rein äußerlichen Verhältnissen sich entwickelte und daher auch den Charakter ihres Ursprungs fortwährend bewahrte. Es blieb immer ein gewisser innerer Widerspruch im Wesen der ritterlichen Dichter, besonders derjenigen, welche darauf hingewiesen waren, ihren Erwerb mit Hülfe der Poesie zu suchen. Mochten sie auch Ruhm und Güter auf diesem Wege sich verschaffen; sie fühlten sich dadurch doch herabgedrückt und auf eine Linie mit den von ihnen so herzlich verachteten Volkssängern gesetzt, die ebenfalls von der Ausübung ihrer Kunst lebten. Daher erscheint ihnen die adelige Geburt, die dem Adel zukommende Beschäftigung mit den Waffen unendlich höher, als die Poesie, und selbst Wolfram von Eschenbach sagte, gleichsam über sein Schicksal erbittert, das ihn zwang, das Schwert mit der Leier zu vertauschen:

„Schildes ambet ist mîn art:
swâ mîn ellen sî gespart,
swelhiu mich minnet umbe sanc,
sô dunket mich ir witze kranc“

Diese Worte, in denen sich eine tiefgefühlte Entrüstung ausspricht, beweisen zur Genüge, daß sich die adeligen Dichter der Poesie, nur durch äußere Nothwendigkeit getrieben, hingaben, und dies erklärt wiederum, warum sie von Hof zu Hof zogen, und sich insbesondere bei festlichen Gelegenheiten einfanden. Denn offenbar war es nicht bloß die Absicht, ihre Dichtungen einem größern Kreise mitzutheilen, der sie zu dieser wandernden Lebensart bewegte, welche gewiß mit mancherlei Unannehmlichkeiten begleitet war, wenn sie auch andererseits für abenteuerliche Gemüther manchen Reiz haben mochte. Man wird übrigens noch mehr von der Ueberzeugung durchdrungen, daß die Poesie von den Dichtern der damaligen Zeit vorzugsweise als Erwerbsquelle benutzt wurde, wenn man die bitteren und wiederholten Klagen der Dichter über die Nichtachtung der Dichtkunst, über die Kargheit der Mächtigen gegen die Dichter hört, Klagen, welche sich schon zur Zeit der höchsten Blüthe der ritterlichen Poesie finden, ob sie gleich freilich erst gegen das Ende des Zeitraums am häufigsten wiederkehren. Und als die Fürsten und Mächtigen, von den Zeitumständen bedrängt, die Dichtkunst und die Dichter nicht mehr zu unterstützen vermochten, da zog sich der Adel auch immer mehr von einer Beschäftigung zurück, bei der nunmehr weder Ehre und Ansehen, noch Geld und Gut erworben werden konnte. Doch trugen auch die äußeren Umstände wesentlich dazu bei. Als während des Interregnums (1254 bis 1273) eine Zeit der Gesetzlosigkeit und Willkür anbrach, das Faustrecht sich festsetzte, welches Fehden aller Art hervorrief, und Fürsten, Adel, Städte sich einander bekämpften, da zerrann auf einmal das glänzende Scheinbild des Ritterthums, weil es nicht von innen heraus sich entwickelt hatte, nicht

auf dem Volksthume wurzelte. Die angelernte Glätte des höfischen Lebens verschwand; der Adel verfiel in die alte Rohheit, die bald um so furchtbarer um sich griff, als sie unterdessen gleichsam durch äußere Gewalt zurückgehalten worden war. Wenn irgend eine Erscheinung in der Geschichte, so ist gewiß das Ritterthum einer Treibhauspflanze zu vergleichen, die, von künstlicher Wärme getrieben, schnell sich entwickelt und zur Blüthe gelangt, aber eben so schnell auch alle Lebenskraft verliert und abdorrt. Mit dem Ritterthum selbst mußte natürlich auch die ritterliche oder höfische Poesie zu Grunde gehen, die aus ihm hervorgegangen war; nur überlebte sie jenes, theils weil sie an sich mehr geistiger Natur war, theils weil sie, wie wir bald sehen werden, von der Volkspoesie berührt worden war und von ihr Lebenskraft erhalten hatte, so daß sie dem Sturm, welcher das Ritterthum zerknickte, länger widerstehen konnte. Uebrigens sehen wir gegen das Ende des Zeitraums die Poesie immer mehr in die Hände des Bürgerthums übergehen, welches leider in seiner städtischen Abgeschlossenheit den wohlthätigen Einflüssen der immer jugendlichen Volkspoesie eben so unzugänglich blieb, als es im Ganzen die Träger der höfischen Poesie gewesen waren, weshalb es sich beinahe ausschließlich der überlieferten Form des Minnegesangs anschloß, welche nach und nach in seinen Händen immer mehr erstarrte.

Doch gehört dies schon einer spätern Zeit an, welcher wir hier nicht vorgreifen wollen; dagegen müssen wir jetzt noch einige Bemerkungen über die im zweiten Zeitraume vorherrschende Sprache anfügen.

Während in der ersten Periode die besten poetischen Erzeugnisse in niederdeutscher Sprache geschrieben waren, tritt dieselbe jetzt immer mehr zurück, wogegen das Hochdeutsche sich zur allgemeinen Schriftsprache erhebt. Nur am Anfang des Zeitraums blickt noch Einfluß des Niederdeutschen durch, indem sich in den älteren Denkmälern bei hochdeutscher Grundlage viele niederdeutsche Formen finden, was daraus zu erklären ist, daß die ältern Dichter entweder selbst Niederdeutsche waren oder an niederdeutschen Höfen lebten, unter welchen die von Braunschweig, Cleve und Thüringen schon früher durch ihren der Poesie erwiesenen Schutz sich auszeichneten. Doch finden sich diese niederdeutschen Elemente nur in den weltlichen Dichtungen, während die geistlichen Gedichte, welche auch meistens von süddeutschen Dichtern verfaßt sind, durchgehends reines Hochdeutsch zeigen. Wir haben schon im vorigen Zeitraume bemerkt, daß die Schwäbische oder Alemannische Mundart allmählich an Ausbreitung zunahm und sich als Schriftsprache festzusetzen begann; diese Erscheinung dauerte fort, bis diese Mundart endlich vollkommen herrschend wurde, was insbesondere dem Einfluß der Hohenstaufen zugeschrieben werden muß, die ja selbst zum alemannischen Stamme gehörten. Sie wurde durch sie zur Sprache des Hofes erhoben, und bald von allen Gebildeten überhaupt gebraucht; ja ihre Herrschaft wurde so allgemein, daß selbst die Volkspoesie davon ergriffen wurde, welche freilich dadurch nur gewinnen konnte, weil sie durch die schöne, ausgebildete Sprache selbst veredelt wurde. Eben wegen ihrer allgemeinen Verbreitung und Geltung wurde die alemannische Mundart auch für die Prosa gebraucht.

Das Hochdeutsche, welches in seiner nunmehrigen Gestaltung Mittelhochdeutsch genannt wird, hat einen von dem Althochdeutschen sehr abweichenden Charakter; es war mit der gesammten Sprache in der That eine vollständige Veränderung vor sich gegangen. Insbesondere hatten die Bildungs- und Biegungssylben ihre volltönenden Vokale verloren, an deren Stelle das tonlose **e** trat, wodurch die Sprache freilich viel von ihrem früheren Wohllaute einbüßte. Sie verlor aber zugleich auch an Deutlichkeit, weil viele ursprünglich verschiedene Sylben auf diese Weise zusammenfielen; deshalb mußte man häufig frühere Wortbildungen ganz aufgeben und zur Zusammensetzung greifen, welche immer mehr zunahm, je mehr die Sprache an innerer Bildungsfähigkeit verlor. Doch blieb dieselbe immer noch reich, lebendig und kräftig; die bessern Dichter entfalten eine große Mannigfaltigkeit von Ausdrücken und Wendungen, so wie eine künstlerische Vollendung des Satzbaues, die auch in der Prosa mit vielem Glücke nachgebildet wurde. Leider begegnen wir schon im zwölften Jahrhunderte dem deutschen Erbübel, fremde, besonders französische Wörter, ja ganze Redensarten einzumischen, welche Unsitte im dreizehnten Jahrhunderte bis zum Uebermaße steigt, und selbst von den besten Dichtern mit sichtlichem Wohlgefallen angenommen wird. Es braucht nicht erst erwähnt zu werden, daß diese traurige Erscheinung eine Folge des französischen Einflusses war, der sich besonders an den Höfen geltend machte, da sich diese von jeher gern der volksthümlichen Entwickelung entzogen, und sich durch ausländische Sitten und ausländische Sprache von dem Volke zu scheiden strebten, welchem sie durch einen aus der Fremde geborgten Schein zu imponiren suchten. Als die Poesie in die Hände der Bürger überging, verlor sich die gerügte Unsitte; dagegen gewannen aber die verschiedenen Mundarten wieder an Einfluß, es drängten sich Wörter und Formen derselben in die Schriftsprache ein, welche späterhin noch mehr an ihrer Reinheit verlor, als sich die Gelehrten derselben bemächtigten, welche sie mit lateinischen Wörtern und Wendungen verunstalteten.

Mit der Sprache mußte nothwendig auch die Verskunst eine durchgreifende Veränderung erleiden, da das Abschleifen der früher volltönenden Bildungs- und Biegungssylben den Rhythmus gänzlich störte. Auch sind die Gedichte aus den ersten Zeiten dieser Periode vollkommen roh und geschmacklos; es scheint, daß die Dichter allen Sinn für Wohllaut verloren hatten, da sie z. B. oft ganz kurze Verse mit übermäßig langen Zeilen willkürlich verbinden, die häufig nur durch einen ganz rohen, ungefügen Reim zusammengehalten werden. Nur in der Volkspoesie hat sich größere Regelmäßigkeit erhalten, weil die volksthümlichen Gedichte immer gesungen wurden und ihr Rhythmus durch die Melodie des Gesangs bedingt war; und so sehr die Volkspoesie, wie schon bemerkt wurde, im Allgemeinen von den höfischen Dichtern verachtet war, so blieb sie doch gerade in Beziehung auf geschmackvollere Behandlung des Verses nicht ohne glücklichen Einfluß auf die ritterliche Dichtkunst, da die früheren Gesetze des Versbaues, welche nur durch die Volkspoesie bewahrt worden waren, in so weit wieder erscheinen, als sie bei der neuen Gestaltung der Sprache angewendet werden konnten.

Im Althochdeutschen hatte man statt des vollen Reims sehr häufig bloße Assonanz gebraucht; wenn diese aber bei dem Volllaut der Bildungs- und Biegungssylben füglich an die Stelle des Reims treten konnte, weil diese Sylben mit ihrem nachhaltigen Tone das Ohr immerhin erfüllten, so konnte sie dagegen im Mittelhochdeutschen nicht mehr gebraucht werden, da jene Sylben zur gänzlichen Tonlosigkeit herabgesunken waren. Man findet die bloße Assonanz daher nur noch in den früheren Dichtungen dieses Zeitraums; nach und nach machte sich das Streben nach strengen Reimen immer mehr geltend, bis diese Reinheit endlich ganz durchdrang und zur vollkommensten Ausbildung gelangte, die selbst in unsern Tagen nicht wieder erreicht wurde, obgleich nicht verkannt werden darf, daß in den letzten Jahrzehnten in dieser Beziehung Bedeutendes geleistet worden ist.

Wie der Reim, so zeigt auch die metrische Form der Dichtungen eine bewundernswerthe Mannigfaltigkeit. Die einfachste und früheste bestand aus bloßen Versreihen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen, wobei jedoch die bessern Dichter den oben (S. 12) bezeichneten Gegensatz zwischen Form und Sinn regelmäßig beobachteten. In dieser einfachen Form sind die meisten erzählenden, nicht volksthümlichen Gedichte abgefaßt; doch zeigte sich das Bestreben nach einer kunstmäßigen Gliederung schon früh darin, daß die einzelnen Abschnitte der Gedichte durch längere Schlußzeilen (was wohl eine Nachahmung der volksthümlichen Form war, von der weiter unten gesprochen wird) oder durch einen dreifachen Reim bezeichnet wurden, den z. B. Wirnt von Gravenberch in seinem Wigalois mit Glück anwandte. In manchen Gedichten wurde der Schluß eines Abschnitts dadurch bezeichnet, daß das letzte Reimpaar im Widerspruch mit der gewöhnlichen Regel auch den Gedanken abschloß, was hauptsächlich bei denjenigen Gedichten der Fall ist, welche sonst jene Regel durchgreifend und streng beobachten. Diese verschiedenen Kunstmittel, den Schluß eines Abschnitts in einem längern Gedichte zu bezeichnen, bringt ungefähr denselben Eindruck hervor, den wir bei den gereimten Schlußzeilen in ungereimten Dramen, hauptsächlich in Schillers Tragödien, wahrnehmen.

Aus diesen einfachen Versreihen entwickelte sich die Strophe, welche in den ältesten Gedichten noch sehr einfach ist, indem zwei, drei oder mehrere Reimpaare zu einem Ganzen verbunden werden. Auf diese Weise wurde die sogenannte Nibelungenstrophe gebildet, welche jedoch aus Langzeilen besteht. Jede derselben zerfällt in zwei Hälften, von denen die erste 4, die zweite 3 Hebungen hat; nur die vierte oder Schlußzeile der Strophen hat in ihrer zweiten Hälfte meistens auch 4 Hebungen. Ein weiteres Mittel, die Strophe zu einem Ganzen abzugränzen, bestand darin, daß man zwischen das letzte Reimpaar derselben eine reimlose Zeile, die man die Waise nannte, einschob. Die Abgränzung wurde ferner auch dadurch erzielt, daß man zwischen Langzeilen von acht oder sieben Hebungen kurze Zeilen von nur drei oder vier Hebungen einschaltete, oder die kurzen Zeilen den Langzeilen vorausgehen ließ. Später wurden aber auch künstlichere Strophen mit verschlungenen Reimen gebildet, welche bei aller Mannigfaltigkeit des Baues stets ein festes, allgemeines Gesetz befolgten. Jede Strophe mußte nämlich in drei Glieder zerfallen, deren zwei ersten symmetrisch gebaut und gereimt waren, während das dritte seinen eigenen Bau und seine eigene Reimstellung hatte. Die zwei ersten Glieder hießen die beiden Stollen oder zusammen der Aufgesang, und das dritte der Abgesang; die Strophe selbst hieß **liet.** In den Gedichten, die aus mehreren Strophen oder lieden bestanden, wurde die Form der ersten Strophe meistens auch in der folgenden durchgeführt. Die ganze Anlage des Strophenbaues mußte natürlich zu einer großen Mannigfaltigkeit von Strophenformen führen, da jeder Dichter sich nach den jedesmaligen Bedürfnissen eine neue Form, welche man den Ton nannte, unterlegen konnte. Zudem scheinen die Dichter eine Ehre darin gesucht zu haben, stets neue Töne zu erfinden. Dieses Bestreben wurde wesentlich dadurch unterstützt, daß die lyrischen Gedichte nicht vorgelesen oder recitirt, sondern immer gesungen und von irgend einem musikalischen Instrumente, namentlich der Geige, begleitet wurden. Dagegen konnten diese mannigfaltigen Formen auf die erzählenden Gedichte nicht angewendet werden, da sie nicht zum Gesange bestimmt waren. Zwar findet man auch Versuche, künstlich gebaute Strophen beim epischen Gedicht zu gebrauchen, aber da dies mit der ruhig schreitenden Natur desselben in Widerspruch steht, so können diese Versuche nur als verfehlt bezeichnet werden, und vielleicht hat Wolfram von Eschenbach deshalb seinen Titurel nicht vollendet, weil er selbst fühlte, daß die Strophenform, die er bei demselben gebrauchte, dem Gange des Gedichts nicht angemessen war. Der Widerspruch zwischen Form und Wesen der Dichtung deutet immer auf den Verfall der Kunst, deshalb wurde später, als die Kunst von ihrer Höhe sank, Wolframs Versuch mehrfach nachgeahmt.

Es gab noch eine Art von lyrischen Gedichten, bei welchen die nämliche Strophenform nicht immer wiederkehrte, wie bei den eigentlichen Liedern, welche vielmehr auf der Abwechselung der Strophenform beruhten, indem der Dichter bei jedem neuen Gedanken oder bei dem Wechsel der poetischen Stimmung eine neue Strophenform gebrauchte. Doch war es ihm gestattet, auf eine frühere Form zurückzukommen, wenn Gedanke oder Stimmung den früher dargestellten sich wieder näherte. Auch bei diesen Gedichten, welche man Leiche nannte, wurde jener oben besprochene Gegensatz zwischen Form und Inhalt angewendet, indem der Sinn von einer Form in die andre hinübergriff, während bei den Liedern dies nicht geschehen durfte, sondern jede Strophe auch einen abgeschlossenen Gedanken enthalten mußte. Die Leiche waren ursprünglich aus den lateinischen Kirchenliedern entstanden, und daher in den früheren Zeiten auch vorzugsweise religiösen Inhalts; später wurden sie aber auch auf weltliche Gegenstände angewendet, wurden dann aber häufiger Reien und Tänze genannt.

Von den Liedern und den Leichen ist endlich noch der Spruch zu unterscheiden, der meistens aus einer einzigen Strophe bestand, doch auch mehrere enthalten konnte, welche übrigens, wie bei den Liedern, in drei Theile zerfielen. Nur kommt es vor, daß, von dem allgemeinen Gesetz abweichend, in der Strophe des Spruchs der Abgesang zwischen die beiden Stollen eingeschoben wurde.

Die mannigfaltigen Gesetze, welche bei Anwendung des Reims, bei Bildung der einzelnen Verszeilen und vorzüglich bei dem Strophenbau beobachtet werden mußten, lassen voraussetzen, daß es eines eigenen Studiums bedurfte, um dieselben in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen, und sie zu beherrschen. Ja man darf wohl annehmen, daß die in so hohem Maße ausgebildete metrische Kunst nicht ohne praktische Anleitung erlernt werden konnte. Es haben daher wohl schon in jenen Zeiten Anfänge von Bildungsschulen bestanden; wenigstens werden die jungen Leute, welche sich der Dichtkunst widmen wollten, bei einzelnen gepriesenen Meistern in die Lehre gegangen sein, worauf der Ausspruch Walthers von der Vogelweide hinweist, daß er „in Oesterreich habe singen und sagen lernen". Diese Vermuthung wird durch den ferneren Umstand unterstützt, daß die meisten, namentlich ritterlichen Dichter weder lesen noch schreiben konnten, wie z. B. Wolfram von Eschenbach und Ulrich von Lichtenstein. Da solche aber die Kunstregeln nicht aus den niedergeschriebenen Gedichten ihrer Vorgänger erlernen konnten, so mußten sie dieselben offenbar aus mündlichen Mittheilungen schöpfen, und sie werden die nöthige Belehrung wahrscheinlich bei denjenigen Dichtern gesucht und gefunden haben, die aus der Dichtkunst einen Erwerb machten und diesen auf solche Weise erhöhen konnten. Uebrigens mögen sich auch schon frühzeitig freie Genossenschaften von Dichtern gebildet haben, aus denen sich allmählich die eigentlichen Schulen der Meistersänger entwickelten.

Nachdem wir die formelle Seite der ritterlichen Poesie ausführlich dargestellt haben, wollen wir noch einen Blick auf den ganzen Charakter derselben werfen. Die hohe Ausbildung der Form führt leicht zur Vermuthung, daß in ihr der Glanzpunkt der damaligen Dichtkunst zu suchen ist, daß die Bestrebungen der Dichter vorzugsweise auf die Schönheit der Form gerichtet waren. Dies gilt sogar von der in den Dichtungen der damaligen Zeit dargestellten Gedankenwelt. Die Poesie sollte das Abbild des Ritterthums, der von ihm und in ihm begründeten feinen, höfischen Sitte sein; daher wurden nur die Gedanken und Empfindungen zugelassen, welche dieser Sitte entsprachen, und nur in so fern, als sie in einem dem ritterlichen Wesen angemessenen Ausdrucke dargestellt waren. Diese Ansicht war so durchgreifend, daß sie selbst auf die wenigen bürgerlichen Sänger der Zeit übergingen. So will Gottfried von Straßburg nicht von Krankheit und Arznei sprechen; er sagt es ausdrücklich, daß er alle Rede vermeide, die nicht „des hoves si"; Rumelant findet den Zweck der Kunst einzig und allein darin, „die Herrn froh zu machen"; Walther von der Vogelweide tadelt seinen merkwürdigen Zeitgenossen Nithard, daß er in Bauernweise spreche. So hat die ritterliche Poesie viel Aehnlichkeit mit der höfischen Dichtkunst zur Zeit Ludwigs XIV., deren hauptsächlichstes Bestreben ebenfalls nach dem gerichtet war, was „des Hofes sei". Eleganz, Anmuth, Feinheit der Sprache und Sitte, Liebenswürdigkeit und Glätte, Vermeidung alles Anstößigen und alles dessen, was nicht hofgerecht war — dahin zielten vorzugsweise die Bestrebungen der Dichter unter den Hohenstaufen, wie unter Ludwig XIV. Es läßt sich nicht läugnen, und es geht aus der obigen Darstellung genugsam hervor, daß die Minnesänger in dieser Beziehung wirklich Großes geleistet haben; namentlich haben sie die Sprache außerordentlich gebildet und entwickelt, sie haben die höchste Vollendung im Ausdruck erreicht; aber eben so wahr ist es, daß bei dieser Einseitigkeit der Auffassung die Poesie an Tiefe, lebensvoller Mannigfaltigkeit und Wahrheit des Gehalts verlieren mußte, wie denn auch eine nähere Betrachtung der Poesien jener Zeit hinlänglich darthut, daß nur wenige Dichter diese Einseitigkeit überwanden und wahrhaft große Dichtwerke schufen. Und diese wenigen Dichter waren — von einigen weiß man es bestimmt, von andern ist es wahrscheinlich — nicht aus dem Adel, sondern aus dem Bürgerstande hervorgegangen, so daß man bei ihnen eine kräftigere Einwirkung der Volkspoesie voraussetzen kann. Es soll übrigens damit nicht gesagt werden, daß bei den übrigen Dichtern kein poetisches Talent zu finden sei; eben so wenig, als man den französischen Dichtern zur Zeit Ludwigs XIV. hohes Talent absprechen kann; dagegen darf man wohl behaupten, daß bei den Einen wie den Andern das Talent in Folge der selbstgeschaffenen Schranken nicht leisten konnte, was es bei freier Bewegung ohne Zweifel hätte leisten können. — Diese vorzugsweise formelle Richtung macht es begreiflich, wie die Poesie unter den sogenannten Meistersängern ganz in der Form untergehen mußte, da sie, statt sich das Ueberlieferte selbstthätig anzueignen und mit ihrer eignen Tüchtigkeit zu beleben, starr an der herkömmlichen, ererbten Form kleben blieben.

Wie das Ritterthum selbst in seiner höfischen Entwickelung ein ausländisches auf heimischem Stamm gepfropftes Reis war, und daher aller innern Wahrheit entbehrte, als kindisches Spiel oder als gehaltlose Phantasterei erschien, so verhielt es sich auch mit der ritterlichen Poesie, die in dieser Beziehung die auffallendste Aehnlichkeit mit der Schäferpoesie des 17. und mit der affektirten Sentimentalität des 18. Jahrhunderts hat. Es war den Rittern mit ihrem Frauencultus eben so wenig Ernst, als den Pegnitzschäfern mit ihrer idyllischen Welt; hier wie dort war die Begeisterung nur eine gemachte, die mit dem wirklichen Leben im vollsten Widerspruche stand. Die von den damaligen Dichtern so mannigfaltig ausgesprochene Ehrfurcht vor dem weiblichen Geschlechte hätte nur dann denkbar sein können, wenn die höchste Sittenreinheit geherrscht hätte; wie wenig aber diese in der That vorhanden war, würden wir leicht aus den vielen, nicht bloß sinnlichen, sondern wirklich unzüchtigen poetischen Erzählungen jener Zeit ermessen können, wenn es nicht schon anderweitig bekannt wäre. Ja selbst diejenigen Gedichte, lyrische wie epische, welche ausdrücklich die Frauen verherrlichen sollen, lassen uns oft genug, wenn auch unwillkürlich erkennen, was es eigentlich mit dieser gepriesenen Scheu vor der Unschuld für eine Bewandtniß hatte. Waren es ja doch meistens verheirathete Frauen, denen der Ritter seinen Dienst widmete, für die er Abenteuer bestand, deren Vortrefflichkeit er mit dem Schwert in der Hand jeden Augenblick und gegen männiglich zu beweisen bereit war, von denen er aber auch zum Lohn für seine Heldenthaten, für seine Hingebung den Minnesold erwartete und nach den Ansichten der Zeit auch zu fordern berechtigt war. Vielleicht stellte sich die Sache in der Wirklichkeit

nicht so schlimm, als sie uns von den Dichtern dargestellt wird; aber dann erscheint unser Urtheil, daß die poetischen Gedanken und Stoffe nicht auf Realität beruhten, daß die dargestellten Empfindungen nicht aus dem Innern hervorgingen, sondern nur gemacht waren, nur um so mehr als richtig. Man kann sich die vom größten Kenner der ritterlichen Dichtkunst gemachte Bemerkung, daß sich die Minnesinger in Allgemeinheiten bewegten, daß ihnen Objektivität der Anschauung mangelt, nicht besser erklären, als durch die eben aufgestellte Behauptung. Wenn die lyrischen Gedichte der Minnesinger einander so ganz ähnlich sehen, wenn in denselben weder die Eigenthümlichkeit des Dichters, noch die der besondern Verhältnisse, in denen er lebte und dichtete, lebendig anschaulich entgegentritt; so kommt es eben daher, daß der Dichter gemachte Verhältnisse schilderte, und daß er sie auf eine vorgeschriebene Weise darstellte. Seine Seufzer über die Härte der Dame seines Herzens hatten eben so wenig Wahrheit, als die sentimentalen Ergießungen der Dichter in der Siegwartschen Periode, deren Liebesunglück nur in der Einbildung beruhte. Diese Allgemeinheit der Auffassung ohne reelle Unterlage hatte sich so ganz festgesetzt, daß sie auch da erscheint, wo die Wirklichkeit doch nahe lag. Daher tragen auch die Naturbeschreibungen der Minnesinger dieses Gepräge. Obgleich viele dieser Dichter in den schönsten Gegenden Deutschlands wohnten, in der Schweiz, im Tirol, in Steiermark, am Rhein u. s. w., so erscheint doch nirgend eine auch nur entfernte Andeutung auf die besondern Naturschönheiten dieser Länder. Die Minnesinger des Südens, wie die des Nordens wissen nur vom Mai und Frühling, von farbigen Blumen, von grünem Laub und Gras zu sprechen, als ob es keine Alpen und keine Ströme gebe. Ja selbst bei dem objektivsten aller Dichter dieses Zeitraums, bei W a l t h e r v o n d e r V o g e l w e i d e, suchen wir vergeblich nach bestimmten Andeutungen seiner Heimat, oder nach poetischer Schilderung der vielen schönen Länder, die er auf seinen vielfachen Wanderungen besuchte. So ist denn nicht bloß der Stoff beschränkt, den die Minnesinger behandeln — Liebeshändel, Liebesseufzer, Freude am Mai — sondern auch die Darstellungsweise dieses Stoffs; ja selbst die religiösen Gedichte, vornämlich aber diejenigen, welche das Lob der heiligen Jungfrau besingen, sind in Form und Sprache ganz so gehalten, wie die weltlichen Liebeslieder. Doch drückt sich in den geistlichen Dichtungen, sie mögen von Geistlichen oder Laien abgefaßt sein, zugleich noch eine andere charakteristische Seite des Mittelalters, wir meinen die mystische Auffassung des religiösen Elements, aus, welche in ihrer Abschwächung zur trockenen Allegorie führte. Aus dieser Auffassung entstand zunächst das geistliche Ritterthum, welches sich dem Dienste Gottes oder der heiligen Jungfrau ungefähr auf dieselbe Weise weihete, wie die weltlichen Ritter dem Dienste ihrer Damen. Daß die Kreuzzüge auf die Bildung der geistlichen Ritterorden von wesentlichem Einfluß waren, ist freilich wahr; allein es hätten sich dieselben gar nicht so entwickeln können, wie es der Fall war, wenn ihnen das weltliche Ritterthum und dessen eigenthümliche Lebensanschauung nicht zu Grunde gelegen wäre. Die mystische Natur des geistlichen Ritterthums tritt uns in den Dichtungen über den heiligen Gral recht lebendig entgegen, welche auf einer ähnlichen Erscheinung, den Templeisen oder Rittern des Grals, beruhen. Nichts kann uns aber die ganz phantastische Richtung der Zeit besser veranschaulichen, als gerade diese Gedichte. Denn obgleich den Dichtern die geistlichen Ritterorden offenbar dabei vorschwebten, und sie in deren Thaten die breiteste Unterlage für die Handlungen ihrer Helden haben konnten, so verschwimmt bei ihnen das Große, Welterschütternde vollkommen, und alle diese Gedichte lösen sich sämmtlich in einzelne Begebenheiten einzelner Ritter auf, in denen wir Turnieren, Zweikämpfen aller Art begegnen, keineswegs aber Gemälde des Gesammtlebens der damaligen Zeit erblicken. Aus der Iliade lernen wir das griechische Leben in seiner Gesammtheit erkennen: Sitten, Gebräuche, Lebens- und Religionsansichten, Kriegs- und Friedensbeschäftigungen, Staatseinrichtungen und Geschichte — Alles spiegelt sich in ihr vollkommen ab; im Parzival dagegen (welches Gedicht als die höchste Blüthe der ritterlichen Epik erscheint) läuft Alles auf eine biographische Skizze hinaus, deren Hintergrund nicht in großen Begebenheiten, sondern in den gewöhnlichsten Ritterabenteuern besteht. So wurde in jenen Zeiten eben so viele Dichterkraft, als Helden- und Thatkraft vergeudet, weil der Dichter sich wie der Krieger von phantastischen Gebilden irre leiten ließ, die im Leben keinen Haltpunkt darboten. Und es hatte der so oft und so unbillig verschrieene Voltaire vollkommen Recht, als er sagte: „Wenn die Scipionen in geschlossener Rennbahn gekämpft hätten, um zu erfahren, wer die schönste Geliebte habe, so würden die Römer nicht Sieger und Gesetzgeber der Völker geworden sein."

Wir haben in der obigen Entwickelung mehrfach Gelegenheit gehabt, auf die V o l k s p o e s i e hinzuweisen; es ist jetzt Zeit, dieselbe genauer ins Auge zu fassen. Zwar war sie, wie wir wissen, im vorigen Zeitraum von der Geistlichkeit bekämpft und im Ganzen auch siegreich zurückgedrängt worden; nichts desto weniger hatte sie sich im Stillen von den Vätern auf die Enkel fortgeerbt: es wurzelten die aus dem Volke hervorgegangenen und von ihm von Geschlecht zu Geschlecht fortgebildeten Lieder und Gesänge zu tief in demselben, als daß sie ihm gänzlich hätten entrissen werden können. Es ist glaublich, daß sie namentlich dann wieder allseitig und mächtig hervordrangen, als die Geistlichkeit in Unthätigkeit und Trägheit verfallen war, und sie, mit den erworbenen Reichthümern und Besitzungen zufrieden, in der früheren Strenge gegen die Erinnerungen aus dem Heidenthum nachließ. Damals hatte sich der Adel noch nicht in dem Maße von dem Volke geschieden, als es bei der weiteren Entwickelung des Ritterthums geschah; er hatte keine andere Bildung, als die des gesammten Volks, denn die gelehrte Bildung war nur bei der Geistlichkeit zu finden. So waren denn die Lieder und Gesänge des Volks auch Eigenthum des Adels. Als derselbe mit der fremden Dichtung bekannt wurde und sie auf deutschen Boden verpflanzte, konnte die Volkspoesie nicht ohne großen Einfluß bleiben, es mußte auch volksthümliche Form und Auffassung in die frühern Versuche, die fremde Poesie nachzuahmen, unwillkürlich sich eindrängen. Deshalb finden wir auch bei den älteren Lyrikern des Zeitraums Vers- und Strophenbildungen, welche sich

an die volksthümlichen Formen anschließen, oder vielmehr aus ihnen sich herausgebildet haben, so wie die poetische Auffassung ebenfalls selbstständiger ist und den volksthümlichen Anschauungen entspricht. Erst später, als der Einfluß des Fremden immer mächtiger wurde, trennten sich die höfischen Dichter namentlich darin von der Volkspoesie, daß sie ausländische Stoffe wählten, und in ihren lyrischen Gedichten die beschränkte Welt des Ritterthums besangen. So sehr auch Alles darauf hinweist, daß die Volkspoesie in jener Zeit einen mächtigen Aufschwung gewann, indem das Volk durch die Kriege und Kreuzzüge überhaupt regsamer wurde, und auch der tief in ihm liegende poetische Trieb in aller Kraft erwachte; so darf es doch nicht auffallen, daß von Liedern und Gesängen des Volks nur sehr wenig auf uns gekommen ist. Dies findet seine sehr natürliche Erklärung darin, daß jene Lieder nicht aufgeschrieben wurden, theils weil die Kunst des Schreibens eben nicht sehr verbreitet war, theils weil die Schriftkundigen im Dienste des Adels standen und sich daher mit dem Niederschreiben der ritterlichen Dichtungen vorzugsweise beschäftigten. Uebrigens darf man wohl mit ziemlicher Gewißheit annehmen, daß viele Volkslieder, welche in den nachfolgenden Zeiten aufgezeichnet wurden, aus früheren Jahrhunderten stammen, ob sie gleich, wie nicht anders möglich war, im Munde des Volks nach und nach die spätere Sprachform angenommen hatten, denn das Volk hält mit Festigkeit an dem, was einmal sein Eigenthum geworden ist; es bewahrt es treu und unerschütterlich durch alle Wandelungen der Zeiten hindurch, besonders wenn es aus seinem tiefsten Innern hervorging. Nur wenige Dichtungen, welche schon damals niedergeschrieben wurden, sind uns erhalten worden, aber diese gehören auch zu dem Vortrefflichsten, was die damalige Zeit überhaupt hervorgebracht hat. Wie aber einerseits die Volkspoesie auf die höfische Dichtung einwirkte, ja wie sie recht eigentlich als erste Lebensquelle derselben anzusehen ist, so ist diese anderseits nicht ohne Einfluß auf jene geblieben, der sich insbesondere in Beziehung auf die Sprache geltend machte, welche bei den volksthümlichen Gedichten nicht weniger in hoher Ausbildung erscheint, als bei den höfischen Dichtungen. Eben so mag auch die große poetische Regsamkeit des Adels nicht ohne Nachwirkung auf die poetische Thätigkeit des Volks geblieben sein; und wie die adeligen Sänger von Hof zu Hof zogen, um ihre Dichtungen vorzutragen, so bildete sich auch allmählich ein eigener Stand von Volkssängern, fahrende Leute genannt, welche von Dorf zu Dorf, von einer ländlichen Festlichkeit zur andern wallfahrteten und theils die allgemein bekannten Volkslieder, theils eigene, in volksthümlicher Weise gebildete Gesänge vortrugen. Sie wählten für letztere natürlich solche Stoffe, welche dem Volke nahe lagen, somit vorzugsweise aus der heimatlichen Heldensage, während die fremden Stoffe der ritterlichen Poesie, als dem Volke ganz unverständlich, von ihnen nicht behandelt wurden. Unter den fahrenden Leuten gab es übrigens mancherlei Abstufungen; manche unter ihnen waren höher gebildet, so daß sie sogar an Höfen gern gehört wurden, selbst dann noch, als die ritterliche Poesie zur höchsten Blüthe gelangt war, schon deshalb, weil die frühere Liebe zu den heimischen Sagen unter den Fürsten und Herren gewiß nie ganz erloschen war. Daher kamen jene fahrenden Leute auch mit den höfischen Dichtern in nähere Verbindung, von denen sie auch wohl künstlerische Formen annahmen, ohne sich jedoch zur Künstelei verleiten zu lassen, was auch mit ihren Stoffen in Widerspruch gestanden wäre. Doch gab es unter ihnen auch solche, welche sich den höfischen Dichtern ganz anschlossen, die nämlichen Stoffe bearbeiteten und die höfische Kunstform in ihren epischen, wie in ihren lyrischen Dichtungen annahmen, wie umgekehrt auch manche begabtere ritterliche Dichter die Volksdichtung mehr auf sich wirken ließen, und wenn auch nicht in der Form, doch in Auffassung und poetischer Anschauung an das volksthümliche Element erinnern. Und gerade diese Dichter sind auch in jeder Beziehung die ausgezeichnetsten; es genügt für jetzt auf Walther von der Vogelweide und Gottfried von Straßburg einerseits, auf Hartmann von Aue, zum Theil auch auf Wirnt von Gravenberg andrerseits hinzuweisen.

Indem wir nunmehr auf die Betrachtung der besondern Erscheinungen des Zeitraums übergehen, wollen wir zuerst die Werke der Poesie und sodann in einem zweiten Abschnitt die der Prosa unsern Lesern in möglichst anschaulicher Weise vorzuführen suchen.

Erster Abschnitt: Poesie.

Wir haben in den vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen schon vielfältig Gelegenheit gehabt, anzudeuten, daß die Masse der poetischen Erzeugnisse des gegenwärtigen Zeitraums außerordentlich groß ist. Zwar ist sehr Vieles im Laufe der Zeiten untergegangen, wie wir zum Theil mit ziemlicher Gewißheit vermuthen können, zum Theil aber auch bestimmt wissen; demungeachtet ist die Menge der auf uns gekommenen Dichtungen noch so groß, daß wir uns auf die Betrachtung der bedeutenderen Erscheinungen beschränken müssen. Dagegen werden wir bei diesen um so ausführlicher sein, da die passende Hervorhebung der bedeutenden Einzelnheiten ein festeres Bild und eine bestimmtere Anschauung gewährt, als die oberflächliche Besprechung aller, auch der untergeordneten Erscheinungen.

Es ist aus dem bisher Gesagten schon ersichtlich geworden, daß besonders die lyrische und epische Dichtungsform von den höfischen Dichtern gepflegt wurde; doch ist auch die didaktische Poesie mit vielem Glücke, ja sogar mit größerer Selbstständigkeit behandelt worden; dagegen erscheint das Drama erst in seinen ersten, noch rohen Anfängen. Wir werden die einzelnen Dichtungsformen nach einander betrachten, bei jeder einzelnen aber die Dichter oder Dichtungen in der Ordnung, in welcher sie der Zeit nach erscheinen, auf einander folgen lassen. Zuerst müssen wir jedoch noch eine Bemerkung über die Theilnahme der verschiedenen Gegenden Deutschlands an den poetischen Bestrebungen der damaligen Zeit vorausschicken. Die erste Bekanntschaft mit der französischen Poesie wurde höchstwahrscheinlich durch Belgien vermittelt, wo dieselbe damals in hoher Blüthe stand; daher sind es auch zuerst niederdeutsche, und noch näher niederrheinische Dichter (Heinrich von Veldeke und Friedrich von

Hausen), welche die höfische Dichtkunst entschieden dem Volksgesang entgegensetzen. Zwar verbreitete sich dieselbe bald mit wunderbarer Schnelligkeit über ganz Deutschland, und es gibt kaum eine Gegend, die nicht irgend einen Minnesinger aufzuweisen hätte; allein ihre höchste und allseitigste Entwickelung fand sie doch vorzüglich in der Schweiz nebst dem angränzenden Schwaben, so wie auch in Oesterreich. Mit wenigen Ausnahmen stammen die bedeutendsten Dichter aus jenen Gegenden; und wenn es auch im Ganzen mehr die niederdeutschen Höfe sind, welche neben den Hohenstaufen große Theilnahme an der Kunst zeigten, so waren die Dichter, die sie um sich sammelten, meistentheils aus dem südlichen Deutschland. Dieses hat aber nicht bloß eine größere Menge von Dichtern aufzuweisen, sondern im Allgemeinen auch die bedeutendsten, so wie nicht zu läugnen ist, daß die Dichtungen der Schweizer und Oesterreicher, namentlich die lyrischen, im Ganzen weit aus größere Objektivität zeigen, als die der Niederdeutschen, daß jene weit weniger in Unbestimmtheit und Allgemeinheit verschwimmen, als diese, daß endlich die Oesterreicher und Schweizer der volksthümlichen Poesie immer viel näher stehen, als die übrigen Dichter. Dies scheint zu dem Glauben führen zu müssen, daß in jenen Gegenden die Volkspoesie und somit auch das Volk selbst eine viel größere Lebens- und Thatkraft hatte, als im Norden, was übrigens noch jetzt gelten mag, wie die Poesie und die Geschichte der neuesten Zeit genugsam beweist.

I. Lyrische Poesie.

Wir haben über die metrische Form der lyrischen Gedichte dieses Zeitraums schon das Nöthige mitgetheilt; es bleibt nur noch übrig, über den Inhalt und über die verschiedenen Gattungen derselben einige allgemeine Bemerkungen zu machen. Liebe, Minne, das ist, wie schon erwähnt wurde, vorzugsweise der Stoff, der uns in den lyrischen Dichtungen jener Zeit begegnet; es war dieser Stoff so ganz der eigentliche Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen, daß sogar die sämmtlichen Dichter nach demselben bezeichnet und daher Minnesinger genannt und selbst diejengen darunter begriffen werden, die keine lyrischen Gedichte oder überhaupt keine Dichtungen verfaßt haben, welche von der Minne handeln.

Nach den verschiedenen Beziehungen, welche in den Liedern dargestellt wurden, hatten dieselben auch verschiedene Benennungen. So hießen diejenigen, in welchen der Schmerz über die Trennung der Liebenden nach genossenem Liebesglück besungen wurde, Tag- oder Wächterlieder; den letzteren Namen hatten sie daher, daß die Scheidung als von einem Wächter veranlaßt erschien, der die Aufgabe hatte, die mögliche Ueberraschung zu verhindern, und der daher durch ein Zeichen den Liebenden ankündete, daß der Tag anbreche. Andere haben die Form von Wechselgesängen zwischen den Liebenden, und wieder andere führen Boten ein, welche den Frauen Mittheilungen von den Rittern brachten, daher sie Botenlieder heißen. Alle diese Arten von Gedichten haben ihrer ganzen Anlage nach etwas Dramatisches; auch gehören sie im Allgemeinen weit aus zu den besten Erzeugnissen der lyrischen Gattung. Die Minnelieder beginnen sehr häufig mit der Schilderung der Natur, zu welcher die Liebenden in Beziehung treten, daher dem Dichter das Liebesglück stets im Frühling, zur Zeit der Blumen und des lieblichen Vogelsangs zu Theil wird, während er die Hoffnungslosigkeit seiner Liebe mit dem Herbste und dem Verwelken der Blumen und Blätter in Verbindung bringt. Vielleicht ist diese Haltung des Minnelieds aus dem Volksliede hervorgegangen, denn auch in diesem erscheint die Natur häufig als Unterlage der geschilderten Empfindung. Während in den gewöhnlichen Minneliedern die Liebe der Mittelpunkt des ganzen Gedichts ist, und die Naturbeschreibung nur zur Hebung des besungenen Gefühls dient, findet in den Frühlings- und Erntenliedern nicht selten das umgekehrte Verhältniß Statt. Eigenthümlich ist der höfische Dorfgesang, der das Leben und die ländlichen Feste der Landbewohner beschreibt, bei denen der Dichter immer als Theilnehmer erscheint, und oft durch seine Zudringlichkeit gegen die schönen und lebensfrohen Dirnen die Eifersucht ihrer Liebhaber erregt, welche dann gewöhnlich auch nicht verfehlen, ihren Unmuth thatsächlich zu beweisen. Als die bedeutendsten oder in irgend einer Beziehung merkwürdigsten Minnedichter sind anzuführen: Dietmar von Aist, der Kürenberg, Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, Kaiser Heinrich VI., Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Wolfram von Eschenbach, Ulrich von Singenberg, Otto von Botenlaube, Christian von Hamle, Gottfried von Nifen, der Tannhäuser, Ulrich von Lichtenstein, Heinrich von Breslau, Steinmar und Meister Hadlaub. Unter den Dichtern der sogenannten Dorfpoesie sind vorzugsweise zu erwähnen: Nithart, dann auch der Tannhäuser, Steinmar und Hadlaub.

Eine große Anzahl von Liedern ist religiösen Inhalts, von denen die früheren noch volksthümliche Auffassung darbieten. Die späteren mit mehr kunstmäßiger Form besingen vorzugsweise die heilige Jungfrau und die Dreieinigkeit, verlieren sich aber bald in das Allegorische und Ueberschwängliche. In vielen dieser Gedichte werden die Kreuzzüge berührt; doch beschränken sie sich meistens darauf, zur Befreiung des heiligen Grabes aufzufordern und das Verdienst derjenigen zu preisen, welche zu diesem Zwecke Heimat, Gut und Leben aufopfern. Ganz charakteristisch ist es, daß man nicht ein einziges eigentliches Kriegs-, Schlacht- oder Siegeslied findet; die Poesie lehnte sich selbst da nicht an die Wirklichkeit, wo dieselbe noch so gewaltig dazu aufforderte. Als Dichter religiöser Gesänge haben sich besonders ausgezeichnet: Spervogel, Hartmann von Aue, Walther von der Vogelweide, Gottfried von Straßburg, Reinmar von Zweter, Rumeland, Konrad von Würzburg und Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob.

Zwar begegnen wir vielen Gedichten, welche an die Fürsten und Grossen der Zeit gerichtet sind; die meisten dieser Lieder beschäftigen sich aber lediglich mit den persönlichen Beziehungen, in welchen die Dichter zu den Fürsten und Herren standen, und sie erscheinen als Lob- oder Strafgedichte, je nachdem die Milde und Freigebigkeit der Großen und ihr der Kunst erzeigter Schutz ge-

priesen, oder deren Kargheit und Verachtung der Dichter und der Dichtkunst getadelt wird. Da Lob und Tadel nur gar zu oft in unwürdige Bettelei ausartet, erregen diese Gedichte nicht geringen Widerwillen gegen die Sänger, die so ganz die Würde ihres Berufs vergessen. Edleren Tons sind die hiehergehörigen Klaggesänge um Verstorbene. Nur wenige Dichter haben die politischen Verhältnisse und Zustände der Zeit poetisch dargestellt, und, sich über die persönlichen Beziehungen erhebend, eine rege Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten beurkundet; es scheint beinahe, als ob die riesenhaften Kämpfe zwischen Kaiserthum und Kirche, die mannigfaltigen Kriege, die Züge nach Italien spurlos an den ritterlichen Dichtern vorübergegangen wären. Später, als das Reich in die trostloseste Verwirrung gerieth, da erhoben zwar manche Dichter ihre Stimme, um dieselbe zu beklagen, die Entartung der Geistlichkeit und des Adels zu tadeln; aber ihre Dichtungen bewegen sich dabei in solcher Allgemeinheit, daß man sieht, es habe den Dichtern der rechte Muth gefehlt, das Schlechte auch als hassenswerth darzustellen. Zudem hören ihre Klagen auch bald auf und an ihre Stelle treten die niedrigsten Schmeicheleien auf geistliche und weltliche Herren, welche die Dichter in einem noch traurigeren Lichte erscheinen lassen. Hieher sind vor Allen zu rechnen: der Spervogel, Reinmar der Alte, Walther von der Vogelweide, Bruder Werner, der Marner, Reinmar von Zweter, Rumeland, Konrad von Würzburg und Heinrich von Meißen.

Die Tage der Zerrüttung brachten aber doch auch manches Gute zum Vorschein. Die besseren Gemüther wandten sich von dem tändelnden Spiele des Minneliedes und von der unfruchtbaren Liebesklage ab, um sich ganz der Betrachtung des Lebens und der Lebensverhältnisse zuzuwenden. So entstanden die Sprüche und gnomischen Gedichte, welche ihrem Inhalte nach zwar zur didaktischen Poesie gehören, wegen ihrer ganz lyrisch gehaltenen Form jedoch hieher gezogen werden müssen. In diesen Sprüchen, welche bald rein betrachtend, bald belehrend und bald strafend sind, findet sich oft die kernhafteste Lebensweisheit ausgesprochen, die häufig durch Beispiele oder Fabeln anschaulich gemacht wird, oder ganz in die Allegorie übergeht. Die bedeutendsten Spruchdichter sind: der Spervogel, Walther von der Vogelweide, Bruder Werner, der Marner, Friedrich von Sonnenburg, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg, Meister Stolle, Regenbogen und Heinrich von Meißen.

Noch haben wir der Räthsel oder Hafte zu erwähnen, so wie der Liederstreite zwischen einzelnen Dichtern, welche wohl zunächst aus den Tenzonen der südlichen Dichter hervorgegangen sind, während die Räthsel auf einen volksthümlichen Ursprung hinweisen. Der berühmteste unter den poetischen Wettkämpfen ist der Krieg auf Wartburg, so wie dann der zwischen Regenbogen und Frauenlob geführte Streit, ob man Weib oder Frau sagen solle.

Es wurden schon sehr frühe Sammlungen von Dichtungen der Minnesinger angelegt, von welchen mehrere sich, obgleich nicht immer vollständig, bis auf unsere Tage erhalten haben. Diese Sammlungen verdanken ihren Ursprung höchst wahrscheinlich den fahrenden Sängern, welche nicht bloß ihre eigenen Dichtungen vortrugen, sondern vielmehr suchen mußten, für jede sich darbietende Gelegenheit reichen und passenden Stoff zu haben. Da man von ihnen gewiß am häufigsten die Lieder der berühmteren Dichter zu hören verlangte, so hat man die Erhaltung derselben hauptsächlich ihnen zu verdanken. Die älteste der noch vorhandenen ist wohl die, welche früher im Kloster Weingarten aufbewahrt wurde, und daher als Weingartner Liederhandschrift bezeichnet wird. An Umfang so wie an Schönheit der Ausführung steht sie jedoch der Pariser Handschrift nach, von der man früher glaubte, sie sei vom Ritter Rüdger Manesse aus Zürich angelegt worden, weshalb man sie die Manessische Sammlung nannte (welche Bezeichnung wir der Kürze wegen beibehalten). Dieselbe zeichnet sich vorzüglich durch die fleißig ausgeführten und gut erhaltenen Gemälde der Dichter aus, von denen Lieder mitgetheilt werden. Natürlich können die Zeichnungen der Personen auf Aehnlichkeit keinen Anspruch machen; nichts desto weniger sind sie durch die dem Charakter der Dichter und ihrer Lieder entsprechende Haltung äußerst merkwürdig, so wie sie auch in Bezug auf Tracht und Kleidung von hohem Interesse sind.

Wir heben aus der sehr großen Anzahl von lyrischen Dichtern, von welchen Gedichte auf uns gekommen sind (es sind deren gegen Zweihundert) die folgenden als die in jeder Beziehung wichtigsten heraus.

Dietmar von Aist.

Von den Lebensumständen Dietmars von Aist, dessen Name auch Aste, Eist und Eyste geschrieben wird, wissen wir Nichts; es läßt sich sogar nicht mit Bestimmtheit sagen, woher er gebürtig war. Zwar weist sein Name auf den Thurgau, in welchem das Geschlecht derer von Ast im zwölften Jahrhundert blühte, und es wird auch gewöhnlich angenommen, daß er zu diesem gehörte; allein Andere halten ihn demungeachtet für einen Oesterreicher. Eben so wenig ist auch die Zeit bekannt, in welcher er lebte; wir können bloß aus der Sprache und Haltung seiner Lieder vermuthen, daß er ungefähr in der Mitte des zwölften Jahrhunderts geblüht haben mag. Offenbar tritt in seinen Gedichten das volksthümliche Element in Form und Anschauung noch kräftig hervor, so daß er kaum zu den eigentlichen höfischen Dichtern gerechnet werden kann. Dietmars Lieder zeigen zum Theil zwar schon künstliche Reimverschlingungen, doch sind sie auch zum Theil noch in den einfachen Reimpaaren der alten epischen Dichtungen abgefaßt, wir wir sie zum Beispiel im Reinhart, im Roland des Pfaffen Konrad und im König Rother finden, denen sie auch darin ähnlich sind, daß der Reim noch nicht entschieden durchgeführt ist, sondern oft in bloße Assonanz übergeht. Auch in der Haltung erinnern Dietmars Gedichte, von denen übrigens nur sehr wenige auf uns gekommen sind, an das epische Volkslied, indem sie weit mehr episch fortschreitend als ruhig beschauend sind. Dabei zeichnen sie sich vor vielen spätern Dichtungen durch Innigkeit, Tiefe und Lebhaftigkeit des Gefühls vortheilhaft aus, ohne ihnen an Mannigfaltigkeit des Ausdrucks nachzustehen. So singt er von einer Frau, die, alleine stehend, der Ankunft

ihres Geliebten wartet, der über die Haide kommen soll. Da sieht sie einen Falken fliegen. „Wohl dir, o Falke!" ruft sie ihm zu; „du fliegest hin, wohin dir lieb ist, du erkiesest dir im Walde einen Baum, der dir gefällt: so habe auch ich gethan. Ich habe mir einen Mann erkoren, um den mich schöne Frauen beneiden. Doch, warum lassen sie mir ihn nicht? ich begehre ja keinen von ihren Trauten!" Dann wendet sie sich an den Geliebten, ihn zur Treue ermahnend (doch ist die zweite Strophe vielleicht als selbstständiges Lied anzusehen), er solle andere Frauen nicht minnen. „Als du mich zum erstenmale sahest," schließt sie, „da dünchte ich dir so minniglich gethan; des mahne ich dich nun!" (1) Noch mehr erinnert das zweite Gedicht an das Volkslied: „Schläfst du, schöner Freund?" ruft eine Frau ihrem Geliebten zu. „Leider stört uns ein Vögelein, das auf dem Zweige der Linden sich wiegt." „Ich war sanft entschlafen," antwortet er, „nun rufst du mir. Liebe kann ohne Leid nicht bestehen; doch was du gebietest, das thue ich, meine Freundin!" Da begann die Frau zu weinen: „Nun reitest du fort, und läßt mich allein! Wann wirst du wiederkommen? Ach! du führst meine Freude mit dir fort!" (2) So gibt uns der Dichter ein liebliches, fortschreitendes Bild, zwar nur in einzelnen, beinahe abgerissenen Zügen, aber wir errathen Alles, was er aus Zartgefühl verschweigt. *)

Das Gemälde der Manessischen Sammlung zeigt uns eine vor der offenen Thüre eines thurmähn-



lichen Gebäudes stehende Frau, die ein kleines Hündlein auf dem Arme trägt; vor ihr steht der Dichter, als Kaufmann verkleidet, der seinen Kram (Gürtel, Waidmesser, Taschen u. dgl.) ausgebreitet hat; neben ihm ein beladener Esel. Obgleich der Kaufmann auf seine Waaren zeigt, und mit der Frau im offenbaren Handel begriffen ist, so geht doch aus dem Ausdruck der Augen und des ganzen Gesichts hervor, daß er ganz andere Absichten hat, als seine Waaren anzubringen; daher mag sich das Gemälde wohl auf ein verliebtes Abenteuer des Dichters beziehen.

*) Die Ueberschriften der Gedichte rühren von dem Verfasser dieses Buches her; sie waren nothwendig, um die angeführten Gedichte leichter und schneller bezeichnen zu können.

1. Der Falke.

Ez stuont ein vrouwe aleine
unt warte uber heide,
unt warte ir liebes,
sô gesach sie valken vliegen.
„Sô wol dir, valke, daz du bist!
Dû vliugest, swar dir lieb ist;
dû erkiusest dir in dem walde
einen boum, der dir gevalle.
Alsô hân ouch ih getân:
ih erkôs mir selben einen man
den erwelten mînu ougen;
daz nident schône vrouwen.
O wê, wan lânt si mir mîn liep?
jo engerte ich ir dekeines trûtes niet!"
Sô wol dir, sumerwunne!
Daz gevogel sanc ist gesunde,
alse ist der linden ir loup.
Jâr lanc truobent mir ouh
mînu wol stênden ougen.
Mîn trût, du solt dich gelouben
anderre wîbe,
wan, helt, die soltu mîden.
Dô du mih êrste sâhe,
dô dûhte ih dih ze wâre
sô rehte minnecliche getân;
des man ich dih, lieber man!

2. Die Trennung.

„Slâvestu, vriedel ziere?
Wan wecket uns leider schiere
ein vogellîn sô wol getân,
daz ist der linden an daz zwî gegân." —
„Ih was vil sanfte entslâfen,
nû rüefestu, kint, wâfen!
Lieb âne leit mac niht gesîn:
swaz du gebintest, daz leiste ich, mîn vriundin!"
Diu vrouwe begunde weinen:
„Du rîtest hinnen unt lâst mich einen:
wenne wiltu wider her zuo mir?
O wê, du vüerest mîne vröude sant dir!"

Der von Kürenberg.

Es ist auch von diesem Dichter unbekannt, wo und wann er lebte; doch ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, daß er aus der alten Burg Kürenberg bei Kinzingen im Breisgau stammte, ob sich gleich nichts Urkundliches hierüber nachweisen läßt. Aus der Sprache und Form der wenigen Lieder, die unter seinem Namen auf uns gekommen sind, darf man wohl den Schluß ziehen, daß er jedenfalls aus dem südlichen Deutschland stammte, und daß er gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt haben mag. Sie gehören zu den ältesten Denkmälern des Minnegesangs; ja sie zeigen noch so festes Anschmiegen an volksthümliche

Form und Anschauungsweise, daß man ihn kaum zu den ritterlichen Dichtern zählen kann. Wie bei Dietmar von Aist ist auch bei ihm der Reim noch nicht ausgebildet, statt desselben begnügt er sich meistens mit bloßen Assonanzen. Die Strophenform, in allen Liedern dieselbe, ist die epische des Nibelungenlieds, und paßt vollkommen zum Inhalt der Gesänge, welche aus kleinen epischen Bildern bestehen und mehr noch als die Lieder Dietmars von Aist das Gepräge des Volksgesangs haben. Man wird bei ihnen unwillkürlich an die kleinen vierzeiligen Liedchen der Tyroler erinnert, mit welchen sie das ächt poetische Verdienst gemein haben, daß trotz des kleinen Rahmens die Charaktere und Situationen doch kräftig und sicher hervortreten, ein Verdienst, das wir billiger Weise um so mehr anerkennen müssen, als es sich in den spätern Minneliedern so selten kund gibt. Es sind im Ganzen noch fünfzehn Strophen des von Kürenberg auf uns gekommen, die man als Ueberbleibsel mehrerer größeren Lieder anzusehen gewohnt ist. Es scheint jedoch dem Inhalte und dem Gange der noch vorhandenen Strophen angemessener, jede einzelne Strophe als ein für sich bestehendes Ganze anzusehen (nur ein oder zweimal mögen zwei Strophen bestimmt zusammengehören), so daß sie auch in dieser Beziehung mit den Tyroler Volksliedern verglichen werden können, deren einzelne Strophen zwar einen und denselben Hauptgedanken durchführen, doch in so allgemeiner Weise, daß im Gesange selbst bald diese, bald jene ausfallen kann, ohne daß der Gedanke oder der Gang des Ganzen dadurch beeinträchtigt würde. Diese ganz volksthümliche Haltung der Lieder des von Kürenberg würde sogar die Annahme rechtfertigen können, daß sie wirkliche Volkslieder sind, und nur aus irgend einem Grund dem Dichter beigelegt worden seien, wenn sie nicht so entschieden von Rittern und adelichen Damen handelten, um welche sich das Volkslied jener Zeiten wohl wenig bekümmert haben wird. Daß übrigens selbst in unsern Tagen alte Volkslieder bestimmten Kunstdichtern beigelegt wurden, werden wir später an einem auffallenden Beispiele sehen. — Eines dieser Lieder beginnt merkwürdiger Weise mit einer Sentenz, während die Volkslieder und die nach ihnen gebildeten Gedichte von einem Naturbilde ausgehen. „Leid bringt Sorge, heißt es, und große Liebe bringt Wonne! Ich kannte einen schönen Ritter; aber die Aufpasser mit ihrem Neid haben mir ihn entrissen, darum konnte seitdem mein Herz nicht wieder froh werden!" (1) — Diese Trennung ist der Gegenstand eines andern Liedes. Die Geliebte stand in später Stunde auf einer Zinne, da hörte sie einen Ritter in des Kürenbergs Weise singen. „Der muß die Lande räumen, ruft sie aus, oder ich muß mich ihm ergeben!" „So bringt mir schnell mein Roß, ruft der Ritter voll Schmerz entgegen, bringt mein Eisengewand, denn ich muß um einer Frauen willen aus dem Lande weichen! Sie will mich bedrängen, weil ich ihr hold bin, aber nun soll sie auch immer meiner Liebe entbehren!" (2) Ein andersmal singt die Geliebte: „Ich zog mir einen Falken länger denn ein Jahr; als ich ihn gezähmt hatte, wie ich ihn haben wollte, und ich ihm sein Gefieder mit Golde wohl umwand, da hob er sich empor und flog in andere Land. Seitdem sah ich den Falken schön fliegen; er hatte an seinem Fuße seidene Riemen, und sein Gefieder war ganz rothgülden. — Gott führe die zusammen, die gerne Geliebte sein wollen!" (4) — Und als die Geliebte klagt, daß sie sich von ihrem Ritter trennen muß, und Gottes Zorn herabruft über die Lügner, welche die Trennung verursachten, da entgegnet tröstend der Dichter: „Wie der Abendstern sich birgt, so thue auch du, schöne Frau, wenn du mich siehst; lasse deine Augen auf einen andern Mann schweifen, daß Niemand erfahre, wie es unter uns zweien gethan sei!" (5)

1. Liebesleid.

Leit machet sorge, vil liep wunne!
Eines hübschen riters gewan ich künde:
daz mir den benomen hânt die merker und ir nît,
des mohte mir mîn herze nie vrô werden sît!

2. Des Geliebten Abschied.

Ich stuont mir nehtin spâte an einer zinne,
dô hôrt ich einen riter vil wol singen
in Kürenberges wîse al ûz der menigîn:
Er muoz mir diu lant rûmen, alder ich geniete mich sîn!

„Nu brinc mir her vil balde mîn ros, mîn îsen gewant,
wan ich muoz einer vrouwen rûmen diu lant:
diu wil mich des betwingen, daz ich ir holt sî,
si muoz der mîner minne iemer darbende sîn!"

3. Das Unerreichbare.

Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân,
daz mich des geluste, des ich niht mohte hân,
noch niemer mac gewinnen: daz ist schedelich;
jone mein ich golt noch silber: ez ist den liuten gelîch.

4. Der Falke.

Ich zôch mir einen valken mêre danne ein jâr:
dô ich in gezamete, als ich in wolte hân,
und ich im sîn gevidere mit golde wol bewant,
er huop sich ûf vil hôhe unt floue in anderiu lant.

Sît sach ich den valken schône vliegen:
er vuorte an sînem vuoze sîdîne riemen,
unt was im sîn gevidere al rôt guldîn:
Got sende si zesamene, die geliep wellen gerne sîn!

5. Trennungsschmerz.

„Ez gât mir vomme herzen, daz ich geweine:
ich unt mîn geselle müezen uns scheiden!
Daz machent lugenære. Got der gebe im leit,
der uns zwei versuonde; vil wol des wære ich gemeit." —

Der tunkelsterne, der birget sich:
als tuo dû, vrouwe schœne; sô du sehest mich,
sô lâ du dîniu ougen gên an einen andern man,
sone weiz doch lützel ieman, wiez under uns zwein ist getân!"

6. Weib und Falke.

Wip unt vederspil, diu werdent lîhte zam:
swer si ze rehte lücket, sô suochent si den man.
Als warb ein schœne riter ümbe ein vrouwen guot:
als ich daran gedenke, sô stêt wol hôhe mîn muot.

Spervogel.

Ob der Name Spervogel ein wirklicher oder ob er nur ein angenommener ist, kann mit Sicher-

heit nicht ausgemittelt werden, da sich für die eine wie für die andere Vermuthung Gründe angeben lassen. Für die erste Meinung scheint nicht nur der bedeutsame Name, sondern auch das in der Manessischen Sammlung gegebene Bild des Dichters zu sprechen, welcher mit einem Speer in der Hand dargestellt ist, an welchem Vögel angespießt sind. Für die zweite Vermuthung dagegen spricht wohl, daß es zwei Dichter dieses Namens gegeben hat, welche als der ältere und jüngere unterschieden werden.

Die Heimat des älteren Spervogel, von dem hier die Rede ist, wird nirgends angegeben; doch ist er der Sprache nach ohne Zweifel aus Oberdeutschland gewesen. Eben so wenig ist bekannt, wann er gelebt habe, und wir können auch in dieser Beziehung nur aus der Sprache und Form der Gedichte den Schluß ziehen, daß er in das zwölfte Jahrhundert gehört; denn wie bei Dietmar von Aist und dem Kürenberg zeigt sich auch bei ihm bloßer Anklang statt des Reims. Daß er aus bürgerlichem Geschlechte war, ist nicht allein daraus zu entnehmen, daß er in der Manessischen Sammlung Meister genannt wird, während sie den ritterlichen Sängern immer den Titel „her“ gibt; es geht dies auch aus der tüchtigen bürgerlichen Gesinnung hervor, die sich in seinen Gedichten so entschieden ausspricht. Dieselben sind zum größten Theil Sprüche, voll gesunder, kernhafter Lebensweisheit, welche von der gesuchten Schwärmerei des Minneliedes freilich weit abstehen.

Sie behandeln vorzugsweise die allgemein menschlichen Lebensverhältnisse, Ehe, Freundschaft, Gastlichkeit, die Beziehungen des Herrn zum Diener, überhaupt das häusliche Leben, wie er denn seine Bilder meistens auch aus demselben nimmt. „Es geziemt dem Manne, lehrt er, nach Leide froh zu sein, denn nie ist ein Unglück so groß, daß nicht Heil dabei wäre. Wenn wir auch ein eitles Gut verlieren, so sollen wir drob nicht verzagen, da noch ganz andere Prüfungen kommen können.“ (1) Schon ganz wie die spätern Priameln lautet es, wenn er sagt: „Wer einen Freund suchen will, wo es keine gibt, und im Walde jagen, wenn der Schnee zergeht, und wer ungesehen viel kauft, und ein verlornes Spiel hält, und einem bösen Mann dient, daß er ohne Lohn bleibt, dem wird wohl Nachreue kund, wenn er es lang treibt.“ (2) — „Regengüsse schaden dem Brunnen, wie die Sonne dem Reif und der Regen dem Staub. Armuth bringt dem Tapfern Verachtung; so schadet es dem jungen Mann, wenn er zu viel begehrt; Treue und weiser Rath geziemt den Alten wohl.“ (8) Es mag vielleicht eigene Erfahrung aus ihm sprechen, wenn er das Elend beklagt, das mit der Armuth verbunden ist. „Sie benimmt dem Menschen Klugheit und Verstand; und die Freunde können leicht desjenigen entbehren, der Nichts besitzt; sie kehren ihm den Rücken und grüßen ihn kaum; wenn er aber in Fülle lebt, da hat er auch freundliche Verwandte.“ (3) Noch entschiedener spricht er von eigenem Unglück im folgendem Spruch: „Ich bin so unglücklich, daß ich von einem See ungetrunken gehen mußte, aus dem ein kühler Bach floß. Mancher hat darin seinen Durst gelöscht, aber so oft ich auch meinen Napf hinhielt, blieb er immer ungenetzt.“ (4) Von den Frauen sagt er, daß die Tugend ihr schönster Putz sei; auch in schlechten Kleidern glänze die Tugendhafte wie die lichte Morgensonne; die sei dagegen verachtet, die nur in schönen Kleidern ihre Ehre suche. (5) Vortrefflich und voll Wirkung ist die Schilderung der bösen Zeit, die der Dichter wohl mit erlebt haben mag. „Die Kinder, sagt er, verschmähen den Rath der Alten; Untreue hat das Land mit Schande erfüllt. Die Länder sind öd und wüst, und wo früher der Landmann in vollen Freuden lebte, da krähet jetzt weder Hahn noch Henne, da findet man nicht Geiße, Rinder, Rosse noch Schafe auf der Weide; Niemand wird von den Glocken im Schlafe gestört; die Kirchen stehen verlassen, man muß den Pfarrer anderswo suchen. (7) Oft werden seine Sprüche zur Fabel oder Erzählung, wodurch sie eine erfreuliche Anschaulichkeit und Lebendigkeit gewinnen. „Einst bereute ein Wolf seine Sünden und er ging ins Kloster, wo man ihn der Schafe pflegen hieß. Bald wurde er aber wankend in seinem guten Entschlusse; er zerbiß Schafe und Schweine, und sagte, des Pfaffen Hund habe es gethan.“ (6)

Wenn die Sprüche ihrer Natur nach in schlichter, dem gesunden Menschenverstande entsprechender Darstellung sich bewegen, so steigert sich die Sprache des Dichters in dem religiösen Liede dagegen bis zur Erhabenheit des Psalms, welche um so lebendiger ergreift, als sie dabei den Charakter kunstloser Einfachheit bewahrt. „Er ist gewaltig und stark,“ heißt es im schönen Weihnachtsliede, „der zu Weihnacht geboren ward, das ist der heilige Christ. Alles lobt ihn, nur der Teufel nicht aus großem Uebermuth; aber ihm ward auch die Hölle zu Theil. Wer dort seine Heimat hat, dem scheint weder Sonne, noch Mond, noch Sterne. Im Himmelreich dagegen steht ein Haus, deren Säulen sind marmelsteinern und von unserm Herrn mit edlem Gesteine geziert. Dahin aber kommt Niemand, der nicht von allen Sünden rein ist. Wer gern in die Kirche geht, dem wird einst der Engel Gemeinschaft zu Theil; wohl ihm, daß er geboren ward! Ich aber habe leider einem Manne gedient, der in der Hölle ist; hilf mir, heiliger Geist, daß ich mich aus seiner Schlinge befreie!“ (9) Noch erhabener lautet der folgende in Auffassung und Darstellung gleich großartige Hymnus: „Die Würze des Waldes, die Erze des Goldes und alle Abgründe, die sind dir, Herre, kunde; die stehn in deiner Hand: alle himmlischen Heere vermögen nicht, dein Lob zu Ende zu bringen!“ (11)

1. Lebensmuth.

Ez zimt wol helden, daz si vrô nâch leide sin:
kein ungelücke wart nie sô grôz, dâ enwære bî
Ein heil; des süln wir uns versehen,
uns mac wol vrum nâch schaden geschehen:
Wir haben verlorn ein veigez guot, vil stolze helde, enruochet,
dar ümbe süln wir niht verzagen, ez wirt noch baz versuochet.

2. Spruch.

Swer einen vriunt wil suochen, dâ er sîn niht enhât,
unde vert ze walde spürn, sô der snê zergât,
Unt koufet ungeschouwet vil,
unt haltet gar verlorniu spil,
Und dienet einem bœsen man, da er âne lôn belîbet,

dem wirt wol afterriuwe kunt, ob erz die lenge tribet.

3. Armuth das größte Uebel.

Sô wè dir, armuote! du benimst dem man
beidiu, wizze und ouch den sin, daz er niht kan;
Die vriunde getuont sìn lihten rat,
swenne er des guotes niht enhât,
Sie kèrent im den rügge zuo unt grüezent in vil trâge,
di wîle daz er mit vollem lebt, sô hât er holde mâge.

4. Unstern.

Daz ich ungelücke hân, daz tuot mir wê:
des muoz ich ungetrunken gân von einem sè,
Dar ùz ein küeler brunne vlôz,
des kraft was michel unde grôz;
Da buozete maniger sìnen durst unt wart da wol ergezzet:
swie dicke ich mînen napf da bôt, er wart mir nie genezzet.

5. Tugend das schönste Kleid.

Treit ein reine wìp niht guoter kleider an,
sô kleidet doch ir tugent, als ich mich kan entstân,
Daz si vil wol geblüemet stât,
alsô diu liehte sunne ûf gât,
Diu gegen den morgen schînet vruo, sô lûter unde reine:
swie vil ein valsche kleider treit, doch sint ir ère kleine.

6. Der Wolf als Mönch.

Ein wolf sîne sunde vlôch,
in ein klòster er sich zôch,
Er wolde geistlichen leben;
dô hiez man in der schâfe pflegen.
Sìt wart er unstæte:
dô beiz er schâf unde swîn,
er jach, daz ez des pfaffen rude tæte.

7. Böse Zeit.

Der alten rât versmâhet nù den kinden;
unbetwungen
sint die jungen,
âne reht wir leben;
Untriuwe hât gemachet, daz wir vinden
in dem lande
mange schande;
uns ist vür vröude gegeben
Ungenâde, blôze huobe, wüestin lant:
dâ man ê wirt in vollen, stæten vrönden vant,
dane kræt diu henne, noch der hane, ein pfâwe ist niender dâ,
die weide enezzent geize, rinder, ros noch schâf,
dane brechent ouch die glocken nieman sìnen slâf;
diu kilche ist œde, ir sult den pfaffen suochen anderswâ.

8. Was schadet.

Güzze schadent dem brunnen,
sam tuot dem rîfen diu sunne,
Sam tuot dem stoube der regen.
Armuot hœnet den degen;
Sô schadet ouch dem jungen man, wil er ze vil gehalten;
triuwe unde wîser rât, daz zieret wol den alten.

9. Weihnachtslied.

Er ist gewaltig unde starc,
der ze wîhennaht geborn wart,
Daz ist der heilige Krist!
Jâ lobt in allez, daz dir ist,
Niwan der tievel eine,
dur sînen grôzen übermuot;
sô wart im diu helle ze teile.

In der helle ist michel unrât!
swer da heimüete hât,
Diu sunne schìnet nie sô lieht,
der mâne hilfet in nieht,
Noch der liehte sterne:
jâ müet in allez, daz er siht,
jâ wær er dâ ze himel alsô gerne!

In himelrich ein hûs stât,
ein guldîn wec darìn gât;
Die siule die sint marmelìn,
die zieret unser trehtìn
Mit edelem gesteine;
dâ enkumt nieman în
ern sì von allen sünden alsô reine.

Swer gerne zuo der kilchen gât,
unde âne nìt da stât,
Der mac wol vrœlichen leben:
dem wirt ze jungest gegeben
Der engel gemeine.
Wol im, daz er je geborn wart!
ze himel ist daz leben alsô reine.

Ich hân gedienet lange
leider einem manne,
Der in der helle ümbe gât,
der prüevet mìne missetât;
Sìn lôn der ist bœse:
hilf mir, heiliger geist,
daz ich mich von sìner vanknisse erlœse!

10. Der Bauer.

Korn sâte ein bùman,
do enwolde es niht ûf gân,
In erzurnte daz.
Ein ander jâr er sich vermaz,
Daz erz en egerde lieze:
er solte ez im güetliche geben,
der dem andern umb sînen dienest iht gehieze.

11. Hymnus.

Wurze des waldes
und erze des goldes
Und elliu abgründe,
diu sint dir, hèrre, künde,
Diu stênt in dìner hende:
allez himelschez her,
daz enmöhte dich niht volloben an ein ende.

Friedrich von Hausen.

Als Kaiser Friedrich I. seinen Kreuzzug unternahm, folgte ihm auch Friedrich von Hausen, der sich durch Muth und Tapferkeit, so wie durch edle Gesinnung im Kreuzheere ungetheilte Anerkennung erwarb und im Angesichte desselben einen rühmlichen Tod fand. Er war, als das Kreuzheer Klein-Asien durchzog, und bei Philomelium ein Treffen lieferte, unter den Vordersten, und richtete nach dem Zeugnisse eines alten Chronisten große Verheerung unter den Feinden an; da er aber von seiner Schlachtlust hingerissen, die Türken zu hitzig verfolgte, stürzte

sein Roß mit ihm, als er über einen Graben setzen wollte, und erdrückte ihn. Ueber seinen Tod entstand im Kreuzheere eine solche Trauer, daß Alle vom Kampfe abließen und das Kriegsgeschrei in Wehklage verwandelten. Dies geschah im Jahre 1190 am Montag nach Himmelfahrt. Von seinen Lebensumständen wissen wir weiter Nichts, als daß er fünfzehn Jahre früher mit Kaiser Friedrich in Italien war, mit dem er überhaupt in vertrauteren Verhältnissen gestanden haben mag, ob sich gleich hierüber in seinen Liedern keine Andeutungen finden. Dagegen spricht er von den Gegenden um den Rhein, als von seiner Heimat, als welche von Einigen die Gegend um Trier, von Andern die Rheinpfalz bei Mannheim gehalten wird. Da Friedrich von Hausen einer derjenigen ist, welche die eigentliche Kunstform in die deutsche Lyrik eingeführt haben, und diese sich zunächst durch den von Belgien aus sich verbreitenden Einfluß der französischen Dichtung am Niederrhein entwickelte, so dürfte man wohl annehmen, daß Friedrich in diesen Gegenden gelebt haben möge, wenn er auch nicht von dort stammte. Dafür scheint auch eine Stelle in seinen Gedichten zu zeugen, in welcher er von Trier in einer Weise spricht, daß er diese Stadt und ihre Umgebung gekannt haben muß. (4)

Wenn Friedrich von Hausen auch unzweifelbar zu den höfischen Kunstdichtern gezählt werden muß und seine Lieder weder in Form noch in Auffassungsweise das Gepräge des Volksthümlichen an sich tragen, so ist die Kunstform bei ihm doch erst in der Entwickelung begriffen. Die Weisen sind im Ganzen noch einfach, die Reime noch unvollkommen, obgleich nicht mehr bloß assonirend, ganz wie bei Heinrich von Veldeck, dessen Werke er übrigens kannte, wie aus einer Anspielung auf die Eneit dieses Dichters ersichtlich ist.

In Bezug auf die Form ist ein Lied Friedrichs von Hausen deshalb merkwürdig, weil es ganz die Bildung der italienischen Oktave hat, (6) wie wir bei einem Späteren auch die Sonettenform antreffen werden. Wahrscheinlich hatte er diese Strophenart während seines Aufenthalts in Italien kennen lernen.

Seine meisten Lieder beziehen sich auf seine Kreuzfahrt, einige auch auf seinen italienischen Zug; sie sind auch wohl zum größten Theil in der Fremde gedichtet worden. Weil die in ihnen ausgesprochene Sehnsucht nach der Heimat und der Geliebten auf der Wirklichkeit beruht, tragen die dargestellten Empfindungen das Gepräge der Wahrheit, und es sind daher die Gedichte Friedrichs von Hausen von weit aus größerer Wirkung, als die meisten Lieder der nachfolgenden Minnesinger mit ihrem eingebildeten Schmerz und ihren erzwungenen Gefühlen. „Erlebte ich noch die schöne Zeit," singt er, „daß ich das Land wieder sehen sollte, in welchem alle meine Freude bei einer schönen Frau zurückgeblieben ist, so würde mich wohl Niemand mehr traurig sehen. Früher glaubte ich ihr so fern zu sein, und nun wünschte ich ihr wieder eben so nahe zu leben. Vielleicht würde ich dann bessere Mähre vernehmen." Doch wagt er nicht, sich dem schönen Wahne zu überlassen; denn „so oft ich ihr auch gesungen habe," schließt er, „wie sehr sie mein Herz bezwingt, so hat sie es allein nicht glauben wollen, daß mein Auge sie gerne sieht." (1) „Oft habe ich den Leuten mitten in der Nacht guten Morgen geboten," sagt er in einem andern Liede, „so sehr war ich in die Erinnerung an sie versunken. Und auch jetzt denke ich stets an sie, was mir Gott vergeben möge. Wenn dies eine Sünde ist, warum hat er sie so schön geschaffen?" (3) Und wiederum klagte er: „Mein Herz und mein Leib, die wollen scheiden, die mit einander waren lange Zeit; der Leib will gerne fechten gegen die Heiden, jedoch liegt meinem Herzen ein Weib so nahe vor aller Welt: das bekümmert mich, daß sie einander nicht folgen. Mir haben die Augen viel zu Leide gethan. Gott allein kann noch den Streit scheiden. Da ich dich, mein Herz, nicht wenden kann, und du mich in Trauer lassen willst, so bitte ich Gott, daß er dich an eine Stätte zu senden geruhe, wo man dich wohl empfangen wolle; denn wie sollte es dir Armen sonst gehen? Ich wähnte, von diesem Kummer befreit zu sein, als ich das Kreuz nahm, und so sollte es auch sein; doch sehe ich wohl, daß es dem Herzen gleichgültig ist, wie es mir auch am Ende ergeht. Niemand darf mir es zum Vorwurfe machen, wenn ich die hasse, die ich früher geminnt, denn so oft ich sie flehte oder bat, that sie, als ob sie es nicht verstehe. Mir kommt es vor, als ob ihr Wort dem Sommer von Trier ähnlich sei. Ich müßte ein Thor sein," schließt er mit scheinbarer Resignation, „wenn ich ihren Unverstand billigen sollte; dies geschieht nie und nimmermehr!" (4) Vielleicht zeigte sie ihm doch später bessere Gesinnungen, denn im folgenden Gedichte läßt er die Geliebte klagen, daß sie ihm ihre Liebe nicht zeigen dürfe, da sie fürchten müsse, ihre Ehre und sein Leben in Gefahr zu bringen. „Wehe!" ruft sie voll Schmerz aus, „thäte ich, was er begehrt, so würde mir dies ja Leid und Ungemach bringen; wenn ich ihm aber nicht gewähre, so ist das ein Lohn, das nie gutem Manne ward. Jetzt erst thut es mir wehe, daß ich ihn oder er mich je sah! Soll ich seiner als Freund entbehren, so ist es mir leid, und doch muß es sein! ich will meiner hüten, denn ich darf ihm nicht gewähren!" (5) — Viele seiner Lieder beziehen sich, wie gesagt, auf die Kreuzzüge; in dem einen derselben tadelt er diejenigen, welche das Kreuz genommen und doch zu Hause geblieben sind. „Die wähnen dem Tode entronnen zu sein," ruft er aus, „welche Gott um seine Fahrt betrügen; aber sie haben sich Schlimmes bereitet, wie sich am Ende zeigen muß, wenn ihnen die Pforte versperrt wird, die Gott den Seinigen öffnet." (2)

1. Sehnsucht.

Gelebt ich noch die lieben zît,
daz ich daz lant solde beschouwen,
Dar inne al mîn vröude lît
nu lange an einer schœnen vrouwen,
Sô gesæhe wol mîn lîp
nie mêr weder man noch wîp
getrûren, noch gewinnen rouwen;
mich dûhte nû vil manigez guot,
dâ von ie swære was mîn muot.

Ich wânde ir ê vil verre sîn,
da ich gerne nu vil nâhe wære;
Alrêrste hât daz herze mîn
von der vremde grôze swære:
Ez tuot wol sîn triuwe schîn.
Wær ich iender umb den Rîn,
sô vriesche ich lîhte ein ander mære,
des ich doch leider nie vernam,
sît daz ich über die berge kam.

Ich sage ir nu vil lange zît,
wie sêre si mîn herze twinget:

Als ungeloubelîc ist ir nît,
daz si der zwîvel dar ûz bringet,
Daz si hât als selhen kîp,
den ze rehte ein saelic wîp
nie mêr rehte volle bringet:
daz si dem ungelônet lât,
der si vor al der werlte hât.

Nie man sol mir daz verstân,
sine möhte mir vor eime jære
Von sorgen wol erlœset hân,
ob ez der schœnen willen wære;
Ouch half mir sêre ein lieber wân,
swanne si mîn ougen sân,
daz was ein vröude vür die swære:
al eine wil sis gelouben niht,
daz si mîn ouge gerne siht.

2. Die falschen Kreuzfahrer.

Si wænent dem tode entrunnen sîn,
die Gote erliegent sîne vart,
Dêswâr, êst der geloube mîn,
daz si sich übel hân bewart.
Swer das kriuze nam, unt niender vert,
dem wirt doch ze iungeste schîn,
swanne im diu porte ist vor verspert,
die er tuot ûf den liuten sîn.

3. Sie ist so schön!

Si darf mich des zîhen niht,
mîn herze enhete si in pflihl,
dez mohte si die warheit an mir sehen:
Unt wil sis jehen,
ich kom sîn dicke in sô grôze nôt,
daz ich den liuten guoten morgen bôt
Engegen der naht;
ich was sô verre an si verdaht,
daz ich mich under wîlent niht versan,
unt swer mich gruozt, daz ich sîn niht verstân.

Mîn herze unsanfte sînen strît
lât, den ez nu menge zît
hât wider daz allerbeste wîp,
Der ie mîn lîp
muoz dienen, swar ich iemêr var;
ich bin ir holt; swenne ich vor Gote getar,
Sô gedenke ich ir:
daz geruoche ouch er vergeben mir!
Ob ich des sünde süle hân,
zwiu geschuof er si sô rehte wol getân?

Mit grôzen sorgen hât mîn lîp
gerungen alles umb ein wîp;
ich hêt ein leben, daz mir vil nâhe gie,
Daz verlie mich nie;
an wîsheit kêrte ich mînen muot:
daz was diu minne, diu noch mengem tuot
Die selben klage.
Dar ümbe ich niht an Got verzage:
der kan den liuten helfen ûz der nôt;
nieman weiz, wie nâhe ime ist der tôt.

Mîner vrouwen was ich undertân,
diu âne lôn mînen dienst nan,
von der spriche ich niht, wan allez guot,
Wan, daz ir muot
wider mich ze unmilte ist gewesen:
vor aller nôt do wânde ich sîn genesen,
Do sich verlie
mîn herze ûf genâde an sie,
der ich da leider vunden niene hân:
nû wil ich dienen dem, der lônen kan.

Ich kom von minne in kumber grôz,
des ich doch selten ie genôz;
swaz schaden ich dâ von gewunnen hân,
Sô gevriesch nieman,
daz ich ir iht spræche, wan guot,
noch mîn munt von vrouwen nie mêr getuot.
Doch klage ich daz,
daz ich sô lange Gotes vergaz,
unt wil ez iemer vor allen dingen klagen,
und im dar nâch ein holdez herze tragen.

4. Zwiespalt.

Mîn herze und mîn lîp die wellent scheiden,
die mit ein ander wâren, nû menigiu zît:
Der lîp wil gerne vehten an die heiden,
iedoch dem herzen ein wîp so nâhen lît
Vor al der werlt; daz müet mich iemer sît,
daz si einander niht gevolgent beide.
Mir habent diu ougen vil getân ze leide:
Got eine müeze scheiden noch den strît!

Sît ich dich, herze, niht wol mag erwenden,
dune wellest mich vil trûreclichen lân,
Sô bite ich Got, daz er dich geruoche senden
an eine stat, dâ man dich wol welle enpfân,
Owê, wie sol ez armem dir ergân!
wie getorstest eine an solhe nôt ernenden?
wer sol dir dîne sorge helfen wenden
mit triuwen, als ich dicke hân getân?

Ich wânde ledic sîn von solher swære,
dô ich daz kriuze in Gotes êren nan:
Ez wær ouch rehte, daz ez alsô wære,
wan daz mîn stætekeit mir sîn verban.
Ich solte sîn ze rehte ein lebendic man,
ob ez den tumben willen sîn verbære:
nû sihe ich wol, daz im ist gar unmære,
wie ez mir sül noch an dem ende ergân.

Nieman darf mir wenden daz ze unstæte,
ob ich die hazze, die ich dâ minnet ê:
Swie vil ich si gevlêhete oder gebæte,
sô tuot si rehte, als sis niht verstê.
Mich dunket rehte, wie ir wort gelîche gê,
reht als ez der sumer von Triere tæte:
ich wær ein gouch, ob ich ir tumpheit hæte
vür guot: es engeschiht mir niemer mê.

5. Liebeskummer.

Wol ir, si ist ein sælic wîp,
diu von sender arbeit nie leit gewan!
Des hât ich den mînen lîp
vil wol behüetet, wan, daz mich ein sælic man
Mit rehter stæte hât ermant, daz ich im guotes gan:
nû twinget mich der kumber sîn unt tuot mir wê,
und ist daz mîn angest gar,
sin nement wol tûsent ougen war,
wenne er kome, dâ ich in sè.

Er ist mir lieb, und lieber vil,
danne ich im vil liebem manne sage;
Ob er daz niht gelouben wil,
daz ist mir leit, so nâhe, als ich die liebe trage.
Getorste ich genenden, sô wolte ich im enden sîne klage;
wan daz ich vil sendez wîp
ervürhten muoz der êren mîn
unde des lebenes sîn,
der mir ist, alsam der lîp.

O wê, tæt ich, des er gert,

dâ von möht ich gewinnen leit und ungemach;
Lâze aber ich in ungewert,
daz ist ein lôn, der guotem manne nie geschach.
Alrêrst müet mich, daz ich in, ald er mich ie gesach;
unt sol ich sîn ze vriunde enbern,
daz ist mir leit, und muoz doch sîn;
ich wil hüeten mîn:
ich engetar sîn niht gewern.

6. Stanzen.

Ich lobe Got der sîner güete,
daz er mir ie verlech die sinne,
daz ich si nam in mîn gemüete,
wan si ist wol wert, daz man si minne;
noch bezzer ist, daz man ir hüete,
danne ieglicher si bræhte inne
des, daz si ungerne hôrte,
unt mir die vröude gar zerstôrte.

Noch bezzer ist, daz ich si mîde,
danne si âne huote wære,
und ir deheiner mir ze nîde
spræche, des ich vil gerne enbære.
Ich hân si erkorn, swaz ich lîde,
sô lâze ich niht dur die merkære;
vremde ich si mit den ougen,
sì minnet ie doch mîn herze tougen.

Mîn lip was ie ungebunden,
und doch gemuot von der blîden;
alrêrst hân ich rehte ervunden,
waz man muoz nâch liebem wîbe lîden:
des muoz ich ze mangen stunden
der besten vrouwen eine mîden;
des ist mîn herze dicke swære,
als ez mit vröuden gerne wære.

Swie dicke ich lobe die huote,
doch wart ich nie an mir selbem inne,
daz ich in iemer in dem muote
werde holt, die sô gar die sinne
gewendet haben, daz si, diu guote,
enpfremde mir ir stæten minne:
dêswâr, tuon ich in niht mêre,
ich gevreische doch gerne alle ir unêre.

Heinrich von Veldeck.

Da Heinrichs von Veldeck poetische Thätigkeit vorzüglich auf das Epische gerichtet war, werden wir in dem betreffenden Abschnitte auf ihn zurückkommen und dort das Nöthige über seine Lebensumstände und seinen dichterischen Charakter mittheilen. Seine Minnelieder haben in Form und Sprache viel Gemeinsames mit denen seines Zeitgenossen Friedrich von Hausen; dagegen fehlt ihnen die reale Unterlage, und sie bewegen sich daher auch mehr in allgemeinen Anschauungen. Bei ihm finden wir zuerst den Ton angeschlagen, der von den spätern Minnesingern in so mannigfaltigen Weisen nachklingt: Mai und Minne sind die Grundgedanken seiner Lieder. Doch klagt auch er schon über die entartete Zeit, welche die ächte Minne nicht mehr kennt, und sich an Lästerungen der Frauen erfreut. (2) So tadelt er auch die Frauen, daß sie graues Haar hassen und lieber unverständige als weise „Amis“ (Freunde) haben. Er aber hasse an den Frauen den kranken Sinn, daß sie neues Zinn dem alten Golde vorzögen und den Jungen aus Lüsternheit hold seien. (3) Glücklich ist der Gedanke des Lieds, in welchem er die Stärke seiner Liebe preist, die noch unvergänglicher sei, als die Liebe Tristans zu Isalt, ob er gleich nicht, wie jener, einen Zaubertrank getrunken habe. (1)

1. Macht der Liebe.

Tristan muose sunder danc
stæte sîn der küniginne,
Wan in der poisûn dar zuo twanc
mêre, dan diu kraft der minne.
Des sol mir diu guote danc
wizzen, daz ich solchen tranc
nie genam und ich si doch minne
baz, danne er; unt mac daz sîn
wol getâne,
valsches âne,
lâ mich wesen dîn,
unde bis dû mîn.

Sît diu sunne ir liehten schîn
gegen der kelte hât geneiget,
Und diu kleinen vogellîn
al ir sanges sint gesweiget,
Trûric ist daz herze mîn:
ich wæne, ez wil nû winter sîn,
der uns sîne kraft erzeiget
an dien bluomen, die man siht
in liehter varwe
erblichen garwe:
dâ von mir beschiht
leit, und anders niht.

2. Wahre Liebe.

Dô man der rehten minne pflac,
dô pflac man ouch der êren:
Nû mac man naht unde tac
die bœsen site lêren:
Swer diz nû siht und jenz dô sach,
o wê, waz der nû klagen mac:
tugende welnt sich nû verkêren.

Die man sint nû niht vruot,
wan si die vrouwen schelten;
Ouch sint si dâ wider guot,
daz si in es niht wol vergelten.
Swer daz schiltet, der tuoz,
dâ er sich bì genern muoz:
der prüevet melden, die gedîhent selten.

Swer ze der minne ist sô vruot,
daz er der minne dienen kan,
Und er durch minne pîne tuot,
wol im, derst ein sælic man.
Von minne kumt uns allez guot,
diu minne machet reinen muot:
waz sold ich sunder minne dan?

Ich minne die schœnen sunder danc,
ich weiz wol, ir minne ist klâr;
Ob mîniu minne ist kranc,
sô wirt ouch nie mèr minne wâr.
Ich sage ir mîner minne danc,
bì ir minne stât mîn sanc;
êrst tump, swerz niht geloubet gar.

3. Graues Haar.

Man seit al vür wâr
manic jâr,
Diu wîp hazzen grâwez hâr.
Das ist mir swâr:
Und ist ir misse prìs,

die lieber hât ir amis
tump, danne wîs.
Dest mê, noch dest min,
daz ich grâ bin:
Ich hazze an wîben kranken sin,
daz si niûwez zin
Nement vür altez golt:
si jehent, si sîn den jungen holt
durh ungedolt.

4. Lenz und Liebe.

Dô si an dem rîse
die bluomen gesâhen
bî den blaten springen,
dô wâren si rîche
Ir manicvalten wîse,
der si verjâhen,
si huoben ir singen
lûte unde vrôliche,
Nider unde hô.
Mîn muot stât alsô,
daz ich wil wesen vrô:
reht ist, daz ich mîn gelücke prîse.

In dem aberellen,
sô die bluomen springen,
sô louben die linden,
unt gruonen die buochen,
Sô haben ir wellen
dâ die vogel singen,
wan si minne vinden,
aldâ si si suochen
Reht an ir genôz,
wan ir blîdeschaft ist grôz,
der mich nie verdrôz,
doch si ir singen an den winter stellen.

Möht ich erwerben
mîner vrouwen hulde!
künde ich die gesuochen,
als ez ir gezæme!
Ich sol verderben
al von mîner schulde,
sine wolle ruochen,
daz si von mir næme
Buoze, sunder tôt,
ûf genâde und dur nôt:
wan ez Got nie gebôt,
daz dehein man gerne solte sterben.

Kaiser Heinrich VI.

Daß auch Fürsten an der allgemeinen poetischen Bewegung Theil nahmen, ist bereits erwähnt worden; als das erste und sprechendste Beispiel führen wir den Kaiser Heinrich VI. an, von dem noch zwei Lieder vorhanden sind, deren Zartheit um so mehr zu bewundern ist, als sie mit seinem tyrannischen und blutdürstigen Charakter im grellsten Widerspruche steht. Wenn wir in dem einen derselben, welches wir hier mittheilen, den gleich schön gedachten als ausgedrückten Gedanken lesen, daß er eher die Krone missen wolle, als die Liebe der Holden, die er so herzinniglich minne, so müssen wir, um dem Dichter Recht widerfahren zu lassen, uns zwingen zu vergessen, daß die Herrschsucht ihn zu den unmenschlichsten Grausamkeiten gegen die Italiener verleitete. Im J. 1165 geboren, wurde er schon 1169 zum römischen König gekrönt; 1190 folgte er seinem Vater Friedrich I. in der Kaiserwürde. Er starb, vielleicht durch Vergiftung, am 28. September 1197 zu Messina und wurde zu Palermo begraben.

Liebe, die schönste Krone.

Ich grüeze mit gesange die süezen,
die ich vermîden niht wil, noch enmac;
Do ich si von munde rehte mohte grüezen,
ach, leider, des ist manic tac.
Swer nu disiu liet singe vor ir,
der ich sô gar unsenfteclich enbir,
ez sî wîb oder man, der habe si gegrüezet von mir.

Mir sint diu rîch unt diu lant undertân,
swenne ich bî der minneclichen bin;
Unde swenne ich gescheide von dan,
sô ist mir al mîn gewalt unt mîn richtuom dâ hin:
Wan senden kumber, den zelle ich mir danne ze habe;
sus kan ich an vröuden stîgen ûf und ouch abe,
unt bringe den wehsel, als ich wæne, durh ir liebe ze grabe.

Daz ich si sô gar herzeclichen minne,
unt si âne wenken zallen zîten trage
Beide in herzen und ouch in sinne
under wîlent mit vil maniger klage,
Waz gît mir dar umbe diu liebe ze lône?
Dâ biutet si miuz sô rehte schône:
ê ich mir ir verzige, ich verzige mich ê der krône.

Er sündet, swer des niht geloubet,
daz ich möhte geleben manigen lieben tac,
Ob joch niemer krône kæme ûf mîn houbet,
des ich mich ân si niht vermezzen mac.
Verlür ich si, waz het ich danne?
Dâ töhte ich ze vröuden weder wîbe noch manne,
unt wær mîn bester trôst beide ze âhte unt ze banne.

Heinrich von Morungen.

Es gab mehrere Geschlechter, welche den Namen Morungen oder Möringen führten, die einen im nördlichen, die andern im südlichen Deutschland. Da wir aber von den Lebensumständen des Minnesingers dieses Namens Nichts wissen, so kann man auch nicht mit Sicherheit ausmitteln, zu welchem dieser alten Geschlechter er gehörte. Die Sprache allein, welche niederdeutsche Färbung hat, führt uns zu der Vermuthung, daß er vom sächsischen Geschlechte der Morungen abstammte, welche ihre Burg bei Göttingen am Flüßchen Mor hatten. Eben so dürfen wir vermuthen, daß er ein Zeitgenosse Heinrichs von Veldeck gewesen, und somit in den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sei. Dafür spricht auch der Charakter seiner Lieder, welche in Sprache sowohl als in Haltung noch etwas Alterthümliches haben, und offenbar in die Zeit der ersten Entwickelung der höfischen Poesie gehören, wie ihn denn auch Hugo von Trimberg als einen der früheren Dichter nennt. Wie die Veldeckschen haben Morungens Gedichte meistens noch einfachen Strophenbau, obgleich sich auch künstlichere Bildungen finden, unter welchen besonders der Kehrreim des letzten von uns mitgetheilten Liedes (5), sodann (im zweiten Gedichte) die seltene Verbindung aller Strophen durch den gleichen Reim aller Schlußzeilen zu bemerken ist. Außerdem zeichnen

sich seine Lieder durch raschen, lebendigen Gang, so wie durch großen Reichthum an wirkungsvollen Bildern und geistreichen Wendungen aus. „Wüßte ich,“ sagt er einmal, „ob es verschwiegen bliebe, so ließ ich Euch sehen meine schöne Frau. Wer mir entzwei bräche das Herze mein, der könnte sie gut darin schauen; sie ist durch die Augen mein ohne Thür hineingekommen; so sollte ich auch von ihrer süßen Minne minniglich begrüßt werden. Wenn Jemand lange in den Wald ruft, so antwortet es ihm bisweilen daraus; doch so oft ich ihr von meiner Minne Noth auch klage, so bleibt sie stumm. Ein Papagei oder ein Staar hätten seitdem von Minne sprechen lernen. Da ich ihr so lange Zeit gedient habe, so könnte sie sich wohl meiner Rede erinnern; aber es geschieht nicht, es möchte denn Gott ein Wunder an mir erzeigen; leichter möchte ich einen Baum mit meiner Bitte niederbeugen.“ (1) Und in einem andern Liede heißt es: „Die Nachtigall schweigt, wenn sie ihr Lied vollendet hat; ich aber folge der Schwalbe, welche weder aus Liebe noch aus Leid zu singen aufhört.“ (2) „Wenn ich aus Liebesnoth sterbe,“ singt er an einem andern Orte, „so soll man auf meinen Grabstein schreiben, wie lieb sie mir war, und wie gleichgültig ich ihr gewesen, damit alle, welche über mich gehen und dieses lesen, von der großen Sünde Kunde gewinnen, die sie an ihrem Freund begangen hat.“ (3) Und wiederum ruft er freudig aus, daß er durch sie und seine stäte Liebe ein Kaiser sei, wenn er auch keine Krone und kein Land habe; aber sie unterbricht ihn mit dem Vorwurfe, daß er auch andere Frauen minne, weshalb sie ihn hassen müsse. (4) Doch mag sie ihn später wieder zu Gnaden aufgenommen haben, wie aus dem schönen Wechselgespräche ersichtlich ist, in welchem sie sich beide beklagen, daß der heranbrechende Tag sie zur Trennung zwingt. (5)

1. Härte der Geliebten.

West ich, ob ez wol verswîgen möhte sîn,
ich liez iuch sehen mîne schœne vrouwen:
Der en zwei bræche mir daz herze mîn,
der möhte si schône drinne schouwen:
Si kam her dur diu ganzen ougen mîn, sunder tür, gegangen;
o wê, solde ich von ir süezen minne sîn als minneclich enpfangen!

Der sô lange ruoft in einen touben walt,
ez antwurt im dar ûz eteswenne:
Nû ist diu klage vor ir dicke manicvalt
von mîner nôt, swie sis niht erkenne,
Doch klaget ir maniger mînen kumber vil dicke mit gesange:
o wê, jâ hât si geslâfen alles her, alder geswigen alze lange!

Wær ein sitich alder ein stâr, die möhten sît gelernet hân, daz si spræchen minnen:
Ich hân ir gedienet her vil lange zît,
mac si sich doch mîner rede versinnen?
Nein, si niht, Got enwelle ein wunder vil verre an mir erzeigen:
jâ, möht ich baz einen boum mit mîner bete sunder wâfen nider geneigen.

2. Ich will immer singen.

Ez ist site der nahtegal,
swan si ir liet volendet, sô geswîget sie;
Dur daz volge ab ich der swal,
diu durch liebe, noch durch leide ir singen nie verlie.
Sît daz ich nû singen sol,
sô mag ich von schulden sprechen wol:
O wê, daz ich ie sô vil gebat,
und gevlête an eine stat,
dâ ich genâden niene sê!

Swîge ich, unde singe niet,
sô sprechent si, daz mir mîn singen zême baz;
Sprich ab ich unt singe ein liet,
sô muoz ich dulden beide ir spot und ouch ir haz.
Wie sol man dich nû geleben,
die dem man mit schôner rede vergeben?
Owê, daz in ie sô wol gelanc,
und ich lie dur si mîn sanc:
Ich wil singen ab als ê!

Owê mîner besten zît,
und owê mîner liehten wunneclîchen tage!
Waz der an ir dienste lît,
nû jâmert mich vil maniger seneclîcher klage,
Die sie hât von mir vernomen,
und ir nie ze herzen kunde komen.
Owè, mîniu gar verlornen jâr,
diu riuwent mich vür wâr:
in verklage si niemer mê.

Ir lachen und ir schône ansên
und ir guot gebêrde hânt betôret lange mich;
In kan anders niht verjên,
swer mich ruomes zîhen wil, der sündet sich.
Ich hân sorgen vil gepflegen,
und dien vrouwen selten bî gelegen.
Owê! wan daz ich si gerne an sach,
und in ie daz beste sprach,
mir enwart ir nie niht mê.

Ez ist niht, daz tiure sî,
man habe ez deste werder, wan den getriuwen man;
Der ist leider swêre bî;
er ist verlorn, swer nû niht wan mit triuwen kan.
Des wart ich vil wol gewar,
wand ich ir mit triuwen ie diente dar.
Owê, daz ich triuwen nie genôz!
des stên ich nû vröuden blôz:
doch diene ich, swie ez ergê.

3. Meine Grabschrift.

Sach ieman die vrouwen,
die man mac schouwen
in dem venster stân?
Diu vil wol getâne,
diu tuot mich âne
sorgen, die ich hân.
Sie liuhtet, sam der sunne tuot
gegen dem liehten morgen;
ê was si verborgen,
dô muost ich sorgen:
die wil ich nu lân.

Ist aber ieman hinne,
der sîne sinne
her behalten habe,
Der gê nâch der schônen,
diu mit ir krônen
gie von hinnen abe,
Daz si mir ze trôste kome,
ê daz ich verscheide.
Diu liebe und diu leide,

die wellen mich beide
vürdern hin ze grabe.
Man sol schrîben kleine
reht ûf dem steine,
der mîn grap bevât,
Wie liep si mir wære,
und ich ir unmære:
swer danne über mich gât,
Daz der lese dise nôt
und ir gewinne künde,
der vil grôzen sünde,
di sie an ir vründe
her begangen hât.

4. Ich bin Kaiser ohne Krone.

Ich bin keiser âne krône,
sunder lant; daz meinet mir der muot;
Der gestuont mir nie sô schône:
danc ir liebes, diu mir sanfte tuot.
Daz schaffet mir ein vrouwe vruot,
dur die sô wil ich stète sîn:
wan in gesach nie wîp sô rehte guot.

„Gerne sol ein rîter ziehen
sich ze guoten wiben, dèst mîn rât;
Bôsiu wîp, diu sol man vliehen:
er ist tump, swer sich an si verlât,
Wan sine gebent niht hôhen muot.
Jedoch sô weiz ich einen man,
den ouch die selben vrouwen dunkent guot.

Mirst daz herze worden swère,
seht, daz schaffet mir ein sende nôt:
Ich bin worden dem unmère,
der mir dicke sînen dienest bôt.
Owê, war umbe tuot er daz?
Und wil er sichs erlouben niht,
sô muoz ich im von schulden sîn gehaz!“

5. Da tagte es.

Owê! sol aber mir iemer mè
geliuhten dur die naht,
Noch wîzer, danne ein snè,
ir lîp wol geslaht?
Der trouc diu ougen mîn,
ich wânde, ez solte sîn
des liehten mânen schîn —
dô tagte ez!

„Owê! sol aber er iemer mè
den morgen hie betagen,
Als uns diu naht engè,
daz wir niht durfen klagen?
Owê! nû ist ez tac!
Als er mit klage pflac,
dô er jungest bî mir lac —
dô tagte ez!“

Owê! si kuste âne zal
in dem slâfe mich,
Dô vielen hin ze tal
ir trehene nider sich.
Jedoch getrôste ich sie,
daz si ir weinen lie,
unt mich al ümbe vie —
dô tagte ez!

„Owê! daz er so dicke sich
bî mir ersehen hât!
Als er endacte mich,
sô wolt er sunder wât
Mîn arme schouwen blôz:
ez war ein wunder grôz,
daz in des nie verdrôz —
dô tagte ez!“

Hartmann von Aue.

Da Hartmann von Aue, wie Heinrich von Veldeck, vorzüglich als epischer Dichter zu nennen ist, beschränken wir uns hier auf einige Bemerkungen über seine lyrischen Gedichte. In ihnen erblicken wir schon die ganz ausgebildete höfische Poesie mit ihrer Formvollendung, ihrer mannigfaltigen Gestaltung, ihrer reichen, wohllautenden Sprache, ihrem vollklingenden Reime. Bei diesen Vorzügen, die er mit manchen andern Dichtern theilt, hat er sich meistens vor der eigenthümlichen und gesuchten Empfindelei frei erhalten, die bei den Minnesingern so charakteristisch ist. Heiteren Gemüths, thatkräftig und thatenlustig will er zwar der Liebe nicht entsagen; aber es ekelt ihn, wie andere schwärmende Dichter, zu girren und zu seufzen, und vor der Frauen Thüren sich müde zu stehen. So mag er, des Wartens überdrüssig, irgend eine schöne Frau verlassen haben, (4) die ihn heimlich liebte, und deren Klage um den verlorenen Freund der Gegenstand eines schönen Gedichtes ist. „Wenn man die Seele mit Lüge errettet,“ ruft sie aus, „so weiß ich Einen, der heilig ist, dessen List mich verführte, ihn zum Freunde zu erküren; aber er ist ohne Falsch, wie das Meer ohne Wogen. Er ist in süßen Worten so erfahren, daß man sie schreiben möchte, und so folgte ich ihm bis auf das Eis, aber der Schaden muß mir bleiben.“ (3) Wie wenig ihm das empfindelnde Wesen zusagte, hat er selbst ausgesprochen, und es ist zu bedauern, daß die Minnesinger seinen Zuruf voll gemüthlichen Spottes nicht verstanden oder beachtet haben. „Ich fahre übers Meer,“ sagt er, „weil die Geliebte mir es befiehlt. Mancher Andere rühmt sich, was er aus Minne thut, allein ich höre nur seine Rede, seine Werke sehe ich nicht. Das heißt minnen, wenn man, wie ich, aus Liebe sein Vaterland verläßt; denn Saladin und sein ganzes Heer würden mich nicht aus Franken ziehen. Ihr Minnesinger, euch muß es mißlingen, wenn ihr dichtet, da ihr nur leeren Wahn besingt; ich dagegen kann mich rühmen, gut von der Minne zu singen, seit sie mich hat und ich sie habe. Was ich will, seht, das will auch mich gern haben; ihr aber müßt den leeren Wahn aufgeben, wenn euch das Dichten gelingen soll; ihr ringet um Liebe, die euch nicht will: ihr Armen müßt solche Minne minnen, wie ich!“ (5) —

Hartmanns Kreuzlieder gehören in jeder Beziehung zu seinen gelungensten Gedichten und ziehen durch die darin sich aussprechende Thatkraft an. „Dem Kreuze geziemt ein reines Gemüth und keusche Sitte,“ sagt er; „man soll es nicht bloß auf dem Kleide, sondern auch im Herzen tragen. Die Ritter sollen ihr Leben und ihre Kraft dem widmen, der ihnen Leben und Gut gegeben. Auch ihn habe die trügende Welt angelacht, und er sei ihr nachgefolgt, nun wolle er ihr aber entsagen, und er hoffe, daß seine Kreuzfahrt auch seinem verstorbenen Herrn zu Gute kommen möge.“ (1) — Und in einem andern heißt es: „Welche Frau sendet ihren lieben Mann mit rechter Gesinnung auf diese Fahrt, die erwirbt halben Lohn daran, wenn sie zugleich

daheim keusch und züchtig lebt. Sie bete für sie beide hier, so fährt er für sie beide dort!" (2)

1. Kreuzlied.

Dem kriuze zimt wol reiner muot
unt kiusche site,
sô mac man sælde und allez guot
erwerben dâ mite;
Ouch ist es niht ein kleiner haft
dem tumben man,
der sime libe meisterschaft
niht halten kan.
Ez wil niht daz man sî
der werke dar under vrî:
waz touc ez ûf der wât,
der sîn an dem herzen niene hât?
Nû zinsent, ritter, iuwer leben,
und ouch den muot
durch in, der iu dâ hât gegeben
beide lîp unt guot.
Swes schilt ie was zer werlte bereit
ûf hôhen pris,
ob er den Gote nû verseit,
der ist niht wis.
Wan swem daz ist beschert,
daz er dâ wol gevert,
daz giltet beidiu teil,
der werlte lop, der sêle heil.
Der hacken hân ich manigen tac
geloufen nâch,
dâ nieman stæte vinden mac,
dar was mir gâch.
Diu werlt lachet mich triegende an
unt winket mir;
nû hân ich als ein tumber man
gevolget ir.
Nû hilf mir, herre Krist,
der mîn dâ vârende ist,
daz ich mich dem entsage
mit dînem zeichen, daz ich hie trage.
Sît mich der tôt beroubet hât
des herren mîn,
swie nû diu werlt nâch im gestât,
daz lâze ich sîn.
Der vröude mîn den besten teil
hât er dâ hin;
schüefe ich nû der sêle heil,
daz wære ein sin.
Mag im ze helfe komen
mîn vart, die ich hân genomen,
ich wil ime ir halber jehen:
vor Gote müeze ich in gesehen!

2. Doppelter Gewinn.

Swelch vrouve sendet ir lieben man
mit rehtem muote ûf dise vart,
Diu koufet halben lôn dâr an,
ob si sich heime alsô bewart,
Daz si verdienet kiuschiu wort:
si bete vür si beidiu hie, sô vert er vür si beidiu dort.

3. Der Falsche.

Ob man mit lügen die sêle nert,
sô weiz ich den, der heilig ist,
Der mir dicke meine swert;
mich überwant sîn karger list,
Daz ich in zeime vriunde erkôs,
dâ wânde ich stæte vünde,
mîn selber sin mich dâ verlôs,
als ich der werlte künde:
sîn lîp ist alse valsche lôs,
sam daz mer der ünde.
War ümbe suocht ich vremden rât,
sît mich mîn selbes herze trouc,
Daz mich an den verleitet hât,
der mir noch nieman guoter touc?
Ez ist ein schwacher mannes prîs,
den er begêt an wîben;
süezer worte ist er sô wîs,
daz man si môhte schrîben;
den volget ich unz ûf das îs:
der schade muoz mir belîben.
Begünde ich vêhen alle man,
daz tæte ich durch sîn eines haz;
Wie schuldic wæren si dâr an?
Jâ lônet meniger sîner baz,
Diu hât sich durh ir schœnen sin
gesellet sæleclîche;
diu lachet, swenne ich trûric bin;
wir alten ungelîche,
nâch leide huop sich mîn begin:
daz senfte Got der rîche!

4. Einmal und nicht wieder.

Maniger grüezet mich alsô,
der gruoz tuot mich ze mâze vrô:
„Hartman, gên wir schouwen
ritterlîche vrouwen!"
Mag er mich mit gemache lân,
und île er zuo den vrouwen gân:
bî vrouwen trûwe ich niht vervân,
wan daz ich müede vor in stân.

Ze vrouwen habe ich einen sin:
als sî mir sint, als bin ich in;
Wand ich mac baz vertrîben
diu zît mit armen wîben.
Swâr ich kum, dâ ist ir vil,
da vinde ich die, diu mich dâ wil;
diu ist ouch mînes herzens spil:
waz touc mir ein ze hohez zil?

In mîner tôrheit mir beschach,
daz ich zuo zeiner vrouwen gesprach:
„Vrouwe, ich hân mîne sinne
gewant an iuwer minne!"
Dô wart ich twerhes an gesehen,
des wil ich, des si iu bejehen,
mir wîb in solher mâze spehen,
diu mir des niht enlânt beschehen.

5. Wahre Minne.

Ich var mit iuwern hulden, herren unde mâge,
liut unde laut, die müezen sælic sîn;
Ez ist unnôt, daz ieman mîner verte vrâge,
ich sage wol vür war die reise mîn.
Mich vienc diu minne, und lie mich varn ûf mîne sicherheit:
nû hât si mir enboten bî ir liebe, daz ich var;
ez ist unwendic, ich muoz endelîchen dâr;
wie kûme ich briche mîne triuwe und mînen eit!

Sich rüemet maniger, waz er dur die minne tæte:
wâ sint diu werc? die rede hœre ich wol;
Doch sæhe ich gerne, daz si ir eteslîchen bæte,

daz er ir diente, als ich ir dienen sol.
Ez ist geminnet, der sich dur die minne ellenden muoz:
nû seht, wie si mich ûz mîner zungen ziuhet über mer:
unt lebte mîn her Salatîn und al sîn her,
dien bræhten mich von Vranken niemer einen vuoz.
Ir minnesinger, iu muoz ofte misselingen;
daz iu den schaden tuot, daz ist der wân:
Ich wil mich rüemen, ich mac wol von minne singen,
sît mich diu minne hât, und ich si hân.
Daz ich dâ wil, seht, daz wil alse gerne haben mich:
sô müezt aber ir verliesen under wîlent wânes vil;
ir ringent ümbe liep, daz iuwer niht enwil:
wan müget ir armen minnen solhe minne, als ich!

Reinmar der Alte.



Auch von diesem Dichter ist weder die Heimat bekannt, noch können wir die Zeit, in welcher er lebte, genau bestimmen. Nur so viel ist gewiß, daß er ein Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide und wahrscheinlich älter als dieser war, der ihn überlebte, so daß er noch weiter zurück in das zwölfte Jahrhundert gesetzt werden muß, als Walther. Aus dem Wenigen, was wir von ihm wissen, könnte man vielleicht den Schluß ziehen, daß Reinmar aus der Schweiz stammte. Er brachte einen Theil seines Lebens in Oesterreich zu, wo er vielleicht Walthers Lehrer oder doch wenigstens sein Vorbild in der edlen Sangeskunst war. Doch mögen die beiden Dichter später in Zwiespalt gerathen sein, da Walther in dem Gedichte, in welchem er Reinmars Tod beklagt, die Aeußerung fallen läßt, daß der Verstorbene ihn wahrscheinlich nicht eben so betrauern würde, worauf er noch hinzufügt, daß er weniger die Person des Dichters, als die mit ihm gestorbene Kunst beklage. Und wenn Reinmar in einem Liede sagt, daß Mancher, der sich jetzt nicht um ihn bekümmere, ihn nach dem Tode beklagen würde, (6) so scheint sich dies nach den eben mitgetheilten Aeußerungen Walthers auf diesen zu beziehen.

Aus mehreren Liedern Reinmars erfahren wir, daß er einen Kreuzzug mitgemacht hat, doch läßt sich nicht ermitteln, wann er ins heilige Land gezogen ist, so wenig bekannt ist, in welchem Jahre er starb; übrigens mag er ziemlich alt geworden sein, da er in mehreren Liedern (z. B. im „Trost" 10) von seinen grauen Haaren spricht. Das Lied, in welchem er die Freude des Wiedersehens besingt, (1) mag er wohl auf der Rückkehr von Palästina gedichtet haben.

Daß Reinmar schon zu seinen Zeiten hohen Rufes sich erfreute, haben wir aus Walthers oben angeführtem Zeugnisse ersehen; und so mag er wohl der von Hagenau sein, welchen Gottfried von Straßburg als den trefflichsten Liederdichter vor Walther nennt. Und in der That ist Reinmar nicht nur einer der gewandtesten und fruchtbarsten Dichter, sondern er ist ohne Zweifel derjenige, welcher den von Heinrich von Veldeck angebahnten Minnegesang in hochdeutscher Sprache zuerst zur völligen Ausbildung brachte. Mit wenigen Ausnahmen sind seine Gedichte Minnelieder, in denen sich die mannigfaltigsten Liebesverhältnisse dargestellt finden. Es erscheinen die späteren Minnelieder häufig als bloße Variationen der von ihm zuerst ausgesprochenen Gedanken: und so ist Reinmar in Bezug auf den Inhalt der höfischen Lyrik das, was Heinrich von Veldeck rücksichtlich der Form ist. So findet man bei ihm schon die Verbindung des Liebesglücks mit Mailust. „Als ich das grüne Laub ersah, da ließ ich viel Kummer zurück; denn von einem Weibe mir geschah, daß ich muß immermehr sein wonniglich wohlgemuth." „Sie hat", fährt er fort, „von Sorgen mich befreit, so daß ich keinen Kummer mehr habe, was viertausend andere Frauen nicht vermocht hätten. Viele wollen mir übel, aber ihre Falschheit hilft sie Nichts, denn sie wissen nicht, wie es seit Kurzem ergangen ist." (9) Voll Zartheit ist die Liebesklage. „Mich erfreut, was mich lange erfreuen soll, daß ich nie ein Weib mit Rede verletzte; und sprach Jemand anders als gut von ihnen, so war das ein Vergehen, das ich nie verzieh. Ihnen ward nie ein Mann so gar unwerth, der ihr Lob so gerne hörte, und dem ihre Ehre lieber wäre. Und doch haben sie meinen Dienst: denn all mein Trost und all mein Leben, das muß an einem Weibe sein! Wie mag mir wohl Etwas so lieb sein, dem ich so lange unwerth bin? Leide ich die Liebe mit dem Willen mein, so hab ich nicht zu guten Sinn. Kann ichs aber nicht abwenden, so möchte mir ein Weib ihren Rath entbieten und ihre Hülfe senden, und mich nicht verderben lassen. Ich habe noch Trost, wie klein er auch sei: Was geschehen soll, das geschieht!" So wenig ihm seine Rede bisher geholfen, so will er doch von ihrem Dienst nicht abstehen, ja er will sogar nicht mehr singen, wenn sie es ihm nicht befiehlt. Zum Schlusse spricht er seine Freude darüber aus, daß er sie gesehen; nur beklagt er, daß er vor Liebe nicht habe sprechen können, „was übrigens", fügt er hinzu, „noch Manchem geschehen könnte, der sie sähe, wie ich sie sah." (2) Insbesondere ist die Form der Botenlieder zuerst von ihm mit großem Glück

bearbeitet worden, weshalb er denn unzählige Nachahmer fand. Es hat diese Form etwas Dramatisches, wodurch die Eintönigkeit der den Minneliedern zu Grunde liegenden Gedanken einigermaßen verschwindet. Zu den lieblichsten Liedern dieser Gattung gehört unstreitig das von uns mitgetheilte, welches sich auf das so eben erwähnte Gedicht bezieht. „Sage, damit ich dirs lohne, hast du den viellieben Mann gesehen? Ist es wahr, und lebt er wohlanständig, als sie sagen und ich dich versichern höre?" — „Frau," antwortet der Bote, „ich sah ihn: er ist froh, sein Herz steht, wenn ihrs gebietet, immer hoch." — „Ich verbiete ihm Freude nimmer; unterlasse er nur Eine Rede, so thut er wohl! Das bitte ich ihn heute und immer, denn dem ist also, daß man's versagen muß." — „Fraue, nun verredet Euch nicht; er sagt: Alles, was geschehen soll, das geschieht!" — „Hat er aber gelobt, Geselle, daß er nimmermehr ein Lied singe, es sei denn, daß ich ihn bitten wolle?" — „Fraue, es war seine Meinung, als ich von ihm schied; auch mögt ihr's wohl vernommen haben." — „O weh!" ruft nun die Frau aus, indem sie über des Dichters Folgsamkeit selbst erschrickt, „wenn ichs nun gebiete, so mag Schaden daraus entstehen. Wenn ichs aber nicht gebiete, so verlöre ich mein Glück an ihm, und es verfluchen mich die Leute, daß ich der ganzen Welt ihre Freude nehme. Jetzt erst geht mir Sorge zu! O weh, nun weiß ich nicht, ob ichs lasse, oder ob ichs thue!" (7) Das Selbstbewußtsein des Dichters, welches sich in diesem Liede so entschieden ausspricht, berührt doch in keiner Weise unangenehm, weil es aus dem Munde der Frau kommt, die ihm, um vor seinen Bewerbungen Ruhe zu haben, sogar das Singen verbieten wollte. Aber selbst, wenn er unmittelbar von der großen Wirkung seiner Kunst spricht, thut er es auf eine Weise, die nicht im Mindesten verletzt; man freut sich seines wohlbegründeten Stolzes, wenn er ausruft: „Ich habe hunderttausend Herzen von Sorgen erlöst!" und wenn er dann hinzufügt: „Niemand ist von Sorgen also weh, ich mache ihn wohlgemuth. Ist er aber an Freuden so verzagt, daß er keiner Abhilfe begehrt, so kümmere ich mich nicht, ob er auch immer klagt. Höret, was ich zur Abhilfe thue, daß ich nicht mit Zauberei umgehe: Minnigliche Worte thue ich dazu, den besten Willen streiche ich dran, Tanzen und Singen muß ich haben, das Fünfte ist wonniglicher Trost: so kann ich den leidenden Siechen laben." (10)

Selbst bei den Kreuzliedern ist oft die Minne der Mittelpunkt der Dichtung, wenigstens wird ihr meistens eine bedeutende Stelle eingeräumt. Am häufigsten wird die Erwähnung der Reise und der Entfernung dazu benutzt, die Geliebte zu versichern, daß selbst die Abwesenheit seine Treue nicht brechen könne. Ein oft wiederkehrender Gedanke ist der, daß der Dichter fürchtet, durch die Liebe von den frommen Gedanken abgeleitet zu werden. „Des Tages, da ich das Kreuz nahm," sagt er, da hütete ich meine Gedanken, wie es dem Zeichen wohl ziemte und als ein rechter Pilgrim; da glaubte ich sie bei Gott so stäte, daß sie keinen Fuß breit mehr aus seinem Dienste treten würden. Nun wollen sie aber ihren eigenen Willen haben, und so ungebunden fahren, wie früher. Diese Sorge ist freilich nicht bloß mein, sie thut auch andern Leuten weh." — „Die Mutter und Jungfrau, fährt er fort, möchte seine Gedanken nicht abirren lassen von ihrem heiligen Ziel. Doch wünsche er, sie manchmal an die Geliebte zu schicken, und sie zu grüßen; sie sollten aber bald zurückkehren und ihm zur Buße helfen." (8) So sind seine Gedanken auch auf der Rückreise bei der Geliebten. „Ich glaube, singt er, daß mir Liebes geschehen will; mein Herz hebet sich zur Wonne, zu Freuden schwingt sich mein Gemüth, wie der Falke im Fluge thut und der Aar im Schweben. Ich ließ Freunde daheim; wohl mir, wenn ich sie gesund wieder finde, wie ich sie verließ. Herrlich ist es, bei ihr zu sein: Herre Gott, gestatte mir, daß ich sie sehe und alle ihre Sorge stille; wenn sie in Sorgen ist, daß ich ihr die mildere und sie die meinen dabei! So mögen wir Freude genießen. Wohl mir dann der langen Nacht! wie könnte sie mir lästig werden?" (1).

Eines der schönsten und tiefgefühltesten Gedichte Reinmars ist das **Klagelied über den Tod des Herzogs Leopold von Oesterreich.** Der Dichter legt die Klage einer liebenden Frau in den Mund, wie er auch bei andern Liedern thut: „Sie sagen, der Sommer sei hier, die Wonne sei gekommen, und daß ich mich eben so wohl befinden möge, als früher. Aber nun rathet und sprechet, wie? Der Tod hat mir entrissen, was ich nimmermehr verschmerzen kann. Was bedarf ich wonniglicher Tage, seit aller Freuden Herr, Leopold, in der Erde liegt, den ich nie einen Tag traurig sah? Es hat die Welt an ihm verloren, daß ihr an einem Manne nie so bejammernswerther Schaden geschah. Mir armem Weibe war zu wohl, wenn ich an ihn gedachte, und wie mein Heil an seinem Leben lag. Daß ich das nun nicht haben soll, darob geht mit Jammer hin, was ich noch immer leben mag. Meiner Wonne Spiegel ist verloren; den ich mir zu sommerlicher Augenweide erkoren, dessen muß ich leider beraubt sein! Als man mir sagte, er wäre todt, da fiel mir das Blut vom Herzen auf die Seele mein. — Alle Freude ist mir genommen durch meines lieben Herrn Tod, so daß ich ihn fortan entbehren muß. Da nun des nicht Rath werden mag, so mildere ich es nicht mit der Noth, daß mir mein klagendes Herz ist jammersvoll; denn die ihn immer beweinet, das bin ich; denn nur er, der viel gesegnete Mann, tröstete mich im Leben. Der ist nun hin, was nütze ich hier? Sei ihm gnädig, Herr Gott! denn ein tugendhafterer Gast kam in deine Dienerschaft nie!" (3) Dieses Gedicht ist um so wirkungsvoller, als es den tiefen Jammer des liebenden Weibes in der einfachsten, dem herben Schmerz angemessenen Sprache darstellt; vortrefflich ist besonders der Schluß mit seinem naiven Gebet: die liebende Frau wünscht, daß Gott den Geliebten mit ihren Augen ansehen, mit ihrem Herzen beurtheilen möge.

Noch erwähnen wir eines **Spottlieds** auf Kaiser und Pabst, welches wahrscheinlich unvollständig auf uns gekommen ist, aber auch in dieser Gestalt noch des Dichters Ansicht von dem damaligen Zustand der Dinge klar erkennen läßt. Die Streitigkeiten zwischen der weltlichen und geistlichen Macht erscheinen ihm als ein muthwilliges Spiel, durch welches das ganze Leben gestört wird. (11) Freilich erhebt er sich hierbei nicht zu der Höhe der Anschauung, welche wir in seinem Zeitgenossen Walther werden bewundern lernen; allein wenn ihm auch die vaterländische Gesinnung abzugehen scheint,

aus der Walthers Dichtungen hervorgingen, so ist immerhin der unabhängige Geist lobend anzuerkennen, der aus dem Liede spricht. Oder sollte Reinmar einen noch höheren Standpunkt eingenommen haben? sollte sein Gedicht aus der freieren Anschauungsweise der in der Entwickelung begriffenen Reichsstädte hervorgegangen sein?

1. Freude des Wiedersehens.

Ich wæn, mir liebe geschehen wil,
mîn herze hebet sich ze spil,
ze vröuden swinget sich mîn muot,
als der valke in vluge tuot
und der ar in sweime,
Jo liez ich vriund dâ heime;
Wol mich, vinde ich die
wol gesunt, als ich sie lie.
Vil guot ist daz wesen bî ir;
hèrre Got, gestate mir,
daz ich sie sehen müeze
und alle ir sorge büeze,
Ob si in deheinen sorgen sî,
daz ich ir die ringe, unt si mir di mîne dâ bî;
sô mügen wir vröude niezen:
O wol mich danne langer naht! wie künde mich verdriezen?

2. Liebesklage.

Mich hœhet, daz mich lange hœhen sol,
daz ich nie wîp mit rede verlôs;
Sprach in ieman anders danne wol,
daz was ein schult, die ich nie verkôs.
In wart nie man sô gar unmære,
der ir lop sô gerne hôrte, und dem ir ère lieber wære:
doch habent sie den dienest mîn;
war al mîn trôst und al mîn leben,
daz muoz an einem wîbe sîn.

Wie mac mir iemer iht sô liep gesîn,
dem ich sô lange unmære bin?
Lîde ich die liebe mit dem willen mîn,
sô hân ich niht ze guoten sin.
Ist aber, daz ichs niht mac erwenden,
sô möhte mir ein wîp ir rât enbieten und ir helfe senden,
unt lieze mich verderben niht;
ich hân noch trôst, swie klein er sî:
Swaz sol geschehen, daz geschiht!

In disen bœsen ungetriuwen tagen
ist mîn gemach niht guot gewesen;
Wan daz ich leit mit zühten kan getragen,
in kunde niemer sîn genesen.
Tæte ich nâch leide, als ichz erkenne,
si liezen mich vil lîhte, die mich dâ gerne sâhen eteswenne,
unt mir vil sanfte wâren bî:
nû muoz ich vröude nœten mich,
dur daz ich bî der werlte sî.

Der ie die werlte gevroute baz danne ich,
der müeze mit genâden leben;
Der tuoz ouch noch, wan si verdriuzet mich:
mir hât mîn rede niht wohl ergeben;
Ich diende ir ie, nur lônde niemen:
daz truoc ich alsô, daz mîn ungebærde sach vil lützel iemen,
und daz ich nie von ir geschiet:
si sælic wîp enspreche: „Sinc!“ —
niemer mê gesinge ich liet.

Ich sach si, wære ez al der werlte leit,
die ich doch mit sorgen hân gesehen.
Wol mich sô minneclicher arebeit!
mir enkunde niemer baz geschehen.
Dar nâch wart mir vil schiere leide:
ich schiet von ir, daz niemer man von wîbe mit der nôt gescheide,
noch daz mir nie sô wè geschach:
o wè do ich danne muoste gân,
wie jæmerliche ich umbe sach!

O wè, daz ich einer rede vergaz!
daz tuot mir hiute und iemer wè,
Dô si mir âne huote vor gesaz,
war umbe rette ich dô niht mê?
Dô was eht ich sô vrô der stunde
und der vil kurzen wîl, daz man der guoten mir ze sehene gunde,
daz ich vor liebe niene sprach.
Ez möhte manigem noch geschehen,
der sie sæhe, als ich sie sach.

3. Klage um Leopold von Oesterreich.

Si jehent, der sumer der sî hie,
diu wunne, diu sî komen,
und daz ich mich wol gehabe als è.
Nû râtent unde sprechent wie:
der tôt hât mir benomen,
daz ich niemer überwinde mê.
Waz bedarf ich wunneclicher zît,
sit aller vröuden hèrre, Linpolt, in der erde lît,
den ich nie tac getrûren sach:
ez hât diu werlt an im verlorn,
daz ir an einem manne nie
sô jæmerlîcher schade geschach.

Mir armen wîbe was ze wol,
swenne ich gedâhte an in,
unt wie mîn heil an sînem lîbe lac.
Sît ich des nû niht haben sol,
des gât mit jâmer hin,
swaz ich iemer nû geleben mac.
Mîner wunnen spigel, der ist verlorn,
den ich mir hête ze sumerlîcher ougenweide erkorn,
des muoz ich leider ænic sîn.
Dô man mir seitc, er wære tôt,
ze hant viel mir daz bluot
von dem herzen ûf die sêle mîn.

Die vröude mir verboten hât
mîns lieben hèrren tôt,
alsô daz ich ir mèr enberen sol.
Sît des nû niht mac werden rât,
in ringe mit der nôt,
daz mir mîn klagendez herze ist jâmers vol,
Diu in iemer weinet, daz bin ich:
wan er vil sælic man, jô trôste er wol ze lebene mich.
Der ist nû hin: waz töhte ich hie?
Wis im genædic, hèrre Got,
wan tugendhafter gast
kam in dîn gesinde nie!

4. Klage.

Mir ist ein nôt vor allem mînem leide,
doch dur disen winter niht.
Waz dar umbe valwent grüene heide?
Solher dinge vil geschiht:
Der ich aller muoz gedagen,
ich hân mê ze tuonne danne bluomen klagen.

Swie vil ich gesage guoter mære,
sô ist niemen, der mir sage,
Wenne ein ende werde miner swære,
dâ zuo maniger grôzen klage,
Diu mir an daz herze gât:
wol bedörfte ich wiser liute an mînen rât.

Niender vinde ich triuwe, dêst ein ende,
dar ich doch gedienet hân.
Guoten liuten leit ich mine hende;
woldens ûf mir selbem gân,
Des wær ich vil willic in:
ouwè, daz mir niemen ist, als ich im bin!

Wol den ougen, diu sô spehen kunden,
und dem herzen, daz mir riet
An ein wip: diu hât sich unterwunden
guoter dinge, und anders niet.
Swaz ich durch si lîden sol,
dêst ein kumber, den ich harte gerne dol.

5. Welch ein Kinderspiel.

Als ich mich versinnen kan,
sô gestuont diu werlt nie so trûric mê;
Ich wæne, iender lebe ein man,
des dinc nâch sins selbes willen gè:
Wan daz ist und was ouch ie,
anders sô gestuont ez nie,
wan daz beide liep und leit zergie.

Swer dienet, dâ man sîn niht verstât,
der verliuset al sîn arebeit,
Wan ez im anders niht ergât,
dâ von wahset niuwan herzeleit.
Alsô hât ez mir getân;
der ich vil wol getriuwet hân,
diu wil mich gar ân vröude gelân.

Stæte hilfet, dâ si mac;
daz ist mir ein spil, si gehalf mich nie.
Mit guoten triuwen ich ir pflac,
sît der zît, daz ich ir künde gevie.
Ich wæne, mich sîn gelouben wil:
nein, sô verlür ich ze vil.
Ist daz alsô, seht, welch ein kindesspil!

6. Klage.

Ich gehabe mich wol, und enruochte ie doch,
ob mir ein vil lützel wære baz,
Ich bin alles in den sorgen noch;
wirt mir sanfter iht, ich rede ouch daz.
Zuo den sorgen, die ich hân,
ist mîn klage, ine habe der tage envollen niht,
daz mîn swære iht müge ze herzen gân.

Ez erbarmet mich, daz si alle jehen,
daz ich anders niht künne, wan klagen;
Mügt ir michel wunder an mir sehen,
waz solt ich nû singen oder sagen?
Solte ich swern, ine wizze, waz?
Gesæhe ich wider abent einen kleinen boten,
sône gesanc nieman von vrouwen baz.

Ich bin aller dinge ein sælic man,
wan des einen, dâ man lônen sol;
Ob ich dise unsælde verwenden kan,
sô vert ez, nâch ungenâden, wol.
Mir ist ungelîche deme,
der sich eteswenne wider den morgen vröut:
alsô tæte ouch ich, weste ich, mit weme.

Treit mir ieman tougenlîchen haz,
waz der sîner vröude an mir nû siht!
Wê, war ümbe tæte aber ieman daz?
Wan, Got weiz wol, ine tuon nieman niht.
Wan sol mir genædic sîn:
mich beginnet doch nâch mînem tode klagen
maniger, der nû lîhte enbære mîn.

7. Botenlied.

„Sage (daz ich dirs iemer lône),
hâstû den vil lieben man gesehen?
Ist es wâr, unt lebt er schône,
als sie sagent und ich dich hœre jehen?“ —
„Vrouwe, ich sah in, er ist vrô,
sîn herze stât, ob irs gebietet, iemer hô!“ —
„Ich verbiute im vröude niemer:
lâze eht eine rede, sô tuot er wol:
Des bite ich in hiute und iemer,
dem ist alsô, daz manz versagen sol.“ —
„Vrouwe, nû verredet iuch niht;
er sprichet: Allez, daz geschehen sol, daz geschiht!“

„Hât aber er gelobt, geselle,
daz er niemer mê gesinge liet,
Ez ensî, ob ich ins biten welle?“ —
„Vrouwe, ez was sîn muot, dô ich von im schiet;
Ouch mügt irz wol hân vernomen.“ —
„Ouwè! gebiute ichs nû, daz mac ze schaden komen!

Ist aber, daz ichs niht gebiute,
sô verliuse ich mîne sælde an ime,
Unde vervluochent mich die liute,
daz ich al der werlte ir vröude nime.
Alrêrst gât mir sorge zuo;
ô wê! nûn weiz ich, ob ichz lâze, oder ob ichz tuo.

Daz wir wîp niht mügen gewinnen
vriunt mit rede, sine wellen mê!
Daz müet mich; ine wil niht minnen;
stæten wîben tuot unstæte wê.
Wær ich, des ich niene bin,
unstæte, lieze er danne mich, sô lieze ich in.“ —

8. Ich muß immer an sie denken.

Des tages, dô ich daz kriuze nam,
dô huote ich der gedanke min,
Als ez dem zeichen wol gezam,
und als ein rehter bilgerîn:
Dô wânde ich si ze Gote alsô bestæten,
dazs iemer vuoz ûz sîme dienste mêr getræten.
Nû wellents aber ir willen hân
unt ledecliche varn, als ê:
diu sorge diu ist mîn eines niet;
si tuot ouch mêre liuten wê.

Noch vüere ich aller dinge wol,
wan daz gedanke wellent toben;
Dem Gote, dem ich dâ dienen sol,
den enhelfent si mir niht sô loben,
Als ichs bedörfte und ez mîn sælde wære;
si wellent allez wider an diu alten mære,
unt wellent, deich noch vröude pflege,
als ich ir eteswenne pflac:
daz wende, muoter unde maget,
sît ichs in niht verbieten mac:

Gedanken wil ich niemer gar
verbieten (dêst ir eigen lant),
In erloube in eteswenne dar,
und aber wider sâ zehant.
Sô si unser beider vriunde dort gegrüezen,
sô kêren dan unt helfen mir die sünde büezen,
unt si in allez daz vergeben,

swaz si mir haben her getân:
doch vürhte ich ir betrogenheit,
daz si mich dicke noch bestân.

Sô wol dir, vröude, und wol im sî,
der dîn ein teil gewinnen mac!
Swie gar ich dîn sî worden vrî,
doch sach ich eteswenne den tac,
Daz du über naht in mîner pflege wære;
des hân ich aber vergezzen nû mit maniger swære;
die stîge sint mir abe getreten,
die mich dâ leiten hin an dich:
mirn hulfe niemen wider ze wege,
er hete mîn dienest unde ouch mich.

9. Lenz und Liebe.

Dô ich daz grüene loup ersach,
dô liez ich vil der swære mîn.
Von einem wîbe mir geschach,
daz ich muoz iemer mêre sîn
Vil wunneclîchen wol gemuot:
ez sol mich allez dunken guot,
swaz si mir tuot.

Ich sach vil wunneclîchen stân
die heide mit den bluomen rôt.
Der vîol, der ist wol getân:
des hât diu nahtegal ir nôt
Wol überwunden, diu si twanc.
Zergangen ist der winter lanc;
ich hôrte ir sanc.

Si schiet von sorgen mînen lîp,
daz ich deheine swære hân;
Wan âne si vier tûsent wîp
dien hetens alle niht getân.
Ir güete wendet mîniu leit;
ich hân si mir ze vriunde bereit,
swaz ieman seit.

Mir enmac niht leides widerstân:
des wil ich gar ân angest sîn;
Ergât ez, als ich willen hân,
ich lege si an den arm mîn,
Daz mir der schœnen würde ein teil,
daz diuhte mich ein michel heil,
und wære ouch geil.

Deich ir sô holdes herze trage,
daz ist in sumelîchen leit:
Darümbe ich niemer sô verzage;
si vliesent al ir arbeit.
Waz hilfet si ir arger list?
Sine wizzen, wiez ergangen ist
in kurzer vrist!

10. Trost.

Ich hân hundert tûsent herze erlôst
von sorgen; alse vrô was ich.
Wê, jâ was ich al der werlte trôst:
wie zæme ir daz, sin trôste ouch mich?
Si ensol mich niht engelten lân,
daz ich sô lange vor ir was,
darzuo, daz ichs engolten hân.

Ich wil bî den wol gemuoten sîn,
wan ist unvrô, da ich ê dâ was,
Dâ entrœstent kleiniu vogellîn,
dâ entrœstent bluomen unde gras,
Dâ sint alsô jæmerlîchiu jâr,
daz ich mich under den ougen rampf,
und sprach: „Nû gênt ûz, grâwiu hâr!“

Kume ich wider an mîne vröude, als ê,
daz ist den senden allen guot:
Nieman ist von sorgen alse wê,
wil er, ich mache in wolgemuot;
Ist aber er an vröuden sô verzaget,
daz er enkeiner buoze gert,
sô enruoche ich, ob er iemer klaget.

Hœret, waz ich zuo der buoze tuo,
daz ich mit zouber niht envar:
Minneclîchiu worte stôze ich darzuo,
den besten willen strîche ich dar,
Tanzen unde singen muoz ich haben,
daz vünfte ist wunneclîcher trôst:
sus kan ich senden siechen laben.

Als unrehte vrô enwart ich nie,
daz solt eht sîn; nû ist ez geschehen;
Mich bekennent noch diu liute hie,
die mich anders hânt gesehen.
Alse vröuden rîche was ich dô,
daz ich mich vröute unt vröude gap:
wie tuot man wider mich nû sô?

11. Pabst und Kaiser.

Blatte unt krône wellent muotwillic sîn!
Sô wænent topfknaben wislîchen tuon,
Sô jaget unbilde mit hasen eberswîn,
sô ervliuget einen valken ein unmehtic huon;
Wirt danne der wagen vür diu rinder gende,
treit danne der sac den esel zuo der müln,
wirt danne ein eltiu gurre zeinem vüln:
sô siht manz in der werlte twerhes stende.

Walther von der Vogelweide.

Während sich die meisten und unter ihnen selbst die besten Liederdichter des Mittelalters immer nur in Allgemeinheiten bewegen, und sich nicht aus dem engen Gedankenkreise herauswagen, welcher die ganze gebildete Welt der damaligen Zeit gleichsam umschnürt hielt, so daß der ganze Liederschatz der höfischen Dichter als eine Sammlung von Variationen über ein und dasselbe Thema erscheint, tritt uns in Walther von der Vogelweide ein Dichter entgegen, der mit kühnem Geiste die engen Gränzen der poetischen Welt erweitert hat, indem er Gedanken und Anschauungen ins Bereich der dichterischen Darstellung zog, welche von keinem seiner Vorgänger geahnt, von nur wenigen seiner Nachfolger ergriffen, und von keinem derselben mit gleich hohem Geiste behandelt wurden. Da er zudem diejenigen poetischen Ideen, welche den Mittelpunkt der höfischen Kunst bilden, mit überraschender Neuheit der Auffassung und geistreicher Wendung darstellt; da er an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Form, an Reichthum und Reinheit der Sprache von keinem andern Dichter jener Zeit übertroffen, nur von den besten erreicht wird, so verdient Walther in der That die allgemeine Anerkennung, die ihm zu Theil ward, weshalb sich denn auch eine ausführlichere Darstellung seiner poetischen Thätigkeit von selbst rechtfertigt.

Leider läßt sich von seinen Lebensverhältnissen wenig berichten, da wir für dieselben keine andere Quelle haben, als seine eigenen Gedichte. Zwar bieten diese mehr Anhaltspunkte, als es bei andern Dichtern der Zeit der Fall ist, weil er regen Antheil am öffentlichen Leben nahm, und die wichtigsten Verhältnisse seiner Tage in seinen Dichtungen

besprochen werden; allein wir werden sehen, daß sich daraus doch nur sehr allgemeine Bestimmungen folgern lassen.

Wir sind selbst über seine Heimat in Ungewißheit; Manche halten ihn für einen Oesterreicher, Andere für einen Steyermärker, und wieder Andere sind geneigt, sein Vaterland in Franken zu suchen. Die frühere allgemein verbreitete Meinung war, daß er aus der Schweiz stamme, und wir glauben, daß diese Ansicht die meiste Wahrscheinlichkeit für sich hat. Man nimmt ferner allgemein an, daß er adeligen Geschlechts gewesen; uns scheint, daß auch diese Ansicht irrig ist, und daß Walther ohne Zweifel bürgerlicher Abkunft war.*)

Da er in einem Gedichte ausdrücklich sagt, daß er in „Oesterreich habe singen und sagen gelernt," (19) so läßt sich wohl daraus schließen, daß er seine Jünglingsjahre in diesem von der Natur gesegneten Lande zugebracht habe. Da er ferner mit Reinmar dem Alten in nahen Verhältnissen stand und dieser offenbar älter war, als er, so ist es vielleicht nicht so gewagt, anzunehmen, daß er von jenem berühmten Sänger, dessen Tod er rührend besingt, (40) in der edlen Kunst des Gesanges unterrichtet worden ist. Walther besingt in mehreren Gedichten den österreichischen Herzog Friedrich den Katholischen, welcher im J. 1198 in Palästina starb; und er spricht von ihm in einer Weise, welche zu erkennen gibt, daß er an dessen Hof gelebt, bei demselben in hohem Ansehen gestanden haben müsse. Es ist aber deshalb nicht nöthig, anzunehmen, wie es gewöhnlich geschieht, daß er damals 30 Jahre oder noch älter gewesen sein müsse; vielmehr bürgt die Jugendfrische und die rücksichtslose Haltung der nach dieser Zeit verfaßten Dichtungen, daß sie noch in der vollsten Lebenskraft des Dichters geschrieben worden sein müssen.

Nach Herzog Friedrichs Tod fand sich der Dichter vom Wiener Hof vernachlässigt, was ihn bewogen haben mag, Oesterreich zu verlassen. Von diesem Zeitpunkt an beginnt sein wanderndes Leben, das ihn durch den größten Theil von Deutschland und selbst ins Ausland führte; denn wie er selbst sagt, hat er die Länder von der Elbe bis zum Rhein und bis Ungarn, (32) von der Seine bis zur Mur, von der Trave bis zum Po (17) gesehen. Daß er selbst im heiligen Lande gewesen, wird sich weiter unten zeigen. Zuerst begab er sich von Wien, wie es scheint, zu Philipp dem Hohenstaufen, der am 6. März 1198 von einigen Fürsten zum Kaiser gewählt worden war, während die welfische Partei Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen, gewählt hatte. Walther ergriff die Partei Philipps; er verfocht dessen Rechte auf die Krone in einigen Gedichten, die schon deshalb merkwürdig sind, weil sie wohl die ersten Dichtungen waren, in welchen öffentliche Angelegenheiten in das Gebiet der Poesie gezogen wurden. So ermahnt er ihn (2), sich den Weisen, d. h. die Krone aufzusetzen, und den unglücklichen Wirren ein Ende zu machen, in welche Deutschland in Folge der doppelten Kaiserwahl gestürzt worden war. Dieselben hatten eine um so bedenklichere Wendung genommen, als Pabst Innocenz III. dieselben recht absichtlich unterhielt, und vielleicht beziehen sich einige gegen diesen Pabst gerichtete Sprüche auf diese Zeit, ob sie gleich gewöhnlich auf spätere Verhältnisse bezogen werden. Jedenfalls aber gehört das Gedicht hieher, in welchem er die Intriguen des Pabstes beklagt, durch welche Deutschland zerrissen wurde und das mit dem Ausrufe schließt: „O weh! der Pabst ist zu jung: Gott, helfe deiner Christenheit!" (3)

Im Jahre 1200 finden wir den Dichter wieder in Wien, wo er die feierliche Schwertnahme des jungen Herzogs Leopold VII. besang; doch war damals sein Aufenthalt in Oesterreich nur vorübergehend, da er der zweiten Krönung Philipps beiwohnte, welche am 5. Januar 1205 in Mainz Statt fand. Da der Kaiser ihn jedoch nicht nach seinen Erwartungen belohnte, und dieser sogar, wie es scheint, gegebene Versprechungen nicht hielt, wendete sich Walther nach Thüringen, wo Landgraf Hermann regierte, von dem schon berichtet wurde, wie er sich vor den meisten andern Fürsten seiner Zeit durch den der Dichtkunst zugewandten Schutz auszeichnete, weshalb denn auch die Sage den berühmten Sängerkrieg auf der Wartburg an seinen Hof versetzt. Auch Walther wird unter den Kämpfenden genannt; ja er ist es sogar, der dem Landgrafen den Preis vor den übrigen Fürsten zuerkennt. Doch mag es ihm am Eisenacher Hof nicht am besten gefallen haben, denn er klagt, daß es dort zu lärmend zugegangen sei. „Wer in den Ohren siech ist und Reißen hat, das ist mein Rath, der meide den Hof zu Thüringen; denn kommt er dahin, so wird er ganz bethört. Ich habe mich hinzugedrängt, bis ich nicht mehr drängen mag. Eine Schaar fährt aus, die andre ein, Nacht und Tag; ein groß Wunder ist's, daß da noch Jemand höret." Doch verfehlt er nicht, um dieses Drängen zu erklären, zugleich die große Freigebigkeit des Landgrafen zu preisen. „Der Landgraf," fährt er fort, „ist so gesinnt, daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut, von denen ein Jeglicher wohl ein Kämpfe wäre. Mir ist seine hohe Art wohl kund: und gälte ein Fuder Weines tausend Pfund, so stünde doch nie eines Ritters Becher leer." (10)

Nach Kaiser Philipps Ermordung durch Otto von Wittelsbach ward dessen Nebenbuhler Otto auf einem Reichstage zu Frankfurt am 11. November 1208 von den Fürsten einstimmig wieder zum Kaiser erwählt, und so ist es begreiflich, daß Walther auch ihm nun huldigte, so entschieden er auch vorher gegen ihn Partei ergriffen hatte. Otto war zwar von Innocenz III. anerkannt worden, allein da der Kaiser sich dem herrschsüchtigen Pabste nicht unbedingt unterwerfen wollte, hatte dieser schon im November 1210 den Bannfluch gegen ihn und seine Anhänger geschleudert und seine Unterthanen ihres Eids entbunden. Doch ließ sich Walther durch diesen Bannfluch nicht schrecken; er erinnert den Pabst mit kühnen Worten daran, daß er selbst der Christenheit geboten habe, dem Kaiser zu gehorchen, und daß er bei dessen Krönung gesagt habe, es solle gesegnet sein, wer ihn segne, und wer ihm fluche, der solle mit vollgemessenem Fluche verflucht sein. (6) „Gott gibt zum Könige, wen er will," heißt es in einem andern Spruche (8); „ich glaube das von Herzen gern; allein mich wundert doch der Pfaffen Lehre, die jetzt den verdammen, den sie noch vor Kurzem erhoben hatten. Einmal haben sie offenbar gelogen; daher möchte ich gerne wissen, welchem Worte man

*) Die Begründung dieser Ansicht gehört nicht hieher; wir werden sie an einem andern Orte mittheilen.

Glauben schenken solle.“ Um die nämliche Zeit (gegen das Jahr 1212) forderte Walther den Kaiser zu einem Kreuzzuge auf, (7) und wahrscheinlich gehört auch das Gedicht (52) hieher, in welchem er seinen Schmerz darüber ausspricht, daß er nicht würdig sei, für die Befreiung des heiligen Grabes zu kämpfen. Denn wenn er in demselben auch von der Flüchtigkeit der Jahre spricht, so setzt dies doch nicht nothwendig ein höheres Alter voraus; es kann ein vierzigjähriger Mann, der nach langer Zeit wieder in die Heimat kommt, in welcher er Alles verändert findet, von der Vergänglichkeit des Lebens gewiß eben so tief erfaßt werden, als ein sechszigjähriger Greis. Zudem läßt Walther in dem angegebenen Gedichte nicht die leiseste Aeußerung fallen, welche auf ein vorgerückteres Alter schließen ließe, und doch wäre dies so natürlich, ja so nothwendig gewesen, wenn es sich wirklich so verhalten hätte.

Walther zeigt sich hierin als einen großen, seine Zeitgenossen weit überragenden Mann, daß er zwar an dem großen Gedanken festhält, der jene Tage bewegte, zugleich aber über die irrigen Schlußfolgerungen sich erhebt, die man allgemein daraus zog. Er ist von der Idee durchdrungen, daß es heilige Pflicht der Christenheit sei, das Land, in welchem der Erlöser einst gewandelt und gelehrt, aus den Händen der Ungläubigen zu befreien; er verehrt den Pabst, als das geistliche Oberhaupt der gesammten Christenheit; allein er verabscheut das Streben des römischen Stuhles nach irdischer Herrschaft, worin er gerade den Keim zum Untergang des Glaubens erblickt. Daher spricht er seinen Schmerz darüber aus, daß König Constantin (dies war die von den Päbsten verbreitete und allgemein angenommene Ansicht) die weltliche Herrschaft der Geistlichkeit gegründet habe, woraus alles spätere Unglück des Reichs entstanden sei. „Als König Constantin, sagt er, dem Stuhl zu Rom Speer, Kreuz und Krone gegeben, habe der Engel Schaar laut Wehe geschrien, und mit Recht, denn nun sehe man, wie der Pabst seine Macht mißbrauche, den Kaiser zu verderben, und die Fürsten gegen ihn aufzuwiegeln.“ (11) Zugleich geißelt er die Sittenverderbniß der Geistlichkeit, die schlimmer sei, als die Laien, welche sie doch belehren sollte; ja ihre Zuchtlosigkeit sei so groß, daß keine Frau vor ihren Schlingen sicher sei. (21) Eben so wenig blieb dem scharfen Auge Walthers verborgen, daß die Sammlungen, welche der Pabst in den christlichen Ländern anstellte, um mit dem auf diese Weise zusammengebrachten Geld die Kreuzfahrer zu unterstützen, weniger diesen Zweck hatten, als vielmehr dem römischen Stuhle die Mittel zu geben, seine herrschsüchtigen Pläne zu verfolgen. Daher erhob er seine Stimme kühn und kräftig gegen diesen Unfug. „Wie mag der Pabst zu Rom christlich lachen,“ ruft er aus, „wenn er sieht, daß die gutherzigen Deutschen fasten, um ihn zu bereichern, und seinen S t o c k (die Kiste, in welchem die Steuer niedergelegt wurde) mit deutschem Silber zu füllen!“ (22) „Denn des Silbers,“ sagt er in einem andern Gedichte, „fürcht' ich, kömmt wenig zur Hülf' in Gottes Land, da die Pfaffen nicht gerne Geld geben. Der Stock sei ganz allein darum hergesendet, um zu sehen, wie viel Thörinnen und Narren im deutschen Lande zu finden seien.“ (23)

Man könnte ohne weitere Beweise voraussetzen, daß eine solche Sprache, die von so hohem Talent unterstützt wurde, nicht ohne tiefen Eindruck auf die Zeitgenossen bleiben konnte; doch wissen wir auch auf das Bestimmte aus dem Zeugnisse eines gleichzeitigen Schriftstellers, daß Walthers Stimme sogar über die Gränzen des deutschen Landes hinaus gewaltig wirkte. Thomasin von Zerkläre, ein friaulischer Dichter, sagt geradezu in einer Stelle seines welschen Gastes (die wir bei demselben ganz mittheilen wollen), daß sich Jener schwer am Pabste versündigt habe, der da gesprochen, derselbe wolle mit dem deutschen Gut nur seinen welschen Schrein füllen. Damit habe er Alles, was er sonst Gutes gedichtet, selbst vernichtet, so daß man auf ihn nicht mehr höre. Dichter sollten aber, wie die Prediger, ihre Worte wohl überlegen, daß man sie nicht verkehren könne; es gezieme ihnen nicht, zu lügen; sie sollten vielmehr immer die Wahrheit sprechen. W a l t h e r h a b e a b e r d u r c h d i e s e e i n z i g e R e d e T a u s e n d e b e t h ö r t, d a ß s i e G o t t e s u n d d e s P a b s t e s G e b o t ü b e r h ö r t h ä t t e n.

So gewaltig jedoch Walther auch seine Stimme für den vom Pabste bedrängten Kaiser erhob, so wenig scheint er von ihm den erwarteten und gewiß auch gebührenden Lohn erhalten zu haben; denn bald darauf finden wir ihn wieder in Thüringen bei dem Landgrafen Hermann, der sich gerade zu dieser Zeit mit Kaiser Otto ausgesöhnt hatte (1214). Doch auch diesmal fand er sich in seinen Erwartungen getäuscht. (19)

Um diese Zeit war Friedrich II., dem schon auf den Reichstagen zu Mainz (1212) und zu Frankfurt (1213) die Mehrzahl der Fürsten gehuldigt hatte, in Aachen (am 25. Juli 1215) feierlich gekrönt worden. Nun ergriff auch Walther, der für Deutschland von Otto kein Heil mehr erwarten konnte, Partei für den jungen Kaiser, in dessen Nähe er sich wahrscheinlich begab, und bei dem sein Talent bald Anerkennung fand, da Friedrich bei seiner in Italien gewonnenen Bildung die Trefflichkeit des deutschen Sängers in ihrem ganzen Umfang zu schätzen wußte. Auch mag wohl Friedrich II. in Walther, dessen kühne Dichtungen er ohne Zweifel schon kannte, einen erwünschten und einflußreichen Bundesgenossen gegen die Anmaßungen des Pabstes zu erwerben gesucht haben, da er sicherlich voraussah, daß auch er mit dem römischen Stuhle in Zwistigkeiten gerathen würde. Denn wenn man nicht ein so nahes Verhältniß annehmen dürfte, ließe es sich kaum begreifen, daß Walther schon in den ersten Zeiten seines Aufenthalts bei Friedrich denselben um einen eignen Heerd bittet. Des Wanderns und ruhelosen Lebens überdrüssig, wünscht er eine bleibende Ruhestätte. Die hieher bezüglichen Gedichte gehören zu den vortrefflichsten des Sängers. Es ist nicht möglich, eindringlicher und zugleich mit größerer Zartheit des Gefühls um eine Gabe zu bitten. „Erbarmt Euch,“ ruft er dem Kaiser zu, „daß man mich bei so reicher Kunst so verarmen läßt. Könnte ich mich am eigenen Heerde wärmen, wie wollte ich dann von den Vöglein und von den Blumen und von der Minne singen! Nur wer einen eignen Heerd hat, kann fröhlich seinen Sang ertönen lassen!“ (15) Nie höre er sich als W i r t h begrüßen, heißt es in einem andern Gedicht, er müsse sich vielmehr immer als G a s t demüthig neigen. Es sei eine tolle Gaukelfahrt, bald hier, bald dort zu sein; wie viel schö-

ner sei es, selbst Gäste begrüßen zu können! „Gast und Schach", schließt er, „kommt selten ohne Haß; darum möge ihm der Kaiser vom Namen Gast helfen, damit ihn Gott vom Schache behüte"(18), womit er auf den Kampf anspielt, den Friedrich noch mit Otto zu bestehen hatte. Der Kaiser erhörte seine Bitte. Mit Jubel berichtet der Dichter, daß er ein Lehen erhalten habe. Nun fürchte er den Winter nicht mehr, und er brauche auch nicht mehr karge Herrn um Gaben anzuflehen; jetzt sei er auch bei den Leuten besser angesehen, die ihn früher geflohen hätten, so lang er an der Armuth Uebel krank gewesen sei (16). Durch dieses Lehen war nun Walther in den Stand der Herren getreten, vielleicht war er sogar zum Ritter geschlagen worden. So selten es übrigens vorgekommen sein mag, daß Bürgerliche geadelt worden, so werden uns doch anderweitig Beispiele der Art berichtet; so hat z. B. derselbe Kaiser Friedrich II. im J. 1226 einem Mailänder Bürger den Adel ertheilt. Worin übrigens das Lehen bestanden habe, mit welchem Walther belehnt wurde, ist nicht bekannt, eben so wenig, wo es gewesen sei, obgleich der Umstand, daß er in Würzburg gestorben ist und daß in dieser Stadt ein Hof „zur Vogelweide" stand, der Vermuthung Raum läßt, es möge sein Lehen dort zu suchen sein. Dasselbe mag ihn jedoch nicht so sicher gestellt haben, als er wünschte. „Mein Lehen trägt dreißig Marken ein," sagt er; „dies klingt hoch, doch ist der Nutzen so gering, daß ich ihn weder greifen, noch hören, noch sehen kann. Nun kommen die Pfaffen, die selbst schon volle Kisten haben, und verlangen, daß ich ihnen davon geben solle." (13) In der That scheint die Gabe den Dichter nicht vor dem Wanderleben geschützt zu haben, denn wir finden ihn bald darauf zum drittenmale in Wien (gegen 1219), wo er sich längere Zeit aufhielt. Aber er fand am Hofe nicht Alles, wie er es wünschte. Insbesondere schmerzte es ihn, den Verfall der Kunst wahrnehmen zu müssen. „O weh, hofeliches Singen," so klagt er, „daß dich ungefüge Töne sollten je vom Hofe verdrängen, daß dich Gott selbst beinahe verhöhnt! O weh, daß deine Würde also darnieder liegt! Des sind alle deine Freunde unfroh. Es muß nun einmal also sein: nun sei es also! Fröhlicher Unfug, ihr habt gesieget! — Wer uns Freude wieder brächte, die recht und kunstreich wäre, hei, wie wohl man des gedächte, wo man nur von ihm spräche! Es wäre ein viel hofeliches Beginnen, das ich immer gern herbeiwünsche. Frauen und Herren geziemte es wohl: o weh, daß es Niemand thut! — Die das rechte Singen stören, deren ist ungleich mehr, als die es gerne hören. Doch folg' ich der alten Lehre: Ich will nicht streben nach der Mühle, wo der Stein so rauschend umgeht und das Rad so manchen rohen Ton hat. Sagt, wer soll da die Harfe spielen? — Die so freventlich schallen, derer muß ich vor Zorne lachen, daß sie sich selbst wohlgefallen mit so ungefügen Sachen. Die thun wie die Frösche in einem See, denen ihr Schreien also wohl behagt, daß die Nachtigall davon verzagt, da sie doch gern mehr sänge. — Wer Unfug schweigen hieße, was man da noch vor Freuden sänge! und wer ihn von den Burgen stieße, daß er da die Frohen nicht verdrängte! Würden ihm die großen Höfe benommen, das wäre Alles nach dem Willen mein; bei den Bauern ließ ich ihn wohl sein: von da ist er auch hergekommen." (36) Daß Walther unter den ungefügen, unhöfischen Dichtern vorzugsweise den Nithart gemeint habe, ist schon von Uhland bemerkt, von Andern bestritten worden, welche sich darauf stützen, daß Nithart ein höfischer Dichter gewesen, wie er denn selbst einmal ausdrücklich sage: „Das will ich mit Gesange nun den Hofeleuten klagen!" Allein es ist ja gerade dieses, was Walther tadelt; er erhebt ja eben seine Stimme gegen die Fürsten und Herrn, daß sie ihr Ohr solchen Gesängen leihen. Auch der weitere Grund, der gegen Uhlands Meinung vorgebracht wird, daß Nitharts Dichtungen kunstgerecht seien, und rücksichtlich der äußeren Form zu den vollendetsten gehören, ist nicht beweisend, da Walther hier offenbar nicht die Form, sondern den unhöfischen, d. h. gemeinen Stoff im Auge hat, der gerade Nitharts eigenthümliche Seite bildet.

Wie lange Walther damals in Wien geblieben sein mag, wissen wir nicht; nur so viel scheint sicher zu sein, daß er während dieser Zeit auch vorübergehend am Hofe von Kärnthen und bei Berthold, dem Patriarchen von Aquileja, sich aufgehalten habe. Später hat er, wie aus einem in Palästina gedichteten Liede ersichtlich ist, einen Kreuzzug mitgemacht; wann dies aber geschehen sei, kann nicht mit Sicherheit bestimmt werden. Die wahrscheinlichste Annahme ist die, daß er im Jahre 1228 den Kaiser Friedrich II. nach Palästina begleitet habe und vielleicht auch mit demselben zurückgekehrt sei. Gewiß ist, daß er denselben öfters ermahnt hatte, den Kreuzzug auszuführen, welchen zu unternehmen er feierlich versprochen hatte. Da der Kaiser zu der festgesetzten Zeit nicht abgefahren war, hatte der Pabst den Bann über ihn ausgesprochen, und er hätte als ein von der Kirche Verfluchter eigentlich den Zug nicht unternehmen dürfen; allein Walther trat auch hier den Anmaßungen Roms kräftig entgegen, welche nur darauf abzielten, das Reich in immer größere Verwirrung zu stürzen. „Bote, sage dem Kaiser seines armen Mannes Rath, ich weiß keinen bessern, wie es nun steht. Ob man ihn auch auf Gut und Leute warten läßt, so fahre er bald und kehre bald zu uns, er lasse sich nicht bethören, er verwirre die, welche Gott und ihn geärgert haben. Die guten Pfaffen warne er, daß sie den schlimmen kein Gehör schenken, welche das Reich in Verwirrung zu bringen suchen; er scheide sie von den guten, oder er lasse allen die Kirchen verschließen!" (4)

Die von Einigen aufgestellte Behauptung, daß Walther nie einen Kreuzzug mitgemacht habe, steht mit dem deutlichen Wortlaute des erwähnten Liedes in zu offenbarem Widerspruch, als daß sie gebilligt werden könnte. Wenn er auch in einem andern Gedichte (17) den Po als die südliche Gränze seiner Wanderungen bezeichnet, so ist dasselbe eben früher abgefaßt, als das Kreuzlied. Auch darf man sich hier wohl auf den Sängerkrieg berufen; denn wenn dieser auch im Ganzen sagenhaft ist, so ist doch nicht Alles Erdichtung, und man darf wohl ohne zu große Kühnheit diejenigen Thatsachen für historisch wahr annehmen, welche durch andere Zeugnisse beglaubigt werden. Da er nun ausdrücklich berichtet, daß Walther in Constantinopel, Bagdad und Babylon gewesen sei, so wird dies durch das Kreuzlied bestätigt, wie dieses wiederum

durch den Sängerkrieg Beglaubigung erhält. Uebrigens spricht das erwähnte Kreuzlied so entscheidend und ausdrücklich, daß offenbar den Worten Gewalt angethan wird, wenn man in ihnen bloß den Ausdruck der Sehnsucht nach dem heiligen Lande finden will. „Nun erst lebe ich mir werth," sagt er, „seit mein sündlich Auge sieht das hehre Land und auch die Erde, der man viel Ehre erweist. Mir ist geschehen, darum ich bat, ich bin gekommen an die Stätte, wo Gott in menschlicher Gestalt einherging. — Schöne Lande, reich und hehr, so viel ich noch deren gesehen habe, so bist du doch herrlicher als alle!" — „Hier ließ sich Christus taufen," sagt er weiter; „hier ließ er sich verkaufen; hier erlitt er den grimmen Tod." — „Christen, Juden und die Heiden," so schließt das Gedicht, „die sagen, daß dies ihr Erbe sei; Gott möge es zu Recht entscheiden bei seinem dreieinigen Namen. Die ganze Welt strebt hieher, nur wir haben das rechte Verlangen, und so ist es recht, daß er es uns gewähre!" (9) Wenn sich ein Dichter auch in eine bloß gedachte Lage versetzen kann, so wird er es doch nie in dieser Weise thun, wie es hier der Fall wäre, am wenigsten ein Dichter, wie Walther, dem die Wahrheit so heilig ist. Hätte er sich aber wirklich durch die Kraft seiner schaffenden Phantasie in das gelobte Land versetzt, so würde der Widerspruch dieses poetischen Zustandes mit der Wirklichkeit nothwendig in dem Dichter die Sehnsucht erweckt haben, das poetische Gebilde verwirklicht zu sehen; in dem vorliegenden Gedichte spricht sich aber nicht nur keine solche Sehnsucht aus, sondern es ist vielmehr ausdrücklich gesagt, daß sie in Erfüllung gegangen sei.

Von den weiteren Lebensschicksalen des Dichters ist nichts weiter bekannt; wenn auch einige Gedichte nach dem angegebenen Zeitpunkt verfaßt worden sein mögen, wie vielleicht dasjenige, in welchem er berichtet, daß er vierzig Jahre und länger von der Minne gesungen habe (37), so enthalten diese doch keine Andeutungen, welche zu weiteren Schlüssen berechtigen könnten. Daß Walther in Würzburg gestorben ist, beweist sein Grabmal, welches sich, wie die um 1350 abgefaßte Würzburger Liederhandschrift berichtet, im Kreuzgange des neuen Münsters befand und mit einer lateinischen Inschrift versehen war. In einer handschriftlichen Chronik findet sich folgende liebliche Sage. Im Gange des neuen Münsters, Lorenzgarten genannt, sei Walther unter einem Baume begraben. Dieser habe in seinem Testament verordnet, daß man auf seinem Grabsteine den Vögeln Weizenkörner und Trinken gebe; und, wie noch jetzt zu sehen sei, habe er in den Stein, unter dem er begraben liege, vier Löcher machen lassen zum täglichen Füttern der Vögel. Das Kapitel des neuen Münsters aber habe dieses Vermächtniß für Vögel in Semmeln verwandelt, welche an Walthers Jahrestage den Chorherren gegeben werden sollten, und nicht mehr den Vögeln!

Das Grabmal ist nicht mehr vorhanden; dagegen hat man ihm vor nicht langer Zeit einen einfachen Denkstein errichtet, und die frühere Inschrift, von welcher Abschriften sich erhalten hatten, auf demselben wiederholt. Sie ist lateinisch und lautet in deutscher Uebersetzung also:

„Der du im Leben, o Walther, der Vögel Weide gewesen,
Du, die Blume der Kunst, der Weisheit Mund, bist gestorben:
Daß die himmlische Krone nun deine Tugend erringe,
Spreche, wer dieses liest: Gott möge sich seiner erbarmen!"

Ehe wir zur Würdigung Walthers als Dichter übergehen, haben wir noch einige Bemerkungen über seine äußern Verhältnisse und seine Person nachzutragen. Daß er das Leben eines fahrenden Sängers führte und zu Pferde reiste, ist schon berichtet worden. Seine Lieder, die er mit der Geige begleitete („Wohlauf!" — sagt er einmal — „wer tanzen wolle nach der Geigen!"), trug er selbst vor, und zwar nicht bloß an Höfen, sondern auch auf der Straße, wie er selbst berichtet, was wohl wiederum beweist, daß er kein adeliger Sänger sein konnte. Er war arm, wie wir ebenfalls schon gesehen haben; selbst das von Friedrich ertheilte Lehen hatte ihn nicht so sicher gestellt, daß er des Wanderlebens überhoben gewesen wäre. So drückend dieses für ihn auch gewesen sein mag, und so sehr er nach Unabhängigkeit strebte, blieb er dabei doch ungebeugten Muthes, wie er denn in seinem dichterischen Testamente seine Armuth mit Laune bespricht. „Ich will nun theilen, ehe ich dahinfahre, mein fahrend Gut und des Eigenthums viel, daß Niemand es ansprechen dürfe, als die, denen ich es hier bescheiden will. All mein Unglück will ich hinterlassen jenen, die sich an Haß und Neid gern gewöhnen, dazu mein Mißgeschick; meinen Kummer sollen die Lügner haben; mein thöricht Sinnen lasse ich denen, die mit Falschheit minnen, den Frauen vermache ich nach Herzensfreude sehnend Leid." (34) In ähnlicher heiterer Weise macht er dem Glücke Vorwürfe über seine Parteilichkeit: „Frau Glück theilt rings um sich her Gaben aus und kehret mir den Rücken zu; da ich sie nicht bewegen kann, sich meiner zu erbarmen, so weiß ich nicht, was ich thun soll. Sie steht ungern mir gegenüber, und laufe ich herum, so bin ich doch immer hinter ihr; sie geruhet nicht, mich anzusehen. Ich wollte, daß ihr die Augen im Nacken stünden, so müßt es gegen ihren Willen geschehen!" (31) Von Gestalt mag er nicht schön gewesen sein; wenigstens dürfen wir es aus dem tiefgefühlten Liede entnehmen, in welchem er sich wundert, daß ihn die Geliebte andern vorziehen könne (50), ein Lied, das an ein ähnliches des französischen Dichters Béranger erinnert *), der überhaupt manchen Vergleichungspunkt mit unserm Walther darbietet. Wenn dieser es aber unbegreiflich findet, daß eine Frau einen nicht schönen Mann, der vielleicht schon vor dem Alter ergraut war **), so herzinniglich lieben könne, so ist dies nicht so zu verstehen, als ob er selbst so großes Gewicht auf Männerschönheit gelegt hätte; vielmehr sagt er ausdrücklich, man solle die Schönheit an den Frauen preisen, den Männern stehe solches Lob übel, weil es weich und spöttisch klinge; den Männern aber gezieme Kühnheit, Milde und Beständigkeit. (24)

Walther war ein Dichter im wahrsten Sinne des Worts, der einzige aus jener Zeit, den Deutschland mit Stolz und ohne Vorurtheil den größten Sängern des Auslandes an die Seite setzen darf. Man kann keinem Fremden zumuthen, daß er an dem schroffen und abenteuerlich mystischen Wesen eines Wolframs Geschmack finde, weil sich darin

*) Qu'elle est jolie!
**) „Wan wie stât mir mîn houbet! dazn ist niht ze wol getân!" sagt Walther, und Béranger: „Mon front chauve avant trente ans."

nur eine beschränkte Weltanschauung geltend macht, die überdies keineswegs in künstlerischer Gestaltung in die Erscheinung tritt. Wer aber reges Gefühl für ächte Poesie besitzt, wer Sinn für edle Gesinnung und Tiefe der Gedanken, für Schönheit der Sprache und der poetischen Gestaltung hat, der muß an Walther eben so großes Wohlgefallen finden, als an Petrarca oder irgend einem andern großen Dichter, möge er der deutschen Geschichte und dem deutschen Bildungsgange noch so fremd sein. Denn Walther stellt uns in allen seinen Dichtungen stets nur das rein Menschliche dar; er mag die Gebrechen seiner Zeit mit gewaltiger Stimme geißeln, und kühn sich gegen die Anmaßungen der weltbeherrschenden Päbste erheben, oder er mag die Seligkeit, den Schmerz der Liebe schildern, oder heitere Bilder des Lebens entwerfen. Und ob er schon ganz der Dichter seiner Zeit ist, so erhebt er sich doch wiederum so sehr über dieselbe — was von keinem andern deutschen Dichter des Mittelalters zu rühmen ist — daß seine Dichtungen, obgleich zum Theil aus der speziellsten Gelegenheit hervorgegangen, die allgemeinste Geltung gewinnen, für alle Zeiten und für alle Völker geschaffen sind.

Wir haben ihn in der Darstellung seines Lebens vorzugsweise als vaterländischen Dichter kennen gelernt, dem das Glück und die Ehre des geliebten Vaterlands vor Allem am Herzen lag. Wie rührend ist nicht (um diese Seite des Gemäldes zu vervollständigen) die Klage über die verschwundene Herrlichkeit des Reichs, dessen Lob einst allen Zungen gemein war, während nunmehr durch die Bestechlichkeit der Richter der traurigste Verfall eingetreten sei! (42) Wie erhebend dagegen das Lob des deutschen Volks, dem er kein anderes zur Seite stellen könne, so viel Länder er auch gesehen habe! „Ihr sollt sagen: Willkommen! Der Euch Neues bringet, das bin ich. Alles, was ihr habt vernommen, das ist ganz eitel: nun fraget mich! Ich will aber Lohn; und wird dieser gut, so sage ich euch leicht Etwas, das euch wohlbehagt. Seht, was man mir Würdiges bietet. — Ich will deutschen Frauen sagen solche Mähre, daß sie desto besser der ganzen Welt behagen sollen: ohne großen Lohn thue ich das. Was wollt ich auch zum Lohn? Sie sind mir zu hehr. So bin ich bescheiden, und bitte sie um Nichts weiter, als daß sie mich lieblich grüßen. — Ich habe der Lande viel gesehen, und nahm der besten gerne wahr; übel müsse mir geschehen, könnte ich je mein Herz dahinbringen, daß ihm fremde Sitte gefallen solle. Was hälfe es mir, wenn ich Unrechtes behaupten wollte? Deutsche Zucht geht über Alle! — Von der Elbe bis an den Rhein und herwieder bis nach Ungerland, da mögen wohl die besten sein, die ich in der Welt kennen gelernt. Weiß ich recht zu schauen schöne Gestalt und schönen Leib, so mir Gott helfe, so würde ich wohl schwören, daß hier die Weiber besser sind, denn andere Frauen! — Deutsche Männer sind wohl gezogen; Engeln gleich sind die Frauen gestaltet; wer sie schilt, der ist betrogen; ich kann es anders nicht verstehn. Tugend und reine Minne, wer die suchen will, der soll kommen in unser Land: da ist der Wonne viel! Lange möge ich darin leben!" (32)

Obgleich Walther, wie wir gesehen haben, gegen die Anmaßungen der Kirche eifert, die Habsucht der Geistlichen mit starken Worten tadelt — wie er ihnen auch einmal zuruft, ihren Reichthum zu milden Gaben zu verwenden (5); ob er gleich insbesondere das falsche Spiel der Päbste aufdeckt, welche die Christenheit in immer größere Wirren stürzten (20), so weiß er doch die Religion wohl von der Geistlichkeit zu trennen. Er war frommen, ächt christlichen Sinnes. Oder ist es nicht die reinste, kindlichste Frömmigkeit, die aus seiner Beichte spricht? „Ich thue die rechten Werke nicht, klagt er sich an, ich habe die wahre Liebe weder zu Dir, noch zu meinem Nebenchristen, denn ich liebe keinen so, wie mich. Mögest du meine Sinne erleuchten, daß ich auch den lieben lerne, der mir Böses thut!" (12). So ist auch er, ganz im Geiste seiner Zeit, von der Idee durchdrungen, daß das gelobte Land aus der Knechtschaft der Ungläubigen befreit werden müsse; und wenn er nicht nur zum Zuge nach Palästina auffordert, sondern selbst sein Leben für den hohen Zweck einzusetzen bereit ist, so steht dies mit den Warnungen, keine Steuern für die Kreuzzüge zu geben, nicht im Widerspruch, da er ja ausdrücklich sagt, daß diese für ganz andere Zwecke bestimmt seien. (23)

Dieser ernsten Würdigung der öffentlichen Verhältnisse und des Glaubens entsprechen auch die allgemeinen Lebens- und Weltansichten des Dichters. Wie er über Männerschönheit und Männerwerth denkt, haben wir schon oben gesehen. Nur derjenige kann Großes leisten, sagt er an einem andern Ort, wer sich selbst bezwingt und sich aus dem wilden Sturm in den sichern Hafen der Zucht und Tugend rettet. Wer dagegen nur nach äußerem Scheine strebe, könne wohl eine Zeitlang damit täuschen, doch würde der falsche Schimmer bald vor der Wahrheit verschwinden (39). Voll der einfachsten und eben deshalb auch der kernhaftesten Lebensweisheit ist das auch in formeller Hinsicht ausgezeichnete Lied über die Erziehung (44), das recht eigentlich dazu gedichtet zu sein scheint, dem Gedächtnisse eingeprägt zu werden. Es ist so ganz der kindlichen Fassungsgabe angemessen, daß man sich leicht der Vermuthung hingeben möchte, Walther habe das liebliche, melodienreiche Lied für seine eigenen Kinder gedichtet.

Nicht weniger groß ist Walther als Sänger der Liebe, von der er nach seiner eigenen Versicherung (37) wohl vierzig Jahre und darüber gesungen hat. Seine Minnegesänge bieten in Inhalt und Form nicht bloß die reichste Mannigfaltigkeit, worin er keinem andern Dichter des Mittelalters nachsteht; sie zeichnen sich auch vor allen übrigen Minneliedern durch „sinnliche Kraft der Darstellung, durch die Anschaulichkeit und den Farbenglanz ihrer Lebensbilder" aus. Wir haben eben das schöne Lied angeführt, in welchem er das Lob des deutschen Volks besingt, wobei er die Frauen nicht vergißt, die er wegen ihrer Schönheit und Zier den Frauen aller andern Länder weit vorzieht. Eine Stelle aus dem Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein, die sich auf dieses Lied bezieht, zeigt uns, daß Walthers Minnegesänge eben so weit verbreitet und in ihrer Wirkung nachhaltig waren, als seine politischen Gedichte. Ulrich erzählt nämlich Folgendes: Als er einst auf der Ritterfahrt, die er als Königin Venus unternommen, nach Wien reitet, begegnet ihm einer seiner Knechte, der ihm erfreuliche Botschaft von der Frau seines Herzens zu melden hat. Der

Bote darf den verkleideten Herrn nicht anreden, er reitet daher bloß hinter demselben her, und singt ein Lied, wodurch er kund gibt, daß er gute Botschaft bringe:

„Heißt mich froh willkommen sein,
der euch Neues bringet, das bin ich!"

„Das Lied, sagt Ulrich, klang mir in meinem Herzen und that mir inniglich wohl!"

Walther ist, wie die andern Minnesinger, unerschöpflich im Lobe der Frauen; aber während jene meistens immer in einem und demselben Gedankenkreise sich bewegen, weiß er stets neue Saiten anzuschlagen. „Die Frauen, sagt er, können den Bekümmerten von Sorge und Leid erlösen (25); es muß vor ihnen selbst die Herrlichkeit des Frühlings weichen (14. 27). Doch ist Anmuth und Liebreiz noch viel höher zu achten, als Schönheit; oft ist Haß in schöner Brust, nie aber bei der Anmuth, die selbst eine minder schöne Frau verschönt (29) und als zarte Weiblichkeit sich äußert, weshalb ihm auch der Name Weib theuer und lieb ist (14)." — „Weib", heißt es in einem andern Gedichte, welches von den späteren Dichtern oft angeführt wird, „muß immer sein der Weiber höchster Name, und preist besser, als Frau, wie ich es ansehe (28)."

Liebesverhältnisse schildert er am liebsten in Form von Gesprächen, wodurch die Schilderung eine reizende Lebhaftigkeit gewinnt. So läßt er zwei Liebende sich über die Frage unterhalten, welche Vorzüge sie am geliebten Gegenstande zu finden wünschten (26). Geistreich durchgeführt ist ein anderes Gedicht, in welchem der Liebende seiner Geliebten den Vorschlag macht, ihren Leib mit dem seinigen zu vertauschen. Alles ist so zart und fein gehalten, daß man sich unwillkürlich in den Kreis jener höfischen Feste versetzt, wo jeder durch geistvolle Unterhaltung und liebenswürdigen Witz zu glänzen sich bestrebte (43). Mit eben so viel Glück bedient sich der Dichter der epischen Form, wie in der heiteren Erzählung von dem schönen Traum, der so süßen Eindruck hinterläßt, daß er beim Tanze die Frauen bittet, sie möchten den Hut, der ihr Gesicht beschattet, etwas rücken, in der Hoffnung in einer von ihnen das schöne Traumbild wiederzusehen (38). Man sieht, daß der ernsthafte Walther auch muthwillig sein kann; aber dieser Muthwille ist ihm eben so natürlich, als sein Ernst, und er gefällt eben, weil er aus Wahrheit der Empfindung hervorgeht. Von eben so heiterem Humor ist das Gedicht: „die Traumdeuterin", in welchem Walther die Traumdeutungen bespöttelt, und welches einen weiteren Beweis gibt, daß er auch in dieser Beziehung hoch über seiner Zeit stand (45).

Wenn Walther von seiner „reichen Kunst" spricht, gibt er selbst in Einem Worte das vollständigste Bild seiner poetischen Thätigkeit. Es ist in der That die vollendetste Kunst, die sich in seinen Dichtungen äußert. Manche andere Dichter mögen eben so gedankenreich sein, oder die Sprache eben so in ihrer Gewalt haben, wie er; Andere mögen ihn an Mannigfaltigkeit und Schönheit der Sprache erreichen, aber bei Wenigen nur erscheint diese Harmonie des Inhalts und der Form, die jedem seiner Gedichte das Gepräge der Meisterschaft aufdrückt. Wenn er auch manchen Ton wiederholt hat, so scheint es doch immer, als ob er erst für den Gedanken, den er darstellt, geschaffen, aus demselben hervorgegangen wäre. So schmiegt sich bei ihm der großartigste, reichste Gedanke, dessen Darstellung die möglichste Breite zu erfordern scheint, oft an die engste Form, und bringt eben dadurch die lebendigste Wirkung hervor, weil er auf diese Weise am kräftigsten in die Erscheinung tritt.

Das Bild der Manessischen Sammlung, welches wir wiedergeben, stellt den Dichter in sinnreicher Auffassung so dar, wie er sich selbst zeichnet (1), auf einem Steine sitzend, Bein über Bein geschlagen, den Ellenbogen darauf gestützt, Kinn und Wange in die Hand geschmiegt, und so über die Welt nachdenkend.



1. Die drei Dinge.

Ich saz ûf eime steine:
dô dahte ich bein mit beine,
dar ûf sazt ich den ellenbogen;
ich hete in mîne hant gesmogen
daz kinne und ein mîn wange.
Dô dâhte ich mir vil ange,
wie man zer werlte solte leben:
deheinen rât kond ich gegeben,
wie man driu dinc erwurbe,
der keines niht verdurbe.
Diu zwei sint êre und varnde guot,
daz dicke ein ander schaden tuot;
daz dritte ist gotes hulde,
der zweier übergulde:
die wolte ich gerne in einen schrîn.
Jâ leider desn mac niht gesîn,
daz guot und weltlich êre
und gotes hulde mêre
zesamene in ein herze komen.
Stîg und wege sint in benomen,
untriuwe ist in der sâze,
gewalt vert ûf der strâze;
fride unde reht sint sêre wunt:

diu driu enhabent geleites niht,
diu zwei enwerden ê gesunt.

2. Der Weise.

Ich hôrte ein wazzer diezen
unt sach die vische fliezen,
ich sach, swaz in der welte was,
velt, walt, loup, rôr unde gras;
swaz kriuchet unde fliuget,
unt bein zer erde biuget,
daz sach ich, unde sage iu daz
der keinez lebet âne haz.
Daz wilt und daz gewürme,
die strîtent starke stürme;
sam tuont die vogel under in;
wan daz si habent einen sin:
si endûhten sich ze nihte,
si schüefen starc gerihte;
si kiesent künege unde reht,
si setzent hêrren unde kneht.
Sô wê dir, tiuschiu zunge,
wie stêt dîn ordenunge,
daz nû diu mugge ir künec hât,
und daz dîn êre alsô zergât!
Bekêrâ dich, bekêre!
die cirkel sint ze hêre,
die armen künege dringent dich:
Philippe, setze ein weisen ûf,
und heiz si treten hinder sich!

3. Der Klausner.

Ich sach mit mînen ougen
manne und wîbe tougen,
deich gehôrte und gesach,
swaz iemen tet, swaz iemen sprach.
Ze Rôme hôrte ich liegen,
unt zwêne künege triegen.
Dâ von huop sich der meiste strît,
der ê was oder iemer sît,
dô sich begunden zweien
die pfaffen unde leien.
Daz was ein nôt vor aller nôt:
lîp unde sêle lac dâ tôt.
Die pfaffen striten sêre,
doch wart der leien mêre.
Diu swert, diu leiten si dernider,
und griffen zuo der stôle wider:
si bienen, di si wolten,
und niht den si solten.
Dô stôrte man diu gotes hûs;
dô hôrte ich verre in einer klûs
vil michel ungebære:
dâ weinte ein klôsenære,
er klagete Gote sîniu leit:
O wê, der bâbest ist ze junc,
hilf, hêrre, dîner kristenheit!

4. An den Kaiser.

Bot, sage dem keiser sînes armen mannes rât,
daz ich deheinen bezzern weiz, als ez nû stât.
Ob in guotes unde liute ieman erbeiten lât,
Sô var er balde und kome uns schiere, lâze sich niht tœren,
irre ouch etelîchen, der Got und in girret hât;
Die rehten pfaffen warne, daz si niht gehœren
den unrehten, die daz rîche wænent stœren,
scheides von in, oder scheides alle von den kœren!

5. Reichthum der Kirche.

Solt ich den pfaffen râten an den triuwen mîn,
sô spræche ir hant den armen zuo: Sê, daz ist dîn!
ir zunge sunge unt lieze manegem man daz sîn,
Gedæhten, daz si wâren ouch durch Got almuosenære:
dô gap in êrste gelt der künic Constantîn.
Het er gewest, daz dâ von übel künftic wære,
sô het er wol underkomen des rîches swære:
wan daz si dô wâren kiusche und übermüete lære.

6. Fluch und Segen.

Hêr bâbest, ich mac wol genesen,
wan ich wil iu gehôrsam wesen.
Wir hôrten iuch der kristenheit gebieten,
Wes wir dem keiser solten pflegen,
dô ir im gabet Gotes segen,
daz wir in hiezzen hêrre und vor im knieten.
Ouch solt ir niht vergezzen,
ir sprâchent: Swer dich segen, der sî
gesegent, swer dir fluoche, der sî verfluochet
mit fluoche volmezzen!
Durch Got bedenkent iuch dâ bî,
ob ir der pfaffen êre iht geruochet.

7. Aufforderung zum Kreuzzuge.

Hêr keiser, ich bin frônebote
und bring iu boteschaft von Gote;
ir habt die erde, er hât daz himelrîche.
Er hiez iu klagen, ir sint sîn voget;
in sînes sunes lande broget
diu heidenschaft iu beiden læsterlîche.
Ir muget im gerne rihten:
sîn sun, der ist geheizzen Krist,
er hiez iu sagen, wie erz verschulden welle.
Nû lât in zuo iu pflihten:
er rihtet iu, da er voget ist,
klagt ir joch über den tievel ûz der helle.

8. Zwei Zungen.

Got gît ze künege, swen er wil;
dar umbe wundert mich niht vil,
uns leien wundert umbe der pfaffen lêre.
Si lêrten uns bî kurzen tagen,
daz wellents uns nû widersagen.
Nû tuonz dur Got und dur ir selber êre,
Unt sagen uns bî ir triuwen,
an welcher rede wir sîn betrogen.
Volrecken uns die einen wol von grunde,
die alten ê, die niuwen;
uns dunket einez sî gelogen;
zwô zungen stânt unebne in einem munde.

9. Das gelobte Land.

Allerêrst lebe ich mir werde,
sît mîn sündic ouge siht
Daz hêre lant und ouch die erde,
der man vil der êren giht.
Mirst geschehen, des ich ie bat,
ich bin komen an die stat,
dâ Got mennischlîchen trat.

Schœniu lant, rîch unde hêre,
swaz ich der noch hân gesehen,
Sô bist duz ir aller êre.
Waz ist wunders hie geschehen!
Daz ein magt ein kint gebar,
hêre übr aller engel schar,
was daz niht ein wunder gar?

Hie liez er sich reine toufen,
daz der mensche reine sî;
Dô liez er sich hie verkoufen,
daz wir eigen wurden frî:
Anders wæren wir verlorn!
Wol dir, sper, kriuz unde dorn!
Wê dir, heiden, deist dir zorn!

Do er sich wolte übr uns erbarmen,
hie leit er den grimmen tôt,
Er, vil rîche, übr uns vil armen,
daz wir komen ûz der nôt.
Daz in dô des niht verdrôz,
dâst ein wunder alze grôz,
aller wunder übergnoz.

Hinnen fuor der sun zer helle
von dem grabe, da 'r inne lac;
Des was ie der vater geselle,
und der geist, den niemen mac
Sunder scheiden: êst al ein,
sleht und ebener danne ein zein,
als er Abrahâme erschein.

Do er den tievel dô geschande,
daz nie keiser baz gestreit,
Dô fuor er her wider ze lande.
Dô huob sich der Juden leit,
Daz er hêrre ir huote brach,
und daz man in sît lebendic sach,
den ir hant sluoc unde stach.

Dar nâch was er in dem lande
vierzic tage; dô fuor er dar,
Dannen in sîn vater sande.
Sînen geist, der uns bewar,
Den sant er hin wider zehant.
Heilic ist daz selbe lant:
sîn name der ist vor Gote erkant.

In diz lant hât er gesprochen
einen angeslîchen tac,
Dâ diu witwe wirt gerochen,
und der weise klagen mac
Und der arme den gewalt,
der dâ wirt mit ime gestalt:
wol im dort, der hie vergalt!

Unser lantrehtære tichten
fristet dâ niemannes klage;
Wan er wil ze stunden rihten,
so ez ist an dem lesten tage:
Und swer deheine schult hie lât
unverebenet, wie der stât
dort, da er pfant noch bürgen hât!

Ir enlât iuch niht verdriezen,
daz ich noch gesprochen hân;
Sô wil ich die rede entsliezen
kurzwîlen und iuch wizzen lân:
Swaz Got mit der welte ie
. . . . begie,
daz huob sich dort und endet hie.

Kristen, Juden und die heiden
jehent, daz dis ir erbe sî;
Got müez ez ze rehte scheiden
durch die sîne namen drî.
Al diu welt diu strîtet her;
wir sint an der rehten ger,
reht ist, daz er uns gewer.

10. Der Hof zu Eisenach.

Der in den ôren siech von ungesühte sî,
daz ist mîn rât, der lâz den hof ze Düringen frî;
wan kumet er dar, dêswâr er wirt ertœret:
Ich hân gedrungen, unz ich niht mê dringen mac.
Ein schar vert ûz, diu ander in, naht unde tac:
grôz wunder ist, daz iemen dâ gehœret.
Der lantgrâve ist sô gemuot,
daz er mit stolzen helden sîne habe vertuot,
der iegeslîcher wol ein kenpfe wære.
Mir ist sîn hôhiu fuor wol kunt:
und gulte ein fuoder guotes wînes tûsent pfunt,
dâ stüende ouch niemer ritters becher lære.

11. Der Pfaffen Wahl.

Künc Constantîn der gap sô vil,
als ich ez iu bescheiden wil,
dem stuol ze Rôme, sper, kriuz unde krône:
Zehant der engel lûte schrê:
Owê, owê, zem dritten wê!
Ê stuont diu kristenheit mit zühten schône;
Der ist ein gift nû gevallen,
ir honec ist worden zeiner gallen:
daz wirt der werlt her nâch vil leit.
Alle fürsten lebent nû mit êren,
wan der hœhste ist geswachet:
daz hât der pfaffen wal gemachet.
Daz sî dir, süezer Got, gekleit!
Die pfaffen wellent leien rêht verkeren:
der engel hât uns wâr geseit.

12. Beichte.

Vil wol gelopter Got, wie selten ich dich prîse!
Sît ich von dir beide wort hân unde wîse,
wie getar ich sô gefreveln under dîme rîse?
Ichn tuon diu rehten werc, ichn hân die wâren minne
ze mînem ebenkristen, hêrre vater, noch ze dir:
sô holt enwart ich ir dekeinem nie sô mir.
Frôn Krist, vater unt sun, dîn geist berihte mîne sinne!
Wie solt ich den geminnen, der mir übele tuot?
Mir muoz der iemer lieber sîn, der mir ist guot.
Vergib mir anders mîne schulde, ich wil noch haben den muot!

13. Der Pfaffen Habsucht.

Der künec, mîn hêrre, lêch mir gelt ze drîzec marken:
des enkan ich niht gesliezen in den arken,
noch geschiffen ûf daz mer in kielen noch in barken.
Der nam ist grôz, der nuz ist aber in solher mâze,
daz ich in niht begrîfen mac, gehœren noch gesehen:
wes sol ich danne in arken oder in barken jehen?
Nû râte ein ieglich friunt, ob ichz behalte, ode ob ichz lâze!
Der pfaffen disputieren ist mir gar ein wiht:
si prüevent in den arken niht, da ensî ouch iht;
nû prüeven her, nû prüeven dar, son habe ich drinne niht.

14. Lob der Frauen.

Durhsüezet unt geblüemet sint die reinen frouwen:
ez wart nie niht sô wünnecliches an ze schouwen
in lüften noch ûf erden, noch in allen grüenen ouwen.

Liljen unde rôsen bluomen, swâ die liuhten
in meien touwen dur daz gras, und kleiner vogele sanc,
daz ist gein solher wünnebernden fröide kranc,
swâ man ein schœne frowen siht. Daz kan trüeben muot erfiuhten,
Und leschet allez trûren an der selben stunt,
sô lieblîch lache in liebe ir süezer rôter munt,
unt strâle ûz spilnden ougen schieze in mannes herzen grunt.

15. An König Friedrich.

Von Rôme vogt, von Pülle künec, lât iuch erbarmen,
daz man mich bî rîcher kunst lât alsus armen!
Gerne wolde ich, möhte ez sîn, bî eigenem fiure erwarmen.
Zâi, wiech danne sunge von den vogellînen,
von der heide unt von den bluomen, als ich wîlent sanc!
Swelch schœne wîp mir denne gæbe ir habedanc,
der liez ich liljen unde rôsen ûz ir wengel schînen.
Kume ich spâte und rîte fruo, gast, wê dir, wê!
Sô mac der wirt wol singen von dem grüenen klê:
die nôt bedenkent, milter künec, daz iuwer nôt zergê!

16. Das Reichslehen.

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen!
Nû enfürhte ich niht den hornunc an die zêhen,
und wil alle bœsen hêrren dester minre flêhen.
Der edel künec, der milte künec hât mich berâten,
daz ich den sumer luft und in dem winter hitze hân.
Mînen nâhgebûren dunke ich verre baz getân:
si sehent mich niht mêr an ir butzen wîs, als si wîlent tâten.
Ich bin ze lange arm gewesen ân mînen danc;
ich was sô volle scheltens, daz mîn âten stanc:
daz hât der künec gemachet reine, und dar zuo mînen sanc.

17. Gut und Ehre.

Ich hân gemerket von der Seine unz an die Muore,
von dem Pfâde unz an die Traben erkenne ich al ir fuore:
Diu meiste menege enruochet, wies erwirbet guot.
Sol ichz alsô gewinnen, sô gane slafen, hôher muot!
Guot was ie genæme, iedoch sô gie diu êre
vor dem guote: nû ist das guot sô hêre,
daz ez gewaltecliche vor ir zu den frowen gât,
mit den fürsten zuo den künegen an ir rât.
Sô wê dir, guot! wie rœmesch rîche stât!
du enbist niht guot: dû habst dich an die schande ein teil ze sêre!

18. Wirth und Gast.

„Sît willekomen, hêr wirt!" dem gruoze muoz ich swîgen:
„sît willekomen, hêr gast!" sô muoz ich sprechen oder nîgen!
Wirt unde heim sint zwêne unschamelîche namen:
gast unde hereberge muoz man sich vil dicke schamen.
Noch müez ich geleben, daz ich den gast ouch grüeze,
sô daz er mir dem wirte danken müeze.
„Sît hînaht hie, sît morgen dort!" waz gougelfuore ist daz!
„Ich bin heime!" ode „ich wil heim!" daz trœstet baz.
Gast unde schâch kumt selten âne haz:
nû büezet mir des gastes, daz iu Got des schâches büeze!

19. Stolle.

Nû wil ich mich des scharpfen sanges ouch genieten:
dâ ich ie mit vorhten bat, dâ wil ich nû gebieten.
Ich sihe wol, daz man hêrren guot und wîbes gruoz
gewaltecliche und ungezogenlîch erwerben muoz.
Singe ich mînen höveschen sanc, sô klagent siz Stollen!
Dêswâr ich gewinne ouch lîhte knollen:
sît si die schalkheit wellen, ich gemache in vollen kragen.
Ze Osterrîche lernt ich singen unde sagen;
dâ wil ich mich allerêrst beklagen:
Find ich an Liupolt höveschen trost, so ist mir mîn muot entswollen.

20. Der neue Judas.

Wir klagen alle, und wizzen doch niht, was uns wirret,
daz uns der bâbest unser vater alsus hât verirret.
Nû gât er uns doch harte vaterlîchen vor,
wir volgen ime und komen niemer fuoz ûz sînem spor.
Nû merke, welt, waz mir dar an missevalle:
gîtset er, si gîtsent mit im alle;
liuget er, si liegent alle mit im sîne lüge,
und triuget er, si triegent mit im sîne trüge.
Nû merkent, wer mir daz verkêren müge:
Sus wirt der junge Jûdas mit dem alten dort ze schalle!

21. Wo steht's geschrieben?

Diu kristenheit gelepte nie sô gar nâch wâne!
Die si dâ lêren solten, die sint guoter sinne âne:
Ez wær ze vil, und tæt ein tumber leie daz.
Si sündent âne vorhte: dar umb ist in Got gehaz.
Si wîsent uns zem himel, und varent si zer helle;
si sprechent, swer ir worten volgen welle,
und niht ir werken, der sî ane zwîvel dort genesen.
Die pfaffen solten kiuscher dan die leien wesen:
an welhen buochen hânt si daz erlesen,
daz sich sô maneger flîzet, wa er ein schœnez wîp vervelle?

22. Der wälsche Schrein.

Ahî, wie kristenlîche nû der bâbest lachet,
swanne er sînen Walhen seit: „Ich hânz alsô gemachet!"
Daz er dâ seit, des solt er niemer hân gedâht!
Er giht: „Ich hân zwên Almân under eine krône brâht,
Daz si rîche sulen stœren unde wasten;
ie dar under füllen wir die kasten;
ich hâns an mînem stock gement, ir guot ist allez mîn,

ir tiuschez silber vert in mînen welschen schrîn.
Ir pfaffen, ezzent hüenr unt trinkent wîn,
unde lânt die tiuschen . . . . . . vasten!

23. Der Kirchenstock.

Sagt an, hêr Stoc, hât iuch der bâbest her gesendet,
daz ir in richet und uns Tiutschen ermet unde pfendet?
Swenn im diu volle mâze kumt ze Latrân,
sô tuot er einen argen list, als er ê hât getân.
Er seit uns danne, wie daz rîche stê verwarren,
unz in erfüllent aber alle pfarren.
Ich wæn, des silbers wênic kumet ze helfe in Gotes lant:
grôzen hort zerteilet selten pfaffen hant.
Hêr Stoc, ir sît ûf schaden her gesant,
daz ir ûz tiutschen liuten suochet tœrinne unde narren!

24. Männliche Schönheit.

An wîbe lobe stêt wol, daz man si heize schœne:
manne stêt ez übel, ez ist ze wich und ofte hœne.
Küene unt milte, und daz er dâ zuo stæte sî,
sô ist er vil gar gelobt: den zwein stêt wol daz dritte bî.
Wilz iu niht versmâhen, sô wil ichz iuch lêren,
wie wir loben suln und niht unêren.
Ir müezet in die liute sehen, welt ir erkennen wol:
nieman ûzen nâch der varwe loben sol.
Vil manic tôre ist innen tugende vol:
wie wîz der biderben herze sint, der si wil umbe kêren!

25. Trost im Leide.

Swer verholne sorge trage,
der gedenke an guotiu wîp: er wirt erlôst;
Unt gedenke an liehte tage:
die gedanke wâren ie mîn bester trôst.
Gegen den vinstern tagen hân ich nôt,
wan daz ich mich rihte nâch der heide,
diu sich schamt vor leide:
sô si den walt siht gruonen, sô wirts iemer rôt.

Frowe, als ich gedenke an dich,
waz dîn reiner lîp erwelter tugende pfliget,
Sô lâ stân: du rüerest mich
mitten an das herze, dâ diu liebe liget.
Liep unt lieber, des enmein ich niht:
dû bist mir aller liebest, daz ich meine;
dû bist mir alleine
vor al der welte, frowe, swaz sô mir geschiht.

Wil ab iemen wesen frô,
daz wir iemer in den sorgen niht enleben?
Wê, wie tuont die jungen sô,
die von fröiden solten in den lüften sweben?
Ichn weiz anders, weme ichz wîzen sol,
wan den rîchen wîze ichz und den jungen;
die sint unbetwungen,
des stât in trûren übel und stüende in fröide wol.

Wie frô Sælde kleiden kan,
daz si mir gît kumber unt hôhen muot!
Sô gîts einem rîchen man
ungemüete: owê, waz sol dem selben guot?
Mîn frou Sælde, wie si mîn vergaz,
daz si mir sîn guot ze mînem muote
nien schriet, si vil guote?
Mîn kumber stüende im dort bî sînen sorgen baz.

26. Schönste Zierde.

Frowe, ich hœr iu sô vil der tugende jehen,
daz iu mîn dienest iemer ist bereit.
Enhæt ich iuwer niht gesehen,
daz schâtte mir an mîner werdekeit.
Nû wil ich iemer deste tiurre sîn,
und bite iuch, frouwe,
daz ir iuch underwindet mîn.
Ich lebete gern, kunde ich leben:
mîn wille ist guot, nû bin ich tump,
nû sult ir mir die mâze geben.

„Kund ich die mâze, als ich niene kan,
sô wær ich zer welte ein sælic wîp.
Ir tuot als ein wol redender man,
daz ir sô hôhe tiuret mînen lîp.
Ich bin noch tumber danne ir sît:
waz dar umbe?
doch wil ich scheiden disen strît:
tuot ir alrêrst, des ich iuch bite,
unt saget mir der manne muot,
sô lêre ich iuch der wîbe site.“

Wir man, wir wellen, daz diu stætekeit
in guoten wîben gar ein krône sî;
Kumt in mit zühten sîn gemeit,
sô stêt diu lilje wol der rôsen bî.
Nû merket, wie der linden stê
der vogele singen,
dar under bluomen unde klê:
noch baz stêt wîben werder gruoz;
ir minneclîcher redender munt,
der machet, daz man küssen muoz.

„Ich sage iu, wer uns wîben wol behaget:
wan der erkennet übel unde guot,
Und ie daz beste von uns saget,
dem sint wir holt, ob erz mit triuwen tuot.
Kan er ze rehte ouch wesen frô,
unt tragen gemüete
ze mâze nider unde hô,
der mac erwerben, swes er gert.
Welch wîp verseit im einen vaden?
Guot man ist guoter sîden wert!“

27. Frauen und Frühling.

Sô die bluomen ûz dem grase dringent,
same si lachen gegen der spilden sunnen,
in einem meien an dem morgen fruo,
Und diu kleinen vogellîn wol singent
in ir besten wîse, die sie kunnen,
waz wünne mac sich dâ gelîchen zuo?
Ez ist wol halb im himelrîche!
Suln wir sprechen, waz sich dem gelîche,
sô sage ich, waz mir dicke baz
in mînen ougen hât getân;
und tæte ouch noch, gesæhe ich daz.

Swâ ein edeliu schœne frowe reine,
wol gekleidet unde wol gebunden,
dur kurzewîle zuo vil liuten gât,
Hovelîchen hôhgemuot, niht eine,
umbe sehende ein wênic under stunden,
alsam der sunne gegen den sternen stât —
Der meie bringe uns al sîn wunder,
waz ist dâ sô wünneclîche under,
als ir vil minneclîcher lîp?
Wir lâzen alle bluomen stân,
und kapfen an das werde wîp.

Nû wol dan, welt ir die wârheit schouwen,
gên wir zuo der meien hôhgezîte!

Der ist mit aller sîner krefte komen.
Seht an in unt seht an schœne frouwen,
wederz ir daz ander überstrîte,
daz bezzer spil, ob ich daz hân genomen?
Owê, der mich dâ welen hieze,
deich daz eine dar daz ander lieze,
wie rehte schiere ich danne kür!
Hèr Meie, ir müeset merze sîn,
è ich mîn frouwen dâ verlür!

28. Weib und Frau.

Wîp muoz iemer sîn der wîbe hôhste name,
und tiuret baz dan frowe, als ichz erkenne.
Swâ nû deheiniu sî, diu sich ir wîpheit schame,
diu merke disen sanc und kiese denne.
Under frowen sint unwîp,
under wîben sint si tiure;
wîbes name und wîbes lîp
die sint beide vil gehiure.
Swiez umb alle frowen var,
wîp sint alle frowen gar.
Zwîvellop daz hœnet,
als under wîlen frouwe:
wîp, dèst ein name, ders alle krœnet!

29. Schönheit und Anmuth.

Herzeliebez frowelîn!
Got gebe dir hiute und iemer guot!
Kund ich baz gedenken dîn,
des hete ich willeclîchen muot.
Waz sol ich dir sagen mê,
wan daz dir nieman holder ist, dann ich? dâ von ist mir vil wê.

Sie verwîzent mir, daz ich
sô nidere wende mînen sanc;
Daz si niht versinnent sich,
waz liebe sî, des haben undanc;
Sie getraf diu liebe nie!
Die nâch dem guote und nâch der schœne minnent, wê! wie minnent die?

Bî der schœne ist dicke haz:
zer schœne niemen sî ze gâch!
Liebe tuot dem herzen baz,
der liebe gèt diu schœne nâch;
Liebe machet schœne wîp:
desn mac diu schœne niht getuon, sin machet niemer lieben lîp.

Ich vertrage, als ich vertruoc
und als ichz iemer wil vertragen;
Dû bist schœne und hâst genuoc:
waz mugen si mir dâ von gesagen?
Swaz si sagen, ich bin dir holt,
unt nim dîn glesîn vingerlîn für einer küneginne golt.

Hâst dû triuwe unt stætekeit,
sô bin ich des ân angest gar,
Daz mir iemer herzeleit
mit dînem willen widervar;
Hâst ab dû der zweier niht,
son müezest dû mir niemer werden! Owè danne, ob daz geschiht!

30. Maienwonne.

Muget ir schouwen, waz dem meien
wunders ist beschert?
Seht an, pfaffen, seht an, leien,
wie daz allez vert!

Grôz ist sîn gewalt;
ine weiz, ob er zouber künne:
swar er vert mit sîner wünne,
dân ist niemen alt.

Uns wil schiere wol gelingen:
wir suln sîn gemeit,
Tanzen, lachen unde singen
âne dörperheit.
Wê, wer wære unfrô?
Sît die vogele alsô schône
singent in ir besten dône,
tuon wir ouch alsô!

Wol dir, meie, wie dû scheidest
allez âne haz!
Wie wol dû die boume kleidest
und die heide baz!
Diu hât varwe mê.
„Dû bist kurzer, ich bin langer!“
alsô strîtents ûf dem anger
bluomen unde klê.

Rôter mund, wie dû dich swachest!
Lâ dîn lachen sîn!
Scham dich, daz dû mich an lachest
nâch dem schaden mîn.
Ist daz wol getân?
Owê sô verlorner stunde!
Sol von minneclîchem munde
solch unminne ergân?

Daz mich, frowe, an fröiden irret,
daz ist iuwer lîp:
An iu einer ez mir wirret,
ungenædic wîp!
Wâ nemt ir den muot?
Ir sît doch genâden rîche!
Tuot ir mir ungnædeclîche,
sô sît ir niht guot.

Scheidet, frowe, mich von sorgen,
liebet mir die zît,
Oder ich muoz an fröiden borgen.
Daz ir sælic sît!
Muget ir umbe sehen?
Sich fröit al diu welt gemeine:
möhte mir von iu ein kleine
fröidelîn geschehen!

31. Frau Glück.

Frô Sælde teilet umbe sich,
unt kêret mir den rügge zuo;
Da enkan si niht erbarmen ich,
in weiz, waz ich dar umbe tuo.
Si stêt ungerne gegen mir:
louf ich hin umbe, ich bin doch iemer hinder ir:
sin ruochet mich niht an gesehen.
Ich wolte, daz ir ougen an ir nacke stüenden,
sô müest ez ân ir danc geschehen!

32. Deutschlands Ehre.

Ir sult sprechen: Willekomen!
der iu mære bringet, daz bin ich.
Allez, daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint: nû fraget mich!
Ich wil aber miete;
wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu vil lîhte, daz iu sanfte tuot:
seht, waz man mir êren biete.

Ich wil tiuschen frowen sagen
solhiu mære, daz si deste baz

Al der werlte suln behagen;
âne grôze miete tuon ich daz.
Waz wold ich ze lône?
Si sint mir ze hêr:
sô bin ich gefüege, unt bite si nihtes mêr,
wan daz si mich grüezen schône.

Ich hân lande vil gesehen,
unde nam der besten gerne war:
Übel müeze mir geschehen,
kunde ich ie mîn herze bringen dar,
Daz im wol gevallen
wolde fremeder site!
Nû waz hulfe mich, ob ich unrehte strite?
Tiuschiu zuht gât vor in allen.

Von der Elbe unz an den Rîn,
und her wider unz an Ungerlant
Sô mugen wol die besten sîn,
die ich in der werlte hân erkant.
Kan ich rehte schouwen
guot gelâz unt lîp,
sem mir Got, sô swüere ich wol, daz hie diu wîp
bezzer sint, danne ander frouwen.

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân;
Swer si schildet, derst betrogen:
ich enkan sîn anders niht verstân.
Tugent unt reine minne,
swer die suochen wil,
der sol komen in unser lant: dâ ist wünne vil:
lange müeze ich leben dar inne!

33. Trübe Zeit.

Di zwîvelære sprechent, ez sî allez tôt,
ezn lebe nû nieman, der iht singe:
Nû mugen si doch bedenken die gemeinen nôt,
wie al diu welt mit sorgen ringe!
Kumt sanges tac, man hœret singen unde sagen:
man kan noch wunder!
Ich hôrte ein kleine vogellîn daz selbe klagen,
daz tet sich under:
„Ich singe niht, ez welle tagen!“

34. Letzter Wille.

Ich wil nû teilen, ê ich var,
mîn varnde guot und eigens vil,
Daz iemen dürfe strîten dar,
wan den ichz hie bescheiden wil.
Al mîn ungelücke wil ich schaffen jenen,
die sich hazzes unde nîdes gerne wenen,
dar zuo mîn unsælikeit;
mîne swære
haben die lügenære;
mîn unsinnen
schaff ich den, die mit velsche minnen,
den frowen nâch herzeliebe senendiu leit!

35. Der Kaiser als Spielmann.

Ob ich mich selben rüemen sol,
sô bin ich des ein hübescher man,
Daz ich sô mange unfuoge dol
sô wol, als ichz gerechen kan.
Ein klôsenære, ob erz vertrüege? ich wæne, er nein!
Hæt er die stat, als ich sie hân,
bestüende in dan ein zörnelîn,
ez wurde unsanfter widertân.
Swie sanfte ichz alsô lâze sîn,
daz und ouch mê vertrage ich doch dur eteswaz.

Frowe, ir sît schœne unt sît ouch wert:
den zwein stêt wol genâde bî.
Waz schadet iu, daz man iuwer gert?
joch sint jedoch gedanke frî.
Wân unde wunsch daz wolde ich allez ledic lân:
höveschent mîne sinne dar,
waz mag ichz, gebents in mînen sanc?
Des nement ir lîhte niender war:
sô hân ichs doch vil hôhen danc!
Treit iuch mîn lop ze hove, daz ist mîn werdekeit.

Frowe, ir habt mir geseit alsô,
swer mir beswære mînen muot,
Daz ich den mache wider frô;
er schame sich lîhte unt werde guot.
Diu lêre, ob sie mit triuwen sî, daz schîne an iu!
Ich fröwe iuch, ir beswæret mich:
des schamt iuch, ob ichz reden getar,
lât iuwer wort niht velschen sich,
unt werdet guot, sô habt ir war.
Vil guot sît ir, dâ von ich guot von guote wil.

Frowe, ir habt ein werdez tach
an iuch geslouft, den reinen lîp,
Wan ich nie bezzer kleit gesach:
ir sît ein wol bekleidet wîp!
Sîn unde sælde sint gesteppet wol dar in.
Getragene wât ich nie genam:
dise næm ich, als gerne ich lebe!
Der keiser wurde ir spileman
umb alsô wünneclîche gebe.
dâ keiser, spil! Nein, hêrre keiser, anderswâ!

36. Verfall des Gesangs.

Owê, hovelîchez singen,
daz dich ungefüege dœne
Solten ie ze hove verdringen!
daz dich schiere Got gehœne!
Owê, daz dîn wirde alsô geliget!
Des sint alle dîne friunde unfrô.
Daz muoz eht alsô sîn; nû sî alsô!
Frô Unfuoge, ir habt gesiget!

Der uns fröide wider bræhte,
diu reht unt gefüege wære,
Hei, wie wol man des gedæhte,
swâ man von im seite mære!
Ez wær ein vil hovelîcher muot,
des ich iemer gerne wünschen sol.
Frowen unde hêrren zæme ez wol:
Owê, daz ez nieman tuot!

Die daz rehte singen stœrent,
der ist ungelîche mêre,
Danne die ez gerne hœrent.
Doch volg ich der alten lêre:
Ich enwil niht werben ze der mül,
dâ der stein sô riuschent umbe gât,
und daz rat sô mange unwîse hât;
merkent, wer dâ harpfen sül.

Die sô frevellîchen schallent,
der muoz ich vor zorne lachen,
Dazs in selben wol gevallent
mit als ungefüegen sachen.
Die tuont sam die frösche in eime sê,
den ir schrîen alsô wol behaget,

daz diu nahtegal dâ von verzaget,
sô si gerne sunge mê.
Swer ungefüege swîgen hieze,
waz man noch von fröiden sunge!
Unt si abe den bürgen stieze,
daz sie dâ die frôn niht twunge.
Wurden ir die grôzen höve benomen,
daz wær allez nâch dem willen mîn;
bî den gebûren liez ich si wol sîn:
danne ist si och her bekomen.

37. Der Greis am Stabe.

Ir reinen wîp, ir werden man,
ez stêt alsô, daz man mir muoz
êr unde minneclîchen gruoz
noch vollecliîcher bieten an.
Des habet ir von schulden grœzer reht, dan ê;
welt ir vernemen, ich sage iu wes.
Wol vierzec jâr hab ich gesungen oder mê
von minnen und als ieman sol.
Dô was ichs mit den andern geil:
nu enwirt mirs niht, ez wirt iu gar;
mîn minnesanc, der diene iu dar,
und iuwer hulde sî mîn teil.

Lât mich an eime stabe gân
unt werben umbe werdekeit
mit unverzageter arebeit,
als ich von kinde habe getân.
Sô bin ich doch, swie nider ich sî, der werden ein,
genuoc in mîner mâze hô. [nein!
Daz müet die nideren: ob mich das iht schwache?
Die biderben hânt mich deste baz.
Der werden wirde diust sô guot,
daz man inz hœhste lop sol geben:
ezn wart nie lobelicher leben,
swer sô dem ende rehte tuot.

38. Tanzweise.

„Nemt, frowe, disen kranz,“
Alsô sprach ich zeiner wol getânen maget,
„Sô zieret ir den tanz
mit den schœnen bluomen, als irs ûffe traget.
Het ich vil edele gesteine,
daz müest ûf iuwer houbet,
obe ir mirs geloubet;
sêt mîne triuwe, daz ichz meine.

Frowe, ir sît so wol getân,
daz ich iu mîn schapel gerne geben wil,
So ichz aller beste hân.
Wîzer unt rôter bluomen weiz ich vil,
Die stênt sô verre in jener heide;
dâ si vil schône entspringent
und die vogele singent,
dâ suln wir si brechen beide.“

Si nam, daz ich ir bôt,
einem kinde vil gelîch, daz êre hât;
Ir wangen wurden rôt,
same diu rôse, dâ si bî der liljen stât;
Dô erschampten sich ir liehten ougen,
dô neic si mir vil schône:
daz wart mir ze lône;
wart mirs iht mêr, daz trage ich tougen.

Mir dûhte, daz mir nie
lieber wurde, danne mir ze muote was;
Die bluomen vielen ie
von dem boume bî uns nider an daz gras:
Seht, dô muost ich von fröiden lachen,
Dô ich sô wünneclîche
was in troume rîche,
dô taget ez unde muos ich wachen.

Mir ist von ihr geschehen,
daz ich disen sumer allen meiden muoz
Vast unter dougen sehen.
Lîhte wirt mir mîniu: so ist mir sorgen buoz!
Waz obe si gêt an disem tanze?
Frowe, dur iuwer güete
rucket ûf die hüete;
owê, gesæhe ichs under kranze!

39. Selbstbeherrschung.

Wer sleht den lewen? wer sleht den risen?
wer überwindet jenen und disen?
Daz tuot jener, der sich selber twinget,
und alliu sîniu lit in huote bringet
Ûz der wilde in stæter zühte habe.
Geligeniu zuht unt schame vor gesten
mugen wol eine wîle erglesten:
der schîn nimt drâte ûf und abe.

40. Auf den Tod Reinmar des Alten.

Dêswâr, Reimâr, dû riuwes mich,
michels harter, danne ich dich,
ob dû lebtes und ich wær erstorben.
Ich wilz bî mînen triuwen sagen,
dich selben wolt ich lützel klagen,
ich klage dîn edelen kunst, daz sist verdorben.
Dû kundest al der werlte fröide mêren,
so duz ze guoten dingen woltes kêren.
Mich riuwet dîn wol redender munt und dîn vil süezer sanc,
daz die verdorben sint bî mînen zîten.
Daz dû niht eine wîle mohtest bîten!
Sô leiste ich dir geselleschaft: mîn singen ist niht lanc.
Dîn sêle müeze wol gevarn, unt habe dîn zunge danc!

41. Fest zu Nürnberg.

Si frâgent mich vil dicke, was ich habe gesehen,
swenne ich von hove rîte, und waz dâ sî geschehen:
Ich liuge ungerne, und wil der wârheit halber niht verjehen.
Ze Nürenberge was guot gerihte, daz sage ich ze mære;
umb ir milte frâget varndez volc: daz kan wol spehen;
Die seiten mir, ir malhen schieden danne lære.
Unser heimschen fürsten sint sô hovebære,
daz Liupolt eine müeste geben, wan dêr ein gast dâ wære.

42. Sinken des Reiches.

Ich sach hie vor eteswenne den tac,
daz unser lop was gemein allen zungen:
Swâ uns dehein lant iender nâhe lac,
daz gerte suone oder ez was betwungen.
Rîcher Got, wie wir nâch êren dô rungen!
Dô rieten die alten, unt tâten die jungen.
Nû krumb die richter sint,
(diz bîspel ist ze merkenne blint)
swaz nû dâ von geschehe, meister, daz vint!

43. Der Tausch.

Frowe, lât iuch niht verdriezen
mîner rede, ob si gefüege sî;
Möhte ichs wider iuch geniezen,
sô wær ich den besten gerne bî.
Wizzet, daz ir schœne sît;
hât ir, als ich mich verwæne,
güete bî der wolgetæne,
waz danne an iu einer êren lît!

„Ich wil iu ze redenne gunnen,
sprechent swaz ir welt, ob ich niht tobe;
Daz hât ir mir an gewunnen
mit dem iuwern minneclîchen lobe.
Ichn weiz, obe ich schœne bin,
gerne hete ich wîbes güete;
lêrt mich, wie ich mich behüete:
schœner lîp entouc niht âne sin!“

Frowe, daz wil ich iuch lêren,
wie ein wîp der werlte leben sol.
Guote liute sult ir êren,
minneclîch an sehen unt grüezen wol;
Eime sult ir iuwern lîp
geben für eigen, nement den sînen!
Frowe, woltent ir den mînen,
den gæb ich umb ein sô schœne wip!

„Beide schowen unde grüezen,
swaz ich mich dar an versûmet hân,
Daz wil ich vil gerne büezen.
Ir hânt hovelîch an mir getân;
Tuont durch mînen willen mê,
sît nit wan mîn redgeselle.
In weiz nieman, dem ich welle
nemen den lip: ez tæte im lîhte wê.“

Frowe, lânt michz alsô wâgen
(ich bin dické komen ûz grôzer nôt),
Unde lânts iuch niht betrâgen:
stirbe ab ich, sô bin ich sanfte tôt!
„Hêrre, ich wil noch langer leben!
Lîhte ist iu der lîp unmære:
waz bedorfte ich solher swære,
solt ich mînen lîp umb iuwern geben?“

44. Lebensregeln.

Nieman kan mit gerten
kindes zuht beherten:
den man zêren bringen mac,
dem ist ein wort als ein slac.
Dem ist ein wort als ein slac,
den man zêren bringen mac:
kindes zuht beherten
nieman kan mit gerten.

Hüetent iuwere zungen,
das zimt wol dien jungen:
stôz den rigel für die tür,
lâ kein bœse wort dar für!
Lâ kein bœse wort dar für,
stôz den rigel für die tür;
daz zimt wol dien jungen:
hüetent iuwere zungen!

Hüetent iuwere ougen
offenbar unt tougen,
lânt si guote site spehen
und die bœsen übersehen!
Und die bœsen übersehen
lânt si, guote site spehen:
offenbar und tougen
hüetent iuwere ougen!

Hüetent wol der ôren,
oder ir sint tôren:
lânt ir bœsiu wort dar in,
daz gunêret iu den sin!
Daz gunêret iu den sin,
lânt ir bœsiu wort dar in,
oder ir sint tôren:
hüetent wol der ôren!

Hüetent wol der drîer
leider alze frîer!
Zungen, ougen, ôren sint
dicke schalchaft, zêren blint.
Dicke schalchaft, zêren blint
zungen, ougen, ôren sint:
leider alze frîer
hüetent wol der drîer!

45. Die Traumdeuterin.

Dô der sumer kumen was,
und die bluomen dur daz gras
wünneclîchen sprungen,
aldâ die vogele sungen,
dar kom ich gegangen
an einen anger langen,
dâ ein lûter brunne entspranc:
vor dem walde was sîn ganc,
dâ diu nahtegale sanc.

Ûf dem anger stuont ein boum;
dâ getroumde mir ein troum:
Ich was zuo dem brunnen
gegangen von der sunnen,
daz diu linde mære
den küelen schaten bære.
Bî dem brunnen ich gesaz,
mîner swære ich gar vergaz,
schier entschlief ich umbe daz.

Dô bedûhte mich zehant,
wie mir dienten elliu lant,
wie mîn sêle wære
ze himel âne swære,
unt wie der lîp solte
gebâren swie er wolte.
Dâne was mir niender wê:
Got, der waldes, swiez ergê,
schœner troum enwart nie me!

Gerne slief ich iemer dâ,
wan ein unsæligin krâ
diu begonde schrîen.
Daz alle krâ gedîen,
als ich in des günne!
Si nam mir michel wünne:
vor ir schrîen ich erschrac;
wan daz dâ niht steines lac,
sô wær ez ir suontac.

Wan ein wunderaltez wîp,
diu getrôste mir den lîp;
die begond ich eiden;
nû hât sie mir bescheiden,
waz der troum bediute.
Daz hœret, lieben liute;
Zwên und einer, daz sint drî!
Dannoch seit si mir dâ bî,
daz mîn dûme ein vinger sî.

46. Abschied von der Welt.

Frô Welt, ir sult dem wirte sagen,
daz ich im gar vergolten habe;

Min grœste gülte ist abe geslagen,
daz er mich von dem brieve schabe.
Swer ime iht sol, der mac wol sorgen:
ê ich im lange schuldic wære, ich wolt ê zeinem Juden borgen.
Er swîget unz an einen tac,
sô wil er dan ein wette hân,
sô jener niht vergelten mac.

„Walther, dû zürnest âne nôt,
dû solt bî mir belîben hie:
Gedenke, waz ich dir êren bôt,
waz ich dir dînes willens lie,
Als dû mich dicke sêre bæte.
Mir was vil inneclîchen leit, daz dûz sô selten tæte.
Bedenke dich, dîn leben ist guot:
sô du mir rehte widersagest,
sô wirst dû niemer wol gemuot!"

Frô Welt, ich hân ze vil gesogen;
ich wil entwonen, des ist zît:
Dîn zart hât mich vil nâch betrogen,
wand er vil süezer fröiden gît.
Do ich dich gesach reht under ougen,
dô was dîn schowen wunderlich, al sunder lougen:
doch was der schanden alse vil,
dô ich dich hinden wart gewar,
daz ich dich iemer schelten wil.

„Sît ich dich niht erwenden mac,
sô tuo doch ein dinc, des ich ger;
Gedenke an manegen liehten tac,
unt sich doch underwîlent her
Niuman sô dich der zît betrâge!"
Daz tæt ich wunderlîchen gerne, wan deich fürhte dîne lâge,
vor der sich nieman kan bewarn.
Got gebe iu, frowe, guote naht;
ich wil ze herberge varn!

47. Wein und Faß.

Der guote wîn wirt selten guot, wan in dem guoten vazze:
wirt daz bereit ze rehte wol, sô habet ez den wîn.
Dar umbe wunder nieman, ob ich an dem künege hazze,
hât er ein herze, als si dâ sagent, sol daz niht werden schîn.
Im sint die reife alsô vertriben: er welle ræzer sîn,
sonst ist vaz unt tranc ein wiht:
guot wîn mac ie sô lange ligen, daz man in seiger siht.

48. Botenlied.

Frowe, vernemt dur Got von mir diz mære:
ich bin ein bote unt sol iu sagen,
Ir sünt wenden einem ritter swære,
die er lange hât getragen.
Daz sol ich iu künden sô:
ob ir in welt fröiden rîchen,
sicherlîchen
des wirt manic herze frô.

Frowe, enlât iuch des sô niht verdriezen,
ir engebt im hôhen muot:
Des mugt ir und al die wol geniezen,
den ouch fröide sanfte tuot.
Dâ von wirt sîn sin bereit,
ob ir in ze fröiden bringet,
daz er singet
iuwer êre unt werdekeit.

Frowe, sendet im ein hôhgemüete,
sît an iu sîn fröide stât;
Er mac wol geniezen iuwer güete,
sît diu tugent und êre hât.
Frowe, gebt im hôhen muot;
welt ir, sîn trûren ist verkêret,
daz ez in lêret,
daz er daz beste gerne tuot.

„Jâ möhte ich michs an in niht wol gelâzen,
daz er wol behuote sich;
Krumbe wege, die gênt bî allen strâzen:
dâ vor, Got, behüete mich!
Ich wil nâch dem rehten varn,
ze leide im, der mich anders lêre:
swâr ich kêre,
dâ müeze mich doch Got bewarn!"

49. Der Sieger im Schach.

Mir tuot einer slahte wille
sanfte, und ist mir doch dar under wê:
Ich minne einen ritter stille,
den enmag ich niht versagen mê,
Des er mich gebeten hât:
tuon ichs niht, mich dunket, daz mîn niemer werde rât.

Dicke dunke ich mich sô stæte
mînes willen; sô mir daz geschiht,
Swie vil er mich denne bæte,
al die wîle sô enhulfe ez niht.
Jeze hân ich den gedanc:
waz hilfet daz? Der muot ist kûme eines tages lanc.

Wil er mich vermîden mêre,
sô versuochet er mich alze vil:
Ouwê! des fürht ich vil sêre
daz ich muoz verjehen, swes er wil.
Gerne het ichz nû getân,
wan deichz im muoz versagen unt wîbes êre sol begân.

In getar vor tûsent sorgen,
die mich twingent in dem herzen mîn,
Den âbent und den morgen
leider niht getuon des willen sîn.
Daz ichz iemer einen tac
sol fristen, dêst ein klage, diu mir ie bî dem herzen lac!

Sît daz im die besten jâhen,
daz er alsô schône künne leben,
Sô hân ich im vil nâhen
in mîme herzen eine stat gegeben,
Dâ noch nieman in getrat:
si hânt daz spil verlorn, er eine tuot in allen mat.

50. Die Zauberin.

Mich nimt iemer wunder, waz ein wîp
an mir habe ersehen,
Dazs ir zouber leit an mînen lîp!
Waz ist ir geschehen?
Si hât ouch ir ougen:
wie kumt, dazs als übel gesiht?
Ich bin aller manne schœnest niht,
daz ist âne lougen!

Habe ir ieman iht von mir gelogen,
sô beschowe mich baz!
Sist an mîner schœne gar betrogen,

wils anders niht, wan daz.
Wan wie stât mir mîn houbet!
Dazn ist niht ze wol getân:
sie betriuget lîhte ein tumber wân,
ob sis niht geloubet.

Dâ si wont, dâ wonent wol tûsent man,
die vil schœner sint;
Wan daz ich ein lützel fuoge kan,
sô ist mîn schœne ein wint.
Fuoge hân ich kleine,
doch ist sie genæme wol,
sô daz si vil andern liuten sol
iemer sîn gemeine.

Wil si fuoge für die schœne nemen,
so ist si wol gemuot:
Kan si daz, sô muoz ir wol gezemen,
swaz si mir getuot.
Sô wil ich mich neigen
unt tuon allez, daz si wil.
Waz bedarf si denne zoubers vil?
ich bin doch ir eigen.

Lât iu sagen, wiez umbe ir zouber stât,
des si wunder treit:
Sist ein wîp, diu schœne und êre hât,
dâ bî liep und leit.
Dazs iht anders künne,
daz sol man gar übergeben,
wan daz mir ir wünneclîchez leben
machet sorge unt wünne.

51. Erlaubte Lüge.

Bî den liuten nieman hât
hovelîchern trôst denn ich;
Sô mich sende nôt bestât,
sô schîne ich geil unt trœste selben mich.
Als hân ich dicke selbe mich betrogen,
unde durch die werlt manege fröide erlogen:
daz liegen was ab lobelich.

Leider ich muoz mich entwenen
maneger wünne, der mîn ouge an sach;
War nâch sol sich einer senen,
der niht geloubet, waz hie vor geschach?
Der weiz lützel, waz daz sî, gemeit!
Daz ist senender muot mit gerender arebeit;
unsælic sî daz ungemach!

Maneger wænet, der mich siht,
mîn herze sî an fröiden hô;
Hôher fröide hân ich niht,
unt wirt mir niemer wider, wan alsô:
Werdent tiusche liute wider guot,
unde trœstet si mich, diu mir leide tuot,
sô wirde ich aber wider frô.

Ich hân ir gedienet vil,
der werlte, und wolte ir gerne dienen mê,
Wan dazs übel danken wil,
unt wænet des, daz ich mich niht verstê.
Ich verstên michs wol an eime site:
des ich aller sêrest ger, sô ich des bite,
sô gît siz einem tôren ê.

Ichn weiz, wiechz erwerben mac:
des man dâ phligt, daz widerstuont mir ie;
Wirbe ab ich, sô man ê phlac,
daz schadet mir lîhte: sus enweiz ich, wie?
Doch verwæne ich mich der fuoge dâ,
daz der ungefüegen werben anderswâ
genæmer sî, dan wider sie!

52. Heimkehr.

Owê, war sint verswunden alliu mîniu jâr!
Ist mir mîn leben getroumet, oder ist ez wâr?
Daz ich ie wânde, daz iht wære, waz daz iht?
Dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
Nû bin ich erwaht, und ist mir unbekant,
daz mir hie vor was kündic als mîn ander hant.
Liute unde lant, dâ ich von kinde bin erzogen,
die sint mir vrömde worden, reht als ob es sî gelogen.
Die mîne gespilen wâren, die sint træge unde alt;
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt;
wan daz daz wazzer fliuzet, als ez wîlent flôz:
für wâr ich wânde mîn unglücke wurde grôz!
Mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol;
diu welt ist allenthalben ungenâden vol!
Als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die sint mir enphallen gar, als in daz mer ein slac:
Iemer mêre ouwê!

Owê, wie jæmerlîche junge liute tuont,
den nû vil riuweclîche ir gemüete stuont!
Die kunnen niuwan sorgen; wê! wie tuont si sô?
Swer ich zer werlte kêre, dâ ist nieman frô.
Tanzen, singen, daz zergât mit sorgen gar;
nie kristenman gesach sô jæmerlîche schar.
Nû merkent, wie den frowen ir gebende stât:
die stolzen ritter tragent dörperlîche wât.
Uns sint unsenfte brieve her von Rôme komen,
uns ist erloubet trûre unt fröide gar benomen:
daz müet mich inneclîchen sêre (wir lebten ie vil wol),
daz ich nû für mîn lachen weinen kiesen sol.
Die wilden vogel betrüebet unser klage:
waz wunders ist, ob ich dâ von verzage?
Waz spriche ich tumber man durch mînen bœsen zorn?
Swer dirre wünne volget, der hât jene dort verlorn.
Iemer mêr ouwê!

Ouwê, wie uns mit süezen dingen ist vergeben!
ich sihe die bittern gallen mitten in dem honege sweben:
diu welt ist ûzen schœne, wîz, grüen unde rôt,
und innân swarzer varwe, vinster sam der tôt.
Swen si nû verleitet habe, der schouwe sînen trost:
er wirt mit swacher buoze grôzer sünde erlôst.
Dar an gedenkent, ritter, ez ist iuwer dinc:
ir tragent die liehten helme und manegen herten rinc,
Dar zuo die vesten schilte und diu gewîhten swert.
Wolte Got, wær ich der sigenünfte wert,
sô wolte ich, nôtic man, verdienen rîchen solt!
Joch meine ich niht die huoben noch der hêrren golt;
ich wolte sælden krône êweclîchen tragen:
die möhte ein soldener mit sîme sper bejagen.
Möht ich die lieben reise gevaren über sê,
sô wolte ich denne singen, wol unt niemer mêr ouwê!

Wolfram von Eschenbach.

Wolfram ist vorzüglich als epischer Dichter bekannt, wie er denn auch seine Thätigkeit beinahe ausschließlich auf erzählende Dichtungen verwendete. Wir werden daher bei dem betreffenden Abschnitte

sowohl über sein Leben als über seine Stellung in der Reihe der mittelalterlichen Dichter das Nöthige mittheilen.

Als lyrischer Dichter steht er zwar seinem Zeitgenossen Walther weit nach, den er weder in objectiver Auffassung, noch in Reichthum der Gedanken, noch in Mannigfaltigkeit der Form erreicht; doch zeichnet ihn die kühne Bildersprache seiner Lieder vor den übrigen Minnesingern vortheilhaft aus. Ueberhaupt hatte Wolfram weit mehr Talent zur lyrischen Poesie, als zur epischen, da sein ganzes Wesen sich mehr zur inneren Beschaulichkeit, als zur klaren, objectiven Auffassung hinneigte. Dies ist schon aus der ganz lyrischen Strophenform, die er im Titurel gebrauchte, ersichtlich, noch mehr aber aus der lyrischen Haltung und Bewegung seiner epischen Gedichte überhaupt. Seine Lieder gehören meistens zu derjenigen Gattung, welche man Tageweisen oder Wächterlieder nennt, für deren Erfinder Wolfram gilt, da sich vor dem zwölften Jahrhundert noch keine finden und er der älteste Dichter ist, der solche verfaßt hat. Zwar hat auch Walther ein Tagelied gedichtet, allein es ist dieses, wie die Form schon beweist, offenbar eine Nachbildung der Wolframschen Weise, wenn sie auch, wie es von Walther nicht anders erwartet werden kann, in Sprache und Auffassung die vollste Selbstständigkeit bewahrt. Wenn übrigens Wolfram auch durch die südfranzösischen Gedichte ähnlicher Art auf die Erfindung der Wächterlieder gekommen ist, was viel Wahrscheinlichkeit hat, so hat er doch auf jeden Fall den Wächter auf der Zinne als Hüter der Liebenden zuerst eingeführt.

Wolframs Tageweisen sind seinen übrigen Minneliedern weit vorzuziehen. Sie scheinen zwar mit ihrer glühenden Leidenschaftlichkeit dem ernsten Wesen des Dichters am wenigsten zu entsprechen, aber eben darum, weil er durch deren Inhalt gezwungen war, sich selbst zu vergessen, seine mystische Lebensanschauung zu verläugnen, konnte sein Talent um desto freier, selbstständiger sich bewegen. Es ist, als ob er sich dieser Freiheit selbst freue, so keck sind die Gedanken, die Sprache, die Bilder, die Formen dieser Lieder. So beginnt eines derselben (1) mit dem kühnen Bilde, daß der Tag seine Klauen durch die Wolken geschlagen habe, darum der Wächter den Ritter mahnt, von der Geliebten zu scheiden, um nicht Ehre und Leben zu verlieren. In einem andern (2) umarmen sich die Liebenden vor der Trennung so fest und innig, daß, wenn auch drei Sonnen leuchteten, kein Strahl hindurch dringen könnte. Voll Gefühl ist das folgende Gedicht (3): Eine Frau sah voll Trauer den Tag anbrechen, denn er zwang sie ja, sich vom Geliebten zu trennen. „O weh, Tag!" rief sie weinend aus; „alle Geschöpfe freuen sich deiner, nur ich allein muß trauern." Sie schloß die Läden der Fenster, aber umsonst, die Strahlen der Sonne drangen auch da hindurch. Endlich mußten sie scheiden; da umarmten sie sich noch so zärtlich, daß, wenn ein Maler solches Bild entwürfe, er genug daran hätte. Am nachdrücklichsten tritt die Aufgabe des Wächters im letzten Liede (4) hervor, da dessen Warnungen recht eigentlich als der Mittelpunkt des ganzen Gedichts erscheinen, wie sie denn auch zwei volle Drittel desselben ausmachen, während die letzte Strophe, in welcher die Trennung der Liebenden geschildert wird, eigentlich nur als der nothwendige Abschluß und als Folge dieser Warnungen erscheint. Es zeichnet sich dies Gedicht zudem noch durch seinen Reichthum an Reimen und die äußerst glückliche Behandlung derselben aus; es ist von unnachahmlichem Wohllaut, der insbesondere durch den glücklichen Wechsel der Vokale herbeigeführt wird.

1. Wächterlied.

„Sîne klâwen
durh die wolken sint geslagen,
er stîget ûf mit grôzer kraft,
Ich sih în grâwen
tägelîch, als er wil tagen,
den tac, der im geselleschaft
Erwenden wil, dem werden man,
den ich mit sorgen în verliez.
Ich bringe in hinnen, ob ich kan:
sîn vil manegiu tugent michz leisten hiez."

„Wahtær, du singest,
daz mir manege freude nimt
unde mêret mîne klage.
Mær du bringest,
der mich leider niht gezimt,
immer morgens gegen dem tage.
Diu solt du mir verswîgen gar:
daz biut ich den triwen dîn,
des lôn ich dir, als ich getar;
sô belîbet hie der geselle mîn!"

„Er muoz et hinnen
balde und âne sûmen sich:
nu gib im urloup, süezes wîp.
Lâze in minnen
her nâch sô verholne dich,
daz er behalte êr und den lîp.
Er gab sich mîner triwe alsô,
daz ich in bræhte ouch wider dan:
ez ist nu tac; naht was ez dô,
mit druck an brust dîn kus mirn an gewan."

„Swaz dir gevalle,
wahtær, sinc, und lâ den hie,
der minne brâht und minne enphienc.
Von dînem schalle
ist er und ich erschrocken ie:
sô ninder morgenstern ûf gienc
Uf in, der her nâch minne ist kommen,
noch ninder lûhte tages lieht,
du hâst in dicke mir benomen
von blanken armen, und ûz herzen nieht."

Von den blicken,
die der tac tet durh diu glas,
und dô der wahtær warnen sanc,
Si muose erschricken
durh den, der dâ bî ir was.
Ir brüstelîn an brust si dwanc;
Der rîter ellens niht vergaz
(des wold in wenden wahters don):
urloup nâh und nâher baz
mit kusse und anders gab in minne lôn.

2. Es ist nun Tag.

„Ez ist nu tac,
daz ich wol mac
mit wârheit jehen, ich wil niht langer sîn;
Diu vinster naht
hât uns nu brâht
ze leide mir den morgenlichen schîn!'
„Sol er von mir scheiden nuo,

mîn friunt, diu sorge ist mir ze vruo!
Ich weiz vil wol, daz ist ouch ime,
den ich mînen ougen gerne burge,
möhte ich in alsô behalten.
Mîn kumber wil sich breiten:
owê des, wie kumt ers hin?
der hôhste fride müez in noch wider an mînen arm geleiten.“
Daz guote wîp
ir vriundes lîp
vast umbevienc: der was entschlafen dô.
Dô daz geschach,
daz er ersâch
den grâwen tac, dô muose er sîn unfrô.
An sîne brüste dructe er sie,
und sprach: Jane erkande ich nie
kein trûric scheiden alsô snel!
Uns ist diu naht von hinnen alze balde:
wer hât sie sô kurz gemezzen?
Der tac wil niht erwinden.
Hât diu minne an sælden teil,
diu helfe mir, daz ich dich noch mit vröiden müeze vinden!“
Si beide luste,
daz er kuste
si gennoc: gevluochet wart dem tage,
Urlop er nam,
daz dô wol zam:
nu merket, wie da ergienc ein schimpf bî klage.
Si heten beide sich bewegen,
ezn wart sô nâhe nie gelegen,
des noch diu minne hât den prîs.
Obe der sunnen drî mit blicke wæren,
sin möhten zwischen si geliuhten.
Er sprach: „Nû wil ich rîten!
Dîn wîplich güete neme mîn war,
und sî mîn schilt hiut hin und her, und her nâch zallen zîten!“
Ir ougen naz
dô wurden baz:
och twanc in klage, er muose dan von ir.
Si sprach hin zime:
„Urlop ich nime
zen vröiden mîn, diu wil nu gar von mir,
Sît daz ich vermîden muoz
dînen munt, der mangen gruoz
mir bôt und ouch dîn süezen kus,
als in dîn ûz erweltiu güete lêrte,
und diu geselle dîn, diu triuwe.
Weme wilt du mich lâzen?
Nu kum schier wider ûf rehten trôst: [mâzen!“
owê, dur daz enmac ich strenge sorge niht ge-

3. Er muß scheiden!

Den morgen blic bî wahters sange erkôs
ein froue, dâ si tougen
an ir werden friundes arme lac;
Dâ von si hôher freuden vil verlôs.
Des muosen liehtiu ougen
aver nazzen. Si sprach: „Owê, tac!
Wilde und zam, daz frewet sich dîn
und siht dich gerne,
wan ich ein: wie sol iz mir ergên!
Nu enmac niht langer hie bî mir bestên
mîn vriunt: den jaget von mir dîn schîn.“
Der tac mit kraft al durh diu venster dranc;
vil slôze si besluzzen:
daz half niht; des wart in sorge kunt.
Diu friundîn den vriunt vast an sich dwanc;
ir ougen diu beguzzen
ir beider wangel; sus sprach zim ir munt:
„Zwei herze und einen lîp hân wir
gar ungescheiden:
unser triwe mit ein ander vert.
Der grôzen liebe, der bin ich vil gar verhert,
wan sô du kumest und ich zuo dir!“
Der trûric man nam urloup balde alsus:
ir liehten vel, diu slehten,
komen nâher: sus der tac erschein
Weindiu ougen, süezer frouen kus.
Sus kunden si dô vlehten
ir munde, ir brüste, ir arm, ir blankiu bein.
Swelh schiltær entwurfe daz
geselleclîche
als sî lâgn, des wære ouch dem genuoc.
Ir beider liebe doch vil sorgen truoc:
si phlâgen minne ân allen haz.

4. Tageweise.

„Von der zinnen
wil ich gên, in tagewîse
sanc verbern.
Die sich minnen
tougenlîche, und obe si prîse
ir minne wern,
So gedenken sêre
an sîne lêre,
dem lîp und êre
ergeben sîn.
Der mich des bæte,
dêswâr ich tæte
im guote ræte
und helfe schîn.
Ritter, wache, hüete dîn!
Niht verkrenken
wil ich aller wahtær triuwe
an werden man;
Niht gedenken
soltu, vrowe, an scheidens riuwe
ûf künfte wân.
Ez wære unwæge,
swêr minne pflæge,
daz ûf im læge
meldes last.
Ein sumer bringet,
daz mîn munt singet;
durch wolken dringet
ein tagender glast.
Hüet dîn, wache, süezer gast!“
Er muos et dannen,
der si klagen ungerne hôrte;
dô sprach sîn munt:
„Allen mannen
trûren nie sô gar zerstôrte
ir vröiden funt!“
Swie balde ez tagte,
der unverzagte
an ir bejagte,
daz sorge in flôch:
unvrömedez rucken,
gar heinlich smucken,
ir brüstel drucken,
und mêr dannoch
urloup gap, des prîs was hôch.

Ulrich von Singenberg.

Dieser liebliche, heitere Dichter stammt aus dem Thurgau, und war Erbtruchsesse des Abtes von St. Gallen. Er erscheint in mehreren Urkunden, von denen die älteste im Jahre 1209 ausgestellt wurde, doch läßt sich aus denselben nichts Bedeutendes über seine Lebensumstände nachweisen. Nur so viel darf mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß er zu Walther von der Vogelweide in nahem, persönlichen Verhältnisse stand, vielleicht sogar von diesem in der edlen Kunst des Gesangs unterrichtet worden war. Bei keinem andern Dichter finden wir so häufige Beziehungen und Anspielungen auf Walther, als bei ihm; kein anderer hat die Weise des großen Meisters in so hohem Grade sich anzueignen gesucht, als Ulrich von Singenberg; und wenn auch in der schönen Klage um Walther (5) ein persönliches Verhältniß nicht geradezu ausgesprochen ist, so scheint doch ein solches aus jedem Worte des tiefgefühlten Gedichts hervorzugehen. Viele Lieder Ulrichs lehnen sich geradezu an Gedichte Walthers, bald ihrem Inhalte nach, bald auch in Bezug auf die Form. So ist das Gedicht, in welchem Ulrich das Glück seines Lebens preist (4), ein vollständiges Gegenstück zu Walthers Klage an den Vogt von Rom (Kaiser Friedrich), daß man ihn bei so reicher Kunst verarmen lasse: „Ich preise euch," so jubelt Ulrich, „dich Herrn der Welt, und dich König des Himmels, daß ihr mir erlassen habt zu erfahren, wie dieser und jener an fremdem Orte über meinen Gesang spottet. Es klagt mein Meister von der Vogelweide so sehr, wie ihn dies und jenes bedränge, das mich noch nie bedrängt hat; sie lassen ihn bei so reicher Kunst verarmen, daß ich mich gewiß nicht auf ihre Gnade hin von dem Meinen trenne. So heiße ich Wirth und reite heim, wo mir wohl ist; da singe ich von der Heide und von dem grünen Klee. Mögest du dies Glück dauern lassen, milder Gott, daß es mir nicht zergehe!" Ein anderes Lied (2) begnügt sich nicht bloß, ein Gedicht Walthers in der Form nachzuahmen, es sucht sogar dieselbe zu überbieten. Walther hatte nämlich ein Lied gedichtet, in welchem die fünf Vokale nach und nach als Reimklänge erscheinen, so daß in jeder Strophe ein Vokal als Reim durchgeführt wird. Ulrich ahmte dieses nach, trieb aber dabei das Reimspiel so weit, daß er den ersten Reim einer jeden Strophe entweder mit dem bloßen Vokal begann oder doch denselben in der Schrift hervorhob, damit seine Absicht recht deutlich werde.

Die übrigen Gedichte Ulrichs sind zum größten Theile Minnelieder; sie gehören unstreitig zu den besten Erscheinungen der Art, indem sie nicht bloß durch die schöne Form, sondern auch durch Wahrheit der Empfindung, Lebendigkeit und Reichthum des Ausdrucks Wohlgefallen erregen. Liebenswürdig ist die Mischung von Wehmuth und Heiterkeit in dem Lied, in welchem er sein Liebesglück zu preisen scheint, während der Kehrreim den vollständigsten Widerruf enthält. „Daß meine Seele so inniglich froh ist, das möge der Theuren Glück bringen, die mich von so mancher Sorge befreit und mir so sanften Trost gegeben hat, daß nie ein Mann schöneren von einem so reinem Weibe gewann, da sie mir alle Unlust in so beständige Freude verwandelte. — Ich sage Euch, wäre es so, wie ich Euch gesagt, so möchte mir meine endlose Klage wohl geschweiget sein. — Der Theuren Trefflichkeit hält mich werth, sie, die alle guten Eigenschaften hat. Doch was lobe ich sie? Sie lobt sich selber damit, daß sie ihre Güte so beständig erweist. Ihr liebevolles Wesen erfreut Jeden, den sie will, und so erfreut sie auch mich mehr, als viel. — Ich sage Euch, wäre es so, wie ich Euch gesagt, so möchte mir meine endlose Klage wohl geschweiget sein." — Und nun läßt er die Geliebte ihm erwiedern: „Ihr habt stets von den Frauen wohl gesprochen; habe ich des Nutzen gehabt, so vergelte es Euch Gott! Viel gerne will ich dafür verpflichtet sein, doch nicht so, daß ich darob der Welt Spott würde. Ich gewann noch nie Neigung zu Euch, doch ist mir der lieb, der Euch etwas zu Liebe thut. Ich sage Euch, wie ich schon gesagt; so kann noch Eure endlose Klage nicht geschweiget sein!" Lieblich endlich ist das Zwiegespräch zwischen dem Dichter und der Geliebten (3). Nachdem er sein Liebesleid geklagt, spricht er es aus, daß sie ihm sein Herz verwundet, und er beschwört sie, ihn wieder lieb zu haben, wenn sie Gottes Minne behalten wolle, „denn", schließt er, „wer den nicht wieder minnet, der ihn herzlich minnt, der ist verloren!"

1. Die Liebesklage.

Daz vrô mîn muot von herzen sî,
des müeze die vil werde sælecliche leben,
Diu mich von maniger sorge vrî
gemachet hât und ouch vil lîhten trôst gegeben,
Daz lieber trôst nie manne von so reinem wîbe kam,
dô si mir alle unvröude mit sô stæter vröude nam.
Ich sage iu, wær ez, als ich hân gesaget,
sô möhte nû mîn endelôsiu klage wol sîn verdaget.

Der werden wirde wirdet mich,
ûf die si sich mit allen guoten dingen wiget;
Waz lobe ich? Si lobt selbe sich,
dâ mit, daz si sô stæteclîche ir güete pfliget;
Ir sælde sældet lîb und êre, swem si wil,
diu selbe vröut ein teil mich mêre, danne vil.
Ich sage iu, wær ez, als ich hân gesaget,
sô möhte nû mîn endelôsiu klage wol sîn verdaget.

„Ir sprachet ie den vrouwen wol;
hab ich des iht genozzen, daz vergelte iu Got!
Vil gerne ouch ichz gedienen sol,
wan·sô, daz ich darümbe niht ensî der werlte spot.
Ich gewan noch nie gegen iu dekeinen muot;
mir ist anders innecliche liep, swer iu iht ze liebe tuot.
Ich sage iu, als ich hân gesaget,
sô endarf noch iuwer endelôsiu klage niht sîn verdaget!"

2. Reimspiel.

Sol ich mich richten nach dem Â
daz kan ich wol gezeigen, wâ,
Dâ kêre ich ûf des meisters slâ,
der ê sank von der nebelkrâ.
Vinde ich niht meisterschefte dâ,
so kêre ich mich herwider sâ,
unt klopf ich anders wâr darnâ.

Gennoge sprechent: „Sing als Ê,
prüeve uns die bluomen unt den klê!"
Die wellent niht, daz ich verstê,
waz mir dar an ze herzen gè:

Swie vil ich in hievor geschrê,
daz tet in in den oren wê:
nùn wil ich si niht töuben mê.
Ich mac wol sprechen baz: owî!"
danne ieman, der nû lebende sî;
Mir wont ein ungemüete bî,
daz swære machet, als ein blî.
Und hæt ich mîner krefte drî,
ich dort, als ein vervrornez zwî:
diu liebe tuo mich sorgen vrî!
Ich vröute mich, da stuont ez sÔ:
o wê! wan wære ez alse dô,
Sô stüende mîn gemüete hô;
durch vorhte lieze ich, noch durch drô,
In wurde noch wol alse vrô
zuo mînen vröuden, der sint zwô,
hæt ich die schœnen ûf ein strô.
Ich mac wol wunder schrîen; wÛ!
daz ich bin so verdorben nû;
Ia hêrre Got, wan woldestû,
daz ich niht læge in leides drû!
Ich hân den acker, noch den bû,
min sleht ist allez worden rû:
des muoz ich lîden spottes, hû!

3. Zwiegespräch.

Hât ieman leit, als ich ez hân?
nein! ist ez, als ich mich versinne.
„Saget an, wie ist iuwer leit getân?"
Seht, dâ verderbet mich diu minne.
„Wie mag iuch verderben, daz nieman gesach?"
Gedanke vüegent wol gemach und ungemach!
„Ist im danne alsô?"
Jâ, ich wurde lîhte noch von herze lieben mæren vrô!

„Wer kan iu solhiu mære sagen,
diu ir welt hân vür liebiu mære?"
Daz kan, diu mir nie half getragen
mîn leit. wan si, daz ichz verbære.
„Wer hât iuch betwungen ûf die selben nôt?"
Daz hât der schœnen güete und ouch ir munt sô rôt!
„Waz kan iuch daz vervân?"
Leider lîhte niemer niht; sô habe ich doch den lieben wân!

„Ir müget wol wænen, swes ir welt,
in tröst iuch niht, daz ez vervâ."
Mîn wân ist noch niht ûz gezelt,
dar zuo gêt mir mîn liep ze nâ.
„Ez verret lîhte; est hiure verrer, danne vert."
Wie wære ich danne ân liebe leides sô gewert?
„Als ouch vil maneger ê!"
Nein, den was nâch herzeliebe niht sô herzeclîche wê!

„Ist halbez wâr, daz ir dâ klaget,
so ist iuwer ungemach niht kleine!"
Ez ist gar, als ich iu hân gesaget,
ir sît ez, die ich von herzen meine.
„Darümbe tuon ich niht, wan des ich tæte doch."
Waz obe ir iuch vil lîhte baz bedenket noch.
„Warümbe tæt ich daz?"
Daz ir an dirre werlte niemer mêr an niht getætet baz.

„Ez diuhte iuch lîhte baz getân,
danne ich mich guotes dran versinne."
Al solhen zwîvel solt ir lân,
welt ir behalten Gottes minne.
„Die wil ich behalten gerne; wîset, wie?"
Da habet liep den, der iuch von herzen minnet ie.
„Nein! daz ist baz verlorn!"
Swer niht minnet, der in herzeclîche minnet, der ist verlorn!

4. Lebensglück.

Der welte voget, des himels künig, ich lob iuch gerne,
daz ir mich habet erlân, daz ich niht lerne,
wie dirre und der an vremder stat ze mînem sange scherne.
Mîn meister klaget sô sêre von der Vogelweide,
in twinge daz, in twinge jenz, daz mich noch nie betwank:
den lânt si bî sô rîcher kunst an habe ze krank,
daz ich mich kûme ûf ir genâde von dem mînen scheide.
Sus heize ich wirt und rîte hein, dâ ist mir niht wê;
dâ singe ich von der heide unt von dem grüenen klê:
daz soltu stæten, milter Got, daz ez mir iht zergê!

5. Klage um Walther von der Vogelweide.

Uns ist unsers sanges meister an die vart,
den man ê von der Vogelweide nande,
Diu uns nâch iù allen ist vil unverspart.
Nu waz vrumet, swaz er ê der welt erkande?
Sîn hôher sin ist worden kranc.
Nû wünschen ime dur sînen werden hovelîchen sanc,
sît dem sîn vröude sî ze wege,
daz sîn der süeze vater nâch genâde pflege!

Albrecht von Johannsdorf.

Wenn wir diesen Dichter erwähnen, von dessen Leben wir nichts wissen, als daß er an einem Kreuzzuge (wahrscheinlich dem von 1217 oder von 1228) Theil genommen hat, so geschieht es deshalb, weil sich in seinen Liedern der Charakter des ritterlichen Minnegesangs aus der Blüthezeit auf das Vollkommenste ausgeprägt findet und er mehr als jeder Andere die adelige Dichtung repräsentirt. Einerseits tritt uns in seinen Liedern die vollendet schöne Form entgegen, in welcher die Minnesinger die Dichter aller nachfolgenden Zeiten weit übertreffen, und die von um so größerer Wirkung ist, als sich in ihren Gedichten Alles vereinigt findet, was die Schönheit der äußeren Gestaltung erhöhen oder vielmehr zur Vollkommenheit bringen kann. Gebildete, reiche und wohllautende Sprache, schöner, dem Inhalt entsprechender Rhythmus des einzelnen Verses und eben so kunstvoller als mannigfaltiger Strophenbau mit reichem und reinem Reim — alle diese den Minnesingern eigenthümlichen Vorzüge finden sich bei Albrecht von Johannsdorf in hohem Maße vereinigt. Andrerseits bemerken wir aber auch in seinen Liedern die Beschränktheit der poetischen Welt, die wir als ein Kennzeichen der ritterlichen Dichtung angegeben haben. Er ist zwar unverkennbar talentvoller, als mancher andere adelige Sänger, er weiß insbesondere dem althergebrachten Gedanken der Liebeslust oder des Liebesschmerzes oft eine neue geistreiche Wendung zu geben, aber doch erhebt er sich nie über diesen Stoff, der ihn sogar in seinen Kreuzliedern gefesselt hält; und selbst dann, wenn er seinen Gedanken noch so geistreich behandelt, fehlt es ihm doch an Körper=

lichkeit, an äußerem Leben. Man sieht es auch seinen Gedichten an, daß die Minne ihm nicht sowohl eine Angelegenheit des Herzens, als eine von der guten Gesellschaft geforderte Eigenschaft war, welche jeder Ritter haben mußte, der auf Bildung Anspruch machte, ohne welche er eben so verachtet gewesen wäre, als wenn er sich nicht auf die Führung der Waffen verstanden hätte. So sind denn die Lieder Albrechts, wie die der ritterlichen Sänger überhaupt, bei aller äußeren Tüchtigkeit und geistreichen Auffassung, doch nur Abbildungen der Liebesspielerei, welche in der damaligen gebildeten Welt Sitte war: man würde den Ausdruck wahrer Leidenschaft vergeblich in ihnen suchen, weil sie in der Wirklichkeit auch nicht vorhanden war. Allerdings sind Liebeständeleien auch poetisch berechtigt, aber sie müssen, um es zu sein, auch nur als solche erscheinen und nicht ein Gefühl zur Schau tragen wollen, das doch nicht in ihnen liegt.

1. Abschiedsgedanken.

Ich und ein wîp, wir haben gestriten
nu vil manige zît;
ich hân von ir zorne leides vil erliten,
noch haltet si den strît.
Si wænet des, dur daz ich var,
ich lâze si noch vrî;
Got vor der helle niemer mich bewar,
ob daz mîn wille sî.
Swie vil daz mer und ouch die starken ünde toben,
ich wil si niemer dâ verloben;
der donre slege möhte aber lihte sîn,
dur die si mich lieze.
Nû sprechet, wes si wider mich genieze:
sî kumt mir niemer tac ûz den gedanken mîn.

Swer minne minneclîche treit
gar âne valschen muot,
des sünde wirt vor Gote niht geseit;
si tiuret und ist guot.
Wan sol mîden bœsen kranc
unt minnen reiniu wîp;
tuot erz mit triuwen, sô habe iemer danc
sîn tugentlîcher lîp.
Künd er si ze rehte beidiu sich bewarn,
vür die wil ich ze helle varn:
die aber hie mit listen wellent sîn,
vür die wil ich niht vallen;
ich meine, die dâ minnent âne gallen,
als ich mit triuwen tuon die lieben vrouwen mîn.

Ob ich si iemer mêre gesehe,
des enweiz ich niht vürwâr;
dâ bî geloube mir, swes ich ir jehe,
ez gêt von herzen gar:
Ich minne si vür elliu wîp,
unt swer ir des bî Gote,
daz herze mîn, sin und ouch al der lîp,
die stênt in ir gebote.
Ich erwache niemer, ez ensî mîn êrste segen,
daz Got ir êren müeze pflegen,
unt lâze ir lîp mit lobe hie bestên
und iemer êweclîche,
nû gib ir, herre, vröude in himelrîche;
daz ir geschehe, alsô müeze ez ouch mir ergên.

Swie gerne ich var, doch jâmert mich,
wie ez nû hie gestê;
ich weiz wol, ez verkêret allez sich:
diu sorge tuot mir wê.
Die ich hie lâze wol gesunt,
der vinde ich aller niht;
swer leben sol, dem wirt menic wunder kunt,
daz alle tage geschiht.
Wir haben in einem jâre der liute vil verlorn,
an den man siht den Gotes zorn.
Nu erkenne sich ein ieglich herze guot:
diu welt ist niemen stæte,
unt wil doch, daz man minne ir valschen ræte:
nû siht man wol ir lôn, wie si an dem ende tuot.

2. Lust und Leid.

Dâ gehœret manic stunde zuo,
ê daz sich gesamne ir zweier muot:
Dâ daz ende dan unsanfte tuo,
ich wæne wol, daz sî niht alze guot.
Lange sî ez mir unbekant;
unt werde ich iemen liep,
der sî sîner triuwe an mir gemant.

Der ich diene und iemer dienen wil,
diu sol mîne rede vil wol verstân;
Spræche ich mêre, des würde alze vil,
ich wil ez allez an ir güete lân.
Ir genâden der bedarf ich wol,
unt wil sî, ich bin vrô,
unt wil sî, sô ist mîn herze leides vol.

3. Alles um ihrentwillen.

Sæhe ich iemen, der jæhe, er wære von ir komen,
wære ich dem vîent, ich wolte in grüezen:
Allez daz ich ie gewan, het er mir daz genomen,
daz möht er mir mit sînen mæren büezen:
Swer sî vor mir nennet,
der hât gar mich ze vriunde ein ganzes jâr,
unt het er mich verbrennet.

4. Zwiegespräch.

Wie sich minne hebt, daz weiz ich wol,
wie si ende nimt, des weiz ich niht;
Ist, daz ich es inne werden sol,
wie dem (. .) herzeliep beschiht,
Sô bewar mich vor dem bescheiden, Got,
daz, wæn, bitter ist; disen kumber vürhte ich âne spot.

„**S**wâ zwei herzeliep gevriundent sich,
und ir beider minne ein triuwe wirt,
Die sol niemer scheiden, dunket mich,
al die wîle unz si der tôt verbirt.
Wær diu rede mîn, ich tæte alsô:
verlür ich mînen vriunt, seht, sô würde ich niemer mêre vrô!"

Nithart.

Wenn auch manche von den diesem Dichter zugeschriebenen Liedern ohne Zweifel nicht von ihm herrühren, so ist die Anzahl derjenigen, welche für ächt gelten können, doch noch immer so bedeutend, daß er hierin alle andern Minnesinger übertrifft; er würde schon wegen dieses Reichthums unsere Aufmerksamkeit auf sich ziehen müssen, wenn nicht andere Gründe zu einer näheren Betrachtung seiner Dichtungen aufforderten.

Nithart stammte höchstwahrscheinlich aus Bayern (jedoch hält ihn Grimm für einen Oesterreicher) und war adeliger Herkunft, vermuthlich aus dem Geschlechte der Fuchs, wie man ihn denn

auch im vierzehnten und den folgenden Jahrhunderten allgemein Neidhart Fuchs nannte. Uebrigens zeigt das Wappenschild auf seinem Grabmale einen Fuchs, welches Thier auch in den Wappen der mannigfaltigen Grafen, Freiherren und Edlen dieses Namens erscheint. Nithart besaß in Bayern ein Dorf, Riuwental (Reuenthal), als Eigenthum, welches er, nach einer Stelle seiner Lieder zu urtheilen, von seiner Mutter ererbt, nach andern Aeußerungen des Dichters aber als ein persönliches Lehen erhalten hatte. Die Zeit, die er dort verlebte, scheint seine glücklichste gewesen zu sein, da er auch in spätern Liedern immer auf diesen Aufenthalt anspielt, und gern von ihm spricht. So wenig seine Dichtungen auf religiöse Tiefe hinweisen, konnte er sich doch dem allmächtigen Drang der damaligen Zeit nicht entziehen; er nahm an einem Kreuzzuge Theil, wahrscheinlich begleitete er den Herzog Ludwig I. von Bayern ins heilige Land, der im September 1221 nach dem Verlust von Damiette wieder nach Deutschland zurückkehrte. Nithart wurde in Palästina verwundet; doch war es weniger dieser Umstand, der seine Sehnsucht nach der Heimat erweckte, als das heitere, oft übermüthige Leben, das er in derselben verlassen hatte. Gegen 1230 verlor er durch die Umtriebe des „Ungenannten" die Huld des Herzogs von Bayern; er mußte seine Freunde und sein liebes Riuwental verlassen. Dagegen ward er in Oesterreich, wohin er sich nun wandte, vom Herzoge Friedrich II. freundlich aufgenommen, der ihm die Burg Medeliche (Medling) in der Nähe von Wien zur Wohnung anwies (6), wofür er jedoch einen bedeutenden Zins entrichten mußte, wie er denn einmal den Herzog bittet, er möchte den Zins verringern, denn er müsse so viel bezahlen, daß er seine Kinder nicht unterhalten könne.

Wie lange Nithart gelebt habe, ist unbekannt; die geschichtlichen Spuren in seinen Liedern reichen bis zum Jahre 1234; doch hat er ohne Zweifel noch länger gelebt. Jedenfalls ist er in Wien gestorben, da sich dort und zwar an der südlichen Mauer der St. Stephanskirche sein Grabmal befindet, das freilich jetzt sehr verstümmelt ist. *)

Die Lieder Nitharts stechen von denen der übrigen Minnesinger merkwürdig ab; während diese meistens in sentimentaler Weise erdachte Verhältnisse besingen, führt uns jener mitten in das Getriebe des Lebens ein und zwar schildert er uns nicht das höfische Leben der Ritter und Edeln, sondern die Freude und Lust des Landvolks, dessen Feste, Tänze und Schlägereien. Dabei versinkt er freilich oft ins Pöbelhafte, und es ist wirklich eine auffallende Erscheinung, daß, während im bürgerlichen Walther der höchste Adel der Gesinnung sich ausspricht, die poetische Darstellung des Gemeinen von einem adeligen Dichter ausging, und daß dieser das Vorbild aller späteren Dichter dieser Gattung wurde, wie denn dieselbe sogar seinen Namen erhielt, da man unter einem „Neidhart" ein Lied verstand, welches das rohe Leben der Bauern darstellte. Daher darf wohl auch nicht bezweifelt werden, daß Walthers oben erwähnter Ausfall auf die unhöfischen Dichter gegen Nithart persönlich gezielt war, dessen Richtung ihm um so verderblicher erscheinen mußte, als sie am Hofe von Oesterreich großes Glück machte. Man hat dieses zwar bestreiten wollen, ja man hat sogar versucht, die von Nithart geschilderten Scenen aus dem Dorfleben auf höfische Verhältnisse zu deuten; unter den Bauern sollen eigentlich Höflinge zu verstehen sein, deren übermüthiges Betragen Nithart dem Spotte hätte Preis geben wollen. Allein diese Erklärungsweise stützt sich auf keinen hinreichenden Grund; sie widerspricht vielmehr durchaus der ganzen Anschauungsweise jener Zeit, in welcher sich gewiß Niemand herausgenommen hätte, Ritter, Adelige, Vertraute und Freunde des Fürsten mit Bauern zusammenzustellen, ihnen die rohen, unhöfischen Sitten der „Dörper" (Dörfer, Dorfbewohner) anzudichten. Dagegen ist es sehr leicht denkbar, daß ein armer Ritter, wie Nithart, der im Ganzen doch wohl nur von Unterstützung lebte, gern die Gelegenheit ergriff, sich unter die reichen Bauern zu mischen, nicht bloß um bei den schönen Dorfmädchen sein Glück zu versuchen, sondern auch um an den Schwelgereien der übermüthigen Landleute Theil zu nehmen. Daß er dabei oft in Unannehmlichkeiten gerieth, ist leicht zu begreifen, weil theils die „Dörper" des Ritters Liebeleien mit ihren Dirnen nicht gleichgültig ansehen mochten, theils, weil Nithart ohne Zweifel dem Uebermuthe des Reichthums den Uebermuth der adeligen Abkunft entgegengestellt und seiner angebornen Neigung zu Neckereien sich ohne Maß hingegeben haben wird. Man darf sich aber nicht verwundern, daß Nithart diese Streiche, die er den Bauern gespielt und die ihm von denselben reichlich vergolten wurden, poetisch darstellte; er wollte vor Allem den Hof, von dem er abhing, unterhalten, selbst wenn es auf seine Kosten ging; denn er war in der That doch wohl nichts weiter, als ein Lustigmacher. Daher wurde er in späterer Zeit der Träger einer Menge von Schwänken, in denen er geradezu als Hofnarr erscheint,



* Siehe hierneben die Abbildung der St. Stephanskirche in Wien.

es müßte denn, wie Manche annehmen, einen späteren Neidhart Fuchs gegeben haben, der wirklich zu Anfang des 14. Jahrhunderts am Hofe Ottos des Fröhlichen, Herzogs von Oesterreich, Hofnarr gewesen wäre. Doch selbst dann verliert die Annahme, daß der Minnesinger Nithart ein Lustigmacher gewesen sei, nicht an Wahrscheinlichkeit oder vielmehr an Gewißheit, da sie von dessen Liedern laut genug unterstützt wird. Hat auch ein späterer Hofnarr dieses Namens gelebt, so sind ohne Zweifel beide Persönlichkeiten im Laufe der Zeiten zu einer einzigen verschmolzen, was sich daraus ergibt, daß dem späteren Neidhard Fuchs Streiche zugeschrieben werden, welche der Minnesinger in seinen Liedern erzählt. Es ist aber wahrscheinlicher, daß nur Einer dieses Namens, und zwar der Minnesinger, gelebt habe, und daß später alle Streiche, die von irgend einem Schalk ersonnen oder wirklich ausgeführt werden mochten, unter seinem Namen erzählt wurden. Es erscheint uns dies um so sicherer, als Fischart, der mit der älteren Literatur und Sittengeschichte sehr vertraut war, nur von Einem Neidhart Fuchs spricht.

Die Lieder Nitharts unterscheiden sich von denen der übrigen Minnesinger nicht sowohl in der Form, als in ihrem Inhalt und ihrem Stoffe, darum man sie und ihre zahlreichen Nachahmungen ganz passend mit dem Namen der „höfischen Dorfpoesie“ bezeichnet hat. Sie waren für den Hof gedichtet, und wenn sie auch manche Züge darbieten, die an den Volksgesang erinnern, so kommt dies nur daher, daß der Dichter den Stoff seiner Darstellungen aus dem Volke nahm, und, vielleicht unbewußt, manchen Klang aus dem Volksliede wiedergab. Seine Lieder wirken auch ganz vorzüglich durch den Widerspruch, der zwischen der kunstmäßigen, höfischen Form und dem Inhalt besteht. Ja der Dichter beabsichtigt diese Wirkung so augenscheinlich, daß er sogar die kunstreich gegliederten Reimgebäude des Minnegesangs oft noch zu überbieten sucht. Noch auffallender zeigt sich diese Absicht darin, daß er seine Dichtungen ganz in der empfindsamen Weise der Minnelieder beginnt, und dann plötzlich auf die Schilderung des rohen, lärmenden Bauernlebens übergeht, was allerdings eine ächt komische Wirkung hervorbringt.

Nithart hat zwar auch eigentliche Minnelieder gedichtet, die oft durch Zartheit des Gedankens und schöne, reiche Form überraschen; doch sind es nicht diese, welche ihm den großen Ruf erworben haben, dessen er sich Jahrhunderte lange erfreute; wir haben daher auch nur diejenigen näher ins Auge zu fassen, in denen sich sein eigenthümliches Talent zeigte. So sehr er sich jedoch in denselben durch Stoff und Anschauungsweise von den übrigen Minnesingern unterscheidet, so kann man ihn doch keineswegs von dem Vorwurf der Eintönigkeit frei sprechen, die ein so charakteristisches Merkmal der Dichter jener Zeit ist. So mannigfaltig seine Lieder auch in formeller Beziehung sind, so verschiedenartig der in ihnen verarbeitete Stoff ist, so arm sind sie dagegen in Bezug auf Darstellung und Entwickelung. Wie die Naturschilderungen der Minnesinger sich größtentheils darauf beschränken, Blumen, Klee, Laub und Vogelsang zu erwähnen, so hat auch Nithart in seinen Darstellungen des Dorflebens nur einige wenige Züge erfaßt, die immer wiederkehren, so daß es kaum möglich ist, ununterbrochen eine größere Anzahl seiner Lieder zu lesen, ohne Langeweile zu empfinden. Selbst in den Gedichten, welche die Streiche erzählen, die er den Bauern spielte, zeigt sich eine ermüdende Eintönigkeit der Darstellung und Entwickelung, was vielleicht der sicherste Beweis ist, daß diese Gedichte von ihm herrühren. Uebrigens schien Nithart diesen Mangel an Erfindungsgabe selbst zu fühlen, und suchte ihn durch eine gewisse Weitschweifigkeit zu verdecken, welche aber die komische Wirkung der Darstellung natürlich schwächen mußte. Obgleich endlich der Stoff aus der Wirklichkeit entnommen ist, so gelingt es dem Dichter doch nicht, dieselbe zu lebendiger Anschauung zu bringen, weil ihm die Gabe fehlt, die handelnden Personen zu individualisiren; er glaubt schon genug gethan zu haben, wenn er uns weitläufig erzählt, wie Männer und Frauen gekleidet waren und sich ihres Putzes freuten, wobei er nie vergißt, seinen Neid über den Prunk der verachteten Bauern auszusprechen. So wenig aber Nitharts Dichtungen vom dichterischen Standpunkt aus genügen können, indem man an ihnen höchstens die reiche Mannigfaltigkeit der rhythmischen Formen bewundern kann, welche den dargestellten Scenen glücklich entsprechen; so wichtig sind dieselben für die Sittengeschichte seiner Zeit, für welche sie eine reiche Ausbeute gewähren.

Die unten mitgetheilten Gedichte werden hinreichen, ein vollständiges Gemälde des so fruchtbaren Dichters zu geben, da sich in ihnen seine hauptsächlichsten Stoffe und Darstellungsweisen vereinigt finden; nur die ziemlich zahlreiche Gattung von unzüchtigen Liedern ist billiger Weise ausgeschlossen geblieben.

Mit wenigen Ausnahmen beginnen Nitharts Lieder mit einer kurzen Naturschilderung, in welcher bald der Frühling und die Freude über dessen Ankunft, bald der Winter und die Trauer, die er verbreitet, dargestellt wird. An diesen Anfang knüpft er sodann die besondere Scene oder Begebenheit, die er schildern will. Oft besteht das Gedicht bloß aus einem kurzen Zwiegespräch lebenslustiger Mädchen, die sich mit festlichem Gewand schmücken, um zum fröhlichen Tanz unter der grünen Linde eilen zu können (1). Noch häufiger handelt das Gespräch von der Liebe. So klagt ein Mädchen über die Wandelbarkeit der Männer, worauf ihre Gespielin ihr erwiedert, daß es noch viele gebe, die gerne guten Frauen dienen; so werbe Einer um sie, der die Traurigkeit wohl vertreiben könne. „Den sollst du mir zeigen,“ erwiedert die erste; „ich will dir dafür meinen Gürtel geben. Nenne mir den, der dich so geheimnißvoll minnet. Mir hat heute von dir geträumt, daß deine Gedanken nach der Fremde gerichtet seien.“ — „Den man von Riuwental nennt, und dessen Sang überall gekannt ist, der ist mir hold, wofür ich ihm auch lohne. Um seinetwillen will ich mich jetzt schmücken. Aber horch,“ schließt sie, um anzudeuten, daß sie den Geliebten noch aufsuchen wolle, „man läutet zur Vesper!“ (2) — „Alles freut sich des Frühlings,“ ruft der Dichter in einem andern Liede aus; „laßt auch uns zur Linde und zum Tanze eilen!“ Ohne weiteren Uebergang läßt er nun ein Mädchen, als ob es diesen Aufruf zur Freude gehört hätte, die Mutter bitten, sie zur tanzlustigen Schaar gehen zu lassen. „Bleibe daheim,“ spricht die Mutter, „denn, der eben gesungen hat, der hat sich ver-

messen, dich zu bestricken, wenn er nur Einen Blick von dir erhalte. Bleibst du aber nicht, so sind dir Schläge gewiß." „Magst du noch so drohen," antwortet die Tochter, „ich gehe doch, denn ich habe es ihm versprochen; du magst heute den Garten allein besorgen (3)." — Oft ist es die alte Mutter, welche trotz ihres grauen Haars von unwiderstehlicher Tanzlust hingerissen wird (4), oder trotz der Warnungen ihrer Tochter den Geliebten aufsucht (5). — In einem andern Liede, dessen Gedankengang sich in vielen andern wiederfindet, beginnt der Dichter mit der Schilderung der winterlichen Zeit, welche mit Trauer und Sehnsucht nach dem schönen Frühling erfüllt und den Dichter an sein Unglück in der Liebe erinnert. Denn zwei Gesellen, Hildebold und Hildiger, haben ihm die Geliebte entrissen. Nun schildert er ihre üppige Kleidung, und geht ohne merklichen Uebergang zur Darstellung einer Schlägerei über, die sich zwischen ihnen beim Tanze erhob (6). — Ein anderes Mal sind es wieder andere, über welche er sich beklagt; und auch dieses Gedicht endigt mit der weitläufigen Erzählung einer Schlägerei (7).

1.

Diu zît ist hie!
Ichn gesach vor mangen jâren schoener nie;
Ende hât der winter kalt;
des vreut sich manec herze, das sîn sêre engalt;
Aber gloubet stât der walt.
Des meien zil
bringet vogel sanges und bluomen vil.
Wartet, wie diu heide stât
schœne in liehter wæte unt wunneclîcher wât;
Leides si vergezzen hât.
„Wol dan mit mir
zuo den linden, trût gespil! dâ vinde wir
Alles des dîn herze gert.
Jâ weistu vil wol, war ich dich sande vert:
Disiu reise ist goldes wert."
„Nu dâ hin
nâch der wæte, sît ichs in dem willen bin,
Daz ich leiste mîne vart.
Nû gesage ez niemen, liebiu Irmengart,
Wol mich sîner künfte wart."
Sâ zehant
brâhte man der magde ir sûberlich gewant;
Schiere het siz an geleit.
„Zuo der grüenen linden mich mîn wille treit;
Ende haben mîniu leit!"

2.

Ine gesach die heide
nie baz gestalt,
In liehter ougenweide
den grüenen walt.
An den beiden kiesen wir den meien.
Ir magde, ir sult iuch zweien,
gein dirre liehten sumerzît in hôhem muote reien.
Lop von manegen zungen
der meie hât;
Die bluomen sint entsprungen
an maneger stat,
Da man ê deheine kunde vinden.
Geloubet stânt die linden;
sich hebt, als ir wol habt vernomen, ein tanz von höfschen kinden.
Die sint sorgen âne
unt vröuden rîch.
Ir maget wolgetâne
unt minneclîch
Zieret iuch, daz iu die Beier danken,
Die Swâbe unt die Vranken;
ir brîset iuwer hemde wîs mit sîden wol zen lanken.
„Gein wem solt ich mich zâfen?"
sô redet ein magt;
„Die tumben sint entslâfen;
ich bin verzagt.
Vreude und êre ist al der werlde unmære;
die man sint wandelbære;
deheiner wirbet umbe ein wîp, der er getiuret wære."
„Die rede soltû behalten!"
sprach ir gespil;
„Mit vröuden sül wir alten;
der manne ist vil,
Die noch gerne dienent guoten wîben.
Lât solhe rede belîben!
Ez wirbet einer umbe mich, der trûren kan vertrîben."
„Den soltû mir zeigen,
wie er mir behage!
Der gürtel sî dîn eigen,
den ich umbe trage.
Sage mir sînen namen, der dich minne
sô tougenlîcher sinne:
Mir ist getroumet hint von dir, dîn muot der stê von hinne."
„Den si alle nennent
von Riuwental,
Unt sînen sanc erkennent
wol über al,
Der ist mir holt. Mit guote ich im des lône.
Durch sînen willen schône
sô wil ich brîsen mînen lip. — Wol dan, man liutet nône."

3.

Schône als ein golt grüenet der hagen;
Guot mære ich den vrouwen wil sagen,
Daz von liehten rôsen diu heide hât gewant,
daz beste, daz sî vant.
Nû wol ûf, stolzin magedîn! der meie ist in die lant!
Nû ist wol breit der linden ir ast;
Diu was ê des loubes ein gast,
Nû ist sî wol behangen mit sûberlîcher wât.
Schouwet, wie sî stât!
Nû loset, wie diu nahtegal dar nâher strîchen lât.
Seht, wie sich vreut boum unde wise!
Dar abe ich mir hiure lise
Von den gelben bluomen ein krenzel, daz ich trage
alle vîretage.
Nû wol ûf, trûtel Adelheit! dû spring, als ich dir sage.
Stolzen jungen, ir sült sîn gemeit
Der kleider, diu diu zît an die boumen hât an geleit!
Der walt, der stêt nû grüene; in dem winter was er val;
dar in ist michel schal:
dâ hin dô süln wir reien gân mit dem von Riuwental!
„Muoter mîn, lâstû mich dar,

Stolzlîchen spring ich an der schar
Vor den knappen allen, daz sî mir müezen jehen.
Selbe soltû sehen,
daz ich ûf der erde niene siffel mit den zehen."
„Töhterlîn, tuostû den ganc;
Der daz gimpel gampel sanc,
Der hât sich vermezzen, unt werde im dîn ein blic,
er lege dir sînen stric.
Belibestû hie heime niht, dir wirt von mir ein zwic."
„Zwicke unde slege hâstû verlorn!
Dû wilt hiure reizen den zorn,
Daz dû mir verbiutest, des er mich hât gebeten.
Ich gehilf im treten:
dû muost hiute âne Juten dînen garten jeten."
„Strîch von mir balde, unde swîc!
Hei, strûche unt vergên ich dir den stîc.
Dû getuost ein springen, daz dir ze leide wirt,
unt dînen rücke swirt.
Ich geschaffe, daz dich, krot, diu reise gar verbirt!"

4.

Ein altiu vor den reien trat,
Diu mêr dan tûsend runzen hât:
„Tohter, hüet dâ heime wol:
ich bin worden vröuden vol!"
„Muoter, waz ist iu geschehen?
Oder was habt ir hiure ersehen?
Nû ist sîn mêr den vünfzec jâr,
daz ir truoget grâwez hâr!"
Sî swanc sich ûf reht als ein vogel:
„Jâ ich wil hiure sîn vil gogel;
Seht her an mîne sîten junc,
diu tuot noch manegen geilen sprunc!
Tohter, hüete mir der tür,
Und lâ mich springen wider und vür,
Und nim des knappen tougen war,
der dâ treit daz valwe hâr."
„Muoter, ich wil iuch vertreten:
Ein hübscher man hat mich gebeten,
Der kürzet uns die wîle lanc."
Her Nîthart disen reien sanc.

5.

Ein altiu diu begunde springen
hôh alsam ein kiz enbor;
sî wolde bluomen bringen.
„Tohter, reich mir mîn gewant:
ich muoz an des knappen hant,
der ist von Riuwental genant.
Traranuretum traranuriruntundeie."
„Muoter, ir hüetet iuwer sinne:
er ist ein knappe sô gemuot,
er pfliget niht stæter minne."
„Tohter, lât ir mich ân nôt!
Ich weiz wol, waz er mir enbôt.
Nâch sîner minn sô bin ich tôt.
Traranuretum traranuriruntundeie."
Dô sprachz ein altiu in ir geile:
„Trût gespil, wol dan mit mir!
Ja ergât ez uns ze heile.
Wir suln beid nâch bluomen gân:
warumbe solt ich hie bestân,
sît ich sô vil geverten hân?
Traranuretum traranuriruntundeie!"

6.

Sumer, dîner süezen weter müezen wir uns ânen:
dirre kalte winter trûren unde senen gît.
Ich bin ungetrœstet von der lieben wolgetânen:
wie sol ich vertrîben dise lange swære zît,
Diu die heide velwet unde manege bluomen wol getân?
Alsô sint die vogel in dem walde des betwungen,
daz si ir singen müezen lân.

Alsô hât diu vrouwe mîn das herze mir betwungen,
daz ich âne vröude muoz verswenden mîne tage.
Ez vervahet niht, swaz ich ir lange hân gesungen;
mir ist alse mære, daz ich mêre stille dage.
Ich geloube niht, daz sî mannen immer werde holt:
wir verliezen, swaz wir dar gesingen unde gerûnen,
ich und jener Hildebolt.

Der ist nû der tumbist under geilen getelingen,
er, und einer, nennet man den jungen Hildegêr.
Die enkund ich disen sumer nie von ir gedringen,
sô der tanz gein âbent an der strâze gie entwer.
Manegen twerhen blic den wurfen sî mich mit den ougen an,
daz ich sunder mînes guoten willen von in beiden
ze sweime muose gân.

Ôwê, daz mich sô maneger hât von lieber stat gedrungen,
beidiu von der guoten und ouch wîlent anderswâ.
Oedelîchen wart von in ûf mînen traz gesprungen;
ir gewaltes bin ich worden in mîm schopfe grâ.
Jedoch sô neic diu guote mir vil lützel über schildes rant.
Gerne mugt ir hœren, wie die dörper sint gekleidet:
üppeclich ist ir gewant.

Lange röcke tragent sî und enge schaperûnen,
rôte hüete, rinkelohte schuohe, swarze hosen.
Engelmâr getet mir nie sô leit an Vriderûnen,
sam die zwêne tuont. Ich nîde ir pfellerîne pfosen,
Die sî tragent; dâ lît inne ein wurze, heizet ingewer:
der gap Hildebolt der guoten eine bî dem tanze,
die gezuht ir Hildegêr.

Sagt ich nû diu mære, wie siz mit ein ander schnofen,
des enweiz ich niht; ich schiet von danne sâ zehant.
Manneglich begunde sînen vriunden vaste ruofen;
einer, der schrei lûte: „Hilf, gevater Wezerant!"
Er was lîhte in grôzen nœten, dô er sô nâch helfe schrê.
Hildeboldes swester hôrte ich eines lûte schrîen:
„Wê mir mînes bruoder, wê!"

Ein geiler getelinc, der kam geloufen von dem strîte,
den vragte ich der mære, welher dâ mit ellen streit;
Des Hilteboldes schaperûn, der wart gezerret wîte

und sîn enger roc noch baz, den zweier spannen breit.
Daz wart umb die wurzen, die man der schœnen ûz der hende brach:
des engalt vil mangiu spæhe hube, di man bî dem tanz
zezerret ligen sach.
Redelohte sporen treit mir Fridepreht ze leide,
niuwe rezzel; dar zuo hât er zweier hande cleit.
Rucket er den afterreif hin wider ûf die scheide,
wizzent, mîniu vriunde, daz ist mir ein herzeleit.
Zwêne niuwe hantschuoh er ûf den ellenbogen zôch.
Mugt ir hœren, wie der selbe gemzinc von der lieben
hiure ab dem tanze vlôch.

Er gêt wol versigelt, reht als im sî angebunden
ein swînes blase, alsô man den wilden hunden tuot.
Ofte brach er sînen zelt, als sî doch wol bevunden,
Hazze unde Blezze und ir gespile Hadelmuot,
Vrâget Engeltrûten, wie ez læge umb ir bruoder Vridebreht;
ach, ach, er hât ertrenket sich vor vorhte ....,
hât mirz geseit der tærsche kneht.
Siht aber ieman jenen dörper mit der vèchen tocken,
die tregt er ûf der hende unt klopfet ûf sîn niuwes swert,
Da mit er uns des nahtes ûf der gazzen tuot erschrocken;
der selbe dunket sich mêr denne drîer bônen wert.
Als er dan geriuzet unt grâzet, der vil übel man,
alsô im sîn tasche ringloht klinget dem gelîche,
daz man wæn, er trag ein gollier an.

Wâ von sol man hine vüre mîn geplez erkennen?
Hie envor dô kande man ez wol be Riuwental.
Dâ von sülte man mich noch von allem rehte nennen:
eigen unde lêhen sint mir dâ gemezzen smal.
Kint, ir heizet iu den singen, der sîn nû gewaltec sî;
ich bin sîn verstôzen âne schulde: mîne vriunt,
nû lazet mich des namen vrî!

Ich hân des mînen hêrren hulde verlorn ân mîne schulde;
dâ von sô ist mîn herze jâmers unde trûrens vol.
Rîcher Got, nû rîch dû mich sô gar nâch dîner hulde
vil manges werden vriundes, des ich mich sô ânen sol.
Des hân ich ze Beiern gelâzen allez, daz ich ie gewan,
unt var dâhin gein Ôsterrîche unt wil mich selber dingen
an den werden Ôsterman.

Mîner vînde wille ist niht ze wol an mir ergangen;
woldez Got, sîn möhte noch vil lîhte werden rât.
In dem lande ze Ôsterrîche ward ich wol enpfangen
von dem edelen vürsten, der mich nû behûset hât.
Hie ze Medelicke bin ich immer âne ir aller danc.
Mir ist leit, daz ich von Eppen unt von Gumpen
ie ze Riuwental sô vil gesanc.

7. Diu blâse.

Winter dîniu meil
diu verderbent uns den walt,
die bluomen unt die heide alsam:
sumer, dîn gesinde daz ist allez vröuden lôs.
Manic herze geil
hat ze trûren sich gestalt,
den allen vröude wol gezam,
wie zimt einem wîp, die ich vür alliu wîb erkôs.
Daz sî nie
mir vervie
mînen sanc ze guote,
den ich ir ie mit triuwen williclîchen sanc,
unde stân noch hiut in mîner huote,
daz sî an mîner stæte vinde ninder argen wanc.
Sol mîn stætikeit
unt der lange dienest mîn
erwerben niht wan ir versagen,
sô muoz mich von schulden riuwen, daz ich sîn ie began.
Doch ist mir geseit
daz, die stæte kunnen sîn,
daz sî gelücke wol bejagen.
Vrouwe Sæld', ûf dînen trôst ich noch die guoten man,
Daz sî ir nît
und ir strît
gein ir vriunden lâze:
tuot sî daz, sô wirt vil lîht daz ende guot.
Sî schaffe ir ungenâden noch ein mâze!
Owê, daz iemer wîb an guoten vriunden missetuot!

Liebe mir geschach;
wær diu lieb alsô belîben!
Ich kam, dâ ich vil rosen vant;
ûz den brach ich eine, diu dâ schiere wart verlorn.
Leid und ungemach
haut mir vröuden vil vertrîben;
ich sag iu, waz mir wart bekant:
dô ich sî brach, mir tet vil leit ein ungeslahter dorn.
Darumb ich wil
hiure vil
wîslich rôsen brechen,
unz ich besehe, welch der rehten einiu sî.
Sümlich rôsen sint, die kunnen stechen:
gewisse rôsen, die sint aller wandelunge vrî.

In den vröuden mîn
bin ich leides über laden.
Nu hœret, vriunde mîne klage!
Râtes und ouch lêre, der bedorft ich nie sô wol.
Eppe und Engelwîn,
die tuont mir ungedienten schaden;
daz eltet mich ê mîner tage;
nieman wæne des, daz ichz mit guotem willen dol.
Disiu jâr
sunder vâr
wurbens umb ir minne,
diu mir hiut und iemer ist vür alliu wîp.
Vrouwe, mînes herzen küniginne,
dû solt niemer man getrœsten, niur mîn einigen lîp.

Dîner ôren tür,
müez in gar versperret sîn,
dazs iemer iht von in verneme,
die mîn wider dich gedenkent anders, danne wol.

Lâz die rede vür,
liebe herze vrouwe mîn,
diu dir ze ôren niht enzeme.
Gnotes râtes vriunt dem sînen vriunt râten sol.
Adelbreht,
Engelbreht,
die zwen tenzelære,
die vârent dîner êren nâch, vrouwe, den versage!
Daz sint nû die meisten minne swære,
der ich tegelîche manic in mînem herzen trage.

Seht her an mîn hâr!
daz ist grâ, reht als ein îs,
unt grîset mir; des ist niht rât,
sît mir von eim getelinge niwan leit geschach.
Daz ist Engelmâr,
von des schulden bin ich grîs,
der hiute noch die schulde hât
daz er Viderûn den spiegel von der sîten brach.
Jemer sît
von der zît
wart ich niemer mêre
vrô: ich het al wegen ein niuwez herze leit,
unt bin doch vrô in grôzem mînem sêre
von der gnoten, diu mir in dem herzen liebe treit.

Von der Elb unz an den Rîn
von der Tonouwe an den Pfât,
diu lant, diu sint mir alle kunt:
dâ weiz ich ninder als eben hiuzen dorfman,
Als in dem kreizelîn
ze Ôsterrîch in einer stat:
da ist vil manger niuwer vunt:
seht, den prüevet mir einer, der mir selten guotes gan.
Wankelbolt,
selten holt
wirt er mir mit triuwen;
er ist scharmeister in dem Lugetal;
er œder gouch, ez mag in wol geriuwen;
kumt er mir ze râm, ich dürhel im die hirneschal.

Ûz dem Lugetal
einer mit gewalte vert;
des muot ist herter, denne ein vlins.
sîne triuwe habent wider haken als ein gêr.
Er vert über al:
ouwê, daz imz ieman wert!
Er vürhtet nieman umb ein lins.
Möht er mich ze schaden bringen, vrouwe, das tæt er.
Lachet an
er den man
unt snît in mit der zungen:
wê daz mir in sîn muoter ie ze leide truoc!
Er hât mich von lieber stat verdrungen:
ich hân von sînen schulden niender einen gênden pfluoc.

Ich sach ze tanze gân
mangen hiuzen getelinc
vor einer meide, diu was wert:
dâ huop sich ein strît von einer blâsen, hôrt ich wol.
Sî kâmen ûf den plân,
ze hant dô machtens einen rinc,
dô missekerten sî diu swert,
einer hin, der ander her, als ich iu sagen sol.
Der junge Kanz
durch den tanz
gienc vermezzenlîchen;
Kozzel hiez der spilman, dem ruofte er dar:
„Ir, strîchet ûf die rehten hove strîchen!“
Er sluoc die blâsen durch den rinc, daz si vil lûte erkar.

Lât iuch bescheiden baz,
wie der tanz ein ende nam,
und wie diu blâse wart zeslagen.
Sî begunden alle nâch swerten grîfen hinter sich
Umbe den selben haz.
Vil schiere kam ein vride man,
der het ein rüetel ê getragen.
Er sprach: „Swer den strît erhebt, der missemachet mich!“
Schiere kam
Engelrâm
mit ûf erburtem swerte;
er sprach: „Nu strîchet ûf ein rehten hove tanz!
Sich hebet ie, des ie mîn herze gerte;
hie wirt entrennet, daz da heime wære blîben ganz.“

Der scharen waren zwô;
ir iegelîcher sînen vriunt
bat, daz er im gestüende bî.
Dô wart vil manic scheide lær, diu ê vol îsens was.
Seht, des wart ich vrô:
dô liefen durch des meiers piunt
hiuzer getelinge drî,
die stuonden dâ ze vrône mæn unt wolten rinten gras.
Übelher
kom ze wer
mit sînem kipfelîsen;
er sprach; „Swes ir welt, des spil ich in nu mîte;
man muoz mich hiut gein zwelven künnen prîsen!“
Ze hant verkert er sînen ganc nâch spæhem hove sîte.

Dô sprach Enzeman:
„War umb geviel iu niht der tanz?
nu was ez doch ein niuwer trei:
in hæte iuwers vaters wîp mit êren wol getreten.“
Sie liefen ein ander an,
Übelher und ouch der Kanz.
Zâhi! wie lût vrou Mazze schrei:
„Wâ sint nu die wîsen alle, daz si ez undertreten?“
Durch den bac
wart ein slac
dem küenen Übelheren,
daz man sîner zende siben vallen sach,
swie er niwan zwelver wolte weren:
des hât ein halp sînes mundes wenig nuz gemach.

Dô kom des dorfes schar
mit vil menger vremden wer,
zwiberstangen, spiez und gabel,
zietern ûz dem pfluoc unt leitern von der stuben want.
Dô sah Engelmâr,
daz sîn veter Übelher
was sêr gegrüezet durch den snabel;
er sprach: „Wer hât dir den schopf verhouwen ûf den zant?
Zwar, ich sol
gelten wol
dise grôzen smæhe.“
Er gie limmend, als ein wildez eber swîn:
„Wâ ist er nû? daz ich in mir ersæhe!

Ich trouw ez mînem swert, ez schrôt die hirne gupfen sîn."

Vil schiere kam gegân
der wîse meier Mangolt,
er truoc vor im ein halbe tür,
und einen mistkorp, den het er geriemet vast an sich.

Er sprach: „Ir sult ez lân,
Engelmâr und Willebolt!"
Dicke bot den schirm er vür;
Er sprach: „Swer nû sleht, dem gib ich einen mezzer stich!"

Seht! der schiet
die tœrschen diet,
daz sî niht mêr sluogen;
ez wær anders dâ ein schedelîn getân.
Doch sah ich zwen, die sî von dannen truogen,
die muosten zehen wochen doch ir sprenzelieren lân.

Süßkind von Trimberg.

Der Merkwürdigkeit wegen erwähnen wir auch den Juden Süßkind mit dem Zunamen von Trimberg, der im Anfang des 13. Jahrh. in Würzburg lebte. Es mögen sich die verachteten Juden damals wohl nur selten mit der edlen Sangeskunst beschäftigt haben, auch ist Süßkind der einzige, von welchem wir Lieder besitzen; diese gehören aber nicht zu den schlechtesten, und so viel wir aus den wenigen Strophen urtheilen können, die auf uns gekommen sind, behandelt er die Sprache und die Form mit anerkennenswerther Leichtigkeit. Der schöne Spruch über die Freiheit der Gedanken mag wohl durch den Druck der Verhältnisse hervorgerufen worden sein, unter dem er mit seinen Glaubensgenossen schmachtete (1), und wenn er sich beklagt, daß die Großen ihm keine milden Gaben zukommen lassen, weshalb er sich auch entschließt, der Kunst zu entsagen, und fürderhin als ein Jude zu leben; so ist wohl anzunehmen, daß ihm seine Religion manche Unbill zugezogen haben wird, die der tief fühlende Mann schmerzlich empfinden mußte (2). Offenbar bezieht sich auch die Fabel vom Wolfe auf seine eigenen Verhältnisse, oder wenigstens auf die seiner Stammes- und Religionsgenossen. Es wird diesen, denn dieß ist ohne Zweifel der Sinn der Fabel, mit Unrecht vorgeworfen, daß sie sich durch Handel und Geldgeschäfte bereichern; sie sind eben so gut dazu gezwungen, als der Wolf genöthigt ist, seinen Hunger durch Raub zu stillen. „Manche, sagt der Wolf, sind angesehen und geachtet, die in sündlicher Weise Gut gewinnen; der Falsche ist viel schädlicher als ich; und will doch dabei für unschuldig gelten" (3).

1. Gedankenfreiheit.

Gedenke nieman kan erwern den tôren noch den wîsen,
dar ümbe sint gedenke vrî ûf aller hande sache;
herz unt sin dur gemach
dem menschen sint gegeben,
Gedenke slüffen dur den stein, dur stahel und dur îsen;
gedank klein ahte, wie diu hant diz unde daz gemache;
swie man gedenke nie gesach,
si doch hôrte streben,
Gedank ist sneller über velt,
den der blic eins ougen;
gedank glust bringet nâch der minne gelt,
nâch der gesihte tougen,
gedank kan wol ob allen arn hôch in dien lüften sweben.

2. Abschied von der Kunst.

Ich var ûf der tôren vart
mit mîner künste zware,
daz mir die hêrren niht welnt geben,
daz ich ir hof wil vliehen,
Unt wil mir einen langen bart
lân wahsen grîser hâre,
ich wil in alter Juden leben
mich hinnan vür wert ziehen.
Mîn mantel der sol wesen lanc,
tief unter einem huote,
demüeteclîc sol sîn mîn ganc,
unt selten mê gesingen hovelîchen sanc,
sît mich die hêrren scheiden von ir guote.

3. Falschheit.

Ein wolf vil jæmerlîchen sprach:
„Wâ sol ich nû belîben,
Sît ich dur mînes lîbes nâr
muoz wesen in der âhte?
Darzuo sô bin ich geborn, diu schult, diun ist niht mîn.
Vil manic man hât guot gemach,
den man siht valscheit trîben
unt guot gewinnen offenbâr
mit sündeclîcher trâhte;
der tuot wirser vil, dan ob ich næm ein genselîn.
Jan hab ich niht des goldes rôt
ze gebene umb mîne spîse,
des muoz ich rouben ûf den lîp durch hungers nôt.
Der valsch in sîner wîse
ist schedelîcher vil, dan ich, unt wil unschuldic sîn."

Graf Otto von Botenlauben.

Otto stammte aus dem Hause der Grafen von Henneberg und war der vierte dieses Namens. Anfangs nannte er sich auch Graf von Henneberg, später aber nach seinem Wohnsitze, der Burg Botenlauben in Franken, die er wahrscheinlich selbst hatte erbauen lassen. Er war meistens im Gefolge Kaiser Heinrichs VI., doch zog er auch in das heilige Land, wahrscheinlich im J. 1217, wo er eine Königstochter heirathete, die er in die Heimat führte. Beide Gatten stifteten im J. 1231 das Benedictiner-Kloster Frauenrode bei Kissingen. Es war noch im vorigen Jahrhunderte in der Gegend die Sage verbreitet, daß Graf Otto von Botenlauben, der sich durch seine Tapferkeit im Kriege gegen die Ungläubigen ausgezeichnet und große Reichthümer erworben hatte, das Kloster an der Stelle erbaut habe, wo er einen kostbaren Schleier wiedergefunden, den der Wind auf dem Schloßhofe seiner Frau vom Haupte geweht und das Kloster deshalb Frauenrode genannt habe. Seine Frau, Beatrix, starb schon vor 1244; er ging, wahrscheinlich aus Kummer über diesen Verlust, in diesem Jahre in das von ihm gestiftete Kloster, als dessen Probst er am 4. Octbr. 1254 starb. Sein dort noch vorhandenes Grabmal zeigt sein Bild in Lebensgröße

und im langen geistlichen Kleide mit einem kleinen Wappenschilde auf der Brust, welches den Hennebergischen Grafen auch durch die Henne bezeugt.



Otto ist einer der gemüthlichsten Dichter seiner Zeit; zwar beschränken sich seine Lieder auf Lob und Preis der Minne, ihre Freuden und ihren Schmerz, allein er ist in seinen Darstellungen oft neu, und er ist, wenn auch nicht reich an Bildern, doch in der Wahl derselben glücklich. So ist die Zusammenstellung der Geliebten mit dem Karfunkelstein, der im Rheine versenkt liegt (vermuthlich deutet der Dichter damit auf den Hort der Nibelungen) und mit dem wunderbarschönen Edelstein in der Kaiserkrone von großer Wirkung (1). Noch schöner ist es aber, wenn er sich mit der Nachtigall vergleicht, die über ihrem Freudengesange ihr Leben aushaucht (3). Von eben so tiefem als wahrem Gefühl zeugt das Lied, das er der Geliebten in den Mund legt. Sie, welche Jugend, Schönheit und hohe Geburt für seine Liebe hingegeben habe, sei von Zweifeln beängstigt worden, ob er ihr auch die Liebe bewahrt habe, da er so lange entfernt gewesen; allein nun sei sie wieder glücklich, seitdem sie ihn wieder umarmen könne (2). Wenn sich dies Gedicht offenbar auf seine Frau, die morgenländische Königstochter bezieht, so geht ein anderes ohne Zweifel auf eine frühere Geliebte, die am Rheine wohnte. Er verabschiedet sich von ihr, als er das Kreuz nimmt. „Wäre Christi Lohn nicht so süß, sagt er, so würde ich die liebe Frauen mein nicht verlassen, denn sie ist wohl mein Himmelreich. Während sie am Rheine lebt, helfe mir, o Gott, daß ich mir und ihr deine Huld erwerbe!" — Und die Geliebte antwortet: „Wann er sagt, ich sei sein Himmelreich, so habe ich ihn zu meinem Gott erkoren, daß er nie von mir sich entferne: Herr Gott, mögest du darob nicht zürnen! Er ist mir nicht ein Dorn in den Augen, der mir vielmehr zur Freude geboren ist: kommt er nicht wieder, so ist meine Freude auf immer dahin!" (4)

1. Der Karfunkel.

Karfunkel ist ein stein genannt:
von dem sagt man, wie liehte er schîne.
Derst mîn, und ist daz wol bewant;
ze Lôche lît er in dem Rîne.
Der künic alsô den weisen hât,
daz ime den nieman schînen lât.
Mir schînet dirre, als ime tuot der:
behalten ist mîn vrouwe, als er.

2. Liebessorge.

Bis mir wille komen, mînes lîbes trost,
mîns herzen vröude, vil lieber man unt hèrre mîn!
Got ichz ie mèr lobe, der mich hât erlôst
ùz sorgen, ouch danke ichs den tugenden und den triuwen dîn,
Der ich doch was sêre in zwîvel komen sît:
dù hâtest mîn vergezzen so langer zît;
waz half mich mîn schœne, mîn hôher name?
dù vergæze mîn gar âne schâme.

Nù ist das herze mîn rîcher tugende vrô,
sît ich mit armen hân umbevangen lieben lîp.
Lieber man, nù sage, ist dir liep alsô?
Dù seitest mir, ich wær dir liep vür ellin wîp.
Ich gap dir ûf dîn triuwe und ûf dîn edelen tugent
mîner vröuden krône, bluome, blüende jugent:
O wê vil maniger abent sender klage,
diu mich twanc, unze gegen dem tage.

3. Liebeskummer.

Ich hân erwelt mir selben süezen kumber,
den wil ich hân vür aller bluomen schîn;
Erst niht wîse, der mich hât deste tumber:
nît was ie, der muoz ouch ie mer sîn.
Durch die liebe trage ich disen pîn,
den hân ich erwelt; nû sî ouch mîn:
tuo mir, swie dû wellest, vrouwe, der gewalt sî dîn!

Ich mane die süezen, reinen noch ir triuwen
die sî mir gap; dest unmazen lanc;
Kæm ich wider, ich schiede ûz allen riuwen:
geschiht des niht, sô wirt mîn leben kranc.
Nâch der ie mîn herze sêre ranc,
mir geschiht von ir minne sunder wanc,
als der nahtegal, diu sizzet tôt, ob ir vröuden sanc.

Solte ich sterben von ir grôzen leiden,
daz wære mir ein angeslichiu nôt;
Wes schult daz sî, daz wil ich iu bescheiden:
daz ist ir minneclicher munt sô rôt.
Vremde ich sî lange, daz ist mîn tôt!
Ouch wurden ir vil liehtiu ougen rôt,
Dô ich urloup nam unt mich in ir genâde bôt.

4. Abschied.

Wære Cristes lôn niht alsô süeze,
so enlieze ich niht der lieben vrouwen mîn,
Die ich in mînem herzen dicke grüeze:
si mac vil wol mîn himelrîche sîn.
Swâ diu guote wone alumbe den Rin,
herre Got, sô tuo mir helfe schîn,
daz ich mir und ir erwerbe noch die hulde dîn.

„Sît er giht, ich sî sîn himelrîche,
so habe ich in zuo Gote mir erkorn,
Daz er niemer vuoz von mir entwîche:
herre Got, lâ dirz niht wesen zorn.
Erst mir in den ougen niht ein dorn,
der mir hie ze vröuden ist geborn:
kumt er mir niht her wider, mîn spilnde vröude ist gar verlorn.“

Christian von Hamle.

Man kann von diesem Dichter nur vermuthen, daß er um die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte und daß er aus der Schweiz war. Doch ist die Bestimmung seiner Heimat noch weniger sicher, als die seiner Zeit, da er nach Sprache und Form seiner Lieder unbedenklich in die Blüthezeit der höfischen Poesie gestellt werden darf.

Seine Lieder zeichnen sich durch die brennende Glut der Darstellung, sowie durch die Kühnheit und Neuheit der Bilder aus, worin er dem großen Meister Wolfram beinahe gleich kommt; ja es scheint oft, daß er diesen zu seinem Vorbilde genommen und manche Wendung ihm abgelauscht habe. Da ist Tiefe des Gefühls und Wahrheit der Empfindung; da findet man Nichts von den hergebrachten Phrasen von Minne und Mai, wie in hundert andern Liedern selbst bedeutender Minnesinger. Bei Christian ist Alles voll Leben, frische und ächte Poesie; es ist daher höchlich zu bedauern, daß uns nur wenige Gedichte desselben aufbewahrt worden sind. Ohne Zweifel hat er sich mehr an der Volkspoesie, als an der höfischen Kunst herangebildet; denn wenn auch die Form seiner Lieder durchaus kunstgemäß, und der rhythmische Gang derselben ihrem Inhalt vollkommen angemessen ist (1), so begegnen uns doch manche Anschauungen, die an den engen Zusammenhang des Volks mit der Natur erinnern, während diese sich zu den Minnesingern gewöhnlich als etwas ganz Aeußerliches verhält. Dies ist besonders der Fall in dem schönen Liede, in welchem der Dichter dem Anger Sprache wünscht, damit er sagen könne, wie glücklich er gewesen, als des Dichters Geliebte auf seinem grünen Grase gewandelt. „Herr Anger,“ ruft ihm der Dichter zu, „welche Freude mußtet Ihr haben, da meine Herrin gegangen kam, und ihre weißen Hände nach Eueren schönen Blumen zu strecken begann! Erlaubet mir, Herr grüner Plan, daß ich meine Füße setze, wo meine Herrin gegangen ist. Herr Anger, bittet, daß mich von meinem Kummer befreie ein Weib, nach der mein Herz steht; so wünsche ich dann, daß sie mit bloßen Füßen noch heuer auf Euch müsse gehn; dann schadet Euch nimmermehr der Schnee. Wird mir von ihr ein lieblich Grüßen, so grünet mein Herz wie Euer Klee (2).“ Weniger eigenthümlich in Auffassung und Darstellung, aber doch von hoher Anmuth ist das folgende Gedicht (3), in welchem er die Schönheit seiner Geliebten beschreibt und sich zu ihrem Dienst verpflichtet. Voll großer Kraft der Empfindung und des Ausdrucks ist dagegen ein anderes, in welchem er die Geliebte seiner Treue und Beständigkeit versichert (4). Dramatisch lebendig ist das Tagelied (5). „Ich bin der, warnt der Wächter, der Lieben liebe Märe singt, Und der Lieben zu Liebe oft Unangenehmes bringt! Was ich soll, das leiste ich ihnen in Treuen gar: Bringe ich Lieb zu Lieb, so ist es Beiden lieb alldar; Singe ich aber zum Scheiden, des nehmen sie wenig wahr!“ — „Wächter, erwiedert die Frau, wie mag dich nach so kurzer Zeit schon belangen, Seit ich hab den lieben Mann zu mir gefangen, Der mir in dem Arme und in dem Herzen liegt, Und mir für Liebessorge Liebesfreude gibt: Wächter, hältst Du des Mondes Schein für des Tages Zeit?“ — „Frau, ich kann Euch zu Gefallen nicht wohl singen: Gott lasse es Euch Beiden immer wohl gelingen! Jedoch beklage ich den werthen, süßen Mann; mir ist leid, soll ich ihm helfen nicht von dannen! Wohl dem, der bei Liebe Leides sich hüten kann!“— „Da Dein Rath in Treuen gegeben ist, Wächter gut, so gehe von der Mauer herab, um ihn zu hüten; ich durfte ja nicht eher mein Leid Dir klagen! O weh des lieben Mannes und meines Herzens weh! Wächter, nimm mein Geld, und hilf ihm, wie es mir auch ergeh!“

1. Liebesglück.

Swâ sich vier ougen
sô rehte gerne sehen,
dâ müezen ouch zwei herzen vil holt ein ander sî;
Si grüezen sich vil tougen,
swaz in mac geschehen,
vröude unde trûren wont in beides bî.
Dâ brennet diu minne vor liebe, als ein gluot;
dennoch grôzer wunder diu minne dâ tuot.
Si lât sich münde an einander vergezzen,
alda hât diu minne mit maneger hande
vröude, sorge unt trûren gar übersezzen;
alda hât diu liebe die minne überwegen:
wol ir sælden, die mit zühten des pflegen!

2. Der Anger.

Ich wolde, daz der anger sprechen solte,
als der sitich in dem glas,
Und er mir danne rehte sagen wolte,
wie gar sanfte im hinre was,
Do mîn vrouwe bluomen las
ab im, unde ir minneclîchen vüeze
ruorten ûf sîn grüenez gras.

Her anger, waz ir iuch vröuden muostet nieten,
dô mîn vrouwe kam gegân,
Und ir wîzen hende begunte bieten
nach iuwern bluomen wol getân!
Erloubet mir, her grüener plân,
daz ich mîne vüeze sezzen müeze,
dâ mîn vrouwe hât gegân.

Her anger, bittent, daz mir swære sol büezen
ein wîp, nâch der mîn herze stê;
Sô wünsche ich, daz si mit blôzen vüezen
noch hiure müeze ûf iu gê:
Sô geschadet iu nie mer snê.
Wirt mir von ir ein lieplich grüezen,
sô gruonet mîn herze, als iuwer klê.

3. Schönheit der Geliebten.

Wünneclîchen sol man schouwen
meien schîn über elliu lant,

Vogelîn singen in den ouwen,
diu man dicke trûric vant,
Swâ ê lac
vil toup diu heide,
dâ siht man schœne ougen weide;
nû ist mîn liehter meien tac.

Swenne ich sihe die vrouwen mîne
wünneclîchen vor mir stân,
Gar gelîch dem liehten schîne
von dem sunnen wolgetân,
Der liebe gât
Über elliu rîche,
reht alsô diu minneclîche
mîn herze ûf durh liuhtet hât.

Wol ir, wie si valsches âne
in wîplîchen zühten lebet;
Reht alsam der liehte mâne
in den sternen dicke swebet,
Dem stât wol
gelîch diu reine;
nieman vindet die schœne aleine;
si ist ganzer tugende vol.

Swenne diu liebe und ouch diu beste
lacht, ich wæne, ir rôter munt
Nahtes ûz der vinster gleste;
ei, solt ich in lange stunt
Tougen spehen
in rehter næhe!
Dicke ich gerne bî mir sæhe
die vil liehten rœte brehen.

Möhte ich gegen der, die ich meine,
tûsent manne dienst gepflegen,
Daz künde allez harte kleine
gegen ir rîchen lône wegen:
Ich wil an
die reinen guoten
lônes noch genâden muoten,
als von reht ir eigen man.

4. Treue.

Wol mich des sliezens, des si slôz,
diu liebe, in das herze mîn,
Der stæte mich noch nie verdrôz,
si muost ob allen vrouwen sîn
Mîn trôst, mîn heil und al mîn wunne,
daz nie mer wîp getrœsten kunne
mich, wan ir vil werder lîp,
des swer ich tûsent eide: ich minne si vür elliu wîp.

Hêt ich der zeder boume tage,
die wolt ich mit ir eine leben;
Ir aller lob ich gerne sage,
iedoch wil ich si niht begeben;
Si ist mir liep vor allen wîben.
Bî der stæte wil ich an ir belîben,
swaz dar ümbe mir geschiht;
si ist mir in den ougen süeze, unt kumt mir ûz dem herzen niht.

War ümbe solt ich si verlân,
sît si alsô vil der tugende hât?
Trüege mich ein swachez wenkel dan,
ir liehter schîn mich niht verlât,
Der in das herze mîn erliuhtet,
alsam des meien tou die heide erviuhtet
mit sîner vröude bernden zît;
diu rôse liuhtet ûz den bluomen, als schînet si gar sunder strît.

5. Wächterlied.

„Ich bin der, der lieben liebiu mære singet,
Unt der liep ze liebe dicke unsanfte bringet;
Swaz ich sol, daz leist ich mit triuwen gar.
Bringe ich liep ze liebe, sô ist beiden lieb aldar;
singe ich aber ein scheiden, des nement si vil kleine war.“

„Wahter, wie mac dich sô kurzer wîle erlangen,
Sît ich hân den lieben man zuo mir gevangen,
Der mir an dem arme und in dem herzen lît,
und mir vür senende sorge spilnde vröude gît?
Wahter, bekennestû des mânen schîn vür tages zît?“

„Vrouwe, ich kan iu ze hulden niht wol gesingen;
Got, der lâze iu beiden iemer wol gelingen!
Jedoch klage ich den edelen, werden, süezen man;
mir ist leit, sol ich im helfen niht von dan.
Wol im, der bî liebe leides sich behüeten kan!“

„Sît dîn rât mit triuwen vert, wahter guote,
Sô ganc von der wer her ümbe an dise huote;
Jâ getorste ich dir mîn leit niht wol geklagen ê.
O wê lieben mannes unt mînes herzen wê!
Wahter, nim mîn golt, unt hilf im hin, swiez mir ergê!“

Gottfried von Nifen.

Das Geschlecht der Herren von Nifen, deren Burg bei dem Städtchen Neufen unweit Tübingen stand, erscheint im 12. u. 13. Jahrhundert in vielfacher Beziehung zu den Hohenstaufen, welchen es mit Treue und Anhänglichkeit zugethan war. Auch Gottfried mag diese Beziehungen fortgeführt haben. Von seinen Lebensumständen ist Nichts weiter bekannt, als daß er im J. 1230 mit seiner Frau, Mechtild, dem Kloster Maulbronn einen Theil seines Eigenthums vergabte, daß er mit seinem Bruder Heinrich den Bischof Heinrich von Constanz befehdete und von diesem im J. 1235 bei einem unglücklichen Treffen im Schwiggerthale nebst seinem Bruder und vierzig andern Rittern und Edelknechten gefangen wurde. Später befehdeten beide doch den Bischof von Speier und halfen das Kloster Baknang verwüsten. Gottfried erscheint noch in Urkunden vom J. 1270 und vielleicht sogar noch vom J. 1278. In seinen Gedichten finden sich nur wenige und unwichtige Andeutungen über sein Leben und seine Lebensverhältnisse; nur so viel ist sicher, daß er mit mehreren gleichzeitigen Dichtern in näherer Beziehung stand. So erwähnt er die Veste Botenlauben, was ohne Zweifel auf Bekanntschaft mit dem gleichnamigen Dichter hinweist; auch mit dem benachbarten Ulrich von Winterstetten ist er ohne Zweifel persönlich bekannt gewesen, wie denn auch beide Dichter manche Aehnlichkeit mit einander haben.

Hätte Gottfried nur Minnelieder gedichtet, so würden wir ihn kaum erwähnen, weil er sich in diesen von den übrigen Lyrikern wesentlich nicht unterscheidet, er sich vielmehr, wie die andern, nur im engen Kreise von Minne- und Mailust, und elegischer Liebesklage bewegt. Er kannte aber neben dem ritterlichen auch das ländliche Leben; er ließ sich in manches Liebesabenteuer mit den lebensfro-

chen Dorfmädchen ein und gewann eben hiedurch einen Blick in die freilich roheren, aber auch natürlicheren Verhältnisse der Dorfbewohner, die er in muthwilligen Zügen schilderte. Wenn er in diesen Liedern auch bisweilen derb erscheint, so ist er doch nie zur gemeinen Pöbelhaftigkeit eines Nithart herabgestiegen, der am Gemeinen Freude hat, eben weil es gemein ist. Gottfrieds hiehergehörige Gedichte tragen sämmtlich das Gepräge des Volksmäßigen, so daß man geneigt sein möchte, sie für reine Volkslieder zu halten; und ohne Zweifel ist der Volksgesang nicht ohne Einfluß auf den Dichter geblieben, der so gerne mit dem Volke verkehrte: es zeigen sich selbst in seinen höfischen Minneliedern Spuren dieses Einflusses. Von diesen erwähnen wir nur eines, das, geistreich mit den Worten spielend, gerade dadurch des Dichters Gedankenreichthum beurkundet (1). Wenn auch der Form nach an die höfischen Lieder sich anschließend, gehört das Gedicht vom „zerbrochenen Krug" seinem Inhalte nach doch der ländlichen Poesie an. Der Dichter hat einem Mädchen, welches Wasser holte, den Krug zerbrochen, und sich gefreut, als sie ihm darob eben kein böses Gesicht machte. Zwar klagt sie ihm, daß es ihr schlimm ergehen würde, da sie von ihrer Herrin am vorigen Tage seinetwegen geschlagen worden sei; doch scheint es, daß sie sich deswegen nicht unglücklich gefühlt habe. Nun macht ihr der Dichter den Vorschlag, sie solle mit ihm gehen, und sich auf diese Weise dem Zorn ihrer Frau entziehen. „Das kann nicht sein!" erwiedert sie nun, „ehe ließe ich mich tödten, denn ich würde meiner Frauen Minne ganz verlieren; sie ist mir einen Schilling und ein Hemd schuldig, und dies wäre alles für mich verloren. Doch, setzt sie hinzu, wenn mir das zu Theil wird, so will ich Euch Hülfe erweisen." Vielleicht ist das Gedicht unvollständig auf uns gekommen; vielleicht hat aber auch der Dichter den weiteren Verlauf der Geschichte vom zerbrochenen Krug nur wollen errathen lassen, was bei der unverkennbaren Kunst desselben wohl das Wahrscheinlichste ist (2).

Nicht immer fand der Dichter auf seinen Streifzügen so schnelle Erhörung als bei der leichtsinnigen Wasserschöpferin; die Antwort, welche ihm von dem mit Flachsbrechen beschäftigten Mädchen zu Theil wurde, war so derb, daß er jede weitere Unterhaltung für überflüssig hielt. Dieses Lied ist übrigens in Form und Darstellung ganz eigenthümlich gehalten; im Abgesang, der zugleich als Refrain in jeder Strophe wiederkehrt, wird die beim Volksliede so häufige und beliebte Schallnachahmung mit Glück angewendet; und es ist auch ganz im Geiste des Volkslieds, daß die Worte keinen andern Zweck haben, als eben den Laut des Flachsbrechens nachzubilden, daher durchaus bedeutungslos sind (3). Einen ähnlichen Kehrreim finden wir in dem folgenden Liede, in welchem die Bewegung des Wiegens durch die rhythmische Bewegung der Worte nachgeahmt wird. Da aber die Bewegung nicht das Ohr berührt, so ist es begreiflich, daß die Wörter, welche dieselben nachbilden sollen, Bedeutung haben mußten (4). Wie diese beiden Gedichte, so ist auch das Lied vom Pilgrim in Form und Darstellung ganz volksthümlich gehalten; besonders ist die schalkhafte Haltung ganz dem Volksliede abgelauscht (5). Nicht weniger gilt dies von dem letzten Liedchen, auf welches die Bemerkung angewendet werden kann, welche wir bei Betrachtung der ähnlichen Lieder eines älteren Minnesängers gemacht haben (6).

1. Minnelied.

Nû siht man aber die heide val,
nû siht man valwen grüenen walt,
nû hœrt man niht der kleinen voglîn singen,
Die sint geswîgen über al,
ir stimme, diu was manicvalt;
die nahtegal, die wil der winter twingen.
Der nôt klage ich, und da bî mîne swære,
die mir diu herzeliebe tuot:
dâ von sô bin ich ungemuot.
Nû ist si doch guot,
diu liebe, unwandelbære.

Wâ wart ie herzen mê sô wol,
dan dâ zwei sendiu herzen sint
einmüetic nâch der süezen minne willen?
Sî sint sô tougen vröuden vol,
doch machet si diu minne blint,
si kan in beiden herzeleit wol stillen.
Si vröuwent sich besamen unt niht besunder.
Swâ herzeliep bî liebe lît,
daz wunne bernde vröude gît,
dast âne strît,
dâ tuo diu minne ein wunder.

Sît daz diu minne wunder kan,
war ümbe trot si wunder niht
an mir und an der minneclîchen süezen?
Nû bin ich doch ir dienest man.
Swie man mich in dien sorgen siht,
daz mac diu minneclîche mir wol büezen.
Vil heriu minne, twinc die vröuden rîchen,
daz si niht gar in wunnen swebe,
ê daz si mir ir hulde gebe.
Die wîle ich lebe,
ich diene ir eigenlîchen.

Wâ wart ie mündelîn sô rôt?
wâ wart ie baz gestalter lîp?
wâ wurden ie sô vrœlich stendiu ougen?
Diu mich hânt brâht in grôze nôt!
Genade minneclîchez wîp!
Ach! hête ich iuwer süeze minne tougen!
Nu wizzet, daz ich gerne bî iu wære.
Genâde, rôse varwer munt,
wan machestû mich niht gesunt?
Sprich zeiner stunt:
„Ich wil dir büezen swære!"

Nu lache, daz ich vrô bestê,
nu lache, daz mir werde wol,
vil rôter munt, nu lache lacheliche.
Nu lache, daz mîn leit zergê,
sô wirde ich sender vröuden vol,
nu lache, daz mir ungemüete entwîche.
Nu lache, daz mir sendiu sorge swinde,
nu lache mich ein wenig an,
sît ich dir niht entwenken kan,
ich sender man,
sît ich dich lieplîch vinde.

Einmüetic, dast ein lieplîch wort,
einmüetic, dast der minne gir,
einmüetic sendiu herzen vröude lêret;
Einmüetic, dast der liebe hort,
swie doch diu minneclîche mir
mit wîbes güete selten vröude mêret.
Einmüetic mange süeze vröude machet,

einmüetic vröut ze maniger stunt,
einmüetic, dast ein lieplîch vunt,
swâ rôter munt
gegen liebe lieplîch lachet.

2. Der zerbrochene Krug.

Rîfe und anehanc
hât die heide betwungen,
daz ir liehter schîn
ist nach jâmer gestalt,
Unt der vogel sanc,
die mit vröuden wol sungen,
die sint nû geswîn;
dar zuo klage ich den walt,
Der ist unbekleit.
Dannoch kan si vüegen
herter herze leit,
diu daz wazzer in krüegen
von dem brunnen treit, nâch der stêt mîn gedanc.
Ich brach ir den kruoc,
dâ si gienc von dem brunnen;
ich wart vröuden rîche,
dô ich die lieben sach.
Dô si daz vertruoc,
mir was sorge zerrunnen.
Herte minneclîche
diu liebe dô sprach:
„Ich hân arebeit:
daz ist von iuwern schulden;
mîn vrouwe tuot mir leit,
daz ich allez muoz dulden,
diu mich gester vünf stunt dur iuwern willen sluoc.“
„Nû tuo den willen mîn,
sô helfe ich dir ûz nœten,
unt var sant mir hinne,
sô bistu âne zorn!“
„Des enmac niht sîn,
ê lieze ich mich ertœten,
mîner vrouwen minne
wære iemer mê verlorn.
Einen schillinc sol
si mir und ein hemede;
daz weiz ich vil wol,
daz wære allez mir vremede.
Sô mir daz nû wirt, sô tuon ich iu helfe schîn.“

3. Die Flachsbrecherin.

Uns jungen mac
an vrouwen sanfte misselingen:
Ez kam umb einen mitten tac,
dô hôrte ich eine swingen:
Wan si dahs
wan si dahs
si dahs, si dahs.
Guoten morgen bôt ich ir,
ich sprach: „Got müeze iuch êren!“
Ze hant dô neic diu schœne mir,
dar in sô muost ich kêren.
Wan si dahs,
wan si dahs,
si dahs, si dahs.
Si sprach: „Hie enist der wîbe
niht, ir sît unrehte gegangen;
Ê iuwer wille an mînem lîbe
ergienge, ich sæhe iuch lieber hangen!“
Wan si dahs,
wan si dahs,
si dahs, si dahs.

4. Wiegenlied.

Sol ich disen sumer lanc
bekümbert sîn mit kinden,
sô wær ich lieber tôt.
Des ist mir mîn vröude kranc,
sol ich niht ze den linden
reigen, o wê dirre nôt!
Wîgen wâgen, gugen gagen!
Wenne wil es tagen?
Minne, minne, trûte minne, swîg, ich wil dich wâgen!
Amme, nim daz kindelîn,
daz ez niht enweine;
als lieb, als ich dir sî,
Ringe mir die swære mîn,
dû maht mich alleine
mîner sorgen machen vrî.
Wîgen wâgen, gugen gagen!
Wenne wil ez tagen?
Minne, minne, trute minne, swîg, ich wil dich wâgen!

5. Der Pilgrim.

Von Walhen vuor ein pilgerîn
mit sînem kötzelîne,
Zerhouwen waren im die schuo,
er was so rehte fîne;
Er bat der hereberge in der minne.
„Jâ enist er niht guot pilgerîn,“
sprach der wirt, „vil leit ist er mir hie inne.“
„Waz hilfet iuwer metti gân,
und iuwer venien suochen,
Daz ir des armen pilgerîns
hie inne niht wellet ruochen?“
Er bat der hereberge in der minne.
„Jâ enist er niht guot pilgerîn,“
sprach der wirt, „vil leit ist er mir hie inne.“

6. Die Nachtigall.

Diu nahtegal, diu sanc sô wol,
daz man irs iemer danken sol,
und andern kleinen vogellîn:
dô dâht ich an die vrouwen mîn,
diu ist mîs herzens künigin.

Bruder Wernher.

Obgleich die Bezeichnung „Bruder“, welche dem Namen des Dichters stets beigegeben wird, auf einen Mönch hinzudeuten scheint, so ist derselbe doch, wie er selbst ausdrücklich sagt, ein Laie gewesen. Vielleicht heißt er so als Wallbruder, der durch das Kreuz zur großen Bruderschaft der Wallfahrer gehörte, nicht aber als Krieger, sondern nur als Pilgrim. Wenigstens stellt ihn das Gemälde der Manessischen Sammlung als Pilger mit dem Reisebündel auf dem Rücken dar, wie er, auf den Stab gestützt, vor einem Manne und einer Frau steht und ihnen von seinen Fahrten zu erzählen scheint. Da er nur mit dem Taufnamen Wernher (auch Wirner) genannt wird, so wissen wir auch nicht, zu welchem Geschlecht und Stand er gehörte; denn daß ihm das Gemälde der Pariser

Liederhandschrift ein Wappen beilegt, kann noch nicht beweisen, daß er von adeliger Geburt gewesen sei. Wahrscheinlich stammt Werner aus Oesterreich, jedenfalls hat er lange in diesem Lande gelebt. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das zweite Viertel des 13. Jahrhunderts, da von seinen Gedichten, deren Abfassungszeit sich mit einiger Genauigkeit bestimmen läßt, das älteste vom Jahre 1220, das jüngste von 1248 ist. Sicher ist, daß er ein fahrender Sänger war (14), weshalb wir ihn auch in verschiedenen deutschen Ländern finden. Daß er zum heiligen Grab gezogen sei, ist schon oben angedeutet worden; wann dies aber geschehen, läßt sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Es ist wohl kein Zweifel, daß Bruder Werner mit Walther in näherem Verkehr stand; wenigstens dürfte man dies aus seiner Neigung, den großen Meister nachzuahmen, mit einigem Rechte schließen. Wie dieser nimmt auch Wernher lebhaften Antheil an den Zeitereignissen, welche er beinahe noch schärfer beurtheilt, als Walther. Zwar gingen seine Mahnungen und sein Tadel nicht sowohl, wie bei diesem, aus der richtigen Erkenntniß der Verhältnisse, sondern vielmehr aus einer gewissen ihm angebornen Tadelsucht hervor, die seinen Dichtungen oft das Gepräge der Bitterkeit aufdrückt. Auch fehlte ihm wohl das tiefe Gefühl der Liebe zum Vaterland und zur ganzen Menschheit, welches in Walthers Dichtungen auch dann hervorbricht, wenn er seinem Unmuthe den schärfsten Ausdruck verleiht. Es gibt Menschen, denen Alles in schwarzem Lichte erscheint, welche daher auch jede Erscheinung im Leben mit ihrem Tadel überschütten; und ein solcher mag Werner gewesen sein. Daher sagt er selbst, daß er schelten wolle, so lange er die Zunge rühren könne (14), und um gleichsam seine Tadelsucht zu entschuldigen, berichtet er uns, daß sein Sang schelten müsse, weil es ihm ein Beichtiger zur Strafe seiner Sünden auferlegt habe (16). So ist denn auch Niemand vor den Ausbrüchen seines Unmuths sicher: er tadelt Adam und Even, daß sie von dem verbotenen Obste gegessen, und den König Heinrich (diesen freilich mit vollem Recht), daß er sich habe verleiten lassen, sich gegen seinen Vater, Kaiser Friedrich, zu empören (1); er tadelt den Pabst, daß er in der Lombardei die Ketzer aufkommen lasse, weil er nur daran denke, den Kaiser zu verfolgen, statt seinem geistlichen Amte die nothwendige Aufmerksamkeit zu schenken (2); er tadelt die Weiber, welche sich die Oberherrschaft im Hause anmaßen, und die Männer, welche dies dulden (9). Er klagt über die verdorbene Welt: die Menschen dächten nicht an das Heil ihrer Seele, und an das ungewisse Schicksal, das diese erwarte, wenn sie sich vom Leibe trenne; sie verschöben die Besserung bis es zu spät sei, dem vergleichbar, der beim Brande des Hauses Feuer schreie und selber darin verbrenne (10); und so würden sie endlich durch das jüngste Gericht überrascht werden (3). Er klagt insbesondere, daß in Oesterreich Treue, Ehre, Scham, Zucht, Milde und andere Tugenden täglich mehr schwinden, weil man die jungen Edeln ohne Zwang und Zucht aufwachsen lasse (18); er klagt, daß die Frauen nur dem Reichen ihre Liebe schenken und daß das Gut die wahre Minne verdrängt habe (4); er klagt, daß so viele „Herren“ in Schande leben, falsche Eide schwören, auffahrend gegen ihre Freunde und demüthig gegen ihre Feinde seien, unrecht Gut sich aneignen und bösem Rath Gehör geben (8); man bedauere sie bei ihrem Tode nur, weil sie noch schlimmere Erben hinterließen, welche Wälder ausreuten lassen, weite Felder bauen, Gold und Silber graben, Straßen- und Wasserzölle erheben, und doch dabei geizig und knauserig seien (7). Und wiederum warnt er vor falschen Freunden, die viele Worte machen, ohne zu helfen; sie seien, wie der Glaube ohne gute Werke; insbesondere aber warnt er den Kaiser vor den Fürsten, welche ihm Treue bezeigen, aber in Wolfsweise sich zu ihm gesellen und falsches Beginnen brüten (13). Wer aber unverständig dahin lebe, sagt er, sei mit einem Manne zu vergleichen, der ein Haus baue, dasselbe mit allem Nöthigen ausrüste, jedoch das Dach vergesse (5). Es ist das Tadeln und Schelten so ganz mit seiner Natur verwachsen, daß er selbst sagt: „Wenn ich von Akers in die Heimat zurückkehre, und meine Ankunft im Land erschallt, so wird wohl Mancher erwarten, daß ich die wieder tadle, die sich nicht vor Schande bewahren. Doch bis dahin sollen sie Ruhe haben, fügt er hinzu; wenn ich auch meinen Tadel nicht lassen kann, so hilft er doch Nichts; eher wollte ich einem Steine Blut abzapfen, als einen Kargen zur Milde rühren (15).“ Ja er klagt über sich selbst, daß er sich der falschen Welt hingegeben, die ihm den Halm wie einer jungen Katze vorgezogen, ihm ihren Zaum in den Mund gelegt und ihn durch ihre Lehre blind gemacht habe. So müsse er nackt, wie er geboren, von ihr scheiden, sein ganzer Lohn sei ein Leintuch in dem Grabe (11).

Allerdings hat Werner auch gelobt, aber wie es sich beinahe von selbst versteht, nur Todte; und so verschwenderisch er mit seinem Tadel gegen die Lebenden ist, so unerschöpflich ist er mit dem Lobe, das er den Verstorbenen spendet. Uebrigens gehören die hiehergehörigen Lieder zu seinen besten. In dem Einen beklagt er den Tod des Herzogs Ludwig von Bayern, der im September 1231 auf der Kelheimer Brücke ermordet wurde. „Der Kaiser und der König“, sagt er, „haben an ihm ihre beste Stütze verloren, da er das Reich so in Ordnung hielt, daß alle deutschen Lande des Friedens sich erfreuten; ohne ihn wäre das heilige Land ganz verloren worden; er hat zwischen Pabst und Kaiser Sühne gestiftet; er hat den jungen König bei seiner Pflicht zu erhalten gewußt. So möge Gott geben,“ schließt er, „daß es ihm dort besser ergehe, als hienieden!“ (19) Das zweite Lied beweint den Herzog Friedrich von Oesterreich. „Ich habe ihn schon seit zwanzig Jahren geklagt, und werde ihn bis an mein Ende klagen. Denn sein reines Herz vergaß sich nie gegen Freie, Grafen oder Dienstmannen. Ritter und Knechte wurden alle bei ihm reich; aber so wurde ihm auch von ihnen Alles, was er begehrte, und ihre Tapferkeit war in manchen Kämpfen Goldes werth. Noch sind sie gegen Feinde gute Schildgefährten. Willst du dich daher, werther König von Böhmen, gegen Feinde sicher stellen, so hilf den Biderben aus Oesterreich, und folge mir, so wirst du nicht missefahren!“ (17) Man sieht aus dem Schlusse des Gedichts, daß es eigentlich einen andern Zweck hat, als den schon vor zwanzig Jahren verstorbenen Herzog Friedrich zu beklagen, daß die Absicht desselben vielmehr dahin geht, den König Ottokar von Böhmen gegen die Edlen Oesterreichs milder zu

stimmen. Der Dichter hätte dies aber gewiß auf keine bessere Weise thun können, als indem er das schöne Verhältniß des österreichischen Adels zum geliebten Fürsten darstellt, und zugleich andeutet, welche mächtige Hülfe der Herzog in schweren Zeiten bei seinen Vasallen fand. Und so ist die Composition und der Gang des kleinen Gedichts wirklich meisterhaft zu nennen, wie denn Werner gerade in dieser Beziehung ausgezeichnet zu werden verdient. Seine Sprüche — denn zu diesen gehören die meisten seiner Gedichte — sind in Form und Darstellung gleich gelungen, und namentlich muß die Kunst anerkannt werden, mit welcher er die Gedankenfülle seiner Dichtungen in den engen, meistens zwölfzeiligen Rahmen zu fassen weiß, den er vorzugsweise liebte. So haben seine Sprüche etwas Sonettenartiges; und ob sie gleich den schönen Bau des Sonetts nicht haben, so behandelt er die von ihm gewählte Form doch mit solcher Gewandtheit, daß ihm höchstens Walther vorgezogen werden kann. Uebrigens scheint er, nach einem seiner Gedichte zu urtheilen (6), ein sehr fruchtbarer Dichter gewesen zu sein, so daß wohl nur ein kleiner Theil seiner Dichtungen auf uns gekommen ist.

1. Adam und Eva.

Got hât Adâme unt Êven geben in paradîse wunne vil
Adâme tet er undertân gar wilde unt zâm, bis ûf ein zil,
ein obez, daz dû soldest mîden dur solch ungemach.
Der slange ez Êven ezzen hiez; nu æze dûz ouch ûf ir rât.
Mir ist leit, daz dus niht eine engülte, und es diu werlt noch kumber hât.
Es kam alsô, daz einem jungen künige alsam geschach,
Dem ouch der krône was gedâht,
rîcheit und êre, wan daz er niht wolde mîden
einen schalc, dem hât der tievel valschen rât ze munde brâht,
dâvon si beide ein sûrez muosten lîden.
Süln wir engelten des, unt daz Adâm und Êve den apfel az,
sô engülde ich, des ich nie genôz: Got hêrre, vüege ez allez baz!

2. An den Pabst.

Grêgôrje, bâbest, geistlich vater, wache unde brich abe dînem slâf,
du wende, daz in vremder weide iht irre loufen dîniu schâf:
ez wahset junger wolve vil in trügelîcher wât.
Lamparten glüet in ketzerheit: war umbe leschestu daz niht,
daz man sô vil der dîner schâfe in ketzer vuore weiden siht?
Si schenkent dir von golde ein tranc, daz dich in sünden lât.
Dem keiser hilf sîn reht behaben,
daz hœhet dich und alle geistlich orden.
Gedenke wol, daz Got die marter umb uns leit unt wart begraben!
Lâz zwischen dir und im niht hazzes horden;
sô wirt der vride und der geloube starc, unt nimt niht abe;
sô süln wir prüeven eine vart vür sünde hin ze Gotes grabe.

3. Das jüngste Gericht.

Dâ mite wir nu sîn geborn, dâ mite muoz ouch enden sich:
die engel blâsent ûf ir horn ze jungest, alsô dunket mich,
dâ müezen wir ze buoze stân der sünden, daz ist reht.
„**I**st aber iht genâden dâ?“ sô sprichet diu jæmerlîche schar.
„Jâ, dâ ist genâden vil, swer si ze rehte bringet dar;
wan siht in einer wirde dâ den hêrren und den kneht.“
Got sprichet: „Diz leit ich dur dich,
mîne wunden bluotent mir vil sêre!“
Wir leben in der werlte in vrîem muote; daz erbarme dich,
hêrre Got, dur dîner marter êre,
daz uns niht geschehe, als in; wir sparn ez ûf den lesten tac;
wir setzen diu hôhiu pfant, diu nieman dort erlœsen mac.

4. Feile Liebe.

Gevater und der vûle zant an grôzen nœten sint ze swach;
smæhe vîende und kleine wunden dicke vüegent ungemach;
hât swach geburt grôz übermuot, dâ kiesent tôren bî.
Manic zunge sprichet süezin wort, dâ doch der angel stichet dar;
ein wîse man, der minnet Got, swaz er geret, daz lât er wâr:
hât rîcher man verschamten muot, der ist gar êren vrî.
Diu schame ist vor der zungen guot;
zuht êret wol den alten und den jungen;
ein schœne wîp mit reinen siten gît werdem manne hôhen muot;
guot hât der minne reht ein teil verdrungen;
swer gît, der ist liep; daz hân ich an den swarzen buochen wol erlesen:
sît sich diu werlt hie hât verschamt, sô schaffen, daz wir dort genesen.

5. Das Haus ohne Dach.

Swer kostelîche ein schœne hûs mit holze reht entworfen hât,
die siule grôz, die wende starc, ûf drémel wol gedillet stât,
gespenget wol, und daz die türn mit slozen sîn bewart,
Der virst in rehter mâze erhaben, mit starken hengelboumen sleht,
dar ûf mit latten wol geströut, an hœhe und an der wîte reht:
ob ez nu gar bereitet sî, mich dunket an der vart,
Lât erz belîben âne dach,
die tremel, siule und ouch die starken wende,
daz würde ein niht. Ich wæne, ich ir einez wîlent ze Wiene sach;
daz nam dâ von vil lasterlich ein ende:
als ez diu nezze und ouch der snê mit winde sunder dach ergreif,
si schuofen, daz in kurzer vrist an êren ez vil gar zersleif.

6. Lieber schweigen, als das Laster loben.

Ich hân so vil gesungen ie, daz manger nu geswüere wol,
ich hete gar gesungen ûz: ich hân noch ganze winkel vol
der kunst, diu reht an singen zimt, als ich si bringe vür.
Ich wolde ê gar swîgen, ê ich niemer mê gesünge niht,
ê daz ich schande alsô verswige, der leider al ze vil geschiht,
und daz ich mînen süezen spruch an valscher milte vlür.
Durch vorhte maniger swîgen muoz,
der ouch dur lôsen lop den argen singet;
demselben wirt ze lône kûme ein danken und ein valscher gruoz,
swer tôren vröut und ir gemüete ringet.
Ich bin vil dicke alsam gevröut, dar nâch ze trûren mir geschach,
dô mir niht baz gelônet wart, unt ich doch lop mit triuwen sprach.

7. Es kommt nichts Beßres nach.

Swâ herren sterbent, daz ist schade, unt sol des doch wol werden rât,
wan daz ir eteslîcher hie so gar unnützen erbe lât;
der guot erstirbet, des sich vil der liute solde nern.
Wan siht in welden riuten vil unt dar zuo bûwen breitiu velt,
wan grebt in silber und in golt; diu strâzze und al der wazzer gelt,
das dienet in, unt siht man si doch kleineclîche zern.
Sô wê mir, wê der alten vlorn,
daz man der jungen siht sô vil verzîhen,
und iemer wê, daz ich vür eteslîchen hân sô vil gesworn,
an dem ich wânde, er wolde ümbe êre entlîhen
sîn guot den kumberhaften; dem die rîcher gernde schuldic sint:
wir süln den argen iemer klagen, der uns hie lât sîn erger kint.

8. Wäre ich ein Herr!

Ich weiz der hêrren manigen, und hete ich ir eines guot,
ich wolde verre baz, danne er, vor schanden sîn behuot,
ich wolde ouch baz die sêle vor des tievels banden nern.
Ich wolde ouch varndez guot dur Got und êre baz verzern,
ich wolde ouch valscher eide niht von herzen vil geswern,
gedultic sîn gegen vriunden, unt gegen vîenden hôch gemuot.
Ich wolde ouch rehter vuore pflegen,
unt wolde valsche lân;
unreht gewinnen guot, des wolde ich mich vil gar bewegen:
mich dunket, daz wære allez wol getân.
Ich wolde ouch hazzen bœsen rât, den schalc den liuten zôren traget,
dâ mite die hêrren würden wert, swie lützel manz in vor gesaget.

9. Weiberherrschaft.

Wan siht vil dicke an manger stat, daz wîp gewaltes pfliget,
unde daz selten wîbin man ir strîtes an gesiget;
ein mennin man, der under stüende des gewaltes vil,
Der spræche: „Vrouwe, dû solt niht anders tuon, wan daz ich wil;
Lâ mich mit dir gelîche ziehen in der êren sil:
tuostu des niht, ich wæne, mannes zorn ûf dir geliget.“
Ein wîp, diu guote wizze hât,
diu teile ir manne mitte,
alsô dazs im in wîbes güete gebe getriuwen rât,
daz er sich wende an werdeclîche sitte.
In hôhem muot ein mennin man, in süezer kiusche ein reinez wîp,
der name ir orden wol gezimt, und ist gelopt ir beider lîp.

10. Zu spät!

Swer sîne riuwe anz ende lât,
der tuot als ein unwîser man,
der gebûwen hât ein hûs mit schœnem holze guot;
Dô kom ein zürnic viur dar an,
dô stuont sîn sin, sîn wort, sîn rât
ûf anders niht wan: „Leschâ, hèrre!“ als noch vil maniger tuot.
Dô im vergie daz viur die tür,
dô muost er selbe und ouch sîn guot in sînem hûse verbrinnen.
Diz bîspel künde ich mir und tumben liuten vür,
daz wir den sünden vor dem tôde enpfliehen und entrinnen.
Het ouch der selbe unwîse man gewunnen ê den rehten muot,
sô het er vor des viures kraft sich selben ûz getragen und ouch sîn guot.

11. Falschheit der Welt.

Sô wê dir, welt, sô wê im, der dir volgen muoz!
Dîn lôn ist kranc, du gîst den angel iemer nâch der süeze,
du treist untriuwe und allen valsch ûf dînem rügge enbor;
Ich hân in dînen wec gesetzet mînen vuoz;
ezn wende Got von himele, sô wæne, ich dir volgen müeze,
du ziuhest mir den halm als einer jungen katzen vor.
Dîn lôn ist als ein rîcher troum,
der nâch dem slâfe swindet;
du hâst in mînen muut gestricket dînen zoum,
dâ von mîn lîp in dîner lêre erblindet.
Ze dir ich nackent wart geborn, und scheide ouch wider blôz von dir:
ein lînîn tuoch vür mîne schame, und anders niht, gîst du ze lône mir.

12. Falsche Freunde.

Ein wort der keiser Otte sprach,
daz ich unz an mîn ende wil behalten.
Klagte ime ein valscher ungemach,
des triuwe er ûze und inne wol erkande,
Dô sprach er: „Mir ist umbe dich,
des setze ich mîne wârheit dir ze pfande,
rehte, alse dir ist umbe mich;

der stæte süln wir gegen ein ander walten."
Ein valscher vriunt mit valsche klaget,
swaz sînem stæten vriunde leides wirret;
wil er gelouben, swaz er saget,
sô wirt der stæte vriunt an sînem trôste gar verirret.
Wan seit, daz der geloube sî gar âne guotiu werc ein niht:
als ist mit rede ein vriunt, den man niht an der helfe siht.

13. Falsche Fürsten.

Swelch vürste nâch dem keiser gât
in dem gelîche, als ern mit triuwe meine,
und ûf in prüevet valschen rât,
der hât sich zim in wolves wîs gesellet.
Der slîchet in dem walde nâch
dem man, ist, daz er strûchet ald er vellet,
zehant sô wirt dem wolve gâch,
daz er ûf im gelige, der valsche unreine.
Her keiser, seht zem vuoze vür,
ir sult iuch hinden wol mit witzen hüeten;
der iuch in wolves orden spür,
daz understêt enzît, ê daz der valsch beginne brüeten.
Von eim halme kumt ein viur, der niht sîn zünden under stât,
dâ von ein hûs enbrinnet gar und an die schiuren gât.

14. Tadel bis zum Tode.

Nieman sol guot vor mir versparn:
sint daz ich gedenke, vil der jâre
hân ich der lande vil durch varn;
sô ken ich ouch der dorfe deste mêre.
Ich kan ouch deste baz gesagen,
wâ mit der man verliuset wirde und êre:
swar ich daz iendert muoz verdagen,
daz vrümet vor schanden niht gegen eime hâre.
Ich wil ouch unverworfen sîn,
derwîle unde ich gerüeren mac die zungen,
sô tuon ich mit gesange schîn,
ob ich ein schelten prüeven kan den alten und den jungen;
ich meine die alten, die mit schanden haben gelebet von kindes jugent,
dar zuo mein ich die jungen, die dâ wahsen âne tugent.

15. Die Unverbesserlichen.

Swenne ich von Âkers kum gewant
her in der Tiutschen habe,
mîn kunft erschillet in diu lant,
daz eteslîcher wol da vür geswüere,
Der niht vor schanden ist bewart,
sô müeze ich Kristes grabe
niemer geleisten mîne vart,
ob ich die selben niht mit schelten rüere.
Die wîle sô gibe ich in allen vride,
daz ich ir laster offenbær gesinge,
unt weiz doch wol, solt man mich lœsen von der wide,
daz ich niht mac verlâzen, ald ich betwinge;
unt weiz doch wol, ê ich ein argen zagen getwünge ûf milten muot,
daz ich mit riemen liehter twünge einen stein, daz man im an der ader lieze bluot.

16. Die Buße.

Der hêrren guot unt hêrren namen
ze rehte nieman solte hân,
niwan der mit den beiden ordenlîche künde leben.
Daz ist unherlîche getân,
swer sich niht wil untriuwen schamen
unde ouch der grôzen kerge, dâ man solte umb êre geben.
Die hân ouch ich vür hêrren niht,
si müezen anders, denne wol, an mîme sange veigen;
sus bin ich hie gescheiden von der werden pfliht;
des möhte ir sumelîcher lîhte an mir erzeigen
ein schelten, daz von mir ûf in von sînen schulden gât:
daz gab ein bîhteger ze buoze mir vür alle mîne missetât.

17. Auf den Tod des Herzogs Friedrich von Oesterreich.

Ich hân geklaget unt klag ez an
wol zweinzic jâr, ie baz unt baz,
unt muoz ouch an mîn ende klagen den vürsten Vriderîch.
Sîn reines herze sich nie vergaz
gegen graven, vrîen, dienest man;
ritter unt knehte, die wurden alle bî im rîch.
Er hete von in, swes er gert,
swâ man dem lande êre werdiclîche solde beherten,
ir ellen was in manigen strîten goldes wert.
Doch sint sie gegen vîenden noch vil guote schiltgeverten.
Vil werder künic ûz Beheimer lant, wiltu dich gegen vîenden scharn,
sô hilf den biderben ûz Ôsterrîch, unt habe ûf mir, dir mac nie missevarn.

18. Verdorbene Welt.

Ich hân durch zuht vil zuhtelîch
dâ her alle mîne leit gedaget,
nû wellen si von tage ze tage ie lenger breiten sich.
Ach, hêrre Gott, dir sî geklaget;
daz triuwe unde êre in Ôsterrîch,
scham unde zuht, diu milte, tugent swindent, daz klage ich.
Âne twanc læt man die jungen wesen,
des vürhtent sie niht, daz sie ieman welle ûf êre ziehen.
Nû râtet, wîse vriunt, wie daz ich süle genesen,
sît daz die rîchen edelen wellen alle tugende vliehen.
Êwîlen was diu zuht sô wert, daz man ir zallen arten gêrt:
nû hât ez sich verkêret sô, daz man die jungen tugende niht enlêrt.

19. Auf den Tod des Herzogs Ludwig von Bayern.

Junc unde alt, rîche und arm, helfet mit mir klagen
des vürsten tôt ûz Beierlant! Wer sol uns nû ergetzen
der grôzen triuwe, die man stæteclîchen an im vant?
Dem keiser und dem künige ist helfe an im erslagen;

er kunde daz rîche alsô berihten unde alsô besetzen,
daz ez âne alle werre stuont über alliu Diudische lant.
Daz lant über mer wære gar verlorn
wan sîne starken ræte;
der bâbes unt der keiser heten grôzen zorn:
die suone machte er mit triuwen stæte;
er schuof ouch, daz der künic bleib an sîner rehten ê:
alsô er ez geschaffen habe, Got gebe, daz ez im dort baz ergê.

Der Tanhäuser.

Es gehört dieser Dichter ohne Zweifel zu dem Oesterreichisch-Bayerischen Geschlechte der Grafen von Taunhusen, obgleich spätere Ueberlieferung ihn einen Franken nennt. Da man seinen Taufnamen nicht kennt, ist es nicht möglich, Näheres über ihn zu ermitteln; doch geben seine Lieder mancherlei Andeutungen über seine Lebensverhältnisse und seine Beziehungen zu verschiedenen Fürsten, da er als wandernder Sänger von seiner Kunst lebte. Wir finden ihn zuerst am Hofe des Herzogs Friedrich II. von Oesterreich, der im J. 1246 starb. Diesem Fürsten, dem er ein Loblied sang, hatte er viel zu verdanken; er hatte von ihm sogar mehrere Besitzungen erhalten. Nach des Herzogs Tod ging es ihm ziemlich schlecht, da er sein Gut verpraßte und Niemand ihm zu Hülfe kam (3); er sah sich daher wieder zum wandernden Leben gezwungen. Vorher schon (wahrscheinlich im J. 1228) hatte er eine Kreuzfahrt mitgemacht, von der er in mehren Gedichten spricht, die nicht nur durch die Erzählung seiner Reiseabenteuer, sondern auch dadurch interessant sind, daß er die Länder und Völker erwähnt, die er besucht oder von denen er gehört hatte. Von Oesterreich scheint er sich nach Bayern gewendet zu haben, wo er am kunstliebenden Herzog Otto II. (1231—1253) einen neuen Beschützer fand, durch dessen Tod er aber wieder in Mangel und Dürftigkeit gerieth und neuerdings den Wanderstab ergreifen mußte. Er zog nun zu manchen Fürsten und Herren, doch ist sein Aufenthalt bei denselben immer nur kurz und vorübergehend gewesen. Wahrscheinlich ist er schon vor 1273 gestorben, da sich in seinen Gedichten keine Spuren finden, daß er die Zeit Rudolfs von Habsburg erlebt habe. Seine Name knüpft sich bekanntlich an eine Sage, in welcher erzählt wird, daß er in den Vennsberg gezogen sei; es mag wohl sein, daß der Dichter selbst die erste Veranlassung zu dieser Sage gegeben hat, da er allerdings in Leichtsinn und Ueppigkeit lebte, und er in späteren Liedern sein Leben bereute, wie denn das Volkslied die Reue des Tannhäusers ausdrücklich erwähnt, ja dieselbe zum Mittelpunkt der ganzen Begebenheit macht.

Wie Nithart, so hat auch der Tanhäuser vorzugsweise das Landleben und seine ländlichen Abenteuer zum Gegenstande seiner Dichtungen gewählt; allein, wenn er auch oft in seinen Darstellungen die Gränzen des Anstands überschreitet, so verfällt er doch nicht leicht ins Pöbelhafte und Gemeine, wie sein Vorgänger. Eben so wenig aber ist er mit Gottfried von Nifen zusammenzustellen. Denn dieser hat nicht bloß die Stoffe zu seinen Liedern aus dem Landleben genommen, er hat sie auch in volksthümlicher Weise dargestellt; er hat Sinn und Geist des Volkslieds in sich aufgenommen, so daß uns bei ihm das wirkliche Volksleben entgegentritt, dessen Natürlichkeit und Wahrheit uns mit seiner Derbheit versöhnt. Der Tanhäuser streift dagegen den höfischen Dichter niemals ab; daher sind seine Bauerndirnen, von denen er in der Erzählung seiner mannigfaltigen Liebesabenteuer spricht, nur daran als solche zu erkennen, daß er sie auf dem Lande sucht und findet. Sie könnten eben so gut Stadtmädchen oder adelige Damen sein; denn der eigenthümliche Charakter der Landbewohner, die naive Einfalt, die fröhliche Lebenslust, die sich von der civilisirten Lüsternheit wesentlich unterscheidet, gelangt in seinen Darstellungen niemals zur Erscheinung. Dazu kommt noch, daß er überall mit seinem Wissen glänzen will, auf alle möglichen Dichtungen und deren Personen anspielt, und manchmal im Uebermaß französische Worte einmischt, was seinen Liedern und Leichen einen widrigen Anstrich von Pedantismus gibt (1), der mit der Darstellung ländlicher Scenen in grellem Widerspruche steht. Ueberhaupt hat er kein schöpferisches Talent, was er selbst fühlte, als er sagte, daß es ihm an guten Tönen fehle (3). Daher ist es auch nicht zu verwundern, daß er jeden guten Gedanken, der ihm auf irgend eine Weise entgegenkam, nicht eher fahren ließ, als bis er ihn auf das Vollständigste ausgebeutet hatte. So zieht sich der, daß seine Geliebte als Preis ihrer Minne Unmögliches von ihm fordert, durch drei Lieder hindurch, von denen wir Eines, „des Sängers Klage" aufgenommen haben (3). Und zudem rührt dieser Gedanke wahrscheinlich nicht einmal von ihm her, sondern ist vermuthlich irgend einem Volksliede entnommen; wenigstens ist das Tragikomische, welches darin liegt, ganz volksmäßig und zudem finden wir in den Volksmährchen sehr häufig als Mittelpunkt der Erzählung, daß irgend Jemandem Unmöglichkeiten auferlegt werden, von deren Erfüllung gewöhnlich großes Glück, insbesondere der Besitz einer geliebten Person abhängt. Der mitgetheilte Tanzleich (1), dessen rhythmische Bewegung allerdings dem Inhalte vollkommen entspricht, gibt sonst keinen sehr hohen Begriff von des Dichters poetischem Talent; denn statt uns mit einigen wenigen Zügen ein anschauliches und treffendes Bild der Geliebten zu geben, erwähnt er in langweiliger Aufzählung jede einzelne Schönheit derselben, wodurch gerade der Gesammteindruck, auf den es doch hauptsächlich ankam, vollständig verloren geht. Ueberhaupt ist der Tanhäuser nichts Anderes, als ein gewöhnlicher Bänkelsänger ohne eigene Gedanken, ohne Tiefe der Empfindung, der aber dabei viel Gewandtheit besaß, so daß er sich fremde Ideen und Formen leicht aneignete, und hiedurch einen sehr unverdienten Ruf erwarb. Um sich davon recht zu überzeugen, braucht man nur eines seiner besten Lieder, dasjenige, in welchem er sein trauriges, selbstverschuldetes Schicksal besingt (3), mit denen Walthers zu vergleichen, die dessen Armuth zum Gegenstande haben. Aus demselben Liede geht übrigens hervor, daß der Tanhäuser eigentlich nichts Anderes war als ein Spaßmacher, denn wenn er in der Verzweiflung ausruft: „Wer hält noch Thoren, wie er (der Herzog von Oesterreich) that?" so meint er doch damit vor Allem sich selbst.

1. Liebesabenteuer. Ein Tanzleich.

Der winter ist zergangen,
daz prüeve ich ûf der heide,
aldar kam ich gegangen,
guot wart mîn ougen weide.

Von den bluomen wolgetân,
(wer sach ie so schœnen plân?)
der brach ich zeinem kranze,
den truog ich mit tschoie zuo den vrouwen an dem tanze.
Welle ieman werden hôch gemuot, der hebe sich ûf die schanze.

Dâ stât vîol unde klê,
sumerlaten, camandrê,
die werden zîtelôsen,
ôstergloien vant ich dâ, die liljen und die rôsen:
dô wunschte ich, daz ich sant miner vrouwen solte kôsen.

Si gap mir an ir den prîs,
daz ich wære ir dulz amis
mit dienste disen meien:
dur si sô wil ich reien.

Ein fôres stuont dâ nâhen,
aldâr begunde ich gâhen,
dâ hôrte ich mich enpfâhen
die vogel alsô suoze;
sô wol dem selben gruoze!
Ich hôrte dâ wol schantieren,
die nahtegal toubieren;
aldâ muoste ich parlieren
ze rehte, wie mir wære;
ich was âne alle swære.

Ein riviere ich dâ gesach,
durch den fôres gieng ein bach
ze tal über ein planiure;
ich sleich ir nâch, unz ich si vant, die schœnen creatiure;
bî dem fontâne saz diu klâre, diu süeze von faniure.

Ir ougen lieht unt wolgestalt,
si was an sprüchen niht ze balt,
wan mehte si wol lîden;
ir munt ist rôt, ir kele ist blanc
ir hâr reit val, ze mâze lanc,
gevar alsam die sîden:
solde ich vor ir ligen tôt, in mehte ir niht vermîden.

Blanc, alsam ein hermelîn,
waren ir diu ermelîn,
ir persône, diu was smal,
wol geschaffen über al.

Ein lützel grande was si dâ,
wolgeschaffen anders wâ,
an ir ist niht vergezzen:
lindiu dichel, slehtiu bein, ir vüeze wol gemezzen;
schœner forme ich nie gesach, diu mîn côr hât besezzen;
an ir ist elliu volle:
dô ich die werden êrest sach, dâ huop sich mîn parolle.

Ich wart vrô,
unt sprach dô:
„Vrouwe mîn,
ich bin dîn,
dû bist mîn,
der strît, der müeze iemer sîn.
Dû bist mir vor in allen;
iemer an dem herzen mîn
muostu mir wol gevallen;
swâ man vrouwen prüeven sol, dâ muoz ich vür dich schallen,
an hübsch und ouch an güete,
dû gîst aller contrâte mit tschoie ein hôch gemüete!“

Ich sprach der minneclîchen zuo:
„Got, und anders nieman tuo,
der dich behüeten müeze!“
Ir parol, der was süeze.

Sâ neic ich der schœnen dô,
ich wart an mînem lîbe vrô,
dâ von ich ir salwieren,
si bat mich, ir schantieren
von der linden esten
unt von des meijen glesten.

Dâ diu tâvel runde was,
da wir dô schœne waren,
daz waz loup, dar under gras;
si kunde wol gebaren;
dâ was niht massenîe mê,
wan wir zwei dort in einem klê:
si leiste, daz si dâ solde,
unt têt, daz ich dâ wolde.

Ich tet ir vil sanfte wê;
ich wünschte, daz ez noch ergê;
ir zimt wol daz lachen;
dô begunden wir beide dô ein gemellîchens machen;
daz geschach von liebe und ouch von wunderlîchen sachen.

Von amûre seit ich ir;
daz vergalt si dulze mir,
si jach, si lite ez gerne,
daz ich ir tæte, als man den vrouwen tuot dort in Palerne.

Daz dâ geschach, dâ denke ich an;
si wart mîn trût und ich ir man:
wol mich der aventiure!
Erst iemer sælic, der si siht,
sît daz man ir des besten jiht;
sist alsô gehiure;
elliu granze dâ geschach von uns ûf der planiure.

Ist ieman, dem gelinge baz,
daz lâze ich âne haz;
si was sô hôhes muotes,
daz ich vergaz der sinne:
Got sône ir alles guotes!
sô twinget mich ir minne.

Waz ist, daz si mir tuot?
allez guot,
hôhen muot
habe ich von ir iemer;
in vergezze ir niemer.

Wol ûf, Adelheit,
dû solt sant mir sîn gemeit!
Wol ûf, wol ûf, Irmengart,
dû muost aber an die vart!
Diu dâ niht entspringet, diu treit ein kint!
Sich vröuwent al gemeine, die dir sint.

Dort hœre ich die vlôuten wegen,
hie höre ich den sumber regen.
Der uns helfe singen,
disen reijen springen,

dem müeze wol gelingen
zallen sînen dingen!
Wâ sint nû di jungen kint,
daz si bî uns niht ensint?
Sor ie, sô sælic sî mîn Künigunt!
Solt ich si küssen tûsent stunt
an ir vil rôse varwen munt,
sô wære ich iemer mê gesunt,
diu mir daz herze hât verwunt
vaste unz ûf der minne grunt,
der ist enzwei.
Heia, nû hei!
des videlæres seite der ist enzwei!

2. Das Unmögliche.

Mîn vrouwe diu wil lônen mir,
der ich sô vil gedienet hân,
des sult ir alle danken ir,
sî hât sô wol ze mir getân:
Sî wil, daz ich ir wende den Rîn,
daz er vür Kobelenze iht gê;
sô wil si tuon den willen mîn;
mag ich ir bringen von dem sê
Des grienes, dâ diu sunne gêt
ze reste, sô wil si mich wern;
ein sterne dâ bî nâhe stêt,
des wil sî mir von mir niht entbern.
Ich hân den muot,
swaz sî mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
sî hât sich wol an mir behuot, diu reine:
sunder Got al eine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.
Ich muoz den mânen sînen schîn
benemen, sol ich sî behaben,
sô lônet mir diu vrouwe mîn,
mag ich die werlt alumbe graben:
Meht ich gevliegen als ein star,
sô tæte diu liebe, des ich ger,
und hôhe sweiben als ein ar,
unde ich ze mâle tûsent sper
Zertræte, als mîn her Gâmuret
vor Kamwoleis mit rîcher tjost,
sô tæte diu vrouwe mîne bet:
sus muoz ich haben hôhe kost.
Ich hân den muot,
swaz sî mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
sî hât sich wol an mir behuot, diu reine:
sunder Got aleine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.
Sî giht, muge ich der Elbe ir vluz
benemen, sô tuo sî mir wol,
dar zuo der Tuonouwe ir duz,
ir herze ist ganzer tugende vol.
Den sâlamander muoz ich ir
bringen ûz dem viure her,
sô wil diu liebe lônen mir,
unt tuot ze mir, des ich dâ ger.
Mag ich den regen und den snê
erwenden, des hœre ich sî jehen,
dar zuo den sumer und den klê,
sô mac mir liep von ir geschehen.
Ich hân den muot,
swaz sî mir tuot,
daz sol mich allez dunken guot;
sî hât sich wol an mir behuot, diu reine:
sunder Got aleine,
sô weiz die vrouwen nieman, die ich dâ meine.

3. Des Sängers Klage.

Daz ich ze herren niht enwart, daz müeze Got erbarmen:
des gît man mir des goldes niht, daz man dâ vüert von Walhen:
Die herren teilentz under sich: so kapfen wir, die armen,
wir sehen jæmerlîche dar, sô vült man in die malhen.
Sô kumt uns anderthalben von Düringen vil von guote,
daz lâze ich ûf die triuwe mîn, daz ich des nien-der muote;
swie tumb ich sî, ich vinde dâ den, der mich ge-hielte schône:
ich wære ê iemer âne guot, ê ich schiede von der krône.
Dem künige spriche ich wol: in weiz, wenne er mir lône.
Ich solde wol ze hove sîn, dâ hôrte man mîn singen:
nû irret mich, daz nieman weiz, in kan niht guo-ter dœne,
Der mir die gæbe, sô sunge ich von hovelî-chen dingen,
ich sunge verrer unde baz von allen vrouwen schœne;
Ich sunge von der heide, von loube unt von dem meien,
ich sunge von der sumerzît, von tanze und ouch von reien;
ich sunge von dem kalten snê, von regen unt von winde,
ich sunge von dem vater und der muoter, von dem kinde:
wer lœset mir diu pfant? — wie wênic ir der vinde!
Diu schœnen wîp, der guote wîn, diu mur-sel an dem morgen
unt zwirent in der wochen baden, daz scheidet mich von guote.
Die wîle ich daz verpfenden mac, sô lebe ich âne sorgen:
swenne ez an ein gelten gât, sô wirt mir wê ze muote,
Und ich diu pfant sol lœsen, sô kumt daz liep ze leide,
sô sint diu wîp gar missevar, swenne ich mich von in scheide,
der guote wîn, der sûret mir, swenne ich sîn niht mac verpfenden.
Wenne sol mîn tumber muot an trûren sich voll-enden?
Jâ weiz ich der herren niht, die mînen kumber wenden.
Jâ, herre, wie hab ich verlorn den helt ûz Ôsterrîche,
der mich sô wol behûset hât nâch grôsen sînen êren!
Von sînen schulden was ich wirt: nû lebe ich trûreclîche,
nû bin ich aber worden gast: war sol ich armer kêren?
Der mich sîn noch ergetze, wer tuot nâch im daz beste?

wer haltet tôren, als er têt, sô wol die stolzen geste?
des var ir irre, nun weiz, wâ ich die wolgemuoten vinde.
Unt lebte er noch, sô wolde ich selten rîten gegen dem winde.
Der wirt sprichet: „Wè, her gast, wie vriuset iuch sô swinde!“
Ze Wiene hât ich einen hof, der lac sô rehte schône;
Liupoltsdorf war dar zuo mîn, daz lît bî Luchse nâhen;
Ze Hinperc hât ich schœne guot; Got im der wirde lône!
Wenne sol ich iemer mêr die gülte dar abe enpfâhen?
Ez sol mir nieman wîzen, ob ich in klage mit triuwen:
mîn vröude ist elliu mit im tôt, dâ von muoz er mich riuwen.
Wâ wiltu dich behalten iemer mêre, Tanhûsære?
Weist aber ieman, der dir helfe büezen dîne swære?
Ôwê, wie daz leuget sich; sîn tôt ist klagebære.
Mîn soumer treit ze ringe gar, mîn pferit gât ze swâre,
die knehte mîn sint ungeriten, mîn malhe ist worden lære,
Mîn hûs, daz stât gar âne dach, swie ich dar zuo gebâre,
mîn stube steht gar âne tür, daz ist mir worden swære,
Mîn kelre ist in gevallen, mîn küche ist mir verbrunnen,
mîn stadel stât gar âne bant, des höus ist mir zerrunnen;
mir ist gebachen, noch gemaln, gebrûwen ist mir selten;
mir ist diu wât ze dünne gar, des mag ich wol engelten:
mich darf durch geræte nieman nîden, noch beschelten.

Der Marner.

Der Name **Marner** war in früheren Zeiten die gewöhnliche Benennung der Meerfahrer; manche Andeutungen könnten vermuthen lassen, daß auch der Dichter, der diesen Namen führt, denselben seiner großen Reisen wegen erhalten habe: doch ist es deshalb nicht wahrscheinlich, weil er, so viel bekannt ist, keine Seefahrten gemacht hat; und so mag Marner doch sein Geschlechtsname sein. Sein Vorname war Konrad. Es ist zweifelhaft, ob er von adeliger Geburt gewesen, ob er gleich von den späteren Meistersängern „ein Edelmann“ genannt wurde; wie bei Walther, so scheint auch bei ihm die ganze Richtung seiner Gedichte auf bürgerliches Element hinzuweisen. Sicher ist, daß er aus **Schwaben** stammte, und schon gegen 1240 dichtete. Auch er war ein wandernder Sänger und theilte das gewöhnliche Loos dieser Leute, Armuth und Dürftigkeit. Doch mag er auch bessere Zeiten erlebt haben, denn er klagt ausdrücklich über die Wandelbarkeit der Freunde, die ihn geehrt und gepriesen hätten, als er noch bei Gute war und ihnen manchen Dienst erwies, ihn aber nicht mehr kennen wollten, seit er arm geworden (10). Sein wanderndes Leben führte ihn nothwendig mit andern gleichzeitigen Dichtern zusammen; er scheint aber nicht in den freundschaftlichsten Beziehungen zu ihnen gestanden zu haben, wie seine Spottgedichte auf Reinmar von Zweter (4) und Rumelands Satyre auf ihn deutlich genug darthun (s. unten bei diesem 1). Daß die fahrenden Sänger nicht bloß ihre eigenen Gedichte, sondern auch und wohl vorzugsweise Lieder anderer Dichter vortrugen, geht unzweifelhaft aus einem Spruche des Marners hervor, in welchem er klagt, daß die Leute lieber die Abenteuer von Dietrich von Bern, den Nibelungen und so weiter singen hören, als seine eigenen Lieder (17), denn er stellt diese offenbar denen entgegen, die er namentlich anführt, und es beweist gerade dieser Gegensatz, daß er diese von ihm genannten Dichtungen nicht selbst verfaßt haben kann, was von der Hagen anzunehmen scheint, wie denn auch kein Grund für die Behauptung vorliegt, daß der Marner nicht die auf uns gekommenen Lieder der Nibelungen u. s. w. vorgetragen habe, sondern andere, von denselben ganz verschiedene. Daß aber die wandernden Sänger nicht bloß volksthümliche Dichtungen, sondern auch epische und lyrische Poesien anderer höfischen Dichter vortrugen, erhellt genugsam aus einem andern Spruch, mit welchem er vermuthlich seine Zuhörer auffordert, selbst zu bestimmen, was er singen solle, und mit dessen Schluß er die unzufriedenen Tadler schon von vornenherein abweisen wollte. „Ich sänge wohl eine Fabel oder eine Erzählung, eine Wahrheit oder eine Lüge; ich sänge wohl, wie Titurel die Templeisen bei dem Grale erzog (also von Wolfram v. Eschenbach); wie süß der Sirenensang ist und arg des Krokodillen Zorn; ich sänge auch von der Drachen feurigem Hals und wie der Greife fliegt, wie sich des Salamanders Fell im heißen Feuer streckt und schmiegt, und wie sich theilt der Schimären Leib und wie die Viper wird geboren. Ich sänge auch wohl, wie seine Eier brüten kann der Strauß, wie sich der Phönix verjüngt wie der liegt, der Manchen wegen seines Geizes in der Wunderburg verschlungen hat. So lebt ein Wunderthier am Hof mit wunderlichen Sitten: mit Pfauenschritten und mit Menschentritten kann es schleichen, lauschen, bitten, es hat mit seiner Zunge manches Herren Muth verwundet — dem kann ich aber Nicht singen, an dem ist meine Rede gar verloren!“ (18).

Aus einem Gedichte Rumelands wissen wir, daß der Marner als blinder, kranker Greis schändlich ermordet worden ist (vor 1287); doch berichtet er nichts Näheres über diese Schandthat (s. unten).

Der Marner wurde von seinen Zeitgenossen für den besten lebenden Dichter gehalten, und in der That verdient er diesen Ruf, doch nicht sowohl wegen seiner immerhin schönen Minnelieder, als vielmehr wegen seiner Spruchgedichte. Er hatte sich nach dem großen Meister Walther gebildet, dessen würdiger Schüler er genannt zu werden verdient, denn wenn er auch dessen hohes Talent nicht besaß, so hat er doch nichts desto weniger Bedeutendes geleistet. Seine Sprüche sind gedankenreich, sie beurkunden ein tiefes Gefühl für Wahrheit und Recht, er weiß dem Gedanken stets einen schönen, oft bilderreichen Ausdruck zu geben und er ist endlich auch Meister in der Form. Dabei ist er bescheiden; er erkennt nicht bloß die Verdienste der

verstorbenen alten Meister an, sondern auch die seiner Zeitgenossen *); und ähnlich wie Platen in den „Sonettendichtern" schließt er: „Leicht finde ich einen Fund, den sie gefunden haben, die vor mir gewesen: denn ich muß aus ihrem Garten und aus ihren Sprüchen Blumen lesen." (15) Auch er ist gelehrt und vielseitig gebildet, wie er denn sogar lateinische Gedichte geschrieben hat; aber wenn seine Gelehrsamkeit auch in seinen Gedichten durchblickt, so ist er doch weit entfernt, mit derselben zu prahlen, wie z. B. der Tanhäuser; es dienen ihm vielmehr seine mannigfaltigen Kenntnisse nur dazu, den dargestellten Gedanken zu größerer Anschaulichkeit zu bringen. So liebt er es, von der Erwähnung irgend einer Naturerscheinung auszugehen und an sie irgend einen moralischen Satz anzuknüpfen. „Beobachtet die kleine Ameise," sagt er; „wenn sie den Winter vor sich weiß, so sammelt sie während des Sommers Erndte klug ihre Speise. So thue auch du, o Mensch! Pflanze und säe gute Werke während deines Lebens hienieden, daß du jenseits vor deinem Herren bestehen mögest." (1) „Der Igel ist in seinem Rechte," sagt er anderswo, „daß er Stachel an seiner Haut trägt; ihm ungleich sind die falschen Leute, die innen stachelig und außen schlicht sind." (2) Manchmal knüpft er seinen Gedanken auch an eine zu seiner Zeit allgemein bekannte Sage. „In Rom war früher jedes Land abgebildet, und an jedem hing ein Glöcklein; empörte sich eines, so erschallte dessen Glöckchen, daß die Römer schnell gegen die Empörer ziehen und sie bezwingen konnten. Wenn man auch in allen deutschen Landen Sturm läuten wollte, so würde dem Reiche geringe Hülfe entstehen. Die Pfaffenfürsten haben nicht recht die Inful auf dem Haupte, das Krumme auf dem Stabe, denn sie haben Dienstmannen, Münze, Zölle; der Kaiserstuhl in Achen ist unbesetzt; der Pabst hat einen geraden Stab (statt des geistlichen krummen); sie mahlen, wo der Kaiser mahlte; des Reiches ist die Kleie, so wird ihnen der Kern; deshalb lassen die Herren das Reich ohne König!" (8) Ja er holt seine Anknüpfungspunkte auch wohl aus der Mythologie. „Wie einst Anteus", sagt er, „das Gorgonenhaupt abschlug, so sollten die Fürsten jeden falschen Mann vernichten." (13) Nicht weniger liebt er es, dem Gedanken eine passende Fabel vorauszuschicken. So erzählt er die bekannte Fabel von den Fröschen, welche von ihrem Gotte einen König erbaten, und er fügt hinzu: „Wir sind die Frösche, die da schreien; das Reich ist der Balken, auf den sich arge Frösche gesetzt haben, die der Ehre des Reichs feind sind. Storch, wann kommst du wohl? Die des Reiches Erbe verschlingen, derer sind viel; treibe sie wieder in ihre eigene Höhle, wenn du sie nicht verschlingen willst." (9) Eine andere dieser ähnliche Fabel ist deshalb merkwürdig, weil sie uns des Marners dichterisches Talent in glänzendem Lichte zeigt. „Die Thiere kamen einst zusammen, um einen König zu wählen; Alles was vier Beine hatte, erschien auf dem Wahlplatz. Da kam auch eine Kröte, die bei der Wahl nicht fehlen wollte, worüber die Thiere spotteten. Sie aber sagte: Ich habe auch vier Beine, ich will das Königreich haben! Der Löwe sprach: Sei verwünscht, du bist den Thieren nicht gleich. Da blähte sie sich noch größer auf, worüber sie zerplatzte." (14) Es ist dies die alte bekannte Fabel vom Frosch, der sich aufbläht, um dem Ochsen an Größe gleich zu kommen, und ohne Zweifel hat der Marner diese gekannt, sie aber mit großem Geschick verändert. Die ganze Begebenheit ist von ihm besser motivirt, weil es sich nicht bloß um Befriedigung eines lächerlichen Stolzes, sondern um die Erreichung eines allerdings wichtigen Zweckes handelt. Daß er die Kröte statt des Frosches gewählt hat, ist durchaus gut, weil diese ein noch verächtlicheres Thier ist; und der Zug, daß die Kröte ausruft, sie habe auch vier Beine, ist ganz vortrefflich, weil sie dadurch ihre Gemeinheit recht offen an den Tag legt; denn es liegt eben in der Natur gemeiner Seelen, sich unbedeutender Vorzüge zu rühmen. Und wieder erzählt er von dem Esel, der sich dem Fuchse zum Dienstmann gab. Dieser warnte ihn vor dem Wolfe; als er aber auf der Wiese war, ließ er sich das Gras so gut schmecken, daß ihm sein Magen Unfreude bereitete, und er ein Lied anstimmte, wodurch der Wolf herbeigezogen wurde, der nun behauptete, der Esel sei sein Eigenthum, was er auch beschwören wolle. Reinhart führte ihn nun zu einer Falle, die er für ein Reliquienkästchen ausgab, und forderte ihn auf, dasselbe anzurühren, während er den Eid schwöre. Der Wolf thats und wurde durch die Falle verstümmelt. „Ach Gott," ruft der Dichter aus, „wäre jegliches Reliquienkästchen eine Falle, wenn es an den falschen Eid geht, das wäre recht; denn ihrer sind gar zu viele, die einen Meineid schwören!" (16). Spielend ist die Lügenmäre, in welcher er über diejenigen spottet, welche da Wunderbares von Reisen erzählen, die sie doch nie gemacht haben (12); wie verderblich aber das Lügen sei, zeigt er in einem schönen Räthsel (3).

Aus diesen Gedichten geht schon zur Genüge hervor, daß der Marner voll tiefen Ernstes war, und daß er das Böse bekämpfte, wo es sich nur zeigte. Mit klarem Auge erkannte er die Gebrechen seiner Zeit, insbesondere den innern Verfall des Pabstthums und der Geistlichkeit, die nur ihren zeitlichen Vortheil im Auge habe und die mit den Fürsten den Untergang des Reichs herbeiführe. „Die Stola", heißt es in einem andern Gedichte, „ist zum Schwerte geworden, welches nicht Seelen, sondern nur Gold zu erkämpfen strebt. Wer hat Euch, Bischof von Rom, das gelehrt, daß Ihr unter Helmen reitet, während die Inful sühnen sollte? Euer krummer Stab, der ist gewachsen zu einem langen Speer; die Welt habt Ihr bezwungen gar — Euer Sinn steht nach nichts Anderem als nach: Gebt nur her!" (5) Bei alle dem ist Marner kindlich fromm und voll Ergebung in den Willen Gottes; seine Verehrung gegen die heilige Jungfrau hat er in vielen Liedern ausgesprochen, von denen das mitgetheilte durch den psalmähnlichen Schwung der Rede sich auszeichnet (6). Eindringlich ruft er den Sündern zu, sich zu bekehren, und von der Welt abzulassen, die zum Verderben führe. „Sieh vor dich hin, wie du die Straße zum Tode einschlägst; sieh hinter dich, wie noth dir dein Schö-

*) Der „Heinburg" den er als den größten Dichter unter seinen Zeitgenossen nennt, kann nicht der Minnesinger Wilhelm von Heinzenburg sein, da dessen Lieder nichts weniger als meisterhaft sind: wir müssen daher annehmen, daß die Poesien des von Marner erwähnten Dichters verloren gegangen sind.

pfer ist, des Leib sich an das Kreuz für uns sich anbot, der süße Christ; willst du gedenken, was er um dich litt, so sieh über dich, was Wonne und Ehre dir im Himmel ist bereit; unter dich besieh die immer währende Qual in der Hölle — scheue und fleug den ewiglichen Tod!" (7) Am liebenswürdigsten zeigt sich sein kindlich ergebener Sinn in dem Gedicht, in welchem er seine Armuth beklagt. „Du theilest ungleich, lieber Herre Gott, dein Gut; du gibst Einem, woran wohl viere möchten genug haben und wohl mit Ehren auf Gewinn denken. Mancher ist reich und hat großen Uebermuth. Lieber Vater Jesus, ist das gut gethan? Oder weißt du nicht, daß ich so bedürftig bin, daß du mir Nichts gibst, als wäre ich ein unmäßiger Mann? Nun bin ich doch gar sehr mäßig; Herr, was hab' ich gethan? da ich doch gewiß deiner mehr gedenke. Nein! wer weiß, ob ich dein nicht vergäße? Herr Gott, theile du aus, wie bisher; du bist der, der da theilen und wollen soll; ich will dich nimmer mehr tadeln, denn du thust wohl!" (10)

1. Die Ameise.

Merket an, die kleine ameiz,
sô si den winter vor ir weiz,
si samnet in des sumers ernde kündecliche ir spîse:
Sam tuo dû, mensche, unt bûwe en zît;
ein starker winter ûf dir lît,
der machet dich in sorgen alt und in dem alter grîse.
Dû maht hie bûwen unde sæn
mit guoten werken gegen Gote und dînen ebenkristen,
daz du maht snîden unde mæn,
und ouch dich dort gegen dînem hôhen herren maht gevristen,
sô dû den zins ze hove gîst,
die sêle Gote, und du in armem melwe begraben lîst,
dû schaffe ez sô, daz dîn diu sèle warte inme paradise.

2. Der Egel.

Treit der igel dorne in sîner hiute,
daz ist niht ein wunder, wan ez ist sîn reht:
Dem sint ungelîch die valschen liute,
die sint innen rûch und ûzerthalben sleht.
Tump man, nim dich an,
swer dich mit den worten lôslich triute,
tuo im sam, sì er ein ritter oder ein kneht.

3. Die Lüge.

Ich spür ein wunder dur diu lant
in gelwer, grüener varwe schîn,
ez hât vuoz, ougen, noch die hant,
unt wil doch bî den liuten sîn,
beide armen unde rîchen.
Ez bindet manigen âne bant,
ez vert die Tuonouwe und den Rîn,
ez treit den herren ir gewant,
unt trinket mit den vürsten wîn;
ez kan bî den vrouwen slîchen.
Ez stirbet hie unt wahset dort, ez vert spâte unde vruo;
ez sleich ûf einen boum der ersten mègede zuo;
ez sluoch der werlde vierden teil,
unt sleht noch ouch
vil manigen gouch,
rint âne horn;
ez hât vil manic man sîn heil,
sîn lîp, sîn sèle von im verlorn:
sage an, wem mac ez sich gelîchen?

4. Spottgedicht auf Reinmar von Zweter.

Wè dir, von Zweter Regimâr!
Dû niuwest mangen alten vunt;
dû speltest als ein milwe ein hâr,
dir wirt ûz einem orte ein pfunt,
ob dîn liezen dich niht triuget.
Dir wirt ûz einem tage ein jâr,
ein wilder wolf wirt dir ein hunt,
ein gans ein gouch, ein trappe ein stâr,
dir spinnet hirz dur dînen munt:
wâ mit hâst du daz erziuget?
Ein luc dur dîne lespe sam ein slehtiu wârheit vert,
dû hâst dien vischen huosten, krebzen sât erwert;
bî dir sô sint driu wundertier:
daz ist der gît,
haz unde nît.
Dû dœne diep,
dû briuwest âne malz ein bier;
supf ûz! dir ist ein lecker liep,
der den herren vil geliuget.

5. Geld her!

Got helfe mir, daz mîniu kinder niemer werden alt,
sît daz ez in der werlte ist sô jæmerlich gestalt:
wie stêt ez über drizec jâr,
sît man die pfaffen siht sô sêre strîten?
Sagt mir, der bâbst von Rôme, waz sol in der krumbe stap,
den Got dem guoten Sante Pêter, uns zenbinden, gap?
Stôl und infel gab er dar,
daz er uns lôst von sünden zallen zîten.
Nu sint diu stôle worden swert,
diu vehtent niht nâch sêlen, wan nâch golde.
Wer hât iuch, bischof, daz gelêrt,
daz ir under helme rîtent, dâ diu infel süenen solde?
Iuwer krumber stab, der ist gewahsen zeinem langen sper;
die werlt habt ir betwungen gar, — iur muot stêt anders niht wan: „Gib eht her!"

6. An die heilige Jungfrau.

Ob allen vrouwen vrouwe,
reiniu muoter unde maget,
hôh erborne Gotes tohter, unt sîn brût,
wer kan dîner tugende rîcheit volleclich erzeln?
Rose in himel touwe,
sunder sünde dorn betaget,
dû bist vor aller creatiure Gotes trût,
er geruochte dich ûz al der werlte im selbe erweln.
Dîn lob ist allen zungen über kreftic unt ze starc;
wer künde selche kraft erspannen?
Got sich menschlîch in dir barc;
sunder mannes helfe dîn lîp den gebar,
dem alle künige müezen mannen;
ouch dienet im der engel schar.
Dû bist aller vrouwen schilt vür itewîz,
den in Èva brâhte umb einen kleinen apfel bîz.

7. Thut Buße!

Sünder besich die strâzen
in der werlte, war si gân,

wannen du sîst komen, ald wie dîn leben sî,
war du wellest, sô du mit der werlte vür dich verst.
Sich, wie si hât gelâzen
die, die si niht wolden lân:
lâ die werlt, ir wont ein bitter ende bî;
sich vür dich die strâze, wie du die zem tôde kêrst.
Sich hinder dich, wie nôt dir von dem reinen schepfer ist,
des lîp sich an das kriuze hêre
vür unsich bôt, der süeze Krist.
Wiltu des gedenken, waz er dur dich leit,
sich über dich, was wünne und êre
dir ze himel ist bereit;
under dich besich die iemer wernden nôt
in der helle, — schiuch unt vliuch den êwec-lîchen tôt.

8. Dem Reich die Kleie, den Pfaffen das Mehl.

Ze Rôme stuont gemâlet
listeclîch an einer want
manic lant, ieglîchem hienc ein glöclîn obe:
saste sich der keinez wider, des schelle lûte sich.
Dâ wart niht me getwâlet,
Rômer vuoren ûz ze hant,
unt betwungen ez dem rîche sô mit lobe.
Lûte man ze sturme in allen landen, dûhte mich,
Dem rîche nu kleine hülfe kæme; dâ von nimt ez abe:
pfaffen vürsten hân niht rehte
infel ûf houbet, krumb ûf stabe,
dienstman, münze, zölle, in Âche stât der stuol;
der bâbest hât des stabes nu daz slehte;
si malent ouch, dâ der keiser muol;
des rîches sint die klîen, sô wirt in der kern:
dâ von lânt die herren daz rîche küniges wol enbern.

9. Die Frösche.

Die vrösche wîlent nâmen
ein geschrè, daz rou si sider,
zuo zir Gote, der solde in einen künic geben;
alsô schriwen si tac unt naht ûz einem wîten sê.
Dô liez er einen trâmen
ûf si von der hœhe nider,
den ervorhten si, biz er begunde sweben:
ûf in hupften si zehant, unt schriwen nâch künige, als ê.
Dô sant er einen storch aldar; der slant si sunder zal.
Wir sîn die vrösche, die dâ schrîent;
daz rîche ist des trâmen val,
ûf sint gesezzen arge vrösche nu,
die sint des rîches êren vîent.
Storche, wenne kumestu?
Die des rîches erbe slindent, der ist vil:
trip si wider in eigen hol, der du niht slinden wil.

10. Der Arme ist verachtet.

„Swer gìt, der ist der werde;
swer niht enhât, der ist unwert!“
Alsô sprach ein künic, der was Dâvit genant.
Ich hâte manigen lieben vriunt, dô ich bî guote was;
Die smâhent mich ûf erde,
ir keiner mîn ze vriunde gert,
dien ich dicke hân geboten mîne hant,
die kêrent mir den rügge zuo, si sint mir mit gâbe laz.

Ich weiz vil wol, swer selbe iht hât, daz ist guot vür den zorn;
schade scheidet liebe mâge,
die doch vil nâhe sint geborn;
daz liebe kint die muoter sîn, diu ez gebar,
den vater grüezet ez vil trâge,
unt nimet sîn vil kleine war.
In armen mannes munde ertrinket wizze vil;
swer in dem seckel niht enhât, daz ist ein hertez spil.

11. Was Gott thut, ist wohlgethan.

Du teilest ungelîche,
lieber herre Got, dîn guot.
du gîst einem, daz wol viere möhten hân
genuog, unt wol mit êren möhten setzen ûf gewin;
Maniger der ist rîche
unt hât grôzen übermuot.
Lieber vater Jèsus, ist daz guot getân?
Ald weistu, lieber herre Got, daz ich sô nôtic bin,
Daz du mir niht gîst, als einem ungemæzen man?
Nu bin ich doch gar gemæze, —
herre, waz hân ich getân? —
und ich doch vil lîhte dîn gedenke mê.
Nein, waz ob ich dîn vergæze?
herre Got, dû teile, als ê;
dû bist, der dâ teilen unde wellen sol:
ich wil niemer mê gestrâfen dich, wan dû tuost wol.

12. Lügenmäre.

Maniger saget mære
von Rôme, die er nie gesach;
alsô wil ouch ich iu wol ein mære sagen:
Ein snegge vür ein lehpart wol tûsent klafter spranc;
Daz mer stât wazzers lære;
von einer tûben daz beschach,
diu tranc ez ûz, das hôrt ich zwêne vische klagen,
die vlûgen dâ her von Nîfen, unde sungen niuwen sanc.
Ein hâse zwêne winde vienc, dô si in solden jagen;
dô sach ich starker wolve viere,
die hât ein altez schâf erslagen;
dô sach ich einen reiger eines habches gern,
unt vienc in in den lüften schiere;
dô sach ich einen wîzen bern,
den vienc ein wilder esel an des meres grunt;
der half im ein salamander, dem wâren diu wazzer kunt.

13. Der Riese Anteus.

Ein wunderlîchez kunder,
Gorgôn ez geheizen was
wîlent; swer daz houbet sach, der was ein stein.
Bî der zît ein ritter lebte, der hiez Antêus;
Den nam des michel wunder,
daz nieman vor im genas,
er wart in sînem muote des enein,
daz er macht ein kristallîn schilt, unt truoc den sus
Vor sînen ougen, er ersach ez dur den schilt, und streit
mit im, er sluoc ez sô manlîchen,
daz man ez noch von im seit. —
Ir werden vürsten, merkent disen list:
dem ritter sult ir iuch gelîchen;
swâ ein valschez houbet ist,

sehet ez durh iuwer êren klâren schilt,
unt slahet ez, wan ez keiner arger dinge niht bevilt.

14. Die Kröte.

Diu tier ze samne kamen,
unt wolten einen künic weln;
eln und ûren, wisent und helfant, löuwen unt bern,
hirz und einhorn, swaz vier bein hete, des kom vil al dar.
Mislichen kriec si namen,
des enkan ich niht erzeln.
Ein krote, diu kam ouch dar, diu wolte niht enbern,
si wær an der wal; des namen diu tier dur spotten war.
Si sprach: „Ich hân ouch vier bein, ich wil hân daz künicrîch!“
Der löuwe sprach: „Bôsheit, var verwâzen!
Dû bist tieren niht gelîch!“
Si blâte sich noch grôzer, hie mite si gar zerbrast.
Daz diz bîspel kumt den ze mâzen,
die êren gern, und sint ir gast,
dâ von daz nâtûre an in niht tugenden treit:
swâ vrou Êre wol gevert, daz ist vrou Schanden leit.

15. Die Minnesinger.

Lebt von der Vogelweide
noch, mîn meister her Walther,
der Vênis, der von Rugge, zwêne Reimâr,
Heinrich der Veldeggære, Wahsmuot, Rubîn, Nithart,
Die sungen von der heide,
von dem minne werden her,
von den vogeln, wie die bluomen sint gevar.
Sanges meister lebent noch: si sint in tôdes vart.
Die tôten mit den tôten, die lebenden mit den lebenden sîn!
Ich vorderte ze geziuge
von Heinburc den herren mîn,
dem sint rede, wort unt rîme in sprüchen kunt,
daz ich mit sange nieman triuge:
lîhte vinde ich einen vunt,
den si vunden hânt, die vor mir sint gewesen:
ich muoz ûz ir garten und ir sprüchen bluomen lesen.

16. Der Esel und der Fuchs.

Ein esel gap vür eigen sich
dem vuhse, daz was guot;
dô lêrt ern sprechen witzeclich,
si wâren beide hôchgemuot.
Seht, dô vuort her Reinhart sînen knappen in den grüenen klê;
Er sprach: „Mîn esel, hüete dich!
der wolf dir schaden tuot,
erhœrt er dich; des warte ûf mich!“
Der esel in dem grase wuot;
dâ schuof im sîn mag unvröuden, daz er sanc ein hügeliet, als ê.
Zuo dem gedœne balde kam gegangen Isengrîn;
swaz Reinhart seit, der wolf sprach, der esel wære sîn,
des wolt er iezund swern.
Dô vuorte in Reinhart zeiner drû. Er sprach: „Ich mac michs niht erwern.“
Dô muos er die kafsen rüeren, des war er bereit;
daz wart im leit:
diu drû den wolf versneit;
er wart bestümbelt, sô man seit.
Ach Got, wær ieglich kafs ein drû, swenne ez gât an den valschen eit!
daz wære wol; irst gar ze vil; nu swerâ, lieger! wê dir, wê!

17. Was soll ich singen?

Singe ich den liuten mîniu liet,
sô wil der êrste daz,
wie Dieterich von Berne schiet,
der ander wâ künic Ruothêr saz;
der dritte wil der Riuzen sturm, sô wil der vierde Eggehartes nôt,
Der vünfte, wen Kriemhilt verriet;
dem sehsten tæte baz,
war komen sî der Wilzen diet;
der sibende wolde eteswaz,
Heimen ald hern Witchen sturm, Sigvrides ald herrn Eggen tôt.
Sô wil der alt dâ bî niht wan hübschen minnesanc;
dem niunden ist diu wîle bî den allen lanc:
der zehende enweiz, wie:
nu sus, nu sô; nu dan, nu dar; nu hin, nu her; nu dort, nu hie.
Dâ bî hete manger gerne der Nibelunge hort;
der wigt mîn wort
ringer danne ein ort;
des muot ist in schatz verschort:
sus gêt mîn sanc in manges ôrn, als der mit blîge in marmel bort;
sus singe ich unt sage iu, des iu niht bî mir der künic enbôt.

18. Alle Müh umsonst!

Ich sunge ein bîspel oder ein spel,
ein wârheit oder ein lüge,
ich sunge wol, wie Titurel
die Templeise bî dem grâle züge,
wie süeze ist Sirênen dôn und arc des cocatrillen zorn.
Ich sunge ouch drachen viurin kel,
unt wie der grîfe vlüge,
wie sich des salamanders vel
in heizem viure strahte und smüge,
unt wie sich teilt schimæren lip, unt wie diu vipper wirt geborn.
Ich sunge ouch wol, wie sîniu eiger brüeten kan der strûz;
ich sunge ouch wol, wie sich der fênix junget ûz;
ich sunge ouch wie der lît,
der manigen in der wunderburc verslunden hât dur sînen gît.
Ein wunder wont dem hove bî mit wunderlîchen siten:
mit pfâwen schriten,
unt mit menschen triten
kan ez lâgen, lôsen, biten;
ez hât mit sîner zungen wâfen maneges herren muot versniten:
dem kan ich gesingen niht, mîn rede ist an ime gar verlorn.

Ulrich von Lichtenstein.

Während uns aus Oesterreich bis jetzt nur solche Dichter entgegentraten, welche durch die Objectivität ihrer Darstellung zu den übrigen Minnesin=

gern einen bemerkenswerthen Gegensatz bildeten, müssen wir nunmehr einen demselben Lande angehörigen Dichter erwähnen, der die phantastische Seite der höfischen Poesie im vollsten Umfange repräsentirt, da er alles dasjenige, wofür die ritterlichen Sänger meistentheils nur schwärmten, im Leben durchzuführen suchte und sodann in einem größeren Werke besang, welches eben deshalb von der größten Wichtigkeit ist, so gering auch sein poetischer Werth angeschlagen werden mag. Ulrich von Lichtenstein, aus einem angesehenen Geschlechte der Steyermark entsprossen, wurde am Anfang des 13. Jahrhunderts geboren. Schon frühe (wir erzählen nach seinem eigenen Bericht) wurde er belehrt, daß nur getreuer Dienst einer hohen Frau wahre Würdigkeit und Freude gewähre, so daß er sich schon im zwölften Jahre eine Herrin wählte, der er sein Leben widmete. Fünf Jahre lang lebte er bei ihr als Edelknabe; aber auch als er auf des Vaters Befehl scheiden mußte, blieb sein Herz bei ihr (1). Er kam nun zum Herzog Heinrich, dem Bruder Leopolds des Tugendhaften von Oesterreich, der ihn nicht nur in den ritterlichen Uebungen unterrichtete, sondern ihn auch höfisch von Frauen sprechen und in Briefen süße Worte dichten lehrte. Nach seines Vaters Tod zog Ulrich in die Burg seiner Ahnen, wo er sich im Turnieren übte. Als im J. 1223 Herzog Leopold der Glorreiche von Oesterreich seine Tochter Agnes mit einem Fürsten von Sachsen vermählte, wurde Ulrich zum Ritter geschlagen; bei dieser Gelegenheit sah er auch seine Herrin wieder, ohne ihr jedoch, aus Furcht vor den Spähern, ein Wort zu sagen. Erst später läßt er ihr durch eine Verwandte ein Lied überreichen, in welchem er sie um ihre Einwilligung bittet, sich ihrem Dienste weihen zu dürfen. Die Dame lobte zwar das Lied, sie verschmähte aber seinen Dienst, besonders wegen seines mißgestalteten Mundes, weshalb er sich in Gräz eine seiner drei Lippen von einem Wundarzte abnehmen ließ. Zwar führte ihn sein muthiger Entschluß noch nicht zum Ziele, doch blieb er seiner Dame standhaft ergeben, dichtete und sendete der Herrin seine Lieder, die sie ihm jedoch zurückschickte. Da sah er, daß Etwas hineingeschrieben war; weil er aber nicht lesen konnte, und sein Schreiber nicht bei ihm war, trug er es zehn Tage und Nächte auf seinem Herzen, bis der Schreiber kam, der ihm im heimlichen Zimmer diese acht Reimzeilen vorlas, worin es hieß, daß Mancher spreche, was seinem Herzen fremd sei. Der Spruch: „Wer wünscht, was er nicht soll, versagt sich selbst," war dreimal wiederholt; dies betrübte ihn, doch tröstete ihn der Gedanke, daß es doch von ihr komme. Er zog nun überall hin, wo es zu turnieren gab, und erwarb sich manchen Preis. An einem Turniere zu Brixen wurde ihm ein Finger durchstochen (2), zu dessen Heilung er nach Botzen ritt, wo ihm das Glück zu Theil wurde, durch einen Boten seiner Herrin zu vernehmen, daß sie seinen Unfall im Frauendienste beklage; sie schickte ihm vier Büchlein, um sich nach Rittersitte durch Lesen und Gesang die Weile zu kürzen. Am folgenden Tag brachte ihm der Bote von der Herrin eine in deutschen Landen noch unbekannte Weise, welche sie ihn deutsch zu singen bat. Ulrich lernte sogleich die Weise und sang in derselben die Würdigkeit der Frauen; das Lied gefiel der Herrin so, daß sie ihm ein Hündlein zum Lohne schickte. Doch wurden neue Versuche des Ritters, ihre Minne zu gewinnen, entschieden abgewiesen. Er entschloß sich nun, nach Rom zu reiten, wo er sechszig Tage blieb. In die Heimat zurückgekehrt, sendet er wiederum Boten an die Herrin, doch empfängt sie dieselben noch schnöder, als zuvor; sie erklärt, daß Ulrichs Liebe nicht wahrhaft sei, wie er denn keineswegs einen Finger um sie verloren habe. Als Ulrich dies hörte, ließ er sich den Finger abhauen, und schickte ihn der Erwählten, welche den Boten nunmehr freundlich aufnahm und Ulrichs That beklagte, welche sie übrigens, fügte sie hinzu, einem vernünftigen Mann nicht zugetrauet hätte. Auch erklärte sie, daß sie zwar den Finger beklage, jedoch nicht aus Liebe zu Ulrich, sondern weil er ihn ihrentwegen verloren; sie wolle den Finger gut in ihrer Lade bewahren und täglich ansehen, dennoch würde es ihm nicht helfen, und wenn er ihr auch tausend Jahre diente. Doch entschloß er sich, ihr zu Ehren eine abenteuerliche Fahrt zu machen, zu welcher sie ihm auch ihre Einwilligung gab. Er verließ Lichtenstein, wo er damals war, im Winter 1227, als Pilger gekleidet, wie wenn er nach Rom wallfahrten wolle. In Venedig ließ er sich zwölf Frauenröcke, dreißig Frauenärmel an seinen Hemden und drei Mäntel von weißem Sammet machen, und kaufte zwei mit Perlen bewundene Zöpfe; die Sättel waren silberblank, darüber weiße Decken von Tuch. Zwölf Knappen erhielten ebenfalls weißtuchen Gewand. Alles, was er und die Seinen führten, war schneeweiß, Helm, Schild und hundert neue Speere; sein Wappenrock von feinem Tuche schön gefaltet, und drei Wappendecken des Rosses von Sammt. Seine Rosse wurden ihm heimlich zugeführt; die Knappen nahm er aus der Fremde, sein Geheimniß zu bewahren.

Als Alles bereit war, sandte er dreißig Tage vor seiner Abfahrt einen Boten voraus mit einem offenen Briefe, worin allen Rittern in Lamparten (Lombardei), Friaul, Kärnthen, Steier, Oesterreich und Böheim verkündigt ward, daß die Minnegöttin und Königin Venus zu ihnen kommen und ihnen Frauendienst lehren werde; sie werde sich am Tage nach St. Georg (24. April) bei Mestre aus dem Meere erheben und bis in Böheim fahren. Jeder Ritter, der ihr entgegenkomme und einen Speer auf sie versteche, erhalte ein gülden Ringlein für seine Liebste, welches die Kraft habe, daß sie immer schöner werde und ihn treu minne. Wer dagegen von Frau Venus niedergestochen werde, solle sich nach allen vier Enden der Welt einer Frau zu Ehren (Ulrichs Herrin) verneigen; wer aber die Göttin niedersteche, erhalte alle ihre Rosse. Sie werde auf der Fahrt weder Antlitz noch Hände sehen lassen, und mit Niemandem sprechen. Jeden Ritter, der ihre Fahrt vernehme und sich nicht stelle, thue sie in der Minne und aller guten Frauen Acht. Am achten Tage nach Ende der Fahrt gebiete sie einen Turnei zu Neuburg.

Ulrich erhob sich am bestimmten Tage früh am Morgen zu Mestre unter großem Zulauf: voran ritten sein Marschalk und Koch, dann folgte sein schwanenweißes Banner zwischen zwei reitenden Posaunern, hierauf drei Saumrosse, neben welchen drei Garzune (Buben) liefen; nach diesen drei gesattelte und gedeckte Rosse mit drei Knappen; dabei führte man Ulrichs Schild und Helm; weiter

ein Flötenbläser, der den „Sumber" (Pauke) schlug; drei Knechte, jeder mit drei zusammengebundenen Speeren, zwei ganz weißgekleidete Mägde, zwei gute Fiedler, die eine fröhliche „Reisenote" (Marsch) fiedelten. Nun folgte Ulrich selber zu Rosse in weißsammtenem Kappemantel, einem mit weißen Perlen geschmückten Hut auf zwei braunen starken Zöpfen, die, mit Perlen bewunden, über den Gürtel schwankten; am Leibe einen Frauenrock, darunter ein eben so langes weißes Hemde mit zwei Frauenärmeln; an den Händen trug er seidene Handschuhe.

So zog er durch die genannten Länder, überall mit Jubel aufgenommen, überall Gelegenheiten findend, zu Ehren seiner Herrin zu kämpfen; denn aller Orten kamen ihm Ritter entgegen, die seinen Aufruf vernommen hatten. Es wäre zu weitläufig und jedenfalls auch zu langweilig, von allen den Rennen, Turnieren und Festlichkeiten aller Art zu berichten, die Ulrich mit genauer Angabe aller Personen in seinem Buche erwähnt; wir schränken uns darauf ein, das Interessanteste herauszuheben. In Glokeniz fand er sein „liebes Gemahl", bei der er einen Tag lang blieb, ohne daß er von andern Leuten erkannt wurde. Seine Gattin, Bertha von Weißenstein, war aber natürlich nicht die Herrin, zu deren Ehre er als Frau Venus die Lande durchzog. Auf der Straße nach Malansdorf begegnete ihm sein Bote, der ihn grüßte, ohne daß jedoch Ulrich erwiederte. Der Bote ritt ihm nach zur Ankündigung guter Botschaft, das Lied Walthers singend: „Ihr sollt sprechen willekommen" u. s. w., welches Ulrichen tief ins Herz erklang. Er lenkte von der Straße ab und der Bote, der ihm unvermerkt gefolgt war, verkündigte ihm minniglichen Gruß von „seines Herzens Maienschein", welche ihm einen Ring sandte, den sie zehn Jahre lang an ihrer Hand getragen habe, worüber der Ritter die innigste Freude empfand. Der Bote wünschte ihm beim Scheiden Heil zu Wien, wo muthstarke Ritter ihn erwarteten. Ulrich hieß ihn getrost sein, weil ihm nunmehr kein Unglück widerfahren könne, und wenn für jeden auch ihrer drei wären (3). Darauf ritt er im Frauenkleide mit 80 Rittern nach Wien, denn es schlossen sich unterwegs viele Ritter an ihn an, welche an dem abenteuerlichen Zuge Geschmack und Freude fanden. Vor ihm zog sein Marschalk mit den Knappen nach Wien, wo er so gewaltig schaltete, daß auch die reichsten Bürger Herberge geben mußten. Ulrichs Einzug in Wien war überaus prächtig, so wie die dort abgehaltenen Stechen. Doch blieb er nicht lange daselbst, sondern setzte seine Fahrt fort, bis er endlich an die Teya in Böheim kam, wo die Fahrt mit einem letzten Rennen auf einer schönen Wiese beschlossen wurde. Auf dem ganzen Zuge, dessen Kosten ungeheuer groß gewesen sein müssen, da er Alles selbst bestritt, und nirgends die angebotene Gastfreundschaft annahm, hatte Ulrich 307 Speere verstochen und 271 Ringe gegeben für eben so viele auf ihn verstochene Speere, wobei er nicht ein einzigesmal gewankt, dagegen vier Ritter niedergerannt hatte. Uebrigens war er mehreremale verwundet worden.

Hierauf zog er nach Neuburg (bei Wien), wo das angesagte Turnier Statt fand. Dort brachte ihm sein Bote traurige Märe; seine Herrin habe ihm Haß zugeschworen und verlange auch ihren Ring wieder, weil er einer andern Frau diene. Darob empfand der Ritter so heftigen Schmerz, daß er wie ein Kind weinte und nur gezwungen zum Turniere ritt, bei welchem er jedoch ritterlich focht. Hierauf schickte er seinen Boten an die Herrin mit einem Liede, in welchem er sie seiner Treue versicherte; er selbst ritt traurig zu seinem „lieben Gemahl", die ihm nicht lieber sein könnte, wenn er sich auch ein ander Weib zu seiner „Frauen" erwählt hatte. Die Herrin nahm den Boten freundlich auf; sie wisse schon, mit welchem Schmerz Ulrich die letzte Botschaft aufgenommen habe; sie wünsche ihn zu sehen, er solle daher als Aussätziger verkleidet kommen; sie verlange es aber nicht, um ihn zu minnen, sondern um ihn ihres Dienstes zu entheben. Doch gehorchte Ulrich; er ritt mit einem einzigen Begleiter heimlich zur Burg seiner Herrin, verschaffte sich in einer Stadt Näpfe und Kleider, wie sie die Aussätzigen tragen, und mischte sich vor der Burg unter eine Schaar von Armen und Kranken, die von der mildthätigen Herrin Speise erhielten. Er gab sich zu erkennen, und endlich, nachdem sie ihn mehrere Tage lang hatte schmachten lassen (4), wurde ihm das Glück zu Theil, zu der hoben Frau zu kommen; man zog ihn eines Abends an einem Leinlachen in das Schloß hinauf. Doch gelang es ihm nicht, ihrer Minne sich zu erfreuen, sie wußte durch eine klug ausgesonnene List den Zudringlichen wieder zu entfernen. Sinnlos vor Leid wollte er sich in das Wasser stürzen, doch wurde er von seinem Begleiter zurückgehalten; und als ein Bote der Herrin kam, und ihm das Wangenkissen der Geliebten gab, welches sie ihm zur Besänftigung sende, und als er endlich von seinem Gesellen hörte, daß die Herrin ihn über zwanzig Tage zum vollen freudigen Empfang entbiete, den sie ihm diesmal wegen einer unzuverlässigen Frau nicht habe gewähren können, ritt er halbgetröstet nach Lichtenstein zurück. Dies war jedoch von dem Begleiter nur ausgedacht worden, um den Ritter von Verzweiflung abzuhalten; und als sein Bote wieder zur Herrin kam, sagte sie höhnisch, daß kein trauriger Ritter ein werthes Weib erwerbe, und ließ dem Ritter gebieten, um ihre Minne eine Fahrt über Meer zu thun. Ulrich sagte zu; er schickte der Herrin ein neues Büchlein und ein Lied, worin er sie bittet, ihm zu bescheiden, in welcher Weise er die Fahrt thun solle. Büchlein und Lied gefielen der Erwählten überaus wohl; sie hieß den Ritter sich zur Fahrt bereit halten, aber aus Vorsicht nicht mehr Botschaft senden, sie werde ihn noch zu sich entbieten. Der Bote fand Ulrichen in Wien, wo er mit schönen Frauen kurzweilte, sich der Botschaft freute und im Lande zu andern schönen Frauen umherritt (1229). In Folge eines schönen Liedes, das er der Geliebten dichtete und das ihr gar wohlgefiel, erließ sie ihm die Fahrt und gab ihm neue Hoffnungen, die aber eben so wenig erfüllt wurden, als ihre früheren Versprechungen. So hielt sie ihn noch mehrere Jahre hin, welche er übrigens ganz fröhlich unter Ritterspiel und Frauendienst zubrachte. Im Sommer 1232 jedoch „that ihm seine Geliebte ein Ding, daß alle Biedern, wenn er es aus Zucht melden dürfte, sein Leid mit ihm klagen würden"; und als sie auch trotz seiner Klagen von ihrer Unthat nicht ließ, sagte er ihr den langen treuen Dienst auf, dichtete einige

zürnende Lieder, die viel gesungen wurden. Namentlich gefiel ein „Leich mit hohen und schnellen Noten", wie er sich selbst ausdrückte. Er hatte in demselben einen ganz neuen Ton angestimmt und mancher Fiedler sagte ihm Dank dafür (5). Der harten Frau aber mißfielen diese Gedichte sehr, doch hörte er erst auf Bitten anderer Frauen auf, sie in seinen Gesängen zu tadeln, ohne sich jedoch wieder ihrem Dienste widmen zu wollen. — Da er aber bedachte, daß man nicht ohne Herrin und Minne sein solle, erkor er sich unter den Frauen eine, die vor Allen weiblich, schön, gut, sanft, keusch und lieblich war. Er ritt hin zu ihr, erklärte sich, ward gut aufgenommen und erhielt von ihr nach einiger Zeit den lang ersehnten Minnesold. — Der neuen Herrin zu dienen, unternahm er einen zweiten abenteuerlichen Zug. Diesmal stellte er den König Artus vor, der aus dem Paradiese kommt, um die Tafelrunde wiederherzustellen. Jeder Ritter, der Mitglied derselben werden wollte, mußte drei Speere, ohne zu fehlen, auf den König Artus verstechen und erhielt dann den Namen eines Helden der Tafelrunde. Doch dauerte diese neue Spielerei, welche mit großem Glanze begonnen und durchgeführt wurde, nur kurze Zeit. Sie fand im J. 1240 Statt. Die darauffolgenden Jahre brachte Ulrich nach gewohnter Weise im Dienste seiner Herrin zu. Darnach kam ein Tag, der ihm stets verhaßt blieb, da sein „rechter Herr" und Fürst, Friedrich von Oesterreich, dessen „rechter Dienstmann" er war, erschlagen wurde; es geschah dies am 15. Juni 1246, in der Schlacht an der Leita, wohin der Herzog zum Schutz seines Landes gegen den Ungarnkönig Bela gezogen war. Ein persönliches Unglück traf ihn noch in demselben Jahre; er wurde von zwei Männern, denen er bis dahin befreundet gewesen, in seinem eigenen Schlosse Frauenburg unter abscheulichen Mißhandlungen gefangen genommen, welche sodann auch die Burg mit ihren Leuten besetzten und Ulrichen in eine Kette schmieden ließen. Ulrichs Frau und Kinder (mit Ausnahme des Sohnes) hatten sie nebst den Dienstleuten aus der Burg verstoßen; sie zogen nach Lichtenstein. So lag er ein Jahr und drei Wochen gefangen, bis Graf Meinhard von Gräz, von Kaiser Friedrich II. als Herr in Steierland gesendet, ihn befreite. Ulrich mußte seine beiden Söhne und die Burg zum Pfande lassen, er löste jedoch später Alles ein. Die Geliebte allein gewährte ihm Trost für das erlittene Unglück und er sang ihr manches Lied, während das Land durch Fehden und Raub in unsägliches Verderben gestürzt wurde und der Frauendienst ganz darnieder lag. Mit diesen Liedern, in welchen er die Vortrefflichkeit der Frauen besingt, schließt das Buch, welches er nur auf Geheiß und zum Dienst seiner Frauen gedichtet habe. „Dies Buch", lautet die Schlußstrophe, „soll guten Weibern zugeeignet sein; ihnen hat darin die Zunge mein gesprochen viel manches süßes Wort: es soll recht sein ihres Lobes Hort. Ihr Lob kann drob wohl steigen hoch, es soll sie ofte machen froh. **Frauendienst** ist es genannt; als solcher soll es sein bekannt."

Dies Buch, welches Ulrich, wie er selbst sagt, vollendete, als er schon 33 Jahre Ritter gewesen (1255), haben wir hier nicht nur deswegen so ausführlich seinem Inhalte nach besprochen, weil es die Lebensgeschichte des Dichters darstellt, sondern vorzüglich deswegen, weil es uns das anschaulichste Bild des höfischen Minnegesangs und der höfischen Dichter gibt. Was wir schon öfter ausgesprochen haben, daß die ritterliche Dichtkunst auf durchaus unwahrer Sentimentalität beruhte, daß die ritterlichen Sänger nur gemachte und gesuchte Empfindungen darstellten, daß insbesondere der so hoch gepriesene Frauendienst derselben eine Lüge war, die sie sich selbst vorspiegelten, dies Alles bewährt sich aufs Entschiedenste gerade durch Ulrichs Buch. Denn wenn auch die in demselben mitgetheilten Lieder durch wirkliche Begebenheiten hervorgerufen worden waren, so erhalten sie dadurch nicht mehr innere Wahrheit und Begründung, weil die Begebenheiten selbst auf Lüge und Affektation beruhten. Oder war Ulrichs dreißigjähriges Schmachten etwas anderes, als Lüge? Wenn es auch denkbar wäre, daß er in der heftigsten Periode seiner Liebesraserei eine Frau genommen hätte, weil er ja die schon vermählte Geliebte nicht heirathen konnte, und vielleicht Familienrücksichten ihn zwangen, sich zu vermählen, wenn man also auch aus diesem Umstande nicht den Schluß ziehen wollte — so sehr man doch dazu berechtigt wäre — daß seine Liebe zur gepriesenen Herrin nicht so tief und unerschütterlich gewesen sei, als er es will glauben machen; so geht dies doch unbezweifelbar aus dem ganzen Verlauf der Liebesgeschichte selbst hervor. Nachdem er ungefähr 25 Jahre lang der Auserwählten gedient hatte (welche übrigens schon ein hübsches Alter erreicht haben mußte, da sie zu seiner Knabenzeit bereits vermählt war), und er endlich zur Ueberzeugung kommt, daß ihm der ersehnte Minnelohn niemals zu Theil werden würde; da verschwindet seine Leidenschaft so plötzlich, er trägt seine Liebe und seinen Dienst so schnell und so ohne allen Kampf auf eine andere Dame über, daß es offenbar genug hervortritt, wie sein Liebesschmerz nur erheuchelt war, so wie man zur vollen Ueberzeugung gelangen muß, daß der Frauendienst der Ritter und ritterlichen Sänger bei allen hochtönenden Phrasen von weiblicher Hoheit, Reinheit, Keuschheit und wie diese stehenden Ausdrücke alle hießen, keinen andern Zweck, als die gemeinste Befriedigung der sinnlichen Lust hatte. Was bei Ulrich nicht in Zweifel gezogen werden kann, das gilt aber gewiß auch von den übrigen Dichtern und Rittern, insbesondere von den früheren; denn er wollte ja ausdrücklich durch sein Beispiel und sein Wort die gute, alte Zeit des Frauendienstes in ihrem vollsten Glanze wiederherstellen; er suchte sich nach den alten Mustern ächter ritterlicher Courtoisie zu bilden und er stand diesen nicht so entfernt, daß er nicht eine richtige Ansicht derselben gehabt haben könnte. Und wenn auch wohl zugegeben werden darf, daß er seinem Charakter gemäß alle Verhältnisse in übertriebener Weise aufgefaßt und dargestellt hat, daß er namentlich gar Manches ins Leben einführen wollte, was nur in den Romanen zu finden war; so bleibt doch immerhin so viel gewiß, daß er die allgemeine Anschauungsweise seiner Tage und der unmittelbar vorhergehenden Blüthezeit des Ritterthums und der höfischen Poesie richtig erfaßt und dargestellt hat. Es wird daher auch nicht auffallen, daß Ulrich in seiner ganzen Lebensgeschichte alle die bedeutsamen Ereignisse nicht erwähnt, die während seiner Zeit vorfielen, und die ohne Zweifel großen Einfluß auf sein Leben gehabt

haben müssen, an denen er gewiß selbst thätigen Antheil genommen hat. Auch darin ist er ein ächter Nachfolger des Ritterthums, dessen ganze Lebensaufgabe in Liebesabenteuern und ritterlichen Spielereien bestanden zu haben scheint.

Was Ulrichs „Frauendienst" als Werk der Poesie betrifft, so kann demselben kein großer Werth beigelegt werden; es ist in der That nicht viel Anderes als eine gereimte Chronik, in welcher die Abenteuer des Ritters ohne alle künstlerische Gestaltung aneinander gereiht sind. Wenn auch einzelne Begebenheiten in größerer Ausführlichkeit dargestellt erscheinen, so hat dies bloß in dem reicheren Stoffe seinen Grund, nicht aber in dem Bestreben des Dichters, dieselben poetisch hervorzuheben, wie er denn bei jeder Kleinigkeit, an die er sich erinnert, eben so wohlgefällig verweilt, als bei wichtigeren Verhältnissen. Von Licht und Schatten der Komposition ist bei ihm keine Rede; eben so wenig verräth die Sprache einen auch nur einigermaßen begabten Dichter. Dies ist um so merkwürdiger, als Ulrichs lyrische Poesien in formeller Beziehung zu den bedeutendsten Erscheinungen der Zeit gehören; er hat ihnen nicht nur die vollendetste Kunstform gegeben, sie müssen auch in Beziehung auf Zierlichkeit der Sprache und auf Wohllaut des Versbaues den besten Erzeugnissen des Minnegesangs an die Seite gestellt werden. Besonders ist rücksichtlich der vollendeten Kunstform der L e i ch (5) mit Ruhm zu erwähnen, in welchem sich, wie schon von Andern bemerkt wurde, die beiden Hauptformen der lyrischen Poesie vereinigen, indem nach Abrechnung weniger Zeilen am Anfange und am Ende des Gedichts das Uebrige eine einzige große Liedstrophe (zwei Stollen und den Abgesang) darstellt.

Außer dem Frauendienst, in welches der Dichter seine sämmtlichen Minnelieder einflocht, hat er noch ein didaktisches Gedicht: „I t w i tz (Vorwurf, Tadel, Spott), o d e r d e r F r a u e n B u ch" verfaßt, welches er zwei Jahre später vollendete, also im J. 1257. Es enthält in der Form eines Gesprächs zwischen einem Ritter und einer Dame Klagen über den Verfall des ritterlichen Frauendienstes. Der Ritter wirft die Schuld auf die Frauen, welche unfreundlich gegen die Männer seien, sich nicht mehr schmückten, äußere Frömmigkeit heuchelten, dabei aber doch nach niedriger Minne strebten. Sie dagegen behauptet, daß die Ritter ausgeartet seien, Gelage, Jagd und noch Schlimmeres der Minne edler Frauen vorzögen, worauf Ulrich selbst hinzukommt und den Streit schlichtet, indem er seine phantastischen Ansichten über den Frauendienst auseinander setzt. Auch dieses Buch ist für die Sittengeschichte von großer Wichtigkeit, und obgleich nicht gerade poetisches Talent beurkundend, doch weniger langweilig, als der Frauendienst, weil die dialogische Form der Darstellung Lebendigkeit gibt.

Von Ulrichs späterem Leben ist wenig bekannt; nur so viel ist gewiß, daß sein Alter durch unglückliche Erfahrungen bitter getrübt wurde. Im J. 1268 wurde er bei einem Feste, welches König Ottokar von Böhmen in Breslau veranstaltet hatte, mit andern Edeln öffentlich des Hochverraths angeklagt. Er erbot sich zwar zum Kampfurtheil, wurde aber nach Klingenberg in Böhmen gebracht, wo er 26 Wochen lang in strenger Gefangenschaft verblieb, von der er sich nur durch die Uebergabe seiner Burgen Lichtenstein, Murau und Frauenburg befreien konnte, welche, mit Ausnahme der letzten, zerstört wurden. Er starb wahrscheinlich zwischen 1274 und 1277.

Das Gemälde der Manessischen Sammlung stellt ihn in voller Rüstung zu Pferde mit einem langen Schwert in der Hand dar; auf seinem Helm ist ein Amor mit Pfeil und Flammen in den Händen. Der Ritter sprengt durch ein wogendes Meer, worin Seeungeheuer mit einander kämpfen, was wohl seine aus dem Meere von Venedig hervorgehende Fahrt als Frau Venus andeuten soll. Das Wappen des Gemäldes, ein quer getheilter Schild, oben roth, unten Gold, mit zwei blauen Sparren, ist übrigens weder das Wappen der Lichtensteiner, noch das, welches Ulrich als Frau Venus führte.



A u s d e m F r a u e n d i e n s t e.

1.

Den guoten wîben sî genigen
von mir, swie si mich doch verzigen
nâch dienest ofte ir lônes hânt.
Her, waz si tugent doch begânt!
Der werlde heil gar in stât
Ich wæn, Got niht sô guotes hât,
als ein guot wîp. Daz ist alsô:
des stât ir lop von schulden hô.

Man muoz mirs jehen, wan ez ist wâr,
daz wîbes güete niemen gar
volloben an ein ende mac:
ir lop sich breitet als der tac.
Wô endet sich der sunnen schîn?
Swer mir daz ûf die triuwe sîn
kan gesagen, dem muoz ich jehen,
daz er vil verre hab gesehen.

Ir schîn durchliuhtet elliu lant;
dâ von ist mir vil unbekant
ir schînes sprunc, ir schînes ort.
Sich endent sanfter elliu wort,

und swindent lîhter elliu jâr,
ê daz der wîbe güete gar
und ouch ir hôhiu werdekeit
mit worten werde gar volseit.

Wie sol man des vol ze ende komen,
des ende nimmer wirt vernomen,
und daz für wâr niht endes hât?
Alsô diu werlt nu gar zergât,
dannoch ist der wîbe brîs
ze himel und in paradîs;
dâ von mîn sin und mîn gedanc
in lop ze sprechen ist ze kranc.

Wîp sint reine, wîp sint guot,
wîp sint schœne und wol gemuot,
wîp sint guot für senediu leit,
wîp, die füegent werdekeit,
wîp, die machent werden man.
Wol im, der daz verdienen kan,
daz si im bietent vriundes gruoz!
Dem wirt vil maneger sorgen buoz.

Wîp sint hôher sælden rîch;
den engeln nie niht sô gelîch
wart, alsam ir schœner lîp.
Ein tugentrîche reine wîp,
diu sich vor wandel hât behuot,
diu hât für wâr wol engels muot:
ir lîp hât ouch wol engels schîn:
daz nim ich ûf die triwe mîn.

Nâch disem lob sô heb ich an
ein mære, als ich beste kan;
in Gotes namen ich ez hebe,
unt wünsche des, daz er iu gebe
gein mir sô zühterîchen muot,
daz ez iuch alle dunke guot;
sô wirt mîn arbeit niht verlorn.
Ich hab daz liegen dran versworn.

Dô ich ein kleinez kindel was
dô hôrt ich ofte, daz man las,
und hôrt ouch die wîsen sagen,
daz niemen wol bî sînen tagen
erwerben möhte werdekeit,
wan der ze dienest wær bereit
guoten wîben sunder wanc;
die heten hôhen habedanc.

Die wîsen hôrt ich sprechen sô,
daz niemen wære rehte frô,
noch in der werlte wol gemuot,
wan der ein reine vrowen guot,
diu wol von tugenden hiez ein wîp,
hete liep als sîn selbes lîp:
daz heten alle die getân,
die gern êre wolden hân.

Dô ich daz hôrt, ich was ein kint,
unt tump, als noch die jungen sint,
sô tump, daz ich die gerten reit,
und dâht doch in der tumpheit:
„Sit daz diu reinen, süezen wîp
sô hôhe tiurent mannes lîp,
sô wil ich dienen immer mê
den vrowen, swie so ez mir ergê.

Lîp, guot, muot und dar zuo daz leben
wil ich den vrowen allèz geben,
und dienen, als ich beste kan;
und wird ich immer ze einem man,
mîn dienst muoz an in geligen,
dâ mit verderben oder gesigen:
ich wil in immer dienent sîn!“
Sus riet mir daz herze mîn.

In den gedanken, daz ist wâr,
wuchs ich unz in daz zwelfte jâr.
Ich dâhte her, ich dâhte hin
nâch mînes jungen herzen sin.
Mit vrâge vuor ich durch diu lant:
swâ iemen werde vrowen vant,
der site, der lîp, der muot, der tugent
erfuor ich gar in mîner jugent.

Swer lop von guoten wîben sprach,
dem sleich ich allez smielent nâch.
Ir lop, daz tet mir alsô wol,
daz ich dâ von wart vreuden vol.
Mir tet vil manic wîser munt
ir lop und ouch ir êre kunt:
sie lobten jene, sie lobten die,
sie lobten dort, sie lobten hie.

Ir aller lobes vernam ich vil:
von einer ich doch sagen wil.
Der lop was in die hœhe komen;
ir lop sich heten an genomen
die besten gar übr elliu lant.
Swem rehte wart ir tugent bekant,
und kunde der ihr tugende spehen,
der muost ir hôher tugende jehen.

Si was zer besten ûz erkorn,
si was von hôher art geborn,
si was schœne, si was guot,
si was reiniclîch gemuot,
si was kiusche, senfte gar,
si was minneclîch gevar;
von ir vil tugende wart vernomen:
si was an tugenden gar volkomen.

Man lobt si hôhe: daz was reht.
Ich was der selben vrowen kneht
vil nâch unz in daz fünfte jâr;
daz ich iu sage, daz ist wâr.
Mîn ougen kunden nie ersehen
an ir unwîpheit, noch erspehen:
si was ouch ze allen zîten guot,
in wîbes zühten wol gemuot.

Dô sprach mîn herze wider mich:
„Guot vriunt, geselle, wil du dich
für eigen einer vrowen geben
und ir ze dienest immer leben,
daz sol disiu vrowe sîn!
daz rât ich ûf die triwe mîn:
diu ist gar alles wandels vrî;
der sül wir sîn mit triwen bî!“ —

„Ich volg dir, herze, swes du wil,
doch ist uns beiden gar ze vil,
daz wir ir dienen umb den solt,
den man von guoten wîben holt.
Jâ ist diu guote vrowe mîn
vil hôher, denn wir beidiu sîn,
si ist ze hôh gar uns geborn:
des mac der dienst werden vlorn.“ —

„Swîc, lîp, unt hœre: ich wil dir sagen,
ez wart nie wîp bî iemens tagen
sô hôch, sô rîch, noch alsô wert,
ist daz ein edel ritter gert
ir ze dienen sînc zît,
sô daz er herze, lîp, guot gît
in ir dienst, als er sol,
im müge an ir gelingen wol.“ —

„Herze, ich swer dir einen eit
ûf alle mîne selikeit,
daz si mir ist für elliu wìp
unt lieber, dan mîn selbes lîp.
Ûf den minneclîchen wân,
den ich gein ir vil guoten hân,
sô wil ich hiut und immer mê
ir dienen, swie so ez mir ergê!“

Dô sich bewac herz unde lîp,
ze werben umb daz werde wîp,
dô gie ich für die guoten stân,
und sach si minneclîchen an.
Ich dâht: „Wol mich, sol si daz sîn,
diu werde, süeze vrowe mîn,
bî der ich immer mêr muoz wesen,
bî ir verderben oder genesen.“

„Ich dâht: „Waz sol ich dienen ir,
daz sich rehte füege mir
für vil manic edel kint,
die bî ir hie in dienest sint?
Der dienet ir lîht einez baz;
sô wirt mîn vrowe mir gehaz.
Nu enweiz ich, waz ich anders tuo,
ich dien ir spât, ich dien ir fruo.

Ir mac wol einez dienen mê;
ich wæn, dem doch sîn herze iht stê
gein ir, alsam daz mîne stât,
unt wæns ouch iht sô liebe hât,
als ichs in mînem herzen hân.
Des einen wil ich in vor gân
und allen liuten mîniu jâr:
daz weiz ich endelîchen wâr.“

Einez ofte mir geschach:
Swenne ich iht schœner pluomen brach
des sumers, sô daz solde sîn,
die truog ich sâ der vrowen mîn.
Nam si die in ir wîzen hant,
sô wart mir freuden vil bekant;
ich dâht: „Dâ du si grîfest an,
dâ hân ich in alsam getân!“

Min vreude was vil ofte grôz,
swenne ich kom, dâ man wazzer gôz
der herzenlieben vrowen mîn
ûf ir vil wîzen hendelîn:
daz wazzer, dâ mit si sich twuoc,
verholn ich daz von danne truoc;
vor liebe ich ez gar ûz tranc:
dâ von sô wart mîn trûren kranc.

Kintlîch ich ir diente vil,
daz ich nu hie verswîgen wil.
Swaz sô ein kint gedienen mac,
daz dient ich ir unz ûf den tac,
daz mich mîn vater von ir nam.
Dâ wart mir senlîch trûren zam:
mir wart der minne kraft bekant
in mînem herzen sâ zehant.

Mîn lîp, der schiet von danne sâ;
daz herze mîn beleip aldâ,
daz wolde mit mir danne niht.
Daz war ein wunderlich geschiht,
daz man den lîp von danne treip,
und daz mîn herze aldâ beleip:
daz was bî ir naht unde tac,
daz ez vil selten ruowe pflac.

Swâ sô mîn lîp reit oder gie,
mîn herze, daz kom von ir nie:
ez wære tac, ez wære naht,
mîn liebe hete gein ir die maht,
daz ich si ze allen zîten sach:
von herzenliebe daz geschach.
Swie verre ich was, ir liehter schîn
schein nâhtes in daz herze mîn.

2.

Aventiur, wi der Uolrich sînen vinger verlôs.

Dô ich ze Prihsen kom geriten,
die ritter mich nâch ritters siten
empfiengen ritterlîchen wol,
alsô man geste empfâhen sol.
An ir gruoz mir niht gebrast;
ich was in ein vil lieber gast,
si buten mirz wol sust unt sô:
des dancte ich in unt was sîn vrô.

Der turnei wart geteilet zuo;
wir zogen ûz des morgens fruo;
ein velt diu Merre ist genant,
dâ zogt wir ûf gar sâ zehant.
Der turnei huop sich unt wart guot;
wol hundert ritter wol gemuot
mit manger hande arbeit
des tages erwurben werdikeit.

Dô sich der turnei gar zerlie,
nu hœret, wie ez dô ergie.
Von Pœtzen her Uolschalch mich bat,
durch mîne vrowen an der stat
mit im verstechen dâ ein sper:
daz was gar mînes herzens ger.
Den helm mîn ich sâ ûf bant;
als tet ouch er sâ zehant.

Mit zwein starken spern sâ
wir ûf ein ander ranten dâ:
ein schœne tjost aldâ geschach.
Der hôch gelobt Uolschalch mir stach
einen vinger ûz der hant.
Dô ich der wunden dâ enpfant,
dô bant ich abe den helm mîn;
ich muost daz stechen lâzen sîn.

Dar nâch sô merket, waz ich sage:
Die ritter waren dâ in clage
alle gar umb den schaden mîn;
ich sprach: „Daz sült ir lâzen sîn;
ez hebt mich selben vil unhô.
Ich sagiu, wâ von ichs bin frô:
ez ist mir durch ein wîp geschehen:
diu muoz sîn mir für dienest jehen.“

Dô zogt wir wieder in die stat;
ein meistr ich mir gewinnen bat.
Dô er gesach die wunden gar,
beidiu dort unde hie
(der vingr an einer ader hie),
er sprach: „Er wirt iu rehte wol,
ob man im tuot reht, als man sol.“

Des trôstes wart mîn herze vrô,
und sprach wider den meister sô:
„Triegt ir mich niht, und sît getriu,
sô gib ich willeclîchen iu
alsô krefteclîchez guot,
des ir sît immer wol gemuot;
macht ir den vinger mir gesunt,
ich gibiu, welt ir, tûsent pfunt.“

Er unterwant sich mîn zehant,
den vinger er zehant mir bant.
In den banden ich dô lac

reht unz an den sehsten tac.
Dô er die wunden wolde sehen,
und ir varwe begunde spehen,
dô was si swarz und ungevar:
des erschrac ich und der meister gar.

Dô sprach ich: „Wie, meister mîn?
Ich mac vil wol versûmet sîn
mit iuwer meisterschefte gar:
diu wunde ist alsô missevar.“
Er sweic, daz er nie wort gesprach,
wan daz er jæmerlîche sach;
bî mir er vast in sorgen saz.
Ich sprach: „Nu vart den Gotes haz

Alsam ein bœswiht von mir hin!
Ir sît ein man gar âne sin,
daz ir deheinen biderben man
iuch geturrt genemen an
mit erzenîe, und kunnt des niht.
Mîn munt von wârheit iu des giht,
liez ichz durch Got niht, daz ist wâr,
sô hiez ich iuch besnîden gar.

Mîn herze daz was ungemuot.
Ich hôrte sagen, ein meister guot
wær ze Pôtzen: dar reit ich.
Man trôst des endelîchen mich,
und kœm ich kurzelîchen dar,
er machte mir den vinger gar
mit sîner meisterschaft gesunt.
Ich reit zuo im sâ an der stunt.

Dô ich dar ûf dem wege reit,
von gedanken mir mîn leit
swant ein teil; ich dâht also:
„Ich mac wol immer wesen vrô.
Daz ich der werden dienen sol,
daz tuot mir inneclîchen wol!“
Mîn herze singen mir dô riet
von mîner vrouwen disiu liet:

Ein tanzwîse.

Wê, daz mir diu guote
verret sô ir minne!
Des bin ich in dem muote
vil ofte unfrô.
Sol mir niht gelingen
an ir, der ich sinne,
sô muoz mîn herze ringen
mit trûren sô,
Daz ich ninmer mêre
ze freuden gesinne.
Si hât des lützel êre,
stêt mîn herze unhô.

Schœne bî der güete
stât vil wol den wîben:
sô stât ouch hôchgemüete
den mannen wol.
Hôchgemüete wolde
vil gern ie belîben
bî mir, het ich si holde,
von der ich dol
Herzenlîche swære.
Dâ von muoz ich mîden
vil vreuden, der mir wære
sus mîn herze vol.

Jâ man ich vil sêre,
vrowe, dîne güete,
daz dû mich durch dîn êre
bedenkest baz
Lâ mich gnâde vinden,
daz dich Got behüete,
an dir sô müez mir swinden
der minne haz.
Diu ist mir gevære;
dâ von mîn gemüete
ist vil vreuden lære.
Guot wîp, wende daz!

3.

Aus der *Aventiure, wi der Uolrîch in küneginne wîse fuor durch diu lant mit ritterschefte* (17 *mai*, *montag*).

Sâ dô mir kom der ander tac,
nu hœret, wes mîn lîp dô pflac.
Der wart vil wünneclîch gekleit
in wîzin liehtin vrowen kleit.
Ich wart ê nie gekleidet baz;
wan ich für wâr wol weste daz,
daz mîn hôh minne gernder lîp
des tages sæh manc schœne wîp.

Mîn lîp wart ê nie baz gecleit.
Dô mîn gesinde wart bereit,
dô huob ich mich zehant von dan.
Von Gors der vil biderbe man,
der werde kamerære mîn,
der wolt dô des niht lâzen sîn,
er zenmt zuo den fuozen dannen mich.
Er het vil wol gekleidet sich.

Ich was vrô, ich was gemeit;
für Malanstorf die strâz ich reit.
Dâ widerfuor mir al zehant
ein kneht, den ich vil wol bekant;
der kunde höfscher niht gesîn.
Er was für wâr der bôte mîn.
Dô ich in gegen mir rîten sach,
vil herzenlieb mir dran geschach.

Mit zühten mir der höfsche neic;
mîn danken ich gein im versweic.
Für in sô reit ich balde dâ;
er huob sich höfschlîch nâch mir sâ
unt sanc ein liet sâ an der stunt.
Dâ mit sô tet er mir daz kunt,
daz er mir bræht die botschaft,
diu mir gæb hôhes muotes kraft.

Daz liet mir in daz herze klanc,
daz dâ der höfsche kluoge sanc:
ez tet mir innerclîchen wol,
wan ich dâ von wart freuden vol.
Ez dûht mich süeze, ez dûht mich guot,
von im wart ich vil hôchgemuot;
mîn muot stuont ûf gedingen hô.
Nu hœrt daz liet; daz sprach alsô:

„**I**r sult sprechen willekomen:
der iu mære bringet, daz bin ich!
Allez daz ir habt vernomen,
daz ist gar ein wint; ir vrâget mich.
Ich wil aber miete: wirt mîn lôn iht guot,
ich sage iu lîhte, daz iu sanfte tuot.“

Sâ dô ich daz liet vernam,
von vreuden wart mîn trûren lâm.
Ich trahte her, ich trahte hin:
„Jâ herre, wie gesprich ich in
sô, daz ez iemen hie verstê?
Got gebe, daz ez mir wol ergê!
Ich muoz für wâr den boten mîn
vernemen und al die botschaft sîn.“

Dô ich der sprache mich bewac,

dâ bî der strâze nâhen lac
ein schœniu owe, dar reit ich.
Mîn kameræer, der vleis des sich,
daz iemen nâch mir rite dar in.
Mîn bote was höfsch unt het ouch sin:
der huob sich anderhalben dar,
sô daz des niemen wart gewar.

In sî für wâr von mir geseit,
in die owe selb fünft ich reit.
Sâ dô ich ich dar komen was,
dô erbeizt ich ûf daz grüene gras:
aleine ich in die owe gie,
dâ ich den boten mîn empfie.
Ich sprach: „Vil lieber bote mîn,
du solt mir willekomen sîn!“

Er sprach: „Ich nim des gruozes niht;
er wær der botschaft mîn enwiht.
Kniet ir niht balde gegen mir nider,
ich füer die botschaft mîn hin wider.“
Zehant als er die rede gesprach,
vor sînen fuozen er mich sach
knien, als ich spræche mîn gebet;
mîn lîp daz willeclîchen tet.

Er sprach: „Nu stêt ûf: sîn ist genuoc!
Nie man sô hôhen prîs getruoc,
daz ich iu sage; solt ichz im sagen,
er müeste hôchgemüete tragen,
unt müest von schulden wesen vrô.
Iu mac der muot wol stîgen hô:
ich hân iu solhiu mære brâht,
der iu ze sælden ist gedâht.

Iuch heizet willekomen sîn
iwers herzen meien schîn:
si hiez iuch grüezen minneclîch,
unt giht, ob ir sît freuden rîch,
des sî si herzenlîchen vrô.
Si hat enboten iu alsô,
daz si von iwer werdikeit
in herzen hôchgemüete treit.

Diu schœne tugentrîche giht,
si habe an iwern êren pflicht:
swaz sô iu êren sî geschehen,
des welle si für sælde jehen.
Ir habt die vart durch si getân:
dâ von wil si des êre hân,
swaz sô iu êren widervert;
dâ mit ir trûren wirt verzert.

Ir mügt wol hôhes muotes sîn:
si hât ditze vingerlîn
iu ze liebe her gesant;
daz hât si an ir wîzen hant
getragen mêr dan zehen jâr:
daz hiez si sagen iu für wâr.
Ir sült für wâr gelouben daz,
si ist iu holt gar sunder haz.“

Dô ich daz vingerlîn enpfie,
ich kniete nider an diu knie;
ich kust ez sâ wol hundertstunt:
dâ mit tet ich im liebe kunt.
Ich sprach: „Sô wol mich, immer wol!
Ditz kleine vingerlîn mir sol
immer geben hôhen muot:
ez muoz mir sîn für trûren guot.

Immer mêr, die wîle ich lebe,
wol mich der wünne pernden gebe!
Mir muoz ditz kleine vingerlîn
vil liep in mînem herzen sîn,
wan ez mir gibt vil hôhen muot.
Ich hân ez liep für allez guot,
unt liep für allez, daz ich hân
und immer mêr gewinnen kan.

Wol mich, daz ich ie wart geborn!
Wol mich, daz ich si hân erkorn
ze vrowen über mînen lîp!
Si reine, süeze, sælic wîp,
si vrowe ob al den vreuden mîn,
sist mînes herzen freuden schîn,
sist mîner hôhen freuden gebe:
ich dien ir, al die wîle ich lebe.

Swaz ich vil minne gernder man
ir immer mêr gedienen kan,
des hât si mir gelônet wol.
Ob ich die wârheit sprechen sol,
nie man sô hôhez lop getruoc,
im wære der werdikeit genuoc,
diu mir hie ist von ir geschehen:
des muoz ich von der wârheit jehen.“

Dô sprach zuo mir der bote mîn:
„Ir sult niht langer bî mir sîn;
ir schült gein Wienen schiere varn.
Daz iuch dâ müeze Got bewarn!
Des ist iu nôt gar endelîch:
si sint vil hôhes muotes rîch,
die iu dâ wartent mit den spern:
iuch sehent die hôchgemuoten gern.“

Ich sprach: „Vil lieber bote mîn,
du solt mîn gar âne angest sîn!
wie kunde iht leides mir geschehen,
sît daz ich dich hœre jehen,
daz mir mîn vrowe genædic sî?
Unt wære ir ieglîches drî,
die mir dâ wartent mit den spern,
ich trowe si alle wol gewern.“

Sus schiet ich von dem boten dan,
reht als ein hôch gemuoter man;
ich was vil herzenlîchen vrô:
mîn muot gestuont mir nie sô hô.
Ich dâht: „Ich sol hie speres krach
machen und den ungemach
füegen, die sich wâpent hie.“
Ze mînen pferden ich dô gie.

Mîner kneht dô einer sprach,
dô er mich zuo im komen sach:
„Vrowe, wâ sint ir hin gewesen?
ir künnet lange bluomen lesen.“
Ich sprach: „Ich hân ein plüemikîn
gebrochen, des daz herze mîn
muoz immer wesen hôch gemuot:
ez ist mir gar für trûren guot.

Des soltu mit mir loben Got.
Nu rite hin, unt wis mîn bot,
unt sage den rittern, daz si sich
wâpen schier; als tuon ich mich.
Ich wil aber der vrowen mîn
mit speres krach dienunde sîn.
Du solt in von mir sagen sô,
mir stât der muot ze vreuden hô.“

Sâ dô der bote von mir reit,
und er den hôchgemuoten seit,
daz mîn lîp het tjoste ger,
si sprâchen alle: „Harnasch her!“
die hôchgemuoten balde sich

zimirten dâ; als tet ouch ich.
Ich wart gezimirt schône sâ
in liehtiu wâpenkleit aldâ.

Min zimir was des tages guot;
ich wart ê nie sô hôchgemuot.
Ich het ein starkez sper genomen,
dô sach ich gegen mir her komen
von Horschendorf den biderben man;
er wolt ot aber mich bestân:
er het vil gern ein vingerlîn
verdienet mit der tjoste sîn.

Ich sage iu kürzlich, wiez geschach.
zehn sper ich dâ ûf im verstach,
daz er der tjost gar vælet mîn:
dâ von sach man in zornic sîn.
Sîn zehendiu tjost alsô geschach:
mîn ros er durch daz houbet stach,
daz ez vil kûm dâ von genas:
diu tjost dem biderben leide was.

Sâ ûf ein ander ros ich saz.
Ir sült für wâr gelouben daz,
ich het dâ gern gestochen mêr.
Dô kom von Gors her Wolfkêr,
der werde kamerære mîn;
er sprach: „Sîn sol hie nimêr sîn:
ich lâze iuch stechen nimêr hie!“
Durch sîne bet ich ez dô lie.

4.

Aus der *Aventiur wi der Uolrîch an ûzsetzen stat zuo sîner vrowen kome, unt wi er si gesach.*

Die naht was ich in einer stat,
dar inne ich mir bereiten bat
ûzsetzen nepfe und swachiu kleit;
diu wurden fruo dâ angeleit
von mir und von dem boten mîn:
si kunden swacher niht gesîn.
Wir nâmen zuo uns mezzer lanc,
als uns des lîbes vorht betwanc.

Des suntagn morgens fruo ich reit
von dan zwô mîl swachlîch gekleit.
Die pfert liez ich verholn stân;
ich unt mîn bote wir giengen dan
zwô mîl für ein burc wünneclîch;
dar ûf sô was diu tugende rîch,
mîn vrowe, der ich nie vergaz:
diu guote mit hûs dar ûffe saz.

Dô gie ich für die burc zehant,
dâ ich vil armer liute vant;
der saz dâ âne mâzen vil.
Für wâr ich iu daz sagen wil:
wol drîzic ûssetzen oder mê
dâ sâzen, den ir siechtuom wê
tet: ir suht si sêre twanc;
mit grôzem siechtuom maneger ranc.

Dô muost ich zuo in sitzen gân:
daz het ich doch vil gerne lân.
Dar wîst mich der geselle mîn
sam ich unkreftic solde sîn.
Dâ gruozten uns der siechen schar
mit grôzem snöuden, daz ist wâr:
vil ungesunt ir maneger was.
Dâ saz ich zuo in in daz gras.

Dô wir gesâzen zuo in dâ,
si vrâgten alle gemeine sâ
von wanne wir wæren dar bekomen:
diu vrâg mir leide was vernomen.

Ich sprach: „Wir sîn zwên geste hie:
wir kômen bêde her noch nie;
uns riet her unser armuot,
ob uns hie iemen tæte guot.“

Si sprâchen: „Ir sît reht her komen.
Wirn wizzen, ob irz habt vernomen:
Die hûsfrowe iezuo siech hie lît,
dâ von man uns vil oft hie gît
pfenninge unde spîse genuoc.
Ein juncfrowe iezuo vor iu truoc
uns her brôt und dar zuo wîn:
daz si immer sælic müeze sîn!

Weste man iuch hie, geloubet daz,
man gæbe iu her für eteswaz.
Ir mügt wol klopfen unde biten
nâch unser armer liute siten:
man gît iu her für wîn unt brôt,
dâ mit ir büezt des hungers nôt;
unt gît man iu hiut pfenninge niht,
für wâr ez morgen doch geschiht.“

Dô gienc ich von den siechen dan
gein einer line hin nâher stân.
Dâ für sô was ein tepich guot
gehangen, als man ofte tuot
für line, dâ man wil windes niht
noch lieht: für diu zwei ez geschiht.
Vor der line der tepich hie,
dar in vil kleine iht windes gie.

Dô nam ich her für den napf mîn;
der kunde heller niht gesîn.
Dô klopft ich, daz ez lûte erschal
und in die kemenâten hal.
Nâch dem klopfen an der stat
ich vil iæmerlîchen bat,
daz man mir gæbe her für daz brôt:
mich twunge grôziu hungers nôt.

Sâ dô ich die bet gesprach,
ein juncfrowe ûz der lin her sach.
Dô si uns sach dô sunder stên,
und unser wâren niwan zwên,
dô tet si wider zuo die lin,
unt gie sâ zuo ir vrowen hin:
der sagte si, wir wæren dâ:
diu reine santes zuo uns sâ.

Diu juncfrowe ûz dem tor her gie
An einem orte si ane vie;
si gabe den siechen allen dâ
ieslîchem einen pfenninc sâ.
Dô si kom hin, dâ si uns sach,
diu süeze ûz rôtem munde sprach:
„Sagt an, wenn sît ir komen her?
Ich gesach iuch hie niht mêr.“

Mit verkêrter stimme ich sprach:
„Von kumber lîd wir ungemach,
von siechtuom unt von armuot.
Swer uns durch Got iht guotes tuot,
daz mac an sælden in gefrumen.
Wir sîn durch grôze armuot her kumen,
unt sîn vil nâch vor hunger tôt:
vor armuot lîd wir grôze nôt.“

Si gie zuo uns sâ nâher stân;
si sprach: „Ir sült mich wizzen lân,
wer ir sît; daz tuot mir kunt
vil endelîch hie an der stunt.
ich sol bî iu niht langer sîn.
Sît ir durch die frowen mîn

komen, daz sult ir mir sagen,
die rehten wârheit niht verdagen."

Dô sprach ich zuo der schœnen magt:
„Frowe, iu sî für wâr gesagt,
mich hiez iur frowe komen her,
unt wizzet daz: ich binz der,
des freude an ir genâden stât,
und der ir ie gedienet hât,
und der ir immer dienen wil
mit triuwen an sîn endes zil."

Dô sprach diu maget zehant alsô:
„Stât iu der muot durch frowen hô,
sol iwer manlîch werder lîp
umbe vâhen werdez wîp;
habt ir mit tjost iht sper verswant
ûf frowen lôn mit iwer hant,
gefuor iur lîp ie ritterlîch:
dem sitzt ir hie vil ungelîch.

Ich wil zuo mîner frowen gân,
unt wil si von iu wizzen lân
daz ir durch si sît her bekomen:
iwer kunft vil lieb ist ir vernomen.
Ich kum zuo iu her wider schir,
unt sage iu endelîch von ir,
wie iwer lîp sol varn hie."
Dâ mit diu maget von mir gie

Hin, dâ si die vil guoten vant.
Si saget der reinen al zehant
von rehter wârheit, ich wær dà.
Dô sprach diu reine süeze sâ:
Dèswâr, des bin ich harte vrô.
Dû solt im von mir sagen sô,
daz er mir sî willekomen;
sîn kunft ich hân gern vernomen.

Dû solt hin wider zuo im gên,
sô daz sichs iemen müge verstên,
unt trag im hin für eteswaz,
unt sage dem hôch gemuoten daz,
daz er schir ab dem berge var,
unt sich vor melden wol bewar,
und ouch wol hüete der êren min,
als lieb im sî daz leben sîn.

Bit in hin ze âbnt her wider gân
her ûf; sô wil ichn wizzen lân,
wes ich mit im hie hân gedâht,
und umbe wiu ichn hân her brâht;
daz heize ich im danne allez sagen.
Dû solt im spîse hin für tragen,
hüener, dâ zuo brôt unt wîn,
unt bit in Got wilkomen sîn."

Diu maget gie dô alzehant
hin, dâ si mich noch wartent vant;
si und ein ander juncfrou truoc
mir spîse unt wînes ouch genuoc.
Dô ich si sach selbe ander gân,
den napf mîn satzt ich verr hin dan
unt sprach: „Vrowe, dâ legt ez in,
wan ich leider vil siech bin."

Diu eine juncfrowe stuont stille sâ;
diu ander gie zuo mir vil nâ;
diu sprach alsô: „Swaz mir geschiht,
ich schiuh iuch durch den siechtuom niht.
Iuch hât diu werde frowe mîn
Got willekomen heizen sîn,
unt giht, si welle iuch gerne sehen,
swanne ez mit fuoge müge geschehen.

Sî hât enboten in bî mir
(des mügt ir gerne volgen ir),
daz ir schir ab dem berge vart
und iuch vor melden wol bewart,
unt hüet iuch wol: dês gât iuch nôt·
tuot ir des niht, sô sît ir tôt.
Teilt mit iu selbe iwern sin:
daz rât ich wol, swie tump ich bin.

Ir sült hin ze âbnt wider gân
her ûf: sô sol ich iuch lân
gar wizen mîner vrowen muot:
ich wæne wol, der sî gegen iu guot.
Ir sult für wâr gelouben daz:
in ist diu reine niht gehaz;
si wart sô holt noch ritter nie."
Dâ mit diu juncvrou von mir gie.

Sâ dô diu iuncvrou von mir quam,
spîse unde trinken ich sâ nam,
zuo den ùssetzen ich ez truoc;
ich sprach: „Uns hât mîn vrowe genuoc
spîse unde trinken hiute gegeben:
Got lâz si lange mit sælden leben!
Almuosn sô grôz ich nie enpfie:
daz wil ich mit iu teilen hie.

Swaz ich sîn hie enpfangen hân,
daz sül wir gar gemeine hân,
dar umb, swann man iu spîse guot
gebe, daz ir daz selbe tuot
uns". Si sprachen: „Daz sol sîn!
Man gît uns oft vleisch, brôt unt wîn:
daz teil wir mit iu gar gelîch;
wir leben mit iu geselleclîch."

Ze ringe sâz wir alle sâ,
unt satzen in die mitte aldâ
die spîse guot und ouch den wîn.
Ich sach dâ manges hende sîn
alsô, daz ichs niht tar gesagen:
jâ muoz ichs vil durch zuht verdagen.
Bî mîner höfscheit, ez ist wâr,
vor unvlât gie ze berg mîn hâr.

Mir wart dâ grôz unvlât bekant:
die vinger manegem ûz der hant
wârn alsô gefûlet abe,
als einem, der tôt in dem grabe
gelegen ist wol hundert tage.
Bî mîner wârheit ichz iu sage:
ir âtem als ein hunt dâ stanc,
als si ir miselsuht betwanc.

Mit in muost ich dâ ezen pflegen.
Ich het des lîbs mich ê bewegen,
ê daz ich mit in het dâ gâz:
dô twanc mich zuo dem ezzen daz,
daz ich der werden vrowen mîn
ir êre muoste hüetent sîn.
het ich mit in niht gâz aldâ,
ich wær für wâr vermeldet sâ.

Nû weiz ich wol, daz maneger giht,
ich kund mit disen siechen niht
deheine wîle haben gâz,
si heten wol erfunden daz,
daz ich wær miselsühte vrî.
Swer des giht, dem wæne, iht sî
gar kunt, waz man mit würzen tuot:
si sint ze manegen dingen guot.

Mir ist noch hiut diu würze kunt,
swelch man genæms reht in den munt,

daz er dâ von geswülle gar,
und daz er wurde als missevar,
daz er wær immer unbekant,
durchfüer sîn lîp gar elliu lant,
daz niemen möhte erkennen in:
die kunst kan ich, swie tump ich bin.

Die selben würze het ich dâ;
ich het mîn hâr gevärbet grâ;
des, wæn ich, nu bedorfte niht,
wan man mich vil nâch halben siht
grâwen von den sorgen mîn:
vor alter solt sîn noch niht sîn.
Sus hât diu minne und ander leit
mîn houbt ze dem andern mâl gekleit.

Diu minne und ungetriwer rât
mîn houbet grâ gevärbet hât.
Swelch man der minne dienet vil,
und im diu minn niht lônen wil,
der muoz vil ungemüetes tragen,
wan er sîn leit sol niemen klagen,
wan al eine der vrowen sîn:
des muoz er ofte trûric sîn.

Swâ sô mir ungetriwer rât
schaden unde leit gefüeget hât,
daz wil ich iezuo gar verdagen,
unt wil daz mære iu für baz sagen.
Dô wir siechen gâzen hie,
vil palde ich ab dem berge gie
in daz geu an siechen stat,
dâ ich des almuosens pat.

Man gab mir dâ vil stückelîn;
diu nam ich durch die vrowen mîn.
Man gab mir aller slaht genuoc;
vil güetlîch ich daz danne truoc:
in einem zîle leit ichz nider;
ich kom dar nâch für wâr nie sider.
Ich weiz niht reht, wer ez dâ nam:
ich weiz wol, daz ez mir niht zam.

Durch kürzwîle ich sus petent gie,
biz sich diu sunne nider lie
gegen dem berge mit ir schîn,
und daz ez wold schir âbent sîn:
dô gienc ich für die burc sâ wider,
unt saz an mîne stat dâ nider,
dâ ich die siechen aber vant:
die enpfiengen mich dâ sâ zehant.

Dô ich hie bî den siechen saz,
ich vrâgtes, ob man hete gâz;
si sprâchen all: „Man izzt alzan:
ir sît ze rehter zît her gegân.
Dez almuosn man des âbends gît
uns armen in sô rehter zît,
daz unser ieslîcher gât
wol dannoch, dâ er herberge hât.“

Dô ich gesaz guot wîle alhie,
diu magt ot aber her zuo uns gie:
mit der schœnen man uns truoc
spîse unt wînes aber genuoc.
Si sprach zuo mir: „Ir sült ab gân,
unt sült für wâr des niht enlân,
ir komt her fruo ab ze ezzen zît:
seht, daz ir hînt gewärlîch sît.“

Ich sprach: „Waz frumt di vrowen mîn
alsô mîn wunderlîch hie sîn,
daz ich si heinlîch niht sol sehen?“
Diu maget sprach: „Des mac niht geschehen
biz morgen, daz ez wirdet naht.
Si hât ze sehen iuch gedâht
für wâr, ê daz ir hinnen vart;
seht, daz ir meldens iuch bewart.“

Dô diu juncfrowe kom von dan,
ezen man mich sach hin gân
zuo den siechen aber als ê.
Mir tet ir geselleschaft vil wê,
des mich von schulden wol betwanc
ir unvlât und ir âtem stanc.
Ir sült für wâr gelouben daz,
daz ich mit in ungern az.

Dô wir die spîse verzerten dâ,
die siechen mich dô alle sâ
bâten ze hûse wider strît;
dô jach ich: „Mîner gesellen lît
einer siech: dar wil ich gân;
ich hân in vil unkreftic lân.
Bî dem sô wil ich hînte sîn
durch Got und durch die triwe mîn.“

Dô gie ich von der burc zehant
in ein velt verre, dâ ich vant
ein korn dick gewahsen hôch:
darin ich vor den liuten vlôch,
ich und ouch der geselle mîn;
das korn muost unser herberg sîn.
Ir sult für wâr daz ûf mir hân;
ein vil bœse naht ich dâ gewan.

Sâ dô der tac ein ende nam,
und daz diu vinster naht bequam,
dâ huob sich sâ ein wint vil grôz,
mit regenes ungefügem gôz:
dô muost ich lîden ungemach.
Für den regen was mîn dach
ein rock und ouch ein mäntelîn:
diu kunden bœser niht gesîn.

Ich was vil nâch vor vroste tôt;
dannoch sô leit ich dâ ein nôt,
wolt ich an dem mære iht verdagen,
daz ichs iu nimmer solt gesagen:
die ungenanten würme mich
pizen sô die naht, daz ich
an dem lîb vil gar ûz brast:
mich peiz die naht vil manic gast,

Und ouch für wâr manc gestîn.
Dô ich ersach des tages schîn,
des wart ich herzenlîchen vrô.
Al zehant mîn lîp lief dô
umb sô vil, daz mir wart warm.
Do Erek an Enîten arm
lac, dô was im verre baz
danne mir die naht; geloubet daz.

Sô bœse naht ich nie gewan;
und wære ich niht ûf lieben wân
die selben naht aldâ gewesen,
jâ wæne ich nimmer wær genesen.
Guot gedinge derst vil guot;
lieber wân noch sanfter tuot:
swer lieben wân bî kumber hât,
des mac mit vreuden werden rât.

Dô was ouch nû diu sunne ûf hô;
mîn lîp, der gie zehant aldô
für die burc an mîne stat,
dâ ich mit klopfen tiwer bat,
daz man mir gæbe abr eteswaz.
Swaz ich an hete, daz war gar naz;

daz tet mir herzenlîchen wê.
Dô kom diu juncfrowe aber als ê.

Mit ir truoc man ab spîse vil;
ich dâht: „Ich wæn, mîn vrowe wil
Mich gern machen siech alhie.“
Dâ mit diu maget zuo mir gie;
si sprach: „Wâ sît ir hînte gewesen?
Wie sît vor wetter ir genesen?
Ir habt geliten ungemach,
sît ir gewesen sunder dach.“

Ich sprach: „Ich hân erliten nôt:
mir was der lîp hînt vil nach tôt
vor vroste und ouch vor mêr geschiht,
der ich iu tar gesagen niht;
daz ich doch güetlîch allez dol:
wan ich wird sîn ergetzet wol,
ob mîn diu guote genâde hât,
an der genâden mîn lîp stât.“

Si sprach: „Nu ezzet unt vart wider
abe dem berge balde nider,
unt komt hînt ze âbent wider her.
Bî mînen triwen ich iuch wer,
daz diu vil werde vrowe mîn
iuch sô niht lân hie wil mêr sîn:
si wil iuch vil kurtzlîchen sehen:
bî dirre naht sol daz geschehen.“

Dâmit sô schiet si von mir dô.
Ir rede tet mich von herzen vrô.
Zuo den siechen ich dô gie:
mit den muost ich abr ezzen hie,
daz ich doch vil ungerne tet.
Dô ich gâz, sâ an der stet
gie ich von danne in einen walt;
dâ sungen vogel manic valt.

An eine sunne mîn lîp dô saz,
des vrostes mîn ich gar vergaz.
Dâ sach ich den gesellen mîn
mit klûben vil unmüezic sîn:
er klûbte dort, er klûbte hie;
der tac im gar dâmit zergie.
Mit solher kunst ein wälsch man
niht bezzers möht dô hân getân.

Mir wart für wâr nie tac sô lanc;
der minnen gir mîn herze twanc;
mich twanc diu minne ûf hôhen muot.
Diu minne ist werden liuten guot,
dâ von diu herze werdent vrô.
Swelch herze gerne minnet hô,
daz schamt sich aller missetât:
diu minne ist reines herzen rât.

Nû wizzet, daz ein werder man
für wâr gar nimmer werden kan,
er minn mit triwen guotiu wîp.
Zwiu sol eines jungen ritters lîp,
der niht wil werben umbe den solt
den man von werden wîben holt?
Der solt kan hôchgemüete geben,
mit êren ritterlîchez leben.

Sus saz ich in dem walde alhie
biz daz der âbent aber angie.
Dô stuont ich ûf unt gie von dan
in hôhem muot, reht als ein man
des herz hât hôhe minne ger
und des wænt, daz man in wer:
des muot muoz hôh von schulden stân.
In disem wâne gie mîn lîp dan.

5. Ein leich.

Got füege mirs ze guote:
ich bin noch in dem muote,
daz ich wil guoten wîben
mit dienest âne valschen muot immer bî belîben.
Dâvon rât ich einen rât
der allen wol gemuoten mannen tugenlîchen stât.

Ich rât iu, êre gerende man,
mit triwen als ich beste kan;
Ob ir welt werende freude hân,
sô sît den wîben undertân
Mit triwen âne valschen muot.
Ir güete ist alsô rehte guot:
swer in mit triwen dienest tuot,
den künnen si wol machen frô.
Der werlde heil gar an in lît:
ir güete ist freuden hôchgezît;
ir schœne sô vil freuden gît,
dâ von diu herze stîgent hô.
Werdekeit sunder leit
künnen si wol friunden geben;
Swem sô sî witze bî,
der sol nâch ir hulden streben.
unde zinsen in sîn leben.
Daz râte ich ûf die triuwe mîn.
Swer êren sælic welle sîn
unt rîche an hôhem muote;
Der sol mit triuwen guotiu wîp
reht minnen, als sîn selbes lîp.
Vil guot vor allem guote
Ist der wîbe güete, und ir schœne schœne ob aller schœne.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit ich immer gerne krœne.
An ir schœne und an ir güete stât mîn heil und ouch mîn wünne:
wær guoter wîbe schœne niht, wie selten ich gewünne
Deheinen êren gernden muot.
Wol mich, daz si sint alsô guot,
daz man hât von ir güete
Sô hôhen trôst für senediu leit.
Ir schœne, ir güete, ir werdikeit
gît mir vil hôch gemüete.
Mîn muot von wîben hôhe stât:
waz danne ob mir ir einiu hât
Erzeiget hôhe missetât?
Dêswâr des mac wol werden rât.
Swaz si gegen mir hât getân,
daz wil ich gern wizzen lân
mit zühten, als ich beste kan
ûf genâde guotiu wîp.
Ich hân ir driu und zehen jâr
gedienet sunder wenken gar,
bî mînen triwen, daz ist wâr,
daz in der zît mîn seneder lîp
Nie gewan sölhen wan
daz mîn stæte wurde kranc:
Al mîn gir was gein ir
sleht mit triwen âne wanc.
Nû vert entwer ir habedanc
Reht als ein rât, daz umbe gât,
und als ein marder, den man hât
in eine lin gebunden.
Kund ich, als sî, unstæte sîn,
sô het ich nâch dem willen mîn
ân si ein frowen funden.
Ê daz ich mîn ritterlîche stæte bræch an guoten wîben,
ich wold ê immer valscher wîbe hulde vrî belîben.

Ich muoz in der stæten wîbe dienest sunder lôn verderben,
oder ich muoz ir stæten herzen lieb alsus erwerben,
Daz ich gewenke nimmer wane
von in. Ir hôhen habedanc,
unt mag ich den erringen,
Sô hân ich allez, daz ich wil,
süeze ougen wunne, herzen spil,
vil wunne an allen dingen.
Nû waz bedarf mîn seneder lîp
genâden mêr, ob ich ein wîp
Ze frowen vinde alsô gemuot,
diu sich vor wandel hât behuot
unt niht wan daz beste tuot?
Der sol mîn dienest sîn bereit
immer mê
swie ez ergê,
sunder valsch mit stætikeit:
dâ von gewinne ich werdikeit
Und alsô freude rîchen sin,
des ich getiuret immer bin
an aller hande dingen.
Vind ich si, ich sol sô ritterlîchen nâch ir hulden ringen,
daz mir von ir stætikeit muoz hô an ir gelingen.
Si muoz abr ûf die triwe mîn
gar vrî von allem wandel sîn,
die ich mich lâze twingen
und ouch in kumber bringen.
Jâ gehœret man mich nimmer mè gesingen.
deheines valschen wîbes lop gesprechen noch

Schenk Ulrich von Winterstetten.

Dieser liederreiche Minnesinger war vermuthlich der Bruder Konrads von Winterstetten, auf dessen Veranlassung Ulrich von Thürheim Gottfrieds Tristan bald nach Gottfrieds Tode fortsetzte; er lebte daher gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts. Die Winterstetten, aus dem Geschlechte der Truchsessen von Waldburg, hatten ihre Stammburgen in Schwaben, wo auch Ulrich lebte, von dessen Leben nur so viel bekannt ist, daß er nebst seinem Bruder Konrad mancherlei Fehden mit dem Bischof von Konstanz zu bestehen hatte. Als Dichter steht er seinem Zeitgenossen und Landsmanne Gottfried von Nifen am nächsten; wie er denn auch oft das ländliche Leben zum Gegenstande seiner Dichtungen nimmt. Doch ist in ihm das volksthümliche Element weit weniger ausgebildet, als bei Gottfried. Nicht nur haben seine meisten Gedichte in Form und Haltung, in Gang und Sprache das Gepräge des höfischen Minneliedes; es läßt sich auch in denjenigen, welche volksmäßiger gehalten sind, der ritterliche Dichter nie verkennen, der zwar voll heiterer Lebenslust an der Freude des Volks Theil nimmt, dabei aber seiner höhern Stellung in Stand und Bildung nie vergißt, selbst dann nicht, wenn ihn der höchste Taumel der Lust fortzureißen scheint. Dagegen nahm er vom lebendigen Geist der Volkspoesie so viel in sich auf, als mit der höfischen Kunst verträglich war, wodurch denn selbst seine Minnelieder eine seltene Frische und Lebendigkeit erhalten (3, 4). Daraus ist aber auch zu erklären, wie seine Lieder zum Theil in den Mund des Volks übergehen konnten, was insbesondere wohl auch dadurch vermittelt wurde, daß sie durch ihre rasche, wohllautende Bewegung zum Gesange geeignet waren, was namentlich von den Tanzliedern (1) gilt, deren leichter hüpfender Takt mit dem weichen, volltönenden Reim der brausenden Fröhlichkeit des lebenslustigen Landvolks vollkommen entsprach. Daß seine Lieder gesungen wurden, bezeugt er übrigens selbst in einem Gedicht, aus welchem auch hervorgeht, daß er durch seine Sangeskunst manches Mädchenherz sich geneigt gemacht habe.

1. Tanzweise.

Swâ
quâle
nimt wâle,
dâ
wirt man grâ:
nie
die
pîne mîn sendez herz verlie.

Tuo, vrouwe,
sorgen mir, noch buoz:
vil gerne ich schouwe
dînen gruoz.
Unz ûf den vuoz
dir nîgen muoz,
vil sælie wîp
mîn sender lîp.

Sît ich dich prîse,
vrouwe guot,
von leide wise
mir den muot;
von sorgen vluot
bin ich behuot,
unt wirt mir schîn
diu helfe dîn.

Gerne ich sunge
mè unt brunge
dien, die singent
unde bringent
disen sanc
durh ir êre
vür: mîn lère
werdent hœne
diz gedœne
ist in ze lanc.

Ich gedinge,
der ich singe,
daz si lerne
doch vil gerne
disen tanz;
diu vil guote,
wol gemuote
ir ir jugende
hât an tugende
lobes kranz.

Wol ûf, ir kint,
sint
vrô,
sô
muoz
buoz
sorgen sîn!
Trûren, var hin!
Sin,
muot
tuot
geil,
heil
werden schîn.

Wâ ist nu Uot
unt Guot,
unt tuot
uns sorgen bar?
Jiute unt Hille
unde Wille,
stille
koment dar!

Springent vrœlich an den tanz!
hiure ist der sumer glanz:
dà wirt diu vröude ganz;
man siht dâ manigen kranz.

Vrouwen, nû singent,
unt dringent,
unt springent
hübsche trite!
Rihtent ze minne
die sinne
dâr inne
mit guotem site!

Pfaffen, leigen, trettent an,
dien Got der sælden gan:
er ist gar ein sælic man,
der mit dien liuten kan.

Under dien linden
bî hübschen kinden
sorge muoz swinden;
lachen
machen
kunnen,
wunnen
wol diu kint.
Êrent den meien,
singent den reien,
ir sult iuch zweien,
Hetze,
Metze,
Nêse,
Gêse,
Götelint!

Ich wil hœren; es ist zît:
ich hân der liute nît;
Wan des reigen ist ze vil,
des ich erwinden wil.
Ir sint müede, dunket mich:
ez ist ungemenlich.
Schrîent alle: heiâ hei!
nû ist der seite enzwei!

2. Der Schenke von Winterstetten.

„Ist iht mêre schœnes,“
sprach ein altez wîp,
„danne der der Schenke singet?
dast ein wunder grôz.
Wê mir dis gedœnes,
daz mir dur den lîp
und dur diu ôren dringet!
Des mich ie verdrôz.
Wan si gelfent sînen sanc tac unde naht
in dirre gazzen,
und ist er doch hübschem sange niht geslaht;
man sol in hazzen!“
Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô grâ!“

„Hœrâ!“ sprach diu junge,
„wes bist im gehaz?
dur Got mich des bescheide,
liebez müeterlîn.
Ob er iht guotes sunge,
wen beswæret daz?
jâ tuot er nieman leide:
er muoz vrœlic sîn.“
„Da wolt er dich vernent mir genomen hân
an mînem bette:
kumt der übel tiuvel her, ich wil dich lân,
ê daz ich dich rette.“
Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô grâ!“

„Liebiu muoter, schœne,“
sprach das megetîn,
„du solt dich baz bedenken,
er ist unschuldic dran;
Niht sô rehte hœne,
liebe, laz ez sîn;
du zürnest sanft dem Schenken,
der dâ singen kan;
Uf mîn triuwe, ez was im ûz der mâze leit:
ez tet sîn bruoder.“
Diu alte sprach: „Ir keiner hât bescheidenheit,
unt wære ir ein vuoder.“
Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô grâ!“

„Dû gestant dien liuten
umbe ir tôrheit bî,“
sô sprach der megde muoter,
„dû bist missevarn.
Waz sol ez betiuten?
Dû bist al ze vrî,
dû minnest niemen guoter,
vil unsælic barn!
Waenestû, daz dir der Schenke gebe sînen sanc,
den er dâ singet?
Dû bist niht diu schœnste, diu in ie betwanc,
alder noch betwinget.“
Daz erhôrte ich sâ;
ich dâhte: „Alter hiute wagen, des bistu sô grâ!“

Si begunde singen
hovelîch ein liet
ûz rôse rôtem munde,
diu vil stolze maget;
Si lie suoze erklingen,
daz von sorgen schiet,
ein liet, daz si wol kunde,
si was unverzaget.
„O wê,“ sprach die muoter, „wes hastu gedâht?
du wilt von hinnen:
Schenken lieder hân dich ûz dien sinnen brâht,
du wilt entrinnen.“
Si sprach: „Muoter, jâ,
ich wil in die erne oder anderswâ.“

3. Trau, schau, wem?

Ez ist niht lanc, daz ich mit einer minneclîchen vrouwen
begunde hübscher klaffe vil,
die ich von herzen minne;
Ich sprach: „Lânt iuwer tugende an mir und iuwer güete schouwen;
ich binz, der iu dâ dienen wil
in muote und in dem sinne:

An worten und an werken hânt ir mîn gewalt.
Juwer tugent manicvalt
sol mich des geniezen lân,
daz ich iuch vor allen vrouwen in dem herzen hân.
Ich bin iu holt,
ir sint mîn golt,
mîn hort, mîn edel gesteine;
ûfen sèle und ûfen lîp
und dar zuo ûf elliu wîp
aht ich gegen iu sicherlîchen kleine.“

Si sprach: „Die rede hânt ir wol tûsent vrouwen ê gekündet:
ir wænent lîhte tœren mich:
ir sint ein lugenære.
Der ir dâ singent und iu hât daz herze gar enzündet,
diu ist iu lieber vil, danne ich;
mirst iuwer klaffe unmære.
Ir wænent, daz ich sî der mære ein göuchelîn:
eft ein ander man, danne mîn;
ich erkenne si vil wol,
diu iu daz herze dicke tuot in leide jâmers vol.
Ir gouch govolt,
der sint ir holt,
und ahtet si vîl kleine
ûfen iuwern tœrschen lîp,
wan si ist gar ein biderb wîp:
iuwer minne ist allenthalp gemeine.“

Dô swuor ich manigen eit, sî wære diu, der ich dâ singe,
unt sprach: „Ir sulut mich schelten niht,
wan ich bin iuwer eigen.
Ich bin iu herzeclîchen holt, swie mir dar an [gelinge,
swaz iemer mir dâ von geschiht,
ich wil iu dienst erzeigen.
Wan in gesach ûf erde nie sô reine vruht:
schœne und alle wîplich zuht
hât Got selbe an iuch geleit,
swie daz ir mir nû ein teil der zühte hânt verseit.
Ich bin iu holt,
ir sint mîn golt,
mîn hort, mîn edel gesteine;
ûfen sèle und ûfen lîp
und dar zuo ûf elliu wîp
aht ich gegen iu sicherlîchen kleine.“

Si sprach: „Ir soltent vrouwen loben, dâ man iu baz geloubet,
und iuwern dienest bieten dar;
dâ man iuch dienstes bæte.
Ich weiz wol, wâ si wont, diu iuch der sinne gar beroubet:
dâ nimt man iuwer kleine war;
si jiht, ir sint unstæte.
Ein biderp wîp mag an iu werwort vinden wol;
dâ von man iuch schiuhen sol.
Ir hânt ungetriuwen muot;
dâ von iu diu minneclîch unminneclîchen tuot.
Ir gouch govolt,
der sint ir holt,
und ahtet si vil kleine,
ûfen iuwern tœrschen lîp;
wan si ist gar ein biderb wîp:
iuwer minne ist allenthalp gemeine.

Ich sprach: „Vil liebiu vrouwe mîn, nû trœstent mir die sinne.“
Si sprach: „Ir sult von hinnen gân;
wie lange went irz trîben?
Sold ich vür vremden kumber sîn gegen iu ein trœsterinne,
des müest ich iemer laster hân
gegen allen guoten wîben.
Jâ enbin ich niht, dur die ir lîdent selhen pîn.“
Ich sprach: „Jâ ir, vrouwe mîn!“
Si sprach: „Daz ist rehte erlogen!
Ir hânt unze her dâ mit vil manic wîp betrogen.
Nûn saget mir niht,
swaz iu geschiht,
wan ich geloube iu kleine.
juwer trugehafter lîp
hât betrogen manic wîp!“
alsus sô schiet von mir diu süeze, reine.

4. Ein altes Wort.

Sumer ouget sîne wunne
daz ist an der zît;
Prüeve er wol, swer tihten kunne,
was mâterje lît
An dem walde und ûf der heide breit:
man mac schouwen,
wie die ouwen
stânt bekleit,
waz der anger liehter bluomen treit.
Êst ein alt gesprochen wort:
„Swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort!“

Ich habe endelîchen vunden
einen schœnen hort,
Den kôs ich mir zeinen stunden;
nust mîn herze dort
Bî dem horde, der mir vüeget pîn.
Diu vil reine,
wandels eine
muoz mir sîn
hort in dem vil senden herzen mîn.
Êst ein alt gesprochen wort:
„Swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort!“

Mîn hort kan wol tugende horden
unde hôhen muot:
Diu mir ist ze horde worden,
dêst min vrouwe guot,
In der güetelœse wolgestalt,
ir gebâren
an den jâren
mich tuot alt,
swie ir tugende doch sî manicvalt.
Êst ein alt gesprochen wort:
„Swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort!“

Maniger, der hât hort verborgen,
des er trœstet sich;
Mîn hort gît mir niht, wan sorgen
unde smæhet mich.
Mîn vil lieber hort ist mir alsô
gar unnütze;
minne schütze,
Cupidô
traf mîn herze; sît bin ich unvrô.
Êst ein alt gesprochen wort:
„Swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort!“

Minne, diu ist gewalteclîchen
allen dingen obe;
Ir kan niht ûf erde entwîchen,
ez gevâhe ir klobe.
Wîsheit, hort, diu beide nîgent ir.
Minne süeze,
kumber büeze

nâch der gir:
twinge mînen hort geliche mir.
Est ein alt gesprochen wort:
„Swâ dîn herze wont, dâ lît dîn hort!“

Burkhard von Hohenfels.

In weinreicher Gegend am schwäbischen Ufer des Bodensees stehen noch jetzt Trümmer der Burg Alt-Hohenfels, auf welcher Burkhard in der Mitte des 13. Jahrhunderts lebte. Da mehrere Urkunden ihn zugleich mit den Winterstetten und den Nifen erwähnen, darf man wohl annehmen, daß er mit den beiden Minnesingern aus jenen Geschlechtern in näherm persönlichen Verhältnisse stand; da jedoch von seinem Leben gar keine Nachrichten auf uns gekommen sind, so bleibt selbst dieses nur eine Vermuthung, welche freilich auch durch die große Verwandtschaft einigermaßen bestärkt wird, die in den Dichtungen dieser drei schwäbischen Ritter herrscht. Besonders haben die Lieder Ulrichs von Winterstetten und Burkhards unverkennbar große Aehnlichkeit, so daß Alles, was von jenem gesagt wurde, füglich auch auf diesen bezogen werden kann. Nur darin erscheint Burkhard eigenthümlich, daß er seine Bilder, an denen er überhaupt sehr reich ist, gern von der Jagd und ihren Beschäftigungen, überhaupt vom Leben in der freien Natur entlehnt. So reiht sich in den „Gleichnissen“ Bild an Bild aus der Thierwelt. „Nach des Adlers Weise schwebt der Geliebten Sinn hoch empor. Die Schande flieht vor ihr, wie vor dem Falken die Lerche. Er dagegen strebt nach ihr, wie der Fisch aus der Reuse; er gefällt sich in ihrem Anschauen, wie der Affe im Spiegel; seine Gedanken folgen ihr, wie die Bienen ihrer Königin; und wie das Einhorn durch eine keusche Jungfrau gebändigt wird, so auch er durch das holde Weib, das er minnt.“ (1) Ganz volksmäßig in Inhalt und Darstellung ist das Gespräch zweier Mädchen, von denen sich die Eine freut, daß ihr Dienstjahr zu Ende sei, so daß sie sich ungestört der Tanzlust hingeben könne, die ihr bisher versagt gewesen. Die Andere klagt, daß sie nicht auch arm sei, wie jene; ihre Muhme habe ihr die Kleider verschlossen, daß sie nicht zum Reihen gehen könne. „Traure ich,“ fügt sie hinzu, „so sagt sie, es sei aus Liebe; freue ich mich, so heißt es wieder, daß die Liebe daran Schuld sei!“ Nun erbietet sich die erste, ihr Kleider zuzuschneiden, daß sie auch an der Tanzlust Theil nehmen könne; die zweite ruft aus: „Nun will ich mich rächen! Sie duldet nicht, daß ich gegen irgend Jemand freundlich sei, so will ich einen Armen wählen, das ärgert sie. — Mir aber (schließt sie mit dem Kehrreim) ist ein Strohkranz und freier Muth lieber, als ein Rosenkranz mit Zwang.“ (2)

1. Gleichnisse.

Nâch des arn site ir êre
hôhe sweimet und ir muot;
Schande wenket von ir sêre,
sam vor valken lêrche tuot.
Swer ir gruoz nimt, derst vor schanden
banden vrî, sist sælden wer.

Der wilde visch in dem bëre
nie genam sô manigen wanc,
Als mîn herze in jâmers lêre
nâch ir; dest mîn vröude kranc.
Wan mîn vrîheit sich vür eigen
neigen der vil lieben kan.

Swie der affe sî gar wilde,
doch sô vâhet in sîn schîn,
Sor in dem spiegel siht sîn bilde:
sus nimt mir diu vrouwe mîn
Sin, lîp, herze, muot und ougen,
tougen, dèst mîn ungewin.

Einen vürsten hân die bîen,
swar der vert, si volgent nâch;
Mînen gedenken, den vrîen,
ist sus nâch der lieben gâch:
Ir wil vröuden vrühtic lachen
machen kan wol vröude mir.

Der einhürn in megede schôze
gît dur kiusche sînen lîp;
Dem wild ich mich wol genôze
sît ein reine, sælic wîp
Mich verderbet; an den triuwen
riuwen mac sî dar gerich.

2. Zum Tanz!

„**I**ch wil reijen,“
sprach ein wunneclîchiu magt,
„**D**isen meijen
wart mir vröude gar versagt;
Nû hât mîn jâr ein ende,
des bin ich vrô;
nieman mîch vröuden wende,
mîn muot stêt hô.
Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrîer muot
lieber, danne ein rôsen kranz, sô ich bin behuot.“ —

„**L**âz erbarmen
dich,“ sprach ir gespil ze hant,
Daz mich armen
niht geschuof diu Gotes hant,
Wan si geschuof mich rîchen:
hî, wær ich arn,
sô wolt ich mir dir strîchen,
ze vröuden varn.“
Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrîer muot
lieber, danne ein rôsen kranz, sô ich bin behuot.

„**E**z ist verdrozzen
hie, sît daz mîn müemel hât
Vor beslozzen
mir die mîne liehten wât.
Trûre ich, si jiht, ich gewinne
von liebe nôt;
vröuwe ich mich, daz tuot minne:
wè, wan wær ich tôt!“
Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrîer muot
lieber, danne ein rôsen kranz, sô ich bin behuot. —

„**W**iltu sorgen,
waz sol dîn schœner lîp?
Du solt morgen
sant mir; trûren von dir trîp!
Ich wil dich lêren snîden;
wis vröuden vol;
tuot daz we, wir sülnz mîden,
un swirt sus wol.“
Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrîer muot
lieber, danne ein rôsen kranz, sô ich bin behuot. —

„Ich hân schiere
mir gedâht einen gerich;
Wan ich zwiere
swâ man zwinket wider mich;
Sì enlât mich niender lachen
gegen werdekeit;
sô nim ich einen swachen:
daz ist ir leit!“
Mir ist von strowe ein schapel unt mîn vrîer muot
lieber, danne ein rôsen kranz, sô ich bin behuot!

Herzog Heinrich von Breslau.

Heinrich IV., Herzog von Breslau, gelangte beim Tode seines Vaters Heinrichs III. im Jahre 1266 zur Regierung; da er aber noch minderjährig war, so übernahm sein trefflicher Oheim Wladislaw, Erzbischof von Salzburg, die Verwaltung der Länder, welche dieser auch bis zu seinem im J. 1270 erfolgten Tode fortführte. Im J. 1278 heirathete Heinrich eine Tochter Markgraf Otto's V. von Brandenburg. Er hatte während seines Lebens mancherlei Fehden mit benachbarten Fürsten zu bestehen, die er zum Theil glücklich beendigte. Unter Anderm gerieth er mit dem schlesischen Bischof und der Geistlichkeit in Zwist und nahm ihre Einkünfte in Beschlag, in Folge dessen er vom Erzbischof Jakob von Gnesen mit dem Bann belegt wurde. Doch ließ sich Heinrich dadurch nicht irren; er belagerte den Bischof Thomas in Ratibor, der nun in feierlicher Procession zu ihm herauszog, und dadurch seinen Gegner so sehr rührte, daß dieser sich mit ihm aussöhnte und auf seine Ansprüche verzichtete. Dies und noch mehr weil er viele Stiftungen, Kirchen und Klöster reichlich begabte, erwarb ihm den Beinamen des Milden. Im Jahre 1288 ließ er den Bau der Collegiatkirche zum Heiligen Kreuz in Breslau beginnen, welche noch jetzt eines der größten und bedeutendsten Bauwerke der Stadt ist. Er erlebte jedoch ihre Vollendung nicht, da sie erst im J. 1295 eingeweiht werden konnte.



Im J. 1289 wurde Heinrich zum Herzog von Krakau erwählt, was ihn in einen Krieg verwickelte, den sein Vetter Heinrich von Liegnitz im J. 1290 glücklich beendigte, während er selbst in Breslau krank darnieder lag. Nicht lange konnte er sich des Siegs erfreuen, denn er starb noch in demselben Jahre 1290 am 23. Juni, auf seiner Burg in Breslau. Er wurde in der von ihm gestifteten Kirche beigesetzt; sein Grabmal, welches bald nach seinem Tode errichtet wurde, gehört zu den schönsten und merkwürdigsten Denkmälern altdeutscher Baukunst.

Nach Ottokars von Horneck Zeugniß war Heinrich ein ritterlicher Held und vielseitig gebildet, ja selbst gelehrt. Obgleich polnischen Stammes liebte er doch deutsche Sprache und Bildung, welche überhaupt in Schlesien durch die deutsche Bevölkerung weit um sich griff. Von seinen in deutscher Sprache verfaßten Gedichten sind freilich nur zwei Lieder auf uns gekommen, aber diese beurkunden sein dichterisches Talent zur Genüge. Namentlich gehört das von uns mitgetheilte zu den besten Erzeugnissen der höfischen Kunst. Der Dichter klagt dem Mai, der Sommerwonne, der Haide, dem Klee, dem Wald, der Sonne, der Venus, daß er von der Geliebten gequält werde, und bittet sie um Trost. Sie versprechen ihm Hülfe: der Mai will den Blumen verbieten, sich vor der Spröden zu schließen, die Sommerwonne den Vöglein ihr zu singen; die Haide will sie zurückhalten, wenn sie Blumen sucht, und will sie ihm geneigt machen; der Klee will sie blenden, der Wald ihr sein Laub entziehen, die Sonne will sie durchhitzen und Venus endlich will ihr Alles verleiden, was minniglich geschaffen ist. Aber der Dichter findet diese Strafen zu hart, eher will er selber sterben, als die Geliebte von diesen Wonnen geschieden wissen.

Der Minnehof.

Ich klage dir, meie, ich klage dir, summer wunne,
ich klage dir, liehtiu heide breit,
ich klage dir, ouge brehender klê,
Ich klage dir, grüener walt, ich klage dir, sunne,
ich klage dir, Vênus, sendiu leit,
daz mir diu liebe tuot sô wê.
Welt ir mir helfen pflihten,
sô trûwe ich, daz diu liebe müeze rihten
sich ûf ein minneclìchez wesen:
nu lât in sìn gekündet mînen kumber
dur Got unt helfet mir genesen.

„Waz tuot si dir? lâ hœren uns die schulde,
daz âne sache ir iht geschê
von uns, wan daz ist wîser sin.“
In liebem wâne habe ich wol ir hulde,
wanne aber ich vür baz ihtes gê,
si jiht, ich sterbe, ê solch gewin
Mir von ir werde ze teile,
daz ist ein tôt ân minneclîchem heile.
O wê, daz ich si ie gesach,
diu mir in herzelieber liebe reichet
sô bitterlîchez ungemach!

„Ich, meie, wil dien bluomen mîn verbieten,
dien rôsen rôt, dien liljen wîz,
daz siu sich vor ir sliezen zuo.“
„Sô wil ich, sumer wunne, mich des nieten,
der kleinen vogelîn süezer vlîz,
daz der gegen ir ein swîgen tuo.“
„Ich, heide breit, wil vâhen
si, swenne si wil nâch glanzen bluomen gâhen
ûf mich, ich wil si halten dir.
Nu sì von uns ir wider seit, der guoten,
sus muoz si sîn genædic dir!“
„Ich, brehender klê, wil dich mit schîne rechen,
swenne si mich an mit ougen siht,
daz si vor glaste schilhen muoz.“
„Ich, grüener walt, wil abe mîn löuber brechen,
hât si bì mir ze schaffene iht,
si gebe dir danne holden gruoz.“
„Ich, sunne, wil durhitzen
ir herz, ir muot; kein schate huot vür switzen
mac ir gen mir gehelfen niht,
sin welle dînen senden kumber swenden
mit herzelieber liebe geschiht.“
„Ich, Vênus, wil ir allez daz erleiden,
swaz minneclich geschaffen ist,
tuot si dir niht genâden rât.“ —
O wê, sol man si von dien wunnen scheiden,
ê wolde ich sterben sunder vrist,
swie gar si mich betrüebet hât. —
„Wil du dich rechen lâzen,
ich schaffe, daz ir aller vröuden strâzen
ir widerspenic müezen wesen.“ —
Ir zarter lîp, der möht es niht erlîden:
lânt mich ê sterben, si genesen!

Reinmar von Zweter.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieser Dichter der Sohn des älteren Reinmar gewesen sei, mit welchem er übrigens schon früher verwechselt wurde. Er ist, wie er selbst sagt, am Rhein geboren (26), aber in Oesterreich aufgewachsen; und vielleicht hat er seinen Beinamen von dem in Oesterreich gelegenen Städtchen Zwetl, früher Zwetel erhalten. Er scheint jedoch vorzugsweise sich in Böhmen aufgehalten zu haben, wenigstens sagt er in dem eben angeführten Gedichte ausdrücklich, daß er sich Böhmen erkoren habe, mehr des Herrn als des Landes wegen, obgleich beide gut seien. Doch mag er dort Unannehmlichkeiten gehabt haben, da er hinzufügt, daß nur Eines ihn schmerze, daß außer dem König ihn Niemand ehre, was ihm selbst bei Gott im Himmelreiche Unrecht scheinen würde, wenn ihm die Seinen Mißachtung bezeigten. Er habe, schließt er, gerade wie im Schachspiel, den König allein, ohne Ritter, Roch und Bauer. Es bezieht sich auf diese Mißverhältnisse eine ganze Reihe von Sprüchen, in welchen der Dichter mit Bitterkeit von dem Leben am böhmischen Hofe spricht und seine Feinde blutig geißelt. Vielleicht haben ihn diese Umstände bewogen, späterhin Böhmen zu verlassen und an den Rhein zu ziehen; wenigstens spricht er in einigen Gedichten von den Rheingegenden in einer Weise, daß man mit Sicherheit schließen kann, er habe sich dort aufgehalten. Er war verheirathet, doch nicht glücklich in seiner Ehe, da er sich ausdrücklich beklagt, daß er, dem Hahne ähnlich, der wohl zwölf Weiber meistere, die einzige Frau, die er habe, nicht zügeln könne, die ihn aller Freuden und Sinne beraube und ihm zürne, wenn er fröhlich sei (11). Auch falsche Freunde verbitterten ihm das Leben. Wenn wir nun noch hinzufügen, daß Reinmar ein wandernder Sänger war und als solcher verschiedene Länder und Höfe besuchte, die er übrigens meistens nicht näher bezeichnet, so haben wir ungefähr Alles berichtet, was von seinen Lebensumständen bekannt ist. Er mag gegen 1270 gestorben und soll nach einem alten Zeugniß zu Eßfeld in Franken begraben worden sein. — Außer zwei größeren Gedichten, hat Reinmar von Zweter nur Sprüche geschrieben, die sämmtlich in einer und derselben Strophenart gedichtet sind, welche später nach ihm Reinmars Frau Ehrenton genannt wurde. Diese Strophe besteht aus 12 Zeilen, von denen die sechs ersten die beiden Stollen (je 3 Zeilen) und die sechs letzten den Abgesang bilden. Er behandelt diese Strophe mit großer Kunst und ist namentlich darin dem Bruder Werner gleichzustellen, daß der Gedanke sich der Form stets vollkommen anpaßt, und sich niemals weder Leere noch irgend eine durch Ueberfülle herbeigeführte Undeutlichkeit zeigt. Da Reinmar beinahe nur in der angegebenen Strophenart (Ton) gedichtet hat, so ist es kaum begreiflich, wie der Marner ihn einen „Tönedieb“ nennen konnte, wie denn auch die Beschuldigungen, die jener gegen ihn vorbringt, deshalb schon ungerecht zu sein scheinen, weil Reinmar in seinen Sprüchen die ihm vorgeworfenen Laster mit Ernst bekämpft.

Wenn Reinmar beinahe nur in Einem Tone dichtet, so ist der Inhalt seiner Gedichte dagegen von der größten Mannigfaltigkeit: er berührt beinahe alle Verhältnisse des öffentlichen und des häuslichen Lebens, er spricht von Kaiser und Reich, von den Fürsten und dem Adel, vom Pabst und der Geistlichkeit, von der Minne und der Ehe, von der Freundschaft, von Lebensklugheit und Erfahrung, von Gott und göttlichen Dingen, und von allen diesen Gegenständen immer in der schönsten, gewähltesten Sprache so wie in den passendsten Ausdrücken. Die Minne tritt freilich bei ihm merklich in den Hintergrund, denn er ist für ihre Tändeleien zu ernst und für die ehebrecherische zu sittenrein. Daher mag er vielleicht geradezu seinen Zeitgenossen Ulrich von Lichtenstein gemeint haben, als er sagte: „Der ist wohl der Minne Thor und an rechter Klugheit ein Gauch, der wohl geweibet ist und auf eine andre Frau wendet seinen Sinn.“ Daß aber hier Ulrich in der That gemeint sei, geht aus dem Zusatze noch deutlicher hervor: „Und wer auch das Turnieren so minnet, daß er dabei vergißt der Hausehre, der hat des Maaßes nicht behalten!“ (15) Zwar hat Reinmar auch eine Reihe von Sprüchen gedichtet, welche die Minne und deren Freuden zum Gegenstand haben; doch sind diese Gedichte von dem süßlichen Spiel andrer Dichter weit entfernt; sie preisen vielmehr die hohe Würde ächter Weiblichkeit, die nicht in Liebeständeleien, sondern in reiner Zucht und Keuschheit besteht. So sagt er: „Ein Weib, das sich von aller Missethat frei gemacht hat, hat sich hoch gefürstet, wenn es auch weder Land noch Leute hat. Sind ihre Gedanken frei von Unkeuschheit, von unkeuschen Worten ihr Mund, so sagen wir, daß sie Beides sei, ein Engel und ein Weib; an Liebe ein Weib, an

Tugend eine Frau, ein Engel an Reinheit" (1) — „Der Welt Hort", heißt es in einem andern Spruche, „liegt an den reinen Weibern; was auch Gott an Creaturen schuf, das wird von reinen Frauen übertroffen; ward ja sein eigner Leib von einer Magd geboren!" (2) — „Das reine Weib ist dem Grale zu vergleichen, den man vor Parcivalen trug. Wer diesen neuen Gral erwerben will, der soll keusch sein, mild zu allen Zeiten." (3) Aus dieser höheren Ansicht vom weiblichen Geschlechte, mußten sich in ihm ganz andre Begriffe von der Ehe entwickeln, als diejenigen waren, welche zu seinen Tagen ziemlich allgemeine Geltung hatten. Reinmar erhebt die Ehe nämlich über alle geistlichen Orden (Barfüßer, Prediger, Kreuzer, Schottenbrüder, Schwertbrüder), was ihm auch darum geschehen möge. „Wer der Ehe in rechter Weise pflegt, der hat hier und dort gesiegt; wer dem widerspricht, dem folget nicht: der lügt!" (34) Der nämliche tiefe Ernst der Welt- und Lebensanschauung zeigt sich eben so entschieden in den Gedichten, welche die Welt und das Leben im Allgemeinen berühren. Ohne Bruder Werners Bitterkeit zu haben, tadelt er doch eben so streng alle Fehler, Gebrechen und Laster seiner Zeit. Das Spiel ist ihm ein Gräuel, das zu allen Schandthaten Anlaß gibt und manche Seele ins Verderben stürzt, weil es von Gottes Minne abwendet (12). „Daß schöne Weiber den Mann bezwingen," heißt es im folgenden Spruch, „und wenn auch Sünde dabei ist, so kann man sich doch darüber nicht wundern: so bezwingt auch das Gold seinen Knecht, und des Weines Kraft bezwingt den Mann, daß er sinnlos wird. Doch weiß ich ein wunderbares Bezwingen, wunderbarer als alle andre Dinge, daß einem todten Würfelbeine ein lebender Mann Herz und Sinn so ganz und gar unterthänig macht, daß es ihm Sinn und Verstand entreißt." (13) So erklärlich er dem Spiel gegenüber die Trunkenheit findet, so ernst warnt er doch vor derselben (14). Auch die Zunge zu hüten ermahnt er: sie ist das schlimmste Stück Fleisch, das er kennt, denn sie kann verläumden, betrügen, Meineid schwören, spotten, schmeicheln, fluchen und noch viel mehr (9). Doch kann sie auch, zum Guten angewendet, die vortrefflichsten Wirkungen haben; sie kann Freunde versöhnen, den schwersten Zorn löschen. „Wer eine reine Zunge hat, den will ich, wes Standes er sei, für edel und wohl geboren halten." (10) „Man soll bei der Wahl seiner Freunde und Lebensgefährten vorsichtig sein; die Schönheit ist wie vergoldetes Kupfer und versilbertes Zinn, wenn sie Falschheit birgt. Des Feuers Glut ist schön, aber wer sie angreift, der mag den Schaden haben." (8)

Wie Walther, der überhaupt nicht ohne Einfluß auf seine Geistesrichtung geblieben sein mag, nimmt Reinmar lebendigen Antheil an den Zeitverhältnissen und spricht sich mit Kraft und Entschiedenheit insbesondere gegen die Uebergriffe der geistlichen Gewalt aus, so wie gegen die mächtig eingerissene Zuchtlosigkeit des geistlichen Standes. Wahrscheinlich meint er den Pabst Gregor IX., wenn er sagt: „Die keine Engel sind noch Engels Kinder, und dabei voll Haß, neidisch, hochmüthig sind, wie könnten die einen rechten Pabst erwählen? Die Römer sind nicht gar heilig, eben so wenig die Kardinäle, und doch wollen sie den unheiligen Mann, den sie gewählt haben, für heilig ausgeben." (16) Mit besonderer Beziehung auf den gegen den Kaiser ausgesprochenen Bann sagt er, daß der Bann nicht Gottes sei, in welchem fleischlicher Zorn stecke; „wer unter der Stola flucht und bannt und unter dem Helme raubt und brennt, der will mit geistlichem und weltlichem Schwerte streiten, was St. Petrus nicht gethan hat." (17) Die Mönche seien zu weltlich gesinnt: „Haar und Bart nach Klostersitten, und klösterlich Gewand nach klösterlicher Weise geschnitten, des finde ich genug, ich finde aber derer nicht viel, die es recht tragen. Halb Fisch halb Mann ist weder Fisch noch Mann, und so läßt sich von Hofmönchen und Klosterrittern wenig Gutes sagen." (19) Der Pabst solle sich mehr um die Kirche bekümmern, er solle nachsehen, ob alle ihre Orden gesund seien, ob ihr etwa nicht unter den Bärten Gräten steckten. Die Kirche sollte mit Simonie und Ketzerei Nichts gemein haben; das Gut sei nicht wohl gewonnen, das man dort nehme und hier verhehle (18). Geldgier sei ein allgemeines Uebel und habe auch die Geistlichkeit angesteckt; Jesus sei von den Juden verkauft worden, allein wenn er wieder auf die Erde käme, so würden ihn die Getauften eben so verkaufen, wie jene (21). Während die Welt, einem stürmischen Meere vergleichbar, immer tiefer in die Wellen der Sünde versinke, denken die Primaten (Bischöffe) mit ihren krummen Stäben nur daran, Geld zu fischen (28). So seien auch die weltlichen Herren, Fürsten und Grafen, Freie und Dienstmannen feil, so daß der Antichrist sie alle wohlfeilen Kaufs haben könne, wenn er sie nur haben wolle (20). Feil sei das ganze römische Reich (21), daher wollten die Venetianer, spottet er, die gute Gelegenheit benutzen und es ihrem Herzoge kaufen, der ein guter Kürschner sei (24). Dagegen rühmt er den Kaiser (Friedrich II.), daß er des Reiches Brod nicht unverdient essen wolle; er habe solchen Drang nach strengem Gerichte, wie der hungrige Bär nach dem Honig, sein erhobenes Schwert werde die Schuldigen, die Friedebrecher treffen; daher möchten sich die Selbstherrn vor ihm hüten, denn die Thoren hätten endlich einen Damm gefunden (22). „Das Reich war sehr siech geworden," heißt es in einem andern Gedichte, „seine Stimme war vor Klage dumpf, heiser und rauh geworden, roth waren ihm die Augen, die Ohren taub, stumm war es auch geworden; den Kropf konnte es nicht verhehlen, und einen ungefügen Kropf trug es an seiner Kehle; es konnte weder gehen, noch reiten, auf allen Vieren kroch es kaum, bis ihm Gott den weisen Kaiser sandte, der das Siechthum besiegte, nur daß ihm noch eine Gräte, der Kaiser weiß wohl wo, zwischen den Zähnen steckt." (23) So sehr er aber auch den Kaiser preist und dessen Beginnen rühmt, so ist ihm doch das Reich, das Vaterland noch mehr als der Kaiser. Als daher (im Jahre 1239) Pabst Gregor den Bann gegen Friedrich II. geschleudert und die Fürsten zu neuer Wahl aufgefordert hatte, rief Reinmar denselben zu: „Das Reich ist nicht des Kaisers; er ist nur dessen Pfleger und Vogt; findet ihr ihn schuldig, ihr Fürsten, so nehmt euch Einen, der euch besser zieme und auch dem Reiche. Seid ihr dem Kaiser gram, so laßt das Reich es nicht entgelten!" (25) Daß er unter den Fürsten diejenigen sieben meint, welchen die Wahl damals schon zukam, beweist das

Gedicht, in welchem er dieselben mit Angabe der von ihnen versehenen Reichsämter aufzählt (37).

Reinmar stand, wie aus dem Vorhergehenden erhellt, in Beurtheilung der öffentlichen Verhältnisse über seiner Zeit; ihn konnte weder die Macht, noch der Stand, noch die hergebrachten Ansichten über geistliche und weltliche Gewalt blenden. „Die Gewalt", sagt er, „kann zwar das Reden verbieten, aber den Gedanken muß man ledig, frei, ungefangen gehen lassen; nie war Kaiser oder König so mächtig, daß er den Gedanken hätte verwehren können." (4) „Der Adel ist ein hoher Name," sagt er an einem andern Orte; „edel ist aber nur der, der edel handelt, dem kein unedler Sinn seinen Adel zu zerstören vermag!" (5) — „Es gibt zweierlei Adel: von Geburt kann einer edel sein und ist doch dabei ein Gauch; der andere ist an Tugend edel und nicht an hohem Namen. Wer aber von seinen Eltern her edel ist, und nicht von Herzen, der bricht seiner edeln Vordern Tüchtigkeit. Nun aber der edeln Väter Kinder von hohem Adel doch unedel sind, wohin soll sich die Ehre wenden?" (6) — „Ich bin edel, spricht mancher Mann, an dem man weder Tugend, noch Ehre, weder Zucht noch Würde erkennen kann. Der edle Stein paßt wohl zu rothem Golde; wer edlen Stein in Kupfer fassen wollte, der würde dadurch dessen Werth vernichten. Also geschieht einem Edelmann, der den Adel nicht mit reiner Sitte verbinden kann, der Adel wird herabgewürdigt." (7)

Wir haben schon Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß die Bekämpfung der Geistlichkeit in ihrer Anmaßung und ihrer damals sprüchwörtlich gewordenen Zuchtlosigkeit keineswegs aus frivolem oder irreligiösem Sinne hervorging; und so finden wir auch bei Reinmar eine ächt fromme Gesinnung, die ihm allein jene erwähnten schönen Gedanken über Menschenwerth und wahre Sittlichkeit einflößen konnten. Unter den religiösen Gedichten, die er verfaßt, zeichnen sich besonders die der heiligen Jungfrau gewidmeten Sprüche durch tiefe Innigkeit und andächtige Begeisterung aus, obgleich das Bestreben, die göttlichen Dinge unter dem Gewande der Allegorie darzustellen, oft eine gewisse Kälte über diese Gedichte verbreitet. Am wenigsten kann dies von den fünf Sprüchen gesagt werden, in welchen er den Namen der Jungfrau Maria zu deuten suchte. Jeder Buchstabe dieses Namens ist bedeutungsvoll und erinnert uns an die Hoheit, Milde und Gnade der Mutter Gottes (35). Reinmars Frömmigkeit war thatkräftig; weit entfernt sich in pietistische Grübeleien zu verfangen, warnt er ausdrücklich vor denselben, und verlangt, daß der Mensch das ihm anvertraute Pfund vernünftig, zu seinem eigenen und seiner Mitmenschen Wohl gebrauchen solle. „Es war vorausbestimmt" und „Es mußte sein," sagt er, „sind zwei Redensarten, mit denen dumme Leute ihre Schmach verdecken wollen. Diese Worte höre ich manchen Affen sprechen, wenn sein eigener Sinn ihn verleitet, Sünde und Schande zu begehen, und dann sagt, es sei so beschlossen gewesen ohne seine Schuld." (29) Wenn die tüchtige Gesinnung des Dichters nirgends zu verkennen ist, so tritt doch dessen ganze Liebenswürdigkeit in dem Gedichte erst recht hervor, in welchem er, obgleich schon alt, seine Liebe zur Jugend bekennt und sie zur Thätigkeit ermahnt, sie zur Fröhlichkeit auffordert, aber zugleich auch vor Wollust warnt, einer Krankheit, schlimmer als alle andern (32).

Daß Reinmar gern in Bildern spricht, hat sich aus den erwähnten Gedichten schon ergeben (z. B. 3. 7. 8. 11. 23. 28); öfters spinnt er den Gedanken ganz zu einem Gleichnisse aus. „Merke, junger Mensch, warum drei Thiere: der Hund, die Katze und der Hahn Hausrath heißen: da rathen sie, was Manchem zu Gute kommt. Des Hundes Bellen kündet dir, wie du gegen Fremde sein sollst, schnell und nicht zu laß; die Biederen in Ehren zu halten, ziemt dir wohl, und stete Hut gegen Böse. Die Katze liebt das Unreine und verunreinigt das Reine: das thue du nicht! habe immer reine Sitte! Der Hahn kündet dir mit Gesange dreimal des Nachts des Tages Ankunft; verschläfst du seinen Ruf in Todes Last, so schläfst du zu lange." (27) Das Gleichniß wird manchmal auch zur vollständigen Fabel, so in dem Gedicht vom Manne, den das Unglück unabläßig verfolgt (30), und in dem vom Fischer, der, seinem betrügerischen Traume folgend, der kleinen Fische nicht achtete und nur nach großen seine Netze auswarf (31). Reinmar ist in Gedichten dieser Art sehr glücklich und man muß nur bedauern, daß er deren nicht noch mehr verfaßt hat. Eben so gelungen sind die Räthsel, die wir mittheilen, während andere so überaus dunkel sind, daß sie kaum einer Lösung fähig erscheinen. Das schon im Oriente vorkommende Räthsel vom Jahr ist, wenn wir nicht irren, ganz eigenthümlich aufgefaßt (33); das andere ist ein Doppelräthsel, dessen zwei Theile in keiner Beziehung zu einander stehen, da in dem ersten Kain, in dem zweiten der Nebel gemeint ist, den am Morgen Sonne und Wind verscheuchen (36).

Das Gemälde der Manessischen Handschrift, welches Reinmar darstellt, ist eins der schönsten und bedeutsamsten. Unter dem mittlern von drei verzierten Spitzbögen sitzt der bärtige Sänger mit zierlicher Mütze auf den kurzen Locken, einem



weiten reichen Pelzrocke über dem Unterkleide auf einem erhöhten Sessel, die Wange mit der Hand stützend, während der Arm auf dem Knie ruht; die Augen sind gesenkt, als ob er, in sich gekehrt, sinne und dichte. Auf der mit einer Zinne umgebenen Bühne, worauf sein Sessel steht, sitzt zu seinen Füßen ein langlockiges gekränztes Mägdlein und schreibt mit einem Griffel auf eine lange von ihrem Schooße herabhangende Rolle. Ihr gegenüber, ganz unten auf einer Bank oder Stufe der Bühne, sitzt mit übergeschlagenen Beinen ein kurzlockiger gekränzter Jüngling und schreibt mit einem Griffel in eine aufgeschlagene Schreibtafel. So stellt dieses Bild den Dichter sehr treffend als den alten sinnigen Lehrdichter der Jugend, der Frauen und Männer dar, wie er in seiner Abendzeit noch den jungen Leuten heitere und doch ernste Lehre gibt, und auf seinem Arme ruhend, doch nach Ehre trachtet (32).

1. Weibliche Tugend das Höchste.

Swelch wîp sich sô gevriet hât,
daz ir lîp ist vrî vor aller missezemender tât,
diu hât sich hôch gevürstet, swie si doch lant, noch eigen liute habe.
Sint ir gedanke unkiusche vrî,
unkiuscher worte ir munt, sô jehen wir, daz si beide sî,
ein engel und ein wîp; des lobes gêt ir niemer guot man abe.
Swer si dan wîp, vronwe und engel nennet,
der hât bekant, rehte als si Got erkennet,
von liebe ein wîp, von tugende ein vrouwe,
ein engel an der reinekeit,
dâ mit der geist ie widerstreit
vleischlîcher gir, als sunne tuot dem touwe.

2. Weibliche Hoheit.

Ich wil iuch lêren, werdiu wîp:
der lêre volget, sô wirt getiuret iuwer werder lîp.
Besliezet in iuwern herzen tugent, kiusche, dar zuo reinen muot;
Dar zuo sult ir iuch sêre schamen,
sît demüetig unt wol gezogen, daz prîset iuwern namen,
getriuwe und êrebære, daz stât wol und ist ouch vrouwen guot.
Der werlde hort lît gar an reinen wîben,
ir lop, daz sol man hœhen unde trîben.
Swaz Got geschuof ie creatiure,
daz über guldent reiniu wîp:
ez wart geborn sîn selbes lîp
von einer magt; daz gab er in ze stiure.

3. Keuschheit.

Man tuot uns michel wunder kunt,
wie man vür Parzivâlen truoc mit zühten manger stunt
den Grâl von arte reine, des wunsch was allen künicrîchen obe.
Dem Grâl ich wol gelîchen wil
ein reinez wîp; der kiusche reichet wol des Grâles zil:
diu sich vor valsche vrît, diu wirt geziert wol nâch der wîsen lobe.
Wil ieman nâch dem niuwen Grâle strîten,
der sol sîn kiusche, milte zallen zîten,
als alle, die des Grâles pflâgen,
unt noch vil guoter vrouwen pflegen:
wirt in ein reinez wîbes segen,
si werdent vrî vor schanden und ir mâgen.

4. Gedanken sind frei.

Gewalt mac melden understân,
gedanke muoz man ledic, vrî, ungevangen lâzen gân;
ez wart nie keiser, künic sô hêr, der gedank unt merken kunne erwern.
Unzuht, waz ist dir deste baz?
Swîget der munt, sô sint dir reiniu herze doch gehaz;
nert dich gewalt vor melden, vor merken kan dich nieman wol ernern.
Unreht gewalt, ze valle stê dîn brügge,
stæte als ein ton sî ir rippe und ouch ir rügge!
In tiefem wâge ûf dünnem îse,
wünsche ich, daz dîn geverte sî,
dar ûf dîn last, swær als ein blî:
dîn vorgedanc in dînem buosen rîse!

5. Wer ist edel?

Diu Edele ist ein hôher nam:
wol im, der si behaltet sunder lasterlîche scham!
Dem jihe ich âne wenken, daz er besitzet wol der êren stat.
Nu sprechet, waz mac bezzer sîn,
danne edelrîcher lîp? der daz mit werke machet schîn,
sîn leben mit zühtenheite, nâch tugende rât, unz an sîns lebenes mat.
Dem suln wir alle sprechen wol gemeine:
ich hânz dar vür, daz er sî engelreine.
Swer edel sî, daz solt ir hœren:
Daz ist, der edellîchen tuot,
dem niht unedellîcher muot
sîn edele mac zervüeren, noch zerstœren.

6. Zweierlei Adel.

Zwei adel sint an den liuten ouch:
von sînem künne ist einer edel, und ist doch selbe ein gouch;
der ander ist von sînen tugenden edel unt niht von hôhem namen.
Swâ dise zwêne solten leben
ze wette umb êre, wem daz lop die wîsen solten geben,
sô næme ich in ze kempfen, der sich vor untugenden kunde schamen.
Swer edel ist von mâgen, niht von muote,
der brichet sîner edelen vordern huote.
Nu sprechent ir, nâch spehende liute,
sint daz der edelen vetere kint
von hôhem adel geunedelt sint,
war êre müge, dâ man si müede triute?

7. Unedler Adel.

„**I**ch bin edel," sprichet manic man,
an dem man tugent noch êre, zuht noch wirde erkennen kan.
Ich wolde, daz der wære niht wol geborn, noch edels mannes sun,
Dur daz er pflæge edeler site,
und daz die edeln swachen ir adel êrten noch dâ mite,
und daz man zallen zîtn die edelen sæhe adellîchen tuon.
Der edel stein zimt wol in rôtem golde;

swer edeln stein in kupfer legen wolde,
dâ mite sîn wirde wær vermachet:
alsô geschiht eime edelen man,
der edele niht erkennen kan
mit reinen siten; des edele wird geswachet.

8. Wahl der Freunde.

Vergüldet kupfer, silberschîn
ob zin, die mugen wol gelîch in einer art gesellen sîn,
unt swer in schœnem lîbe groz valsch und ungevuoge verborgen hât,
Ez sî ein wîp, ez sî ein man.
Viures gluot ist schœne, swer si ze gâhes grîfet an,
der mac des schaden gewinnen; dâ vor hüetet iuch, daz ist mîn rât.
Swer nu mit stæten vröuden alten welle,
der neme war, zuo wem er sich geselle,
daz des herze sî alsô geschœnet;
ob im zuht, triuwe wône bî,
swie sal er an der hiute sî,
des schœne stât vür maniges schœne gekrœnet.

9. Das schlimmste Fleisch.

Daz bœste vleisch, daz ie getruoc
wolf oder hunt in sînem munde, daz was bœse genuoc;
des bœsen menschen zunge ist bœser vil; sô wê in, die si tragen!
Mit worten krenket si den luft,
unt senket jene, die si tragent, in der helle gruft.
Knierûnen, lugelosen, meinswern, spotten, smeichen, vluoch bejagen,
Daz kan diu bœse zunge und dannoch mêre.
Si enzündet schande unt leschet hoves êre;
si snabelsnellet ûf die besten
daz bœste, daz si vinden kan.
Diu werlt nie bœser vleisch gewan;
des müezen sich die maden an ir mesten!

10. Die reine Zunge.

Diu reine zunge ist alsô guot,
daz si Gote mit den worten sanfte in sînen oren tuot;
si süenet unt samnet vriunt, unt leschet mangen swæren zorn.
Wol im, der si behûset hât,
und ouch dem herzen, daz der zungen schenket solhen rât!
Er sî, swes kint er welle, ich wil in haben vür edel unt wol geborn.
Diu reine zunge lât sich niht ermieten,
die miete kan sich niemen an gebieten,
daz sî sich zuntriuwen valde.
Diu reine zunge erwerben kan
guot wîp ze vriunde und werden man:
er sælic munt, der reiner zungen walde!

11. Der Hahn.

Her han, ich wil iu siges jehen:
ir sît so rehte küene, als ich vil dicke hân gesehen;
iuwer meisterschaft ist grôz gegen iuwern wîben, der ir habt doch vil.
Nu ist niht wan eine mir beschert,
diu hât mich aller vröude unt mîner sinne gar behert,
si treit daz lenger mezzer, unt zürnet, swenne ich vrœlich wesen wil.
Het ich ir zwô, sô getœrste ich niht gelachen;
het ich ir viere, sô müeste mir vröude swachen;
het ir ir ehte, wie genæse ich denne?
sô wurde ich schiere von in verzert.
Her han, daz iuch iuwer vrümkeit nert,
dast iuwer heil, wan ir meistert zwelf hennen!

12. Das Spielen.

O wê dir spil, wie bœse ein amt!
Mich wundert, daz sich dîn niht al diu werlt gemeine schamt,
und doch sô manic man von dir verlorn hât sêle unde lîp.
Dû grâwest sunder alter jugent;
in kan an dir gemerken noch geprüeven keine tugent,
daz du alsô dick beswærest unt betrüebest reiniu wîp!
Dîn wirt getiuret lützel ieman selten,
dû prüevest roup, mort, liegen, steln, schelten;
dû hâst gekêrt von Gotes minne,
unt brâht dem tievel manigen man.
Sît ich daz wol erkennen kan,
mîde ich dich niht, spil, zwâr daz sint unsinne.

13. Macht des Spiels.

Daz schœniu wîp betwingent man,
und ist dâ sünde bî, son ist dâ doch niht wunders an;
sô twinget schatz ouch sînen kneht, alsô daz er im dienen muoz;
Sô twinget guotes herre ouch guot,
daz er im dienen muoz unt lîden, swaz er mit im tuot:
sô twinget wînes kraft ouch sînen man, daz im wirt sinne buoz.
Dannoch weiz ich ein wunderlîchez twingen,
daz wunderlîcher ist ob allen dingen:
daz einem tôten würfelbeine
ein lebende man herz unde muot
sô gerlich undertænic tuot,
daz ez im nimt sinne unde witze aleine.

14. Maß im Trinken.

Ez sol ein rittermæzic kneht
den zapfen gerner schiuhen, dan den schilt, daz ist sîn reht:
gesiget der zapfe an im, sô entwahset im der schilt in vremde hant.
Stêt im der muot eben in den schilt,
alsô daz herz und ouge im reht ûf schildes ambet spilt,
sô wirt mit werder tjoste ein edel kneht ze ritter wol erkant.
Ir edelen knehte, lernet alsô trinken,
daz ir iht schildes halp beginnent hinken.
Vür durst ist trinken wol erloubet;
swem aber durch des zapfen klinc
unmærent ritterlîchiu dinc,
der treit hin hein vil lîhte ein trunken houbet.

15. Die größte Thorheit.

Der tôren milte tôre lobet:
swer dan dur tôren lop sîn guot vertœret unt vertobet,
der habe der tôren lob unt sî dâ bî ân êre und âne guot.
Diu minne hât ir tôren ouch,

er wol der minne tôre unde rehter witze ein gouch,
swer wol gewîbet ist und ûf ein ander wendet sînen muot.
Swer ouch turnieren minnet alsô sêre,
daz er dâ bî vergizzet der hûsêre,
dern hât der mâze niht behalten.
Ein genuoc turnieren, daz ist guot:
ze vil an allen dingen tuot
bruch an dem lobe; sus sagent die wîsen alten.

16. Römer und Pabst.

Die engel sint, noch engel kint,
unde dâ bî hezzic, nîdic, hôch gemüetic sint,
wie kunden si nâch Gotes êren einen rehten bâbst erweln?
Rômære sint niht heilic gar,
alsô sint die cardinâl, ob ichz gesprechen tar,
swen si unheiligen erwelnt, den weln si vür heiligen zeln.
Unrehte weler welnt vil dicke unrehte;
die Gotes erwelten, die sint sîne knehte.
Swer Gotes erwelter bâbest wære
nâch dem orden Melchisedech,
dem er krône unde kelch verlech,
der wær uns wol ze Rôme vaterbære.

17. Der unheilige Bann.

Swer bannen wil unt bannen sol,
der hüete, daz sîn ban iht sî vleischlîches zornes vol;
swâ vleischlîch zorn im banne stecket, daz enist niht Gotes ban.
Swes ban mit Gote ist und in Gote,
der wirbet wol nâch Gote, als ein gesanter Gotes bote;
swer des bannes niht envürhtet, der ist niht ein wîser man.
Der unter stôle vluochet, schiltet, bennet,
und under helme roubet unde brennet,
der wil mit beiden swerten strîten:
mac daz geschehen in Gotes namen,
sô darf sich Sante Peter schamen,
daz er des niht enpflac bî sînen zîten.

18. Verderbniß der Kirche.

Ir seht der kirchen in den munt,
her bâpst, unt nement war, ob alle ir orden sîn gesunt;
tuot war, ob under bertn iht stecken græte in der kirchen keln.
Ein orden, der sich streichen lât
mit sîmonîe hant, und doch der kirchen zeichen hât
an mantel und an schappn, der wil daz inre mit dem ûzern heln.
Diu kirche ensolt niht mit der sîmonîe
gemeine hân, noch mit der hêresîe:
daz guot, daz ist niht wol gewunnen,
daz man dort nimt und dishalp hilt.
Wer ist ein diep, wan der dâ stilt?
Nu heln unt steln — doch breite ichz an die sunnen.

19. Hofmönche und Klosterritter.

Hâr unde bârt nâch klôstersiten,
unt klôsterlîch gewant nâch klôsterlîchen siten gesniten,
des vinde ich genuoc: in vinde aber der niht vil, diez rehte tragen.
Halp visch, halp man ist visch, noch man;
gar visch ist visch, gar man ist man, als ichz erkennen kan;
von hovemünchen unt von klôsterrittern kan ich niht gesagen.
Hofmünchen, klôsterrittern, disen beiden
wolte ich ir leben ze rehte wol bescheiden,
ob si sich wolten lâzen vinden,
dâ si ze rehte solten wesen:
in klôster münche suln genesen,
sô suln des hofs sich ritter underwinden.

20. Alles ist feil.

Wes sûmestu dich, Endekrist,
daz du niht kumst? Dun darfst niht mêre bîten deheine vrist,
du vindest vürsten veile, veile graven, vrîen, dienestman.
Kumbst âne houbet, daz là sin:
hâstu in ze gebene silber, golt, si werden alle dîn.
An den si gelouben solden, dâ kêrent si sich leider lützel an;
Der si geschuof, des hânt si gar vergezzen:
der meisten menige herze hât besezzen
des übeln küniges Pharaônes herte;
rehtes gelouben sîn si vrî,
in wont unrehte witze bî;
si volgent niht dem, der si gerne nerte.

21. Jesus zum zweitenmale verkauft.

Wes sûmestu dich, Endekrist,
daz du niht kumst, sît al diu werlt sô gar schatzgîtig ist?
Nu hâstu doch ze geben, des si dâ gert: gîst ir, si gît sich dir.
Du vunde nie sô guoten kouf,
sô nu; du endarfst niht vürhten den gelouben, noch den touf;
ez ist ir allez veil: sô gar stêt nu nâch guote ir herzen gir.
Jêsus Krist, den ê die Juden verkouften,
wær er hie en erde, ich wæne, in die getouften
noch verkouften sumelîche.
Kum, Endekrist, du tumber gouch;
den pfaffen zuo der kirchen ouch,
die vindestu wol veile unt rœmschez rîche.

22. Kaiser Friedrich.

Der keiser wil des rîches brôt
niht unverdienet ezzen, nâch gerihte ist im sô nôt,
sô daz dem hungerigen bern nâch honiges süeze nie sô nôt enwart.
Gerihtes wil er sich nû saten:
sîn hôchtragendez swert muoz durch die schuldehaften waten.
Ir vride brechen, ir wizzet, daz man iuch von den vride habenden schart.
Swelch tumber sich gegen sîner wîsheit wetzet,
der wirt der sinne von sînen sinnen entsetzet.
Volle vert er, als ers hât begunnen;
sô hüeten sich vor sînen zügen
selpherren, herren, swâ si mügen:
der tôren heil hât wider swal gewunnen.

23. Des Reiches Siechthum.

Daz rîche was vil sêre siech,
sîn stimme was vor klage tunkel, heiser unde riech,

rôt wâren im diu ougen, diu ôren toup, erstummet was ez ouch;
Den hover kunde ez niht verheln,
und einen ungevüegen kropf truoc ez an sîner keln,
ezn mohte gên, noch rîten; ûf allen vieren ez vil kûme krouch,
Unz im gesante Got den keiser wîsen,
des wîsheit sulen alle wîsen prîsen,
der hât die siecheit understanden:
des rîches dinc vil ebene stât,
wan daz im stecket noch ein grât,
er weiz wol wâ, enzwischen sînen zanden.

24. Die Venetianer.

Venêdiær die hânt vernomen,
daz rœmesch rîche veile sî; des sint in brieve komen;
nu hânt si sich vermezzn, si wellen gern dar zuo ir stiure geben,
Daz ez noch kome in ir gewalt.
Swaz si daz kosten mac, des sint si willic unde balt;
si jehent, wurde in daz rîch, si wolden iemer deste gerner leben.
Ir herzoge ist ein mehtic kürsenære;
unt wart ie kürsenære krônebære
mit sînem igelvarwen glatze,
sô mac ouch er wol krône tragen,
son darf ouch vürbaz nieman jagen,
dâ man ez müge vergelten baz mit schatze.

25. Das Reich ist nicht des Kaisers Eigenthum.

Daz rîche, dast des keisers niht:
er ist sîn pfleger unt sîn voget; ir vürsten, sehent ir iht
an im sô schuldehafts, dâ von er süle des rîches abe gestên,
Sô nement iu einen, der iu zeme
und ouch dem rîche baz, dan er, unt wartent alle deme:
sît ir dem keiser gram, die râche lânt niht über daz rîche gên.
Ir sult des rîches wol von rehte schônen,
swenne ir dem keiser nû genemt die krônen:
swelch iuwer sî dan ûf gesetzet,
der sol daz rîche wol entladen,
beidiu von unrehte unt von schaden:
sô werden wir des keisers wol ergetzet.

26. Der König von Böhmen und sein Hof.

Von Rîne sô bin ich geborn,
in Oesterrîche erwahsen, Bêheim hân ich mir erkorn
mêr dur den herren, danne dur daz lant, doch beide sint si guot.
Der herre ist guot, sîn lant ist sam;
wan deich mich einer dinge sêre bî in beiden scham,
daz mich nieman wirdet, ob erz aleine tuot.
Wære ich bî Gote im vrônen himelrîche,
unt heten mich die sîne unwerdeclîche,
daz diuhte mich ein mîssewende.
Ich hân den künic aleine noch,
unt weder ritter, noch daz roch,
mich stiuret niht sîn alte, noch sîn vende.

27. Die drei Hausthiere.

Merke, tumbes muotes junger man,
war umbe drîe creatiure, der hunt, diu katze und ouch der han,
heizent hûsgeræte: dâ râtent si, daz manigem kumt ze guote
Des hundes bellen dir kündet daz,
wie du gegen vremden liuten solt wesen snel unt niht ze laz,
die biderben haben nâch êren, daz zimt dir wol, gegen bœsen stætiu huote.
Diu katze minnet unreines und entreint daz reine:
daz tuo dû niht, habe reine site gemeine.
Der han dir kündet mit gesange
drî stunt zer naht des tages kunft:
verslâfestu sînen sigenunft
in tôdes last, sô slâfestu ze lange.

28. Die Goldfischer.

Diu werlt gelîchet sich dem mer,
daz iemer tobet und ündet über mâze und âne wer:
alsô tobet und ündet der werlte leben mit gelîcher geselleschaft.
Der ungetouften sî geswigen;
ich klage, daz die getouften in den kumber sint gedigen,
des si wol mugen verderben, ez enwende diu starke Gotes kraft.
Belîbent si die lenge in dirre vreise,
sô werden wir kielbrüstic ûf der reise,
wir sweben in der sünde ünden.
Primaten mit ir krumben steben,
die vischent niht wan nâch den geben,
unt lânt dâ bî die sêle în grôzen sünden.

29. Zwei Redensarten.

„Beschaffen“ und „Ez muoste sîn“
mit disen zwein bedeckent tumbe liute ir schanden schîn;
„Beschaffen“ und „Ez muoste sîn“, diu werfent niemans êre hin.
Swer selp sîn êre übersiht,
und die verliuset, der endarf diu zwei des zîhen niht,
„Beschaffen“ und „Ez muoste sîn“; wand ich des widerkempfe bin.
„Ez muoste sîn“ und „Ez was mir beschaffen“,
daz hœre ich dicke sprechen mangen affen,
als in sîn selbes muot betriuget,
daz er sünde unt schande begât,
unt giht, ez sî beschaffniu tât
ân sîne schult: vür wâr, der tôre liuget.

30. Man ist nirgends vor dem Unglück sicher.

Ez war gar ein unsælic man
in einer stat gesezzen, dar inne er nie kein heil gewan;
der dâhte: „Ich wil versuochen, wie mîn gelücke in vremden landen sî!“
Dô im der reise ze muote wart,
Unsælde wart sîn geverte, diu huop sich mit im ûf die vart:
er lief gegen einem walde; er wânde, er wære Unsælden worden vrî;
Er sprach: „Unsælde, nû bin ich dir entrunnen!“
„Nein!“ sprach Unsælde, „ich hân den sig gewunnen;

swaz du geliefe, daz selbe ich rande;
ûf dînem hals was mîn gemach."
Der man dâ zuo im selben sprach:
„Sost niht sô guot, ich kêre wider ze lande."

31. Des Fischers Traum.

Eim vischer troumt, er solde lân,
swaz er vienc kleiner visch, er solte niht wan grôze vân,
die ime unt sîme gesinde wæren helfelîch vür alle ir armuot.
Der vischer volgte dem troume nâch;
swaz er vienc kleiner visch, dern ahtet er niht, im was gâch,
wie er die grôzen vienge: in betrouc der troum, als er noch manigen tuot.
Sus wart der vischer grôzer sorgen rîche.
Dem vischer ich vil manigen man gelîche,
der kleines guotes niht enahtet,
unt gewinnet er des grôzen niht,
reht als dem vischer im geschiht,
der die kleinen lie unt nâch den grôzen trahtet.

32. Der greise Dichter an die Jugend.

In mîner âbent zît ich bin,
unt trage doch jungen liuten gar junclîchen morgen schîn;
ich lege mich ûf mînen arm, und spanne doch nâch êren wol.
Mîn âbent sunnenschîn ist bleich;
ist aber der jungen morgen rôt, dâ bî ir ellen weich,
sô wirt ir lîp gemaches rîch, dâ bî an êren selten vol.
Junc man, nu wis vrô, unde doch mit zühten.
Ülfheit ist ein suht ob allen sühten
an jungen êre gernden liuten;
ülfheit erziuhet jungen lîp,
sô daz Got, noch reiniu wîp
iu niht mugen geminnen, noch getriuten.

33. Das Jahr.

Ein sneller wol gevierter wagen,
der gêt ûf zwelf schîben unt hât lange her getragen
zwô unt vünfzec vrouwen, die sint dar ûf gesetzet nâch ir zal.
Der wagen niemer stille stât,
sîn orden zallen zîten snelle loufet unde gât,
ûz holze niht gehouwen, ern ist ze kurz, ze lanc, ze breit, ze smal.
Den wagen ziehent siben ros, sint wîze,
und ander siben swarz mit stætem vlîze.
Wer ist, der mir den wagen betiutet?
Dem gebe Got jâr âne leit!
Der wagen ist iu vor geseit:
der louft, unz in sîn meister daz verbiutet.

34. Die Ehe.

Aller orden prîs ich niht
sô sêre, als die ê aleine, swaz dar ümbe mir geschiht;
barvuozer, bredigære, kriuzer orden sint dâ engegen blint.
Grâ, wîs, swarzer münche ist vil,
hornbruoder unt martere, als ich iuch bescheiden wil,
schottenbruoder und die mit den swerten sint dâ engegen alle gar ein wint.
Tuomherren, nunnen unde leijenpfaffen,
und alle die orden, die Got hât geschaffen,
die lebent des diu ê hât erziuget.
Swer der ê ze rehte pfliget,
der hât hie und dort gesiget:
swerz widerredet, des volget niht, er liuget.

35. Maria's Name.

Marîâ ist ein süezer name,
sô sælden vrühtic unt sô rehte wunnesame,
zuo dem suln wir gedingen, an dem lît unser sælden hôchgewin.
Der erste buochstap ist genant
ein M, dâ von uns schuldbehaften wesen sol bekant,
daz si *Mediatrix* heizet, daz spricht en tiutschen: si ist ein süenærin.
Ir milte süenet uns vil mange schulde,
ir güete ist aller güete ein übergulde,
si machet ir kindes zorn uns linde,
unt gît vür sünde guoten rât,
si tilget unser missetât:
des loben wir die muoter mit dem kinde.

Waz nu der under buochstap sî?
Ein A: *Auxiliatrix* ist dâ betiutet bî,
helfærin genennet; ir helfe suln wir gemeine nemen war.
Mit wîser vor bedæhtikeit
wart ir der name geformet unt vor maniger stunt bereit
von dem, den si ze trôste der Kristenheit an dise werlt gebar.
Er was ir kint, ir vater, ir schepfære;
wol dem wunder, daz der wunderære
gewundert hât an der vil süezen,
sît er kan kint unt vater sîn!
Daz wunder tuot uns helfe schîn:
si helfærin, si kan wol helflîch grüezen.

Der dritte sol ein R sîn:
daz sprichet *Reparatrix*, sist ein widerbringærin
vil maniger armen sêle, diu anders wære verlorn iemer mê.
Ir widerbringen was sô starc,
daz sich diu klâriu gotheit in ir kiuschem lîbe barc,
dâ mit si uns widerbrâhte in menschen bilde ûz jâmer berndem wê,
Swer ir des widerbringens nu gedenket,
und ir mit heizen trehenen wider schenket
ûz riuwigem herzen, daz sint sinne.
Si widerbringet liute vil,
swer im und ir getrûwen wil,
er mehtic künic, sî mehtic küniginne!

Der vierde ein I geheizen ist:
daz sprichet *Illuminatrix;* dû, vil sældenrîche, bist
erliuhtærin genennet! nie reiner name von vrouwen wart gelesen.
Dîn lîp brâht uns des liehtes schîn,
dîn lieber sun uns lôste von der vinsternisse pîn,
dâ wir âne wunne und âne ende müesten sîn gewesen.
Alsô durch liuhtic sô was dîn gemüete,
daz Gotes geist ûz dinem herzen blüete.
Nû erliuhte ouch unser trüebez herzen,
daz wir in dem gelouben vrî:
durch sîne süezen namen drî
behüete er uns vor êweclîchen smerzen!

Der vünfte und ouch der jüngeste wol
von schulden ist ein A: *Adjutrix* man si heizen sol,
schirmærin genennet, ein helfærin vür endelôse nôt.
Mariâ, muoter, reiniu meit,
ein schirm vor sünden werken, von dir ein schirmer ist uns bereit:
er helfer sîner weisen, dû helfærin vür jâmer bernden tôt.
Nim uns, hilf uns, bringe uns von dem blicke,
erledege und erlœse uns vor dem schricke,
den wir hân zuo dînes kindes gerihte.
Swer dâ vor urteile wirt ernert,
der ist ganzer vröuden unverhert:
Got, uns gewer der selben zuoversichte!

36. Doppelräthsel.

Ein bruoder sînen bruoder sluoc,
ê daz ir beider vater wart geborn; den ungevuoc
den sol ein wîser râten, wan daz was ein wunderlîch geschiht.
Dar nâch ich eine brügge sach,
diu wart in einer naht geworht über einen breiten bach,
swaz künige ûf erde lebt, die wurhten aller solcher brügge niht.
Dô kâmen zwêne, die die brügge brâchen,
und die beide nie kein wort gesprâchen;
den einen sach man unt niht hôrte,
den andern hôrt man unt niht sach;
wærz al der werlte ein ungemach,
der beider kraft die brügge gar zerstôrte.

37. Die sieben Kurfürsten.

Daz rîche siben vürsten hât,
der hôhsten und der besten, an den alle sîn wirde stât,
die künige im solden kiesen, unde ouch dem rîche holde solden swern.
Daz sint die pfaffenvürsten drî,
von Mênze und ouch von Triere, der von Kölne ist ouch dâ bî;
der leienvürsten viere, die ez beschirmen solden unt bewern.
Her künic von Bêheim, dar an sult ir gedenken,
daz man iuch nent des rîches wer, den schenken;
von Brandenburc der kemeræere,
truhsæze diu Palze ûfme Rîn,
sô sol der herzoge marschalc sîn
von Sahsen lant: daz sint diu wâren mære.

Konrad, Schenk von Landegge.

Die jetzt gänzlich verschwundene Burg Landegge in der ehemaligen Grafschaft Toggenburg war der Sitz eines adeligen Geschlechts, welches nebst den Truchsessen von Singenberg bei den Aebten von St. Gallen das Erbschenkenamt bekleidete; aus diesem Geschlechte stammte der Dichter Konrad, welcher im letzten Drittel des dreizehnten und am Anfange des vierzehnten Jahrhunderts lebte. Er nahm im Winter des Jahrs 1276 unter König Rudolf Antheil an der Belagerung Wiens (1), und der König verpfändete ihm zum Lohne für diese Kriegsdienste die Vogtei Scheftenau im Toggenburgischen um 30 Mark Silbers. Doch hat Konrad wohl noch fernere Dienste geleistet; denn er klagt in einem andern Liede, daß in Frankreich an der Seine und am Meer, so wie an der Aisne das trübe kalte Wetter alle Freude störe, und er sehnt sich deshalb nach Schwaben, an den Rhein und an den Bodensee, wo gewiß noch Sommerwonne und Vogelgesang sei, und wo seine Geliebte wohne, an welche er stets denke, deren Schönheit Schwabenland ziere und die nicht ihres Gleichen habe: „Hennegau, Brabant, Flandern, Frankreich, die Picardie hat so schönes nicht, noch so lieblich Angesicht." (2) Es bezieht sich dieses wahrscheinlich auf den Feldzug, welchen K. Rudolf im J. 1289 gegen den Pfalzgrafen Otto von Hochburgund unternahm, um ihn wieder unter die Hoheit des deutschen Reiches zu zwingen.

Konrad von Landegge gehört zu denjenigen unter den späteren Minnesingern, welche den Charakter des alten Minnelieds am besten bewahrt oder nachgebildet haben, und er verdient insbesondere deshalb Erwähnung, weil er, von seinem guten Geschmacke geleitet, seine Lieder in einfachen, leichten Weisen abfaßte, und sich von der schon mächtig eindringenden Sucht, durch überkünstliche Formen Aufsehen zu erregen, nicht befangen ließ. So einfach sein Strophenbau ist, so gebildet und der bessern Zeiten würdig ist seine Sprache und Darstellung. Dagegen erhebt sich der Inhalt seiner Lieder nicht über die gewöhnlichen Gedanken der höfischen Lyrik, und er unterscheidet sich von seinen älteren Zeitgenossen Gottfried von Nifen und Ulrich von Winterstetten wesentlich dadurch, daß in seinen Dichtungen auch nicht der geringste Einfluß der volksthümlichen Poesie sichtbar wird.

1. Vor Wien.

Nû hât sich diu zît verkêret,
daz vil manigem sorge mêret;
walt und ouwe, die sint val.
Dâ bî anger und diu heide,
die man sach in liehtem kleide
in den landen überal.
Dâ bî klage ich vogellîn;
wan si singent süeze dœne
in der blüenden meien schœne:
seht, die müezen trûric sîn.

Swie der winter uns wil twingen,
doch wil ich der lieben singen,
der mîn herze nie vergaz;
Dast ein wîp in wîbes güete,
diu ist sô guot vür ungemüete,
daz nie niht gevröute baz
Mich vil senden, danne si tuot,
swanne ich denke, daz diu reine
mich in herzen lieplich meine,
dêst vür alle sorge guot.

Vrouwe minne, ich wil dir danken
iemer mêre, ân allez wanken,
durch sô vröuderîchen vunt,
Daz du mir ze vrouwen vunde,
der ich mîn ze dienste ie gunde,
diu lît an mînes herzens grunt.
Minne, tuo sô wol an mir,
hilf, unt twink der reinen sinne,
daz sî mich, als ich sî, minne:
sich, sô wirt gedienet dir.

Diu vil süeze, diu vil reine,
diu vil liebe, valsches eine,
der ich iemer dienen wil,

Diu ist minneclîchen schœne,
maniger tugende ich si krœne,
der gewan nie wîp sô vil.
Sô ist ir gebâren guot:
sî ist minneclîchen stæte,
sî ist vrî vor missetæte,
sî ist mit zühten wolgemuot.

Künde ich minneclîchen singen,
daz müest ir ze lobe erklingen,
wan sist schœne unt wolgestalt.
Der vil süezen, der ich diene,
singe ich disen sanc vor Wiene,
dâ der künic lît mit gewalt.
Der bedenket des rîches nôt:
sô gedenke ich nâch dem gruoze,
den sô minneclîchen suoze
gît ir mündel rôsenrôt.

2. Lob der Geliebten.

Mich muoz wunder hân,
wie ez sich stelle bî dem Rîne
umb den Bodensê,
ob der sumer sich dâ zer.
Vrankrîch hât den plân,
den man siht in trüebem schîne,
rîfe tuont in wê
bî der Sêne unt bî dem mer.
Dise nôt hânts ouch bî Âne,
dâ ist ir vröude kranc;
wünne unt vogelsanc
ist in Swâben, des ich wæne;
dar sô jâmert mich
nâch der schœnen minneclich.

Lieb und allez guot
wünsche ich ir, die ich dâ meine,
unde nîge aldar
einer wîle tûsent stunt;
Ich hân mînen muot
gar vereinet an sî eine:
swaz ich lande ervar,
mir wart nie sô liebes kunt.
Diu vil süeze, reine, wandelsvrîe
zieret Swâbenlant;
Hanegöuwe, Brâbant,
Vlandern, Vrankrîch, Picardîe
hât sô schœnes niht,
noch sô lieblich angesiht.

Swer erkennen wil
vröude unt werndez hôchgemüete,
dem gibe ich den rât,
der vür trûren sanfte tuot:
Rehter vröuden spil
ist ein wîp in wîbes güete,
diu ir wîpheit hât
wîplîch mit ir zuht behuot;
Die sol er mit ganzen triuwen minnen,
als ich tuon ein wîp,
der herze unde lîp
kan ûf wîbes lop sô sinnen,
dazs ûz êren pfat
niemer kumt, noch nie getrat.

Meister Friedrich von Sonnenburg.

Man nimmt gewöhnlich an, daß dieser Dichter, dessen Name in verschiedenen Handschriften verschieden lautet (Sonnenburg, Suonenburg, Suonburg), adeligen Stammes gewesen sei, weil es viele adelige Geschlechter des Namens Sonnenburg oder Sonnenberg gegeben hat und noch gibt. Dieser an sich schon ganz unhaltbare Grund wird durch das rein bürgerliche Element in den Gedichten Sonnenburgs vollkommen widerlegt, wozu noch der Umstand kommt, daß er auch schon von den alten Liederhandschriften Meister genannt wird. Es sind demnach die Vermuthungen, welche man, gestützt auf die Aehnlichkeit in den Namen alter Burgen und Städte, über seine Heimat aufgestellt hat, in keiner Weise begründet; es ist dieselbe vielmehr noch keineswegs ausgemittelt. Eben so wenig kann man aus den Personen, welche er besungen, oder den Ländern, von denen er in seinen Gedichten spricht, irgend einen Schluß auf seine Heimat ziehen, da er als wandernder Sänger viele Gegenden des deutschen Reiches durchzog und sogar bis nach Verona kam. Am längsten hielt er sich am bayerischen Hofe auf, mit welchem er in näheren Verhältnissen gestanden zu haben scheint. Sicherer als seine Heimat läßt sich die Zeit bestimmen, in welcher er gelebt hat; denn es läßt sich nachweisen, daß er schon vor 1253 gedichtet und daß er im J. 1287 bereits verstorben war.

Sonnenburgs Gedichte, deren Zahl ziemlich beträchtlich ist, beziehen sich zunächst auf die Fürsten und Höfe, die er auf seinen Wanderungen besuchte, und auf die Verhältnisse, in welchen der Dichter zu ihnen stand. Wir finden bei ihm, wie bei den meisten übrigen wandernden Sängern, das Lob der Milde, den Tadel der Kargheit und wiederholte Aufforderungen an die Großen, die Kunst zu ehren und die Sänger reichlich zu beschenken. Eigenthümlich und die Verachtung beurkundend, welche die Dichter gegen die Großen hatten, ist unter den hierhergehörigen Gedichten dasjenige, in welchem er sich vornimmt, von nun an ärger zu lügen, als irgend einer von seinen Kunstgenossen, weil sich mit der Wahrheit Nichts erwerben lasse (7). Wichtiger sind die Lieder, in welchen er die öffentlichen Angelegenheiten bespricht, unter welchen wir das hervorheben, welches vom Tode des Kaisers Friedrichs II. (13. Dez. 1250) handelt, weil darin der Dichter die damals von der Geistlichkeit verbreitete Meinung zu theilen scheint, daß der große Hohenstaufe wegen seiner Streitigkeiten mit der Kirche der Hölle und ewigen Verdammniß verfallen sei (1). Ein anderes Gedicht erwähnt die wunderbare Erscheinung des großen Kreuzes über dem Dome zu Achen, während König Rudolf gekrönt wurde, woraus der Dichter entnimmt, daß ihn Gott selbst durch der Fürsten Mund zum König erwählt habe (8). Es ist dies Gedicht übrigens auch deswegen merkwürdig, weil es eines der wenigen ist, in welchen Rudolf ohne allen Rückhalt gelobt wird.

Die meisten Gedichte Sonnenburgs sind jedoch religiösen und beschaulichen Inhalts; sie behandeln größtentheils die nämlichen Gedanken, welche wir bei Bruder Werner, dem Marner, zum Theil auch bei Reinmar von Zweter kennen gelernt haben und die sich später auch bei andern Dichtern wiederfinden. Bei seinem tiefen religiösen Gefühl erhebt sich Sonnenburg über die zu seiner Zeit geltenden Ansichten, welche in der Welt und im Weltleben den Keim alles Bösen erblickten. „Wollte ich Gottes hohe Wunderwerke schelten," sagt er, „so würde ich Gott selbst schelten in seinen Schöpfungen, in

denen Nichts Wandelbares ist, als wo die Menschenkinder mit Sünden leben." (2) — „Gott hat aus der Welt das Höchste genommen, seine Menschheit, seine Mutter, alle Heiligen; was wäre uns Gott, wenn die Welt nicht wäre?" (3) „Der Welt geschieht ja das Heil, daß Gott das Brod aus ihr nimmt, in welchem er selbst verborgen liegt, und wodurch die Erde selbst die Himmel übersteigt, weil die Engel dieses Wunders entbehren." (4) „Es ist die Rede, sich der Welt abthun, ein Unsinn, weil es überhaupt nicht geschehen kann. Man kann wohl der Sünde sich abthun, nicht aber der Welt; denn wenn der Mensch auch der Welt Fleisch und Gebeine lassen muß, so erstehen diese doch mit der Seele, um dann ewiglich zu leben." (5) „Man soll daher nicht Wehe über die Welt rufen, sondern sie preisen. Hat ja Gott selbst in seinem Gebote, Vater und Mutter zu ehren, uns angewiesen, die Welt zu ehren, durch welche er uns alle Geschöpfe unterthan gemacht hat." (6)

1. Auf Kaiser Friedrichs Tod.

Waz hilfet nû des rîches guot
dem keiser? er ist erstorben,
von dem die edeln kristen lîdent nôt unde arebeit.
Waz half im ouch sîn wîser muot?
hât er dort niht erworben
daz himelrîche, daz Got al der werlde hât bereit.
Ob er hie durch die rîchen habe
hât gar die werlt verirret,
sô wirt im dort ein sûre labe,
daz ez der sêle wirret;
sô hât daz golt den sin betrogen
unt muotwillen sînes herzen,
unt hânt die pfaffen niht gelogen,
der lîde ouch dort den smerzen.

2. Wer die Welt tadelt, tadelt Gott.

Schülte ich Gotes hôhiu wunderwerc, an diu er hât geleit
ûz alre sînre almehtekeit êre unde mangiu werdekeit,
sô schülte ich Got iesâ ze hant,
an der geschepfde sîn;
Schülte ich im sîne vlîze, sîniu werc unt sîniu wort,
schülte ich, darûz er hat genomen al sîner hôsten vröuden hort,
sô würde ich sünder sîn bekant
in der unwizze mîn,
Von der, ûz der, in der, mit der gezieret unt gecleit
er sîne hôhen gotheit hât mit sîner menscheheit;
daz ist diu welt, die scheltent si: an der ist wandelbæres niht,
wan swâ diu menschenkinder habent mit argen sündên pfliht.

3. Das Höchste kommt von der Welt!

O wol dir, Gotes wundertal, ich mein dich, tiuriu Welt!
Got nimt unt hât ûz dir genomen al sîner hôsten vröuden gelt,
die sîne hôhen menscheheit,
die edelen muoter sîn,
Gar alle Gotes heiligen hât Got uz dir genomen.
Welt, wærstu niht, waz wære uns Got, wer wære ze Gotes rîche komen?
Waz wære liep, waz wære leit,
dîn vinster liehter schîn?
Dû zarter Gotes garte, in dem Got wunder wunders hât
gewundert und erbûwen manic tiure wundersât:
die himelschen Jerusalem er noch ûz dir vol zieret wol,
ûz dir alle sîne kœre werdent sînes lobes vol.

4. Die Welt übertrifft selbst den Himmel.

Ir lobt gar elliu Gotes werc! sô lêrt der künic Dâvît;
dâ von, swer dich beschiltet, Welt, der schiltet Got, dast âne strît:
Got inz vergebe, des ist in nôt,
si sint unwîse erkant.
Der welte ob aller Gotes geschaft diu werdekeit geschiht,
daz man ir wuocher alle tage ob aller himele hœhe siht,
dâ sich Got birget in ein brôt
in sîner priester hant,
Aldâ ze hant diu erde hât die himel überstigen.
Al selber gabe sint die hôhen engel gar verzigen;
sine mugen niht den Gotes Sun dem vater geopfern, alse wir:
Vrou welt, diu êre haben wir von Gote und ouch von dir.

5. Falsche Redensart.

Ich hœre dicke sprechen sô: „Die habent sich abe getân
der welte;" daz doch nie geschach, noch niemer mensche erziugen kan
enheine stunde, naht, noch tac,
noch niemer enheine zît.
Man tuot sich vrîes lebenes wol und ouch der sünden abe:
ân Got und ân der welte küele und ouch ir werme und ouch ir labe
geleben nieman niht enmac;
noch swenne er tôt gelît,
Der mensche muoz der welte hie vleisch unt gebeine lân,
und darnâch êweclîch der lîp mit samt der sêle erstân,
dâ sie iemer mêr ân ende lebent in êweclîcher êwekeit:
vrou Welt, al solhe stæte hât Got selbe an iuch geleit.

6. O wohl dir, Welt!

O wol dir, Welt, o wol dir hiute und iemer mêre wol!
O wol dir des, daz ich daz himelrîche noch besitzen sol!
Daz ist von Gote und ouch von dir:
dar zuo gebær du mich.
Âne dich nie menschen kinde nie kein guot geschach,
âne dich nie menschen ouge Got, noch nie kein liep gesach.
Einvaltic mensche, hœre mir,
Got lêret selber dich;
Er lêret dich: du solt êren vater unt muoter dîn;
unt tuostu daz, von dir diu welt muoz unbescholten sîn:

vrou welt, von Gote und ouch von dir wir solhe
wirde und êre hân,
daz alle crêatiure sint dem menschen undertân.

7. So will ich lügen!

Waz sol mir rîchiu kunst, sint ich der sælde
niht enhân?
waz sol mir sanges kraft, sît man mich des niht
wil geniezen lân?
Ich muoz der wârheit abe stân,
unt liegen ümbe guot.
Sît ich bî rehter kunst bin gabe unt guotes
alsô blôz,
sô wil ich sêrer liegen, denne müge einer mîn genôz.
Swelich hêrren milte nie verdrôz,
daz hât gegen mir argen muot.
Daz ungelücke unde unreht, daz mag ich wol
Gote klagen;
man gît unkünste baz, wan kunst, daz muoz mir
missehagen:
swelich hêrre unkünste hilfet, unde lât kunst blî-
ben in der nôt,
der hêrre ist êwiclîchen verlorn unde an êren tôt.

8. König Rudolfs Krönung.

Sie vragent, wie der künic von Rôme Ruodolf
mir behage:
er behaget mir, als er sol, sît daz er Gote be-
haget an dem tage,
dô er in ze vogete, als ich iu sage,
gab aller kristenheit.
Unde alsô er Gote behagete, alsô der Brûneckèr
uns jach
daz er unt manic tûsent man ansihticliche wol
ansach,
zÂche über dem münster daz geschach:
hô, lanc, wît unde breit
Ein schœne kriuze swebete ob im, derwîle daz
er saz
gekrœnet und die wîhe enpfienc; hie bî sô weiz
ich daz,
daz in Got durch der vürsten munt zuo zeinem
vogete hât erwelt:
nû sî er dir, almehtic Got, in dînen vride gezelt!

Meister Rumeland.

Rumeland oder Rumsland war ohne Zweifel aus Sachsen, aber obgleich seine Sprache niederdeutsche Eigenheiten verräth, doch wohl aus Obersachsen, und jene Eigenheiten sind wohl seinem längeren Aufenthalt im nördlichen Deutschland zuzuschreiben. Denn daß er dort gewesen, beweisen seine Lobsprüche auf mehrere norddeutsche Fürsten (z. B. auf den Fürsten Barnam von Stettin, den Herzog Albrecht von Braunschweig, den Grafen Gunzelin von Schwerin). Ja wir finden ihn sogar am Hofe König Erichs VII. von Dänemark. Doch auch im südlichen Deutschland war er wohlbekannt; mehrere Gedichte besingen das Lob des Herzogs Ludwig von Bayern. Er lebte zur Zeit des Interregnums (1254—1273), in welcher bekanntlich die höchste Verwirrung im Reiche herrschte, die Gesetze ihr Ansehen verloren hatten, und nebst allgemeiner Befehdung Raub und Mord an der Tagesordnung waren. Daher berühren auch mehrere Gedichte Rumelands die entsetzlichen Wirren dieser Zeit, da die Kriegsknechte überall raubten und plünderten, der kühne Räuber allein für einen klugen Helden galt (4), und die Bauern durch die entsetzlichsten Mißhandlungen gezwungen wurden, den Pflug zu verlassen und selbst Räuber zu werden (5). Und wahrlich jene Zeit mußte eine entsetzliche sein, da der Dichter sich veranlaßt fand, nach strengem Gericht zu rufen, damit sich Diebe, Räuber, Mörder, Betrüger und Wucherer nicht mehr so leicht von der Strafe loskaufen könnten (7). Ja in einem aus seinen späteren Tagen herrührenden Spruch sagt er sogar, daß er nicht fünf Menschen gekannt habe, die recht gelebt hätten. Wenn nur Einer ohne Habsucht, Haß und Neid gefunden würde, sollten sich Sonne und Mond vor ihm neigen (8).

Da Rumeland ein fahrender Sänger war und von der Milde der Reichen abhing, so ist es begreiflich, daß er die Freigebigen lobte, die Kargen tadelte, wobei er freilich das Zartgefühl Walthers keineswegs an den Tag legte. Und doch hatte er dabei würdige Begriffe von der Kunst, die, von Gott stammend, an ihrem Mißbrauch unschuldig sei, und den wahren Künstler dem Edelmann gleichstelle (6).

Das wandernde Leben Rumelands macht es erklärlich, daß er zu den bedeutendsten Dichtern seiner Zeit in näheren Beziehungen stand, so namentlich mit Marner, den er seinen viel lieben Freund nannte und als den besten unter den lebenden deutschen Sängern pries, der die Musik an der Hand und die Sylben an den Fingern habe. „Doch möge er", fährt er fort, „deshalb einen Laien nicht zu sehr verschmähen; Gott vermöge viel, und gäbe einem Sachsen eben so viel als einem Schwaben." (3) Vielleicht liegt darin schon eine Andeutung, daß der Schwabe Marner den norddeutschen Rumeland eben wegen seiner Heimat, da die Kunst allerdings vorzugsweise in Schwaben zur höchsten Blüthe gelangt war, nicht so hoch achtete, als dieser zu verdienen glaubte; und so ließe sich erklären, daß diesem Lobliede andere folgten, in welchen Marner mit den ärgsten Schmähungen überhäuft wird. Am bittersten verspottet er ihn in einem Gedichte, in welchem er, Marners Namen umkehrend (renram), diesen selbst zugleich als Räthsel aufgibt. „Ren, Ram, Rind, wer errathet dies? Es war ein Kind und ward ein Mann und ist ein Kind geworden (auf Marners hohes Alter anspielend); es ist ein Rennthier an Wildheit, ein Rammler (Bock) an Unbehändigkeit, ein Rind an Zucht; vor Alter geht es hinter sich, wie sein Lob; es trägt graues Haar auf Kindes Kinn: es ist genannt — nu rath (mit Anspielung auf Marners Vornamen Konrad) — so wirst du des Namens inne." (1) So feindselig sich aber Rumeland in diesem und anderen Spottgedichten gegen Marner zeigte, so versöhnte ihn des greisen Dichters Tod, den er in einem für Beide gleich ehrenvollen Gedichte in rührender Weise besang. „Gott hatte einen „Marner" (d. h. Meerfahrer) lange gefristet, der manches Mannes Warner war; nun hat ihn mörderischen Todes Ueberfall besiegt. Schändlicherer Mord ward noch nie begangen an einem kranken, blinden, alten Manne, dem selbst nach dem Tode verlangen mochte. Seine Mörder stehen in Gottes Bann. Christi Mutter, süße Jungfrau, gedenke, wie schön er deines Lobes Gruß kunstvoll Manchem singen konnte!" (2)

Wie schon die ganze Zeit, so neigte sich auch Rumeland zum Didaktischen; doch entbehren seine Sprüche sowohl der Mannigfaltigkeit als auch der

Tiefe, die wir an Andern bewundert haben. Dieser Mangel an Tiefe und Innigkeit der Empfindung ist aber besonders in seinen religiösen Gedichten sichtbar, die sich theils in frostigen Allegorien bewegen, theils kirchliche Lehrbegriffe darstellen. Dazu kommt, daß die Sprache derselben (wie übrigens auch nicht selten bei seinen andern Gedichten) geschraubt, gesucht und oft dunkel ist, so daß er in keiner Weise seinen größeren Zeitgenossen Reinmar, Wernher und Marner gleichgesetzt werden kann.

1. Spottgedicht auf den Marner.

Ren, ram, rint, rehte râten ruoch, nâch meisterlîchem orden,
wie mac daz wunderlîche wunder sîn genennet:
Ez was ein kint, und wart ein man, und ist ein kint geworden;
daz wunder ist vür wunder wunderlîch erkennet.
Ez ist ein ren der wildekeit, ein ram der unbehende.
der züht ein rint;
vor alter gêt ez hinder sich, sîn lop hât widerwende.
Daz wunderkint
treit grâ gevar gestopfil hâr ûf kindes kinne:
ez ist genant — nu râte, wirstu des namen inne.

2. Auf des Marners Tod.

Jêsus Krist, der Kristen
ê wart gihtic,
der mac uns vil wol gevristen;
daz ist ougensihtic,
tôdes kunft uns allen
willich ist bereit.
Got hete einen marner
lange gevristet,
der was maniges warner.
Nû hât in verlistet
mortlîches tôdes vallen;
Got, daz ist mir leit!
Schentlîcher mort, der wart noch nie begangen
an eime kranken, blinden, alten manne,
deme selber nâch dem tôde mohte erlangen.
Die morder sîn, die stênt ze Gotes banne.
Kristes muoter, süeze
maget, gedenke,
waz er dîner lobes grüeze
schône mit gelenke
manigem kunde schallen dîner wirdikeit!

3. An den Marner.

Vil lieber Marner, vriunt, bistû der beste Diutsche singer,
den man nû lebendic weiz, des hât dîn name grôze êre;
Dû hast die museken an der hant, die sillaben an dem vinger
gemezzen: des versmâ die leien niht ze sêre.
Du weizt niht al, daz Got vermac, wie er al sîne gâbe
geteilet hât;
jâ gît er eime Sahsen alsô vil, alsô eime Swâbe,
helfe unde rât;
daz sante Pawel in der pisteln hât gesprochen:
„Got gît nâch sime willen“, lâ daz ungerochen!

4. Wer ist ein Held?

Ir knehte, seht iuch alle vür, des sült ir mir gelouben,
der vürsten und der herren vride ist ûz gegangen;
Swer nu kan tac unde naht hûs unde strâzen rouben,
der wirt in der herberge wol enpfangen.
Swenne er maniger hande ware in sîme sacke bringet,
sô wirt im gelt,
dâ von im sîn gêre und ouch sîn biutel dicke erklinget.
Er kluoger helt,
ist er dan ein küene rouber grimmes muotes,
im gebrichet ê des lîbes, dan des guotes.

5. Alles wird Räuber.

Got, der nie sündenwerc begienc, der machez in ze sûre,
des schult ez sî, daz man urliuge niht ensüenet.
Si heten leides alze vil, die armen lantgebûre;
nu sih ich, daz bî irme guote maniger küenet.
Diu kranke diet von swacher art die Kristenheit nu neisen,
gebûres kint,
diene lâzen nihtes niht den armen, witewen unde weisen;
die rouber sint,
sie loufen sumelîche von ir meister pfluoge:
den armen liuten nieman tuot sô grôze unvuoge.

6. Die Kunst.

Alle kunst ist guot, dâ man ir guote zuo bederbet;
swâ man übele tuot mit kunst, des ist diu kunst unschuldic:
kunst ist guot in sich, ze guote hât sie Got gedâht.
Swer niht guoter kunst enkan, der lâze sie unverderbet!
Kunstere, wis bî grôzer kunst demuotic unde gedultic,
sô wirt Gotes wille an dir mit künsten vollenbrâht.
Den Got mit künsten hât gerîchet,
tuot er wol mit kunst, der edele rîche,
sô hât er ez alsô gelîchet,
daz er sich eime edelen manne gelîche.
Kunster, hüete, daz bî kunst dîn laster niht enblîche;
sô hüete ein edel man, daz in diu schande niht beslîche,
niht ûz adele wîche,
der in adele ist wol geslâht.

7. Es gibt kein Recht mehr!

Swaz man sprichet,
uns nû brichet
niht sô vil an herren, sô gerihtes:
unreht verdringet âne wer
die rehtikeit, diunc kan sich niht ernern.
Ze bœsen wihten
rihter pflihten,
swie die sint, ich zige nieman nihtes.
Der sünden und der schanden her
wære niht sô grôz, woltenz die rihter wern.
Daz diebe, rouber, morder sint,
verræter, trieger, valscher wuocherære,
sô vil der ungetriuwen kint,
daz ist der bœsen herren schult, die sie beschirmen.
Daz sint bœsiu mære,
swer tûsent marke roubet, unde mordet, unde stilt,
daz er mit zwelven büezen mac dem rihter, daz er sîniu werk verhilt.

8. Der Gerechten Zahl ist klein.

Ich muoz der werlde werden gram:
sît ich ze mînen jâren quam,
daz mir diu merke wart gegeben,
sô merk ich an den liuten
Bî girikeit haz unde nît.
Ichne sach in aller mîner zît
niht menschen viunve, die sô leben,
als ich iu wil bediuten.
Vil rehte sült ir merken daz,
sie solten wesen âne
der girikeit; nît unde haz,
der solt in verre enpfliehen ûz dem wâne.
Vünd ich zer werlt nu menschen drî
der drîerhande sache vrî,
den wolt ich gerne wesen bî.
Swâ joch der menschen einer sî,
dem solte nîgen sun und ouch der mâne!

Bruder Eberhart von Sax.

Wie das Wappen bezeugt, das diesem Dichter in der Manessischen Handschrift beigegeben wird, stammte derselbe aus dem Geschlechte der Freiherrn von Sax, deren Burg gleichen Namens (auch Hohen=Sax genannt) im Rheinthale am Fuße der Appenzellischen Gebirge stand. Ein späterer Nachkomme dieses Geschlechts, der kurpfälzische Geheime Rath Johann Philipp von Sax besaß die Manessische Handschrift, welche von seiner Wittwe dem Kurfürsten von der Pfalz überlassen wurde, und auf diese Weise nach Heidelberg kam, von wo sie bekanntlich im 17. Jahrhunderte nach Paris entführt wurde.

Vom Minnesinger Eberhart ist nur sehr Ungenügendes bekannt. Nach der Ueberschrift des einzigen von ihm erhaltenen Gedichts war er ein Predigermönch oder Dominikaner, als welcher er auch im Gemälde der Pariser Liederhandschrift dargestellt ist. Da aber der Dominikanerorden erst in der letzten Hälfte des 13. Jahrhunderts in der Schweiz feste Sitze gewann, so darf man den Bruder Eberhart wohl auch nicht in eine frühere Zeit setzen. Das Gedicht, welches uns allein aufbewahrt worden ist, ein geistliches Minnelied, ist sowohl dem Inhalte als der Form nach bedeutend. Es besingt die heilige Jungfrau als die höchste göttliche Minne, die schon von den Propheten und im „Buche von der Minne“ d. h. dem Hohenliede gepriesen worden sei. Gang und Haltung des Gedichts erinnern an die schönen lateinischen Kirchenhymnen der älteren Kirche, welche dem Dichter ohne Zweifel auch als Muster vorgeschwebt haben. Die Sprache ist bilderreich ohne im Mindesten überladen zu sein; es entspricht dieser Bilderreichthum aber auf vortreffliche Weise dem Schwung der Begeisterung und der Fülle der Anschauungen, die das ganze Gedicht durchziehen. Dabei tönt überall die würdigste Einfachheit durch, welche die schönste Wirkung hervorbringt. Diese wird aber nicht wenig durch die Form gehoben, deren Reimfülle das Ohr mächtig ergreift. Jede Strophe zerfällt in drei Theile von je vier Zeilen, von denen die drei ersten unmittelbar auf einander folgende weibliche Reime haben, während die vierte Zeile einen männlichen in jedem Theile wiederkehrenden Reim hat. So ist jeder Theil für sich abgeschlossen und doch mit dem übrigen zu einem schönen harmonischen Ganzen verbunden, das einer ernsten und feierlichen Kirchenmusik in würdiger Weise entspricht.

Geistliches Minnelied.

Künd ich wol mit worten schône
würken ganzen lobes krône,
wirdeclîch, in süezem dône,
gezieret nâch dem willen mîn,
Gar nâch êren, als ich meine,
die wolde ich der megde reine,
diu ie stuont gelîchen eine,
smîden âne valschen schîn.
Nu hât mir den sin bestürzet,
daz ir lop noch stêt gekürzet,
und doch dicke hât gewürzet
in so künsterîchen sin.

Dû bist gar vor allem ruome
kiuscher scham ein blüender bluome,
gîb von dîner gnâden tuome
mir dîns lobes anevanc.
Sich hât schône underscheiden
Gottes wort, dâ ez sich weiden
wolt in dir, unt von dir kleiden
sich, dar nâch sîn güete ie ranc.
Dû bist der beslozzen garte,
den Got selber im bewarte,
dâ er wônt mit süezem zarte:
menschlîch lob ist dir ze kranc.

Dû bist der nâtûre wunder,
himel, erd lobt dich bisunder,
von des hœsten geistes zunder
dîn lîp gar geviuret stât;
Wan du genzelîch enbrunnen
wære von dem wâren sunnen,
der von dir ist ûz gerunnen,
und uns alle erliuhtet hât.
Dîn vrid ist gar ungemezzen,
Got an dir niht hât vergezzen,
dich dur vüllet unt besezzen
hât sîn hôhe majestât.

Diu kiuscheheit, diu ie bluote,
sam hern Aarônes ruote,
wunneclîch in dînem muote
hât gezieret dînen kranz.
Daz bevant nâch wâren sinnen
Moîsês, dô er sach brinnen
einen boschen ûz und innen
âne mâzen unde ganz.
Wir mun merken an dem trône,
den der künic Salamône
hât gebûwen alze schône,
daz dîn lop stêt âne schranz.

In der hôhsten wîsheit râte
Got dich selb nâch wunsche drâte,
als er dîn begeret hâte,
zeinem sunder stuole sîn,
Der sô hôhe hât gereiget,
daz er sich dar in geneiget
hât, als ez was vor gezeiget
von der grôsen wirde dîn.
Wer mac wol dîn lop gesingen,
volleclîchen ze liehte bringen?
Est verzigen allen dingen:
sô klâr ist sîn reiner schîn.

Dich bezeichent hât diu gerte
küng Alvêres, die er kêrte
dem, den er sîn hulde lêrte,
oder sînen senften muot.
Swer hie dîne gnâde vindet,
dem wirt dort Got sô gelindet,
daz er in im sâ gesindet
über sîn erweltez guot.
Von Jâkob ûf gênder sterne,
swer in dînem liehte gerne
gât, der wizze, daz er lerne,
wie er Gotes willen tuot.

Ezechîêl sach ein porte
ie beslozzen zallem orte,
dâ Got ein mit sînem worte
tougenlîch kam in gegân
Zuo dir gar, dur reine schouwe,
die er vant an dir, ô vrouwe,
aller tugent ein blüende ouwe,
rôsegarte dornes ân,
Dâ der bluome wart gezwîget,
der üns alle hât gevrîget,
die mit sünden wân besnîget:
sîniu kraft ist sô heilsan.

Des kraft nie wart überwunden,
senfteclîchen wart gebunden
zuo dir an dien selben stunden,
dô du eine dirne dich
Bute Got, dô er dich süezen
zeiner muoter wolde grüezen,
dâ von mir dir jehen müezen,
daz du bist genâden rîch;
Dâ von du dô swanger wære
Gotes suns, den du gebære:
disiu vröudebernden mære
machent dich vil minneclîch.

Du gelîchest wol dem schrîne,
übergüldet nâch dem liehten schîne
wol gewirket von sechîne,
daz man niht erwerden siht,
Der daz himelbrôt beslozzen
hât, daz ie ist unbedrozzen
dem, der sîn iht hât genozzen,
oder joch bevunden iht.
Der vil edel margarîte
bî dir in der gnâden zîte
vunden wart, der dich sô vrîte,
daz man dir vil guotes jiht.

Dîn lop nieman überstîgen
mac, doch wil ich sîn niht swîgen;
dîner hôhen wirde nîgen
muoz der reinen engel schar.
Von dir wart der ümbe vangen,
des kraft nieman kan erlangen,
den slüz dû in dînen angen,
dâ wart er von dir gevar,
Dô er in dir menschlîch bilde
einte sîner gotheit wilde;
swen dîns lobes ie bevilde,
der ist rehter sinne bar.

Dû hâst elliu wîp geprîset,
swie uns eine hab verwîset,
dô si wider Got gespîset
wart, nâch ir gelüste kranc;
Die hâstû von itewîze
ûz genomen mit tugenden vlîze:
swas dir ieman lobes rîze,
daz ist eines schaten wanc,
Nâch der wirde dîner êren,
die kein zunge mac gelêren:
in guot ende kanstu kêren
Êven tumben anevanc.

Got in sînes geistes brünste
an dir zeigte sîne künste,
dô er aller sünden tünste
gar von dir geveimet hât;
Dû bist in der minne smitten
sô geziert mit reineu sitten,
daz dîn kûme hât erlitten
diu vil hôhe Trinitât.
Dû bist der gezeichent brunne,
dar in schein diu lebendiu sunne:
gar mit aller tugenden wunne
ist geblüemet wol dîn wât.

Dû bist Gotes paradîse,
dâ gepflanzet wart diu spîse,
diu nach wunsche rîcher wîse
alle girde vüllen mac;
Von des süesten geistes touwe
wær du berhaft, reiniu vrouwe,
gar an alles wandels schouwe,
rehter kiusche ein liehter tac.
Wê, künd ich dîn lop sô velzen,
daz ez wenken, noch gewelzen
möht, mit golde wol dur smelzen,
dar nâch, als dîn wirde ie wac!

Dû bist aller sælden gimme,
wan diu süeze Gotes stimme
dich ûz allen vrouwen imme
zeiner muoter ûz erlas,
Den dû, maget, doch gebære,
âne schâm und âne swære,
dâ bî alles sêres lære,
sam diu sunne dur daz glas.
Ûz und in kam er gegangen
senfteclîchen, âne drangen,
bî dir minneclîch gevangen,
des kraft ungemezzen was.

Vrouwe, dîn lop ist ze wilde,
wan an dînem schœnem bilde
Gote wunders nie bevilde,
dâ er in dur wunne siht.
Dû hâst hôhe ûf gedrungen,
swaz dir aller menschen zungen
rîches lobes ie gesungen,
das ist allez doch ein niht.
Swer dîn loblich wil gedenken,
dem muostû genâde schenken
von dem brunnen unde trenken,
dem man aller wîsheit jiht.

Ûzer der profeten munde
vil man dînes lobes vunde,
der wol dar în suochen kunde,
unde volleclîchen spehen.
In dem buoche von der minne,
dâ bistû geprüevet inne
wol nâch lobe rîchem sinne,
sam die wîsen müezen jehen.
Got in sînem hôhen trône
hât begeret dîner schône,
dâ er wil, ô wîbes krône,
mit gelüste dich an sehen.

Swer nu rehte wil erkunnen,
wer diu ist, diu mit der sunnen
ist bekleit, mit rîchen wunnen,
gekrœnet mit zwelf sternen klar,
Und ir schamel ist der mâne
daz ist alles zwîvels âne,
in der wârheit, niht nâch wâne,
diu maget, diu Got gebar.
Elliu crêatiure zeiget
dîn lob, unt wirt doch erreiget
niht, wan Got hât sich geneiget
dîner minne wunne var.

Der berc, dâ von wart gesnitten
ein stein, niht nâch menschen sitten,
bistû, des wir kûm erbitten
hân, er ist sô tugentsam:
Er kan heilen alle wunden;
der mit sünden ist gebunden,
lœset er al sâ ze stunden,
unt bedecket alle scham.
In dir wuohs der lebende sâme,
der gelobt hern Âbrahâme
wart von Gote, ze sælden krâme,
alsô sîner güete zam.

Dînes lobes underwinden,
ist gespilt nâch site der kinden,
von den varwen sam des blinden
sprechen, die er nie gesach:
Als ist ouch in mînem munde
dîn lop, vrou, swie gerne ich kunde
dich geprîsen wol von grunde,
nû ist mir diu kunst ze swach.
Ich wæne, alle engel künden
dîn lop niht ze reht ergründen,
ob siz joch mit vlîze begünden,
wan im endes ie gebrach.

Muoter der vil schœnen minne,
in der vinster liuhtærinne,
zünde, enbrenne mîne sinne
in der wâren minne gluot,
Dâ ich inne werde gereinet,
unt mit Gote gar vereinet;
waz ich anders hab gemeinet,
daz bedecke, vrouwe guot!
Vrouwe, erbarme zallen stunden!
wan dû hâst genâde vunden,
Gotes zorn hât überwunden
dîn vil tugent richer muot.

Konrad von Würzburg.

Wahrscheinlich aus Würzburg gebürtig, da er sich selbst nach dieser Stadt benannte, lebte Konrad (Kuonrat, auch abgekürzt Kuonze) in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts während des Interregnums und der Regierung Kaiser Rudolfs von Habsburg. Er hatte die Dichtkunst als seinen Lebensberuf ergriffen, war daher ein wandernder Sänger; doch scheint er sich meistens am Oberrhein aufgehalten zu haben. In Basel, wohin er schon frühe kam, schrieb er die Legende vom heiligen Alexius für zwei dortige Bürger, die ihm Wohlthaten erwiesen hatten, und eben so dichtete er in späteren Jahren den Trojanischen Krieg für den „werthen Sänger Dietrich von Basel". Auch in Straßburg scheint Konrad sich aufgehalten zu haben, da er ein Lobgedicht auf einen Bürger dieser Stadt verfaßt hat. Er starb zu Basel am 31. Aug. 1287 mit seiner Frau und zwei Töchtern (er war somit kein Dominikanermönch, wie man bisher glaubte).

Konrad war einer der fruchtbarsten Dichter seiner Zeit. Zwar gründet sich sein Ruf vorzüglich auf seine epischen und didaktischen Gedichte, auf welche wir später zurückkommen werden; doch ist er auch als lyrischer Dichter besonders durch die Künstlichkeit seiner „Töne" berühmt geworden, die bei den späteren Meistersängern in hohem Ansehen standen. Es ist allerdings nicht zu läugnen, daß er eine große Gewandtheit, ja man darf wohl sagen Meisterschaft in der Behandlung der Sprache und eine seltene Kunstfertigkeit besaß; aber es fehlte ihm die höhere Weihe des ächten Talents, was er selbst gefühlt zu haben scheint, indem er seine Gedankenarmuth durch die glänzende Form seiner Dichtungen zu verbergen suchte. Dieses Bestreben und die Leichtigkeit, mit welcher er Sprache und Reim handhabte, verleitet ihn aber oft die Gränzen des guten Geschmacks zu überschreiten und nicht nur überkünstliche, mit Reimen überladene Strophen zu bilden, sondern sich auch in bloßen Reimspielereien zu bewegen. Der Mangel an ächt poetischer Erfindungsgabe führte ihn zur allegorischen Auffassung, die selbst in seinen lyrischen Gedichten erscheint, wie z. B. in einem größeren Leich, in welchem er die Wirren des Interregnums darstellt. Herr Maas und Frau Wandelmuth (Zwietracht) haben durch Raub und Brand den Gott Amur vertrieben, der sein Reich wieder gewinnen und mit Minne wieder Freude bringen soll.

Eine große Anzahl seiner lyrischen Gedichte enthält Klagen über den Verfall der Kunst und die Nichtachtung derselben Seitens der Reichen und Mächtigen, welchen Gedanken er auch in einem größeren allegorischen Gedicht ausführt. Frau Wildigkeit (Aventüre) führt ihn in einen Wald zur Gerechtigkeit, die, von Milde, Ehre, Minne u. s. w. umgeben, auf einem Throne prangt. Die bettelhaft gekleidete Kunst erhebt ihre Klage gegen die falsche Milde, welche die Kunstlosen bereichert; und die Gerechtigkeit fällt das Urtheil, daß, wer den Kunstlosen Gut und Ehre gebe, von der Minne gemieden werden solle. Unmilde, sagt er in einem anderen Gedichte, ist wie der Winter, der das grüne Kleid der Aue und ihre Blumen mit Schnee bedeckt. Die Herren um den Rhein sind nicht wie Saladin, der einst um Ehre manche Mark gab. Daher wird auch der Karge nicht gelobt, wenn er es auch wünschte, denn zu spät kräht ihm der Sälde (Seligkeit, Heil) Hahn, er hat es versäumt, als sie seiner Seligkeit Schnur spann (3). Seinen Klagen gibt er oft das Gewand der Fabel (1. 6), die er nicht ohne Glück behandelt. Merkwürdig ist insbesondere die, in welcher er die Völker auffordert, zusammenzuhalten, um den Kampf gegen ihre Tyrannen aufzunehmen (7); es könnte die Fabel vom Löwen, der im Spiegel ersah, wie viel stärker er sei, als sein Wächter, und sich deshalb von ihm befreite, auch in eben dieser Weise gedeutet werden, was jedenfalls besser wäre, als sie, wie der Dichter that, auf einen Fürsten zu beziehen, der seinen falschen Rathgeber verjagt (2). Die „Kunstlosen" vergleicht er mit dem Esel, der seinem Herrn schmeicheln wollte, wie dessen Lieblingshund, dafür aber Schläge erhielt; und so sollten auch die Herren mit

den „Kunstlosen" verfahren, die sich ihnen aufdringen wollen (8). Eines der besten Gedichte Konrads ist dasjenige, in welchem er die Herrlichkeit der Dichtkunst besingt, die nicht gelehrt und gelernt werden könne, die aus sich selbst wachsen und entspringen und durch Gottes Gnade aus dem Herzen klingen müsse (10). Ob er auch den Meißner zu jenen hohen von Gott begeisterten Dichtern rechnete, ist sehr zweifelhaft. Denn er sagt zwar von ihm, daß er alle Meister am Rhein in Bezwang lege; ihn hätten (wie Alexandern im Titurel) Greife über das starre, unfahrbare Lebermeer geführt und Sirenen hätten ihn unterwegs in der Sangeskunst unterrichtet, so daß selbst Helena von Griechenland ihm danken würde, wenn sie noch lebte; allein er schließt das so hoch anstimmende Lobgedicht mit einer Bemerkung, die alles Lob zu verneinen scheint. „So kann ich auch leiern, sprach Einer, der von Eggen sang!" womit Konrad offenbar einen herumziehenden Bänkelsänger meint, mit welchem er sonach den Meißner zusammenstellt (9).

Konrads Minnelieder sind weniger durch ihren Inhalt, da in ihnen die Gedanken der früheren Dichter nachtönen, als durch ihre kunstreiche Form bemerkenswerth, und in der That sind manche seiner Lieder in Strophenbau, Reichthum des Reims und schöner zierlicher Sprache unübertrefflich (5). Aber, wie schon bemerkt, hat er sich durch die Leichtigkeit, mit welcher er den Reim behandelt, verleiten lassen, denselben in Ueberfülle zu gebrauchen, wie in einem schon erwähnten Liede, in welchem ein Reim sechszehnmal wiederholt wird. Ja es wird durch diese Ueberfülle alle Harmonie der Sprache zerstört, und die also gereimten Dichtungen erhalten einen komischen Charakter, den sie keinesweges haben sollten; so ein Gedicht, in welchem jedes Wort mit einem andern gereimt ist (4).

1. Der Fuchs und der Affe.

Zuo dem vuohs ein affe sprach:
„Vriunt, mîn hinder hât kein dach,
gîp dâ vür dînes zagels mir ein kleine,
Der dir kelget in den mist."
„Nein!" sprach er, „swie lanc er ist,
ich wil in doch tragen alters eine;
Ich tuon dir, sam der karge tuot, der in hor und in erden
birget sîne rîchen habe,
ê daz er gebüezet drabe
lâze eim armen sînen kumber werden."

2. Der Löwe und der Spiegel.

Ein löuwe einen spiegel kôs,
dâ von wart er meister lôs,
wan er spurte an sînes bildes krefte,
Daz sîn pfleger, der in twanc,
schein dâ wider im ze kranc:
des entweich er sîner meisterschefte.
Diz merke ein herre, der nu sehe in êren spiegel sêre:
ob er drinne erkennen müge,
daz sîn râtgebe im niht tüge,
sô versmâhe er sîne kranken lêre.

3. Unmilde.

Jâr lanc treit
heide breit
manige nôt und arebeit:
si was âne leit,
dô si vröude erstreit,
unde rôsen willeclîche bar.
Grüeniu kleit
unde weit
ir der liehte sumer sneit
âne cunterfeit:
diu sint nû verseit
ir von schedelîcher nœte gar.
Si muoz horden
leides orden;
worden ist ir hübescheit
unbereit,
wan si sneit
rîfe durch die werdekeit,
daz man in vermeit,
unde maniger streit
nâh ir bluomen wunneclîch gevar.

Herze mîn,
vogellîn
unde glanze rôsen fîn
lâ nu dulten pîn,
unde klage dîn
selbes trûren michel unde starc.
Tugende schrîn
ümbe den Rîn
stêt vor dir beslozzen în:
des dorre unde swîn!
Künic Salatîn
gâp durch êre wîlent manige marc:
Nû wil schande
in maniger hande
lande vollekomen sîn
künigîn;
êren schîn
blicket, als ein baldekîn,
daz vernezzet wîn;
tugende wider grîn
worden ist nû manic herre karc.

Schanden gran
und ir zan
missezierent rîchen man,
dem ich wirde erban
und im lobes niht gan,
durch daz ie sîn herze tugende verswuor.
Êren van
von im dan
snurret wîzer, danne ein swan;
er ist milte wan,
diu von im entran,
unde zuo dem tugent rîchen vuor.
Im ze râte
gar ze spâte
krâte des gelückes han;
sît im kan
haften an
gît, er sich nie tugende versan,
sît im dâ zerran,
dâ diu sælde span
sîner êweclîchen wunne snuor.

4. Winterlied.

Gar bar lît
wît walt kalt,
snê wê tuot:
gluot sî bî mir.
Gras was ê,

klê sprang blanc,
bluot guot schein:
ein hac pflac ir.
Schœne dœne klungen
jungen liuten, triuten
inne minne mêrte;
sunder wunder bære
swære wilden bilden
heide, weide rêrte,
dô vrô sâzen die
der ger lâzen spil wil hie.
Trût brût, sich
mich an; man
hât rât dâ
swâ dû nù bist.
Dîn schîn wît
gît muot guot
dem, swem sîn
pîn arc, starc ist.
Süeze, büeze trûren,
sûren smerzen herzen
reine kleine mache;
kluogen vuogen schœne
lœne mêre sêre,
niuwe riuwe swache:
lîch rîch lehen mir,
wîp, lîp vlehen sol wol dir.

5. Minnelied.

Jâr lanc wil diu linde
vom winde
sich velwen,
Diu sich vor dem walde
ze balde
kan selwen;
Trûren ûf der heide
mit leide
man üebet;
sus hât mir diu minne
die sinne
betrüebet.

Mich hânt sende wunden
gebunden
ze sorgen;
Die muoz ich von schulden
nu dulden
verborgen.
Diu mit spilnden ougen
vil tougen
mich sêret,
diu hât mîn leit niuwe
mit riuwe
gemêret.

Genâde, vrouwe reine!
du meine
mich armen!
Lâ dich mînen smerzen
von herzen
erbarmen!
Mîn gemüete enbinde
geswinde
von leide!
Ûz der minne viure
dîn stiure
mich scheide!

6. Der bestrafte Neid.

Einen kargen wîlent des bevilte,
daz ein man sich milte
und êren underwant;
des kêrte er ze walde
zeinem schacher balde,
den bat er, daz er den milten slüege.
Dô sprach er, solt er den man verhouwen,
sô wolt er beschouwen
sînen lôn zehant.
Des bôt der unholde
driu pfunt im ze solde;
wand er vünviu in sînem seckel trüge.
Dô sprach der schacher: „So morde ich durch vünviu lieber argen schalc,
danne ich ümbe driu den milten sêre;
dîn bluot ich verrêre,
wan ich dînen balc
hie ze tôde snîde."
Swer den vromen nîde,
dem geschehe alsam, daz ist gevüege.

7. Seid einig.

Zwelf schacher zeines türsen hûs in einem walde kâmen;
der vraz er einlif sunder wer, die schiere ein ende nâmen;
sît begund er râmen
dasse alle wurden gar verzert.
Dô werte sich der zwelfte, unt wolte, alsam ein helt, gebâren;
dô sprach der türse: „Du enmâht nu keiner wer gevâren:
dô dîn zwelve wâren,
dô soltestu dich hân gewert!
Dir gelîchet ein geslehte, daz ein hêrre stœren wil;
daz enlâze sich niht vil
besunder under zücken,
ez wer sich mit einander sîn, swenne ers beginne drücken:
wil ez sich einzelingen under sîne vüeze smücken,
sô wirt ez in stücken
ze jungest gar von im verhert.

8. Der Schooßhund und der Esel.

Ein hübescher hunt, der spilte gegen sînem herren schône,
wan er spranc ûf in unde bal in süezer stimme dône;
des wart er ze lône
von im gestreichet sâ ze stunt.
Daz sach ein esel, unde wânde, im solte alsam gelingen,
dâ von er lüejende ûf den herren ouch begunde springen:
des hiez er in swingen:
von slegen wart im sîn rügge wunt.
Sus entuot der edel niht, der einen künstelôsen schalc
triutet, dem er sînen balc
mit stecken solte weichen;
durh sîn gebrehte kan er im rîlîche miete sleichen,
unt wil gevüegen man durch kunst enheine gâbe reichen,
den er solte streichen,
alsam der herre tet dem hunt.

9. Der Meißner.

Der Missenær hât sanges hort in sînes herzen schrîne,

sîn dôn ob allen ræzen dœnen vert in êren schîne,
dâ mit er bî Rîne
die singer leit in sîn getwanc.
In vuorten überz lebermer der wilden grîfen zwêne:
dâ lêrte in underwegen dœne singen ein Syrêne:
lebte noch Êlêne
von Kriechen, si seit im ir danc.
Dur sîn adellîchez dœnen, daz dâ klinget hôh enbor,
er gêt an der wirde vor
smaragden unt saphîren,
er dœnet vor uns allen, sam diu nahtegal vor gîren;
man sol ze sînem sange ûf einem messetage vîren.
„Alsus kan ich lîren,"
sprach einer, der von Eggen sanc.

10. Göttlichkeit der Kunst.

Vür alle vuoge ist edel sanc getiuret unt gehêret,
dar ümbe, daz er sich von nihte breitet unde mêret;
elliu kunst gelêret
mac werden schône mit vernunft,
Wan daz nieman gelernen kan rede unt gedœne singen:
diu beide müezent von in selben wahsen und entspringen;
ûz dem herzen klingen
muoz ir begin von Gotes gunst.
An der vuoge durfen alle râtes unt geziuges wol:
swer si trîben rehte sol,
der muoz hân daz gerüste,
dâ mit er si volende nâch der liute muotgelüste;
son darf der sanc niht helfe, wan der zungen und der brüste:
sunder valsche aküste
gêt er dâ von vür alle kunst.

Der Meißner.

Wie der Name besagt, war dieser Dichter ohne Zweifel aus Meißen; er lebte in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts und seine dichterische Thätigkeit fällt vornämlich zwischen 1260 und 1280. Auch er war ein wandernder Sänger, der von Land zu Land, von Hof zu Hof zog, um sich seinen oft kümmerlichen Lebensunterhalt zu gewinnen. Daher besteht ein großer Theil seiner Gedichte aus Lobliedern auf diejenigen Großen, die seine Kunst belohnten, oder aus Schmähgedichten auf diejenigen, welche die Milde nicht kannten. Daß er arm geblieben, klagt er selbst in mehreren Sprüchen. Wenn ihn seine Armuth auch oft lähmen mochte, so blieb er der Kunst doch immer getreu, und er hat dieselbe würdig besungen. „Wort und Sang ist das Höchste im Himmel und auf Erden, wie der Engel Chor, und die aus dem Wort entstehende Verwandlung des Brods in Gottes Leib bezeugen. Der Sang ist göttlicher Natur, er lehrt die Tugend ausüben, falschen Rath fliehen, er erfreuet und mildert den Kummer. Getöne ohne Wort aber ist nur todter Schall." (6) Doch hatte der Meißner im Grunde kein hervorragendes Talent; und wenn ihn seine Zeit hochstellte und ihn mit Konrad von Würzburg für den besten lebenden Dichter hielt, so beweist dies nur, daß die Zeit selbst unpoetisch war und die frühere Blüthe der Kunst in Vergessenheit zu gerathen begann.

Wir haben an den unmittelbar vorausgehenden Dichtern die Bemerkung machen können, daß die Poesie sich schon zum Didaktischen neigte und der Gedanke immer mehr der freien Schöpfungskraft der Phantasie entgegentrat; im Meißner spricht sich diese didaktische Richtung noch viel entschiedener aus, weil er in seinen Gedichten nicht bloß beinahe ausschließlich eine didaktische Tendenz hat, sondern weil er auch dem Gedanken eine durchaus prosaische Darstellung gibt, die sich von gewöhnlicher Prosa oft nur durch die rhythmische Bewegung und den Reim unterscheidet. Ja es tritt dieser im Gegensatze zu Konrad und dem Kanzler, die ihn geradezu mißbrauchten, oft vollständig in den Hintergrund: es erscheinen bei dem Meißner oft so lange Verszeilen, daß der Reim kaum mehr vernehmbar ist (10). Zudem war er gedankenarm und arm an Erfindung; daher sind seine sämmtlichen Gedichte beinahe eben so viele Nachahmungen früherer Dichter; es findet sich in ihm fast kein Gedanke, der nicht auf ähnliche Weise von dem Bruder Wernher oder dem Marner, Reinmar von Zweter und Andern schon ausgesprochen worden wäre; ja es scheinen seine Gedichte oft geradezu von denen seiner eben genannten Vorgänger hervorgerufen worden zu sein. Wie Walther von der Vogelweide klagt er, daß er bei reicher Kunst arm bleiben müsse (9); die Gedichte von der bösen und der guten Zunge (1) und von dem Banne (3) sind offenbar den ähnlichen von Reinmar von Zweter nachgebildet (s. bei diesem 9 und 17); die Sprüche über den Adel (2. 4) erinnern an den Bruder Wernher, den Marner und Reinmar, so wie auch seine Klagen über die Wirren im Reich (7). Alle diese Gedanken finden sich aber schon bei Walther, und es tritt nun recht klar hervor, daß dieser der Verkündiger des bürgerlichen Elements war, welches bei Verwilderung des Adels und Erhebung der Städte in Deutschland immer kräftiger wurzelte, und jene tüchtige sittliche Gesinnung verbreitete, welche die Reformation herbeiführte und auch im Staatsleben Großes begründet haben würde, wenn sie sich auf der Höhe des 13. und 14. Jahrhunderts zu erhalten gewußt hätte.

Der Meißner hat auch die bei seinen Vorgängern bemerkte Eigenthümlichkeit, den Gedanken an irgend eine Erscheinung aus der Natur, dem Leben, der Geschichte oder Sage anzuknüpfen, in übertreibender Weise nachgeahmt, indem er solche Bilder übermäßig häuft und gerade dadurch deren Wirkung schwächt (4). Es wird daraus vollkommen deutlich, daß Konrads Gedicht auf den Meißner (Konrad, 9) im eigentlichen Sinne ein Spottlied und das Lob nur ironisch zu verstehen ist. — Bei alle dem ist aber die sittliche Richtung, die der Dichter in allen Lagen des Lebens bewahrt und die er bei jeder Gelegenheit beurkundet, nicht zu verkennen, woraus sich auch erklären läßt, daß er gerne in Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten sich bewegte (8). Der Merkwürdigkeit wegen führen wir auch den Spruch an, der zweierlei Sinn darbietet, je nachdem man die Unterscheidungszeichen setzt, eine Spielerei, deren sich die Dichter der damaligen Zeit manche erlaubten (5).

1. Die böse und die gute Zunge.

Sô unreine, noch sô arc wart nie kein spinne,
sô giftic, sô valsch, sô unnütze, alsô ich mich versinne,
sô diu bœse zunge des menschen ist.
Sie liuget, triuget, smeichet, manigen mort sie stiftet,
ir untriuwe, ir lüppikeit alle gift übergiftet;
vervluochet unt verwâzen ist ir list.
Sô ist diu guote zunge dâ bî sô guot, daz man ir muoz lobes bekennen;
sie sliuzet zuo die helle, unt tuot den himel ûf; alliu dinc kan sie nennen;
sie hât wunsches gewalt gegen Gotes barmunge,
unde aller sælden segen, sô guot ist diu guote zunge;
des muoz sie Got gewern ân alle vrist.

2. Unedler Adel.

Ein edel man von geburt, der sîn adel swachet
mit untugenden, der nidert sich, daz er guot zübele machet,
dâ ist ûz adele unart worden wol.
Swâ aber ein unedel man sich mit tugenden rîchet,
der hœhet sich unt sînen namen; dem lobe niht gelîchet,
des tugent vür jenes adel man prîsen sol.
Hô edel man, nu tugende dich in der jugent, sô wirt dîn lop in alter reine;
ein guot gehügede ist bezzer, danne golt oder silber oder edel gesteine;
swer hie mit rîchen tugenden dienet lob unde êre,
dem wünschet man nach sîme tode heiles immer mêre:
hô edel man, dâ von wis tugenden vol.

3. Rechter und unrechter Bann.

Ban ist ein bant, der lîb unt sêle bindet,
ban ist ein Gotes vluoch: swen man dâ vindet,
daz er im banne stirbet, des wirt nimmer rât.
Je doch unrehter ban niemanne wirret,
unrehter ban den ban er selben irret;
unschult zwiespeltic lôn vor Gotes ougen hât.
Ban vleisches vol, der kumt von zorne;
verdieneter ban den ban er selben bannen kan,
verdieneter ban, vruht hôch geborne,
verdirbet sêle unt lîp: des schiuwet sülhen ban.
Der bâbes mac niht unrehten ban erlouben,
dar ümbe erne mac niht Got sînes rehtes rouben:
Got ist gereht, er wil krœnen den gerehten man.

4. Verschiedener Adel.

Ein wolf der solte dem löuwen sîn gar undertân,
der hunt dem wolve, der vuhs dem hunde, alsô hœr ich die wîsen jehen vür wâr;
ouch ist mir daz wol kunt:
Der löuwe, der bezeichent uns den edelen man,
der wolf den argen hêrren, der die armen liute roubet offenbâr
der hunt des leckers munt;
Der vuhs den valschen man, des zunge müeze erlamen.
Sich, edeler man, niht entwirde dînen namen:
wis, alsô du sîs, wirt niht ein wolf, daz ist mîn rât,
vlinch vuhses list und wolves site; tuostu daz, dîn lob in vröuden stât,
dâ ez nimmer ende hât.

5. Doppelsinn.

Ich singe dîn lob niht habe in vluoch, wis arc niht tuo nâch êren;
wis milte selten diene haz;
wis ouch in Gotes banne nimmer êre Kristen;
Pflic hôchvart selten gip durch Got, wis guot niht schilt die hêrren;
wis zühtic niht ze tugenden laz;
unrehtes guotes ger niht wis gram valschen listen;
Unreiniu wort, diu sprich niht vil
sünden soltu dich schamen;
die vrouwen êre ungerne stil
würze, golt ûz den kramen;
pflic mordes selten wunsches spil
sî dir bî: nû rât, schilte oder lobe ich dînen namen?

6. Gesang ist das Höchste.

Daz sanc daz hôste sî in himele und ûf erden,
des ziuh ich an die engel, die mit sange lobent Got in himele dort.
Mit worten mac von brôte Gotes lîchnam werden;
des ist sanc unde wort das hôeste, sît daz ie unde ie was Gotes wort.
Sanc lêret tugende pflegen, vlien valschen rât,
sanc vröuwet, sanc ringet vil der swære;
sanc ist gotelîch, sanc der ist lônebære:
gedœne âne wort, daz ist ein tôter galm, sô ist vor Gote sanc gehort.

7. Deutschlands Erniedrigung.

Daz sô lange gestanden hât âne keiser Rœmisch rîche,
daz ist von dîner girikeit, Diutsche zunge, sicherlîche,
von dir ist Rœmisch rîche gar verweiset.
Dir solte dienen al diu werlt: nû wiltu dich eigen machen;
verliuset Diutschiu zunge ir reht, daz wirt sie an êren swachen;
o wê, dîn girikeit daz rîche neiset!
Gîb niht dîn erbe in vremdiu lant, daz dir dîn schepfer hât an geerbet;
gedenke, wie unbarmelîche der künic Chuonrât wart verderbet,
dâ von noch allen Diutschen vürsten eiset.

8. Sprüche.

Diz bîspel merket al gemeine:
Swer über houbet vihtet, wider strom swimmet,
dem rîsent spæne in sînem buosem; ez ist ûz mînem râte.
Der tugenden lôsen ahte ich kleine;
swen der ber aller sêreste brimmet,
sô slæt in der jeger nider, daz er geswîget drâte.
Tumplîche tuot er, der sich gegen sînen rehten herren setzet;
gewalt gesiget vil gerne an gewaltelîne; swer dâ hetzet
mit miusen eine starke katzen,
der tuot unreht, sol sie hin wider kratzen,
sô mac sie betwingen wol die miuse unde ouch beschatzen.

9. Armuth bei reicher Kunst.

Min kumber weret mir ze lange;
daz ist mir schædelîch unde ist mir swære,
sol ich sus bî rîcher kunst verarmen unt verderben.
Ich kan mit sprüchen unt mit sange
gewirden wol, die mir sint helfebære:
den tugende lôsen bin ich gram, den wünsche ich, daz sie sterben.
Ouch bite ich keinen êrelôsen niht, der hie lebet lesterlîche,
ich weiz wol, daz mir nieman gît, erne sî gar tugenden rîche.
Waz solde mir eines schalkes gâbe?
Des guotes ger ich niht, noch sîner hâbe:
den schilte ich, daz er stinket wirs, dan ein vûler râbe.

10. Das Kamäleon.

Gamâlîôn, daz ist ein tier, daz hât die site, swaz varwe ez siht, die im gevellet,
gel oder rôt, grüene oder blâ, wîz oder swarz, swen ez wil, sam wirt ez ouch gestellet.
Mensche, bî dem tiere unt bî den varwen gib ich dir lêre:
Gel, daz dîn triuwe guldîn sî; rôt, daz man sich schame und daz man Got vürhte unt minne;
grüene an der milte, unt niht val; blâ himel var, daz der munt, daz herze und die sinne
trage über ein; wîz, daz man schande vlie unt minne êre;
Swarz, daz man wol bescheiden sî, barmherzic unde gruozsam, diz merke, edele jugende,
swarz zieret alle varwe gar: sam tuot bescheidenheit, diu meistert alle tugende.
Tier unde mensche in menschen hût, meister dînen lîp, daz er diu sehs varwe an im dulde,
sô wirt dir hie der werlde gunst, dort vröude und Gotes hulde.

Meister Stolle.

Auch dieser Dichter lebte gegen das Ende des 13. Jahrhunderts; er war, der Sprache nach zu urtheilen, wahrscheinlich aus Oberdeutschland und vielleicht war er der Geistliche dieses Namens, dessen eine Urkunde als im Jahr 1268 zu Heidelberg lebend gedenkt. Die meisten Gedichte Stolles sind geistlichen Inhalts; doch hat er auch mancherlei Sprüche, in welchen sich die Gedanken wiederholen, die wir bei den früheren Spruchdichtern kennen gelernt haben, die er aber selbstständiger behandelt, als der Meißner. Wir führen ihn vorzüglich aus dem Grunde an, weil sich bei ihm die Sonettenform findet, die den übrigen deutschen Dichtern jener Zeit unbekannt war, oder die doch erst nach Stolles Vorgang von andern bearbeitet wurde, wie sie denn auch nach ihm „Stolles Alement-Ton" genannt wurde. Alle seine Gedichte sind in dieser Form geschrieben, ja man vermuthet, vielleicht nicht mit Unrecht, daß die in derselben abgefaßten Gedichte, welche von den Handschriften Andern beigelegt werden, ebenfalls ihm zugeschrieben werden müssen. Ob er diese Form italienischen Dichtern nachahmt, oder ob er sie selbst erfunden, wissen wir nicht; wir möchten das Letztere glauben, weil er sie sonst gewiß in ihrer ganzen Reinheit aufgefaßt haben würde, während er von der strengen Form abweicht. Außerdem ist Stolle auch deshalb zu erwähnen, weil er in einem Lobgedichte auf Kaiser Rudolf, dessen große Eigenschaften er lobend anerkennt, zugleich scharfen Tadel über dessen Kargheit gegen die Sänger ausspricht (2). Wie dieses Gedicht schon beweist, daß er geistreicher Auffassung fähig war, so geht dies auch aus einem andern hervor, in welchem er in ironischer Weise Anleitung zur Zuchtlosigkeit gibt (1), so wie aus dem schön dargestellten Räthsel, das in gut gewählten Antithesen das Leben und die Jahre des Menschen darstellt (3). Endlich führen wir noch das Gedicht an, in welchem er die Ritterschaft beklagt, weil es einen tiefen Blick in die Verhältnisse des Adels zu jener Zeit gestattet, der, arm und verachtet, von den Großen hart bedrängt wurde (4). Daß der Adel aber im Allgemeinen in der That tief gesunken war, hat sich aus den früher mitgetheilten Gedichten ergeben, und so möchte vielleicht der schon erwähnte Spruch (1) zugleich auch eine bittere Satyre auf das Treiben des damaligen Adels sein.

1. Anleitung zur Zuchtlosigkeit.

Swelich junger herre balde lob unde êre erwerben wil,
der sol der messe und des gebetes ahten niht ze vil;
sîn nüechtern trunc, sîn morgen segen,
slint er den vruo, wie mac im misselingen?
Ein junger herre vaste liegen unde triegen sol,
ot vil gedröuwen unt lützel tuon, daz zimt im allez wol;
er sol ouch bœser worte pflegen,
nâch lotere und nâch huore vaste ringen;
Er sol undæres gruozes sîn,
unde über dem tische jæmerlîch gebâren,
die guoten spîse unde ouch den wîn
Sol er vermûren, dar zuo sol er eines winkels vâren,
mein eide unde ouch unendelîch, daz ist allez wol getân,
den vriunden wolf, den vienden schâf, unt sîne diener in den nœten lân.

2. Kaiser Rudolf.

Der künic von Rôme ne gît ouch niht, unt hât doch küniges guot;
erne gît ouch niht, er ist wærlîch rehte alsô ein löuwe gemuot;
erne gît ouch niht, er ist kiusche gar,
erne gît ouch niht, unde ist doch wandels eine;
Erne gît ouch niht, er minnet Got unde êret reiniu wîp,
erne gît ouch niht, ez enwan nieman sô vollen komenen lîp,
erne gît ouch niht, er ist schanden bar,
erne gît ouch niht, er ist wîs unde reine;
Erne gît ouch niht, er rihtet wol,
erne gît ouch niht, er minnet triuwe unde êre;
erne gît ouch niht, er ist tugenden vol.
Erne gît ouch leider nieman niht, waz sol der rede mêre?
erne gît ouch niht, er ist ein helt mit zühten vil gemeit,
erne gît ouch niht, der künic Ruodolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

3. Räthsel.

Des ich sô lange gewünschet hân dâ her al mîne tage,
des hân ich alze vil; daz ist mînes senden herzen klage,
und bit ouch aller tegelîch
den süezen Got, daz ich sîn mê gewinne.
Als ich sîn mê gewinne, ich wolte sîn gerne minner hân,
ich wolt ez mînen vîenden geben, ê ich ez den vriunden wolte lân;
sîne wart ouch nie kein man sô rîch,
erne vorhte sêre, daz ez im entrinne.
Ich engæbe dar ümbe niht einen ort,
daz ich sîn richer wan ein keiser wære;
ez ist ein ungenæmer hort,
Ez enbringet niht wan siuften unde klagelîche swære,
unt komet doch ze jungest endelîchen ûf den tac,
ine gæb sîn niht ein pfenninc wert um allez, daz ein künic geleisten mac.

4. Des Adels Erniedrigung.

Sô wê dir, armer ritterschaft, vil arm bistu ze wâren;
ez muoz sich wunderlîche gevüegen, soltu wol gevaren,
dîn ungelimpf, der breitet sich;
hâstu inder vuoc, wie kleine er dich verváhet!
Daz du gedienen maht, deist wætlîch übel an geleit,
dir wirt ze lône niht, wan daz manz bôste von dir seit,
du kanst des niht behüeten dich,
dîn armuot machet, daz du bist versmâhet.
Sô du gedienes an daz zil,
des wære zît, daz man dir helfen solte,
sô hâstu gense ertrettet vil,
Unt zihent dich, du sîs ein man, der nieman volgen wolte;
alsô geheizen sûmelîche herren vür daz geben:
die herren lâz uns armen, Got, und die ez in râten, vil unlange leben!

Der Schulmeister von Eßlingen.

Obgleich dieser Dichter von der Manessischen Sammlung nicht näher bezeichnet wird, darf man doch wohl unbedenklich annehmen, daß er der „Magister Heinrich, Schulrector oder Kinderlehrer zu Eßlingen" war, welcher in einer Urkunde vom Jahr 1280 vorkommt, weil diese Zeit vollkommen auf dessen Gedichte paßt, die sich meistens auf Rudolfs von Habsburg Wahl zum König beziehen. Wie schon Stolle, so hat auch er und zwar noch mit größerer Bitterkeit über des Königs Kargheit und Habsucht geklagt, und wenn man sich erinnert, daß Rudolf allerdings bei seinen großartigen Bemühungen, dem Reiche wieder Ruhe und Frieden zu geben, sein Haus nicht vergaß, daß er nicht bloß seine Töchter mit den mächtigsten Fürsten vermählte, sondern auch die eingezogenen Reichslehen unter seine Söhne und Verwandten vertheilte; so braucht man nicht anzunehmen, daß der Schulmeister zur Partei Ottokars von Böhmen und anderer Feinde des Habsburgers gehörte, oder gar in ihrem Solde stand, um seine Ausfälle zu begreifen. Man darf dem Meister Heinrich scharfen Blick nicht absprechen, und sollte er nicht vielleicht geahnt haben, daß die Ländergier des Habsburgischen Stammes, die sich in deren Stifter so mächtig aussprach, dem Reich eben so verderblich werden müsse, als es die italienischen Züge der Hohenstaufen waren? Wie dem auch sei, so sind des Schulmeisters Satyren voll Geist und poetischer Erfindung und würden sich schon hiedurch rechtfertigen, wenn sie auch hie und da die Gränzen der historischen Wahrheit überschritten haben sollten. Doch schon ehe Rudolf Kaiser wurde, war seine Habsucht so allgemein bekannt, daß der Bischof von Basel, der den Aargauer Grafen wohl zu beurtheilen wußte, bei der Nachricht von Rudolfs Wahl ausrief: „Sitze fest, Herr Gott, oder Rudolf nimmt deine Stelle ein!" Diesen Ausspruch, welcher, wie es scheint, bald große Verbreitung erhielt, benutzt Meister Heinrich mit großem Glücke. „Den König", sagt er, „kann Niemand bestehen, deshalb sieh dich vor, o Gott, daß er dein Reich nicht erschleiche, und seid munter, St. Peter, daß er die Himmelspforte nicht in seine Gewalt bekomme; denn hätte er den Himmel zu der Erde, so gäbe er Niemanden Etwas, und wir würden übel berathen sein, denn er beschenkt hier die kaum, die in seinen Diensten stehen." (1) „Einst", berichtet der Dichter, „wollten Gott und der König einen Krieg beginnen; der König sagte: Gott hat mich übervortheilt, denn er will den Himmel ganz allein haben; so ist seine Herrschaft gar zu groß und meine Gewalt zu beschränkt: er soll mir mehr zutheilen, oder unsere alte Freundschaft kann nicht in die Länge bestehen. Da ward der Dichter zum Schiedrichter erwählt und er sprach: Herr König, was hienieden ist, das ist Euer; seid Ihr hienieden Gott, und laßt den Alten oben walten! Thut Ihr das nicht, so werde ich Euch aus dem Himmelreiche verstoßen! Als aber der Streit zwischen Gott und dem König geschlichtet war, so wollte dieser den Teufel aus der Hölle jagen; da hebt sich darob ein Morden; wer der Böseste sei, solle Podestat in der Hölle werden. Der König ist viel ärger; denn der Teufel konnte nimmer so viele Leute und Lande vertreiben, als jener schon vertrieben hat und noch immer vertreibt. So will der Dichter sein voriges Urtheil abändern, und wenn der König vom Himmelreiche verbannt werde, so solle er dafür desto mehr von der Hölle haben." (2) Die Kargheit und Habsucht des Königs wird auch im folgenden Gedichte gegeißelt, bei welchem jede Zeile mit Wol ab! beginnt. „Der König gibt Euch Nichts; er gäbe es lieber seinen Kindern, die doch noch mehr bedürften, denn sein Geschlecht ist arm; das will er an uns ersparen; aber ehe es gesättigt wird, sind wir beraubt und unser Antheil wird gar sehr klein." (3) Rudolf ließ bekanntlich die italienischen Angelegenheiten auf sich beruhen, weswegen er auch im Pabst einen Freund und mächtigen Bundesgenossen fand. Namentlich gab er die Ansprüche des Reichs auf Neapel und Sicilien auf, die dem deutschen Volke schon so viele und traurige Opfer gekostet hatten. Der Schulmeister macht ihm auch darüber Vorwürfe, welche freilich ungerecht sind, da Rudolfs Verfahren die vollkommenste Billigung verdient. „Karl von Anjou", sagt Meister Heinrich, „hat um Sicilien drei Spiele auf den Tod angestellt; das erste Buf genannt, hat der Prinz (Manfred) mit Land und Leben verloren; das

zweite „Von Haupt o weh!“ hat König Konradin verloren; zu dem dritten „Hacke nach!“ hat König Rudolf keine Eile, denn der „Scharle“ kann es ihm zu gut.“ (4) Ein anderes Gedicht scheint bald nach der Wahl Rudolfs zum Kaiser verfaßt worden zu sein, dessen Anordnungen zuerst von den Großen und selbst von dem niedern Adel mit Hohn aufgenommen wurden, bis er ihnen durch bewunderswürdige Kraftentwickelung Anerkennung verschaffte. „Der aufrechte Adler auf Goldgrund im Wappen des Reichs bedeutet hohe Geburt, welche die Könige haben sollten; seine (schwarze) Farbe erregt Grausen; aber Euch, Herr König, fürchtet man nicht sehr; Ihr gebt Friede, wie eine Vogelscheuche im Gerstenfeld. Hättet Ihr die Probe bestanden, wie des Adlers Jungen, welche alle die abwirft, die den Sonnenglanz nicht vertragen können, so wäre es Euch ergangen wie diesen, oder Ihr müßtet Recht und Unrecht besser ansehen. König und Adler sollen hoch schweben, aber Euch zeihen Ritter und Knecht, Ihr klopftet um ihre Güter, als um einen faulen Baum der Specht. Ihr seid geiziger als der Adler, daher will Euch des Reiches Wappen übel anstehen.“ (5)

1. König Rudolf.

Ein künic hie mit gewalte vert,
dem sich ûf erde niht erwert,
ez sîn Kristen, Juden oder Heiden;
Swes er wil ungenâde hân,
daz kan eht vor im niht bestân,
ez werde im iemer wæger halp gescheiden.
Got, nu sich ze dînem rîche,
alsô daz er dir niht erslîche
dînen himel âne wer;
unde boch er dar mit einem worte,
Sant Pêter, sô sît munder;
wan swaz der künic wil dar under
twingen, dast im, als ein ber;
unde pfleget wol der himelporte,
dar zuo hüet allez himelsch her.

Got hérre, nu warte ümbe dich,
ich warn in triuwen sicherlich
unt hân gehœret aber vremdiu mære:
Der gester vuor in küniges schîn,
der ist nû keiser ümbe den Rîn;
diu mære seit man uns stille und offenbære.
Seht, würde er gewaltic iemer
des himels, er beriet uns niemer!
Got, den hab in dîner pfliht,
daz er uns beidenthalben iht versûme,
dort, dâ wunne wert bî werde.
Het er den himel zuo der erde,
sô engæb er nieman niht:
er lœset mangen hie diu pfant sô kûme,
die man in sînem dienste sîht.

2. Gott und der König.

Got unt der künic wolten kriegen, sunder wân,
si wolten mit ein andern sêre bâgen unde bochen.
Dô sprach der künic: „Es mac niht mêr alsus ergân,
Got hât mich über teilet, dêswâr, ez wirt an im gerochen.
Wil er die himel haben gar,
sô wær sîn herschaft gar ze wît, unt mîn gewalt gar zenge.
Rîze er mir baz des hûsen dar,
alt unser eltiu vriuntschaft kan gewern niht die lenge!“
Dô schied ichz, si liezenz beidenthalp ze mir;
ich sprach: „Her künic, swaz sî hie niderthalp, daz habet ir;
sît ir hie Got, lât sich den alten dort begân:
tuot ir des niht, ich heize iuch baltlich von dem himelrîche stân!“

Sît daz Got und der künic nû gescheiden sint,
sô wil der selbe künic den tievel ûz der helle twingen;
Dâ hebt sich ein gemürde von, daz ist niht ein wint;
sô sint si beide vreidic: herre, wem sol dâ gelingen?
Si kriegent, wer der wirser sî,
der sol potestât ze der helle sîn iemer mêre.
Der künic ist wirser, ouwî!
der tievel kunde in manger zît vertrîben nie sô sêre
liut unde lant, als der künic vertriben hât,
unde tuot ouch noch in kurzer vrist, des ist kein rât.
Derz an mich lât, ich teilz dem künige baz, danne ê:
schied ich in von dem himelrîch, im wirt der helle deste mê.

3. Wol ab!

Wol ab, der künic, der gît iu niht,
wol ab, er lât iuch bî im vrezzen, habt ir iht,
wol ab, sîn hervart wirt ein niht,
wol ab, swaz er geheizet, dast ein spel.
Wol ab, enruochet, wie ez im ergê,
wol ab, er gæbe ez sînen kinden ê,
wol ab, si bedorften dannoch mê,
wol ab, si waren an guote gar ze hel.
Wol ab, sîn künne, daz ist arn,
wol ab, daz wil er an uns ersparn,
wol ab, è sîn geslehte erkrupfet wirt,
wol ab, sô sin wir verirt:
wol ab, sô wirt der brâte harte harte kleine.

4. Die drei Spiele.

Der Scharle hât driu spil vürpfliht,
swer der keinz verliuret, des leben ist ein wiht,
ez gilt den lîp und anders niht;
des wil daz lant Cecîlje bürge sîn.
Daz erste spil ist buf genant,
daz verlôz der Prinz, er brach die bunde sâ zehant,
des gab er leben unde lant.
Daz ander spil verlôs künic Konradîn,
Daz heizet wol von houbt ouwê;
wan das verklagt er niemer mê.
Ze dem dritten spil sô ist künic Ruodolf niht ze gâch;
ez mac wol heizen Hackâ nâch!
Ich wæn, der Scharl künne ez ime ze vil.

5. König und Adler.

Ir nemet des rîches schiltes war,
den prüevet ordenlich:
im golde ein ûf reht adelar
hât ûf den schilt gestrecket sich.
Seht, daz betiutet hôch geburt, die solten künge hân.
Der adelar ist swarz gevar,
sîn varwe ist grûsenlich.

Her künic, ich sprich in nimme dar,
wan vürht iuch kleine, dunket mich;
ir gebt vrid, als ein geschiuwe in einer gersten, sunder wân.
Wæret ir versuocht, als des adelars kindelîn,
(swelz in die sunnen niht ensiht, daz tuot er hin)
iu wær alsam geschehen,
ir wæret verworfen, ald ir müeset reht und unreht baz ansehen.
Künc und adelar sülnt hôhe sweiben, daz ist sleht.
Her künc, nu seht,
daz wære des schildes reht;
sus zieht iuch ritter unde kneht,
ir klocket ümbe ir hüebel, als ümbe einen vûlen boum ein speht;
ir sit kerger, danne der adelar: der schilt, der wil iuch übel an stân.

Der Unverzagte.

Die Heimat des Unverzagten ist unbekannt. Da sich in seinen Gedichten einige niederdeutsche Formen finden, könnte man versucht sein, ihn für einen Norddeutschen zu halten; doch wäre es auch möglich, daß er sich diese Formen während eines längeren Aufenthalts in Norddeutschland angeeignet hätte; denn er war ein fahrender Sänger, der, wie er selbst berichtet, viele fremde Länder durchzog und von seiner Kunst lebte. Sein Name ist ohne Zweifel bloß ein angenommener, und er mag diesen von dem Freimuth und der Kühnheit erhalten haben, mit welchem er das Tadelnswerthe rügte. Er lebte zur Zeit König Rudolfs, welchem er seine Kargheit gegen die Sänger eben so wenig verzeihen konnte, als die vorher genannten Dichter: ein Spruch, in welchem er die Vorzüge und Tugenden des Königs besingt, schließt, wie das ähnliche des Meisters Stolle, mit dem Vorwurf, daß er den Dichtern und Sängern Nichts gebe (4). Daß aber das vielseitige Lob, welches diesem Vorwurf vorangeht, ernst gemeint war, und daß der Dichter insbesondere die Gerechtigkeit und die Kraft anerkannte, mit welcher Rudolf das Reich leitete, geht aus einem andern Gedicht hervor, in welchem er die Fürsten mit Bitterkeit tadelt, daß sie das Reich mit Raub und Brand verwüsten ließen oder vielleicht gar selbst verwüsteten (2).

Wir übergehen diejenigen Gedichte, in welchen er nach damaliger Sitte die Kargen tadelt und die Milden preist, sowie andere, in denen er die Fürsten auffordert, Gerechtigkeit zu üben, nebst denen, in welchen er allgemeine Lebensregeln ertheilt, ob sie gleich alle durch einfache und schöne Sprache sich auszeichnen; wir erwähnen nur noch zwei Sprüche, welche die Kunst zum Gegenstande haben. In dem Einen tadelt er die Thoren, welche nach der Affen Art ihre eigenen Sangesweisen loben, an denen doch nichts Lobenswerthes sei. Diese seien zu früh aus ihrem Neste geflogen, in welchem sie so lange hätten bleiben sollen, bis ihnen die Flügel hinlänglich gewachsen (1). Merkwürdig ist der andere Spruch, weil der Dichter die Kunst des Gesanges dem Saitenspiel entgegensetzt. Dieses erfreue zwar das Herz der Menschen, aber der Gesang belehre Mann und Frau, man könne ihn schreiben und lesen und er diene zu der Welt Heil (3). Man hat darin einen Gegensatz zwischen dem früheren Minnegesang, der mit der Geige begleitet und beim Tanz gesungen wurde, und dem späteren Meistergesang finden wollen; allein der Dichter mag wohl hier etwas Anderes im Sinne gehabt haben. Es läßt sich vielleicht nachweisen, daß die eigentlichen ritterlichen Dichter sich gerade darin von den bürgerlichen und insbesondere von den fahrenden Sängern unterschieden, daß nur diese ihre Gesänge mit der Geige begleiteten und zum Tanze spielten. Als aber die Richtung der Zeit immer ernster wurde, und das didaktische Element immer kräftiger sich entfaltete, da mögen wohl auch diejenigen unter den fahrenden Sängern, welche dieser Richtung vorzugsweise ergeben waren, es mit ihrer Würde unverträglich gehalten haben, mit Geige und Saitenspiel den Tanzbelustigungen beizuwohnen, so daß nur noch untergeordnete fahrende Leute sich dazu hergaben. Und so hat denn der Unverzagte wohl diesen Gegensatz im Auge gehabt; er wollte den ernsten Sang, welcher immer mehr an das bürgerliche Leben sich anschloß, der bloß zur Belustigung dienenden Bänkelsängerei entgegensetzen, welche an den Höfen und beim Adel beliebter war, als jene nur den Ernst des Lebens darstellende Dichtweise.

1. Die Unberufenen.

Tôren lobent al ir wîse
gerne nâch der affen prîse;
daz behaget in allez wol, des si pflegen.
Blôzer vogel, wænstu vliegen,
daz mac dich an sinnen triegen,
du læzes dînen kranken vluc an den regen.
Sitze an dînem neste, gouch, unz dîn zît
kome, daz sich dîne vlügele breiten,
sô mahtu ze sange reiten:
lâ den snudel underwegen, der des pflît.

2. An die Fürsten.

Ir gelêrten vürsten, schouwet,
wâ mite ir die werlt ervrouwet:
man siht rouben unde brant überal.
Wænet ir sus heilic werden?
Nein, ir müezet wider zer erden,
sô ist iuwer hôchmuot gelegen und der schal,
Unze uns kumt der leste tac, daz Got sol
rihten über unser schulde;
gerne heten wir dan sîne hulde:
sô kumt iu ein êwic val zornes vol.

3. Geiger und Sänger.

Ez ist ein lobelîche kunst,
der seitenspil ze rehte kan:
die gîger vröuwent maniges muot.
Hie vor trag ich ze dem sange gunst:
sanc lêrt vrouwen unde man,
sanc ist ze Gotes tische guot;
Er blest dâ in der seiten klanc.
Swer iu dâ lobet vor meistersanc,
der sol mînes lobes âne wesen:
sanc mac man schrîben unde lesen,
mit sanc ist al diu werlt genesen.

4. König Rudolf.

Der künic Ruodolf minnet Got und ist an triuwen stæte,
der künic Ruodolf hât sich manigen schanden wol versaget,

Der künic Ruodolf rihtet wol und hazzet valsche ræte,
der künic Ruodolf ist ein helt an tugenden unverzaget;
Der künic Ruodolf èret Got und alle werde vrouwen,
der künic Ruodolf læt sich dicke in hôhen êren schouwen.
Ich gan im wol, daz im nâch sîner milte heil geschiht:
der meister singen, gîgen, sagen, daz hœrt er gerne unt gît in darümbe niht.

Der Kanzler.

Man hat diesen Dichter, der sich selbst „Herr Kanzler" nennt (9), für Heinrich von Klingenberg gehalten, der zuletzt Bischof von Konstanz wurde und der vorher Probst in Zürich und Kanzler K. Rudolfs war. Aber obgleich dieser von Hadlaub als sangeskundig gerühmt wird, und der Dichter Kanzler wohl auch aus Zürich oder doch aus der Schweiz war, so kann er jener Heinrich von Klingenberg schon deswegen nicht sein, weil er sich selbst in dem schon angeführten Gedicht als einen armen, von Land zu Land fahrenden Sänger schildert. Es ist deshalb ohne Zweifel der Name Kanzler die wirkliche Geschlechtsbenennung des Dichters. Da es in Zürich ein jetzt ausgestorbenes Geschlecht dieses Namens gegeben hat, so würde man annehmen dürfen, daß der Dichter zu diesem gehörte, wenn sich nachweisen ließe, daß es schon damals in Zürich oder überhaupt in der Schweiz einheimisch war. Die späteren Meistersänger, welche den Kanzler zu ihren zwölf alten Meistern zählen, nehmen nach einer älteren Ueberlieferung an, daß er aus Steyermark gewesen sei; dem widerspricht aber außer anderen Gründen wenigstens die Sprache seiner Dichtungen auf das Entschiedenste.

Der Kanzler gehört zu den vielseitigsten Dichtern seiner Zeit, indem er sowohl das eigentliche Minnelied, als auch den mehr didaktischen Spruch bearbeitet hat. Und diese Vielseitigkeit zeigt sich nicht bloß in seinen Stoffen, sondern auch in der Form seiner Dichtungen, in denen man neben einfachen und leicht sich bewegenden Tönen, auch künstlicher zusammengesetzte antrifft, welche letztere er übrigens mit großer Gewandtheit behandelt, so daß der Gedanke trotz des kunstreichen Strophenbaues doch zum vollkommenen Ausdruck gelangt.

Seine Mai- oder Minnelieder erheben sich freilich eben so wenig zur Objectivität, als die der früheren Minnesinger; wir finden in ihnen die nämlichen Gedanken, die nämliche Allgemeinheit der Auffassung, wie bei jenen; doch weiß er seiner Darstellung durch eine geistreiche glückliche Wendung oft den Reiz der Neuheit zu geben. „So wonnereich die schöne Sommerzeit ist," heißt es in einem dieser Lieder, „so bietet des Weibes Liebe doch noch größeres Glück." (3) Man soll sich des Sommers freuen, allein auch in der größten Freude soll man nicht vergessen, die Frauen zu ehren, welche aller Wonne ein Wunder sind (6), wie sie denn auch allein den trüben Winter erheitern können (4. 5).

In den didaktischen Sprüchen liebt er, wie andere gnomische Dichter, den Gedanken durch Bilder und Gleichnisse anschaulich zu machen; und diese gelingen ihm in der That sehr wohl, wie sie auch die mannigfaltigen Kenntnisse des Dichters beurkunden. So vergleicht er den edlen Mann dem geläuterten Golde und des Weibes Reinheit mit der auch im Winter grünenden Palme (8). Der Phönix, heißt es in einem andern Gedichte, gebiert keine Jungen, sondern er jüngt sich, indem er sich in Feuersgluth verbrennt. „Und so möchte ich," fährt er fort, „daß ihm die Guten und die Bösen glichen, daß die Guten sich verjüngten und daß die Bösen keine Nachkommenschaft hätten." (7) Nicht so häufig als andere Dichter hat er dagegen die Fabel zur Veranschaulichung seiner Gedanken gebraucht; wir haben die von ihm mit Glück nachgeahmte alte Fabel vom Raben und Fuchs mitgetheilt (10), in welcher er diejenigen Großen dem Raben vergleicht, welche ihr Gut den falschen Schmeichlern spenden. Gleich den meisten fahrenden Sängern klagt auch der Kanzler über die Kargheit der Großen und tadelt sie, daß sie die Kunst nicht achten, die Kunstlosen den wahren Dichtern vorziehen. Jene seien aber dem Esel in der Löwenhaut, dem Raben mit den Pfauenfedern und dem klappernden Storch zu vergleichen (1); und wer dem kunstlosen Schalk die Meisterschaft zuerkennt, der achtet die Geiß gleich dem Hirsche, die Schnecke, Schwalbe und Spinne gleich dem Bracken und Falken (2).

1. Die Kunstlosen.

Ein esel in löuwen hiute,
ein rappe in pfâwen wât
mugent vil der tœrschen triegen,
sint si an künste blint;
Ir stimme ouch wîsen tiute,
wie ir nâtûre stât;
diu mac niht lange liegen,
sin künd iu, wer si sint.
Ir edelen tugende rîchen,
ir merkent, ob ir munt,
waz tôren ir gelîchen
in disem liede sunt
dem esel und dem rappen:
die singer künsterûch;
niht wan ein snabelsnappen
zeiget mir storchen kûch.

2. Die Kunstlosen nochmals.

Ein træges sneggeu slîchen,
einr snellen swalwen vluc,
dis birzen und jens beizen
mit meisterschefte kan
Si bracken, valken gelîchen;
dêst ein gebiurscher tuc,
swer hirzen unde geizen
gelîcher werde gan.
Der snegge slîchet trâge,
sô kan die spinne weben;
swer swalwen spîse vrâge,
der kenne ouch mucken leben.
Her hirz, und ir, her valke,
der kennet iuwer niht,
swer kunstelôsem schalke
der meisterschefte jiht.

3.

Sumerwunne, swer dich schouwen
welle, der kêre in die ouwen,
ûf die berge und in diu tal.
Wilder missevarnen geste

hânt empfangen boumen este,
wan siht bluomen überal.
Rîlîch gedœne in süezer wîse
singent kleiniu vogellîn.
Meie, daz sî dir ze prîse,
rîfen, snê mit kaltem îse
swindent gegen der lüfte dîn.

Werden alten, und ir jungen,
swer den winter was betwungen,
der ensol niht trûren mê:
Schouwent an die grüenen heide,
wie gar diu von leide scheide,
wie gar wunneclîch si stê!
Swem in bluomen under blüete
lieplîch nâhe ein ümbevanc
hiure kündet wîbes güete,
der lâze allez ungemüete,
unt sage des dem meien danc.

Ûz einem rôsenvarwen munde
kumt von wîbes herzen grunde,
daz man gerne schouwen mac:
Reiner wîbe süezes lachen
mac baz sendes trûren swachen,
danne ein blüeterîcher hac.
Swaz ûz süezem dône erklinget
swaz der walt des loubes treit,
swaz diu heide bluomen bringet,
swaz diu nahtegal gesinget,
dast gegen wîben ungereit.

4. Weibes Minne der beste Trost.

Wê dir, winter, daz dîn twingen
tuot sô manigen herzen wê!
Dû verderbest vogelîn singen,
liehte bluomen und den klê.
Wer hât uns den walt beroubet,
der sô schône stuont geloubet?
Rîfe und ouch darzuo der snê.

Sumerwunne, zît des meien,
vîol, liljen, rôsen rôt,
Wol verklagt, ir stolzen leien,
merkent, waz ie vröude bôt:
Seht an reiner wîbe güete,
wie die kunnen ungemüete
wenden unde mange nôt!

Wîbes minne trûren krenket,
lieplich wunsch an wîben lît,
Minne hôchgemüete schenket,
minne lieb in herzen gît;
Minne ir vriunden vröude teilet,
minne wundet, minne heilet,
minnen stillet senden strît!

5. Minne über Alles.

Winter kalt,
dîn gewalt
tuot mit rîfen ungestalt
anger, ouwen, heiden breit;
Snêwes twanc
machet kranc
kleiner vogelîn süezen sanc,
daz ist nahtegal verzeit.
Glanze varwe sint verswunden,
mit den meie hiure entwarf
bluomen bluot
schœne unt guot;
des wirt manic herze unvruot:
diz kumt von den winden scharf.

Wie diu zît
trûren gît,
wie diu heide in jâmer lît!
doch ist lieplich trôst daran:
Wîbes gunst
sorgen brunst
leschet mit der minne kunst,
swem ir güete vröude gan.
Wîp sol man vür bluomen schouwen
wîben dienen hœhet muot;
minnen wan
lieben kan
man dem wîbe, wîp dem man:
dist der werlte hœhste guot.

Wîplich zuht
sender suht
gît von mannes herzen vluht.
Wol dem man, der schouwen mac
Ein wîp guot,
wol behuot;
treits im stæten holden muot,
der sî vrô naht unde tac!
Wart ie bezzer ougenweide,
danne ein reine, schœne wîp?
endelîch,
sunder wîch,
aller wunne ist überrîch
wîbes name unt wîbes lîp.

6. Frühlingslied.

Var hin, verwâzen winter lanc!
dîn getwanc
wirt noch kranc,
joch muostu verswinden.
Der sumer wil berg unde tal
überal
âne zal
gar von nôt enbinden.
Kalt îs siht man zervliezen,
daz kumt von der sunnen glanz,
man siht noch hiure hofschen tanz,
manigen swanz
unde kranz:
wen sol der verdriezen?
Wîp diu sint darunder
besunder
ganzer vröude ein anevanc
und aller wunne ein wunder.

Habt urloup, rîfen unde snê,
jâr lanc mê,
dur den klê
siht man bluomen dringen:
Des sult ir wesen an vröuden balt,
jung und alt!
manicvalt
hœrt man vogel singen;
Walt, anger, heide und ouwe
liehter meie hât bekleit;
nu wol ûf, zuo der linden breit,
sunder leit,
swer gemeit
schœnheit welle schouwen.
Wîp diu sint darunder
besunder

ganzer vröude ein anevanc
und aller wunne ein wunder.

Ir jungen leien wolgemuot,
wesent vruot
gegen der bluot:
schôn stêt das gevilde.
Ir sunt verdienen êren zol,
tuont so wol,
sam man sol,
èrent wîbes bilde.
Wîp sint der tugende ein krône,
guoter dinge ein überdach;
von in wirt iuwer ungemach
sunder ach
kranc unt swach:
daz wirt iu ze lône.
Wîp diu sint darunder
besunder
ganzer vröude ein anevanc
und aller wunne ein wunder

7. Der Phönix.

Fênîx ein vogel ist genant,
der wunderlîcher arte pfligt:
er lebt aleine, sunder pâr,
dekeine vruht er birt.
Swenne sîn nâtûre im tuot bekant,
daz im daz alter angesigt,
diu schrift betiutet uns vürwâr,
wie er gejunget wirt:
In viure er sich verbrinnen lât,
ze selcher nôt in sîn nâtûre twinget,
der sunnen kraft, der viuhte rât
den fênîx ûz dem pulver wider bringet.
Sus genâtûret, daz wolt ich,
die biderben edeln und die bœsen wæren:
die biderben, daz si jungeten sich,
die bœsen, daz si niemer vruht gebæren.

8. Gleichnisse.

Swâ golt geliutert wirt alsô,
daz ez niht mêre gunters hât,
dâ minret sich sîn tugende niht
von keiner brünste schaden.
Al durch des argen winters drô
der palmen loub in grüene stât,
swie daz man in in snêwe siht
mit rîfen überladen.
Dem golde geliche ich wol den man,
des herze ist sô geliutert unt sô reine,
daz in der bôsheit hitze enkan
niht brennen sô, daz er iht arges meine.
Der palmen gelîchet sich ein wîp,
diu an sich reiner tugenden varwe strîchet,
sô daz mit niht ir werder lîp
durh arge lust in schanden kleit erblîchet.

9. Des Dichters Klage.

Mich vrâget manic edel man:
„Her Kanzeler, ir kündet mir,
man seit, ir künnet künste vil,
waz tuot iuch guotes bar?“
Des antwürte ich im, ob ich kan,
dur waz ich guotes ofte enbir:
„Die hèrren kargent âne zil,
swar ich der lande var.“
Het ich gelücke und dâ bî kunst,
und ouch die hêrren milte bî ir guote,
erwurb ich danne der edelen gunst,
armuot, sô schiede ich gar von dîner huote.
Sus hât gelücke von mir pfliht;
ob ich iht kan, waz sol mich daz genützen?
Mir sint die hêrren milte niht,
mich schiuhet ir guot, sam wildiu krâ den schützen.

10. Der Fuchs und der Rabe.

Ein vuhs zeinem rappen sprach,
der hôh ûf einem boume saz
unt truog ein kæse in sînem snabel:
„Her rappe, ir sint gar kluoc,
Sô schœnen vogel ich nie gesach;
nie lêrche, noch galander baz
gesanc, danne ir; sus ich niht zabel,
ich hôrt ez gerne genuoc!“
Der rappe dur den valschen prîs
mit lûter stimme im sînen sanc erbôrte:
des viel der kæse im unders rîs
in greif der vuhs, den sanc er gerne hôrte.
Sus gebent guot tœrscher herren vil
dur valschez lop, dur smeichen, liegen, triegen:
wol vüeget den affen tôrenspil,
ez gebent die narren gerne ir guot den giegen.

Steinmar.

Wahrscheinlich war dieser Dichter einer der beiden Brüder Konrad und Berthold aus dem adeligen Geschlechte der Steinmar im Thurgau, welche in verschiedenen Urkunden zwischen 1251 und 1271 vorkommen. Im J. 1276 zog er mit König Rudolf gegen Ottokar von Böhmen und wohnte, wie aus einer Stelle in seinen Liedern erhellt, der Belagerung von Wien in demselben Jahre bei. Nach einer andern Andeutung muß er auch arm gewesen sein.

Während die unmittelbar vorangehenden Dichter, die alle dem Bürgerstand angehörten, uns den Ernst des öffentlichen und des Privatlebens, wenn auch nicht immer mit dichterischem Talente, doch stets in würdiger Haltung vorführten, werden wir durch den ritterlichen Steinmar wieder in den Kreis des Minneliedes zurückgebracht, was einen neuen Beweis davon gibt, wie wenig der Adel seine Zeit begriff und eines höheren Schwunges fähig war, und in welchen engen Schranken sich die höfische Poesie bewegte, welche sie nicht einmal dann zu überschreiten wagte, wenn alle Verhältnisse dazu zu drängen schienen. Der Ritter Steinmar nahm an den wichtigsten Begebenheiten seiner Zeit unmittelbaren Antheil; er begleitete den großen Rudolf auf seinen Kriegszügen, die ihn weit von der Heimat führten; wahrscheinlich stand er, der Schweizer, mit dem Schweizer Habsburg in persönlichen Beziehungen: aber von alle dem ist in seinen sämmtlichen Liedern keine Spur; wir erfahren nur zufällig aus einem Liebesgedicht, daß er vor Wien lag, wo ihn die Sehnsucht nach der Geliebten quält. Wie viel höher steht der einfache Schulmeister von Eßlingen, der mitten in den engsten Lebensverhältnissen doch so regen Antheil am Schicksale seines Vaterlandes nahm! Und es war nicht etwa die reine Liebe zu einem edlen, der begeisterten Sehnsucht würdigen Mädchen, die jenen mit Heimweh erfüllte; denn wenn auch Steinmar einige

Minnelieder im höhern Styl gedichtet hat, so betreffen seine meisten Gedichte doch nur vorübergehende Abentener mit muthwilligen Dorfdirnen, denen er nachstellte (3. 5). Uebrigens hat er unverkennbares Talent, und was wir schon bei Andern zu bemerken Gelegenheit hatten, gilt auch von ihm, daß nämlich der Umgang mit dem Volke selbst auf seine eigentlichen Minnelieder glücklichen Einfluß gehabt hat, indem sich in ihnen eine Wahrheit und Frische der Empfindung ausspricht, welche die gemessenen und sich immer wiederholenden Darstellungen der älteren Minnesinger weit überragt (2). Seine Liebe ward, scheint es, nicht erhört, aber weit entfernt in Trostlosigkeit zu verfallen oder in Klagen auszubrechen, wie es bei den höfischen Dichtern hergebracht war; und ein armes Minnerlein und Martyrer zu bleiben, bietet er sich dem Herbste zum Gehülfen an, da diesem sein „Gebewin" gestorben. Der Herbst will ihn annehmen, wenn er ihn recht besingen könne, worauf er sich zum Wirthe wendet, und allerlei Speisen und welschen Wein verlangt, „denn durch mich", sagt er, „geht eine Straße; so schaffe uns zu essen und so viel Wein, daß er ein Rad treiben könnte!" (1) Dies ist vielleicht das erste Herbstlied, das von einem Minnesinger gedichtet wurde, eine Gattung, die vielerlei Nachahmung fand, wenn auch wenige der späteren die lebhafte Darstellung haben, welche überhaupt Steinmars Dichtungen auszeichnen.

1. Herbstlied.

Sît sî mir niht lônen wil,
der ich hân gesungen vil,
seht, sô wil ich prîsen
Den, der mir tuot sorgen rât,
herbest, der des meien wât
vellet von den rîsen.
Ich weiz wol, ez ist ein altez mære,
daz ein armez minnerlîn ist reht ein marterære;
seht, zuo den was ich geweten:
wâfen! die wil ich lân unt wil inz luoder treten.

Herbest, underwint dich mîn,
wan ich wil dîn helfer sîn
gegen dem glanzen meien;
Durch dich mîde ich sende nôt.
Sît dir Gebewîn ist tôt,
nim mich tumben leien
Vür in zeime stæten ingesinde.
„Steimâr, sich, daz wil ich tuon, swenne ich nû daz bevinde,
ob du mich kanst geprüeven wol."
Wâfen! ich singe, daz wir alle werden vol.

Herbest, nu hœre an mîn leben:
Wirt, du solt uns vische geben,
mê danne zehen hande;
Gense, hüener, vogel, swîn,
dermel, pfâwen sulnt dâ sîn,
wîn von welschem lande.
Des gib uns vil, unt heiz uns schüzzel schochen;
köpfe unde schüzzel wirt von mir unz an den grunt erlochen.
Wirt, dû lâ dîn sorgen sîn,
wâfen! joch muoz ein riuwic herze trœsten wîn!

Swaz du uns gîst, daz würze uns wol,
baz, dan man ze mâze sol,
daz in uns werde ein hitze,
Daz gegen dem trunke gange ein dunst,
alsô rouch von einer brunst,
und daz der man erswitze,
Daz er wæne, daz er vaste lecke;
schaffe, daz der munt uns als ein apotêke smecke:
erstumme ich von des wînes kraft,
wâfen! sô giuz in mich, wirt, durch geselleschaft!

Wirt, durch mich ein strâze gât;
dar ûf schaffe uns allen rât
manger hande spîse,
Wînes, der wol trîbe ein rât.
Hœret ûf der strâze pfât,
mînen slund ich prîse:
Mich würget niht ein grôziu gans, sô ichs slinde.
Herbest, trût geselle mîn, noch nim mich ze ingesinde:
mîn sêle ûf eime rippe stât,
wâfen! diu von dem wîne dar ûf gehüpfet hât.

2. Sehnsucht nach der Geliebten.

Sô diu ouwe unt heide wirt grüene,
ê solt ich mîn liep gesehen,
Daz ich mich wol mit im versüene,
sô wær liebe mir geschehen.
Ich hân mich nâh ir verdâht
unt versênet; daz hât mich brâht
in die nôt;
in gesehe vil schiere mîn liep, alder ich bin tôt.

Vil senelîchez jâmer schricken
rûschet in dem herzen mîn,
Nâh ir vil süezen ougen blicken,
sô si sælic müeze sîn.
Mirst ir vremden al ze lanc,
des bin ich an vröuden kranc.
Dast ein nôt;
in gesehe vil schiere mîn liep, alder ich bin tôt.

Sol ich iemer vröude gewinnen,
diu kumt von der vrouwen mîn;
Der munt sach ich von rœte brinnen:
ich wânde, in der sunnen schîn
Sehen, dô ich in ir ougen sach;
von ir schœne ich niht ensprach.
Ach, der nôt!
in gesehe vil schiere mîn liep, alder ich bin tôt!

3. Heimliche Minne.

Sumer zît, ich vröuwe mich dîn,
daz ich mâc beschouwen
Eine süeze sældærîn,
mînes herzen vrouwen.
Eine dirne, diu nâch krûte
gât, die hân ich zeinem trûte
mir erkorn:
ich bin ir ze dienst erborn.
Wart ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

Si was mir den winter lanc
vor versperret leider;
Nû nimt si ûf die heide ir ganc
in des meien kleider,
Dâ si bluomen zeinem kranze
brichet, den si zuo dem tanze
tragen wil;

dâ gekôse ich mit ir vil.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!
Ich vröuwe mich der lieben stunt,
sô si gât zem garten,
Und ir rôse rôter munt
mich ir heizet warten,
Sô wirt hôhe mir zuo muote,
wan si ist ûz ir muoter huote
danne wol,
vor der ich mich hüeten sol.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

Sît daz ich mich hüeten sol,
vor ir muoter lâge,
Herze liep, dû tuo sô wol,
balde ez mit mir wâge:
Brich den truz und al die huote,
wan mir ist des wol ze muote,
unt sol ich leben,
dir sî lîp unt guot gegeben.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!

„Steinmâr, hœhe dînen muot;
wirt dir diu vil hêre,
Sî ist sô hübesch unt sô guot,
du hâst ir iemer êre.
Du bist an dem besten teile,
der zer werlde vröude, heile
hœren sol,
des wirstu gewert dâ wol.
Warte ümbe dich;
swer verholne minne, der hüete sich!"

4. Tröste mich.

Nû solt ich die schœnen zît
grüezen, die der meije gît:
nû muoz ich in fender swære worgen;
Mich vröut niht der vogelsanc,
elliu zît ist mir ze lanc,
nâch der lieben minne muoz ich sorgen.
Mich hât enzunt
ir rôter munt
mit der minne viure,
daz betwinget, swen si wil, und ist doch gehiure.
Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

Swer ie herzen liep gewan,
ez sîn vrouwen alder man,
der sol sich genædeclich erbarmen,
Er sol biten über mich,
daz si tüeje tugentlich,
unt si trœste mich vil senden armen.
Der sunnen schîn
der vrouwen mîn
schœne ich wol gelîche:
wirt mir dâ bî güete erkant, seht, so bin ich rîche.
Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

Ez möht in die velsen gân,
daz ich her gevlêhet hân,
unt möht ouch herten vlins gelinden;
Wær ir herze ein anebôz
sost mîn klage doch sô grôz,
daz ich wol genâde solte vinden.
Des meres grunt
dem möhte kunte
sîn mîn langes wüefen,
sît mich an der minne tor nieman hœret rüefen.
Schœne, schœne, schœne, schœne, trœste mich,
lâ mich, vrouwe, erbarmen dich!

5. Sommerlied.

Nû ist der sumer von hinnen gescheiden,
wan siht sich den walt engesten,
loup von den esten
rîset ûf die heiden;
dien leiden
rîfen bin ich gram,
und der winter zît alsam.
Sumer, sumer, süeze,
schôn ich geleben müeze,
daz ich manic vogelîn grüeze!

Der ich hân dâ her gesungen,
diu ist ein kluoge dienærinne;
nâh ir minne
hân ich vil gerungen:
gelungen
ist mir niht an ir;
wan si wolte guot von mir.
Sumer, sumer, süeze,
als rîch ich werden müeze,
daz ich beschüehe ir vüeze!

Sô wær mîn singen gar wol behalten,
dar zuo næme mich diu kluoge,
diu nâch dem pfluoge
muoz sô dicke erkalten,
schalten,
den wagen, sô er gestât:
des meiers hof si gar begât.
Sumer, sumer, süeze,
vür winter ich dich grüeze,
ich schüehe ir niht der vüeze.

Meister Johannes Hadlaub.

Hadlaub stammte aus einem später ausgestorbenen Geschlecht der Stadt Zürich. Er dichtete schon um 1290, vielleicht auch schon früher; seine Kunstbildung hatte er vermuthlich in der Singschule seiner Vaterstadt erhalten. Auch er mag eine Zeit lang den Beruf eines wandernden Sängers ergriffen haben, wenigstens geht aus einem seiner Gedichte, in welchem er sich, wie einst Walther, über die großen Hüte der Frauen beklagt, unzweifelhaft hervor, daß er in Oesterreich gewesen ist (7), und in einem andern sagt er, daß er nie eine schönere Frau gesehen habe, als seine Geliebte, in welches Land er auch gekommen sei. Dies ist aber auch, mit Ausnahme seiner Liebesabenteuer, das Einzige, was wir aus seinen Dichtungen über ihn selbst erfahren. Den größten Theil seines Lebens wird er aber wohl in seiner durch Pflege der Kunst, Wohlstand und freien Sinn der Bürger schon damals bedeutenden Vaterstadt zugebracht haben, wie wir daraus zu schließen berechtigt sind, daß seine Angebetete entweder in Zürich selbst oder doch in der Umgegend dieser Stadt gelebt hat. Es wird diese Vermuthung auch dadurch unterstützt, daß seine Sprache vielfältig an die Mundart seines Vaterlands erinnert, was wohl nicht der Fall sein würde, wenn er längere Zeit in anderer Umge=

bung gelebt hätte. Wann er gestorben ist, wissen wir nicht, doch darf man seinen Tod wohl nicht früher, als um das Jahr 1325 ansetzen.

Hadlaub vereinigt in sich auf eine merkwürdige Weise die zwei einander schroff entgegenstehenden Gattungen des Minnesangs, indem er das eigentliche höfische Minnelied, so wie die durch Nithart angebahnte höfische Dorfpoesie bearbeitet hat, welche ihm die höchste Ausbildung verdankt. Wir würden daher, weil sich sein eigenthümliches Talent vorzugsweise in dieser Gattung zeigt, uns darauf beschränken können, diese Seite seiner poetischen Entwickelung zu schildern, wenn nicht auch die andere Stoff zu einigen Betrachtungen darböte. Der Züricher Dichter ist nämlich, wenn wir seine sentimentale Richtung ins Auge fassen, eine Wiederholung und vielleicht sogar eine selbstbewußte Kopie Ulrichs von Lichtenstein, und es hat ihm gewiß nur die Stellung gefehlt, die jenen bei seinen abenteuerlichen Streichen so sehr begünstigte, um Aehnliches auszuführen. Der abenteuerliche Sinn aber, die übertriebene und zum Theil auch affektirte Sentimentalität, die jenen Ulrich zu dem, was er wurde und that, allein fähig machten, besaß Hadlaub in eben so hohem Grade, als sein Vorgänger und Muster. Wie Ulrich diente er seiner Geliebten schon als Kind, nur mit dem Unterschied, daß auch seine Auserwählte ebenfalls ein Kind war (2). Sie war hohen Standes, und der arme, bürgerliche Dichter fand keine Gelegenheit, ihr seine Liebe kund zu geben, bis er endlich Muth faßte, und als Pilgrim verkleidet ihr, als sie vor Tage aus der Mette heimging, mit einem Angelhaken heimlich einen Brief anheftete. Was sie mit demselben machte, erfuhr er nicht, „aber wenn sie ihn gelesen hat," sagt er, „so hat sie tiefe Rede von der Minne darin gefunden, und welche Noth mein Herz quält." (1) Wer die Geliebte gewesen, erfahren wir nicht, denn es wäre gegen die höfische Sitte gewesen, dieselbe zu nennen; allein in Zürich mag es damals wohl ziemlich allgemein bekannt gewesen sein, welche hohe Frau er mit seiner Liebe verfolgte, da er sein Herzeleid seinen vornehmen Freunden und Gönnern klagte, die ihm endlich eine Zusammenkunft mit der Geliebten verschafften. Als er vor derselben erschien, benahm sie sich mit der größten Härte, sie kehrte ihm den Rücken zu, als sie ihn erblickte, so daß er vor Schmerz hinfiel. Da hoben ihn die Herren auf und führten ihn zu ihrem Sitz und gaben ihm die Hand der Dame in die seinige, was ihn wieder stärkte. Er aber fiel nieder vor ihr und lag dort als ein todter Mann, und sah sie jämmerlich an, worüber sie sich endlich erbarmte und ihm freiwillig die Hand reichte, ihn lieblich ansah und mit ihm sprach. Da konnte er sie nun nach Herzenslust anschauen; seine Arme lagen auf ihrem Schooß; aber in seinem Entzücken drückte er ihr die Hand so fest, daß sie wahrscheinlich darob erschrak und ihn, um sich von ihm zu befreien, in die Hand biß. Ein größeres Glück hätte ihm natürlich nicht begegnen können, so süß fand er ihren Mund, so zärtlich, weiblich, fein war ihr Biß; es that ihm nur weh, daß er sobald aufhörte; niemals war er glücklicher gewesen. Hierauf baten die Herren, die Dame möchte ihm Etwas geben, das sie schon lang getragen habe; da warf sie ihm ihr „Nadelbein" hin, das er schnell aufhob; die Herren aber nahmen es ihm wieder und ersuchten sie, es ihm lieblich anzubieten, was ihn in neues Entzücken versetzte. (2) Später erhielt der Regensberger von ihr das Versprechen, daß sie den Dichter freundlich grüßen wolle; man ließ ihn holen, aber sobald er kam, versperrte sie sich in einer Stube und ließ sich trotz aller Bitten der anwesenden edlen Frauen und Herren nicht eher wieder blicken, als bis der arme Sänger das Haus verlassen hatte (4). Ein andersmal sah er sie, als er spazieren ging, mit schönen Frauen sitzen; sobald sie aber bemerkte, daß er auf sie zugehe, entfernte sie sich. Doch tröstete ihn ein guter Ritter mit der Versicherung, daß ihr lieblicher Mund von ihm gesprochen und sie gefragt habe, „wo ihr Geselle sei?" Als sie in die Stadt zurückkehrte, begegnete er ihr abermals, jedoch war er so erschrocken, daß er kein Wort hervorbringen konnte, und sie ging bei ihm vorüber, ohne ihn eines Grußes zu würdigen. Da bricht er in herzzerreißende Klagen über ihre Sprödigkeit aus, und schließt das Gedicht mit der Bitte, sie möchte ihm doch erlauben, daß er allein zu ihr komme; er habe hiebei keine böse Absicht, denn er wollte ihr nur seinen Sehnsuchtsschmerz klagen. (5)

Die übrigen Minnelieder Hadlaubs enthalten keine weiteren historischen Züge, sondern bewegen sich meistens in den bekannten Formen und Wendungen; doch finden sich auch einige neue Gedanken, die er aus der Wirklichkeit entlehnte, wodurch die betreffenden Gedichte auch eine im Minneliede sonst unbekannte Objektivität erhalten. So erzählt er, wie er sie einst ein Kind liebkosen sah, an dessen Stelle er zu sein wünschte. Als sie fortgegangen, nahm er das Kind, umarmte es, und küßte es an die Stelle, wo sie es geküßt hatte, was ihn ganz glücklich machte (3). Es ist wohl offenbar, daß Hadlaub in seiner Liebessehnsucht, wie schon gesagt, den Ulrich von Lichtenstein kopirt, und daß, wenn seine Thorheit in gemäßigten Schranken verblieb, dies wohl hauptsächlich in seinen Verhältnissen lag. Wäre er ein hochgeborner Ritter und reich gewesen, so würde er ohne Zweifel auch irgend einen abenteuerlichen Zug zu Ehren seiner Dame veranstaltet haben. Vielleicht würde er aber auch in seinen beschränkten Umständen größere Thorheiten begangen haben, wenn er einen günstigeren Boden für dieselben gefunden hätte. Allein während Ulrich durch seine Streiche allgemeine Bewunderung einärndtete, und sich selbst Fürsten bestrebten, dieselben zu verherrlichen, ärndtete Hadlaub gewiß nur Spott für die seinigen; denn ob er gleich von der Theilnahme seiner Gönner überzeugt ist, so geht doch aus seiner eigenen Erzählung klar genug hervor, daß die edlen Herren und Frauen, die seine Werbungen zu unterstützen schienen, ihn in der That nur zum Besten hatten, und um dies desto sicherer zu erreichen, ihm allerlei Hoffnungen vorspiegelten. Und er ist somit nicht bloß darin dem edlen Ritter von La Mancha zu vergleichen, daß er sich in eine längst entschwundene Zeit zurückversetzte, sondern auch darin, daß er seinen Bekannten zum Gespötte diente, die seine gutmüthige Beschränktheit mißbrauchten, um sich an seinen sentimentalen Thorheiten zu ergötzen. Es hatte aber nicht bloß in den vierzig oder fünfzig Jahren, die zwischen Hadlaub und dem Lichtensteiner lagen, ein gewaltiger Umschwung des Lebens und der Lebensansichten Statt gefunden; man muß auch erwägen, daß die edlen Herren und Ritter aus der Stadt Zürich

oder ihrer Umgebung bei ihrem bewegten und thätigen Leben, bei der unmittelbaren Einwirkung der weniger phantastischen, aber desto tüchtigeren bürgerlichen Elemente an dergleichen Possen keine Freude haben konnten, welche zur Zeit und in der Heimat Ulrichs das Erstaunen und den Neid der Fürsten und Ritter erregten. Und so sehen wir, daß der Minnesang mit seinen charakteristischen Kennzeichen in der Schweiz, d. h. gerade da zu Grabe getragen wird, wo er zuerst blühte, weil das ritterliche Element, auf welchem der Minnesang beruhte, auch in diesem Lande zuerst und bleibend vernichtet wurde, theils durch Gewalt, theils dadurch, daß es sich genöthigt sah, sich an das kräftig emporblühende Bürgerthum anzuschließen und sich allmählich in ihm zu verlieren.

In der Erzählung des so unglücklich ausgefallenen Besuchs bei der Geliebten erwähnt Hadlaub unter den Herren, die sich seiner annahmen, auch den Herrn **Rüdiger Manesse**. Es ist dies derselbe, welchen er auch in einem andern Gedichte nebst seinem Sohne Johannes, dem „**Kuster**", als Beschützer der Kunst besingt. „Wo fände man so viele Lieder beisammen? Man könnte im ganzen Königreiche nicht so viel finden, als in Zürich in Büchern aufbewahrt werden; deshalb prüft man dort häufig Meistersang. Der Manesse rang unablässig darnach, so daß er nun die Liederbücher besitzt. Gegen seinen Hof sollten die Sänger sich neigen, sein Lob hier und an andern Orten verkünden, denn der Sang hat da Wurzel und Stamm; und wüßte er, wo noch guter Sang zu finden wäre, so würde er unablässig darnach werben. — Sein Sohn, der Kuster, treibt es auch so; deswegen haben sie, die trefflichen Herren, gar viel des guten Sanges zusammen gebracht." (6) Diese Stelle hat die Veranlassung zur Annahme gegeben, daß die jetzt in Paris aufbewahrte Liederhandschrift, welche, wie oben schon erwähnt wurde, allerdings früher in der Schweiz war, von dem Ritter Rüdiger Manesse veranstaltet worden sei; allein da Hadlaub nur sagt, daß er Liederbücher gesammelt habe, so ist die daraus gezogene Folgerung zu willkürlich, als daß man sie für begründet halten sollte.

Hadlaub hat auch **Herbstlieder** gedichtet, bei welchen wohl Steinmar sein Vorbild gewesen ist. Auch er schildert unmäßige Gelage bei Wurst und Wein; aber während Steinmar sich aus Trotz gegen seine Spröde den Freuden der Tafel hingibt, unterbricht der sentimentale Meister Hadlaub die Darstellung des Gelages, das er doch mit offenbarer Liebe und Lüsternheit nach allen den guten Gerichten in widerlicher Ausführlichkeit beschreibt, durch Klagen über die unbezwingliche Härte der Geliebten, die ihm alle Freuden verbittert (8). Weit vorzüglicher sind die **Erntelieder**, in welchen er die Lust der Schnitter und Schnitterinnen mit lebendigen Farben malt; und wenn hier auch die Erinnerung an die Spröde seine eigene Lust unterbricht, so tönt seine Klage doch nur so leise, daß der fröhliche Charakter des Ganzen dadurch nicht unterbrochen wird (9. 10). Ganz in der Nithartischen Weise hat Hadlaub auch Schlägereien der „**Dörper**" geschildert, aber weder in diesen noch in den **Tag- oder Wächterliedern**, die er außerdem gedichtet, hat er irgend sich eigenthümlich gezeigt, so daß wir hier uns auf deren Erwähnung beschränken können. Alle Gedichte Hadlaubs aber zeichnen sich durch ihre kunstmäßige Form aus, die namentlich in den vielreimigen oft mannigfach verschlungenen Strophen erscheint. Dieser Strophenbau eignet sich vorzüglich zu den Herbst- und Erntelieder, welche durch denselben eine dem Gesang angemessene Lebendigkeit erhalten.

1. Der Brief.

Ach! mir was lange
nâch ir sô wê gesîn,
dâ von dâchte ich vil ange,
daz ir daz wurde schîn.
Ich nam ir achte
in gwande als ein pilgerîn,
so ich heinlîchst nû machte;
dô sî gieng von mettîn,
Dô hâte ich von sender klage
einen brief, daran ein angil was,
den hieng ich an si, daz was vor tage,
daz sî nicht wisse daz.

Mich dûchte, sî dèchte:
„Ist daz ein tobig man?
was wolder in der nechte,
daz er mich grîfet an?"
Sî vorchte ir sêre,
mîn frowe wol gitân,
doch sweig si dur ir êre:
vil bald sî mir entran.
Des was ich gegen ir sô gæche,
daz echt si balde kæm hin in,
durch daz den brief nieman gesæche:
sî brâchte in tougen hin.

Wie si im dô tæte,
des wart mir nicht geseit,
ob si in hinwurf, ald hæte:
daz tuot mir sendiu leit.
Las sî in mit sinne,
sô vant sî sælicheit,
tiefe rede von der minne,
waz nôt mîn herze treit.
Dem têt sî nie sît gelîche,
daz ir mîn nôt ie wurde kunt;
ôwê reine, minnenklîche,
dû tuost mir sêre wunt.

In getorste gesenden
nie keinen boten ir,
wan sî nie wold genenden,
ir trôst erzeigen mir,
Der ir kunt tæte,
wie kûme ich sî verbir,
unt sî genâden bæte
nâch mînes herzen gir.
Dâ vorchte ich ir ungedulde,
wan sî mir ist dar umb gehaz,
deich sô gar gerne hæt ir hulde:
war umbe tuot si daz?

Mîn herze sêre
sî mir durbrochen hât,
wan sî dâ dur, diu hêre,
sô gwaltecliche gât
Hin und her wider,
doch ez sî gerne enpfât;
sî lât sich drinne ouch nider
mit wunnen, die sî hât.
Sî kan sô gefüege wesen,
swie sî mèr dan mîn herze sî;

swies drinne gât, des mag ich gnesen;
arges ist si sô frî.

Mich dunkt, man sæche
mîn frowen wol gitân,
der mir mîn brust ûf bræche,
in mînem herzen stân
Sô lieblîch reine,
gar wîblîch lobesan;
in wige ez doch nicht kleine,
daz ich sî sô mag hân.
Nû muoz sî mir doch des gunnen,
swie sêre sî sich fremdet mir;
doch gan si mir nicht der rechten wunnen,
der ich ie muote zir.

Ôwê, diu minne,
wie wil sî mich nû lân,
und ich doch mîne sinne
an ir behalten hân?
Daz noch mîn herze
nie trôst von ir gewan,
des wil mir sender smerze
von nôt gesigen an;
Sin kêre mirz dannoch ze guote,
daz si die reinen twinge ê,
dazs mir ze heil der leiden huote
dur triuwe gar engê.

2. Die Zusammenkunft.

Ich diene, sît daz mir beide wâren kint;
diu jâr mir sint
gar swær gesin,
Wan sî wag, sô ringe mînen dienest ie,
sin wolte nie
geruochen mîn.
Des wart erbarmde hêrren, dien was kunt,
deich nie mit rede ir was gewesen bî:
des brachten sî
mich dar ze stunt.

Swie ich was mit hôhen hêrren komen dar,
doch was sî gar
hert wider mich;
Sî kêrte sich von mir, dô sî mich sach, ze hant;
von leide geswant
mir, hin viel ich.
Die hêrren huoben mich dar, dâ sî saz,
unde gâben balde mir ir hant;
do ich des bevant,
dô wart mir baz.

Mich dûcht, daz nieman möchte hân erbeten sî,
daz sî mich frî
nôt hæt getân,
Wan daz sî vorchte, daz sî schuldig wurd an mir.
Ich lag vor ir
als ein tôt man,
Unt sâch si jæmerlîch an ùz der nôt;
des erbarmet sî sich, wan ichz hât von ir,
des sî doch mir
ir hant dô bôt.

Dô sach sî mich lieblîch an unt redte mit mir;
ach, wie zam ir
daz sô gar wol!
Ich mochte sî sô recht geschouwen wol gitân:
wâ wart ie man
sô fröiden vol?
Die wîle lâgen mîn arm ûf ir schôz;
ach, wie suoze mir daz dur mîn herze gie;
mîn fröide nie
mêr wart sô grôz!

Dô hâte ich ir hant sô lieblîch vast, Got weiz:
dâ von sî beiz
mich in mîn hant;
Si wânde, daz ez mir wê tæt, dô fröute ez mich:
sô gar süez ich
ir munt bevant:
Ir bîzen was sô zartlîch, wîblîch, vîn,
des mir wê tet, daz es sô schier zergangen was:
mir wart nie baz,
daz muoz wâr sîn!

Sî bâten sî vaste etezwaz geben mir,
daz sî an ir
lange hæte gehân;
Alsô warf sî mir ir nadelbein dort her:
in süezer ger
bald ich ez nan.
Si nâmen mirz unt gâbenz ir wider dô,
und erbâten sî, daz sî mirz lieblîch bôt;
in sender nôt
wart ich sô frô.

Der fürste von Konstenz, von Zürich die fürstin,
(vil sælig sîn!)
der fürste ouch sâ
Von Einsidelen, von Toggenburg loblîch
grâv Friderîch,
unt swer was dâ
Unt half ald riet, daz man mich brâcht für sî;
daz tâten hôhe diet; der frume Regensberger
nâch mîner ger
ouch was dâ bî.

Und der abt von Peterhûsen, tugende vol,
half mir ouch wol;
dâ wârn ouch bî
Edil frowen, hôhe pfaffen, ritter guot;
dâ wart mîn muot
vil sorgen frî.
Ich hâte ir gunst, die doch nicht hulfen mir.
Her Ruodolf von Landenberg, guot ritter gar,
half mir ouch dar
unt liebte mich ir.

Dem die besten helfent, daz vervât ouch icht:
diu zuoversicht
wart mir wol schîn;
Wan der fürste von Konstenze, loblîch, grecht,
unt her Albrecht,
der bruoder sîn,
Unt her Rüedgêr Manez, die werden man,
hulfen mir vür mîne edelen frowen klâr,
daz manegez jâr
nie mochte ergân.

Ez ist lang, daz mich von êrste ir wunne vie,
und daz ich nie
sô nâch ir kan;
Wan sî stalte ungrüezlich sich ie gein mir,
des ich zuo zir
nie torst gegân.
Ich dâchte, sîts nicht ruochet grüezen mich;
gieng ich vür sî, daz wære lîcht sô verre ir haz;
nicht wan umb daz
verzagt dann ich.

Möcht ein herz von fröiden dur den lîb ùz gân,
in möchte behân
des mînen niet,

Sît ich vür die wolgitânen komen bin,
von der mîn sin
mich nie geschiet.
Ich hete ir hant in mînen henden, ach!
êst ein wunder, daz von rechten minnen nicht
in der geschicht
mîn herze brach.

Ach, ich hôrte ir süezen stimme, ir zarten wort;
sî reiner hort,
des hât sî prîs.
Sô sach ich ir munt, ir wengel rôsen var,
ir ougen klâr,
ir keln wîz,
Ir wîblîch zucht, ir hende wîz als snê.
Mir was lieblîch wol, unz ich muose dan:
mir sendem man
tet daz sô wê.

3. Als Sie ein Kind liebkoste.

Ach, ich sach sî triuten wol ein kindelîn,
dâ von wart mîn
muot liebe ermant.
Sî umbevieng ez unde druchtez nâhe an sich,
dâ von dâcht ich
lieblîch ze hant.
Sî nam sîn antlüte in ir hende wîz,
und druchte ez an ir munt, ir wengel klâr;
ôwê sô gar
wol kuste siz.

Ez tet ouch zwâre, als ich hæt getân:
ich sach umbvân
ez ouch sî dô.
Ez tet recht, als ez entstüende ir wunnen sich;
des dûchte mich,
ez was sô frô.
Dô mocht ich ez nicht âne nît verlân,
ich gedâcht, owê! wær ich daz kindelîn,
unz daz sî sîn
wil minne hân.

Ich nam war, dô daz kindelîn êrst kam von ir,
ich namz zuo mir
lieblîch ouch dô;
Ez dûchte mich sô guot, wan siz ê druchte an sich,
dâvon wart ich
sîn gar sô frô;
Ich umbeviengz, wan siz ê schône umbvie,
unt kust ez an die stat, swâz von ir kust ê was:
waz mir doch daz
ze herzen gie!

Man gicht, mir sî nicht alsô ernstlich wê nâch ir,
als siz von mir
vernomen hânt;
Ich sî gesunt, ich wær vil siech und siechlîch var
tæt mir sô gar
wê minne bant;
Daz mans nicht an mir sicht, doch lîd ich nôt —
daz füeget guot geding, der hilft mir aldâ her,
unt liez mich der,
sô wær ich tôt.

4. Trotz der Geliebten.

Der vil edel Regensberger was vor ir,
unt bat sî mir
genædig sîn,
Und daz si zuo mir spræch: „Got grüeze, mîn diener!“
daz was sîn ger,
des hêrren mîn.
Sî sprach zartlîch: „Zwâr hêrr, daz muoz ergân!“
unt lobtimz mit ir wîzen hende in sîn hant:
mîn leit verswant,
daz mir vürkan.

Dâ wâren edele frouwen, edele hêrren bî
der stund, dô sî
gelobte daz;
Ich wând, daz siz stæt lieze, wanz vor in geschach.
Von Eschenbach
der hêrr dâ was,
Und der von Trosberg, der von Tellinkon;
ich wânde, daz mir solt ir trôst dâ werden schîn,
swie ich des bin
von ir ungwon.

Sus besande der werde Regensberger mich;
mit im gieng ich
dar ûf den trôst;
Ich wânde, daz ich leides frî dâ wurde ie sâ:
dô wart ich dâ
fröiden erlôst.
Sî slôz sich in ein stuben der geschicht;
er bat sî, und edil frowen, edil man,
vil harûz gân:
dô half ez nicht.

Sî suns ir nicht wîzen, sist unschuldig gar;
ich brâchtez dar,
daz vuogte daz;
Daz was mîn ungelücke, daz ich hân gên ir,
daz vuogte mir
ir strengen haz.
Swaz mich ir hulden irre, daz müez zergân,
ez tüeje dan ir lîb, in sol ir vluochen nicht.
Swaz mir geschicht,
heil müezes hân!

Ôwê, daz sî mir nicht fröiden gund von ir!
Wie tet doch mir
sô wê der pîn,
Daz sî vor mir barg ir lîb sô minnenklîch;
ach, sî lie mich
in jâmer sîn.
Sin wolt harûz nicht, ê ich dannen kan,
sus vuogte ez sich, daz ich ir dâ nicht gesâch:
daz leit geschach
mir sendem man.

5. Der Spaziergang.

Ich erging mich vor der stat, doch âne vâr:
dô gedâchte ich gar
lieblîch an sî.
Sâ ze hant ersach ich verre ir schœnen lîb,
dâ schœniu wîb
ir sâzen bî;
Dô engunde sî mir fröiden nicht von ir,
sî gieng dannân, dô sî sach, daz ich gieng dar:
daz nimt noch gar
vil fröiden mir.

Liebiu mære seit doch ein guot ritter mir,
daz lieblîch ir
munt von mir sprach.
Sî sprach: „Wâ ist mîn gselle?“ daz was minnenklîch.

Ich fröuwe mich,
daz ie geschach,
Daz sî von mir geruochte reden sô.
Daz schatte ir vil kleinen unde hilft mich wol;
sist tugende vol:
des bin ich frô.

Ich kam ir ze wege, dâ sî gar eine gie:
do gesprach ich nie
kein wort zuo zir.
Ich erschrac von minnen, in mochte hin noch [dan;
ich sachs echt an:
daz wart doch mir.
Sî gieng ouch vür, daz sî nicht gruozte mich:
Daz verzagte mich ouch, daz ich nicht ensprach,
und dô ichs sach
sô minnenklîch.

Minne sûmet an mir vaste ir triuwen sich;
sî twinget mich
minnen sô hôch,
Wan sî nie mîn frouwen gegen mir getwanc:
sî habe undanc!
wie tuot sî sô?
Waz habe ich ir getan? sî swechet sich;
twunge sî gên mîr ir lîb sô tugende vol,
sô tæt sî wol:
wes zîhets mich?

Daz diu Minne mich sô sêre betwungen hât,
und daz sî lât
ir lîb sô frî,
Dâ von weiz ich, daz sî hât verrâten mich,
sîn kêre sich
dan ouch an sî,
Unt twinge sî mîn noch genâde hân.
Ôwê, Minn, wilt dû daz tuon, sô tuoz enzît,
wan sender strît
wil mich erslân.

Frouwe mîn, ich man der rechten triuwen dich,
wan die hân ich
recht gegen dir,
Daz dû mir des gunnest, daz ich zuo dir gê,
dâ niemen mê
sî, wan echt wir.
Ân argen list muot ich des, frouwe, dir:
in wolte nicht wan klagen dir mîn sendez leit:
ach sælikeit,
des gunne mir!

6. Auf Rüdger Maneß und Johannes Maneß.

Wâ vund sament sô manig liet?
Man vunde ir niet
im künicrîche,
als in Zürich an buochen stât.
Des prüeft man dik dâ meistersang;
der Manez rang
dar nâch endlîche:
des er diu lieder buoch nû hât.
Gein sîm hof mechten nîgin die singære,
sîn lob hie prüevn und andirswâ:
wan sang hât boun und wurzen dâ,
und wisse er, wâ
guot sang noch wære,
er wurb vil endelich dar nâ.

Sîn sun, der kuster, treibz ouch dar;
des hânt sî gar
vil edels sanges,
die hêrren guot, ze semne brâcht.
Ir êre prüevet man dâ bî;
wer wîste sî
des anevanges?
der hât ir êren wol gidâcht.
Daz tet ir sin: der richtet sî nach êren,
daz ist ouch in erborn wol an;
sang, dâ man din frowen wol getân
wol mitte kan
ir lob gemêren,
den wolten sî niet lân zergân.

Swem ist mit edelm sange wol,
des herze ist vol
gar edler sinne.
Sang ist ein sô gar edlez guot:
Er kumt von edlem sinne dar;
dur frowen clâr,
dur edil minne,
von dien zwein kumt sô hôher muot.
Waz wær dîu welt, enwæren wîb sô schœne?
dur sî wirt sô vil süezekeit,
dur sî man wol singet unde seit
sô guot geticht
unt süez gedœne:
ir wunne sang ûz herzen treit.

7. Die Hüte.

Der site ist in Oesterrîch
unminnenklîch,
daz schœne frouwen
tragent alle hüete breit;
Wan ir minnenklîchen var
mag man gar
selten geschouwen,
sos ir hüet hânt ûfgeleit.
Manigen wær diu zît gar unverdrozzen,
sæch man dicker ir wengelîn
und ir liechten ougen schîn.
Wan wæren die hüet geflozzen
Tuonowe ab, sô möchte ez sîn!

8. Herbstlied.

Herbst wil aber sîn lob niuwen,
er wil briuwen
manigen rât:
wan daz stât
den sînen êren wol.
Er wil manig her berâten
veizer brâten,
unde wil
trachten vil
dâ zuo sî machen vol.
Des sîn lob sich üeben sol!
Niuwen wîn
trinkent sî, derz hirne rüeret,
und ouch füeret
ir muot hô,
daz sî frô
dann alle müezen sîn.

Würst unt hammen, guot geslechte
ouch in rechte
herbest birt;
dar zuo wirt
in noch sîs râtes mê:
Ingwant, bletze, derme unt magen
und ouch kragen

zuo der gluot;
herbest tuot
in baz dan sumer ê.
Man slecht sô manig vê:
des vint man
guotiu krœse, houbt unt füeze,
und ouch süeze
hirn und die;
herbst was ie
sîns râtes lobesan.

Nû sol ein wirt sînen gesten
geben des besten,
des uns gît
herbstes zît
(sô hât er wol gitân),
Dazs von rât ûf müezen glosten.
Swaz daz kosten
danne sül,
wirt, sî fül
sô, daz sî vollen hân.
Ân klobwürst solt dus nicht lân,
manigen buog
gib in, dar zuo guote grieben:
des in lieben
herbest muoz;
wirt, nû tuoz,
sô hânt sî danne gnuog.

Doch klage ich des sumers schœne
und die dœne
wunnenklîch,
der sô rîch
ê was vil manig lant.
Dô die wilden vogel sungen,
daz sî klungen,
daz der schal
suoze hal:
des was uns fröide irkant.
Die went œsen winters bant,
diu sô kalt
sint, daz heide und ouwe velwent,
und ouch selwent
tage clâr:
daz tuot bar
uns fröide manigvalt.

Noch klage ich mîn meisten swære,
daz mich lære
trôstes ie
mîn frou lie,
swie wê mir nâch ir was;
Unt sî mich lât sus verderben
unde werben
in der nôt,
daz der tôt
mir tæte lîchte baz:
Wanz næm schier ein ende daz.
Sus lât sî
mich in langem ungemüete:
ald ir güete
wendez noch,
wan ir doch
mîn triuwe wonet bî.

9. Erntelied.

Ez gêt nû in die erne
vil schœner dirnen vîn;
swer fröide habe gerne,
der kêr mit in dâ hin.
Dar zuo gêt manig eile
dar mit ir tochterlîn;
daz kumt in ouch ze heile,
went ir gesloufig sîn.
Hæt ich ein lieb, daz gienge dar,
ich næm ir in der schiure war:
dâ wurd ich lîchte sorgen bar.

Ez ist dien wol geteilet,
der frowin gênt dâ hin;
des sich ir herze geilet,
ez wird lîcht ir gewin.
Wol ûf, ir stolzen knechte,
dien stêt ûf minn ir sin,
in kumt diu erne rechte,
wan tuot iu zemen in;
Dâ sagent spel, ir jungen man,
diu man wol âne lernen kan;
stat machet lîcht, dams iu dâ gan.

Swer sich kan zuo gimachen,
swiez sî von êrst in leit,
ez wirt dar nâch ir lachen,
sô man in spel giseit,
Als man ûf strô sol sagen,
dâ dirnen sint gimeit:
ob sî daz went vertragen,
daz tœtet sende arbeit;
Dâ ist diu kurzewîle guot
mit speln. Sam ennents baches tuot;
wol ûf in de ern, diu hœhet muot.

10. Erntelied.

Swem ze muote
nâch dem guote
sî der erne lœne,
der bereite sich, dêst zît.
Wol ûf, knechte,
und ouch rechte
stolze dirne schœne:
lœne guot man iu dâ gît.
Dar kumt manig schœniu schar.
Wol im wol, swes lieb komt dar;
wan er dicke
minne zicke
mag im dâ erzeigen:
secht, daz tuot in sorgen bar.

In der erne
pfligt man gerne
fröid unt wilder sinne,
wan dâ huot ist nicht ze vil.
Dâ wirt kôsen
mit vil lôsen,
sprüchen von der minne,
dar zuo manger wunnen spil.
Wê, wiest erne recht sô guot,
wan sî wol gisellen tuot
knappen kluoge
wol mit fuoge
zuo den dirnen schœnen:
daz fröut vür des meijen bluot!

Möcht ich kunden
manger stunden
mich zuo mîner frouwen,
daz tæt mir ouch sorgen buoz.
Merker hüeten
kan sô wüeten.
sô ichs wolte schouwen,
daz ichs dicke mîden muoz,

Swie mîn wunne lît an ir,
und ich sî sô kûm verbir.
Mîn gelücke
manger stücke
iemer alsô bîtet,
ald sî bringens zemen mit mir!

Hermann der Damen.

Ohne Zweifel aus dem Norden gebürtig, war Hermann der Damen ein fahrender Sänger, der meistens an nordischen Höfen sich aufhielt, namentlich bei den Grafen von Brandenburg, von Holstein und von Schleswig. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß er seines jüngeren Zeitgenossen Frauenlob Lehrer und Meister in der Dichtkunst war, wenn auch vielleicht nur als rathender Freund. Seine meisten Gedichte sind Loblieder auf die Fürsten und Herren, von denen er nach damaliger Sitte Gaben empfing; das merkwürdigste und für die Literaturgeschichte wichtigste ist aber dasjenige, welches an Frauenlob gerichtet ist, weil es nicht nur den wahren Namen dieses Dichters angibt, sondern auch vielleicht die Veranlassung gewesen ist, daß derselbe sein Talent zum Lobe der Frauen verwendete. Er ermahnt ihn, der noch ein Kind und in Kindesjahren sei, nicht über die Geheimnisse der Natur und der Religion zu grübeln, die er doch nicht verstehe; daraus erwachse ihm nur Schande. Er erinnert ihn sodann an den Ausspruch Reinmars von Zweter, daß „der Frauen Lob reines Leben sei, und so solle ihn sein eigener Name aufmuntern, die Frauen, ihre Liebe und ihre Tugenden zu besingen, was ihm Niemand verdenken würde, während er durch Anmaßung und Selbstüberschätzung die Gunst Gottes und der Menschen verliere. Denn durch Selbstruhm werde ein Mann verhaßt, er solle diesen daher fliehen".

An Frauenlob.

Swaz dem himele obe und unde
sî und in abisses grunde,
daz lît uns ze swærem vunde,
ê wir daz gevinden.
Der die sterne zirken kunde,
und der erden gap daz runde,
gap er dir ze ringem vunde
disiu bant enbinden:
Wâ von der dunre duz
helle in so engestlîcher pflege,
und ouch des blitzen schuz
wie sich der ê dem dunre rege? —
daz spurte ich nie an kinden,
daz ein kint in kindes jâren
dise wunderbunt enbâren
kunde, wolde ez lügen spâren.
Sol dîn bâc erwinden?

Vrouwenlop, des hâstu schande!
Vrouwen lop in schanden bande
stuont nie halben tac ze pfande.
Merken diz beginne,
Wie vil êren hab der nâme;
vrouwen lop in êren krâme
spilt vil schône sunder schâme
nâch heiles gewinne.
Uns tuot her Reimâr kunt,
„der vrouwen lop sî reinez leben";
du triffest sælden vunt,
ist dir der name dur daz gegeben:
sô soltu vrouwen minne
prîsen unde ir wîpheit êren,
unde ir lop mit sange mêren.
Wil dir iemen daz verkêren,
daz kumt von unsinne.

Kint, du solt dich niht versprechen!
Wiltu Gotes wunder brechen,
daz wil er schiere rechen
an dîn selbes lîbe.
Swaz die vier unt zweinzic alten
sîner wunder ê gezalten,
wiltu der mit künde walten,
sô sprich, wer sî schribe.
Und aller singer kunst,
wilt dû die eine überkomen,
sô wirt der wîsen gunst
dir in vil kurzer vrist benomen.
Ouch muoz der Sælden schîbe
sich mit dir ze valle schricken;
kumt die Sælde ûz dînen blicken,
kein dîn list mac sî bestricken:
schaffe, daz si blîbe!

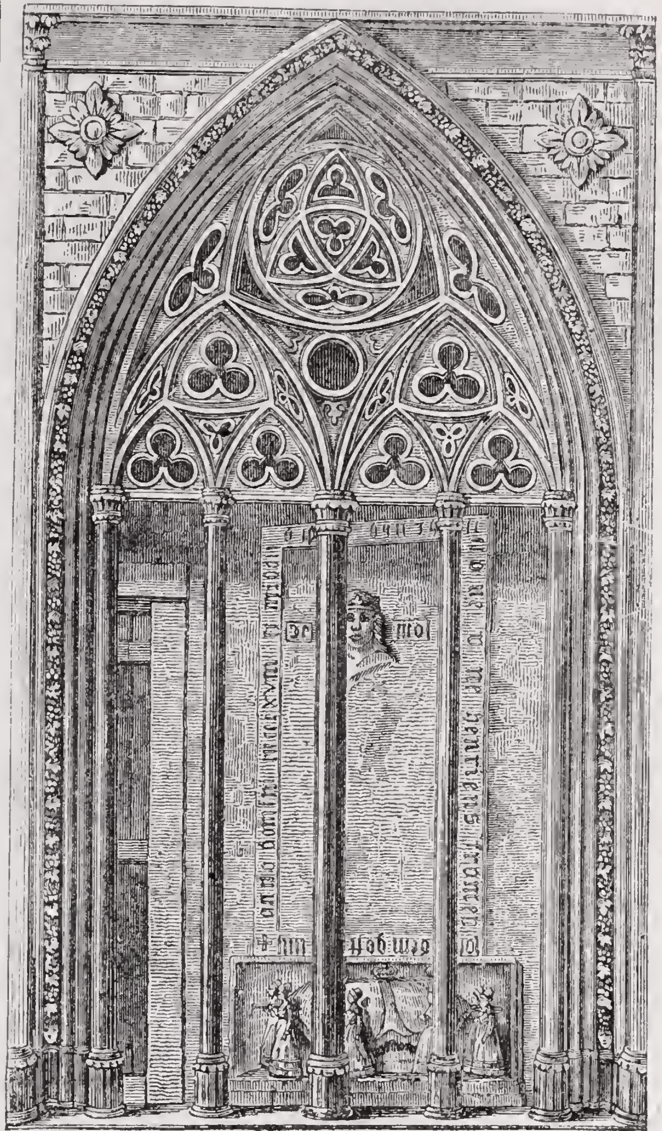
Kint, du maht ze manne dîen,
dîn munt sol sich rüemens vrîen:
daz tuot dîne sælde drîen
in vil kurzen jâren.
Rüemens wirt ein man unmêre,
rüemens hât ein man unêre;
vlinch ruom, kint, daz ist ein lêre,
die ich wil enbâren
Durch vriuntschaft und durch guot,
wan ich dir guotes vil wol gan.
Vür wâr, sus stêt mîn muot:
swaz ich dich guotes lêren kan,
des wil ich wênic spâren.
Dunkest aber dich sô hêre,
daz dir tüge niemens lêre,
daz wirt dînes herzen swêre,
wiltus niht bewâren!

Heinrich Frauenlob.

Oft hat man wohl einen Bei- oder Zunamen fälschlicher Weise für den wirklichen Namen gehalten, seltener dagegen sich verleiten lassen, den wahren Namen eines Mannes für einen bloßen Zunamen anzusehen. Dies scheint bei Frauenlob der Fall zu sein, den man von seinem Geburtsorte gewöhnlich Heinrich von Meißen nennt. Da seine Dichtungen zum großen Theile das Lob der Frauen besangen und er gerade hierdurch den größten Ruhm erwarb, so gerieth man auf den Einfall, seinen Namen „Frauenlob" für einen ihm deswegen ertheilten Beinamen zu halten. Doch ist dies offenbar unrichtig, und Frauenlob war sein wirklicher Name, wie aus dem oben angeführten Gedichte Hermans der Damen hervorgeht. Denn da dieser ihn als Kind, d. h. als heranreifenden Jüngling, anredet und ihn ermuntert, sein Talent dem Lobe der Frauen zu widmen, wozu ihn schon sein Name auffordere, so ist es wohl klar, daß er diesen nicht schon damals gehabt haben würde, wenn er ihm nicht durch Geburt zugekommen wäre. Uebrigens hat man schon sehr frühe, vielleicht schon im 14. Jahrhunderte, den Namen Frauenlob für eine erst dem Dichter wegen seiner Lieder zu Theil gewordene Benennung gehalten.

Er stammte, wie schon angedeutet, aus Meißen, wo er gegen das Jahr 1260 geboren wurde. Wahrscheinlich besuchte er die Domschule seiner Vaterstadt, wo er eine für seine Zeit und seinen Stand bedeutende Gelehrsamkeit erwarb, die in seinen Gedichten zu deren Nachtheil so oft durchbricht, und wahrscheinlich die Veranlassung wurde, daß die spätern Meistersänger ihn für einen Doctor der Theologie hielten da sich seine Gelehrsamkeit meistens auf theologischem Felde bewegt. Die wenigsten unter seinen Zeitgenossen hatten so verständige Ansichten, wie sein älterer Freund Hermann der Damen; vielmehr erwarb sich Frauenlob gerade dadurch, daß er sich in die Abgründe der Mystik und in die Spitzfindigkeiten der schulgerechten Gelehrsamkeit vertiefte, bei Vielen so großes, ungemessenes Lob, daß es leicht erklärlich ist, wie er die Mahnung seines Freundes vergaß, und immer tiefer in den Fehler des Selbstruhms und des Gelehrtenstolzes sich verlor, vor welchem ihn Hermann so eindringlich gewarnt hatte.

Frauenlob begab sich schon frühe auf die Wanderschaft, auf welcher er viele nord- und süddeutsche Höfe besuchte. Aus seinen Lobgedichten und gelegentlichen Andeutungen geht hervor, daß er in Dänemark, Brandenburg, Mecklenburg, in Bremen, auf Rügen, in Böhmen, Bayern, Kärnthen u. s. w. war. Daß er von den Mächtigen und Reichen Gaben nahm, erwähnt er selbst zu wiederholtenmalen; doch fiel die Belohnung nicht immer glänzend aus, und er hatte oft mit Dürftigkeit zu kämpfen (10. 14). Von 1311 oder 1312 an lebte er in Mainz, wo er sich wahrscheinlich verheirathete, denn daß er eine Frau hatte, sagt er selbst. Dort soll er auch der Sage nach die erste Meistersängerschule gestiftet haben. Es haben gewiß schon früher Vereinigungen von Dichtern Statt gefunden, aber diese waren doch mehr zufällig, vorübergehend und ohne bestimmte Formen; dagegen mag Frauenlob allerdings einen Verein von Dichtern und Freunden der Dichtkunst gestiftet haben, dem er festere Formen gab, wenn auch nicht in der Weise, wie wir sie bei den späteren Meistersängern finden, und es mag also jene Sage dahin gedeutet werden, daß sich aus dem von Frauenlob gestifteten Verein im Laufe der Zeiten, und zwar schon ziemlich bald, die eigentlichen Schulen der Meistersänger entwickelten. Diese zählen ihn übrigens überall zu den zwölf ersten Meistern, denen sie die Gründung ihrer Genossenschaft verdankten. Frauenlob starb am 30. November 1318 zu Mainz. Er hatte sich bei seinen Mitbürgern so hohes Ansehen und bei den Mainzer Frauen so große Liebe und Verehrung erworben, daß, wie ein alter Chronist erzählt, „Frauen ihn laut weinend zu Grabe trugen, und seinen Grabstein im Kreuzgange der Domkirche mit reichlichen, durch den ganzen Gang hinströmenden Weinspenden begossen". Aus dem Umstande, daß er in der Domkirche begraben wurde, hat man die Folgerung gezogen, daß er ein Domherr gewesen; allein es steht dies mit Allem, was wir von ihm wissen, in so offenbarem Widerspruch, daß diese Behauptung als durchaus unbegründet angenommen, und seine Bestattung in der Hauptkirche aus der Verehrung, die er während seines Lebens genossen, erklärt werden muß. Sein Grabmal, welches im Jahr 1744 zertrümmert worden war, wurde im J. 1842 erneuert.



Frauenlob's Grabmal.

Frauenlob war einer der fruchtbarsten Dichter dieser Periode. Obgleich ein großer Theil seiner Dichtungen verloren gegangen oder wenigstens noch nicht aufgefunden worden ist, besitzen wir von ihm noch drei große Leiche, viele Sprüche in 448 Strophen und 13 Lieder in 51 Strophen. Eben so fruchtbar war er in Erfindung von neuen Tönen, deren ihm in den Meistergesangbüchern 35 zugeschrieben werden. Auch der Inhalt seiner Dichtungen ist sehr mannigfaltig. Leider ist ein großer Theil derselben wegen des dunkeln, gezwungenen Ausdruckes und der schon erwähnten Häufung von Gelehrsamkeit beinahe unverständlich; ja nicht selten muß man geradezu darauf verzichten, den Sinn herauszubringen, theils weil uns die häufig vorkommenden, zu weither geholten Anspielungen unbekannt sind, welche schon für die Zeitgenossen eine Erklärung bedurften, theils weil die Handschriften, welche uns seine Lieder aufbewahrt haben, nur einen sehr verdorbenen Text liefern, was wiederum darin seinen Grund hat, daß schon die Abschreiber Schwierigkeit hatten, in das Verständniß der Gedichte einzudringen. Wir können dies aber um so eher verschmerzen, als dieser Theil der Dichtungen Frauenlobs den geringsten innern Werth hat, und wir durch die übrigen reichlich entschädigt werden. In allen den Sprüchen, in welchen er der unfruchtbaren Gelehrsamkeit vergißt und das Leben seine Darstellung leitet, ist er durchaus tüchtig und liebenswürdig; ja es ist dieser Theil seiner Dichtungen auch in formeller Hinsicht den aus gelehrter

Anschauung hervorgegangenen Leichen und Sprüchen vorzuziehen, wenn auch diese durch Sprachgewandtheit und Beherrschung der schwierigsten Versformen ausgezeichnet sind. Zwar zeigt Frauenlob auch in seinen besseren Erzeugnissen kein hervorragendes poetisches Talent; es mangelt ihm hiezu vor Allem die reiche, schöpferische Phantasie, welche die Erscheinungen des innern und äußern Lebens zu selbstständigen Gebilden zu gestalten vermag. Aber er hat mit dem beschränkteren Talent, das ihm zu Theil wurde, immerhin Verdankenswerthes geleistet. Wie schon gesagt, ist der Inhalt seiner Sprüche äußerst reich und mannigfaltig; er berührt in denselben beinahe alle Verhältnisse des Lebens, deren ernste und würdige Auffassung seine tüchtige Gesinnung in das schönste Licht setzt. Viele Sprüche stellen die Verderbniß der damaligen Zeit in den verschiedenen Ständen dar: ein großer Theil derselben geißelt mit großer Kühnheit die Sittenlosigkeit der Geistlichkeit, die, voll Neid und Haß, nur an Völlerei denken (3), ihrer Aufgabe vergessen und sich die unverzeihlichsten Uebergriffe in die Rechte der weltlichen Gewalt erlauben. „König Karl", sagt er, „hat die Schwerter dem Reiche und dem päbstlichen Stuhl gegeben," ein merkwürdiger Ausdruck, weil, im Widerspruch mit der allgemeinen Anschauungsweise des Mittelalters, darin ausgesprochen ist, daß die geistliche Gewalt vom Kaiser ausgehe; auch setzt der Dichter sogleich hinzu, damit seine Meinung nicht mißverstanden werde, daß er die entgegengesetzte Behauptung tadeln müsse. „Nun hat aber die Kirche", fährt er fort, „nicht bloß das geistliche Schwert, sie hat auch des weltlichen sich angemaßt; schickt es sich aber, daß die Platte von dem Schild und dem Speer gedrückt werde?" — „Aber", ruft er der weltlichen Macht am Schlusse zu, „bewahre dein altes Recht; wenn du dein Schwert nicht ergreifst, wird man dich mit dem Krummstabe fortjagen." (16) Den Fürsten wirft er vor, daß sie gegen alles Recht Krieg führen und die Länder weit und breit verheeren, so daß sie sich denen zugesellen, die dem ewigen Tode anheimgefallen sind (1). Die Höfe sind verwildert; sie nehmen von Tag zu Tag ab. Wer jetzt betrügen und schmeicheln kann, der gewinnt die Gunst der Herren, während Niemand die Biderben kennen will (5). Auch der Adel und die Ritterschaft sind entartet, weshalb er ihnen zuruft, des Namens und der Abstammung sich würdig zu zeigen (4. 6). Wie früher Bruder Berchtold, so klagt auch er mit des berühmten Franziskaners Worten, daß die Welt an Treue abnehme und ein falsch Gemüthe trage; kein Mensch meine es gut mit den Andern, und Niemand folge mehr der Lehre des Vaters und der Mutter. Die Alten seien überall der Jungen Spott, und so würde gewiß die Welt zu Grunde gehen, wenn nicht Gottes Güte uns vor dem Untergang bewahrte (2). Auch läßt es der Dichter nicht an gutem Rathe fehlen: die Jugend soll Gott minnen und falsche Räthe meiden; ehe es zu spät wird, soll sie sich in Ehre kleiden; denn, wie man sagt, was ein Haken werden will, krümmt sich bei Zeiten. Der Jüngling soll nach dem Guten streben, und sich des „Untugendlichen" schämen; er soll mitleidig sein und den Bittenden gern sein Gut mittheilen; er soll sich vor Schande hüten und sich in Acht nehmen, daß ihm ein böses Wort entgleite! (8) Vor Allem empfiehlt er Maß in allen Dingen; man soll sich weder vom Unglück niederbeugen lassen, noch über das Glück sich zu sehr freuen (7). „Man habe ihm oft vorgeworfen," sagt er, „daß er in seinem Sange zu scharfer Worte sich bediene; allein wenn er den Bösen mit süßen Sprüchen belehren wolle, so würde jener dadurch nur ärger. Man solle dem Guten in milder Rede seine Tugend verdanken, es würde ihn dann um desto mehr gelüsten, nach seiner Kraft zu thun; je mehr der Böse Schande habe, desto mehr werde sie wirken." (18) Trefflich ist der kleine Spruch über die Treue. „Wer Treue im Herzen hat, der lasse sie nimmer von sich kommen; wer von der Treue abläßt, dem hat der Tod die Würde benommen. Treue ist ein Spiegel, den der Mann vor sich überall in der Welt herumträgt; Treue ist das trauliche Kleid, das uns Gott gegeben hat." (11) — Selbst arm, hat Frauenlob voll Gefühl von der Armuth gedichtet. Er preist sie, weil sie manchen Uebermuth mildert (10); Mancher haßt sie, weil er nicht weiß, wie viel Heil ihr Gott beigelegt hat. Es führt kein besserer Weg zum Himmel; wer sie geduldig trägt, dem wird im Himmelreiche geholfen (14).

Zum Lob der Frauen hat er manchen Spruch gedichtet, in denen freilich nicht immer neue Gedanken vorkommen; doch spricht sich überall eine hohe Verehrung vor dem tugendhaften Weibe aus, und ob er gleich oft die bei den frühern Minnesingern gebräuchlichen und zum Uebermaße wiederholten Wendungen nachgeahmt hat; so unterscheidet er sich doch darin wesentlich von ihnen, daß er stets eine reine, keusche Liebe darstellt und deren würdigen Ausdruck in der Ehe findet. „Nichts kann alle Sorge und alles Leid besser verbannen, als ein reines, trautes, liebliches Weib; wie wohlgemuth muß ein Mann sein, den ein solches anlacht: einen solchen Spiegel heiße ich L e i d v e r t r e i b!" (13) — „Die reinen Frauen sind die Erhalterinnen der Welt, der Schrein der höchsten Seligkeit: kein Meister vermag, ihr hohes Lob ganz zu denken. Sie können den Männern das Leid wenden, ihre Traurigkeit verbannen. Sie sind dem Schönsten in der Natur vorzuziehen. Wohl dem Mann, der eine hat; er halte sie lieb und zart mit weisem Sinne!" (17)

Mit diesen schönen Gedichten, aus welchen die liebenswürdigste Gesinnung athmet, stehen freilich diejenigen in seltsamem Widerspruch, welche Frauenlobs Uebermuth und Selbstüberschätzung in oft verletzender Weise beurkunden. So spricht er es mit offenen, nackten Worten aus, daß er sich höher dünke, als Reinmar, Wolfram und Walther. „Sie haben von dem Schaum gesungen und den Grund verlassen," sagt er, „aber ich schöpfe aus des Kessels Grund und man sollte meines Sanges Schrein reichlich krönen. I c h b i n d e r M e i s t e r a l l e r d e r e r, d i e j e g e s u n g e n h a b e n u n d n o c h s i n g e n; des tiefen Gedankens trage ich ein Joch, dazu bin ich der Kunst ein Koch; mein Wort, meine Töne treten nie aus dem Pfade rechten Sinnes." (9)

Wir haben um so mehr geglaubt, auch ein Beispiel von seiner gesuchten, mit gelehrtem Wortprunk überladenen Darstellung geben zu müssen, als gerade diese bei den späteren Meistersängern die größte Anerkennung und zum Theil unverständige Nachahmung fand, wie er selbst ohne Zweifel durch die dunkle, mystische Sprache und das Haschen nach seltsamen Ausdrücken dem Wolfram

von Eschenbach nachzustreben suchte. Freilich wäre der der heiligen Jungfrau gewidmete Leich das beste Beispiel dieser Art gewesen, da dieses Gedicht die gerügten Fehler im vollsten Maße in sich vereinigt; allein es ist dasselbe zu groß, als daß der Raum dessen Mittheilung erlaubt hätte. Es genügt aber auch ein kleineres vollkommen, um auch diese Seite der Dichtungen Frauenlobs zur Anschauung zu bringen; ein solches ist das mitgetheilte Lobgedicht auf Konrad von Würzburg, das übrigens in Form, Sprache und Inhalt so überkünstlich ist, wie kaum „Unserer Frauen Leich“. — „Mit Violen geschmückte Blüthenkunst, deines Brunnens Dunst (Erquickung) und mit Rosen geschmückte flammenreiche Brunst, die hatte kernhaftes Obst; seßhaft in dem Baume künstereichen Lobes hielt des Wipfels Spitze seine Weisheit. Auf gewählte Weise mit Lilien durchzogen und mit Sternen übersäet war seines Geistes Himmel, glänzend wie der feinste Hanf; durch und durch gehaltvolles lauteres Gold nach des Wunsches Verlangen war all seine Blüthe, befreit vom Schaum, um Lob zu erlangen, mit Perlen angefüllt, nicht zu klein und groß. Seines Silbers Glanz gab Edelsteinen der Felsen Kraft. Ach, Kunst ist todt! nun klage, Harmonie! Planetenschaar, deine Klage nicht verziehe! und du, o Pol, verdreifache deinen Jammer! Sei ihm gnädig, süße Dreifaltigkeit, reine Jungfrau, nehmet ihn auf, ich meine den Konrad, den Helden von Würzburg.“ (15) Noch größere Künstelei hinsichtlich der Form zeigt das Gebet (20), welches, aus zwanzig Zeilen bestehend, beinahe keine Endreime, sondern nur Anreime, in der dritten Zeile auch einen Mittelreim hat. Nur die letzten Zeilen des Aufgesangs und des Abgesangs haben einen gleichlautenden Endreim. Ohne daß der Ausdruck dieses Gedichts so dunkel und gesucht sei, wie bei dem Loblied auf Konrad, enthält es doch manche Wörter, mit welchen Frauenlob seine Gelehrsamkeit zur Schau trägt. So redet er Gott mit „Oschiros“ an, welches wahrscheinlich das Griechische ἰσχυρός (stark, mächtig) ist, eine Bezeichnung, die in der Offenbarung häufig vorkommt; dann nennt er ihn „tetragrammaton“, den Vierbuchstabigen, weil das Wort Jehovah im Hebräischen mit vier Konsonanten geschrieben wird. Wer der „König Alasonanz“ ist, dessen Reinheit er rühmt, ist bis jetzt noch nicht ausgemittelt.

Wir müssen endlich noch einer Dichtungsart gedenken, welche bei Frauenlob und seinen Zeitgenossen zuerst vorkommt, jedoch schon in solcher Ausbildung, daß man unwillkürlich zu der Vermuthung gedrängt wird, sie sei nicht erst von ihm behandelt worden. Wir meinen nämlich das Streitgedicht, welches bei den südlichen Völkern in noch größerer und selbstständigerer Entwickelung unter dem Namen Tenzon vorkommt. Man findet zwar bei den älteren höfischen Minnesingern keine eigentlichen Streitgedichte, jedoch ließe sich wohl aus einzelnen Andeutungen nachweisen, daß dergleichen poetische Spiele auch bei ihnen schon vorkamen; auch deutet die Sage vom Singerkrieg auf der Wartburg darauf hin, daß sie schon in früheren Zeiten gebräuchlich waren. Die ältesten Sängerstreite, die auf uns gekommen sind, haben zwischen Frauenlob und Regenbogen Statt gefunden; nun aber sagt Letzterer ausdrücklich, daß er Singens halber an den Rhein gekommen sei, d. h. um Wettgesänge mit andern Meistern zu beginnen, und so müßte man entweder annehmen, daß Regenbogen der Erfinder der Streitgedichte sei, was keinen innern Grund für sich hat, oder daß solche schon vor seiner Zusammenkunft mit Frauenlob bekannt waren. Da endlich die Provenzalen schon lange Tenzonen dichteten, so darf man wohl annehmen, daß sie auch in früheren Zeiten von den deutschen Minnesingern nachgeahmt wurden.

Das berühmteste Gedicht dieser Art ist dasjenige, welches davon handelt, ob die Benennung Frau oder Weib vorzuziehen sei. Frauenlob hatte, wahrscheinlich auch mit Rücksicht auf seinen eigenen Namen, die Behauptung aufgestellt, daß „Frau“ (Herrin, Gebieterin) edler sei, als „Weib“ (welches die Frau ihrem Geschlechte nach bezeichnet und dem „Mann“ entgegengesetzt ist). Ohne Zweifel hatte auch Walthers Ausspruch, daß „Weib“ höher sei, als „Frau“, Frauenlob bewogen, die entgegengesetzte Meinung zu verfechten, da er, wie wir gesehen haben, sich in seinem Uebermuth gern über die alten Meister setzte. Freilich müssen wir sogleich bemerken, daß Frauenlob in der That nichts Anderes behauptete, als Walther; denn wenn dieser nach dem damaligen Sprachgebrauch unter „Frau“ die Herrin, Geliebte verstand, und sie dem Weib entgegensetzte, so wollte Frauenlob unter „Frau“ die verehelichte Frau verstanden wissen. Wir haben aus diesem Streitgedichte nur Eine Strophe mitgetheilt (9), da dasselbe, obgleich es nicht vollständig erhalten ist, doch zu lang wäre, als daß es ganz mitgetheilt werden könnte; wir erwähnen nur, daß außer Frauenlob und Regenbogen auch Rumesland an dem Kampfe Theil nahm, welcher das Kindische des Streits wohl einsah und daher den Beiden die gute Bemerkung entgegenstellte, er gäbe nicht einer Henne Fuß um ihren Krieg, da Weib doch so viel heiße als Frau, und Frau so viel als Weib; sie sollten ihren Kampf aufgeben, in welchem sie nur als gedankenarme Possenreißer erschienen.

Wenn wir einen schnellen Rückblick auf die gesammte dichterische Thätigkeit Frauenlobs werfen, so erscheint er uns mit einem doppelten Janusgesicht, mit einem zweifachen poetischen Charakter, von denen jeder zur vollsten Selbstständigkeit ausgebildet ist und mit dem andern in grellem Widerspruche steht. Einerseits hat er das von Wolfram in die deutsche Poesie gelegte mystische Element mit seiner Dunkelheit, seiner Ueberschwänglichkeit, seiner gesuchten Ausdrucksweise fortgebildet und zur allegorischen Auffassung der Poesie geführt, welche später so großes Uebergewicht erhielt; andrerseits hat er aber auch das bürgerliche Element, dessen erste Keime wir in Walther wahrgenommen haben, mit seiner Einfachheit, seiner tüchtigen, der That fähigen Gesinnung mit den meisten Sängern seiner Tage in sich aufgenommen, und mit ihnen die freiere Anschauungsweise der Lebensverhältnisse begründet, welche vorzugsweise in den Städten erstarkte, und allmählich zur Idee der Freiheit führte, die zuerst in der Reformation zur bleibenden Erscheinung gelangte. Wenn auch die mystische und zugleich gelehrte Richtung Frauenlobs seinen Ruf unter seinen Zeitgenossen und in der unmittelbar nachfolgenden Periode vorzugsweise begründete, so ist doch nicht zu verkennen, daß auch

die andere Seite seiner Dichtungen tief ins Leben eingriff, und, obgleich weniger äußerlich hervortretend, doch folgenreich wurde.



Der Dom zu Mainz.

1. Die Fürsten.

Swaz bruoder Berhtold ie gesprach vor manegem jâr,
deist allez wâr;
wan ie ze disen zîten
siht die welt man strîten
wider daz reht ze aller stunt in den landen wîten.
Ez sint niht künige unt vürsten mêr, die vride unt suone machen:

Der herren kriec, der wil diu lant verderben gar.
Nu nemet war,
wie sich die welnt nu stellen,
veigen ie gesellen;
der tiuvel schende ir lîp, die nû anders niht enwellen.
Ach, herre Got, daz klage ich dir, diu welt wil sêre swachen.

Swie hie ûf erden der lîp gevar,
her, vater, nim der sêle war!
Diu welt ist gar
an triuwen bar;
iedoch sô suln wir sorgen dar:
vor Gotes geriht dâ stênt zwô schar,
diu ein hât grôzes leides vil, diu ander in vröuden lachen.

2. Die schlimme Zeit.

Bruoder Berhtolde tet ê Got grôz wunder kunt:
durch sînen munt
sprach Got von himelrîche
alsô wirdiclîche:
„Diu dinc, diu vor geschehen sint, noch schehnt tegelîche:
diu welt, diu nimt an triuwen abe unt treit ein valsch gemüete!“

Er sprach: „Diu swert, diu werdent wider einander gân,
man siht ûfstân,
daz niemen volget mêre
vater noch muoter lêre.
Die alten sint der jungen spot, swar der lande ich kêre;
diu welt, diu solt versinken gar: sô nert uns Gotes güete.

Meineider der ist worden vil.
Nu merke, waz ich dir sagen wil:
Roub, noch enstil,
du niht verhil,
du sage dem priester ûf ein zil,
wan ez niht ist ein kinder spil:
swer sîner schult ze bîhte komt, der vliuht der helle glüete.

3. Zuchtlosigkeit der Pfaffen.

Man vindet bruoder niht, als bruoder Berhtold was.
Nît unde haz,
den tragent ouch die pfaffen;
vüllen unde laffen,
des pflegent sî ze aller zît; wir sint niur ir affen.
Si tragent uns bœsiu bilde vor; war nâch suln wir uns richten?

„**N**iht sehet an ir werc, ir sehet an ir wort
diu sint der hort;
si tuon ouch, swaz si wellen.“
Vinden wirs zer hellen,
daz überwinden wir nie mêr: dar nâch suln wir stellen,
wir suln verdienen, daz wir komen ze Gotes angesihte.

Du hilf uns, himelkünigîn,
du milder genâde ein voller schrîn,
ach, bit daz dîn
trût kindelîn,
daz ez uns tuo sîn helfe schîn.
In helle grunt ist sêre pîn:
Marîa, ûzerwelte vruht, du solt uns zuo dir pflihten!

4. Lehren.

Den jungen wirbe ich rât, sît ich der jungen bin,
daz sî den sin
an manheit iht verlazzen,
al unstæte-hazzen,
ir witz in endehafter kür sol lân oder vazzen:
diu zwei stânt bî der manheit wol: ir jungen sît bescheiden.

Swâ jungez herze ritterlîch gemüete nimt,
wol im daz zimt,
daz kumt von edeler stiure;
al sîn rât gehiure,
nie golt sô klâr geliutert wart in dem heizen viure;
des würke ich hie ein houbetgolt ze krône disen beiden.

Swer minneclîchen minne kan,
daz tiuret ritter unde man;
swer ûf ir ban
sich kan verstân,
wil im sîn dinc nâch wunsche ergân,
vrou Sælde hât im wol getân:
manmuot und ritterlîcher muot die krœnent einen heiden.

5. Die Höfe.

Man beizet mit dem raben unt mit der bunten krâ;
sô jagt man dâ
mit rüeden unt mit hovewarten;

in des hoves garten
stênt tistel rûch, unkrintic trefs bì den bluomen zarten.
Waz sol des snellen valken vluoc unt des habches denne?
Ich spür daz wol, der hof nimt abe von tac ze tage;
sô ist daz mîn klage:
swer nû kan lôsen, schmeichen,
süeze sprüche reichen,
dem tragent die herren bernde gunst: daz sint swachiu zeichen;
dâ bî stênt die biderben dort, reht als si niemen kenne.
Her Hof, ir habt den esel wert
vür schœniu ros, vür guotiu pfert;
der schmeicher hert,
der iuwer gert;
eins biderben mannes ir enbert,
der doch nâch prîse kan sîn swert
genützen zuo dien nœten wol: hin, daz sîn wort verbrenne!

6. An die Ritter.

Ir werden ritter, swâ ir in den landen sît,
zuo aller zît
sült ir iuch wârheit vlîzen,
daz iuch itewîzen
iht dürfe kranker hande barn; iuwer nam sol glîzen,
alsam der morgensterne tuot vor liehtes tages wunne.
Ritter, dîn ellen, daz sol sîn unmâzen ganz:
dîn ritterkranz
sol schône sîn geverwet;
sam sol ouch gegerwet
sîn dîn vil unverzagter lîp, sô daz niht entnerwet
gar mit unvuoge werd dîn nam; swâ man dich, helt, erkunne,
Dâ soltu solhes rehtes pflegen,
daz dû behaltest swertes segen.
Vlinch, milter degen,
der schanden regen.
Ze tugenden soltu brücken, stegen:
sich, ritter wert, sô wirt dîn lop erglenzet, als der sunne.

7. Maaß in allen Dingen.

Nieman sol sînes leides al ze trûric wesen,
wil er genesen
vor grôzer houbetswære.
Senftes muotes mære
er künde ie dem herzen sîn, unt sî wunnebære.
Ez wart nie leit, swerz weiz, im volge ein vreude, ob man im stiuret.
Ez sol ouch sînes liebes niemen sîn ze vrô!
Daz prüeve ich sô:
manc liep, daz wirt ze leide;
ob ich daz bescheide,
sô jehet, daz ez diu mâze si: liep unt leib, diu beide,
sint sî der mâze undertân, sô wirt ir adel gestiuret.
Ein liebe machet dicke daz,
daz ir diu mâze wirt gehaz;
kein leit niht baz
unmâze maz:
des adels mâze sî vergaz.
Sô wart ir beider kraft ze laz:
mâz, aller ebendinge ursprinc, swâ man si niht verliuret.

8. Guter Rath.

Ich gib iu rât: swer mir wil volgen sunder spot,
der minne Got
unt mîde valsche ræte;
ê daz erz verspæte,
sô kleide er sînen jungen lîp hie in êren wæte!
Man giht, swaz werden welle ze hage, daz krümbe sich bî zîte.
Ein jungelinc sol in der jugent heben an,
swaz guot getân
sî, seht, des sol er rêmen;
er sol sich erschêmen,
swenn er untugentlîchen tuot. Kan er daz vernêmen,
nu volge er mîner lêre, seht, sô wirt sîn lop vil wîte.
Er sol ouch haben milten muot,
den gernden teilen hie sîn guot.
Ist er behuot
vor schanden gluot,
daz in diu brennen niht entuot,
sô hüet er sich ouch, daz kein bœses wort im iht entglîte!

9. Der wahre Meister.

Swaz ie gesanc Reimâr unt der von Eschenbach,
swaz ie gesprach
der von der Vogelweide
mit sô vergoltem kleide,
ich, Vrouwenlop, vergult ir sanc, als ich iuch bescheide:
si hânt gesungen von dem veim, den grunt hânt si verlâzen.
Ûz kessels grunde gât mîn kunst, sô giht mîn munt,
ich tuon in kunt
mit worten unt mit dœnen,
gar âne sunderhœnen,
noch solte man mîns sanges schrîn gar rîlîchen krœnen;
si hânt gevarn den smalen stîc bî künsterîchen strâzen.
Wer ie gesanc unt singet noch
bî grüenem holz ein vûlez bloch,
sô bin ichz doch
ir meister noch;
der sinne trage ich ouch ein joch,
dar zuo bin ich der kunst ein koch:
mîn wort, mîn dœne getrâten nie ûz rehter sinne sâzen.

10. Preis der Armuth.

Armuot, ich wil niht wizzen, waz
und dû mir leides hâst getân;
Ez wære sumelîchem baz,
möht ez nâch sînem willen gân.
Waz tæt er denne unt hæt er guot?
sô pfuchte er, als ein eberswîn.
Armuot, du müezest sælic sîn,
du stillest manegen übermuot.

11. Treue.

Durch Got, swer triuwe in herzen habe,
der lâz si nimmer von im komen;
Swer an den triuwen læzet abe,
den hât der wirde tôt benomen.

Triuw ist ein spiegel, den der man
vür sich in al der werlde treit;
triuw ist daz heimelîche kleit,
daz uns Got hât gesniten an.

12. An die Frauen.

Ir hôhen vrouwen, reine wîp,
ich hân daz reht, daz ich iu sage:
Waz mac getiuren iuwern lîp
ie baz unt baz von tage ze tage,
Wan daz ein von der andern niht
mit willen hœre ein swachez wort?
Beschützet hie und decket dort,
daz ist ein süeze zuoversiht.

13. Lob der Frauen.

Ich spriche ez wol ûf mînen eit,
daz in der werlde doch niht ist,
Daz alle sorge und allez leit
vertiuwern müge mit süezer list
Baz, denne ein rein, trût, sælic wîp!
Ahî! wie wolgemuot ein man
muoz sîn, swenn sî in lachet an!
Den spiegel heiz ich leitvertrîp.

14. Armuth führt zum Himmel.

Armuot, dich hazzet manec man,
unt vient dich an;
im ist niht kunt, daz dir Got heiles gan.
Mich triege mîner sinne rât,
kein bezzer wec niht zuo dem himelrîche gât:
ein slehte ban
ist aremuot wol kunt.
Swer die gedulteclîchen treit
unt sezt sîn leit
zem besten vür ûf Gotes barmekeit,
unt mîdet unverschulten haz:
gêt ez eim andern hie ûf erden baz,
er wirt gemeit
in himelrîch gesunt.
Swer sînen sin nâch rehten dingen setzet,
unt sîne snœden zungen niht enhetzet,
sîn ebenkristen letzet
an êren, noch an wirdekeit,
im wirt bereit
ein rîlich kleit
in vreuden zaller stunt.

15. Auf den Tod Konrads von Würzburg.

Geviolîerte blüete kunst,
dîns brunnen dunst
und dîn gerœset flammenrîche brunst,
diu hâte wurzelhaftez obez;
gewidemet in dem boume künste rîches lobes
hielt wipfels gunst
sîn list. Durchliljet kure,
Durchsternet was sîns sinnes himel,
glanz alse ein vimel,
durchkernet lûter golt nâch wunsches stimel
was al sîn bluot, geveimt ûf lop,
gevult ûf margarîten, niht ze klein unt grop;
sîns silbers schimel
gap gimmen velsen schure.
Ach, kunst ist tôt! nu klage, armônîe,
planêten tirmen klage niht verzîe,
pôlus, jâmers drîe:
genâde im, süeze trinitât,
maget reine, enpfât,
ich meine Kuonrât,
den helt von Wirceburc.

16. Geistliche und weltliche Macht.

Wie nû, wie nû, ir pfaffen,
wie sint diu reht geschaffen?
Küne Karl dem rîche und ouch dem stuole hât gegeben
diu swert; iur leidez kallen muoz ich klaffen.
Ist Pêters allez, daz da ist,
Johans, wâ ist dîn swert?
Ich wæn, du sîst entnücket;
dîn swert ist dîr entzücket:
diu stôle und ouch der ban hôch ob dem swerte sweben.
Blat, schicket sich, daz schilt unt sper dich drücket?
Johannes guot, erwecke dich,
dîns leides Pêter gert;
Sîn ist daz rîche mit dem stabe,
der vrevel unt gewalt;
er setzet ûf, er setzet abe:
solch wille ist sîner maht gezalt;
dîn vürstentuom, diu ritterschaft,
diu beidiu sint verschalt.
Johannes, hege dîn altez reht,
als ez gestanden habe,
nimst du dîn swert niht ebene sleht,
man jagt dich mit dem stabe.

17. Ehret die Frauen.

Ô reiniu wîp, ûfhaltunge aller welde
gên Gote unt gên der muoter sîn,
als hie mit sange ich melde,
si sint der hôhsten sælden schrîn:
kein meister mac ir hôhez lop voldenken.
Diu werlt, diu wær vor langer zît vergangen,
enwæren niht diu reinen wîp;
nâch in mich sol verlangen.
Si vröuwent maneges mannes lîp;
ir werde man, dar an sult ir gedenken.
Die vrouwen künnen wenden leit
den mannen, al ir trûren wol verhouwen.
Swaz bluomen heide und anger treit,
ich lobe si vür die vogele in den ouwen;
dâ vür lobe ich der edelen vrouwen minne:
ie wol dem man, der eine hât,
der halt si liep unt zart mit wîsem sinne!

18. Erklärung.

Man giht, ich sî ein teil ze scharpfer worte
in mînem sange; jâ ich aller orte,
ich sol gên lôse smæhe sagen,
swenn ichs an eime enpfinde.
In mînem sange ich offenlich sol strâfen
mit umberede, mit worten, sunder wâfen;
den vrumen danke ich reiner tât
mit süezen sprüchen linde.
Swâ man den bœsen hillet mit,
dâ ergert sich sîn tât, sîn sit,
unt werdent deste krenker.
Man sol dem vrumen milten danken sîner tugent,
in lustet deste baz, ze tuon nâch sîner mugent;
ie mêr der bœse schande hât,
diu wirt nâch tôde swenker.

19. Priamel.

Swer zeiget kunst, dâ man ir niht erkennet,
swer ungezemtiu jungiu ros unkunde vürte rennet,

swer lange krieget wider reht,
swer vil verstolnes koufet;
Swer vil mit nâchgebûren sich gebâget,
swer ungewizzenlîchen gar die ungezogenen vrâget,
swer steichet dicke vremden hunt,
swer alte juden toufet;
Swer dienet, dâ man sîn niht gert,
swer sich mit lügen wil machen wert,
swer spotten wil der alten;
swer ûf die verre vriunt sich sêre fidet,
swer sîn getriuwe sælic wîp durch valsche minne mîdet:
sol dem ez allez wol ergân,
des muoz gelücke walten.

20. Gebet.

Ôschiros, Got gewaltec,
drô, und den tiuvel morde,
baz, **sô** ich dô erschricke,
vrô ich ze dînem rîche
kum, Tètragrammatôn!
Vrum mache mich in tugende,
daz mînes sinnes arke
baz ûz der sünden vlüete
gezücket werd, sô reine
was küne Alasonanz.
Ganz mînen sin durchblicke
Altissimus der starke,
stè sünder manecvaltec,
daz ich den bruch beweine,
den ich begienc in jugende,
in tumbes sinnes glüete,
daz ich der engel horde,
daz himelrich sô vrôn
vîn schowe an êweclîche,
dîn antliz lûter, glanz.

Regenbogen.

Barthel Regenbogen, Frauenlobs Zeit- und Kunstgenosse, war seines Berufs ein Schmied; doch verließ er dieses Handwerk aus unwiderstehlichem Triebe zur Dichtkunst (4). Es ist unbekannt, aus welchem Lande er stammte, doch kann er seine Heimat nicht am Rheine gehabt haben, da er ausdrücklich berichtet, daß er an den Rhein gezogen sei, um die besten Sänger zu suchen und sich mit ihnen zu üben (2). In Mainz, wo er sich lange aufgehalten zu haben scheint, fand er den schon allgemein berühmten Frauenlob, der nicht ohne mächtigen Einfluß auf ihn blieb. Eben so wenig, als seine Heimat und sein Geburtsjahr ist auch die Zeit seines Todes bekannt; er muß aber ein hohes Alter erreicht haben, dessen Schwächen und Gebrechlichkeiten er in einem seiner gefühlvollsten Gedichte rührend beklagt, bei welcher Gelegenheit er auch seines Weibes und seiner Kinder gedenkt (3).

Anfangs mag die gelehrte Bildung, sowie der große Ruf Frauenlobs auf den einfachen Schmied bewältigenden Eindruck geübt haben, er nahm daher denselben zu seinem Vorbilde und suchte ihn nachzuahmen, was ihm jedoch nicht gelingen konnte, da ihm die ausgebreitete Gelehrsamkeit abging, durch welche sein Vorbild so großen Ruf erworben hatte. Diese Nachahmung war aber für Regenbogen verderblich, da er sich in eine ihm entfernt liegende Sphäre wagte und in dem Bestreben, die künstlichen Formen und die geschmückte Sprache Frauenlobs nachzubilden, sein eigenthümliches Talent untergrub. Es ging ihm, wie in den neueren Zeiten der Karschin, deren Dichtungen um so mehr an innerem Werthe verloren, je mehr sie den Forderungen ihrer gebildeten Freunde nachzukommen suchte. Doch gelang es dem ehrlichen Meister, die Bewunderung, die ihn zur Nachahmung verleitet hatte, zu überwinden, woran wohl nicht bloß sein gesunder, schlichter Sinn und sein Selbstbewußtsein (6), sondern auch der Uebermuth Frauenlobs Schuld war, der mit dem pedantischen Stolz eines sich selbst überschätzenden Gelehrten auf den einfachen, ungelehrten Handwerker herabblickte und ihm seine Ueberlegenheit oft in den härtesten Ausdrücken fühlen ließ (5). Die Gedichte Regenbogens, in welchen er, frei von Nachahmung, sich den Eingebungen seines eigenen Talents überläßt, sind den andern weit vorzuziehen. Zwar verrathen sie oft eine gewisse Unbeholfenheit der Form, aber trotz dieser Unvollkommenheit, von der sich bei Frauenlob auch nicht die leiseste Spur findet, erscheint der Schmied im Ganzen viel begabter, als jener, und namentlich übertrifft er seinen Nebenbuhler an Innigkeit und Tiefe des Gefühls. Auch mochte Frauenlob wohl selbst ahnen, ohne sich es doch gestehen zu wollen, daß Regenbogen an angebornem Talent ihn überrage; denn sonst würde er den schlichten Mann, der an gelehrter Bildung so tief unter ihm stand, kaum mit so großer Bitterkeit verfolgt haben. Auch Regenbogen ist sich seines höheren Werthes bewußt. Er weist nicht nur Frauenlobs unwürdigen Spott und Uebermuth zurück (5), sondern er stellt sogar seine Kunst über die seines Gegners, „denn die seinige“, sagt er, „grüne in der Sinne Zweig“ (6), worin wir unbedenklich mit ihm übereinstimmen, mag das Wort „sin“ den gesunden Menschenverstand bezeichnen oder Sinnigkeit, oder Gefühl und Empfindung, den Gedanken oder vielleicht die Poesie selbst bedenten, wie dies in einem andern Gedichte der Fall ist, in welchem er sich beklagt, daß der „her sin“ ihm nicht gehalten, was er ihm verheißen habe, als er ihn von dem Amboß wegnahm. „Ihr sagtet mir damals,“ fährt er fort, „daß es auch mein Gewinn sein würde, wenn ich den Herren um reiches Gut sänge. Nun hatte ich wohl stets den Trieb zu singen, und es ist auch meine Begier; nur sollten auch die großen Herrn mir besser lohnen. Die Fürsten sollen sich aber besser vorsehen, oder ich kehre wieder zu der Esse Glut. Da schwöre ich dem Hammer, der Zange und dem Amboß, denn der theilt mir williglich sein Fleisch und auch sein Brod mit. Fürwahr, ich zehre mich nimmer arm mit Kunst vor Herren bis auf meinen Tod.“ (7)

Daß Regenbogen sich bewußt war, auch größere Gedankentiefe zu besitzen, als Frauenlob, spricht er deutlich genug in dem Räthsel aus, das er diesem zur Auflösung vorlegt, dann aber selbst erklärt, weil Frauenlob den Sinn nicht gefunden hatte. Das Räthsel (8) ist freilich dunkel und schwierig genug, so daß es selbst trotz der Auflösung (9) nicht ganz klar erscheint; allein es war für einen Mann, der sich, wie Frauenlob, so ganz in die Spitzfindigkeiten der scholastischen Theologie verfahren hatte, vollkommen gut gewählt; und es mochte dieser dadurch, daß ihm die Auflösung nicht gelang, noch unangenehmer berührt werden, als durch den bitteren Hohn, den sein von ihm verachteter Nebenbuhler schon in

der Aufgabe über ihn in reichlichem Maße ausgoß*). So stellte sich Regenbogen der mystisch gelehrten Richtung entgegen, auf die Frauenlob am stolzesten war, und er wurde eben hierdurch noch weit mehr der Repräsentant und Träger des bürgerlichen Elements, das nun in der Literatur vorherrschend wurde und ohne Zweifel Großes hervorgebracht hätte, wenn seine selbstständige Entwickelung nicht durch die traurigsten Verhältnisse im deutschen Staatsleben gehindert und zuletzt ganz vernichtet worden wäre. — Regenbogen hat ohne Zweifel noch mehr gedichtet, als was wir von ihm kennen; aber auch selbst das Wenige, das uns aufbewahrt worden ist, reicht hin, uns seinen dichterischen Charakter, wenn auch nicht in seinem ganzen Umfang, doch in seinem Wesen zu eröffnen. Wir erkennen in ihm dieselbe Natur, die wir später in ihrer allseitigsten Entfaltung in Hans Sachs werden kennen und bewundern lernen, dieselbe Treuherzigkeit, dieselbe Tüchtigkeit in der Gesinnung, dieselbe Gedankenfülle, denselben Reichthum des Ausdrucks, der dem Gedanken immer entspricht und ihn in voller Klarheit darstellt. Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß die zwei würdigsten Vertreter des bürgerlichen Elements in der Poesie die beiden Endpunkte desselben bezeichnen; sie lassen uns ahnen, bis zu welcher hohen Stufe die deutsche Kunst hätte gedeihen müssen, wenn sie sich aus dem engen stadtbürgerlichen Gesichtskreise, in welchem sie immer befangen blieb, zur Höhe der staatsbürgerlichen Anschauung hätte erheben können. Eine Ahnung derselben hatte der ehrliche Regenbogen; wenigstens deutet das Gedicht darauf hin, in welchem er ausspricht, daß jeder der drei Stände, Ritter (Krieger), Geistliche und Bauern, gleichberechtigt sei, daß keiner ohne den andern bestehen, und daß nur aus ihrer beständigen Eintracht das Heil des Vaterlandes erblühen könne, eine Idee, welche Regenbogen vielleicht zuerst mit dieser Entschiedenheit ausgesprochen hat (1). Seinen klaren Blick in die öffentlichen Verhältnisse beweist uns ein andres Gedicht, in welchem er, an eine schon damals lebendige Sage sich anlehnend, die Zukunft zu enthüllen suchte. „Es wird eine Zeit der Zwietracht kommen," sagt er, „wo sich zwei Häupter der Christenheit (zwei Kaiser) bekämpfen, und das ganze Land in das tiefste Elend stürzen werden. Der Krieg wird so groß sein, daß ihn Niemand zu stillen vermag. Dann aber wird Kaiser Friedrich erscheinen, und seinen Schild an einen dürren Baum aufhängen; er wird über Meer fahren und das heilige Grab ohne Schwertstreich gewinnen, der dürre Baum wird wieder grünen und Früchte tragen. Und der Kaiser wird das Recht wieder zur Anerkennung bringen, manches Unglück heilen; alle heidnischen Reiche werden sich ihm unterwerfen, er wird die Juden bekehren und der Pfaffen Uebermuth zügeln. Er wird die Klöster zerstören, die Nonnen verheirathen, auf daß sie der Menschheit Nutzen bringen. Wenn das geschieht, dann kommen uns gute Zeiten." (10) Man sieht, daß der gute Regenbogen noch in jener Ansichtsweise befangen war, welche alles Heil von der Eroberung des heiligen Grabes erwartete, aber sie hinderte ihn nicht, die Reformation vorauszusehen, die seine Prophezeihung zum Theil so glänzend rechtfertigte; und wenn das politische Heil nicht erfolgte, das er zugleich verkündigte, so war dies eben eine Folge davon, daß das Volk, wie er auch selbst, es von einem Fürsten und von einem Wunder erwartete, statt es in sich selbst zu suchen. Wie schon aus dem erwähnten Gedichte hervorgeht, lag dem Dichter die Bekehrung der Juden sehr am Herzen, wie denn gerade in jener Zeit Trauer über das Mißlingen der Kreuzzüge sich in einem oft blutigen Haß gegen die Juden Luft zu machen suchte. Regenbogen hat nicht weniger als eilf Gedichte verfaßt, in welchen er in der dramatisch lebendigen Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und einem Juden diesen von der Wahrheit des Christenthums und von den Irrthümern des Judenthums zu überzeugen sucht, wobei er Aussprüche des alten Testaments als schlagende Beweismittel gebraucht. So beruft er sich auf eine Stelle des Jesaias, wo es heißt: „Eine Magd gebiert ein Kind," um dem ungläubigen „blinden" Juden darzuthun, daß Gott „geruhet habe, ein Mensch zu werden".

*) S. unten bei König Tirol ein ähnliches Räthsel, das vielleicht dem Meister Regenbogen vorschwebte und an das sich der gelehrte Frauenlob wohl hätte erinnern sollen.

1. Die drei Stände.

Ir pfaffen und ir ritter, trîbet von iu nit,
ir prüevet anders grôzer ungenâde zît!
ir sult gedenken rehte, wiez um iu lît!
Der pfaffe, ritter, bûman, die drîe, die sölten sîn gesellen:

Der bûman sol dem pfaffen und dem ritter ern,
sô sol der pfaffe den bûman und den ritter nern
vor der helle, unt sol der werde ritter wern
dem pfaffen und dem bûman, die in tuon iht wellen.

Nu dar, ir edelen werden drîe gesellen;
stol unde swert, welt ir ein ander helfen wol,
sô wirt diu Kristenheit von iu genâden vol;
stol unde swert, der pfluoc tuot allez, daz er sol,
sît ir mit triu ein ander bî, iuch kan nieman gevellen.

2. An die Meister des Gesangs.

Got dank iu, meister! ir habent mich enpfangen schôn;
von edelm sange vüert ir wol der êrn ein krôn;
ich wil iu danken tugentlich in disem dôn.
Jâ heizt ir mich Got wilkom sîn: Got wil iu selber lônen.

Ich kam ûz vremdem lande her in kurzen tagen.
Guot edelsanc, den sol man singen unde sagen;
guot edelsanc, der ist im herzen wol ze tragen;
guot edelsanc geêret wirt von engeln in dem trône.

Swer singt mir silben, rîme ungespalten,
zuo dem sô wil ich vrôlich ziehen ûf den plân,
ob mîn gesanc dâ gein dem sînen möht bestân,
ob ich in möht mit rehter kunst gesigen an;
wol her an mich, ich bin ein gast, wer hie den prîs behalte!

Sît irz, der meister, den man nennet Vrouwenlop?
Mit iuwer kunst sô lâgt ir mangem senger op;
ich vorht, daz mîn gesanc dem iuren sî ze grop:
des sült ir mich geniezen lân durch zarter vrouwen güete.

Umb singens willen wolt ich zien in Ungerlant;

sô hânt ir mich der wîten reis hie widerwant.
Jâ Got hât mich doch selber her ze iu gesant;
daz ich iu hie bevunden hân, des vröut sich mîn gemüete.
Vernemet mîne rede hie gemeine:
umb singens willen wolt ich ziehen an den Rîn;
mir wart geseit, wie hie die besten senger sîn;
und ist daz wâr, daz lât an mir hie werden schîn
durch Gotes muoter hôch geborn, Mariâ, die vil reine.

Umb singens willen bin ich her zuo ziu gezogen;
waz ich iu sage, daz ist sicher ungelogen.
Kent ir mich gern? ich binz, geheizen Regenbogen,
der sanges ie ein meister was, nâch dem tuon ich mich nennen.
Umb singens willen heng ich ûz ein rôsenkranz;
die silben, rîme machent im die bleter ganz:
swer singet wîsiu wort und ouch der dœne schanz,
unt mir den kranz gewinnet an, den meister wil ich kennen.
Filosofî daz krenzelîn tuot machen,
diu musica und ouch die kunst geômetrî;
retorica, diu wont dem edeln sange bî,
diu logica, und ouch diu hôh astrônomî:
belîbet mir mîn rôsenkranz, von vröuden wil ich lachen.

3. Der Dichter und der Tod.

Der Tôt kwam zuo mir heim unt wolte tœten mich;
ich sprach: „Ach, lieber Tôt, waz möht ez helfen dich,
daz ich wær iezunt tôt? die wârheit zuo mir sprich!“
Er sprach: „Swâ kranke liute sîn, dar muoz ich mich hin næhen!“
„Nu vrist mich, Tôt, biz mîn diu welt niht mêr begert,
unt sô ich mînem wîb unt kindern werd unwert,
unt mich ouch daz gesinde genôt siht umb den hert,
wen daz geschiht, sô wil ich dir umb leben niht mêr vlêhen:
Ich hân noch jungen lîp, ouch guot und êre.“
„Waz wænstu, tôre, daz ich dir dar umbe tuo?
Mir ist gein dir der âbent, als der morgen vruo;
der keiser glîcht dem beteler, dem ich wil zuo!
Mîn vriuntschaft unt mîn heimlicheit ist al der welt ze swære.“

„Ach Tôt, mîn vriunt, welstu mich lenger leben lân!
Mit mînem wizzen hân ich dir nie leit getân;
swen du nu wilt, ich muoz dir ze gerihte stân,
ich kan dir joch entloufen niht: waz schat dir, daz ich lebe?
Het ich die ganzen kraft, diu al dis welte treit,
daz hülf mich gein dînr sterke niht eins halmes breit.“
„Wol hin unt lebe,“ sprach der Tôt, „und sîst bereit,
swenne ich dir mîne boten send, die dir diu zeichen geben!“
„Ich bit dich, Tôt, du mir die boten nennest!“
„Grâ schopf, grâ bart; der dritte bot ist daz giht,
zanlôs, toup, blint; der vünfte bote sûmt sich niht,
dempfig unt hust; der sechste bot ist bœs gesiht;
der sibende bot macht dich ein kint, daz du dich niht erkennest.“

Diu zît ist hie; die boten, di sint ûz gesant:
der grâwe schopf, gesiht sint mir beid wol erkant;
zanlôs, dempfeht hânt sich ûf die strâz gewant;
si wellen komen, wan si mügen . . . . . . vollen ir beiden.
Wer heizt si îlen, daz si loufen alsô snel?
Daz tuot der Tôt, des muot ist ûf mich worden grel,
er hât kein ruo, ern hab gestrecket mir daz vel,
unt hab mich von dem leben brâht, unt von der welt gescheiden.
Wol hin, lâz varn! wan sterben ist gemeine;
unt wær daz niht, ez bræhte mir gar trüeben sin;
mîn vater unt mîn muoter, die sint vor mir hin,
unt keiser, künige, vürsten, der ich keiner bin:
noch lebt ich gerne tûsent jâr, unt hilft mich doch gar kleine.“

Sô kumt der Tôt unt spricht: „Hie muoz ein strîten wesen;
gesigstû dâ, sô muostu tûsent jâr genesen!
Ûz blôzem rehtem schirmen wel wir künste lesen:
nu halt dich an der langen hort, ich hân die îsern porten.“
Sô kument, mîne vriunt, bringent mîn kampfes wât,
mîn bein gewant, daz sint zwên seck niht wol genât,
mîn wâpen rock, ein linîn tuoch von kranker tât;
ez salbt der edel priester mich, unt segent mich mit worten.
Ich bin bereit: nû gât ez an ein strîten,
sô sleht der Tôt diu beine, daz si stille ligen,
hend unde arme hânt des swertes sich verzigen,
ougen unt houpt: wie möht ich im dan an gesigen?
sô sticht er mir daz herz enzwei, daz muoz ich allez lîden.

Sus endet sich der strît: dannoch ist ungestriten.
Ach Got, durch dîne martel, die du hâst geliten,
ach Mariâ, hilf mir dîn liebez kint erbiten,
daz dîne bete stê vür mich, unt lâz die sêle ruowen!
Ach, wen der tiuvel zuo mir sprichet; „Dû bist mîn,
wan dû ûf erden nie getrüeg gotlîchen schîn,
dû muost bî mir unt mîn gesellen êwic sîn!“
Mariâ, durch dîns kindes tôt, sô stê uns bî mit triuwen!
Juncvrou, dû hâst die kraft vor Got, vür wâr, du rihtest,
daz alle hellisch tiuvel vürhten sich vor dir;
ich bit dich, Mariâ, muoter, daz du helfest mir
ze dînem lieben kinde, sô stât mîn begir:
ich bitte, hêrre, dich umb gnâd, dazt niht nâch rehten rihtest!

4. Trieb zur Kunst.

Ich Regenboge,
ich was ein smit,
ûf hertem anebôz
gewan gar kümberlich mîn brôt.
Armuot hât mich besezzen:
ez wart niht lenger ûf gezogen,
dar nâch gar schier greif ich ein anderz an.
Nâch sanges gir
sô vuor ich wît;
het ich die rehten mâz,
an rîmen lit ich keine nôt,
die kan ich wol gemezzen,
daz sült ir al gelouben mir,
daz ich wil tihten, als ein künstic man.
Ez hât mich dick unt vil gerûwen, daz ich hân getân:
mir zæm ouch baz zwei hendlîn wîz, dâ zuo ein müezic leben:
ie doch sô lâz ich niht dâ von,
sit sich mîn herz in solich kunst hât geben!

5. Auch ich bin ein Dichter.

Ist halp verlorn,
swaz ich vor hab
ûf smiden ie gelart;
ich hoffe, ez tuo mir nimmer nôt:
doch lâz ichs niht belîben,
unt tæt ez noch vil mangen zorn,
ie doch wil ich gesanges meister sîn.
Ich sing vür wâr dem Vrouwenlop
halber ûf diser vart:
ûf mich sô treib er sînen spot,
dâ mit sô wolt er schîben,
ich red ez wol ân alz gevar,
an sînen strâfen lîd ich keine pîn.
Ich tar singen vor edeln vürsten unt vor keiser rîch.
Her Vrouwenlop, lât iuwern nît und iuwern übermuot:
iuwer kunst mac niht wesen glîch
mir: ich tar singen vor edeln vürsten guot!

6. Des Dichters Selbstbewußtsein.

Den mîn gesanc
hân ich bizher
mit künsten wol gemezzen:
doch wil ich ungestrâfet sîn.
Her Vrouwenlop, daz merke,
iuwer kunst ist gein mîner kranc,
diu mîn, diu gruonet in der sinnen zwîc.
Ich Got getrûw
sîur gnâden, der
den himel hât besezzen,
er behüet mich vor der helle pîn,
dem tiuvel nem sîn sterke;
der ich nû ûf sîn gnâde bûw,
ich hoffe, er vüer mich ûf der sèle stîc,
Er vüer mich in sîn êwikeit, hôch in den himelhac.
Swer nu hie lebet âne nît, der ist sælic geborn,
dem Got niht gît ein grôzen slac:
her Vrouwenlop, nû lâzet iuwern zorn.

7. Dichter und Schmied.

Her sin, her sin,
ez gèt mir niht,
als ir gehiezet mir,
dô ir mich nâmt von dem ambôz.
mir von dem stocke rietet!
Ir spracht, ez wær ouch mîn gewin,
daz ich den herren süng umb rîchez guot.
Ze singen ich
het ie die pfliht
und ist ouch mîn begir,
unt wolten mich die herren grôz
mit gâbe vür baz mieten.
Die vürsten luogen baz vür sich,
oder ich kèr wider zuo der esse gluot.
Dâ swer ich hamer unde zang und ouch dem ânebôz,
der teilt mir williclîchen mit sîn vleisch und ouch sîn brôt.
Vür wâr! ich zer mich nimmer blôz
mit kunst vor herren biz ûf mînen tôt.

8. Räthsel.

Gebûwen wart
ein rîchez werc
mit sinnen in eim walt;
ez wart volbrâht in kurzer vrist
sô gar an alliu wâfen,
ein edel mül von hôher art;
wie bald der mülner sînen knaben rief!
In einem sê
dâ lît ein berc,
sô wunniclîch gestalt,
dar ûf diu mül gebûwen ist,
die tar halt nieman strâfen,
si melt vil schœner und ouch mê;
an sîner wach der mülner nie entslief.
Zwelf reder an der müln gânt, diu sint sô lobelîch,
diu mül, diu ist gebûwen schôn, ir pfligt ein wîser man.
Wer ist nu hie sô künsterîch,
der mir die mül mit sinnen râten kan?

Hœrt, lât iu sagen,
diu mül mit viur,
mit klârheit ist enzunt,
vünf edelsteine, die si hât,
dâ bî sô merk ich wunder:
al durch die mül dâ gât ein wagen,
sîn wend von gold, die sint schœn, eben, sleht.
Ich weiz noch mêr
der âbentiur
in mînes herzen grunt:
wer ræt mir disen kluogen rât?
Her Vrouwenlop besunder:
daz viur ist heiz unt brennet sêr;
unt wer ez schürt, dem gânt die stein niht reht.
Diu reder und die edelstein, die hânt einander holt;
daz viur, daz treit in beiden haz, ist mir wol worden kunt;
die zwên, die malnt in tougen golt:
her Vrouwenlop, sliuz mir ûf disen bunt!

Hübsch unde kluoc!
Die stein sint zart
unt gebent vröuden vil,
den edelen vürsten wol gemuot,
den leien und den pfaffen,
und die der mülner selber truoc.
des werdent si oft in daz viur getriben.
Merk, waz ich mein:

Des viures art
gît mangem vröuden vil;
iedoch verbrennet in diu gluot,
daz hât Got nie geschaffen.
Her Vrouwenlop, rât mir die stein,
unt wâ daz viur zem êrsten sî bekliben,
Gar tugentlich ân allen zorn, daz sî in hie geseit. [wol erkant:
Her Vrouwenlop, ir sprecht, mîn herz, daz sî in der rât, der sî in vür geleit,
rât mir daz viur, ir habt ez dicke enbrant.

9. Auflösung.

Gar unverzeit
..n hœr ich wol,
mîn mül ist ungerâten;
daz viuwer machet mangen blint,
die stein sint vröudenrîche;
ir habt ze vil hie umb gejeit
in übermuot, daz merkt, her Vrouwenlop!
Ich bin gar vrô,
daz ich niht sol
ûz mîner kemenâten:
mich dunkt, ir sît der müln ein kint,
daz red ich offenlîche,
ir habt doch die gemâlen dô,
des nu mîn herz in hôhen vröuden top.
Der sê, daz ist das mere breit, dar in manc wunder lebt,
und Jêsu Krist der mülner ist, der uns diu wunder gap,
diu welt in wâges vlüete swebt,
Adâm den menschen diutet uns der knap.

Vier element
hât uns gegeben
Got hie zuo zeiner stiur;
diu reder an der mülen gân,
dar ûf sô sül wir bûwen;
zwelf stück des kristen glouben sint;
den walt bediutet uns diu kristenheit.
Der mülner fîn
schuof uns daz leben,
sîn wort alsô gehiur,
unt wil uns allen bî gestân,
als wir im wol getrûwen.
Die stein sint die vünf sinne dîn,
die Got der vater hât an dich geleit.
Der tôt bediutet uns den wagen, ir kinder, nemet war,
er vüeret mangen mit gewalt durch dise welt gar wît.
Wer nu lebt âne sünde gar,
der mac sich vröuwen wol der lieben zît.

Durch alliu lant
daz viuwer gât,
sîn vunken stiebent wît,
sîn vlammen sint unmâzen breit,
daz merket überal.
Diu welt mit sünden ist enbrant,
dâ von uns Got hât wîse sin gegeben.
Der sünden sê
ir von iu lât
al hie in diser zît;
der wirt an sînen tôt gereit
ûz disem jâmertal.
Des wâfen! hiut und immer mê:
wâ sint si nû, die âne sünde leben?

Lüge unde zorn und êwiclicher übermuot,
wæn, nie gelac, sît sich Adâm der êrsten sünd vermaz:
wer Got ein dienst in triuwen tuot,
dem lônt er wol, sît sicher, âne haz.

10. Die Zukunft.

Ez nælit der zît,
grôz arebeit
üebt sich durch alliu lant
ümbe zwei houbt der Kristenheit,
diu sich wider ein ander setzen;
sich hebet noch ein grôzer strît,
daz muoter kint ez wol beweinen mac.
Man unde wîp,
die habent leit
umb roup, dar zuo den brant,
einz am andern gar verzeit,
wie si sich an einander wellen letzen,
beid an dem guot und an dem lîp,
daz nieman mac belîben âne klac.
Sô wirt daz urliug alsô groz, niemant kan ez gestillen;
sô kumt sich keiser Vriderîch, der hêr und ouch der milt,
er vert dort her durch Gotes willen,
an einen dürren boum sô henkt er sînen schilt.

Sô wirt diu vart
hin über mer,
sô hebent si sich drât,
man unde wîp in vrechem muot,
sô si mügen aller beste,
si dringent durch ein ander hart;
dar umb in Got sîn rîch dort geben wil.
Wîb unde man
gênt âne wer,
beide vruo unde spât,
sô wirt der vrid danne alsô guot
in den landen und ûf den vesten,
einz grîft daz ander nindert an,
sô gewint diu werlt dan vröuden alsô vil.
Er vert dort hin zem dürren boum ân allez widerhap,
dar an sô henkt er sînen schilt; er gruone unde birt;
sô wirt gewunnen daz heilic grap,
daz nimmer swert dar umb gezogen wirt.

Diu reht gelîch
bringt er her wider,
der sëlbe keiser hêr,
manic schad der werlte vrumen
al zuo der selben zît,
und alliu heidnischiu rîch,
diu werdent dem selben keiser undertân.
Der Juden kraft
legt er dar nider
sô gar ân allez wer,
daz si nimmer ûf bekumen,
dar zuo ân allen strît,
und aller pfaffen meisterschaft,
daz sibende teil wirt ouch kûm bestân.
Diu klôster, diu zerstœrt er gar, der vürst gar hôch geborn,
er gît die nunnen zuo der ê, daz sag ich iu vür wâr,
si müezen uns bûwen wîn unt korn:
wan daz geschiht, sô kument uns guotiu jâr.

11. An die Juden.

Jud, gloubstu, daz Got himel und erden
beschüefe? — „Jâ, daz weiz ich wizzenlich vür wâr!“ —
Daz ist guot, Jud! Geloubestu,
daz er ist schepfer aller creatiure,
Daz er geruochte mensche werden? —
„Nein! dô zweiet sich diu rede: Got ist bar
der menscheit! Nieman mich dar zu
kan bringen, der geloube ist ungehiure,
Daz Got ie würde menschenbær,
oder von einer meid ie bürtic würde!“
Swîc, schalc! ob ich dich des bewær,
sol man dich brennen danne ûf einer hürde? —
„Nein, du solt mich niht brennen, du mâht
mich sîn bewæren niht!“ —
Daz soltu wol gehœren, bœser wiht!
Isaias sprach manic jâr zît,
ê Mariâ diu rein ie wart geborn,
von der geburt. Lâ dînen strît,
dû blinder Jud, ê dan mir werde zorn!
Got sprach zu hêrn Jêsaias: „Ein meit gebirt ein kint!“ dast wâr mit wârre geschiht.
Dû blinder Jud gar ungesláht,
noch sich dîn blindikeit mit angesiht.

Der Singerkrieg auf der Wartburg.

Alte Chronisten erzählen, daß einst mehrere Dichter, welche am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebten oder zufällig an demselben versammelt waren, einen Gesangstreit unter der Bedingung erhoben, daß derjenige, welcher für besiegt erklärt würde, durch Henkers Hand sterben solle. Als die Theilnehmer an diesem Kampfe werden Wolfram von Eschenbach, Heinrich von Ofterdingen, Walther von der Vogelweide, Reinmar von Zweter, Biterolf und der tugendhafte Schreiber genannt. Es sei, berichten sie ferner, Heinrich von Ofterdingen, Bürger von Eisenach, als der Besiegte erklärt worden; er habe sich aber dem Richterspruche nicht fügen wollen, weil ihm Unrecht geschehen sei, sich auf Klinsor von Ungarland berufen und bei der Landgräfin Sophie, der Gemahlin Hermanns, Schutz vor dem Tode gesucht. Diese habe ihm dann die Erlaubniß ertheilt, den berühmten Klinsor in Ungarn aufzusuchen und auf die Wartburg zu bringen, welcher auch, als er herbeigekommen, den Streit friedlich geschlichtet habe. Es ist zwar allerdings möglich, und sogar, wie schon oben bemerkt (S. 149), nicht unwahrscheinlich, daß in den früheren Zeiten des Minnesangs ähnliche Kampfgesänge angestellt wurden, und so mögen auch am Hofe des Landgrafen von Thüringen dergleichen Statt gefunden haben; allein wenn auch angenommen werden könnte, daß ein solcher Kampf zwischen den berühmtesten Dichtern jener Zeit wirklich Statt gefunden habe, und daß er eben deswegen berühmt geworden sei, erscheint diese Thatsache offenbar schon bei den Chronisten in sagenhafter Ausbildung, da sie nicht nur Persönlichkeiten einflechten, welche nicht historisch sind, sondern auch Dichter verschiedener Zeiten zusammenstellen, wie z. B. den jüngeren Reinmar, der in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts hinabreicht, während der Kampf, an dem er Theil genommen haben soll, schon in die Jahre 1206—1208 fällt. Nicht weniger ist die Bedingung des Kampfes offenbar eine sagenhafte Ausschmückung, die sich schon bei den Räthseln der Sphinx zeigt und dem Orient sehr geläufig ist, wie ja auch Turandot den Tod derer verlangt, welche ihre Räthselaufgaben nicht lösen. Wir wollen durch diese Andeutungen nicht behaupten, daß der erwähnte Zug im Wartburgkriege von den Alten oder den Morgenländern entlehnt sei (was allerdings bei dem Zusammenhang mit dem Orient auch denkbar wäre); wir glauben vielmehr, daß er auch in ursprünglich deutschen Sagen ähnlicher Art schon vorlag und nur auf den Wartburgkrieg übertragen worden ist.

Dieser Sängerstreit nun, er mag historische Grundlage haben oder ganz erdichtet sein, bildet den Gegenstand eines Gedichts, welches unter dem Namen des Wartburger Kriegs oder auch des Singerkriegs auf der Wartburg bekannt ist, und trotz der auffallenden Unmöglichkeit lange Zeit für ein dem Kampfe gleichzeitiges Erzeugniß gehalten, ja geradezu dem Wolfram von Eschenbach zugeschrieben wurde, was wohl daraus zu erklären ist, daß das Gedicht vorzugsweise diesen Sänger verherrlicht. Sprache, Inhalt, Form und Anschauungsweise thun aber zur Genüge dar, daß es erst gegen das Ende des 13. Jahrhunderts kann abgefaßt worden sein, und vielleicht ist, wie ein neuerer Forscher vermuthet, Frauenlob der Verfasser, wenn auch nicht des Ganzen, doch eines Theils desselben; wenigstens erscheinen manche Züge im Wartburgkriege, die an diesen Dichter erinnern. Das Gedicht ist nur in Bruchstücken auf uns gekommen, und auch diese nicht in der ursprünglichen Anordnung; doch lassen sich zwei Haupttheile leicht unterscheiden, die auch in zwei verschiedenen Strophenformen gedichtet sind. Der erste Theil enthält den Streit der Dichter über die Vorzüge verschiedener Fürsten: Heinrich von Ofterdingen erhebt den Herzog Leopold von Oesterreich, Walther von der Vogelweide dagegen den Landgrafen von Thüringen; die Kampfrichter entscheiden den Streit, der mit großer Bitterkeit und nicht in Ausdrücken, die des „Hoves“ waren, wie Gottfried sagt, geführt wurde, natürlich für Walther, der den Fürsten preist, an dessen Hof sich die Dichter befinden. Da ruft der arg bedrängte Heinrich von Ofterdingen den Zauberer Klinsor aus Ungarland zu Hülfe, der in der Magie wohl erfahren ist und mit dem Teufel im Bunde steht. Dieser erste Theil, in welchem manche historische Ueberlieferungen nicht zu verkennen sind, ist ohne Zweifel älter als der folgende, der jedoch nicht viel später abgefaßt sein kann. In diesem erscheinen Wolfram und Klinsor als die vorzüglichsten Kämpfer; der Gegenstand des Streits ist aber nicht mehr der Preis der Fürsten, es handelt sich nun um die eigene Vortrefflichkeit der kämpfenden Sänger, welche daher die mannigfaltigsten Verhältnisse berühren, auf Tod und Leben, Unsterblichkeit und Sünde, Offenbarung und Eigenschaften Gottes, so wie auf andere religiöse und auch auf naturgeschichtliche Dinge zu sprechen kommen, und alles dies in Form von mystischen Räthseln darstellen, worin jeder den andern zu überbieten sucht. Wenn aber behauptet wird, daß Wolfram die Glaubenstiefe vertrete, während Klinsor als Repräsentant der durch sündhafte Mittel erworbenen Wissenschaft erscheine, und man diesen mit Faust, jenen vielleicht wohl mit

Gretchen zusammenstellt, so ist dies gewiß eine in das Gedicht willkürlich gelegte Ansicht, die sich durch Nichts rechtfertigen läßt. Vielmehr ist Klinsor in allen seinen Aeußerungen ein ebenso glaubensfester Christ, als Wolfram, und weit entfernt, daß dieser als ungelehrt dargestellt werde, entfaltet er vielmehr, wie sein Gegner, eine Unmasse von Kenntnissen allerlei Art; nur in der Magie ist er unerfahren, wie er selbst gesteht, ohne daß er jedoch dem Klinsor die Kenntniß derselben zum Vorwurf mache. Es läßt sich übrigens nicht entscheiden, wie der Kampf ausgefallen sein mag, da wir den Schluß desselben nicht kennen. So viel läßt sich aber mit Bestimmtheit wohl sagen, daß dem Gedicht keine höhere Idee zu Grunde liegt, daß der zweite Theil desselben insbesondere ganz einfach eine Darstellung der damals gangbaren Kenntnisse enthalten sollte, welcher man die Form eines Gesprächs oder der zu jener Zeit in Aufnahme gekommenen und beliebt gewordenen Streitgedichte gab. Dadurch aber streift es auch, dem Dichter unbewußt, an die dramatische Form, und es kann das Gedicht daher als erster Vorläufer des Dramas angesehen werden.

Wir theilen zwei Stellen aus dem zweiten Theile des Gedichts mit. In der ersten gibt Klinsor dem Wolfram folgendes Räthsel auf: Ein Vater rief seinem Kinde, das an dem Ufer eines Sees schlief; er wollte es wecken, weil die Nacht einbrach und der Sturm die Wellen schon über den Damm des Sees warf. Aber das Kind hörte nicht; es wachte auch dann nicht auf, als der Vater ihm einen Ruthenschlag gab. Da ließ dieser sein Horn ertönen, ergriff das Kind bei den Haaren und gab ihm einen Backenschlag. Alles umsonst. Endlich warf der Vater eine Keule nach ihm und sprach: „Dich schützte das gallenlose Thier Ezidemon, doch folgtest du dem Rathe des Luchses, der dich in diesen Schlaf gebracht hat." Bei diesen Worten brach der Damm zusammen, und der See verschlang das Kind. Wolfram erklärte hierauf die Parabel also: „Der Vater ist Gott, das Kind ein jeglicher Sünder; Gottes Horn sind die weisen Geistlichen. Des Sees Damm ist die Zeit, die Gott den Sündern zur Bekehrung läßt, der See sind die kommenden Jahre, die Winde sind deine Lebenstage. Ezidemon ist des Menschen Schutzengel, der Luchs bedeutet den Teufel. Gott straft die Menschen zuerst mit Herzeleid (dies ist der Ruthenstreich), dann, wenn dies nicht hilft, mit Krankheit (dem Backenschlag) und endlich mit dem Tode (der Keule). Er verlangt dann Reue und Beichte, und wird ihm diese nicht gewährt, so ist Höllenpein unvermeidlich."

In der zweiten Stelle legt Klinsor ein anderes Räthsel von einem quâter mit vier essen, d. h. einem Wurf mit vier Assen, vor, welches quâter eine drîen und das drîe wiederum das quâter enthält. Wolfram löst hierauf das Räthsel: die Vier sei Christus als Löwe, Ochs, Mensch und Adler (Offenbarung Johannis 4, 7) und die Drei bedeutet die Dreieinigkeit. Da Klinsor sich so überwunden sieht, droht er mit dem Teufel, den er von Toledo und selbst aus Griechenland herbeischaffen wolle, so wahr ihm Jesus, der Jungfrau Sohn, helfe.

Die Manessische Handschrift enthält ein Gemälde dieses Sängerstreits, welches wir hier unten wiedergeben. Es besteht aus zwei Feldern; im obern ist der Landgraf Hermann von Thüringen mit dem Richtschwert und die Landgräfin Sophie mit dem Mantel der Gnade abgebildet; das untere Feld enthält die Bildnisse der sieben Kämpfer, Klinsor in der Mitte an seinem zauberähnlichen Aeußern zu erkennen.



Hie krieget mit sange h walther von der vogelweide. h wolfram von Eschenbach. h Reinmar der Alte.*) der tugendhafte Schreiber. heinrich von Ofterdingen. und klingesor von Ungerlant.

1.

Klinsôr.

Ein vater sînem kinde rief,
vor eines sêwes tamme lac ez unde slief:
„Nu wache, kint, jâ wecke ich dich durch triuwe;
Disen sê, den trîbent wint,
sô kumt diu naht gar vinster — wache, liebez kint,
verliuse ich dich, sô wirt mîn jâmer niuwe."
Dannoch daz kint des slâfes pflac; hœrt, wie der vater tæte:
er sleich hin nâher, dâ ez lac,
mit sîner hant gap er im einen besemen slac,
er sprach: „Nu wache, kint, ez wirt ze spæte!"

Dem vater wart von schulden zorn,
ûz sînem munt erschalt er dâ ein hellez horn,
er sprach: „Nu wache noch, ein tumber tôre!"
Dâ von sîn zorn im wol gezam,
daz kint er bî sîm reiden valwen hâre nam,
er gap im einen backenslac anz ôre,
Er sprach: „Dîn herze ist dir vermost, ich muoz mich dîn enziehen;
kan dich mîn horn niht vür getragen,
und ouch der beseme, dâ mit ich dich habe geslagen,
noch hilf ich dir, wiltu dem wâge empfliehen."

Klinsôr ûz Ungerlant mir jach:
Der vater wider zuo dem lieben kinde sach,
mit jâmer er diu ougen gegen im wante;
Dâ von wart sîn gemüete scharf;
mit einem slegel er zuo dem lieben kinde warf,
er sprach: „Nim war, den boten ich dir sante.
Ezîdemôn ein tier dîn pflac, daz was gar sunder galle,
dâ vür næm du eins luhses rât,
der dich in disen valschen slâf gedrungen hât."
Sus brach der tam unt kam der sê mit schalle.

*) Im Texte des Gedichts wird dagegen ausdrücklich Reinmar von Zweter als Theilnehmer genannt.

Eschenbach.

Klinsôr, ich lœse dir dic knoten;
nu dol daz, wîser meister, dur die zwelef boten,
ob ich in dînes sinnes sêwe iht schepfe.
Verwirre ich mich in disem hamen,
dîn strâfen wil ich dulden, meister, sunder schamen,
nu lache, ob mich mîn tumpheit hie beklepfe.
Ich sage dir, wer dem kinde rief: Altissimus, der starke;
ein ieglich sünder ist daz kint,
Gotes horn die wîsen meisterpfaffen sint:
sus swebt in dîner künste sê mîn arke.

Klinsôr.

Jâ, meister, lœse uns baz den haft,
daz gît der werlte maniger sælden hôhe kraft,
swerz merken wil, der lâzet mange sünde.
Mîn sin was al der werlt ze tief,
ê daz mir von Ofterdingen Heinrich rief;
nu vindestu die hœhe und ouch die gründe.
Driu tûsent marc in Ungerlant, die hân ich von den rîchen,
welle ich die habe vor dir sparn,
wiltu mit mir gen Sibenbürgen varn,
sô müeze Got an sælden mir geswîchen.

Eschenbach.

Sint mir die sinne im herzen zam,
sô wil ich dir bescheiden von des sêwes tam:
daz ist ein zît, daz dir Got hât gesprochen;
Verwürkest aber du dîn zît,
geloube mir ân aller slahte widerstrît,
sô hâstu selber dir den tam zerbrochen.
Der sê sint dînin komenden jâr, dîn tage, daz sint die winde,
dîn Engel ist Ezîdemôn,
der luhs den tievel diutet, der dir sûren lôn
kan geben: sus, wæn ich, dîne rîme ich vinde.

Nu hœre, ob ich iht künne spehen:
den besemen slac Got lât an vriunden dir beschehen —
grôz herzeleit, daz ist sîn erstes strâfen;
Wirstu an bezzerunge schiech,
den backenslac, den merke — du wirst selber siech,
wiltu ze lange in dînen sünden slâfen.
Des slegeles wurf, daz ist der tôt, den er danne an dich sendet;
riuwe unde bîhte er von dir gert,
wirt er der beiden vollecliche niht gewert,
dîn hellepîn ist iemer unverendet.

2.

Klinsôr.

Wolfram, ich laz dich niemer vrî,
nu sich darzuo, wes kunst darunder bezzer sî:
mîn kunst al dîne sinne muoz erschellen.
Du muost ouch allin mînin zil,
die gründe und ouch die hœhe varn, swar ich wil;
Leviathan und ander sîn gesellen,
Die müezent mir ein gougelspil ûz dîner künste machen;
semmir Jêsus, der megde kint,
der uns erlôste, wir wæren anders alle blint,
an dem gelouben kan mich nieman swachen.

Nu sage mir, meister, sunder haz,
wan vindet, daz man Gotes tougen vüre baz
niht suochen sol, swer wesen wil bî sinne:
Ein quâter mit vier essen stât,
daz ieglîchez sîn gezierde sunder hât;
nu hœre, wie ich diz halbez sagen beginne:
Daz quâter eine drîen habet, sô heltet ez diu drîe.
Swer nu dâ vürbaz sinnen wil,
dem mac der ham wol rîsen uf des hirnes zil,
unt wirt von allen wizzen gar der vrîe.

Eschenbach.

Sô hiez ich niender Wolveram,
unt künde ich dîniu wilden wort niht machen zam,
waz hülfe Sante Brandan mich, der wîse?
Der in daz vinsternisse kam,
und der daz buoch von eines ohsen zunge nam,
den ohsen ich dir zeinem esse prîse;
Daz ander esse ist ein löuwe, ob ich ez rehte merke,
daz dritte ist ein ar, daz ist mir kunt;
daz vierde ein mensche, ich rüere an dînes sêwes grunt,
unt schat doch Gote niht an sîner sterke.

Klinsôr.

Ich wil gelouben, daz den list
ein engel vindet, alde der tiuvel in dir ist.
Nu hœre, von Düringen vürste rîche,
Ich wilz ouch allen pfaffen klagen,
die den übelen geisten argen willen tragen,
her Satanâs, ob ich in hie entwîche,
Daz kan doch balde niht geschehen; swie gerne ir mich nu krenket,
ir müezet rûmen mir daz vaz,
welt ir in mînem wage iht waten vürebaz,
ich vinde noch, daz iuch ze grunde senket.

Klinsôr.

Swer dich wil haben in leijen pfliht,
Wolveram, der hât der rehten wizze niht,
astronomîe diu ist dir gemeine;
Wiltu dichs niht gegen mich enbarn,
Nasîon, der tiuvel, muoz mirz doch ervarn,
noch hinaht, swenne er vindet dich aleine.
Semmir Jêsus, der megde sun, von Dôlet ich in bringe,
ald ob er wær in Kriechenlant;
er tuot mir alle dîne kunst von grunde erkant:
nu hüete dich, swie ich mit im gedinge.

Eschenbach.

Ich Wolveram muoz mich bewegen,
swaz dû und dîne tievel künste mügent gepflegen,
die bringe uns her; wan ich alhie bezinge,
Daz ich daz quâter rehte vant:
Augustînus, der sî mîn geziuk benant,
und Dâniêl, mit dem ich niht entringe.
Jeronimus, der nam daz buoch Brandan ûz sîner hende,
dâ von ez kam in Schoten lant;
ich vröute mich, daz ich die hôhen wirde vant;
er zage, swer hie den rücke vlühtic wende!

Klinsôr.

Du hâst Jeronimus genant,
dâ mite Brandane helle und erde wart bekant;
wâfenâ, waz der himel kan bedecken!
Ein engel gap dem wîsen man

ein buoch, dâ von er manic herzeleit gewan,
do er die schrift gelas an einer ecken;
Er zech den engel und daz buoch gar trügehafter mære,
vor zorne warf erz in die gluot;
der engel sprach: „Sît diz dîn ungeloube tuot,
du muost ez wider holn mit maniger swære.

Volkslieder und Lieder von ungenannten Dichtern.

Wir haben schon oben (S. 30) die Bemerkung gemacht, es dürfe mit ziemlicher Gewißheit angenommen werden, daß viele Volkslieder, die uns wegen ihrer Form und Sprache als späteren Ursprungs entgegentreten, aus früheren Jahrhunderten stammen, und daß sie nur durch das Volk, in dessen Munde sie lebten, dessen vollstes Eigenthum sie durch alle Wandelungen der Zeiten verblieben, immer diejenige Sprachform erhielten, welche gerade Bestand gewonnen hatte. Da dergleichen Volkslieder in ihrer ursprünglichen Gestaltung wohl niemals oder nur selten nieder geschrieben oder frühere Abschriften theils mit Willen, theils durch zufällige Umstände vernichtet wurden, so ist ihre älteste Form nicht auf uns gekommen, und wir können daher selbst solche Lieder nicht hieherziehen, von denen sich etwa mit annähernder Gewißheit nachweisen ließe, daß sie schon zu den Zeiten der Minnesinger vom Volke gesungen wurden.

Doch ist uns vielleicht mehr erhalten worden, als es auf den ersten Anblick hin scheinen möchte. Unter den Liedern der Minnesinger findet sich eine nicht geringe Anzahl, welche ganz volksthümliches Gepräge an sich tragen, und die zum Theil wohl auch ursprünglich aus dem Volke hervorgegangen sein mögen. Es ist nicht undenkbar, daß die Dichter sich dieselben angeeignet und ihnen eine regelmäßigere Form gegeben, sie vielleicht auch in ihrem Inhalte künstlerischer entwickelt haben, wie es z. B. Göthe mit dem Veilchen und dem Erlkönig gethan hat. Wohl mögen auch von den frühesten Abschreibern manche ächte Volkslieder aus verschiedenen Gründen bekannten Dichtern zugeschrieben worden sein, wie denn selbst in unsern Tagen einer der bedeutendsten Forscher im Gebiete der älteren deutschen Literatur ein liebliches kleines Liedchen dem Wernher von Tegernsee aus keinem andern Grunde zugeschrieben hat, als weil derselbe einen lateinisch geschriebenen Liebesbrief, der in der Sammlung seiner Briefe enthalten ist, mit dem erwähnten Lied beschließt. Es trägt dieses aber so ganz offenbar das ächte Gepräg eines aus dem Volke hervorgegangenen Liedes, es liegt die dem Volke allein so ganz eigenthümliche schalkhafte Naivetät so unverkennbar darin, daß wir keinen Augenblick zögern, es für ein ächtes aus den frühesten Zeiten stammendes Volkslied zu erklären (1). Auch andre von den kleinen hier unten mitgetheilten Gedichten sind gewiß reine Volkslieder; andere mögen entweder ihre ursprüngliche Form verloren haben, oder sie sind von uns unbekannten Dichtern verfaßt worden, welche dem Volke näher standen und daher auch den Einwirkungen des Volksgesangs nicht entgehen konnten oder auch nicht entgehen wollten.

Ganz volksmäßig ist das Traugemundslied (11), dessen Aufzeichnung zwar nicht über die zweite Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts hinauf zu reichen scheint, welches aber ohne Zweifel aus weit früheren Zeiten stammt. Es enthält dieses eine Reihe zu einem Ganzen verbundener Räthsel volksthümlicher Art; daß die Lösung unmittelbar darauf gegeben ist, schadet, wie schon von Andern bemerkt wurde, der Wirkung des Ganzen nicht im Entferntesten, vielmehr hat das Lied nur dadurch die dramatisch lebendige Form erhalten können, die es so anziehend macht. Manche der in diesem Gedichte enthaltenen Räthselaufgaben sind auch jetzt noch allgemein im Volke verbreitet. Der Name Traugemund weist zwar auf den Orient hin, da es zunächst so viel als Turkomane bedeutet, woraus dann Dragoman (d. i. Dolmetscher) wurde, welches Wort verdeutscht die Form Traugemund erhielt; doch ist der Inhalt rein deutsch und von aller fremden Einwirkung frei geblieben; es ist also anzunehmen, daß jene Benennung späteren Ursprungs ist, als die Räthsel selbst.

1. Das Herzensschlüsselein.

Dû bist mîn, ih bin dîn,
des solt dû gewis sîn.
dû bist beslozzen
in mînem herzen;
verlorn ist daz sluzzelîn:
dû muost immer dar inne sîn.

2. Wirkung der Liebe.

Minne, weistu, wen ich meine?
minne, ez ist diu liebe aleine,
der ich mich vür eigen jach.
Minne, ez ist diu minneclîche,
minne, ez ist diu sældenrîche.
Weistu, minne, waz beschach?
Do ich jungest was bî ir,
und ich vor der lieben saz,
minne, sich, dô tæt du mir,
daz ich vor liebe niht ensprach,
und ich mîn selbes gar vergaz.

3. Was ist Minne?

Swaz ieman seit, waz minne sî,
dâ ist underwîlen cunterfeit bî;
sunder al eine daz ist minne:
Zwei herzen in eime sinne,
Zwei liep ein liep, und daz alsô,
daz si ir gelückes beide sint vrô,
Zwei leit ein leit,
dâ en zwischen in kein underscheit.
Swâ man daz mac erkennen,
dâ mac man gerehte minne nennen.

4. Frauenzucht.

Ein wîp mit wîbes güete,
diu reht in wîbes sinne treit ein wîplich hôchgemüete,
diu wîbet sich sô schône, daz ir wîbheit sælde birt.
Wol ir, diu sich sô wîbet,
daz si in rehter wîbes tugent bî wîbes zuht belîbet!
der weiz ich eine, diu des niemer vuoz verstôzen wirt.
Diu reine minneclîche tuot
sô rehte an allen dingen; dâ von ir stæte wîbes êre sint behuot,
und ouch ir lîp
vor valsche gar; si ist sô guot,
daz ich si næme, unt solt ich weln ûz al der welte ein wîp.

Nu hœret, lât iu wîsen,
wie sich ein sælic vrouwe sol vür anderen vrouwen prîsen,
sô daz ir lop bekêret nâch der besten volge sî:
Si sol die hôchvart mîden,
dà mite ein sælic vrouwe mac ir wîbes zuht versnîden,
unt sol doch rehtes hôhes muotes niemer werden vrî;
Si minne zuht unt hôhen muot,
si stæte an allen dingen, bescheidenlîche vrô, und doch darunder guot;
diemüetic lîp
dà bî den allen rehte tuot;
kein unerbermic herze habe, unt sî nâch wunsche ein wîp!

5. Maienlust.

In liehter varwe stât der walt,
der vogelîn schal nû dœnet,
Diu wunne ist worden mannicvalt,
des meien tugende krœnet
Sendiu liebe: wer wære alt,
da sich diu zît sô schœnet?
Her meie, iu ist der prîs gezalt,
der winter sî gehœnet!

6. Wer soll mich minnen?

Floret silva undique:
nâh mime gesellen ist mir wê.
Gruonet der walt allenthalben,
wâ ist mîn geselle alse lange?
Der ist geritten hinnen:
ôwî, wer sol mich minnen?

7. Aufmunterung zur Freude.

Vrouwen, weset vrô,
trœstet iuch der sumerzît,
Diu kumt iu alsô,
rôsen, liljen si uns gît.
Vrouwen, weset vrô!
Wie tuot ir nû sô,
daz ir sô trûric sît?
Der klê, der springet hô.

8. Liebesruf.

Chume, chum, geselle mîn,
ih enbeite harte dîn;
ih enbeite harte dîn:
chume, chum, geselle mîn!
Süezer, rôsevarwer munt,
chum unt mache mich gesunt;
chum unt mache mich gesunt,
süezer, rôsenvarwer munt!

9. Liebeslust.

Ich wil trûren varen lân,
ûf die heide sül wir gân,
Vil liebe gespilen mîn,
dâ seh wir der bluomen schîn.
Ich sage dir, ich sage dir,
mîn geselle, chum mit mir!
Süeziu minne, reine mîn,
mache mir ein krenzelîn,
daz sol tragen ein stolzer man,
der wol wîben dienen kan.

10. Feuer ohne Gluth.

Diu mich singen tuot,
getorste ich si nennen!
Trûric ist mîn muot:
ô wî, vrouwe, wenne
Wil du mir wesen guot?
Ich recke dir mîn hende,
dû brennest mich âne gluot:
süeze, die ungenâde wende!

11. Das Traugemundeslied.

Willekome, varender man!
wô læge du hinaht?
oder wô mitte wære du bedaht?
oder in welre hande wîse
bejageste kleider oder spîse?

„**D**az hestu gefrâget einen man,
der dir ez in ganzen triuwen wol gesagen kan:
Mit dem himel was ich bedaht,
unt mit den rôsen was ich umbestaht;
in eins stolzen knappen wîse
bejage ich kleider unde spîse.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei und sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz boumes birt âne bluot?
waz vogel söiget sîne junge?
waz vogel ist âne zunge?
waz vogel ist âne mage?
Kanstu mir des iutziut gesagen,
sô wil ich dich für ein weidelichen knappen haben.

„**D**es hestu gefrâget einen man,
der dirs in ganzen triuwen wol gesagen kan:
Die queckolter birt âne bluot,
der storc ist âne zunge,
die fledermûs söiget ire jungen,
der swarbe ist âne magen.
Ich wil dirs in ganzen triuwen sagen;
unt frâgestu iutziut mêre,
ich sage dirs fürbaz an dîn êre.“

Nu sag mir, meister Trougemunt,
zwei unt sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz ist wîsser, denne der snê?
waz ist sneller, denne daz rêch?
waz ist hœher, denne der berg?
waz ist vinsterre, den die naht?
Kanstu mir iutziut des gesagen,
sô wil ich dich für einen jegerlichen knappen haben.

„**D**es hestu gefrâget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan:
Die sunne ist wîsser, den der snê,
der wint ist sneller, den das rêch,
der boum ist hœher, den der berg,
die rame ist swerzer, den die naht.
Doch wil ich dir in ganzen triuwen sagen:
frâgestu mich iutziut mêre,
ich sage dirs fürbaz an dîne êre.“

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei unt sübenzig lant die sint dir kunt:
Durch waz ist der Rîn sô tief?
oder war umbe sint frowen alsô liep?
durch waz sint die matten sô grüene?
durch waz sint die ritter sô küene?
Kanstu mir daz iut gesagen,
sô wil ich dich vür ein stolzen knappen halten.

„**D**es hestu gefrâget einen man,
der dirs wol gesagen kan:
Von manigem ursprunge ist der Rîn sô tief,
von hôher minnen sint die frowen liep,
von manigen würzen sint die matten grüene,

von maniger starken wunden sint die ritter küene,
unde frâgestu mich iutziut mêre,
ich sage dirs fürbaz an din êre."

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei unt sübenzig lant die sint dir kunt:
Durch waz ist der walt sô grîse?
durch waz ist der wolf sô wîse?
durch waz ist der schilt verblichen?
durch waz ist manig guot geselle von dem andern entwichen?
Kanstu mir daz iut gesagen,
sô wil ich dich hân für ein weidelichen knaben.

„**D**es hestu gefrâget einen man,
der dirs von grunde wol gesagen kan:
Von manigem alter ist der walt grîse,
von unnützen gengen ist der wolf wîse,
von maniger starken herverte ist der schilt verblichen,
unnützen Sübichen ist manig guot geselle entwichen."

Nu sage mir, meister Trougemunt,
zwei unde sübenzig lant die sint dir kunt:
Waz ist grüene, alsam der klê?
waz ist wîsser, den der snê?
waz ist swerzer, den der kol?
waz zeltet rehter, den der vol?

„**D**az hab ich balde gesaget dir:
Die agelster ist grüene, alsam der klê,
und ist wîs, alsam der snê,
und ist swerzer, den der kol,
unt zeltet rehte, alse der vol.
Unt frâgestu mich iutziut mêre,
ich sage dirs fürbaz an dîn êre."

II. Didaktische Poesie.

Das didaktische Element zeigt sich schon früh in der deutschen Poesie, wie aus dem zum Beschaulichen sich hinneigenden Charakter des deutschen Volkes auch kaum anders erwartet werden kann. Von jeher liebte dieses, die gesammelte oder von den Vätern ererbte Erfahrung in kurzen Sprüchen auszudrücken, welche selbst wieder von Geschlecht zu Geschlecht überliefert wurden, und, wie das ursprüngliche Volkslied, die äußere Sprachform so oft wechselten, als diese sich im Volke selbst umgestaltete. Noch ist uns, leider nur in lateinischer Uebersetzung, ein bei den Gothen gebräuchliches Sprichwort erhalten worden (capra lusca hortum videt, sepem nusquam); manche andere würden sich aus den noch vorhandenen Denkmälern der althochdeutschen Zeit leicht auffinden lassen. Doch ist schon diese nicht bei dem bloßen Sprichworte stehen geblieben: in den größeren geistlichen Dichtungen finden sich in und neben der epischen Entwickelung häufig längere Stellen, welche durchaus didaktischer Natur sind, und entweder als selbstständige Bestandtheile der ganzen Dichtung erscheinen, wie z. B. in der Evangelienharmonie des Otfried, oder mit mehr oder weniger Geschick in das Ganze ingeflochten sind. Jedoch hat sich die didaktische Poesie als besondere Gattung erst im Zeitalter des Minnegesanges entwickelt und festgesetzt.

Es liegt uns hier nicht ob, die von den Kunstrichtern häufig angeregte Frage zu beantworten, ob die didaktische Gattung überhaupt zur Poesie gerechnet werden könne; wir begnügen uns darauf aufmerksam zu machen, daß die Darstellung von Erfahrungssätzen und Aussprüchen der Lebensweisheit bei den meisten Völkern schon sehr frühe in poetischer Form erscheint, was theils dadurch veranlaßt wurde, daß die Sprache der Prosa, welcher die Sprache der Gedankenwelt zunächst zukommt, in den älteren Zeiten noch nicht ausgebildet war, und sich dennoch das Bedürfniß fühlbar machte, nebst den Schöpfungen der bildenden Phantasie auch die Ergebnisse des Denkens und der Beobachtung darzustellen; theils dadurch, daß die poetische Sprache am geeignetsten erschien, den allgemein gültigen Regeln der Lebensweisheit eine bleibende, dem Gedächtniß leicht einzuprägende Form zu geben. Zudem dürfen die Sprichwörter und Sentenzen des Volks nicht als reine Ausflüsse des denkenden und beobachtenden Verstandes angesehen werden; sie tragen vielmehr in den häufigsten Fällen die Unmittelbarkeit der Anschauung, welche ja das eigenthümliche Kennzeichen der poetischen Darstellung ist. Denn gerade die ältesten aus dem Volke stammenden Sprüche sind nicht abstrakte Darstellungen irgend eines aus der Erfahrung gewonnenen Satzes, sondern sie bestehen vielmehr in der bildlichen Darstellung des abstrakten Gedankens, dessen Wahrheit dadurch begründet wird, daß man eine Erscheinung des Lebens hervorhebt, in welcher sich der auszusprechende Satz gleichsam verkörpert. So ist denn bei der Bildung der Sprichwörter und Sentenzen die schaffende Phantasie in der That eben so thätig, als bei der epischen Darstellung wirklicher oder sagenhafter Begebenheiten, und da in den ältesten Denkmälern der didaktischen Poesie jeder Gedanke auf eine äußere Erscheinung zurückgeführt wird, so kann es nicht auffallen, daß manche Kunstrichter die didaktische Poesie für eine besondere Gattung der epischen Dichtkunst auszugeben geneigt sind.

Nun hat sie aber diesen ihren ursprünglichen epischen Charakter nur so lange beibehalten, als sie alleiniges Eigenthum des Volkes blieb. Sobald sie von den gelehrten oder künstlerisch gebildeten Dichtern bearbeitet wurde, trat der abstrakte Gedanke immer kräftiger hervor und drängte die poetische Form nach und nach so weit und so entschieden zurück, daß von ihr in der That nichts Anderes verblieb, als die poetische Sprache.

Die deutsche Literatur zur Zeit des Minnegesangs zeigt uns diesen Entwickelungsgang auf das Schlagendste. Die älteren Denkmäler, die sich noch an die volksthümliche Darstellungsweise anschließen, sind auch von unendlich höherem poetischem Werth, als die späteren, deren Verfasser, von dem alleinigen Bestreben, auf die Sitten und das Leben des Volkes zu wirken, geleitet, den Gedanken oft in seiner abstraktesten Form darstellten und die bei Abfassung ihrer Dichtungen der Phantasie nicht mehr Theilnahme einräumten, als etwa nöthig ist, um passende Reimwörter zu suchen. Eine andere Entartung werden wir weiter unten berühren.

Die didaktische Poesie der mittelhochdeutschen Zeit erscheint in zwei Hauptformen, als Spruch und als eigentliches Lehrgedicht. Die Sprüche haben wir schon bei der lyrischen Poesie erwähnt (s. oben S. 32), nicht bloß weil ihre Form durchaus lyrisch ist, sondern weil sie auch in der That und ihrem Ursprunge nach lyrischer Natur sind. Die in denselben dargestellten Regeln der Lebensweisheit erscheinen nämlich nicht sowohl als Folge der Er-

fahrung und Beobachtung, sondern vielmehr als Wirkungen der besonderen Stimmung des Dichters oder der besonderen Verhältnisse, in welchen er sich bei Abfassung derselben befand, während das Lehrgedicht, mehr objektiv verfahrend, die verschiedenartigsten Lebensverhältnisse, auch solche, die außerhalb des Dichters liegen, zum Gegenstande seiner Betrachtung macht, und dieselben vom Standpunkt einer höheren Weltanschauung beurtheilt. So streng übrigens diese Weltanschauung in den meisten didaktischen Dichtungen jener Zeit erscheint, so ist sie doch keineswegs beschränkt oder pedantisch, und es zeichnen sich diese Poesien der mittelhochdeutschen Periode auch in dieser Beziehung höchst vortheilhaft vor den geistlichen Dichtungen des vorhergehenden Zeitraums aus. Bei aller Freiheit, welche die Dichter für den Menschen in den wesentlichsten Lebensbeziehungen in Anspruch nehmen, verlangen sie hingegen die vollständigste Unterwerfung unter den Willen Gottes und die Forderungen der Religion (die sie, wenn auch nicht ausdrücklich und in bestimmten Worten, doch deutlich genug von der Kirche zu trennen wissen), so wie die unbedingteste Anerkennung der ewig wahren Sittengesetze, deren Uebertretung ihnen vor Allem als unverzeihliche Sünde erschien. In diesem Punkte aber unterscheiden sie sich wesentlich von den epischen Dichtern, welchen die Religion mehr im Aeußerlichen und Kirchlichen bestand, weshalb sie denn auch selbst das Unsittlichste für berechtigt hielten, wenn es sich nur nicht im feindseligen Gegensatze zur Kirche darstellte. So kam es denn, daß die Lehrdichter, deren Lebensanschauung auf der edelsten Sittlichkeit beruhte, die epischen Dichtungen, insbesondere die der höfischen Dichter — denn das volksthümliche Epos gab, wie wir uns später überzeugen werden, weniger Anlaß — mit Mißmuth ansahen und sie geradezu für verderblich erklärten. Sie sahen in den Erzählungen der epischen Dichter, deren poetische Bedeutsamkeit und Berechtigung sie hiebei freilich ganz außer Acht ließen, nur muthwillige Aeußerungen übermüthiger Ueppigkeit, nur frech erfundene Lügen, welche jede bessere Gesinnung unmöglich machten, und den Menschen geraden Wegs zum Verderben führten. Wenn nun aber diese ernste, strenge Welt- und Lebensanschauung einen wesentlichen Charakterzug des später sich entwickelnden Bürgerthums bildet, und wenn zudem die hervorragendsten didaktischen Dichter bürgerlicher Abkunft waren, so müssen wir in ihnen die Grundlage der ernsten und tüchtigen Gesinnung anerkennen, welche sich um diese Zeit in den Bewohnern der Städte festsetzte. Es ist dies um so weniger zu bezweifeln, als die meisten Lehrdichter sich einer populären, volksthümlichen Darstellungsweise beflissen, welche ihren Werken auch außerordentliche Verbreitung im Volke erwarb.

Die größeren didaktischen Gedichte der mittelhochdeutschen Zeit, so wie zum größten Theil auch der nachfolgenden Perioden sind übrigens von den späteren moralischen Lehrgedichten (z. B. des achtzehnten Jahrhunderts) ihrem innersten Wesen nach durchaus verschieden, indem sie nicht, wie diese, oder wie die Lehrgedichte der Franzosen und Engländer einen bestimmten Gedanken durchführen, sondern sich vielmehr über die mannigfaltigsten Verhältnisse des Lebens verbreiten, und dieselben vom Standpunkte der höchsten Sittengesetze betrachten.

Wir haben schon oben berührt, daß gegen das Ende des Zeitraumes die didaktischen Dichtungen immer mehr an poetischem Gehalte verloren; doch ist auch bei diesen eine tüchtige und lebenskräftige Gesinnung vorherrschend. Andere versanken auf andere Weise, indem sie sich der mystisch allegorischen Tendenz anschlossen, welche überhaupt, wie wir schon zu bemerken Gelegenheit hatten, in die ganze Poesie eingedrungen war.

Die vorzüglichsten didaktischen Dichter des Zeitraums sind neben Heinrich (dem Laien), Thomasin von Zercläre, Freidank, Ulrich von Lichtenstein und Hugo von Trimberg, welche wir unten ausführlicher berühren werden, noch der arme Hartmann und Wernher vom Niederrhein. Der erste derselben, der sich selbst den armen Hartmann nennt und vielleicht aus der Schweiz war, wie man aus einer freilich nur sehr schwachen Andeutung vermuthen könnte, hat ein Gedicht „Vom Glouben" verfaßt, welches in sechs Abschnitten die Glaubensartikel in ziemlich weitschweifiger Darstellung paraphrasirt. Ob er gleich von der weltlichen Weisheit mit großer Verachtung spricht, legt er doch selbst eine nicht geringe Gelehrsamkeit an den Tag, welche freilich rein theologischer Art ist, wie er es denn liebt, häufig lateinische Phrasen und Wörter einzumischen. Er führt besonders gern Geschichten aus der heiligen Schrift, namentlich aus dem Leben Jesu an, außerdem erzählt er aber auch mancherlei Sagen und Legenden, welche er sämmtlich dazu benutzt, die Gebote der Schrift und der Kirche zu beglaubigen. Der Zweck seines Gedichts ist, die Menschen zur Beobachtung der religiösen und kirchlichen Satzungen aufzufordern, und vor Wollust, Völlerei, Ehrgeiz zu warnen. Er mahnt eindringlich, gute Werke zu thun, welche er freilich im Sinne der Zeit beinahe allein auf die Kirche bezieht. Man soll, sagt er, „Eigen und Lehen, Weib und Kind, Hof und Haus" verlassen und sich in „Kloster und Klause" begeben, daselbst „um Gottes Minne große Mühsal erdulden" und sein „Eigen und Erbe an die Gotteshäuser vergeben". Wernher vom Niederrhein hat außer mehreren Legenden einige didaktische Gedichte geschrieben, die man mit Recht Reden oder Predigten genannt hat, da sie mit diesen den Predigerton gemein haben. Sie sind in niederrheinischer Mundart geschrieben.

Außerdem besitzen wir noch mehrere, zum Theil vortreffliche didaktische Gedichte, deren Verfasser unbekannt sind. Wir führen nur die strophischen und in Gesprächsform abgefaßten Gedichte: der Winsbecke, die Winsbeckin und König Tyrol an. Unter den ascetischen, symbolischen und mystisch-allegorischen Dichtungen ist die „goldene Schmiede" von Konrad von Würzburg weitaus das bedeutendste; wir werden sie weiter unten näher besprechen. Von den übrigen verdienen noch die folgenden Erwähnung: die Umschreibung des „Vater Unser" von Heinrich von Krolewitz (aus Meißen um 1250), welche in oft ermüdender Weitschweifigkeit die einzelnen Sätze des schönen Gebets paraphrasirt und an dieselben die mannigfaltigsten Beziehungen des äußern und innern Lebens knüpft; ferner die „Tochter von Sion" von Lamprecht von Regensburg, einem Franciskanermönch, der gegen das Ende des 13. Jahrh. lebte und in seinem Gedichte die da-

mals allgemein beliebte Vorstellung von der Vermählung der Seele mit Gott versinnlichte; und endlich „Unseres Herren Zukunft“ von Heinrich von der Neuenstadt, einem am Anfang des 14. Jahrh. in Wien lebenden Arzte, dessen noch ungedrucktes Gedicht, zwischen Erzählung und Lehrgedicht innestehend, mit besonderer Ausführlichkeit die Erscheinung des Endchrists und das jüngste Gericht behandelt, wobei der Dichter sich vorzüglich bestrebt, durch die schauerlich ausgemalten Schrecknisse des jüngsten Tags das Herz mit Furcht zu erfüllen und den Menschen zur Reue und Buße der Sünden geneigt zu machen.

Neben den rein didaktischen Gedichten haben wir noch die Fabelpoesie zu erwähnen; denn obgleich die Fabel formell und vielleicht auch ursprünglich zur epischen Poesie gehört, so wird sie doch bei ihrem vorwiegend moralischen Zwecke um so füglicher zur didaktischen Gattung gerechnet, als sie die Darstellung der damals verbreiteten Lebensansichten ergänzt.

Wie die Elemente des Spruchs und Lehrgedichts schon in den geistlichen Dichtungen des vorhergehenden Zeitraumes liegen, so haben wir die Grundlage der Fabelpoesie in der ursprünglich deutschen Thiersage zu suchen; denn wenn auch die meisten Fabeln aus älteren und späteren lateinischen Bearbeitungen entlehnt wurden, so darf doch wohl kaum bezweifelt werden, daß die erste Anregung, moralische Wahrheiten im Gewande der Fabel vorzutragen, von der allgemein verbreiteten und im Volke selbst wurzelnden Thiersage ausging, welche leicht auf menschliche Verhältnisse bezogen werden konnte, wenn eine solche Beziehung auch ursprünglich nicht in ihr lag. Auch ist es unverkennbar, daß die ältesten Fabeln sich an die Thiersage anlehnen oder vielmehr wohl aus derselben hervorgegangen sind. Selbst diejenigen Fabeln, welche fremden Vorbildern nachgeahmt wurden, zeigen eine epische Breite und Ausführlichkeit, welche mit der Form der äsopischen Thierfabel in auffallendem Widerspruche steht, und sich daher nur aus dem Einfluß des Thierepos erklären läßt, dessen Darstellungsweise den heimatlichen Dichtern immer vorschwebte.

Die Fabel hieß in der mittelhochdeutschen Sprache bìspel, d. h. die Rede oder Erzählung, welche bei anderen Dingen steht; man verstand also zunächst das darunter, was wir Gleichniß nennen, und das bìspel umfaßte daher nicht bloß die eigentliche Thierfabel, sondern es wurde überhaupt jede Erzählung mit einem ausgesprochenen didaktischen Zweck unter diesem Worte begriffen, und man unterschied es von der mære, die keinen andern Zweck hat, als sich selbst, die nur als freie Schöpfung der dichtenden Phantasie erscheint. Zu den mæren gehört also das eigentliche Thierepos, dessen rein epischer Charakter sich schon darin beurkundet, daß es an sich nur das Thierleben darstellen und den einzelnen Begebenheiten durchaus keine allegorische Bedeutung unterlegen will.

Beispiele und Fabeln sind theils in größere Dichtungen (z. B. in die Kaiserchronik, die Rede Wernhers von Elmendorf, in den welschen Gast, Freidanks Bescheidenheit, den Renner von Hugo von Trimberg) verwebt, theils finden sie sich in der Form von Sprüchen bei den lyrischen Dichtern, wie wir denn schon mehrere vortreffliche Fabeln von Spervogel, Bruder Wernher, dem Marner, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg und dem Meisner mitgetheilt haben, theils endlich sind auch ganze Sammlungen und vereinzelte Fabeln auf uns gekommen. Unter den Dichtern, welche die Fabel und das Beispiel vorzugsweise bearbeitet haben, sind der Stricker und Ulrich Boner zu nennen. Hieher gehören endlich einige allegorisch didaktische Gedichte, unter welchen besonders das „Schachzabelbuch“ von Konrad von Ammenhusen Erwähnung verdient.

Endlich haben wir noch diejenigen Dichtungen zu erwähnen, welche in der Form eines Sendschreibens gewöhnlich von Liebesverhältnissen handeln, und oft geradezu an Frauen gerichtet sind. Solche Gedichte, Büchlein, auch wohl Briefe genannt, waren schon ziemlich früh gebräuchlich, wenigstens besitzen wir noch Bruchstücke eines ähnlichen Sendschreibens aus dem zwölften Jahrhundert. Im dreizehnten wurden dergleichen von Hartmann von Aue und Ulrich von Lichtenstein mit besonderem Glücke gedichtet. Sie waren auch noch im vierzehnten und fünfzehnten gebräuchlich, und zwar nicht nur für Liebessachen, sondern auch für ernstere Gegenstände; doch ließ man dann gewöhnlich die Briefform fallen, wie z. B. Seifried Helbling in seinen fünfzehn hiehergehörigen Gedichten.

Die Büchlein waren, wie die andern größern didaktischen Gedichte, zum Lesen bestimmt, doch gaben ihnen die Dichter oft einen lyrischen Schluß, der dann auch gesungen werden mußte. Mit Ausnahme einiger Gedichte in Strophenform sind alle hiehergehörigen Dichtungen, also nicht nur die Fabeln und Erzählungen, sondern auch die Büchlein und die eigentlichen Lehrgedichte in kurzen Reimpaaren abgefaßt, wodurch sie sich allerdings auch an die epische Form anschließen.

Wir heben aus der ziemlich großen Zahl von didaktischen Dichtern und Dichtungen die folgenden als die weitaus bedeutendsten heraus.

Heinrich.

Es ist uns von den Lebensumständen dieses vortrefflichen Dichters leider nur sehr wenig bekannt. Daß er gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts gelebt habe, geht aus dem Schlusse seines Gedichts hervor, in welchem er den Abt Erkenfried von Mölk in Unteröſterreich erwähnt, welcher im Jahre 1163 starb. Dies beweist zugleich auch, daß der Dichter ein Oesterreicher war (was übrigens schon aus seiner Sprache hervorgeht) und daß sein Gedicht vor dem Todesjahre des genannten Abtes abgefaßt worden sein muß. Er selbst nennt sich „Gotes armen Knecht“; in einer andern Stelle des Gedichts (Vers 225 ff.), in welcher er von den Laien im Gegensatze zu den Geistlichen spricht, rechnet er sich zu jenen. Bei der großen Bibelkenntniß, die er besaß, und die er in seinem Gedichte vielfältig anwandte, ohne jedoch im Geringsten in gelehrten Pedantismus zu verfallen, möchte man ihn beinahe für einen Geistlichen halten, und man würde hierzu um so geneigter sein, als er den Abt Erkenfried in solcher Weise in das nämliche Gebet einschließt, in welchem er sich selbst der Gnade Gottes empfiehlt, daß man meinen sollte, er wäre zu demselben in näherem Verhältnisse gestanden. Andrerseits sind die Ansichten, welche er über das Le-

ben im Allgemeinen und über die Geistlichkeit insbesondere an den Tag legt, von der Art, daß sie doch wohl nur von einem Laien herrühren können. Höchst wahrscheinlich war Heinrich auch bürgerlichen Standes, was nicht allein aus dem hervorzugehen scheint, was er gegen den Adel sagt, sondern auch und vornämlich aus der Art und Weise, wie er es sagt.

Außer dem Gedicht, das wir näher betrachten wollen, wird ihm noch ein anderes, dem Inhalte jenem nahe verwandtes „Vom Pfaffenleben“ zugeschrieben; es ist dieses aber nur noch in kurzen Bruchstücken bekannt, so daß wir es nur vorübergehend erwähnen können. Sollte es aber so bedeutend sein, als jenes, so wäre eine vollständige Ausgabe sehr zu wünschen.

In der That gehört das Gedicht Heinrichs: „Von des tôdes gehügede“, d. h. von dem Gedächtnisse oder Andenken des Todes, zu den trefflichsten Erzeugnissen der didaktischen Poesie. Es ist nicht allein seines ernsten und ergreifenden Inhalts wegen, sondern auch wegen des schlichten und dabei doch höchst eindringlichen und würdevollen Ausdrucks zu loben, welcher den oft erhabenen Gedanken auf das Lebendigste darstellt. Wenn nicht schon der ganze Inhalt beurkundete, daß der Dichter mit den Büchern des alten und neuen Testaments genau vertraut war, so würde sich dies schon aus der feierlichen Haltung des Gedichts ergeben, die an die großartige Einfachheit der Propheten erinnert.

Obgleich der Dichter in den ersten Versen ankündigt, daß er von des Todes Gedächtniß sprechen wolle, entwickelt er diesen Gegenstand doch erst in der zweiten Hälfte des Gedichts; die erste Hälfte, die er selbst als ein „Lied vom gemeinen Leben“ bezeichnet, enthält als Einleitung zu dem eigentlichen Gegenstand eine Darstehung verschiedener Lebensverhältnisse, die er uns in meisterhaften und oft poetischen Zügen vorführt. Dieser erste Theil ist deshalb auch für die Sittengeschichte jener Zeit von großem Werth, so wie wir daraus die treffliche Gesinnung des Dichters kennen lernen, der ohne Ansehen des Standes und der Person die Gebrechen und Laster mit schneidender Schärfe tadelt, welche damals namentlich unter der Geistlichkeit eingerissen waren. Dieser wirft er zunächst Geiz und Habsucht vor, dann tadelt er sie wegen ihres Umgangs mit den Frauen, der zur Unzucht und Ueppigkeit führe, was die Laien mit Argwohn erfülle. „Möchte Jemand“, sagt er, „mit herrlicher Speise das Himmelreich gewinnen, und mit wohlgestrählten Bärten und mit hochgeschorenem Haar, so wären sie alle heilig fürwahr!“ (220 ff.) Die Geistlichen seien aber mit den Blinden zu vergleichen, welche andere Blinde geleiten wollten, sie aber in eine Grube führten.

Darauf wendet er seinen Tadel gegen die weltlichen Richter, die da Widersacher Gottes und alles Guten seien. „Ueberhaupt“, fährt er fort, „ist keine Treue mehr unter den Laien zu finden. Das Leben der Ritter und Frauen ist Gott mißfällig, denn aus allen ihren Handlungen blickt lasterhafter Uebermuth. Die Frauen sind gefall- und putzsüchtig; die machen ihr Gewand also lang, daß der Falten Nachschwang den Staub erregt, wo sie hingehen, als ob hiedurch das Reich desto besser stehe. Mit ihrem hochfärtigem Gange und mit fremder Farbe an der Wange und mit gelbem Gebände wollen sich die Bäuerinnen in allen Stücken des reichen Mannes Tochter gleich setzen. Wo sich die Ritter versammeln, da reden sie nur von ihren Buhlereien und rühmen sich ihrer Laster. Wenn aber von Mannheit gesprochen wird, da denkt man selten an die Kraft, die man gegen den Teufel nöthig hat.“ (289 ff.) Nachdem er hierauf noch von Rom als dem Sitz der Habsucht gesprochen und den allgemeinen Sittenverfall nochmals in kurzen und kräftigen Zügen geschildert, kommt er auf den eigentlichen Gegenstand seines Gedichts zurück. Der Mensch soll stets des Todes eingedenk sein, wie denn auch das ganze Leben ihn an den Tod erinnert. Er wird mit Schmerzen geboren, und sein ganzes Dasein ist voll Mühe und Drangsal, er mag arm oder reich und selbst ein Fürst sein. Alles um ihn mahnt ihn an den Tod: so sieht das Weib ihren Mann absterben, der einst voll Jugendkraft und Jugendschönheit sie mit Liebe umfaßte. Wenn ein junger Fürst seines Vaters Grabmal aufdeckt, sieht er Nichts, als todtes, zerfressenes Gebein, und wollte er den Verstorbenen fragen, wie es ihm ergehe, so würde dieser von der großen Pein reden, die er erleide; er würde ihn aber auch ermahnen, an ihm ein abschreckendes Beispiel zu nehmen, nach Gottes Willen zu leben und nicht, wie er gethan, um des Reichthums und der Macht willen seine Seele zu verlieren. Denn Jesus sagt, daß eher ein Olbende (Kameel) durch ein Nadelöhr gehen könne, als daß ein Reicher in Abrahams Schooß komme. Buße und Reue ist mehr werth, als alles Gut; ohne Reue aber erwartet den Menschen ewige Verdammniß mit allen ihren Qualen, während der Gerechte in die ewige Freude eingeht. —

Obgleich der Dichter selbst sagt, daß er sich habe hinreißen lassen, vom „gemeinen Leben“ in aller Weitläufigkeit zu reden, so steht dieser erste Abschnitt seines Gedichts doch keineswegs außer Zusammenhang mit dem zweiten, und es ist durch denselben die Einheit des Ganzen nicht verletzt worden. Vielmehr erhält seine Mahnung, an den Tod zu denken und Buße zu thun, gerade durch die lebensvolle Darstellung des „gemeinen Lebens“ erst ihre rechte Bedeutung. Der letzte Abschnitt ist übrigens weitaus gelungener, als der erste, den er an Lebendigkeit der Darstellung und Tiefe der Empfindung, so wie an ächt poetischer Auffassung weit überwiegt. Wenn wir dennoch den ersten Abschnitt mitgetheilt haben, so geschah es vorzüglich aus dem Grunde, daß derselbe in einem engen Rahmen alle diejenigen Ansichten und Schilderungen des Lebens enthält, welche von den nachfolgenden Dichtern zu oft übermäßiger Länge ausgesponnen wurden.

Von des tôdes gehügede.

Mich leitet meines glouben gelübde,
daz ich von des tôdes gehügde
eine rede fürbringe.
Dâr an ist aller mein gedinge,
daz ich werltlîchen liuten
bescheidenlîchen müeze bediuten,
ir aller vræise unt ir nôt,
die ouf den tæglichen tôt,
der allen liuten ist gemæine,
sich beræitet læider sæine.
Die mache uns der weissage chunt:
er spricht: „*Omnes declinaverunt.*“
Daz sprichet, si hânt sich alle genæiget,
er mæinet, die dâ habent gesæiget

von Got zu dem ewigen valle.
Er mac wol sprechen alle:
wan under tousent sundæren
müg wir vil choum einen bewæren,
der durnæchtig müege hæizzen.
Ô wê! waz wir alle gefræischen
unchristenlîcher sunden!
Man hœret uns niender chunden,
wâ einer stech in einer chliûse,
der seine sunde alsô beriuse,
oder anderswâ gebüezze,
als Mâriâ diu süezze,
diu nâch Christes ouf verte
ceit unt stat bischerte
in einer æislîchen wuoste,
dâ si inne wonen muoste,
âne der liute mit wist,
die si nâch unserm hêrren Christ
nimmer mêr beschowen wolde,
seit si in nicht lenger sehen solde.

Ô wê, armiu phaffhæite,
diu den læien ein geleite
solde zu dem himelreiche geben,
wie harte si zerucke müezen streben
an dem iungisten gerichte,
unt mœchte iemen ze Gotes gesichte
sich des tages dâ verbergen,
unt ist, daz si gehorsam sullen werden,
des an den buochen geschriben stât,
als in unser hêrre Got geboten hât:
wan er in allen hât gedrôt
in den ewigen tôt,
die sô nicht lebent, als er in gebintet
unt in sein schrift bediutet.
Sulen seiniu wort nicht zergên,
si müezzen an der wârhæit gestên,
daz si der christenhæit wellent phlegen,
nâch den si solden leben,
als si an den buochen hânt gelesen:
sô mocht ir einer nicht genesen.
Christenlicher orden,
der ist harte verworden:
sumlich habent den namen ân daz ambet,
læider vil lutzel im iemen enblandet
ouf den wuocher der armen sêle,
die der obristen êre
under der phaffhæit solden phlegen,
den daz vingerl und der stap ist geben
und ander vil bezæichenlich gewant,
dâ von si bischof sint genant.
Ze den ist daz recht enzwæi:
pharre, probstei und abtei,
weihe, zehende, phruonde,
die si nicht ze verchoufen bestuonde,
daz gebent si ander niemen,
wan der ez mit schatze mac verdienen.

Ir junger habent ouch wol erchant,
wie in ir mæister hânt
vor gitragen daz bilde;
beichte unt bivilde,
misse und salmen,
daz bringent si allenthalben
ze etlichem choufe.
Ez sei der chresem oder diu toufe,
oder ander swaz si sullen begân
daz lânt si niemen vergeben stân,
wan alsô diu miete erwerben mac.
Owê, jungister tac,
welhen lôn soltu in bringen!
Ir dehæiner hât den gedingen,
ob sein des tages sol werden rât.
Swer gæistliche gâbe verchoufet hât,
wie möchte des missetât
immer mêre werden rât?
Wirt er dar an funden,
er muoz immer sein gebunden
in der hæizzen fiures flamme:
ze spâte chlæit er danne.
Swaz er halt guoter dinge bigât,
die weile er an dem unrecht stât,
daz ist vor Got verfluochet:
sein gebet wird verunruochet,
wan ez ze Gotes ôren nicht steiget;
sein gehugde wirt êwichlich versweiget.

Die ze briester sint gezalt,
die hânt der zwelfboten giwalt,
daz si mit dem Gotes worte, daz si bredigent,
die sundær bindent und erledigent.
Ouch sullen si ir leben behalten,
anderz muoz si Got engalten,
daz si den nutz âne muo wellent haben.
In geit Got von seinen weissagen
ein vorchtliche urchunde:
„Dise verswelhent meiner liute sunde.“
Unser hêrre ouch selbe chiut:
„Dise ladent ouf daz arm liut
solhe burde, die niemen mac erheben,
unt wellent si selbe nicht ergeben.“
Sumliche, die aber sô senfte sint,
die trôstent uber recht des tievels chint,
unt liebent in die mæintât.
Swer in ze gebene hât,
der mac tuon, swaz er wil,
daz er dehæine weis sô vil
mac getuon bôser dinge,
ez buozen die phenninge.
Die muken si lichent,
die olbenden si verslichent;
si reffent niewan die armen,
die solden in erbarmen.
Swaz der reiche man getuot,
daz dunchet siu suoz unt guot.
Got enwelle seiniu wort verwandelen:
„Swer vordert ein sêl vor der anderen“,
wâ sol der mensch denne erscheinen,
der von den schulden seinen
verliuset mit seiner ger
tousent sêl oder mêr?
Als wir diu buoch horen schreiben,
ir aller weitze er muoz leiden
nâch der jungisten schidunge,
sô læider âne barmunge
Gotes zorn uber siu ergît:
wie tiwer si danne gestêt
dirre werltliche reichtuom
unt der unsælige freituom,
daz si lebent âne twanchsal.
Nu wellent die phaffen uber al
in daz haben ze einem rechte gar,
daz sich under der phaffen schar
sul der weibe iemen ânen.
Jâ solden si sich von ir undertânen,
als ich ein ebenmâzze wil fur ziehen,
als der viehirt von den viehen,
unt der mæister von den jungern,
sus solten si sich sundern;

unt wellent leichtichæit phlegen.
Durh waz ist diu mæisterschaft geben?
Bêdiu unzucht unt hæilichæit,
unchiusche unt ræinechæit,
diu sint nicht wol ensamt.
Swenne des briesters hant
wandelt Gotes leichnamen,
sol si sich danne nicht zamen
von weiplichen anegriffen?
Entriwen, si sint dar an beswichen!
Unser geloube daz bivangen hât
swenne der briester ob dem alter stât,
under dem geriune dâ
entsliezent sich diu himel sâ,
daz seinin wort dar durch varn;
im sendet ouz allen englischen scharn
unser hêrre seine dienstman.
Das opher wirdet lobesam:
ez vertilget alle die missetât,
die diu christenhæit bigât,
die des mit wârem glouben gedingent.
Die daz ampt fur bringent,
sprechet, welher ræînichæit er bedurfe?
Darumbe heb wir uns ze ruoffe,
unt sprechen, ez sul Got missezemen,
daz wir der misse vernemen,
die wir sô nicht sehen leben,
noch den segen sô rechte geben,
als si von rechte solden:
dar umbe sei wir in erbolgen.
Swâ aber daz Goteswort und diu gewcihte hant
ob dem Gotes tische wurchent ensant,
dâ wirt der Gotes leichnamen in der misse
von einem sundær sô gewisse,
sô von dem hæiligistem man,
der briesterlichen namen ie gewan.
Getorst ich iu sagen, daz ich wæiz,
die ir christenlichen anthæiz
mit andern gehæizzen habent gemêret,
swie wol si diu buoch sein gelêret,
die sich von dirre werlt habent gezogen:
eintweder diu schrift ist gelogen,
oder si choment in ein vil michel nôt.
Si solten in dirre werlt wesen tôt,
unt solten daz vlæisch an in rêwen,
daz ez tæglich muose slêwen,
und die sêle ane schowen,
sam ein diu ir rechten frowen.
Nu habent si haz unt neit,
missehellunge unt streit.
Wol chunnen si spoten unt greinen,
unt lâzzent ubel scheinen,
ob si die wâren minnen
in dem hêrren sullen gewinnen.
Iriu wort sint vil manicvalt;
sine habent ampt oder gewalt
anders dunchet ez siu zenichte.
Si dienent niewan ze gesichte,
durch vorchte, nicht durch minne.
Si gesitzent nimmer inne,
si wellent unbetwungen sein.
Daz ist an sumlichen schein,
die ir dinc sô schaffent ùzze:
die wellent in so gitâner bùzze,
die si sô swazunde tragen:
der in der werlt nicht einen esel mochte haben,
ze bœser gewinnunge
ist sein herze unt sein zunge
in wunderlicher weise.
Unt mœcht iemen mit hêrlicher speise
daz himelrîch beherten,
unt mit wol gestrælten bärten
unt mit hôh geschornem hâre:
sô wæren si alle hæilic zwâre.
Dar ouf hab wir læien ein archwân:
swaz wir die wandelbære sehen bigân,
des verwæne wir uns ouf die andern alle.
Si sint ein schande und ein galle
gæistlicher samnunge.
Von wie getâner ordnunge
sold er ze einem hêrren werden gehabt,
fur daz er der werlt hât widersagt,
der vor des ein arm mensch was?
In dem winde wirt durre daz gras,
daz des sumers was gruone:
der sich in der werlt dunchet chuone,
sô der greiffet an gæistlich leben,
dâ er mit dem tievel muoz muoz streben,
sô zimt vil weisleichen,
daz er ander sein geleichen
aller êrst inne bringe
seiner tugentlicher dinge.
Gerne hab wir geredet,
daz die phaffen beweget,
unt die muniche ze grôzem zorne.
Die solden hinden unt vorne
der ougen alsô wesen vol,
daz si allenthalben wol
die veinde gesæhen,
wâ si sich wolden næhen
ze den, die in bevolhen sint.
Wellent si nu bêdenthalben wesen blint,
sô werdent si êwichlichen erblendet.
Daz ist uns offenlichen verendet
mît den worten der warhæite:
„Swâ ein blinde dem andern gît gelæite,
dâ vallent si bêde in die gruobe.“
Dise rede verstênt genuoge:
diu gruobe ist diu helle.
Swer nu diu blinden vuoren welle,
daz sint die bœsen lêrære,
die die verworchten hœrære
mit in læiten in den ewigen val.
Noch hœret ein andern sturmschal
von unsern herhorne tiezzen,
des ouch die læien mac verdriezzen.
Werltliche richtære,
daz sint wider væchtære
Gotes und aller guote
die tragent wulfîn gemuote:
si bebirsent, swaz si mugen bejagen.
Diu triwe ist gærlich erslagen
under den, die læien sint.
Der vater muoz hazzen daz chint:
er wirt des nimmer an sorgen.
Wol wæhset er hiut oder morgen.
Ern verstôzze in alles, des er hât,
ob sein dinc unhæilic ergât,
daz er nâch reichtuom erarmet;
owê, wie lutzel sich iemen erbarmet
alles seines chunnes uber in!
Sô vaste strebet ir muot ouf gewin;
swâ er sich des nutzes nicht versicht,
dehæiner dem andern vergicht
dehæiner chunneschefte.
Der hêrre versicht sich zu dem knechte,

noch der knecht zu dem hèrren
weder triwen noch êren.
Reiter unt frowen,
der leben sul wir lâzzen schowen,
daz Got vil widerwertig ist.
Die chêrent allen iren list,
wie si niwer site megen gedenchen,
dâ mit si die sêle chrenchen.
Daz ist ein strich der hôhverte,
den der tivel des himelrîches beherte.
Er wirbet ouch nicht sô gerne,
sô daz er uns ouz gotlichem scherme
mit demselben laster verschunde.
Ez sint die aller mæisten sunde,
die man wider Gotes hulde mac getuon:
der hôhvertige man ist des tivels suon.
Swâ er mit ubermuote gevæhet den man,
dem hât er den sic behabet an.
Des gestêt uns Jobes schrift bei:
er spricht, daz er ein furste sei
uber elliu chint der ubermuote.
Dâ vor uns Got behuote,
daz wir im icht werden gehôrsam,
von dem diu ubermuot anegenge nam.
Si ist alles ubeles vollæist,
und enlæt den hæiligen gæist
bei dem menschen nicht beleiben.
Diu laster sul wir vertreiben:
si benement uns gæistlich zuht,
si sint der sèle miselsuht.
Si reichsent al mæiste an den weiben;
hie muge wir der frowen wol gesweigen.
Wir sehen ze gassen unt ze chirchen
um die arm tagewurchen,
Diu niht mêr erwerben mac,
si gelebt ir nimmer guoten tac,
si enmache ir gewant alsô lanc,
daz der gevalden nâchswanc
den stoub erweche, dâ si hin gê,
sam daz reiche al deste baz stê.
Mit ir hôhvertigem gange
unt mit vrömder varwe an der wange
unt mit gelwem gibende
wellent si di gibiurinen an allem ende
des reichen mannes tochter ginôzzen.
mit ir chratzen unt mit ir stôzzen.
Daz si tuont an ir gewande,
daz sol den von recht wesen ande,
die daz recht minnent.
Swes sumlich beginnent,
dar nâch bruttent sich die andern.
Des rechtes ist lutzel bistanden
under armen und under reichen:
daz muoz Got von schulden misseleichen.
Von den frowen sul wir nicht ubel sagen,
doch mug wir der reiter nicht verdagen.
Zwêne geverten hât diu ubermuot,
die setzet die reiter an die gluot
des êwigen fiures vanchen.
Er hât Got vil ze danchen,
der sich an die bejaget:
der hât der hôhverte widersaget.
Die verlæitent si vil diche
in des êwigen tôdes striche,
dâ si verliusent ir leben.
Sô mac dem armen niemen geben,
er muoz sein verdampnet.
Swâ sich diu ritterschaft gesamnet,
dâ hebet sich ir wechselsage,
wie manige der und der behuoret habe.
Ir laster mugen si nicht versweigen:
ir ruom ist niewan von den weiben.
Swer sich in den ruom nicht enmachet,
der dunchet sich verswachet
under andern seinen geleichen.
Swâ aber von sumleichen
der manheit wirt gedacht,
dâ wirt vil selten furbracht,
wie gitâner sterke der sul phlegen,
der wider den tievel müeze streben.
Dâ nennent si genuoge
vil manig ungefuoge;
si bringent sich mêr ze schanden,
swenne si sprechent: den mag man in allen [landen
ze einem guoten chnecht wol haben,
der hât sô manigen erslagen.
Die machet uns der weissage chunt:
,,Si vreunt sich, sô si tuont
daz bôsiste an allen dingen,
swaz si des mugen furbringen“,
die wir an disen worten bewæren
von solhen ruomæren.
Wie dise werlt niuwe
læider ungetriuwe,
diu chlaget von rechte
die vordern guote chnechte,
die ir sô gar sint benomen.
Sol disiu werlt an ir ende chomen,
owê, unser jungiste erben,
wie harte si müezzen verderben
Gotes unt ir christentuom!
Wâ scheinet der althêrren weistuom,
den niemen erzellen mœchte,
under allem ir geslachte?
Alle, die bei disen zeiten lebent,
dehæines anders listes si phlegent,
wan, wie si an einander betriegen,
bespoten unt beliegen.
Verbœset ist diu niwe jugent:
êre, zucht und tugent,
die næigent sam um ein rat.
Rome, aller werlte houptstat,
die hât ir alten vaters nicht.
Man vindet dâ dehæin zuversicht,
rechtes, noch genâden,
wan, wie man dem schatze muge gelagen.
Der reiche man ist edele
unt ist der fursten gesedele;
er ist weise unt starch,
er ist schœne unt charch,
und in den landen lobesam
allenthalben ist verworfen der arm man.
Geistlichiu richtære,
die mugen reichspære
baz, denne mæister gehæizzen.
Mugen si der schilde vil gelæisten,
helme unt brunne;
daz ist elliu ir wunne,
daz si mit menige reiten
unt hæizzen in die gegende weiten
dienen, swes sô sie
ir undertânen wellent wesen frì.
Si tuonen allez, daz in gevalle.
Die reichen lebent mit schalle,
die armen mit gesuoche;
daz vindet man an dehæinem buoche.

Die phaffen, die sint geitic,
die gebour, die sint neitic,
die chouf liut habent triwen nicht,
der weibe chiusche ist enwicht.
Frowen unt reiter,
dine durfen nimmer gefristen,
weder ir leben bezzer sei.
Ir undertânen wellent wesen frei,
die guot sint unt biderbe:
dâ setze wir in tousent widere,
den nieman mac urchunde geben,
ob si tugentlîchen leben. —

Michel mère hân ich gereit,
danne ich het ouf geleit,
dô ich des liedes bigan:
dar umbe sei mir niemen gram,
daz ich die wârhæit hân gesprochen.
Swâ aber ich den orden hân zebrochen
der materie, die ich anevienclı,
daz machent læsterlichen dinch,
und dises leibes getrugde,
der uns von des tôdes gehugde
manigen ende læitet,
als wir iu vor haben gebræitet.
Hie welle enden ditz liet,
daz vorder gehillet disem niet,
daz wir haben ze redene.
Von dem gemæinen lebene
mag ez einen besunder nam wol haben.

Der Winsbecke.

Die früheren Bearbeiter der mittelhochdeutschen Literatur nahmen an, daß das Gedicht, welches in der Manessischen Sammlung den Titel „der Winsbecke" führt, von einem Dichter dieses Namens herrühre, ohne jedoch einen solchen bestimmt nachweisen zu können. Später neigte man sich zur Ansicht, daß der Titel nicht den Namen des Verfassers angebe, sondern vielmehr das Gedicht selbst bezeichne, und daß unter dem Winsbecken der vom Dichter eingeführte Ritter zu verstehen sei. Bodmer, der diese Ansicht zuerst aussprach, wollte das Gedicht dem Wolfram von Eschenbach zuschreiben, doch konnte er hierfür keine hinlänglichen Gründe aufstellen. Da der Name im Gedichte selbst nicht vorkommt, was doch wohl der Fall wäre, wenn er die Hauptperson bezeichnen sollte, so scheint Bodmers Meinung allerdings gewagt, und es möchte rathsamer sein, zur alten Meinung zurückzukehren, und den Titel für den wirklichen Namen des Dichters zu halten, um so mehr als Hugo von Trimberg einen Dichter beinahe gleichen Namens (den von Windesbecke) anführt. Jedenfalls hat der Verfasser des Gedichts am Rhein gewohnt, da die sprichwörtliche Redensart von dem in den Rhein geworfenen Korn (Strophe 80) kaum von einem Dichter gebraucht worden wäre, der in größerer Entfernung von diesem Flusse gelebt hätte.

Auch über die Entstehungszeit des Gedichts werden verschiedene Ansichten geäußert; während die Einen es in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts setzen (späteren Ursprungs ist es gewiß nicht), rücken es Andere an den Anfang desselben. Da die verschiedenen Handschriften einen von einander sehr abweichenden Text geben, haben wir höchst wahrscheinlich nicht die ursprüngliche Gestalt des Gedichts, sondern nur Ueberarbeitungen desselben, was jedenfalls auf ein höheres Alter hinwiese. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der uns überlieferte Text die Ueberarbeitung eines früheren volksthümlichen Gedichts ist, weil die Darstellung beinahe durchgehends volksthümliches Gepräge an sich trägt; auch sind mehrere Strophen offenbar spätere Zusätze, die nicht immer an den geschicktesten Platz eingeschoben worden sind.

Wie dem aber auch sei, so gehört das Gedicht unstreitig zu den schönsten Denkmälern der älteren Literatur. Schon die Einkleidung ist vortrefflich. Es ist ein Vater, der seinem Sohne bei irgend einer bedeutenden Veranlassung liebevolle Anweisung zu einem tugendhaften, frommen und thätigen Leben gibt, damit er auch mitten in den Stürmen der Welt sein besseres Selbst bewahre und sich bei Gott und den Menschen beliebt mache. Und diese vortreffliche Situation hat der Dichter mit großem Glücke benutzt. Aus jedem Worte tritt uns die väterliche Liebe in ihrer ganzen Innigkeit und Stärke entgegen, die auch über die einfachsten Wahrheiten den rührendsten Zauber verbreitet. Denn der greise Vater ist kein trockener Sittenprediger; was er sagt, strömt in lebendiger Quelle aus der innersten Tiefe seiner Seele. Es ist das Ergebniß seines langen Lebens, seiner mannigfaltigen Erfahrung, seines frommen, gottergebenen Sinnes, das er seinem geliebten Sohne in schlichten, aber vom tiefsten Gefühl durchdrungenen Worten als schönstes Erbtheil hinterlassen will. Ein einziger Gedanke erfüllt sein von Liebe überwallendes Herz; sein Leben hat nur noch einen einzigen Zweck, den theuren Sohn, der ja sein einziger Trost, dessen Glück auch sein Glück, dessen Leid auch sein Schmerz ist (Str. 38), auf die Bahn des ewigen Heils zu leiten, das er nur durch einen tugendhaften, frommen, menschenfreundlichen Wandel erreichen kann. „Vor Allem liebe Gott," ruft er ihm zu, „denn er allein hilft dir aus der Noth. Wer sich der Welt hingibt, muß an Leib und Seele verderben, des Menschen Leben schwindet hin, wie das Kerzenlicht, und so reich an Gut er auch war, so folget ihm doch nicht mehr in das Grab, als was er braucht, um seine Blöße zu decken. Halte die Geistlichen in Ehren; kümmere dich nicht darum, wie sie leben, sondern folge ihren Worten; denn diese sind gut, wenn auch ihre Werke schlecht sind. Willst du deinen Leib zieren, so minne und ehre die Frauen; sie sind ein wonniglicher Stamm, aus dem wir alle geboren sind. Sie sind die Zierde und die Ehre der Welt; als Gott sich Engel im Himmel erschuf, gab er uns die Frauen für Engel auf der Erde. Sie sind die beste Arznei gegen alle Wunden des Lebens; vor ihnen vergeht Kummer und Noth wie der Thau. Da das Glück des Lebens in ihnen liegt, so diene ihnen gern, mein Sohn; Gott hat den nie vergessen, dem der Frauen Gnade zu Theil ward." Hiernach fordert er ihn auf, den Schild, das Ehrenzeichen des ritterlichen Mannes, würdig zu tragen, treu, mild, keusch und in Einfalt zu leben, muthig und kühn zu sein, und den Speer nach des Vaters Beispiel zu führen. Sodann lehrt er ihn, wie er sich bei Hofe zu benehmen habe: er solle zur rechten Zeit schweigen und am rechten Orte reden, diejenigen vermeiden, welche ihm böse Reden zutragen, Zunge und Leidenschaft zügeln. „Hohe Geburt hat nur bei tugendhaftem Leben Werth," heißt es weiter; „daher habe ich mir den Niedern,

der nach Ehre strebt, lieber zum Freunde erkoren, als einen Hohen sonder Tugend. Du sollst Reichthum haben und erstreben, doch soll er dir das Herz und den freien Muth nicht benehmen; wem Reichthum lieber ist, als Gott und Ehre, ist wahnsinnig. Vollende, was du angefangen hast, denn sonst wäre es besser, es gar nicht zu unternehmen, du würdest dem Vogel gleichen, der vor der Zeit aus dem Neste fliegt und den Kindern zum Spielzeug dient; aber unternimm auch Nichts, was deine Kräfte übersteigt. Höre gern auf guten Rath, und wähle von zweien den besten. Das Sprichwort sagt, es brenne früh, was zu einer Nessel werden wolle; so benutze auch deine Jugend wohl, denn was du dir in der Jugend angewöhnst, das wird dir einst schaden oder frommen. Meide Untreue, denn, wie die Schrift sagt, so ist sie ein Gift der Seele dort, und des Leibes hier. Deine Rede sei keusch, deine Gesinnung fest; trage Niemanden Neid noch langen Haß; sei gegen Feinde stolz, gegen Freunde dienstfertig, gegen Alle höflich. Uebermuth und Geiz sind zwei böse Nachbarn, die einst den Teufel verführt haben, und die den Menschen zu Falle bringen. Scheue kein Ungemach und keine Anstrengung; nur dieser wird Ehre zu Theil, denn selten ist eine Maus der schlafenden Katze in den Mund gelaufen. Schlemmerei und Spiel sind des Leibes und der Seele Fall; wer mit ihnen seine Habe vergeudet, dem wäre besser, er läge im Grabe. Bereue von Herzen, wenn du dich verfehlt hast. Gib den Armen gern von dem Deinen; es wird dir und mir zum Heil gereichen; sei milde und übe Gastfreundschaft gegen die Fremden. Zwei Worte ehren den Mann, der sich selber ehren will, das eine ist Ja, das andere Nein. Wie Gold das Edelgestein, so zieren den Menschen Worte der Wahrheit; der ist kein Biedermann, dessen Sinn so schlüpfrig ist, daß er sein Nein hinfahren läßt, wenn er kaum sein Ja gesagt hat. Meide Alles, was Acht und Bann auf dich ziehen könnte, denn es ist irdisches und ewiges Verderben daran geknüpft."

Der Sohn nimmt die weisen Lehren des Vaters nicht nur mit kindlichem Sinne an, er wird von der Wahrheit derselben so mächtig ergriffen, es erwacht in ihm ein so entschiedener Widerwille gegen die Welt und ihre verführerischen Lockungen, daß er den Vater ermahnt, sein Vermögen auf die Stiftung eines Spitals zu verwenden, in welches sie dann beide ziehen wollen. Der Vater willigt mit Freuden ein und wendet sich in einem schönen Gebete an Gott, den er um Gnade bittet, worauf er endlich erklärt, daß er Allen von Herzen vergebe, die ihm jemals Leids gethan, daß er alle seine „eigenen Leute" frei lasse und sein sämmtliches Vermögen dem zu gründenden Spital überlasse.

Offenbar steht dieser Schluß nicht im innern Zusammenhange mit dem Uebrigen, und es mag dieser wohl ein späterer Zusatz sein, der den schönen Eindruck einigermaßen stört, welchen der erste Abschnitt auf den Leser macht. Das ganze Gedicht blieb auch wegen des trefflichen Inhalts in den nachfolgenden Jahrhunderten in hohem Ansehen, so daß sogar noch Moscherosch eine größere Anzahl Strophen desselben an verschiedenen Stellen seines Buchs anführt.

Ein wîser man hâte einen sun,
der was im liep, als manigem ist,
Den wolte er lêren rehte tuon,
unt sprach alsô: „Mîn sun, du bist
Mir liep, ân allen valschen list
bin ich dir, sam du selbe dir,
sô volge mir ze dirre frist,
die wîle ich lebe: ez ist dir guot.
Ob dich ein fremder ziehen sol,
du weist niht, wie der ist gemuot.

Sun, inneclîchen minne Got,
sô kan dir niemer missegân,
Er hilfet dir ûz aller nôt;
nû sich der welte goukel an,
Wie si ir volgære triegen kan,
unt was ir lôn ze jungest sî,
daz soltu sinneclîche entstân:
si gît ze lône sünden lôt;
swer ir nâch willen volgen wil,
deist lîbes und der sêle tôt.

Sun, merke, wie daz kerzen lieht,
die wîle ez brinnet, swindet gar:
Geloube, daz dir sam geschiht
von tage ze tage, ich sage dir wâr.
Des nim in dînen sinnen war,
unt rihte hie dîn leben alsô,
daz dort dîn sêle wol gevar:
swie hôch an guote wirt dîn nam,
dir volget niht, wan alsô vil
ein lînîn tuoch für dîne scham.

Sun, gip im, der dir hât gegeben,
und aller gâbe hât gewalt:
Er gît dir noch ein iemerleben,
und andre gabe manicvalt
Mê, danne loubes habe der walt.
Wiltu nû koufen disen hort,
in sînen hulden dich hie halt,
unt sende guote boten für,
die dir dort vâhen wîten rûm,
ê daz der wirt verhabe die tür.

Sun, elliu wîsheit ist ein wiht,
diu herzen sin ertrahten kan;
Hât er ze Gote minne niht,
unt siht in niht mit vorhten an.
Ez sprach hie vor ein wîser man,
daz dirre welte wîsheit sî
vor Gote ein tôrheit sunder wân:
dâ von sô rihte dînen sin,
daz du in sînen hulden lebest,
unt lâ dich aller dinge an in.

Sun, geistlich leben in êren habe,
daz ist dir guot, und ist ein sin:
Des willen kum durch nieman abe,
bring in ze dîner gruoben hin.
Daz wirt an sælden dîn gewin:
enruoche, wie die pfaffen leben,
du solt doch dienen Gote an in;
sint guot ir wort, ir werc sî krump,
sô volge du den worten nâch,
ir werken niht, ald du bist tump.

Sun, es was ie der leien site,
daz si den pfaffen truogen haz;
Dâ sündent si sich sêre mite,
ich enkan niht wizzen, umbe waz.
Ich wil dir râten verre baz:
du solt in holt mit triuwen sîn,
unt sprich in schône: tuostu daz,

sô mac dîn ende werden guot,
unt wirt ze lône dir beschert
Gotes lîcham unt sîn reinez bluot.

* * *

Sun, wiltu zieren dînen lip,
sô daz er sî unfuoge gram,
Sô minne und êre guotiu wîp:
ir tugent uns ie von sorgen nam.
Si sint der wünnebernde stam,
dâ von wir alle sint geborn:
er hât niht zuht, noch rehter scham,
der daz erkennet niht an in;
er muoz der tôren einer wesen,
unt het er Sâlomônes sin.

Sun, si sint wünneberndez lieht
an êren und an werdekeit
Der werlte, an êren zuoversiht:
nie wîser man daz widerstreit.
Ir name der êren krône treit,
diu ist gemezzen unt geworht
mit tugenden vollic unde breit:
genâde Got an uns begie,
dô er im engel dort geschuof,
daz er si uns gap für engel hie.

Sun, du maht noch niht wizzen wol,
was êren an den wîben lît.
Ob ez dir sælde füegen sol,
daz du gelebest die lieben zît,
Daz dir ir güete fröude gît,
sô kan niemer baz geschehen
ze dirre werlte sunder strît;
du solt in holt mit triuwen sîn,
unt sprich in wol: tuostu des niht,
sô muoz ich mich vertrœsten dîn.

Sun, wiltu arzenîe nemen,
ich wil dich lêren einen tranc,
Lâ dirz mit sælden wol gezemen,
sô wirstu selten tugende kranc,
Dîn leben sî kurz, oder ez sî lanc.
Leg in dîn herze ein reines wîp
mit stæter liebe sunder wanc;
ist ez an werdekeit verzaget,
als der trîakel eiter tuot,
ir wîplich güete dirz verjaget.

Sun, ich sage dir ez sunder wân,
des mannes herze ist ungesunt,
Daz sich niht innan reinen kan
mit wîbes liebe zaller stunt.
Ez was ein tugentlîcher funt,
dô guoter wîbe wart gedâht:
hât ieman sorgen swæren bunt,
den trûric muot bestricket hât,
der strîche wîplich güete dar,
sîn nôt alsam ein tou zergât.

Sun, sît diu sælde lît an in,
diu nie mit lobe ir zil vol maz,
Sô diene in gerne, hâstu sin,
du lebest in êren deste baz.
Got sîn an sælden nie vergaz,
dem ir genâde wirt beschert,
und er mit triuwen dienet daz;
dem stât der schilt ze halse wol:
im kumet ze lône ein blanker arm,
dâ im der rieme ligen sol.

Sun, du solt wizzen, daz der schilt
hât werdekeit und êren vil;
Den ritter tugende niht bevilt,
der im ze rehte volgen wil.
Die wârheit ich dich niht enhil:
er ist der werlte sunder wân
ein hôch gemezzen fröuden zil;
nimt in ze halse ein tumber man,
der im sîn reht erkennet niht,
dâ ist der schilt unschuldic an.

Sun, lât dich Got geleben die zît,
daz er mit rehte wirt dîn dach,
Waz er dir danne frôuden gît,
wiltu im baltlich volgen nâch!
Weistu, wie Gâmuret beschach,
der von des schiltes werdekeit
der mœrin in ir herze brach?
Si gap im lîp, lant unde guot:
er gît dir ouch noch êren vil,
gibst du im lîp, herze unde muot.

Sun, wiltu ganzlich schiltes reht
erkennen, sô wis wol gezogen,
Getriuwe, milte unt sleht,
sô ist er niht an dir betrogen,
Unt kumt dîn lop wol für geflogen.
Wilt aber leben in frîer wal,
dien tugenden allen vor verlogen,
der rede mîn triuwe sî dîn pfant:
wiltu in sô ze halse nemen,
er hienge baz an einer want.

Sun, ritter ist ein werder nam,
unt tiuret vor den frouwen wol;
Wer in treit mit rehter scham,
des lop man schône sprechen sol.
Uf sînem helme zimet wol
ein kranz von reines wîbes hant,
dâ von er mac wol wesen tol
ûf der banc har unde dar;
wâ er mit rehter küre vert,
dâ nimt man sîn mît flîze war.

Sun, als dîn helm genam den stric,
ze hant wis muotic unde balt;
Gedenke an reiner wîbe blic,
der gruoz man ie mit dienste galt;
Sitze ebene, swende sô den walt,
als dir von arte sî geslaht;
mîn hant hât manigen abe gevalt;
des selben muost ich mich bewegen:
guot ritterschaft îst topelspil;
diu sælde wil des siges pflegen.

Sun, nim des gegen dir komenden war,
unt senke schône dînen schaft,
Als ob er sî gemâlet dar;
lâz an dîn ors mit meisterschaft,
Je baz unt baz rüere im die kraft;
ze nagelen vieren ûf den schilt,
dâ sol dîn sper gewinnen haft,
od dâ der helm gestricket ist:
diu zwei sint rehte ritters mâl
und ûf der tjost der beste list.

Sun, wiltu zieren dîne jugent,
daz si ze hove in êren gê,
Snît an dich zuht unt reine tugent;
ich weiz niht, waz dir baz an stê.
Wiltu si tragen in rehter ê,
si machet dich dien werden wert,
unt gît dir dannoch sælden mê:
ich meine, guoter wîbe segen,

der ist cin sô genæmer hort,
in möhte ein lant niht widerwegen.
Sun, du solt bî dien werden sîn,
unt lâ ze hove dringen dich;
Der man ist nâch den sinnen mîn
dar nâch, als er gesellet sich.
Ze rehte swîc, ze staten sprich;
die bœse reden dir ze ôren tragen,
Von in dîn stætez herze brich.
Wiltu dîn ôre, als maniger tuot,
dien segelæren bieten dar,
sô wirstu selten wol gemuot.

Sun, du solt dîner zungen pflegen,
daz si iht ûz den angen var:
Si lât dich anders underwegen,
der êren und der sinne bar.
Schiuz ir rigel vür unt nim ir war;
gezöumet rehte sî dîn zorn;
si gæbe umb êre niht ein hâr.
Wirt si dîn meister, wizzest daz,
si setzet dich in Gotes zorn,
und dienet dir der werlte haz.

Sun, bezzer ist gemezzen zwir,
dan gar verhouwen âne sin:
È daz diu rede entrinne dir
ze gæhes ûz dem munde hin,
Besnît si wol ûf den gewin,
daz si den wîsen wol behage;
daz wort mac niht hin wider în,
und ist doch schiere für den munt:
wiltu des râtes volgen niht,
du lebest an êren ungesunt.

* * *

Sun, hôch geburt ist an dem man
und an dem wîbe gar verlorn,
Dâ wir niht tugenden kiesen an,
als in den Rîn geworfen korn.
Swer tugende hât, derst wol geborn.
Nu merke rehte, waz ich dir sage:
ich hân ze vriunde mir erkorn
den nidern baz, der êren gert,
dan einen hôhen sunder tugent,
der hiure ist bœser, danne vert.

Sun, wizzest, daz diu mâze gît
vil êren unde werdekeit,
Die soltu minnen elliu zît,
sô wirt dîn lop, dîn wirde breit.
Ist daz dien wandelbæren leit,
waz dar ümbe, daz der bœsen haz
die biderben schelten ie vermeit?
Leb dû in tugentlîcher aht,
unt lâ den kranken alsô leben,
als im von arte ist geslaht.

Sun, du solt haben unt minnen guot,
doch sô, daz ez dir niht lige obe;
Benimt ez dir herze unt vrîen muot,
sô stât dîn leben in krankem lobe.
Guot, daz ist gitekeit ein klobe;
dem ez ist lieber, danne Got,
unt weltlich êre, ich wæne, er tobe,
den ez alsô gevazzet vür,
daz er sich ânte ir beider ê,
danne er daz eine gar verkür.

* * *

Sun, sô der vogel ê rehter zît
von sînem neste vliegen wil,
Sich selben er vil lîhte gît
den tumben kinden zeinem spil.
Die rede ich dir gelîchen wil:
nimst du dich an, des du niht maht
vol enden und dir ist ze vil,
daz muostu ligen ân êren lân;
sô wære vür êre bezzer dir,
unt wære ez nie gevangen an.

Sun, habe, daz du getragen maht;
daz dir ze swære sî, lâz ligen:
Swer gerne ie über houbet vaht,
der mohte deste wirs gesigen.
Dir ist der wîsen lop verzigen,
wiltu ze gæhes muotes sîn,
ân allen rât und ouch verswigen,
sô kumt dir gar daz sprichwort wol:
an muote alze gæher man
vil trægen esel rîten sol.

* * *

Sun, si jehent alle, ez brenne fruo,
daz zeiner nezzen werden sol:
Dîn junger muot daz selbe tuo;
daz kumt dir in dem alter wol.
Mit dir ich leides mich erhol,
mîn trôst ist an dich einen komen,
dîn liep mîn liep, dîn leit mîn dol:
Got tuo mich zweier sorgen bar,
daz dû iht werdest ungemuot,
und daz dîn sêle iht missevar.

Sun, drîzec jâre ein tôre gar,
der muoz ein tôre vürbaz sîn;
Die wîsen sprechent, ez sî wâr,
ez ist vil dicke worden schîn,
Und ist ouch der geloube mîn,
gewonheit ist dâ schuldic an,
diu gît dem lîbe solhen pîn,
des er von kintheit ist gewon,
ez sî im schade, ez sî im from,
dâ kumt er âne Got niht von.

Sun, du solt hovelîche site
in dînen sinnen lâzen pfaden;
Behüete dich vor einem snite,
der tuot an êren grôzen schaden:
Dâ mite ward Jûdas uberladen.
Der in dem snite noch funden wirt,
der muoz mit im ze helle baden:
ich meine untriuwe; uns seit diu schrift,
si sî der armen sêle dort
unt hie des lîbes ein vergift.

Sun, du solt kiuscher worte sîn
unt stætes muotes: tuostu daz,
So habe ez ûf die triuwe mîn,
du lebest in êren deste baz.
Trac nieman nît, noch langen haz,
bis gegen den vîenden hôch gemuot,
bis vriunden niht mit diensten laz,
dâ bî in zühten wol gezogen,
unt grüeze, dâ du grüezen solt,
sô hât dich sælde niht betrogen.

Sun, hôchvart unde gitekeit,
diu zwei sint bœse nâch gebûr,
An den der tievel sich versneit,
daz im sîn süeze wart ze sûr,
Sîn schœne swerzer, danne ein sur,
in sleht noch hiute und iemer mê

ze helle drümbe ein bitter schûr:
der in dem snite vunden wirt,
dem gît in sînem hûse rouch
der selbe swarze helle wirt.

Sun, ich hân lange har vernomen,
swer über sich mit hôchvart wil,
Daz im sîn leben mac dar zuo komen,
daz sich vervellet gar sîn spil.
Ein ieglich man hât êren vil,
der rehte in einer mâze lebt,
und übermizzet niht sîn zil.
Swer sich sô ziuhet und ie zôch,
daz in sîn vuore machet vert,
der wirt an êren billich hôch.

Sun, wil dir lieben guot gemach,
sô muostu êren dich bewegen;
Ein jungen man ich nie gesach
diu zwei in gelîcher wage wegen.
Waz sol ein junger lîp verlegen,
der ungemach niht lîden kan,
noch sinneclîch nâch êren stegen?
Ez ist mir âne zwîvel kunt,
ez loufet selten wîsiu mûs
slafender vohen in den munt.

Sun, wizzest, daz verlegenheit
ist gar dem jungen man ein slac;
Ez ist dir offenlich geseit,
daz nieman êre haben mac,
Noch herzeliebe sunder klac,
gar âne kumber unde nôt,
der louch gât sô niht in den sac.
Swer sich vor schanden wil bevriden,
der mac gebergen niht den lîp,
er muoz enblanden an den liden.

* * *

Sun, zwei wort êren wol den man,
der sich êren wil mit in zwein,
Sô daz er si behalten kan,
daz ein ist Jâ, daz ander Nein.
Wie zieret golt daz edelgestein,
als tuont gewæriu wort den lîp;
er ist niht vleisch unz ûf daz bein,
dem alsô slipfic ist der sin,
dâ er sîn Jâ genennet hât,
daz er sîn Nein dâ schiuzet hin.

Die Winsbeckin.

Aehnlicher Art, wie das vorige Gedicht, ist ein anderes, welches die „Winsbeckin“ heißt und, wie der Name schon andeutet und die Anwendung mehrerer bedeutenden Redeweisen und Bilder, die sich schon im Winsbecken finden, noch entschiedener beweist, eine Nachahmung desselben ist, daher auch kaum angenommen werden kann, daß beide Gedichte von einem und demselben Verfasser herrühren. Die Winsbeckin hat noch dramatischeren Gang, als der Winsbecke, indem sich das Zwiegespräch in lebhafterer Weise zwischen den redenden Personen bewegt, aber was das Gedicht in dieser Beziehung gewinnt, verliert es wieder, wenn man die Darstellung betrachtet, welche, ohne im Geringsten matt und trocken zu sein, doch die schöne Innigkeit und rührende Liebe nicht entfaltet, welche bei dem Winsbecken so unendlich wohl thut. Hier ist es eine Mutter, ein „weibliches Weib“, wie der Dichter sagt, die ihrer Tochter Lehren der Weisheit gibt. Diese beziehen sich, wie natürlich, auf weiblichen Sinn und auf das Leben des Weibes. Die Tochter soll züchtig und schamhaft sein, sie soll in ihrem Betragen gegen die Männer Vorsicht üben und ihre Blicke nicht überall herumschweifen lassen. Sodann wird dieselbe vor der Männer Falschheit gewarnt und vor der Männer Gewalt, die auch die Stärksten besiege; vor ihrer Macht könne nur Keuschheit sicher stellen. Wo diese fehle, helfe keine Aufsicht und kein Zwang, welcher übrigens dem Weibe zur Schande gereiche. Nun will aber die Tochter auch wissen, was die Minne sei? „Ein weiser Mann, Namens Ovidius,“ antwortet die Mutter, „der thut uns Wunder von ihr kund; er sagt, sie sei genannt Venus, sie mache süße Herzen wund, und nach ihrem Willen wieder gesund und dieselben wieder krank: das ist ihr Wechsel alle Stund. Ihrem Willen Nichts entrinnen mag, sie fährt unsichtbar, wie ein Geist, sie hat nicht Ruhe Nacht, noch Tag.“ Und so fährt sie in einem Tone fort, der freilich wenig passend ist und eher in einem Ritterromane an seiner Stelle sein würde; auch findet sich plötzlich, daß die Tochter schon mehr von der Minne weiß, als man nach dem Vorhergehenden erwarten dürfte. Das Ganze schließt damit, daß die Mutter auf der Tochter Verlangen dieser die „Minneregel“ mittheilt, welche darin besteht, daß man Neid meide, den Verständigen zu gefallen suche und in Züchten wohlgemuth sei.

Ein wîplich wîp mit zühten sprach,
zir tochter, der si schône pflac:
„Wol mich, daz ich dich ie gesach,
gehœhet sî der süeze tac,
Dâ dîn geburt von êrst an lac!
Sît ich mit ganzer wârheit wol
mit wîser lêre sprechen mac,
dîn anblic ist des meien zît:
Got süln wir drümbe iemer loben,
der alsô rîche gabe uns gît.“ —

„Des volge ich, liebiu muoter, dir:
ich lobe in, sô ich beste kan;
Er sol der sinne helfen mir,
daz ich in sehe mit ougen an.
Durch sîne tugende ich in des man:
ich wil in sînen hulden leben,
ob ich mir selbe der êren gan.
Vater unt muoter süln diu kint
êren und iemer lêren wol,
diu in des vil gehôrsam sint.

Rât, liebiu muoter, unde sprich,
wie unde waz dîn wille sî;
Des soltu rehte bewîsen mich,
ich wil dir sîn mit volge bî.
Die jugent wil sîn vrô unt vrî:
ir beider hân ich mich verwegen;
hôchvart velwet der êren zwî,
ich wil mîn herze lâzen nider:
swelch vrouwe kumt in swachez wort,
diu sich des sâ verrihtet wider?“ —

„Trût kint, du solt sîn hôchgemuot,
und dar under in zühten leben,
Sô wirt dîn lop den werden guot,
unt stât dîn rôsenkranz dir eben.
Den êre gernden soltu geben
mit zühten dînen senften gruoz,
unt lâ in dînem herzen sweben

scham unde mâz ûf stæten pîn;
schiuz wilder blicke niht ze vil,
swâ lôse merker bî dir sîn.

Scham unde mâze sint zwô tugent,
die gebent uns frouwen hôhen prîs:
Lât si Got leben in dîner jugent,
sô gruonet dîner sælden rîs;
Du maht in êren werden grîs." —
„Nu rât, vil liebiu muoter mîn,
darzuo sô bin ich niht ze wîs,
wie wilde blicke sint gestalt,
wie unde wâ ich die mîden sül,
daz si mich machen niht ze balt." —

„**E**z heizzent wilde blicke wol,
als ich ze hove gewîset bin,
Swenne ein wîp vür sich sehen sol,
lât si diu ougen vliegen hin,
Alsam si habe unstæten sin,
und âne mâze daz geschiht,
daz ist ir lobe ein krank gewin.
Die melder merkent unser site;
dû twinc diu ougen deste baz,
daz râte ich, tohter, unde bite." —

„**M**uoter, iu sî vür wâr geseit,
swie kleine ich hâbe der jâre zal,
Diu vuore mir niemer wol beheit,
swelch wîb ir ougen ûf unt ze tal
Hebet unt treit, als einen bal,
und ouch dar under lachet vil,
diu prîset niht der zühte ir sal:
ich wæne, daz juncvrouwen muot,
diu âne vorhte wirt erzogen,
nâch ir gebærden dicke tuot." —

„**S**int wîsiu wort den werken bî,
sô sint dîn sinne niht betrogen;
Sint aber siu guoter werke vrî,
sô sint diu wîsen wort gelogen.
Von nest ein vogel ze vruo geflogen,
der gît den andern sich ze spil,
unt wirt im sîn gevider erzogen:
kint, dir mac wol alsam geschehen,
hâst in der jugent wîsiu wort,
unt lâst dich tump an werken sehen."

* * *

„**I**ch wil dir mînen willen sagen,
den soltu reht alsô verstân:
Mahtu ein kiusches herze tragen,
des muostu lob und êre han;
Ob dir diu minne des niht gan,
unt wil betwingen mit gewalt
dich, daz du minnest einen man,
der sælden ist und êren wert,
der sol doch nâch dem willen mîn
von dir belîben ungewert." —

„**I**ch wil dir des mîn triuwe geben,
die Kristen ê gesetzet hât,
Die wîle ich einen tac sol leben,
ich briche niemer dînen rât.
Ob mich diu minne niht erlât,
si welle twingen mir den sin
wirs, danne zühte wol an stât,
vil liebiu muoter, sô ger ich,
ob du die volge sehst an mir,
daz du mit riemen bindest mich." —

„**I**ch wil dîn, tohter, hüeten niht,
dîn stæter muot dîn hüeten muoz;
Ob dir von minnen kraft geschiht,
daz dir ze walde stât der vuoz,
Des schaffe dir dîn stæte buoz.
Mac si ir kreften an gesigen,
sô dienestu der werden gruoz.
Diu huote prüevet dicke schaden:
swer hüetet anders, danne er sol,
der wil ze hûs unêre laden.

Ein reine wîb, in tugende wert,
diu wol ir êren hüeten kan,
Und niht wan stæter triuwen gert,
die sol man selbe hüeten lân.
Man sol die huote heben an
an einem wîbe tumber site,
diu niht ir selben êren gan:
wan mac ir ein dinc under sehen,
dâ si ir vrîheit trîbet zuo,
daz vürbaz niemer kan geschehen.

Diu huote ist niht ein swærer pîn,
dâ vriunt wîl minnen vriundes rât;
Tuot er ez mit dem herzen schîn,
sô ist daz ein solichiu missetât,
Vürwâr, diu an sîn êre gât,
sô hât der huoter guoten muot,
ob im diu volge bî gestât.
Sol wîser rât der volge enbern,
der alsô vriunde hüeten sol,
der zamte lihter einen bern.

Diu huote ist wîbes êren gram,
swâ si ûf kranken wân geschiht;
Ir ende guot ich nie vernam;
betwungen lieb ist gar ein wiht,
Wan si gît hôhes muotes niht.
Diu liebe sol von herzen komen,
unt haben mit stæter triuwe pfliht,
ûf alle verlust und ûf gewin;
die ander liebe slipfic sint,
alsam ein îs, dâ her, dâ hin.

Nû lâzen wir die huote varn,
unt sprechen von der minne mê:
Mahtu dich vor ir kraft bewarn,
als du mir hâst verjehen ê,
Swem danne ein schapel schœner stê,
mîn kint, danne dir daz dîne tuo,
da man die werden schouwen gê,
daz lâze ich iemer âne haz:
ez mac ein wîp wol schœner sîn,
enkeiniu lebt in zühten baz." —

„**D**u lobest mich, liebiu muoter mîn,
alsam ir kint ein muoter sol;
Ich lige dir in dem herzen dîn,
unt tuon dir in den ougen wol.
Mîn triuwe ist ouch gegen dir niht hol,
du bist mir lieber, danne mîn lîp,
der liebe ist gar mîn herze vol.
Nû sage mir, ob diu minne lebe,
unt hie bî uns ûf erde sî,
ald ob uns in den lüften swebe?" —

„**E**in wîser man, Ovîdius,
der tuot uns wunder von ir kunt,
Er jiht, si sî genant Vênus,
si mache süeziu herze wunt,
Unt nâch ir willen wider gesunt,
die selben aber wider siech;
daz ist ir wehsel alle stunt.

Ir willen niht entrinnen mac;
si vert unsihtic, als ein geist,
si hât niht ruowe naht, noch tac!" —

König Tyrol von Schotten und Friedebrant sein Sohn.

Wenn immer noch einiger Zweifel obwalten kann, ob der Winsbecke ein erdichteter Namen sei, so ist es dagegen unbestreitbar, daß, wie die Winsbeckin, so auch der König Tyrol und sein Sohn Fridebrant nicht wirkliche Personen, am wenigsten aber die Verfasser der unter ihren Namen auf uns gekommenen Gedichte sind. Von wem aber dieselben herrühren, ist unbekannt. König Tyrol, der, wie die beiden vorhergehenden Gedichte, in Strophen und in dialogischer Form abgefaßt ist, zerfällt in zwei sehr scharf geschiedene Theile, die ursprünglich vielleicht gar nicht zusammengehören und möglicher Weise auch nicht aus derselben Zeit stammen. Wenigstens scheint der erste Theil, in welchem der König Tyrol seinem Sohne Friedebrant Räthsel vorlegt, welche dieser dann auflöst, in eine spätere Zeit zu gehören. Es erinnert dies überhaupt an den Singerkrieg auf der Wartburg, und die Art der Räthsel weist wohl unzweifelhaft auf das vierzehnte Jahrhundert hin, wie sich denn bei Regenbogen ganz ähnliche Aufgaben finden (s. oben S. 154 Nr. 8. 9, mit welchen die unten mitgetheilten zu vergleichen sind). Der zweite Theil des Gedichts mag dagegen älter sein; doch ist auch dieser gewiß nur eine Nachahmung des Winsbecken, mit dem er die meisten Gedanken, nicht aber die ergreifende Darstellung gemein hat.

Der künic Tyrol:

Dâniêl wunders mêr geschach:
eine starke mülen er sach,
Diu lag an einem wage tief,
der under stein vast ümbe lief,
Der ober kunde stille ligen;
wiez ümbe die mülen sî getân,
daz war mir schedelich verswigen.

Daz rat, daz an der mülen gât,
zwô unt sibenzec kamben ez hât,
Diu sint von alsô maniger par,
einez wirt man dâ gewar,
Der ist von lignum aloê,
nie reiner holz ûf erden wart;
weistu, wiez umb die mülen stê?

Der selben mülen pflac ein man,
der nie vleisch noch bein gewan;
Der het ein kint, daz wart enein,
daz ez den undern mülenstein
Druckte, daz er stille lac;
von einem kleinen wezzerlîn
der ober grôzer snelle pflac.

Daz kint, daz hâte knappen zart,
dô der ober stein kam an die vart,
Ez sprach: „Ir sült iuch des bewegen,
daz ir des steines künnet pflegen;
Ob der under welle streben,
den drücket, als ich hân getân:
ich wil iu lôn dar ümbe geben.

Der künic Vridebrant:

Hêrre, ir habt wunderlîchen muot,
daz ir gegen mir die vrage tuot;
Von ritterschefte wiste ich baz,
wâ jener gelag, wâ der gesaz,
Wâ sich die spæne ûz helmen klungen
von swerten über die schilte,
dar under sich die recken swungen.

Jedoch, welt ir sîn niht enbern,
sô wil ich iuch der müln wern:
Der under stein ist diu alte ê,
diu kumt vürbaz niemer mê,
Die hât der megde sun verdruckt.
Der ober stein daz ist der touf,
dâ mit diu niuwe ist ûf gezuckt.

Welt ir wizzen, wie ez umb die kamben stât?
Zwô unt sibenzec sprache diu werlt hât;
Der einen, der man dâ wirt gewar,
diu dâ ist von sô süezer par,
Daz ist diu magt von Jessê her geborn,
die Got, al der werlt hêrre,
zeiner muoter hât erkorn.

Die knappen, die der mülen pflegen,
daz sint die priester, die den segen
Habent über des toufes zil.
Wær iu der rede niht ze vil,
Got gap den pfaffen ûf ir eit
dazs ungelouben druckten
und ûfeten die Kristenheit.

Welt ir dan wizzen umb den man,
der nie vleisch noch bein gewan,
Des kint truog einer megde lîp,
die Juden jâhen, si wær ein wîp:
Dâniêl mit beiden handen swuor,
daz si mit dem gelouben varn,
als Adâm umb den apfel vuor.

Si habent dannoch pîne vil;
Got dur uns niht mê sterben wil,
Von sînem tode wart uns zorn,
er sprach: „Swer iemer wirt geborn,
Dem sî benant des toufes zil,
unt volge den man blatte scher:
dur iuch ich niht mê sterben wil."

Wan dô Got von dirre werlte schiet,
er bevalh uns einer tiuren diet,
Priester nenne ich iu mit namen.
Kein künic sich niemer darf geschamen,
Daz er daz edel houbet sîn
mit krône gegen im neiget,
des gib ich iu die triuwe mîn.

Thomasin von Zirclære.

Es ist neueren Forschungen gelungen, die ächte Form des Namens zu bestimmen, welchen man bis jetzt auf die verschiedenste Weise schrieb (Zerclære, Zerklar, Zirkler, Clär, und sogar Tirclere); es ist sicher, daß er so lautete, wie wir ihn in der Ueberschrift geschrieben haben, da Thomasin ohne Zweifel aus dem Geschlechte der Circlaria in Friaul stammte. Viel weiter reichen unsere Kenntnisse über ihn und seine Lebensumstände aber nicht. Denn mit Ausnahme der wenigen Andeutungen in seinem Gedichte, aus denen wir erfahren, daß er in den Wirren, welche zu seiner Zeit das Reich beunruhigten, zuerst auf Seiten Otto IV. stand, mit dem er auch nach Italien zog, sich aber später für Friedrich II. erklärte, den er zu einem Kreuz-

zuge aufforderte, ferner, daß er vor der Abfassung seines deutschen Gedichts ein Buch über höfisches Leben und über höfische Sitte in welscher Sprache geschrieben habe, ist uns Nichts über ihn berichtet worden. Sein deutsches Gedicht, welches er mit Hinweisung auf sein Vaterland den „welschen Gast“ nannte, und in das er Manches aus seinem welschen Buche aufgenommen zu haben scheint, verfaßte er, als er noch nicht dreißig Jahre alt war und in der kurzen Zeit von zehn Monaten, wahrscheinlich im Jahre 1216. Leider ist dasselbe bis jetzt nur noch in Bruchstücken bekannt, und wir haben daher in Bezug auf die Beurtheilung des Ganzen keine andere Quelle, als die wenigen Literatoren, welche es in einer der vorhandenen Handschriften gelesen haben. Nur wird diese Quelle einigermaßen dadurch getrübt, daß die bedeutendsten unter diesen Männern in ihrem Urtheile nicht nur nicht übereinstimmen, sondern einander geradezu widersprechen. Während der Eine (Gervinus) den Dichter für einen der hervorragendsten Lichtpunkte in der Geschichte der deutschen Poesie erklärt, stellt ihn ein anderer (W. Grimm) weit unter die übrigen Didaktiker der Zeit, namentlich aber unter Freidank. Beide stimmen nur darin überein, und dies geht freilich selbst aus den bis jetzt bekannt gewordenen Bruchstücken hervor, daß Thomasin ein gelehrter Mann war, der das griechische und römische Alterthum kannte und in der alten und späteren Literatur wohl bewandert war, worin er sich freilich von beinahe allen seinen Zeitgenossen wesentlich unterscheidet. Eben so stimmen jene Gelehrten darin überein, daß der Dichter des welschen Gastes ein wohlmeinender, verständiger, praktischer Mann, der, mit Ausnahme eines unbarmherzigen Spottes über die den Ketzern zugefügten grausamen Strafen, immer eine milde, menschliche Gesinnung zeigt. Dagegen will Grimm weder die besondere Tiefe der Betrachtung, noch die Originalität der Gedanken, noch die frische und belebte Rede in ihm finden, welche Gervinus mit Bewunderung an ihm hervorhebt, und er begründet seine Meinung besonders dadurch, daß Thomasin jeden Gedanken in der weitschweifigsten Art entwickele, und nicht eher zu einem neuen übergehe, als bis sich auch keine einzige Wendung mehr finden lasse, mit welcher der erste noch dargestellt werden könnte, was um so widrigere Wirkung mache, als er sich zudem noch häufige Wiederholungen gestatte. Gervinus legt viel Gewicht darauf, daß der Dichter seine Darstellung in eine Art System bringt, indem er alle Tugenden von der Beharrlichkeit (stæte), alle Laster und Sünden dagegen von der Veränderlichkeit (unstætekeit) ableitet; sein Gegner bemerkt aber ganz richtig, daß kein großer Geist dazu gehöre, jeden beliebigen Begriff zum Ausgangs- und Mittelpunkte irgend eines Systems zu machen. Wir können nach diesen Andeutungen nicht umhin, Grimms Meinung zu theilen; allein so richtig dieselbe auch sein mag, so stehen wir doch nicht an, den großen Werth anzuerkennen, den das Gedicht in anderer Beziehung hat. Es ist dasselbe nämlich für die Kenntniß der Sitten jener Zeit höchst wichtig und schon darum von großer Bedeutung, weil sich in ihm die ersten Spuren eines feindlichen Gegensatzes zur höfischen Poesie zeigen. Thomasin spricht denselben schon im Eingange aus. Nachdem er lange den Preis edler und schöner Thaten gehört, sagt er, wolle er nun verkünden, was Tugend, Frommheit und Zucht sei. Die Märchen und Abenteuer der ritterlichen Dichter sind ihm wie Bilder und Beispiele, an denen man die junge Phantasie schulen mag, die aber dem gereifteren Alter unzugänglich sind. Von diesem Gesichtspunkte aus warnt er vor den Geschichten von Helena und jedem andern Vorbilde, und empfiehlt, stets das Beste zu lesen (1). Die Jungfrauen möchten von Andromache hören und Enite, von Penelopen und Oenone, von Galliana und Blanscheflor, die Jungherren aber sollen an Erek und Iwein, an Gawan, Artus und Karl, an Alexander und Tristan Beispiel nehmen. Solches sollten Kinder lesen; wer aber zu Verstande gekommen sei, solle auf andere Weise belehrt werden; er solle die unwahren Märchen verlassen, daran sich die Kinder freuen. „Ich tadle keinen Mann,“ fährt er fort, „der Abenteuer dichten kann; denn sie bilden des Kindes Gemüth: der Bauer und das Kind freuen sich an den gemalten Bildern im Buche, der Pfaffe aber soll das Geschriebene bedenken. So soll auch der ungelehrte Mann, der tiefen Sinn nicht fassen kann, die Abenteuer lesen und sich an ihnen wohl sein lassen, denn er findet auch darin, was ihm den Geist bessert. Wer aber mehr verstehen kann, der soll seine Zeit nicht an den Erzählungen von Abenteuern verlieren, sondern der Lehre guter Zucht und der Wahrheit folgen; die Abenteuer sind in Lüge gekleidet, doch schelte ich sie darum nicht, denn sie sind dabei Bezeichnungen der Zucht und der Wahrheit. Ein hölzernes Bild ist kein Mann, doch weiß jeder wohl, daß es einen Mann bezeichnen soll; so bezeichnen auch die Abenteuer, was ein jeder Mann thun soll, der nach Frommkeit leben will. Deshalb will ich denen danken, die uns der Abenteuer viel in deutsche Zunge übersetzt haben, doch wollte ich ihnen noch mehr danken, wenn sie Etwas gedichtet hätten, das ganz ohne Lüge wäre, wovon sie auch noch größere Ehre hätten. Ueberhaupt soll Jeder, der gut sprechen kann, seine Rede zu guten Dingen kehren.“ (2)

Wir haben daraus gesehen, daß Thomasin den Gegensatz zur ritterlichen Poesie in sehr milder Weise und beinahe furchtsam ausspricht; doch war es immerhin für seine Zeit viel, daß er gerade die Dichtungen, welche bei den Gebildeten und Vornehmen in so hohem Ansehen standen, als eine für die Jugend passende, für den ernsten Mann aber ungeeignete Lectüre erklärte.

Wenn schon in dem Vorhergehenden ein innerer Widerspruch in seinen Ansichten nicht zu verkennen ist, so liegt ein solcher noch offenbarer in seinen Bemerkungen über den Adel. Während er an einer Stelle (3) geradezu erklärt, daß alle Menschen in gleicher Weise Gottes Kinder seien und daß nur der edel heißen könne, der recht thue *), sagt er an einem andern Orte, daß wenn die unadligen Jünglinge an die Höfe kämen, sie doch nicht feine Sit-

*) So sagt auch schon Walther von der Vogelweide:
— — hêrre Got,
dich heizet vater maneger vil:
swer mîn ze bruoder niht enwil,
der spricht diu starken wort ûz krankem sinne.
Wir wahsen ûz gelîchem dinge u. s. w.

Der Gedanke, daß der Adel nur im edlen Leben bestehe, findet sich bei den Dichtern der Zeit sehr häufig, doch meistens nur bei bürgerlichen Sängern, z. B. dem Bruder Wernher, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg u. a. m.

ten lernten, daß sie nur auf das Böse, nicht auf das Gute achteten, denn es sage ja schon das Sprichwort, daß der Bär niemals ein guter Sänger werde. Und so war bei seinen freien und verständigen Ansichten über Welt und Leben das angeborene oder ererbte Vorurtheil von den Vorzügen seines Standes (denn daß er selbst zum Adel gehörte, sagt er irgendwo beinahe ausdrücklich) doch so mächtig, daß er sich nur dann von demselben lossagen konnte, wenn er in allgemeiner Weise vom Adel sprach, dagegen wieder in dasselbe verfiel, wenn es sich um besondere Beziehungen des wirklichen Lebens handelte. Eine ähnliche Befangenheit zeigt der Dichter des welschen Gastes in der Betrachtung der kirchlichen Verhältnisse. Ob er gleich die Geistlichkeit wegen ihrer zunehmenden Zuchtlosigkeit wiederholt hart tadelt, und ihr mit strengem Ernste die ewigen Gesetze einer reinen Sittlichkeit zur Beachtung anempfiehlt, kann er sich doch nicht zur Höhe der Anschauung erheben, welche wir in Walther bewundert haben; ja er spricht sogar heftigen Tadel über diesen aus, daß er dem Pabste Geiz und Betrug vorgeworfen habe (s. oben S. 50 und S. 52 f. Nr. 22 u. 23), wobei er gar naiv hinzufügt, daß von Gewinnsucht von Seiten des Pabstes nicht die Rede sein könne, da dieser ja in seinem Briefe, den er selbst habe öffentlich vorlesen hören, ausdrücklich anbefohlen habe, daß man das Geld da aufbewahren sollte, wo es gesammelt worden sei, bis man es zum Dienste Gottes verwende. Vortrefflich sind übrigens die Ansichten, die er bei dieser Gelegenheit ausspricht. „Die Herrn und die Dichter", sagt er, „und dazu auch die Prediger sollen sprechen mit großer Hut. Der Prediger soll faßlich sprechen und verständlich, daß man seine Rede nicht möge verkehren (der böse Geist pflegt dies zu lehren) und daß man ihn könne verstehen. Dem Dichter mag es auch nicht geziemen, wenn er ein Lügner sein will, denn beide, er und der Prediger, sollen die Wahrheit bezeugen. Ein Mann mag der Christenheit mit Einem Wort mehr zu Schaden kommen, als er ihr hinfort möge frommen." Freilich ist die darauf folgende Anwendung dieser Sätze auf Walther eben nicht zu rechtfertigen; immer aber ist diese Stelle wichtig, weil wir aus derselben die gewaltige Wirkung von Walthers Liedern kennen lernen (5).

Wir können, wie schon gesagt, über das Gedicht Thomasins in seiner Gesammtheit nicht urtheilen; wenn wir aber aus den uns zugänglichen Stellen einen Schluß ziehen dürfen — und es dürfte ein solcher kaum sehr gewagt sein — so können wir den Ansichten derjenigen keineswegs beitreten, welche seine Darstellung trocken und langweilig nennen; vielmehr erscheint sie so beweglich, als sie bei dem Stoff nur sein kann, und es spricht sich aus jedem Worte eine solche Tiefe der Ueberzeugung aus, daß wir seiner Entwickelung mit dem lebhaftesten Wohlgefallen folgen. Wer sollte sich z. B. nicht der schönen Stelle freuen, in welcher er ausspricht, daß ein guter Mann in der Welt Nichts zu fürchten habe? nicht Armuth, nicht Krankheit, nicht Gefangenschaft, selbst nicht den Tod, weil seine Tugend ihn über alles Unglück erhebt (4). Dagegen ist es allerdings wahr, daß er öfters breit wird, und daß er die deutsche Sprache nicht mit der Gewandtheit und Sicherheit behandelte, die wir an den höfischen Dichtern immer wieder von Neuem bewundern müssen. Er selbst klagt, daß es ihm an Gewandtheit in der deutschen Zunge fehle, und es tritt dieser Mangel vor Allem in der Armuth des Reims hervor, durch welche er an die Dichter des sechszehnten Jahrhunderts erinnert.

Thomasin hat mancherlei Mären, Erzählungen und Geschichten in sein Gedicht eingewebt; die von uns mitgetheilte Fabel vom Esel, dessen Geschrei die Thiere, selbst den Löwen in Schrecken setzte, bis man sich überzeugte, daß man Nichts von ihm zu fürchten habe, ist vortrefflich erzählt (6), und läßt wünschen, daß auch die übrigen Mären und Fabeln, die sich in seinem Gedichte befinden, allgemein zugänglich gemacht werden möchten.

1.

Swer wênet wizzen âne lêre,
der volgt dem vihe harte sêre.
Swer niht enlernt, di wîl er mac,
der hât verlorn sînen tac;
vil grôz verlust an tagen lît:
uns widergêt niht diu zît.
Swer wênt sîn wîs in chintheit,
wirt alter voller nerrischeit,
wan er niht lernen wolde,
do er mohte, daz er solde.
Sich suln chint dunchen tôren:
si suln lesen unde hôren
vil wundergerne guotiu mère;
diu bœsen suln in wesen swêre.
Der gerne hôret bœse geschiht,
dern bezzert sich dervon niht;
dâ von suln wîp unde man,
swer sich ze guot verstên chan,
chêren dar an sînen muot,
daz si vernemen, waz sî guot
unt waz reht sî getân;
di bœsen sol man lâzen gân.
Juncfrowen bezzernt chlein ir sinne
von der schœnen chüneginne,
die wîlen dâ ze Chriechen was.
Diu tet unreht, diuz êrste las,
wan bœsiu bilde verchêrent sêre
guote zuht unt guote lêre.
Wir mugen doch bœsiu mêre lesen,
daz man ir baz chünne âne wesen:
der si niu chan, dern weiz niht wol,
wâ vor er sich behuoten sol.
Swâ ein wîp hât einen reinen muot,
hôret si denne übel od guot,
daz mac ir werren nihtes niht.
Hôret si iht übeles od siht,
daz mant si, daz si sich behuote;
dâ wider gît ir bilde daz guote,
daz si tuo reht unde wol,
unt zeigt ir, wes si volgen sol.
Swer niu mac nemen bilde guot
dâ von, daz er siht, daz man tuot,
der gedenche, waz man tuon sol,
unt nem dâ von bilde wol.
Swelich wîp unt swelich man
an rehten dingen niht ahten chan,
der nimt von übele unt von guot
bœsiu bilde, wan ir muot
der ist zem bœsten ie bereit,
Sumelîchiu wîp sint gemeit,
swenn si mugen hôren iht,
daz einem andern wîbe geschiht,

daz geziuhet zunêren dingen;
si sprechent: „Uns mac misselingen
niht, — tuo wirz! diu hât ez getân,
unt wart ir holder sît ir man.“
Dehein biderbe wîp sol,
daz getar ich gerâten wol,
sich des freuwen, ob ein wîp
hât nâch rehte niht ir lîp;
wan ich sag iu daz für wâr,
der und diu triegent sich gar,
di mit einander unstête
wênent heln ir missetète.
Dà von ein biderbe wîp sol
trùric sîn, tuot niht wol
ein ander wîp: der missetête
suln ein guot wîp machen stête,
wan si sol ir fürhten hart,
daz si niht enchom in ir vart.
Di frowen suln nemen sin
von der frowen ungewin,
diu dâ Helênâ was genant;
ze Chriechen über elliu lant
was si gewaltigiu chüneginne.
Si het vil schœne unt lützel sinne;
ir schœne fuogt ir grôze schant:
schœne ist ân sin ein swachez pfant.
Ein frowe sol haben die sinne,
swer mit ir ret von minne,
si sol halt haben den muot,
swaz man ret übel oder guot,
daz si antwürte ze der frist
dar nâch unt der man ist,
und dar nâch unde er gegert:
sô ist diu frowe und er gewert.

2.

Ich hân geseit, daz bœsiu mère
diu suln chinden wesen swêre,
unt hân geseit, welchiu diu sint.
Nû wil ich sagen, waz diu chint
suln vernemen unde lesen,
unt waz in mac nütze wesen.
Juncfrowen suln gern vernemen
Andrômaches, dâ von si nemen
mugen bilde unt guote lêre,
des habent si beidiu, frum und êre.
Si suln hôren von Enît,
daz si volgen âne nît;
si suln ouch Penêlopê,
der frowen, volgen und Oenonê,
Galliânâ unt Blanscheflor,
Lucîniâ unt Sordamor:
sint si niht alle chüneginne,
si mugenz sîn an schœnem sinne.
Juncherrn suln von Gâwân
hôrn, Clies, Êrec, Iwân,
unt suln rihten sîne jugent
gar nâch Gâwânes reiner tugent.
Volgt Artûs, dem chünige hêre,
der treit iu vor vil guoter lêre;
unt hapt ouch in iuwerm muot
chünic Charl, den helt guot.
Lât niht verderben iuwer jugent:
gedencht an Alexanders tugent.
An gefuoge volget ir Tristande,
Segremors, Kalogreânde.
Wartâ, wartâ! wi si drungen,
di ritter von der tâvelrunden,
einer fürn ander ze frümcheit.
Chint, lât iuch niht an trâcheit,
unt volget frumer liute lère,
des chomt ir ze grôzer êre.
Irn sult hern Kay volgen niht,
von dem mir vil unwirde geschiht;
der tuot mir allenthalben nôt.
Jâ ist her Kay noch niht tôt,
unt hât dar zuo erben vil;
ichn weiz, war ich mich chêren wil.
Sîniu chint heizent, alsam er:
ê was ein Kay, nû ist ir mêr.
Ez schînt, daz Parzivâl nin lebet,
wan der her Kay nâch êren strebet
mit lüge unt unstêtecheit,
mit spot unt mit schalcheit.
Gelouben sult ir mir ein mêre:
ob ich ez Parzivâl wêre,
daz ich etlîchen Kay stêche,
daz ich im ein rippe noch zebrèche.
Ouwê! wâ bistu, Parzival?
Wan wêr noch inder dehein grâl,
unt stüend er umb ein phenninc phant,
in lôste niht Kayes hant.
Ir habt nû vernomen wol,
waz ein chint hôrn unt lesen sol.
Ave die ze sinne chomen sint,
di suln anders, dan ein chint,
gemeistert werden, daz ist wâr;
wan si suln verlâzen gar
diu spel, diu niht wâr sint,
dâ mit sîn gemuot diu chint.
Ich enschilt deheinen man,
der âventiure tihten chan;
die âventiure, die sint guot,
wan si bereitent chindes muot.
Swer niht fürbaz chan vernemen,
der sol dâ bî ouch bilde nemen.
Swer schrîben chan, der sol schrîben:
swer mâlen chan, der sol belîben
ouch dâ mit; ein iegelicher sol
tuon, daz er chan tuon wol.
Von den gemâlten bilden sint
der gebûre und daz chint
gefreuet oft: swer niht enchan
verstên, daz ein biderbe man
an der schrift verstên sol,
dem sî mit den bilden wol.
Der pfaffe sehe di schrift an,
sô sol der ungelèrte man
diu bilde sehen, sît im niht
diu schrift zerchennen geschiht.
Daz selbe sol tuon ein man,
der tiefe sin niht verstên chan:
der sol die âventiure lesen,
unt lâz im wol dâ mite wesen;
wan er vindet ouch dâ inne,
daz im bezzert sîne sinne.
Swenn er fürbaz verstên mac,
sô verliese niht sînn tac
an der âventiure mêrc;
er sol volgen der zühte lère
unt sinne unt wârheit.
Die âventiure sint gechleit
diche mit lüge harte schône;
die lüge ist ir gezierde chrône.
Ich schilt die âventiure niht,
swi uns ze liegen geschiht

von der âventiure rât,
wan si bezeichenunge hât
der zühte und der wârheit;
daz wâre man mit lüge chleit.
Ein hulzîn bilde ist niht ein man,
swer ave iht verstên chan,
der mac daz verstên wol,
daz ez einn man bezeigen sol.
Sint die âventiure niht wâr,
si bezeigent doch vil gar,
waz ein ieglich man tuon sol,
der nâch frümcheit wil leben wol.
Dâ vor ich den danchen wil,
die uns der âventiure vil
in tiusche zungen hânt verchêrt:
guot âventiure zuht mêrt.
Doch wold ich in danchen baz,
unt heten si getihtet daz,
daz vil gar âne lüge wêre,
des hieten si noch grœzer êre.
Swerz gerne tuon wil,
der mac uns sagen harte vil
von der wârheit, daz wêr guot;
er bezzert ouch unsern muot
mit der wârheit michels baz,
denn mit der lüge, wizzet daz.
Swer an tihten ist gefuoc,
der gewinnet immer genuoc
mâterje an der wârheit,
diu lüge sî von im gescheit.
Dâ von sol ein höfesch man,
der sich tihten nimt an,
vil wundervol sîn bewart,
daz er niht chom in di vart
der lüge; ist er lügenêre,
sô sint dann sîniu mêre
gar ungenême. Ein man sol,
swer iht chan sprechen wol,
chêrn sîn rede ze guoten dingen,
sô mac im nimmer misselingen.

3.

Ist ein man wol geborn,
unt hât sîns muotes adel verlorn,
ich chan iu sagen wol für wâr,
in schendet sîn geburt gar.
Wan swer wol geborn ist,
sîn geburt gert zaller frist,
daz er wol unt reht tuo;
ob er sich niht twinget derzuo,
sô hât er dann lasters mêre:
sîn geburt minnert sîn êre.
Des wundert mich ouch harte vil,
daz deheim frum man wil
durch sîner vorvarn guot
und durch ir edel hân übermuot;
mac er selbe tuon daz,
dâ von er müge heizen baz
von im edel, denn von in,
daz diuhte mich ein bezzer sin.
Vater halben ist ein ieglîch man
edel, derz verstên chan:
swer sîn geburt behalten wil,
der hât adels harte vil.
Die sint alle Gotes chint,
die sîn gebot leistende sint;
swer niht enleistet sîn gebot,
der hât daz adel, daz im Got
gap, von sînen schulden verlorn,
unt hât im dar zuo erchorn
einen vater, der unedel ist
von sînem übel zaller frist.
Swer sînen edelen vater lât,
sîn adel er verworht hât.
Got hât uns alle geschaft;
uns hât sînes willen chraft
zer werlde brâht, daz ist wâr;
dâ von sî wir sîniu chint gar,
ân den, derz verworht hât
mit sîner übelen getât.
Hie bî möht ir merchen wol,
daz niemen edel heizzen sol,
niwan der, der reht tuot;
swer hât einn unrehten muot,
der muoz âne tugende leben,
unt hât sîn edeltuom gegeben
durch der untugende minne:
daz chumt niht von grôzem sinne.
Der hât bœsen chouf getân,
der sînes adels ist worden ân
durch erge und durch bôsheit,
durch lüge und durch unstêtecheit,
durch unzuht und durch untugent,
ez sî in alter ode in jugent.
Habt ir mich vernomen reht,
sô ist ez ze verstên sleht,
daz der ist höfsch zaller frist,
swer in der werlde edel ist;
wan, als ich hân ouch ê geseit,
reht tuon, daz ist höfscheit.
Swelch man hât ein höfschen muot,
der tuot mit reht, swaz er tuot:
swer reht tuot zaller frist,
wizzet, daz der edel ist;
sô wizzet, daz die edelen sint
gemeinlîchen Gotes chint.

4.

Zwiu sold ein guot man
dehein dinc fürhten? wan
ich zeige, daz dehein geschiht
dem guten manne wirret niht.
Ist, daz er niht hât guot,
sô ist doch rîch sîn muot;
sô schînet ouch sîne tugent baz,
ob er sich huotet, wizzet daz.
Wan swer schiuhet bœsen gewin
in sîner armuot, er hât den sin,
daz ez im wêre lîht unmêre,
ob er ein rîcher man wêre.
Ein guot man sol ouch fürhten niht,
swaz im von siehtuom geschiht;
wan wirt ein man ungesunt,
sîn muot wirt ze derselben stunt
gesunder, wan er dultic ist,
swaz im geschiht zaller frist.
Dem guoten man ist siehtuom guot,
wan sich chreftiget sîn muot.
Dehein guot man fürhten sol,
daz getar ich gerâten wol,
daz in iemen müge vertrîben;
wan bî im muoz belîben,
daz er aller liebest hât:
swer sîn tugent niht verlât,
der ist dâ heime zaller zît,
swi verre halt sîn hûs lît.

Hât er niht tugende unde guot,
unt höfscheit in sînem muot,
wêre er dâ heime zaller frist,
wizzet, daz er doch vertriben ist.

Ein guot man mac fürhten niht
vanenisse; ob es geschiht,
daz man in vêht, waz wirret daz?
im ist doch in sînem muote baz,
denne einem übelen manne sî:
swâ er ist unde ouch swi
er sînen willen müge hân,
er ist der unsèlde undertân.
Der guote ist sèlic zaller frist;
waz wirret, ob er gevangen ist?
wan er hât in sînem muot
von tugenden unt von guot,
swaz er in der werlde wil;
er hât churzwîle vil.
Ist sîn charchêre niht ze schône,
sô hât sîn muot gezierde chrône.
Sît sîn hûs innerthalben ist
schône, waz wirret daz ze der vrist,
ob sîn charchêre ist schône niht?
Wan swer in sînem herzen siht
der tugende lieht, dem ist unmêre,
ist dan vinster sîn charchêre.

Nû sprichet lîht ein man,
der niht enweiz, waz tugent chan
dem guoten manne guotes geben,
der spricht: „Wi möht ieman leben
ân vorht, swen mans im tuon wil!"
Swer daz spricht, der hât niht vil
versuocht, waz tugent phlege ze geben,
swer nâch ir site wolde leben.
Swi ich ez niht versuochet hân,
sô weiz ich doch wol, swelich man
reht ist tugenthaft,
daz er sâ des tôdes chraft
niht ze harte fürhten sol.
Dâ bî sult ir merchen wol,
sît er niht fürhten sol den tôt,
wi er süle fürhten ander nôt.

Sô sprichstu lîht: „Sô sleht man in."
Waz dar umbe? er hât den sin,
daz er weiz, daz er sterben muoz:
wan daz ist der werlde gruoz,
daz si uns enphêht mit nôt,
unt gît uns urloup mit dem tôt.
Dar in ein ander tôt bringen sol,
dar bringet in ouch diser wol.
Swi ie stürbe der guote man,
wizzet, er gewinnet dar an.

Du sprichest ze denselben stunden.
„Man sleht im manige tiefe wunden;"
sô sprich ich: „Swer dâ ist erslagen,
der mac alsô lützel chlagen
vierzec wunden alsô viere,
wand man stirbet alsô schiere
von einer wunden, sô von zehen;
daz hab wir diche gesehen.
Chumt ave im schierer der tôt,
sô ist er schierer ûz der nôt.

Sô sprichstu: „Man begrebt in niht."
Waz dar umbe, ob daz geschiht?
den ein stein dechen sol,
den decht der himel harte wol.
Ob man in niht begraben wil,
daz wirrt den lebendigen vil;
der lîp enphindet deheiner nôt.
Swan der man ist tôt,
wirft man in hin, ez wirrt im niht;
und ob daz lîhte geschiht,
daz man in brennt, waz wirret daz?
im enwirt weder wirs noch baz,
hât ot erz erworben niht
ze Got, daz im alsô geschiht.

Wâ von sol ein guot man
fürhten, daz er sterbe? wan
wizzet daz, daz im der tôt
hilfet ûz vil grôzer nôt.
Swâz der hêrre gît dem chneht,
er solz behalten, daz ist reht,
unt solz im geben, swan erz wil.
Wir leben lützel oder vil,
ein iegelîch man doch tôt lît;
dem guoten ist als liep enzît,
daz er sterbe: im wirt halt baz,
ob er dar schier chumt, wizzet daz.

Swelich man chumt her in,
er sol haben wol den sin,
daz ez in dunche reht unt wol,
daz er ouch ûz varn sol.
Man vert umbe gar die vrist,
die man in der werlte ist;
ave man sol wizzen, swenne
man stirbt, sô vert man heim denne.

Er solz dar umbe fürhten niht
ze harte, daz im wê geschiht,
wan im diu zît vergêt vil drât,
ist, daz er grôzen siechtuom hât;
ob ave sîn siechtuom chlein ist,
sô vertreit erz wol diu frist:
eintweder er den siechtuom lât,
od der siechtuom vor im gât.
Man sol den siechtuom fürhten wol,
der einn man niht lâzen sol,
und den der man niht enlât,
swenn er in erwischet hât,
und der doch ist sô grôz,
daz im deheiner ist genôz;
den sol man fürhten zaller stunt;
man vindet in in der helle grunt.

5.

Er (*der bâbest*) het sîn brediger gesant
durh daz vil heilige lant,
dâ Krist was lebendic unde tôt,
und dâ er leit grôze nôt
durh uns alle. Unser sin
riet uns, er tæt ez durh gewin,
dâ von daz er geschaffet heit
durh der armen gwarheit,
daz man einn stoc setzen solte
in die kirchen; swer dan wolte
helfen zer vert, daz erz dar leit.
Wan wizzet für die wârheit,
man möht der helfer mêr ervarn,
dan der, die selbe wolten varn.
Seht, daz tet er gar durh guot:
dô riet uns unser tœrscher muot,
daz erz tæte durch gewin.
Daz dûht uns ein grôzer sin,
daz wirs gedâhten, deist wâr:
ez dûhte mich ein unsin gar.

Wande ich bin dâ gewesen,
dâ ich hôrt offenlîchen lesen
sînen brief, daz er wolde,
daz manz guot behalden solde
dâ, dâ manz gesamnet heit,
unz manz in Gotes dienest leit.
Des bâbstes bot den brief las,
dâ manic biderb man was.
Nû wie hât sich der guote kneht
an im gehandelt âne reht,
der dâ sprach durch sînn hôhen muot,
daz der bâbest wolt mit tinschem guot
füllen sînen welschen schrîn.
Hiet er gehabt den rât mîn,
er hiet daz wort gesprochen niht,
dâ mit er hât gemaht enwiht
manege sîne rede guot,
daz man ir nimmer war tuot.
Die herren und die tihter
und dar zuo onch die brediger
suln sprechen mit grôzer huot.
Swenne ein herre iht sprichet oder tuot,
er ensol niht sô harte gâhen,
er merke ê, wie manz müge vervâhen.
Der brediger sol gerinelîchen
sprechen und bedinteclîchen,
daz man sîn rede niht müge verkêren
(der übel geist pfligt des ze lêren),
und daz man in müge vernemen.
Dem tihter mac ouch niht gezemen,
wil er sîn ein lügener:
wan beide, er und der brediger
suln bestæten die wârheit.
Ein man mac der kristenheit
mit eim wort mê ze schaden kumen,
dan er ir hin vür müge gefrumen.
Ich wæne, daz sîn gesanc,
ez sî kurz oder lanc,
müge Got niht sô wol gevallen,
sô im daz ein muoz missevallen.
Wand er hât tûsend man betœret,
daz si hânt überhœret
Gotes und des bâbstes gebot.
Uns kument boten unde bot
beidiu von himel unt von der helle:
swar man nû varen welle,
dâ enpfâhet man uns wol
dar nâch, als man tuon sol.
Nû sage mir, lieber vriunt mîn,
getruwest dû mit al dem dîn
bî allem dînem leben
sô vil almuoses geben,
sô dû hâst verirt in kurzer zît
in der werlte vil wît?
Kanst dû dich nâch mîner rede verstân,
dû muost sîn grôze schame hân.
Ze wâre, ez ist mir leit umb in:
er hât erzeigt zuht unde sin
an maneger sîner rede guot:
dâ von ez mir noch wirser tuot.
Wan missesprichet ein man,
der sich niht verstên kan,
man aht drûf lützel ode niht:
anders dem wîsen man geschiht:
wan, swaz er spricht, des nimt man war.
Dâ von sol er sich hüeten gar,
daz man nin spreche, daz er ist
worden tobent ze der vrist.

6.

Hie sult ir ein bîspel vernemen,
unt sult dâ bî ouch bilde nemen.
Der ôrohte Baldewîn was
zeinen zîten an dem grüenen gras;
vor vröuden lief er unde spranc,
dar nâch huop er ein gesanc,
daz es vil gar der walt erhal:
sîn scherzen unde sîn schal
was sô vreislîch und alsô grôz,
daz sîn diu wilden tier verdrôz.
Diu tier vorhten über al
wider êrste den grôzen schal.
Dô kom der lewe geloufen dar,
und began sin trœsten gar;
er sprach: „Mîn wille unt mîn gebot
ist, daz uns ein sneller bot
vil wundernbalde loufe dar
und erfar uns daz vil gar,
wes dirre schal müge wesen?
Müge wir dan hie niht genesen,
sô sulle wir von hinnen varn,
unde suln uns vor im bewarn.
Daz ist gar der rât mîn:
er mac vil wol mîn meister sîn.“
Er hiez im drâte gewinnen
den wolf, unt sprach mit sinnen
im zuo: „Wolf, ich weiz, daz du bist
küene unde wîs, ze dirre frist
bedurfe wir dîner liste wol
und dîner knonheit: wan du sol
unser aller bote sîn,
und ervar, lieber vriunt mîn,
waz wunders daz müge wesen.
Müge wir danne hie genesen
vor im, daz lâ uns wizzen drât!“
„Hei, welch ein vreislîch stimme er hât“,
sprach der wolf, „ich mac wol jehen,
ir welt mich nimmer mêr gesehen!“
Der tiere samenunge gar
began in bitten, deist wâr,
daz erz tæte, vil wundernhart.
Mit vorhten huop er sich ûf die vart.
Nu hœret, waz der wolf sprach,
dô er Baldewînen sach:
„Si hânt mich als ein tôren
her gesant; mit sînen ôren
möht er slahen mich ze tôt:
ôwê mir dirre grôzen nôt!
Bî sîner stimme möht ich hân erkant,
daz ez wære der vâlant.
Sol ich vliehen ode niht?
Ich weiz wol, ob er mich ersiht,
sô bin ich tôt sicherlîchen,
ich enmac im niht entwîchen.
Doch wil ich bî dem holze gên:
ob er mich lîhte wil bestên,
sô vliuh ich an die dicke;
ich vorhte sîne blicke.“
Baldewîn, der sach in an,
vil nâch huop sich der wolf dan.
Daz er niht envlôh sêre,
des half im sîns vaters lêre;
der het in gelêret wol,
daz er nimmer vliehen sol,
erne sehe, daz man in jaget:
anders wære er gar verzaget.
Dô der wolf daz gesach,

daz Baldewîn niht ensprach,
huobr sich nâch siner wîse
nâher zuozim harte lîse.
Er stuont im vil nâhen bî.
„Ich muoz sehen, waz daz sî“,
sprach der wolf, dô er gesach,
daz er dannoch niht ensprach.
Er machte sich vil samfte dar,
und beiz in hinten, deist wâr,
mit grôzer vorhte, und enspranc
von im wol eines schaftes lanc.
Hæt Baldewîn gehabt den sin,
unt wære geloufen an in,
der wolf wær sicherlîchen
entwichen zegelîchen;
des entet er ave niht.
Dô kêrter zeinem bœsewiht,
unt beiz in vorn unt hinten gar:
ir sult gelouben wol für wâr,
daz er in niht envorhte sît,
noch envürhtet ze keiner zît.
Er sprach: „Hin für hân ich für niht,
swâ ein schal alsô geschiht,
ich kêr dar an niht mînen muot,
die wîle man mir niht entuot.“
Dô er seite sîniu mære,
wer dâ gewesen wære,
dô mohte man wol hân vernomen,
daz er dem wilde was wilkomen.
Der hase vorhte sider niht
Baldewînen, den bœsewiht.
Dehein frum man sicherlîchen
sol sich Baldwîne gelîchen.
Swer in sînem gerihte wil
âne diu werk dröuwen vil,
der rihtet niht ze wol da mit,
wan er hât Baldewînes sit.
Swer Baldewînes site hât,
der hât diu wort âne getât;
swer sîner site wirt innc,
vürhtet in ie min unt minne.
Ein hêrre sol vil wol bewarn,
daz er niene sol ze harte varn
wider êrste mit sînem drô,
daz im niht geschehe alsô,
als Baldewîne geschach,
dô in der wolf vürhtende sach:
wan sô verliuset er vil gar
die sîne êre, daz ist wâr.
Alsô man in vürhtet niht,
sô muoz er sîn ein bœsewiht.
Er sol sîn zallen zîten vrô,
unt sol tuon mit kleinem drô,
swaz er danne ze schâffen hât;
daz ist mîn wille unt mîn rât.
Der setzet reht der drôe fuoz,
den man nâch drô vürhten muoz:
swer zallen zîten dröuwen wil,
den sol man vürhten niht ze vil.

Freidank.

Noch ist es unentschieden, ob Freidank (von älteren Dichtern auch Frigedank genannt) ein wirklicher oder ein angenommener Name, und ob er im letzteren Falle aus der Wirklichkeit entnommen oder erdichtet ist. Diejenigen, welche der letztern Meinung sind, erklären den Namen durch „Freidenker“; es habe derselbe somit die freie Gesinnung des Dichters bezeichnen sollen, welche in dessen Werke allerdings vielfältig hervortritt und sich in religiöser, wie in politischer Beziehung gleich kräftig ausspricht. Daß er eben dieser Gesinnung wegen seinen eigentlichen Namen habe verbergen wollen, scheint nicht unwahrscheinlich, wie er denn selbst im Abschnitt von den Königen und Fürsten von der Gefahr spricht, welcher sich derjenige aussetze, der die Wahrheit sagen wollte (5). Diejenigen dagegen, welche den Namen nicht sowohl für einen erdichteten, als für einen der Wirklichkeit entnommenen halten, gründen sich darauf, daß Freidank als Geschlechtsname häufig vorkomme; und da auch ein Dichter des vierzehnten Jahrhunderts, Seifried Helbling, einen Bernhard Freidank erwähnt, und von diesem mancherlei Sprüche anführt, die zum Theile mit Sprüchen unseres Freidanks übereinstimmen, so behaupten wiederum Andere, daß dieser kein anderer sei, als jener Bernhard. Dieser Behauptung scheint jedoch die allgemeine Haltung der Sprüche Bernhards zu widersprechen, welche der durchaus edeln und anständigen Weise Freidanks gänzlich unwürdig sind.

Eine andere Vermuthung ist die, daß Freidank und Walther von der Vogelweide eine und dieselbe Person seien; es wird dieselbe namentlich dadurch begründet, daß ihre Dichtungen ohne Zweifel aus der gleichen Zeit stammen, daß in dem Werke des Erstern sich der nämliche Geist beurkunde, der in den Liedern des Andern sich darstelle, und daß die Sprache Freidanks und Walthers bis auf die besondersten Eigenthümlichkeiten die auffallendste Uebereinstimmung zeige. Diese Ansicht wird ferner dadurch unterstützt, daß beide am Kreuzzug Friedrichs II. im J. 1288 Theil genommen haben und beide diesen Kaiser gegen die Anmaßungen und verrätherischen Umtriebe des Pabstes mit aller Entschiedenheit in Schutz nahmen. Diese Gründe sind zwar, einzeln betrachtet, in keiner Weise entscheidend, aber, in ihrer Gesammtheit betrachtet, sind sie allerdings von großem Gewicht, und werden so lange Beachtung verdienen, als nicht andere, eben so bedeutende Gründe entgegengestellt werden. Sie erhalten aber durch die von uns oben ausgesprochene Ansicht, daß Walther aus der Schweiz und bürgerlichen Standes war, noch größere Wahrscheinlichkeit, da sich beinahe zur Gewißheit beweisen läßt, daß auch Freidank ein Schweizer und ein bürgerlicher Dichter war. Daß seine Heimat unzweifelhaft im südlichen Deutschland gesucht werden müsse, hat schon W. Grimm dargethan; die Erwähnung eines Fisches „Albel“, der unter diesem Namen nur im Züricher See vorkommt*), ist beinahe ein vollgültiger Beweis, daß der Dichter aus der Schweiz stammte. Weniger Bedenken wird die Behauptung erregen, daß Freidank bürgerlichen Standes war, da er vorzugsweise „meister“ und erst von Späteren „her“ genannt wird. Einige Sprüche, aus welchen seine adelige Abkunft bewiesen werden will, weil sie Klagen über Zurücksetzung

---

*) Ein anderer Fisch heißt bei Cöln auch Albel, doch ist Freidank sicherlich nicht aus jener Gegend gewesen. Der Spruch Freidanks, in welchem der erwähnte Fisch genannt wird, lautet:

Ein albel ist bezzer ûf dem tisch,
danne in dem wâge ein michel visch.

oder Herabwürdigung des Adels enthalten sollen, können um so weniger für jene Meinung geltend gemacht werden, als sie in ihrer allgemeinen Fassung eben so gut von einem bürgerlichen Dichter ausgesprochen werden konnten, und sie in ihrer sprichwörtlichen Haltung in keinem Fall als subjektive Aeußerungen des Dichters angesehen werden dürfen. Es ist dagegen der Geist, der sich im ganzen Gedichte kund gibt, so rein bürgerlich, so entschieden volksmäßig, es weht uns das bürgerliche Element so mächtig aus jeder Zeile, aus jedem Wort entgegen, daß die Abfassung des Gedichts durch einen ritterlichen Dichter kaum möglich erscheint. Dieser Ernst der Gesinnung, diese so fromme und doch so freisinnige Welt- und Lebensanschauung steht mit der spielenden und phantastischen Weise der adeligen Dichter in zu grellem Widerspruch, als daß man einen solchen für den Verfasser unsers Gedichts halten könnte. Sprechend ist aber die Stelle, in welcher es heißt: „Wenn der Wolf mausen geht, und der Falke Käfer fängt, und der König Burgen macht, so wird ihre Ehre schwach," (5) was offenbar nichts Anderes heißt, als daß der König seine Ehre verliert, wenn er, wie die Adeligen, Burgen baut, um von dort aus das Land mit Gewalt zu beherrschen und zu unterdrücken.

Doch sind alles dies nur Vermuthungen, welche eben so wenig zur vollständigen Gewißheit erhoben werden können, als die entgegengesetzten Ansichten; nur scheinen sie auf größere Wahrscheinlichkeit Anspruch machen zu können, als jene. Was wir mit Bestimmtheit von Freidanks Lebensumständen wissen (denn man wird ihn immerhin mit diesem Namen bezeichnen müssen), beschränkt sich auf die einzige schon angedeutete Thatsache, daß er mit Kaiser Friedrich II. in's heilige Land gezogen ist, diesen aber nicht nach Jerusalem begleitete, sondern in Ackers (Ptolemais) zurückblieb, und daselbst das Gedicht entweder ganz oder doch bestimmt zum Theil abfaßte, welches wir von ihm besitzen. Neueren Forschungen zufolge scheint jedoch der in Ackers geschriebene Abschnitt nicht zu dem uns bekannten Gedichte, sondern zu einem andern verloren gegangenen Werke zu gehören. Außerdem hat uns eine alte aus dem 13. Jahrh. stammende Chronik der elsässischen Stadt Colmar die Nachricht aufbewahrt, daß Freidank ein wandernder Sänger war.

Das Gedicht, welches unter Freidanks Namen auf uns gekommen ist, wird von dem Verfasser selbst „Bescheidenheit" genannt, welches Wort in der damaligen Sprache so viel bedeutete, als Verständigkeit, Einsicht, richtige Beurtheilung der Dinge, überhaupt dasjenige, was Bescheid gibt oder geben kann. Und allerdings hätte das Gedicht und dessen Inhalt und Zweck auf keine bessere Weise bezeichnet werden können, da es die mannigfaltigsten Verhältnisse des menschlichen Lebens vom Standpunkte einer einfachen, aber ebendeswegen auch reinen Moral bespricht. Es hatte sich schon bei seinen Zeitgenossen eines großen Rufs zu erfreuen, wie es denn auch von den nachfolgenden Dichtern oft genannt, angeführt und benutzt wird. Auch in den späteren Jahrhunderten blieb es in hohem Ansehen, wie sich aus den ziemlich zahlreichen Papierhandschriften ergibt, die in verschiedenen Bibliotheken Deutschlands aufbewahrt werden; ja als sich das Verständniß der alten Sprache immer mehr verlor, wurde das Gedicht am Anfange des 16. Jahrhunderts von dem durch eigene moralische Gedichte berühmt gewordenen Sebastian Brant in die Sprachweise seiner Zeit übergetragen und zugleich auch in dem Inhalte der herrschenden Gesinnung gemäß überarbeitet. Freilich ist in dieser Bearbeitung die ursprüngliche schöne Gestalt gänzlich verwischt, und es ist meistens die einfache, wirkungsvolle Spruchform zur weitläufigen Paraphrase verwässert; aber dennoch ward Brants Umgestaltung in einem Zeitraume von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In den neueren Zeiten erwarben sich Lessing und Herder das Verdienst, die treffliche Dichtung wieder aus langer Vergessenheit zu ziehen.

Wir besitzen das Gedicht wohl nicht in seiner ursprünglichen Gestalt, was sich aus den zahlreichen Abweichungen der verschiedenen Handschriften ergibt; doch ist dies bei einem Werke, in welchem ein strenger Gedankengang nicht vorherrscht, nicht von wesentlicher Bedeutung. Wie schon gesagt, verbreitet sich das Gedicht über die mannigfaltigsten Verhältnisse der Zeit; es ist, um W. Grimms trefflichen Ausdruck zu gebrauchen, ein Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Pabste und Kaiser bis herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der religiöse Glaube, Tugenden und Laster in mannigfaltiger Abwechselung dargestellt werden. Es bleibt keine Richtung des Lebens unberührt, aber obgleich das Ganze in leicht zu unterscheidende Hauptabschnitte zerfällt, so hält sich der Dichter in seiner Darstellung keineswegs streng an die Durchführung eines bestimmten Gedankengangs, sondern er streut auch in manchen Abschnitt solche Bemerkungen ein, die ihrer Natur nach eher zu einem andern gehören würden, ohne daß dies jedoch dem Gedichte zum Nachtheil gereichte, welches dadurch vielmehr an Beweglichkeit und lebendiger Mannigfaltigkeit gewinnt, so daß schon eben deswegen die trockene und einförmige Haltung vermieden wird, durch welche so viele andere moralische Dichtungen langweilig und ungenießbar werden. Wenn aber in Freidanks „Bescheidenheit" ein streng logischer Gedankengang nicht durchgeführt ist, so herrscht dagegen in derselben die entschiedenste Einheit der Gesinnung und Auffassung. Seiner ganzen Lebensanschauung liegt die reinste Frömmigkeit, die innigste Menschenliebe, das glühendste Gefühl für Freiheit und Recht zu Grunde. Bei seiner vollkommensten Unterwerfung unter die Gebote der Kirche und bei der unerschütterlichen Festigkeit seines Glaubens an deren Unfehlbarkeit weiß er die ewige Wahrheit der christlichen Lehre von den Uebergriffen der hierarchischen Gewalt wohl zu trennen; und ob er gleich die Ketzer tadelt, daß sie irrgläubige und strafwürdige Meinungen verbreiten, so läßt er doch eine für jene Zeiten höchst ehrenwerthe Duldsamkeit der Gesinnung durchblicken. Einmal drückt er dieselbe freilich nur sehr schüchtern aus, indem er sagt, daß er an Einem Ding vor Allem Aergerniß nehme, daran nämlich, daß Gott den Christen, Juden und Heiden das nämliche Wetter gebe (2, 37). Man würde den Dichter offenbar mißverstehen, wenn man wirklich einen Tadel Gottes darin erblicken wollte; vielmehr will er ohne Zweifel in allerdings versteckter Weise zur Duldung gegen Andersglaubende ermahnen, die ja Gott selbst in seinen Segenspendungen von den Gläubigen nicht trenne, wie er denn unmittelbar vorher sagt, daß wenn Ketzer, Juden

und Heiden von Gott geschieden sein sollten, der Teufel das größere Heer haben würde, es sei denn, fügt er hinzu, daß uns Gnade errette. Deutlicher und entschiedener spricht er seine wahre Meinung an einem andern Orte aus: „Wer mag den Streit entscheiden zwischen Christen, Juden, Heiden, als Gott, der sie geschaffen hat und alle Dinge ohne Jemandes Rath? der wußte wohl ihren Streit, ehe er sie schuf und auch ihren gegenseitigen Haß. Warum aber der eine Mensch sei verloren und der andere zu Gnaden erkoren, wer dieses fragt, das ist zu viel: Gott mag und soll thun, was er will. Was Gott mit seinen Geschöpfen thut, das soll uns Alles dünken gut."

Es ist bei der großen Mannigfaltigkeit von Lebensverhältnissen, welche der Dichter bespricht, nicht möglich, seiner Darstellung in allen ihren Wendungen zu folgen; wir müssen uns auf die Andeutung einiger wenigen Hauptpunkte beschränken. Wie seine ganze Lebensanschauung auf Gott beruht, so beginnt er auch sein Gedicht mit dem Spruche, daß der Anfang aller Weisheit von dem Glauben an Gott und der Unterwerfung unter seine Gebote ausgehe, woran er vielseitige Bemerkungen über das Verhältniß der Menschen zur Gottheit knüpft (1). Hierauf spricht er von der Seele, ihrer Unergründlichkeit und ihrem räthselhaften Zusammenhange mit dem Körper, und verbreitet sich sodann über diejenigen Laster und Gebrechen, welche den Menschen am meisten von Gott abwenden. Unter diesen tadelt er am schärfsten die Hoffart, die er die Königin der Hölle nennt. Wie sie schon im Anbeginn der Dinge Lucifers Fall veranlaßt habe, so ziehe sie auch jetzt den Menschen von Gott ab und führe ihn zum ewigen und zeitlichen Verderben (3). Nebst dem Uebermuth erscheinen ihm der Geiz und die Habsucht (6), so wie die Verläumdungssucht (8) als die tadelnswerthesten Laster. Unter den Abschnitten, in welchen er auf die Lebensverhältnisse seiner Zeit näher eingeht, haben wir als die weitaus wichtigsten diejenigen hervorgehoben, in welchen er von der Geistlichkeit, von Rom und von den Königen und Fürsten redet. Die „Pfaffen" werden scharf gezüchtigt, weil sie, die mit gutem Beispiel vorangehen sollten, ein lasterhaftes Leben führen; man solle sich aber durch sie nicht zum Bösen verleiten lassen. Gingen auch hundert Thoren voran und fielen in eine Lache, so solle ein weiser Mann dieselbe umgehen und sie liegen lassen (4). Ueber Rom spricht der Dichter mit aller Bitterkeit eines frommen Gemüths, das sich von demjenigen getäuscht findet, das er so gern als das Heiligste ansehen möchte. Rom wird von der niedrigsten Habsucht beherrscht, sagt er, die es durch den Ablaß zu befriedigen suche; die Sünden könne aber nur Gott vergeben. Könnte der Pabst die Sünden erlassen, ohne daß der Mensch sie bereue, so sollte man ihn steinigen, wenn er einen einzigen Christen oder irgend einer Mutter Kind zur Hölle fahren ließe. So aber werden dort Tausende um Seele und Gut betrogen. Bann ist wohlfeil und falsche Eide erhält man zu geringem Preise. Ueberhaupt ist Rom der Sitz alles Betrugs. Der römische Hof hat keinen innigern Wunsch, als daß die Welt in Wirren stehe: er kümmert sich nicht darum, wer die Schafe schiert, wenn er nur die Wolle erhält (7).

Wichtiger sind für uns seine Bemerkungen über Deutschland und deutsche Verhältnisse. Diese erscheinen dem Dichter freilich in der düstersten Farbe; er äußert sogar seine Freude darüber, daß Rom nicht in Deutschland liegt, weil sonst die Christenheit ganz zu Grunde gehen müßte. Mancher klage über das, was dort geschehe, über die Habsucht und den Geist des päbstlichen Hofes, aber in Deutschland würde man ihm nicht ein Haar auf dem Kopfe lassen (7, 149–152). Diese unglücklichen Zustände legt er mit vollem Recht den Fürsten zur Last, die sich gegen den Kaiser auflehnen und den Untergang des Reichs herbeiführen. „Die Fürsten haben der Esel Natur; sie thun nichts Gutes, als wenn sie dazu gezwungen werden. Mancher hat es durch seine Missethaten dahin gebracht, daß er seines Knechtes Knechte zu Herren hat. Ich weiß nirgends der Fürsten drei, deren Einer durch Gott Fürste sei." — Merkwürdig und überraschend ist aber vor Allem folgende Stelle: „Der Kaiser muß sterben, wie ich; deshalb kann ich mich ihm wohl gleichstellen. Welcher Herr sterben muß, wie ich, dem will ich nicht Huldigung schwören. Dem will ich zu eigen sein, der der Sonne gibt so lichten Schein." Hierauf geht er über zur Darstellung des traurigen Zustandes, in welchem sich das Reich befindet. „Man kann die Wahrheit nicht sagen," heißt es, „ohne sich der größten Gefahr auszusetzen. Selbst die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse sind von dem allgemeinen Verderben ergriffen. Man sieht nur selten rechte Ehen; wer ein Weib begehrt, der will zugleich Leute, Geld, Burgen und Land. Die deutschen Lande sind des Raubes voll: Gerichte, Vögte, Münze, Zoll, die wurden früher durch Gott erdacht; nun sind sie gar in Raub verwandelt. Was Jemand etwa Gutes angeordnet, zu bessern die Christenheit, die Höchsten und die Hehrsten, die brechen es zu allererst. Die Fürsten eignen sich mit Gewalt Feld, Steine, Wasser und Wald, dazu wilde und zahme Thiere: sie möchten es mit der Luft gern eben so machen; die muß uns aber noch gemein sein. Sie möchten uns der Sonne Schein verbieten, Wind und Regen, man sollte ihnen Zins mit Golde wägen." (5)

Diese Verhältnisse, sowohl die öffentlichen, als die rein menschlichen oder, wenn man lieber will, häuslichen und bürgerlichen, sind schon von den Spruchdichtern, und insbesondere von Walther, in ähnlicher Weise und zum Theil mit eben so freiem und keckem Geiste besprochen worden; es ist auch nicht sowohl der Inhalt, der dem Gedichte Freidanks eine so hohe Bedeutung und allgemeine Verbreitung erworben hat, als vielmehr die Form, welche dasselbe von allen übrigen Dichtungen der Art wesentlich unterscheidet. Indem Freidank nämlich seine Ansichten über Leben und Lebensverhältnisse entwickelte, wollte er ihnen einerseits die größtmöglichste Verbreitung geben (was ihm auch, wie wir gesehen, im höchsten Grade gelungen ist) und sie daher nicht bloß den gebildeten und gelehrten Ständen, sondern dem gesammten Volke vorlegen; und anderseits wollte er nicht, daß dieselben als seine subjektiven Ansichten angesehen werden sollten, er wollte sie vielmehr als im Volke selbst wurzelnd, als Ergebnisse der Erfahrung und der Weisheit des Volks darstellen. Aus diesen beiden Gründen trug er sie in der dem Volke gangbarsten Darstellungsweise, d. h. in Form von Sprichwörtern, vor. Man hat ebendeswegen geglaubt, daß die „Bescheidenheit" ursprünglich nichts Anderes sei, als eine Sammlung von Sprichwörtern, welche der Dichter

in eine gewisse Ordnung gebracht und durch Einschiebungen aller Art zu einem bestimmten Zusammenhange gezwungen habe; allein dies widerstreitet der ganzen Haltung des Gedichts zu entschieden, als daß man sich mit dieser Ansicht versöhnen könnte. Hätte Freidank wirklich nur eine solche Sammlung anlegen, ordnen und in eine gewissermaßen künstlerische Uebereinstimmung bringen wollen, so würde er uns ohne Zweifel einen noch viel größern Schatz von Sprichwörtern mitgetheilt haben, als sein Gedicht in der That enthält, und er würde gewiß nicht bloß solche gewählt haben, die durchweg einen tief religiösen oder sittlichen Gehalt haben, oder doch leicht in einer solchen Bedeutung genommen werden können. Vielmehr hat er der Entwickelung seiner Ansichten mit Bewußtsein und aus den angegebenen Gründen die Form des Sprichworts gegeben und zudem überall gangbare Sprichwörter eingeflochten, wo sich solche darboten. Diese hat er mit seltener Kunst in die rhythmische Form seines Gedichts gebracht, ohne daß jemals diese vertilgt wurde oder der Inhalt des Sprichworts selbst auf irgend eine Weise Schaden litt; es erscheinen die von ihm aufgenommenen Sprichwörter vielmehr in einer so vollendeten, ihrem Sinn so ganz angemessenen Form, daß diese ganz ursprünglich zu sein scheint, ob sie es gleich gewiß nur in den seltensten Fällen war. Uebrigens hat Freidank, wenn auch vorzugsweise, doch nicht allein die Form des Sprichworts gewählt, was doch gewiß der Fall sein würde, wenn er eine bloße Sammlung solcher volksmäßigen Sentenzen hätte veranstalten wollen. Er hat seine Gedanken auch in der ebenfalls volksmäßigen oder beim Volke beliebten Form der Priamel, des Räthsels, des Gleichnisses und der Fabel vorgetragen, woraus wieder deutlich erhellt, daß ihm vor Allem daran lag, vom Volke verstanden zu werden. Und in dieser seiner Absicht liegt auch die Erklärung, warum das Gedicht nicht in streng logischer Entwickelung fortschreitet; eine solche Haltung desselben hätte das Publikum, für welches er schrieb, kalt gelassen, während es vollkommen fähig war, die rasch auf einander folgenden Gedankenblitze nach ihrer ganzen Tragweite zu verstehen und bleibend in sich aufzunehmen.

1. Von Gote.

Gote dienen âne wanc
deist aller wîsheit anevanc.
Swer umbe dise kurze zît
die èwigen vröuden gît,
der hât sich selben gar betrogen,
unt zimbert ûf den regenbogen:
swenn der regenboge zergât,
sone weiz er, wà sin hûs stât.
Swer die sêle wil bewarn,
der muoz sich selben lâzen varn.
Swer Got minnet, als er sol,
des herze ist aller tugende vol.
Swer âne Got sich wil begân,
der mac niht stæter êren hân
Swer Got niht vürhtet alle tage,
daz wizzet, deist ein rehter zage.
Swelch mensche lebet in Gotes gebote,
in dem ist Got, und er in Gote.
Got hœhet alle güete
unt nideret hôchgemüete.
Gote ist niht verborgen vor,
er siht durch aller herzen tor.
Ez sî übel oder guot,
swaz ieman in der vinstrìn tuot
odr in dem herzen wirt erdâht;
daz wirt doch gar ze liehte brâht.
Al diu werlt lôn enphât
von Gote, als sie gedienet hât.
Vil selten ieman missegât,
swer sîniu dinc an Got verlât.
Wir suln mit allen sinnen
Got vürhten unde minnen.
Der werlde dröu und ir zorn
ist hin ze Gote gar verlorn:
man muoz im flêhen unde biten;
er vürhtet niemans unsiten.
Diu aller kleinste Gotes geschaft
vertriffet aller werlde kraft.
Got geschuof nie halm sô swachen,
den ieman müge gemachen:
der engel, tiuvel, noch der man,
ir keinz einn vloch gemachen kan.
Got hât allen dingen gebn
die mâze, wie si solten lebn.
Got uns bezzer mâze gît,
danne wir im mezzen zaller zît.
Die liute snîdent unde mænt
von rehte, als si den acker sænt.
Got kan uns gerihte gebn,
als wir tuon und als wir lebn.
Got rihtet nâch dem muote
ze übele unt ze guote.
Ein iegelicher lôn enpfât
dar nâch, als im sîn herze stât.
Der wille ie vor den werken gât
ze guote und ouch ze missetât.
Got, der durch elliu herzen siht,
den möhte al diu werlt niht
erbiten eines unrehtes:
er enwil niht tuon, wan slehtes:
ein kleine kint erbæten wol,
swes man in erbiten sol.
Got zweier hande willen hât,
die er uns beide wizzen lât:
er tuot wol allez, daz er wil,
er verhenget ouch unbildes vil;
unt ræcher halbez, daz er mac,
sô stüend diu werlt niht einen tac.
Wolte uns Got in wizen lân,
als lange wir gesündet hân,
(daz sîn genâde wende!)
sô würdes niemer ende.
Hete wir den himel zebrochen,
ez würde eins tages gerochen.
Diu buoch sagent uns vür wâr,
ein tac sî dâ tûsent jâr.
Got elliu dinc geschaffen hât:
nieman er rehte wizzen lât,
waz krefte in sînen dingen sî;
da ist meisteil allez wænen bî.
Si jehent, Got habe der werlde gebn
michel êre unt senfte lebn:
doch ist ir senfte nie sô grôz,
unsenfte sî dâ hûsgenôz.
Selten mir ie liep geschach,
mir geschæhen drîzec ungemach.
Diu zît sælde nie gewan,
dâ man Gotes vergizzet an.
Man vergizzet Gotes dicke
von süezem anblicke.

Got manegen dienst enphâhet,
daz tôren gar versmâhet.
Die brosmen, die sint Gote wert,
der nieman obem tische gert.
Wir geheizzen alle Gote mê,
dan iemer mit den werken ergê.
Durch sünde nieman lâzen sol,
er tuo doch eteswenne wol.
Niemens guotât wirt verlorn,
wan der zer helle wirt geborn.
Swer niht rehte mac geleben,
der sol doch nâch rehte streben.
Got niht unvergolten lât,
swaz ieman guotes begât:
neheiner slahte missetât
ungerochen ouch bestât.
Gotes gebot niht übergât,
wan daz mensche, daz er geschaffen hât.
Vische, würme, vogele unde tier
hânt ir reht baz, danne wier.
Got hôrte Môyses gebet,
daz er den munt nie ûf getet;
swes noch ein reine herze gert,
des wirt ez âne wort gewert.
Des mundes bete ist leider kranc
ân des herzen vürgedanc.
Menneglîches gewizzenheit
vor Gote sîne schulde seit.
Wiste Got allez, daz geschiht,
ê er iht geschüefe, od wisters niht?
Die wîsen jehent, er wiste wol,
daz ie was unt geschehen sol.
Got himel und erden umbeinc
geschuof und dar in elliu dinc.
Got schuof ein engel, der sît wart
ein tiuvel durh sîn hôchvart:
dar nâch geschuof er einen man;
die zwên nieman versüenen kan.
Got wiste ir strît wol und ir haz,
ê erz geschüefe, und über daz
geschuof si Got. Wer schuldic sî,
daz scheide ouch Got: der was dâ bî.
Wer mac den strît gescheiden
under kristen, juden, heiden,
wan Got, der si geschaffen hât
und elliu dinc ân iemens rât?
Der wiste wol ir aller strît,
ê ers geschüefe und ouch ir nît.
War umbe ein mensche sî verlorn,
daz ander sî ze gnade erkorn,
swer des vrâget, deist ze vil:
Got mac unt sol tuon, swaz er wil.
Swaz Got mit sînre geschephde tuot,
daz sol uns allez dunken guot.
Waz mac der haven sprechen,
wil in sîn meister brechen?
Noch minre muge wir wider Got
sprechen, kumt uns sîn gebot.
Swie der haven vellet,
vil lîhte er wirt erschellet.
Er valle her oder hin,
der schade gât ie über in.

2. Von den ketzern.

Swer kristes lêre welle sagen
der sol sîn lêr ze liehte tragen;
sô muoz der ketzer lêre sîn
in winkeln und in vinsterîn.
Hie sol man erkennen bî,
wie ir lêre geschaffen sî.
Got hât geschaffen manegen man,
der glas von aschen machen kan,
unt schephetz glas, swie er wil:
nu dunkt die ketzer des ze vil,
daz Got mit sînre geschephde tuot
allez, daz in dunket guot.
Sine wellent niht gelouben hân,
daz ieman müge nâch tôde erstân.
Daz Got den man geschaffen hât,
deist grœzer, dan daz er erstât.
Swie vil der ketzer lebene sî,
ir keiner stât dem ander bî.
Geloubtens alle glîche,
si twungen elliu rîche.
Die kristen strûchent sêre
nâch der ketzere lêre;
die hânt sô maneger hande lebn,
man möhte den heiden fride gebn,
unz manz hie geslihte,
und jenez dar nâch berihte.
Ob ichz vor Got gesprechen tar,
so dunkt mich der ze lützel gar,
durch die Krist die marter leit.
Als nu lebt diu kristenheit,
so mac der zehende niht genesen,
diu buoch enwellen gelogen wesen.
Suln ketzer, juden, heiden
von Gote sîn gescheiden,
so hât der tiuwel daz grœzer her,
ezn sî, daz uns genâde erner.
Eines dinges hân ich grôzen nît,
daz Got gelîche weter gît
kristen, juden, heiden:
der keinz ist ûz gescheiden.

3. Von hôchverte.

Hôchvart, der helle küngîn,
diu wil bî allen liuten sîn;
swie biderbe oder bœse er sî,
si lât eht niemens herze vrî.
Hôchvart, gîtcheit unde nît,
diu habent noch vaste ir êrsten strît:
daz schein et an Adâme;
sus verdarp sîn reiner sâme.
Hôchvart stîget manegen tac,
unz si niht hœher komen mac:
sô muoz si danne vallen.
Diz bîspel sag ich allen.
Dem tiuvel nie niht liebers wart,
danne nît, huor unt hôchvart:
sô ist des tiuvels herzeleit
dêmuot, triuwe, gedulteheit.
Armiu hôchvart, deist ein spot:
riche dêmuot minnet Got.
Hôchvart verderbet alle tugent,
sô zieret zuht die edeln jugent.
Hôchvart, unminne, gîtecheit,
der ieglich nû di krône treit.
Ich weiz wol, daz nie hôchvart
des heilgen geistes geselle wart.
Lucifer verstôzen wart
von himele durch die hôchvart.
Sô vil man herren vlêhen muoz,
sô vil man vellet an ir vuoz,
sô vil man leistet ir gebot,
sô wænet ein tôre, er sî Got.

Swer hôchvart dâ vermîden mac,
deist dem tiuvel ein grôzer slac.
Hôchvart twinget kurzen man,
daz er muoz ûf den zêhen gân.
Hôchvart manege vuoge hât;
si sliufet in vil arme wât,
unt lûzet dann dar inne
ân goteliche minne.
Durch hôchvart maneger vellet,
der sich zuo ir gesellet.
Hôchvart was der êrste val,
der von himele viel ze tal.
Hôchvart wil des haben prîs,
si gât dicke in hanen wîs.
Hôchvart dicke strûchen muoz,
si sihet selten an den vuoz.
Hôchvart niht mac vermîden,
sîn müeze mangen nîden.
Hôchvart manc gebærde hât,
diu wîsen liuten übele stât.
Hôchvart, diu hât kranches schrite,
unt hât vil wandelbære site.
Hôchvart mangen lêret,
daz er den hals verkêret,
daz er niht an gesehen kan
ze rehte weder wîp, noch man.
Hôchvart ist der sêle nôt:
si stirbet êweclîchen tôt.

4. Von den pfaffen.

Die uns guot bilde solten gebn,
der velschent vil ir selber lebn.
Die hœhsten tragent uns bilde vor,
diu manegen leitent in daz hor.
Swes lebn ist wandelbære,
des lêre ist lîhte unmære.
Man volget michel mêre
eins guotes mannes lêre,
dan zehenen, die wol lêrent,
unt selbe ir reht verkêrent.
Ich weiz wol, daz diu horwge hant
machet selten wîz gewant.
Wem mac der lûter wazzer gebn,
den man siht in der hulwe swebn?
Swer râmic sî, der wasche sich,
unde wasche danne mich.
Swer des tiuvels werc begât,
und des hæle niht enhât,
den hân ich vür ein engel niht,
swaz mir joch dar umbe geschiht.
Swer ein engel welle sîn,
der tuoz ouch mit den werken schîn.
Wie mac der mir glouben iht,
der im selben gloubet niht?
Daz dorfliut ist niht wol beriht,
kan der pfaffe des glouben niht.
Swanne ich des weges irre gân,
sihe ich tûsent blinden stân,
stât ein gesehender dâ bî,
den vrâge ich, wâ diu strâze sî.
Giengen hundert tôren vor,
unt vielens alle in ein hor,
ein wîser man sol umbe gân,
unt sol si alle ligen lân.
Swer iu guote lêre gebe,
unt selbe iht gæbeclîche lebe,
dâ nemet ir guot bilde bî,
und enruochet, wie dem andern sî.
Diu kerze lieht den liuten birt,
unz daz si selbe zaschen wirt:
genuoge gæbe lêre gebnt,
die selbe ungæbeclîche lebnt.
Wê dem ougen, daz gesiht
eime andern und im selben niht!
Waz vrumet daz ouge keinen man,
dâ mit er niht gesehen kan?
Strûchet, der daz lieht dâ treit,
deist den nâch gênden leit.
Swer daz viur erkenne,
der hüete, dazz in niht brenne.
Swer niht kan von erden sagen,
der mac der himele wol gedagen.
Mich dürst ze tegelîcher zît,
daz mir nieman trinken gît:
sô suoche ich lûterbrunnen ê,
dannich zuo dem trüeben gê.

5. Von künegen unt vürsten.

Lant unt liute girret sint,
swâ der künec ist ein kint,
unt sich die vürsten vlîzent,
daz si vruo enbîzent;
dâ wirt selten wol geriht:
Salomôn des selben giht.
In küneges rât nieman zimt,
der guot vürs rîches êre nimt.
Ein herre niemer kan genesen,
wellent im die sîne vîent wesen.
Der vürsten herze und ouch ir lebn
erkennich bî den râtgebn:
der wîse suochet wîsen rât,
der tôre sich nâch tôren hât.
Ein wîser herre gerne hât
wîten vriunt und engen rât.
Man merket bîme râte wol,
wie man den herren loben sol.
Ein vürste, der mac wol genesen,
wil er ze rehte meister wesen.
Swelch vürste vrides unt rehtes gert,
der wirt Got und der werlte wert.
Der herren lêre ist leider krump,
dâ von ist witze worden tump.
Die vürsten hânt der esele art,
si tuont durch nieman ânc gart.
Maneger durch sîne missetât
sînes knehtes knehte ze herren hât.
Ine weiz niender vürsten drî,
der einr durch Got vürste sî.
Ich weiz wol, daz der vürsten kint
den alten erben vîent sint.
Der vürsten ebenhêre
stœrt noch des rîches êre.
Swer mit gemache gerne sî,
der wone den vürsten selten bî.
Swer mit den vürsten wil genesen,
der muoz ein lôsær dicke wesen,
od aber lange sîn ein gast:
sîn dienst vrumt anders niht ein bast.
Sô der wolf mûsen gât,
und der valke keveren vât,
und der künec bürge machet,
so ist ir êre geswachet.
Möhtich wol mînen willen hân,
ich woltem keiser zrîche lân.
Sô ebene nie kein künec gesaz,
im würre dannoch eteswaz.

Maneger lebt mit êren,
dem ich daz hœr verkêren:
nieman doch gevelschen mac
Gotes wort unt liehten tac.
Obez der keiser solte swern,
er enkan sich mücken niht erwern.
Waz hilfet herschaft unde list,
sît daz der vloch sîn meister ist?
Der keiser sterben muoz, als ich,
des mac ich im wol genôzen mich.
Swelch herre sterben muoz, als ich,
(waz möhte der getrœsten mich,
sô mich daz biever ane gât,
und in der zanswer bestât,
und er newedern mac ernern?)
dem wil ich selten hulde swern.
Des eigen wolt ich gerne sîn,
der sunnen gît sô liehten schîn.
Swer elliu dinc weiz, ê si geschehen,
dem herren sol man tugende jehen.
Von dem ichz beste hœre sagen,
des wâfen wolt ich gerne tragen.
Ez enhât nieman eigenschaft,
niuwan Got mit sîner kraft:
lîp, sêle, êre unde guot,
deist allez lêhen, swie man tuot.
Seit ich die wârheit alle zît,
sô vündich manegen widerstrît.
Dar umbe muoz ich dicke dagen:
man mac ze vil des wâren sagen.
Seit ich halbez, daz ich weiz,
sô müestich bûwen vremden kreiz.
Swer die wârheit vuorte,
und die ze rehte ruorte,
die hœhsten tæten im den tôt;
die brechent, swaz in Got gebôt.
Vil selten âne riuwe ergât
unreht hîrât.
Merket, wie diu werlt nu stê:
man siht nu lützel rehter ê;
unt næme ein herre ein wîp durch Got,
daz wær nu ander herren spot.
Swer wîbes gert, der wil ze hant
liute, schatz, bürge unde lant.
Swelch ê durch gîtecheit geschiht,
diu machet rehter erben niht.
Manec grôziu herschaft nû zergât,
daz si niht rehter erben hât.
Der rehten leben ist niht mê,
wan driu: ich meine die rehten ê,
magettuom unt kiuscheit;
ir ist niht mê, swaz ieman seit.
Ich sihe aller slahte leben
wider sîme orden streben.
Tiuschiu lant sint roubes vol;
gerihte, voget, münze, zol,
diu wurden ê durch Got erdâht,
nû sint si gar ze roube brâht.
Swaz ieman guotes ûf geleit,
ze bezzerne die kristenheit,
die hœhsten und die hêrsten,
die brechent ez zem êrsten.
Die vürsten twingent mit gewalt
velt, steine, wazzer unde walt,
dar zuo wilt unde zam:
si tæten lufte gerne alsam;
der muoz uns noch gemeine sîn.
Möhtens uns der sunnen schîn
verbieten, wint unde regen,
man müesen zins mit golde wegen.
Doch möhtens alle bilde nemen,
daz vliegen, mücken, vlôhe, bremen
si müent, als einen armen man,
der nie schatz noch lant gewan.
Ir herschaft dunket mich ein wint,
sît bœse würme ir meister sint.
Mich dunket, solte ein islich man
guot nâch sînem muote hân,
sô würde manec herre kneht,
manec kneht gewünne ouch herren reht.
Als ich die werlt erkennen kan,
sone weiz ich keinen rîchen man,
daz ich im sîn guot unt sînen muot
wolte haben, swie er tuot.
Der herren sicherheit wær guot,
hetens einen glîchen muot.
Wolten si niht selbe ein ander lân,
sô möhte in nieman vor gestân.
Die herrn hânt einen tumben muot:
swaz einen solhen dunket guot,
daz muoz dan allez vür sich gân;
den site ieze die herren hân.
Swer die vrumen nider drücket,
und die bœsen vür zücket,
von swelhem herren daz geschiht,
des werdekeit beger ich niht.
Swâ die halme ein herren welnt,
unt si ir hœhstez künne zelnt,
sô mac der schoup wol wesen vrô:
erst tiurer, denne ein ander strô.
Swer in die sêwe wazzer treit,
deist verlorn arbeit.
Diu wazzer nirgen diezent,
wan dâ si sêre vliezent.
Swelch herre liute ungerne siht,
der hât ouch êre schalles niht.
Vil verzîhen unde vil gebiten,
daz gezimt niht herren siten.
Swer nieman getar verzîhen,
der muoz geben unde lîhen.
Swer allez muoz ermieten,
der mac niht vil gebieten.
Gebieten machet hôhen muot,
daz vorhtlich flêhe niht entuot.
Swelch herre niht gevolgen mac
herren namen, deist vröuden slac.
Sô rîcher künec nie krône getruoc,
ern hete doch armer mâge genuoc.

6. Von Schatze unt pfenninge.

Man minnet schatz nu mêre
danne Got, lîp, sêle odr êre.
Swer mit schatze umbe gât,
der tuot der armen kleinen rât.
Minne, schatz, grôz gewin
verkêrent guotes mannes sin.
Swâ schatz wider schatze broget,
der machet lîhte rîchen voget.
Begraben schatz, verborgen sin,
von den hât nieman gewin.
Des menschen herze ist alle zît,
swâ sîn schatz verborgen lît.
Des hordes samenære
sint selten miteteilære.
Dem hortær wirt des schatzes niht,
wan ob ern weiz oder siht.

Pfenningsalbe wunder tuot:
si weichet manegen herten muot.
Hete der wolf pfenninge,
er vünde guot gedinge.
Man lieze wolve und diebe lebn,
möhtens guot mit vollen gebn.
Swer den pfenninc liep hât
ze rehte, deist niht missetât:
doch minnt man nû den pfenninc
vür elliu wertlîchiu dinc.
Er ist niht vollen karc,
swer nimt den pfenninc vür die marc.

7. Von Rôme.

Alles schatzes vlüzze gânt
ze Rôme, daz die dâ bestânt,
und doch niemer wirdet vol:
deist ein unsæligez hol.
sô kumt ouch elliu sünde dar,
die nimt man dâ den liuten gar;
swâ si die behalten,
des muoz gelücke walten.
Swer Rômær site reht ersiht,
der bezzert sînen glouben niht.
Rœmesch sent unt sîn gebot
deist pfaffen unde leien spot;
æhte, ban, gehôrsame
brichet man nu âne schame;
Got gebz uns ze heile,
benne sint wol veile;
swer ouch valscher eide gert,
der vindet ir guot pfennewert.
Wâ sint si nû, der Rôme ê was?
in ir palasen wehset gras.
Dâ nemen die vürsten bilde bî,
wie stæte ir lop nâch tôde sî.
Rôme twanc ê mit ir kraft
aller herren herschaft,
nu sint si schalkeit undertân:
daz hât Got durch ir valsch getân.
Sant Pêter quam an eine stat,
da in ein lamer almuosens bat;
nu hœret, wie sant Pêter sprach,
do ern sô siechen ligen sach:
„Silber, golt ist vremede mir;
daz ich dâ hân, daz gib ich dir.“
Alsô gap er im ze stunt:
er sprach: „Stant ûf unt wis gesunt!“
Gæbe noch ein bâbest sô,
des wær diu kristenheit al vrô.
Man giht vil, daz der bâbest tuo,
dâ hœret niht sprechens zuo.
Ob der bâbest dan ein mensche ist,
son hilft in kunst, gewalt noch list,
ern müeze ouch menneschlîche leben.
Er mac uns guotiu bilde geben,
unt bœsiu bilde dâ zuo:
Got gebe, daz erz beste tuo!
Daz der bâbest niht gesünden müge,
swer des giht, daz ist ein lüge.
Der bâbest hât gewaltes vil,
noch mac er sünden, ob er wil.
Maneger hin ze Rôme vert,
der roup dar unt dannen zert,
unt giht, der bâbst habe im vergebn,
swaz er gesündet habe sîn lebn,
unt swem er schaden habe getân,
des habern ledic gar verlân.
Swer des giht, der ist betrogen,
unt hât den bâbest an gelogen.
Dem bâbest anders niht enzimt,
wan daz er sünden buoze nimt:
er mac dem riuwære
wol senften sîne swære.
Alle ablâze ligent nider,
man gelte unde gebe wider.
Nâch gnâden unt nâch minnen,
sus sol man suone gewinnen.
Swer mich der schulde möhte erlân,
die ich eim andern hân getân,
den wolte ich suochen über mer
âne swert und âne her.
Sünde nieman mac vergebn,
wan Got al ein; dar sule wir strebn.
Diu gnâde eime esele wol gezimt,
daz er dem ohsen sünde nimt.
Der ablâz dunket tôren guot,
den ein gouch dem andern tuot.
Merbot und ander wirte,
gebûrc unde hirte
vergebent alle sünde dâ:
diu gnâde ist nirgen anderswâ.
Möhte mich der bâbst erlâzen wol,
ob ich eime andern gelten sol,
sô wolt ich alle bürgen lân,
unt wolt mich an den bâbest hân.
Der bâbest hât ein schœne lebn:
möhte er sünde ân riuwe vergebn,
sô solte man in steinen,
ob er der kristen einen
oder keiner muoter barn
lieze hin zer helle varn.
Swer des giht, der hât gelogen:
ze Rôme maneger wird betrogen.
Unt hete ein man mit sîner hant
verbrennet linte und drîzec lant,
den gewalt hât der bâbest wol,
swaz buoze er drumbe lîden sol,
daz ern der buoze wol erlât,
ob er die ganzen riuwe hât.
Swer lebet in des bâbstes gebote,
derst sünden ledic hin ze Gote.
Der bâbest ist ein irdisch Got,
und ist doch dicke der Rômær spot.
Ze Rôme ist sbâbstes êre kranc:
in vremediu lant gât sîn getwanc.
Sîn hof vil dicke wüeste stât,
sô er niht vremeder tôren hât.
Swenne alle krümbe werdent sleht,
sô vindet man ze Rôme reht.
Rôme ist ein geleite
aller trügenheite.
Die heilgen sol man suochen dâ,
guot bilde suochet anderswâ.
Der bâbest sol ze rehte wegen
beide fluochen unde segen:
sîn swert snîdet deste baz,
sleht erz durch reht und âne haz.
Zwei swert in einer scheide
verderbent lîhte beide:
als der bâbest rîches gert,
sô verderbent beidiu swert.
Daz netze quam ze Rôme nie,
mit dem sant Pêter vische vie.
Daz netze ist nû versmâhet:
rœmesch netze vâhet

silber, golt, bürge unde lant;
daz was sant Pêter unrekant.
sant Pêter was ze rehte ein degen;
den hiez Got sîner schâfe pflegen.
er hiez in niht schâf beschern:
nu wil man schernes niht enbern.
Unreht ist ze Rôme erhaben:
reht gerihte ist ab geschaben.
Der bâbest sol des êre hân,
vor im niemer wirt getân
dehein unreht urteile.
Der hof hât manegez veile,
des der bâbest niht engert.
Ze Rôme ist dicke miete wert;
ze Rôme ist alles rehtes kraft
und alles valsches meisterschaft.
Rœmesch hof engert niht mê,
wan daz diu werlt mit werren stê.
Er enruochet, wer diu schâf beschirt,
daz eht im diu wolle wirt.
Beschorniu schâf sint nirgen wert,
dâ man guoter wollen gert.
Des bâbstes êre ist manecvalt:
ez enwære nirgen der gewalt,
der dâ ze Rôme ist, anderswâ,
unreht wær grœzer, danne dâ.
Læge Rôme in tiuschen landen,
diu kristenheit würde ze schanden.
Maneger klaget, waz dort geschiht:
man lieze im hie des hâres niht.
Swaz ze Rôme veiles ist,
dâ siht man mite valschen list.
Wîp unt pfaffen lebent dâ wol,
diu zwei dâ nieman schelten sol:
ir zweier zuht ist grœzer dâ,
danne ich irgen wizze anderswâ.
Swaz ze Rôme valsche ist,
daz gelobich niht ze langer vrist:
swaz ich dâ guotes hân gesehen,
dem wil ich iemer guotes jehen.
Ze Rôme ist manec valscher list,
dar ân der bâbst unschuldic ist.
Ze Rôme vert manec tûsent man,
die der bâbest niht beschirmen kan,
sine werden her und dar gezogen:
dazs an der sêle werdent betrogen,
und darnâch an dem guote,
deist ûz des bâbstes huote.
Der bâbst dâ niht erwenden mac
rouben, steln naht unde tac.
Swie vil dâ tôren leides geschiht,
es entlânt die andern drumbe niht.

8. Von der zungen.

Daz wirste lit, daz ieman treit,
deist diu zunge, sô man seit.
Diu zunge reizet manegen strît
und dicke lange wernden nît.
Swaz wir übels hân vernomen,
deist meisteile von der zungen komen.
Diu zunge reizet manegen zorn,
dâ lîp mit sêle wirt verlorn.
Ez hânt die übelen zungen
die guoten ûz gedrungen.
Diu zunge reizet manege nôt,
die nieman wendet, wan der tôt.
Diu zunge manegen schendet:
si stümmelt unde blendet.
Diu zunge hât nehein bein,
unt brichet bein unde stein.
Diu zunge stœret manegiu lant,
si reizet roup unde brant.
Von der zungen meisteile vert,
dâz so maneger meineide swert.
Swer eine übele zungen hât,
diu vüeget manege missetât.
Diu zunge triuwe scheidet,
daz liep liebe leidet.
Diu zunge gnuoc entêret:
diu zunge reht verkêret.
Von der zungen daz ergienc,
daz Krist an dem criuce hienc.
Von der zungen dicke kumt,
daz beide schadet unde vrumt.
Vür schande wart nie bezzer list,
dan der der zungen meister ist.
Diu zunge, diu hât meisteile pfliht
an guote, an übele, swaz geschiht.
Swâ diu zunge rehte tuot,
so ist nehein lit sô guot.
Diu übele zunge scheiden kan
liebez wîp von lieben man.
Diu bœse zunge ist ein vergift,
daz seit Dâvît an seiner schrift.
Manec zunge müeste kürzer sîn,
stüendez an dem willen mîn.

Der Stricker.

Es ist von dem Leben dieses Dichters, wie von so vielen andern jener Zeit, nichts Urkundliches bekannt, und wir sind auch bei ihm auf bloße Vermuthungen hingewiesen, die sich noch dazu in sehr beschränkten Schranken halten müssen, da sie sich nur auf die Sprache des Dichters und einige leise Andeutungen in seinen Gedichten begründen, aus denen sich der Schluß ziehen läßt, daß er höchst wahrscheinlich ein Oesterreicher war, und gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts lebte. Dies wird dadurch bestätigt, daß ihn Rudolf von Hohenems in seinem Orlenz als Zeitgenossen nennt. Manche halten dafür, daß der Name „Stricker" ein angenommener ist, und daß der Dichter mit demselben seine Arbeiten als ein kunstreiches Gewebe habe bezeichnen wollen.

Außer seinen rein epischen Gedichten, auf welche wir später zurückkommen werden, hat der Stricker einige didaktische Gedichte, so wie eine, wie es scheint, ziemlich große Anzahl von Fabeln und Erzählungen mit didaktischer Tendenz geschrieben. Von seinen rein didaktischen Gedichten verdient vorzüglich die „Klage" Erwähnung, in welcher er, wie früher Thomasin und später Hugo von Trimberg, über den Verfall der Sitten klagt, dabei aber weniger den moralischen Standpunkt jener Dichter einnimmt, als vielmehr den derjenigen Lyriker, die im Verfall der Sitten vorzugsweise den Verfall der Kunst beklagen. Seine Klage ist, wie er selbst im Eingange sagt, äußerst mannigfaltig: er klagt, daß man Gottes Gebote verletze, daß die Pfaffen und Laien in Zwietracht leben; er klagt über die Mißachtung der Frauen, über der Fürsten Habsucht und Ungehorsam, über die Lasterhaftigkeit der Höfe, über die falschen Rathgeber und die schlechten Richter, namentlich aber, wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch über den Verfall der wahren

Minne, welcher zur schändlichsten Unzucht, zur Ketzerei und zur Gottlosigkeit führe. — In einem andern Gedichte, welches ihm wohl nicht mit Unrecht zugeschrieben wird, beklagt er den Verfall der Kunst in Oesterreich. Er vergleicht darin die Herren von Oesterreich mit einem „Fraß“. Wie dieser sich in Speisen, so hätten sich jene an Singen und Sagen, an Fiedlern und Spielleuten übernommen, hätten ihre Gaben an solche verschwendet, wogegen jetzt Fasten und Kargheit eingetreten sei (1). Neben diesen Gedichten ist endlich auch ein andres merkwürdig, in welchem der Stricker diejenigen verspottet, welche den Edelsteinen übernatürliche Kräfte zuschreiben, was bekanntlich damals ziemlich allgemein der Fall war, so daß der Dichter auch in dieser Beziehung sich über seine Zeit und deren Vorurtheile erhebt.

Seine Fabeln und Erzählungen hatte er zu einer Sammlung unter dem bedeutsamen Titel „Die Welt“ vereinigt; es scheint dieselbe aber in ihrer ursprünglichen Gestalt verloren zu sein. Den Stoff zu derselben hatte er aus verschiedenen, zum Theil heimischen, meistens jedoch ausländischen Quellen entnommen; in vielen waren die unter dem Namen des Aesop bekannten Fabeln sein Vorbild; manche andere lassen sich sogar auf orientalische Fabeln und Mährchen zurückführen. Wenn er aber auch den Stoff entlehnte, so hat er sich in der Bearbeitung desselben durchaus selbstständig bewegt und er hat insbesondere die Fabel mit einer den Alten unbekannten epischen Breite behandelt, die bei der großen Gewandtheit und Gefälligkeit seiner Darstellung höchst anmuthig erscheint. Uebrigens sind die Gedichte, welche er nach dem damaligen Sprachgebrauche unter der allgemeinen Benennung „Beispiel“ zusammenfaßte, mancherlei Art; außer der eigentlichen Fabel (3. 4) finden sich auch Parabeln (2), einfache Gleichnisse (5) und eigentliche Erzählungen (6) mit didaktischer Absicht und deshalb angefügter Moral, von denen seine übrigen Erzählungen wohl zu unterscheiden sind, welche keinen andern Zweck haben, als zu unterhalten, oder, wie er selbst sagt, „Kurzweile“ zu verschaffen, und auf welche wir später zurückkommen werden. Die Erzählung von dem Türsen (Riesen, Menschenfresser), ist wohl ursprünglich deutsch und mag damals allgemein bekannt gewesen sein, da der nämliche Stoff auch von Konrad von Würzburg (s. oben S. 126 u. 128 Nr. 7.) bearbeitet worden ist.

1.

Ditz ist ein mær rîch
von den hêrren zuo Ôsterrîch.

Ein vrâz, der was sô gar ein vrâz,
daz man des wânde, er hete gâz
mê guoter spîse alleine,
danne diu werlt algemeine.
Swie vil er gâz, sô jach er doch,
er hete grôzen hunger noch.
Dô hete er vriunde ein michel teil:
die sprâchen: „Ez ist ein unheil,
ob unser vriunt so stirbet,
daz er niht spîse erwirbet,
daz er sich zeinem mâle gesate
Wir hân an guote wol die state,
daz wir versuochen wol sîn kraft,
wir suln im eine wirtschaft
nâch sîn selbes willen geben.
Wir möhten ungerne leben,
so man uns her nâch verwize,
daz er sîn tage verslize,
daz er nie zeim mâle wurde sat.“
Sî brâhten spîse an eine stat,
sô guot, sô manger slahte,
daz man ir aller ahte
vil kûme wizen kunde.
Dô az er uns an die stunde,
daz er den gelust gebuoste,
und im diu spîse unsuozte,
und er sî wider muoste geben.
Dô wart verkêret sîn leben:
swie vil er az unz an die zît,
er wart sô rehte kiusche sît,
daz er minner denne ein kint az.
Sus wart der gîtlîche vrâz
ein vaster der beste,
den man in der werlte weste.
Der ê was sô vræzic,
und dar nâch wart sô mæzic,
dem tâten vil gelîche
die herren zÔsterrîche.
Die wurben hie vor umb êre:
der geluste sî sô sêre,
daz sî des duhte durch ir guft,
ob mer, erde unde luft
ir lop niht möhte getragen,
sî wolten ir dennoch mê bejagen.
Des gewunnen sî sô grôze gunst,
daz man in alle die kunst
dar ze Ôsterrîche brâhte,
der ie dehein man gedâhte:
die gulten si âne maze.
Dô geschach in als dem vrâze,
der az, unz in der hunger lie,
und im mit alle zegie.
Swer ir genâden ruochte,
der vant dâ, swaz er suochte.
Daz triben si unz an die stunde,
daz ir sô vil begunde
nâch guote zÔsterrîche streben
durch das unmezlîche geben,
daz si sich heten an genomen.
Des begonde ir dar sô vil komen:
heten sie al der Kriechen guot,
sine möhten al der gernden muot
mit gâbe niht erfüllet hân,
daz si unmâze muosen lân.
Des wart verkêret ir leben,
sô daz in vreude unde geben
sô ungefuoge widerstuont,
daz si des dâ nû nimmer tuont,
denne man in andern landen tuo.
Dane meine ich sî niht alle zuo:
man vindet noch vil biderben dâ,
alse wol sam anderswâ:
dem mag ich in niht entwîchen.
Man vindet ouch sumelîchen,
den diu erde niht solde tragen.
Daz muoz man allez dâ verdagen:
man getar dâ loben, noch schelten.
Daz vant man ê vil selten,
daz iender die wandelbæren
den biderben sô liep wæren,
sô si nû sint ze Ôsterrîche.
Ir muot stêt nû ungelîche,

swie ez doch sî ein vriuntschaft.
Die biderben sint sô tugenthaft,
daz sî daz dunket missetân,
daz si iemen bî in schelten lân,
unt lâzent nieman schelten.
Wie daz die valschen gelten?
Denen lânt sî niemen bî in leben.
Sî steckent in der schande kloben:
des nement si niemens lob vür guot.
Swie rehte man dem rehten tuot,
sô man in lobt durch rehte schult,
daz ist der valschen ungedult.
Der grimmen nidære ist sô vil,
der ez ietslîcher velschen wil,
daz nieman singen getar.
Man nimt ouch videlens lützel war;
man gert ouch sagens kleine.
Ungezogeniu wort unreine,
diu sint nû leider sô wert,
daz man ir vür diu guoten gert.
Ritter unde vrowen mugen wol klagen,
daz seitspil, singen unde sagen
sint worden widerzæme.
Die wîle si wâren genæme,
dô was man vrowen sô holt,
daz man ir minneclîchen solt
vor allen dingen suochte.
Swes ir genâde ruochte,
des tet man mê, danne vil.
Dô sagen, singen, seitspil
ze hove wurden vernomen,
dô wâren die ritter willekomen.
Man gab in hôhiu ravît
unt guoter kleider zaller zît,
unt fuorte si zuo den vrowen,
unt lie sie ouch ritter schowen
ze turnei unt ze ritterschaft.
Man sach den, der mit ritters kraft
mit ganzem harnasche reit;
dem nû niemen grâwiu kleit
noch ein gurren geben wil.
Man sihet nû hengestritter vil,
die doch wol rosse wæren wert.
Daz man ir niht ze vreuden gert,
dar nâch hânt sî sich nû gestalt
Dô man sagen, singen, seitspil galt,
dô man rittern galt ir leben,
man kunde in lîhen unde geben,
man kunde in zuo gebâren,
daz si gerne ze hôve wâren:
nû sint si gerner anderswâ.
Man sihet nu lützel ritter dâ,
wan die dâ sin müezen,
Man möhte si sô dâ grüezen,
daz sî dar strebten, alsam ê.
Ein milter hât nû lobes mê.
danne zwelf in den jâren,
dô si alle milte wâren.
Dô was diu milte ein lantsite,
unt schalleten ûf ein ander mite:
dâ von muosen si geben,
unt muosen miltiglîchen leben.
Daz leben hat sich verkêret,
daz si nû niemen êret,
die milte in disen zîten sint,
wan Got unde Gotes kint,
und der vil heilige geist.
Dennoch habent si einen volleist:
daz ist ir tugende gebot.
Sinen gebent nû niht, wan durch Got
und durch kristenlîche triuwe:
diu gâbe ist âne riuwe.
Nû sol man sehen, wer milte sî,
in was hie vor diu vorhte bî,
daz al diu werlt die argen schalt:
des war ir schallen manicvalt
mit kleidern unt mit hôchgezît:
si gâben alle enwiderstrît.
Dô man sô mangen geberden vant,
donen wâren die milten niht bekant.
So der arge rîche muose geben,
sô gap er sô, daz man sîn leben
für den milten armen lobte.
Swie er nâch der gâbe tobte
mit herzeclîcher riuwe,
sô was sîn lob doch niuwe.
Nu erkennet man die milten wol:
sît man nû niemen schelten sol,
der man tuot nû mit guote
niht wan nâch sînem muote;
nû sol man sehen der liute muot,
sît man ez wol lât oder tuot.
Swer nû gît, der gît durch Got
und durch der milte gebot
und durch den rât sîn selbes tugent.
Des lop hât billîch immer jugent
vor Got unt vor den liuten;
in suln alle engel triuten.
Swer milte bî den zîten bleip,
dô man si zuo der milte treip,
sô man die trægen ohsen tuot,
unt si daz nâmen für guot;
swer dô vor schanden ist genesen,
siht man den nû milte wesen,
sît in nû nieman twinget mê,
sô was ouch al sîn milte ê
von des heiligen Gotes meisterschaft
unt von getriuwes herzen kraft.
Swer aber ê vil gegeben hât,
unt nû sîn geben darumbe lât,
daz man im ez niht verwîzen mac,
den gesach man nie deheinen tac
mit rehter milte leben:
der hât durch tôren lop gegeben.
Sît tôren lop zergangen sî,
nû sint ouch tôren geber vrî:
nû sol man wîse geber sehen.
Diu milte muoz nû sô geschehen,
daz ir Got und al sîn kint
von schulden immer geêret sint.

2. Parabel.

Ein jæger fuor in einen walt;
dâ wârn die affen ungezalt:
dâ wold er jagen inne.
Dô sach er ein äffinne;
den hunden er vaste dar schrei.
Diu äffin het ir kinde zwei,
der was si einem vil holt;
an dem andern het si wol verdolt,
daz ez hindr ir bliben wære:
daz was ir gar unmære.
Si truoc daz liebe kint hin;
dô het daz leide den sin,
daz ez si umbe den hals gevienc
und ir sô vaste ane hienc,

daz siz ouch hin muose tragen.
Do begunde der jæger alsô jagen,
daz si im niht mohte entrinnen.
Des wart si vil wol innen
unt warf daz lieber kint von ir.
Daz wære ir wille und ir gir,
daz si von dem leiden wær entladen.
Daz machet ir vil grôzen schaden:
ez hienc ir an unz an die vart,
daz si dâ mite gevangen wart.
Nu hœret unde merket mich,
waz dem jæger sî gelîch,
der die äffinne brâht in nôt:
daz ist der vil gewisse tôt,
der uns allen ist beschaffen:
der jaget vil mangen affen.
Nu merket diu kint beide,
daz liebe und daz leide.
Daz liebe kint ist wertlich guot,
des man sich müelich abe getuot;
daz hât mangr unz an den tac,
daz ers niht mêr gehaben mac.
Die sünde sint daz leide kint:
swie leit si doch den menschen sint,
si halsent sich sô vaste an in!
Sô erz guot muoz werfen hin,
und ez niht fürbaz bringen kan,
sô hangent im die sünde an,
unz in der tievel væhet.
Het er si ê versmæhet,
unt hete sich ir abe getân,
sô wurder manger nôt erlân.
Die affen sint junc ode alt:
ir aller muot ist sô gestalt,
daz si vrömde frönde borgent
unde selten rehte sorgent
umbe dehein künftige nôt:
daz ist vil manges affen tôt.

3. Der Axtstiel.

Einem manne brach ein akesstil;
dô bat er alle boume vil
umb einen halp, der wære veste.
Eines öleboumes este
gâben si im durch die herte.
Jesâ zuo der selben verte
hiew er den walt unde brach.
Diu eich zuo dem asche sprach:
„Wir sîn von rehte verrâten,
sît wir unserm vînde stiure tâten:
wan swer sînen vînt für zücket,
sich selben er nider drücket.

4. Der Wolf und die Gense.

Ein wolf, der klagte grôze nôt,
daz er sô dicke den tôt
mit sinen ougen ane sach;
wider sich selben er dô sprach:
„Daz ich sô lange ie genas,
sô unsælec als ich was,
daz ist ein wunder gewesen.
Nû entrûwich langer niht genesen:
mîn unsælde hât zuo genomen,
unz ir zesamene ist komen
ein samenunge alsô grôz,
daz nie dehein mîn genôz
sô vil unsælde ie gewan,
daz ich mich keines tages kan
beschirmen vor der grôzen nôt,
mir ensî der grimmige tôt
alsô nâhen, sam daz leben.
Deiswâr, nû wil ich ûf geben
beidiu, steln unde rouben,
unt wil mich gar gelouben
aller slahte untriuwen,
unt wil mich lâzen riuwen,
des ich mich ê underwant,
unt wil mich heben in ein lant,
dâ man mich nie mê gesach,
noch niemen leit von mir geschach:
dâ wil ich als ein schâf gân
unt wil sô guote site hân,
daz die liut alle müezen jehen,
si enhân so guotes niht gesehen.
Sô denne dâ über daz lant
mîn stætiu güete wirt erkant,
sô werdent si mir alsô guot,
daz man mir leides niht entuot,
unt lâzent mich ân alle nôt
leben unz an mînen tôt.“
Als er gedâhte disen list,
dô sumter ez deheine vrist,
er kêrte von danne zehant,
unt huop sich in ein ander lant.
Dane wolder rouben noch steln,
noch enwolde sich langer heln
vor pfaffen noch vor leien.
Daz was in einem meien:
dô kam er an ein grüene gras,
wünneclîchen entsprungen was
dar under bluomen unde klê:
zweihundert gense oder mê,
die wâren an das gras getriben,
unt wâren âne huote bliben.
Zuo den gensen wolde er gân,
unt wolde si mit fride lân,
daz ouch er fride hæte
sor nieman niht entæte.
Die gense wâren junc und alt,
dô wâren die alten sô balt
durch der jungen liebe,
daz si dem alten diebe
niht vertruogen disen ganc:
si macheten die kragen lanc
und liefen dar, unt bizzen in.
Alsô wart er von den gensen drin
vil übellîch enphangen.
Si begunden an im hangen,
unt sluogenn mit dem gevidere;
dô entet er niht dâ widere,
wan daz erz houbet nider lie
unt bî in als ein tôre gie.
Dô ersach in aber schiere
ander gense viere,
die liefen zorneclîchen dar.
Dô wâren mê dan zweinzic schar
der gense, die dâ giengen
und in alsamet viengen
in bûch, in sîten und in waden:
alsô wart er gar überladen,
wan er da wider niht enbeiz.
Dô wart den gensen alsô heiz,
daz sî in bizzen deste mê:
dô tet im diu sorge wê,
ob liute dar kæmen,
dazs im den lip benæmen.

Dô wart ein solch gedense,
dô im sô vil der gense
gehiengen an der hiute,
daz ez vil wol die linte
in dem dorf alle sâhen.
Do begunden si dar gâhen.
Dô wolder von den gensen gân,
unt het in leides niht getân;
dô hanceten si so vaste,
dazr vor dem selben laste
von der stet niht mohte komen:
des hætens im den lîp benomen.
Die liute dar zuo liefen,
si schrîten, unde riefen
ir hunde dar mit grimme.
Als er der selben stimme
und ouch der hunde wart gewar,
do gripfte er her unde dar:
sô sêre vorhte er den schrei,
unt beiz in die hels enzwei,
unz iu deheiniu muote:
Dô dâhter in sînem muote:
„Ich sihe wol, ich bin genesen:
ich mohte joh sô guot wesen,
daz niht sô bœses wære,
ezn wurde mir gevære,
unt træte mich under füeze.
Ezn wirt nie mê sô süeze,
weder iu, noch anderm vihe,
swaz ich des iemer mê gesihe,
daz ich ez überwinden mac,
ez ensî sîn jungester tac.
Sît mir diu güete niht enfromet,
und dübele mir ze staten komet,
sô wil ich iemer übel wesen:
sît ich deste baz mac genesen.“
Sus kêrter dannen balde,
unt huop sich hin ze walde.
Die rede wil ich diuten:
ez enist allen linten
niht ze tuonne diu tât,
die der wolf hie getân hât.
Ez ist ieslichem manne reht,
er sî rîter oder kneht,
umbe den ez sô gewant ist,
daz in deheiner slahte list
baz niht enhilfet noch mê;
daz er in vaste wider stê,
bî den er sich begên sol:
dem kom diu übel harte wol.
Wil er den entwichen.
den er vaste muoz gelîchen
mit widersatz unt vîentschaft;
si gwinnent über in grôze kraft,
als ouch die gense tâten,
dô si dem wolve hâten
vil nâhen verlorn sîn leben,
dô er in fride het gegeben:
daz ron in dar nâch iemer mê.
Swes dinc ze widersatze stê,
der setze sich hin wider ê,
ê daz ir wille an im ergê,
die im sîn êre næmen,
ob si in überkæmen.
Lît ein man mit êren tôt,
daz ist ein löbelicher nôt,
denne er sîn êre ûf gebe
und dar nâch lasterlîchen lebe:
sô er vil schanden wirbet
und in den schanden stirbet,
man wellez dan verkêren,
er læge baz mit êren.

5. Gleichniß.

Swelch boum des bluodes wunder birt,
dâ doch niht obezes ûfe wirt,
des blüen wirt schiere unmære.
Er glîchet dem lügenære,
der mêr geheizet, danne vil,
des er doch geben niht enwil.
Des boumes bluot und jenes geheiz,
daz ist mir rehte, als ich wol weiz.

6. Das Mär vom Tursen.

Hie vor quâmen zwelf man
in einen vinsteren tan
und wurden irre dar inne:
daz quam in ze ungewinne.
Si gâhten vür sich über maht,
unt wurden verre in der naht
eines viures gewar;
balde huoben si sich dar.
Dâ vunden si ein hûs stân,
dar inne ein wîp wol getân.
Dô si in daz hûs quâmen,
einen türseu si vernâmen
verre ineme walde;
der lief dar vil balde.
„Onwê!“ sprach daz wîp,
„mîn man nimt iu den lîp.
Stîget ûf ditze gaden:
ich gan iu ûbel iuwers schaden.“
Dô der türse in daz hûs lief,
daz wîp er vaste an rief,
wâ die menschen wæren?
Sine wolde si niht vermæren;
si sprach: „Hien ist niemen!“
Er sprach: „Ist hie iemen,
des wirde ich schiere gewar!“
Er lûhte her unde dar,
unt sach si dort ûfe stân.
„Ich muoz iuwer einen hân,“
sprach er, „dan ist niht wider;
den werfet balde her nider,
ez ist anders iuwer aller tôt!“
Dô tâten si, daz er gebôt:
den swachesten under in,
den wurfen si dem türsen hin.
Den hat der ungehiure vrâz
in vil kurzen zîten gâz.
Zorneclîchen sprach er:
„Gebt mir aber einen her!“
Den wurfen si im aber dar;
den selben az er ouch gar,
und hiez im aber einen geben.
Alsô nam er in daz leben,
unde leibet ir keinen,
unz ez quam an einen:
den hiez er ouch her abe gân.
„Daz wirt nimmer getân!“
sprach er dort oben iesâ.
„Sô hol ich dich aber dâ,“
sprach der türse; „ich wil dich verzern!“
„Des wil ich mich vaste wern!“
sprach der man vil drâte.
„Dû werst dich nû ze spate,“

sprach der gîtesære;
„dô du selbe zwelfte wære,
hetet ir iuch dô gewert,
sô möhtest du dich hân ernert;
dîn wer ist nu dâ hin!“
Dô gienc er dar, und az ouch in.
Dem türsen tuot geliche
ein übel herre rîche,
der ein gesleht vertrîben wil:
sô hebet er daz nîtspil
an dem swachesten manne;
verzagent die andern danne,
unde lâzent den vertrîben,
daz si deste baz belîben,
sô vertrîbet er aber einen,
unde leibet ir keinen,
unz si alle daz selbe erkiesent.
Sô si danne ie mê verliesent,
so si sich ie wirs mugen erwern.
Swer sich welle ernern,
der wer sich bezîte.
Jener beite mit dem strîte,
unz in der türse überwunden hâte:
dô wert er sich ze spâte.

Ulrich von Lichtenstein.

Wir haben bei der Darstellung von Ulrichs Leben und poetischer Wirksamkeit schon das von ihm verfaßte didaktische Gedicht: Itwitz oder der Frauen Buch erwähnt und seinem wesentlichen Inhalte nach beleuchtet (s. oben S. 97). Wir theilen hier eine Stelle daraus mit, in welcher die damaligen Sitten der adeligen Herren und Damen im Gegensatz zu den früheren, da man sich noch ritterlichen Anstands und höfischer Zucht rühmte, mit lebhaften Farben geschildert werden. Die Dame kommt im Laufe des Gesprächs auf das Betragen der Männer gegen ihre Frauen zu sprechen, denen sie keine Liebe, ja nicht einmal Achtung erweisen. „Bei Tagesanbruch“, sagt sie, „zieht der Mann auf die Jagd, kommt erst mit der Nacht wieder heim, setzt sich dann zum Bretspiel und trinkt so lange dazu, bis er die Besinnung verliert. Die Frau kommt ihm freundlich entgegen, aber er antwortet ihr nicht, sondern legt sich taumelnd nieder, und schläft bis zum Morgen, wo er dann dasselbe Leben wiederholt. Für wen soll sich die Frau schmücken?“ fährt die Dame mit Rücksicht auf einen früheren Vorwurf, daß die Frauen sich trübselig kleideten, und Mund, Wangen und Augenbrauen verschleierten, fort. „Wolle sie sich für einen Gast schmücken, so würde man es ihr übel auslegen. Da sie keine Freude auf der Erde habe, müsse sie sich dem Himmel zuwenden. — Der Wein ist den Männern jetzt das Liebste, beim Glase rühmen sie sich ihrer Vorzüge und prahlen mit der Gunst der Frauen, während früher der hochgemuthe Ritter es selbst seinem Bruder verschwieg, wenn ihn eine Dame mit ihrer Liebe beglückte.“ — Diesem Vorwurfe setzt der Ritter andere entgegen. Er tadelt die Frauen, daß sie nunmehr ihre Minne nur um Gut vergäben. Die wenigen, welche nicht feil wären, suchten sich heimliche Minne und wählten die Niedrigsten dazu aus, um sie nur oft bei sich haben zu können. Ob die Frauen aber ihre Gunst verkauften, oder sie Unwürdigen zu Theil werden ließen, immer würde dadurch Zucht und Ehre verletzt (1).

Es ist nicht nöthig, darauf aufmerksam zu machen, daß Ulrich nicht die schlechten Sitten der Frauen an und für sich tadelt, sondern sich nur darob entsetzt, daß sie ihre Gunst um Geld verkaufen, oder sie an Niedriggeborne verschenken; er tadelt nicht die Unsittlichkeit, sondern nur die Art, wie dieselbe ausgeübt wird. — Was die Darstellung des Buchs betrifft, so ist sie allerdings weit lebendiger und geistreicher, als die des Frauendienstes, allein es leidet auch dieses Gedicht an zu großer, ermüdender Weitschweifigkeit.

Als Ulrich, durch den Spott seiner Herrin verletzt, sich den gebrochenen Finger hatte abnehmen lassen, überschickte er ihr denselben durch einen Boten (s. oben S. 94), und begleitete das seltsame Geschenk mit einem sehr „gefügen“ d. h. kunstreichen Büchlein, das er zu diesem Zwecke dichtete. „Man wickelte dasselbe in grasgrünen Sammet; ich bat einen Goldschmied, mir zwei goldene Bänder zu machen, in welche man das Büchlein band. Was die Sperre sollte sein, das war sehr hübsch wie zwei Händelein gemacht; und darein legten wir den Finger.“ Daß diese Büchlein immer auf das Kostbarste eingebunden waren, ist auch aus andern Zeugnissen bekannt; es ist daher nicht auffallend, daß der reiche und verschwenderische Ulrich das seinige so prachtvoll ausstatten ließ. Das Büchlein selbst gehört zu dem Besten, was Ulrich gedichtet hat. Schon die geistreiche Anlage überrascht; der Dichter richtet sein Schreiben nicht an die Geliebte, sondern an die Frau Minne, welcher er die Vorwürfe macht, die eigentlich seiner Dame gelten, so daß sie, selbst wenn sie hie und da mit einiger Bitterkeit ausgesprochen werden, in milderem Lichte erscheinen, und die Dame wenigstens vom Zartgefühl ihres Minners angenehm berührt werden mußte, wenn ihr seine Bemerkung auch unwillkommen war. Das Ganze ist in Form eines Gesprächs zwischen dem Dichter und der Frau Minne eingekleidet und beginnt damit, daß er diese tadelt, weil sie oft Falsche ehre, und ihn dagegen, der ihr doch immer getreu gewesen, schlimmer behandle, als einen Heiden. So habe sie seinen kleinen hübschen Boten, den er ihr doch empfohlen, so übel behandeln lassen, daß er nicht mehr zur Herrin gehen wolle. Die Antwort, die er von dieser gebracht habe, hätte einen Zweifler wohl erschrecken können, und er hätte darob gewiß den Verstand verloren, wenn die Güte seiner Dame nicht so groß wäre, daß er auch in ihren strengsten Worten noch ihre Gnade erblicke. Auch hätte er den Boten, um der trostlosen Antwort willen sicherlich ins Feuer geworfen, wenn er nicht von der Hand seiner Herrin berührt worden wäre. Diese verehre er so innig, daß er um ihrentwillen selbst seinem ärgsten Feind dienen würde. Sie aber verschmähe seinen Dienst, weshalb er die Frau Minne um Rath und Lehre bitte. — „Ich weiß keinen bessern Rath,“ antwortet die Minne, „als Treue und Beständigkeit; diese allein kann ihr Herz wenden, daß sie ihm Freude, Glück und Ehre zu Theil werden lasse.“ Wegen des Boten, fährt sie fort, solle er unbekümmert sein; dieser habe ja noch mehr als dreißig Brüder und Bruderkinder, aus denen er einen auswählen solle, der seine Botschaft ohne Lug, Trug und Schmeichelei der Herrin ausrichten könne, wie er denn selbst sich des Lugs und der Schmeichelei enthalten solle. — „Trügen?“ ant-

wortet der Dichter, „warum sagst Du das? Du weißt es wohl, und Niemand besser, wie mein Herz sie liebt und nach ihrer Huld weint, wie nach Troste kleine Kinder, die dürftig und Waisen sind. Wer aber die tröstet, der thut wohl. Und wenn ich ein Heide wäre, so sollte sie mir doch darum lohnen, daß ich sie aus der ganzen Welt und aus allen Weibern auserwählt, und ihr Herz und Leben ganz und gar übergeben habe; sie sollte mich ihren Waisen sein lassen und mich als einen Waisen trösten. Um ihr aber zu bewähren, daß ich ohne Arg sei, nicht lüge und schmeichle, sende ich ihr zum Pfande meiner Beständigkeit einen Finger von meiner Hand, den ich in ihrem Dienste verloren; ich würde ihr eben so gern Gut, Herz und Leib geben." Hierauf bittet er die Minne, seinen neuen Boten zu geleiten; sie solle seiner Dame Herz rühren, daß sie ihm dasselbe öffne, in das er lieber einziehen möchte, als in das Himmelreich. — „Guter Ritter," antwortet die Minne, „glaube, daß wenn ich Dir besser helfen könnte, als ich je einem Ritter geholfen, der mir seinen Dienst widmete, ich es mit Treuen thäte. So will ich mit Deinem Boten ziehen, ihm beistehen, wenn er die Botschaft bringt und mit meiner Macht ihres Herzens Thor aufschließen, in welcher alle Tugenden wohnen." — „So lohne Dir Gott, viel süße Minne," ruft der Dichter aus, „daß Du selbst mein Bote sein willst. Des will ich Dir und der lieben Herrin mein immer dienen mit mancherlei Ritterspiel; man soll mich in Eurem Dienste oft im blanken Waffenschmucke sehen. Was ich nur mit Leben und Gut dienen kann, das soll mit beständiger Treue Euch erwiesen werden. Zu Dienste bin ich Euch geboren, und hab zu Freuden Euch erkoren: der hat meine Beständigkeit geschworen!" (2)

1. Aus: Der vrouwen buoch.

„**H**erre, ich muoz iu des wol jehen,
daz ir ist sæliclich geschehen,
swelch wîp hât einn sô reinen man,
der ir wol wunne mit im gan,
daz si in vindet sô gemuot,
daz er durch liebe ir willen tuot:
diu ist hie freuden rîche.
Der wunne ist niht gelîche,
dâ ein guot wîp, ein biderber man
wol mit einander mügen hân.
Swie frô mans mit einander siht,
diu freude wirt in sünde niht:
Got hât si drumb zesamen gegeben,
daz si schôn mit einander leben.
Nu saget, swelch wîp hât einen man,
der ir mit im niht freuden gan,
unt swâ si güetlîch gên im tuot,
daz in daz niht dunket guot:
sô si in triuten küssen wil,
er spricht: „Lât sîn, ez ist ze vil!"
und er ûz grôzem zorne giht:
„Sê ir künnt ab anders niht,
wan küssen!" und er sâ ûf stât,
in disem unmuot er von ir gât.
Sô muoz si in lâzen gân,
und denket: „Ich hân missetân:
sît im mîn triuten niht tuot wol,
fürbaz ich ins erlâzen sol."
Sô hât manc ouch einen sit,
dâ er sîn wîp beswæret mit,
des morgens, als der tac ûf gât,
daz er dann sâ von ir ûf stât,
als er si triuten solte.
Ob ers liep haben wolte,
wunne unt freude mit ir phlegen,
sô wær im bezzer dâ gelegen,
dan er sâ an der selben stunt
nimt an ein seil sînen hunt,
unt rennet in den walt von ir:
zuo den hunden ist sin gir.
Dâ rennet durch den tac sîn lip
unt lât hie sin vil reine wip
ân aller slahte freude leben;
dem wibe ist mit im wol vergeben.
Swann er dort triut den sînen hunt
und ein horn an sînen munt
niwan durch plâsen setzet,
sô ist er niht ergetzet
des, daz im ir rôter munt
mit küssen solte machen kunt,
wie wîplîch wîp gemachen kan
von herzen frô ir lieben man.
Unt wurde im daz ze rehte kunt,
er enphülhe dem tiufel sinen hunt,
dem er nâch rennet durch den tac,
unz er vor naht niht lenger mac;
sô kumt er bi der naht hin wider.
Ûf einen tisch legt er sich nider;
ez ist sîn gescheften und ouch sîn pet,
daz man im bringe dar ein pret:
dâ spilt er unz an mitte naht,
unt trinket, daz im gar sîn maht
geswîchet unt verswindet.
Sô gêt er, dâ er vindet
sîn wîp dannoch warten sîn.
Diu spricht: „Wilkumen, herre mîn!"
Mit zühten si gên im ûf stêt,
durch ir zuht si gên im gêt.
Sô gît er ir antwurte niht,
wan daz er vlizlîche siht,
wâ er sich dâ sâ nider lege,
slâfens unz an den morgen phlege.
Des morgens tuot er aber als ê;
dem wibe ist wol von schulden wê.
Herr, nu sprechet ir dar zuo:
waz râtet ir nu, daz si tuo?
Wan sol si arme freuden phlegen,
und ouch ir guot gewant anlegen?
wem sol si guote lachen?
wem sol si freude machen?
Sît ir man lebt mit ir alsô,
mit wem sol si wesen frô?
Kæm ein gast dan dar geriten,
und gruozt si den nâch frouwen siten,
als si die man ê gruozten,
ir gruoz mit lachen suozten,
unt hiet si dan ir guoten kleit,
ze êrn ir wirt, an sich geleit,
und enphienge alsô den frömden man,
dâ möht ir lob wol von zergân:
wan man vervieng ez ir niht wol;
dâ vonz ein wîp gern lâzen sol.
Ist aber ir wirt dâ heime niht,
sô diuht ez ein grôz ungeschiht,
ob si kein gast enphienge,
odr indert dâ hin gienge,
dâ si gesæhe einn frömden man:
daz diuht vil sêre missetân.

War umb solt si dann freude phlegen,
und iht guotes an sich legen?
Sît ir man hât mit ir freude niht,
und daz si nieman frömden siht,
so ist ir niht dinges alsô guot,
sô daz si herze unde muot
wende an Gotes dienest gar:
dâ mit verswende hin diu jâr,
ob ir lîp hie ân freude sî,
daz ir dort sî freude bî.
Herre, ir sult mich hœren mê;
seht, wie den mannen daz anstê.
Si minnent wîn für allez guot,
niht dinges in sô sanfte tuot:
sie habent in liep für bluomen schîn,
unt für daz sanc der vogelîn,
unt für diu reinen süezen wîp.
In ist gar wînes vol der lîp
beidiu, die naht und ouch den tac.
Ir deheiner niht frô wesen mac,
wan dâ zem wine: dêst alsô.
Dâ sint si schœn, dâ sint si frô,
dâ sint si tump, dâ sint si karc,
dâ sint si snel, dâ sint si starc,
dâ sint si junc, dâ sint si grîs,
dâ sint si kint, dâ sint si wîs,
dâ habent si vil grôze kraft,
dâ brüevent si vil ritterschaft,
dâ habent si vil manec geschrei,
dâ stechent si vil sperc enzwei.
Si lachent unde springent,
si tanzent unde singent,
si sint schœn als Absolôn
unt sterker, danne Sampsôn.
Si wellent alle höfisch sîn:
der sprichet: „Lieb geselle mîn,
woltst duz durch dîn zuht verdagen,
sô wolte ich dir mîn höfscheit sagen.
Ich minne ein edel schœne wîp,
diu ist mir lieb, alsô der lîp;
diu wil mir lônen, daz ist wâr.
Ich hân ir nu wol zehen jâr
gedienet ritterlîche;
si tuot mich freuden rîche.“
Der ander sprichet al zehant:
„Geselle, ich tuon dir ouch bekant,
mich hât ein wîp gemachet frô;
diu hât gelônet mir alsô,
daz ich ir gerne dienen wil
mit triuwen an mîn endes zil.“
Der dritte ouch al zehant dar gât:
die rede er wol gehœret hât;
der sprichet: „Ich wil in ouch sagen,
die rehten wârheit niht verdagen:
ich minne ein wîp; diust schœn unt guot.
Wol ir, waz si mir liebes tuot!“
Sus werdent ir wol zehen dâ,
der ieslîcher sagt dâ sâ,
waz im liebes si geschehen
von frouwen: des hœrt man si jehen
alle dâ en widerstrît.
Ir ieslîcher het des nît,
ob sich der ander ruomte mê.
Ich weiz wol, des wart niht ê.
Swâ ein ritter hôchgemuot
warbe umb eine frowen guot,
daz muost vil gar verholn sîn:
jâ het ers dem bruoder sîn,
daz weiz ich wol, niht gesagt:
ez muoze sîn vil gar verdagt.
Dô nam man ritters dienst wol;
des man nu gar enpern sol!“
„Frowe, ir sît vil rede rîch,
iuriu wort sint zorniclich;
wir mau gevallen iu niht wol.
Ein teil ich iu antworten sol.
Jâ habt ir frouwen einen sit,
da verlieset ir vil êren mit,
daz iuch dehein piderber man
mit dienst nu niht erwerben kan.
Ir habt für wâr nâch alle ein muot,
swenn ir minnt, der muoz iu guot
umb iwer süeze minne geben.
Daz ist iedoch ein swachez leben,
daz peste, daz diu welt hât,
daz ir daz von iu koufen lât.
Ez was doch wîlen veile niht!
Dâ von ist ez ein ungeschiht,
daz ir die untât begânt
und ez ieman dar zuo veile lânt.
Ez solte veile nimmer werden
deheinem manne ûf der erden:
ez ist sô hôch und alsô wert,
swer sîn ze koufen immer gert,
der ist gar ein unsælic man,
ob erz iht anders gwinnen kan.
Sol frou Minne veile sîn,
wie stât daz einer künigîn,
ob si veile hât ir lîp?
Si ist niht frouwe, si ist niht wîp,
diu daz peste, daz si hât,
ieman mit guote gelten lât.
Swelch frowe nu niht gert guotes,
diu ist ab eines muotes,
daz man ir kleinet kosterîch
muoz ofte senden stæteclich,
swer ir lîp wil ze friunde hân.
Dêst iedoch vaste missetân.
Kleinôt suln wesen kleine,
sô sints ze nemen reine:
man sol dâ liebe erzeigen mit;
daz ist der reinen minne sit.
Swelch frowe sich niht verdienen lât,
und ouch ir minn niht veile hât,
(der iedoch vil mengiu ist)
der hât ab etslîch einen list,
und ist sô bœser sinne rîch,
daz si suocht ein, der ir heimlich
sî: swie bœs der kan gesîn,
dem tuot si ûf ir herzen schrîn,
unt gît im drinne minne:
daz sint vil bœse sinne.
Daz tuot si wan ûf sölhen wân,
daz si in müge ofte bî ir hân.
Swelch frowe ir minne alsô hin gît,
diu ist gescheiden âne strît
von allen guoten wîben.
Man sol ir namen trîben
fürder und ir bœsen list,
als einn, der gar ûzsetzic ist.
Owê, daz immer edel wîp
is süeze minne, ir werden lîp
bringt in sô hôhe missetât,
daz si ir minne veile hât,
od daz sis gît heimlîchen
nider unt swachlîchen.

Owê, daz ez ie geschach,
daz ie wîp ir zuht zersprach,
daz si ir minne gap umb guot!
Unt wê ir, diu hât solhen muot,
diu ir minne swachem manne gît
wan darumbe, daz er ofte lît
unvermeldet wol bî ir!
Diu hât vil bœse minne gir.
Jâ solt ein ieslich edel wîp
ir süeze minne, ir werden lîp
ze minne, noch ze liebe geben,
wan der nâch êren kunde streben.
Swâ si ir êr gar an den lât,
der selb vil kleine iht êren hât,
diu hât gar êren sich bewegen.
Wie sol der frouwen êren phlegen,
des lîp selb êre nie gewan?
Ein wîp ir êr solt an den lân,
des lîp wær selbe êren rîch:
der huote ir êrn ouch stæticlich.
Swelch edel wîp des niht entuot,
der êr muoz wesen unbehuot."

2. Daz ist ein büechlin, daz ander.

Owê Minne, wâ ist dîn rât?
Wie rehte nâhen ez mir gât,
daz du mir sô lange vrist
vremde und alsô verre bist
mit trœstlîcher lêre,
und doch mit herzen sêre
mir alsô rehte nâhen list,
unt mir niht, wan kumber, gîst!
Des mac sich wol dîn güete schamen!
Du krenkest dînen süezen namen,
sît daz du Minne bist genant
und doch gegen mir hâst gewant
sô gar unminnecliche site:
dâ krenkest du dîn êre mite.
Du êrest mangen valschen man,
der dir niht gedanken kan,
und übersihst an êren die,
die von dir gewancten nie.
Daz ist an mir wol worden schîn:
ich was ie der dienest dîn,
unt wil halt, swie ez mir ergê,
an dir belîben immer mê.
Nu bistu lôns gein mir ze laz:
du möhtest einen heiden baz
besorgen unt bedenken.
Wie lange wil du wenken
dîner trœstlichen helfe an mir?
Nu het ich doch enpfolhen dir
vil verre ûf die genâde dîn
den cleinn gefüegen boten mîn,
den ich ze boten über lant
der werden reinen het gesant,
der minneclichen guoten,
der werden hôchgemuoten,
der hôhen, der werden,
der werdesten ûf erden.
Ich mein die werden vrowen mîn,
der ritter ich sol immer sîn
und immer mêr vil undertân,
die wîle ich lîp unt leben hân.
Dem selben armen boten mîn
soldstu geleit gewesen sîn,
und in ze hofe haben brâht:
und des er selb was unverdâht,
des solde in durch dîn êre
bewiset haben dîn lêre.
Dô lieze du in under wegen:
dâ von ist dâ nider gelegen
diu botschaft unt mîn êre.
Versmæhet alze sêre
unt verfuort in manegen spot
wart diu botschaft und der bot.
Waz abr er verendet habe
mîner langen ungehabe,
unt mîner herzen swære
tuot hin, daz ist ein mære,
des ich wol sanft enbære.
Waz aber im dort geschæhe
leides unde smæhe,
daz kund ich ervinden hie
mit deheiner vrâge nie;
wan daz ich leit und ungemach
wol an sînen ungebærden sach,
und daz ich in sît nimmer mê
mit deheiner slahte vlê,
mit süezer bet, mit scherpfer drô,
erbiten weder sus noch sô,
noch ertwingen kunde,
daz er noch ze einer stunde
ze hove wære wider komen,
und daz het aldâ vernomen,
wie man mîn dâ gedæhte,
ob mich mîn vrowe ze æhte
oder ze banne hete brâht,
oder wes ir wær gein mir gedâht.
Dô brâht er mir ein mære,
des ein zwîvelære
vil lîhte möhte erschrocken sîn,
ein rede, diu mir die sinne mîn
het verirt und al den muot;
wan daz ir güete ist alsô guot,
swaz si gein mir gesprechen kan,
dâ sol ich nimmer niht an
verdenken noch versinnen,
wan gnâden unde minnen.
Sold ich durch vremden gruoz verzagen,
sold mich ein wörtelîn verjagen
von mînem hôchgedingen hin,
sone het ich herze, noch sin.
Sold ich alsô kêren
von mînen besten êren,
die ich ze der werlt haben sol,
wie kund mir danne gelingen wol?
wie sold ich, armer, denne leben?
Wolt ir mir solhen rât geben,
herzen meisterinne?
Ich mein iuch, vrow Minne.
Des getrouwe ich iwern gnâden niht,
daz ir der werden zuoversiht,
die ich gein mîner vrowen hân,
mich immer heizet abe gestân.
Wan des volg ich iwerre lêre,
noch iwerm rât niht mêre,
danne eime sêre tobenden man,
der rât unt sinne nie gewan,
unt bit mir alsô helfen Got.
Daz mir mîn selbes tot
in mînem seneden ringen
ie getorste bringen
von mîner vrowen mære
sô gar untrœstebære,
er het ez sô tiure

erarnet in dem fiure,
daz er wære al gar verbrant;
wan daz er mîner vrowen hant
vil niuwens het gerüeret:
er wære alsô zerfüeret,
reht als diu leuber tuot der wint
immer, sôs ervalbet sint.
Und daz er sô wol vor mir genas,
sô nâhen im der tôt was,
des danke wan der vrowen mîn:
hie mit sol si geêret sîn.
Ob ez mîn vint wære,
der mir herzen swære
tæt âne alle schulde,
dem wold ich durch ir hulde
erbieten dienst und êre,
geruochte sis, diu hêre.
Nu geruochets aber, diu reine,
leider alze kleine
triwe und dienste von mir.
Sælic Minu, daz clag ich dir,
unt pit dich, vrowe hêre,
râtes unde lêre:
der bedarf ich beider sêre. —
„Und kunde ich, als dîn kumber stât,
vriundes lêre unt vriundes rât
ûf ein sô vrîez leben
nâch mînem willen wol gegeben,
sô helf mir Got, den gæbe ich dir,
unt woldestus getrowen mir.
Ich enweiz niht râtes als guot,
als triwe unde stæter muot
gein werdes wîbes hulden.
Dâ mit mac man verschulden
ir vriundes gruoz, ir herzen gunst.
Bezzer lère unt bezzer kunst,
bezzer rât und bezzer sinne
zerwerben werde minne,
diu was ie vil unvernomen.
Wie sol man baz ze heile komen,
dan daz man werden wîben sî
mit triuwen stætes dienstes bî,
und alles des vil unverzaget,
dâ mit man ir gunst bejaget?
Daz ist ot diu werde ritterschaft,
dâ mit man mit der tugende kraft
allen schanden widerstê.
Ichn weiz niht sô guotes mê:
daz selbe, daz was ie mîn rât.
Sît den rât dîn herze hât,
sô kum des râtes nimmer abe:
und als ich dir gerâten habe,
sô habe in stætem muote
den rât in stæter huote,
daz du dem besten wîbe,
ir herzen und ir lîbe,
dîne zît und dîniu jâr
lebest sunder wenken gar.
Wirt si, diu reine, guote,
diu reineclîch gemuote,
stætes muots an dir gewar,
kanstuz alsô bringen dar,
sô kan si, diu hêre,
vreude, sælde und êre
dir füegen immer mêre.
Nu clagest ab du den boten dîn,
ez sül im misseboten sîn
mit smæhen alsô sêre,
daz er sît immer mêre
ze keinen zîten sider
getörste komen wider.
Daz solds du wol mit mâzen clagen:
umbe einen gar unverzagten zagen
lâ dir niht wesen swære.
Ich sage dir wol ein mære,
daz des selben boten sint
bruoder unde bruoder kint
wol drîzic in dem lande,
daz man âne angest sande
ir islîchen über tûsent lant.
Du hâst in doch in dîner hant,
unt mag ez selbe hœren wol,
ob ichz von im sprechen sol,
der dir ze boten rehte touc;
wan er nie wort getouc,
noch gelinget umb ein hâr,
unt sold er leben tûsent jâr.
Den selben soltu senden dar,
unt sage im dînen willen gar,
unde doch niht anders mê,
wan alsô dîn wille stê,
ich meine in dem herzen dîn.
Dâ bî lâ dir verboten sîn
liegen unde smeichen.
Des pflegent die muotes weichen:
dâ mit soltu niht werben.
Du muost für wâr verderben,
wil du der gnoten liegen
unt si mit worten triegen." —
Triegen? war umb sprichstu daz?
Du weist ez wol unt niemen baz,
wie si mîn herze meinet
unt nâch ir hulden weinet,
alsô nâch trôste kleiniu kint,
die dürftic unde weisen sint.
Swer die trœstet, der tuot wol.
Nu bin ich ouch mit seneder dol
unt mit kumberlîcher swære,
weiz Got, vil weisenbære,
unt ist ot niemen, der mir sî
mit trôste in mîner swære bî.
Vil lihte wære ez etswer;
wan daz ich des trôstes ger
von niemen in der werlde mê,
sô ich nimmer frô gestê,
wan von ir einer güete.
Si ein mac mîn gemüete
trœsten und untrœsten sô,
daz ich bin immer mêre frô,
oder immer mêre an vreuden tôt.
Erkande ab si die senden nôt
und diu senedebæren leit,
die von ir mîn herze treit,
sô rehte guot erkenne ich sie,
daz si mich doch eteswie
trôste in mîner swære.
Und ob ich ein heiden wære,
si müeste mich geniezen lân,
daz ichs ûz al der werlde hân
und ûz allen wîben ûz erwelt,
und ir hân sô gar verselt
daz herze min und al den lîp.
Si reine, süeze, sælic wîp,
si vrowe ob al den freuden mîn,
si lieze mich ir weisen sîn,
unt trôste mich an weisen stat.

Die wîle ab mich gelückes rat
von hôhem muote zücket,
unt mich mit sorgen drücket,
sô saget mir mîn selbes lôz,
ez sî mîn sender kumber grôz
weisen kumbers hûsgenôz.

Alsô roubt ir minne mich.
Je dar under sô sorg ich,
wie ich ir bewære
daz rehte wâre mære,
daz ich ir âne argen sin
sô rehte gar einvaltic bin,
daz wenken unde liegen,
smeichen unde triegen,
unt swaz den muot von stæte nimt,
unt gegen vrowen niht enzimt,
daz ich daz nie gein ir gewan.
Ich bin ir stæter dienestman:
des sende ich ir ein stætez pfant,
ich sende ir ûz mîner hant
mîner vinger einen:
unt möht ich ir bescheinen
mîn inneclîchez meinen baz,
sô helf mir Got, ich tæte daz.
Der ist in ir dienste verzert,
mir ist der will vil unerwert,
ich welle ir, weizgot, sol ich leben,
noch michel mêre zinses geben:
ich meine guot, herze unde lîp.
Si reine, süeze, sælic wîp,
si vrowe ob al den freuden mîn,
si müeze mir genædic sîn.
Den vinger ich ir hân gesant
ûz mîner dienden zeswen hant.
Der was ze dienste ir geborn,
nu ist er in ir dienste verlorn.
Des mag er si wol riuwen:
wan er hât ir mit triuwen
gedient unz an sîn ende.
Ich hân in ûz mîner hende
ir umb anders niht gesant,
wan daz er mîner triuwen pfant
gegen ir immer mêre sî,
sô daz ich alles valsches vrî
gegen ir sî, die wîle ich lebe,
und daz ich ir diu jâr mîn gebe
ze dienste immer sunder wanc.
Daz ist mîn muot unt mîn gedanc
mit triuwen immer sunder kranc.

Vil werdiu Minn, nu bit ich dich
durch dîne tugent, daz du mich
dir lâzest wol enpfolhen sîn
gein der vil lieben vrowen mîn.
Nu var mit mînem boten dar,
unt hilf im, daz er sich bewar
mit fuog, mit rede, als er sol:
du maht mir dâ gehelfen wol.
Als si vernem den boten mîn,
sô sol dâ sâ dîn helfe sîn,
unt sol ûf sliezen mir daz tôr,
dâ ich bin lange gewesen vor,
unt kan ouch nimmer komen drin,
mir helfe drin dîn güetlîch sin.
Ich meine ir herze: dêst verspart
unt vor mir manicvalt bewart:
dâ soltu durch mich komen für,
unt sliuz ûf dir unt mir die tür.
Unt hilfestu mir, vrowe, dar in,
dîn eigen ich dâ immer bin.
In dem himelrîche
wære ich gewislîche
sô gerne niht: daz ist alsô.
Mîn muot müest stîgen immer hô,
sold ich dar inne gesinde sîn,
in dem herze der vrowen mîn.
Sô wær ich alles des gewert,
des mir der muot ze freuden gert.
Ich wær sælic, ich wær rîch:
sô lebt niht mannes mir gelîch!
Jâ wil ich ûf die triuwe dîn
ir immer drumbe diende sîn,
daz si mich in ir herzen grunt
hûse. Mirst vür wâr daz kunt,
daz nie herz sô reinez wart,
noch vor wandel baz bewart,
denne ir herze wandels vrî.
Ir ist sô hôhiu tugende bî,
daz ich ir hulden immer ger.
Nu hilf mir, Minn, daz si mich wer
ir hulden durch den willen dîn,
und ouch durch den dienest mîn:
der sol ir immer stæte sîn! —

„**G**uot ritter, friunt, geloube daz,
kund ich dir wol gehelfen baz,
danne ich gehalf noch ritter ie,
der sich mit dienste an mich lie,
daz tæt ich dir mit triwen gar.
Sît du mir dienest dîniu jâr,
sô wil ich ûf die triuwe mîn
hin varn mit dem boten dîn
ze dîner vrouwen wandels frî,
unt wil ir nâhen wesen bî,
dâ dîn bot wirbet die botschaft
sô wil ich sâ mit mîner kraft
sliezen ûf ir herzen tor.
Du solt niht lange sîn hie vor:
Wir süln dâ gesinde sîn
in dem herze der vrowen dîn.
Dâ vinde wir gesindes vil,
des ich ein teil dir nemen wil.
Zuht unde wîplîch güete,
scham unde guot gemüete,
senfte sit, wîplîch gelâze,
an allen dingen rehtiu mâze,
werdikeit und êre,
hôher tugende lêre,
süeze grüez, güetlîchiu wort,
lieplîch blicke, freuden hort.
Ich wære an guoten witzen blint,
wold ich die tugende, di dâ sint,
alle nennen sunderlîch;
sô wær ich niht wol sinne rîch.
Niht mêr ich dâ von sprechen sol:
ir herze ist allez tugende vol.
Dar inn sul wir gesinde sîn,
ich unde du, geselle mîn.
Des kan si niht geweigern mir:
ich helf uns drin, dir unde mir!" —
Vil süeze Minn, nu lôn dir Got,
daz du wil selbe sîn mîn bot
hin zuo der lieben vrowen mîn:
des wil ich immer diende sîn.
Mit maneger hande ritterspil
sol ich in beiden dienen vil,
dir unde mîner vrouwen.
Man sol mich ofte schouwen

in iuwerm dienst harnaschvar,
unt sol daz sîn mit triuwen gar.
Swaz sô ich, minne gernder man,
mit lîb, mit guote gedienen kan,
der dienst wirt an iuch geleit
mit lûterlicher stætikeit.
Ich bin ze dienste iu geborn,
unt hân ze freuden iuch erkorn:
des hât diu stæte mîn gesworn.

Konrad von Würzburg.

Wir haben außer den wenigen Thatsachen, welche aus Konrads Leben bekannt sind, auch schon dessen dichterische Eigenthümlichkeiten besprochen (s. oben S. 126); es läßt sich das, was bei Gelegenheit seiner lyrischen Gedichte gesagt worden, im Allgemeinen auch auf seine didaktischen Dichtungen beziehen. Unter diesen sind namentlich zwei bekannter geworden. Das eine, welches er „der Welt Lohn" nennt, ist eine allegorische Erzählung, in welcher er uns berichtet, wie der Ritter Wirnt von Gravenberg (den wir später zu erwähnen haben) von seinem weltlichen Trachten nach Ruhm und Ehre sich bekehrt und sich Gott zugewendet habe. Dieser sei eines Tags, als er eben in seiner Kammer ein Buch las, das von Abenteuern handelte, durch die plötzliche Erscheinung eines Weibes überrascht worden, das an Schönheit und glänzender Kleidung alle überstrahlte, die er bis dahin gesehen. Sie gab sich als Frau Welt zu erkennen, der er sein Leben lang gedient habe; sie sei herbeigekommen, um ihn für seine treuen Dienste zu lohnen, und wolle sich ihm deshalb in ihrer wahren Gestalt zeigen. Hierauf habe sie ihm den Rücken zugekehrt, der an allen Orten mit Schlangen, Kröten und Ottern besteckt und behangen, voll Blattern, Fliegen und Maden gewesen sei und einen unerträglichen Gestank verbreitet habe. Nachdem sie hierauf verschwunden, habe der Ritter erkannt, wie nichtig die Sache der Welt sei, und habe sein Herz vom Irdischen abgewandt; er habe Weib und Kind verlassen, das Kreuz genommen, sei gegen die Ungläubigen gezogen und im Kampfe gegen dieselben eines seligen Todes gestorben. Daraus solle man die Lehre ziehen, daß der Welt Dienst und Lohn nichtig seien; daß man sie daher fliehen und sich zu Gott wenden solle, der allein den Menschen wahres Glück und ewige Seligkeit verleihen könne.

Wahrscheinlich hat Konrad dieses Gedicht verfaßt, als er sich selbst entschloß, der Welt zu entsagen; ein zweites mag er schon als Mönch gedichtet haben, da es ohne Zweifel eines seiner spätesten Gedichte ist. Es ist dies die „goldene Schmiede", in welcher sich sein eigenthümliches Talent in seinem vollsten Glanze zeigt. Wenn wir schon bei seinen lyrischen Gedichten Gelegenheit hatten, die Meisterschaft zu bewundern, mit welcher er die Sprache beherrschte, in deren glücklicher Behandlung er alle Dichter seines und der folgenden Jahrhunderte beinahe ohne Ausnahme übertrifft (es kann ihm vielleicht nur Rückert an die Seite gesetzt werden); so dürfte die „goldene Schmiede" in dieser Beziehung seine gelungensten Minnelieder noch überbieten. Es ist in der That auch kaum eine größere Dichtung in unserer Literatur vorhanden, in welcher die kunstvollendete Form durch einen so großen Reichthum und eine so überraschende Gewandtheit des Ausdrucks, durch eine so meisterhafte Behandlung des eben so reichen, als wohllautenden Reims von der ersten bis zu der letzten Zeile so glücklich gehoben wird, als in diesem Gedichte Konrads, in welchem er alle äußere Mittel der Kunst aufgeboten und mit der größten Strenge beobachtet hat, um den Preis der heiligen Jungfrau in würdiger Weise zu besingen. So wird in dem ganzen, 2000 Verse langen Gedichte der Gedanke nicht ein einziges Mal mit dem Reim abgeschlossen, sondern das oben (S. 12) erwähnte Uebergreifen des Reimes, natürlich mit Ausnahme der Hauptabschnitte, durchgeführt. Das Gedicht ist in kurzen Versen von drei oder vier Hebungen mit gepaarten Reimen abgefaßt, welche bei ihrer wohllautenden Fülle und Mannigfaltigkeit eine außerordentliche Wirkung hervorbringen. Freilich liegt auch in dieser großen Kunstvollendung, wenn auch nicht das einzige, doch das größte Verdienst des Gedichts, welches bei allem Aufwand und der glücklichsten Benutzung der mannigfaltigsten Kunstmittel das Gemüth doch kalt läßt, und, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nur einen äußerlichen Eindruck macht. Die größte Wirkung suchte der Dichter durch die allerdings seltene und überraschende Fülle von Bildern und Gleichnissen hervorzubringen, welche auch als der wesentlichste Bestandtheil des Gedichts anzusehen sind. Die meisten derselben sind vortrefflich, und werden durch die Pracht des Styls noch unendlich gehoben. Viele sind zwar geradezu aus der Bibel, namentlich aus den Psalmen und dem hohen Lied entlehnt; aber auch diese werden durch die glänzende Darstellung zum vollsten Eigenthum des Dichters.

Wie schon angedeutet, wollte Konrad in seiner „goldenen Schmiede" das Lob der heiligen Jungfrau besingen; warum er seinem Gedichte diesen Namen gegeben, spricht er selbst im Eingange aus: „Ach, könnte ich wohl mitten in meines Herzens Schmiede dir ein Gedicht aus Golde schmelzen, hohe Himmelskaiserin, und lichten Sinn von schönem Karfunkel hineinfügen, so wollte ich ein hell leuchtendes und glänzendes Lob deiner Würde mit inniger Herzensfreude daraus schmieden. Nun bin ich aber im künstlerischen Gebilde nicht ein solcher Meister, daß ich, wie es deiner Würde geziemt, der Zunge Hammer schlagen oder meinen Mund also reinigen könnte, daß er zu deinem Preise taugte. Ob auch meine Rede immer auf zu Berge, wie ein Adler, flöge, könnte ich doch dein Lob mit meinen Worten nicht überfliegen. So kann deine Würde in solcher Ferne meinem Geiste entfliehen, daß ich deinem hohen Ruhm nimmer nahen kann. Wenn sich mein Gedanke zu deinem würdigen Lobe aufschwingen will, so schwebet dieses hoch oben im Himmel, wie ein geflügelter Falke; wenn ich es aber hier unten mit Gedanken suchen will, so reichet das Maß seiner Tiefe über alle Abgründe hinab; ich fände sein Ende nimmer, und wollte ich die Grundfeste aufgraben. Es ist leichter, Marmor und Elfenbein mit einem Halme zu durchbohren, als mit den tiefsten Worten den Anfang deiner Hoheit zu finden; es ist leichter, den Diamant mit weichem Blei zu durchstechen, es ist schwerer, ein dünnes Glas mit einer stählernen Keule zu zerschlagen, als dein Lob mit Worten auszusprechen. Man kann das Meer und Alles, was in ihm lebt, eher versieden, als dein Lob ergründen. Wenn man die Gestirne berechnet, und der Sonnen Staub und allen

Sand und alles Laub vollständig gezählt hat, dann erst wird dein Preis nach seiner ganzen Würde besungen. Wer aber dein Lob unternehmen will," fährt er fort, „der muß den Frühlingszweig der Kunst in seinem Busen tragen, und so bin ich dazu unfähig. Denn ich sitze nicht auf grünem Klee, vom Thau der süßen Rede befeuchtet, auf welchem Meister Gottfried von Straßburg würdiglich saß, der als ein zierlicher Hauptschmied gülden Gedicht wirkte; dieser hat dich, heilige Jungfrau, besser gerühmt, als ich es immer kann, doch wirst du den guten Willen für die That annehmen!" (1—138)

Nun beginnt er seinen Lobgesang, in welchem er die hohen Eigenschaften der Mutter Gottes, ihre Jungfräulichkeit, Demuth, Hoheit und Majestät, wie schon erwähnt, in einer Reihe der glänzendsten Bilder darstellt, unter welchen wir folgende hervorheben. „Wie die Sonne durch das Glas scheint, ohne es zu versehren, so war die heilige Jungfrau von Gott durchdrungen; sie ist wie ein Krystall und Beryll, die kalt bleiben, während doch die Sonne eine Kerze durch sie entzündet; sie ist wie der Thau, zu dem in lichter Au der Sonnenblick Gottes kommt und ihn wegtrocknet. Wie das Einhorn nicht erjagt werden kann, aber freiwillig zu einer reinen Jungfrau kommt, und ruhend auf ihrem Schooß entschläft, so ist auch Christus, von Gott getrieben, zu ihr gekommen. Sie verkündigt den Tag, wie der Morgenstern, der dem führerlosen Heer der Menschen aus dem wilden Lebermeer der grundlosen Welt aufsteigt; sie ist das immer lebende Licht, welches den Menschen zum Heil erschien, als sie der Magnetberg der Sünden gewaltiglich an sich zog (194—201); sie ist das Wisel, das das Hermelin gebar, welches der Sünde Schlange tödtete (160—165). Sonne und Mond erhalten ihren Glanz von ihr, zwölf Sterne sind ihre Krone und der Mond ist ihr Schemel. Durch sie sind wir aus heißer Noth in der Wonne Schatten gebracht; sie ist erhöhet, wie die Cypresse in Sion und die Ceder auf dem Libanon; ihre Tugend erhebt sich, wie die Palme in Cadix; sie ist ein lebendes Paradies der edelsten Blumen; ihr süßer Duft ist lieblicher als alle Cardamonen, als Balsam und Bisam. Sie ist ein Gefäß von Myrrhen, eine Honigscheibe, die auf inniges Gebet zu jeder Zeit Honig gibt (180—209); sie ist dem Fell Gideons vergleichbar, auf das allein Gott den Thau fallen ließ, während alles Andere trocken blieb."

Selbst am Schlusse, in welchem der Dichter seine Seele zu einem Gebet an die heilige Jungfrau erhebt, erscheinen die Bilder und Gleichnisse gehäuft: Sie ist eine Perle, köstlicher, als alles Edelgestein (1888). Das Ave wurde uns zum Brautring, aus dem ein ganzer Hort von Sühne in ihr Herz drang (1842); sie ist eine Rose, in himmlischem Thau von Gottes Geist erfeuchtet (1908). Auch ist sie dem Körbchen verglichen, in welchem Moses auf dem Wasser schwamm, denn sie hat uns den Christ auf dem Strome der Gnade gebracht (1944). Sie ist wie die Meeresblume, in die sich des Nachts ein seltsamer Vogel einschließt, nachdem er am Tag gesungen; denn der Geist ist als Taube durch ihrer Ohren Thor in ihr Herz geflogen (1958). Als Christus bei seinem Tode Hely rief, da that er, als der Schwan, der auch sterbend singt (1974). —

Freilich sind unter den angeführten, so wie auch den zahllosen andern Gleichnissen und Bildern manche, die uns gesucht, selbst geschmacklos erscheinen müssen, ja viele machen sogar einen widrigen Eindruck; allein hierin folgte Konrad dem Geiste seiner Zeit, die sich immer mehr dem Gesuchten und Geschraubten zuwandte und bei ihrer ausgesprochenen Neigung zur allegorischen und mystischen Darstellung keinen auch noch so sonderbaren Ausdruck verschmähte. Gerade diese Fülle von seltsamen und oft weit hergeholten Bildern machten den Dichter bei seinen Zeitgenossen und den nachfolgenden Jahrhunderten so außerordentlich beliebt, daß er von vielen späteren Dichtern nachgeahmt wurde, ohne daß es jedoch diesen gelang, seine wunderbar schöne und kunstvollendete Darstellung zu erreichen.

Aus der goldenen Schmiede.

Ei, künde ich wol enmitten
in mînes herzen smitten
getihte ûz golde smelzen,
unt liehten sin gevelzen
von karfunkel schône drîn
dir, hôhiu himelkeiserîn,
sô wolde ich dîner wirde ganz
ein lop durchlinhtic unde glanz
dar ûz vil harte gerne smiden.
Nû bin ich an der künste liden
sô meisterlichen niht bereit,
daz ich nâch dîner werdekeit
der zungen hamer künne slahen,
oder mînen munt alsô getwahen,
daz er ze dînem prîse tüge.
Ob immer ûf ze berge vlüge
mîn rede alsam ein adelar,
dîn lop enkünde ich nimmer gar
mit sprüchen überhœhen.
Sus kan dîn wirde enpflœhen
sô verre sich den sinnen mîn,
daz ich den hôhen êren dîn
nimmer mac genâhen.
Sô mîn gedanc wil gâhen
ûf ze dînem werden lobe,
sô swebet ez den himeln obe
reht als ein vlückez vederspil:
swenne aber ich hie niden wil
mit gedanken suochen ez,
sô reichet sîner tiefe mez
vür allez abgründe;
sîn ende ich nimmer vünde,
unt grüebe ich ûf den dillestein.
Der marmel und daz helfenbein
wirt mit halmen ê durchbort,
ê daz man dîner wirde ein ort
mit tiefer rede vinde.
Mit einem blîe linde
durchgrebt man ê den adamas,
unt brichet niht ein dünnez glas
mit einem slegel stehelîn,
ê man die hôhen êren dîn
mit worten übergiudet:
daz mer man ê versiudet,
und allez sîn geslehte,
ê man dîn lop ze rehte
biz an den grunt erkirne.
Sô man nû daz gestirne
gerechent und der sunnen stoup
und allen griez und allez loup
durnehteclichen hât gezelt,
sô wirt dîn prîs alrêrst beschelt

nâch sîner ganzen wirde.
Keins wîsen herzen girde
mac dîner tugende richtuom,
noch dîner hôhen sælden ruom
volleclichen übergern.
Kein stætekeit diu mac gewern
sô lange, sô dîn hôher prîs.
Er muoz der künste meien rîs
tragen in der brüste sîn,
swer dîner wirde schapelîn
sol blüemen unde vlehten,
daz er mit rœselehten
sprüchen ez flôriere,
und allenthalben ziere
mit vîolînen worten,
sô daz er an den orten
vor allem valsche ez liuter,
unt wilder rîme kriuter
dar under und dar zwischen
vil schône künne mischen
in der süezen rede bluot.
Vrowe, alles guotes überguot,
und aller sælden houbetschatz,
dâ von dir mîner worte satz
vil ungemæze ist harte.
Der künste meien garte
ist leider mir ze wilde,
dar inne ich lobes bilde
dir, vrowe, solde würken.
Zer zeswen unt zer lürken
hende bin ich ungewert
bluomen, der mîn herze gert
ze dîner wirde kranze.
Von liehter sinne glanze
wirde ich niht gemüejet.
Der wilde rîm niht blüejet
vor mînes herzen ougen,
noch klinget vür mich tougen
der klâren vünde bechelîn:
weiz Got, ich sihe niht dar în,
wie sanfte ez allez rûschen gè.
Ich sitze ouch niht ûf grüenem klè
von süezer rede touwes naz,
dâ wirdeclichen ûffe saz
von Strâzburc meister Gotfrit,
der als ein wæher houbetsmit
guldîn getihte worhte.
Der het âne alle vorhte
dich gerüemet, vrowe, baz,
denne ich, vil reinez tugentvaz,
immer künne dich getuon.
Ich muoz der türteltûben huon
zuo opfer bringen âne golt:
dâ von dû, vrowe, enpfâhen solt
den guoten willen vür diu were.
Lâ mich, an witzen ein getwerc,
loufen ûf der sprüche wisen,
dâ der vil hôhen künste risen
dîn lop nû brechent alle.
Swaz in der rede enpfalle,
daz ich die lese in mînen munt,
unt si vil schône bî der stunt
stecke an dîner wirde kloben.
Künne ich dich, vrowe, niht geloben
nâch volleclichen êren,
dar zuo sô soltu kêren
dîn ûz erwelte gnâde,
alsô daz mir, Cuonrâde
von Wirceburc daz heil geschehe,
daz mir dîn güete übersehe,
swaz ich vermîde an dînem lobe.
Rede ich ez, vrowe, nû ze grobe,
sô lîch her nâch mir unde gip
ze stiure dîner helfe sip,
durch daz ich ez vil kleine rede.
Ich wil ûf dîner gnâden pfede
setzen mîner sinne-fuoz,
wan ich tôr dich loben muoz
mit den wîsen, als der gouch,
der in dem meien gugzet ouch,
sô im diu liebe nahtegal
ze lobe dœnet über al,
und in mit sange prîset.
Als mich dîn helfe wîset,
so hebe ich, künste lôser man,
dîn lop mit reinem willen an.
Mariâ, muoter unde maget,
diu sam der morgensterne taget
dem wîselôsen armen her,
daz ûf dem wilden lebermer
der gruntlôsen werlde swebet,
dû bist ein lieht, daz immer lebet,
und im ze sælden ie erschein,
swenn ez der sünden agetstein
an sich mit sînen kreften nam.
Swaz diu syrêne trügesam
versenken wil der schiffe
mit süezer dœne griffe,
diu leitest, vrowe, dû ze stade;
dîn helfe ûz tiefer sorgen bade
vil mangen hât erlediget.
Dîn lop hât uns gepredigetı
Dominicus unt Franciscus.
Der helle bâsiliscus
schaden vil von dir begreif:
dîn tugent schuof, daz ûf în sleif
des tôdes hagel unt sîn risel.
Bî dir bezeichent ist diu wisel,
diu daz hermelîn gebar,
daz den slangen eitervar
ze tôde an sîner krefte beiz
unt sînen bluotvarwen sweiz
rèrte durch ir beider sturm.
Dô Lucifer, der helle wurm
uns den apfel ezzen sach,
dâ von ze sterben uns geschach,
dô quam uns dîn geburt ze staten;
unt warf uns an der wünne schaten
ûz bitterlicher nœte warm.
Christ, der hôhe himelharm,
slouf in der tiefen helle tune,
unt beiz den mortgîtigen unc
ze tôde an aller sîner maht.
An dem criuce in übervaht
dînes edelen kindes lîp,
dâ von dû bist vür elliu wîp
gerüemet unt gesegenet,
begozzen unt beregenet
mit dem himeltouwe.
Dû bist erhœhet, vrouwe,
sam in Siôn der cyprîân
und der cêder in Libân
sich ûf ze berge leichet.
Dîn tugent hôh ûf reichet
sam in Cades der palmen rîs.
Dû bist ein lebendez paradîs

vil maniger edelen bluomen.
Ob allen kardamuomen
dîn süezer smac sich wæhet:
er riuchet unde dræhet
vür den balsem und den bisem.
Den touf vil heilic und den crisem
hât dîn gebnrt gehêret:
dîn vruht die erden êret,
unde zieret wol den himel.
Dû mirren vaz ân allen schimel,
dû edeliu wîrouchbühse,
si müezen sam die lühse
durnehteclichen wol geselien,
die manic wunder wellent spehen,
daz an dir blüet zuo aller stunt.
Wie kan dîn minneclicher munt
die sêle spîsen unde laben!
Dû bist der süezen bete ein waben,
der schône tropfet zaller zît,
wan under dîner zungen lît
diu milch und ouch der honicseim.

* * *

Vrowe, in der êren vorste
ze sælden uns gezwîet,
dû bist gebenedîet
vor allen crêatiuren.
Geruoche uns armen stiuren
durch dînes kindes êre.
Von sünden uns bekêre
schiere und in kurzen stunden.
Strîch an der sêle wunden
des heiles erzenîe.
Dû bluome und ein florîe
der bluomen im paradîse,
dir klingent süeze wîse
von aller engel stimmen.
Dû berle ob allen gimmen,
der blâwen und der grüenen,
Got wolte sich versüenen
mit uns in der geburte dîn.
Uns wart ein mahelvingerlîn,
âvê daz veterliche wort,
dar ûz der suone ein ganzer hort
durchliuhtic in dîn herze schein.
Ez wirt ein ûz genomen stein
gestellet als ein gâmahiu,
dâ wunderlicher bilde driu,
geist, vater, meine ich unde kint,
geschepfet an mit vlîze sint
in einer forme schîne.
Mit disem vingerlîne
schône unde wol gestehelet
dîn sêle wart gemehelet
dem ûz erwelten Kriste,
der uns vor sünden friste
durch dînen willen, vrouwe.
Dû rôse in himeltouwe
von Gotes geiste erfiuhtet,
dîn lôp âne ende liuhtet,
noch wirt erleschet nimmer.
Polieren solter immer
golt unde edel gesteine,
der alsô rehte reine
mit hôhem vlîze malte dich.
Dîn lop daz ist gar wünneclich
vür allen prîs gebrochen.
Dîn munt der hât gesprochen
offenlîche und überlût,
daz bî der Salomônes brût
bezeichent sî vil schône
der himel. Salomône
dîn kiusche zeiner hiute wart,
dô sîner götlichen art
dîn fleisch über wart gespreit
mit bodemlôser reinikeit,
diu grundes nimmer wird gewent.
Der als ein vel den himel dent
und ûz ein ander strecket,
der wolte sîn bedecket
mit dîner hiute kleine.
Dû sprichest, vrouwe reine,
daz dû swarz unt schœne sîst:
vil guot urkünde du des gîst
mit der zwivalticlichen art,
daz nie niht sô schœnes wart,
als dû bist vür elliu wîp.
Daz kumt dâ von, daz dînen lîp
verwet unser trehtîn,
der sînen götlichen schîn
ûf dich von sînem geiste liez,
und dich bezeichenlichen hiez
von hitze sîn gebriunet.
Daz körbelîn geziunet,
dâ Moyses vor meine blôz
ûf einem wazzer inne vlôz,
daz wil ich dir gelîchen.
Dû bræhte uns Krist den rîchen
ûf der genâden pflûme:
in enges herzen rûme
wart er uns zuo gevlozzen.
Dîn sælde wol erschozzen
ist âne meines lüppe,
und allez daz gestüppe,
daz in der klâren sunnen vert.
Dîn heil sich rechenunge erwert
vür alles kleinen griezes her.
Ein blûome wehset in dem mer.
dâ nahtes in besliuzet sich
ein wilder vogel wünneclich,
swenne er den tac gedœnet.
Sich, alsô was beschœnet
dîn herze und dîn gemüete
mit reiner kiusche blüete,
daz sich beslôz ein vogel în
nâch dem erwelten sange sîn,
den er den hôhen wîssagen
het in ir wâren munt getragen
von der gebûrte dîn hie vor.
Er vlouc durch dîner ôren tor
dar in dîn herze lîse.
In einer tûben wîse
kam er zuo dir geswungen,
und het doch ê gesungen
alsam ein elbiz sînen tot;
in sîner marterlichen nôt
Êly daz wort er lûte sanc.
Des habe dû, süeze vrouwe, danc,
daz dîn tugent ie geschuof,
daz uns benam sîn edel ruof
daz leit, des wir dô wielten,
dô sich die steine spielten,
unt sich diu greber tâten ûf.
Dô kam zein ander unt ze hûf
die grôzen berge unde tal,
diu sunne erlasch unt wart sal,
manic umbehanc reiz enzwei,

diu erde erbidemet unde schrei
den starken unverdienten tôt.
Sus schrîe ich, vrowe, durch die nôt
zuo dir vür al die cristenheit,
lâ sînes tôdes bitterkeit
an uns werden niht verlorn,
sît er dich selbe hât erkorn
vür alle crêatiure.
Bringe uns mit dîner stiure
vür die hêren trinitât,
dâ lop des endes niht enhât
von der engel süezem schalle.
Nû sprechent âmen alle!

Seifried Helbling.

Seifried Helbling wurde um 1230 geboren und war ein Oesterreicher. Zwar lebte er nicht in Wien selbst, doch mag er sich wohl öfters und längere Zeit in dieser Stadt aufgehalten haben, da er mit den Oertlichkeiten derselben sehr genau bekannt ist. Ueber seine Lebensverhältnisse wissen wir nichts Näheres; nur so viel können wir aus gelegentlichen Bemerkungen in seinen Gedichten entnehmen, daß er verheirathet war und Kinder hatte, ein Haus und Aecker besaß, und überhaupt wohl, wenn auch nicht reich, doch wohlhabend war. Er mag nach 1300 gestorben sein, da er sein achtes Gedicht — das letzte der Zeit nach — frühestens im Jahre 1299 verfaßt haben kann. Ohne Zweifel war er ritterlichen Standes, da er sich an mehren Stellen geradezu als einen Ritter bezeichnet, wie er denn auch seinen Stand höher hält, als alle übrigen, und unritterliches Leben mit großer Bitterkeit tadelt. Helbling war für einen Laien ziemlich gebildet; er konnte lesen, war in der Bibel gut bewandert, und er liebte es sogar, hie und da lateinische Worte seinen Gedichten einzureihen, welche freilich meistens aus allgemein bekannten Gebeten entnommen waren. So kannte er auch die heimatlichen Dichter, unter denen er vorzugsweise Wolfram von Eschenbach erwähnt, der überhaupt zu jener Zeit in hohem Ansehen stand.

Helbling hat fünfzehn Gedichte von sehr verschiedenem Umfange geschrieben. Das erste derselben hat die Ueberschrift: „Daz ist der junge Lûcidârîus“ (im Texte selbst nennt es der Dichter „den kleinen Lûcidârîus“); es kann sich jedoch dieser Titel nicht schon deswegen auf alle Gedichte beziehen, weil dasjenige, welches diese Ueberschrift hat, der Zeit nach nicht das früheste ist. Er wählte übrigens diesen Titel, weil er in seinem Buche die Form der unter dem Namen Lucidarius bekannten, in Gesprächen zwischen Meister und Schüler abgefaßten Laienencyclopädie des Mittelalters nachahmte; es ist nämlich dieses erste Gedicht (so wie auch noch einige andere) in Form von Unterredungen zwischen ihm und seinem Knappen abgefaßt. Die einzelnen Gedichte stehen zwar in keinem äußeren Zusammenhang, jedes derselben bildet ein für sich bestehendes Ganzes; dagegen liegt allen, oder doch den meisten, der nämliche Zweck zum Grunde, der nämlich, die Gebrechen seiner Zeit und insbesondere seines Volks in freimüthiger Sprache zu rügen. Denn ob er gleich sein Oesterreich über Alles liebte und von seinem Vaterlande und seinem Volke stets mit der glühendsten Zuneigung spricht, so konnte ihn dies doch nicht für die vielseitigen Gebrechen blind machen, die sich in den letzten Jahren seines Lebens immer mehr verbreiteten; und wir erkennen eben darin die Größe und Innigkeit seiner Vaterlandsliebe, daß ihn jede tadelnswerthe Erscheinung mit tiefem Schmerz erfüllt und er seinen Tadel in der Hoffnung ausspricht, „daß sich dabei ein jeglicher Mann bessern möge, der es lesen höre.“ Am häufigsten klagt er über das Eindringen fremder Sitte, wodurch ihm die freie, volksthümliche Entwickelung seines Volks gefährdet erscheint, welches so manche Gebräuche von den angränzenden deutschen und fremden Völkerschaften, den Bayern, Böhmen und Ungarn annahm und selbst „schwäbische“ Sitten nachahmte, seitdem die Habsburger die herzogliche Würde erworben hatten. Doch beschränkt er sich in seinem Tadel nicht bloß auf die bürgerlichen und häuslichen Verhältnisse; er widmet auch den öffentlichen Beziehungen die größte Aufmerksamkeit, und diese bespricht er mit lobenswerthem Muth und ohne Ansehen der Person. „Wie es mir auch ergehen mag, so wage ich es,“ läßt er den Knecht sagen; „und kommt uns auch der König her, ich rede stets des Landes Ehr, und mag man mich auch binden, ich werde in meiner Rede nicht nachlassen.“ So tadelt er die Einführung der Hofgerichtstage an die Stelle der alten Landtage und die Aufhebung der „landrihtære“, welche die übrige Zeit des Jahres hindurch das Gerichtsverfahren der sonst freien Gemeinden schonend überwachten und fast nur bei Anwendung des peinlichen Rechts als Gewaltboten des Landesfürsten die rechtliche Form zu wahren hatten. Diese Verletzung der alten Landesverfassung war höchst wahrscheinlich schon von Ottokar von Böhmen ausgegangen; aber trotz der vielfältigen und wiederholten Klagen war sie auch von den habsburgischen Herzogen nicht wieder hergestellt worden, deren Habsucht er öfters geißelt, während er aber wiederum die Tüchtigkeit König Rudolfs bei jeder Gelegenheit lobend anerkennt, dem allerdings gerade Oesterreich viel zu verdanken hatte. Vor Allem betrauert er die Herabwürdigung der Ritterschaft, welche, ihrer heldenmüthigen Ahnen unwürdig, aller Thatkraft entbehre, die Gefahren vermeide, nur nach Gut und Reichthum strebe, Wucher treibe, sich der Theuerung freue, daher selbst am Hofe nur von Kühen und gutem Wein gesprochen würde, wo sich überhaupt neben dem größten Luxus auch die größte Rohheit zeige. Es ist dabei merkwürdig, daß der Dichter diesen Tadel stets durch seinen Knecht aussprechen läßt; es ist dies gewiß nicht bloß eine Folge der von ihm gewählten Gesprächsform, sondern erscheint vielmehr als eine unwillkürliche Anerkennung, daß die bessere Sitte und das bessere Gefühl nicht mehr, wie in den verschwundenen Zeiten, bei dem Adel und der Ritterschaft, sondern in den bürgerlichen Ständen zu suchen sei.

Die Gedichte Helblings sind, ohne gerade großes poetisches Talent zu verrathen, doch mit einer Beweglichkeit und Frische geschrieben, welche gegen die späteren Reimereien vortheilhaft absticht. Er behandelt die Gesprächsform nicht nur mit großem Geschick; er versteht es auch, die Lebendigkeit derselben durch mancherlei einfache, aber wirksame Mittel, z. B. durch die glückliche Einführung anderer Personen, selbst abstrakter Wesen und durch Erzählungen oder Schilderungen voll Interesse noch bedeutend zu erhöhen, wie aus den zwei unten mitgetheilten Auszügen ersehen werden kann. Im ersten werden die Nachahmer fremder Sitten verspot-

tet, denen er zuletzt einen „rechten Ostermann" entgegenstellt, welcher sich nicht bloß durch vernünftige Kleidung, sondern auch durch tüchtiges Wesen von jenen unterscheidet. In der zweiten von uns mitgetheilten Stelle schildert der Dichter die Entwürdigung der Ritterschaft, welche Schilderung um so größere Wirkung hervorbringt, als er den beklagenswerthen Zuständen seiner Zeit die Größe des alten Ritterthums und die ideale Welt der Ritterromane, namentlich des Parzival von Wolfram von Eschenbach, entgegensetzt.

1. Aus dem ersten Büchlein.

„Gar getriuwer herre,
eines dinges ich iu bit:
bescheidet mir des landes sit
in Ôsterrîch, daz ist mîn ger.
Ez gât sô wunderlich entwer,
daz ich niht erkennen kan
einen rehten Ôsterman."
„Frumer kneht, leg nû vür
nâch dîner aller besten kür:
vindestû den rehten dâ,
ûf mîn triuwe, ich spriche Jâ."
„Herre, sô wil ich iu verjehen,
daz ich einen hân gesehen,
der treit ungerischez hâr;
beierisch ist sîn gebâr.
Sîn herze in den ermeln stêt,
daz muoder niht dâ für gêt.
Sô sint im die elenbogen
in zwên gugelzipf gesmogen,
die hangent verre hin ze tal;
sîn gürtel ist beslagen smal,
dar an ein mezzer mit zwein schaln.
Man siht im doch die stivaln
von des rockes kürze;
daz er in nider schürze,
des hât er guoten rât,
sô er zuo den liuten gât.
Ein ieslîch man selbe spür.
Vor gênt die hosenestel für;
hinden sîner schanden gwant,
daz ist von mir ungenant.
Herre, ob ichz errâten hân,
ist der selbe ein Ôsterman?"
„Frumer kneht, lûch dich wider!
Dû hâst ez niht errâten sider,
als wâr ich bin dîn herre.
Er ist ein krûtwerre
von der werlde genennet.
Swer esel niht erkennet,
der sehe in bî den ôren:
alsô ist dem tôren,
der stellet sich nâch sîner art.
Vüer dîn vrâge ein ander vart."
„Lieber herre, daz sî getân!
Ist aber der ein Ôsterman,
so er ûf setzet sînen huot,
und ist er bœs oder guot,
er senkt in bî den ôren nider:
herr, waz sprecht ir dâ wider?"
„Lieber kneht, anders niht,
wan daz ein tôrheit im geschiht.
Der mit dem huote sînen kopf
als einen althiunischen knopf
ûf einem swerte stellet,
der hât sich gesellet
mit den tôren aller meist.
Vrâge, ob du iht anders weist."
„Jâ, herre, ich weiz noch mêr:
Got geb iu immer sælde und êr!
Mîn vrâge wil ich baz vüeren
Gestricket hûben mit snüeren
sih ich sumliche tragen.
Der gestalt muoz ich sagen:
si habent schopfes vil dâ vor;
hinden kepfet im enbor
ein spænel kûme vingers breit.
Ûf dem sînem nacke er treit
ein gollier, daz ist selbwahsen.
Ze Düringen und in Sahsen
hât er doch dehein gelt;
diu kornsât hât im gevælt
ze Missen, wand er kam nie dar.
Nû nemt an dem selben war,
welch tinvel in des bit,
daz er nâch vremdem lantsit
sich so stæte brintet?
Wie er sich des entsniutet,
daz er niht gereden kan!
„Wat wolt gi, sâlik kumpân?"
„Lieber friunt, wil dû iht?"
Diu rede dünket in enwiht.
Nû sagt mir, lieber herre mîn,
mag ab der ein Ôsterman sîn?"
„Nein er, sam mir sant Jôhans!
er ist ein rehtiu ôstergans.
Die gense seh wir für uns tragen,
kurzez houbet, langen kragen;
alsô stellt der selbe sich.
Wilt dû iht anders vrâgen mich?"
„Jâ, herre getriuwer,
Diu êre ist wol iuwer,
daz ir mich wiser machet.
Sîn lop si geswachet,
den des wil beträgen,
daz ich iuch kan vrâgen
nâch dem rehten lantsit.
Mîn vrâg niht lenger gebit
Ich sach vor eim litlûse stân
einen knappen, der het an
ob einem ketenwambîs guot
einen roc nâch sînem muot
gesniten vil gewære
ûz einem Pöltingære:
daz was in der gerwe blach.
Ein gürtel ich in tragen sach;
diu was ze breit noch ze smal,
ein teil gesenket hin ze tal,
da er mit dem dûmen an greif.
Die andern vinger hêten sweif
umb ein starkez mîsencar.
An sînen henden nam ich war
zweier ketenhantschuoch guot.
Für gespitzet was sîn huot;
dâ was îsen în vernæt.
Sîn koller vest unde stæt
ûf unz an daz kinne.
Dâ was ouch îsen inne,
daz sîn ze rehte was genuoc.
Ein swert er umb die sîten truoc,
daz wol ze beiden ecken sneit.
Ez was scharf unde breit;
wol gevazzet was der brant:
dâ von leit er eine hant

ûf den knopf des swertes vor,
daz ez hinten stuont enbor.
Diu lîtgebîn her für gie,
güetlîch sie in enpfie.
„Sît willekomen, lieber herre!" —
„Waz wænt ir, daz mir werre?
Ich hân ouch, daz dâ bîzet.
Der sich gein mir vlîzet
keiner ungüete,
ich sag im mîn gemüete.
Vrowe, tragt in die liute wîn!
lât wazzer trinken diu swîn!" —
Sie truoc im einen kopf wît:
„Gebt her, daz ir sælic sît,
liebiu lîtgebinne!
Vrou sêle, sît ir dinne?"
sprach der junge vêdeman:
„ich rât iu, sô ich beste kan,
wand ich bin iuwer sippe;
tretet ûf ein rippe,
welt ir niht ertrinken.
Der wîn muoz in mich sinken,
sam in die dürren erde.
Daz ich vol allenthalben werde,
vrouwe, des sît vlîzec.
Unt stüende ein slunt drîzec,
ich wil iu gerne gelten
ân bâgen und ân schelten;
daz sî iu van mir geseit,
unt lob iuz ûf disen eit,
sô der tiufel mîne toufe
in sînen kragen soufe,
ob ich iu immer iht behabe!
Ich bræch cz ê mîm vater abe,
der mich von kinde hât gezogen,
ê daz iu von mir würde gelogen.
Vrouwe, ich bin niht guotes arm.
Mîn kneht Wolvesdarm
ziuht ein vîhe in iuwern stal;
hiet ich aber aller hengste wal,
für in einen næm ich niht drî.
Seht, ob er niht kreftic sî:
diu valtor er enzwei dräst.
Dô himel und erde zesamen bræst,
er wischte wol eneben ûz,
daz ich niht ein hirsen grûz
vorhte daz gerumpel nider:
er bræht mich wol gesunden wider." —
Diu hûsvrou sprach: „Ûf mîn sêl,
sô ist er kretfic unde snel." —
„Wolvesdarm!" — „Herre,
ich bin dir niht verre." —
„Genc her, swing in dich den wîn,
unt lâz dir enpfolhen sîn
daz vihe aller beste,
daz dem iht gebreste.
Swing im vuoter, mach ez rein,
streich im schône sîniu bein,
wint im ûf den hôhen schopf." —
Die wîle kam ouch Gîrskropf,
sîn geselle, ein frumer kneht.
„Nû wis wilkomen unt sag mir reht",
sprach der herre, „waz hât dich
sô lange gesûmet? des vrâg ich." —
„Herre, ich tet eiu munkel;
dar nâch gap mir ein klunkel
iuwer vrumer meier,
sehs und drîzec eier,
zwên kæse und ein spanvarc,
daz was veizt unde starc,
ein schulter unt zwô hammen;
ichn aht niht meigrammen,
pardîsepfel, negelîn.
Vrowe, tragt in die liute wîn!" —
Alsô sprach Gîrskropf;
si truoc im vol ein grôzen kopf:
den zôch er in die vlozze.
„Nû wol mich mîner drozze!
Waz dâ dinges durch vert,
daz mir den lîp vor zadel nert!" —
Diu vrowe sprach dem gaste zuo:
„Ich sag iu, herre, waz ich tuo
umb iur zwêne knehte,
daz tuon ich ze rehte.
Gîrskropf zebrast nie;
sô ist ouch gewesen ie
Wolvesdarm gîtec." —
„Diu sorge ist unstrîtec",
sprâchen die knehte beide;
„vüllet uns wol daz geweide,
vrowe; sô wir danne werden vol,
ir geringet mit uns wol,
wir gelten iu schône dernâch." —
Wolvesdarm aber sprach:
„Vrowe, ich was nie sô siech,
ich viselet iu ein ohsendiech
für ein kleinen gensefuoz:
daz tet mir des hungers buoz." —
Owê, getriuwer herre,
ich füer iuch gar ze verre
mit mîner vrâge von dem wege
(Got hab iuch in sîner pflege
gesunt und unleidec!),
die liuté sint sô vreidec,
ob sie unsern lantsit
in Ôsterrîch begên dâ mit?"
„Nein sie zwâre, frumer kneht!
Ich wil dirz bescheiden reht:
der site von Beiern ist komen.
Die Beiern dicke habent genomen
in Ôsterrîch der herren guot.
Von Hulbach unt von Landeshuot,
von Vüerding, von Gollenhoven,
über mangen steinschroven
sint sie dâ her abe gevarn,
durch daz sie dâ heime ir guot sparn.
Dar zuo hât Got geschaffen
manegen ôsteraffen:
swaz man dem affen vor tuot,
daz tuot er nâch und dunkt in guot."
„Lieber herre, wer sint die?
Ich hân in disem lande hie
gesehen sumelîche
sô rehte frumelîche
gebâren, daz sîn was genuoc
unt mit den worten alsô kluoc.
Gêt sîn geselle gegen im,
disen gruoz ich vernim:
„Got gebe dir höveschen muot!
inâ! wannen gâstû guot?" —
„Herre mîn, sæliger,
ich gân her von mîner swiger." —
„Sag an, hâstû swiger hie?" —
„Hie ze Wienne hân ich die.
wer sold hie âne swiger sîn?
dâ gânt sô vil der töhterlîn!"

„Frumer kneht, vernim mich;
ez ist niht unbillich,
riht wir uns nâch den Swâben.
Von den Gottes gâben
wart ein herzog uns gesant
von Swâben her in Ôsterlant.
Dâ von hât man die Swâb hie baz,
dan ander liut; billich ist daz!“
„Herre, bescheidet mir noch mêr
eine vrâge, der ich ger.
Ich sach einen lôblich tragen
gewant; dâ von wil ich sagen.
Ez was gesniten wol und eben
vor, hinden und eneben,
in rehter lenge hin ze tal.
Weder ze breit, noch ze smal
truoc er ein gürtel umbe sich;
der rinc was guot, den sach ich,
von wîzem helfenbeine,
ze grôz, noch ze kleine.
Dâ hienc ein guot mezzer an:
als ichz gesehen hân,
diu klinge moht wol guot sîn;
daz heft was klein flederîn.
Wol stuont im al sîn kleit.
Daz muoder was ze rehte breit
oberhalp der vordern gêrn.
Der ermel wolt er niht enbern,
als im der arm was gestalt.
Sîn mantel guot zwîvalt;
der under niden für gie.
Sîn hâr er schône wahsen lie
dar in rehter lenge.
Sîn hûbe niht sô enge,
si dahte im sîner ôren tür;
dâ gie niender krustel für,
alsô doch vil mangem tuot.
Wol und eben stuont sin huot;
der was niht ze spæhe.
Swer gegen im was gæhe
und im bôt sîn vreidekeit,
dem het er schiere widerseit.
Er was gên dem guoten guot,
gên dem übelen hôchgemuot,
vrümüetic under schilde,
ze rehte guotes milde,
erkantes herzen gein Got,
wol behalten sîn gebot,
getriuwe, wârhaft, stæte,
in nœten guoter ræte.
Gein schimpf kan er gebâren wol,
verswîgen, swaz geligen sol;
er ist bedæhtic sîner wart.
Sîn lîp, sîn guot ist unverspart
vor êre, diu im sanfte tuot:
vor allem meile ist er behuot.
Eiâ, herre getriuwer,
nû wart ich allez iuwer,
daz ir mir saget, wer er sî:
im ist michel êre bî.“
„Lieber kneht, ich sage dir,
dû hâst rehte gezeiget mir.
Fürbaz soltû dîn frâgen lân:
er ist ein rehter Ôsterman!“

2. Aus dem fünfzehnten Büchlein.

Der kneht, den ich hân vertriben,
von dem ist mir ein mære beliben,
des sag ich iu die wârheit.
Bî den zeiten ich reit
schône ûf einer strâze sleht;
nû reit enneben mich der kneht,
er sprach: „Herre, gernochet ir
eine rede bescheiden mir,
umb waz die liute in Ôsterrîch
gebârent alsô blûclîch.
Ob einer gerne vrendic wær,
den heiz wir einen rogzær;
ist ein ander vrô dâ bî,
wir wellen, daz er trunken sî.“
Ich sprach: „Vriunt, wie meinstû daz?
daz bescheide mir noch baz.“
„Herre, ich hœr die alten sagen,
daz bî ir alten lebetagen
daz lant gar mit vreuden was.
Sô die bluomen unde gras
ensprungen in dem meien,
die hôchgemuoten leien,
ich mein die herren milte,
die gâben kleider, schilte:
sô huop sich turnieren,
tanzen, tjostieren,
buhurt in den gazzen,
schilt riterlichen vazzen
vor den schœnen vrouwen.
Dô was guot ze schouwen
gezieret manic klârer lîp,
bêdiu, mâget unde wîp.
Die rîter truogen kleider;
des ist nû niht leider:
ein rîter nimt gar vür guot
zem winter einen vêhen huot
und ein kürsen schæfîn
(daz sint nû diu kleider sîn);
zem sumer einen zendâl,
under einem huote hin ze tal
ein roc ân suckenîe.
Den herren ich verphîe,
der sô zegelîchen tuo;
geb die suckenî dâ zuo!“
Ich sprach: „Swîc, unwîser kneht!
Dînin mære sint mir unreht;
Dû vliusest mir âne schult
der lantherren hult.“
Er sprach: „Herre, erloubet mir
ze reden mêr: ich und ir
sîn die mâze wol verswigen,
daz diu rede sol geligen.“
Ich sprach: „Kanstû verswîgen,
sô gerne hôrte ich gîgen
niht, sam dînin mære.“
Dô sprach der vil gewære:
„Herre, ich kam ze Wienen
unt sach ze hove dienen.
Dô der vürst von tische stuont,
ich tet, sam die geste tuont,
unt stuont ûf eine lære banc.
Diu wîle was mir doch niht lanc:
der aller besten vier
sâzen sô nâhen mier,
daz ich ir rede vol vernam.
Si sint niht in dem munde lam,
iriu mære hôrte ich wol,
herre, diuch iu sagen sol.
Ez sprach der altist under in:
„Hœrt, ir herren, ich hân sin

unde wîsheit dâ zuo.
Der ein guot nütze kuo
hât, den wer ich ûf der stat,
daz er ein vuoder milch hât
vou ir in eime jâr:
daz sag ich iu vür wâr." —
Ich dâhte: Sêht wâ Gâmuret
vor Camvoleis daz beste tet!
Lützel er sîn ellen spart,
unz im diu küneginne wart,
Herzeloid, diu schœn, diu klâr,
mit ir zwei künecrîch vür wâr. —
Der ander sîn rede huop:
„Ich freu mich zehen korngruop;
die hiez ich verstôzen wol,
wan sie sint getreides vol.
Wol ich des geniezen mac
hin unz umb Sant Gèorgen tac." —
Dô dâht ich: Seht hie Parzivâl!
wie er wuote um den grâl,
unt wie er ranc nâch werdikeit,
dâ Orilus mit im streit! —
Dô sprach der dritte dienstman:
„Zwâr ichn weiz unde kan,
ân daz ich hiwer in dem lesen
gar ein tôrel bin gewesen.
Umb vierzec phunt kouft ich wîn vür;
den besliuzet mîn kellertür,
daz ich in trink vil selten;
er muoz mir wider gelten
mîn phenninge unt sô vil mêr,
daz ich sîn niht ze wandel ger!" —
Ich dâhte: O wê, Gramoflanz!
wie er tobete umb den kranz,
den Gâwân ab der linden brach,
daz er die herzoginne sach,
Orgelûs, die schœn, die klâr,
diu in mit ir brâhte dar. —
Der vierde sprach: „Ir herren,
wir haben einen werren,
der ist uns niht rehte.
Rîter unde knehte
ein teil ze hôchvertic sint.
Die mînen ich doch überwint,
daz sie sich müezen smücken.
Wir sullens nider drücken
swâ wir immer kunnen;
niht sulle wir in gunnen,
daz si vordern an uns gâb:
hab der man, daz er hab.
Ob wir umb sust vunden
ros bî drîzic phunden,
diu sul wir in sô niht geben.
Wir sullen ahten ê vil eben,
daz er gelt diu vünf teil:
wirt im daz sehste ze heil,
des sint doch wol vünf phunt.
Dâ bî sol im werden kunt,
daz er stæte sî bereit,
und uns [illegible]b ûf sînen eit,
die wîle und daz march lebe,
daz erz nimmer hin gebe." —
Ich gedâhte: Künec Artûs,
ze Karidôl in dînem hûs
milticlîchen gap dîn hant:
des hât mich dirre her ermant!

Hugo von Trimberg.

„Der dieß Buch gedichtet hat," so lautet der Schluß des Renners, „der pflag der Schule zu Thenerstadt wohl vierzig Jahre vor Babenberg, und hieß Hug von Trymberg. Es ward zu Ende gedichtet, das ist wahr, da tausend und dreihundert Jahr von Christus Geburt vergangen waren." Trimberg, ein Dorf am Fuße des Bergschlosses gleichen Namens im ehemaligen Bisthume Würzburg, war somit der Geburtsort des Dichters, welcher von 1260 bis 1309 Rektor der Schule am Collegiatstift der Maria und Gangolph zu Thenerstadt, einer Vorstadt von Bamberg war, und dort, wie es scheint, lange gewirkt und seine Muße zu gelehrten und andern schriftstellerischen Arbeiten benutzte. Daß er nicht geistlichen Standes war, geht aus einer andern Stelle seines Gedichts (Vers 185 ff.) hervor, in welcher er sich als Laien den Klosterleuten und andern Pfaffen entgegensetzt. Man möchte freilich glauben, daß dieses im Widerspruche mit seiner Stellung stehe, da dieselbe einen Geistlichen vorauszusetzen scheint, allein damals war das gemeinschaftliche Leben des Collegiatstiftes schon aufgehoben; und da sein Name in keinem Verzeichnisse der Scolastiker vorkommt, so war er als Rektor ohne Zweifel der weltliche Oberlehrer, als welcher er den Titel Magister führte. Da er übrigens auch von einem Sohne spricht, der in einem Kloster lebte, (Vers 15,612), so kann über seinen Stand wohl kein Zweifel mehr obwalten. Manche nehmen an, daß Hugo nicht ein gewöhnlicher Schulmeister, sondern Vorsteher einer Meistersängerschule gewesen sei, in welcher er Unterricht in der Dichtkunst ertheilt habe; so viel Ansprechendes diese Annahme aber an und für sich hat, so läßt sie sich doch durch keine triftigen Gründe unterstützen. Nur der Schluß des Gedichts könnte sie einigermaßen beglaubigen; denn wenn er sagt: „Ich hatte vor vier und dreißig Jahren (also im Jahre 1260) meinen Gesellen, die bei mir waren, gemacht ein kleines Büchlein, daß sie dabei gedächten mein: das war der Sammler genannt;" so ließe sich der Ausdruck „meine Gesellen" allerdings nicht füglich auf jüngere Schüler beziehen, und doch muß Hugo damals schon in Bamberg gewesen sein, da er schon 40 Jahre dort gewirkt hatte, als er den Renner schrieb.

Außer dem uns noch aufbewahrten Gedichte und dem oben erwähnten „Sammler" hatte Hugo noch andere Bücher verfaßt; er selbst berichtet, daß er „sieben Büchlein in deutscher Sprache, und fünf in lateinischer geschrieben habe, von denen jedoch eines unvollendet geblieben sei (Vers 28 ff.). Von dem „Sammler" erwähnt er insbesondere, daß ihm ein Theil abhanden gekommen sei, welcher Verlust ihn mit so großem Schmerz erfüllt habe, daß er es nicht mehr habe vollenden mögen; was jedoch davon geschrieben gewesen, habe er in den Renner aufgenommen. „Jenes laufe vor," fügt er hinzu, „dieses renne nach", wodurch er auch erklärt, warum er sein Gedicht den „Renner" genannt habe (Vers 24,549 ff.). Diese vielseitige schriftstellerische Thätigkeit weist schon darauf hin, daß Hugo gelehrte Bildung haben mußte; noch mehr geht dies aus einer andern Stelle seines Renners hervor, wo er uns berichtet, daß er eine Sammlung von 200 Büchern besitze, seine zwölf

eigenen mit eingerechnet, mit denen er gehofft habe, in seinem Alter nach der alten Lehrer Sitte, sein nothdürftiges Auskommen zu verdienen. „Doch muß ich verderben," fügt er klagend hinzu, „es sei denn, daß Gott sich meiner besser annehmen wolle, als mir meine Bücher in der Kiste zu Statten gekommen sind; denn ich ziehe davon keinen Nutzen, da Niemand die Kunst lernen will, die Manchem Ehre und Gunst brächte" (V. 16,616). Am entschiedensten leuchtet seine Gelehrsamkeit jedoch aus dem Renner selbst hervor, in welchem er eine vertraute Bekanntschaft nicht bloß mit der Bibel, die er als einzige Quelle aller wahren Weisheit bezeichnet, und mit den Kirchenvätern an den Tag legt, sondern auch mit den meisten lateinischen Classikern, unter welchen er besonders häufig den Horaz, Seneca, Ovid, Plinius, Persius, Virgil und Juvenal erwähnt. Außerdem besaß er eine ausgebreitete Kenntniß der deutschen Literatur, über welche er sich in einer längeren äußerst merkwürdigen Stelle ausspricht (2). Aus einer andern, in welcher er den Marner nachzuahmen scheint (s. o. S. 93 Nr. 17) erhellt, daß er auch die volksthümlichen Dichtungen genau kannte. Endlich scheint er mannigfaltige, für seine Zeit sehr seltene Sprachkenntnisse gehabt zu haben (V. 22,276 ff.).

Der „Renner", von dem der Dichter in der Ueberschrift sagt, daß er ihn also genannt habe, weil das Buch durch alle Länder rennen solle (eine andere Erklärung des Titels ist schon oben erwähnt), ward im Jahre 1300 gedichtet; doch erweiterte es Hugo beständig, indem er immer wieder neue Zusätze einschaltete, so daß es erst im Jahre 1309 geschlossen wurde. Sehr häufig kann man diese späteren Erweiterungen leicht erkennen, da sie sich mit dem früher Vorhandenen nur selten innig verschmolzen haben, und durch sie der Gedankengang oft geradezu unterbrochen wird; denn der Dichter fand in seinem Gedichte nicht immer ganz passende Stellen, in welche die neueren Zusätze leicht hätten eingeschoben werden können. Diese sind zum größern Theil auch daran erkenntlich, daß sie aus der Lectüre des Dichters hervorgegangen oder durch sie hervorgerufen worden sind; denn so oft ihm in diesem oder jenem Buch irgend eine merkwürdige Sentenz oder eine Reihe von schönen Gedanken vorkam, brachte er sie in Reime und schaltete sie an irgend einem Orte ein, woraus sich auch die häufigen Wiederholungen erklären lassen, die den Leser nicht wenig ermüden. Unter den heimathlichen Dichtern, die er bei solchen Gelegenheiten benutzt, steht Freidank oben an, den er oft namentlich anführt; aber es lassen sich auch nicht wenige Stellen aus andern Dichtern nachweisen, welche Hugo benutzt hat, ohne sie zu nennen. Dieser fühlte übrigens selbst, wie seinem Gedichte der innere Zusammenhang fehle; er entschuldigt sich deshalb, indem er sich mit einem Reiter vergleicht, der sein Roß nicht bändigen kann. „Leite ich es nach dieser Seite," sagt er (V. 13,854), „so läuft es nach einer andern, auf ein Feld, nach welchem mein Sinn nicht gerichtet war. Bringe ich es wieder auf den Weg, so läuft es vor manchem Ziel vorbei und viel weiter, als mein Herz will; über Stock und Stein, über Blumen und Lachen trägt es mich hinweg von manchen Sachen. Begegnet uns aber ein tiefer Graben, so strauchelt es selber und wirft mich ab. So sitze ich, wie in einem Traum, und fange es wieder bei dem Zaum, und laufe mit ihm über Feld hindann, wie Einer, der nicht wohl reiten kann." — Wenn das Gedicht hiedurch ohne Zweifel im Einzelnen auch gewonnen haben, und insbesondere manche schöne Fabel und Erzählung erst als Zusatz eingeschaltet worden sein mag, so hat es dagegen in künstlerischer Hinsicht ungemein viel verloren; es ist namentlich sowohl die logische, als die poetische Einheit vernichtet worden, welche der „Renner" in seiner ursprünglichen Anlage hatte. Denn es läßt sich dieselbe noch vollkommen gut erkennen. Das Gedicht sollte das Leben der Menschen, und den Sittenverfall in Form einer Allegorie darstellen, die der Dichter auch gleich nach der kurzen Vorrede auszuführen beginnt. „Ich kam einst, erzählt er, auf eine bergumgebene blumige Haide, in der ein einziger Baum stand. Unter demselben war wonnigliches Gras, dabei ein wilder Dornstrauch neben einer Lache und einem Brunnen. Auf dem Baume sangen Vögelein. Als die Blüthen abfielen, ward er mit Birnen beladen. Ein Theil wurde abgebrochen, ehe sie reif waren, doch blieben noch genug daran, die dem Sturme trotzten, bis sie zeitig wurden. Da kam aber ein Wind (Fürwitz genannt), der den Baum so derb schüttelte, daß die Birnen herabfielen. Ein Theil fiel in die Lache, in den Brunnen, in den Dorn und diese verdarben alle; ein Theil fiel in das Gras; diesem schadete das Wetter; allein jene verdarben doch eher." Hierauf gibt er die Deutung dieser Bilder: „Als Gott Adam geschaffen hatte, und dieser allein war, nahm Gott von ihm eine Rippe, von der unsere Mutter Eva kam. Beide bedeuten den Baum, denn sie waren beide ohne Sünde, und sie wären ewig im Paradies geblieben, wenn sie Gottes Gebote gehalten hätten. Doch als sie Gottes Zorn auf sich zogen, da wuchs der Hoffart Dorn und mancher Sünden Lache; doch hatten sie große Reue und dies bedeutet das grüne Gras. Wie Eva uns in Sünde und Tod brachte, so hat uns Ave aus der Noth geholfen. Die Haide ist die Welt, die Birnen sind die Menschen." Das ganze Gedicht ist nun eine Entwickelung dieser Allegorie, welche Hugo freilich oft zu vergessen scheint, um dann ganz unerwartet auf dieselbe zurückzukommen und die einzelnen Bilder auszuführen. Dadurch verliert dieselbe aber an Wirkung, was gewiß nicht der Fall war, als der Dichter die erwähnten Zusätze noch nicht eingeschoben hatte.

Es ist kaum möglich, dem Renner auf allen seinen Irrfahrten zu folgen, da er, wie der ehrliche Hugo ja selber sagt, in der Kreuz und Quer bald dahin, bald dorthin rennt, und auf den mannigfaltigsten Umwegen, nach den unerwartetsten Seitensprüngen wieder in die Straße einlenkt. Doch ist dies auch nicht nöthig, da wir doch nur, wenn wir ihm überall folgen wollten, manchen Weg mit ihm zwei oder dreimal zurücklegen müßten.

Die Hoffarth, die der Dichter durch den Dorn bezeichnet, ist ihm die Quelle alles Uebels und aller Laster, der hauptsächlichste Grund des Sittenverderbnisses, da sie alle Stände der Gesellschaft ergriffen habe. Sie führt die Mädchen ins Verderben, die entweder aus Selbstüberhebung gar spröde thun und die besten Freier stolz abweisen, oder sich übermäßig putzen, um die Augen der jungen Männer auf sich zu ziehen (1). Wer sich über die Andern erhebt, ist den verstoßenen Engeln gleich,

denn im Grunde sind doch „pfaffen, rîter und gebûre, sippe von nâtûre, unt süln brüderlîchen leben.“ Daher ist die Hoffarth auch bei den Fürsten und Herren zu tadeln, die sich, um derselben zu fröhnen, zum schändlichsten Geiz, worin sie nur von ihren Rathgebern, von den Aerzten und Juristen überboten werden, verleiten lassen, nur für Geld Alles thun, nur an Gelderwerb denken und den Armen weniger Gutes erweisen, als der ärmste Hirte im armseligsten Dorf. Ueberhaupt hat die Hoffarth ihren vornehmsten Sitz an den Höfen, wo die Schmeichler zum höchsten Ansehen gelangen, denn „wer ganze lieb zuo Got hât, den nimet man selten an fürsten rât.“ Am Hofe werden selbst die Geistlichen verdorben, und die Herren sind so ganz in Schlemmerei, Unkeuschheit und Geiz versunken, daß sie die Weise ganz vergessen haben, in welcher früher edle Herren sangen. Dieser Gedanke führt ihn auf das schon erwähnte Lob der großen Dichter. Unter diesen erhebt er besonders den Marner, wogegen er Meister Konrad von Würzburg bei aller Bewunderung für dessen Talente tadelt, daß er zu gelehrt sei, so daß ihn wenig Laien verstünden, was deutschen Büchern nicht gezieme. „Wer dichten will, der dichte also, daß, weder zu niedrig noch zu hoch, seines Sinnes Flug das Mittel halte; so wird er werth Jungen und Alten. Was der Mensch nicht versteht, träge es ihm in die Ohren geht, wer gar sich befleißt an seltsamen Reim, der will, daß seiner Gedanken Leim außen an schönen Worten klebe, und wenig Nutzen drinnen schwebe.“ (2) Ehemals, fährt er fort, wurde Niemand König, der nicht in den Künsten erfahren war, was er durch das Beispiel der drei Könige beweist, welche durch ihre Kunst den Stern erkannten, der sie zum Heiland führte; jetzt aber haben die Fürsten Anderes zu thun, als sich mit der Kunst zu beschäftigen.

Ferner gibt es Leute, welche man das Bauernvolk heißt, von denen Mancher trotzmüthig wäre, wenn die Hand der Herren nicht zu schwer auf ihm läge; und so möchte man ihrer Viele bei der Hoffarth Ingesinde finden. Er sei einst, erzählt er nun, in ein Dorf gekommen, wo ihn die versammelten Bauern gebeten hätten, ihnen zu erklären, woher es komme, daß die Menschen nicht alle gleich seien, da sie doch alle von Einer Mutter stammten. Da habe er ihnen auseinander gesetzt, daß dies von Noahs drei Söhnen herrühre, deren mittleren er mit seinem ganzen Geschlechte verflucht habe, den Nachkommen der Andern zu dienen. Da die Bauern geneigt gewesen seien, dem Noah zu zürnen, habe er ihnen weiter erklärt, daß der Adel nicht in der Geburt und im Reichthum liege, sondern im tugendhaften, frommen Wesen, und daß der Arme eher in den Himmel komme, als der Reiche. Diese Erklärung habe die Bauern gefreut, doch hätten sie ihn noch gebeten, ihnen zu sagen, wie es sich mit den Halbrittern verhalte, die es mit dem Adel hielten, ohne doch selbst adelig zu sein, und welche die Armen gar sehr bedrückten. Er habe ihnen darauf die Fabel vom Maulesel erzählt, der sich seiner Mutter und seines Oheims gerühmt habe, seinen Vater aber nicht habe nennen wollen (3). Nachdem der Dichter hierauf noch seine weiteren Gespräche mit den Bauern erzählt, wendet sich seine Darstellung auf die Geistlichen. Diese sollten sich vor Allem, sagt er, vor Geiz und Unkeuschheit hüten; allein sie mißbrauchen sogar die Almosen, indem sie dieselben nicht zu Gottes Ehre, sondern zu sinnlichen Genüssen verwenden. Ihnen behagt die weltliche Ehre besser, als die hohe Würde, die ihnen Gott ertheilt hat. Die Weihe macht jedoch keinen rein, wenn er es nicht schon ist. Der Pfaffe, der sein Volk auf unrechte Wege führt, muß uns für Alle, die er zur Sünde verleitet, Rechenschaft geben. Vor Allen sind aber die zu tadeln, die mehr Pfründen und Pfarreien annehmen, als sie mit gutem Gewissen verwalten können. Die Klosterleute sind von dem heiligen Leben der ersten Mönche sehr entfernt; man soll in das Kloster gehen, um die Feinde des Menschen, das Fleisch, die Welt, des Teufels Rath zu fliehen, nicht aber um des Leibes wohl zu pflegen: Keuschheit, Gehorsam und Armuth sind die ersten Bedingungen des Klosterlebens; auch sollen die Mönche einander lieb haben nach des Herrn Gebot, nicht aber sich gegenseitig das Leben verbittern. „Als die alte Schlange mit ihren Genossen vom Himmel ward herabgelassen, so theilte sie ihre Leibes Wesen in drei: den Laien das Haupt zu Theil ward, denn das Haupt bezeichnet die Hoffarth; den Pfaffen ward der mittlere Theil, das machte sie gefräßig und geil; sein Schwanz, mit dem er nach sich zog viel der Sterne, mag uns wohl Neid und großen Haß bedeuten, den man findet bei Klosterleuten“ (V. 3100 ff.). Neid und Haß werden aber oft von den Prälaten selbst gefördert, wie die Fabel von der Wallfahrt des Fuchses, des Wolfes und des Esels lehrt. Einst wallfahrteten nämlich ein Wolf, ein Fuchs und ein Esel nach Rom. In der Nähe der Stadt beichteten sie einander ihre Sünden. Der Wolf begann, und erzählte, wie ein Mann ein Zuchtschwein mit zwölf Ferkeln gehabt habe, die oft vor Hunger geschrieen hätten, weil ihre Mutter immer auf dem Felde herumgeschweift sei, statt sie zu säugen. Um diese wegen ihrer Lieblosigkeit zu bestrafen, habe er sie aufgefressen, nun hätten aber die armen Ferklein noch ärger Hunger gelitten, als zuvor; er habe sich daher ihrer erbarmt, und sie ebenfalls erwürgt. „Was Ihr da gethan habt,“ sprach der Fuchs, „das habt Ihr aus guter Absicht gethan, darum sollt Ihr zur Buße nur ein andächtig Pater Noster beten.“ Nun beichtete auch dieser. „In einem Dorfe“, erzählte er, „war ein Bauer, der einen so bösen Hahn hatte, daß er alle Hähne biß und dabei mit zwölf Hennen Tag und Nacht ein solch Geschrei verführte, daß alle Kranken davon Kopfschmerzen bekamen. Darüber erzürnt, trug ich ihn fort. Nun klagten aber seine Weiber und trugen mir Haß, weshalb ich sie aus Rache alle auffraß.“ „Du hast den Uebermuth und den Haß bestraft,“ sagte nun der Wolf, „und so ist Deine Sünde nicht groß, daher faste an drei Freitagen, wenn Du nicht genug Fleisch erjagen kannst.“ „Jetzt, Herr Esel,“ fuhr er fort, „ist an Euch die Reihe zu beichten.“ „Was soll ich sagen?“ sprach dieser. „Ihr wißt ja, daß ich ein elendes, mühseliges Leben führe. Doch habe ich einmal bei großer Kälte, da mich Hunger und Frost quälte, einem Knechte, der mich pflegte, etwas Stroh, das aus seinen Schuhen herausschauete, weggefressen. Das reut mich sehr; deshalb setzt mir eine gnädige Buße!“ „Weh Dir ewiglich!“ riefen nun Wolf und Fuchs aus; „Mörder, was hast Du gethan? Du hast verderbet einen Mann, dem seine Füße sind erfroren. Der Mord hat Dir Deine Seele verloren; so soll auch Dein Leib nicht genesen, der Dieb und Mör-

der ist gewesen.“ Und so nahmen sie ihm da sein Leben. Solches, fügt der Dichter hinzu, kommt noch oft in Klöstern vor; wem die Obern nicht günstig sind, der wird hin und her gezerrt, bis er Seele und Leib verliert, wie der Esel, um eine kleine Schuld; der Fuchs aber behielt des Wolfes Huld (4). Der Mönch, fährt er fort, soll beten, aber nicht zu viel schwätzen, denn „Zwei Augen, Zwei Ohren und nur Einen Mund: hat der Mensch, damit ihm sei kund, daß, was er auch höre, und was er auch sehe, er alles dieses nicht ausschwätze.“ Viele aber weihen sich dem Klosterleben, die keinen wahren Beruf dazu haben. Die Gottgefälligkeit besteht nicht darin, daß man den Leib mit Fasten und Wachen zu Grunde richte, denn auch in diesen Dingen ist Mäßigkeit gut. Oft kasteien sich die Mönche auf des Teufels Eingebung so sehr, daß sie allen Lebensmuth verlieren und sich selbst das Leben nehmen. So habe ihm einst ein alter Mönch gesagt, er bereue aus ganzem Herzen ins Kloster gegangen zu sein, da ihn dasselbe nicht zu der Würdigkeit geführt habe, die er sich vorgestellt, als er noch in der Welt gelebt habe. Die Mönche, fügt der Dichter hinzu, sind voll Falschheit und Hinterlist, so daß diese sogar zum Sprichwort geworden sei. Was von den gemeinen Klosterleuten gilt, das gilt auch von den Aebten, die voll Hoffarth sind und ihrer hohen Aufgabe ganz vergessen, so daß ihrer viele in den Dorn fallen. Der Menschen Sünde ist überhaupt mit der Hyder zu vergleichen, welcher stets wieder drei neue Köpfe wuchsen, wenn man Einen abgehauen hatte.

Nachdem er nun von der Hoffarth gesprochen, zwar nicht erschöpfend, wie er sagt, weil er sonst Burgen, Dörfer und Städte hätte zerstören müssen, will er nun von ihrem Gespielen, dem Geize sprechen, der Weib und Mann so sehr befangen hat, daß alle Tage mehr Birnen in ihren Brunnen fallen, als auf den Dorn. Denn Alles strebt nach Reichthum und schaudert nicht vor Lügen, Untreue und Meineid zurück. Untreue aber führt zu aller Schlechtigkeit, und die Welt ist derselben so voll, daß der Endechrist nahe zu sein scheint. Wer dem Geiz anheimgefallen ist, kann von ihm nicht ablassen, wie schon Horaz schreibt: „Treib die nâtûr mit einer gabeln von dir, daz si beginne zabeln, si liefe doch zuo dir hin wider, swenne du di gabeln legest nider.“ (V. 4,615 ff.) Bei dem Geiz findet sich alles Böse ein (Bosheit ist seine Kammerin, Kargheit seine Kelnerin, Untreue seine Rathgeberin, Schlechtigkeit seine Haarflechterin, Lügen und Trügen mag wohl sein ihr Schenk und ihr Truchsesse, Unwürdigkeit ist ihre Speiserin, Schmeichelei ihre Aermelschmückerin, Sparpfennig pflegt der Pforte u. s. w.); er wird nie satt, und tadelt doch der andern Leute Untugend, ohne seine eigene zu fühlen, wie jene Frau, welche voll Herzensangst beichtete, daß sie eine Schlehe gegessen und so ihre Fasten gebrochen habe, dagegen aber zu beichten vergaß, daß sie immer fluche und schwöre und daß sie mit ihrem Pfarrer sieben Kinder gezeugt habe und mit dem achten schwanger gehe. Wenn der Geizige fastet, Spiel und unzüchtiges Leben vermeidet, geschieht es nicht aus Frömmigkeit, sondern nur, um zu sparen. Allerdings ist Sparsamkeit löblich, allein im Uebermaß wird sie zum Laster, das alle andern nach sich zieht. Der Geizige ist gleich der Spinne, die um jämmerlichen Gewinn ihr Eingeweide aus dem Leibe spinnet, daß in dem Gewebe eine Mücke hängen bleibe; doch oft sieht man einen dürren Balg im Gewebe hängen, den sie zu Grunde gehen ließ, aus dem sie also wenig Frommen zog. Wie der Maulwurf in der Erde gar listig, aber am Lichte blind ist, so sind die Geizigen dem Lichte gram, aber voller List, wenn es sich um Bereicherung handelt. Sie wagen, der Kröte gleich, das Ihrige nicht zu benutzen; sie scharren, wie der Hahn, Alles zusammen, ohne Vortheil davon zu haben. Aber dabei ist der Geizige immer unglücklich, da er in immerwährender Sorge und Angst lebt und Niemanden trauet. Er ist daher auch ein Heuchler; dieser aber gleicht dem Strauß, der zwar Federn hat, aber nicht fliegen kann; so zieren den Heuchler der Tugend Federn von Außen. Erst auf dem Sterbebett erkennt der Geizige, wie übel er gelebt hat, aber dann ist alle Reue zu spät. Hierauf spricht der Dichter von den bösen Wirthen (Hausvätern), die ihr Gesinde hungern und die aus Geiz Manches verderben lassen, deren Knechte und Mägde darauf abgerichtet sind, die Armen abzuweisen, und welche ihre Gäste mit scheelen Augen ansehen, was ihn an die bekannte Fabel vom Fuchs erinnert, der dem Storch eine breite Schüssel vorsetzte so daß dieser Nichts bekommen konnte. Der Wirth soll seine Gäste freundlich aufnehmen, was ihnen angenehmer ist, als wenn er ihnen allerlei Dinge vorsetzt und dabei ein unfreundliches Gesicht macht. Man soll jedoch sein Hauswesen ordentlich besorgen, wie uns die Fabel von der Ameise und der Grille beweist, aus der wir zudem noch lernen können, daß wir die Jugendzeit vernünftig anwenden sollen.

Ohne eigentlichen Uebergang kommt der Dichter sodann auf die Leute zu sprechen, die sich selbst durch gute Beispiele nicht zum Guten bekehren lassen, wobei er die Fabel von der Elster erzählt, die den Gang der Taube nachahmen wollte, aber von ihrer Gewohnheit nicht ablassen konnte. Deshalb solle man auch Böse nicht belehren, den Kukuk nicht singen lehren wollen. Dies führt ihn auf Gesang, Saitenspiel, die christliche Orgel und endlich auf die heiligen Bücher. Diese enthalten viele gute Lehren, aber Niemand liest sie; die Lehren der hohen Meister, mit denen die Seele gleich einem Acker hätte gedüngt werden sollen, sind unwerth geworden, seit Milben, Holzwürmer und Schimmel die Bücher zernagen, welche die Seele zum Himmel führen sollten. Die Welt ist leider jetzt so laß geworden, daß sie alle Dinge verdrießt, die unserm Körper nicht nützen und so kommt es denn auch, daß so viele Menschen im Bösen verharren und nur durch göttliche Strafen bekehrt werden können, wie jener Esel in der Fabel, der nur durch Schläge zur Arbeit angehalten werden konnte. Und doch sind die Esel klüger als die Menschen; denn der Esel geht nicht hin, wo er einen andern hat fallen sehen; aber die Menschen sehen alle Tage Leute sterben und bekehren sich doch nicht.

In einem neuen Abschnitt spricht der Dichter von den vier Elementen und ihren Beziehungen zu dem Menschen. Wie unser Leib sich zur Erde senket, so strebt unsere Seele zum Himmel, daher wir stets an Gott denken sollen; aber die Wenigsten thun es, und so kommt es, daß die Welt so sehr im Argen liegt. Nachdem er hierauf in langer Auseinandersetzung die meisten schon berührten Gedan-

ken wiederholt, kommt er wieder auf die Habsucht zu sprechen, was ihn dann auf die Räuber und Diebe und auf die Kriegszüge führt, welche so viele Leute ins Verderben stürzen und die nur um der Beute willen unternommen werden. Früher galt der Diebstahl als Sünde und Schande; nun ist das Rauben Klugheit, Behendigkeit und Gefügigkeit geworden, wenn man es nur verhehlen und läugnen kann. Die Diebe sind jeder Schandthat fähig. So hatte einst ein Dieb in Franken eine Frau, die ihm wegen seines schlechten Lebens stets Vorwürfe machte; aus Zorn schnitt er ihr die Ohren ab. Nicht lange darauf ward er gefangen. Als man ihn verurtheilt hatte, klagte er seine Frau an, die noch schlechter sei als er; man führte sie vor, und als sie läugnete, sagte er, man solle nur auf ihre Ohren schauen. Da man keine an ihr fand, glaubte man, es seien ihr dieselben schon früher zur Strafe abgeschnitten worden, und sie wurde hingerichtet. Nun verhöhnte der Dieb die Richter, die sich von ihm hätten täuschen lassen. — Den Schändlichen, die ihre Nebenchristen berauben, sie an Bäume binden, ihnen Klötze in den Mund stecken, oder sie da gefangen halten, wo Eidechsen, Kröten und Schlangen hausen, sollte man eher das Kreuz predigen, als dort über Meer den Tartaren, Cumanen und Heiden. Die Räuber, welche bei allem dem ein trauriges Leben führen, gleichen dem Wolfe, der lieber in der Wildniß hausen, als sich einem regelmäßigen Leben unterwerfen wollte. — Nicht besser als die Räuber sind die Schildknechte, die eben so stehlen, plündern und morden, und dabei doch auch ein erbärmliches Leben führen. Gegen arme Leute thun sie gar stolz, wie jener Esel in der Löwenhaut. Oft sind in der That die schlimmsten Leute die angesehensten, selbst die Wucherer, deren gottloses Wesen er nun in längerer Darstellung bespricht. Wer irdisches Gut gewinnen kann, heißt zwar ein weiser Mann, aber diese Weisheit führt nicht weit, wie die Märe vom Tempel des reichen Wucherers besagt. Dieser ließ nämlich einen großen Tempel bauen, in welchem man Gott für seine Sünden dienen sollte. Er bat einen heiligen Bischof, ihn zu weihen. Den Abend vor dem Tage, an dem dieser die Weihung vornehmen wollte, ging er in den Tempel, um sich das Werk zu besehen. Da sah er den Teufel, welcher hin und her ging und die Wände abmaß. „Fort, Bösewicht!" rief der Bischof; „man bedarf zu dieser Weihe Deiner nicht." „Was schiltest Du mich?" entgegnete der Teufel; „Du fürchtest mich viel mehr, denn ich Dich. Ich stehe hier auf meinem Eigenthum; so wenig ich Dir jemals das Deine genommen habe, so lasse Du mir das Meine: das ziemt Dir gar wohl." Der Bischof erzürnte ob dieser Rede und sprach: „Morgen nehme ich Dir Deine Gewalt, da man Gott hie dienen soll!" Da sprach der Teufel: „Nun weißt Du wohl, wer dem Andern nimmt sein Gut, daß der wider Gottes Willen thut. Soll denn ein Bischof ärger werden, als Diebe und Räuber sind auf Erden? Das ist wider sein Amt gar; davor sollst Du Dich bewahren! Laß mich das Meine von hinnen führen; das Deine wollte ich ungerne anrühren." Der Bischof sprach: „Das erlaube ich Dir, und hebe Dich, böser Wicht, von hier!" Hin fuhr er des Morgens früh; da der Bischof ging hinzu und wollte den Tempel machen rein, da fand er weder Holz noch Stein." — Völlerei, Hoffarth und Geiz sind überhaupt, fährt der Dichter fort, die schwächsten Seiten der Menschen; wollte doch sogar der Teufel unsern Herrn damit versuchen. Völlerei und Unkeuschheit schwindet mit dem Alter, aber der Geiz wächst mit den Jahren. Nur Arme wenden sich in ihrer Noth an Gott; die Reichen wähnen, ihn nicht nöthig zu haben. Ueberall findet man Geiz und Habsucht, bei Pfaffen wie bei Laien; selbst die Richter und ihre Schöppen sind nicht auszunehmen, denn ihrer viele dienen dem Geiz, bis sie in den Brunnen stürzen; sie verkaufen das Recht und bedrücken die Armen, um den Reichen zu gefallen. Selten haben wir schwarze Schwanen und weiße Raben gesehen, aber noch seltener däucht mir ein Richter, der in allen Dingen gerecht wäre. „Besonders aber finde ich wenig Treue an Juden, Vögten und Hofgesinde, an bösen Aerzten und bösen Christen, die da geheißen sind Judisten, die das Recht führen sollen, aber selten nach Wahrheit streben, die manches Ding wohl möchten schlichten und mit kurzen Worten ausrichten, und es aufschieben zu ihrem Nutzen und sagen, Sand sei Kies und wiederum Kies sei Sand, die Alles verkehren und die Richter irre führen, wie denn die böse Zunge gar viel Unheil anrichtet. Jede Kunst, die nicht auf der heiligen Schrift beruht, ist Gift. So haben uns zwar Juden und weise Heiden viele Dinge berichtet, die uns gut und nützlich sind; dennoch sind sie in manchen Dingen blind, die sie gar tief gesucht haben, die uns aber wenig nützen: Plato und Aristoteles, Seneca, Sokrates, Demosthenes und Diogenes, Tullius, Empedokles und andere alte Meister viel, die ich hier nicht nennen will. Wer diesen Büchern folget nach zu sehr, der merke, wie geschah denn Sanct Hieronymus, dem heiligen Mann, da er die heilige Schrift weglegte und lieber die Bücher las, in denen unseres Herrn Lob nicht war: des wurde er schlafend also geschlagen, daß er wachend mußte klagen. Doch muß man Juristen und Judisten wohl unterscheiden: Juristen stehen dem Rechte bei, Judisten sind nicht Falsches frei; Juristen sind gerechte Leute, Judisten thun viel Ueblses heute; Juristen Gottes Recht bekennen, Judisten Recht und Gesetz zertrennen; Juristen streben nach Gottes Minne, Judisten nur nach bösem Gewinne; Juristen folgen der heiligen Schrift, Judisten Klugheit ist ein Gift." (V. 8585 ff.)

Nach einer längeren Abschweifung, in welcher er wieder den Geiz und die Habsucht der Pfaffen tadelt, sagt er: „Was hätte die Welt Freude oder Wonne, wenn der Mond und auch die Sonne dunkel wären, und auch die Planeten stille stünden an den sieben Stätten? So haben wir es Christen, wenn das Reich und der Pabst nicht leuchten gleich, und wenn die Richter stille stehen, und rechtem Urtheil nicht nachgehen!" (V. 8959 ff.) Und auf den Pabst übergehend, sagt er weiter: „Gott gab St. Peter seinen Segen, und hieß ihn seiner Schafe pflegen, er hieß doch nicht scharf scheeren; nun scheeren die Pfaffen alle gern." In Rom ist Alles feil, Ablaß, Pfarreien, Bisthümer, Abteien. „Denn nach der alten Meister Sage, so bedeutet Rom Hände-Nage, denn sie nagen mancherlei, wie Pfaffen und Laien ist bekannt. Die ersten Gründer Roms waren Räuber und Mörder; so sind nun die Kanzler, Schreiber, Bullenmacher und Kämmerer arge Betrüger, Lügner und Räuber, die manchen Beutel leer machen. Reines Leben, Adel, Kunst

bleiben ohne des Pabstes Gunst, es komme denn mit ihnen an die Fahrt Reichhart, Klinghart und Gebhart. Wer die bringt, dem wird gewährt; dagegen sind alle seine Sachen Nichts, bringt er jene Fürsprecher nicht. Aber Ablöser und Nemehart, Nimmervoll und Naghart, Schindengast und Lügenhart, und sein Bruder Trügenhart, Schmeichelart, Schwörhold, Gleißnerhart, Verschlinger, Kratzbart und Judenbart leeren den Beutel und füllen den Sack, pflegen des Hofes Nacht und Tag." (V. 8,979 ff.) Man könnte in Rom selbst St. Peter und St. Paulus kaufen, denn Gold ist das Heiligthum, das dort angebetet wird. Der Mörder und Räuber wird heilig gesprochen, wenn er nur geben kann, wogegen er vom Pabst ein Stück Blei mit einem seidenen Faden erhält (nämlich eine Bulle).

Nach einer längeren Rede von den Zöllen, welche von den Vögten unbarmherzig eingetrieben werden, entschuldigt er sich, daß er so Vieles zwei- und dreimal wiederhole. „Als ich 20 Jahr alt war," sagt er, „begriff ich Alles, was ich sah, hörte, oder las. Mit den jungen Jahren entschlief auch des Geistes Kraft in mir, so daß ich jetzt nicht mehr halb das bin, was ich im 40sten Jahre war. Als meine Sinne noch ganz kräftig waren, konnte ich zweihundert deutsche oder lateinische Verse drei Tage lang in meinem Gedächtnisse behalten, bis ich sie abgeschrieben hatte. Jetzt aber ist mein Gedächtniß schwach, und so vergesse ich denn, daß ich Manches schon gesagt habe. Auch verstehe ich Vieles nicht, von dem, was ich in den Büchern lese; das lasse ich daher bleiben und fahre herum die Kreuz und die Quer, wie die Schwalbe nach ihrer Speise." Hierauf sagt er, daß er sich nun von dem Brunnen zu der Lache wenden und von Völlerei, Schlemmerei und Spiel sprechen wolle, die allerlei Laster nach sich zögen. Gott hat allen Thieren gegeben ihr Maß, wie sie leben sollen; welcher Mensch aber unmäßig ist, der richtet sich selbst zu Grunde. Daher sollen die Aeltern ihren Kindern Mäßigkeit einprägen, denn Mancher stirbt frühe, der bei Mäßigkeit ein langes Leben hätte haben können. Essen und Trinken ist nothwendig, wie Aesopus in der Fabel von dem Bauch und den Gliedern lehrt; aber man soll sich nicht überfüllen, weil die schlimmsten Krankheiten daraus entstehen. Esau, der Linsenfresser, hat eine große Nachkommenschaft auf der Welt; am meisten Schaden bringt jedoch die Trinksucht hervor, denn der Trinker verliert den Verstand und sinkt zum Thier herab. — Alles Ueble kommt von böser Gewohnheit, die man nur durch Gottes Hülfe besiegen kann. Völlerei ist von Geiz und Habsucht nicht weit; die Geizigen sind aber den Abgöttern der Heiden ähnlich; „diese hatten einen Mund und sprachen nicht; sie hatten Augen und sahen nicht; sie hatten Ohren und hörten nicht; sie hatten Hände und griffen nicht; sie hatten Füße und gingen nicht; sie hatten Kehlen und schrieen nicht. Wer karge Reiche ansieht, sagt dasselbe auch von ihnen: die haben Augen und sehen nicht, wie weh den Armen von ihnen geschicht; sie haben Ohren, doch geht da nicht ein armer Leute Kummers Pein; sie haben Hände und geben nicht; sie haben einen Mund, und wo geschicht dem Armen Unrecht, schweigen sie dazu; ihre Füße gehen selten spat oder fruh zum Gericht für arme Leute, die ihnen Nichts haben zu geben heute." (V. 10,044) Das Schlimmste ist, daß man Kinder reich macht, und ihnen Aemter oder Pfründen gibt, ehe sie Kunst oder Alter haben. Einst erhielt ein Bischof Birnen zum Geschenk. Da er die Umstehenden frug, wem er dieselben anvertrauen sollte, und ein Gast seinen Neffen nannte, erwiederte der Bischof, daß dieser ein Thor sei, der ihm leicht die besten vorweg nehmen könnte. „Wie kommt es denn, frug ihn da ein geistlicher Mann, daß man dem nicht sechszig Birnen anvertrauen kann, dem tausend Seelen anvertraut sind?" (V. 10,884) So sind Seelen wohlfeiler als Birnen. Wohl dem, der das Volk leiten kann, denn die Kunst ist aller Künste Meisterin. Und wohl dem, der gerne betet, er überwindet manche böse Gedanken. Ueberhaupt ist ächte Frömmigkeit das Beste und Höchste; sie ist die alleinige Weisheit, welcher die weltliche Weisheit in allen Dingen nachstehen muß. „Denn mancher Mann viel Bücher kann, und ist doch nicht ein weiser Mann, und dem Herrn ist wahre Einfältigkeit lieber, als falsche Dreifältigkeit." (V. 11,058 ff.)

Ich habe nun gesprochen von der Schlemmerei, nun will ich von seinem Bruder, dem Spiel sprechen, das zu den abscheulichsten Lastern führt. Wer gern spielt, bestiehlt sich selbst und verliert Gott. „Irrthum, Weiber, Zorn und Spiel macht der dummen Leute viel." (V. 11,244) Einst kam ein Schlemmer aus dem Wirthshause, vor dem eine Menge Volkes stand, das einen Besessenen angaffte. So fahre selbst in mich, sprach der Schlemmer zum Teufel; dieser aber sagte, daß er es nicht könne, weil jener am Morgen einen Tropfen Weihwasser in den Mund bekommen habe. Daraus kann man des Weihwassers Macht ersehen. Hierauf führt der Dichter aus, wie das Spiel den Menschen verblende und ihn zum Bösen führe. Sodann spricht er von dem Muthwillen, der in mancherlei Form erscheine, und tadelt die Nachtschwärmer und Liebesjäger, die Zweikämpfer, die Turniere, das Ringen mit wilden Thieren u. s. w. Es ist hiebei bemerkenswerth, wie er die ritterlichen Zweikämpfe und Turniere in ihrer Nichtswürdigkeit schildert und dem Spotte Preis gibt, „Gott möchte wohl lachen, könnte es sein, wenn seine Puppenmännelein so wunderlich auf Erden leben, daß zwei gegen einander streben, und selber das nicht wollen entbehren. Sie wollen mit zwei langen Speeren auf einander stechen; wer soll die Wunden rächen, wenn Einer den Andern durch den Magen sticht oder durch den Kragen? Wes Preises will der da erjagen, wenn man ihn muß von dannen tragen? Dies möchte er selber wohl nicht gesagen! Ohne Zweifel soll Niemand das beklagen. Wer zwang ihn auch zu der Noth? Er wäre wohl sonst sanfter todt. Noch besser ist ein Zager gut, denn eines Helden Uebermuth; die Zagen müssen nicht nach Preise jagen; der Helden wird viel mehr erschlagen. Daher laßt uns mit Zagen leben, wohin auch die Helden hinstreben. Denn es hat mancher dumme Laie von Tiostiren und Turnieren verloren Leib, Seele und Gut. Was soll erjagen der Uebermuth, wenn der Teufel dazu schüret, daß gar Mancher wird erwürget, daß vor seinem Munde liegt der Schaum? Für alle seine Sünden hätt' er kaum so viel Noth und Schläge erlitten, daß er auf sich ließe schmieden, wie auf einen Amboß, mit Kolben und mit Schwertern! Weh, wie groß der Welt Dummheit leider ist! Laß Dich erbarmen, Herre Christ, daß wir der Welt

so sehr uns geben, und nach Dir so wenig streben!" (V. 11,526—11,566.)

Der folgende Abschnitt handelt von der Unkeuschheit, welche ihm mannigfaltige Gelegenheit gibt, die in den vorigen Kapiteln ausgesprochenen Gedanken über Gott, Frömmigkeit, gottseliges Leben, Tugend und Laster in neuen Wendungen zu wiederholen, wie sich denn überhaupt die Wiederholungen am häufigsten von da an finden, weshalb wir uns in der Darstellung des Inhalts auch kürzer fassen und uns auf Angabe der wichtigsten Gedanken beschränken können. Vorerst schildert er die Wirkungen der Unkeuschheit, worauf er zum Lobe der Keuschheit übergeht und namentlich die Jungfrauen ermahnt, keusch zu leben und sich nicht durch die Versprechungen der Männer verführen zu lassen. Denn habe die Jungfrau ihre Unschuld verloren, so sei sie zu allem Bösen fähig, und werde in der Ehe bösartig und unzüchtig. Dann helfe es nicht einmal, wenn die Männer solche Frauen noch so sehr beaufsichtigten, denn sie seien voll List, wie man aus der Geschichte von der eingesperrten Frau ersehen könne, die ihren Mann durch einen in den Brunnen geworfenen Stein geäfft, sich aus der ihr gelegten Schlinge gezogen und dagegen auf ihren Mann bösen Schein geworfen habe (5). Der Abschnitt schließt mit dem Lobe der Keuschheit und ehelichen Treue, und einem Gebete zur heiligen Jungfrau, worauf der Dichter wieder zu allgemeinen Betrachtungen übergeht, in welchen er vor Allem auf die heilige Schrift hinweist. „Die heilige Schrift muß immer sein doch aller Künste Kaiserin; wer die nicht lernet in der Jugend, der wird selten große Tugend bei andern Künsten lernen, zu Paris oder zu Salerne." In allen Dingen soll man sich an Gott wenden, doch soll man seinen Namen nicht mißbrauchen, nicht schwören und fluchen. Eine eingeschaltete Erzählung von einem schwörenden Kinde bringt ihn auf die Erziehung der Kinder, die man zum Guten anhalten solle. Auf diesen Gegenstand kommt er, nachdem er von Zorn und Neid gesprochen, später wieder zurück. Die Kinder, sagt er, wollen jetzt nicht mehr Kinder sein; statt zu spielen, wie es dem kindlichen Alter geziemt, machen sie schlechte Streiche und dünken sich weiser als die Alten. „Auch ich merkte in meiner Jugend wenig, womit die Alten umgingen; wenn meine Gesellen mit mir sprangen und sangen, so glaubte ich Alles erreicht zu haben; denn ich achtete auf manche Dinge nicht, die man jetzt an Kindern sieht. Manches Kind ist an den Augen ein Luchs, und in dem Herzen ein listiger Fuchs. Wie wird in dem Alter das gestalt, das sich in der Jugend machet alt? Will das Kind seine Freude auf das Alter sparen und dann nach Affenschwänzen fahren, so hat es seiner Jugend Weisheit und Arbeit übel angelegt. Mir grauet, wenn gar kleine Kinder weise Worte haben und ernsthaft sind." (V. 14,854 ff.)

Nun ergeht sich der Dichter wieder in mannigfachen Wiederholungen, spricht von dem Neide und dessen Gespielen, die er bei der Lache suchen muß, von Zorn und Haß u. s. w., wobei er besonders die gute alte Zeit im Gegensatz zur verdorbenen Gegenwart anpreist. Wir heben nur die Stelle heraus, in welcher er sein Gedicht mit großer Bescheidenheit charakterisirt. „Ich habe gestoppelt wie ein Mann, der eigen Baufeld nie gewann, und in reicher Leute Korn hinten ärndtet, wenn sie vorn Aehrenbündel sammeln oder Garben. Tausend Marken (d. h. großen Reichthums muß der darben, der zu drei Hellern ist geboren: wer fleißig ärndtet, der hat auch Korn. Eine Biene viele Blumen berührte in Feldern und Wäldern, bis sie führte ihren Honig in ein Fäßlein, so viel als da drinnen mag sein. Wer nun aus diesem Buche nähme, was diesem und dem wäre ungenehme, so wähne ich, daß das kleinste Stücken ein Käfer wohl trüge auf seinem Rücken. Niemand soll es halten für Geschwätz, denn es ist weit und breit gesammelt aus der heiligen Schrift, und trägt in sich Honig und Gift, Saures, Süßes, Lieb und Leid 2c. (V. 15,880.)

In zwei nachfolgenden Kapiteln kommt er sodann wieder auf die Bosheit der Jugend und die schlechte Erziehung zu sprechen. Niemand will mehr Ordentliches lernen, sondern nur durch Schein trügen, und so kommt es, daß manche Schule „Wispeler" hat, die weder Meister, noch Schüler, noch Meistergesellen mögen sein; wenn die ein „Argumentlein" gelernt haben oder zwei, derer drei doch nicht gelten ein Ei, so wollen sie schon des Meisters Meister sein (V. 15,568). Lange verweilt er bei der Undankbarkeit der Schüler, und man sieht es jedem Worte an, daß der ehrliche Meister in dieser Hinsicht manche herbe Erfahrung gemacht haben muß. Aber auch die Lehrer, die ihre Pflicht nicht erfüllen, tadelt er mit großer Strenge, und kommt dann auf die wahre Kunst und Gelehrsamkeit zu sprechen, die nur in Gottesfurcht besteht: „Wer dichten, lesen, schreiben kann Deutsch, Latein, der ist ein Mann, dem ich wohl Gut und Ehre gönne. Solcher ich aber wenig finden kann, die mit diesen drei Dingen unsern Herrn ehren und nicht damit ihre Sünde mehren." Wer nur ein Bischen dichten kann, glaubt schon das Höchste erreicht zu haben und ist von der wahren Kunst und Weisheit noch gar weit entfernt. Diese ist auch nicht so leicht zu erreichen. „Ich schwöre bei Gott, denn es ist wahr, daß ich vier und sechszig Jahr in die Schulen bin gegangen und noch mehr und kann noch nicht das ABC der Kunst, die gen Himmel zieht, und dieser Welt Gaukelei flieht. So dünkt es Manchen, er fliege empor; ich aber stehe noch vor dem ersten Thor, da sich die Weisheit hebet an, zu der ich nicht wohl kommen kann. Wer rein und einfältig war auf Erden, der möchte der Kunst ein Meister werden. Weltlich Weisheit meine ich nicht, mit der ich leider noch Gemeinschaft habe; die hat aber so mancherlei Spitzen, daß ich nicht weiß, wo ich soll sitzen." (V. 17,860) Mannigfaches Interesse bietet das Kapitel von der Natur der Menschen, Thiere, Vögel und Steine, welche dem Dichter zu allerlei Gleichnissen und Deutungen Veranlassung geben (V. 19,016), worauf er sich plötzlich besinnt, daß er die dem Gedichte zu Grunde liegende Allegorie noch nicht ganz durchgeführt habe. „Ich habe", heißt es, „die Birnen vergessen, die auf das Gras fielen; diesen gleichen diejenigen Menschen, welche Gottes Gebote befolgen, ihre Sünden bereuen und in das Himmelreich kommen, zu dem nur Beichte und Reue, Fasten, Gebet und Almosen führen." (V. 20,200) Die Welt strebt aber, fährt er dann fort, nicht nach dem Guten, sie jagt falscher Ehre nach, so daß man sogar lieber weltliche Bücher liest, als die heilige Schrift, in welcher Gottes Wunder dargestellt sind. „Viele Bücher sind

besser bekannt, hier und in manchem andern Land, Parcival und Tristan, Wigalois und Eneas, Erek, Iwein, und wer nur war an der Tafelrunde in Karidol. Doch sind diese Bücher gar Lügen voll, der ich satt bekommen habe. Da aber ein jeglicher Mensch soll mit Herz und mit Munde den ehren zu jeder Stunde, von dem er Leib und Seele hat, so dünket michs eine Missethat, wer Solches schreibt oder liest, darin unseres Herrn Lob nicht ist. Mancher hat über solche deutsche Bücher Leib und Seele, Gut und Ehre verloren. Wie der Herr Dietrich focht mit Ecken und wie hievor die alten Recken um Frauen Minne wurden verhauen, das hört man noch viele Frauen mehr beklagen und beweinen zur Stunden, als unsers Herrn heilige Wunden." (V. 21,476 ff.)

Wir heben endlich noch die Stelle hervor, in welcher er über das Wort, dieser herrlichsten Gabe Gottes, spricht. — An schöne und sinnreiche Gedanken über die Sprache und ihre gute oder schlechte Anwendung, knüpft er philologische Erörterungen an, welche nicht nur des Dichters ausgebreitete Sprachkenntnisse darthun, sondern auch durch die charakteristische Bezeichnung der wichtigsten deutschen Mundarten Interesse gewähren (V. 22,118). Das Ganze schließt endlich mit Betrachtungen über die Verderbniß der Zeit, über des Menschen dreifache Geburt, und über den jüngsten Tag, worauf der Dichter mit liebenswürdiger Bescheidenheit sein Buch und sich den Lesern empfiehlt. „Bileam", sagt er, „wurde durch seine Eselin auf den rechten Weg geführt; so laßt auch mich Gottes Esel sein, wenn ich Euch tadle und doch selber nicht weise bin. Man findet Wachs und Honigseim in diesem Buche; wer die heim nun bringet in seines Herzens Schrein, was ihm da paßt, das nehme er ein. Honigseim bedeutet die heilige Lehre, der Heiden Sprüche haben auch Ehre und sind an manchen Orten werth als Wachs, da man nicht Honigs begehrt. Wo nun dieses Buch fährt durch die Lande, in Schwaben, Thüringen, in Bayern, in Franken, da sollen deutsche Leute danken meiner Seele mit ihrem Gebete, mit Almosen, mit andern guten Thaten, daß ich viel fremde Lehre ihnen han in deutscher Zunge kund gethan, die manche Jahre vorher und sogar noch heuer in deutscher Sprache waren theuer. Und welche Leute mich überleben, und Frauen, die bitte ich, daß sie geben einen Pfennig, daß eine Messe von ihnen gestiftet werde, die mir Gewinn bringe und allen gläubigen Seelen, die gefangen liegen in der Pein Gedränge. Das frommt ihnen selber, wenn sie sterben, denn sie den ewigen Lohn erwerben." (V. 24,454 ff.)

Obgleich der „Renner" und der „welsche Gast" von Thomasin den nämlichen Zweck verfolgen, indem beide die Sittenverderbniß der Zeit züchtigen, und auf Frömmigkeit und Gottesfurcht als auf das einzige Mittel hinweisen, welches das immer mehr drohende Verderben abwenden könne; so war der Erfolg, der beiden Gedichten zu Theil wurde, doch sehr verschieden. Während der „welsche Gast" schon unter seinen Zeitgenossen wenig Aufsehen erregt zu haben scheint und er in spätern Jahrhunderten beinahe ganz verscholl, erfreute sich das Gedicht des wackern Bamberger Schulmeisters der größten Anerkennung, die sich bis zur Zeit der Reformation erhielt, so daß er nur vom allerdings viel größeren Freidank überstrahlt wurde, mit welchem man ihn jedoch häufig zusammenstellte, wie schon der Umstand beweist, daß er wie jener, im 16. Jahrhundert umgedichtet wurde. Es läßt sich sehr leicht erklären, warum zwei Gedichte, die in der That einander sehr nahe standen, und von denen keines wesentliche innere Vorzüge vor dem andern hatte, so verschiedenen Erfolg haben konnten; es lag dieses in dem Standpunkte der Dichter selbst. Während Thomasin entweder sich kein bestimmtes Publikum dachte, oder, wenn dies doch der Fall war, sein Gedicht vorzugsweise für seine Standesgenossen bestimmt hatte, so hatte dagegen der bürgerliche Hugo vor Allem das Volk im Auge, das Bürgerthum, aus welchem er selbst entsprossen war und zu welchem er durch seine Stellung in nächster Beziehung stand. Dadurch aber war er schon zur Popularität des Vortrags genöthigt, der er nur selten untreu wird, wenn er an die mystische Anschauungsweise religiöser Verhältnisse anstreift, die übrigens damals auch im Volke Anklang fand. Wie sehr er selbst die allgemein verständliche Darstellung schätzte, geht aus der schon öfters erwähnten Stelle hervor, in welcher er den Meister Konrad von Würzburg wegen seiner unverständlichen und gesuchten Sprache tadelt. Zudem entfaltet Hugo im Verlauf seines ganzen Gedichts eine durchaus bürgerliche Gesinnung; sein Tadel wendet sich vor Allem gegen die bevorrechteten Stände, gegen die Fürsten, Herren und die Geistlichkeit. Und wenn er auch hie und da die unteren Volksklassen und deren Gebrechen tadelt, so geschieht dies mit einer so auffallenden Milde, wie z. B. wenn er von den Bauern spricht (V. 1242 ff.), daß man leicht bemerkt, wie sein ganzes Gemüth an dem Volke hing, und wie sehr er dieses höher achtete, als die Vornehmen und Großen. Ja, er sagt es geradezu, daß wahre Menschenliebe nur bei den unteren Ständen angetroffen würde (V. 6708 ff.), da sie allein der Aufopferung fähig seien. Und so ist Hugo, wenn er es auch nicht ausdrücklich und mit klaren Worten ausspricht, doch seiner unverkennbaren Ansicht nach, der Verkündiger einer neuen Zeit, die er mit ihrer schlichten Tugend und wahren Frömmigkeit der Sittenverderbniß und der Scheinheiligkeit der Gegenwart entgegenstellt. Und wie das Bürgerthum sich in doppelter Richtung entwickelte, einmal als Gegensatz zum Ritterthum, und dann in Opposition gegen die römische Kirche und deren Diener, so hat Hugo nicht bloß das Scheinwesen des ritterlichen Lebens gegeißelt, und das Kindische in den ritterlichen Uebungen, den Turnieren und andern adeligen Beschäftigungen mit Bitterkeit getadelt und mit Spott und Hohn überschüttet (V. 11,526 ff.; s. oben S. 215), er hat auch den herbsten Tadel gegen die Geistlichkeit ausgeschüttet, deren Habsucht, Schlemmerei und unchristliches Leben er bei jeder Gelegenheit mit den lebendigsten Farben ausmalt. Allerdings finden wir auch bei Thomasin manche herbe Aeußerung gegen die Geistlichkeit und ihre Verdorbenheit; allein es stellt sich sogleich der mächtige Unterschied heraus, daß dieser nur die Personen geißelt, während Hugo weit entschiedener den Stand als solchen bekämpft, weswegen er stets fort den Lehren der Kirche die Lehre der Bibel entgegenstellt. So schüchtern und vorsichtig er sich hiebei benimmt, so unverkennbar tritt doch diese seine Ansicht hervor, auf welcher die ganze spätere

Entwickelung beruhte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn Hugo's Gedicht so große und allgemeine Verbreitung fand; sie würde noch ungleich größer geworden sein, wenn er sich hätte mäßigen können und alle Wiederholungen, alle weitschweifigen Auseinandersetzungen gemieden hätte, welche oft wirklichen Ueberdruß erregen müßten, wenn sie nicht durch vortrefflich erzählte Geschichten, Gleichnisse, Parabeln, Fabeln und Mährchen unterbrochen würden, in denen er oft Züge aus dem wirklichen Leben darstellt.

1. Von den wilden und unstæten meiden.

Kurzen muot, langes hâr
habent die meide sunderbâr,
di zu irn tagen komen sint:
die wol machet in das herze blint.
Die ougen zeigen in den wec;
von den ougen gêt ein stec
zuo dem herzen niht gar lanc,
ûf der stîget manic gedanc,
wen si nemen oder niht.
O wê, wie dick daz geschiht,
daz genuoc besitzent von der wal
die sie habent âne zal.
Ditz ist zem ersten ir gedanc:
dirre ist kurz, jener ist lanc;
einer ist bartoht und ist alt,
der ander junc und übel gestalt;
dirre ist mager unt smal,
der ist veizt und ist kal;
dirre ist edel, der ist swach,
jener selten sper zebrach;
einer ist weiz, der ander ist swarz,
sô heizet einer meister harz;
der ist bleich, dirre ist rôt,
jener izzet selten vrœlich brôt:
dirre ist eigen, jener ist frî,
wolte er, ich læge im gern bî;
dirre ist rîch, jener ist arm,
der enkumt niht an mînen arm.
Einer ist des lîbes gar ein zage,
der ander ist ein lôser krage;
einer ist niht gar wol gezogen,
der ander hât meide vil betrogen;
einer ist mir liep, dem bin ich leit,
daz machet sîn unstætekeit.
Einer gêt grînent als ein hunt,
dem andern nie kein zuht wart kunt;
der vierd ein schale biz an den grunt,
des fünften âtem ist ungesunt;
der sehste hât einen wîten munt,
der sibende kan mangen bœsen funt;
der ahte hât vil manic pfunt
bœslîch verzert bî sînen tagen,
als ich sîn friunde hôrte klagen.
Dirre ist als ein trester korp,
jens nas ist als eins sensen worp,
einer ist wanneht als ein troc,
der ander knurrot als ein stoc,
der dritte ein leinhose und ein soc,
der vierde hât einen blôzen roc
der fünfte ist gar ein narreboc;
der sehste ein slaht und ein getroc.
Der kan sich mûzen als ein habich,
jeme hangen die backen als ein wadich;
einem siht man di schultern storren,
als bockes hörner unt rindes knorren.
Dirre ist gelwer, denne ein wahs,
jener snûdet als ein dahs,
disem gestrichen leit sîn vahs,
als ein wol gebürstet flahs;
die nasen dirre ûf rimpfet,
vil selten jener schimpfet.
Einer spilt, der ander stilt,
den dritten bôsheit niht bevilt,
der vierd unsanfte heimlich hilt,
nâch dem mîn herz vil selten quilt.
Der ist gar als ein lemblîn ûzen,
doch mac ein wölflîn dâ wol lûzen;
jener wær gar ein edelinc,
denne der ziter helblinc.
Dirre ist gar ein sîden swanz,
jener ist der meide rôsen kranz,
sîn stimme ziert vil wol den tanz,
an im lît wol mîns herzen glanz,
wanne er hât gel unt reidez hâr:
mit dem ich leider niht entar
mich erkôsen nâch mînem muote
vor der leiden merker huote.
In disem getrehte lît manic meit,
di selten liep dâ mit bejeit.
Ir sült wizzen, die dâ welt,
daz die dicke ir herz quelt;
die aber verholn liep treit,
die hât verborgen herzenleit:
ir wirt von liep dicke wê.
Nû mag ich aber sprechen, als ê,
di meide vallent nâch der wal,
als die birn in dem tal.
Die vorn solte ir houbt neigen,
die muoz den liuten irn nack zeigen,
wie schœn hâr unt zöpfe si habe,
di von dem nacke hangen hin abe.
Sô machent die reiden löcklîn,
daz si als ein rehböcklîn
vorn wol ûf gerihtet gêt:
meiden ez doch übel an stêt.
Gelbe kittel und mursnitzen
lâzent manic meide niht gesitzen,
die mit vlîze erbeiten sölten,
ob sie ir zuht behalten wölten.
Die louffent hin, die louffent her,
ob iemen dâ sî, der ir ger,
oder ir geswenze lobe.
Ir manic vert reht, als ob si tobe,
sô sie daz swenzlîn vorn an siht:
nû wol hin, wer wil sîn iht!
Trügen si mentel oder hüllen an,
wie sölten danne die jungen man
ûf den ahseln die schilte gesehen,
der glenzlîn sol die minne spehen,
und ouch die paternôster snuor,
die dick durch die finger vuor
ân alle andâht, wenne sie den sach,
nâch des liep sie sich brach
vil mêre, danne nâch Gotes liebe.
Verholn liep wirt dick ze diebe;
Werlt tôrn künnen wunders vil,
des ich nimmer hie schrîben wil.
Alleine dâ von nû manic liute
vil lieber hœren sagen hiute,
denne von der heiligen schrift lêren.
Unsers herren güete müeze uns bekêren.
Hôhgültiger schatz wart nie ûf erden,

unt sol dar zuo ouch nimmer werden,
denne der, den tumme meide verliesent,
swâ si unêliche minner kiesent.
Swelhe meide zu mannen werdent gegeben,
oder in ein geistlîchez leben
von ir muoter werdent genomen,
ê si zu iren tagen sint komen,
sie sîn arm oder rîche,
die sint wol den birn gelîche,
die grüene ab wurden gebrochen,
als ich nû hân gesprochen.
Nieman weiz, wie sie gerâten:
gesoten unt gebrâten
sint grüene birn selten guot.
Manic wîp alsam tuot:
selten wirt sînes leides rât,
der ein übel wîp hât;
wanne nie kein tier erger wart,
denne ein wîp von übeler art.
Dem aber ein guote wirt beschert,
swâ der in dem lande vert,
der muoz sîn ein sælic man:
wanne sie mit ir zühten kan
gemern ir beider sælikeit.
Si ist ein krôn der wirdikeit;
selten wider vert ir leit,
swelh wîp ir manne gern vertreit;
ouch sol der man ir pflegen schôn,
so gît in beiden Got ze lôn,
daz sie mit fröuden alten
unt lîp unt sêle behalten.

2. Von hoher tichter lobe.

Gitikeit, luoder und unkiusche,
muotwille und unzimlich tiusche
habent mangen herren alsô besezzen,
daz si der wîse gar hânt vergezzen,
in der hie vor edel herren sungen:
von Botenloube unt *von Morungen*,
von Linburg unt *von Windesbecke*,
von Nîfe, *Wildonje* unt von *Brûnecke;*
her Walther von der Vogelweide,
swer des vergæze, der tæt mir leide:
aleine er wære niht rîch des guotes,
doch was er sinniges muotes.
Her *Reimâr* unt her *Peterlîn*
mugen dirre genôzen an sin wol sîn;
des selben wil ich den *Marner* jehen.
Swer meister *Cuonrâden* hât gesehen
von *Wirzeburc*, oder sîn getihte,
der setze in wol zuo dirre pflihte,
vanne er volget ir aller spor.
Doch rennet in allen der *Marner* vor,
der lustic tiutsch und schœn latîn,
frischen brunnen und starken wîn
gemischet hât in süeze gedœne.
Meister *Cuonrât* ist an worten schœne,
die er gar verre hât gewehselt,
unt von latîn alsô gedrehselt,
daz lützel leien si vernement;
an tiutschen buochen die niht zement.
Swer tihten wil, der tihte alsô,
daz weder ze nider noch ze hô
sînes sinnes flüge daz mittel halten
sô wirt er wert beid jungen und alten.
Swaz der mensch niht verstêt,
træge ez im in die ôren gêt:
des hœre ich mangen tôren vernihten
meister *Cuonrâdes* meisterlichez tihten:
ich hœre aber sîn getihte selten
wol gelêrte pfaffen schelten.
Swer gar sich flizt an seltsæn rîm,
der wil, daz sînes sinnes lîm
ûzen an schœnen worten klebe,
unt lützel nutzen drinne swebe.
Als sint bekant durch tiutsche lant
Erek, *Iwân* unt *Tristrant*,
künec Ruothêr unt her *Parzifâl*
Wigolais, der grôzen schal
hât bejagt unt hôhen prîs:
swer des geloubt, der ist unwîs;
swer reden und ouch swîgen kan
ze reht, der ist ein wîse man.
Mit sünden er sîn houbet toubt,
swer tihtet, des man niht geloubt;
swer noch der wîsen lêre behielte,
manger tugent unt witze er wielte.
Namhafter singer ist nu lützel;
man siht etwenn, daz ein frisch stützel
lange einen dornzûn ûf heltet:
als ist ouch dem, swer noch beheltet
der vor genanten singer dœne
und ir getihte reine unt schœne,
der vindet tugent, zucht und êre,
hübscheit der werlte und ouch die lêre,
von der sîn leben wirt genæme
unt selten ieman widerzæme,
wanne si den halten an zühten wider,
der vor ihm selben viel schier nider.

3. Wie der lewe künec wart und ein bîspel von dem mûle ûf halb edel liute.

Dô der lewe über elliu tier
künec wart, vür sich vil schier
hiez er komen gemeine
diu tier grôz unde kleine,
unt gebôt, daz sie des niht enliezen,
sine seiten elliu, wie sie hiezen.
Underdes, dô ditz geschach,
dô quam der mûl; der künec sprach:
„Sage mir, wie bistu genant?“
Er sprach: „Herre, ist iu iht bekant
des ritters ros, der in der stat
gesezzen ist ze Bacherat
und ist genant her Toldemir?
Jâ (sprach er) geloubet mir,
daz selbe ros ist mîn œheim;
also ist mir geseit dâ heim.
Daz selbe ros unt mîn muoter
âzen mit einander fuoter
ûz einer krippe, unt sint geborn
von einer muoter.“ Dem künc wart zorn,
und sprach: „Noch ist mir unbekant,
wie dîn vater sî genant.“
Er sprach: „Herre, gienge iur stîc
ie vür die stat ze Brûnswîc,
seht, herre, dâ stêt ein junges vol,
des man pfliget harte wol,
der gehœrt des landes herren an,
und ist mîn œheim, als ich hân
vernomen von der muoter mîn.“
Er sprach: „Swie edel dîn œheim sîn,
swie edel ouch dîn muoter ist,
doch enweiz ich noch niht, wer du bist,
du ensagest denn, wer dîn vater sî.“
Er sweic. Dô stuont der fuhs dar bî,

der sprach: „Herre, bekennt irn esel,
den der pfister hât ze Wesel,
der ûz gêt ze felde,
sô wizzet âne melde,
daz deselbe sîn vater ist.“
Der künec sprach: „Sint du nu bist
von ungelîcher art geborn;
sô sage mir einez âne zorn
unt güetlich, wie dû sîst genant.“
Er sweic. Dâ sprach der fuhs zehant:
„Er heizt ein mûl, daz ist ein tier,
sterker unde grœzer, dan mîn vier:
ich wolde doch ungern mîn leben
umbe sîn bevlecket adel geben.
Sîn vater, des er niht wolde nennen,
welt ir die wârheit rehte erkennen,
ist tiurr, denn kein sîn œheim sî,
wan triuwe und einvalt wont im bî,
unt nert sich mit sîner arbeit
unt tuot ungerne ieman kein leit.
Herre, ditz rede ich âne var.“
Dô sprach der lewe: „Du hâst war!“
Ditz bîspel sol man diuten
den tumben hôchvertigen liuten,
die sich ir armen friunden schement,
unt sich eins adel an nement,
von den, di ir gar niht vil âhten,
unt sölden ir armuot wol betrahten:
si habent hie unt dort verlorn,
unt vallent ûf der hôchverte dorn.

4. Von der walleferte des fuhses und des wolfes und eines andern nôzzes.

Ein wolf, ein fuhs und ouch ein nôz
gein Rôme wolten; ir riwe was grôz,
und dô si nâhten gein der stat,
dô sprach der wolf: „Sît Got uns hât
mit sînen genâden her brâht,
eins dinges hân ich mich bedâht,
alsô daz ouch süllen wir
vor bihten, daz gevellet mir,
ê wir den bâbest ane sehen.“
Dô sprach der fuhs: „Daz sol geschehen,
wan der bâbst hât vil ze schaffen,
beide mit leien unt mit pfaffen;
des hât er selten muoze.
Bihtewir, unt setzen buoze,
unt bittenn, daz er si bestete
durch Got und durch unser bete.“
Dô sprach der wolf: „Nû sît gemein,
unt bîhte ie einr den andern zwein
daz grœste, daz er habe getân.
Sô hebich ze dem ersten an:
Ich tet ein sünde, ze der ich hân
grôze vorhte. Ez het ein man
ein zuhtmuoter bî dem Rîn,
diu het zwelf kleiniu verchelîn
ligen in einer stîgen:
diu hôrtich vaste schrîgen
des morgens nâch ir ammen,
wan si mit voller wammen
gie am velde, und ir jungen
mit grôzem hunger rungen.
Daz jâmerte mich, wan ichz sach.
An der ammen ich mich rach
eins tages, dô sir niht enpflac:
ich beiz si, daz si tôt gelac,
unt fulte mir ir mînen magen.
Nu lât iu grœzer sünde sagen:
dar nâch, dô ich mich es versan,
daz ich vil übele hæte getân,
erbarmeten mich diu verchelîn
ellende und ir hungers pîn,
unt half in gar ûz aller nôt:
si lâgen elliu vor mir tôt;
von rehter herzeleide
beslôz ichs in mîn geweide.
Weinende ich iu daz künde:
setzet buoz umb mîne sünde.“
„Alsô ich iuch vernomen hân,
so enhât ir niht missetân“,
sprach der fuhs, „ir tâtetz durch guot,
als manec ander man noch tuot,
den dicke muoz erbarmen
ellender unt hûsarmen.
Ir sult knien für unser klôster
unde sprechen ein paternôster;
daz ist umbe die sünde ze vil.
Ein sünde ich ouch bîhten wil“,
sprach der fuhs, „diu mich vil sêre twinget,
unt mir manc siufzen bringet.
Bî einem dorf saz ein gebûr,
der het ein hanen, der was so sûr,
daz er alle die hanen beiz,
die zuo im giengen in den kreiz,
unt het dâ bî vil grôzen braht
mit zwelf hennen tac unde naht,
daz dicke von im betoubet
wart siecher liute houbet.
Daz tet mir wê von herzen.
Eins tages sach ichn scherzen
mit sînen gespunsen ime garten;
ich nam in bî der swarten,
unt truog in durch die barre
vürbaz in ein ander pfarre,
dâ ich den lîp an im gewan:
In sîner pfarre vorhtich den ban.
Dar umbe schriuwen sîniu wîp
al tage über mînen lîp:
daz betoupte mir den sin,
unt rech ich mich ouch an in,
daz ich eine nâch der ander az.
Wie sold ich mich gerechen baz?
wan si truogen nâch mir haz.
Herre, nu sprechet mir antlâz
umbe die grôze missetât!“
Dô sprach der wolf: „Sîn wirt guot rât,
daz daz schrîen und der braht
ist zeinen guoten ende brâht.
Du enhâst niht sêre missetân,
als ich mich nu versinnen kan.
Jedoch faste an drîn frîtagen,
ob du fleisches enmüges bejagen:
ich geloube dir, als tuost du mir.
Wol, her esel, nû bîhtet ir.“
„Ich enweiz, waz ich bihten sol:
ir wizzet beide selben wol,
daz ich bin martelære genôz,
wan mîniu arbeit ist sô grôz,
daz ich von leide mac immer sagen.
Ir seht mich ûf und abe tragen
wazzer, holz, korn unde mist,
unt waz teglich ze tuonne ist
ûf einer hôhen bürge,
daz ich ân danc mich würge
mit maneger herten arbeit.

Ich tet ein sünde, diust mir leit,
unt hât mich vil gerûwen sît.
Ein kneht, der mîn pflac zaller zît,
gienc zeimâl für mich durch den snê,
dô tet mir frost unt hunger wê,
unt wart gewar, daz im ein strô
ragete ûz beiden schuohen dô.
Des zuctich im her ûz ein teil,
daz was sîn schade unt mîn unheil:
an der sêle bin ichs schuldic.
Nu sît gein mir geduldic,
unt setzt mir buoze gnædiclîch."
Si sprâchen: „Wê dir êwiclîch!
Morder, waz hâstu getân!
Du hâst verderbet einen man,
dem sîne fücze sint erfrorn:
der mort hât dir die sêle vlorn.
Sô ensol ouch der niht genesen,
der diep unt morder ist gewesen!"
Sus nâmens beide im sîn leben. —
Sôgtân buoze künnen noch geben
in klôstern übel prêlâten:
swem si niht sint gerâten,
wirt hin unt her gediuset,
biz er sèle unt lîp verliuset,
als der esel, umb kleine schulde:
der fuhs behielt des wolves hulde.

5. Ein mære von einer beslozzen frouwen.

Ich las an einem büechlîn
ein mærlîn, daz wol wâr mac sîn,
daz hie vor ein rîcher man
het ein frouwen wol getân,
zuo der sîn liebe was sô grôz,
daz er sie tac unt naht beslôz
in einer kemenâten,
als ie die tôren tâten;
wan man spricht, wer frouweu hüete
unt hasen zæme, daz der wüete.
Den rîchen man des niht verdrôz:
swenn er des nahtes die tür beslôz,
er leit die slüzzel under sîn houbet.
Eins nahtes het er wol gestoubet,
dô slôz die frouwe lîse ûf die tür,
unt gie zuo irm amîse hin für.
Under des erwachte der man,
unt misset ir; dô lief er sân
unt warf einen rigel für.
Die frouwe quam darnâch an die tür
unt bat durch Got si lâzen în;
er sprach: „Ir übel êbrecherîn,
zwâr ir müezet dâ ûzen sîn,
biz iur friunde und ouch die mîn
morne zuo einander kumen
iu ze schanden oder ze vrumen."
Si sprach: „Unt west du mîn pîn,
ân zwîvel du liezest dîn zürnen sîn.
Ich wær vil gern bî dir beliben,
unt hæt mich nôt niht ûf getriben,
die ich dir niht sagen wil."
Er sprach: „Setzet iuwer rede ein zil;
ir müezet dâ vor des tages erbîten!"
Si sprach: „Ich kan dir niht strîten,
denne daz ich mich gên wil ertrenken,
ê denne ich mich lâze krenken
an mînen êren, die ich hân
biz her behalten ân arcwân."
Sust wart der guote man verrâten;
wanne ez stuont bî der kemnâten
ein cistern, die was tief;
zuo der die frouwe balde lief,
unt warf einen grôzen stein dar in,
als ob sie ez selber solte sîn
drin gevallen. Der arme man
kome in sînem hemde sân
geloufen, wanne er wolte besehen,
wie der frouwen wær geschehen.
Die stuont verborgen bî der tür:
do sie dem man gewartet her für,
dô lief sie balde hin wider în,
unt beslôz die tür. „Daz lât mir sîn!"
sprach der man, „ir trügnærîn,
ez kostet iur leben oder daz mîn!"
Si sprach: „Zuo wes huote vregt ir?
Mich dunket, daz laster, daz ir mir
gern âne schulde hete erzeiget,
daz sî nâ gen iuch geneiget;
wanne ir wolte bî mir nie belîben,
unt gienget ûz zuo andern wîben.
Daz wil ich mînen friunden klagen,
unt wil iu nû nimmer vertragen,
als ich biz her hân getân."
Seht, alsus wart der guote man
gevangen in sîn selbes stricke:
er muoste tuon, als noch vil dicke
manic man tuon muoz durch sîn êre;
ê danne daz laster sich gemêre,
sô muoz er eteswenne über sehen
ein dinc, als ez niht sî geschehen.

6. (Von worten).

Der besten gâbe eine, die Got hât
dem menschen geben an aller stat
nâch lîbe unt sêle, daz sint wort:
die vegent fiur, schôn, kraft unt hort.
Swer sie kan ze rehte wegen,
triuwe unt witze mit zühten pflegen,
des lêre ist als ein meien regen,
dem Got hât geben sînen segen.
Swer aber der êren sich erwigt,
unt teglîcher unzühte pfligt,
des wort, des werc sint ungenæme,
Got und den sînen widerzæme.
Manic man sîn wort besliuzzet
sô sêre, daz redens in verdriuzzet;
mit worten manger über fliuzzet
des rede wenic ieman geniuzzet.
Bœsiu wort unt bœsiu werc
haben die von Lasterberc;
süezziu wort unt süezziu werc
habent die von Sældenberc;
guotiu wort unt übeliu werc
habent die von Trügenberc.
Wir haben zwei ôren und einen munt
von nâtûr, daz uns sî kunt,
daz wir vil mêre gehœren süln,
denn ûz malen mit mundes müln.
Wort weichent mangen herten zorn,
von worten werdent friunde verlorn,
wort haltent ûf die cristenheit,
wort füegent beide, lieb unt leit;
wort sliezen ûf der herzen schrîn,
die lange beslozzen muosten sîn;
wort tuon uns guot und übel kunt;
manic mensch von worten wirt gesunt.

Starker worte reinikeit
bewert di siben heilikeit;
toufen, firmen, bîhte, ölunge
sint an worten ordenunge.
Wort haben der cristenheit geben
ritter, pfaffen und êlich leben.
Die wort für alle wunder wegent,
mit den daz brôt die priester segent
ûf dem alter und den wîn:
in den zwein wil Got selber sîn
wâre Got, wâre mensch ân underscheiden,
ân zwîvel ganz in beiden.
Dirre sin ist ouch dâ vor gerüert,
aleine er sî hie ingefüert,
daz man in merke dest baz
zeimâl vil mêre, denn zwir vergaz.
Sint aller künste meisterschaft
an worten leit und ouch an kraft,
sô merket, waz uns geschriben hât
Aristôteles an einer stat:
Got hât die sprache dem menschen geben,
daz er mit ir ûz rihte sîn leben,
wann ez vil mêre bediutunge hât,
denn alle ander sin hânt getât.
Sît Got vergebene uns hât geben
die sprache, so sül wir dar nâch streben,
daz wir sie jungen und alten mite
vergebene teiln nâch friundes site,
unt sie mit guoter lêre spîsen,
unt gen dem himelrîch wîsen.
Gotes lop sül wir gemêren
mit worten, unt süuder bekêren,
fride machen, predigen, beten,
der sêle unkrût mit worten ûz jeten,
unt mit worten alsô verswenden,
daz uns die viende her nâch iht schenden.
Swer aller sprache kraft wil haben,
der merke mit flîze fünf buochstaben,
die sint sô wirdic unt sô schœne,
daz elliu wort und allez gedœne
nâch inen gestimmiet müeze sîn:
des heizet man sie die stimmerîn.
Â hebt und endet des mannes leben:
Ê dem wîbes namen ist gegeben;
Î trotzes und ouch wunders pfligt;
Û von im selber niht vil wigt;
Ô schricket, rüefet, wünschet, wundert.
Dise buochstaben sint ûz gesundert
mit sô hôher wirdikeit,
daz die rede lanc unt breit
würde, solde ich sie gar durch gründen;
doch wil ich einz für wâr erkünden.
Swer tiutsch wil eben tihten,
der muoz sîn herze rihten
ûf mangerleie sprache.
Swer wænt, daz die von Âche
redent, als die von Franken,
dem süln die miuse danken.
Ein ieglîch lant hât sînen site,
der sînem lantvolke volget mite.
An sprache, an mâze und an gewande
ist underscheiden lant von lande.
Der werlte dinc stêt über al
an sprache, an mâze, an wage, an zal;
ist aber niht tugent in disen drîn,
schiltet man sie denn, daz lâze ich sîn.
Swâben ir wörter spaltent,
die Franken ein teil sie valtent,
die Beire sie zezerrent,
die Düringe sie ûf sperrent,
die Sahsen sie bezuckent,
die Rînliute sie verdruckent,
die Weterouwer sie würgent,
die Mîsenær sie wol schürgent,
Êgerlant sie swenket,
Ôsterrîch sie schrenket,
Steirlant sie baz lenket,
Kernte ein teil sie senket,
Beheim, Ungarn unt Lamparten
houwent niht mit tiutschen barten,
Frankîs, Walhe und Engellant,
Norwî, Ybern sîn unbekant
an ir sprache tiuschen liuten:
nieman kan ouch wol bediuten
kriechisch, judisch unt heidenisch,
syrisch, wendisch, kaldêjisch.
Swer daz mischt in tiutsch getihte,
die meisterschaft ist gar ze nihte.
Die lantsprache dâ vor genant
in tiutschen landen sîn bekant;
swer ûz den iht guotes nimt,
daz wol in sîne getihte zimt,
mich dunket, der hab niht missetân,
tuot erz mit künste unt niht nâch wân.
Wenn Westvaln unt manic lant,
die hie belîben ungenant,
in tiutschen landen sînt bekant;
aleine so manger zungen bant
würgen, zwicken unt binden
vorn, mitten unt hinden.
Wenn T unt N unt R
sint von den Vranken verr
an manges wortes ende;
wer wil dâ für sie pfende?
Ob Swanfelder ir wörter lengent
unt Babenberger ir sprache brengent
von den hülsen ûf den kern,
ein ieglich mensch sprichet gern
die sprache, bî der ez ist erzogen.
Sint mîniu wort ein teil gebogen
gen Franken, nieman daz sî zorn,
wann ich von Franken bin geborn.
Auch sol man noch besunder danken
eins sprichwortes allen Franken:
Man sprichet gern, swenn man lobt hiute,
er sî der alten frenkischen liute,
die wâren einvaltic, getriuwe, gewære:
wolte Got, daz ich alsam wære!
Sîn vaterlant nieman schelten sol,
sînen wirt, sînen herren, daz zimt wol;
ist aber iht untugent in disen drîn,
schiltet man sie denn, daz lâze sîn:
Franken lant hât êren vil.
Von der rede ich kêren wil,
unt wil von andern sprachen sagen:
des enlât iuch niht betrâgen.
Judisch, kriechisch unt latîn
müezen in allen messen sîn,
wanne aller sprachen lêrærin
ist kriechisch; sô muoz judisch sîn
der sprache muoter über lant:
daz ist den wîsen wol bekant.
Aber aller sprache künigîn
über alle die werlde ist latîn.
Daz vellet schôn vorne ûz dem munde;
Judisch houchet in der kel grunde,

kriechisch stôzzet ûf an den gûmen.
Dise drî sprachen sint rôsen bluomen
vor andern ûf der werlde heide,
die wîle man unt wîp lebent beide.
Mit den drîn sprachen schrîben hiez
einen brief Pilâtûs, den man stiez
oben an daz criuz, dô Krist an leit
die marter umb unser sêlikeit.
Tiutsch hât wîte hofstat;
latîn an smalem vletze stât,
als ein wol gezieret meit,
die jungen und alten beheit,
die ir mit ganzen triuwen gernt,
unt sie mit valsch niht beswernt.
Kriechisch gar wît gestriuwet lît;
judisch in im hât selber strît
mit manegen puncten underscheiden,
oben und unden vor jen beiden.
Wizzet, daz der heiligen schrift
wort sint ûzen als ein wift,
die doch vol honeges stecken innen,
süezer lêre unt Gottes minnen.
Einvaltige wort wurden nie gehôrt,
denn di Got sprach: di habent den hort
aller wîsheit doch begriffen,
aleine sie lützel sîn gesliffen
unt geblüemet, als manic man
in der werlde nu reden kan.
Des wæne ich, daz die zwelfboten
niht sô mangerleîe knoten
an den predigen hân gemacht,
als man sider hât erdâht.

Ulrich Boner.

Einem zu Bern verbürgerten Geschlecht entsprossen, lebte **Ulrich Boner** in seiner Vaterstadt als Predigermönch, war aber, wie man aus zahlreichen Urkunden ersieht, auch in mancherlei öffentlichen Angelegenheiten thätig. Diese Urkunden fallen in die Jahre 1324 bis 1349; dagegen ist sowohl das Jahr seiner Geburt, als das seines Todes unbekannt. Daß der durch die erwähnten Urkunden beglaubigte Ulrich Boner ohne allen Zweifel unser Dichter war, wird nicht nur durch die unverkennbar schweizerische Mundart desselben, sondern auch dadurch bestätigt, daß er seine Fabeln einem Herrn Johannes von Ringgenberg widmete, und ein Ritter dieses Namens im Jahr 1330 Mitglied des großen Raths der Stadt Bern war, in welcher er im Jahr 1340 in hohem Alter starb. Wahrscheinlich ist dieser auch eine und dieselbe Person mit dem Johannes von Rinkenberg, von welchem die Manessische Liederhandschrift einige Spruchgedichte mittheilt.

Boner hat seine Fabeln und Erzählungen, welche er bîschafte nennt, selbst zu einem Ganzen vereinigt und unter dem Namen „**der Edelstein**" bekannt gemacht. „Es mag dies Büchlein", sagt er in der gereimten Vorrede, „mit Recht der Edelstein heißen, denn es trägt in sich Beispiele mancher Klugheit, und es erzeugt auch gute Gedanken, wie der Dorn ja die Rose hervorbringt. Wer nicht erkennet wohl den Stein und seine Kraft, des Nutz ist klein; wer oben hin die Fabel ansieht, und inwendig nicht erkennt, der hat auch nur sehr kleinen Nutzen davon." Es würde aus dieser bestimmten Aeußerung unzweifelhaft hervorgehen, daß der Dichter bei der Abfassung seiner Fabeln einen didaktischen Zweck im Auge hatte, wenn es sich nicht schon aus diesen selbst auf das Bestimmteste ergäbe, da alle mit einer oft ziemlich langen Nutzanwendung schließen, in welcher der Dichter die innere Bedeutung des erzählten „Beispiels" in einer einfachen, aber klaren und kräftigen Sprache entwickelt, und oft mit den Worten Freidanks darstellt, ohne jedoch denselben zu nennen, was übrigens dem Dichter um so weniger zum Vorwurf gemacht werden kann, als das Werk Freidanks zu seiner Zeit so allgemein bekannt war, daß er voraussetzen durfte, es würde jeder Leser sogleich denselben erkennen, und er es daher nicht für nöthig fand, den Verfasser der angeführten Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten zu nennen. Noch deutlicher spricht der Dichter seine Absicht zu belehren in einer früheren Stelle des Vorworts aus. „Es sagen auch die Meister wohl: mehr als das Wort wirkt ein Beispiel; das stärket manches Menschen Muth an Tugenden und an Trefflichkeit; gutes Beispiel trägt der Ehren Kleid; gutes Beispiel zügelt den wilden Mann; gutes Beispiel Frauen zähmen kann; gutes Beispiel ziert Jung und Alt, recht als das grüne Laub den Wald."

Die meisten Beispiele des Edelsteins beziehen sich gleich der Aesopischen Fabel auf Thiere und Pflanzen; unter den hundert Stücken, aus welchen die Sammlung besteht, sind kaum zwanzig, welche als eigentliche Erzählungen gelten könnten, d. h. welche Begebenheiten aus dem menschlichen Leben in poetischer Weise vortragen, während sich bei andern Dichtern beinahe das umgekehrte Verhältniß findet. Dies läßt sich nicht nur aus dem Umstande erklären, daß Boner seine Stoffe zum weitaus größten Theil aus zwei ältern lateinischen Fabelsammlungen entnahm, sondern ganz besonders daraus, daß er die Thier- und Pflanzenwelt zur Versinnlichung moralischer Wahrheiten für vorzüglich geeignet hielt. Daher sagt er auch ausdrücklich in seinem Vorworte: „Unbegreiflicher Gott, verleihe uns, daß wir dein Gebot halten nach dem Willen dein und frei von allen Sünden seien, und wir erkennen die Gethat (Geschöpfe), die deine Hand geschaffen hat, die du uns, Herr, hast gegeben zu **einem Spiegel**, daß wir unser Leben richten auf den hohen Grat (Gipfel) der Tugenden und auf der Ehren Pfad: denn uns lehrt jede Kreatur, sie sei gut oder bös, daß man dich, o Herr, minnen soll." So ergibt sich aber auch, daß Boner die Erscheinungen der sinnlichen Welt, durch welche er irgend eine Wahrheit veranschaulichen wollte, nicht als bloß zufällige Erscheinungen ansah, denen man diese oder jene Bedeutung willkürlich und nach der jedesmaligen Absicht des Dichters beilegen konnte, sondern als bestimmte und nothwendige Aeußerungen irgend einer Wahrheit, welche Gott auf diese sinnliche Weise habe aussprechen wollen, damit sie der Mensch desto leichter und sicherer auffasse. Wenn ihm aber eben deshalb die Natur und deren einzelne Erscheinungen als vom Geiste Gottes belebt erschienen, so folgte daraus von selbst, daß er dieses Leben in seiner vollsten Aeußerung zu ergreifen und darzustellen suchte, daß er somit die beinahe ganz abstrakte Form der äsopischen Fabel zu einem lebensvollen Gemälde voll mannigfaltiger Beziehungen entwickelte, wozu ihn übrigens ohne Zweifel auch die ganz epische Auffassung der im Volke wurzelnden

Thiersage gedrängt haben mag. Wenn er daher auch, wie schon erwähnt, seine Stoffe zum größten Theil entlehnt hat, so hat er dieselben doch mit der größten Selbstständigkeit verarbeitet; seine Fabeln verhalten sich zu ihren Mustern wie das ausgeführte, farbenreiche Gemälde zu einem skizzenmäßigen Entwurf. Durch diese epische Ausführlichkeit ist aber der didaktische Zweck des Dichters nicht im Mindesten zurückgedrängt oder gar vernichtet worden, und seine Fabeln sind der beste Beweis, daß jene Ansicht unbegründet ist, nach welcher der Erzählungsstoff der Fabel auf seine wesentlichsten Punkte zusammengedrängt werden muß, damit die daraus zu ziehende Lehre um so kräftiger hervorleuchte. Vielmehr wird es aus den Fabeln Boners recht ersichtlich, daß die epische Ausführlichkeit der Erzählung wesentlich dazu beiträgt, das Gemüth des Lesers auf die nachfolgende Nutzanwendung vorzubereiten, ja diese in ihm selbst hervorzurufen, so daß, wenn der Dichter sie am Ende in bestimmter Weise ausspricht, der Leser vollkommen befähigt ist, nicht bloß sie zu verstehen, sondern auch in sein Gemüth einzuprägen. Es haben Boners Fabeln diese Wirkung um so mehr, als die Lehre stets mit der größten Klarheit und Sicherheit ausgesprochen ist, meistens in mehr oder weniger bekannten Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten, deren Darstellung er, wie wir schon berichtet, oft aus dem Freidank entlehnt hat. Was der Dichter in liebenswürdiger Bescheidenheit zur Entschuldigung der schmucklosen Einfachheit in seiner Darstellung sagt, enthält die treffendste Charakteristik seines Buchs. „Hundert Bischafte habe ich in diesem Buche niedergelegt," heißt es in der Schlußrede; „sie sind nicht mit klugen Worten geschmückt: einfältig an allen Orten und ungeziert sind meine Worte; doch enthalten sie einen Schatz von klugen Lehren. Eine dürre Schale trägt in sich oft einen Kern von großer Süßigkeit; ein kleiner Garten bringt oft Frucht hervor, die zum Heile dient. Schlichte Worte und schlichtes Gedicht, die lobt man freilich in der Welt nicht; wessen Worte sind künstlich geflochten, der hat jetzt gut gefochten. Wem aber schlichte Worte nicht nütze sind, keinen Nutzen der von den künstlichen gewinnt; es predigt Mancher hohe Weisheit, der doch sich selber nicht versteht. Wer das Schwert wohl gebrauchen kann, dem ist es nützlich: gar mancher Mann trägt Speer, Messer und Schwert, die in seiner Hand nur sind kleines Nutzens werth."

Und so enthalten die Fabeln des wackeren Dichters in der That einen Schatz von trefflichen Lehren, die seine Welt- und Menschenkenntniß im schönsten Lichte zeigen. Die Moral, die er vorträgt, beruht auf der innigsten Frömmigkeit und Gottesfurcht; nirgends aber erscheint klösterliche oder kirchliche Beschränktheit, und man überzeugt sich bald, daß der Dichter seine Lebensansichten nicht in den dumpfen Klostermauern gewonnen haben könne, daß er vielmehr mitten im regen und bewegten Leben gestanden haben müsse. Wie aus dem „Renner", so spricht auch aus dem „Edelstein" die schlichte, aber edle und gesunde Gesinnung des Volks; und wie Hugo, so ist auch Ulrich Boner der ächte Repräsentant des Bürgerthums, das sich in Bern übrigens schon damals lebenskräftig entwickelt hatte. So ist es ganz im Sinne des Bürgerthums, wenn Ulrich diejenigen tadelt, welche ohne Arbeit und Mühe ein angenehmes Leben, Ruhm und Ehre haben wollen (1), wenn er die Freiheit und Unabhängigkeit der Sklaverei und Leibeigenschaft entgegensetzt (4), oder wenn er, wie in dieser, so auch in einer andern Fabel, den Armen, wenn er frei ist, glücklicher schätzt, als den Reichen, der nicht sein eigener Herr ist. Allerdings hat Boner in diesen Stellen nicht bloß die äußere, bürgerliche oder politische Freiheit im Sinne, aber es ist unverkennbar, daß er auch diese meint. Doch selbst dann, wenn er an diese Beziehungen nicht denkt, tritt bei ihm die rein bürgerliche Gesinnung hervor. Nur ein Mann aus dem Volke und der mit dem Volke fühlte, konnte die sorgenlose Ruhe des Armen vor dem mit Sorgen überfüllten Leben des Reichen preisen (2) oder die Gemächlichkeit und den Ueberfluß als die Quelle der Krankheiten darstellen (3). Endlich tritt auch in ihm der Widerspruch gegen die kirchlichen Verhältnisse seiner Zeit lebendig und kräftig hervor; und er tadelt unter Anderm in der Erzählung vom Bischof und den Birnen, die auch Hugo von Trimberg erzählt (S. 215), mit großer Entschiedenheit die damals so häufig vorkommende Thatsache, daß Unwürdigen und sogar Unerwachsenen geistliche Aemter anvertraut wurden (7), und so ist auch die Geschichte von dem Pfaffen und dem Esel, die er mit dem liebenswürdigsten Humor vorträgt (5), gewiß nicht ohne Beziehung auf das Bestreben der Geistlichkeit, durch äußern Glanz die Gemüther der Menschen zu fesseln, welche freilich eben dadurch der wahren innerlichen Frömmigkeit entfremdet wurden.

Die übrigen Fabeln und Erzählungen Boners veranschaulichen in ihrer größten Zahl solche Lehren, welche geeignet sind, den Menschen zu einem heitern und zufriedenen Dasein zu geleiten und sein Gemüth für Tugend und Gottesfurcht empfänglich zu machen. Es sind diese Lehren freilich nicht neu, aber sie sind um so beachtungswerther, als sie auf tausendjähriger Erfahrung beruhen und tief im Bewußtsein des Volkes liegen. Wir haben aus den Fabeln dieses Inhalts nur zwei herausgehoben — der Raum gestattet nicht, eine größere Zahl mitzutheilen —; die eine „von der gefangenen Nachtigall (6), weil auch ein späterer Dichter (Wieland) denselben Stoff bearbeitet hat, wobei ihm freilich eine schon ganz episch ausgeführte französische Erzählung des 13. Jahrh. vorlag; die andere „Von dem König und dem Scherer" (8) wegen ihrer höchst gelungenen Darstellung.

Die schlichte und allgemein faßliche Sprache, in welcher Ulrich Boner seine Fabeln erzählt und die aus denselben sich ergebenden Lehren darstellt, trug nicht weniger, als die in ihnen herrschende Gesinnung dazu bei, dem Dichter die größte Anerkennung und Verbreitung zu verschaffen, was nicht nur die zahlreichen Handschriften bezeugen (unter welchen sich eine befindet, welche vom berühmten Liederdichter Heinrich von Laufenberg geschrieben wurde), sondern noch in höherem Maße daraus erhellt, daß der Edelstein eines der ersten deutschen Bücher ist, welches durch den Druck vervielfältigt wurde, und überhaupt zu den ältesten Drucken gehört, da er schon im Jahre 1461 (zu Bamberg) erschien.

1. Von einem boume ûf einem berge.

Von geislicher erbeit.

Ûf einem hôhen berge stât
ein boum, der michel wunder hât:

er ist hôch, grôz, lang unde breit,
mit schœnen esten wol bekleit,
mit loub ist er gezieret wol,
der besten vrüchten ist er vol,
sô ie ûf erden vunden wart.
Der selbe boum, der hât die art,
wel mensche sîner vrüchte gert,
daz der niemer wirt gewert
sîner vrüchte süezekeit,
er bekor denn ê die bitterkeit
der wurzen: diu ist bitter gar,
hert unt sûr ân allen vâr.
Wen denn erzögt diu bitterkeit
der wurzen, als ich hab geseit,
unt nicht wil haben stæten muot,
den nützent nicht die vrüchte guot,
er muoz erdarben sicherlîch.
Bî disem boume sô merk ich
daz hôch ûf gezogen leben,
daz niemen haben mac vergeben.
Er muoz sich üeben ûf dem plan
der tugenden unt muoz erbeit hân,
ê daz er ûf den hôhen grât
müg komen, dâ der boum ûf stât.
Wenn er der vrüchte süezekeit
bevindet, sô wirt gar sîn leit
zerstört, unt wirt sîn vröide grôz,
wand er stât aller sorgen blôz.
Dis bîschaft sî zuo den geseit,
die dâ went ân erebeit
wollust, lop und êre
besitzen iemer mêre.
Daz mag in niht zuo handen gân,
als verre ich mich dar ûf verstân.
Der boum ist edlr vrüchte vol:
wer kunst unt wisheit haben sol,
sicher, der muoz erbeit hân.
Ân erbeit nieman ûf mag gân
den berg unt komen ûf den boum:
gewunnen kunst ist nicht ein troum.
Wer aber slâft in sîner jugent,
noch êren gert, noch kunst, noch tugent
von trâgkeit nicht erwirbet,
wel nôt, üb der verdirbet
an kunst und an wîsheit gar?
Wer âne vlîz sîn jungen jâr
vertrîben wil in üppekeit,
sô der wirt alt, ez wirt im leit,
unt mag im wol beschehen daz,
das dik sîn ougen werdent naz
von riuwen; und ist daz vil wol,
daz man sîn denn spotten sol.

2. Von einer veltmûs und einer statmûs.

Von vrîer armuot.

Ein veltmûs eines zîtes sprach
vil vrœlîch, dô si êrst ersach
ein statmûs, ir geschlechte, komen,
si sprach: „Ez muoz mich iemer vromen,
daz du bist komen in mîn hûs.“
Mit grôzer gier luot si die mûs:
diu wirtîn hât vrœlichen muot;
die spîse ziert der wille guot.
Ein vrœlîch antlüt si ir bôt,
unt sprach: „Wir sullen âne nôt
ezzen, waz wir guotes hein:
wâ diu wirtschaft ist ze klein,
die machet grôz der wille guot.“
Diu statmûs dô mit vlîze luot
ir trût gespiln, die veltmûs,
unt vuort si mit ir in ir hûs,
in einen kelr berâten wol,
der was guoter spîse vol;
dâ lag vleisch unt vischen vil.
Si sprach: „Nu iz an, trût gespil,
der besten spîse, sô hie sî,
unt leb aller sorgen vrî.
Brôt, ziger unde kæse guot
iz vaste; wir sîn wol behuot
vor hunden unt vor katzen.“
Dô hôrtens schiere ratzen
an der türe slôz den koch.
Diu heimsche mûs vil balde vlôch,
ir trût gespilen lie si stân;
die enwiste, war si solte gân:
nu vlôch si hin, nu vlôch si har.
Der koch nam ir vil eben war;
er wolt si gerne ertretten hân,
dô muost er ûz dem kelre gân:
den kelr er wider zuo beslôz.
Die vrömde mûs vil sêr verdrôz:
si hæt der wirtschaft wol enborn;
daz leben hât si nâch verlorn.
Dar nâch schiere kam her ûz
geslichen ouch diu künde mûs;
si sprach: „Trût gespile mîn,
vröuw dich, unt lâ dîn trûren sîn!
Iz unt trink unt lebe wol:
dirr kelr ist süezer spîse vol.“
Dô antwurt ir diu vrömde mûs
unt sprach: „Unt kæme ich nu hin ûz,
ich wölt ein bônen lieber gnagen,
denn ich die vorchte wölti tragen
durch dîner spîse süezekeit,
diu mit der gallen bitterkeit
vermischet ist: die hab du dir!
Si vüegt dir wol, si vüegt nicht mir;
dâ von solt dus alleine hân:
ich wil ûz ûf den acker gân,
unt wil in armuot vrœlich leben;
du solt in grôzer vorchte streben.
Daz rîchste leben, daz man hât,
ist, der in armuot vrœlich stât.
Armuot ist âne sorge gar,
der rîch nimt manger sorgen war:
sô der arme ruowet wol,
so ist der rîche sorgen vol;
der arme ist sicher zaller stunt,
der rîche ûz sorge niemer kunt;
der arme slâft in sicherheit,
der rîche wacht in erebeit.
Wie mag diu wollust werden guot,
dâ vorcht unt sorg betrüebt den muot?
Ân vorcht ein kleine bezzer ist,
denn vil mit vorchte, wizze, krist!“
Mit disen worten und alsô
schiedens von einander dô.

3. Von dem ritten unt von der vlô.

Von übrigem gemache.

Ein ritte begegent einer vlô
eis mâls; dô was si nicht gar vrô;
si hât ein übel nacht gehebt,
unt hât vil herteklîch gelebt;
als was dem ritten ouch geschehen.
Beide gerieten si verjehen

einandern nâch dem gruoze ir nôt;
diu vlô sprach: „Ich bin hungers tôt!
Minr spîse wând ich sicher sîn;
ich sprich ez ûf die triuwe mîn,
hêr Ritte, daz ich dise nacht
niut anders tet, wan daz ich vacht;
daz mich gar kleinen doch vervieng.
Ich sag dir, wie ez mir ergieng.
Ze einem klôster dar kam ich,
gesprungen, dâ ich wânde mich
wol spîsen, dâ mir misselang.
Ûf ein hohez bette ich sprang,
daz was gebettet zarteklîch
der eptischîn; diu was gar rîch,
daz schein an ir gebærde wol;
aller kluogheit was si vol.
Dô si des âbends nider gieng,
und ichs an ir gemach enphieng,
vil gern ich hæt mîn spîs genomen.
Si wart gewar, daz ich was komen
ûz der gulter an den lîp;
si schrei: Irmendrût, belîp
nicht lange! kum her wider în!
mich bîzt neizwaz: waz mag daz sîn?
Hâst du nicht ersehen wol
diu lînlachen? triuwe, ich dir sol!
Ich zürne, daz geloube mir.
Zünd bald daz liecht! lâz lingen dir! —
Ich vlôch vil balde (sprach diu vlô);
daz îch entran, des was ich vrô.
Und dô daz liecht erlöschen wart,
dô kam ich ûf der selben vart
wider ûf daz bette, als ê.
Aber schrei diu vrouwe: Owê!
wie stât ez umb daz bette mîn?
entzünd daz liecht! waz mag diz sîn?
Dô vlôch ich balde; ez tet mir nôt:
wær ich begriffen, ich wær tôt.
Daz triben si die langen nacht;
mir wart dô nicht, waz ich gevacht.
Des bin ich hungrig unde laz;
Got welle, daz mir beschehe baz.“ —
Der ritte sprach: „Nu lâ daz sîn!
Mîn nacht ist als bœs, als diu dîn
gewesen; mir ist nicht vil baz
gesîn, denn dir, geloub mir daz.
In ein hûs ich gester kan,
ein wîp ich marterôn began;
ich erschutte ir ir gelider
krefteklîch; dô sâz si nider
bald, unt sôt ein starken brî,
und az; dâ stuont ein züber bî
mit wazzer, des trank si genuog.
Ein büttin si har vür dô truog
vol tuochen, diu si solte
bûchen, und enwolte
mir kein ruowe lâzen;
si hât mich gar verwâzen;
si ruowet nie die langen nacht:
mit unruowe si sêre vacht,
si stattet mir grôz ungemach.
Des morgens, dô der tag ûf brach,
den züber ûf ir houbt si nan,
unt zogte zuo dem bach hin dan,
unt spuolt ir tuoch. Daz tet mir wê,
ich mochte dâ nicht blîben mê;
ich bin gemartert jâmerlîch.
Wir süllen wechseln, daz rât ich,
unser herbrig beide,
unt morn bî unserm eide
süllen wir har wider komen,
unt süllen schaden unde vromen
einandern beide hie verjehen.“
Diu vlô sprach: „Daz sol beschehen!“
Der ritte bald ûf sînen gwin
zogte zuo dem klôster hin,
und erschut der eptischîn ir glider.
Ir jungvrouw half ir balde nider;
si wart gedecket harte wol,
ir kemenât was râtes vol.
Si sprach: „Mîn rugge und ouch mîn bein,
die ridwent vaste. Ein ziegelstein
soltu mir balde machen heiz:
unt würde mir ein senfter sweiz,
ich möcht vil lîchte wol genesen.
Ouch hab ich selbe daz gelesen,
daz man die vüeze rîben sol
mit ezzich unt mit salze wol.
Rôswazzer sol man balde haben,
dâ mit sol man mîn houbet laben;
daz ziucht ûz bœse hitze.
Acht eben, wenne ich switze,
sô nim den belz und decke mich.
Lâ nieman în, des bit ich dich,
daz der sweiz niht erwinde.
Sag ouch dem gesinde,
daz si alweg sîn bereit
ze tuonde, waz man in seit.
Du solt ouch gewarnet sîn,
daz man mit vlîze hüete mîn
an tranke und an spîse.
Ein muos von einem rîse,
mit mandelmilche wol bereit,
daz mache; ouch sî dir geseit,
zuckerviolet solt du dich
warnen: daz erküelet mich;
ich mag des baz ze stuole gân.
Ein grânâtöpfel solt du hân,
der mir ervrische mînen munt.
Ich danken dirs, wird ich gesunt.“
Des ritten wart erpflegen wol;
diu vlô was dennoch hungers vol.
An die herbrig kam sie hin,
dâ ê der ritte was gesîn,
dâ ir dô vil guot gemach
von der wescherîn beschach.
Si hât ir tuoch getrüknet wol,
ir hûs was armüete vol,
wirtschaft was dâ tiure.
Si saste sich zuo dem viure,
und az, daz si dâ mochte hân.
Dar nâch si slâfen began;
ûf ir strousak leit si sich dô:
des wart gemeit diu hungrig vlô.
Diu vrouw lag stille unde slief:
diu vlô ûf unde nider lief,
die spîse ir nieman werte;
si hât, des si begerte
die langen nacht. Des morgens vruo
kâmen si zesemen duo
beide, der ritte und ouch diu vlô.
Ir herbrig wâren si vil vrô.
Der ritte sprach: „Mir ist gar wol:
diu eptischîn mir betten sol
achtzehen wochen oder mê.“
Dô sprach diu vlô: „Mirst ouch nicht wê

ûf dem strousacke beschehen:
wen sol mich disen sumer sehen
ûf dem strousak wesen vrô.“
Von einander schiedens dô.
Wer dem siechtag losen wil,
dem mag sîn werden wol ze vil;
wen spricht, daz überig gemach
gesunde liute machet swach.
Nâch sînen statten wirt der man
siech dik, als ich vernomen hân.
Mit ernst diu wescherîn vertreip
den ritten, der doch lange bleip
bî der kluogen eptischîn:
des müez er iemer sælig sîn.

4. Von einem hunde und einem wolfe.

Von vrîheit unt von eigenschaft.

Ez giengen zwên gesellen guot
(die hâten ungelîchen muot)
ûf der strâz durch einen walt,
ir kœse, daz was manigvalt;
ez was ein wolf und ouch ein hunt.
Si kâmen ûf der selben stunt
ûf eine wise; daz beschach.
Vil schier der wolf zum hunde sprach:
„Sag an, trût geselle mîn,
waz meinet dîner hiute schîn?
Du bist sô stolz unt bist sô glat,
du macht wol guoter spîse sat
ân sorge werden alle tage.“
Der hunt sprach: „Hœr, waz ich dir sage!
Mîn lieber meister spîset mich
von sînem tische, dur daz ich
behüet sîn hof und ouch sîn hûs.
Wer iutsiut tragen wil dar ûz,
daz künd ich; dar um bin ich liep.
Ich lâz den rouber, noch den diep
niutsniut ûz dem hûse tragen:
hie mit ich mîne spîs bejagen.“
Dô sprach der wolf: „Daz ist vil guot:
sô hâst du dik ruowigen muot,
so ich muoz in den sorgen streben,
wi ich gespîs mîn armez leben.
Unt wær ez an dem willen dîn,
dîn geselle wölt ich gerne sîn,
daz ich mîn spîse môchte hân
ân sorge.“ Der hunt sprach: „Nu wol dan,
hêr Wolf, in mînes meisters hûs
mit mir! dâ trîbt iuch nieman ûz.“
Der wolf, der wart der rede vrô;
mit einander giengens dô.
Der wolf des hundes kelen sach;
zuozim er dô vil balde sprach:
„Sag an, trût geselle mîn,
waz meinet, daz diu kele dîn
ist beschaben unt beschorn?
Dur waz hâstu daz hâr verlorn?“
Der hunt sprach: „Daz wil ich dir sagen:
des tags muoz ich ein kelben tragen,
unt muoz an einem seile stân
gebunden: nienent mag ich gân,
ich muoz statlîch gevangen sîn;
daz lîd ich dur die spîse mîn.“
Dô dis rede alsus beschach,
der wolf dô zuo dem hunde sprach:
„Neinâ, trût geselle mîn,
dur niht wil ich gevangen sîn.
Als liep ist mir noch nicht mîn bûch,
daz ich dur in well geben ûf
mîn vrîheit: daz geloube mir!
Dîn guoten spîs, die hab dû dir
und hab ouch mangen langen tag!
Sô wil ich ezzen, daz ich mag
haben, mit vrîgem muote:
daz kunt mir baz ze guote.
Ich will den vrîgen willen mîn
nicht geben um die spîse dîn.“
Sus lief der wolf ze walde;
der hunt îlt heim vil balde. —
Rîcher ist ein armer man,
der vrî gemüete wol mag hân,
denn der ist rîch und dienen muoz:
dem wirt vil selten sorgen buoz.
Der eigen ist, wâ ist des muot?
er hât doch weder lîp noch guot.
Es ist nicht sîn, daz selb er hât,
der âne vrîgen willen stât.
Vrîheit zieret allez leben,
unt kan wol guot gemüete geben;
vrîheit hœhet wîp unt man,
den armen si rîch machen kan;
vrîheit ist der êren hort,
si überkrœnet werk unt wort.
Mich dunkt, er hab ein armez leben,
der vrîgen willen ûf muoz geben.
Vrîheit gât vür allez guot
der welte: wer sîn vrîgen muot
ûf gît umb silber und umb golt,
dem wirt ze teil des riuwen solt.

5. Von einem pfaffen und einem esel.

Von üppekeit der stimme.

Ein pfaf was jung und dâ bî kluog,
als noch pfaffen ist genuog;
er was stolz unt hôch gemuot.
Sîn stimme dûcht in harte guot;
ûf singen er gevlizzen was:
er wând, daz nieman singe baz,
denn er: des war er gar gemeit.
Mit singen hât er erebeit;
iedoch was er gesanges vol.
Wie ez doch nicht geviele wol
den liuten, doch er dicke sang:
des in sîn narrekeit betwang.
Nu kam ez von geschicht alsô,
daz er sang âne mâze hô
ûf dem altâr; dô stuont dâ bî
ein vrowe, diu hât ir eselli
verlorn vor an dem dritten tage:
si wênde vast, grôz was ir klage.
Dô si der pfaffe weinen sach,
vil güetlich er dô zuozir sprach:
„Sagent, vrowe, waz meinet daz,
daz iuwer ougen sint sô naz?“
Er wând, ir wær gevallen în
ein andâcht von der stimme sîn,
unt sprach: „Sol ich iu singen mê?“
„Nein, ir hêrre; ez tuot mir wê!“
„Wâ von? daz solt ir mir nû sagen.“
„Gern, hêr!“ sprach si, „ich muoz iu klagen
wâ von ich geweinet hân.
Mîn esel, der mir vil wol kan,
den hânt die wolf verezzen:
des mag ich nicht vergezzen.
Wenn ir singent sô gar hêrlich,
sô ist iuwer stimme gelîch

der stimme, die mîn esel hât:
sô manent ir mich ûf der stat
an mînen esel. Hèrre mîn,
mich wundert, wie daz müge sîn,
daz iuwer stimme sô gelîch
mîs esels ist: daz wundert mich.“
Der üppig pfaffe wart geschant:
sîn eselstimme wart erkant;
doch er geviel im selber wol,
als billîch noch ein esel sol.
Wer wænt, daz er der beste sî,
dem wont ein gouch vil nâhen bî.
Mich wundert, daz daz ôre stât
sô nâch dem munde, unt nicht vervât,
daz ieman welle erkennen sich
unt sîne stimme: des wundert mich.
Ez wænt manger singen wol,
des stimme hert ist unde hol,
unt brieschet, als der esel tuot,
Hôrt er sich selben (daz wær guot)
mit vrömder liuten ôren,
er würd nicht zeinem tôren,
als disem pfaffen ist geschehen.
Ouch hœr ich vil der liuten jehen:
der übel singt, der singet vil:
menglîchen er ertouben wil.

6. Von einer nachtegal, wart gevangen.

Von weltlicher tôrheit.

Ein weidman vieng ein vögellîn,
daz was klein, stolz unde vîn;
ein nahtegal waz ez genant.
Als schier erz nam in sîne hant,
und ez ertœdet wolte hân,
daz vögelîn sprach: „Nu lâ mich gân:
du macht nicht werden sat von mir.
Drî lère wil ich geben dir,
mit den du sælden wirdest vol,
ist, daz du si behaltest wol.“
Er sprach: „Sag an, waz mag daz sîn?“
Dô sprach daz kleine vögellîn:
„Du solt gelouben niemer daz,
daz ungeloublîch sî: dur waz
sol man daz gelouben icht,
daz nie beschach, noch niemer beschicht?
Daz ander ist, daz du kein leit
solt haben, noch kein erebeit
in dînem herzen umb diu ding,
diu alsô hin vervaren sint,
daz si her wider nicht mügen komen:
daz leit nieman kan gevromen.
So ist diu dritte lère mîn,
daz du nicht solt gevlizzen sîn
umb daz, daz dir nicht werden mag;
er tuot im selber grôzen slag,
der nicht behaltet diz gebot,
unt mag wol sîn der liuten spot.
Dis lèr soltu behalten wol,
sô macht du wîsheit werden vol.“
Der mân, der wart der lère vrô,
daz vögelîn liez er vliegen dô
ûf einen boum. Dô daz beschach,
daz vögellîn zem manne sprach:
„Du hâst unwîslîch gar getân,
daz du mich, tôre, hâst gelân
vliegen: daz muoz dir schade sîn,
wan ich trage in dem lîbe mîn
ein stein, ist edel unde grôz;
wer in hât, der wirt nicht siglôs.
Er zerstœrt ouch alle gift;
eis strûzes ei er übertrift
an grœze: den hâst du verlorn.“
Der tôre hæte wol gesworn,
ez wær allez gewesen wâr:
sînr lèr hât er vergezzen gar,
die im der vogel hât gegeben.
Er wart betrüebt als um sîn leben,
unt geloubte, daz unmüglich was,
unt wart gevlizzen sêr ûf daz,
wie er den vogel möcht gevân.
Dô sprach daz vögelîn zuo dem man:
„Iemer muost ein narre sîn!
Niut hâstu der lère mîn
behebt: du hâst geloubt diu ding,
diu gar ungeloublich sint.
Daz ich hab ein grôzen stein
in mir, dar zuo bin ich ze klein.
Dar zuo leit unt smerzen
hâstu in dînem herzen,
daz du mich, tôre, hâst verlorn.
Ouch ist dînem herzen zorn,
daz du nicht macht gevâhen mich:
mîn weg und dîn sint ungelîch.
Du haltest nicht die lère mîn,
dâ von muostu ein tôre sîn.“
Ein tôr wirt dik gelèret wol,
doch ist sîn herze goucheit vol.
Wer daz geloubt, daz nicht mag sîn,
da ist nicht grôzer witzen schîn.
Waz ân Got nieman wenden kan,
daz sol man hin ze Gotte lân.
Wer gert, daz im nicht werden mag,
daz ist sînr girde ein niderslag.
Er ist nicht wîse, wer des gert.
des er doch niemer wirt gewert.
Wie vil nu hôher lère hât
diu welt, mang mensche dar ûf gât,
daz er geloubt, daz nicht ist guot,
unt sîner sèle schaden tuot,
unt richtet nâch den dingen,
dâ im muoz misselingen,
als dirre tôre hât getân.
Sîn herze muoz in riuwen stân,
der rechter lèr nicht volgen wil.
Noch ist der selben tôren vil,
die ich nu nicht wil nennen hie,
der narre ein tôre dannan gie.

7. Von einem bischofe und einem erzpriester.

Von unwirdigem ampte.

Von einem bischof list man daz,
daz er in hôhen èren sâz.
Gelèrter pfaffen hât er vil,
sîn wirdekeit was âne zil.
Nu hât er einen jungeling,
ein schuoler kluog ûf alle ding
bî im, der was sîs vettern kint,
der was dem bischof gar gemint;
und dô sîn erzpriester gestarp,
der jungling umb daz ampt dô warp:
der bischof tet, des er begert,
doch er des amptes was unwert.
Dar nâch nicht lange wart gespart,
wan daz dem bischof gesendet wart
ein korp mit guoten biren vol;

der danket er dem boten wol:
gar liep was im der prîsant.
Zuo sîm gesind sprach er zehant:
„Wem mag ich getriuwen wol,
der mir der biren hüeten sol?
Würde der birn deheiniu verlorn,
daz wær mir nicht ein kleiner zorn.“
Dô sprach der jungling: „Hèrre, mir!
ich hüet ir wol nâch iuwer gir,
daz ir keiniu wirt verlorn;
sô wirt gestillet iuwer zorn.“
Zem jungling sprach der bischof duo:
„Mich dunkt, du sîst ze tump dar zuo:
ich getriuw dir nicht der biren wol,
eim andern ichs bevelhen sol.
Ich vürcht, gæb ichs in dîn gewalt,
si würden gezzen ungezalt:
ich wil dur niut der biren dir
getriuwen, des geloube mir!“
Dis rede erhôrt ein wiser man;
mit ernst sach er den bischof an,
unt sprach: „Nu müez erbarmen Got,
daz ir begangen hânt den spot,
daz ir sô mange sèle hânt
bevoln dem, der iu was erkant
unt sîn kintheit unt sîn jugent!
Dâ von ir wol iemer mugent
ungemach haben unde leit.
Dem ir die biren hânt verseit
ze hüeten, der sol phleger wesen
der sêlen! wie mag dâ genesen
daz schâf, sô wolf ze hirte wirt?
Ûf der strâz wirt er verirt,
den der blinde vüeren sol;
vallent si beide, daz ist wol.
Diu schâf gar verirret sint,
als schier ze hirte wirt ein kint;
wie berichtet der ein andern man,
der sich berichten nicht enkan?
Wie mag der gespîsen wol
diu schâf, der niemer wirdet vol
unt lebt in stæter gîtekeit?
ze scherende sint si wol bereit.
Spîsten si diu schâf, als gern,
als rechte wol si kunnen schern,
diu schâf gestüenden deste baz.
Nu gât ir arger list ûf daz,
wie diu schâf werden geschorn.
Üb die sêlen werdent verlorn,
dar ûf hânt si versorget gar:
si enruochet, war diu sêle var.
Der wîse bischof, der beval
dem jungling sêlen âne zal,
unt wolt im doch bevelhen nicht
die biren. Noch daz dik beschicht,
daz einr der sêlen hüeten sol,
dem man doch nicht getriuwet wol,
daz er wol selber sî behuot.
Er vindet wol, wer alsô tuot,
sîn lon, den Got dar umb wil geben.
Got geb uns daz êwig leben.

8. Von einem künige und einem scherer.

Von ansehunge des endes.

Ein margt huop sich in einer stat.
Der margt vil grôze vrîheit hât:
ez wærin vrouwen oder man,
wer dâ ze margte wolte gân,
der hâte vride siben tage.
Nu hœret wol, was ich iu sage:
Der selbe margt was wol behuot,
dâ was veil aller slachte guot;
was ieman ze koufen gert,
des wart er ûf der stat gewert.
Ein hôher phaffe, an künsten rîch,
kam ûf den margt unt tet gelîch,
als er ein koufman solte wesen;
er sprach: „Wer iemer wil genesen,
der kouf, des er müg haben heil,
von mir: grôz wîsheit hab ich veil.“
Vür den küng diu rede kam;
sîn knechte sant er bald hin dan,
daz si dur niut vermitten,
wan daz si balde ritten,
und im kouften die wîsheit;
unt sprach, im wær bî niute leit,
waz si dar umbe müesten geben.
Die knecht vernâmen daz vil eben:
grôz silber si dâ nâmen.
Dô si zem meister kâmen,
dô sprach einr: „Wir sint har gesant;
mîn hêr, der küng, hât iuch gemant,
daz ir diz silber süllent nemen,
unt sülleut im die wîsheit geben.“
Er enphieng daz silber unt saz nider,
unt schreip ein wort unt sant daz wider
dem künge mit den botten sîn.
Daz wort ze tiutsche von latîn
spricht: „Du solt daz end an sehen
dînr werken, unt waz dir beschehen,
mag dar umbe kümfteclich:
der wîsheit solt du vlîzen dich!“ —
„Dem künge bringent diz gebot
von mir!“ — Daz dûcht si gar ein spot.
Si hætin des wol alle gesworn,
daz guot wær genzclich verlorn,
daz umb die wîsheit was gegeben,
dâ mite doch der küng sîn leben
behuop. — Der kouf geviel im wol:
daz wort was grôzer sinnen vol.
Er hiez ez schrîben ûf sîn tür
mit guldîn buochstaben; wer dâ vür
gieng, der mocht ez wol gelesen;
der küng wær anders tôt gewesen
eismâls, als ich iu sagen wil.
Heimlîcher vinde hât er vil,
die stalten alle ûf sînen tôt,
doch heimlîch, daz si nicht in nôt
kæmen umb ir missetât.
Nu gieng ûf heimlîch mort ir rât
(ir aller triuwe, diu was klein):
gemeinlich kâmens über ein,
daz si grôz guot wöltin geben
eim scherer, der dem küng sîn leben
næme, so er in solte schern.
Si wöltin in des guotes wern
als bald, sô er ez hæt getân.
Nu wolte hin der scherer gân
zuo dem künge in den palas,
unt wolte schier vollenden daz,
dar umb er hât enphangen guot.
In grôze vorchte kam sîn muot,
dô er die schrift alrêrst gelas,
diu ûf der tür geschriben was:
„Daz end dînr werken solt an sehen,
unt waz dar um dir müg beschehen!“

Vil vaste zittren er began,
ein tœtlîch varwe er gewan.
Der küng erschrak, dô er in sach
als bleich: vil bald er zuozim sprach:
„Sag an mir bald, waz ist dîn nôt?
oder du muost geligen tôt!“
Der küng, der hiez in balde vân,
unt hiez in binden unde slân,
unz er verjach ân allen wân
daz mort, daz er wolt hân getân,
des in diu schrift gewendet hât,
diu ûf der tür geschriben stât.
Alsus behuop der küng sîn leben;
sîn vînde muosten alle geben
versengelt; daz was vil wol:
das koufte wort was nutzes vol.
Wer daz ende an sehen kan
sînr werken, der ist ein wîser man;
wer an daz ende sehen wil,
der kumt nicht ûf des riuwen zil.
Daz ende krœnt, unt nicht der strît,
guot ende guoten namen gît.
Daz ende wol vertrîben kan
die sünde, wer ez sihet an.
Ein guot end macht allez guot,
guot ende niemer übel tuot.
Der schifman in dem ende stât,
unt richt daz schif, daz ez wol gât.
Wer sich in daz ende leit,
der gewinnet selten leit.

Konrad von Ammenhausen.

Konrad, aus dem Geschlechte der Edlen von Ammenhausen im Thurgau stammend, war Mönch und zugleich Leutpriester, d. h. Pfarrer zu Stein am Rhein im jetzigen Kanton Schaffhausen, und lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts; das Gedicht, durch welches er bekannt wurde, beendigte er im Jahre 1337. Er war damals noch nicht bejahrt, wie er selbst zu wiederholtenmalen berichtet; doch hatte er schon größere Reisen gemacht, er hatte Frankreich, die Provence und Churwalchen, d. h. Bünden, besucht, und sich in jenen Ländern mannigfaltige Kenntnisse gesammelt, jedenfalls einen sichern Blick in die verschiedensten Lebensverhältnisse gewonnen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch sein Gedicht vom Schachspiel (Schâchzabelbuoch) eine Frucht seiner Reisen ist, denn wahrscheinlich hatte er in Frankreich das Buch des Predigermönchs Jacobus de Cessolis von Rheims über das Schachspiel kennen lernen, welches damals in hohem Ansehen stand; es wäre sogar nicht undenkbar, daß unser Konrad mit dem französischen Dominikaner persönlich bekannt worden wäre. Dieser hatte gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts das Schachspiel zum Gegenstande einer langen Reihe von Kanzelvorträgen gemacht, in welchen er alle einzelnen Figuren desselben benutzte, um die Sitten der hohen und niedern Stände, des Adels und der Bürger, der Gewerbsleute und der Ackerbauer zu schildern, und die Pflichten zu entwickeln, die jeglicher Beruf und Stand zu beherzigen habe. Da diese Predigten allgemein gefielen, bearbeitete sie Jacobus zum Zweck der Veröffentlichung, indem er die Predigtform mit der der Abhandlung vertauschte. Dieses Buch nun brachte Konrad in deutsche Reime, und wie das Original in kurzer Zeit in den meisten Ländern Europas große Verbreitung gewonnen hatte, so erfreute sich auch die deutsche Uebersetzung, wie die zahlreichen Handschriften darthun, eines nicht geringen Anklangs, den sie, wie ihr Vorbild, nebst der tüchtigen Gesinnung und der praktischen Lebensanschauung, die sich darin kundgibt, den mannigfaltigen, mit mehr oder weniger Geschick eingeflochtenen Erzählungen und Geschichtchen zu verdanken hatte. Jedenfalls hatte Konrads Gedicht seine Verbreitung mehr dem Inhalte, als seiner Form zu verdanken, da es in dieser Beziehung weit hinter den besseren Dichtungen des Mittelalters zurücksteht, wie denn auch Konrad selbst mit großer Bescheidenheit von seinem Beruf als Dichter spricht. Das deutsche Gedicht folgt dem lateinischen Original Schritt für Schritt, doch finden sich auch mancherlei Zusätze, die zum Theil aus verschiedenartigen Schriften entlehnt, zum Theil aber auch aus dem Leben und der Geschichte der Heimat und seiner Zeit entnommen sind. Das Ganze zerfällt in vier Theile, deren erster von der Erfindung des Schachspiels handelt. „Einst lebte ein Tyrann, Namens Evilmoradach, Nabuchodonosors Kind, der gegen sein Volk mit der wildesten Grausamkeit wüthete. Da baten die Leute einen weisen Meister, Namens Philometor, er möchte Etwas erdenken, womit er den König von seiner Unart und seinen Unsitten bekehren möchte. Er ersann, um ihnen zu helfen, das Schachspiel, zeigte es aber nicht sogleich dem König, sondern lehrte es zuerst den Herren am Hofe, die damit viel Kurzweile hatten, so daß auch der König es zu lernen begehrte. Der Meister verstand sich jedoch nur unter der Bedingung dazu, daß der König sich jede Belehrung gefallen lassen müsse. Er benutzte voll Weisheit die ihm gegebene Gelegenheit, dem König sein unwürdiges Leben vorzuhalten, und es gelang ihm, denselben in so hohem Grade für die Tugend empfänglich zu machen, daß er ihm gestehen durfte, wie er bei Erfindung des Spiels die Absicht gehabt habe, auf ihn zu wirken. Dann gab er noch als fernere Absichten bei Erfindung des Spiels an, daß es dem Müßiggang begegnen und die Begierde der Menschen, Neues zu lernen, in wohlthätiger Weise befriedigen solle; auch lehrte er ihn die innere Bedeutung der einzelnen Figuren.“

Diese Erklärung bildet den Inhalt des zweiten und dritten Theils, indem der zweite die größern Steine, der dritte die Bauern oder, wie sie damals hießen, die Venden, bespricht. Bei jeder Figur, welche einen besondern Stand repräsentirt, beginnt der Dichter mit der äußern Erscheinung derselben, indem er Kleidung, Schmuck oder Geräthschaften erklärt, worauf er die Tugenden und Pflichten auseinander setzt, welche jedem Stande zukommen, aber auch vor den Lastern warnt, die jeder zu vermeiden hat. Bei jeder passenden Gelegenheit werden Beispiele aus der Geschichte, aber auch Erzählungen aus dem Leben zur Begründung und Veranschaulichung mitgetheilt. Die Königin gibt ihm Anlaß, die allgemeinen weiblichen Tugenden zu schildern, aber auch den Vorzug des Erbreichs vor dem Wahlreich darzustellen. „Wenn das Reich erblich ist,“ sagt er, „so fällt es dem ältesten Sohne ohne Krieg und ohne Zorn zu; das ist viel angemessener und nützlicher, als wenn man die Könige wählt; denn wo dies der Fall ist, so geschieht es sehr häufig, daß diejenigen, welche den König wählen sollen,

nicht übereinkommen und daß Mißhelligkeiten entstehen, welche das Reich in Wirren stürzen, so daß es großen Schaden leiden muß. Das ist oft geschehen, auch haben wir's vor Kurzem in deutschen Landen gesehen, als die zwei ehrenwerthen Fürsten (Ludwig) von Bayern und (Friedrich) von Oesterreich erwählt wurden. Andere Beispiele liefert die Geschichte in großer Zahl, die ich aber nicht anführen will. Wenn man ein Oberhaupt wählen soll, so fürchte ich leider, es möge oft geschehen, daß etliche Wähler mehr ihren eigenen, als den gemeinen Nutzen beachten, so daß alle es beweinen mögen, die unter diesem Oberhaupt sollen leben. Wenn aber ein Haupt durch Erbrecht wird gegeben, und wäre es nur ein jähriges Kind, alle, die unter dem Reiche sind, diese alle fürchten es und müssen sich versehen des, daß, wenn es kommt zu seinen Tagen, es dann nicht will vertragen, wer unfriedlich gewesen ist. Davon hat man zu aller Frist mehr Friede in den Reichen, als man hat sicherlich in den Landen, da man den König wählen muß, denn da hört selten Unfriede und Krieg auf, so lange sie ohne König sind und man kein Oberhaupt hat. Denn Jeder hat Hoffnung, König zu werden, und glaubt, daß er sich leicht mit dem werde versöhnen können, der wirklich König wird. Darum sucht ein Jeder Etwas zu erhaschen; und sollte das Reich nur Einen Tag ohne König sein, so kann Keiner das Rauben lassen. So ist es herkömmlich."

Die Alten (unsere Läuser) repräsentirten den Richterstand, und zwar der eine die Criminalrichter und der andere die Civilrichter. Wie die andern Didaktiker, geißelt Konrad vor Allem die Habsucht und Verkäuflichkeit der Richter; aber, wie jene, beschränkt er seinen Tadel des Geizes nicht auf die Richter allein; es werden auch die Geistlichen, die Laien überhaupt und die Frauen wegen ihres Geizes gezüchtigt. Nachdem hierauf den Richtern zur Pflicht gemacht worden, die Rathgeber, d. h. die Beisitzer, die Fürsprechen und die Weibel, die Büttel und die Schreiber wohl zu wählen und zu beaufsichtigen, schließt der Dichter diesen Abschnitt mit einigen Worten über das Gericht, dessen der Mensch in sich und über sich selber pflegen solle.

In dem folgenden Kapitel spricht er von den Rittern (Springern), von ihrer Ausrüstung, von dem Ritterschlag und den Ritterpflichten, welche nur zu häufig verletzt würden, woran er eine merkwürdige Darstellung der Gesetzgebung des „Ritters Lugurius" (Lykurg) knüpft.

Nachdem Konrad hierauf noch von dem Roch (Thurm), der einen Landvogt bedeutet, gesprochen und die Tugenden aufgezählt, welche ein solcher erstreben solle (voraus Gerechtigkeit und Milde), geht er im dritten Buch zur Erklärung der kleinen Steine, der Venden (Bauern) über, von denen jeder einen besondern bürgerlichen Stand repräsentirt. Der erste (rechts) bedeutet den Landmann, der zweite den Schmied, Maurer und Zimmermann, der dritte die übrigen Handwerker, der vierte den Kaufmann, der fünfte den Arzt und Apotheker, der sechste den Gastwirth, der siebente die Diener und Beamten der Stadtgemeinden, der achte endlich die Boten und die Spieler. Wenn der zweite Theil in der Darstellung der einzelnen Glieder des Herrenstandes (die Geistlichkeit bleibt, wohl nicht ohne Absicht, ganz unberührt) mannigfaltige Blicke in den Zustand der politischen Verfassung jener Zeit gewährt, so ist der dritte durch die Darstellung der bürgerlichen Verhältnisse nicht weniger interessant und für die Sittengeschichte von besonderer Wichtigkeit. Wir können hier freilich nur das Merkwürdigste hervorheben, doch wollen wir, um zu zeigen, wie er die Sache behandelt, seine Darstellung und Erklärung des ersten Bauern mittheilen. „Bei diesem ersten will ich fangen an; derselbe soll vor dem Rochen stan, welcher steht zu des Königs rechter Hand. Wie ich es in diesem Buche fand, aus dem ich es gelesen han, soll dieser bedeuten einen Baumann (Bauer); dem soll er gleich gebildet sein: so las ich in diesem Büchelein. Er soll haben in der rechten Hand eine Hacke, damit man das Land bauet, daß es fruchtbar wird, Korn, Wein und anders Ding gebiert, das Männiglichem nöthig ist, und unser Herr Jesus Christ uns aus der Erden wachsen lat, daß es Leuten und dem Viehe gibt Vorrath. In der linken Hand er haben soll eine Gerte, die ziemt einem Baumann wohl, damit er treiben soll sein Viehe zur Arbeit und zur Weide. Ich gihe (sage), daß er noch mehr haben soll unter seinem Gürtel: das geziemt ihm wohl: ein krummes Messer, damit er eben beschneide die Bäume und auch die Reben. Diese drei Dinge gehören zum Landbau, die ich nun aufgezählt, das Rebmesser, die Hau und auch die Gerte. Was zu des Leibes Nahrung je nothwendig ward, und es jetzt ist und immer wird Leuten und dem Vieh, die Erde es gebiert mit der Bauern Fürsichtigkeit, die es bauen. Die Schrift uns seit, daß Kain der erste Bauer was, wie ich es aus dem Buche las, und war Adams erster Sohn, als uns kund die Geschrift kann thun, da ich von ihm geschrieben las. Ob aber keiner vor ihm was, das fand ich nirgends da: doch sagt historia scholastica, wie ich darin habe gelesen, daß es vielleicht wohl mag wesen (sein), daß Adam vor ihm hatte andere Kind, deren Namen jedoch verschwiegen sind, und hebt auch erst mit Kain an. Der war der erste Baumann, der des Ackerbaues nahm wahr; und es ist dieses natürlich gar, da wir doch sind der Erde Kind, denn alle Menschen gekommen sind von Adam, der am Anfang ward gemacht aus Erden; so sind wir der Erden Geschlecht und müssen am Ende auch kommen wieder zu ihr. Daß aber demnach wir Menschen alle von der Erden ernährt und gespeiset werden, das ist von der Natur sehr billig. Von dem Bauern dies Buch lehret mich, daß er Gott erkennen soll, den Tod nicht fürchten; und getreu wol soll ein jeglicher Bauer wesen; ich habe in diesem Buch gelesen, daß ein Bauer auch soll stets bemühen sich. Ueber dieses Alles will ich berichten, so gut ich kann." Nun führt er diese Gedanken aus, und empfiehlt unter Anderm besonders nachdrücklich und ausführlich, den Kirchenzehnten getreulich zu zahlen, bei welcher Gelegenheit er die unten mitgetheilte Legende (1) erzählt.

Der dritte Vende war von dem lateinischen Original nur auf eine kleinere Zahl von Handwerkern und auf die Gerichtsschreiber ausgelegt worden; der deutsche Bearbeiter zieht noch eine lange Reihe städtischer Gewerbe hinzu, so daß er uns ein eben so anziehendes als lehrreiches Bild von dem Handwerksleben des deutschen Mittelalters eröffnet. Als Pfarrer in einer Stadt hatte er mannigfaltige Gelegenheit gehabt, das Treiben der Handwerker und besonders die oft unredlichen Mittel kennen zu lernen, deren sich diese bedienten, um ihre Kunden

und Abnehmer zu täuschen. Dies alles erzählt uns der wackere Dichter in breiter Ausführlichkeit, der man es wohl ansieht, daß er viel und genau beobachtet hat, so wie, daß er Manches von dem, was er hier vorträgt, auch auf der Kanzel gesagt haben mag. So erzählt er, wie die Leinweber Garn behalten, und heiße Schlichte unter das Garn thun, so daß die Leinwand so schwer wiegt, als ob kein Faden Garnes weggekommen wäre; den Tuchwebern wirft er vor, daß sie unter die Wolle Rinder- und Ziegenhaar mischen; von den Färbern habe er gehört, daß sie oft schlechte Farbe gebrauchten; da er aber selten habe färben sehen, so kenne er ihre Schliche nicht, und er wolle daher nichts davon sagen. Dagegen könne er von den Tuchscheerern aus Erfahrung berichten, wie sie die Leute betrögen, indem sie Tuch abschnitten und dann sagten, es sei vom Netzen eingegangen. Nicht ehrlicher seien die Schneider, die von dem ihnen gegebenen Tuch Stücke behalten und es an andere verkaufen. Die Bartscheerer bringen den ehrlichen Dichter einigermaßen in Verlegenheit; er kann nämlich Nichts ausfindig machen, womit sie die Leute betrügen könnten. Denn „wenn sie auch Einem den Bart halb stehen ließen," sagt er, „so würde ihnen die Untreue doch wenig frommen." (2) Mehr weiß er dagegen von den Metzgern zu sagen, die schlechtes Fleisch für gutes verkaufen, Dinge in die Würste thun, die nicht hinein gehören, gemischtes Unschlitt für reines ausgeben, oder von den Gerbern, welche die Asche, mit der sie das Haar von den Häuten entfernen, die sie nachher aber abwaschen sollten, in den Häuten lassen, weil das Leder dadurch hart, aber später auch spröde wird, so daß es aufspringt. Nicht weniger weiß er von den Schustern, Kürschnern, Hutmachern und Sattlern zu erzählen, worauf er zu den Schreibern übergeht, die er namentlich ermahnt, bei ihren Vorgesetzten dahin zu wirken, daß sie Nichts gegen die geistliche Freiheit unternehmen.

Der vierte Vende (der Kaufmann) führt ihn zuerst auf die Habgier und den Geiz, dann auf die Treue im Handel und Wandel, wobei er eine hübsche Geschichte erzählt, die zu seiner Zeit in einer Stadt Schwabens, nicht weit vom Bodensee, vorgefallen war (3). Im achten Venden hat die Auslegung zwei ganz verschiedene Dinge vereinigt, das Gewerb eines Boten und den Charakter eines durch Spiel und Schlemmerei heruntergekommenen Menschen, der nun in Folge dessen betteln muß, ja sogar raubt und stiehlt. „Solche Leute", sagt der Dichter, „sind meistens durch ihre schlechte Erziehung verdorben worden; daher sollten die Eltern ihre Kinder in aller Enthaltsamkeit erziehen und ihnen nicht zu ihrem eigenen Schaden bei ihren Lebzeiten schon ihr Vermögen übergeben.

Im vierten Theil des Gedichts endlich beschreibt der Dichter die Gestalt und Einrichtung des Schachbretts und den Gang der einzelnen Figuren, woran er wiederum moralische Nutzanwendungen knüpft, die er jedoch kürzer faßt, als in den vorhergehenden Abschnitten.

Es erhellt aus der mitgetheilten Uebersicht des Schachzabelbuchs, daß dasselbe mannigfaches Interesse gewährt, welches durch die vielen eingestreuten Geschichten, Anekdoten und Fabeln nicht wenig erhöht wird. Diese sind freilich meistens etwas breit erzählt, und können den Erzählungen des Renners oder denen Boners in keiner Weise an die Seite gesetzt werden, wie denn die Darstellung Konrads im Ganzen ungelenk und steif ist und sein Werk mehr wegen des Inhalts, als wegen der Form Erwähnung verdient.

1. Legende.

Daz ez den mag wol ergân,
die ir zehent recht gebent,
und dâ mit ân geværde lebent,
des haben wir ein bischaft guot
von einem ritter, der was sô gemuot,
— — — — — —
wie es joch ime iemer ergie,
sô gab er doch sînen zehenden recht:
daz was jærglich von im slecht.
Nu hatt er under anderm guote sîn
einen garten: da wuohs im guoter wîn
jærlich ûf zehen soume.
Ich sagz nicht ûz einem troume:
ich las ez ab einem büechelîn,
doch nicht ab disem. Derselbe wîn
wart für ander wîn guot.
Der ritter was alsô gemuot,
daz er den zehenden recht geben hiez,
und des jærlich nicht enliez;
er hiez dem pfaffen heim füeren den wîn,
des der zehende solde sîn.
Nu füeget sich eins jâres daz,
dô man den selben wîngarten gelas,
daz dô nicht wart alsô vil
zehenden als andriu jâr: ich wil,
ez tætiz Got durch ein wunder.
Im wart nit besunder,
wann ein soum alcine,
dâ im êmals gemeine
wurden zehen soum jærlich.
Nu erschrac der ritter unt schemte sich,
ob er nich gæbe alsô vil
zehende, als andriu jâr. Ich wil
iuch sagen, wie. Er gedâhte dô
in sînem muote sus unt sô;
ze jungst dô sprach er: „Nu wol!
ich enwil niemer, noch ensol
Gotte sîn recht nit ab brechen."
Zuo sînem knechte begonde er sprechen,
der dar hein brâht den wîn:
„Der wîn sol des phaffen sîn,
als er ist gewesen andriu jâr;
im gebrist sîn niemer als umb ein hâr:
Got mag es wol ergetzen mich."
Do diz beschach, dô fuogte sich
dar nâch kurtzlîch an einem tage,
nu merkent eben, waz ich iu sage.
Der ritter hâte, als ich ez las,
einen bruoder, der ouch ein phaffe was;
der was nicht sezhaft bî im dâ,
er was gesezzen anderswâ,
unt kam doch underwîlent dar,
daz er recht neme war,
wie sîn bruoder tete,
ob er kein gebresten hete
von siechtac an sînem lîbe.
Was ich hie nu schrîbe,
daz stuont nicht an disem büechelîn.
Nu wolt er den bruoder sîn
gesehen nâch sîner gewonheit.
Nu fuogtez sich, dô der phaff reit
für sînes bruoder wîngarten,

er begonde dar in warten,
ob der lieb bruoder sin
noch het abgelesen den wîn.
Unt do er in den garten sach,
von Gottes wunder daz geschach,
daz die reben alle stuonden
sô vol, daz si nicht kunden
von wîntrûben voller stân.
Er gedâht: „Wie hât sô törlich getân
der vil liebe bruoder mîn,
daz er nit hât gelesen den wîn
ab den reben, unt menclich gelesen hât
sînen wîn, und daz der sîne noch stât?“
Nu gebeit er kûme, biz daz er kam
zuo dem bruoder: mit strâfe er in ze henden nam,
unt sprach: „Bruoder, was meinstu hie mite?
Du hâst einen wunderlîchen site,
daz menclîch sînen wîn gelesen hât,
und der dîn noch an den reben stât.“
Der ritter sprach: „Hêrre unt bruoder mîn,
ich hab gelesen allen den wîn,
den ich hâte an mînen reben,
unt hân in ouch allen ze zehenden geben:
wann mir wart nit mêr für wâr
über al, wann als ich elliu jâr
ze zehenden geben hân.
Dô gedâht ich wol, daz mich dar an
Got nicht verlieren lieze,
ob ich den zehenden hieze
geben, als ouch andriu jâr.“
Der bruoder sprach: „Ist daz worden wâr,
daz merk ich nu an dîrre frist,
sît sô vil wînes an den reben ist,
daz ich nie sô vil dar an hab gesehen.
dâ ist Gottes wunder an geschehen!“
Der ritter erschrac unt wart doch frô,
unt geloubte kûme, daz ez wær alsô,
biz daz er selber dô besach
daz grôze wunder, daz dâ geschach,
unt markte wol, daz ez unser hêrre tet
durch sîn güeti, die er het,
daz er im dankete der triuwen sîn,
die er hâte dar an, daz er den wîn
verzehendet recht und ander guot.
Der ritter gewan dô vestern muot
ze allen guoten dingen.

2. Von den Färbern, Tuchscherern und Barbieren.

Von den verwærn kan ich nit sagen
kuntlîch: wan ich hâns nicht gesehen:
wan daz ich hôrte die tuocher jehen,
daz sis mit varwe dicke betriegent,
und in dar an liegent,
daz si in bœse varwe für guot gebent;
unt kan iuch nit gesagen eben
von der varwe valscheit hie:
wan ich hab si selten ie
gesehen verwen; dâ von ich lân,
unt sage, daz ich gesehen hân
Von den tuochschærærn, unt waz beschach:
wan ich hôrte unt sach,
daz man einem gab tuoch, daz was
an dem ende gezeichent umb daz,
daz man drab mochte gestelen nicht.
Nu merkent wunderlîch geschicht.
Dô daz tuoch von dem schærær kam,
unt man ez wider heim nam,
dô was über die mâze
daz tuoch gekürzet: ich lâze
umb rede unt sage, waz dô beschach.
Sich fuogte, daz ich selber sach
diu zeichen ganz an den tuochen enden.
Man begunde daz tuoch wenden
hin und her, unt begunden alle jehen
die ez sâhen, ez wær selten beschehen,
daz kein tuoch în gieng
von dem netzenne und emphieng
solhe kürze, als beschach.
Nu fuogt sich, daz einer sach
daz tuoch gên dem himel an,
und er sach ein kleinez nætel dran,
daz gienc durch daz tuoch nit enmiten:
ez was nâhent bî einem ende. Ob gesniten
drab icht wære, des mochten wir wizzen nicht:
wir emphunden aber wol der geschicht,
unt getorstens doch nie geanden:
wan ez was in frömden landen,
daz wir in schaden komen wæren;
wan wir mochten nicht bewæren,
daz drab icht wære gesniten.
Dâ von wir den schaden liten
unt hâten unser guot gemach,
ich und denz mit mir beschach.
Aber eins rât ich, die wîle ich lebe:
swenn einer tuoch ze schæren gebe,
ob er enkeinen arcwân habe
zuo dem schærær, daz er nicht lâze abe,
swenne erz neme von dem schærær dan,
er sehe ez gên dem himel an:
sô mag er dester baz erspehen,
ob semlich schad ist im beschehen.
— — — — — —
Der bartschærær ich nicht vergezzen sol,
als si dâ vor gezellet sint.
An der hantwerc man wênig vint
an untriuwe, des er müg nutze hân.
Liez er einem den bart halben stân,
diu untriuwe fromt im wênig gar.
Doch hab ich einz genomen war:
fragt in einer, ob er sülle lân,
mag er von im einen pfenning hân,
so ist etlîcher sô gemuot,
er spricht, diu læssî si gar guot,
sô er nicht rechte weiz, wie si ist.

3. Große Treue.

Noch einez, daz ich nicht envant
an disem selben büechelîn,
daz muoz ich ouch werfen har în;
daz in tiutschen landen beschach.
Ez würde vil lîcht ungemach
dien Swâben, seite ich von ir triuwe nicht,
der man doch nû leider wênic sicht.
Ein êrber briester mirz geseit hât,
daz in Swâben ist ein guot stat,
von dem Bodemsê verre nicht;
dâ beschach ouch ein guot geschicht,
als ich iuch wol sagen kan.
In der selben stat sâzen zwên man,
die wâren gar êrbære,
daz ich dâ mite bewære,
daz si tâten êrberlîch.
Der dritte was in wol gelîch:
daz was einer ûzwendic der stat.
Als mir der briester geseit hât,

des sol ich nicht vergezzen,
die zwêne wâren gesezzen
bî einander, daz sì nit wan ein want
schied (von mir ungenant
sint si: daz ist âne sache nicht!).
Nu merkent eine guot geschicht:
Der dritte, der ûzrent der stat was,
dem fuogte sich ze einem mâle, daz
er in die selben stat kan,
unt vant der zweier einen man
êrberlîch sitzend vor sîner tür:
und do der frömde gienc dar für,
und er recht als êrberlîch sâz,
dô gedâht er in im selber, daz
ez behalten wære gar,
waz er im gæbe ze behalten dar;
als ouch getriuwlich dâ geschach.
Er gie für in unt sprach:
„Genâd, lieber hêrre, went ir
ein wênic guotes behalten mir?“
Der burger antwurt unt sprach: „Êrber man,
ich tuon daz beste, daz ich kan,
als ob ez mîn eigen wære.“
Nu zôch der êrbære
man ûzer dem buosen sîn
zwei guoti stück silberîn,
unt bôt si dem burger dar,
unt sprach: „Hêrre, nu nent des wâr,
als ich ein getrûwen zuo iuch hân.“
Sus schiet von dan der frômde man.
Dar nâch wol über driu jâr,
dô kam der frömde man für wâr
unt wolt sîn silber wider hân.
Dô vant er den andern man
sitzent an der selben stat,
dâ er sîn guot gegeben hât
ze behaltenne dem andern êrberman;
zuo dem sprach er: „Daz guot, daz ich hân
iuch empholhen, hêrre mîn,
daz het ich gerne.“ — „Waz mag daz sîn?“
sprach dô der burgære.
„Daz wæren zwei stück, swære
wol ûf zwelf marc silbers, unt nit vil mê;“
sus sprach der, von dem ich seit ê,
der daz silber ze behaltenne hât geben.
Wie im beschach, daz merkent eben.
Zuo dem sprach der êrber man:
„Ob ich iuch silber behalten hân,
des hab ich vergezzen gar.“
Nu sprach zuo im herwider dar
der ûzman: „Hêrre, nut reden alsô!
wan sô wurd ich niemer frô,
solt ich daz silber verloren hân:
wan al mîn hab lag dar an.“
Der burgær sprach: „Nu lânt ez alsô sîn.
Ich wil frâgen mîn wirtîn:
diu gedenket villîcht baz, denne ich.“
Sus gieng er zuo ir unt sprach: „Frowe, an mich
vordert guot ein frömder man:
liebiu, gedenkestû iut dar an,
daz uns semlîch guot empholhen sî?“
Si sprach: „Der gedenken bin ich frì;
ob uns icht empholhen ist,
daz weiz mîn schöpher; an dirre frist
kan ich mich des nicht verstân,
ob wir iemant icht behalten hân.“
Der burgær sprach: „Waz râtest aber dû,
wie wir har zuo gebâren nû?“

Si sprach: „Wægste dunket mich,
sît erz vordert alls endlich,
daz wir im silber gebn, ebn
als vil, als er hât ze behalten geben
uns, daz er sô wærlîch giht,
unt swechen unser êre nicht.
Mîn lieber wirt, daz vernime,
wan lougenten wir des guotes ime,
man wânde doch iemer, er seite wâr,
unt geloubte uns nieman umb ein hâr;
unt verluren unser êren vil.“ —
„Du seist wâre, frouwe! ich wil
im geben, waz er vordert an mich.“
Sus gieng er zuo im unt sprach: „Ich
habe mich mit mîner wirtinne bedâht:
die hât mich ûf den rechten weg brâht.
Waz sprechent ir, daz des silbers sî?
daz nement: bin ich denne frî?“
Er sprach: „Daz vergelt iuch Got:
wan ich wære gar der liute spot,
het ich sô vil guots verlorn.
Dâ von lânt ez ân zorn:
daz ich daz mîn gefordert hân.“
Der burgær gab dem ûzman
sô vil silbers, als er an in gert:
alsus wart er des silbers gewert.
Dar nâch wol über driu jâr,
dô verdrôz enen für wâr,
der daz silber gehalten hât
unt suocht alle merkttag in der stat,
ob er iendert kunt
erspehen ze keiner stunt
den selben, der im daz silber hât
empholhen. Nu gieng er durch die stat
eins tages, daz im daz gelück beschach,
daz er den selben ûzman sach.
Er sprach zuo im: „Êrber man,
wie lang sol ich iuwer silber hân?
ich wæne, ir sîn vergezzen hânt,
daz ir mirz als lanc lânt.“
Er sprach: „Hêrre, unt hânt ir icht
mîns silbers? des enweiz ich nicht.“
Dô sprach der burgære:
„Diz sint frömde mære,
ob des hânt vergezzen ir,
daz ir an zwein stücken mir
emphâlhent silbers wol zwelf marc
oder in dem dinge, und ist ein starc
dinc, daz ir vergezzen hânt,
und ez sô lang bî mir lânt.“
Do disiu rede alsus beschach,
der ûzman zuo dem burgær sprach:
„Wart iuch von mir daz silber empholhen?
Sô muoz ich iemer schame doln
an mînem herzen, biz daz ich
mîner êren wider erküffere mich
gegen dem, der mir daz silber hât
gegeben: mîner êren ist mat,
ob ich nicht büeze solhen schâch.
Ich wil iemer stellen dar nâch,
wie ich müge zuo dem komen,
von dem ich hab daz silber genomen:
wan der ist ein biderman,
unt hab ich sêre missetân.
Daz beschach doch unwizzen mir!
Unt bit iuch, lieber hêrre, daz ir
iuch nicht lâzent betrâgen,
ir helfent mich suochen unt frâgen,

wer der êrber man müg sîn,
der mir gab daz silber mîn,
des ich wânde, âne geværde.
Ich hette des iemer beswærde,
ob er mir niut wurde erkant."
Dô sprach der burgær zehant:
„Ez muoz wesen der nâchgebûr mîn:
wan anders mag ez nieman sîn.
Der ist ein sô getriuwer man,
daz ich nicht zwîfel dar an,
ob ir ez vorderteu an in,
daz im bald kam in den sin,
daz erz iuch gab, wie daz erz nicht
von iuch emphienge. Diu geschicht
möchte harte wol beschehen,
daz ir in für mich hânt besehen."
Der ûzman sprach: „Im ist alsô,
unt bin des von herzen frô,
daz ich hab funden die wârheit.
Nu tuontz durch iuwer bescheidenheit,
unt gânt mit mir zuo im dar,
daz ich die wârheit recht ervar,
und im wider werde sîn guot.
Sît er hât sô getriuwen muot.
des sol er enkelten nicht:
im sol werden gar bericht
sîn guot, daz ich enphangen hân;
dar nâch sol ich ze buoze stân:
wie er selber erkent sich,
daz sî im erloubt über mich."
Mit diser rede giengen si beidiu dan,
unt fundent den êrbern man
sitzende an der selben stat,
dâ er an in gefordret hatt
daz silber und er imz ouch gab dar nâ.
Und do si in funden dâ,
der ûzman diemüeteclich zuo im sprach:
„Lieber hêrre, mir ist ungemach:
ein geschicht ist iuch von mir geschehen,
der ich iuch mit hulden wil vergehen,
unt wils ouch büezen, wie ir selber welt."
Er seit im, als iuch ist gezelt
dâ vor von anegenge.
Ez würd gar ze lenge,
ob ich ez aber solte sagen:
dâ von wil ich ez verdagen,
daz der rede icht werde ze vil.
Derz gehôrt hât und ez merken wil,
der merk wol disen urhab:
der ûzman dem burgær gab
sîn silber wider, als billich was.
Diz hab ich geseit umb daz,
daz man in tiutschen landen ouch vint
getriuwe liute, ob ir joch lützel sint:
mit ir urloub ich daz sprechen sol.
Ich bin nit gar alt, unt gedenk doch wol,
daz vil mê triuwe in Swâben waz:
an mengen dingen spürt man daz,
unt wæne, diu mengi mir des gicht.

III. Epische Poesie.

So reich und mannigfaltig sich die Lyrik in der mittelhochdeutschen Zeit entfaltet hat, so zeigt doch die epische Poesie beinahe einen noch größern Reichthum, der um so bewunderuswürdiger ist, als die außerordentliche Menge epischer Dichtungen, die uns erhalten sind, zum größten Theil in dem beziehungsweise kurzen Zeitraum eines Jahrhunderts verfaßt wurde. Es wird diese poetische Thätigkeit beinahe ganz unbegreiflich, wenn wir uns erinnern, daß zudem eine nicht geringe Anzahl von größeren epischen Gedichten verloren gegangen oder wenigstens noch nicht wieder aufgefunden worden sind, unter denen wenigstens einige sind, welche, nach den Zeugnissen gleichzeitiger Dichter zu urtheilen, zu den besseren Erscheinungen der Periode gehören mußten.

Die ältesten epischen Dichtungen waren aus dem Volk hervorgegangen, sie hatten sich aber auch mit dem Volke umgestaltet; sie waren von demselben von Jahrhundert zu Jahrhundert umgedichtet worden, und wenn sie auch hiebei in Bezug auf den Inhalt wohl keine oder nur unwesentliche Veränderungen erlitten haben mochten, so mußten sie dagegen rücksichtlich der Sprache und der rhythmischen Form die vollständigste Umgestaltung erfahren, weil sie sonst nicht mehr hätten verstanden werden können. Zwar scheinen diese epischen Volksgesänge seit Karl dem Großen gänzlich zu verschwinden und den von der Geistlichkeit aufgedrungenen Dichtungen Platz zu machen; das Volk hing jedoch mit zu großer Liebe und Festigkeit an den von den Ahnen überlieferten Sagen und Liedern, als daß es sich dieselben so leicht hätte entreißen lassen. Sie pflanzten sich, wie früher, so auch in den späteren Jahrhunderten von Geschlecht zu Geschlecht fort; und als im zwölften Jahrhunderte das Volk wieder zu größerem Bewußtsein gelangte, da brach plötzlich ein so voller Strom von Liedern und Gesängen hervor, daß es vielleicht gerade wegen dieses außerordentlichen Reichthums schwer wurde, sie alle den späteren Geschlechtern zu bewahren. Ganz unmöglich wurde es aber vornämlich dadurch, daß sich die höfischen Dichter in vornehmer Weise von dem vaterländischen, durch das Volk und dessen lebenskräftige Gesänge überlieferten Stoffe abwendeten und sich lieber in der Nachbildung fremder, besonders französischer Dichtungen, in der Behandlung ausländischer Stoffe ergingen. So blieb der Volksgesang mit den in ihm dargestellten Sagen in seiner weiteren Ausbildung beinahe ganz auf die Volkssänger, die fahrenden Leute, beschränkt, und manche bedeutende Lieder mögen deshalb gar nicht zur Aufzeichnung gelangt sein, während gewiß eine weit größere Menge von volksthümlichen Sagen erhalten worden wäre, wenn die höfischen Dichter dieselben zum Gegenstande ihrer epischen Werke gemacht hätten. Wenn aber diese Vernachlässigung des volksthümlichen Stoffs von Seiten der höfischen Dichter aus dem angegebenen Grunde bedauert werden muß, so kann sie doch auch wiederum als ein Glück betrachtet werden. Denn hätten sich die ritterlichen Dichter jenes Stoffs bemächtigt, so würden sie nicht nur den Volksgesang gänzlich zurückgedrängt haben, sie würden auch die alten Heldensagen ihrem abenteuerlichen Geiste gemäß umgebildet haben, sie würden statt der kernhaften, ächt menschlichen Gestalten der alten Volkslieder nur Geschöpfe ihrer beschränkten und befangenen Einbildungskraft, statt der großartigen, zum Theil hochtragischen, erschütternden Begebenheiten Lichtensteinische Abenteuer überliefert haben.

So scheiden sich die epischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit sowohl rücksichtlich des Stoffs, den sie behandeln, als der Dichter, welche sie ver-

faßt haben, nach zwei von einander sehr verschiedenen, ja vollkommen entgegengesetzten Seiten, die man als volksthümliche und höfische Epik bezeichnet. Zwar ist nicht zu verkennen, daß diese beiden Richtungen nicht ohne gegenseitigen Einfluß auf einander blieben, daß namentlich die Anfänge des höfischen Epos mehr oder weniger aus dem Volksgesange hervorgingen oder sich an denselben anlehnten, und daß wiederum die volksthümlichen epischen Dichtungen ihre kunstmäßigere Gestaltung der Einwirkung der höfischen Kunst zu verdanken hatten; aber demungeachtet ist der Charakter dieser beiden Richtungen so vollkommen ausgeprägt, daß er aus jeder Zeile lebendig hervortritt und man wohl kaum den kleinsten Satz lesen kann, ohne sogleich mit Bestimmtheit zu erkennen, ob er aus einem höfischen oder aus einem volksthümlichen Gedichte entnommen ist. Daher ist es aber auch nothwendig, die nähere Betrachtung der mittelhochdeutschen Epik nach diesen zwei wesentlichen Seiten zu trennen. Obgleich aber die epischen Volksgesänge die Wurzel und der Ausgangspunkt des deutschen Epos sind, so treten sie doch erst im dreizehnten Jahrhunderte in fester Gestalt hervor, nachdem sich das höfische Epos zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet hatte; es ist daher zweckmäßig, dieses in der Darstellung vorangehen zu lassen. Es wird diese Anordnung aber noch dadurch gerechtfertigt, daß die volksthümliche Epik von dem immer mehr sich entwickelnden Bürgerstande aufgenommen wurde, und die bürgerliche Dichtung der nachfolgenden Periode zum großen Theile darauf beruhte.

Doch lassen sich nicht die sämmtlichen epischen Dichtungen des Zeitraums auf diese zwei Hauptabschnitte zurückführen; mehrere derselben können füglich weder dem einen, noch dem andern zugetheilt werden. Da diese nun gerade die ältesten Erzeugnisse der epischen Dichtkunst in der mittelhochdeutschen Zeit sind, und sie sich mehr oder weniger an die althochdeutsche Zeit anschließen, da einige derselben sogar noch in den Anfang des zwölften Jahrhunderts gehören, so erscheint es am geeignetsten, sie in einem besondern, den beiden andern vorangehenden Abschnitte als Uebergangsdichtungen zusammenzufassen. Dies wird aber um so nothwendiger, als die hiehergehörigen Gedichte auch rücksichtlich der Sprache sich wesentlich von den späteren unterscheiden. Wir finden in ihnen noch nicht die schöne und lebensvolle Beweglichkeit der Sprache, den reichen und reinen Reim, worin gerade die hauptsächlichsten Vorzüge der höfischen Dichter liegen; es ist die Sprache in diesen Uebergangsgedichten vielmehr noch rauh und ungefüg, was die Dichter übrigens selbst fühlten und es um so mehr beklagten, je mehr sie mit der lateinischen Sprache vertraut waren, deren hohe Ausbildung freilich von der unentwickelten Muttersprache sehr abstach. Ungefähr auf dieselbe Weise klagten später Schriftsteller des 17. und selbst des beginnenden 18. Jahrhunderts über die Mangelhaftigkeit der deutschen Sprache; nur waren die älteren Dichter dabei viel verständiger, indem sie doch erkannten, daß die deutsche Sprache Bildungsfähigkeit besitze, und es nur darauf ankomme, dieselbe zu entwickeln. So beginnt der Dichter des Pilatus sein Werk mit folgender merkwürdigen Aeußerung:

„Man sagit von diutischer zungen,
siu sî unbetwungen
ze vôgene herte;
sver si dicke berte,
si wurde wol zehe:
als dem stâle ir geschehe,
der mit sînem gezouwe
ûf dem anehouwe
wurde gebouge.“ *)

Zwar gehören auch noch einige andere Gedichte, die zum höfischen Epos gezogen wurden, der Sprache nach unter die Uebergangsdichtungen, doch wurden sie jenem zugetheilt, weil sie in allen übrigen Beziehungen den Charakter desselben an sich tragen.

1. Uebergangsgedichte.

Es liegt schon in diesen Gedichten die Scheidung zwischen dem höfischen und dem volksthümlichen Epos vorgezeichnet, ohne daß jedoch der eigenthümliche Charakter dieser beiden Richtungen schon vollständig ausgeprägt erscheine. Ein Theil derselben behandelt religiöse Stoffe, und da sie auch Geistliche zu Verfassern haben, so schließen sie sich einerseits an die unmittelbar vorangehenden althochdeutschen Dichtungen an, andrerseits aber auch an die erste Entwickelung des höfischen Epos. Denn wenn auch der Volksgesang ohne Zweifel die Quelle aller Epik ist, so bestand dieser doch nur aus vereinzelten, in keinem äußern oder künstlerischen Zusammenhange zu einander stehenden Liedern; es stellten diese vielmehr nur irgend eine bedeutende Begebenheit oder Sage selbstständig und ohne Rücksicht auf ihre Verbindung mit andern, selbst verwandten Begebenheiten oder Sagen dar: die ausführlichere Erzählung einer größeren Reihe von Begebenheiten, worin ja zunächst das Wesen des eigentlichen Epos besteht, war dem Volksgesange gänzlich unbekannt. Solche Darstellungen aber finden sich zuerst in den Dichtungen der Geistlichen. Schon die sogenannte Evangelienharmonie Otfrieds war ein solcher Versuch, da sie ja zum Zwecke hat, die Lebensgeschichte Jesu mit Benutzung aller in den Evangelien zerstreuten Thatsachen in einem Gesammtbilde darzustellen. In derselben Weise wurden auch das Leben Jesu von einer Frau, Namens Ava, die poetische Bearbeitung der Bücher Mosis und andere Werke gedichtet, welche somit in formeller Beziehung als die Grundlage des höfischen Epos erscheinen. Auch sind späterhin viele religiöse Stoffe von den höfischen Dichtern bearbeitet worden, so daß diese auch hierin als Nachfolger der geistlichen Dichter erscheinen, während wiederum manche Geistliche auch weltliche Stoffe bearbeitet und sich dadurch in die Reihe der höfischen Dichter gestellt haben. Eben so haben wir hier die ersten Anfänge der Legendendichtung zu erwähnen, welche in den folgenden Jahrhunderten so vielfach bearbeitet wurde. Seinem eigentlichen Wesen nach gehört das Annolied hieher, vorzüglich aber das Marienleben von Wernher von Tegernsee, welches nicht nur als der Vorläufer der zahlreichen späteren Legenden betrachtet werden kann, sondern auch in poetischer Beziehung eine bedeutende Stelle einnimmt.

---

*) „Man sagt von der deutschen Zunge, sie sei unbezwungen und zu fügen schwer; wenn sie aber Jemand tüchtig bearbeiten wollte, so würde sie wohl zähe; ihr würde als dem Stahl geschehen, der mit seinem Werkzeug auf dem Amboß würde gebogen.“

Die poetischen Bearbeitungen der heiligen Geschichte führte die Geistlichen bald auch zur dichterischen Behandlung der Weltgeschichte, die sie freilich mit den mannigfaltigsten und wunderbarsten Sagen vermischten, welche sie um so mehr für historische Thatsachen anzunehmen sich veranlaßt fanden, als die von den biblischen Büchern erzählten Wunder sie für eine solche Auffassung empfänglich gemacht hatten. Hieher gehört vor Allem die sogenannte Kaiserchronik und zum Theil das Lied vom heiligen Anno, indem dasselbe zur Motivirung des eigentlichen Gegenstandes einen raschen, nur in einigen Punkten ausführlicheren Ueberblick der Weltbegebenheiten dem eigentlichen Lobgesange vorausschickt.

Wie die bis jetzt erwähnten Gedichte das höfische Epos vorbereiten, so lehnen sich dagegen einige andere und zwar in mannigfaltiger Beziehung höchst merkwürdige Dichtungen an das volksthümliche Epos an, wie sie denn auch beinahe alle von fahrenden Sängern herrühren mögen. Schon aus diesem Grunde könnte man sie dem volksthümlichen Epos beizählen, noch mehr aber, weil ihnen ohne Zweifel ursprünglich deutsche Sagen zu Grunde liegen; allein es sind dieselben so vielfältig mit fremden, namentlich orientalischen Elementen vermischt, ja es ist die nationale Grundlage von den fremdartigen Beisätzen in einigen so sehr verwischt, daß die ursprünglichen Beziehungen kaum mehr erkannt werden können. Es sind dies die Gedichte von „König Ruother" und von „Herzog Ernst", dann die legendenartigen Gedichte „Orendel", „St. Oswald" und „Salomon und Morolt". In allen diesen spricht sich der Einfluß der Beziehungen zum Morgenlande in unverkennbarer Weise aus; in Salomon und Morolt ist die ursprünglich deutsche Sage sogar ganz auf den Orient übertragen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß fahrende Sänger, welche entweder als Pilger oder als Kreuzfahrer nach Palästina gezogen waren, den reichen Stoff von Anschauungen, den sie auf ihren Wanderungen gewonnen hatten, dadurch dem Volke beliebt machen wollten, daß sie ihn mit volksthümlichen Sagen in Verbindung brachten. Wahrscheinlich waren dies nicht die einzigen deutschen Sagen, welche solchen Einfluß erfuhren, und hätten die höfischen Dichter auf denselben weiter gebaut, so würde sich in Deutschland vielleicht ein Sagenkreis aus- und durchgebildet haben, der, wie der kerlingische in Frankreich, bei aller Einmischung fremdartiger Elemente doch die nationale Grundlage hätte bewahren können.

Frau Ava.

Das Gedicht der Frau Ava ward zuerst in Görlitz aufgefunden, und erhielt, weil es allerdings zum Theil eine poetische Bearbeitung der Evangelien ist, um es von ähnlichen Werken zu unterscheiden, den Namen Görlitzer Evangelienharmonie, unter welchem es bis jetzt immer angeführt wird. In neuerer Zeit hat man jedoch eine ältere Handschrift aufgefunden, aus deren Schluß, welcher der Görlitzer mangelt, sich unzweifelhaft ergibt, daß eine Frau, Namens Ava, die Verfasserin des Gedichts ist. Es hatte sich dieselbe, wie es scheint, nachdem sie zwei Kinder geboren hatte, in ein österreichisches Kloster zurückgezogen, in dessen Einsamkeit sie das Leben Jesu nach den Evangelien in Reime brachte und das Gedicht mit der Schilderung des Antichrists und des jüngsten Tages beschloß. Sie starb im Jahre 1127. Es wäre demnach ihr Gedicht, wie auch noch einige von den nachfolgenden, noch in die vorangehende Periode zu setzen, wenn man sich streng an die chronologische Ordnung binden wollte; allein da sich diese Werke ihrem ganzen Charakter und ihrer Haltung nach offenbar schon ganz zur mittelhochdeutschen Periode neigen, und sie zudem auch rücksichtlich der Zeit ihrer Abfassung den rein mittelhochdeutschen Dichtungen weit näher stehen, als den althochdeutschen, von denen sie durch mehr als ein Jahrhundert getrennt sind, so war es ohne Zweifel am geeignetsten, sie als Uebergangsgedichte den Werken der mittelhochdeutschen Epik voranzustellen.

Frau Ava, welche wohl die älteste deutsche Dichterin ist (denn Hroswitha, die Nonne von Gandersheim, welche in der zweiten Hälfte des zehnten Jahrhunderts lebte, schrieb ihre Dramen in lateinischer Sprache), hat jedoch das Gedicht nicht allein abgefaßt; sie ward in ihrer Arbeit, wie sie selbst ausdrücklich berichtet, von ihren beiden Söhnen unterstützt. Wer diese seien, wird wohl nicht so leicht mit voller Bestimmtheit erwiesen werden können; der gelehrte Herausgeber der ältesten Handschrift unsers Gedichts (Diemer) will sie in dem „armen Hartmann" (S. 164) und in „Heinrich", dem Laien (S. 165) finden.

Was das Gedicht der Frau Ava insbesondere betrifft, so ist in diesem eine künstlerische Behandlung des Stoffs freilich nicht zu suchen; die Dichterin folgt in der Darstellung der Thatsachen ihren Quellen mit so naiver Treue, daß, wenn die verschiedenen Evangelisten eine und dieselbe Thatsache verschieden berichten, sie nicht ansteht, eine doppelte Erzählung von derselben mitzutheilen. Die Sprache, im Ganzen nicht ohne Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit, bietet noch sehr viele alterthümliche Formen dar. Der Reim ist noch ziemlich unentwickelt, sehr häufig erscheint er als bloße Assonanz; nicht selten bricht dagegen die Alliteration noch durch, namentlich in den Stellen, in welchen die Dichterin einen höheren Schwung nimmt.

Aus dem Leben Jesu.

Des anderen tages vil fruo,
duo brâhten si ime ein wîp zuo,
die heten si vunden
an tôtlichen sunden.
Vil frô si duo wâren,
da si mit ir fuoren;
si wânten, daz si mahten
den wîstuom überbrahten,
ob er si nerte.
daz im diu ê daz werte,
unde hiez er si steinôn,
sô ne ware niuht der Gotesun.
Dô giengen si in daz templum,
dâ vunden si den Gotesun:
ze des wibes gesihte
befulehen si im daz gerihte;
si bâten in, daz er sagete,
waz diu ê habete.
Dô sprach er durch sîn guote,
swer die ê habet behuotet,
der solte si steinen,

anders neheiner.
Do si daz vernâmen,
unwirdlîchen si sâhen,
fliehen si begunden,
ze den turn si ûz drungen:
dâ ne bestuont inne nehain lîp,
wanne Christ unde daz wîp.
Dô screip der Gotes werde
mit den vingeren an der erde;
vil lang er nider nihte,
dar nâch er ûf blihte:
duo sprach er ze der gemeinen:
„Wâ sint, die dich wolten steinen?“
Dô sprach daz suntige wîp:
„Hie nist, hêrre, nehein lîp!“
Duo sprach daz êwige lieht:
„Ich verteile dîn ouch niht!
Nû denche an die sêle,
unde ne sunde niht mêre:
ze wâre sagen ich iz dir,
dîne sunde sint vergeben dir!“
 Als ich vernomen habe,
vor dem tultlichen tage,
duo begurte sich der Gotesun;
duo dwog er sînen jungeren
die vuoze unde die hende:
dô wolt er iz allez enden
in sîner heiliger minne;
er lêrte si duo mit tiefeme sinne.
Dô chnît er vil fuoze
vuore sîner jungeren suoze;
dô sprach sancte Pêter:
„Du ne gedwest mir niemer!“
Dô sprach Got der rîche:
„So ne gewiunest niemer tail in mînem rîche!“
Dô antwurte ime uber lût
Pêter, der sîn trût:
„Mîne hende und mîn houbet,
daz sî dir, hêrre, ê erloubet.“
Dô dwog er in allen
die fuoze nâch ein ander.
Dô iz alles was getân,
sîn gewate er an sich nam,
dô saz er ze muose,
begunde mit in chosen:
„Under iu ist ein man,
der mich hât verrâten!“
Die hêrren alle erchômen,
si dâhten, wer er wære.
Dô wincten si einem chinde,
deme guoten Johanne:
er lienete ûf sînen brusten,
sîn minne was feste,
daz er in erfuore,
welher iz wâre.
Dô sprach der heilige Christ:
„Under iu zwelven er ist:
dem ich piute daz brôt,
der hât mir gegarwet den tôt!“
Duo Jûdas, der diep,
von den anderen sciet;
dô ne twalt Got niht,
duo geberehtôt er daz obrist lieht:
duo lêrte si Christ dar inne
von sîner heiligen minne.
Dar nâch wîhte er daz prôt,
den einleven er iz bôt,
er sprach: „Dize ist wârez mîn fleisk:
dar zuo gecreftige inch der heilige geist,
daz ir disiu tougen
vil rehte geloubet,
unde daz ir iz chundet
allen mînen chinden
sô wît sô diu werlt ist,
daz iz vuore iuch gegeben ist.“
Dô nam der unser heilant
den kelich an die haut,
er sprach: „Dize scult ir trinchen,
unde sult sîn in mîner gehugede gedenchen,
daz iz mîn pluot ist,
daz vuore die sunde der werlte gegeben ist!“
Dô sprach der unser trehtîn
zuo den jungeren sîn:
„Iz ist ein wîle, daz ir mich sehet,
und daz ir mîn chûme verjehet,
dar nâch ne sehet ir mîn niht,
sô wirt bechêret iuwer lieht;
sô sehet ir mich denne,
vil churzlich ist iz denne,
sô var ich offenlîche
in mînes vaters rîche:
so ne frâget mich niemen denne,
war ich varen velle.“
Philippus von Bethsâydâ,
der antwurte ime sâ,
daz vile gerne sahe,
wer der vater ware.
Er sprach trûrlîchen:
„Du vrâgest chintlîchen!
Ich unde der vater mîn,
vil ungesceiden sul wir sîn:
ich pin in ime unde er in mir,
vil wol geloube du iz mir.
Ir birt mîne friunte,
ob ir tuot, dei ich gebiute;
der scalch ne mach wizzen niet,
waz deme hêrren sî liep:
durch daz nenne ich iuch vrinnt mîn,
wande ich iu chunt sol sîn.
Nû zin chôset aver Got:
„Iz nist nehein mêrre gebot,
denne daz ir iuch minnet,
alsô ich iuch hân geminnet;
doch nist nehein mêrre minne
vone wîbe, noch vone manne,
danne man durch sînes vriuntes nôt
den lîp gebe in den tôt:
daz hân ich durch iuch getân,
daz solt ir vor iuweren ougen hân!“
Dô sprach unser hêrre:
‚Der scalch nist niht mêre,
denne sîn hêrre ist,
von deme er gesendet ist.
Daz ich hînet hân getân,
daz sult ir immer mêr begân
mit gehugede mîner minne;
sô wahsent iu di hailigen sinne.
Sô erslagen wirt der hirte,
sô zesprenget sich daz corter.
Mîniu vil lieben chindelîn,
ich ne sol niht langer mit iu sîn;
ein niuwez gebot, daz gib ich iu,
daz diu minne sî under iu,
daz man erchenne dâ bî,
daz ir mîn jungere welt sîn!“
Dô sâzen die hêrren,

vil trûrich si wâren:
sancte Pêter gehicz,
des er niuht wâr ne liez;
er wolt an der erde
mit im leben oder sterben:
„Mich ne lezzet is nehein nôt,
ich pin garrewer in den tôt.“
Got saget im, alse iz was,
er sprach: „Hinet ritetet dich Sâtanas,
alsam weize, daz solt tu wol wizzen:
nû lâ dîn vermezzen dich sîn!
Drie stunte verlougenest du mîn,
ê der han hinat craige;
daz sag ich dir ze wâre!“
Ûf stuont unser hêrre Jêsus,
er sprach zu zin: „Eâmus!“

Poetische Bearbeitung der Bücher Mosis.

Wie das vorangehende Gedicht, so stammt auch dieses aus dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, und theilt mit jenem alle Eigenthümlichkeiten, welche die Dichtungen jener Zeit von den späteren unterscheiden; besonders ist die Sprache noch rauh und ungefüg, und der Reim ebenfalls noch unentwickelt, der Versbau oft unbeholfen, so daß oft kurze Zeilen mit übermäßig langen verbunden werden; doch herrscht in dieser Beziehung eine merkliche Verschiedenheit zwischen dem letzten Theile, der schon besseren Versbau darbietet, und den übrigen. Es hat sich durch neuere Forschungen ergeben, daß das Gedicht, welches die vier ersten Bücher Mosis poetisch umschreibt, ursprünglich nicht von Einem, sondern von drei verschiedenen Verfassern, deren Namen unbekannt geblieben sind, herrührt. Der Bearbeiter des mittleren Theils hat dann aber noch versucht, das Ganze in vollständigeren Einklang zu bringen, indem er im ersten und letzten Theil Mancherlei nach seiner Anschauungsweise umgestaltete und erweiterte. Dieser Dichter ist ohne Zweifel der begabteste unter den dreien, oft gelingt es ihm sogar, die unfügsame Sprache zu bewältigen. Er hält sich nicht streng an den Text der heiligen Schrift, sondern erweitert ihn oft mit epischem Takte. Die liebenswürdige Naivetät, die er dabei entfaltet, paßt, eben weil sie ganz unbewußt ist, vollkommen gut zu der einfachen und doch gehaltenen Darstellungsweise des hebräischen Vorbilds. Wir theilen zwei Stellen daraus mit, eine, in welcher der Dichter die Erschaffung des Menschen in selbstständiger Ausführlichkeit darstellt, und eine zweite, in welcher er die Traumdeutungen Josephs ziemlich wörtlich nach dem Texte der heiligen Schrift (1. Buch Mosis, Kap. 40 u. 41) übersetzt.

1. Erschaffung des Menschen.

Der hêre werchman
dâ nâch einen leim nam,
alsô der tuot, der ûz walhse
ein pilede machet:
alsô prouchet er den leim,
sviez geviel in zvein,
deme vater ionch deme sunc,
der spiritus sanctus al mit imc.
Irne wâren doch nieht drî;
der eine hete namen drî:
der tet in sînes vater wîsheite
nâch des heiligen geistes geleite
ûz deme leime einen man
nâch sîneme pilede getân.
Dâ ze deme houbite er bigan
daz pilede machon:
daz houbit tet er sinewel,
zôch über den gebel ein vel,
gab imc guot gebâre,
bedacte iz mit hâre,
gab dem weichen hirne
den gebel ze seirme.
Er tet an dem antlutze
siben locher nutze:
zvei an den ôren,
daz er muge hôren;
ioch zvei ougen,
daz er sehe die getougen;
zvei an der nase,
daz er stinchen muge;
in deme munde cinez,
sô nutze nist neheinez.
In dem munde hiez er hangen
eine zungen lange;
fure die îlte er machen
einen chinnebachen,
zane zvei geverte,
peiuîn vile herte,
daz si daz ezzen prechen,
und daz diu zunge sprcche.
Svenne si den wint fâhit,
und in in den munt zûhet,
an den zanen si seefphet
daz wort, daz si sprichet.
Dâ nâch tet er ime die ahselun
file geliche gescaffen;
fon den rechent sich
zvêne arme geliche;
den stêut an deme ende
zvô wolgetâne hente;
an den sint forne
finf fingere mit horne:
daz horn sint die negele
fur die gânt die chunebele,
daz die selben fingere
helfen einen anderen.
Sô ist der grôzeste
unter in der nutzeste:
daz ist der dûme,
der hilfet in sliume,
wande si âne in ne mugen
sâ niuweht gehaben.
Der dâ bî stât,
ein iegelîch ding er zeiget;
der dritte heizet ungezogen,
wande er îlit sich furnemen,
svare diu hant reichet,
aller êriste er iz pegrîfet.
In deme fierden
seinent fingerlîn, die zieren,
dâ mite der man spulget
sîn wîb mahilen.
Ouch hât der chunig ze site,
daz pischtnom mahilen darmite,
svelehen phaffen
er ze herren wil machen.
Der minneste finger,
der ne hât ambeht ander,
ne wane, sôs wirt nôt,

daz er in daz ôre grubilet,
daz iz ferneme gereche,
swaz iemen spreche.
Dâ nâch tet er ime die bruste
deme herzen ze veste,
daz sime schirmen
for alleme sverden.
Wirt daz herze geserget,
so ist daz leben getruobet:
ime ne werde sciero paz,
diu sêle muoz rûmen daz faz:
dar inne ist ire hûs,
unze si daz sêr trîbet dar ûz.
Daz herze hât umbevangen
lebere unt lungen;
wider selbe dei lît
ein milze wola breit.
In der lebere
hanget ein galle chlebere;
si ist unsüeze,
sine wil, daz man si nieze.
Swer si ûz gerahsinet
svenne si ime uber gêt,
der ist genern;
den muoz rite iouch fieber ferbern;
deme ne muot iouch den lip
gelesuht noch fich.
In deme herzen ist unser leben:
von der lungene wir den âtem nemen,
von der lebere daz gesune;
von deme milze lachen wir sliume,
von der gallen den zorn,
des manec man wirt vlorn.
Unter deme houbet iouch der ahsilun
tet er ime eine svegelen,
durch die habe ganch
beidiu, maz ioch tranch.
Hintene tet er ime den rucke:
ab deme gênt rippe,
pingent sich here fure
deme herzen ze were,
daz ime stôz, noch slag
nieht gewerren ne mag.
Ob den rippen
ligent zvô sculteren,
dâ die arme ana wervent,
svenne si sich rüerent.
Dâ awer irwintet der rucke,
dâ stânt zvô huffe,
von den chlinbet sich der lîp
in zvei bein gelich;
dâ ze deme chnieraden,
dâ sint si gebogen;
daz si sich leichen,
svenne si scriten.
Nider halp des chnieraden
an deme bein stânt die waden,
sô sich daz bein reeche,
daz iz niene stêt, sam ein stecche.
Under der rippe scerme
hanget daz gedarme,
ein weichiu wamba,
diu duo wet daz geweide,
svaz slintet der chrage,
daz zime nimet der mage;
waz zimet, daz al ze sagene:
daz nutzest chumet al ze magene.
— — — — —

Duo worht er ime die fuoze,
pêde eben grôze,
in finfin gescruffet
ze finf zehen geworchet,
die habent nagele, same
die fingere dâ obene.
Duo Got zeinitzen stucchen
den man zesamene wolte rucchen,
duo nam er, sôsich wâne,
einen leim zâhe,
dâ er wolte,
daz daz lit zesamene solte,
streich des unterzvisken,
daz si zesamene mahten haften.
Denselben lettun
tet er ze âdaren:
uber ieglich lit er zôch
denselben leim zâch,
daz si vasto chlebeten,
zesamene sich habeten.
Ûz hertem leime
tet er gebeine;
ûz prôder erde
hiez er daz fleisk werden;
ûz letten, deme zâhen,
machôt er die âdere.
Duo er in allen zesamene gevuochte,
duo bestreich er in mit einer slôte:
diu selbe slôte
wart ze dere hûte.
Duo er daz pilede êrlich
gelegete fure sich,
duo stuont er ime werde
obe der selben erde:
sînen geist er in in blies,
michelen sin er ime frîliez.
Die âdere alle
wurden pluotes folle:
ze fleiske wart diu erde,
ze peine der leim herte;
die âdere pugen sich,
svâ zesamene gie daz lit.
Die liute er prûchte
zeineme iegelîchen werche;
zestet er ûf stuont,
hinnen und ennen er giench.
Er scowôt al bisunter
die manegen wunter:
fihe iouch fogele,
wilde iouch gezogene;
er tet ouch goume
wurze iouch poume.
Michel wunter in habete,
daz der fisk in deme wazzere spilete:
dere würme freissam
er niewet erchom.
Duo er iz allez ersach,
Got ime zuo sprach:
„Dû solt in mînem stal
dises phlegen al:
dû solt sîn alles wesen hêrre:
waz bedarfstu denne mêre?
Elliu dinch furhten dich,
alsame mich:
nicth sî sô grûlich,
iz newider sitze dich.
Lewe noch einhurne
scône sîneme zorne:

svenner dich verneme,
sîne grimme er hine lege.
Wis dû mir untertân,
nieht mag dir wider stân.
Ich pin dîn Got!
unze dû behaltest mîn gebot,
sô bist tû untôtlich,
alsame ich!“

2. Josephs Traumdeutungen.

Do in allen gâhen
zwêne wider den chunich missetâten,
ein phister und ein skenche,
si muosen in daz gebende;
in den charchâre man si warf,
in daz gebente vile starch.
Jôsêbe wurten si bevolehen,
er ne lie si niht snellen,
er gab in maz unde tranch;
er dienôte in Gotes danch
er begie si gnôte
mit sviu er hête.
Do die selben hêrren
wol stunte dâ wâren,
eines nahtes daz gescach,
daz ir iewederer einen troum gesach,
wi sîn dinch scolte ergên.
Der chunig hête si unsenfte bestên:
si wâren in sorgen,
waz ir scolte werden,
si wâren unvrô.
Jôsêph sprach in zuo:
„Â iar guoten chnehte,
iz nevert umb iuch nieht rehte;
ir gehabet iuch hiute ubile:
iz ne zâme nieht adale.
Saget, waz iu sî,
unt wesit piderbe.“
Si sprâchen dô
etwaz trûrichlîche:
„Zuâre ist uns getroumet:
leider niemen uns iz skeidet.“
Jôsêph antwurt in:
„Got scol iuch trôsten!
Waz ub ir mir sagetet,
waz iu ware gescûmet,
mac skehen, daz ich iz iu skeide,
als iz iu ergienge.“
Dô sprach der skenche
(mislich wâren sîne gedanche):
„Do ich hinecht was intsuebe
in micheler unhabe,
dô sach ich drî wînrebe
prozzen unde pluon,
zuo zîtigen perigen sich machen:
dô chom mir skiere
des chuniges pechâre;
den nam ich in mine hant,
dei pere ich dar induang,
deme chunige ich iz truog;
neheines arges er wider mich gewuog.“
Jôsêph ime antwurte
nâch rehtem geverte:
„Sô wol dich dînes troumes!
über drî tage du gedingest,
der chunig dîn gedenchet:
vil skiere er nâch dir sendet,
er verchiuset dîne sculde,
unt gît dir sîne hulde;
leides er dich ergetzet,
wider an dîn ambahte dich setzet,
den pechâre du im biutest,
alsô du ê wonetest.
Sich, daz du mîn nieht vergezzest,
so du an dînen gewalt wider gesitzest,
und dir wole sî.
Sich, wie mir hie sî:
Ich wart inzukchet,
in ditze lant verchoufet;
âne sculde
flôs ich mînes hêrren hulde:
dô warf man mich sâre
in disen charchâre,
in dise vinstere gruobe.
Nu tuo dû iz Gote ze liebe,
dû rât deme chunige,
daz er mir gnâde,
daz er mich hinnen lôse,
ê ich den liep fliese.“
Do der phister vernam,
wie er die troume kunde skeiden,
dô sprach er, wie er sâhe,
do er insuebe ware,
obe sîneme houbte
drî zeinen, melewes folle,
und in der obristen ware
allere brote gebâre,
dei dehein phister chunde machen,
dei man ûz melewe scolte bachen,
und daz die vogile sô gare vrâzzen,
daz si is nieht verliezzen.
Jôsêph antwurte ime des:
„Ach, ach dînes troumes!
der drîere zeinen
muost du wol weinen!
Vernim, waz ich dir sage:
die drî zeinen sint dise drî tage:
der chunig denne gebiutet,
daz man dir abe slehet daz houbet:
er heizzet dich an den galgen hâhen:
dâ beginnent dich die vogele âsen;
nieht si dîn leibent,
gare si dich vrezzent!“
Uber drî tage gelach
des chuniges geburt tag.
Michel wirtscaft er hête
mit aller sîner diete:
dâ begunde er gedenchen
des sînen skenchen;
er bedâhte sîne nôt,
daz er ime vile hête gedienôt;
er hiez in ime bringen.
Dû muose er wol gedingen;
er chod, daz er ime alle sîne sculde vergabe,
wolte, daz er sînes ambahtes phlage.
Den phister hiez er fâhen,
houbeten unde hâhen;
dâ muosen in die vogele âsen,
als ime was geskeiden.
Sô der skenche an daz ambahte gesaz,
sînes troumskeiden er vergaz;
er irgaz triûwen
iouch maniger riûwen,
die er in dem charchâre leid,
ê im Jôsêph den troum skiet,
der in atzte unde tranchte,

pettôte im sanfte.
Der skenche des alles ergaz,
dô sîn dinch begunde stên baz.
Danen über zuei jâr
gesach der chunig vile hêr
einen troum suâren;
den saget er den hêrren.
Den nechunde nehein man
rehte gesceiden,
noch niemen unter deme liute,
waz der troum diutte.
Dô begunde der skenche
sînes troumsceidâres gedenchen;
er sprach zuo deme chunige:
„Hêrre, vernim mîne ubele,
wie mir ist gescehen;
des muoz ich dir gehen.
Ich unde dîn phister
lâgen in charchâres vinster;
dâ bevalech man unsich inne
einem hebrêisken jungelinge:
der tet uns al daz guot,
daz ime Got gebôt.
Dô zeinem mâle
troumte uns beiden suâre:
des begunden wir trûren;
er begunde uns trôsten.
Wir sageten ime die troume,
die sciet er uns sliùme;
er sprach, ich gewunne dîne hulde,
daz man aver den phister hienge.
Der iewederiz wart,
sô sîn nie verwandelôt wart ein wort.
Mich pat er gnôte,
daz ich sîn wider dich gedâhte,
daz ich dir chunte,
daz er wâre ellente:
im heten lugenâre gemachôt,
daz er wâre geworfen in charchâre.
daz dû durch dîne guote
nâmest in ûz der nôte.“
Der chunig gebôt,
man brâhte ime den man guot,
daz man in padôte unde scâre,
wâtete inen ziere.
Als er in gesach,
ich weiz, er îme zuo sprach:
„Ich mach wole jehen,
daz ich starche troume habe gesehen:
die ne wolt ich melden
ne wâre mînen holden;
under den nevant ich neheinen man,
der mir si chunde gskeiden.
Dô sagete man mir,
ub ich si zalte dir,
daz dâ vore nieht ne wâre
dû nesagetest mir, suaz dâ ûz geskâhe.“
Dô sprach Jôsêph:
„Des vermizze ich mich nieht;
Got antwurte deme chunige
franspuot âne mîne skeiden.
Gerne wil ich doch vernemen,
waz ime in troume sî chomen.“
Er ne redete nicht mêre;
dô sprach der chunig hêre:
„Ich weiz, mich pedûhte,
dô ich mînes slâfes brûhte,
wie ich stuonte eine
an eines stades reine;
dô giengen ûz der ahe
siben chuo rade
feizte unde scône;
si giengen an daz cras gruone;
an dere weide
giengen si mit vröude.
Daz stuont unlenge,
ê andere sibene giengen ennen,
magare und unscône:
ich ne gesach nie wirs getâne.
Die feizten si frâzzen,
den hunger doch ne gebuozten;
an in niener skein,
ub si inbizzen der feizten dehein.
Des troumes ich intspranch;
dô nestuont iz porlang,
ê mir was, sam ich sahe
dâ ûzze an der sâte
in dem tualme
wahsen an einem halme
siben eher scôniu
unde volliu.
Danâch sach ich sibiniu,
slachiu iouch durriu:
dei vollen si ane scrichten,
vil skiere si versliekten.“
Dô sprach Jôsêph:
„Ditze neist trugeheit nieht!
Der chunig sah eine
die Gotes getougine;
er gernohte ime offenen,
daz er wil stiften.
Des in ist zuîvel nehein:
die troume sint pêde ein.
Dei siben rinder feiztiu
und dei siben eher volliu,
daz sint siben jâr gnotiu,
alles râtes volliu,
sô nie bî mannes geburte
neheiniu bezzeriu wurden;
niene wart der geborn,
bî dem baz wurde fleisk unde chorn
ole noh wîn:
wie mahtin si bezzere sîn?
Dâ nâch chôment sibiniu
sô freissam,
daz lutzel liutes bestêt,
iz ne lize hungeres tôt.
So daz chorn zerinnet,
sô ist, daz fihe skiere wirt furebrâht,
sô muozzen si suellen,
vore hungere chuellen:
wie mahte in wirs sîn?
sô muozzen si irsterben.
Wil du mînes râtes ruochen,
du scolt dir einen wîsen man suochen,
der nâh dir daz lant
habe in sîner gewalt,
deme daz liut sî undertân.
Der setze sînen ambtman
über iegelich gou,
über chorn iouch hou
den in disen siben jâren.
Daz nieht versmâhe;
si ne heizzen mannegelich fazzen an sîn seil
sînes chornes daz finfte teil,

trage iz zuo frôneme stadile
oder fuor iz ûf sineme wage.
Man scol dir iz frônen,
den chunftigen hunger dâmite hônen,
So ez sô tiuren beginnet,
daz niemen nieht vindet,
sà scolt du in dà mite helfen,
bèdiu geben, iouch verchoufen:
sò genisit dir daz liut.
Daz wirt dir vil liep:
sô mac man dir gesân.
Sò dunchet iz mich wole getân.
Dô sprach der chunig uher lût
(daz hôrte manig sîn trût):
„Wâ magen wir deheinen man finden,
des Gotes geistes sò vollen,
sò mich dunchet dirre man,
der mînen troum sô wol hât gesceiden?
Ich ne weiz in mîner gewalt
ne weder junge, noh alt,
der dir sî gelich.
Von diu wil ich,
daz dù nâh mir sîst
der allerhêriste;
liutes unde lantes,
daz dû sin alles waltes,
noh nieman sì sò rîche,
er ne scule dir intuichen,
tuon al, daz dû gebietes,
oder an suaz dû si leites.
Et ich heizze der hêrre,
ich ni ger sîn nieht mère:
des stuoles und des namen
sculen si mich dir fore haben.“
Der chunig hère
sprach iouch mère:
„Nu hân ich dich giweltich gitân
uber al, daz ich hân.“
Daz gifingir er nam
abe sîner hant wolgitân,
inen er iz ane legite,
zi deme giwalt inen stabite.
Ich weiz, er in ane wâtet
einen saben guot,
umbe sînen hals einen pouch,
der was aller rôt golt;
hiez in setzen ûf sîn gereite,
after der burg bileiten,
daz sîn bote foregienge,
gibute, daz man in inphienge
daz simi alle chunttin ingagini,
alsâ deme chunige.
Der chunig sprach mère
durch Jôsèbes ère:
„Ich bin iz Phâraô:
dâ hôret in alle zua:
niemen niwegi sinen fuoz noh hant
uber allez ditze lant,
unt sî vile stilli,
iz ni sî Jôsèbes willi!
Ich niwil ouch nieht,
daz er heizze Jôsèph:
er heizzit billichère
der werlt heilâre.“
Dô tet er in gihît:
er gap ime ein rîche wib,
eines piskofes tohter,
din was âne laster.
Drîzzig jâre was er alt,
duo im der chunig gab den giwalt.

Wernher von Tegernsee.

Wernher, Diaconus in dem bekannten südbayrischen Kloster Tegernsee, ein durch Kenntnisse und Talente unter seinen Zeitgenossen hervorragender Mann, zeichnete sich auch durch seine große Liebe für die deutsche Poesie vortheilhaft aus; und wenn wir ihm auch (oben S. 161) ein ihm zugeschriebenes schönes Liedchen mit vollster Ueberzeugung haben absprechen müssen, so beweist uns doch auch gerade dieses von ihm aufbewahrte Lied, daß er lebendigen Sinn für die Gesänge seines Volkes hatte: es ist nur zu bedauern, daß er nicht noch eine größere Anzahl solcher dem Munde des Volks entnommener Gesänge niedergeschrieben hat. Obgleich der Muttersprache mit Liebe zugethan, hat Wernher jedoch in Sinn und Sitte seiner Zeit bei weitem das Meiste in lateinischer Sprache abgefaßt, darunter ein Osterspiel vom Antichrist. In deutscher Sprache besitzen wir von ihm nur das „Leben der Jungfrau Maria“, welches er um 1173 nach dem Lateinischen des Hieronymus dichtete *). Dasselbe ist zwar in der ursprünglichen Fassung beinahe ganz verloren gegangen; es hat sich nur ein kleines Bruchstück davon erhalten, welches wir unten mittheilen, dagegen besitzen wir eine vollständige Ueberarbeitung, die von Einigen sogar dem Dichter selbst zugeschrieben wird, die aber jedenfalls nicht viel später abgefaßt sein kann, als die Urschrift selbst und gewiß noch aus dem 12. Jahrhunderte stammt.

Das Gedicht zerfällt in drei Abschnitte, welche der Dichter liede nennt, von denen das erste die Vorgeschichte, die Geburt und Kindheit der heiligen Jungfrau darstellt, das zweite die Heirat derselben mit Joseph und die Geburt Christi, das dritte endlich die weiteren Begebenheiten bis zur Rückkehr aus Aegypten erzählt. Der Freund des einfachen Nationalgesangs ist auch in dieser Dichtung nicht zu verkennen und es ist dem Einflusse desselben wahrscheinlich sogar noch mehr zuzuschreiben, als wir jetzt bemessen können; jedenfalls ist die anspruchslose, naive und dabei doch lebendige Darstellung zunächst diesem Einflusse zuzuschreiben. Von dem trockenen Style vieler Legendendichtungen eben so weit entfernt, als von der schwülstigen Darstellungsweise anderer macht Wernhers Marienleben durch seine schlichte und doch seelenvolle Sprache eine höchst angenehme Wirkung, welche nur durch die öfters eintretende Weitschweifigkeit gestört wird, welcher Fehler freilich in den allermeisten gelehrten und höfischen Dichtungen der mittelhochdeutschen Zeit wiederkehrt, und zum großen Theile wohl durch die kurzen Verse hervorgerufen wurde, in denen Präcision des Ausdrucks kaum möglich ist. Nur großartigen Dichtern (wie z. B. dem des Annolieds) konnte es gelingen, auch diese Schwierigkeit zu bewältigen, und gerade aus diesen kurzen Versen die geeignetste Form für ihre kernhafte, inhalt- und schwungreiche Darstellung zu bilden. Ein solcher

*) Er selbst sagt am Ende seines Gedichts, er habe dasselbe verfaßt, als das Schisma in der römischen Kirche schon 13 Jahre gedauert habe und als Kaiser Friedrich I. die Polen besiegte. Dieser zog aber im J. 1173 nach Polen, und da das Schisma im J. 1159 begonnen hatte, so waren vom Anfange des J. 1173 seitdem allerdings 13 Jahre verflossen.

Dichter war Wernher nun freilich nicht, aber doch nimmt er unter den übrigen noch einen sehr ehrenvollen Rang ein.

Wir haben aus seinem Gedichte den Anfang des zweiten „Liedes" mitgetheilt, vorzüglich deshalb, weil das uns erhaltene Bruchstück der ursprünglichen, von Wernher unbestreitbar selbst herrührenden Form des Werks zu diesem Theile gehört. Das eingefügte Bild ist aus der Berliner Handschrift entnommen.

Daz ander liet.

Nu vernemet die senften lère
von der magede hère,
diu uns den heilant gebar.
Guotiu herze, hevet iu dar,
dà ir daz heil gwinnet,
des iu niemer zerinnet,
bittet sie der undirdige,
daz sie flèhlîken lige
ir trùt sun an dem fuoze,
unze uns gebuoze
unser leit und unser sère.
Der pfaffe heizet Wernhère,
der des lides began;
von dem er urchunde nam,
der ist ouh von Christe
zeinem èwangeliste
gesegent unde gewîhet;
nieman ime des verzîhet:
Mathêùs ist der orthabe,
der râtet, daz man ùz trage
die margarîten an daz lieht,
daz sie werde vertunchelt nieht
in dem irdisken stoube;
dà hilfet uns der gloube,
den wir zu der kuniginne hân,
sô wir dem tievil widerstân.
Sie ist des himels froue unde brût,
sie beschirmet wol daz liut;
und alle ir undertâne,
die getuot si sorgen âne:
sie hât den heiligen daz lôn
gemêrt mit des lebens chrôn,
wand allez mannes chunne
ienoh ze helle brunne,
wâre in diu maget niht chomen,
diu sie ûzer nôt hât genomen.
Sie ist ein christalle
uber die engil alle,
ein liehtvaz in der vinster;
sie ziuchet uns von der winster,
daz wir zeswenthalben gestên,
sô wir an daz gerihte gên.
Alle ir volgære,
nu bittet den sagerære,
den der heilig geist bezôg,
daz sie mîne sunde also grôz
mit gnâden wol bedeche,
unz ih diu herze erweche,
diu noh slâfende sint,
daz sie erchennen daz kint,
daz sie mit armen umbevie.
Dô sie ze kemenâten gie
bî der smâhen krippe,
dô wart Adâmes rippe
an der frouen wol geêret:
sie hât uns alle froude gemêret.
Dô sænte Marîe,
diu edele und diu frîe,
diu maget unberüeret,
zu dem templô wart gefüeret
in der stat ze Jerusalêm,
ir êre begunde dô ûf gên:
erkant wart sie wîten,
wande sie in den selben zîten
erlûhte, sam diu sunne
ûz allem ir chunne.
Ir antlutze was sô tugentlîche,
ir ougen alsô kunchlîche,
ir gebærde alsô reine,
daz sih zu ir glîchte deheine
under allen den frouen.
Sie muosen anscouen
diu liute mit vorhten:
swâ andere frouen worhten
lînwât unde sîden,
ir neheiniu maht erlîden
alsô wil der arbeit,
sô ditze kint frôlîchen leit
den tempelhêrren ze minne.
Sie worhte mit rîchem sinne
als, des sie begunde:
swaz sô wîbes hant chunde,
daz enmahte ir niht engân.
Des nahtes îlte sie ûf stân,
daz sie ir venige pflæge
unde sih Got ergæbe.
Ir site und ir gewonheit,*)
die sage ih iu gereit:
Alle morgen vil fruo
sô gedâhte sie dar zuo,
daz sie ir gebetes huote,
diu reine und diu guote,
mit michelme flîze
unze zu dem inbizze,
sô die frouen gâzzen
unde wider an ir werh gesâzzen:
den half si unze an die nône.
Sô gie sie ave schône
hin für den altære,
daz sie ir salter lære.
Dâ stuont sie unze an die vesper,
daz alle die swester
daz gesanch an viengen
und ir tagezît begiengen:
sô chom geflogen Gabriêl,
der Gotes engel vil hère,

*) Wir lassen hier das Bruchstück der älteren Bearbeitung folgen:

Ir gewonheit
saget ich iu gereit
alle morgen vil fruo
sô gedâhte si wol dâ zuo,
daz si ir gebetes huote,
diu reine und diu guote,
mit michelm flîze
ùnz zu dem imbizze,
sô die frowen gâzzen,
wider an werehe gesâzzen·
den half si unz an di nône.
Si giench ave schône
vor dem altare,
da si ir churs dâ lare.
Dâ stûnt si an unz an di vesper,
daz alle die swester
daz sane an viengen,
ir tagezit begiengen:
sô chom Gebriêl,
der Gotis engel hêr,

er braht ouh ir daz himel brôt,
daz er der innchfrouen bôt:
daz nôz sie mit kinschem lîbe,
die nie wart ze wîbe;
anders aze sie niht vil,
als ich iuh bewîsen wil.
Swaz man ir gap ze spîse,
daz île diu maget wîse
den armen ellenden
in die stat senden.
Al der frouen samnunge,
bêdiu alte unde junge,
di wurden dô wol inne
der tougenlîchen minne,
die sie mit dem engel habete;
sie selbe ez wol verdagete:
doh was ez unverborgen,
daz enmahte sie niht besorgen
Sæligen swester wonten dô
in Sâlomônis templô,
die wâren dâ gehôhet;
nû sînt sie gar zerstôret.
Sît haben ez besezzen
rîter vil vermezzen,
die ez werent mit chrefte
vor der heidenschefte.
Mit den was diu maget reine,
alsô daz sie stæte scheine
zaller slahte arbeit,
die sie ze gewonheit
heten gesprochen under in.
Niemant maht den ir sîn
errechen noch ergrunden.
Sie mante sie zallen stunden
werben nâh Gotis hulde:
sie was ân alle schulde
guot, wolgemuot, milt unt wîse.
Sie lebet der hêren spîse,
die ir der engel brâhte:
neheines arges sie gedâhte.
Kiusche, diemuot unde stæte,
die drî tugende si hæte
mit den andern ûz erchorn.
Nît, hôhfart unt wîplich zorn
vant an ir neheine stat;
wand nie froue sô hôhe getrat
ze sælden unt ze êren glîche:
des ist hinte ir lop sô rîche.
Die zuht sie umbegurte;
fluochen unt bôse antwurte
muoste ir sîn unerchant:
sie was ân der sünden bant.
Vasten oder wachen,
daz en mahte sie niht gemachen
missevar noch trüebe:
des wunderôt genuoge
alle ir hûsgnôzinne.
Die starhte sie in der minne,
daz sie die ubermüete
erslûgen mit der güete
und allez unreht vermiten:
ze alsô lûterlîchen siten
chêrte sie, diu süeze.
Nu bittet sie, daz sie unz müeze
wider chêren von den sunden
und an ir minne erzunden.
Nie wart sô wol sprechender man,
der ie von buochen sin gewan,
daz ez tohte im einen,
ze sprechen von der reinen

---

er braht ir daz himel brôt,
daz er der chunigennen enbôt
ûz siner hant in die ir
anders az si niht vil.
Swaz man ir gab ze spîse,
daz îlte diu maget wîse
armen ellenden
in di stat ze senden.
Alliu di samnunge,
alten und junge,
die wurden dô wol inne
der tugentlîchen minne,
die si mit den engeln habet;
si selbe iz wol verdaget:
doch was iz unverborgen,
daz chunde si niht besorgen.
Sælige swester wonten dô
in Sâlemônis templô,
die wârn dâ gehôhet;
sit sint si gar zestôret.
Nu habent iz besezzen
ritter vil vermezzen,
die wernt iz mit crefte
von der heidenschefte.
Do diu cheiserinne,
diu erwelt gimme,
zuversiht der werlde,
diu den sal erwelte,
dâ si wolt erschinen
bi den heiligen wîben,
dô lobte si unsern hêrren,
daz er si sô verren
ûz den andern erhuobe.
Dâ si senftlîchen
alle die arbeite,
di si ze gewonheit
heten gesprochen under in,
niemen moh'e ir sin
errechen, noch ergrunden.
Si îlte si alle schunden
ze Gotes dienste,
zu der êwigen geniste.

Si was ân allez wandel
kiuscher, denne ein ander:
ir neheine was sô wîse.
Si aze die Gotis spîse,
di ir der engel brâhte:
neheines ubelis si gedâhte.
An der güete was si stæte
in geistlicher wæte.
Vasten unt wachen,
daz mohte si niht gemachen
bleich oder trûbe:
des wundert genuoge.
146 Daz beste het si erchorn,
ouch huobe si deheinen zorn,
die zuhte si umbgurte:
der bôsen antwurte
ne wold si niht geruochen.
Schelten unt fluochen,
daz was ir seltsæne:
158 der sunden was si âne.
163 Ir hûzgenôzzinne,
di starchte si an der minne
ze bezzerm teile,
ze sælden unt ze heile,
daz si di uber müete
erslûgen mit der güete
und allez unrehte vermiten.
als lûterliche site
lêrt siu diu süeze.
Nu bittet, daz wir si müezen
sô innechlichen an ruofen
daz si in, der uns geschuofe,
in unser teil gewinne,
daz er uns enzunde in siner minne.
Het ich ein zunge,
diu als daz îsen chlunge,
gesmidet ûzer stâle,
diu mir diu rede gæbe,
iane mohte ich christenlîcher schar
nimmer gesagen gar,
wie sich die maget zierte
gegen dem himelischen wirte,

volleklîche nâh ir werdicheit,
an die Got sînen flîz leite.
Als er sie gemæheln wolte
unde bî ir buowen scholte,
eines sites sie dô begunde,
den weder wîp, noch man chunde,
noh vor ir geburte ie vernam:
swennez alsô cham,
daz sie ieman gruozte,
unt sie daz gelten muoste,
sô gnâdet sie Got zehant,
der ir heil sô hete gewant,
daz ir diu werlte zu sprah
senftin wort, da sis an sah.
Swâ sie aver den gruoz sal
sholte bieten, uber al
sie bat herzeklîchen,
daz sie Got gnâdeklichen
an der rede meinte
unt guoten abent bescheinte
oder sæligen morgen
den liuten, die mit sorgen
in der werlte buowent
und im iedoch getruowent.
Danne chom uns diu gewonheit,
daz wir bêdiu, liep unt leit,
ûf sîn gnâde schuln ergeben,
von dem wir hân daz leben.
Gelernet wir hân dâ bî:
swer so uns grüezende sî,
daz wir im also schône
wunsken daz Gotes lône,
und dem irdiskem schîne
der êren verzîhen.
Si diente Got âne wanch
unt hête einen gedanch,
ob sie ze vil redet,
daz ez lihte ir scædet,
und daz sie vor urspriche
an ir muot verwandelt siche,
iz en wære vil nutze.
Sie liez ir antlutze
vil selten erlachen;
wan jah ir an allen sachen
ie der tugende besten:
die begunden ouh esten
unt vil wîten umbe vâhen.
Di siechen, die sie ersâhen
unt sie angernorten,
die chraft sie danne fuorten,
daz sie niht mêre swâr:
darumbe chêrten sie dar,
wand sie dâ gnâde funden.
Nu rîche sie, unser wunden
bedecken mit ir guote,
daz wir ûzer Gotes huote
iemer komen sô verre,
daz uns des tiefils gwalt iht werre.
Do si wahsen begunde,
dô wart si in kurzer stunde
an dem hâre und an der lîch
uber elliu wîp sô wætlich,
daz ein hêrre, hiez Abîathâr,
der wante sînen muot dâr,
wie er die maget gwünne
sînem lieben sun ze wünne.
Der vil kindiske man,
der was ouh ir gnôzsam;
der hêrliche degen
gerte, sie mit bete erwegen,
daz sie in ruochte minnen
durh erben gedingen.
Der ê hete er hinz ir gedâht,
doh wart diu rede niht volbrâht;
wand diu froue des niht verdolte.
sie sprach, daz sie nien wolte
iemer man gerüeren.
Daz wertlîche ungefüere
dûhte sie sô chumberrîche,
daz sie gerne frîliche
lebet âne mannes gebende
unze an des lîbes ende.
Got einen hæte sie erwelt,
dem si lîp mit sêle felt
daz sie wære sîn diu unt sîn brût,
er bêdiu, ir hêrre und ir trût.
Diu antwurte was ungemah
dem bittel, unde gesprah
alle sîn genôzze,
er bôt in miete grôze,
die des tempels pflâgen,
daz sie niht scholte betrâgen.
sie næmen die maget guote
von dem swæren muote,
den sie ir habte furgesat.
Darumbe gehiez er unde bat,
er bôt in golt, daz rôte,
und dingete vil guôte
mit dem silber wîzze,
daz sie im hulfen mit flîzze
umbe daz kint, des er gert,
daz ir sîn sun wurde gewert
nâh rehte zê êlichen dingen.
Diu miete began in gelingen:
dô rieten sie alglîche,
unt schunten grôzlîche,
daz diu froue tæte,
swes sie der hêrre bæte.
Dô sprach sænte Marîe,
(Got hete erzundet sie
mit reine gerndem muote
in engelisker huote):
„Wes müet ir iuh, hêrren mîn,
lât ditze umbescheiden spil sîn,
wand ich niemer man gewinne
ze werltlîker minne.
Ir ne schult mih niht reizzen,
ia hân ich Got entheizzen
mîn sêle unbewollen.
Mag ich daz ervollen,
daz ist der beste rât,
dâ mîn gedinge an stât.“

---

179 der si gemaheln sold
unt samt ir bowen wold.
Durh sin barmunge
181 eines sites si begunde,
den weder wîp, noch man
vor ir geburt nie vernam.
185 Swer daz kint gruozte
daz si daz gelten muoste,
so saget si genâde
dem ir schepfære:
si blicte hin ze himele,
daz ir diu werlt hie nidene
190 senftiu wort zu sprach,
so si ir bilde an sach.
Swenne ave si daz gruoz sal
solt bieten uber al,
193 dô bat si gezogenlic . . .

Dô was ein bisgof under in
der was sin flizich durh den gwin,
er sprach: „Frone, lâ die rede stân,
ich sage dir, wie ez ist getân
umbe die rehten wârheit,
als uns diu buoch hânt geseit.
Diu ê ist Got liep unt genæme;
wan er selbe Adâme
frouwen Êvam gap ze wîbe.
Wæren wir von ir lîbe
alle niht ersprungen,
bêdiu, alte unde jungen,
sô wære diu werlte ôde,
chranch, ringe unde brôde,
so ne ruofte nieman an Got.
Frone, lâ varn dînen spot,
nim den man ze ê,
deiz dir ze sælden ergê.
Volge uns âne widerstrît,
wan dir Got sînen segen gìt
unt froude mit lieben kinden
an den soltu heil vinden,
daz dû mit den reinen
sîn êre müezest meinen.
Daz ist der beste rât,
der von mannes sinne gàt,
und des wir megen erdenchen:
nu solt du uns an der bete niht wenchen.“
Der antwurte im ave dô
rôsa in Jêrichô,
diu maget alsô lieht:
„Ichen volge iwes nieht.
Ir saget mir von Adâme,
daz er Êvam næme
von der Gotes hende:
daz tet er âne wende.
Doh gnôz mêre Âbel, der guot,
daz er beleip an kiuskem muot,
dô er daz opher fuor truoch
und in sîn brûder sluoch,
denne ob er gemeiliget wâre
vor sînem schepfære.
Got îlte, im geben ze lône
zwô guldîne chrône,
von der martyr eine,
die ander, daz er reine
und unbewollen was:
daz ist, dâ er mit gnas.
Hêlŷas, der Gotes man,
als ichz vernomen hân,
der wart ze himel gefüeret,
durh daz er unberüeret
was von allem meile:
im wart getân ze teile
diu gnâde, diu immer stât,
dâ mit uns Got erzeiget hât,
daz er die kiuskeit
mit der liehten gotheit
gerne wil under stôzen.
Nû hât er froude grôzze
und êren vil erworben,
swie der lîp ist noh unverstorben.
Des ruochet iuwer bete lân,
wand mîn muot ist sô getân,
daz ih stæte belîben schol.
Got, der weiz mîn herze wol,
mîn ahte unt mînen willen,
daz ir ê mæhtet billen
wazzer ûz dem steine,
ê daz ich dehein brôde meine.“
Zehante sie sich viengen,
von der rede sie giengen.
An dem kindisken wîbe
heten sie daz ze nîde,
daz sie was alsô veste:
darumbe zurnten al die geste.
Sie fuoren, als sie tobeten
ein teidinch sie gelobeten,
sie gebutten ein gesende,
daz sie chômen an ein ende,
ob Mariâ, die mære,
sô ungevolgich wære.
Der gesprochen tach
an einer hôhzîte gelach;
dô chom michel menige dâr.
Der bisgof hiez Âbiathâr,
der gruozte sie an der borte
mit dem Gotes worte.
Er stuont ûf eine grêde
und huob ûf sîn hende bêde
gegen dem himelisken sal:
eine stille gebôt er uber al,
er sprach: „Nu hôret alle,
wie iu daz gevalle,
daz Mariâ, diu schône, tuot.
Niemen ist sô edel, noh sô guot,
sô rîche, noh sô tiure,
daz er ir gezem hiure:
swer ir ze wîbe gert,
der scheidet dannen ungewert.
Sine trûwet niht genesen,
sine müezze maget wesen.
Wir haben frouen vil gezogen,
kunige tohter unt herzogen
der hêrlichen slahte,
daz uns nie deheiniu inder ahte
alsô vil ie gemüete
und iedoch vil grôzer güete
ze rede wâren worden
von allen ir vordern:
deist ein michel herte.
Des guten Aarônis gerte,
der man ih alle dise diet,
wie er den grôzen strît schiet:
dô die Gôtes êwarte
under in zewurfen harte,
diu gerte wart wider grüen,
begunde louben unde blüen
in der heiligen arche.
Got, der mac noh sam starche
sîniu tougen erzeigen;
diu werlt ist sîn eigen,
der menniske sîn hantgetât;
an im reht unt gnâde stât:
daz bedenchet alle wol.
Ich sage iu, wie nu tuon schol
disiu menige algemeine,
daz Got die wârheit bescheine
unde sînen willen dâ bî.
Die von êlichem bande vrî
sîn komen an den tac hiute,
der ieglicher vor dem liute
bringe morgen sîn gerte:
der Got, der sie gwerte
bî Aarônis zîten,
nu wir sîner gnâden biten,

der lâzze uns werden schîn,
wes Marîâ brût schul sîn,
und erzeige mit gewalte,
wer ir von sîner gebe walte.“
Michel wart dô der schal,
der rât geviel in uber al:
dô jâhen sie gemeinliche
diu rede wære loblîche;
sie behielten gerne sîn gebot,
und dingôten hin ze Got,
die dâ wâren ungehît,
daz er schiede selbe den strît.
Diu naht dûhte sie ze lanch,
unde heten mangen gedanch
umbe die maget wol getân,
wer sie ze wîbe solte hân,
wand sie al der werlte behagete.
Do ez des morgens tagete,
der bisgof nam dehein friste,
er chom ze vorderiste.
Die rîchen und die jungen
vaste zu im drungen,
wol gebadet, wol gechleit,
als daz wâre lieht seit:
grôzlich was ir geverte.
Sie brâhten schône gerte
lange unde slehte;
dô marhte vil rehte
aller manneklîche die sîne,
unt wânte der magede gewert sîn.
Ir ieglicher hetes wân,
doh solt ez anders ergân.
Die armen umbesæzen,
die getorsten niht verlâzzen;
die ledigiu liute wâren,
sine muosen gebaren,
als man in von hove gebôt.
Dô kom durh die selben nôt
ûf den tach ein grîse man,
so harte forhte er den ban,
Jôsêph was er genant:
der ist uns ouh wol erchant,
so wir an den buochen
sînen namen wellen suochen.
Der wâs ein witewære,
alter, guot unde gewære,
brôde sînes lîbes;
der engerte niht wîbes.
Er brâht ein chleinez gertelin
durh die gehôrsam sîn.
Daz rîs alsô churze,
daz het er ab der wurze
gezerret harte unwæhe,
daz diu werlt dâ bî sæhe
sîn gemuote nien stân
nâh frouden, noh ûf liebes wân.
Dîe gerte gâben sie ze hofe,
die enphiench der bisgof
unt garte sih in die hêren wât;
ze himele suochter den rât.
Dô giench er alsô schône
zu dem tische frône,
daz er dâ ervunde,
so er verriste chunde,
ob dem altære,
waz Gotes wille wære.
Nu vernemet alle besunder
diu manchvaltigen wunder,
diu Got der diete zeiget
diu ir gemüete neiget
under sîne meisterschaft.
Do der bisgof vor der lantschaft
ze himele huob sîne hende,
dô nam ez gut ende:
mit zæheren was er begozzen,
sîn herze wol beslozzen
in der wâren minne.
Dô chom diu Gotes stimme;
si sprah: „Ih wil dih gewern,
und ouh dise menige niht enwern,
des si mih gebeten hât:
mir ist gelichen dîn rât.
Nu hab daz in dîner ahte,
daz du die gerten hînaht
zu dem heilectuom ruowen legest,
unze sie morgen wider gebest:
sô zeige ich iu den man sô guoten,
der Marîâm scol behuoten:
dem ih die êre hân beschert,
ein tûbe von sînem stabe vert;
diu hevet sih ze der grufte
unt swinget sih in diu lufte,
daz sie niemen mac gesehen:
dem schult ir alle des jehen,
daz er die maget süeze
vor iu gemahelen müeze.
Daz sage dû dem liute,
daz ih daz wil unt gebiute.“
Nu rüeget iu alle dâ mite,
daz Got die sundigen site
an uns sô harte schinhet,
daz uns sîn stimme fliuhet,
diu unser vordern ofte erschein,
wan des ist zwivel nehein.
Do von dem bisgofe hêre
eroffent wart diu lêre,
die er Got mit diemuot angwan,
dô frouet sih wîp unde man;
und als der morgenrôt
der vinstirn erde lieht erbôt,
daz al diu werlte erlûhte,
die menige dô zît dûhte,
daz sie ze hove giengen,
ir gerte wider enpfiengen.
Ze êriste gap man den rîchen,
den der arme muose enwîchen,
und dar nâh den smæhen;
si sprâchen, swâ sie sæhen
daz zeichen mit den ougen,
daz wolten sie glouben.
Jôsêbes gerte, diu chleine,
diu was vervallen eine,
von den andern sie geslief,
daz sie der bisgof niht begreif.
Dô wânten sie algemeine,
nu in daz zeichen niht erscheine,
ez chome von ir sunden,
daz Got wære erwunden
sîner grôzen barmunge.
Sie wænten herze unde zunge
diemüeteklîchen an in,
daz in diu tûbe erschîn,
diu in dâ was geheizzen.
Sie rowe, daz sie gemeizzen
die schônen gerte hæten.
Nu ruoche er sie berâten,

der al die werlte wiset,
unt sîn wârheit briset
mit rehte unt mit güete,
der gefroue ir gemüete.
Ja erschameten sih di fursten
der fravel, daz sie getorsten
dar gebieten ir gerte.
Si erkanten ir herte,
unt chlagten ir missetât,
daz si in hôhvertiger wât
Gotes tougen wolten sehen,
daz mit diemuot muoz geschehen.
Jôsêp, der Gotes trût,
der flôh die rede und die brût;
er dûhte sih sô uidere,
daz er nien wolte widere
sîn klein gerte enpfâhen.
Do sie dô niht ensâhen,
sie sprâchen mit einem munde:
„Wir schuln des himels urchunde
noh herzeclîcher suochen,
ob des Got welle ruochen,
daz wir gesehen sîniu tougen:
er ist gnâdich, deist unlougen.“
Abîathâr, der bisgof,
der hiez dô ûf den frîthof
alle die menige entwîchen
unde beten iuueclîchen.
Ein gieng er in den sal,
daz liut stuont hie vor uber al:
selbe gart er sih sâ
in zwelf tintinnabulâ
und in die heiligen wât,
die Moyses gebrüevet hât
niht von mennisken sinne,
wan als im diu Gotes minne
gebôt unt vorgetihte.
Als sih der hêrre berihte,
Got ze flegen in dem gwante,
erwelte mirren er brante
tymîâma unde wîrouh:
sîn sunde weinter ouh
sô heize vor dem altære,
daz des himels rihtære
geruochte bewîsen in,
der bêdiu, gnâde unde sin,
al der werlte teilet
und die sundære heilet,
swâ er die riuwe gesiht,
wand im der barmunge giht
ensamet himel und erde
und dienent im sô werde.
Do chom ein engel geflogen,
er sprah: „Ja birt ir niht betrogen:
Got enwandelt niht sîniu wort.
Nu suoche ein chleine gerte,
diu dir ist enpfallen,
diu chumet ze frouden in allen,
swie harte sie iu versmâhet.
Als sie Jôsêp enpfâhet,
ir geseht diu Gotes tougen
mit fleisklîchen ougen.“
Do er die chleinen ruote
allenthalben suohte,
in der arche er sie vant;
er nam sie frôlîche in die hant.
Dô drang er ûz der chirhtür
unt zeigte die gerte her für;
er sprah: „Jôsêp, Gotes kint,
die engel dir gnædic sint,
sie îlent an dih zeigen:
disiu gerte ist dîn eigen.
Nu sûme dih niht mêre:
wir bevelhen dir die maget hêre.“
Jôsêp erchom dô herte,
daz mit sô lûtem worte
der bisgof in anrief.
Sîn gedanche wâren tief:
er zwîvelt, waz er tæte
unt wes Got willen hæte.
Doh enpfieng er daz rîs.
Sîn bart was im lanch unt grîs.
Weinen begunde er durh nôt;
und als er die gerte ûf bôt
vor wîben unt vor mannen,
ein tûbe swanch dô dannen,
ein vogel sô wol getân,
daz sîn Got muost êre hân.
Der sweimet ein wîle dâ
unt huob sich dâ nâh sâ
gegen himel hin wider,
danner chomen was her nider.
Dô wart im chradmediker scal
von dem liute uber al:
Sie lobten Got genôt.
Wie harte sie wunderôt,
daz enkan iu niemen gesagen.
Er ein muose wol chlagen,
daz er in alten zîten
des kindes scolte bîten.

— — — — —

Als diu rede was getân,
die hêrren hiezen gân
nâh sante Mærîen,
der guoten und der frîen;
die ladeten sie ûf den frîthof.
Sie sprâchen, daz der bisgof
sie wolte gesprechen,
ir êre gerne zechen.
Die frowen, die ir wâren bî,
nu ez alsô komen sî,
die rieten ir algelîche,
daz sie tæte frôlîche,
swes man an sie muote,
daz wurde ir gewant ze guote.
Ûf stuont dô diu reine,
sie gie zuhteklîche unt seine
den hêrren bî sîten
fur die herscaft an den rinch wîten,
unt bevalh sich Got tiure;
sie sprah: „Hêrre, du mih stiure
mit dem hêren geiste dîn,
daz mîn antwurte müeze sîn
werde und unbesprochenlîche!“
Dô gebôt der bisgof rîche
al die menige swîgen,
unnutzen chradem vermîden.
Die maget enpfieng er wol,
sie neic im als ein frowe scol.
Dâ stuont sie, sam diu bluome,
die an der wise gruone
ir liehten schîn verre sprenget. *)
Die werlt het des wol verhenget,
daz diu rede gelenget wære,

*) S. die Abbildung auf der folgenden Seite.



dar umbe wand diu werde und diu mære
gab in fröude und ougenweide,
die sælde hete sie beide
an der schône und an der guote;
dar under stuont ab ir gemuote
niender mê, wan eine ze Got
und zallem sînem gebot.
Der herre huob an unde sprah:
„Frowe, dîn êre und dîn gemah
wellen wir mit dir ahten:
nu solt du, reine, betrahten,
waz Gotes wille dar an sî
und ouh unser rât dâ bî.
Daz zeichen, daz dâ geschehen ist,
daz wil, daz du neheine frist
noh dehein ûfscub habest
und dih niht lenger entsagest,
dune werdest hie ze stete
durh unser aller bete
Jôsêbes gemahele.“
Dû vielen ir die træhene
ab den hufeln an die wât;
sie sprâchen: „Sin ist dehein rât
wer schol daz wenden unde chlagen,
daz Got selbe ruochet antragen,
der an niemen missetuot?
Nu sage, frowe, dînen muot!“
Diu maget antwurten began:
„Got, der den êristen man
ûz læime gebildet hât,
und des trônus iume himele stât,
der ouh geschuof den wîten umbechreiz,
elliu dinch er wol weiz,
wir mugen in nihtes verheln,
niht versagen noh versteln;
aller herzen tougen,
diu sint vor sînen ougen;
des tiefen meres unde,
ioh daz vinster abgrunde,
erde unt lufte sint im diensthaft
und erchennent sîne chraft:
der ruoche mich erhôren;
sîn gebot shol ich niht stôren,
wand ich daz urchunde
von sîn selbes munde
enpfangen hân unt nemen wil.
Hie ist ouh herschefte vil,
der beidiu bet unde rât
von rehte mir ze volgen stât,
swie ich doh niemer gewinne
muot ze wertlîcher minne,
daz ich mit deheinem mæile
mîn sêle verteile
noh mînen magetuom verwerte.
Ich sah abe der gerte
mit samet iu die tûben fliegen:
des wil ich niht triegen
daz himiliske bouchen.
Mîn herze muoz ich brouchen
in iuwer aller rât.
Swer mih ze hilfe bestât,
dem bin ich gerne undertân
mit dienste, daz wizzet sunder wân.
Mîns lîbes ich niemen gan,
dâ belibe ich stætic an.
Ob mirz Got verzîhet,
der nieman nihtes verzîhet,
des man mit rehte an in gert:
dâ wurde ouh ich niht entwert!“

Lobgesang auf den heiligen Anno.

Anno, Erzbischof von Köln, der schon als Kanzler Kaiser Heinrichs III. große Bedeutung als Staatsmann gewonnen hatte, wurde namentlich dadurch berühmt, daß er während der Minderjährigkeit Heinrichs IV. die Regierung des Reichs mit großer Kraft und Klugheit führte. Auch als geistlicher Fürst zeichnete er sich durch mancherlei vortreffliche Eigenschaften aus, nicht bloß durch seinen eigenen musterhaften Wandel, sondern auch durch den Eifer, mit welchem er auf genaue Beachtung der klösterlichen Zucht drang. Da er auch dem ihm zur Leitung anvertrauten Erzbisthum mit musterhafter Gewissenhaftigkeit und Thätigkeit vorstand und er neue Kirchen und Klöster theils selbst stiftete, theils zu gründen veranlaßte, so ward er nach seinem Tode, der im J. 1075 erfolgte, von der Kirche unter die Heiligen versetzt (im J. 1183). Eine Anerkennung anderer Art ward ihm durch den von einem unbekannten Verfasser auf ihn gedichteten Lobgesang, der zu den schönsten Erzeugnissen der älteren deutschen Dichtkunst gehört; es ist sehr wahrscheinlich, daß derselbe durch die Heiligsprechung des Erzbischofs hervorgerufen, vielleicht sogar bei Gelegenheit derselben gedichtet wurde. Jedenfalls ist er nach der Canonisation abgefaßt worden. Der Verfasser wird von Vielen für einen Geistlichen gehalten, es möchte dies aber beinahe zu bezweifeln sein, wenn man an den kriegsmuthigen Geist denkt, der in einigen Strophen so gewaltig durchbricht; die mildere, fromme Haltung des Schlusses aber ermächtigt an und für sich nicht, in dem Verfasser einen Mönch zu suchen; dagegen möchte allerdings die Gelehrsamkeit des Dichters, seine genaue Bekanntschaft mit der Bibel und mit andern Schriften die Vermuthung unterstützen, daß er ein Geistlicher gewesen sei. Gewisser ist es, daß der Dichter am Niederrhein und vielleicht selbst in Köln wohnte; dafür zeugt die Sprache des Gedichts. Auf diese wenigen Vermuthungen beschränkt sich aber Alles, was wir von ihm wissen, was um so mehr zu bedauern ist, da er zu den talentvollsten Dichtern jener Zeit gehört, ja die meisten an wahrhaft poetischem Geiste weit überragt.

Als die Kaiserchronik bekannt wurde, und man in einigen Stellen derselben auffallende Aehnlichkeit mit dem Annoliede fand, gerieth man auf die Ansicht, daß dieses nur eine, nicht eben geistreiche, oft beinahe wörtliche Benutzung jenes andern Werkes sei. Es ist kaum denkbar, daß eine solche Ansicht sich festsetzen konnte, wenn man sich erinnert, wie schon vor 200 Jahren Opitz und ein Jahrhundert später Bodmer und Herder die poetische Bedeutung und Tüchtigkeit des Annolieds so richtig erfaßt hatten. Noch weniger aber wird es erklärlich, wenn man diesen schönen Lobgesang in seiner Gesammtheit auffaßt, und die betreffenden Stellen desselben (Strophe XI—XXX) mit den entsprechenden der Kaiserchronik vergleicht (s. unten Kaiserchronik Nr. 1); denn es wird dem unbefangenen Leser sogleich zur Gewißheit werden, daß nicht der Verfasser des Annolieds die Kaiserchronik benutzt, sondern umgekehrt, daß diese vielmehr aus jenem geschöpft und es noch dazu ziemlich taktlos abgeschrieben hat. Eine nähere Betrachtung des Lobgesangs auf den heiligen Anno wird jeden Zweifel tilgen; wir folgen hierin ganz unbedenklich der Darstellung Herders, da dieser mit seinem tief poetischen Gefühl die wahre Bedeutung des Gedichts vortrefflich aufgefaßt hat.

„Wir haben von alten Helden und Kämpfen," beginnt der Dichter (I.), „vom Untergange mächtiger Könige vielfach singen hören, nun ist es Zeit, an unser Ende zu denken. Denn Christ thut viele Zeichen, so auf dem Sigeberg *) durch den heiligen Anno, um uns an das Ende der Welt zu erinnern." So hat uns der Dichter schon auf seinen Helden aufmerksam gemacht, obgleich, wie es scheint, nur zufällig oder vorübergehend, doch, wie aus dem Gange des Ganzen deutlich wird, mit selbstbewußter Absicht. Zwar hält sich der Dichter zunächst an dem Gedanken von dem Ende der Welt, und er führt denselben in den folgenden Strophen weiter aus; aber, wie sich später ergibt, soll ihn gerade diese Idee wieder zu Anno geleiten. Die zweite Strophe stellt in großen Zügen die Erschaffung der Welt und der Menschen dar; in der dritten, welche wahrhaft großartige Auffassung beurkundet, klagt der Dichter, daß alle Werke Gottes die ihnen angewiesene Bahn treu befolgten, der Mensch allein sich durch Lucifer zum Bösen verführen ließ. „Der Mond und die Sonne, sie geben ihr Licht mit Wonne; die Sterne behalten ihre Fahrt, sie gebären Frost und Hitze stark; das Feuer hat aufwärts seinen Zug, Donner und Wind ihren Flug; die Wolken tragen den Regenguß, niederwärts wenden Wasser ihren Fluß; mit Blumen zieren sich die Lande, mit Laube decket sich der Wald, das Wild hat seinen Gang, schön ist der Vogelsang. Ein jeglich Ding das Gesetz noch hat, das ihm Gott zuerst vergab, wären nicht die zwei Geschöpfe, die er geschuf als die besten: die verkehrten sich in Tollheit, dannen hub sich das Leid." (III) Der böse Feind verleitete den Menschen zum Bösen, und führte die fünf Welten zur Hölle, bis Gott seinen Sohn sandte, der durch seinen Opfertod die Macht des Todes und der Hölle brach. Nun hob er seine Kreuzesfahne empor und sandte seine zwölf Boten in alle Lande; aber auch andere Märtyrer erfüllten seinen Willen. „So können es die Trojanischen Franken Gott nicht genug danken," heißt es dann in der sechsten und siebenten Strophe, „daß er ihnen so manchen Heiligen hat gesandt. So ist es auch hier in Köln bewandt; da rastet eine solche Menge aus St. Mauritius Heer, und die eilftausend Jungfrauen, um Christi Leib erschlagen, manche Bischöfe so hehr, die der Wunder mächtig waren, wie man kündigt von Sanct Anno: des loben wir Christ mit Gesange. Zu Köln ward er geweihet Bischof; des soll die Stadt immer loben Gott, daß in der schönsten Burge, die in der Deutschen Lande je wurde, Richter war der frommste Mann, der je zum Rheine kam, auf daß die Stadt desto hehrer gedieh, wenn sie eine so weise Herrschaft erleuchtete, und daß seine Tugend so helle wäre, daß er einer so hehren Stadt pflegte: denn Köln ist der hehresten Burgen eine; Sanct Anno brachte ihre Ehre wohl heim." So ist es klar geworden, daß die scheinbare Abirrung vom Hauptgedanken diesen nur stärker hervorheben, die Verherrlichung des heiligen Anno nur sicherer begründen sollte. Eben so wenig kann es als eine unnöthige Abschweifung angesehen werden, wenn der Dichter nun (8. Str.) von dem Ursprunge der Stadt erzählt und seinen Bericht mit Ninus beginnt, der zuerst unter den Menschen Kriege führte, dann auf Semiramis übergeht, welche die mächtige Stadt Babylon baute, deren spätere Beherrscher ein Land nach dem andern mit Krieg überzogen, bis sie zuletzt auch Jerusalem verbrannten. Zu diesen Zeiten nun begab sich, was der weise Daniel sagte, als er seine Träume erzählte. Die Schilderung der vier großen Weltmonarchien unter den Bildern der vier Thiere ist ganz vortrefflich (XI u. ff.), besonders aber zeichnet sich die Stelle, welche Alexander den Großen betrifft, durch Kühnheit und Kraft der Sprache aus. Das vierte Thier bedeutet die Römer, deren erster Herrscher, Cäsar, die Deutschen, obgleich erst nach langen Kämpfen und unter für sie rühmlichen Bedingungen bezwang. Bei dieser Gelegenheit berichtet der Dichter nach homerischer oder, wenn man lieber will, nach pindarischer Weise über den Ursprung der einzelnen deutschen Stämme nach den damals geltenden sagenhaften Ansichten (Str. XVIII ff.), am ausführlichsten über die Franken (XXII—XXIV), weil ja die Weltherrschaft von den Römern zunächst auf diese überging. Mit Hülfe der Deutschen zog Cäsar gegen Rom, das sich feindselig gegen ihn gezeigt hatte, und eroberte es, worauf ihn die Römer zum Alleinherrscher wählten. „Seitdem waren deutsche Mannen in Rom lieb und werthsam." Ihm folgte Augustus, der den Herren Agrippa nach Deutschland sandte, daß er dort Recht spreche, und eine Burg baue, auf daß ihn das Volk fürchte. Die Burg nannte er Colonia (XXV—XXX).

So ist der Dichter wieder auf Köln gekommen; um aber wieder auf seinen Helden einleiten zu können, verbreitet er sich zuerst über die Einführung des Christenthums, das er als geistliches Königreich den Weltmonarchien nachdrücklich entgegensetzt. Unter Augustus ward der Welt Heiland geboren, bei dessen Geburt zu Rom heilige Zeichen gesehen wurden: „aus der Erden ein lauteres Oel entsprang, schön rann es über das Land; um die

*) Stadt in Rheinpreußen, in welcher Anno ein Benedictinerkloster stiftete. Sie war ihm vor Allem theuer, wie sie denn der Dichter in Strophe XXXVII „sîni vili liebi stat" nennt. Daselbst ward er auch beigesetzt und auf seinem Grabe sollen viele Wunderzeichen geschehen sein. (Str. XLV.)

Sonne ein Kreis stand, also roth wie Feuer und Blut. Da begunnte nahen, von wannen uns allen kam die Gnade, ein neues Königreich; dem muß die Welt all entweichen." St. Petrus bekehrte Rom, von dort sandte er drei heilige Männer aus, den Franken zu predigen; diese lehrten zuerst die zu Trier, worauf sie Köln bekehrten: „Ihre Lehre pflegten seitdem wohl die, welche nach ihnen Bischöfe waren, von denen bis auf den heiligen Anno drei und dreißig gezählt werden."

Es ist offenbar, daß in dieser Einleitung zum eigentlichen Lobgesang dichterisch Alles auf das Strengste zusammenhängt, und jede noch so seltsame Abschweifung in der That die Absicht hat, den Helden und die Stadt, in welcher er lebte und wirkte, nach jeder denkbaren Richtung zu erheben; wird ja recht eigentlich seine Wirksamkeit als eine nothwendige Folge des Sündenfalls und dann der Erscheinung des Weltheilandes dargestellt. Dadurch aber, daß die Trefflichkeit der deutschen Stämme so ausführlich geschildert wird, gewinnt ja der heilige Anno selbst an Bedeutsamkeit, da er ja selbst ein Deutscher ist. In der Kaiserchronik finden sich nun ebenfalls die auf Deutschland bezüglichen Stellen, so wie die Darstellung der vier Weltmonarchien; aber während das Annolied diese ganz richtig in die Zeit einfügt, wo Daniel, der Verkündiger derselben, lebte, wird sie von der Kaiserchronik überaus taktlos an das Ende der Erzählung von Julius Cäsar eingeschoben, die dadurch auf ganz ungehörige Weise lang unterbrochen wird. Was aber die Schilderung der deutschen Stämme betrifft, so ist die des Annolieds gewiß die ursprüngliche und die Kaiserchronik hat dieselbe augenscheinlich benutzt, aber ohne allen poetischen Geist, so daß selbst die wörtlich entnommenen Stellen die schöne Wirkung verlieren, die sie im Annoliede haben.

Von der 34. Strophe beginnt der eigentliche Lobgesang: „Wie die Sonne in den Lüften, die zwischen Erd und Himmel geht, beiden Hälften scheinet, also ging der Bischof Anno vor Gott und vor den Menschen." — „Offen war er in seinen Worten, für die Wahrheit er Niemanden fürchtete; als ein Löwe saß er vor den Fürsten, als ein Lamm ging er unter den Dürftigen; den Dummen war er scharf, den Guten war er gnädig." — Vortrefflich ist seine fromme Mildthätigkeit gezeichnet: „Wenn des Nachts Alles schlafen ging, da stand auf der viel gute Mann; mit seiner lauteren Andacht besuchte er manche Münster; seine Liebesgaben er mit sich trug, der Armen fand er genug, die der Wohnung nicht hatten, und auf ihn warteten. Wo ein armes Weib mit dem Kinde lag, der Niemand pflag, dahin ging der heilige Bischof und bettete ihr selber gut. So konnte er mit Rechte heißen Vater aller Waisen." Dann geht der Dichter über zur Verherrlichung des Staatsmanns: Glücklich stand es um das Reich, so lang er es leitete, so daß er selbst in der weiten Fremde Anerkennung fand, und er zudem großes Gut erwarb, mit welchem er fünf Kirchen stiftete. — „Daß aber die große Ehre nicht verwirre seine Seele, so that ihm Gott, wie der Goldschmied thut, so er wirken will eine Spange gut: das Gold schmilzt er in einem Feuer, wohl schleift er die Edelsteine; also schliff Gott den heiligen Anno mit mancher Mühseligkeit." Unter den Widerwärtigkeiten, die er zu dulden hat, sind namentlich die traurigen Wirren unter Heinrich IV. mit eben so tiefem Gefühl als großem Talente dargestellt: „Darnach sieng sich an der üble Streit, davon mancher Mann verlor den Leib, da dem vierten Heinrich verworren ward das Reich. Mord, Raub und Brand verheerten Kirchen und Land; von Dänemark bis in Apulien, von Kärlingen bis zu den Ungarn denen Niemand mochte widerstehen, wenn sie wollten mit Treue zusammengehen, die stifteten Heerzüge groß wider Neffen und Hausgenoß. Das Reich all kehrte sein Gewaffen in seine eigenen Adern; mit siegehafter Rechten überwand es sich selbst, daß die getauften Leichname unbegraben zerstreut lagen zum Aase den bellenden, den grauen Waldhunden. Da das nicht hoffte zu versöhnen St. Anno, da verdroß es ihn, länger zu leben." So wird die Erzählung seines Todes vorbereitet; vorher aber berichtet der Dichter von den Offenbarungen, deren der heilige Anno gewürdigt wurde. Als er eines Tages nach Saalfeld in Thüringen ritt, that sich ihm der Himmel auf und er sah die göttliche Wonne, die er keinem sterblichen Menschen verkündigen durfte; auch sah er die Zukunft und ward darüber so bestürzt, daß er erkrankte. In einer Nacht drauf dünchte es ihn, er käme in einen königlichen Saal, wo wunderbare Stühle an einander gereiht waren; auf diesen Stühlen saßen heilige Bischöfe. Ein Stuhl war aber unbesetzt; er war für ihn bestimmt, doch durfte er sich noch nicht darauf setzen „um eines Fleckens willen vor seiner Brust". „Von dem Schlafe der Herr da aufstand, wohl wußte er, was er sollte thun: den Kölnern gab er wieder seine Huld, wie groß auch, daß er sie haßte, war ihre Schuld." Endlich kam der Tod; nach großen Leiden schied die theuere Seele von diesem siechen Leibe in das ewige Paradies. „Als er da zu Gottes Antlitz kam, zur ewigen Gnade, da that der Herr, edelgemuth, wie der Aar seinen Jungen thut, wenn er sie lehren will ausfliegen: er schwebet ob ihnen in Pracht, er schwingt sich auf zu Berge, das thun dann die Jungen gerne; also wollte er uns lehren, wohin wir nach ihm sollten fahren; er zeigt uns hienieden, welch Leben sei im Himmel. An dem Grabe, da sie ihn wollten todt haben, da wirkte er schöne Zeichen: die Siechen und die Krummen, die wurden da gesund." Aus diesen Wundern wird nun eines mit großer Ausführlichkeit erzählt und mit den größten Wundern Mosis verglichen, worauf der Dichter mit folgendem vortrefflich gedachten Lobe der göttlichen Barmherzigkeit schließt: „Daran sollen wir verstehen des reichen Gottes Güte, wie er lohnt und vergilt, was man von seinen Geliebten spricht, der so süße leitet bei der Hand zu dem schönen Paradieseland."

Wir wiederholen es, und wir hoffen, daß unsere Leser uns beistimmen werden, der Lobgesang auf den heiligen Anno ist eines der großartigsten Denkmäler der deutschen Dichtkunst, welches namentlich an Tiefe und Innigkeit, an wahrer poetischer Auffassung und Gestaltung Alles weit überragt, was die frühere Zeit darbietet. Er ist, wie schon Herder und vor ihm Bodmer mit vollem Recht bemerkt hat, eine wahrhaft pindarische Hymne, die durch klare und wohlbegründete Anordnung, lebhafte Schilderung, edle und natürliche, dem jedesmaligen Gedanken oder Gefühl angemessene Sprache gleich ausgezeichnet ist. Zwar ist auch hier der Reim noch sehr unausgebildet, aber er tritt doch an den bedeutendsten Stellen mit voller Kraft her-

vor, so daß diese durch den auf diese Weise hervorgebrachten Gegensatz zu den andern noch an Bedeutsamkeit gewinnen. Das Gedicht ist reich an glücklichen, oft kühnen Bildern, durch welche es oft eine hinreißende Lebhaftigkeit erhält; was ihm aber einen großen Vorzug vor den späteren höfischen Dichtern gibt, ist, daß es in Ursprung, Inhalt und Ausdruck rein deutsch ist, so daß es ein treues Gemälde der Gesinnungen und Sitten unserer Vorfahren darbietet. Offenbar hatte sich der Dichter mit den großartigen Volkspoesien genährt, wie denn mehrere Stellen geradezu an das Nibelungenlied erinnern. *)

Aus dem Annoliede.

I.

Wir hôrten ie dicke singen
von alten dingen,
wi snelle helide vâhten,
wi sie veste burge brâchen,
wi sich lieben winiscefte schieden,
wi rîche künige al zegiengen,
nû ist zît, daz wir denken,
wi wir selbe sülin enden.
Krist, der unser hêrre gût,
wi manige zeichen her uns vure dût,
als er ûffin Sigeberge havit gedân
durch den diurlichen man,
den heiligen bischof *Annen,*
durch den sînin willen,
dabî wir uns sülin bewarin;
wante wir noch sülin varin
von disime ellendin lîbe hin
zin êwîn, dâ wir iemer sülin sîn.

II.

In der werilde aneginne,
duo lieht ward unde stimme,
duo diu vrône Godis hant
diu spehin werch geseuph sô manigvalt,
duo deilti Got sîni werch al in zwei:
disi werlt ist daz eine deil,
daz ander ist geistîn:
dannin lisit man, daz zwâ werilte sîn,
diu eine, dâ wir inne birin,
diu ander ist geistîn.
Duo gemengite der wîse Godes list
von den zwein ein werch, daz der mennisch ist,
der beide ist, corpus unde geist:
dannin ist her nâ dem engele aller meist.
Alle gescaft ist an dem mennischin,
Sô iz sagit daz evangelium.
Wir sulin uns zir dritten werilde zelin,
sô wir daz die Kriechen hôrin redin.
Ze den selben êrin wart geseaphin
Adâm, havit er sich behaltin.

III.

Duo sich Luzifer duo ze ubile gevieng,
und Adâm diu Godis wort ubirgieng,
duo balch sichis Got desti mêr,
daz her andere sîni werch sach rehte gên:
den mânen unden sunnen,
die gebin ire lieht mit wunnen;
die sterrin bihaltent ire vart,
si gebercnt vrost unde hitze sô starc;
daz fuir havit ûfwert sînen zug,
dunnir unde wint irin vlug;
di wolken dragint den regingnz,
nidir wendint wazzer irin vluz;
mit blûmin zierint sich diu lant,
mit loube deckit sich der walt;
daz wilt habit den sînin gang,
scône ist der vogilsang.
Ein iewelîch ding die ê noch havit,
dieme Got van êrist virgab,
newære die zwei gescephte,
die her gescuph diu bezziste:
diu virkêrten sich in die dobeheit:
dannin huobin sich diu leit.

* * *

XI.

In den zîtin iz gescach,
als der wîse Danièl gesprach,
duo her sîni troume sagiti,
wi her gesin havite
vieri winde diser werilte
in dem michilin meri vehtinde,
unz ûz dem meri giengin
vreislîcher dieri vieri.
Viere winde bizeichenint vier engele,
die phlegint werilt allere;
die dier vier küninerîche,
die diu werilt soldin al umbegrîfen.

XII.

Diz êristi dier was ein lewin:
si havite mennislîchen sin.
Diu bezeichenit uns alle küninge,
die dar wârin in Babilônia
dere kraphi und îre wîsheit
gidâdun ire rîche vili breit.

XIII.

Daz ander dier was ein beri wilde:
her havide drivalde zeinde;
her zibrach al, daz her ane quam,
undi zitrat iz under sînin klâwin.
Der bizeichinôte driu künierîche,
diu zisamine al bigondin grîfin
bî den zîdin, duo Cîrus unde Dârius
gewunnin chaldêischi hûs:
die zwêne rîche küninge,
si zistôrtin Babilônie.

XIV.

Daz dritti dier was ein lebarte,
vier arîn vederich her havite.
Der bezeichinôte den kriechiskin Alexanderin,
der mit vier herin vûr aftir lantin,
unz her dir werilt einde
bî güldînin sìulin bikante.
In Indiâ her die wüesti durchbrach:
mit zwein boumin her sich dâ gesprach:
mit zwein grîfen
vûr her in luften;
in eimo glase liez er sich in den sê.
Duo wurfin sîn ungetrûwe man

*) Strophe I: „Wir hörten vielfach singen von alten Dingen, wie schnelle Helden fochten, wie sie feste Burgen brachen, wie sich Lieben Freundschaften schieden, wie reiche Könige all zergingen.“ — Strophe XXVI u. XXVII: „Da ward die schwerste Volksschlacht, die in diesem Meergarten je vollbracht wurde. Hei, wie die Waffen klungen, da die Rosse zusammensprungen, Heerhorne tosten, Bäche Blutes flossen, die Erde drunten donnerte, die Hölle entgegenglühete, da die Hehresten in der Welt sich suchten mit Schwertern. Da lag manche breite Schaar mit Blute beronnen gar. Da mochte man sehen sterben durch Helme zerhauen des reichen Pompejus Mannen, da Cäsar den Sieg gewann.“

diu kettinin in daz meri vram;
si quâdin: „Obi dû wollis sihen wunter,
sô walz iemir in demo grunte!“
Duo sach er her vure sich vlîzin
manigin visc grôzin,
half visc, half man:
dad diûht un vili harte vreissam.

XV.

Duo gedâchti der listige man,
wi her sich mohte generian.
der wag vùrtin in demo grunte,
durch daz glas sach her manige wunter,
unz er mit einim blûte
das scarphe meri grûzte.
Alsi diu vlût des blûtis inpfant,
Si warf den heirin aniz lant.
Sô quam her widir in sîn rîche;
wol intfingin un die Kriechen.
Manigis wunderis genîhte sich der selbe man:
drîu teil her der werilte zume gewan.

XVI.

Doz vierde dier ein ebir was:
die küenin Rômère meindi daz.
Iz havite îsirne klâwin,
daz ne kondi nieman gevân,
îserni zeine vreissam:
wi sol diz iemir werdin zam?
Wole bizeichinit uns daz waltswîn
daz did rîche zi Rôme sol vrî sîn.
Der ebir zin horn trûg,
mit ten her sini vîanti nidirslûg;
her was sô michil unti vorhtsam:
zi Rôme wart diu werlt al gehôrsam.

XVII.

Zin horn meintin zin küninge,
di mit Rômèrin rittint zi sturme:
daz eilfti horn wûhs unz an den himil,
di sterin vûhtin imi widir;
iz hât ougin unti munt:
sülich ni wart unz ê kunt.
Manigi wort iz widir Gode sprach,
daz her vili schiere gerach:
daz bizeichinit uns den Antichrist,
der noch in dise werlt künftig ist,
den Got mit sînir gewelti
zir hellin sal gesendin.
Der troum allir sô irgieng,
son der engil von himele geschiet.

XVIII.

Rômère scrivin zisamine
in einer guldînen tavelin
driu hundert altheirrin,
die dir plegin zuht unt êrin,
die dagis unti nahtis riedin,
wi si ir êrin bihildin:
den volgedin die herzogin al,
wanti si ni woltin küninge havin.
Duo santin si den edelin Cèsarem,
dannin noch hinde küninge heizzint keisere.
Si gâvin imi manige scar in hant,
si hiezin un vehtin wider diutsche lant.
Dâ aribeiti Cêsar, daz ist wâr,
mêr dan ein jâr,
sô her dic meinstreinge man
nî konde ni biduingan.

Zi jungist gewan hers al zi gedinge:
daz solt in zin êrin brengin.

XIX.

Undir bergin ingegen *Suâben*
hiez her vanin ûf haben;
deri vordirin wîlin mit herin
dari kumin wârin ubir meri
mit mislîchemo volke.
Si slûgen iri gezelte
ane dem berge *Suêbo;*
dannin wurdin si geheizin *Suâbò:*
ein liut zi râdi vollin gût,
redispæhe genûg,
die sich dicke des vure nâmin,
daz si gûte reckin wêrin,
woli vertig unti wîchaft;
doch bedwang Cèsar al iri kraft.

XX.

Duo sich *Beire* lant wider in virmaz,
die mêrin Reginsburch her se bisaz;
dâ vant er inne
helm unti brunigen,
manigen helit gûdin,
die dere burg hûdin.
Wiliche knechti dir wêrin,
deist in heidnischin bûchin mèri;
dâ lisit man *noricus ensis*,
daz diudit ein suert beierisch:
wanti si woldin wizzen,
daz nigeiniu baz ni bizzin,
die man dicke durch den helm slûg;
deme liute was ie diz ellen gût.
Dere geslehte dare quam wîlin êre
von Armenie der hêrin,
dâ Nôê ûz der arkin gieng,
duor diz olizwî von der tûvin intfieng:
iri zeichin noch diu arche havit
ûf den bergin Ararât.
Man sagit, daz dâr in halvin noch sîn,
die dir *diutischin* sprechin
ingegin Indiâ vili verro.
Peiere vûrin ie zi wîge gerno:
den sigin, den Cêsar an un gewan,
mit blûte mûster in geltan.

XXI.

Der *Sahsin* wankeli mût
dedimo leidis genûg;
sor si wând al ubirwundin havin,
sô wârin simi aver widiri:
die lisit man, daz si wîlin wèrin al
des wunterlîchin Alexandris man,
der diu werlit in jârin zwelevin
irvûr unz an did einti.
Duo her zi Babilônie sîn einti genam,
duo zideiltin diz rîchi vieri sîni man,
die dir al duo woltin küninge sîn.
Dandere irre vûrin,
unz ir ein deil mit scifmeningin
quâmin nidir zir Eilbin,
dâ die *Düringe* duo sâzin,
die sich wider un vermâzin.
Zin Düringin duo dir siddi was,
daz si michili mezzir hiezin *Sahs*,
der di reckiu manigiz drûgin;
dâ midi si die Düringe slûgin
mit untrûwin zeiner sprâchin,

die zi vridin si gelobit havitin:
von den mezzerin alsô wahsin
wurdin si geheizzin *Sahsin*.
Swi si doch ire ding ane viengen,
si mûstin Rômèrin alle dienin.

XXII.

Cèsar bigonde nâhin
zuo den sînin altin mâgin,
zen *Franken*, din edilin:
iri beidere vorderin
quâmin von Trôie der altin,
duo die Kriechin diu burch zivaltin,
duo ubir diu heri beide
Got sìn urteil sô irsceinte,
daz die Trôièri sum intrunnin,
die Kriechen ni gitorstin heim vindin,
want in den zin jârin
duo si zi dere sâzin wàrin,
sô gehìetin heimi al iri wîf;
si rieten an iri manni lîf:
der ward irslagin der küning Agamemnô.
Irri vûrin danderô,
uns Ulixis gesindin
der Ciclops vraz in Sicilljin,
daz Ulixes mit spiezin wol gerach,
duor slâfinde imi sìn ouge ùz stach.
Daz geslehte deri Ciclopin
was dannoch in Sicilljin,
alsô hô sô einpoume;
an dem eindo hatten si ein ouge.
Nû havit si Got van uns virtribin hinnân
in daz gewelde hienhalf Indià.

XXIII.

Trôjèri vûrin in der werilte
wìdin irri after sedele,
unz Elènus, ein virherit man,
des kùnin Ektoris witiwin genam,
mit ter er dâ zi Kriechin
bisaz sînir vîanti rîche.
Si worhten dâr eini Trôie,
di man lange sint mohte scowen.
Antènôr was gevarn dannin èr,
duor irchôs, daz Trôie solti zigên:
der stifted uns die burg Pitâvium
bì demi wazzere Timâviô.
Ènèas irvaht im Walilant;
dar die sù mit trìzig jungin vant,
dâ worhten si die burg Albâne:
dannin wart sint gestiftit Rôma.
Franko gesaz mit den sînin
vili verre nidir bî Rini:
dâ worhtin si duo mit vrowedin
eini lützele Trôie;
der bach hiezin si Sante
nâ demi wazzere in iri lante;
den Rìn havitin si vure diz meri:
dannin wûhsin sint Vreinkischi heri.
Di wurden Cèsari al unterdân;
si wârin imi iedoch sorchsam.

XXIV.

Duo Cèsar duo widere zi Rôme gesan,
si ni woltin sîn niht intfân;
si quâdin, daz her durch sîni geile
haviti verlorin des heris ein michil deile,
daz her in vremidimo lante
ân urlôf sô lange havite.
Mit zorne her duo widir wante
zi diutischimo lante,
dâ her hât irkunnôt
manigin helit vili gût.
Her sante zuo den heirrin,
die dâr in rìche wârin;
her klagitin allin sînî nôt,
her bôt un golt vili rôt;
her quad, daz her si wolti gern irgetzin,
obir un ieht zi leide gedân hetti.

XXV.

Duo si virnâmin sînin wille,
si saminôtin sich dar alle;
ùzir Galliâ unti Germania
quâmin imi scarin manige
mit schìnintin helmen,
mit vestin halspergin,
si brâhtin manigin sconin schiltrant:
als ein vlùt vùrin sin daz lant.
Duo zi Rôme her bigondi nâhin,
duo irvorhtimi dâr manig man,
wanti si sâgin schînin
sô breite scarin sìni,
vanin ingegin burtin:
des libis si alle vorhtin.
Câtô unti Pompèjus
rùmiti rômischi hùs;
al der senâtus,
mit sorgin vlûhin si dirûz:
her vùr un nâh jaginta,
wìtini slahinta,
unz in Egypti lant:
sô michil ward der herebrant.

XXVI.

Wer mohte gezelin al die menige,
die Cêsari iltin in gegine,
van ôstrit allinthalbin,
alsi der snè vellit ûffin alvin,
mit scarin unti mit volkin,
alsi der hagil verit van den wolkin.
Mit minnerigem herige
genanter an die menige:
duo ward diz hertisti volewîg,
alsô diz bûch quît,
daz in disim merigarten
ie gevrumit wurde.

XXVII.

Oy, wi di wâfini klungin,
da die marih zisamine sprungin!
Herehorn duzzin,
beche blûtis vluzzin,
derde dir untini dûniti,
di helli in gegine glûnti,
da di hêristin in der werilte
sùhtin sich mit suertin.
Duo gelach dir manig breit scari
mit blûte birunnin gari.
Dâ mohte man sîn douwen
durch helme virhouwin
des rîchin Pompêjis man,
da Cêsar den sige nam.

XXVIII.

Duo vrouwite sich der junge man,
daz her die rîche al gewan;
her vuor duo mit gewelte

zi Rôme swi so her wolte.
Rômere duo sîn infiengin;
einen nûwin sidde ane viengin,
si begondin irizin den heirrin:
das vundin simi zêrin,
wanter eini duo habite allin gewalt,
der ê gideilit was in manigvalt.
Den sidde hiez er duo zêrin
diutischi liute lêrin.
Zi Rôme deddir ûf daz scazhûs,
manig zieri nam her dan ûz:
her gebite sînin holdin
mit pellir joch mit golte.
Sidir wârin diutschi man
zi Rôme lif unti wertsam.

XXIX.

Duo Cêsar sîn einti genam,
unte der sîn neve gût diu rîchi gewan,
Augustus, der mêre man:
Owisburg ist nâ imi genant;
die stifte ein sîn stifsun,
Drusus geheizan.
Duo wart gesant heirro Agrippa,
daz her diu lant birechta,
daz her eini burg worhte
zi diu, daz in dad liut vorhte.
Die burg hiez er *Colonia:*
dâ wârin sint hêrrin manigâ;
avir nâ selbe demo namin sînin
ist si geheizzin Agrippîne.

XXX.

Zi dere burg vili dicki quâmin
die weltpodin vane Rôme,
die dir oug êr dar in lantin
veste burge havitin,
Wurmiz unti *Spiri*,
die sie worhtin al die wîli,
duo Cêsar dar in lante was
unter die Vrankin untersaz:
duo worhter dâ bî Rîne
sedilhove sîne.
Meginza was duo ein kastel:
iz gemêrhte manig helit snel;
da ist nû dere küninge wîchtuom,
dis Pâbis senitstuol.
Mezze stifte ein Cêsaris man,
Mezius geheizan.
Triere was ein burg alt:
si zierti Rômêre gewalt;
dannin man unter dir erdin
den wîn santi verri
mit steinîn rinnin
den hêrrin al zi minnin,
die zi Kolne wârin sedilhaft:
vil michil was diu iri craft.

Die Kaiserchronik.

Wir haben schon darauf hingewiesen, daß die Kaiserchronik eine nicht unwichtige Stelle aus dem Annolied entnommen hat; die nähere Vergleichung mit diesem wird jedem Unbefangenen darthun, daß das Verhältniß nicht umgekehrt sein kann. Zwar ist die Stelle in der Kaiserchronik hie und da bald mehr, bald weniger erweitert, aber nicht eben zu ihrem Vortheil; vielmehr verlieren auch die besseren wörtlich entnommenen Stellen durch die matten Zusätze. Wie aus dem Annoliede, so hat offenbar der Dichter der Kaiserchronik auch andere, wahrscheinlich deutsche Quellen, ältere, für uns jetzt verloren gegangene Gedichte benutzt; und nach dem uns bekannten Beispiele dürfen wir wohl urtheilen, daß die übrigen aufgenommenen Stücke durch die umändernde Hand des Dichters eher verloren als gewonnen haben. Solche sind die Legende von der Veronica, die Thiermähre vom Hirschen und Fuchs, die Geschichte der Crescentia und andere mehr, welche sich ohne Schwierigkeit, und ohne daß der Zusammenhang des Uebrigen im Mindesten gestört würde, leicht ausscheiden lassen. Doch scheint kein Grund vorhanden, anzunehmen, daß alle diese Stellen erst nach schon vollendeter Abfassung des Gedichts von einem späteren Umarbeiter hinzugefügt worden seien; es ist die Kaiserchronik demnach erst nach dem Annoliede verfaßt worden, und da dieses gewiß nicht früher als in das Jahr 1183 gesetzt werden kann, so muß die Abfassung der Kaiserchronik wohl in die letzte Zeit der achtiger Jahre gesetzt werden.

Die Vorliebe des Verfassers für die Legenden läßt voraussetzen, daß derselbe ein Geistlicher war. Man möchte sich leicht zu der Annahme bewegen lassen, es sei derselbe aus Trier gewesen, da diese Stadt in der Kaiserchronik in auffallender Weise mit den wichtigsten Begebenheiten in Zusammenhang gebracht wird: so ist z. B. Collatinus, der Gemahl der Lucretia, ein edler Ritter aus Trier.

Der Verfasser beruft sich gleich im Beginne seines Werks auf eine ältere deutsche Quelle: „Ein Buch ist zu deutsch gedichtet (heißt es Vers 15 und folgende), das uns über das Römische Reich wohl berichtet; geheißen ist es Cronica. Es macht uns kund da von den Päbsten und Königen, den guten wie den schlechten, die vor uns waren und Römisches Reiches pflagen bis an den heutigen Tag. Wie ich es am besten mag, will ich es Euch erzählen: es höre, wer da wolle." Diese Quelle kann nach dem, was oben gesagt wurde, wohl nur eine chronologische Uebersicht der Geschichte des Römischen Reichs gewesen sein, welche der Verfasser durch Einschaltungen aus andern Büchern, hie und da vielleicht auch durch eigene Zusätze erweitert haben mag; doch ist diese ältere deutsche „Cronika" bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden. Diese Quelle enthielt aber nach der besten Ueberzeugung des Verfassers die reinste, lauterste Wahrheit, und er setzt diese den lügenhaften Erdichtungen entgegen, welche zu seiner Zeit stark verbreitet waren. „Nun ist leider in diesen Zeiten eine Gewohnheit verbreitet;" fährt er in den einleitenden Versen fort, „Manche erdenken Lügen und fügen sie zusammen mit trügerischen Worten. Nun fürchte ich sehr, daß ihre Seele darum brennt: es ist ohne Gottes Minne. So lehrt man Lügen die Kinder, die nach uns kommen; die wollen sie also festhalten, und wollen sie für Wahrheit sagen. Lügen und Uebermuth ist Niemanden gut: die Weisen hören ungern davon sagen." Daß der Verfasser unter diesen lügenhaften Erdichtungen die deutsche Heldensage meint, geht unzweifelhaft aus einer späteren Stelle hervor, in welcher die Unzuverlässigkeit der Dietrichssage kritisch dargestellt wird. Es ist übrigens darin nicht so sehr das Bestreben zu erblicken, die historische Wahrheit zu ermitteln, als vielmehr

der feindselige Gegensatz der christlichen Geistlichkeit gegen den Volksgesang, von welchem wir im ersten Zeitraume zu sprechen Gelegenheit hatten, und der daher von dem späteren Eifer Hugos von Trimberg gegen die fabelhaften Erdichtungen der höfischen Dichter wohl zu unterscheiden ist. Wie wenig der Dichter der Kaiserchronik sonst an wunderbaren und übernatürlichen Erzählungen Anstoß nahm, sieht man aus den zahlreichen Legenden und ähnlichen Geschichten, die er im Laufe seines Werks mittheilt; und wie schwach seine Begriffe von der historischen Wahrheit waren, erhellt aus dem ganzen Verlauf seines Gedichts. Dasselbe will uns die Geschichte des Römischen Reichs geben, sie beginnt mit Julius Cäsar, als dem ersten römischen Kaiser, und geht bis auf Konrad III. (in späteren Ueberarbeitungen bis auf Friedrich II. und Rudolf von Habsburg); allein es ist darin die alte und neue Geschichte auf das Wunderlichste durch einander geworfen. Begebenheiten aus den Zeiten der Könige und der Republik werden, als unter den Kaisern geschehen, erzählt. So regiert Tarquinius unmittelbar nach Nero; Scävola kommt als Odnatus unter den Kaisern Otto und Vitellius vor; zur Zeit des Kaisers Cajus stürzt sich Marcus Curtius zu Roß in den Abgrund, der sich zu Rom geöffnet hatte. Spätere Begebenheiten werden in die Zeiten der römischen Kaiser hinaufgerückt; so fallen die Kriege mit Alarich unter Commodus vor. Einzelne Begebenheiten geschehen zweimal; so die Eroberung Jerusalems zuerst unter Tiberius und dann wieder unter Titus und Vespasian. So ist die Kaiserchronik ein wunderbares Gewebe der seltsamsten Art; sie gewährt aber eben durch diese naive Art der historischen Darstellung ein eigenthümliches Interesse, und erhält durch die vielen eingestreuten Erzählungen und Legenden (aus welchen wir die durch einen neuen Dichter mit Glück behandelte Sage von Karl dem Großen und dem Jungfrauenheer (2) mitgetheilt haben, vielseitige Bedeutung. Die Darstellung ist sehr verschieden, oft sehr glücklich, dann wieder trocken, doch meistens in einer guten Sprache; der Reim ist noch wenig ausgebildet, und erscheint auch hier oft als bloße Assonanz.

1. Julius Cäsar.

Jâ hêten Rômære
vil harte grôz êre:
weder ûf der erde noch ûf dem mere
nemochte sich ir nieman irweren,
sine wurden in gehôrsam
unde ze Rôme undertân.
Dô hiezen Rômære
giezen ûzer êre
alle die lant,
die sie hêten betwungen in ir gewalt.
Dar uber hiengen dô die snellen
ir guldîne schellen
iecelîchme lande.
Zuo Rôme man wol irkande
die liute alle in ir gebæren,
als si dâ heime geborn wæren.
Swelich lant wider Rômæren iht tete,
diu schelle sich lûtte sân ze stete
ân aller slahte menniskin hant.
Mit lôze man schiere vant
einen edelen hêrren;
sie bevulhen ime die êre,
daz er in daz lant twunge
und in daz wider gewunne.
Eines tages iz geschach,
der senâtûs ze râte gesaz;
sân in allen gâhen,
alse sie ûf sâhen,
ein schelle lûtte sich dâ.
Ûf sprungen sie sâ,
sie îleten dar gâhen,
die buochstabe sie lâren,
sie sâhen zuo einander,
des nam sie grôz wunder:
wol irkanden sie daz,
daz *tiutisc* volc wider ûf gestanden was.
Die kuonen Rômære
irwelten einen hêrren
einen vermezzen helit,
von dem daz buoch michil tugende zelit:
vil grôz lop sie im sungen.
Sie sânten den helit jungen
zuo diutesken landen:
vil wol sie in irkanden:
er hete einen stætigen muot,
in alle wîs was er ein helit guot.
Dô intphulhen Rômære
Jûliô deme hêrren
drîzic tûsint helede
mit guoteme gewerwe.
Jûlius, der hêrre,
drîzic tûsent nam er selbe mêre,
wande er dâ vor was in diutiskeme lande,
und er ir ellen wol irkande,
und er in ir heimelîche was:
dô wisse er wol, dêz nichein vrum was.
Jûlius was ein guot kneht:
vil schiere machete er sich gereht
und ander sîne holden,
die mit im varen solden.
Er kârte ingegin *Swâben:*
den tet er michil ungnâde.
Zuo Swâben was dô gesezzen
ein herzoge vil virmezzen,
genant was er Brenne;
er reit im mit here engegene.
Daz buoch tuot uns kunt,
er vaht mit im drîstunt
mit offenem strîte:
sie sluogen wunden wîte;
sie vrumeten manigen bluotigen rant.
Die Swâben irwereten wol ir lant,
unz sie Jûlius mit minnen
irbat zuo eineme tegedinge.
Ir lant sie dâ gâben
in sîne gnâde.
Sîn gezelt hiez er slahen dô
uf einen berc, hiez *Swêvô:*
von dem berge Swêvô
sint sie alle geheizzen *Swâbe*,
ein liut ze râte vollen guot;
sie sint ouch redespæhe gnuoc,
die sich dicke des vurnâmen,
daz sie guote recke wâren,
wol vertic unde wol wîchaft:
iedoch betwanc Jûlius alle ir kraft.
Die Swâben rieten Jûlio;
er kêrte ûf die *Baiere*,
dâ vil manic degen inne saz:

Bôëmunt ir herzoge was;
sîn bruoder hiez Ingram.
Vil sehiere besanten sie ir man:
in kom an der stunt
vil manie helit jnne
mit helmen unde mit brunnen.
Si wereten sieh mit grimme:
sie vahten mit im ein volewîe,
neweder ê, noeh sît
gelae nie sô manie helit guot.
Dô was miehil nôt.
Ô wî, wie guote knehte sie wâren!
Daz ist in den heidnisken buochen mære:
dâ liset man inne *noricus ensis*,
daz quît ein swert beierise.
Die swert man dieke dureh den helm sluoc:
deme liute was sîn ellen vil guot.
Die geslehte der Baiere
kômen her von Armênie,
dâ Nôê ûz der arke gie
und daz olezwî von der tûben intphie:
ir zeiehin noeh die arke hât
ûf den bergen, die dâ heizent Ararât.
Den sige, den Jûlius an den Beierin gwan,
den muoste er mit bluote sêre geldan.
Der *Sahsen* grimmeger muot
tet im dô leides genuoe:
die liset man, daz sie wâren
des wundirlîehen Alexanders man,
der zuo Babilônje sîn ende nam.
Sînen sehaz teilten vier sîne man,
die wolden wesen kunige.
Die andere sîne vuoren
wîtene irre after lande,
unz sie der wint gesamende.
Ein teil mit schifmenege
kômen nidir zuo der Elbe,
dâ dô der site was,
daz man die michilen mezzer hiez *Sahs*,
der die reeken manigiz truogen,
dâ mite sie *Duringe* sluogen
mit untriuwe ze einer sprâchen:
die Sahsen den vride brâehen.
Von den mezzern wahsen
sint sie noeh geheizzen Sahsen.
Cèsar begonde dô nâhen
zuo sînen alden mâgen,
zuo den *Franken*, den vil edelen:
ir biderbe vorderen
kômen von Trôje der alten,
die die Krieehin zervalten.
Ob irz gelouben wellet,
sô wirt in hie gezellit,
wie des herzoges Ulixes gesinde
ein Cielops vraz in Sieilje;
daz Ulixes mit einme spieze rach,
do er slâfende im sîn ouge ûz staeh.
Sîn geslehte ie dannoeh
was in dem walde alsô hôeh,
sam die tanboume;
an der stirne habeten si ein ouge.
Nû hât sie Got von uns virtriben hinnen
in daz gewelde ienhalp Indien.
Trôjâni vuoren in dirre werlde
wîtene irre after lande,
unz Elenus, ein virhertir man,
des kuonen Heetors witiwen gnam,
mit der er zuo Krieehen
besaz sîner vîande rîche.
Antênôr vuor dannen,
dô Trôje was zegangen:
er stifte Mandouwe
und eine ander, heizit Padouwe.
Ênêas irvaht rômese lant,
da er eine sû mit drîzie wîzin jungen vant.
Franke gesaz mit den sînen
niden bîme Rîne.
Der Rîn hete er vur daz mere:
dâ wuohsen alle frenkeske here;
die wurden Césari undirtân;
iedoeh was ime harte foresam.
Jûlius worhte dô bî Rîne
sedilhove sîne:
Tiuze eine stat guote,
Boebarte der zuo huote;
Andernach ein stat guote,
Ingelheim der ze huote;
Megenze eine stat guote,
Oppenheim ir ze huote.
Dô worhte der helt snel
ingegen Meinze ein eastel:
eine brueken worht er dar uber Rîn
(wie mohte die bure baz geziert sîn!),
die virsane sît in Rînes grunde:
daz quam von den sunden,
daz die Megenzære nie nicheineme ir hêrren
mit triuwen mite wâren.
Dannoeh stuont *Triere*
mit miehilen êren;
sie stuont an einem ende
in Franken landen,
in Belliéâ Galliâ.
Vil kuone wâren sie dâ;
sie wereten wol ir lant,
unz Jûlius, der wîgant,
mit listen in die bure ane gewan:
daz mahte der vurste Labiân.
Nû wil ieh sagen, wie iz quam,
daz Jûlius Triere gewan.
Sie wereten sieh dâ vor, daz ist wâr,
mêr denne vier jâr.
In der bure wâren dô zwêne
gewaltige hêrren:
der eine hiez Duleimâr,
der ander Signâtôr.
Die begonden sieh zwîen
under in ze strîten
umbe die grôzen hêrsehaft,
die ze Triere was in der stat.
Signâtôr wart Cèsaris man
unde sîn bruoder Labiân:
von ir ræten iz bequam,
daz Duleimâr wart irslagen,
unde Jûlius Triere uberwant;
er vant dar inne manigen wîgant.
Die wîle die hêrren
mit triuwen ensamet wâren,
wie dieke sie rieten,
daz sie wider den keiser tæten
mit grimmigem volewîge;
dô bestuont sie der zwîvel.
Vil miehil vole ze sehanden gât,
sô sie der zwîvel bestât;
die wol sint einmuote,
die werdent dieke stæte.
Dureh zwîvel der hêrren

sô nam in Jûlius alle ir êre.
Alse Jûlius in Triere quam,
si wânten, sie hæten alle den ir lîp virlorn.
Cêsar was edel unde kuone:
die burc dûhte in veste unde schône;
von din liez er die hêrren
in den selben êren,
da er sie dâ vor inne vant:
die burc bevalh er in ir allir gwalt.
Den oberisten hêrren
den lêch er guote lêhen;
den kuonisten gap er daz golt:
die wâren im alle willic unde holt.
Die allerarmisten diet,
die liez er âne gâbe niht:
daz lêrte in sîn demuot.
Cêsar was milte unde guot:
vil michil was sîn sin.
Als lange wonete er under in,
unz in alle diuske hêrren
willic wâren ze sînen êren.
Do Jûlius wider ze Rôme begunde nâhen
sie newolden sîn niht intphâhen;
sie sprâchen, daz er durch sine geil
ir heres hæte virlorn ein michil teil,
und daz er zuo diuskeme lande
ân ir urloup sô lange wære bestanden.
Mit zorne er wider wante
zuo diuskeme lante:
er sante nâch allen den hêrren,
die in diusken rîchen wæren;
er klagete in allen sîn nôt,
unde bôt in sîn golt rôt;
er sprach, swaz er in ze leide hæte getân,
er wolde sie is gerne irgetzan.
Dô sie virnâmen sînen willen,
dô samneten sich die snellen;
ûzir Galliâ und ûzir Germânie
kômen scharen manige
mit schîninden helmen,
mit vesten halspergen:
sie leiten manigin schônin schildes rant
zuo *Lancparten* in daz lant.
Dô iz Rômære gesâhen,
vil harte sie ir quâmen,
dô irvorht ir vil manic man,
daz Jûlius sô hêrliche quam,
unde sie gesâhen schînen
die breitin schare sîne,
vanen unde borten:
ir lebens sie harte vorhten.
Rigidus unde Pompêjus,
die rûmeten rômeskez hûs,
mit in al der senâtûs:
mit sorgen vluhen sie dar ûz.
Er vuor in nâch jagende,
wîtene slahende.
Pompêjus vlôch an daz mêre,
unde gwan iz allirmeiste here,
daz in der werlde ieman
zuo sînre helfe mê gwan.
Jûlius kerte in ingegene
iedoch mit minerre menege,
durch der diusken hêrren trôst.
Wie vaste er in nâch zôch!
Dâ wart der herteste volcwîc
(als iz buoch noch quît),
der in diseme meregarten
ie gevrumet mohte werden.
Ôwî, wie die sarringe klungen,
dô die march ze samene sprungen!
Herehorn duzzen;
beche bluotes vluzzen;
derde dar untine dunite,
die helle engegine gluojite,
dô die hêristen in der werlde
suochtin sich mit swertin.
Dâ belac manic breite scharc
mit bluote berunnen alse gare.
Jûlius dâ den sige nam;
Pompêjus kûme ime intran:
er vlôch in Egipten lant,
dannen er nimmir widir want.
Pompêjus irslagen dâ lach:
Jûlius Cêsar in sit rach.
Dô vrouwete sich der junge man,
daz er die rîche alle undir sich gwan;
er vuor dô mit michilen gewalde
wider ze Rôme, swie er wolde.
Rômære in wol intphiengin,
einen niuwen site ane viengin,
sie begondin irezin den hêrren:
daz vunden sie ime ze êren,
wande er eine hâte den gewalt,
der ê was geteilit manicvalt.
Den site hiez Jûlius ze êren
alle diuske man lêren.
In den zîten iz geschach,
als der wîssage Danièl dâ vor sprach,
do der kunic Nabuchodonôsôr sine troume sagete,
die er gesehen habete,
wie vier winde
vuorin vehtinde,
und in dem mere giengen
vier tier wilde:
die bezeichent vier kunicrîche,
die alle dise werlt solden begrîfen.
Daz êrste tier was ein lewin:
sie habete mennischlichin sin.
Die bezeichint uns alle kunige,
die dar wâren in Babilônie,
der kraft unde ir wisheit
getâten ir riche vile breit.
Daz ander tier was ein bere wilde:
er habete drîvalde zende;
der bere was alsô vreissam,
von mennisken nemohte er nimmir werden zam.
Der bezeichent driu kunicrîche,
die wider einandir solden grîfen,
dô Cirus unde Dârius
gewunnen chaldêiske hûs:
die zwêne rîche kunige
zistôrten Babilônie.
Daz dritte tier was ein libarte;
vier ariu vetich er habete.
Der bezeichenet den kriechischen Alexander,
der mit vier hern vuor aftir lande,
unz er der werlde ende
bî guldinen siulen bekande.
In Indiâ er die wuoste durchbrach:
mit zwein boumen er dâ gesprach;
mit zweien grîfen
vuor er zuo den luften;
in eineme glasevazze
liez er sich in den sê.

Nâch îme wurfen sîne ungetriuwe man
die ketenen in daz mere vram;
sie sprâchen: „Nû dû gerne sihist wundir,
nû sitz immir an des meres grunde!“
Dô sach der wundirlîche man
ein tier vur sich gân
eines tages ze prîme
unz an den dritten tac ze nône,
daz was ein grôz wundir,
vil dicke walzete ez umbe.
Dô gedâhte der listige man,
wie er sich mohte generian
mit sîn selbes bluote:
daz scharpfe mer er dô gernorte.
Alse die vluot des bluotes intphant,
sie warf den hêrren ûz an daz lant.
Er kom wider in sîne rîche;
wol intphiengen in die Kriechen.
Vil manic wunder irleit der selbe man:
drîn teil der werlte er zuo ime gewan.
Daz vierde tier ein ebir was:
den tiuren Jûlium bezeichenete daz.
Der ebir zehin horn truoc,
mit ten er sîne vîande alle nidir sluoc.
Er zebrach al, daz er ane quam,
unde zetrat iz undir sîne klâwen.
Jûlius betwanc alle lant;
sie dienden alle sînre hant.
Wol bezeichenet uns daz waltswîn,
daz das rîche zuo Rôme sol immir vrî sîn.
Zehin horn meinten zehin kuuige,
die mit Rômæren riten ze sturme.
Im wuohs ein horn engegen dem himile;
die sterne vâhten im engegene;
iz hâte mennisken ougen unde munt:
solichis tieres newart uns ê nie kunt.
Manige wort iz widir Gote sprach,
daz er vil schiere gerach:
daz bezeichenet abir den Antekrist,
der noch in die werelt kunftic ist,
den Got mit sîner gewalde
hin zir hellin sol gesenden.
Der troum alsô ergienc,
alse in der wîssage Danîêl beschiet.
Jûlius die tresekamere ûf brach;
er vant dâ michiln schaz:
den gap er sînen holden
mit silbir ioch mit golde.
Von diu wâren *diuske* man
zuo Rôme immir mêre liep unde lobesam.
Mit gewalde erz rîche habete,
die wîle daz er lebete,
daz buoch saget uns vurwâr,
niht wan vinuf jâr.
Rômære in ungetriuwelîche sluogen:
sîn gebeine ûf ein irmensûl sie begruoben.

2. Kaiser Karl und das Jungfrauenheer.

Der keiser unde sîne man,
die karten in Galitiam;
der kunic von den heiden,
der tet in vil ze leide:
die kristen wurden alle irslân;
Karl vil kûme dannen intran.
Hiute ist der steine naz,
dâ *Karl* ûffe saz:
vil heize weinunde
klagete er sîne sunde;
er sprach: „Wol dû Got hêrre,
nû gnâde mir an der armin sêle!
Den lîp scheide von der werlde,
daz mîn daz liut iht intgelde.
Ja newirde ich nimmer mêr vrô.“
Der engel getrôste in dô;
er sprach: „Karl, Gote liebe,
dîn vrouwede komit dir schiere.
Heiz die bôten îlen
nâch megetlîchen wîben
(die gehîeten lâ dâ heime):
Got wil sîne tugent daran irscheinen.
Wilt dû Got vurhten unde minnen,
die megede suln dir dîne êre wider gwinnen!“
Die bôten îlten dô mit vlîze
allenthalben in die rîche:
sie samenden die megede,
unde brâhten sie zusamene
ad *Portam Cêsaris;*
dâ beitte ir der keiser gwis.
Dô quam zuo der samenunge
manige maget junge,
viunfzic tûsent unde driu
(zwâre sagen ich iz iu),
unde sehs unde sehzic mêre:
der keiser lobete unsern hêrren.
Einiz heizit *Karles tal*,
dar quâmen die megede ubiral.
Zuo wîge sie sich garten,
manlîche sie sich scarten:
dâ wolde der keiser scouwen
manige edele juncvrouwen.
Der heidenen wartman
michil wundir nam,
wer daz volc wære:
ez dûhte sie harte seltsæne.
Si îlden hin widere:
sie sprâchen zuo dem kunige:
„Hêrre, hân wir die alden irslagen,
wir mugen dir abir vor wâr sagen,
die jungen sint her nâch komen:
ich wæne, sie wollent rechen ir zorn.
Sie sint grôz umbe die bruste:
hêrre, dich nedarf nimmer gelusten,
daz dû mit in vehtest;
sie sint vil guote knehte;
ir hâr ist in lanc,
vil scône ist ir ganc;
iz ist ein virmezzen volc.
Unse vehten, daz netouc:
swaz in diseme ertpodeme
mac komen zesamene,
die nedurfen sie nimmer bestân;
ir gebærde, die sint harte vreissam.“
Dem kunige rieten dô die wîsen,
dem keiser gap er sîne geisel;
der kunic sich dô toufte;
wie wol er an Got geloupte
unde alle sîne diet:
im wart die kristenheit liep.
Alse tet in Got sigehaft
âne stich und âne slac:
wol irkanden dô die megede daz,
daz Got von himile mit in was.
Karl unde sîne helede
karten wider zuo den seleden
heim in ir rîche.

Die megde hêrliche
quâmen an eine wisen gruone,
helede hermuode.
Ir schefte sie ûf staeten:
in kriuzestal sie sich straeten.
Sie lobeten Got der guote,
die er zuo in getân hæte.
Sie woneten dâ ubir naht.
Ein michil zeichen dâ geseach:
die schefte begonden gruonen,
louben unde bluoen:
durch daz heizit er der *Scheftewalt*,
alse man hiute sehen mac.
Karl, der rîche,
der zimberte dâ eine kirchen
guot unde veste
ze lobe dem heiligen Criste,
in êre sente Marîen
unde allen Gotis megeden
ze trôste der kristenheit
durch die kiuske unde durch die reinheit,
daz iz der megede sigenunft was:
sô heizit iz Domini Sanctitas.

König Rother.

Die norwegische Vilkinasaga, die gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts aus deutschen geschriebenen und mündlichen Nationalliedern zusammengestellt wurde, enthält die Geschichte eines Königs von Wilkinaland (Osantrix), welche in den wesentlichen Zügen mit der Erzählung im „König Rother“ übereinstimmt, und es geht daraus unzweifelhaft hervor, daß der Stoff des Gedichts ursprünglich rein deutsch war, was vor Allem dadurch bestätigt wird, daß in der Erzählung der Vilkinasaga die fremdartigen Elemente, welche in König Rother Alles beherrschen, gänzlich fehlen. Offenbar war die zum Grunde liegende Sage weit im Volke verbreitet, hatte aber doch wohl schon zur Zeit der Kreuzzüge keinen festen Halt in der Anschauung des Volks, so daß sie um diese Zeit wahrscheinlich ein Kreuzfahrer mit seinen Erlebnissen und Erfahrungen im Morgenlande, dessen Wunder und Eigenthümlichkeiten ihn zu dichterischer Darstellung drängten, zu verbinden suchte, und die ursprünglich deutschen Begebenheiten nach Constantinopel versetzte, dagegen die Personen der heimischen Sage beibehielt oder sie nur zum Theil, wo die Entwickelung des Gedichts es erforderte, mit morgenländischen vertauschte; so namentlich ward aus Melios, König von Hunaland, ein griechischer Kaiser Constantin. Wahrscheinlich war der Dichter aus Tirol, was sich daraus ergibt, daß die Sage, abgesehen von ihrer Vermischung mit morgenländischen Elementen, aus dem Norden in den Süden verlegt wurde: Der nordische Osantrix verwandelte sich in den südlichen Ruother, welcher an den langobardischen Rotharis erinnert; und unter dessen Getreuen erscheint ein Herzog von Meran. Wir besitzen das Gedicht nicht mehr in seiner ursprünglichen Form; vielmehr hat es sich nur in einer späteren Ueberarbeitung erhalten, die, nach der Sprache zu urtheilen, am Niederrhein abgefaßt wurde. Der Dichter nennt sich nicht und ist auch sonst nicht bekannt; wahrscheinlich war er ein fahrender Sänger, wohin zunächst die Rohheit der Form des Gedichtes weist; jedoch scheinen wieder die mannigfaltigen Kenntnisse, welche der Dichter gelegentlich zeigt, dem zu widersprechen. Das Gedicht ist in gepaarten Reimen geschrieben, der Reim ist jedoch noch sehr unausgebildet, und schlägt sehr häufig als bloße Assonanz an, so wie auch die Alliteration öfters durchblickt. Nicht selten finden sich auch noch alterthümliche Sprachformen, auf welche gestützt man die Abfassung des Gedichts auf das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts setzen kann. Dasselbe bietet mancherlei Aehnlichkeit mit andern hiehergehörigen Gedichten, namentlich mit St. Oswald, mit Salomon und Morolf u. a.; jedoch ist diese Aehnlichkeit, ob sie gleich auf dem Inhalte beruht, wohl nur zufällig, d. h. es ist nicht vorauszusetzen, daß diese verschiedenen Gedichte einander nachgebildet sind. Dagegen steht König Rother unverkennbar in Zusammenhang mit Ortnit und Wolfdietrich, und es möchte wohl auch dieses darauf hinweisen, daß die Sage sich in Tirol ausgebildet hat.

Die Anordnung und Haltung des Gedichts zeugt nicht von künstlerischer Befähigung, noch weniger aber die Behandlung der einzelnen Begebenheiten, da der Dichter den untergeordneten eben so große Ausführlichkeit widmet, als den bedeutenderen. Wenn diese jedoch manchmal kräftig hervortreten, so liegt dies in der eigenthümlichen Darstellung, aus der man noch alte Lieder durchtönen zu hören glaubt. Einzelne Stellen sind von der vortrefflichsten poetischen Erfindung, welcher leider die Ausführung nicht zur Seite geht.

Wir theilen den Inhalt des Gedichts in kurzem Umrisse mit und lassen sodann eine der bedeutenderen Stellen in der alten Gestalt folgen.

Ueber dem westlichen Meer zu Bare saß ein König, Herr Rother, der auf den Rath eines seiner Getreuen, des Grafen Lupolt, um die durch ihre Schönheit berühmte Tochter des Königs Constantin von Constantinopel werben läßt. Dieser aber, der seine Tochter keinem Manne geben will, ließ die Abgesandten Rothers, darunter auch Lupolt und dessen Bruder Erwin, in einen tiefen Kerker werfen, wo sie Jahr und Tag lagen. Da sie nicht wiederkehrten, härmte sich Rother sehr darüber: „Er rang seine Hände, und gedachte, wie er wohl erfahren könne, wo seine Boten lägen. Da gingen seine alten Rathgeber, deren Freunde auf der Reise waren: die weineten sehr und baten ihren Herrn, er möge selber sehen, ob sie noch am Leben seien. Rother auf einem Steine saß (wie traurig ihm sein Herz was!), drei Tage und drei Nächte sprach er zu Niemanden, sondern dachte nur immer daran, wie er nach Griechenland kommen möge.“ Berker, Graf von Meran, Lupolts und Erwins Vater, räth zum Kriegszug; Rother sammelt seine Mannen, und sandte nach dem Riesen Asprian, der mit zwölf Riesen herbeieilte. „Unter diesen war Einer, vor dem man sich stark hüten mußte; er ging gebunden wie ein Löwe, und war der allerkühnsten Einer, der je einer Mutter Sohn hieß. Wenn man ihn von der Kette los ließ, so erregte ihm wohl Niemand Zorn, er hätte den Leib verlorn: dieser Riese hieß Widolt.“

Nun schifft sich Rother ein, und kommt nach Constantinopel, wo die Riesen die größte Furcht erwecken. Rother geht unter dem Namen Dietrich zu Constantin, gibt sich für einen von Rother vertriebenen Grafen aus und bietet dem König seine

Dienste an; dieser nimmt sie aus Furcht an, und so bleibt Rother in Constantinopel. In den ersten Tagen suchte er die Gemüther des Volks für sich zu gewinnen, indem er den Armen viele Wohlthaten erwies; besonders viel gab er den armen Rittern, die er mit Pferden, Gewändern und Waffen beschenkte. Vor Allem verpflichtete er sich aber einem fremden Grafen, Namens Arnold, der aus seinem Lande vertrieben worden war. Constantins Tochter, durch das Gerücht auf die Trefflichkeit des fremden Ritters aufmerksam gemacht, wünscht ihn zu sehen; auf ihre Bitte wird Rother zu einem großen Gastmale geladen. Bei demselben geräth Asprian mit einem Kämmerer in Streit und erschlägt ihn; die Griechen wollen dessen Tod rächen, und dringen mit Uebermacht auf ihn ein. Als Widolt dies hörte, „begann er zu brummen, wie ein Bär, zerbrach seine Ketten, ergriff eine stählerne Stange, vier und zwanzig Ellen war sie lang, und stieß Alles nieder, was ihm in den Weg kam", so daß ihn Asprian zuletzt selbst wieder besänftigen mußte. Hierauf ward das Fest mit großer Pracht gefeiert.

Als sich Constantins Tochter in ihr Gemach zurückgezogen hatte, ließ sie durch ihre Vertraute Herlint den fremden Helden, zu dem sie schon tiefe Liebe fühlte, bitten, er möge sie in ihrer Kammer besuchen; allein Rother weigert sich, es zu thun. Dagegen schickt er der Fürstin prächtige Geschenke, darunter Schuhe von Gold und Silber, welche jedoch nur für Einen Fuß paßten, so daß sie die junge Königin nicht brauchen konnte. Sie schickt nochmals zu Rother, läßt um die andern fehlenden Schuhe bitten und zugleich ihn nochmals einladen. Er geht hin und zieht ihr auf ihre Bitte die Schuhe an. Da frägt er sie, welcher Mann unter den vielen, die um sie geworben, ihr am besten gefalle? „Keiner", antwortet sie, „läßt sich mit Dir, o Dieterich, vergleichen; doch wenn ich die Wahl hätte, so nähme ich einen guten und mächtigen Helden, dessen Boten im Kerker liegen und Rother geheißen ist." Da sagte dieser, er wolle den Rother bringen, worauf sie erkannte, daß er sich wohl bis jetzt verstellt haben mochte, und ihn bat, ihr die Wahrheit mitzutheilen. Da sprach er: „Nun überlasse ich alle meine Sachen Gott und Dir: ja es stehen deine Füße in Rothers Schooße." Da erschrak die Jungfrau und sprach: „Bist Du wirklich Rother, so würde ich gerne mit Dir das Reich verlassen, denn es ist kein Mann so schön, daß ich ihn Dir vorzöge." „Wenn mich die armen Herrn in dem Kerker sähen," sagte Rother, so möchtest Du bald erkennen, daß ich wahr geredet habe." Die Jungfrau versprach, sie von ihrem Vater aus dem Kerker zu erbitten, worauf sie ihn küßte und von ihm schied.

Am folgenden Tage ging die Jungfrau zu ihrem Vater, und bat ihn, er möge die gefangenen Boten auf drei Tage befreien, damit sie dieselben kleiden und baden könne; Constantin bewilligte es, doch nur unter der Bedingung, daß Jemand für sie bürge; Rother übernahm die Bürgschaft, und nun ging er mit den Seinen hin, die armen Gefangenen aus dem Kerker zu holen. „Erwin war der erste Mann, der aus dem Kerker kam; als ihn der Vater (Berker) sah, wie groß war da sein Schmerz! Er kehrte sich um und rang seine Hände: er wagte nicht zu winken, und doch war er nie so traurig, seit ihn seine Mutter trug. Erwin, der Held gut, war ganz abgefallen, wie in der That ein armer Mann. Sie nahmen die zwölf Grafen aus dem Kerker, und jeglicher seinen Mann. Die trefflichen Ritter, sie waren schwarz und schmutzig, von großem Elende bleich. Lupolt, der Anführer, hatte nichts als ein armseliges Schürzlein, das wand er um den Leib sein. Da war der erbärmliche Mann gar entblößt, zerschunden und aufgeschwollen. Dietrich, der Held gut, stand traurig von Kummer und wollte doch nicht weinen um die trefflichen Boten. Berker, der alte Mann, ging überall umher, die Gefangenen anschauend. Da dauerten ihn keine mehr, als seine schönen Kinder. Dietrich, der Herr, hieß die hehren Boten zu seiner Herberge führen; nur Lupolt und Erwin, die ließ man allein gehen. Da sprach Erwin, der edle: „Lupolt, trauter Herr, siehst du einen grauen Mann mit dem schönen Barte stehen, der mich anschaute sehr bekümmert? er kehrte sich um und rang seine Hände; er wagte nicht zu weinen und doch war er nie so traurig. Ob vielleicht Gott der gute durch seine Gnade ein groß Zeichen will begehen, daß wir von hinnen kommen?" — „Das ist wahr, Bruder mein, er mag wohl unser Vater sein!" — Da lachten sie beide von Freuden und von Leide. —

Am folgenden Tage erhielt die Jungfrau die Erlaubniß, die Ritter zu bedienen, sie gab ihnen gutes Gewand und gute Speise. „Berker, der Held gut, war Truchsässe, während seine Kinder aßen. Als die Herren da saßen, ihres Leides ein Theil sie vergaßen. Da nahm der Recke Dietrich eine Harfe, die war trefflich, und schlich sich hinter den Vorhang. Wie schnell ein Leich daraus klang! Wer von ihnen begunnte trinken, dem begunnte es nieder sinken, daß er es auf den Tisch goß; wer aber schnitt das Brot, dem entfiel das Messer aus Noth. Sie wurden durch die Hoffnung fast unsinnig: wie Mancher sein Trauern ließ! Sie saßen alle und hörten, woher das Spiel kam. Laut der eine Leich erklang: Lupolt auf den Tisch sprang und der Grav Erwin; sie hießen ihn willkommen sein den reichen Harfner und küßten ihn fürwahr. Da erkannte die Jungfrau wohl, daß es der König Rother war."

Nach drei Tagen wurden sie in den Kerker zurückgebracht, aber auf Befehl der Jungfrau mit allem Nöthigen versehen. Ein Mann aber grub eine Höhle, in welche sie aus ihrem Kerker kommen konnten. — Bald darauf ward Constantin von Ymelot, dem König von Babylon, mit Krieg überzogen; Rother zieht dem Feinde mit den gefangenen Boten entgegen, schlägt ihn und nimmt Ymelot gefangen. Constantin schickt ihn nach Constantinopel, um den Frauen den Sieg zu verkünden, Rother aber verfällt auf eine List, er berichtet, Constantin sei geschlagen worden, und der Feind werde bald in die Stadt kommen. Da bat ihn die Königin, sie und ihre Tochter zu schützen; er führt beide auf seine Schiffe; als aber die Jungfrau schon eingeschifft ist, eröffnet er der Königin die Wahrheit, und fährt sodann, von ihren Segenswünschen begleitet, mit der Jungfrau und den Seinigen in sein Reich zurück.

Als Constantin ankommt und Alles erfährt, fällt er vor Aerger und Schmerz in Ohnmacht; unterdessen gelingt es Ymeloten zu entwischen. Ein Spielmann bietet sich an, die Jungfrau wieder zurückzubringen; er besteigt ein Schiff, fährt nach Rothers Reich, wo es ihm durch eine wohl ausgesonnene List gelingt, in Rothers Abwesenheit die

Königin auf sein Schiff zu locken und sie zu ihrem Vater zurückzubringen. Als Rother die Trauerbotschaft hört, schifft er sich mit einem großen Heere nach Griechenland ein. (S. die unten mitgetheilte Stelle.) Dort verbirgt er Schiffe und Mannschaft, verkleidet sich mit Berker und Lupolt als Pilger und geht nach Constantinopel. Unterwegs begegnet er einem Ritter, von dem er vernimmt, daß Ymelot wieder mit Heereskraft gekommen sei, und Constantin gefangen habe, der, um sich zu befreien, seine Tochter dem Sohne des Feindes zur Frau geben wolle. Rother kommt in den Palast, wo die Könige an der Tafel sitzen; er verbirgt sich mit seinen beiden Begleitern unter den Tisch, wo er der jungen Königin einen Ring, worauf sein Name stand, in die Hand drückt. Als sie merkte, daß Rother da sei, lachte sie vor Freude, dies führte aber zu dessen Entdeckung: er wurde gefangen und die Könige befahlen, ihn zu hängen. Auf seine Bitte ward er in den Wald geführt, wo die Seinigen verborgen lagen. Graf Arnolt eilt auf die erste Kunde herbei, sprengt die Heiden auseinander und befreit Rother, der nun den Seinigen mit einem Horne das verabredete Zeichen gibt: die Riesen stürzen sich auf die Feinde, welche gänzlich geschlagen werden. Auf der alten Königin Rath geht nun Constantin Rothern mit Frau und Tochter entgegen und übergibt ihm sein schönes Weib, worauf beide sich versöhnen und in ihre Reiche zurückkehren. Bald darauf gebiert die junge Königin einen Sohn, der den Namen Pipin erhält, und nach vier und zwanzig Jahren des Vaters Nachfolger wird, welcher auf des getreuen Berkers Rath mit diesem in einen Wald zieht, um dort durch Gebet das ewige Leben zu erlangen. Auch die Königin zog sich von der Welt zurück; und als Pipin starb, erlangte Karl das Reich.

Rothers Gefangenschaft und Rettung.

Lûde duzzin die segele,
die kiele giengen evene
inde quâmen in sehs wochen
over mere gevlozzen
hin ze Constantinopole,
der vil mêren burge.
Eine mile nider half der stat,
dar holze unde gèberge lach,
dâr zugen Rôtheres man
under die boume lossam
die ros ûz den kielen,
daz iz inwiste nieman
over al Criechen lant.
Wie manic tûre wîgant
in den walt scône
brâhte der koninc von Rôme!
An den lach die alte zucht
unde die wereltliche frucht;
die solde ein iegelich man
wider sînen hêrren hân,
sone worde die grunt veste
nûwet der helle geste.
Alse die helede gûte
die scif gerûmôten,
dô zugen die Rôtheres man
under die boume lossam.
Dô sprach koninc rîche
harde wîslîche:
„Vrunt unde man,
ich wille vor Constantîne gân
in wallæres wîse,
werfen mîne spîse
durch nûmâris willen.“
Dô sprach von Tendelingen
Wolfrât der junge man:
„Du ne salt nicht eine dâre gân:
Berker ist ein wîs man,
unde hât dir manigen rât getân.
Wilt du, koninc hêre,
behalden dîn here,
dan bidde mit dir gân
Lupolde den getrûwen man.
Nu nim daz gôde horn mîn:
daz sal die bezeichenunge sîn.
Die Kriechen plegent sinne,
unt wirt dîn ieman innen,
dich vant Constantînis man.“
„Intrôwen“, sprach Aspriân,
verneme wir dîn horn,
so ist die veste verlorn.
Die brue nist nirgen sô wît,
sô mir sêle unde lîf,
vor welicher strâze ich bestân,
unde Widolt, der chône man,
dar wirt der engeste pfat,
den ie chein man gesach.“
Dô sluffen die helede gôte
in pilegrîmis gewête;
der herzoge von Meran
unt Lupolt, der getrûwe man,
die volgitin deme koninge,
gânde von der menige.
Dô reit ein recke gnote
vor den walt, her schowete
Rôther; der rîche
groztin gutliche,
unde vrâgete,
waz dâr mêres wâre.
„Ich bin ein elender man,
nâch mîner spîse moz ich gân;
nu sage mir, trût hêrre mîn,
ich bin ein arm pilegrîm,
unde vare durch die rîche
vil gâmerlîche.
Sô moz der nôthafte man
dicke zô hove gân;
dar vrâgit man den wallâre
gerne nûmâre:
sagistu mir icht durch Got,
des wirt dir wole gelônôt.“
Dô sprach der helt tuginthaft:
„Ich sage dir wunders craft:
hie zô Constantitonopole,
der vil mêrin burge,
was ein reckir hêrre
unde plach grôzer êrin:
daz schînit mir immir an,
her hât mêr michil gôt getân.
Ime wâren die vorsten alle holt:
her gaf in daz ereftige golt,
daz ie sichein man
zô diser werlde gewan.
Sîn hof stunt offin vromelîche
den armin unde den rîchen,
die vundin an deme gôtin
vatir unde môtir;
sîn wille was zô gebine,

her ne rôchte nicht zô lebine
mit sicheinis scazzis ubersite,
dâr hetter urlôge mite,
her sante in nacht unde tac:
swer in dùsint pfunde bat,
her gab sie ime alsô ringe,
alsô zvêne penninge.
Beide, hêrre, ich wil sagen,
war umbe ich die rede hân irhaven."
Rôther, der gerne virnam,
waz her selve hette getân;
dò sprach der rìche mère:
„Ich sage dir von deme hêrren,
her was ôtmòte,
unde plach der bezzistin gôte,
die ie sichein man
zô der werlde gewan.
Icht ne levet nichein zunge,
die daz gesagen kunde,
waz her tuginde hât begân:
her bereit die ellenden man,
arme kint heiz er vazzin unde baden,
vor siz ûffe den tisk tragin;
her gab en al, daz her gewan,
her nerôchte, wer ez nam.
Her vôrte sulke degine,
daz under deme himele
nie nichein virtriven man
sò grôze hêreschaf gewan.
Constantîne, deme rìchen
halfer vrumelìche
von grôzin nôtin:
her vinc Ymelôtin.
Der was ein heidin vreislìch,
deme dienten tagelìch
zwène unde sivenzic koninge
von wôster Babilônie.
Dô karte unse gedigine
vrôliche widere;
her sante den wîgant
zô botin in daz lant,
daz her den vrowen sagete,
waz her gevrumit havite
Hie zu Constantinopole
in der mêrin burge
was daz scône wîf,
die ie gewan den lìb;
dar umbe hetter arbeit
unde irwar mit sîner hovisheît,
daz die magit lossam
ir vater inran.
Her si wider quèmin,
dô heter ime zô lône
unde vôrte westert over mere:
daz was der koninc Rôthere,
van Rôme ein tuginthafter man,
unde hât uns al lieb getân.
Nu virnim, guote pilegrim,
we ime des gelônit sî."
Rôther wolde dannin gân;
dô sprach der helit lossam:
„Beite, wallère,
hie sageder starke mêre.
Alse mîn herre wider quam,
ime inran der heidniske man:
dô sante der koninc Constantîn
botin nâch der tochter sîn;
sie stâlin sie dem koninc Rôthere,
unde vôrtin sie widir over mere.
Dô reit der koninc Ymelôt,
unde vôrte manigin helit gôt
her zô Kriechen in daz lant
unde stifte rouf unde brant,
unde vienc Constantîne,
den leiden hêrren mînin.
Dô lôste Constantîn sînen lîf
unde gaf daz Rôtheres wîf
deme vreislìchen koninge
van wôster Babilônie:
des sunne sal si nemen hinaht,
alse du selbe sên maht.
Zô Constantinopole in der stat
sîn mit grôzer herescraft
drìzic koninge
van wôster Babilônie:
dâr stât Rôtheres wîf
unde quelit den èrlìchin lìb:
van herzeleide daz ist.
Nu sè der waldiger Crist,
der Âspriânen sante,
he dise tac wante!"
De hêrren sprâchen: „Âmen!
dat stê an Gotis genâdin!
Die recke dravite balde
widir zô deme walde,
heize weininde,
sine hande wringinde.
Dô klagite der helit gôt
der innevrowen nôt.
Rôther gienc in de stat;
Berker sînen hêrren bat,
daz her wurbe gewerlìche.
Constantîn, der rìche,
saz mit grôzin creftin
zô einir wirtschefte
ûf einim èrlìchen sal;
dâr was michil schal
von den rìchen kuningin
von wôstin Babilônie.
Rôther quam mit listin
zô Constantînis tiske:
dem saz bî ein koninc, heiz Basilistium,
unde was Ymelôtis sun.
Bî deme saz Rôtheres wìb
unde quelite ir lìb.
Dô sprach Constantîn:
„Nu swîc, tochter mîn!
Mir troumite nahte von dir,
des saltu wol geloubin mir,
we ein valke quame
gevlogin von Rôme
unde vôrte dich widir over mere."
Do slouf Rôther
under tisc unde sîn man,
daz man ir nicheine war ne nam;
dô hôrter al, daz Constantîn
redite mit den gesten sîn.
Die heidenisken kuninge
vrowetin sich der menige,
unde sprâchin: „Quême Rôthere,
er wurde irtrenkit in deme mere
odir boslìche virlorn.
Daz ware Widolt zorn.
Dô sprach die kuningin:
„Owî, gesent in unse trechtin
under uch sô rìchin,

he worde etlicheme,
daz in sivin nachtin
virsmerze nine mochte!“
Rôther saz nâher
ûffe den vôzschemil,
unde nam ein guldin vingerin,
unde gaf der koningîn;
dâr stunt gebôchstavet ane
des rîchen koningis name.
Als in die vrouve gelas,
daz Rôther in deme sale was,
dô lachete die gôte
unde sagetiz ir môtir,
daz in von Bâre
der kunine komen ware.
Daz lachin Constantîn gesach;
nu muget ir hôren, wie her sprach:
„Wol dich, trût tochter mîn,
nu vrowit sich der vatir dîn!“
Dô sprach die vrowe êrlich:
Daz ich ie gerôrte widir dich,
daz rûwit mich sêre:
ich negetôz nimmer mêre!“
Dô sprach Ymelôt:
„Vrowe, ir liegit âne nôt:
ich wêne, uns uwer lachin
herzeleit icht mache,
unde wringînde die hende,
swanne iz nimit ende.
Wir hôrin unsich wole,
hie sint in deme sale
der leidin spêhêre
des kuningis von Bâre.
Swer mir des nine gelouvet,
deme gev ich mîn houbit.“
Dô sprach Ymelôtis sune,
der konine Basilistium:
„Ich sach ein guot vingerîn,
daz gaf dîn tochtir, Constantîn,
der aldin kuningîn.
Rôthere is hie inne,
der konine von Rôme;
swie her here queme,
des saltu wole gewis sîn!“
Dô sprach der konine Constantîn:
„Ich hêzze zvelf minir man
vor der salis ture stân,
daz si recte irkinnin,
die wir haven hie inne.
Is Rôther dar under,
den have wir schîre vunden:
wolder aber here vore gân,
daz wêre ime êre getân,
ê wir den konine rîchen
sôchtin lasterlîche,
alse einen vluchtigin dieb.
Iz nist ouch sînis rectis niet,
swâ man sîn innen werde,
daz her sich icht berche.“
Rôther, der rîche,
beriet sich ermelîche;
dô sprach der herzoge von Mêrân:
„Wir sulin hie vore gân
în êre des himiliskin koningis
unde alles sînis heris,
daz her uns beide behôde
durch sîn otmôte
von der heidinschefte,
der mit sîner crefte
Moysen heiz gân
durch daz rôte mere vreissam
mit der israhêlischen diet:
dâr ne levet ein barin nit
an des meres grunde.
Got, der hât gebundin
beide, ovil unde guot,
swonner widir im duot.
Jedoch sî wir reckin
widir unsir trehtin
beide, lûtir unt lieht,
her inlecit uns under wege nit.
In sante Gilies namen,
sô wil ich endelîche vore gan,“
sprach der herzoge von Merân.
Dô hôvin sich mit liste
die hêrren vonme tiske;
Rôthere dô vore gienc:
„Ich bin sicherlîche hie;
mich scowe, wer sô wille!“
Die rîchen koninge alle
drôweden ime an den lîf:
daz galt etlicher sint.
Dô sprach Ymelôtis sune,
der konine Basilistium:
„Ich wille dich heizzen, Rôther,
irtrenken in deme mere;
du vergist den vater mîn:
daz gât dir an den lîf dîn.
Du môst verloren werdin,
svie du wilt irsterven.“
„In trôwen“, sprach Constantîn,
he sal ovele irsterven sîn!“
Dô sprach der koning rîche
harde wîslîche:
„Wer mir nu der lîf,
sone mochte ich doch genesen niet.
Sies du jenes geberge stân
vor deme walde lossam?
Dâr wil ich hangin.
Nu gebuet dînen mannin,
daz sie dir helfen dar zô;
du salt mer selve den doit tôn.
Iz ist in mîme lande recht,“
sprach Rôther, der guode kneht,
„svô waz einen vorsten geschê,
daz iz der ander ane sê.
Hie ist ein michil menige,
drizzic koninge,
die kumin dâr alle
unde hânt mich in deme scalle:
„daz ist dir êre getân
(dô gienc Ymelôtis man);
du hâst dich wol gerochin.“
Daz wart durch list gesprochen:
dar he sich bat hân,
dâr lach sîn here nâin;
he zeichenede rechte die stat,
dâr die riese Âsprian lach.
Ymelôt heiz die koninge
von wôster Babilônie
Rôthere vân;
he woldin selve hân.
„Intrôwen,“ sprach Constantîn,
„des wîllich helfe wesen dîn,
daz he uns icht inrinne;
jenir alde mit deme barde

die môwit die lûde harte
mit herverten ovir lant:
nû hâ wir sie allesamt.
Sô ne vreiskin die Rômère
iihte nimmir mère,
wâr die koninc sîe kumin,
oder wie her sîn ende have genomin."
Dâr nâ den stundin
Rôthere wart gebundin:
daz dâten Ymelôtis man.
Wie harte trûren began
die junge koninginne;
unde verwandelôte die sinne
von grôzir herzeleide.
Wâfin unde weinin
hôven die vrowin
mit vliczenden ougin:
dâ dorfte nieman vrô gân,
dâ klagete wîf unde man
alle Rôtheres nôt.
Sint half der rîche Got
Arnolde, daz her in benam
deme koninge vreissam.
Rôtheris hâhin
irschal sô wîtine mâre
zô Constantinopole,
der vil mêren burge,
den kônin wîgandin
ûz van manigin landin,
die liefin weinande
eine strâzze zô tale.
Michil was der ir schal;
sie sprâchin: „Waldindiger Got,
war umbe hâs du des virhengôt,
daz her hie gebunden stât,
der unsich al generet hât?"
Dô hette gebûwit harte
mit dûsint marken,
die ime Rôthere gaf:
ime dieneten in der stat
sivin hundrit lossam,
die wârin mit handin sîne man;
der heiz grave Arnolt.
Her hette silver unde golt,
des was der helit milde.
Zvelf hunderit schilde
brâchter zô deme schalle,
unde bat die hêrren alle,
daz sie lôsten mit iren handen
Rôtheren ûzen bandin:
„Nu stât her gevangin,
unde wirt her hûde gehangin,
sô ne virwinde wir in niet;
in ne mach ouch die rômiske diet
nimmir virklagin.
Ir ne hôrit nimmir mêr gesagen
von sînen genôze in felden:
wir sulin ime hûte geldin,
daz der tugenthafter man
von deme armôte unsich nam.
Nû nâr, gôten knechte,
lâzzit it an mînen trechtin,
unde hælfit im vromicliche:
ir virdinet daz himelrîche,"
sprach Arnolt, ein gôt knecht.
„Ja ware wir Godis recht,
swer hie hûte wirt irslagin,
des sele sal genâde haven.
Die heiden sulwir slân:
dar denke sancte Gilien an:
unde sanctus Johannes, der toufère,
daz Rôthere wêre
der aller tûrigste man,
der ie konincrîche gewan."
Dô sciuffin die recken
in stâline roche;
sie wunnin eine hêrliche schare
vunf dûsint wol gare:
die woldin alle den lib geven,
sene lôsten Rôthere daz leven.
Sich huoven mit grôzer menige
drîzic koninge
von wôster Babilônie
ûzer Constantinopole;
dô vôrte der Ymelôtis sune,
der koninc Basilistium,
Rôthere gevangin,
unde wolden haven irhangin.
Michil was der ir barât;
sie vôrdin ûz der stat
wol zênzic dûsint Vâlewin
mit in zô deme galgen,
unde alsô manigin heidin:
dô was deme recken leide.
Arnolt, der wîgant
eine kefsîn her an daz sper bant,
die her in deme tôme nam:
sie rêfen unsin trechtin an,
unde dravetin in ûz der stat nâ,
in was ûffe daz velt gâ,
mit vunf dûsint mannin
in snêwîzzen brunien.
Alse Ymelôt daz gesach,
nu mûdir hôren, wie er sprach:
„Wach! geniz sint die recken,
die woldin uns irsreckin;
an den gerechich mînen zorn:
sie havent ouch den lib virlorn!"
Die heiden begunden nâhen,
dâr man Rôthere solde hâhen;
dô riefin sie allent halven:
„Nu richtid ûf den galgin!"
Daz irbarmôte die recken sêre;
ir weinte michil mêre,
dan her ê tâte:
dô was her in starker nôte.
Arnolt, der kône man,
rief die ellenden an:
„Nu hôret, gôte knechte,
war umbe wir hûte vechtin.
Uns sint gebôtin zvei lôn,
wi mugin ez deste gerner tôn:
daz ist sichirliche
daz schône himelriche;
sve hie ligit tôt,
des sêle wirt geledigôt
in daz wunnicliche leven;
waz mochte daz bezzeris sîn gegevin?
Der ander ist alsô getân,
generder den getrûwin man,
er vôrit uch in sîn lant
unde behalt unsich alle samt."
Dô trôveten ime die ougin.
Mit rechtime gelouven
bestundin sie die heidinschaft,
unde selôgin ir eine michele kraft.

Daz heidine wîgeroufte,
daz was vile vaste:
sie trongin hornîn gewant,
die kefsin man over bant
vor den kônin reckin:
sie hôvin sich gegin der dicke.
Daz heilichdûm vôr ze vorderôst;
sie wûftin ûf den Godis trôst
mit sô getâneme harme,
daz in vor deme arme
nicht in mochte bestân,
iz ne môste alliz under gân.
Die heidenen und die Vâlewen
wichin von deme galgin
durch die michelen nôt:
dar lach manich helet dôt.
Arnolt, der wîgant,
gaf daz zeichen ûzer hant
unde zôch ein svert, daz hiez Mâl:
iz in was negein stâl
sô hart noch sô vast,
iz ne môste bresten:
des nâmen von sînen henden
der koninge sesse ir ende.
Svaz he der andren ane quam,
de têde he sicherlîche sam,
biz he in den hêrren benam
unde Berkeren von Meran,
unde Lupoldin,
den sie dâr hân woldin.
Die bôch newille uns missesagen,
in ne mochte ire nieman acthe havin,
die dâr wâren schadehaft:
sie jâhen, iz dâde die Godes kraft.
Alse Rôther gesach,
dat Arnolt bî ime was,
dô sprach die koninc rîche
harde vromelîche:
„Snîtâ, kône wîgant,
mi die bande von der hant;
unde geblas ich mîn horn,
ir wirt michil mê verlorn,
dan ir noch sî getân:
uns kumit der helet Âspriân.“
Dô die recken daz vernâmen,
wie vrô sie alle wâren!
In was zô deme storme vile lief,
sine dâchten an die vlugit nit.
Die kônin wîgande,
die stundin in deme sande,
dannoch siven koninge
mit aczich dûsint menie:
lûde dô ein horn scal
over berch und dal:
daz blês Rôtheres man,
Lupolt von Meylân.
Lûte rief Âspriân:
„Mîn hêre ist, weizgot, bestân!
Wol ûf, helet Wolfrât,
ich wêne, dînen neven nôt bestât.
Nu willich Rôtheres gedagin,
inde wirt Lupolt irslagin,
he mochte uns immer rôwin,
he ist gruntveste allir trôwe.“
Widolt gâchete balde
ûz deme walde;
wie die halsberch klanc,
dar he over die strûke spranc!
Unde der helet Âspriân,
die zvelef riesen vreisam
liefen zu inde sleht;
dar volgete manich gôt kneht
deme Tengelêre;
he brâchte ein here mêre
ûz deme walde lossam:
daz wâren Rôtheres man.
Dâr gâchete manich wîgant
wol gewâphenet over lant;
der lûden wart allinthalven.
Sie lôsten in von deme galgin,
unde hôrden die herden bîven:
dar liefen dô mit nide
zvêne riesen vreisam:
der eine was Âspriân,
der ander was Widolt;
vere lûchte ime daz golt
von des scildis rande.
Ymelôt irkande
Rôtheres sinne:
he wolde gerne intrinnen:
dar wart die vlucht vile grôz.
Der wint von Âspriâne dôz;
Rôther gienc ingegin in;
he sprach: „Kône helt, virnim,
die dort vor Lupolde havin,
den ne solin die riesin niwet scaden:
mir haven die selve hêrren
geholfin grôzer êrin.
Intrôwen, ich was gevangin,
mich wolden hân irhangin
die vreislîche koninge
von wôster Babilônie:
wirt dâr icht widir getân,
daz lâz ich alsô bestân.“
Lûde rief dô Grimme:
„Si ne koment niemer hinne!“
Die riesen liefen alle in daz wal;
dâr wart des heres michel scal;
dâr slûch der helet Âspriân
alliz, daz he ane quam.
Widolt nicht insprach,
biz ime die stange zebrach:
dâ zôch der grimmige man
ein wâfen, daz was vreisam,
dô lâgen ûf den dôden
die tûre mâr verscrôdin,
von den wundin vlôz daz blôt.
Da Wolfrât, der helet gôt,
zô deme volcwîge quam,
unde andere Rôtheres man,
die kônin wîgande,
die vromeden mit iren handen,
daz man imer môz sagen,
vande wir daz orkunde haven
von den alden hêrren,
die nâch vertrieven wâren.
Sich hetten die siven koninge
besundret von der menie,
unde vlûwen vreislîche dannen;
Erwîn rande ir einen an,
unde slôcht den selben vâlant
durch sîn hornîn gewant
von der aslin biz an den sadel:
dâ racht der helet sînen vader.
Ir wurdin vunve irhangen:
iz was in ovele irgangin.

Sich hôf der uncristine val;
die siechen lâgen in den wal;
swâ sichein: „Wê!“ rief,
Widolt in ane lief
unde trat eme in den munt:
der newart nimer gesunt.
Sie môstin durch nôt klagen,
unde beiden Dumenstagis,
daz dar nie man genas.
Ymelôt, des die reise was,
den hêz man hine lâzen
varen sîne strâze,
daz he dar heime mochte sagen,
wer ime daz volc hette irslagin.
Dô wâren der spilemanne
wol hundert mit in gegangin,
die heiz der helet Grimme
durch Ymelôtis willen
mit den zugeweichen staven
vaste recken unde slân.
Dô vlô ein spileman,
die Widolden ouch hie vore intran,
vor Constantînen den rîchen
harte hasticlîche.
Dô vrâgeten die vorsten alle
von deme grôzen scalle,
der dâ ze velde wêre.
„Ich sage û starke mêre:
sich hât irlediget der hafte;
sie rîdent here mit heris crafte.
Sver ungerne hange,
der ne sitze nit zô lange!
Dâr gevet der helet Widolt
beide, spîse unde solt,
den heidenischen reckin.
Ich wart dar nider gestrecket,
ich wart bevilt unde bescoren,
ich hette nâch den lîf verlorn;
ich wil iz û wârliche sagen:
die tûrlichen bulslage
gaf Widolt mit der stangin;
Basilistium ist irhangin.
Iz ne gât dâr niemanne an den vôz,
man dût ime gare des lives bôz.
Der tûvel nime och mir den sin,
daz ich sô hovebâre bin
unde och sô lange hie stân.
Nu vrâget ouch einin andren man:
swer hûde wirt begrifen,
der ist nimir beswichin.“
Die hôven sich ze vluchtin:
dô saz in leiden trechtin
Constantîn der rîche
ime harde lasterlîche.
Dô die wîgande
von Rômischen lande
ûz deme sturme giengin,
unde die ros gevîengin,
dô hette Wolfrâtis zorn
gemachit blûtige sporn:
dise gewunnin
manigen ungesundin
durch den helm verscrôtin.
Minigen helt gôtin
vromete der wîgant
mit sîner ellenthafter hant
ze leiden tagedingin.
Er was von Tengelingin,
der dûresten diete,
rîche ân overmûde,
mit wîsdûmis sine.
Der liz ouch sîme kunne,
daz tô imer vorsten namen hât,
die wîle daz dise werelt stât.

Herzog Ernst.

Ohne Zweifel ist Herzog Ernst eine historische Person, am wahrscheinlichsten Herzog Ernst, Stiefsohn Kaiser Konrads des Saliers, der seine Mutter Gisela geheirathet hatte und mit welchem er ähnliche Kämpfe und aus ähnlichen Gründen bestand, wie sie in unserm Gedichte erzählt werden. Doch ist in diesem das Historische so sehr verwischt, daß es sich mit Sicherheit nicht nachweisen läßt. Wie dem auch sei, so viel ist jedenfalls gewiß, daß ein Herzog Ernst durch seine Tapferkeit, seine Kämpfe und seine mannigfaltigen Abenteuer die Neigung des Volks in so hohem Maße auf sich gezogen hatte, daß seine Geschichte mit der Zeit in das Bereich der Sage gezogen und mit noch anderen ähnlichen vermischt wurde. Zur Zeit der Kreuzzüge ward sie dann auf dieselbe Weise mit morgenländischen Elementen versetzt, wie die Sage von König Rother, ja in noch viel höherem Grade, indem einzelne orientalische Märchen geradezu auf die deutsche Sage übergetragen wurden. Vor Allem aber erscheint der Herzog Ernst als ein Versuch, die geographischen Kenntnisse und Sagen der damaligen Zeit zusammenzustellen.

Wir besitzen das Gedicht nicht mehr in seiner ursprünglichen Gestalt, die wohl in das letzte Drittel des zwölften Jahrhunderts gehört und nach einem lateinisch geschriebenen Werke gedichtet war, sondern nur in einer späteren Bearbeitung, die jedoch noch in die erste Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts gesetzt werden muß. Auch diese hat eine spätere, ziemlich ungeschickte Ueberarbeitung erfahren, die namentlich aus einzelnen Zusätzen erkennbar ist, welche wir in dem unten mitgetheilten Bruchstücke durch Parenthesen zu unterscheiden gesucht haben. Ob das Gedicht von Herzog Ernst, welches Reinmar von Zweter, Heinrich von Krolewitz und Wernher der Gartenäre erwähnen, diese spätere Bearbeitung ist, oder ob jene Dichter die ursprüngliche Form vor Augen hatten, läßt sich nicht entscheiden; doch geht aus dieser Erwähnung hervor, daß die Dichtung (welche Gestalt derselben auch gemeint sein mochte) im dreizehnten Jahrhunderte vielfach bekannt und beliebt war. Ja schon im zwölften war dies der Fall; denn im J. 1180 bat der Graf Berthold von Andechs den Abt Ruprecht von Tegernsee, er möchte ihm das deutsche Buch von Herzog Ernst zum Abschreiben zuschicken, worunter natürlich nur die ursprüngliche Gestalt des Gedichts verstanden werden kann. Aus einer Stelle der neuern Bearbeitung, in welcher Veldecke genannt wird, wurde früher geschlossen, daß dieser der Verfasser des ursprünglichen Gedichts sei. Allerdings sprechen mancherlei Gründe für diese Annahme, doch wird sie, wenn nicht noch andere dazu kommen, nicht zur Gewißheit erhoben werden können; eben so wenig aber wird sich das Gegentheil mit Sicherheit behaupten lassen.

Das Gedicht zerfällt in zwei von einander sehr verschiedene Theile, von denen der erste die Kämpfe

Herzogs Ernst mit dem Kaiser, der hier Otto genannt wird, der zweite dessen wunderbare Abenteuer auf seiner Pilgerfahrt erzählt. Es ragt dieser zweite Theil in Darstellung und Entwickelung so sehr vor dem ersten hervor, daß dieser gleichsam nur als eine schlecht motivirte Einleitung zu jenem zu betrachten ist, auf welchen der Dichter alle seine Liebe und Kunst verwandt zu haben scheint. Diese ist freilich nicht sehr groß, und wenn das Gedicht einiges Interesse gewährt, so wird dieses weit weniger durch die Darstellung, als durch den Stoff erweckt. Denn jene ist höchst ungleich, bald in große Weitschweifigkeit, bald wieder in übermäßige Kürze ausartend. Auch Sprache und Reim sind im Ganzen noch roh und unausgebildet. Dagegen zeigt sich überall, wo der Dichter als solcher auftritt, meistens eine schöne Gesinnung, namentlich in der schönen Einleitung, welche von der liebenswürdigsten Frömmigkeit zeugt. Es ist nur Schade, daß der Dichter sich nicht immer auf dieser Höhe der Betrachtung erhalten kann, sondern oft in einen trockenen Predigerton verfällt; doch mögen gerade die Stellen dieser Art dem letzten Ueberarbeiter zuzuschreiben sein.

Wir geben nur eine gedrängte Uebersicht des ersten Theils, eine genauere dagegen vom zweiten.

Ein Herzog von Bayern, dessen Name nicht genannt wird, stirbt und hinterläßt ein keusches und ehrbares Weib, die Herzogin Adelheit, und einen Sohn, Ernst, den seine Mutter mit Sorgfalt erzog, ja ihn selbst nach Frankreich und Griechenland schickte, wo er und sein Dienstmann, Graf Wetzel, zu Rittern geschlagen wurden. Unterdessen warb der Kaiser Otto um die Herzogin Adelheit; diese ließ, ehe sie einen Entschluß faßte, ihren Sohn aus der Ferne herbeiholen, um dessen Rath zu hören. Herzog Ernst billigte die Heirat, und diese wurde bald darauf mit großer Pracht gefeiert. Anfangs war der Kaiser seinem Stiefsohn gar sehr gewogen und verlieh ihm sogar die Reichsvogtei; doch bald ward er von dem Pfalzgrafen Heinrich verläumdet, als ob er gegen den Kaiser falsch gesinnt sei, und nach seinem Verderben trachte. Anfangs weist der Kaiser den Verläumder zurück, doch nach und nach fand dieser immer mehr Glauben, so daß der Kaiser den Herzog Ernst endlich seines Amtes entsetzte, und sein Land Bayern durch jenen Heinrich mit Mord und Plünderung überziehen ließ. Ernst schlägt diesen zurück, und als er erfährt, daß eben dieser Pfalzgraf Heinrich ihn verläumdet, reitet er mit seinem getreuen Wetzel nach Speier, wo der Kaiser Hof hielt, dringt in dessen Gemach, wo er den Pfalzgrafen findet, und diesem den Kopf abschlägt. Nun ward der Kaiser noch zorniger: Ernst ward in des Reiches Acht gethan, und mit einem starken Heere bedrängt. Es entspann sich ein blutiger Krieg, der fünf Jahre mit abwechselndem Glücke dauerte, bis endlich Herzog Ernst einsah, daß er dem Kaiser nicht länger widerstehen könne und sich daher entschloß, das Kreuz zu nehmen und über Meer nach dem heiligen Grabe zu ziehen. Ihm folgte Graf Wetzel und mit ihm noch mancher wackere Degen, so daß er wohl tausend Mann bei sich hatte.

Er zog mit ihnen durch viele Länder, und kam endlich nach Constantinopel, wo er sich einschiffte. Am fünften Tage erhob sich ein so mächtiger Sturmwind, daß zwölf Schiffe versanken, und die übrigen alle zerstreut wurden. Herzog Ernst wurde auf dem seinigen zwei Monate lang herumgetrieben, ohne Land zu sehen, noch Grund zu finden. Die Noth war auf das Höchste gestiegen, als die Schiffe endlich das Land Kypria und auf demselben eine prächtige Burg erblickten. Sie segelten hin, warfen die Anker aus, und es wurde ein Bote abgeschickt, Land und Burg zu erkunden. Dieser berichtete, daß die Burg leer stehe, aber voll großer Reichthümer sei. Da entschloß sich Herzog Ernst, mit einem großen Theil der Seinigen hin zu ziehen. Sie fanden manchen langen und weiten Saal, mit Gold reich verziert, an den Wänden königliche Stühle, auf dem „Estrich" reichgewirkte Teppiche ausgebreitet. Vor den Stühlen standen Tafeln, welche mit kostbaren Tüchern belegt und mit den besten Speisen versehen waren. Die Ritter stillten ihren Hunger, untersuchten darauf die Burg, aus deren reichlich gefüllten Vorrathskammern sie ihr Schiff versahen. Am andern Tag ging Herzog Ernst mit Graf Wetzel noch einmal in die Burg zurück, um dieselbe noch genauer zu untersuchen; ihr Volk ließen sie auf dem Schiffe, jedoch gaben sie die Weisung, daß man ihnen zu Hülfe kommen sollte, wenn sie in Noth geriethen. Sie fanden noch viel größere Kostbarkeiten, darunter die seltensten Edelsteine, einen prächtigen Garten mit hohen Cedernbäumen und herrlich singenden Vögeln. Am meisten freute sie jedoch das herrliche Bad, das sie im Garten fanden, und in welchem sie die ermüdeten Glieder erquickten, worauf sie in die Burg zurückkehrten und sich in ein kostbares Bett legten. Als sie genug geruht hatten, standen sie wieder auf, legten reiche Gewänder an, die sie dort fanden, und darüber ihre Harnische, tranken kühlen Wein und schickten sich eben an, zum Schiff zurückzukehren, als sie plötzlich „eine wunderliche Stimme, reich an rauhen Tönen, hörten, als ob alle Kraniche von allen Seiten in die Burg fallen wollten." Sie gingen an ein Fenster, um zu schauen, was dies bedeute; da sahen sie auf einer Aue ein großes Volk gegen die Burg reiten. Diese Leute waren alle wohl beritten, auch leuchtete die Heide gar licht von ihren Kleidern; sie hatten lange und schmale Hälse, und Schnäbel, wie die Kraniche. Ernst und Wetzel verbargen sich an einer heimlichen Stelle, von der sie das ganze Haus übersehen konnten. Als Jene herbeigekommen waren, stiegen sie ab; der Herr derselben war reich geschmückt, und hatte die kostbarsten Edelsteine an seinen Kleidern; sein Hals aber war weiß, wie der Schnee. Hierauf kamen zwei Herren, welche eine Jungfrau führten. „Diese trug eine kostbare Krone, sie war schön gebildet, ihr Antlitz gab lichten Schein; doch war betrübt das Fräulein. Es war die Jungfrau hehr so schön, wie man sie nur wünschen konnte, von herrlicher Bildung; der thauigen Rose gleich waren ihre Wangen und ihr Mund, ihr Kinn minniglich stund, ihre Brauen braun, wie ihr Haar; ihre Augen licht und klar waren von Weinen geworden roth." Es hatte sie der Wirth mit Gewalt dem König von Indien genommen, er hatte ihr den Vater und die Mutter getödtet, und wollte sie gegen ihren Willen zur Minne zwingen. Man führte sie in den reichen Saal, und setzte sie an eine Stelle, die man ihr bereitet hatte. „Der König ihr seinen Schnabel bot sehr oft an ihr Mündlein roth; da

begunde die minnigliche zu weinen innigliche.“ Der König merkte zwar an den Speisen, daß Fremde da gewesen seien, doch ließ er andere herbeiholen und nun setzten sich alle an die Tafel. Die Jungfrau aber aß nicht, so sehr sich der König bemühte, ihr Gunst zu erweisen. Aber sie verstand seine Sprache nicht, sie raufte sich vor Schmerz das Haar vom Kopf und zerriß sich das Angesicht und flehte Gott um Erlösung aus der schrecklichen Noth. Nach der Tafel begann Saitenspiel und Tanz, und die Jungfrau mußte mit ihnen tanzen. Hierauf entließ der König alle Herren bis auf zwölfe, und das Fräulein „mußte sondern seinen Dank mit dem schnäbelichten Mann an das schöne Bett gehen.“ Da erblickte ein Kämmerer die beiden Fremden: wie diese sich verrathen sahen, stürzten sie auf den Kämmerer und hieben ihn nieder. „Als sie sich aber dem Bette näherten, da eilten die Schnabelleute und fielen die Jungfrau an (sehr mich das betrüben kann); das verfluchte Schnabelvieh, die Schnäbel stachen alle in sie.“ Sie wähnten, daß jene von India ihnen gefolget wären und ihnen die Jungfrau wieder nehmen wollten. Die beiden Helden hieben zwar alle Kraniche nieder, bis auf einen, welcher entwischte und den andern zurief, daß ihr Herr erschlagen sei. Die Jungfrau war zwar auf den Tod verwundet; doch faßte sie ihre Kraft zusammen, dankte den Helden und erzählte ihnen, wie der böse Mann ihren Vater auf einer Reise überfallen, ihn getödtet, ihre Mutter ins Meer geworfen, auch ihren Bruder umgebracht und sie selbst geraubt habe. „So ist die Krone und das Land gefallen in meine Hand; das will ich Euch zu Lohne geben, helfet ihr mir von hinnen mit dem Leben!“ Doch war die Jungfrau so sehr verwundet, daß sie starb. — Hierauf schlugen sich die Beiden bis an das Thor durch, das sie jedoch verriegelt fanden, und es wäre ihnen übel ergangen, wenn sie nicht vom Schiffe her Hülfe bekommen hätten; aber auch mit dieser gelang es ihnen nur mit Noth, das Schiff zu erreichen. Zwar wurden viele Schnabelleute erschlagen, aber auch Ernst verlor fünfhundert von den Seinen. —

Die Helden fuhren nun wieder ab, und gelangten nach zwölf Tagen zum Magnetberg (s. das unten mitgetheilte Bruchstück), von welchem sie nicht wieder loskommen konnten. Da starben Alle Hungers bis auf sieben. Da die Todten von den Greifen weggetragen wurden, die sie ihren Jungen zur Speise brachten, gab Graf Wetzel den Rath, sich in Häute einzunähen, und sich von den Greifen wegtragen zu lassen; Alle willigten ein, nur Einer, welcher sehr krank war, wollte lieber zurückbleiben. So ließen sich zuerst Ernst und Wetzel, dann auch die vier andern wegführen. Sobald die Greife sie in ihr Nest gebracht hatten, schnitten sich die Helden aus den Häuten und verbargen sich in dem Walde. Dort lebten sie lange von Samen und Kräutern; sie konnten aber die Wildniß nicht verlassen, weil ein hohes Gebirg sie umschloß. Endlich kamen sie an ein Wasser, das mitten durch das Gebirge strömte; sie bauten sich ein Floß und fuhren durch die Wände des Berges. Auf der Fahrt erblickten sie einen prächtigen Edelstein, welchen Ernst mitnahm, um des Reiches Krone damit zu schmücken, wenn er wieder heimkäme. „Darin leuchtet er schön, was die fürwahr müssen gestehen, die ihn darin haben gesehen: der Waise ist er davon genannt, denn seines Gleichen ward keiner mehr bekannt.“ *) Die Helden kamen glücklich durch das Felsenthor und stiegen dann aus; am dritten Tage gelangten sie in ein reiches Land, Arimaspy genannt, dessen Einwohner, die Cyclopides, nur ein Auge hatten; sie wurden dort gut aufgenommen und dem König vorgestellt, der sie lieb gewann. Ein Jahr darauf geriethen die Cyclopides in einen Krieg mit einem Volk „ungestalt und unsüße, die hießen Plattfüße: die liefen auf Bruch und auf Moos, wohin kommen mochte weder Mann noch Roß. Wenn es will Unwetter werden, so recken die Unwerthen die Füße auf, das ist ihre Sitte, und schirmen sich vor dem Wetter damite.“ Mit der Fremden Hülfe wurden sie vollständig besiegt; Ernst ward dafür mit einem Herzogthum, Wetzel mit einer Grafschaft belohnt. Nach einiger Zeit ward Ernsten von einem Volke erzählt, „das war wunderlich gethan, die hatten Nichts an, als daß ihnen ganz um und um war der Leib behangen mit breiten Ohren und langen.“ Er zog gegen sie aus, besiegte sie und machte sie seinem Herrn zinspflichtig. Dann vernahm er von einer Insel, Piemey genannt, deren Einwohner nur Vogeleier äßen. Er ging mit sechszig Mann dahin, und ließ den König zu sich entbieten. Dieser erzählte ihm, daß sein Volk von Vögeln bedrängt werde, welche keine Früchte aufkommen ließen, und vor denen sie sich verbergen müßten. Auch waren diese Leute so klein, daß keiner dem Herzog Ernst bis an das Knie reichte. Dieser suchte die Vögel auf und tödtete deren eine große Menge, so daß die Kleinen darob sehr erfreut waren, und der König den Helden bat, als Herr bei ihnen zu bleiben, was dieser jedoch nicht annahm. Kaum war er wieder in Arimaspy, als ein Riesenvolk im nahen Lande Kananea den König auffordern ließ, sich ihm zu unterwerfen und ihm Tribut zu geben. Ernst zog den Riesen entgegen, lockte sie in einen Wald, wo sie ihre mächtigen Stangen nicht brauchen konnten, erschlug ihrer viele, und nahm einen derselben gefangen (auch der übrigen seltsamen Menschen hatte er sich je zwei zu verschaffen gewußt).

Ernst war schon sechs Jahre in diesem Lande, als ein Schiff mit Mohren dahin verschlagen wurde, welche mit Kaufmannswaaren zum heiligen Grabe ziehen wollten. Die Helden schifften sich mit ihren Schätzen und den Wundermenschen heimlich ein, und gelangten in das Land Ybyan, dessen christlichem König sie ihre Hülfe gegen den heidnischen König von Babylon, den Vogt von Damask und den Fürsten von Halap anboten. Die Feinde wurden besiegt, und der König von Babylon versprach dem Herzoge Ernst, ihn nach Jerusalem zu geleiten. Dort opferten die Helden auf dem Grabe, und Ernst gab dem Probste der Tempelherren einen Theil der Wunder, die er aus fernen Landen mitgebracht. Er blieb ein Jahr lang daselbst und kämpfte gewaltig mit den Sarazenen, deren er viele tödtete, so daß sein Ruhm bis in die deutschen Lande sich verbreitete. Auch Frau Adelheit hörte davon; es gelang ihr, den Kaiser zu besänftigen, worauf sie ihrem Sohne schrieb, er könne ungefährdet heimkehren. Ernst schiffte sich sogleich ein, stieg bei Bari an das Land und eilte nach Babenberg, wo der Kaiser einen Hof hielt. Auf der Mutter Rath fiel er im Münster vor dem Kaiser demüthig auf

*) S. Walther von der Vogelweide S. 55. Nr. 2.

die Knie, der sich endlich auf Bitten der Fürsten bewegen ließ, ihm zu verzeihen. Es ward ein großes Fest veranstaltet; Ernst schenkte dem Kaiser den Mann mit den langen Ohren und den Zwerg; den Riesen behielt er selbst und ließ ihn christlich taufen, dem Reiche aber schenkte er den Stein. Er erhielt sein Land wieder und Wetzel seine Grafschaft. „Ernst nach Gottes Hulden warb; er bat, ehe er starb, daß man ihn zu Roßfeld begrübe, allda noch der Held nach Fürsten Recht begraben liegt. Da lieget auch, welche die Welt besiegt, seine Frau Irmengart: zu ihren Gnaden ist große Fahrt. Gott viel Zeichen durch sie thut; der gebe uns auch ein Ende gut. Amen!“

Der Magnetberg und das Land Arimaspy.

Frô fuoren die genenden,
die Gotes ellenden;
sie hâten wint, der was guot:
daz fröute wol der werden muot.
Ûf dem mer, als ich iu sage,
sie sâhen an dem zwelften tage
ein grôzen stein, alsam ein berc,
dar under von kielen manic werc,
als sie diu fluot hât dar getragen;
die grôzen masboum hôch ûf ragen.
Der berc sie wol erfröuwet hât:
sie wânten finden eine stat,
dar in in geschæhe guot gemach.
Ernst zuo sînen bruodern sprach:
„Fröut iuch, friunde unt werden man!
Got wil unser ruoche hân,
des gnâde uns hie nie verlie:
nû suln wir in der stat hie
diu mære genzlîche ervarn,
wâ wir zuo Jêrusalêm varn;
sint uns Got hât her geschaft,
wir haben noch guotes volle kraft,
daz wir etwaz hie verzern,
und uns mit guoter spîse nern:
dise stete habent allen rât,
swes der man gerunge hât:
dar nâch so sol man frâgen
und daz gelten ân betrâgen.“
Ez steic des kieles verge
den masboum hin ze berge:
do er den stein rehte ersach,
zuo den werden er dô sprach:
„Wir sîn vil übel her gevarn,
Got müeze uns die sêle bewarn,
wir komen wider nimmer mêr:
der stein liget in dem labermer.
Vil wol verstên ich mich des,
er ist geheizen magnes.
Owê dirre bœsen vart!
Der stein ist von sulher art,
daz manig mensche muoz beclagen:
swaz kiele mit îsen sint beslagen,
die ziuhet er an sich mit gewalt;
dort stênt die masboum, als der walt,
die er an sich gezogen hât.
Engestlîche ez uns stât:
wir müezen alle daz leben
Gote alhie ze zinse geben;
wir suln umb die sêle trahten,
unser dinc gegen Gote ahten.“
Dô sprach der herzoge guot:
„Wir suln wesen wol gemuot;
Got, der uns geschaffen hât,
swaz der mit uns ane gât,
des suln wir im genâde sagen,
unt nimmer des an im verzagen,
ern behüete uns vor der helle nôt,
ligen wir in sînem dienste tôt;
ob wir daz erwerben,
sô mügen wîr frœlîchen sterben!“
Der kiel begonde gâhen
unt vaste dem steine nâhen;
sô kreftic er in ruete,
daz er mit hurte druete
manegen kiel und den zebrach,
unt vaste nâch in vallen sach,
wan sie verfûlet wâren,
als sie vor manegen jâren
mit gewalte der magnet
vaste an sich gezogen het.
Die masboum ûz den kielen
ûf der werden schif dâ vielen,
daz ez michel wunder was,
daz ieman dar ûf genas.
Dô der stein magnet
den kiel an sich gezogen het,
dô riefen die marnære
mit unfrœlîcher swære:
„Ir herren, wizzet daz gewis,
daz hie unser abelîbe is.
Nû berihte sich ein ieglich man,
als er des vrumen welle hân,
an der sêle hin ze Gote,
und ahte, daz sîn süezer bote
sî diu unvollobete maget,
Marjâ, an der nieman verzaget,
daz er an uns mache lihte
unser sünde mit bîhte,
und daz wir sô wert enpfâhen,
mit flîze suln wir des gâhen,
sînen lîchname unt sîn bluot,
daz wir der helle sîn behuot.
Des schîn bevâhet daz lebende brôt,
und doch wart gewaltec Got
unt vater, herre Jêsus Crist,
eine in drîn personen ist,
immer wesende âne ende,
durch sîn selbes ellende,
daz der zarte durch uns leit:
der bedenke unser erbeit,
daz diu für unser schulde stê
unde uns verber daz wernde wê.“
Ernst dô, der fürste, sprach:
„Ich enbin niht ûz durch gemach
komen, noch durch senftez leben,
ich quam ûz, daz ich wolde geben
gemach umbe betrüebet gemüete
durch die Gotes güete;
durch in wil ich lîden nôt,
der für mîn sünde leit den tôt,
unt sîn bluot vergozzen hât
umbe unser aller missetât.
Nâch des willen sullen wir
stên an unverzageter gir,
daz wir den tôt hie durch in nemen
unt lân uns frœlîchen des gezemen.
Er dûhte mich ein tôre wesen,
der wolde hie für dort genesen.
Werden bruoder, weset frô,
Got vater selbe sprichet sô:

In mîme hûse ist ein tac
bezzer, wan al diu werlt gehaben mac!
Wir suln sîn frô unde gemeit,
willec wesen des bereit,
daz wir ze der bîhte gân
und den hêrren enpfân,
dâ mite diu sêle ist ernert,
swenne sie von diseme lîbe vert.“
Dô gie der edele werde man,
unt besuochte sînen capelân,
dem er sîn riuwec bîhte tet;
dar nâch hiez er ze stet,
der süeze fürste wîse,
geben die lebenden spîse,
Gotes lîchname, daz gesegente brôt,
daz guot ist vor der sêle nôt;
daz tâten ouch willîche
sîn bruoder alle gelîche.
Zuo Gotes rîche sie pflihten,
an den tôt sie sich verrihten
aller manne gelîch;
alsô bereiten sie sich
zuo der himelischen var.
Sie wâren in eime muote gar,
daz sie iht von dannen komen kunden:
doch giengen sie under stunden
ûz in die alten kiel.
Dâ funden sie unmâzen vil
hordes, der dar inne lac,
und des nieman enpflac.
Sie funden silber, gesteine, golt,
sie ne westen niht, was ez in solt,
harnasch, gewant, daz was nû fûl,
vil hienc an maneges kieles sûl;
vil gebeines sunder âs
aldâ in den kielen was
von den, die ûf der gotesvar
der magnet hât gezogen dar,
âne die man warf in daz mer:
vil wart ir dâ der grîfen zer.
Sust wâren sie in grôzer nôt:
ir gewisser trôst was ir tôt,
den sâhen sie vor in alle tage;
doch was daz der werden klage,
daz sie solden alsô verscheiden,
daz sie mit den heiden
niht ze strîte solden komen:
daz in der trôst was benomen,
daz was den werden ungehabe.
Sô lange sie swebeten ûf der habe,
daz in diu spîse abe gienc,
der sterbe sie sô gar verfienc;
daz ir keiner genas,
biz noch Ernst selb sibende was.
[Der manege rîche rote
gefrumet het vor Gote,
der gedâhte ie der var:
des frônte sich der engel schar.
Swenn der sünder sich bekêret,
in dem himel daz fröude mêret;
swenn der sünder buoze enpfât,
unt treit die vor sîn missetât,
sô hât fröudenrîchen schal
des himels gesinde über al.]
Als ie gelac ein bruoder tôt,
herzoge Ernst daz gebôt,
daz man in legte ûf des kieles bort,
dann fuorten in die grîfen fort
ir jungen zuo neste.
Wetzel, der muotes veste,
do er niht anders trôstes sach,
ze sînem herren er dô sprach:
„Ich sage iu, swes ich habe gedâht,
dâ von wir hinnen werden brâht:
von den grîfen sô muoz daz geschehen.
Herre, daz lâze ich iuch sehen:
Daz gefügele ist sô gewent,
unt mit den tôten her gezemt;
nû warten wir biderben liute,
ob wir noch frische hiute
in den kielen vinden inder,
die gewesen sint merrinder:
dar inne lân wir uns vernân.
Ich wil iuch daz besehen lân:
als ich mich kan versinnen,
wir komen alsô von hinnen.“
Ernst sprach: „Wes sûmen wir uns dan,
ir lieben bruoder unt lieben man?“
Sie giengen an den stunden,
dâ sie guote hiute funden:
diz hete ein zage niht erdâht;
sie wurden für den fürsten brâht.
Waz touc vil rede umbe sust?
dar an ist niht, wan verlust:
swer kurze rede machet lanc,
der sagent die wîsen kleinen danc.
Sie wurden under in drâte,
die werden, des ze râte,
daz under in die hêrsten
solden sîn die êrsten.
Dô legten die werden man
al ze mâle ir harnasch an,
ouch nâmen die helde wert
ir habe ein teil und ouch ir swert
unt macheten ir mezzer scharf,
dô Wetzel disen rât entwarf;
doch sie vorhten sêr den tôt
und die jæmerlîchen nôt
und daz grôze ungemach,
daz einer an dem andern sach.
Als ich die rede vernomen hân,
Ernst unt Wetzel, sîn man,
die wolden bî einander wesen,
ez gienge an sterben oder genesen.
Do sie sich legten ûf die hiute,
unt man sie dar in versiute,
als ich iu dâ vor las,
niht mêr wan siben ir was.
Der herzoge sprach den vünfen zuo:
„Ich man iuch, lieben bruoder nuo,
rehter triuwe, daz ir
iuch lâzet füeren nâch mir.“
Die viere im gelobten daz:
den vünften sulch unmaht besaz,
unt rehter siuche volliu nôt,
der jach, er wolde ligen tôt,
er enmöhte doch genesen niht.
Dô huop sich jæmerlîch geschiht;
dô liez der fürste hêre
vil der zehere rêre,
unde sprach: „Ô werder man,
habe ich ie leit dir getân,
daz soltu, herre, mir vergeben
durch Got und durch daz wâre leben,
daz er dir behalden hât.“
Ernst sich in küssen bat:

dâ mit die herren sorgen rîch
mit grôzem jâmer schieden sich.
Ûz truoc man die werden man,
unt legte sie ûf den bort sân;
die herren niht lange lâgen dâ,
die grîfen fuortens anders wâ
unde brâhtens iren jungen,
die vil mit in rungen,
unt mohten ir niht gewinnen.
Dise zwêne wâren bî sinnen:
ûz den hiuten sie sich sniten,
unt giengen in hügelîchen siten
under den vels in einen tan.
Zo Gote riefen die werden man,
daz er sie bedæhte
und er in ir gesellen bræhte.
[Frowen Adelheit, der künigîn,
gemüete mohte wol swære sîn,
obe ir unsanfte troumte,
daz ir wîpheit ze sorgen zoumte
umbe ir lieben sunes nôt:
ir wîplîch triuwe daz gebôt.]
Dô dise zwêne sâzen sô,
sie sâhen, daz sie wurden vrô,
daz die grîfen ze neste gâhten,
unde ir gesellen zwêne brâhten,
die sich ûz den hiuten nâmen
unt von den jungen quâmen
von dem velse hin nider
ze Ernste ir herren sider.
Dô sie einander sâhen,
Gote sie lobes jâhen,
unt bâten sîne güete
mit rehter diemüete,
daz er noch den zwein ellenden
sîne helfe wolde senden,
unt sie bræhte ze einander.
Den trôst schiere vander,
Ernst und die sîne,
die getriuwen pilgerîne;
dô sie von den zwein noch kôsten,
Got wolde sie dô trôsten,
sie sâhen aber die grîfen komen,
die hâten die zwêne ouch genomen,
die sie ze spîse gedâhten
ir kinden, den sie sie brâhten,
die von den wol quâmen dan
zuo den vieren in den tan.
Dô wurden sie einander vrô
Ernst die lezsten frâgte dô;
er sprach: „Nû saget mir, lieben man,
wie habt ir unser bruoder lân,
den Gotes ellenden?“
Dô sprâchen die genenden:
„Do wir alle wâren bereit
unt wurden ûf den bort geleit,
sulch jâmer wir nie bekorten,
als wir von ime hôrten.“
Sie sprâchen: „Ez muoz uns immer mê
tuon von rehten schulden wê;
swenne wir an in gedenken
sô muoz uns sorge krenken:
sîn meiste klage, die er het,
nâch iu, hêrre, er die tet.“
Dô sprâchen gemeine die degen:
„Got müeze sîner sêle pflegen!
Der werde sælechlîchen warp;
do der ellende starp,
Cristô er die sêle gap,
den kiel kôs er ein vür ein grap.
Jêsu, hêrre, vater guot,
gib uns allen den muot,
daz wir nâch dînen hulden stegen
unt von den sündelîchen wegen
uns kêren unde vliehen
unt zuo dînen gnâden ziehen!
Wer dîne wege mit wârheit hert,
eiâ, wie sælichlîchen er vert!“
Lange in der wüestenunge
giengen die helden junge
in rehter einvalte
irre in dem walde,
brecheue samen unde krût;
wâren sie ie gewesen trût,
des was nû vergezzen:
diz was ir aller ezzen.
Der guote wîn ûz Kipperlant,
vergôz sich selten von ir hant:
der bluomen sie genozzen,
und der sîfen, die dâ flozzen,
sô sie wolden trinken.
Galander, droschel unde vinken,
fröut sie der sang, die hât der walt
mit süezem dône manicvalt,
und ander vogelîn süezer sanc:
doch was in die wîle lanc.
Den weg sie nindert vunden,
den sie ûz komen kunden:
ein gebirge gên den luften hôch
die werden hêrren umbe zôch.
Dô sie in deme getwange
gewesen hâten lange,
unt nâch ir nar giengen,
ein wazzer sie verviengen,
daz durch daz gebirge vlôz;
ez was lûter unde grôz,
dar ûz die wîganden
viengen mit ir handen
manegen grôzen, guoten visch,
den sie verzerten âne tisch:
in was dâ holz niht tiur,
so sie sluogen ûf ir fiur,
sie mohten sieden unde brâten,
ob sie die bereitschaft hâten.
Ich wæne, ir kochen wær dô kurz,
si enhâten pfeffer noch die wurz,
da enwas ezzich, noch daz salz,
weder krapfe, noch daz smalz
von den werden mannen
selten lûte in der pfannen;
niht mer sie guotez hâten,
denne als sie mohten brâten.
Dem wazzer sie allez volgeten nâch:
eines tages daz geschach,
daz sie quâmen an einen vels grôz,
dâ daz wazzer durch vlôz
kreftic in dem getwenge:
gar snell waz ez in der enge.
Do der vürste daz ersach,
ze sînen bruodern er dâ sprach:
„Got wil an uns hie prîsen
sîn kraft unde wil uns wîsen
durch disen vels zuo lande.
Ei, werden wîgande,
wir komen diz über ein,
wie wir diz wunder und den stein

und des wazzers vurt versuochen,
waz ob unser Got wil ruochen,
daz wir von siner grôzen maht
ze liuten werden wider brâht,
dâ unser leit noch zergât."
Sie vielen alle an den rât,
und jâhen, sie wolden des niht sparn,
sie wolden durch den berc varn.
Dô bereiten sie vil balde
an dem wazzer in dem walde
ze rehte lanc unde grôz
ein veste gebunden vloz.
Do sie sâzen dar ûf,
gegen Gote was vlîzeclich ir ruof;
mit irme leise sie gâben süezen dôn
unt sungen kyrrie leison.
Hin vluzzen die genenden
gegen des steines wenden.
Ze Gote was all ir gebete
daz er genâde an in tete;
doch was ir geverte
durch den stein gar herte.
An die wende tete ir vloz
manegen angestlîchen stôz,
der in ir frönde under sluoc:
daz wazzer in vil snelle truoc.
Sie sâhen an manegen enden
beidersît den wenden
gezierde von gesteinc,
des die hêrren kleine
zuo den gezîten âhten:
ûf den tôt sie trahten,
den wânten sie gewissen hân:
iedoch half in Got von dan,
daz in was zuo dem lîbe niht.
Durch ein venster sie sâhen ein lieht,
daz bôt in ein edel stein,
der klâr ûz der vinster schein.
Do den der herzoge ersach,
zuo sînen bruodern er dô sprach:
„Unt wære unser geverte
noch eines alsô herte,
dirre stein uns volgen sol,
er zimt uns zu volgen wol."
Do er nâher dar zuo quam,
sîn swert der ellenthafte nam,
den stein stiez er her abe:
er alit in san ûf grôze habe,
und daz der stein zæme,
ob er wider quæme,
in des rîches krône:
dar in er liuhtet schône,
daz die vür wâr müezen jehen,
die in dar inne hân gesehen.
Der weise ist er dâ von genant:
ir wart nie keiner mêr bekant.
[Wer niht rehte wil vervâhen
die rede, unt wil sich verjâhen.
unt wil sie zeln zu einer lüge,
unt ir niht wol gelouben müge,
der endarf mir des weisen niht
umbe dise tât und die geschiht:
wirt er die wârheit selber spehen,
und die geloubigen sehen,
den wîse ich hin ze Babenberc,
dâ er des herzogen werc
vindet in den buochen
ûf dem tuome, wil er sie suochen.]

Do in Got gehalf hervor
mit gnâden vor des velses tor,
dô stiezen die wîgande
von dem wazzer zuo dem lande:
sie dûhte, sie wæren nu genesen,
unde grôzer sorgen entwesen.
Got hête in geholfen wol,
wan sie ungefüegen zol
hâten ûf den unden
gegeben von ir friunden.
[Got wolde ir leit verbern,
des danken wir dem herrn,
daz er die wil helfe wern,
die sîner gnâde helfe gern.
Ernst sich genâden an im ersach,
des willen nie an im gebrach,
dar umbe in Got von sorgen lôst.
Diz ist uns ein süezer trôst:
wer zuo im helfe unde rât
suochet, daz er den niht verlât.
Alsô geschach dem herzogen hie
nâch sîner ger; ich sage iu, wie
daz der werde wîgant
in enelende helfe vant.]
Sie wâren vrô nâch leide;
über eine breite heide
quâmen sie in einen walt;
dâ durch strichen die helden balt
nâch dem liute, ich iu sage.
Sie quâmen an dem dritten tage
in ein gar rîchez lant,
Ârimaspî ist ez genant.
Fröuwen sie sich des begunden,
wol erbûwet sie ez vunden.
Daz volc ist wunderlîch getân:
niht mêr, wan ein ouge sie hân
hôch ûf gegen dem hirne
oben an der stirne,
Cycrôpidês sint sie genant,
glîch gestirnet allentsant,
ez sî man oder wîp:
sie hân alle starken lîp.
Ein burc in nâhen lac,
die grôzer schœnheit pflac,
dar zuo ein breite strâze gienc,
die Ernst mit den sînen vienc.
Do sie vor daz schône werc
wâren komen an den berc,
der wirt was gegangen vor
in kurzwîle vor daz tor.
Do er die geste komen sach,
wie güetlîch er in zuo sprach!
Er enpfienc sie zühteclîche.
Er was ein grâve rîche.
Sîner sprache sie niht vernâmen:
vor ime sie sêre erquâmen.
Der wirt mit milde geprîset
sie selber in die burc wîset,
er schuof in allen den gemach,
der lieben gesten ie geschach,
mit trinken und mit ezzen.
Ouch enwart des niht vergezzen:
der ungestalt und doch der gehiure
mit manegem pfellel tiure
beriet die wîgande:
daz sûten sie zuo gewande.
Er schuof in guot geræte;
allez, des er hête,

des bat er sie gewaltec sîn.
Er gebôt rittern unde knehten sîn,
sie solden in under tân wesen,
als lieb in wære ir genesen.
Ez wart erfüllet, des er gert:
sie wâren dem volke gemeine wert:
arm unde rîche
hâten sie gelîche
unde tâten, waz sie wolden,
als sie von gebôt solden.
Eines tages ez geschach,
der künec gebôt unde sprach
einen hof, daz dar zuo quæmen
alle, die in vernæmen,
die in sîme lande wæren,
und den hof verbæren,
grôzen zorn sie liten,
welhe daz vermiten.
Sus wurden boten gesant
allenthalben in die lant;
die hêrren zuchen vaste zuo.
Ernstes wirt, der grâve, nuo
ouch ze hove gâhte:
sîne gest er mit im brâhte,
die daz lantvolc gelîche
dûhte wesen wunderlîche.
Dem künige sie brâhten mære,
daz der grâve komen wære,
und hæte liute mit im brâht,
daz nieman ir art und ir ahte
erkente, wannen sie kômen dar:
des næme sie alle wunder gar.
Nu hiez des landes hêrre sân
boten nâch dem grâven gân,
daz er zuo im quæme
unt sîne geste mit im næme.
Der grâve tete nâch sînem gebot;
er quam mit sîner werden rot:
dô wart ein michel schouwen
von hêrren unt von frouwen;
doch wurden sie enpfangen wol,
als man werde geste enpfân sol.
Mit in was grôz sin schallen
gegen den hêrren allen.
Ir harnasch liezen sie tragen dar:
des nâmen sie mit vlîze wâr,
daz hâten sie besunder
alle für ein wunder.
Der künic, der viel den grâven an,
daz er im gebe die werden man:
der grâve willielichen tete
sînes lieben hêrren bete,
er gap im die genenden.
Dô hiez der künic senden
an der selben zît
nach eime râvît;
daz brâht man wol gezieret.
Daz nam Ernst wol gevieret;
ûf ez er snelleclichen saz
und ims ze rehten verten maz.
Sin was vrô der helt gemeit;
nâch ritters reht er ez bereit:
daz der künic gerne sach.
Zuo sînem kamerære er sprach,
daz er über al den gesten
gewünne ors die besten
an sterke, an snellem loufe,
als er sie funde ze koufe:
swaz sie haben solden,
und allez, daz sie wolden,
daz solt er gewinnen gar.
Der kamerære sîn niht verbar,
er tet ez willielîche:
sîn hêrre wâs gar rîche,
guotes hâte er michel kraft.
Mit den hêrren wirtschaft
hâte er siben tage dô:
die hêrren schieden von im vrô.
Bî dem künige beleip der degen
mit den sînen; er hiez ir pflegen
ze wunsche nâch irs herzen ger,
swaz man irs willen wær.

Orendel.

Noch viel entschiedener, als im Herzog Ernst, ist im Gedicht, welches unter dem Namen **Orendel** bekannt ist, die ursprünglich deutsche Sage verwischt, und mit ausgesprochener Absicht auf die Legende übergetragen, in welche sie ganz aufgeht, so daß nur noch leise Spuren derselben zu bemerken sind. Wie die unmittelbar vorherbesprochenen Dichtungen ist Orendel nur noch in einer Ueberarbeitung aus dem vierzehnten Jahrhundert vorhanden, doch gehört auch dieses Gedicht seinem Ursprunge nach in das zwölfte, wo die in so hohem Grade erregte Theilnahme an den Schicksalen des heiligen Grabes und an allem demjenigen, was damit in Verbindung stand, sich in jeder Weise vordrängte und sich in jeder möglichen Gestaltung zeigte. Der Verfasser des Gedichts war höchstwahrscheinlich ein Geistlicher, der etwa selbst als Pilgrim im Morgenlande gewesen sein mochte; wenigstens ist kaum denkbar, daß ein Laie die altheimische Sage so ganz in das Gebiet der Legende gezogen haben würde, als es in dem Gedichte geschieht. Dieses gehört übrigens in Sprache und Darstellung zu den weniger bedeutenden dieses Abschnittes, weshalb wir uns auch begnügen, einen ganz gedrängten Ueberblick seines Inhalts zu geben, und einen kleineren Abschnitt aus demselben mitzutheilen.

Der Rock, in welchem Christus starb, war aus dem Haar eines schönen Lammes von der heiligen Jungfrau selbst gesponnen und von St. Helene gewirkt (und nicht genähet). Nach Christi Tod erhielt ihn ein alter Jude von König Herodes zum Geschenk, er wusch ihn, um ihn vom Blut zu reinigen, aber dieses konnte nicht weggebracht werden. Daher verschloß der Jude den Rock in einen steinernen Sarg und warf ihn ins Meer. Da kam ein Siren, der brach den Sarg auf und der graue Rock schwamm in den Fluthen, bis er an den Strand getrieben wurde, wo er acht Jahre lang unter der Erde verborgen lag. Nun fand ihn ein armer Waller (er hieß Tragemund, und ihm waren zwei und siebenzig Königreiche kund); als er aber am unvertilgbaren Blute den Rock als den des Heilands erkannte, den kein Sünder tragen dürfe, warf er ihn ins Meer, wo ihn ein Wallfisch verschlang, der ihn acht Jahre lang in sich herumtrug. Nun lebte aber zu Trier an der Mosel ein mächtiger König, Namens Eivel, dessen Sohn Orendel im 14. Jahre den Ritterschlag empfing, worauf er seinen Vater um ein ihm geziemendes Weib bat. Dieser nannte ihm die Königin **Breide**, die Herrin des heiligen Grabes, wohin der junge Orendel mit 72 Schiffen und großer Mannschaft abfuhr. Schon sah man das heilige

Grab, als alle 72 Schiffe durch einen heftigen Sturm versanken, und Orendel allein auf den Strand geworfen wurde. Er verdingte sich zu einem Fischer, dem er nebst einer ungeheuern Menge anderer Fische auch den Wallfisch fing, der den Rock verschlungen hatte. Der Fischer schnitt den Fisch auf und fand den Rock, den Orendel erkaufte; denn bis dahin war er nackt gewesen. Damit er ihn erkaufen könnte, hatte ihm Maria durch den Engel Gabriel die 30 Goldstücke gesandt, um welche Christus verkauft worden war, und ihm zugleich verkündigt, daß er in dem grauen Rock, wie in undurchdringlicher Rüstung, gegen die Heiden kämpfen solle. Als er ihn anlegte, ward er wie neu. Nun ging er fort, das heilige Grab aufzusuchen. In Jerusalem machte er sich durch seine Tapferkeit bekannt und besonders gewann ihn die Königin lieb. Aus Haß gegen dieselbe trachteten ihm die Tempelherren nach dem Leben, und schickten einen mächtigen Riesen gegen ihn, den aber Orendel erschlug, worauf ihm die Königin Gruß und Kuß bot, als dem, den Gottes Stimme ihr zum Herrn und König von Jerusalem verkündigt habe. Bald darauf erschien der Riese Liberian mit 14,000 Heiden vor Jerusalem und verlangte die Auslieferung des „Grauen Rockes", wie Orendel jetzt immer hieß, widrigenfalls er das heilige Grab zerstören würde. Die Königin Breide ließ dem Helden das Schwert Davids geben, und nun zog er allein gegen die Heiden. Doch schickte ihm Gott drei Engel, mit deren Hülfe er den Riesen erschlug und dessen Heer nach allen Richtungen zerstreute. Als er nach Jerusalem zurückkam, ging ihm die Königin entgegen und bewillkommnete ihn als ihren Herrn und Gemahl. Sie ließ ihn königlich schmücken und ein Mahl bereiten; als sie aber das Hochzeitsbette besteigen wollten, erschien ein Engel und verbot ihm auf neun Jahre die Minne mit der Königin, welchem Gebote er zu gehorchen schwur. Nach sechs Wochen erschien der Riese Pellian mit 16,000 Heiden vor Jerusalem; Orendel zog ihnen entgegen; Anfangs glücklich ward er von tausend Heiden umringt. Als die Königin dies vernahm, rüstete sie sich, sprengte hinaus zum Jordan, und ihrer Tapferkeit gelang es, den geliebten Helden aus der Noth zu befreien; beide erschlugen Alles, was ihr Arm erlangen mochte. Auf dem Rückweg gab sich Orendel zu erkennen, worüber sich Breide höchlich freute. Bald darauf kam auch der Fischer Eise nach Jerusalem, und Orendel hieß ihn Ruder und Garn aufgeben und fortan das heilige Grab bewachen, was dieser freudig that. Hierauf beginnen neue Heerfahrten gegen die Heiden. Bei der Belagerung von Westmal wird der Graurock gefangen, worüber Breide beinahe verzweifelt, bis endlich nach zwei und einem halben Jahre der Zwerg Alban sich anerbietet, sie zum Graurock zu führen. Er versucht Verrath, und schließt sie zum Graurock in das Gefängniß, doch zwingt ihn ein Engel, beide zu befreien. Bald darauf ward die Burg genommen, und sie zogen siegreich heim. Nach neuen glücklichen Kämpfen gegen die Könige von Babylon wollten die Beiden Hochzeit halten, als Orendel von einem Engel aufgefordert wurde, nach Trier zu ziehen, wo sein Vater von den Heiden belagert wurde. Er gehorcht dem Rufe; ihm folgen die Königin, Meister Eise und dessen Söhne nebst vielen Andern. Sie landeten zu Bare, zogen durch Apulien nach Rom, durch Welschland nach Metz, und bald darauf nach Trier, wo sich die Heiden ohne Kampf taufen ließen und Orendels Eltern ihn herzlich empfingen. Hier träumte es der Königin, daß das heilige Grab verloren sei; sogleich eilt Orendel mit den Seinigen dahin zurück, läßt aber auf des Engels Gebot den heiligen Rock in Trier, der in einen steinernen Sarg eingeschlossen wird. Von Ackers aus geht Frau Breide allein in Pilgerstracht nach Jerusalem, wird aber erkannt und gefangen; Orendel und Eise machen sich auf, sie zu befreien, gerathen aber selbst in Gefangenschaft. Da wird ihr Heer durch ein Wunder davon benachrichtigt, es zieht vor die Burg, erstürmt sie, und die Gefangenen werden erlöst. Als sich endlich nach vollendeter Befreiung des heiligen Grabes Orendel mit Breide vermählen will, verbietet es ihnen der Engel für immer und verkündet beiden nach einem halben Jahr und zwei Tagen den seligen Tod. Sie entsagen nun der Welt und mit ihnen der getreue Herzog Eise, und am bestimmten Tage führten sie die Engel zu Gott in das Himmelreich.

Orendel und der Riese Metwin.

Do die tempelhêrren hôrten daz,
daz der bote kumen was,
durh der edel künigin nît
si rettent dem hern ûf den lîp.
Die surganten niht lenger twâlten,
boten sie in diu lant santen
nâch eime risen vreissam,
vor dem mohte lebendig niht bestân.
Der rise was Metwîn genant,
unt was der heiden kempfe uber daz lant.
Ich wil ez iu namelîchen sagen:
in mohte dehein ros nie getragen;
daz sîn ros solte sîn,
daz sol iu wol werden schîn:
daz was ein helfant junge,
er gienc sô wol zu sprunge.
Der rise quam dô mit flizze,
sîn gedeck was von silber wîzze
unt gienc dem helfant ûf den fuoz.
Sît man den risen prîsen muoz,
sô vuort er vornân ûf der hant
ein cluogen schiltes rant,
der was gezieret unz ûf erden;
in der mitten was er berlîn;
ûf dem schilt vor der hant
schein maneger liehter jochant;
smâragde unt manec liehter rubîn,
die gâben dô vil liehten schîn.
Dô was daz edel gestein,
beide, grôz unde klein
wâren golt fellen über zogen;
dar under stuont gar schôn gebogen
die sunne und ouch der mâne;
die fuorte der rise schône.
Dar zuo fuort er an sînem lîbe
ein keiserlîch gesmîde;
dar zuo fuort er einen helm,
der vil stolze degen snel
mit niunzehen ecken,
den fuorte der selbe recke:
der was sô wol umfangen
mit vier guldîn stangen,
wâren meisterlîche buochstaben
schône und hovelich ergraben;

dar ûf swebete alsô schône
eine guldîne krône,
dar in was gegozzen ein linde,
die schœnsten sô man si mac finden,
von schônem rôtem golde,
als si der rise fuoren wolte.
An der linden was manic bletelîn,
an ieglîchem swebete ein guldîn vogellîn;
dô was mit zouber geworht dar în
ein blâsbalc mit sehs rœren guldîn.
Swenne der rise den blâsbalc twanc,
dô hôrte man der vögel sanc
reht, als ob sie lebeten
und in den lüften swebeten.
In die linden was geworht ein rat,
alse uns daz buoch noch saget,
mit tusent guldîner schellen vîn,
waz mohte kluoger dô gesîn!
Swenn der wint von dem blâzbalc wat,
und daz rat umbe trat,
und die schellen klungen
und die vögelîn sungen,
wær dô aller seiten spil gesîn dar an,
si kunden der stimm niht gelîchet hân.
Under der linden ouch gestrecket lac
ein lewe und ein track,
ein ber und ouch ein eberswîn:
waz mohte kluoger dô gesîn?
Dar an stuont der wilde man,
für wâr ich in daz sagen kan,
von golde, rehte als er lebte
und gên den lüften strebte.
Der rise was Metwin genant,
er vuorte ein sper vier klafter lanc;
er quam geritten ûf den hof.
Daz tiusche buoch seit uns noch,
beide, ritter unde frouwen,
die begunden in schouwen.
Er quam wünneclîch gevarn,
er kunde ouch keiserlîch gebarn;
dô sprach Metwîn, der wîgant,
alse uns daz buoch tuot bekant:
„Wâ ist nu der grâwe roc?
daz sagent mir durch Got!“
Dô sprach der heiden Mereîân,
alse wirz an dem buoche hân:
„Schouwent, wâ er her rîtet
ûf mîner hôhen râvîte:
er vüert niht anders zwâr
dan einen roc, der ist grâ.
Er ist ein kern, dirre man,
vor ime kan lebendic nieman stân.
Nu halt bî dir dîn sinne:
du kanst in durch den roc niht gewinnen!“
Er sprach: „Ichn weiz, waz er wolde
oder waz ich hie tuon solde.
Sol ich vehten mit eime nackten man,
des muoz ich iemer schande hân;
ich nim in under die arme mîn,
des süllent ir wol sicher sîn,
in sende in zuo den stunden
zuo des tiefen meres grunde!“
Dô sprach der Grâwe Roc:
„Daz sag ich iu ân allen spot,
sô het ich ein vil guot gemüete
ob ich dir daz nu vertrüege.
Nu mere, trût geselle,
waz ich dir sagen welle:
nu kêr, degen, balde
gegen dem hôhen walde;
dô gât sich ein geriute,
dô erner uns kleinen liute!“
Den risen begreif sîn grimmer zorn,
sîn ros begreif er mit beiden sporn,
mit kreften schutte er sînen schaft
und reit mit ganzer kraft.
Der heiden sich ermante,
an den Grâwen Roc er dô rante,
er gap im mit kreften einen stôz,
des er sît gar wenic genôz.
Der Grâwe Roc dô kûme gesaz,
gar schier vergalt er ime daz:
do der Grâve Roc, der degen biderbe,
spranc vil bald her widere,
und er ouch nie kein wort gesprach;
mit zorn er ûf den risen stach.
Sie erbeizeten nider ûf den plan,
die stolzen degen lobesam;
dô schârten sich die hêren
mit sô harte grôzen êren;
in wart ze stechen alsô nôt,
ieglicher dem ander sîn sper bôt.
Der Grâwe Roc, der wîgant,
âne stecreif er in den satel spranc.
„Stich frôlîch!“ sprach der Grâwe Roc,
er spranc frôlîch ûf den tempel hof,
daz er nie kein wort gesprach:
mit zorn er ûf den risen stach,
daz er dô muoste vallen
mit helfant unt mit allen,
und er ouch ê tôt was,
ê er quam nider in daz gras.
Do die surganten daz ersâhen,
kreftic dô ir jâmer was.
Dô sprach der Grâwe Roc:
„Ir hêrren, swîgent durch Got,
er ist gar süeze entslafen
mit sînen kluogen wâfen!“
Er sprach: „Nu stant ûf, trût kint,
unt bint dîn mer rint,
daz ez dir niht entloufet:
anders du hâst ez ân pfenninc verkoufet!“
Der Grâwe Roc, der wîgant,
er greif den risen in dem helm ze hant,
er zôch in über den tempel hof
alsô uns daz buoch seit noch;
er sprach: „Wâ ist die farnde diet,
die unser trehtîn ie beriet?
Die nement hie diz freislîch tier,
daz ich hân gevangen schier
und die vil seltzen wunne,
die ich hie hân gewunnen.“
Des wart die farnde diet sô frô,
vil lûte schaltent si alle dô,
unde quâmen geloufen ûf den wal,
si schouweten den risen über al;
si hetten in schier entbunden
in den selben stunden
von allem dem gesmîde,
daz der rise vuorte an sîm lîbe,
si truogent ez bald hin zuo dem wîn,
unt vertrunken ez, sô ez tiurest mohte sîn;
si sprâchen alle gelîche:
„Nu wol her, arm unde rîche,
die mit uns wellent ezzen unde trinken,
die sülnt her zu uns sinken!

Daz hân wir von dem Grâwen Roc,
daz sag ich iu ân allen spot:
daz vergelt im Got der guote,
unde Mariâ, sîn liebe muoter!"
Dô die surganten daz ersâhen,
krestic dô ir jâmer was.

St. Oswald.

Im zwölften Jahrhundert von einem Unbekannten verfaßt, ward „Sant Oswaldes Leben" im vierzehnten Jahrhundert von zwei verschiedenen ebenfalls unbekannt gebliebenen Dichtern überarbeitet und zum Theil mit Zusätzen vermehrt, welche jedoch dem Werke nicht eben zum Vortheil gereichen. Die eine dieser Ueberarbeitungen scheint jedoch älter zu sein, und zugleich der frühern Gestalt näher zu stehen, als die andere, weshalb wir auch diese unserer Besprechung zu Grunde legen. So unvollkommen Versbau und Reim auch sind, so viele Unbeholfenheiten auch in der Sprache sich kund geben, so ist die Darstellung im Ganzen weit lebendiger und geistreicher, als in den vorhergehenden Dichtungen, und namentlich zieht sich ein heiterer Humor durch das Ganze, der zu der trockenen und steifen Darstellung anderer Gedichte einen höchst erfreulichen Gegensatz macht. Während in den oben besprochenen Dichtungen die ursprünglich deutsche Sage als der Ausgangspunkt betrachtet werden mußte, welche dann durch verschiedenartige, meist fremde und in das Wunderbare spielende Zusätze erweitert und zum Theil auch verwischt worden war, scheint in dem Leben des heiligen Oswald eine ganz entgegengesetzte Entwickelung angenommen werden zu müssen, indem hier die Legende, welche durch die Christenbekehrer von England nach Deutschland gebracht und im Laufe der Zeiten weiter ausgebildet und mit ursprünglich deutschen Sagen versetzt worden war, als der Mittelpunkt der Dichtung erscheint. Weil das Gedicht aber die ursprüngliche Legende im Wunderbaren noch überbietet, will man darin einen offenbaren Spott auf die Uebertreibungen der Legenden überhaupt erblicken; es ist dies aber wohl kaum eine richtige Voraussetzung, denn mögen die Stellen, auf welche sich dieselbe gründet, schon vom ersten Dichter (d. h. aus dem 12. Jahrhundert) oder erst vom späteren Ueberarbeiter (also aus dem vierzehnten) herrühren, so läßt sich eine solche Verspottung der von der Kirche überlieferten Heiligengeschichten in jenen Zeiten doch gar nicht denken; und wenn das Gedicht die Wunder der Legende allerdings noch sehr überbietet, so muß man dies einerseits aus der damals herrschenden Sucht, Alles in das Gewand des Wunderbaren einzukleiden, andrerseits aber auch den der Legende beigemischten Elementen aus deutschen Sagen erklären, welche ja selbst aus dem Glauben am Wunderbaren hervorgegangen waren. Vielleicht hat die eigenthümliche Erscheinung des Raben zu der angegebenen Vermuthung geführt; allein da der Rabe, wie der Herausgeber des Gedichts (L. Ettmüller) sehr richtig bemerkt, durchaus die Natur der in andern Dichtungen vorkommenden Zwerge hat, und der christliche Dichter wahrscheinlich den Zwerg der alten Sage aus religiösen Rücksichten in einen Raben verwandelt hat, so fällt die Meinung, als ob der Rabe eine ironische Uebertreibung der Wunder in den Legenden sein solle, von selbst weg. Wie sehr es aber dem Dichter mit den dargestellten Wundern Ernst war, geht aus dem Inhalte des Gedichts selbst deutlich hervor.

Oswald, König in England, verwaisete früh und hatte Vieles zu dulden; sein größter Kummer aber war, daß er keine Frau hatte. Seine Dienstleute bemühten sich vergebens, eine seiner würdige Jungfrau ausfindig zu machen, bis endlich der Pilgrim Warmund*) an den Hof kommt und ihm die schöne Pamige, die Tochter des Königs Aaron, vorschlägt. Dies findet Beifall, doch will Niemand der Bote sein, weil der grimmige Heide jedem Werber und jedem Boten den Kopf abschlägt, weil er selbst, wenn ihm einst seine alte „heidenin" stirbt, seine Tochter zur Frau nehmen will. Aus dieser Verlegenheit hilft Warmund, indem er vorschlägt, den Raben, welchen der König erzogen habe, als Boten an den König abzuschicken. Der Rabe, der auf einem hohen Thurme saß, kam auf Gottes Befehl herbeigeflogen, und siehe, zu derselben Stunde konnte er alle Sprachen wohl reden. Er willigte ein, die Botschaft zu übernehmen, doch nur unter der Bedingung, daß König Oswald ihm sein Gefieder mit Golde beschlagen lasse. Dies geschah; Oswald ließ durch seinen Schreiber einen Brief an die Jungfrau schreiben, siegelte ihn mit seinem Siegel zu, knüpfte ihn dem Raben an das Gefieder und fügte einen güldenen Ring hinzu, den er an einer seidenen Schnur befestigte. Als der Rabe zehn Tage, ohne zu essen und zu trinken, geflogen war, ließ er sich auf einem hohen Felsen nieder, der aus dem Meere emporstieg, und erhaschte einen Fisch, den er fröhlich zu verzehren begann. Nun aber kam ein wildes Meerweib, das ihn in die Tiefe des Meeres hinabzog; doch wußte er sich durch eine glücklich erdachte List wieder zu befreien (1). Er gelangte bald darauf an König Aarons Hof, als dieser eben zu Tische ging. Nachdem er sich vom König sein Leben durch einen Eid hatte versichern lassen, brachte er seine Werbung vor. Ueber dieselbe ergrimmt, ließ der König Thüren und Fenster schließen und den Raben fangen, welcher eben gehangen werden sollte, als Pamige erschien und sich denselben zum Geschenk erbat. Da der König sich nicht wollte bewegen lassen, droht sie ihm, daß sie mit einem „Spielmann" aus dem Lande fliehen wolle, worauf er ihr den Raben überläßt. Sie nimmt ihn in ihr Kämmerlein und pflegt ihn auf das Allerbeste, nimmt ihm das Schreiben und den Ring ab, und gibt ihm einen Brief und einen andern Ring für den König Oswald, den sie auffordert, mit Heeresmacht zu kommen, um sie zu gewinnen. Auf dem Rückweg verliert der Rabe während eines großen Sturms den Ring der Königin, der in das Meer fällt. Als er darüber verzweifelnd in Klagen ausbricht, hört ihn ein Einsiedler, der auf einem einsamen Felsen im Meere lebte; dieser erbarmt sich des Raben, und auf sein Gebot kommt ein Fisch geschwommen, der das Ringlein in seinem Munde trägt (2). Nun flog der Rabe weiter und kam glück-

*) Dieselbe Personification der Pilger und späterhin der fahrenden Leute, welche sonst (z. B. im Orendel, S. 275 und im oben S. 162 mitgetheilten Liede) Tragemund oder Traugemund genannt wird. Daher heißt es von Warmund im Gedichte von St. Oswald (V. 195 ff.):

„Im kam ûf sinen hof gegân
ein edeler bilgerîn wolgetân,
der was geheizen Wârmunt:
zwei unt sibenzic lant wâren im kunt."

lich in England an. Oswald rüstete sogleich und zog auf zwei und siebenzig Schiffen nach dem Lande seiner Braut. Er hatte aber vergessen, den Raben mitzunehmen, so sehr es ihm auch die Jungfrau eingeschärft hatte; dagegen hatte er einen Hirschen, der siebenzehn Jahre auf dem Hofe erzogen worden, mitgenommen, und so kam er in große Noth; da erbarmte sich Gott seiner und ein Engel wurde abgesendet, den Raben zu holen. Dieser aber war böse darüber, daß man ihn vergessen und statt seiner den Hirschen mitgenommen hatte, noch mehr zürnte er, weil seit des Königs Abreise ihn Koch und Kellner vernachläßigt und ihn gezwungen hätten, mit den Hunden zu essen; er wollte daher dem König nicht eher beistehen, als bis ihm dieser verspreche, jene an den Galgen hängen zu lassen. Oswald beschwichtigt ihn (3). Durch seine Hülfe gelingt es dem König, der sich als Goldschmied vor die Burg legt und einen künstlichen goldenen Hirsch laufen läßt, die Jungfrau zu entführen, während Aaron dem Hirschen nachfolgt. Als dieser den Betrug gewahr wird, eilt er mit einem großen Heere dem Raube nach, und erreicht ihn auf einem Eilande mitten im Meere. In der höchsten Noth thut Oswald das Gelübde, daß, wenn ihn Gott aus der Gefahr erlöse, er jede Bitte gewähren wolle, die man in Gottes Namen an ihn richten würde. Es kommt zur Schlacht; alle Heiden werden erschlagen, nur Aaron bleibt am Leben, der dem König Oswald verspricht, sich taufen zu lassen, wenn er ihn von der größern Macht seines Gottes überzeuge. Oswald erweckt alle gefallenen Heiden vom Tode; da will Aaron mit ihnen den Kampf nochmals beginnen, diese weigern sich jedoch, weil sie unterdessen in der Hölle gewesen waren, und verlangen nach der Taufe und auch Aaron unterzieht sich derselben. Den auferstandenen Heiden verkündigt Oswald, daß sie alle binnen einem Jahre wieder sterben würden; da sie aber lieber sogleich sterben wollen, wird ihr Wunsch auf Oswalds Gebet erhört. Darauf zieht dieser mit all den Seinigen, seiner Braut und deren Vater nach England, wo er sogleich ein großes Fest zur Feier seiner Vermählung veranstalten läßt, zu welchem alle Arme des Königreichs gerufen werden. Während Oswald mit der Königin und den Großen des Reichs an der Tafel sitzt, erscheint der Heiland in der Gestalt eines Pilgrims und verlangt vom König im Namen Gottes sein Königreich und sein Weib. Dieser, an sein Gelübde sich erinnernd, übergibt dem Pilgrim seine Krone und seine Gemahlin, tauscht mit ihm die Kleider und entfernet sich traurig. Da ruft ihn der Pilgrim zurück, gibt sich zu erkennen, stellt ihm Krone und Gemahlin zurück, kündigt aber beiden an, daß sie nach zwei Jahren sterben würden, befiehlt ihnen, von nun an alle Weltfreuden zu meiden, und verschwindet. Oswald und seine Gemahlin folgen der Ermahnung und sterben in der ihnen verkündigten Zeit.

1. Der Rabe und das Meerweib.

Dâ mit vlouc der edel rabe
mer unt lant unz an den zehenten tac.
An dem zehenden tage ze nône,
dô swebter obe dem mere schône;
der rabe vlouc dô mit êren
in dem dienste sînes lieben hêrren:
er vlouc, unz im sîn kraft entweich,
und in ein grôziu müede ersleich.
Sîn kraft was im entwichen,
in hete diu müede erslichen:
daz ne lât iuch niht wunder dunken,
er vlouc unz an den zehenden tac ungezzen und untrunken.
Er was gevlogen vaste,
unde hæte ouch gerne gerastet;
ûf einen hôhen stein er saz,
der ûz dem wilden mer gewahsen was.
In hete diu müede und der hunger überkomen,
unde im sîn leben nâhen benomen,
daz er neheine vrönde niht an kunde haben;
er begunde vaste trûren unde klagen:
des raben klage, diu was grôz.
Ein visch hin zuo dem steine vlôz;
dô der rabe den visch erblicket,
von vröuden er do erschricket.
Sîn gevidere er erswanc;
nâch dem vische stuont im sîn gedanc;
dem raben ez vil wol ergienc,
daz er den visch schiere gevienc,
er vuortin ûf den hôhen stein:
Gotes helfe dâ wol erschein.
Aller sîner nôt er hete vergezzen,
den visch begunder vrôlichen ezzen.
Ein wildez merwîp in ersach,
dâ von mêret sich sîn ungemach.
Daz selbe merwîp,
diu gienc im nâch lange zît;
dem raben ez niht wol ergienc,
daz si in bî den vüezen vienc.
Si vuort in bî der selben stunt
hin in des meres grunt.
Do er nû in daz mer was komen,
und daz die andern heten vernomen,
dô begundens alle her nâch im gâhen,
und in gar wirdenclîche enpfâhen.
Diu in an daz mer hâte brâht,
der was vröude mit im erdâht;
diu sprach: „Luoget, lieben gespieln mîn,
daz mac wol ein engel sîn,
wân der himelische heilant,
der hât in uns her gesant:
durch den himelischen vürsten hêre
süln wir im erbieten grôze êre.“
Dô sprach ein ander merwîp:
„Die rede lâz beliben,
wan ez ne mac kein engel sîn,
daz habe ûf die triuwe mîn:
wân ez ist niwan ein wilder vogel;
wir möhten wol mit im werden betrogen.“
Nû sprach ein ander merwîp:
„Wân daz ist nû an der zît,
daz wir wellen kurzwîl trîben,
und dâ bî einander beliben.“
Nû hœret, wie der rabe sprach,
dô diu rede vol geschach;
er sprach zuo den merwîben:
„Kein kurzwîl ich ne kan niht trîben;
ich dien dem milten künige sant Ôswalt.
Nu ist ez ûf mînes hêrren hove alsô gestalt,
daz kein kurzwîl ne trîbet kein vremder man,
er ne müeze vor ie gezzen unt trunken hân.
Vrowe, heizet mir ze ezzen unt ze trinken geben,
sô mac ich dester baz kurzwîle pflegen;
beidiu, kæse unde brôt,
des ist mir ûz der mâzen nôt.

Heizet mir geben semelen unde guoten wîn,
vrouwe, durch die êre dîn,
und dar zuo einen brâten guot,
dâ von werdent vremde liute wolgemuot."
Diu vrowe sûmte sich niht mêr,
vil balde sie hiez tragen her
semelen unt guoten wîn
unt swaz dâ zames moht gesîn:
zamez und ouch wiltbræte,
guoter kost allez geræte,
der besten spîse genuoc,
allez man der vrowen her truoc.
Als der rabe gaz unt tranc;
alrêrst gewan er mauegen danc;
wie er mit allen sînen sinnen
den vrouwen ûz dem mer möht entrinnen:
er sprach: „Vil liebe vrouwe mîn,
möhtest dû schouwen ûf die triuwe dîn,
unt sich hin umbe an dirre stunt,
waz hebet sich wunders an des meres grunt?
Grôziu wunder begunde ich sehen
(alsô begunde der rabe jehen),
Got wil vervüeren sînen zorn,
al diu werlt hât ir leben verlorn."
Des erschrâken die vrouwen sêr,
unt wart in ze schouwenue alsô ger.
Der rabe sîn gevidere erswanc,
ûz dem mer stuont aller sîner gedanc;
er satzte allez, sîn gedanc unt getrehte,
wie er ûz dem mere entrinuen mehte.
Nû half im der himelische trehtîn,
daz er erswanc ob dem mere daz gevidere sîn
in aller mâze unt gebærde,
als ob er in kein wazzer nie ne komen wære.
Des raben vröude dô wol erschein,
er vlouc hin widere ûf den hôhen stein.
Als er ûf den stein was komen,
dô wart im leides vil benomen,
unde liez dâ einen unvüegen schal,
daz er hin widere in daz mer erhal.
Daz heten die vrouwen dâ erhœret,
sie sprâchen: „Nu sîn wir alle betœret;
von dem listigen vogel
sîn wir alle sament betrogen."
Die vrowen al umbe sich plicten,
ô wie harte sie dar abe erschricten,
do der rabe entrunnen was:
iegelîche ir vröude dô gar vergaz.
Diu in mit ir in daz mer hâte brâht,
diu sprach: „Nû was mir vröude gedâht;
dar an ist mir misselungen,
sît mir der rabe nu ist entrunnen.
Ô wê, daz ich ie geborn
umbe mînen raben, den ich alsô hân verlorn!
Und möht ich im komen alsô nâhe,
und in möhte wider vâhen,
mînen herzelieben raben,
den ne kan ich niemer mêr verklagen,
ich vuorte in an der selben stunt
her widere in des meres grunt.
Er müeste bî mir bestân,
die wîle ich daz leben möhte gehân!"
An der vart daz der edel rabe erhœret,
von vröuden er sich ûf gebœret;
dô sprach der edel rabe:
„Vrowe, nû lâz dîn grôze klage:
unde gultez denne daz leben dîn,
ich ne kæme niemer mêre ze dir hin în.
Zwâr ich wil vliegen schône
hin in daz lant gên Aarône,
unt wil werben mit êren
Ôswalde, mînem lieben hêrren!"

2. Der verlorene Ring.

Als der rabe urloup nam
von der küniginne lobesam,
er ne hâte niender mê kein raste,
unt vlouc vrœlîch von dannen vaste.
Nû vlouc der edele rabe
mer unt lant unz an den zweinzigôsten tac.
An dem zweinzigôsten tage ze nône,
dô swebter obe dem mere schône;
nû sante daz himelische kint
einen ungevüegen sturmwint,
daz sich der rabe wol drîstunt übergap.
Unmâzen grôz wart im sîn klage:
er ne mohte sînes vluges niht mê gehaben,
des begunde er trûren unde klagen.
Diu sîdîn snuore sich erlôste,
daz gap im bœsen trôst:
grôzer jâmer wart im kunt,
im entviel daz vingerlîn an des meres grunt.
Dô der rabe enpfant der mære,
daz im daz vingerlîn entvallen wære,
sîn gevider er dô erswanc,
vil grôziu nôt in des betwanc.
Er vlouc des meres ein ende,
her zeiner steinîn wende;
ûf die steinîn want was er komen,
unt was im dô vil vröude benomen:
er ne mohte kein vröude niht mê gehaben,
des begunde er nû trûren unde klagen.
Ûf der selben steinîn want
er einen einsidelære vant;
der waz dâ gesezzen, daz ist wâr,
vollecliche ûf drîzic jâr.
Do in der einsidelær von êrste ansach,
er gunde in grüezen unde sprach:
„Rabe, nu wis mir gotwilkomen,
dîn klage habe ich wol vernomen:
waz ist dir hie leide geschehen?
des solt dû mir der wârheit jehen,
wanue ich kenne dich recht wol;
sît ich dir daz sagen sol.
Dîn leit tuo mir bekant,
ich wæn, dû dienist sant Ôswalde in Engellant?
Nû hât mir geboten der himelische hêrre,
ich sol dîn bîten umbe dînen hêrren."
Des raben herze wart vröuden vol,
do er daz vernam alsô wol.
„Ich ne kan dirz niht vertragen,
ich muoz dir künden unde sagen,
waz mir ze leide ist geschehen,
als ich dir nû wil verjehen.
Ich wolte werben mînem hêrren
beidiu, nâch wirden unt nâch êren,
und ich vlouc schône
in daz lant zAarône;
ich hân im erworben die küniginne guot,
dem allerliebsten hêrren mîn nâch sînem muot.
Nû sante im diu edele künigîn
bî mir ein guldîn vingerlîn;
daz ist mir entvallen in daz mere,
ez ne môht niht vinden ein ganzez here:

dar umbe sô hân ich grôzez leit.
Einsidelær, daz hân ich dir nu geseit.
Sît ich nû niht mînem lieben hèrren
ne mac heim komen mit grôzen êren,
so ne kom ich niemer mêr in Engellant:
einsidelær, des nim mîn triwe ze pfant!"
Dô sprach der einsidelære guot:
„Lieber rabe, nu nim an dich einen vesten muot,
und ergip ez dem almehtigen Krist,
der aller dinge gewaltec ist,
des himels und der erden;
swenne der wil, sô mac ez vunden werden."
Nû viel der einsidelære Got zêren
erinzewîs zuo der erden,
unt bat Got und die muoter sîn
umbe daz guldîne vingerlîn.
Daz wizzet, an der selben stet
sprach er mit triuwen sîn gebet:
nû schône wart er gewert
alles, des er hete gegert.
Dô truoc an der selben stunde
ein visch daz vingerlîn in sînem munde;
dem gebot der himelische heilant,
daz er daz vingerlîn vuorte ûz des meres grunt.
Des nam der einsidelære vil guot war,
unt liuop sich zuo dem vische dar;
er viel nider ûf sîniu knie,
daz vingerlîn er von dem vische enphie.
Nu sprach er zuo dem raben:
„Dû solt dich wol gehaben;
ich hân daz vingerlîn in mîner hant,
nû nimz unt vüerez heim in Engellant!"
Dô der rabe die rede erhôrte, dô
wart er ûz der mâzen vrô;
der insidelære nam daz vingerlîn in die hant,
dem raben erz under daz gevidere bant;
dô gap er im sant Johannis minne,
und enpfalh in der himelischen küniginne.

3. Des Raben Klage.

Got und ouch diu muoter sîn,
die tâten dô ir genâde schîn:
her widere ûf die erde santens einen engel hère;
des wurden sie gevröuwet sêre.
Der engel kam in Engellant,
da er sant Ôswaldes raben vant;
dô der engel den raben an sach,
nû müget ir hœren, wie er sprach:
„Rabe, ich ne kan dir niht verdagen,
ich muoz dir von dînem hèrren sagen,
wie hâst du des sô lange vergezzen?
Und er ist doch harte gesezzen,
und ist ouch harte bestanden
von der wilden heiden banden;
stic unt strâze sint im genomen,
unt ne mac niender von dannen komen.
Nekomst du im niht ze helfe in kurzer zît eben,
sô verliesent si alle ir leben;
man ne lât ir keinen niht genesen.
Wie bist dû sô lange von ime gewesen?"
Dô diu rede dô vol geschach,
der rabe zuo dem engel sprach:
„Engel, dû solt stille gedagen,
merke, waz ich dir habe ze sagen.
Mîn hèrre sante mich über mere,
dô was ich im wæger, dan ein ganzez here;
ich vlouc im alsô schône
hin in daz lant gên Aarône,
wan ich warp mînem hèrren
nâch wirden unt nâch grôzen êren.
In sînem dienste wart ich gevangen,
der heiden wolt mich haben erhangen;
unt ne wær sîn tohter niht gewesen,
er ne het mich niemer lâzen genesen.
Nû half mir diu edele künigîn,
des beleip ich bî dem lebene mîn;
ir êre dô vil wol erschein,
do ich mit êren kam her heim.
Wie ist mîn hèrre sô gar ein tôr!
Nû seite ich im ez allez vor:
dâ von ist er komen in arebeit;
daz hân ich im allez vor geseit.
Ich seite dem vürsten hôchgeborn,
kæmer ân mich dar, sîn arbeit wære ganz verlorn.
Nû hât er einen hirz an mîne stat genomen,
des ist er in grôze nôt komen:
ne wil er niht senden den hirz sîn
hin ze der edelen künigîn?
Nimt den schaden er unt sîn dienstman,
wærlich, dâ bin ich unschuldec an:
sie nemen sîn vromen oder schaden,
den gewin süln si ân mich tragen!"
Dô diu rede dô was geschehen,
aber begunde der engel jehen:
„Lieber rabe, nu lâz von dînem zorn,
unt kom ze helfe dem vürsten hôchgeborn:
ne komest du in niht ze helfe in kurzer vrist,
sô verliesent sie ir leben, als vil ir ist,
unde werdent alle erslagen,
swenne si dîner helfe niht ne mugent gehaben."
Dô sprach der rabe: „Merke, waz ich dir sage, zwâr,
ich bin gewesen zwelf wochen und ein jâr,
daz ich keiner menschen spîse nie hân gâz;
engel, daz sage ich dir vür wâr.
Mîner kraft unt sterke bin ich worden wan;
mînem hèrren ich niht gehelfen kan.
Dô mîn hèrre von dem lant was komen,
dô wart mir mîn pfrunde genomen
von dem koch unt von dem kellære.
Engel, nu merke mînes herzen swære:
die begunden mîn vergezzen,
si ne gâben mir niut ze trinken noch ze ezzen;
alsô muoste ich mîn spîse nemen
(mîn hèrre muos sich des iemer schemen),
ich muoste ezzen zallen stunden
vor dem tische mit mînes hèrren hunden.
Swelhem hunde ich sîn spîse nam,
der grein mich jâmerlichen an.
Man ne gap mir neweder wîn, noch brôt;
von hunger leid ich grôze nôt;
mîn gevidere ist mir worden zerzerret sêre:
mînem hèrren ne mac ich niht gehelfen mêre.
Zwâr, ich ne mac keinen vluc gehaben,
unt soltens immer alle ze tôde werden erslagen!"
Dô sprach der engel mêre:
„Rabe, nû volge mîner lêre,
unde swinc daz gevidere dîn

alse hôch, als driu sper mügen sîn
(alsô reite der engel zuo dem raben):
ne mahtu denne des vluges niht gehaben,
sô vliuc herwidere zuo der erde
(alsô sprach der engel werde),
dâ nâch hâstu geleistet die triuwe dîn,
unt muoz dir Got und diu werlt dester holder sîn!“
Der engel den raben übergie,
daz er sîn gevidere ûz einander lie:
er swanc sich gên der erde.
Des erweichete in der engel werde,
daz er sich in die lüfte zôch
vollecliche zwelf sper hôch.
Nû wolt er sich ze der erde hân gelân;
daz mohte nû der engel wol understân:
der engel den raben des betwanc,
daz er daz gevidere noch hôher erswanc,
unt vlouc hin über daz wilde mer,
und îlte hin ze sant Ôswaldes her,
unt kam an dem vierden tac,
dâ sant Ôswalt in grôzen nœten lac.
Ûf einen segelboum er saz,
aller sîner müede er vergaz;
er treip einen ungevüegen schal,
daz ez under daz here hin erhal.
An der selben verte
in ein schifkneht erhôrte;
dem ne moht niht liebers sîn geschehen,
als wir her nâch hœren jehen.
Dem selben schifknehte,
dem geschach ûz der mâzen rehte:
wie balde er ûz dem schiffe spranc;
sîn grôze vrönde in des betwanc.
Er sprane zuo der selben zît
vollecliche wol drîer klâfter wît,
unt kam schiere sâ zehant,
da er den milten künic sant Ôswalt vant.
Do er den künic an sach,
nû müget ir hœren, wie er sprach;
er sprâch ze dem hêren sant Ôswalde
mit grôzer begirde und îlte balde:
„Hêrre, gebet mir daz botenbrôt,
sich wîl volenden al unser nôt:
Zwâr, ich muoz iu der wârheit jehen,
iuwern raben, den hân ich hie gesehen.
Zwâr ist er her ze lande komen,
al unser trûren hât ein ende genomen!“
Dô diu rede dô vol geschach,
sant Ôswalt begunde lachen unt sprach:
„Und ist mîn rabe komen dort her ûz Engellant,
drîzic marc goldes daz gibich dir ze hant;
ich mache dich ouch ze rîtære
(alsô sprach der vürste hêre),
kein schifkneht ne bist dû niemer mêre,
unt solt hân von mir grôz lop und êre.“
Do er daz botenbrôt enpfienc,
wie balde er zuo dem raben gienc;
er sprach: „Rabe, wis mir gotwilkomen!
dîn zuokunft hân ich gern vernomen.“
Er sprach: „Mîn herzelieber rabe,
nû vliuc gevuoge ûf mich her abe;
ich wil dir dienen willenclîche,
ich bin von dir worden rîche.“
Der rabe sîn gevidere erswanc,
ze deme schifkneht stuont im aller sîn gedanc.
Der schifkneht dô niht enlie,
den raben er ûf die hant gevie;
dô gienc er mit grôzen êren
hin ze sînem lieben hêrren.
Der milte künic sant Ôswalt,
der gienc hin zuo dem raben balt,
mit manegem hôchgelobten degene
gienc er deme raben entgegene.
Daz diu werlt noch sô alt würde,
kein bote mêr sô schône nimer enpfangen würde,
als der rabe wart enpfangen
von sant Ôswalt unt von allen sînen mannen.
Sant Ôswalt des niht enlie,
den raben er ûf sîn hant gevie,
unt sprach: „Vil lieber rabe mîn,
dû solt mir gotwilkomen sîn;
sît dû mir nû her bist komen,
nû wirt mir leides vil benomen!“
Der rabe wart vil hôchgemuot;
er sprach: „Nû danke iu Got der guote!“
Sant Ôswalt vrâget in der mære,
wie dem vride in Engellande wære?
Er sprach: „Vride unt guot gemach ist dâ heim in Engellant
under dînen dienstliuten allen samt.
Ich ne kan dir, hêrre, ouch niht verdagen,
ich hân dir, hêrre, also vil ze klagen
über den koch und über den kellære.
Hêrre, nu merke mîne grôze swære:
dô dû von dem lande wære komen,
ze hant wart mir mîn spîse genomen;
si ne pflegeten weder wirde, noch êre,
sie wânden, du kæmest ze lande niemer mêre:
sie begunden mîn vergezzen,
si ne gâben mir neweder ze trînken, noch ze ezzen,
si ne gâben mir neweder wîn, noch brôt,
von hunger hân ich geliten grôze nôt;
ich muoste niuwan ezzen zallen stunden
mit den swînen unt mit den hunden;
swelhem hunde ich sîn spîse nam,
der grein mich jâmerlîchen an.
Hêrre, nû gip mir dîn triwe ze pfande,
swenne dû heim komest ze lande,
daz dû si beide wellest vâhen und in daz mer irdrenken,
unt sie beide an galgen henken.“
Ez sprach der vürste guot unt lobesam:
„Rabe, dû solt von dem zorne lân;
unt tuo daz durch den willen mîn,
als liep als ich dir müge gesîn:
sô wil ich dir des min triuwe geben,
die wîle wir beide haben daz leben,
so ne komest dû von mîner schüzzeln niemer mêre:
zwâr daz habe ûf al mîn êre!“

Salomon und Morolt.

Zu Jerusalem, so beginnt das Gedicht, herrschte als Vogt über alle Christenheit der weise Salomo, der die schöne Tochter des Königs Cyprian von India entführte und sie zur Frau nahm, nachdem er sie getauft hatte. Zu derselben Zeit lebte auf der andern Seite des Wendelsees ein gewaltiger König, Namens Pharao. Lange hatte dieser umsonst

nach einer seiner würdigen Gemahlin geforscht, bis ihm endlich ein Greis von der schönen Frau des Königs Salomo erzählte, welche er sogleich zu erwerben beschloß, um so mehr, als ihm König Cyprian mittheilte, daß es seine ihm geraubte Tochter sei, und ihm seine Hülfe zusagte. Er zog mit starker Heeresmacht gegen Salomo, dieser aber erschlug ihm in fünftägiger Schlacht fünfunddreißigtausend Mann und nahm ihn selbst gefangen. Morolt, Salomos Bruder, gibt ihm den Rath, den Feind zu tödten, Salomo will ihn jedoch am Leben lassen und ihn der Königin zur Hut anvertrauen. „Das dünket mich nicht gut," sprach Morolt, „wer Stroh noch zu dem Feuer thut, leicht zündet es sich an; also geschieht dir mit König Pharao, willst du deine Frau ihn hüten lan!" Was er vorausgesagt hatte, geschah; Pharao wird von den Reizen der schönen Königin besiegt, und durch einen Zauberring erringt er auch ihre Liebe. Bald erdachten sie einen Plan, dem Salomo zu entfliehen, und er ward auch glücklich ausgeführt. Die Königin löste ihm die Bande: er entfloh. Nach einem halben Jahre kam verabredeter Maßen ein Bote von Pharao, der sich für einen Spielmann ausgab; er gab ihr eine Zauberwurzel, die sie unter die Zunge legte, worauf sie wie todt niederfiel. Morolt argwohnte, es möge Zauberei und Trug darunter verborgen liegen, aber Salomo glaubte ihm nicht; als dieser jedoch nach fünf Tagen das Grab besuchte, da war die Königin aus demselben verschwunden; der Spielmann hatte sie dem König Pharao zugeführt. Auf Salomos Bitte entschließt sich Morolt, die Entflohene aufzusuchen. Zu diesem Behufe tödtet er einen alten Juden, dessen Haut er anzieht, wodurch er so unkenntlich ward, daß selbst Salomo ihn nicht erkannte, als er sich ihm vorstellte. Darauf ließ er sich ein Schifflein von Leder bereiten, welches von zwei Glasfenstern Licht empfing. Sieben Jahre fuhr er von einer Burg zur andern, bis er gen Wendelsee in das Land kam. Nun ging er in des Juden Haut und als Pilger verkleidet auf die Burg und bat die Königin Salome um eine Gabe, die ihn zu sich in ihr Gemach beschied, wohin er des andern Tages ging, während Pharao auf die Jagd geritten war. Er schlug ihr vor, Schach mit ihm zu spielen; er wolle seinen Kopf einsetzen, wogegen er der Königin schönste Jungfrau (es war des Königes Schwester) verlange. Mittelst eines schönen Rings, darauf eine Nachtigall gearbeitet war, welche sang, so oft er wollte, gewann er das Spiel, denn während die Königin auf den Ring sah, stahl er ihr einen Ritter und zwei Venden. Als er aber dann zu singen beginnt, erkennt ihn die Königin; sie läßt ihn gefangen nehmen und bedroht ihn mit dem Tode. Doch gelingt es ihm in der Nacht, die zwölf Wächter einzuschläfern. Er nahm darauf eine Scheere und schnitt ihnen das Haar über den Ohren ab; dann schor er mit einem Scheermesser Jeglichem eine Platte, und entfloh. Zwar ward er wieder gefangen, doch befreite er sich durch die nämliche List, wie das erstemal. Des Abends ging er als Kämmerer des Königs wieder auf die Burg und verkündete, daß Morolt gefangen sei; freudig legte sich Pharao mit der Königin ins Bett, Morolt gab ihnen aber einen Schlaftrunk, so auch den zwölf heidnischen Capellanen, die den König eingesegnet hatten. Diese legte er an eine Wand über einander; den König legte er auch an die Wand zu einem jungen Capellan, dessen Kutte er ihm anlegte. Diesen trug er zur Königin ins Bette, worauf er allen wieder eine Platte schor. Dann ging er hinaus zu dem Meere und stieg in sein Schifflein, auf welchem er das Weitere erwartete. Als der König erwachte und sah, wie ihm und der Königin mitgespielt worden war, erkannte er bald, daß Morolt dies Alles gethan habe; er ließ ihn verfolgen, aber Morolt ließ sich mit seinem Schiffe auf den Grund des Meeres herab; denn es war ein Rohr an seinem Schifflein befestigt, durch welches er Athem schöpfte. Vierzehn Tage verbarg er sich auf dem Grunde; sechs und dreißig Tage fuhr er auf dem Meere; da schlugen ihn die Winde zu Jerusalem in den Hafen (s. das mitgetheilte Bruchstück).

Nachdem er dem König seine Abenteuer berichtet, zogen beide mit Heeresmacht über Meer; das Heer verbarg sich in der Nähe der Stadt, Salomo ging aber verkleidet auf die Burg, wo er von Pharaos Schwester wohl empfangen ward. Doch erkannte ihn die Königin, welche den König überredete, ihn hängen zu lassen, was dieser auch trotz der Bitten seiner Schwester zu thun beschließt. Während der Nacht erquickt diese den gefangenen Salomo mit Speise und Trank, und erfreut ihn durch Gesang und Saitenspiel: sie will ihm sogar zur Flucht behülflich sein, doch zieht er vor, zu bleiben. Am Morgen führte man ihn an den Wald bis zu dem Galgen, die Jungfrau ritt neben ihm und trocknete ihm den Schweiß. So sehr die Königin es wehrte, erlaubte doch Pharao dem Salomo sein Horn zu blasen. Kaum hatte Morolt das Zeichen vernommen, kam er mit den Seinigen zu Hülfe; unterdessen aber zog Salomo das Schwert und erschlug fünfhundert Heiden, ehe ihm Hülfe wurde. Als Pharao dieses sah, stürzte er auf ihn und gab ihm mit dem Schwert einen Schlag über das Haupt, daß ihm das Blut zu den Ohren herausfloß und er auf die Erde fiel. Jetzt erschien Morolt; zwar erhielt auch dieser einen Schlag von Pharao, daß er niederfiel, aber sogleich sprang er wieder auf, fiel den König an, und schlug ihn nieder, worauf er ihn dem Salomo vorführte, der ihn hängen ließ. Auch die Königin wollte Morolt hängen lassen, doch ließ sich Salomo wieder von ihr bethören, daß er ihr das Leben schenkte.

Mit großer Beute zog Salomo wieder nach Jerusalem, wohin er auch Pharaos Schwester führte, die sich bald darauf taufen ließ. Nachdem die Königin dem Salomo einen Sohn geboren hatte, ließ sich diese, sieben Jahre nach ihrer Rückkehr, von König Princian entführen. Auf des Königs Bitte entschließt sich Morolt nach langem Widerstande, sie wieder aufzusuchen, doch nur unter der Bedingung, daß sie das Leben verlieren müsse, wenn man ihrer habhaft würde. Er entdeckt sie, wird zwar auch von ihr erkannt, doch entgeht er glücklich ihren Nachstellungen. Drauf zieht er mit einem starken Heere gegen König Princian, den er besiegt; und als dieser trotz geschworner Treue den Kampf mit einem neuen Heere beginnt, erschlägt er ihn im Zweikampf. Er brachte hierauf die Königin nach Jerusalem zurück, wo er ihr in einem Bade die Adern öffnete, daß sie starb. Salomo aber nahm Pharaos Schwester, die in der Taufe den Namen Afra erhalten hatte, zum Weibe.

Dies der Inhalt des Gedichts. Die Entführungs=

geschichte, welche den wesentlichen Bestandtheil desselben bildet, erinnert lebhaft an die ähnlichen Erzählungen in St. Oswald und in König Rother; mit letzterem stimmt Salomon und Morolt auch darin überein, daß der gefangene König in einem Walde gehängt werden soll, und daß er verabredeter Weise auf dem Horne bläst, worauf die verborgenen Freunde zur Hülfe herbeieilen. Diese auffallende Aehnlichkeit mit Dichtungen, deren deutscher Ursprung nicht zu verkennen ist, und zudem die in „Salomon und Morolt" öfters wiederkehrende Anspielung auf die deutsche Heldensage und auf deutsche Verhältnisse überhaupt (so erscheint ein Herzog Friedrich als Kampfgenosse Salomons, es wird von deutschen Harfen gesprochen ꝛc.) lassen leicht die Vermuthung auftauchen, daß das Gedicht trotz der morgenländischen Personen und Oertlichkeiten im Grunde doch auf deutscher Sage beruhen möchte, welche im Laufe der Zeiten mehr äußerlich als innerlich verändert worden. Diese Vermuthung erhebt sich durch den Umstand beinahe zur Gewißheit, daß uns die nordische Wilkina- und Niflungensaga von einem fränkischen König Salman berichtet, und daß der König, dessen Gemahlin so vielfältig entführt wurde, in unserm Gedichte, wie aus dem Reim erhellt, ursprünglich nicht Salomon, sondern ebenfalls Salman hieß. Es scheint, daß, als die Sage vom fränkischen Salman im Bewußtsein des Volkes schwächer geworden war oder sich vielleicht sogar ganz verloren hatte, der Name Salomo dagegen durch die Einführung des Christenthums allgemeine Verbreitung gewonnen hatte, die den fränkischen Salman betreffende Sage allmählich auf den jüdischen Salomo übertragen wurde, ohne daß jedoch die Sage ihrem Inhalt und Wesen nach durchgreifende Veränderungen erhielt, indem sich diese vielmehr darauf beschränkten, an die Stelle der alten unverständlich gewordenen Personen andere zu setzen und die Oertlichkeiten nach denselben zu bestimmen.

Die Gestalt, in welcher uns das Gedicht überliefert worden ist, stammt erst aus dem vierzehnten Jahrhunderte; doch ist dies nur die Ueberarbeitung eines älteren Gedichts, das unbedenklich in das zwölfte Jahrhundert zu setzen ist. Die Ueberarbeitung ist ziemlich roh; sie hat sogar zum Theil die ursprüngliche Strophenform verwischt, die nicht überall wieder hergestellt werden kann. Diese Form ist aber die sehr alte Erweiterung der aus zwei kurzen Reimpaaren bestehenden Strophe durch Einschiebung einer reimlosen Zeile (Waise) zwischen die zwei letzten Reime (s. oben S. 27). Der Dichter der ursprünglichen Gestalt ist ein fahrender Sänger gewesen, der jedoch das Gedicht nicht singend, sondern berichtend (sagend) vortrug und seine Erzählung öfters durch die Bitte um einen Trunk unterbrach. So roh das Gedicht übrigens in Sprache und Darstellung ist, so enthält es doch viele ächt poetische Züge, und es ist insbesondere die Charakterschilderung der Hauptpersonen mit viel Geschick entwickelt; vor Allem zeugt die glückliche Durchführung des doppelten Wesens im Morolt, dessen Verschlagenheit, Gewandtheit und List sich vortrefflich mit seiner kräftigen Heldennatur zu einem Ganzen verschmilzt, so daß er, wie schon von Andern bemerkt wurde, an den homerischen Odysseus erinnert, von großem poetischen Talente. Dagegen scheint der zweite kleinere Theil, in welchem die Entführung der Königin Salome durch Princian erzählt wird, nur eine spätere nachahmende Erweiterung des ersten Theils zu sein, die vielleicht durch den großen Beifall hervorgerufen wurde, dessen sich der ältere Theil zu erfreuen hatte.

Unter dem Namen „Salomon und Morolt" ist noch ein anderes, wahrscheinlich ebenfalls aus derselben Zeit stammendes Gedicht bekannt, welches jedoch mit jenem ersten nur zum Theil übereinstimmt. Während sich jenes auf deutsche Bücher beruft, ist dieses einem lateinischen Werke nachgebildet, welchem selbst jüdische Ueberlieferung zu Grunde liegen mag. Der Zweck dieses zweiten Gedichts (und natürlich auch seines lateinischen Vorbilds) ist kein anderer, als den Gegensatz zwischen gelehrter Bildung und Weisheit gegen den rohen, aber gesunden, durch Lebenserfahrung geleiteten Menschenverstand darzustellen; und weil König Salomo ja als das Muster der durch Bildung gewonnenen Weisheit galt, so lag es nahe, gerade ihn einem rohen, aber das Leben scharf erkennenden Bauern entgegenzusetzen. Weil sich aber das Bewußtsein dieses Gegensatzes in jedem Volke mit kräftigem Sinne leicht und natürlich entwickelt, so ist es leicht zu begreifen, daß auch die jüdische Ueberlieferung in Deutschland (auch in Frankreich und Italien) bereitwillig aufgenommen wurde, sobald sie dahin gelangte. Wir besitzen auch von diesem Gedichte nicht mehr die ursprüngliche Form, sondern nur eine wahrscheinlich erst aus dem vierzehnten Jahrhunderte stammende Bearbeitung, welche den derben Witz des ursprünglichen Gedichts bis zur Gemeinheit und Unflätherei verzerrt hat; aber die tüchtige Anlage bricht demungeachtet unverkennbar durch. Es beginnt mit der bis ins Ekelhafte ausgeführten Schilderung des Bauern Morolt und seiner Frau, die wir billigerweise übergehen, an deren Stelle aber das Bild des seltsamen Ehepaares, wie es sich dem König Salomo vorstellt, nach dem Holzschnitte eines alten Druckes geben. (S. folgende Seite.)

Der König befragt den Morolt um seine Herkunft, doch dieser will zuerst die des Königs vernehmen; Salomo nennt ihm seine Ahnen, worauf Morolt ihn vortrefflich persiflirt, indem er in demselben prahlerischen Tone wie der König von seinem Geschlechte berichtet. Nun beginnt das eigentliche Zwiegespräch zwischen den beiden; so oft Salomo irgend einen weisen Spruch sagt, setzt ihm Morolt einen andern entgegen, der zwar in pöbelhafter Sprache abgefaßt ist, aber nichts desto weniger des Bauern Lebensklugheit beurkundet, der sich in seinen Antworten gern der sprichwörtlichen Form bedient.*) Das Gespräch dreht sich insbesondere um die Weiber, deren Trefflichkeit von Salomo gepriesen wird, während Morolt keine große Meinung von ihnen hat. Endlich wird Salomo müde und schließt das Gespräch; Morolt erblickt darin das Geständniß, daß sich der König für überwunden halte.

Bald darauf ritt Salomo bei der Heimkehr von der Jagd an Morolts Hause vorüber; er ritt über die Schwelle, rief den Bauern herbei und frug ihn, wer bei ihm sei? Morolt antwortete: „Anderthalb

*) Schon Freidank sagt:

„Salmôn witze lêrte,
Morôlt daz verkêrte:
den site hânt noch hiute
leider genuoge liute."

(Bescheidenheit: von den wîsen unt tôren V. 75—78.)



Salomo, Morolt und sein Weib.

Mann und ein Roßhaupt, und die Einen steigen auf, die Andern nieder.“ Salomo frug weiter: „Wo ist Dein Vater?“ Morolt: „Er macht aus einem Schaden zwei.“ Salomo: „Wo ist Deine Mutter?“ Morolt: „Sie thut ihrer Gevatterin einen Dienst, den ihr diese nicht erwiedert, so lang die Welt steht.“ Salomo: „Wo ist Dein Bruder?“ Morolt: „Er sitzet bei dem Zaune dort und stiftet manchen Mord.“ Salomo: „Wo ist Deine Schwester?“ Morolt: „Sie sitzt draußen voll Reue und beweint ihre Freude.“ Nun verlangt der König, daß er ihm diese Antworten erkläre; und Morolt sagte: „Die auf- und niedersteigen, sind kochende Bohnen am Feuer; die anderthalb Menschen in der Hütte sind ich ganz und Du halb, und ein Pferdekopf; mein Vater hat ein Kornfeld, durch welches die Leute einen Weg gemacht haben; er versperrt diesen, aber die Leute werden bald einen zweiten durchtreten; meine Mutter drückt einer verstorbenen Gevatterin die Augen zu; mein Bruder tödtet Ungeziefer, das ihn plagte, und meine Schwester weint darüber, daß sie ein uneheliches Kind geboren. (S. das mitgetheilte Bruchstück.) — Bei einer andern Gelegenheit behauptet er, daß Natur über Gewohnheit gehe, und beweist dies dadurch, daß er Salomos Katze, welche abgerichtet war, bei der Abendtafel die Kerze zwischen den Pfoten zu halten, durch Mäuse, welche er vor ihr laufen läßt, verleitet, dieselbe fallen zu lassen und nach den Mäusen zu jagen. Später verleitet er den Salomo durch klug angestellte List zu dem Ausspruche, daß es nichts Schlimmeres gebe, als ein böses Weib. Als aber Salomo die List entdeckt, verjagt er ihn und verbietet ihm den Hof. Morolt zeigte sich dem König bald darauf in so unanständiger Weise, daß er ihn zu hängen befahl, ihm jedoch die Wahl des Baumes überließ; Morolt aber fand nirgends einen passenden Baum, so daß er am Leben blieb.

Als das Jahr verflossen war, wurde Salomos Gemahlin von einem heidnischen König geraubt; da ließ der König Morolt herbeiholen, nachdem er erfahren, daß er nicht gehängt worden war, und klagte ihm seine Noth. Morolt verkleidete sich als Krämer, und es gelang ihm, die Königin zu entdecken. Sobald Salomo dies erfahren, zog er mit einem starken Heer in das Land des heidnischen Königs, ging als Pilger auf die Burg, ward von seiner Frau erkannt und zum Tode verurtheilt. Er wurde in einen Wald geführt; da blies er in sein Horn, die Seinigen eilten mit Morolt herbei, die Heiden wurden alle erschlagen, die Königin aber in die Heimat geführt, wo sie in einem Bade getödtet wurde.

Es ist offenbar, daß der letzte Theil des Gedichts ursprünglich nicht zu demselben gehört, sondern aus dem ersten entnommen und deshalb hinzugefügt wurde, um Morolts Ausspruch, daß man den Weibern nicht trauen dürfe, noch gründlicher zu bewähren.

1. Aus „Salman unt Môrolt.“

Môrolt hâte ouch gevüeret über sê
nâh der künigin hêre
ein al rôt guldîn vingerlîn:

dô was mit starken listen
ein nahtegal gewirket in.
Daz vingerlin stiez er an die hant,
diu nahtegal huop ûf unde sanc,
daz ez alsô süeze erhal:
diu künegin sach daz vingerlîn an,
biz er ir ein rîter unt zwên venden gestal.
Mit fröuden er über dem brete saz;
diu künigin schouwete die nahtegal,
biz daz sie schâch unde stein vergaz.
Dâ mite werte er daz spil:
Môroltes kurzwîle wart der künegin ze vil.
„Frowe, nû hân ich daz erweret,
nû hât der elende bilgerîn
sîn houbet erneret.“
Môrolt huop ûf unde sang:
sîn stimme was wol getân;
dâ mit er der künigin edele
ir fröide harte vil benam.
Er sanc baz, dan deheiner slahte man:
allez daz wart fröuden rîch,
daz die stimme vernam,
ein wîse, die was wunnesam,
als sie der künec Dâvît
ûz den alten lieden nam.
Dô sprach diu künigin wol getân:
„Wallære, wô lernte du dise stimme sô wunnesam?
Ez ist manic tac, dâ hôrte ich sie
über des vater tische mîn:
du manest mich grôzer êren,
den abe muoz ich geschieden sîn.“
Er sprach: „Vil edele künegîn,
ich was ein spilman, unt hiez Stolzelîn:
guot ich durch êre nam:
durch den rîchen Got von himel
hân ich michz abe getân.
Edele künigin hère,
ich hân lange gewallet
in dem wilden sê
über die berge und durch tal:
nie kein lant sich vor mir verbare,
ez wære breit oder smal.
Dô quam ich ze Geilât in die houbtstat,
dâ die sunne ir gesedel hât;
dar inne lît ein lant, heizet Indeân:
dô lernte ich die wîse,
Frouwe wol getân.
Sint gehôrte ich sie nie mê;
wan in der guoden stat Jerûsalêm
vor dem küncge Sâlman
sang sie ein herzoge, hiez Môrolt,
der was ein hübescher man.“
Dô sprach diu frowe wol getân:
„Swîc unt lâ die rede stân;
dû bist selbe Môrolt, Salmanes man!
Kumet mir der künec Pharô,
ez muoz dir an dîn leben gân!“
Er sprach: „Des du zîhest mich,
des wil ich mich enschuldigen wider dich.
Dô ich Môrolten ze lest wart gewâre,
sîn bart was ime noch niht entsprungen:
sich, waz hân ich grâwer hâre.“
Dô sprach diu frouwe wol getân:
„Du bist Môrolt, künec Salmanes man:
dû brantest mich durch die hant, daz tuot mir wê,
ich gebe dir mîn triuwe,
du gesihest mich niemer mê!“
Dô Môrolt die rede vernam,
abe zôch er die judenhût,
unt warf sie verre hin dan:
sîn hâr was schône unt gelvar.
„Edele künegîn, schouwe Môrolt über al.
Muoz ez mir an daz leben gân,
ich tuon dir ê vil ze leide
allez, daz ich erdenken kan.
Ja du vrech ungetriuwes wîp,
ich hân dir noch erwallet
vil manegen herten heidenschen stîc.
Des lâ doch, frouwe, geniezzen mich,
ein stæten vriden mir versprich,
biz ez morgen wirt lieht:
edele künigin,
ich bete dich lenger vride niht.“
Dô sprach die frouwe wol getân:
„Swîc unde lâ die rede stân;
Du bist ein alsô listec man,
der tûsent sloz vor dich slœzze,
man enkunde dich niht gehân.“
Dô hâte Môrolt sorge umbe den lîp,
er vorhte daz mortgrimme wîp;
dô gedâht der vil listic man:
„Es welle sich dan anders schicken,
ez muoz mir an daz leben gân!“
Môrolt di künigin niht enliez,
biz sie ime stæten vriden hiez
biz an den andern morgen fruo:
Môrolt lac mit grôzer vlêhe
vor der edeln künigin duo.
Da diu sunne ze gâdem solde gân,
Môrolt gienc vür die frouwen stân,
er sprach: „Edele künigin hêre,
lâ dîner kameræere
einen mit mir gân
Zuo des wildes meres trân.
Schône frouwe wol getân,
wer morne gelebet den mitten dac,
der hât ouch kurzwîle,
sô man allerbeste mac.“
Dô sprach ein alter Sarazîn:
„Du ensolt ez niht versagen, edele künegîn.“
Ze hant giene die frouwe wol getân,
sie nam ze iren henden
sehzic heidnischer man.
Sie giengen schouwen zuo dem wilden sê.
Môrolt sprach zuo der künegin:
„Wiltu mit mir gên Jêrûsalêm?“
„Swîc unt lâ dîn rede stân:
du hâst mir zuo Jerusalêm
vil ze leide getân.
Ê morne der tac ein ende hât,
ich schaffe, du geschouwest niemer mê
Jerûsalêm die guote stat.
Du muozt mir bûwen hie einen ast:
ich geben dirs mîn triuwe,
Salman muoz dîn werden ein gast!“
„Sô muoz Got der sêlen pflegen!
Mich sante nâch iu ûz
Salman, der ûzerwelte degen.
Muoz er mich nu ouch verlieren,
sô mac sîn übel werden rât.“
Môrolt sprach: „Edele künigin hêre,
lâ dîner kameræere einen
mit mir gên zuo dem sê:

ich wil dem rôre klagen.
Du weizt wol, edcle künegìn,
ich mac niht ander pfaffen gehaben.“
„Dich enthilfent niht die spæhen liste dìn,“
sprach diu edele künegin;
„du muozt hie lân dìn leben!“
Sie nam in bî der hende
den ûzerwelten degen;
sie bevalh in der ritterschaft,
zwelf heiden in ir gewalt.
„Nu pflegent wol des listigen man;
entrinnet er iuch von hinnen,
ez muoz in an daz leben gân!“
Man vuorte den tugenthaften man
vor einer kemînâten hin dan.
Mit ime gienc diu edele künegìn:
sie sâzen bì ein ander,
sie hâten vil rede under in.
Ein kamerære zuo der frouwen sprach:
„Ir sult gên an iuwer gemach,
ir müget des ân angest sìn,
daz er uns iht entrinne:
dar an setzen ich daz houbet mìn.“
Diu künigin slâfen gienc,
Môrolten sie in der kemînâten liez.
Bì in saz der tugenthafte man,
er seit in fremde mære
biz sie alle slâfern began.
Môrolt husten dô began,
er laschte daz lieht, daz ûf dem tische bran;
dô sprach ein heidenischer man:
„Sag an, ein ritter edele,
war umbe hâstu daz getân?“
„Daz wil ich dir verjehen:
ez ist âne mìne schult beschehen.
Heiz ein ander lieht her tragen,
ich gibe dir mìn triuwe,
dâ bì süln wir êrst kurzwìle sagen.
Heiz enzünden ein ander lieht,
diz wolde doch schône burnen niht.
Stênt iuwer zwêne vor die tôr,
sô mügent ir ân angest sìn,
daz nieman gât her vor.“
Ê daz lieht wart brâht,
Môrolt hâte sich balde bedâht:
bì ime stuont ein kopf guldìn;
dar inne schancte er tâle trunc
ûz sìme guoten barellìn.
Do enzündet wart daz lieht,
Môrolt sprach: „Ir hêrren, dürstet iuch niht?
trinket ûz disen wìn:
ez ist wìn von Kipperlant,
den liez mir diu künegìn.
Ez mac dem tage nâhe sìn:
ir sülnt ûz trinken disen wìn,
sint mir kein guot kumet ze statten
gen der edelen kunegìn.
Daz hânt ir, helde, wol vernomen,
ez muoz mir an mìn leben gân.
Hœrent, helde lobesam,
sint mir daz guot niht kan gewegen,
sô trinkent ûz disen wìn:
der kop sol iuwer eigen sìn!“
Dem besten gap er in in die hant,
sie trunken vaste unt sigen nider ûf daz lant
biz an ein heidenischen man;
der hâte den kopf in der hant,
unde sach die andern alle an.
Dô sprach der heidenische man:
„War umbe hânt ir diz getân,
daz ir iuch wellent slâfen legen?
Entrinnet uns der kristen,
ez gât uns allen an daz leben.“
Dô sprach Môrolt, der listige man:
„Sie wellent mich versuochen,
obe ich welle hinnen gân.
Blîbet dir al eine dirre wìn;
als du in ûz getrinkest,
der kopf sol dìn eigen sìn.“
Alse balde der heiden dâ getranc,
ime enpfiel dâ der kopf und seic nider ûf daz lant.
Môrolt, der küene helt guot,
er wart von sorgen erlôst,
des gewan er hôhen muot.
Er nam ein schære ûz der tascheu, daz ist wâr;
überhalben den ôren
sneit er den zwelfen abe daz hâr;
er nam ein scharsahs in die hant,
er schar ieglîchem ein blatte.
„Nû singent messe allesant!“
Da Môrolt daz hâte getân,
er gienc zuo der porten,
nu hiez sich den tôrwehtære ûz lân.
„Ich muoz ûf den wilden sê
wunderlichen balde,
vischen der künigin hêre.“
Dô sprach der heidenische man:
„Ich getar nieman ûz lân
biz ez morne wirdet tac;
ez verbôt mir diu künigin selbe:
vür wâr ich iu daz sagen mac.“
Môrolt, der helt guot,
zuo dem portenære
in die kemînâte sich huop:
„Tôrwehtære, trût geselle mìn,
sliuze mir ûf die porten,
als liep ich dir müze sìn.
Wiltu hînaht wìsheit sehen,
ich sage dir, waz dir an dem lìbe
mac nu beschehen,
daz zeige ich dir an eim sterne.“
Dô sprac der einvaltec portenære:
„Sô sliuze ich dir ûf gerne!“
Die slüzzel er in die hant genam;
er gienc gên der porten,
der heidenische man.
Môrolt huop ûf einen stein,
er sluoc dem armen portenære
das herze in dem lìbe enzwei,
daz er tôt viel ûf daz lant.
Dar nâch quam sìn frouwe ze hant;
dâ wolde schrîen daz wìp:
Môrolt warf sie mit dem selben steine
ze tôt, saget uns daz liet.
Die slüzzel er ime ûz der hende nam,
ûf slôz der ritter lobesam:
er gienc gên des meres tran
vil wunderlichen balde,
dâ er sin schiffelîn verborgen hâte gelân.
Er trat dar in unt stiez ûf den wilden sê;
dâ swebet er biz an den tac,
biz daz erwachete der küncc hêre.
Der frouwen quam mære ze hant,
daz die heiden beschorn wæren

und daz sie sliefen alle samt,
Môrolt wære entronnen über sê.
An die zinnen lief diu künigin hêre;
als sie in verre ane sach,
sie begunde heiz weinen:
gerne müget ir hœren, waz sie sprach,
von leide sie ûf die erde saz,
sie ir fröiden vil gar vergaz:
„Ich enkunde ez iu, hêrren, nie gesagen,
in heten sîne grôzen liste
ûz eime harten stein getragen.“
Alsô sprach die frouwe wol getân:
„Nu wartent, ir helde lobesam,
bringent mir wider den listigen man;
drîzic marc des rôten goldes
süln ir von mir ze lône hân!“
Dâ giengen an die kiele hin dan
vünfzic heidenischer man.
Dâ was ein herzoge, hiez Marsìliàn,
der îlte wunderbalde
nâch Môrolten ûf des meres trân.
Ê sîn Morolt wurde gewar,
dô wâren sie des wilden meres
vier mîlen zuo ime gevarn;
der vil listige man, der schilhte sîn schiffelîn
abe des wilden meres strâm.
Er stiez aber under den gürtel sîn
mit silberîn reifen ein kleinez barellîn;
ûz gâhete der tugenthafte man,
er sprach: „Der tievel hât alle die stûden hin,
die hie umbe die wazzer solden stân!“
Nâch ime îlte diu heidenische diet,
Môrolt kunde sich verbergen niht:
sie viengen den tugentlîchen man,
sie bunden in alsô sêre,
daz im daz bluot zu den nægelen ûz ran.
Die heiden lacheten sich ûf den wal;
zwêne ritter îlten hie ze tal,
sie vuoren über den wilden sê:
dô seiten sie die mære
der edelen künigin hêre.
Dô gap sie in zuo botenbrôt
einen vêhen mantel, was durhsticket mit golde rôt;
drîzec marc wolde sie den andern geben,
wan sie Môrolten bræhten,
den ûz erwelten degen.
Die naht begunde sîgen an;
der schiltwahte phlâgen
zwelf heidenische man;
Môrolten man gebunden sach
biz an den êrsten slâf.
Gerne müget ir hœren, wie er sprach:
„Wellent ir mir lœsen diu bant,
ich hân erkündet vil der lant,
ich wolde iu vrömede mære sagen,
waz ich in der heidenschaft grôzes lîden hân vertragen.“
Vier die besten lôsten im diu bant,
er seite in manege âventiure ze hant,
biz daz sie dürsten began;
her vor zôch er sîn barellîn;
an den munt sazte ez der vürste lobesan.
Er tet in sîne liste kunt:
durch sîne kele quam nie ein einziger trunc;
er sprach: „Ir hêrren, dürstet iu iht,
sô trinket hie nâch lust,
ir trinket besseres trankes niht.“
Dem besten gap er ez in die hant:
Sie trunken vaste unt seigen nider ûf daz lant.
Der in alsô sêre bant,
Môrolt mit sînem swerte,
er im sîn houbet abe swang.
„Daz soltu ze eime botenbrôde haben:
ich wil dîn kleider selbe
vor die künigin tragen!“
Der vil listige man,
er nam die einleve bî den hâren.
Unde zôch sie von dem zwelften hin dan
über daz gevilde breit,
der stolze degen unverzeit,
über den berc in daz tal;
er roufte sie alsô sêre, daz sie an dem houbte wurden kal.
Er nam ein schære ûz der taschen, daz ist wâr;
überhalben den ôren
sneit er in abe daz hâr:
er nam ein scharsahs in die hant,
er schar ieglîchem ein blatte.
„Nu singent messe allesant!“
alsô sprach der listige man.
Diz mohte ein bischof niht hân getân;
wæren gewîhet dise helede balt,
sie besängen wol ein wîtez münster,
ir stimme ist sô manecvalt.
Als daz Môrolt hâte getân,
er huop sich zuo dem mere,
dâ er sîn schiffelîn hâte gelân.
Er trat dar inne unt stiez ûf den sê:
dâ vuorte er des kameræers kleider
vor die künigin hêre.
Sîn hâr was krûs und ouch dâ bî val,
sîn antlitze was dem kameræere glîch über al.
Môrolt, der listige man,
schilhte sîn schiffelîn schône
gên der burc hin dan
vil wunderlîchen balde
über des wilden meres strôm.
Sîn schiffelîn liez er under dem berge stân,
unt huop sich gên der porten
unde hiez sich inne lân.
„Ich kome über den wilden sê,
Môrolt ist gevangen:
ich wil ez sagen der künigin hêre.“
Die porten wurden ûf getân:
Môrolt wart in die burc gelân.
Do er vor die künigin gienc,
der künec und daz gesinde
inc vür den kameræere enphieng.
„Nu sage uns von dem listigen man!“
„Hêrre, dâ hân wir in gevangen,
er kan nimmer komen von dan;
ich bant in ûf dem wilden sê,
daz er lûte mort schrê.
Im ran daz bluot ze den nagelen ûz;
wir weln in senken an des meres grunt,
dô muoz er nu wonen ze hûs;
dar umbe, edele künegin lobesan,
ir dürfet vor ime nit mê in sorgen stân.“
Künec Pharô sprach: „Sô wil ich mich slâfen legen.“
Dô hiez die bette bereiten
Môrolt der ûz erwelte degen.

Do Pharô zuo dem bette solde gân,
dâ segenten in zwelf heidenische cappelân.
Zuo ime gienc die frowe wol getân;
dâ was sich unmüezec
Môrolt, Salmanes man:
er nam in eime kopf den tâlentrunc in die hant.
Er kniete vor den künec rîch,
unde ouch vor die künigin glich,
unt trancte sie beide mit vlîz,
dâ sliefen sie sicherlich.
Die kappelân wolden dannen gân,
Môrolt bat sie stille stân,
er gap in den selben tranc:
sie trunken alle
unt seigen nider zuo der want.
Môrolt, der küene helt guot,
die zwelf kappelân er ûf gehuop,
er truoc sie zeiner steinen want;
er schrancte sie über ein hûfen
gegen ein ander allesant.
Künec Pharô er abe dem bette nam,
er leite in zuo der wende
bî eim jungen kappelân:
die kappen zôch er im abe
unt leite sie schiere
dem künec Pharô an.
Môrolt, der küene helt guot,
den nacket kappelân er ûf gehuop,
der vil listige man;
er truoc in an daz bette
zuo der frouwen wol getân.
Er nam ein schære ûz der taschen, daz ist wâr:
überhalben den oren
dem künige sneit er abe daz hâr;
er nam ein scharsahs in die hant,
er schor ime ein blatten,
und den andern allesant.
Da daz Môrolt hâte getân,
er huop sich zuo dem mere,
dâ er sin schiffelîn hâte gelân;
er trat dar inne unde stiez ûf den sê,
dâ swebete er den tac, biz daz erwachete der künic hêre.
Dar nâch er ein wîle stille lac:
vür wâr ich iu daz gesagen mac,
biz daz er sich baz versan:
dâ wolde der künic minnen,
dâ begreif er den jungen kappelân.
Dâ daz der kappelân bevant,
zesamen twanc er sîne hant,
er gap ime einen ôreslac
mit sô ganzen kreften,
daz er ein wîle stille lac.
Da ime der ôreslac vergienc,
der künic Pharô niht enliez,
er sprach: „Edele künigin hêre,
ir sint gewesen siben jâre bî mir,
unt getâtent mir daz nie mère.“
Da er die kutte ane ime sach,
gerne müget ir hœren, wie er sprach:
„Welher tievel hât mir geleit dise kutte an?
Hie ist sicherlîch gewesen Môrolt,
künec Salmanes man!“
Da Pharô, der heidenische man,
zuo dem bette wolde gân,
dâ vant er bî der frouwen
einen nacketen kappelân;
er nam in bî dem beine
unt zôch in verre dar hin dan.
„Wol ûf, ir nackete kappelân,
gênt hin zuo der kirchen metten singen!
Lânt mich zuo der frouwen gân,
iuwer naht ist besser gewesen, dan mîn:
ich lac dort ûf der herten erden,
und ir hie bî der künegin.“
Der kappelân dâ ûf gespranc:
Pharô gienc dâ an daz bette,
die wîle was nit lanc.
Dâ slief noch die frouwe wol getân;
dâ sprach der künec Pharô:
„Ir möhtet tâling wol ûf stân!“
Da sie ime under die ougen sach,
gerne müget ir hœren, wie sie sprach:
„Ir sint unmâzen zorn,
rîcher künec Pharô:
welher tievel hât dich geschorn?“
„Daz hât diu Gotes stimme getân:
wir süln die sünde büezen,
die wir an Salman hân getân!“
In der burc huop sich ein lûter schal:
Môrolt sanc ûf dem wilden sê,
daz diu burc nâch ime erhal.
Als Pharô die stimme vernam,
er stuont ûf von dem bette,
er gienc an eine zinne stân:
Môrolt, stolzer degen,
habe eine kleine wîle stille,
daz dich gesehe diu künigin hêre!“
Dâ sprach der listige man:
„Ich mac niht lenger hie bestân!
Waz wiltu erbieten Salmane, dem bruoder mîn?
Ich wil varn gên Jerûsalem,
ich wil heim über mer;
ich sende dir Salman und ein kreftic her.“
Môrolt wolde dannen varn;
der rîche künec Pharô,
der hiez ez wol bewarn:
ê dan ez Morolt wurde gewar,
dâ was er mit vier unt zwenzic galêuen umb varn.
Nu ist umbe habet Môrolt der degen,
er muoz mit grôzen listen
vristen sîn leben.
Dâ Môrolt daz ersach,
daz er mit vîer unt zwenzic galêuen
nu aber umbe habet was,
er tet in sîne liste kunt:
An ir aller angesiht
sancte er sich nider ûf den grunt:
ein rôr in daz schiffelîn gienc,
dâ mite Môrolt den âtem vienc.
Daz hât er gewirket dar an
mit eime starken leder,
Môrolt, der listige man;
ein snuor lac oben dar an:
daz wazzer dem tugenthaften man
daz rôr niht liez brechen abe.
Er verbarc sich zuo dem grunt
vollechîchen vierzehn tage:
er mohte anders niht komen hin,
die heiden reiten ûf daz leben sîn.
Er wallete ûf dem mere
sehs unde drîzic tage;

dâ sluogen in die winde
ze Jerùsalèm in die habe.

2. Aus dem zweiten Morolt.

Dar nâch in kurzen zîten
der künec quam mit hundert rîtern
und hâte daz wilt gejeit;
von den sînen wart ime geseit:
„Hèrre, hie wonet iuwer gumpelman,
Môrolt, der vil klaffens kan.“
Er sprach: „Nu rîtent über die strâze,
ich wil sehen, in welher mâze
er sî trûric oder frô.“
Danwert kêret der künic dô
unt reit über des hûses swelle;
er ruofte: „Wâ bistu nû, geselle?
wer ist mit dir in dîme hûs?“
Môrolt antwurt ime her ûz:
„Daz ist anderthalp man und ein roshoubet,
dar umbe sô lâ mich unertoubet:
ich sagen dir ouch hin wider,
die ein gênt ûf, die andern gênt nîder.“
Der künic vrâgete in mêre,
wâ sîn vater wêre?
Er sprach: „Er ist, als ich wene,
unt macht ùz eime schaden zwêne.“ —
„War ist dîne muoter kumen?“ —
„Si tuot ir gevadere solichen vrumen,
den si ir nie mèr wider tuot,
die wîle dirre werlt stât.“ —
„Wâ ist dîn bruoder? daz sage mir.“ —
„Für wâr ich sage dir,
er sitzet bî dem zûne dort
unde stiftet manegen mort.“ —
„Sô dir Got, nu sage mê,
wie ez umbe dîn swester stê?“
„Si sitzet ùzen riunelîch,
unde beschrîet ir vröude jâmerlîch.“
Der künic sprach: „Bescheide mich;
wan ich ne hân verstanden dich;
du hâst gesprochen sider:
die ein gênt ûf, die ander nider;
sag an, wie sol ich daz verstân?“ —
„Bônen ich zuo dem viure hân:
die ein ûf trîbent zuo wal,
die andern trîbent hin zuo tal.“ —
„Ouch hâstu gesprochen alsus,
hie sî anderthalp man in dem hûs
und ein roshoubet dâ bî;
sage mir, wie diu mære sî?“
„Prüeve selbe, wie dem ist:
dû selbe halp in dem hûse bist,
und ich zemâl, daz ist anderthalp man,
und dîn roshoubet; waz wiltu dan?“ —
„Dû sprachest vort, als ich wene,
dîn vater machete ûz eime schaden zwêne;
wie mac daz iemer gesîn?“ —
Môrolt sprach: „Der vater mîn
hât ein velt mit korn gesât,
daz volc einen wec dar umbe hât
gemachet, den stopfet der tumbe:
nû machent sie zwêne dar umbe.“ —
„Der wârheit soltu mir verjehen,
wie dîner muoter sî geschehen,
daz si ir gevateren tete;
sage mir, wie was diu rede?“
„Ir gevatere lac unde starp;
mîn muoter daz mit trùwen warp,
wie si ir die ougen dructe nider:
daz ne getet si ir niemer wider.“ —
„Nû bescheide mich ouch vort,
wie dîn bruoder begienc den mort.“ —
„Die liuse brâhten in in nôt,
die sluoc er bî dem zûne tôt.“ —
„In guoten trûwen sage mir mè,
wie dîn swester ir vröuden beschrê?“
„Si was zuo meie sô geil, die tôren,
vor irme gesange kunde nieman gehôren;
daz beschrîet nu diu swester mîn,
wie si erwarb ein kindelîn!“

2. Höfische Epik.

So zahlreich auch die Dichtungen sind, welche hier besprochen werden sollen, so große Verschiedenheiten sie in Anschauungsweise, Darstellung, Inhalt und Umfang darbieten; so haben sie wiederum so vieles Aehnliche, und sie stimmen in wesentlichen Punkten so genau überein, daß sich dieselben doch leicht in einem Gesammtbilde auffassen lassen, in welchem selbst diejenigen Gedichte nach einigen der wesentlichsten Beziehungen erklärt erscheinen, welche sich am meisten von dem allgemeinen Charakter der höfischen Epik entfernen. Dieser Charakter ist aber nichts Anderes, als der Charakter des Ritterthums selbst, welches seine poetische Darstellung in der Epik in noch viel entschiedenerer Weise gefunden hat, als im lyrischen Minnegesang. Wir haben gesehen, daß die ritterliche Bildung vorzugsweise aus dem Bestreben hervorgegangen war, die größtmöglichste Vollkommenheit und Schönheit der äußeren Form zu erringen; daß eben deshalb die Lyrik der ritterlichen Dichter nicht sowohl auf allseitige Darstellung der mannigfaltigen Gefühle und Empfindungen, deren das menschliche Herz fähig ist, gerichtet war, sondern vielmehr auf die äußerlich mannigfaltige und schöne Darstellung einiger wenigen Empfindungen; daß es ihr weniger auf die Tiefe und Innigkeit des Gefühls, als auf eine durch Form und Sprache glänzende Darstellung desselben ankam; daß endlich den dargestellten Empfindungen, selbst wenn sich dieselben zur Leidenschaft steigerten, keine innere Wahrheit zu Grunde lag, daß vielmehr die Liebe und die den Frauen erwiesene Verehrung ganz conventioneller Natur waren, welche von der höfischen Sitte und Bildung so unbedingt vorgeschrieben wurden, als irgend eine andere Seite des höfischen oder ritterlichen Betragens. Dies Alles findet sich auch in der höfischen Epik im höchsten Grade vereinigt. Schöne Sprache und feine, geglättete Darstellung zeichnet die epischen Gedichte der Zeit nicht weniger aus, als die lyrischen, und wenn sich in der Form die reiche Mannigfaltigkeit nicht findet, die wir an den lyrischen Dichtungen bewundert haben, so ist dies eine natürliche Folge der epischen Gattung, welcher nur eine einfache Form zusagt. Doch haben die bessern Dichter auch die einfachen Reimpaare, in denen die epischen Werke geschrieben sind, mit einer großen Meisterschaft behandelt, und nicht bloß im Reim großen Reichthum und überraschende Gewandtheit bewiesen, sondern auch die verschiedenen Kunstmittel mit seltenem Glücke angewendet, von denen schon früher die Rede war (s. o. S. 27). Die Eintönigkeit der Lyrik wiederholt sich auch im Epos; während die lyrischen Dichter in immer neuen Weisen die Minne

besingen und die Verehrung der Frauen anpreisen, stellen die epischen Dichter das Nämliche dar, indem sie immer neue Begebenheiten und Situationen erfinden, an denen diese stets wiederkehrenden Gedanken zur Anschauung gebracht werden. Da aber die größten Thaten, welche uns die Dichter von ihren Helden berichten, nicht um ihrer selbst willen erzählt werden, da diese Thaten keine größere das Menschenherz in seinen Tiefen ergreifende Idee zur Unterlage haben, wie etwa Vaterlandsliebe, Rachsucht oder Ehrgeiz; da selbst die nach Abenteuern ausziehenden Ritter nicht eigentlich aus unwiderstehlicher Kampflust und aus Thatendrang Abenteuer aufsuchen, sondern vielmehr nur, um durch irgend eine auffallende That die Dame ihres Herzens zu verherrlichen; so ist es begreiflich, daß alle Begebenheiten, welche in ihrer Gesammtheit die Handlung eines Gedichtes bilden, doch immer vereinzelt da stehen, und sie nicht durch innere Nothwendigkeit, sondern nur durch mehr oder weniger geschickt erfundene äußere Verhältnisse mit einander verbunden werden. Freilich sind die einzelnen Begebenheiten, namentlich bei den besseren Dichtern, mit großer Gewandtheit erzählt; aber der Mangel an Kunst der Composition zeigt sich auch darin, daß sie in der Darstellung des Einzelnen durchaus das Wichtige von dem Unwichtigen nicht unterscheiden, daß sie untergeordnete Begebenheiten mit der nämlichen Ausführlichkeit darstellen, als diejenigen Verhältnisse, welche den weiteren Verlauf der Handlung bestimmen. Die größern epischen Gedichte entbehren meistens der wahren künstlerischen Einheit, es sind gerade die berühmtesten in der That nichts Anderes, als Biographieen, in welchen nicht nur das Leben des Helden von seiner Geburt bis zu seinem Tode erzählt, sondern auch in nicht geringer Ausführlichkeit das Leben seines Vaters und sogar wohl auch seines Großvaters mitgetheilt wird, ohne daß jedoch diese vorangeschickten Berichte in der That von wesentlichem Einfluß auf die Schicksale der Hauptperson wären. Wie viel höher steht in dieser Beziehung das aus dem Volke erwachsene Nibelungenlied, das, obgleich nicht immer mit Geschicke aus einer größeren Anzahl ursprünglich vereinzelter Lieder zusammengesetzt, demungeachtet in seinen einzelnen Theilen weit inniger verbunden erscheint, als die gepriesenen Meisterwerke eines Wolfram oder Gottfried.

Wenn zu diesem allem noch hinzukommt, daß die höfischen Epiker ihre Dichtungen beinahe ohne Ausnahme nach französischen Vorbildern bearbeiteten, daß sie nicht bloß den Stoff aus der Fremde holten, sondern ihren Werken bestimmte ausländische Dichtungen zu Grunde legten, so scheint es beinahe, als ob die so sehr gerühmte Vortrefflichkeit der deutschen Epiker des Mittelalters auf ein sehr geringes Maaß zurückgeführt werden müßte. Allein gerade der Umstand, der ihren Ruhm am meisten zu beeinträchtigen, ihr Talent am meisten in Frage zu stellen scheint, trägt wesentlich dazu bei, dasselbe in seinem größten Glanze zu zeigen. Denn wenn auch jeder einzelne Dichter ein ausländisches Werk zum nächsten Führer hatte, und er aus demselben sowohl den Stoff, als die poetische Entfaltung desselben entnahm, so zeigten bei weitem die Meisten hiebei eine so große Selbstständigkeit der Behandlung, wie sie nur bei einem wahren Talent erscheinen konnte. Ihre Bearbeitungen der fremden Vorbilder sind nichts weniger als Uebersetzungen oder freie Nachbildungen; es sind vielmehr, so weit es sich mit einiger Sicherheit beurtheilen läßt, vollständige Umgestaltungen, die ihre Quellen in den wesentlichsten Punkten übertreffen, unter welchen wir namentlich die den Deutschen eigenthümliche Kunst tieferer Charakterzeichnung hervorheben, welche sich vor Allem in dem lebendigeren Ergreifen der Seelenzustände kund gibt. Ueberhaupt sind die mannigfaltigen Schattenseiten, welche wir in den obigen Zeilen dargestellt haben, weit weniger auf Rechnung der Dichter zu setzen, als dem Zeitgeiste und der ganz verfehlten Richtung desselben zuzuschreiben. So könnte man die Dichter sogar wegen der Wahl ihrer Stoffe und ihrer Nachbildung fremder Werke entschuldigen, da die meisten durch die Fürsten und Herren, von denen sie abhingen, dazu ausdrücklich veranlaßt wurden, wie sie denn ihre schöne Sprache nur deswegen durch Einmischung französischer Wörter und Redensarten verunstalteten, weil sie diese Unsitte an den Höfen allgemein verbreitet fanden, und durch Nachahmung derselben bei ihren fürstlichen Gönnern Wohlgefallen erregten.

Wenn auch die hier oben entwickelten Züge die höfischen Epiker und ihre Werke im Allgemeinen und Ganzen charakterisiren, so lassen sich doch unter ihnen mancherlei Abstufungen unterscheiden, die ihren Grund nicht weniger in der Zeit, als in der besondern Eigenthümlichkeit der einzelnen Dichter haben. Die früheren Werke sind in Sprache und Form noch ziemlich roh, doch zeigt sich in ihnen beinahe durchgehends mehr inneres Leben und Selbstständigkeit der Auffassung; das volksthümliche Element überwiegt noch die ritterliche Ausartung. Hieher gehören vor Allem die Werke Heinrichs des Glichesären, der Pfaffen Konrad und Lamprecht. In den späteren dagegen entwickelt sich immer mehr die kunstmäßige Behandlung; die Sprache wird edler, der Reim reiner und reicher, es tritt größere Gewandtheit der Darstellung hervor, die sich insbesondere in der lebendigeren Schilderung und Ausmalung der Zustände und Begebenheiten zeigt, wodurch die Dichtungen auch größere epische Breite gewinnen. Die kunstmäßigere Behandlung des Epos begann mit Heinrich von Veldeck; es erreichte in Hartmann von Aue, Wolfram von Eschenbach und Gottfried von Straßburg seine höchste Blüthe. Die nachfolgenden Dichter lehnten sich beinahe ohne Ausnahme an diese vier großen Vorgänger, und ahmten sie bewußt oder unbewußt nach, ohne sie jedoch zu erreichen. Sie stehen jenen insbesondere darin nach, daß bei ihnen die epische Breite zur Weitschweifigkeit wird — ein Fehler, von dem übrigens auch ihre großen Vorgänger nicht frei zu sprechen sind, und der zunächst in dem Hang zum Reflectiren seine Quelle hatte. Und wie dieser Hang sich zuerst vorzüglich in Wolframs Dichtungen zeigt, so ist auch die Sucht zu allegorisiren, die sich in den späteren Dichtern immer mehr ausbildet, zum Theil aus Wolframs Vorgang zu erklären. Die bedeutendsten unter den spätern Epikern sind: Wirnt von Gravenberg, Konrad Flecke, der Stricker, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg. Ein Gedicht, welches von Gottfried von Straßburg als sehr bedeutend gepriesen wird (s. unten bei Gottfried die betreffende Stelle), der „umbehanc“ von

Bliker von Steinach, ist leider verloren gegangen.

Es bleibt uns noch übrig, ehe wir zur nähern Betrachtung der Dichter und ihrer Werke übergehen, einen Blick auf die Stoffe zu werfen, welche von den Epikern der mittelhochdeutschen Zeit behandelt wurden. Wie schon berührt, haben die höfischen Dichter vorzugsweise fremde Stoffe bearbeitet, die ihnen besonders durch das nördliche Frankreich geliefert wurden, wo sie entweder als nationale Ueberlieferungen im Munde des Volkes lebten, wie die Karlssage, oder wohin sie selbst schon aus der Fremde gebracht worden waren, wie die Sagen von Artus und der Tafelrunde nebst der vom heiligen Gral. Die Franzosen erscheinen selbst da als Vermittler, wenn die deutschen Gedichte Sagen und Geschichten des römischen und griechischen Alterthums behandeln. Doch sind auch lateinische Werke des Mittelalters häufig die unmittelbaren Quellen deutscher Dichtungen, wie wir am Schachzabelbuch Konrads von Ammenhausen schon ein Beispiel gehabt haben. Die Sagen von Artus und der Tafelrunde, die man wegen ihres Ursprungs als den bretonischen Sagenkreis zu bezeichnen pflegt, wurden von den mittelhochdeutschen Dichtern mit der größten Vorliebe behandelt, und es haben auch gerade die größten Epiker dieser Zeit, Hartmann, Wolfram und Gottfried, ihr Talent der Darstellung dieses Sagenkreises gewidmet. Auch konnte in der That kein Stoff dem eigenthümlichen Geiste der ritterlichen Dichter besser entsprechen, als gerade dieser. Da er fremd war und in keiner Weise mit den Erinnerungen des Volks zusammenhing, durfte man ihm im Ganzen, wie im Einzelnen, jede Gestaltung und Färbung geben, und da die französischen Dichter, aus deren Werken man den Stoff schöpfte, demselben schon den ganzen Charakter des Ritterthums aufgedrückt hatten, so mußte es ihren deutschen Nachahmern um so willkommner sein, die denn auch nicht verfehlten, diesen Charakter noch entschiedener auszuprägen, so daß uns die Gedichte, welche den bretonischen Sagenkreis behandeln, mehr als alle übrigen ein getreues Bild des höfischen Ritterthums geben. Die Helden dieser Gedichte sind vollendete Muster der Ritterschaft; d. h. ihr ganzes Leben ist auf äußeren Schein gerichtet, nach den Forderungen der höfischen Sitte gemodelt. Nie tritt in ihnen der wahre Mensch mit seinen menschlichen Leidenschaften hervor; es werden diese durch die höfische Sitte zurückgedrängt, und wenn sie doch zum Ausbruche kommen, so müssen sie höfisches Gewand anlegen, das freilich nicht immer das liebenswürdigste ist. Wenn irgend einmal die Leidenschaft einen Mann zur kräftigen That hinreißt, so ist dies gewiß selten ein Ritter, es ist ein Zauberer, ein Riese, ein Räuber oder ein Heide: der Ritter wird den Menschen nie hervorkehren, er wird nicht den Eingebungen seines überwallenden Herzens folgen, sondern zuerst genau erwägen, wie er seine Handlungen einrichten muß, daß sie den höfischen Sitten entsprechen. Es erscheint das menschliche Gefühl so sehr untergeordnet, oder vielmehr es wird dasselbe so entschieden dem ritterlichen Wesen entgegengesetzt, daß es da, wo es doch Alles überwältigend ausbricht, als Folge eines fremdartigen, außer dem Menschen liegenden Umstandes, eines Zaubertrankes zum Beispiel oder einer unwiderstehlichen äußern Gewalt erscheint. Ja es sind diese Helden der Tafelrunde so vollkommene Abbilder der Ritter des Mittelalters, daß sie oft, wie die Minnesinger, mit ihren Gefühlen spielen und sich in der That eher einbilden, solche zu haben, als daß sie wirklich von ihnen durchdrungen wären, weshalb denn auch ihre Handlungen mit den vorgespiegelten Empfindungen öfters im entschiedensten Widerspruche stehen, ohne daß jedoch ein anderer Beweggrund zu diesen Handlungen vorläge, als ihr eigener, freier, von keiner äußern oder innern Nothwendigkeit beschränkter oder bestimmter Wille.

So bedeutungslos und nach Einem Zuschnitte gemodelt die Charaktere der meisten Helden dieser Gedichte sind, so sind es auch die Begebenheiten. Wie mannigfaltig dieselben beim ersten Anblick auch scheinen, so sind es im Ganzen doch immer dieselben, die sich nur unter andern Nebenverhältnissen wiederholen: Liebesabenteuer, Zweikämpfe, Turniere, Verzauberungen, u. dgl.; nirgends aber welterschütternde Ereignisse; nirgends Völkerkämpfe, nirgends großartige Begebenheiten, welche die Schicksale der Nationen entschieden, nirgends bedeutende Ideen, an welchen die Menschheit sich verjüngt. Wenn uns an diesen Dichtungen irgend Etwas gefallen kann, so ist es demnach nicht der Stoff und nicht dessen Entwickelung, sondern die schöne, gewandte Behandlung desselben, worin die höfische Kunst ganz eigentlich besteht.

Dieser Stoff war übrigens ursprünglich nichts weniger, als bedeutungslos. Artus war nämlich ein König der Britten, welcher zu der Zeit lebte, als die Angeln und Sachsen Wales eroberten, den letzten Zufluchtsort der brittischen Unabhängigkeit und Nationalität. Als das brittische Volk im Laufe der Zeiten den Verlust seiner Freiheit immer tiefer und schmerzlicher empfand, bildete sich das Andenken an den heldenmüthigen Vertheidiger allmählich zur Sage aus, in welcher Artus (oder Arthur) als unübertreffliches Vorbild aller Heldentugenden verklärt wurde. Von Wales aus verbreitete sich die Sage über die Bretagne, das ein stammverwandtes Volk bewohnte, bei welchem zahlreiche Schaaren aus Wales zu wiederholtenmalen Zuflucht vor den blut- und beutegierigen Feinden gesucht und gefunden hatten. Dort wurde die Sage noch weiter ausgebildet, und lebte in vielen alten und neueren Liedern. Gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts lernten sie die nordfranzösischen Dichter kennen, welche, von dem Geiste des Wunderbaren angezogen, der in ihnen lebte, dieselben episch zu bearbeiten begannen, wobei sie jedoch alles Nationale abstreiften, die geschichtlichen Erinnerungen gänzlich verwischten, und der Sage den Charakter ihrer Zeit und insbesondere des Ritterthums aufprägten, worin ihnen auch die deutschen Dichter folgten, welche nach ihnen diesen Stoff bearbeiteten. In diesen französischen und deutschen Gedichten erscheint zwar Artus immerhin als der Mittelpunkt des heldenmüthigen Ritterthums; allein er gehört doch einer verschwundenen Zeit an, und die Erzählungen bewegen sich mehr um die Helden, welche an des Königs Hofe lebten. Er selbst tritt nur dann ein, wenn es gilt, die Großthaten der Ritter zu belohnen, oder wenn seine Gemahlin Ginevra nach höfischer Sitte diesen oder jenen Helden mit ihrer Minne beglückt. Das belebende Princip der ganzen Sage, wie sie sich bei den höfischen Dichtern

ausgebildet hat, ist aber die Tafelrunde. Darunter verstand man eine Genossenschaft, welche nach Einigen auf den Rath des Zauberers Merlin von König Artus, nach Andern von dessen Vater Uther Pendragon gestiftet worden war. Nur diejenigen Ritter, welche sich durch große Thaten ausgezeichnet und sich besonders im Frauendienste Ruhm erworben hatten, wurden in die Genossenschaft aufgenommen, welche zudem auf eine gewisse Zahl von Mitgliedern beschränkt war (bald sind es fünfzig, bald, wahrscheinlich durch Einwirkung der Karlssage, nur zwölf). Diese versammelte der König, als Vorsteher, oder, wenn man will, Großmeister des Ordens bei festlichen Gelegenheiten, namentlich bei Aufnahme neuer Genossen um eine runde Tafel, von welcher die Genossenschaft den Namen erhielt. Rund aber war diese Tafel, um die Gleichheit aller derjenigen zu bezeichnen, die an ihr zu sitzen berechtigt waren. Bei diesen festlichen Versammlungen wurden gewöhnlich die Thaten und Abenteuer erzählt, welche seit der letzten Zusammenkunft von den jüngeren Genossen ausgeführt worden waren; sehr häufig gaben sie auch Gelegenheit zu neuen Abenteuern, sei es, daß die Königin oder eine andere Dame des Hofes irgend eine Veranlassung hiezu gab, oder daß ein fremdes Fräulein hinkam, um bei diesem oder jenem Helden der Tafelrunde Schutz vor ihren mächtigen Verfolgern zu suchen.

An die Sagen von Artus und der Tafelrunde lehnt sich, freilich nur in sehr oberflächlicher Verbindung, die Geschichte von Tristan und dessen Liebe zu der schönen Isolde, welche, ursprünglich ganz selbstständig und aus mythischen Vorstellungen der keltischen Völker hervorgegangen, sich zu einer festen und weitverbreiteten Sage ausgebildet hatte. Sie unterscheidet sich von den übrigen bretonischen Sagen wesentlich dadurch, daß in ihr die Liebe nicht bloß als höfisches Verhältniß zwischen dem Ritter und dessen auserkorener Dame, sondern als wirkliche, den ganzen Menschen erfassende Leidenschaft erscheint, ob sie sich gleich auch nicht aus einer innern Nothwendigkeit erzeugt hatte, sondern durch äußere Umstände aufgedrungen worden war.

Die Sagen von Artus und der Tafelrunde wurden zuerst von Ulrich von Zazikhoven deutsch bearbeitet; ihm folgten Hartmann von Aue, Wirnt von Gravenberg, Heinrich von dem Türlin, der Stricker, Konrad von Stoffel (dessen noch ungedrucktes Gedicht Gauriel von Muntavel heißt) und endlich der unbekannte Verfasser des Wigamur. Die Tristansage wurde in der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts von Eilhart von Oberge, einem Dienstmanne Heinrichs des Löwen, nach einem französischen Vorbild bearbeitet; außer diesem leider bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangenen Gedichte behandelt nur noch das Meisterwerk Gottfrieds von Straßburg den nämlichen Gegenstand.

Während in den Gedichten aus dem Sagenkreise des Königs Artus und seiner Tafelrunde das weltliche Ritterthum in epischer Weise dargestellt wird, und in denselben die mannigfaltigen Abenteuer, welche von den Helden bestanden werden, als an sich zwecklos erscheinen, indem dieselben nur aus zufälligen Verhältnissen hervorgehen, stellt eine andere Reihe von Gedichten das geistliche Ritterthum dar, das, obgleich aus dem weltlichen hervorgegangen, an die höfische Sitte desselben festhaltend und mit ihm die Frauenverehrung theilend, dennoch zugleich einen höheren Zweck verfolgt, welcher in der Gewinnung des heiligen Grales bestand. Die Sage vom heiligen Gral ist, wie die von Artus und seinen Helden, bretonischen Ursprungs. Denn Gral bedeutet in der celtischen Sprache ein Gefäß, und man bezeichnete damit das Waschbecken der Göttin Ceridwen: und unter diesem war wiederum das Schiff der Erde, d. h. das Grab verstanden, durch welches die Seele zu ihrer geistigen Wiedergeburt gelangt, und das daher aufgesucht werden müsse, weil man ja nur durch dasselbe zur ewigen Freude kommen könne. Als das Christenthum sich bei den keltischen Völkern verbreitete, hatte sich der ursprüngliche Mythus vielseitig zur Sage ausgebildet und feste Wurzel gefaßt. Wie überall, eignete sich das Christenthum nun auch hier den Volksglauben an, indem es dessen äußere Gestaltung auf christliche Verhältnisse übertrug. Das Waschbecken der Ceridwen wurde zur Diamantschüssel, welche bei dem letzten Abendmahl Christi gedient hatte, und in welcher Joseph von Arimathia das Blut des gekreuzigten Heilands aufgefangen hatte; es wurden alle sagenhaften Ausschmückungen, welche sich im Laufe der Zeiten mit Ceridwens Waschbecken verbunden hatten, auf jene Schüssel übergetragen, und als das Christenthum den heidnischen Glauben vollständig besiegt hatte, erhielt die Sage noch weitere, den christlichen Ansichten angemessene Ausbildung. Auch wurde sie mit den Sagen von König Artus in Verbindung gebracht, von denen sie ursprünglich vollständig geschieden war. Noch andere Erweiterungen erhielt die Sage, als sie sich nach Nordfrankreich und von da über die andern romanischen Lande und Deutschland verbreitete. Ihre vollständigste Ausbildung scheint sie in Spanien erhalten zu haben, wo sie auch arabische Elemente in sich aufnahm, welche durch die Einwirkung der Kreuzzüge noch bedeutend vermehrt wurden. Ohne Zweifel blieben die zu jener Zeit auftauchenden geistlichen Ritterorden und namentlich der Templerorden nicht ohne mächtigen Einfluß auf die Sage vom Gral. Wie sich in jenen Orden ein geistliches Ritterthum als Gegensatz des weltlichen ausbildete, so traten nun auch die Ritter des Grals, die Templeisen (dieser Name erinnert ja schon an die Tempelherren, französisch templiers) im Gegensatz zu den Rittern der Tafelrunde, welche nur weltliche Zwecke verfolgten. Wie die Tempelherren, so mußten auch die Templeisen unverehelicht bleiben, und so wie jene den allgemeinen Kirchenglauben durch geheime, nur den Eingeweihten bekannte Lehren wesentlich modificirten, so beruhte ja auch das gesammte Templeisenthum auf tiefen, unergründlichen Geheimnissen, deren nur wenige Auserwählte theilhaftig wurden. Der Gral, den man den heiligen nannte (san gréal, und daraus später, indem man den Namen mit der Sage in Uebereinstimmung bringen wollte, sang réal, d. h. königliches, heiliges Blut), war mit wunderbaren, heiligenden und belebenden Kräften ausgestattet; es hatten ihn Engel vom Himmel, wohin er nach dem Tode des Heilands versetzt worden war, auf die Erde gebracht, wo er zuerst durch jene Engel selbst, dann aber durch die ihm geweihte Genossenschaft, die Templeisen, in einer tempelähn-

lichen Burg auf dem von Wüsten und Wäldern umgebenen Berg Mont Salvage aufbewahrt wurde. Den Templeisen stand ein König vor, deren erster Titurel war, der auch den Tempel auf Montsalvatsch erbaute. Zu diesem aber konnte Niemand den Weg finden, der nicht vom Grale selbst zu seinem Diener und Ritter ausersehen war. Die Templeisen müssen sich ganz dem Dienste des Grals hingeben, der Welt und insbesondere dem Frauendienst entsagen; sie müssen auf jede Selbstbestimmung verzichten und dürfen nur im Dienste des Grals kämpfen. Ueberhaupt müssen sie vollkommen rein und sündelos sein, denn nur Reine dürfen den Gral anschauen oder sich ihm nähern. Daher wird der zweite König, Anfortas, durch eine schmerzliche und unheilbare Wunde bestraft, als er dem Verbot zuwider sich weltlichem Frauendienste widmete; und als Parzival vom Gral zum Nachfolger des Anfartas auserkoren ist, muß er, ehe er zum Anschauen des Heiligthums gewürdigt wird, seine frühern Sünden durch harte Buße sühnen. Und als endlich das Abendland in sündiges Leben fällt, da wird der Gral nach dem Morgenlande gebracht; aber es bleibt verborgen, wo der neue Tempel errichtet wird.

Wie die französischen Dichter, welche die Gralsage bearbeiteten, in ihren Werken das Haus Anjou zu verherrlichen strebten, indem die Könige des Grals diesem fürstlichen Geschlechte angehören, so haben deutsche Dichter die bekannte Stammsage des herzoglichen Hauses von Brabant mit dem Grale in Verbindung gebracht; doch ist dies wohl erst in späteren Zeiten geschehen und zwar von dem unbekannten Verfasser des Lohengrin und von Konrad von Würzburg in seinem Gedichte der Schwanenritter. Außerdem wurde die Sage in ihrer von den Franzosen entlehnten Gestalt hauptsächlich von Wolfram von Eschenbach und dessen Fortsetzer Albrecht bearbeitet.

Nächst dem bretonischen Sagenkreis, unter welchem man auch die Nebenzweige von Tristan und dem heiligen Gral zu begreifen pflegt, wurde der Sagenkreis von Karl dem Großen und seinen Helden von den höfischen Dichtern bearbeitet, jedoch, was charakteristisch genug ist, bei weitem nicht mit der Vorliebe und in dem Umfang, wie jener. Da die Karlssage ursprünglich deutsch war, und sie außerdem durch die in derselben erzählten Kämpfe der Christenheit mit den Ungläubigen so manche Aehnlichkeit mit den Zeiten der Kreuzzüge darbot, so ist es nur aus der traurigen Theilnahmlosigkeit der höfischen Dichter gegen alles Nationale zu erklären, daß sie diesem an und für sich schönen und reichen Sagenkreis jenen weit bedeutungsloseren so sehr vorzogen, der ihnen auch schon deshalb mehr behagte, weil er der phantastischen Richtung ihres Geistes viel größeren Spielraum gewährte, während die Sagen von Karl dem Großen, so sehr die Welt des Wunderbaren in ihnen ausgebildet war, doch immer zu einer gewissen Realität und Wahrheit zwang, die eben nicht im Charakter der höfischen Dichter lag.

Obgleich die Grundlage des kärlingischen Sagenkreises ursprünglich deutsch war, und Karl der Große in manchen, leider verlorenen Volksgesängen verherrlicht worden war, welche ohne Zweifel die Geschichte des mächtigen Frankenkönigs schon in sagenhafter Ausschmückung darstellten; so sind die mannigfaltigen Sagen, welche sich nach und nach über ihn im Volke bildeten, in Deutschland doch nur vereinzelt geblieben, wie sie bis in die spätesten Zeiten herab nur als Ortssagen sich festgesetzt haben, ohne zu einer allgemeinen, alle einzelnen Sagen umfassenden Gestaltung gelangen zu können, was wohl auch darin seinen Grund hat, daß die Idee von der Einheit des Reiches und des Volkes immer mehr in den Hintergrund trat. In Frankreich dagegen, wo sich diese Idee immer fester und entschiedener ausbildete, trat Karl der Große, als der Träger dieser Idee, immer lebendiger im Bewußtsein des Volks hervor, und gerade deshalb entwickelten sich dort insbesondere diejenigen Sagen in großartiger Weise, in welchen die Kämpfe Karls des Großen mit seinen mächtigen Lehnsträgern dargestellt wurden. So sehr dieselben auch von der Sage und der Poesie verherrlicht wurden, so sehr das ganze Interesse von Karl weg und diesen sich zuwendete, so siegte doch die Idee der Einheit, welche in Karl verkörpert erschien, über alle menschliche und poetische Theilnahme, die jene Helden erregt hatten, und das Ende der Kämpfe war stets, daß sie sich ihrem Oberherrn unterwerfen mußten. Wie sich in der Ausbildung dieser Sagen schon die Einheit des französischen Reichs prophetisch darstellt, und diese somit als eine nothwendige Folge des im Volke lebenden Bewußtseins erscheint; so ist es auch wiederum erklärlich, daß diese Seite des kärlingischen Sagenkreises in Deutschland nicht zur Entwickelung kommen konnte, weil jenes Bewußtsein immer mehr verschwand. Ja man kann sogar mit aller Bestimmtheit voraussetzen, daß, wenn die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen in Deutschland zum Gegenstand der Sage und der Dichtung geworden wären, dieselben einen ganz andern Ausgang hätten nehmen müssen, als bei den Franzosen, daß nicht Karl, sondern seine aufrührerischen Großen siegreich aus dem Kampfe hervorgegangen wären. Es ist daher auch bezeichnend, daß die höfischen Dichter diese Gruppe des Sagenkreises gar nicht bearbeitet haben: sie widersprach ihrer Anschauungsweise viel zu sehr; auch würden sie ihren fürstlichen Gönnern mit solchen Dichtungen wenig Freude gemacht haben, da die Absicht derselben mit ihren eigenen Wünschen und Zwecken zu sehr im Widerspruche standen. Es haben nur niederländische Dichter die Kämpfe Karls mit seinen Genossen poetisch behandelt, und auch dies ist erklärlich, da sich in den Niederlanden das Volksbewußtsein schon damals kräftig entfaltete. Unter den hieher gehörigen Gedichten ragt besonders das von den Haimonskindern hervor, das in seiner großartigen Auffassung des Kampfes und der durchaus poetischen Entwickelung der Charaktere, so wie in der höchst gelungenen Composition des Ganzen und in der lebendigen, bei der ganz epischen Ausführlichkeit doch raschen Entfaltung der Begebenheiten, wie von Andern mit Recht bemerkt worden ist, mit der Iliade zusammengestellt werden darf, wenn es diese auch an hoher Vollendung nicht erreicht. Es ist dieses Gedicht nebst andern hieher gehörigen zwar auch in das Hochdeutsche übergetragen worden, allein erst gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts, also zu einer Zeit, wo die ihnen zu Grunde liegende Idee gar nicht mehr verstanden werden konnte, und die Begeisterung, welche der riesige Kaiser Karl etwa erregen mochte, so un-

schuldig bleiben mußte, als etwa die für Hermann und seine Cherusker, mit welcher man in unsern Tagen zu spielen pflegt.

Eine andere Gruppe des kärlingischen Sagenkreises bilden die Sagen von Karls des Großen Leben und Thaten, von seinen Ahnen, seiner Kindheit und Jugend, insbesondere von seinen und des Narbonner Heldengeschlechts (Aimeric und Wilhelm der Heilige) Kämpfen mit den Arabern, welche in Frankreich zur Zeit der Kreuzzüge zu großen epischen Gedichten verarbeitet und zum Theil von deutschen Dichtern nachgebildet wurden. Daß die Kreuzzüge auf die Art der Auffassung und Behandlung von großem Einflusse waren und sein mußten, ist sehr begreiflich; auch mußten die Dichtungen dadurch wesentlich gewinnen, weil ihnen auf diese Weise eine Wahrheit und Realität gegeben werden konnte, welche sie von den phantastischen Gebilden der Artussage zu ihrem Vortheil unterschied. Allerdings erscheinen auch hier Karl und seine Helden ganz im Gewande des Ritterthums; aber da ihnen große Zwecke beigelegt werden, und sie sich nicht bloß in willkürlich erdachten und zufälligen Abenteuern bewegen; da insbesondere der Frauendienst ganz zurücktritt und er nicht mehr das einzige und Alles beherrschende Motiv ihrer Thaten ist, diese vielmehr als Ergebnisse großer Ideen erscheinen, indem die Helden für Religion und Vaterland kämpfen; und da endlich die großartigsten, welthistorischen Begebenheiten den Hintergrund der hiehergehörigen Dichtungen bilden: so macht die Einführung der ritterlichen Sitten eine ganz andere Wirkung, als bei den Gedichten aus dem bretonischen Sagenkreis, wo das Spielende und Phantastische durch nichts Höheres gemildert wird. Wie überall, wo die poetische Wahrheit mit der Wirklichkeit deshalb in Widerspruch steht, weil der Dichter diese nicht kannte und wegen seines Bildungszustandes nicht kennen konnte, den wohlgefälligen Eindruck des Naiven hervorbringt, so ist es auch in jenen Gedichten aus dem Sagenkreise Karls des Großen der Fall, deren Personen und Begebenheiten auf naive Weise nach der Anschauungsweise der Zeit des Ritterthums und der Kreuzzüge dargestellt sind. Es hatte sich übrigens auch schon die Sage in dieser Anschauungsweise ausgebildet; die Kämpfe mit den Arabern, obgleich ihrem Ursprung und Wesen nach von den Kämpfen mit den Sarazenen unterschieden, erschienen ihr vollkommen als Kreuzzüge, wie sie denn auch von einer Fahrt Karls des Großen nach Jerusalem erzählte. Man hielt früher die unter dem Namen des Bischofs Turpin, eines der Paladine Karls des Großen, erhaltene lateinische Chronik für die Quelle der Gedichte dieses Sagenkreises; allein es ist jetzt erwiesen, daß diese wahrscheinlich erst gegen das Ende des elften Jahrhunderts von einem Geistlichen verfaßt wurde, und vermuthlich selbst ihren Stoff aus den früheren Volksgesängen entnommen hat, welche jenen größeren epischen Gedichten zu Grunde liegen, daher ihre vielfache Uebereinstimmung mit denselben zu erklären ist.

Wie sich die Tristansage allmählich an die von König Artus und seiner Tafelrunde anschloß, so wurden auch ursprünglich ganz unabhängige Sagen mit Karl dem Großen in Verbindung gebracht; dies war namentlich mit der lieblichen Sage von „Flos und Blancflos" und einer andern von der „guten Frau" der Fall.

So reich und von mannigfaltigem Interesse übrigens der kärlingische Sagenkreis mit seinen Nebenzweigen ist, so wurde derselbe, auch abgesehen von der Gruppe, welche die Kämpfe Karls mit seinen Vasallen begreift, von den deutschen Dichtern nicht sehr häufig bearbeitet; ihnen behagte, wie schon von Andern richtig bemerkt wurde, die fester gestaltete Sage nicht, welche das phantastische Element nicht aufkommen ließ. Außer dem Rolandsliede vom Pfaffen Konrad und dem Karl vom Stricker sind nur noch zu nennen der Wilhelm von Oranse von Wolfram von Eschenbach, Flore und Blanscheflure von Konrad Flecke, und die gute Frau von einem unbekannten Dichter, welcher übrigens außer einigen wirklich gelungenen Stellen doch mit den besseren seiner Zeitgenossen nicht zusammengestellt werden kann, wie denn auch der Stoff des Gedichts wenig Interesse darbietet, da in der That nur eine Reihe von wenig zusammengreifenden Begebenheiten zu einander gestellt ist. Ein anderes, welches in niederrheinischer Sprache unter dem Titel: „Karlmainet" die sagenhafte Jugendgeschichte Karls des Großen behandelt, ist leider nur in Bruchstücken vorhanden. Alle diese Dichtungen sind übrigens, wie die aus dem bretonischen Sagenkreis, nach französischen Vorbildern bearbeitet.

Neben diesen Stoffen fand auch die antike Heldensage vielfache Bearbeitung; doch gewann auch diese erst durch französische Vermittlung Eingang in Deutschland. Denn obgleich auch Geistliche und Gelehrte (wie sich denn Herbort selbst einen gelarten schuolære nennt) unter den Dichtern erscheinen, so haben wohl auch diese die lateinischen und griechischen Dichtungen nicht gekannt, welche die ursprünglichen Quellen ihrer Werke waren. Uebrigens war dies wohl auch bei ihren französischen Vorbildern nicht der Fall; vielmehr hatten diese ihren Stoff aus lateinischen und griechischen Werken des Mittelalters geschöpft, welche selbst theils unmittelbar aus den klassischen Dichtungen des Alterthums hervorgegangen waren, theils auch spätere volksmäßige Entwickelungen der alten Sagen benutzt hatten. Schon sehr frühe wurde die Geschichte des trojanischen Kriegs bearbeitet; denn wie es scheint ist ein älteres Gedicht, welches denselben behandelte, verloren gegangen. Das älteste uns bekannte Gedicht aus diesem Kreise ist das „Liet von Trôie" von Herbort von Fritzlar; das umfangreichste hat Konrad von Würzburg abgefaßt, welcher, wie auch schon sein Vorgänger Herbort, zugleich auch den Argonautenzug in den Kreis seiner Darstellung zog. Die Irrfahrten und Thaten des Aeneas wurden von Heinrich von Veldecke poetisch bearbeitet. Wenn schon die Geschichte und die Schicksale des trojanischen Helden wegen ihres romantischen Charakters die damalige Zeit anziehen mußten, so war dies bei den Zügen und Thaten Alexanders des Großen noch weit mehr der Fall, da sie ja nach dem Oriente leiteten, wohin die Blicke der damaligen europäischen Welt gerichtet waren. Deshalb fanden sie auch häufige Bearbeitungen, unter denen der „Alexander" des Pfaffen Lamprecht vorzügliche Beachtung verdient. Von geringerem Werthe ist der „Alexander" Rudolfs von Ems

und noch unbedeutender der noch nicht gedruckte „Alexander" von Ulrich von Eschenbach, welcher nach einem lateinischen Werke Walthers von Castiglione arbeitete, so wie der „Alexander" von Seifried, der mit dem oben (S. 206) erwähnten Seifried Helbling nicht zu verwechseln ist. Nur einen Zweig der Alexandersage behandelt das Gedicht „Alexander und Antilois" von einem unbekannten Verfasser, in welchem die Abenteuer des macedonischen Helden mit dem Zwerg Antilois erzählt werden. Die in Ovids Verwandlungen zusammengestellten griechischen und römischen Göttersagen wurden um das Jahr 1210 von Albrecht von Halberstadt, einem Dichter, der am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen lebte, deutsch bearbeitet; doch scheint es, daß er nicht unmittelbar aus dem römischen Dichter, sondern aus einer andern lateinischen Quelle schöpfte, die er nicht näher bezeichnet. Das Werk Albrechts ist aber verloren gegangen; es ist mit Ausnahme der Vorrede, welche in die alten Drucke aufgenommen wurde, nur noch in einer späteren Umarbeitung des bekannten Georg Wickram vorhanden. Hieher gehört endlich noch das leider nur in Bruchstücken erhaltene Gedicht: „Athys und Prophilias" von einem unbekannten Verfasser, das uns, freilich in anderer Weise, nach dem alten Griechenland und dem alten Rom führt; es behandelt die Geschichte zweier Freunde (Athys und Prophilias) und zweier Liebenden (Athys und Gayete, des Prophilias Schwester) mit solchem Geschick, daß wir tief bedauern müssen, nicht das Ganze zu besitzen, wenigstens in seinem ersten Theile, dem der zweite bedeutend nachsteht.

Was oben von der naiven Auffassung der Karlssage gesagt wurde, gilt in noch viel höherem Grade von den Bearbeitungen der antiken Götter- und Heldensage. Die Personen und Begebenheiten, welche in den Gedichten aus dem karolingischen Sagenkreise dargestellt wurden, hatten immerhin einen modernen Charakter, mit dem das spätere Mittelalter mannigfaltige Verwandtschaft zeigte, und zu welchem es in keinem Falle in so mächtigem Gegensatze stand, als das klassische Alterthum. Aber auch dieses wurde ganz im Sinne der damaligen Bildung aufgefaßt: die alten Griechen und Römer erscheinen in Sitten, Gebräuchen und Anschauungsweise durchaus im Gewande des Mittelalters, so daß selbst die alte heidnische Religion mit dem Mahometanismus vermischt wird, wie wiederum auch in den Gedichten aus dem karolingischen Sagenkreise die Mahometaner zu Heiden gestempelt werden, welche nebst ihrem Gotte Mahomet auch den Jupiter und den Apollo anbeten. Es unterscheiden sich daher die hiehergehörigen Gedichte nur dem Inhalte, nicht aber der Bearbeitung nach von den übrigen Dichtungen; die antiken Heldensagen sind zu vollständigen Liebes- und Rittergeschichten ausgebildet, und die griechischen oder römischen Helden sind so gute Ritter, als die der Tafelrunde, deren höfische Bildung sie vollkommen theilen.

Die höfische Epik schließt sich namentlich durch Behandlung religiöser oder kirchlicher Stoffe an die Uebergangsperiode an; nur wurden diese jetzt mit freierem Geiste behandelt, wie denn auch die Dichter sich nicht bloß an die biblischen Quellen hielten, sondern die einer poetischen Behandlung fähigeren apokryphischen Evangelien benutzten. Wir nennen unter den hiehergehörigen Dichtungen „die Kindheit Jesu" von Konrad von Fussesbrunnen, „das Leben Mariä und Christi" von Philipp dem Karthäuser, und ein ähnliches von Walther von Rheinau aus Bremgarten. Nächst diesen sind die dichterischen Darstellungen christlicher Legenden zu erwähnen, welche nicht bloß von geistlichen, sondern auch — und im Ganzen mit entschiedenerem Glücke — von weltlichen Dichtern bearbeitet wurden. Es gibt deren eine außerordentlich große Anzahl, denn es ist nicht leicht ein Heiliger des Kalenders oder ein Märtyrer zu finden, dessen Leben, Leiden und Wunder nicht in Versen beschrieben worden wären. Freilich kann nur ein verhältnißmäßig geringer Theil dieser Legenden auf höheren poetischen Werth Anspruch machen, und die meisten derselben hatten wohl auch hauptsächlich den Zweck, den ungebildeteren Mönchen und Nonnen als Andachtsbücher zu dienen. So wichtig diese auch für die Geschichte der christlichen Legende sein mögen, so können sie doch in einer Geschichte der deutschen Literatur eben so wenig Platz finden, als die zahlreichen Mönchsreimereien, welche in den späteren Jahrhunderten durch den Druck für die Gläubigen veröffentlicht wurden. Es können daher nur diejenigen hier genannt oder berücksichtigt werden, welche ein höheres Interesse darbieten, sei es, daß die frühe Zeit ihrer Abfassung, oder ihre Darstellung, oder ihr poetischer Werth in Betrachtung kommt. Zu den älteren, noch im 12. Jahrhundert abgefaßten Legenden gehört der von einem Geistlichen, Namens Alber, gedichtete Tundalus, in welchem die Visionen des irischen Ritters Tundalus erzählt werden, der während eines wunderbaren Schlafs von einem Engel durch Hölle, Fegfeuer und Himmel geführt wurde. Es war dieser Gegenstand schon früher von einem niederrheinischen Dichter poetisch behandelt worden, doch sind von diesem älteren Werke bis jetzt nur einzelne Bruchstücke bekannt. Merkwürdig ist die von einem unbekannten Dichter verfaßte Legende „Pilatus" deswegen, weil sie eines der ältesten mittelhochdeutschen Gedichte ist, in welchem der Reim schon in großer Reinheit erscheint und der Vers mit Sorgfalt behandelt ist. Doch ist sie mit Ausnahme des Eingangs von keinem poetischen Werth; auch ist sie nicht vollständig erhalten. Zu erwähnen sind endlich noch die „heilige Veronika" und „Vespasianus", beide von Wernher vom Niederrhein. Das dreizehnte Jahrhundert war an Bearbeitungen der Legende noch viel reicher, als das zwölfte, da sich nun auch höfische Dichter dieser Stoffe bemächtigten. Weitaus die bedeutendsten sind „der Gregorius auf dem Stein" von Hartmann von Aue, „Barlaam und Josaphat" von Rudolf v. Ems, „der heilige Georg" von Reinbot von Dorn, „das Leben der heiligen Elisabeth" von einem unbekannten Verfasser, mehrere treffliche Legenden von Konrad von Würzburg und „die Marter der heiligen Martina" von Hugo von Langenstein. Gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts wurde endlich eine große Sammlung von Legenden unter dem Titel: „Passional" von einem ebenfalls unbekannten Verfasser nach verschiedenen Quellen verfaßt. Außer diesen eigentlichen Legenden besitzen wir aber noch eine ziemlich große Anzahl von kleineren legendenartigen

Erzählungen, in denen besonders die Verehrung der heiligen Jungfrau und deren große Macht dargestellt wird.

Wie die Karls- und Alexandersage, wie vor Allem die Legenden den Dichtern und mit ihnen der ganzen Zeit als wahrhafte Geschichten erscheinen mochten, welchen sie nur ein poetisches Gewand gaben, so kann es nicht auffallen, daß auch die Geschichte selbst von den mittelhochdeutschen Dichtern poetisch bearbeitet wurde. In den früheren Werken dieser Art war, wie wir schon gesehen haben, die Geschichte freilich sehr häufig mit den verschiedenartigsten Sagen durchwebt, und die Dichter nahmen mit gleicher Bereitwilligkeit in ihre Werke auf, was sie in Büchern verzeichnet fanden und was ihnen die Tradition an die Hand gab, so wie sie wohl auch hie und da ihrer Einbildungskraft freien Lauf ließen und manche Thatsache dichterisch ausschmückten und entwickelten, die ihnen in ihrer einfachsten Gestalt überliefert worden war. Die späteren Bearbeitungen halten sich dagegen genauer an die beglaubigten Thatsachen, weshalb sie um so viel mehr an historischer Bedeutung gewinnen, als sie in poetischer Beziehung verlieren. Die ältesten, aus dem zwölften Jahrhunderte dieser Art, das Annolied (wenn man bei diesem das historische Element, wie es schon, obgleich mit Unrecht, geschehen, hervorheben will) und die Kaiserchronik haben wir schon bei den Uebergangsdichtungen erwähnt (S. 237, 251 u. 256); dem dreizehnten Jahrhundert gehören an die „Weltchronik“ von Rudolf von Ems, die „Weltchronik“ von Johann oder Jansen dem Enenkel, und dessen „Fürstenbuch von Oesterreich“, die „Livländische Reimchronik“ von einem unbekannten Dichter, die „Oesterreichische Chronik“ von Ottaker (gewöhnlich Ottokar v. Horneck genannt), und endlich die „Chronik des deutschen Ordens“ von Nicolaus v. Jeroschin. Unter mehreren in niederdeutscher Mundart verfaßten Werken der Art erwähnen wir nur als die bedeutendsten die „Reimchronik der Stadt Cöln“ von Gottfried Hagen.

Einen eigenthümlichen Dichtungskreis bildet die Thiersage. Es ist dieselbe zwar ursprünglich deutsch; allein außer einigen abgerissenen Erzählungen, welche theils einzeln, übrigens schon mit didaktischer Färbung, selbstständig behandelt, theils in größere Dichtungen, wie in die Kaiserchronik, eingereiht wurden, haben wir nur ein einziges Gedicht, in welchem eine Reihe von Erzählungen aus der Thiersage zu einem epischen Ganzen vereinigt sind. Doch ist auch dieses Gedicht, dessen Verfasser Heinrich der Glichezare oder Glichesäre heißt, nach einem französischen Vorbilde bearbeitet, so daß es sich schon dadurch, wie die Dichtungen aus der Karlssage, den volksthümlichen Dichtungen entgegenstellt und den rein höfischen Epen beigezählt werden muß.

Außer den im Obigen genannten epischen Gedichten, welche zu einem bestimmten Sagenkreise gehören, oder eine religiös-kirchliche Richtung haben, oder endlich die Geschichte poetisch darstellen, gibt es noch eine reiche Zahl von größeren und kleineren epischen Dichtungen, die weder zu einander, noch zu jenen schon erwähnten Gedichten in äußerer oder innerer Beziehung stehen und daher auch zu keinem Gesammtbilde zusammengefaßt werden können. Es sind darunter sowohl die größeren epischen Gedichte zu begreifen, welche irgend eine vereinzelte, zum Theil auf historischer Grundlage beruhende Sage darstellen, als auch die kleinen poetischen Erzählungen ernsten oder heitern Inhalts, welche mehr allgemeine Lebensverhältnisse behandeln, während die größern hiehergehörigen Epen, gleich den Gedichten aus einem bestimmten Sagenkreise, das Ritterthum und das höfische Leben darstellen. Unter diesen verdienen insbesondere die folgenden eine nähere Berücksichtigung: „Graf Rudolf“ von einem unbekannten Dichter des zwölften Jahrhunderts, „Eraklius“ von Meister Otte, „Wilhelm von Orlens“ von Rudolf von Ems und „Engelhard und Engeltraut“ von Konrad von Würzburg.

Die Zahl der poetischen Erzählungen ist außerordentlich groß; so viele deren auch schon gedruckt sind, so mag doch noch kaum die Hälfte der handschriftlich vorhandenen bekannt gemacht worden sein. Es sind dieselben sowohl ihrem Umfange, als ihrem Inhalte und ihrer Darstellungsweise nach sehr mannigfaltiger Art: während die Einen an Ausführlichkeit beinahe an das Epos grenzen, sind andere wieder von der gedrängtesten Kürze; viele stellen das Leben von seiner ernstesten Seite dar und entwickeln die reinste Sittlichkeit, während eine große Menge derselben nicht bloß einen heitern und schalkhaften, sondern selbst den muthwilligsten Charakter haben, ja sogar die Ausgelassenheit bis zur rohesten und nacktesten Unzüchtigkeit steigern. So ist auch die Darstellung bei den Einen durchaus künstlerisch schön und bewegt sich sogar dann in einer feinen und höfischen Sprache, wenn der Inhalt an das Gemeine streift; bei andern dagegen wird die Gemeinheit des Inhalts durch die Gemeinheit des Ausdrucks wo möglich noch überboten. In ihrer Gesammtheit betrachtet, erhalten aber alle diese Erzählungen dadurch einen außerordentlichen Werth, daß sie uns ein treues und lebensvolles Bild der damaligen Zustände vor die Augen führen, da sich in ihnen alle, selbst auch die untergeordneten Stände und Lebensverhältnisse dargestellt finden. Bald sind es Fürsten und Herren, bald Ritter und Geistliche, bald wieder Bürger und Bauern, welche den Mittelpunkt der Erzählungen bilden, und in den mannigfaltigsten Beziehungen erscheinen, meistens aber, was eben für uns das Werthvollste ist, in ihren häuslichen und bürgerlichen Verhältnissen dargestellt werden. Daher erscheint hier mit seltenen Ausnahmen das Ritterthum von den phantastischen und sentimentalen Formen entkleidet, welche die höfische Sitte vorschrieb, und die in den eigentlichen Rittergedichten Alles beherrschten, aber in dem Leben, wie in der Dichtung, so ganz äußerlicher Natur waren, daß sie ganz unbedenklich abgeworfen wurden, wenn der äußere Anstand es erlaubte, oder wenn man sich von den Fesseln desselben befreite. Aus diesen Erzählungen wird es insbesondere ganz klar (falls man nicht schon durch die Rittergedichte eines Ulrich von Zazikhoven und Anderer, durch des Lichtensteiners Frauendienst u. s. w. überzeugt werden könnte), daß die so hochgerühmte Frauenverehrung des Mittelalters zum großen Theil nur auf Schein beruhte. Viele dieser Erzählungen stellen uns auch das unzüchtige Leben der Geistlichkeit, über welches die didaktischen Dichter so wiederholt und so bitter klagten, in nackter, oft genug Ekel

erregender Wahrheit dar. Andere berichten uns in eben so unverdeckter Weise über die freien Beziehungen der Geschlechter bei Bürgern und Bauern; aber so gemein und schmutzig gerade diese Erzählungen sind, so unterscheiden sie sich doch wesentlich dadurch von jenen andern, daß in ihnen mehr die rohe Natur zur Erscheinung gelangt, als die gesuchte Lüsternheit, die immer eine Folge der Afterbildung ist. Auch sind die Erzählungen, in welchen Ritter oder Mönche die Hauptpersonen sind, meistens fremden, insbesondere französischen Quellen nachgebildet, während die andern, in denen das Leben und Treiben der Bürger und Bauern dargestellt wird, gewöhnlich auf volksthümlichen Geschichtchen beruhen, von denen noch manche heut zu Tage erzählt werden. Diese Gedichte mögen denn auch zum größeren Theil von fahrenden Sängern herrühren, welche ihre Stoffe am liebsten aus dem Munde des Volks entnahmen, welches wiederum auch solche Stoffe am liebsten vortragen hörte, die ihm bekannt waren und Verhältnisse des Volkslebens schilderten.

Unter den höfischen Dichtern haben vornämlich Hartmann von Aue, Rudolf von Ems, Konrad von Würzburg, der Stricker, Johann von Freiberg („das Rädlein") und Herrant von Wildonie („der verkehrte Wirth" u. a. m.) größere und kleinere poetische Erzählungen gedichtet; unter den nicht höfischen Dichtern sind besonders zu nennen: Jakob Appet („der Ritter unter dem Zuber"), Dietrich von der Gletze („der Gürtel"), Hermann Fressant aus Augsburg („von den ledigen Weibern"), Der Freudenleere („der Wiener Meerfahrt"), Heinz der Kellner („die Räthsel"), Jansen Enenkel (s. u.), Heinrich Rafolt („der Nußberg"), Rüdiger von Hunthover („der Schlegel"), Ruprecht von Würzburg („die zwei Kaufleute"), Sibot („der Frauen Zucht"), Siegfried der Dorfer („der Frauen Trost"), der Vriolsheimer („die Hasen"). Wernher der Gartenäre (s. u.). Von unbekannten Dichtern verfaßt sind die durchaus vortrefflichen Erzählungen: „Crescentia", „der Weinschwelg", „der Jungherr und der treue Heinrich" (ein allerliebstes Mährchen), sodann noch „die Heidin", „der Kotze oder die halbe Decke", „Aristoteles und Phyllis", „der Reiher", „der Sperber", „das Häselein", „das Schneekind" und viele andere mehr, welche in Laßbergs Liedersaal, in von der Hagens Gesammtabenteuern, im Koloczaer Kodex und in andern Sammlungen veröffentlicht worden sind.

Nachdem wir die Stoffe der höfischen Epik in einem übersichtlichen Bilde zusammengestellt haben, wollen wir die hauptsächlichsten Dichter und Dichtungen in chronologischer Ordnung — so weit sich dieselbe mit einiger Sicherheit bestimmen läßt — unsern Lesern vorführen.

Heinrich der Glichesäre.

Wir stellen das einzige Gedicht aus der mittelhochdeutschen Zeit, welches die Thiersage behandelt, den übrigen voran, nicht nur weil es eines der ältesten ist, sondern auch weil es sich dadurch den Uebergangsgedichten anreiht, daß der Verfasser desselben ein fahrender Sänger oder vielleicht auch ein Geistlicher war, während es sich dadurch, daß es aus dem Französischen übertragen wurde, dem eigentlichen höfischen Epos zugesellt, in welchem wir beinahe kein größeres Werk antreffen, das sich nicht auf ein fremdes, namentlich französisches Vorbild gründete.

Die Thiersage, d. h. die von äußeren Zwecken ganz unabhängige Darstellung der Thierwelt, konnte sich nur bei einem Volke entwickeln, das, noch nicht zu streng bürgerlicher Gestaltung gelangt, in kleineren Gruppen zerstreut, in der Einsamkeit der Wälder lebte, und sich theils durch Nahrungsbedürfnisse, theils durch die Sorge um die eigene Sicherheit genöthigt sah, die Thiere des Waldes, ihre Eigenthümlichkeiten und ihren Charakter genauer kennen zu lernen und zu ihnen gleichsam in ein näheres Verhältniß zu treten. Wenn wir daher auch die vollständigste Ausbildung der Thiersage in Frankreich finden, so ist es aus dem angegebenen Grunde doch sicher, daß sie sich in diesem Lande nicht hatte entwickeln können, in welchem seit der römischen Herrschaft eine zahlreiche Bevölkerung eine hohe Stufe der Civilisation erreicht hatte; man müßte denn annehmen, daß die Thiersage schon den keltischen Galliern bekannt gewesen wäre. Doch findet sich bei ihnen von derselben keine Spur, eben so wenig bei den übrigen keltischen Völkern, welche ihre Selbstständigkeit länger bewahrten und deren Sagenwelt genauer bekannt geworden ist. Schon dieser Umstand möchte als vollgültiger Beweis dienen, daß der Ursprung der Thiersage nicht in Frankreich selbst zu suchen ist, daß sie vielmehr erst dahin gebracht worden sein muß, was durch Niemanden anders geschehen sein kann, als durch die deutschen Völker, welche Frankreich eroberten, also namentlich durch die Franken. Dies wird aber über allen Zweifel erhoben, wenn man die Namen der Thiere betrachtet, wenigstens derjenigen, welche als die Hauptgestalten der Sage anzusehen sind: denn diese sind auch in den französischen Dichtungen deutsch*), was sich eben nur daraus erklären läßt, daß die Sage in schon fester Gestalt aus Deutschland nach Frankreich gebracht wurde. Dort mag sie sich zwar weiter ausgebildet haben, es mögen einzelne Geschichten zu den ursprünglichen hinzugefügt worden sein, und es ist insbesondere wahrscheinlich, daß mehrere Züge aus äsopischen Fabeln (so namentlich die Fabel vom Fuchs und Raben mit dem Käse) an passende Orte eingeschoben wurden, wenn sie sich der epischen Darstellung leicht anschmiegen ließen; doch hat die Thiersage durch alle diese Zusätze ihren ursprünglichen Charakter nicht verloren. Die wesentlichste Veränderung, welche sie erlitt, liegt darin, daß durch den Einfluß der gelehrten Bildung der Bär, welcher in der ältesten Gestalt der Sage der König der Thiere war, und nach der Natur der Dinge auch sein mußte, weil er ja das gewaltigste Raubthier der deutschen Wälder war, dem fremden, südlichen Löwen weichen und eine untergeordnete Stellung einnehmen mußte.

Die ältesten, in den Anfang des 12. Jahrhunderts reichenden Bearbeitungen der Thiersage stammen aus Flandern, sind in lateinischer Sprache ge-

*) Renard (der Fuchs), althochd. Reginhart, d. h. der kluge Rathgeber; Isengrin (der Wolf), ahd. Isangrîm, d. h. eisengrimmig; Brun (der Bär), ahd. Brûno, d. h. der Braune; Baudouin (der Esel, jetzt noch baudet), ahd. Baldewin, d. h. der Fröhliche, Unbekümmerte u. s. w.

schrieben und haben Geistliche zu Verfassern, durch welche zuerst das satyrische Element in die Dichtung gelegt wurde, das an sich nicht darin liegt, aber doch zum Theil auch in die französischen Bearbeitungen überging. Am freiesten von denselben hat sich die niederländische, in die Mitte des zwölften Jahrhunderts gehörende Bearbeitung erhalten, deren Verfasser (Willem de Matoc) den ihm vielleicht aus Nordfrankreich überlieferten Stoff mit ächt dichterischem Geist von allen fremdartigen Zuthaten befreit und im Sinne des volksthümlichen, von jedem didaktischen Zweck entfernten Thiermährchens behandelt hat. Mögen auch einzelne satyrische Züge von ihm beibehalten worden sein, so hat er ihnen doch eine so allgemeine Haltung und Bedeutung gegeben, er hat sie so innig mit den dargestellten Personen und Begebenheiten verschmolzen, daß die Absichtlichkeit derselben ganz verschwindet, wogegen eine solche bei den lateinischen und den meisten französischen Dichtungen unverkennbar durchbricht.

So vielseitig die Thiersage in Frankreich bearbeitet wurde (die sämmtlichen Dichtungen mögen über 80,000 Verse betragen, wobei die verschiedenen Bearbeitungen einzelner Zweige nicht einmal in Anschlag gebracht sind), so wenig Anklang fand sie dagegen bei den deutschen höfischen Dichtern, denen die weitverbreiteten und in Frankreich vielbeliebten Gedichte doch nicht unbekannt hatten bleiben können. Es ist dies aber sehr begreiflich, wenn man sich den durchgreifenden Charakter der ritterlichen Dichtkunst vergegenwärtigt, welche einerseits allem Volksmäßigen abhold war, andrerseits aber in dem auf Natur und Wahrheit beruhenden Stoffe keine Nahrung für ihre phantastische Richtung finden konnte. Das satyrische Element, das in den meisten französischen Bearbeitungen vorherrschte, sagte dem der Gegenwart und ihren Forderungen ganz entfremdeten Sinne der höfischen Dichter eben so wenig zu; und wenn man endlich erwägt, daß die Thiersage in ihrer Ausbildung, wenn auch unbewußt und unwillkürlich, den Sieg des Verstandes über die physische Kraft darstellt, so ist es begreiflich, daß dies den ritterlichen Sängern nicht behagen konnte, in deren Dichtungen die physische Kraft als das Höchste und Edelste gepriesen wird.

Es ist daher wie ein glücklicher Zufall anzusehen, daß in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts, noch bevor sich die höfische Poesie ausgebildet hatte, ein Dichter des südwestlichen Deutschlands einen Zweig der Thiersage in deutsche Reime brachte. Es ist dies **Heinrich der Glichezare**, d. h. der Gleißner, von dessen Lebensumständen wir leider Nichts wissen, und von dem wir nur vermuthen können, daß er entweder ein fahrender Sänger oder ein Geistlicher war. Als seine Heimat wird das Elsaß angegeben, doch möchte eine nicht kleine Zahl von Wörtern und Redensarten in seinem Gedichte die Vermuthung unterstützen, daß er aus der nordwestlichen Schweiz stammte. Wir besitzen von seinem Gedichte übrigens nur ein nicht ganz zusammenhängendes Bruchstück; vollständig (mit Ausnahme einer nicht sehr großen Lücke im ersten Dritttheil) ist es jedoch in einer nicht viel späteren Umarbeitung eines Ungenannten erhalten, der, wie er in den Schlußworten von sich selber sagt, „ein wenig mit Dichten umgehen konnte, und daher die Reime zurecht machte, welche bei dem Verfasser noch ungenau und „ungerichtet" waren." Dagegen habe er, fügt er hinzu, die Erzählung ungeändert gelassen; nur habe er hie und da einige Worte hinzugefügt, oder auch weggelassen, wo ihrer zu viele gewesen. Der Verfasser heißt bei dem Umarbeiter „**Herr Heinrich der Glichesäre**" (in einer Handschrift auch, aber unrichtiger: der Glichsenäre), welche Form auch bei uns allgemein eingeführt ist, weil man sie früher kannte, als die eigentliche. Das Gedicht, welches nach den Handschriften der Umarbeitung unter dem Namen „**Reinhart Fuchs**" bekannt ist, hieß bei dem Glichesäre wahrscheinlich „**Isengrines Noth**", ein Titel, welcher allerdings dem Inhalt des Ganzen besser entspricht, zugleich aber wohl auch eine Anspielung auf der „**Nibelungen Noth**" sein sollte; denn daß der Dichter die Sage von den Nibelungen kannte, geht aus seiner ausdrücklichen Erwähnung derselben hervor, und ohne Zweifel waren ihm auch die alten Lieder von den Nibelungen bekannt. Es ist schon erwähnt, daß der Glichesäre nach einem französischen Vorbilde arbeitete. Zwar ist unter den vielen noch vorhandenen französischen Dichtungen aus der Thiersage keine erhalten, auf welche sich das deutsche Gedicht zurückführen ließe; doch trägt dieses in sich selbst unverwerfliche Zeugnisse, daß es eine französische Quelle hatte, unter welchen vor Allem die Einführung deutscher Namen in undeutscher Form zu nennen ist. Uebrigens hat der Glichesäre, so weit es sich unter den gegebenen Umständen beurtheilen läßt, sein Vorbild nicht sclavisch nachgeahmt, sondern mit Selbstständigkeit bearbeitet. In keiner uns bekannten französischen Dichtung wird die Krankheit des Königs und deren Heilung motivirt; ist dies aber, wie man anzunehmen berechtigt ist, wirkliches Eigenthum des deutschen Dichters, so hat derselbe schon darin seinen ächt poetischen Geist beurkundet. Eben so ist es der französischen Dichtung fremd, daß der Fuchs, nachdem er den König geheilt, demselben Gift in einem Tranke beibringt, wodurch das Ganze allerdings einen Abschluß gewinnt, der im Charakter des Fuchses liegt.

Wir lassen nun eine kurze Uebersicht des Inhaltes folgen:

Reinhart sucht nach einander den Hahn, die Meise, den Raben und den Kater in seine Gewalt zu bekommen; seine Anschläge mißlingen, und er muß gewaltigen Hunger leiden. Nun bietet er sich dem Wolfe zum Gesellen an, der ihn auch, von seiner List Gutes hoffend, zum Begleiter annimmt; doch schon während der ersten Abwesenheit des Wolfs sucht Reinhart den neuen Genossen zu verrathen, indem er um dessen Weib buhlt. Als Isengrin zurückgekehrt war, erblickten sie einen Bauern, der ein großes Schwein trug; Reinhart stellte sich, als ob er hinke; der Bauer legte das Schwein hin und eilte ihm nach, konnte ihn jedoch nicht erwischen, da Reinhart immer schneller lief, je weiter sie sich von dem Schweine entfernten. Dieses aber wurde indessen von Isengrin ganz aufgefressen, so daß Reinhart Nichts mehr vorfand, als er wieder zur Stelle kam. Isengrin war durstig geworden, Reinhart erbot sich, ihm Wein zu verschaffen; er führte ihn und Frau Hersant, die Wölfin, in einen Klosterkeller, wo sich beide berauschten und von den Mönchen zerschlagen wurden. Bald darauf begegnete Reinhart, der sich vom Wolfe getrennt hatte, dem schwer beladenen Esel Baldewin, dem er ein leichteres Leben verspricht. — Hier ist die oben erwähnte Lücke,

nach welcher wir den Wolf schwer verwundet finden; er verzweifelt an seinem Leben, und beklagt Frau und Kinder, Künin aber erzählt ihm, daß Reinhart um sie gebuhlt habe, was jedoch Frau Hersant läugnet. Nachdem Isengrin gesund geleckt worden war, kam er, von starkem Hunger geplagt, vor Reinharts Höhle, der sich Aale gebraten hatte, und dem Wolf sagte, er sei Mönch geworden. Da will auch Isengrin unter die Mönche gehen, um der guten Speise theilhaftig zu werden; Reinhart begießt ihm, denn er mußte ja als Mönch eine Platte haben, den Kopf mit heißem Wasser, daß Haar und Haut herunterging; doch gab sich der darob erzürnte Isengrin wieder zufrieden, als ihm der Fuchs, um ihn zu besänftigen, wieder von den Fischen sprach, von denen der Wolf sogleich seinen Theil verlangte. „Es sind keine mehr hier," sagte Reinhart, „doch will ich dir einen Teich zeigen, wo deren so viel sind, daß Niemand Acht darauf hat." Er führte ihn hin; der Teich war aber zugefroren; nur war ein Loch in dem Eise gehauen, um Wasser daraus schöpfen zu können. Reinhart band dem Wolf einen Eimer an den Schwanz und hieß ihn, Eimer und Schwanz in das Loch zu halten, während er die Fische aufstöre. Es war aber eine kalte Nacht; der Schwanz fror ein, und als ihn der Wolf am Morgen herausziehen wollte, konnte er ihn nicht herausbringen; der Fuchs aber ging fort, indem er Hülfe zu holen versprach. Bald darauf kam ein Ritter herbei, der seine Hunde auf den Wolf hetzte und selbst mit dem Schwerte nach demselben schlug; doch hieb er ihm nur den Schwanz ab, der im Eise stecken blieb: der Wolf entfloh.

Unterdessen kommt Reinhart zu einem Brunnen; er hält sein im Wasser abgespiegeltes Bild für seine Frau und springt aus Liebe hinunter. Kaum ist er drunten, kommt der Wolf, welchem die nämliche Täuschung begegnet. Als ihn Reinhart erkennt, ruft er ihm zu, daß er im Paradise sei, und verleitet ihn, sich in den leeren Eimer zu setzen; durch des Wolfes Schwere wird der Fuchs herausgezogen. Er eilt davon; als aber die Mönche kommen, um Wasser zu schöpfen, und den Wolf heraufziehen, wird dieser von ihnen halb todt geschlagen.

Isengrin rathschlagt mit den Seinen um Rache. Der Luchs sucht die Feindschaft zu sühnen; es wird ein Tag angesetzt, an dem Wolf und Fuchs mit ihren Verwandten erscheinen. Eine gegen Reinhart ausgesonnene List scheitert (er sollte auf des scheintodten Rüden Zähne den Reinigungseid ablegen, dieser ihn aber fassen und erwürgen), da Reinhart, vom Dachs gewarnt, bald das Weite sucht. Isengrin und Frau Hersant verfolgen ihn; Reinhart lockt diese in seine Höhle, und schändet sie, daß es der Wolf von weitem ansehen muß.

Nun folgt, was den Inhalt des unten mitgetheilten Abschnittes bildet. Der Löwe hatte einen allgemeinen Hof geboten; er war krank (eine Ameise war ihm durch das Ohr in das Gehirn gekrochen) und hielt seine Krankheit für eine Strafe Gottes, daß er so lange sein Gericht versäumt habe. Alle Thiere erschienen, nur Reinhart nicht. Isengrin und Schantekler, der Hahn, bringen ihre Klagen vor; Reinhart wird vorgeladen und Brun abgeschickt, ihn zu holen. Als er bei dem Fuchse ankommt, verheißt er ihm Honig und führt ihn zu einem gespaltenen Block, worin die Bienen gebaut haben sollen; Brun steckt den Kopf in die Spalte, Reinhart zieht den Keil hinweg, so daß der Bär gefangen wird. Bauern kommen herbei, und Brun entgeht größerer Gefahr nur mit Einbuße des Huts und der Ohren. Nun wird Dieprecht, der Kater, an Reinhart abgeschickt; dieser führt ihn in ein Haus, wo viele Mäuse sein sollen; der Kater geräth aber in eine Fuchsfalle, aus der er nur durch einen glücklichen Zufall befreit wird. Als dritter Bote wird Krimel, der Dachs, in Reinharts Burg geschickt; seine Vorstellungen bewegen den Fuchs, nunmehr mit an den Hof zu gehen, wo er als Arzt erscheint, und einen Gruß Meisters Bendin von Salerno, so wie eine Arznei für den König bringt. Dieser läßt sich dadurch besänftigen. Damit aber die Arznei recht wirke, solle der König in eines alten Wolfes Haut schwitzen, auch müsse er die Haut eines Bären und den Hut einer Katze haben, wenn er genesen solle. Isengrin, Brun und Dieprecht müssen das Verlangte hergeben. Noch müssen die Henne, der Hirsch und der Biber Reinharts Rache fühlen, so daß die übrigen Thiere vor Angst den Hof verlassen und nur Reinharts Freunde bleiben. Dieser läßt nun den König baden, legt ihn darauf auf Bruns Haut, bedeckt ihn mit der des Wolfes und setzt ihm den Katzenhut auf; die Wärme lockt die Ameise hervor, welche Reinhart sogleich fängt, aber wieder losläßt, als sie ihm Herrschaft über tausend Burgen verheißt. Nach der Rache an seinen Feinden denkt er auf schalkhaften Lohn für seine Freunde, der ihnen übel anschlägt. Den Elephanten muß der König mit Böhmen belohnen, wo er aber jämmerlich zerschlagen wird. Die Olbente (das Kameel) empfängt eine Abtei; als sie davon Besitz nehmen will, stechen sie die Nonnen mit ihren Griffeln und jagen sie in den Rhein. Zuletzt verräth er auch den König, dem er Gift in einem Tranke reicht. Hierauf entfernt er sich in aller Eile mit dem Dachse; unterwegs begegnet er dem geschundenen Bären, den er im Vorübergehen höhnt. Während aber Reinhart seine Burg glücklich erreicht, stirbt der König in Folge des erhaltenen Giftes, von den Thieren beweint, die dem Mörder drohen.

Aus Reinhart Fuchs.

Einen hof gebôt er zehant,
die boten wurden gesant
wîten in daz rîche:
er wart nemelîche
in eine wisen gesprochen
über sehs wochen.
Dane was wider niht,
an hôchgestüele man geriet,
daz was guot unde starc
unde koste mê, dan tûsent marc.
Ich nenne iu, wer dare quam:
aller êrste, als ich ez vernam,
daz pantier und der elephant,
der strûz, der wisen wol erkant;
der hof harte michel wart,
dar quam der zobel und der mart,
und der lêbarte snel,
der truoc ûf ein gügerel;
beide der hirz und der bere
und diu mûs und der schere;
dar quam der luhs und daz rêch,
beide daz küneclîn und daz vêch;
dar quam diu geiz und der wider,
der steinbok huop sich her nider,

von dem gebirge balde;
ouch quam ûz dem walde
der hase und daz wilde swîn,
der otter und daz mürmendîn;
diu olbente quam ouch dar,
der biber und der igele ein schar;
der harm und der eichorn
hæten den hof ungern verborn;
der ûre unde Künîn,
der schele unde Baldewîn,
Reitze und daz merrint,
Krimel unt manges tieres kint,
daz ich genennen niht enkan,
wandich ir künde nie gewan.
Ver Hersant unde Îsengrîn
quâmen dar und die süne sîn.
Der künec gieng anz gerihte sâ;
Reinhart was niht ze hove dâ,
sîne vînde brâhter doch ze nôt.
Der künec selbe gebôt,
daz si ir brehten liezen sîn;
dô suochte reht her Îsengrîn;
eins vorsprechen er gerte,
der künec in eines gewerte:
daz muose Brûn der bere sîn.
Er sprach: „Hèrre, nu gert Îsengrîn
durch reht und iuwer güete,
ob ich in missehüete,
daz er mîn müeze wandel hân."
Der künec sprach: „Daz sî getân!"
„Künec, gewaltec unde hêr,
grôz laster unde sêr
klaget iu her Îsengrîn,
daz er hiutes zageles sîn
vor iu hie âne stât:
daz was Reinhartes rât;
des schamet vaste sich sîn lîp.
Vrouwen Hersante, sîn edele wîp,
hât er gehœnet in dem vride,
den ir gebutet bî der wide:
daz geschach über ir danc."
Krimel dô her füre spranc;
er sprach: „Rîcher künec, vernemet ouch [mich:
disiu rede ist ungeloublich,
unde mac wol sîn gelogen:
wie mohte si mîn neve genôtzogen?
ver Hersant, diu ist grœzer, dan er sî;
hât abr er ir gelegen bî
durch minne, daz ist wunders niht,
wan solher dinge vil geschiht.
Nu westez ieman lützel hie;
ver Hersant, nu saget wie
iuch iwer man bringt ze mære:
daz magin wesen swære;
dar zuo lastert er sîniu kint,
die schœne jungelinge sint.
Ich hœr ouch üppeclichen klagen,
daz wil ich iu für wâr sagen,
hèrre künec, hœrt an dirre stat
schaden kiesen, den er hât.
Und hât hern Îsengrînes wîp
durch Reinharten verwert ir lîp,
so grôz, als umb ein linsîn,
daz büez ich für den neven mîn."
Îsengrîn begunde aber klagen;
er sprach: „Ir hèrren, ich wil iu sagen,
der schade beswært mir niht den muot
halp so vile, sô daz laster tuot."

Der künec vrâgte bî dem eide
den hirz, daz erz bescheide,
waz dar umbe rehtes müge sîn.
Randolt sprach: „Her Îsengrîn
hât vil lasters vertragen,
(daz enmac iu nieman wider sagen)
mit grôzen unmâzen;
es soldin wol erlâzen
Reinhart mit sîner kündekeit.
Hèrre, daz sol iu wesen leit;
solder gehœnen edeliu wîp,
phî, waz soldin dan der lîp!
Ich verteilim bî mînem eide,
und durch deheine leide,
wan von mînen witzen.
Ir sullet in besitzen;
unde mugt ir in gevâhen,
sô heizet balde gâhen,
daz er werd erhangen:
sô habt ir êre begangen."

Der künec was selbe erbolgen;
er sprach: „Ir hèrren, woltirs volgen?"
Si sprâchen: „Jâ!" alle nâch;
ze Reinharts schaden wart in gâch.
Ezn wider redete nieman,
wan ein olbente von Tuschalân.
Diu was frümic unde wîs,
und dar zuo vor alter grîs:
die füeze leite si vür sich,
unt sprach: „Hêr künec, vernemt ouch mich:
ich hœre mangen guoten kneht
erteilen, daz mich dunkt unreht;
sine künnen sich lîhte niht baz verstân.
Bî dem eid wil ichz ze rehte hân,
swen man hie zuo hove beklage,
ist er hie niht, daz manz im sage,
unt sol in drî stunt füre laden;
kumt er niht für, daz ist sîn schade
unt sol im an sîn leben gân.
Bî dem eide ich diz erteilet hân."
Des wart Îsengrîn unvrô:
vil schiere volgeten si dô
der olbente gemeine,
diu tier grôz unde kleine.
Disiu rede gefuor alsô.
Schanteclêr quam dô
unt ver Pinte zwâre,
si truogen ûf einer bâre
ir tohter tôt, daz was ir klage,
die hâte an dem selben tage
erbizzen der rôte Reinhart.
Diu bâre für den künec wart
gesetzet, des begund er sich schamen,
diz was aber Îsengrînes gamen.
Schanteclêr huop grôze klage;
er sprach: „Künec, vernim, waz ich dir sage:
du solt wizzen gewærlîche,
dir hœnet Reinhart dîn rîche;
des hât er sich gevlizzen:
ôwê, er hât mir erbizzen
mîne tohter alsô guot!"
Einen zornegen muot
gewan der künec hère:
diu klage muotin sère,
unde sprach: „Sam mir mîn bart,
sô muoz der fuhs Reinhart

gewislîchen rûmen diz lant,
odr er hât den tôt an der hant.“
Der hase sach des künges zorn;
dô wând der zage sîn verlorn
(daz ist noch der hasen site),
vor vorhten bestuont in der rite.
Der künec hiez singen gân
hern Brûnen, sînen kapelân,
und ander sîne lêreknaben:
der tôte wart schiere begraben.
Der hase leit sich ûf daz grap dô
und entslief: des wart er harte vrô,
als ich iu sagen muoz;
dô wart im des riten buoz.
Der hase ûf erschrihte,
fürn künec gienger enrihte,
unt sagt im vremdiu mære,
daz daz huon wære
heilec vor Gotes gesihte.
Dô lûte man enrihte.
Si begunden alle samet jehen,
dâ wær ein zeichen geschehen,
und erhôben einen hôhen sanc:
des weste Reinharte niemen danc.
Si bâten alle gelîche,
daz der künec rîche
dise untât vaste rihte;
si sprâchen: „Zuo unserm angesihte
hât Got ein zeichen getân,
Reinhart soldez vermiten hân,
daz er ân alle missetât
disen heiligen gemartirt hât.“
Der künec hiez sînen kapelân,
hern Brûnen, nâch Reinharte gân;
des wolder er weigern durch nôt,
doch teter, daz der künc gebôt:
nâch im gienc er in den walt.
Reinhartes liste wâren manecvalt:
des muos engelten al daz lant.
Vor sînem loch er in dô vant,
daz loch in einem steine was,
dâ er vor sînen vînden genas:
der bürge sprichet man noch,
sô man si nennet, Übelloch.
Reinhart kunde wol enphân
des rîchen künges kapelân;
„Willekomen, edele schrîbære,“
sprach er nu, „sagt mir mære,
wie ez dâ ze hove stât?
Ich weiz wol, ir sît des künges rât.“
„Da bistu beklaget sêre;
also liep dir sî dîn êre,
sô kom für und entrede dich:
man hât nâch dir gesendet mich.“
Reinhart sprach: „Her kapelân,
nu sulwir enbîzen gân,
sô varewir ze hove deste baz
(Reinhartes triuwe wâren laz);
einen boum weiz ich wol,
der ist guotes honeges vol.“
„Nu wol hin,“ sprach er, „des gertich ie.“
Her Brûne mit Reinharte gie,
er wîsten, dâ ein villân
einen wecke hâte getân
in ein bloch, unt hât in durchslagen,
der tiuvel hât in dar getragen.
Er sprach: „Lieber vriunt mîn,
ez sol allez gemeine sîn;
unde werbet mit sinnen:
hie ist vil binen innen.“
Umbe die bine erz doch niht entliez,
daz houbet er in daz bloch stiez,
Reinhart den wecke entzuckte,
daz houbet er im zedructe.
Der kapelân was gevangen,
in moht des ezzens wol belangen.
Her Brûne schrei ôch unde ô;
Reinhart sprach: „Wie tuot ir sô?
Ich hât iuch wol gewarnet ê;
iu tuont die bine wênec wê.
Nu ezzet gemelîche:
der künec ist sô rîche,
daz er mirz wol vergelten kan.“
Dô huop er sich balde dan.
Der kapelân begund sich klagen,
do hôrter komen einen wagen,
des wart sîn angest grœzlich:
vil vaste strebter hinder sich.
Dô in der wagenman ersach,
dehein wort er mê gesprach,
ê er wider in daz dorf quam;
ze der kirchen lief er unde nam
die glocksnuor in die hant,
unt lûte die glocken, die er vant,
vaste ze sturme, daz der schal
quam in daz dorf über al,
daz die gebûre alle
quâmen zuo dem schalle.
Der gebûre sagte mære,
daz ein ber beheftet wære
ânc jegers meisterschaft:
„Daz hât getân die Gotes kraft,
vil wol ich iuch dar gewîsen kan.“
Dô huop sich wîp unde man;
daz was ein angestlîchez dinc.
Dô quam ein kündec sprenzinc,
dâ er hêrren Brûnen vant,
ein stangen truoc er an der hant.
Der kaplân hôrte wol den dôz,
sîn angest was michel unde grôz;
die vüeze satzter an daz bloch
unt zôch sich ûz; er liez iedoch
dâ beidiu ôren und den huot:
daz honec dûht in niht ze guot.
Dannen huop sich der bote.
Vernemet von seltsæme spote:
Reinhart vor sîner burc saz,
leckerheite er niht vergaz;
nu hœret rehte, wie er sprach,
dô er hern Brûnen blôz gesach;
er sprach: „Guot hêrre, her kapelân,
war habt ir iwern huot getân?
habt irn gesetzet umbe wîn?
Owê, daz laster wære mîn,
seit ir ze hove mære,
daz ich bœser wirt wære“
Her Brûn vor zorne niht ensprach,
wan daz ern übellich ane sach.
Her Brûne quam ze hove blôz,
sîn klage wart michel unde grôz;
dô quâmen diu tier gedrungen,
diu alten und diu jungen,
unt schouweten die blatten breit.
Dô klagte grundelôsiu leit
dem künege sîn kapelân;
er sprach: „Diz hât mir Reinhart getân!

Ich gebôt im, künec, füre dich:
trût hèrre, nû sich,
wier mich hât brâht ze dirre nôt
mir wære lieber der tôt!“
Der künec wart zorneclich getân
umbe sînen kapelân,
im wart der muot vil swære;
waz dar umbe reht wære,
vrâgete er den biber ze stunt.
„Hèrre, als mir darumb ist kunt,
sô sprich ich bî dem eide,
niemanne ze liebe, noch ze leide,
unde bî der triwe mîn,
daz hie wider niht sol sîn:
ich verteil im lîp unde guot,
unt swer im deheinen rât tuot,
daz man den zæhte tuon sol;
des mügen dise hèrren volgen wol.“
Randolt sprach: „Daz ist reht,
des volget manec guot kneht.“
Der helfant sprach erbolgen:
„Des wil ich niht volgen;
ein urteil ist hie füre komen,
als ir alle hât vernomen,
daz enmac nieman erwenden:
man sol nâch im senden
boten, mê dan drî stunt;
der tiuvel var im in den munt,
swer liege bî sînem eide,
ìemen ze liebe ode ze leide.“
Des volgetens, wand ez was reht:
des quam ze nôt her Dieprehl.
Der künec hiez in für sich stân,
unde nâch Reinharte gân;
dô sprach Diepreht ze stunt:
„Daz lantreht ist mir niht kunt,
hèrre, er ist mîn küllinc.“
„Dune maht durch deheiniu dinc
dises über werden,“ sprach Randolt,
„ir sît einander enbor holt.“
Der künecz im an den lîp gebôt;
Diepreht sprach: „Diz tuot mir nôt!“
Er huop sich harte balde;
dô vander in dem walde
sînen neven, der da hiez Reinhart,
der hâte mange übele art.
Nu vernemet, wie Reinhart sprach,
dô er sînen neven ane sach;
er sprach: „Willekome, sippebluot!
Vil wê mir mîn herze tuot,
daz du mich hâst vermiten sô,
ich enwart gastes nie sô vrô.“
Diepreht sprach: „Nu habe danc:
ez dunket ouch mich harte lanc.
Der künec hât mich ze dir gesant,
unt sweret, daz du im daz lant
rûmest, komestu füre niht.
Über dich klaget elliu diet:
du hâst vil übele getân,
daz du sînen kapelân
wider sandest âne huot.“
Reinhart sprach: „Neve guot,
in sach hern Brûnen zwâre
nie in disem jâre,
wan dô mich jagt her Îsengrîn;
wan sagest du mir, neve mîn.
Woldest du mit mir gân,
ich gæbe dir gerne, des ich hân:
ich hân hie ein veste hûs,
dar inne hân ich mange mûs
behalten mînen gesten;
dâ nim du dir die besten.“
Diu naht harte lieht wart:
sînen neven verriet dô Reinhart.
Zuo dem hûse fuortern dô.
Diepreht was der spîse vrô.
Dâ lac ein pfaffe inne,
dem michel unminne
Reinhart hâte getân;
daz muose ûf Dieprehten gân.
Einen stric riht er für ein hulloch,
daz tuont ouch gnuoge liute noch;
Reinharte dâ gelâget was:
sîn neve dâ mit nôt genas.
Dieprehte was in den stric gâch,
nu was er gevangen nâch.
Daz gehôrte des pfaffen wîp;
si sprach: „Ûf, sam mir mîn lîp!
den fuhs wir gevangen hân,
der uns den schaden hât getân.“
Der heilige êwarte
îlte vile drâte:
ein kippen namer in die hant
unt huop sich, dar Dieprehten vant;
er wânte, ez wære Reinhart.
Dieprehten gerou diu vart;
vil vaste worgende er dô schrei.
Der pfaffe sluoc die snuor enzwei:
daz quam von der vinsterîn.
Diepreht wolde dannen sîn,
dem teter wol gelich ze hant;
wider ûz quam er schiere gerant.
Des pfaffen wîp dar inne
erhuop ein unminne:
zuo den ôren sluoc si in zehant,
vil schiere sî ein schît vant,
damit zeblou si im den lîp;
wan Wernburc, sîn kamerwîp,
so hæter verlorn sîn leben.
Si sprach: „Mir hâte Got gegeben
Reinharten, den habt ir mir benomen.“
„Vrouwe, ez ist mir übele komen,“
sprach der geberte kapelân,
„nu lât mich iuwer hulde hân.“
Diepreht liez die miuse dâ,
dannen huop er sich sâ;
dô lief er alle die naht
wider ze hove mit grôzer maht.
Er vant den künec smorgens vruo;
mit sînem stricke gie er da zuo:
er klagete vil harte
dem künge von Reinharte;
er sprach: „Künec, ich was in nôt,
mir wolde Reinhart den tôt
fromen in iuwer boteschaft;
dô beschirmte mich diu Gotes kraft.
Hèrre, ich und iuwer kapelân
suln niht mê nâch Reinharte gân.“
Den künec muote diu klage,
ouch tet im wê sîn siechtage;
der zorn im harte nâhen gienc.
Den eber ze vrâgen er gevienc,
daz er im sagte mære,
was sînes rehtes drumbe wære,
daz sîne boten, her Brûn und Diepreht,
sus gehandelt wæren âne reht?

Erzürnet was des ebers muot;
er sprach: „Ich verteilim êre unde guot
unt zuo æhte sînen lîp,
unt zeiner witewen sîn wîp,
unt ze weisen diu kint sîn.“
„Des volge ich“, sprach Îsengrîn.
Der künec vrâgte alumbe
die wîsen unde tumben,
ob er wolde volgen diu diet?
Krimel ensûmte sich dô niht;
er sprach: „Künc, edel unde guot,
ob her Brûne sînen huot,
ân mîns neven schulde hât verlorn,
sô machet er üppigen zorn;
nu hât ouch her Diepreht,
hêrre, vil lîhte unreht:
erst Reinharte gehaz;
darumbe sol ouch nieman daz
erteilen, deist ein ende,
daz iuwer êre schende,
und iuwern hof geswache,
des anderswâ man lache,
noch lân durch deheine miete:
man noch eines gebiete
her für dem neven mîn.“
„Der bote, daz muostu selbe sîn,
unt gebiut dirz an dîn leben:
ob Got wil, dir sol geben
der neve dîn daz boten brôt.“
In wart ze lachen allen nôt.
Krimele des lützel angest nam:
vil schiere er in den walt quam
unt suochte sînen küllinc.
Nu vernemt seltsæniu dinc
unde vremdiu mære,
der de Glîchesære
iu künde gît, gewærlich:
er ist geheizen Heinrich,
der hât diu buoch zesamene geleit
von Îsengrînes arbeit.
Swer wil, daz ez gelogen sî,
den læt er sîner gâbe vrî.
Nu sulewir her wider vân,
dâ wir die rede hân verlân.
Ze Reinhartes bürge dô
vuor Krimele: des wart vil vrô
der wirt; als er in gesach,
lachende er zuo im sprach:
„Wilkome, neve, du solt mir sagen,
waz si ze hove über mich klagen?“
„Dir drewet vreislîche,“
sprach er, „der künec rîche:
er hœret von dir grôze klage.
Swie du hiute an disem tage
niht für komst, so rûme diz lant,
odr du hâst den tôt an der hant;
komestu aber für gerihte
ze Îsengrînes gesihte,
dich verteilet al diu diet.“
Er sprach: „Darumbe lâz ichs niht:
ez enwirt mir niemer mê verwizzen.“
Sî sâzen nider und enbizzen.
Dô der tisch erhaben wart,
zehant huop sich Reinhart
vil wunderlîchen drâte
in sîne kemenâte,
unde nam sîn hovegewant,
daz allerbeste, daz er vant,
ein wallekappen lînîn,
unde slouf sân dar în.
Er nam eins arztes sac;
nieman iu gezelen mac
Reinhartes kündecheit:
er gienc, als der bühsen treit,
beide nêlikîn unt cinemîn;
er solde ein arzet sîn.
Er truoc mange wurz unerkant,
einen stap nam er an die hant:
ze hove huob er sich balde
mit sînem neven ûz dem walde;
ein criuze machter für sich,
er sprach: „Got bewar nu mich
vor bœsen lügenæren,
daz si mich niht beswæren!“
Dô Reinhart ze hove quam,
manec tier vreisam
sprâch albesundern:
„Nu mugt ir sehen wunder,
wâ Reinhart her gât,
der manec tier gehœnet hât!
Er ist vern Hersantes âmîs:
ders beidiu hienge ûf ein rîs,
daz solde nieman klagen niht;
waz tohte ir der bœse wiht!“
Die erzurnten knehte
schrîten ûf in von rehte:
dô klagte sêre her Îsengrîn,
daz im wære daz wîp sîn
gehœnet. Dô sprach der kapelân:
„Er hât ouch mir leide getân!“
Diepreht sprach: „Sehet, wie er stât,
der iu lasters vil erboten hât!
Nu lâtn in niht enwenken,
ir sult in heizen henken:
wande er ist zewâre
ein verrâtære.“
Schanteclêr klagte sîniu kint;
er sprach: „Künec, wir wizzen, daz ir sint
unser rehte rihtære:
darumbe ist vile swære,
daz ir disen morder lâzet stân;
man soldin nu erhangen hân.“
Dô sprach der raben Diezelîn:
„Hêrre, henket den neven mîn!“
Reinhartes liste wâren grôz;
er sprach: „Künec, waz sol dirre dôz?
ich bin in manegen hof komen,
daz ich selten hân vernomen
solhe ungezogenheit;
deiswâr, ez ist mir für iuch leit.“
Der künec sprach: „Ez ist alsô!“
Überbrehten verbôt man dô.
Reinhart sprach: „Iu enbiutet den dienest sîn,
rîcher künec, Meister Pendîn,
ein arzet von Salerne,
der sæh iur êre gerne,
und darzuo alle, die dâ sint,
beide, die alten und diu kint:
unt geschiht iu an dem lîbe iht,
daz enmugens überwinden niht.
Hêrre, ich was ze Salerne
darumbe, daz ich gerne
iu hülfe von disem siechtagen;
ich weiz wol, daz allez iuwer klagen
in dem houbt ist, swaz ez müge sîn.

Iu enbiutet meister Bendîn,
daz ir iuch niht sult vergezzen,
irn sült tegelîche ezzen
dirre lactwërjen, dier iu hât gesant."
„Daz leistich", sprach der künc zehant,
unt lie slifen sînen zorn.
Reinhart sprach: „Vil manec dorn
hât mich in den fuoz gestochen
in disen siben wochen:
daz tuot mir, künec, harte wê.
Iu enbiut der arzet mê:
ob ir ein alten wolf mügt vinden,
den sült ir heizen schinden;
ouch müezet ir eins bern hût hân."
Der künec sprach: „Daz sî der kapelân!"
„Damit geneset ir, hêrre guot.
Ûz einer katzen einen huot
müezet ir hân ze aller nôt,
oder ez wære, weizgot, iuwer tôt."
Der künec hiez dô her für gân
Îsengrînen unt sîn kapelân;
er sprach: „Ir sult mir iuwer hiute geben,
daz beschulde ich, die wîle ich leben,
umb iur geslehte zaller stunt;
Reinhart hât getân mir kunt
den siechtagn, der mir zaller zît
in mînem houbte leider lît."
„Genâde, hêrre!" sprach der kapelân;
waz wunders wolt ir ane gân?
Den ir habt für einen arzât,
vil manegern er getœtet hât,
weizgot, denne geheilet,
und ist vor iu verteilet."
Do sprach zuo im her Îsengrîn:
„Sol mir alsus gerihtet sîn
umbe mîn wîp, daz ist ein nôt!"
Sîn zagelstrumpf er her für bôt:
„Seht, wie mich iuwer arzât
hinderwert gunêret hât;
ouch mac iu wol ergân alsô."
Vil gerne wæren dannen dô
her Brûne unt her Îsengrîn;
des enmohte doch niht sîn:
sine kunden niht entwîchen.
Der künc hiez sî begrîfen
vil mangen sînen starken kneht:
man schintes; ouch wart Diepreht
beschindet also harte.
Daz quam von Reinharte.
Der sprach: „Diz ist wol getân;
ein versoten huon sulwir hân
mit guotem specke eberîn."
Der künc sprach: „Daz sol Pinte sîn."
Der künec hiez her für stân
Schanteclêrn; er sprach: „Ich muoz hân
zeiner arzetîe dîn wîp."
„Neinâ hêrre, sist mir, als mîn lîp:
ezzet mich, unt lâzet sî genesen!"
Reinhart sprach: „Desn mac niht wesen."
Der künc hiez Pinten vâhen,
Schanteclêr gund dannen gâhen.
Dô disiu rede ergienc alsô,
ûz sîme diehe sneit man dô
dem eber ein stücke harte grôz;
der arzetîe in bedrôz.
„Ein hirzînen riemen sulwir hân."
Der künec hiez her für sich stân
den hirz, unt sprach: „Randolt,
einen gürtel du mir geben solt;
daz beschuldich iemer wider dich."
„Hêrre, des erlâzet mich,"
sprach der hirz, „durch Got;
ez mac wol sîn der werlde spot,
daz ir dem volget hie,
der nie triuwe begie.
der tiuvel in gelêret hât,
daz er sol sîn ein arzât!"
Der künec sprach: „Randolt,
ich was dir ie unmâzen holt;
sterbich nu von den schulden dîn,
daz möht dir iemer leit sîn!"
Er getorst dem künge niht verzîhen,
er muose einen riemen lîhen
von der nasen unz an den zagel:
Reinhart was ir aller hagel.
Reinhart sprach, der wunder kan:
„Künec, wærest du ein arm man,
sone kundich niht gehelfen dir:
von Gotes gnâden sô habewir,
dâ mite du wol mac genesen,
wiltu mir nu gehœric wesen."
„Jâ," sprach der künec, „meister mîn,
swie du mich heizest, wil ich sîn."
Reinhart kunde manegen dôn:
„Von dir enwil sicheinen lôn
mîn meister Bendîn,
wan eines bibers hût." — „Daz sol sîn,"
sprach der künec rîche,
„die sendich im wærlîche."
Er hiez den biber für sich stân:
dô muose er die hût lân.
Manec tier daz gesach,
ieglîchez zuo dem andern sprach:
„Waz wolwir hie gewinnen?
wir suln uns heben hinnen,
ê wir verliesen diu vel."
Do huop sich manec tier snel:
der hof zesleif sâ;
Krimele beleip dâ,
und dolbente von Tuschelân,
die hiez der arzât dâ bestân.
Alsam tetern elephant,
der daz guote urteil vant.
Der künec harte rîche
beleip dâ heimlîche;
sî fuoren alle dannen swinde:
dâ bleip sîn ingesinde.
Reinhart dô den künec bat,
daz er im hieze tragen bat;
zehant der künec daz gebôt:
dem lêbarten was harte nôt.
Ez ist wâr, daz ich iu sagen,
daz bat wart schiere dar getragen;
ez wart gewarmt ze rehte,
daz fromten guote knehte
als ez meister Reinhart gebôt,
in wære leit ir hêrren tôt.
In daz bat leit er würze genuoc;
dô satzter ûf den katzen huot
dem künege mit witzen:
inz bat hiez er in sitzen.
Meister Reinhart, der arzât,
greif ein adern, diu zem herzen gât;
er sprach: „Künec, ir sît genesen
unde muget nu wol vrô wesen:
iu was vil nâhen der tôt,

mîn kunst iuch hilfet ûzer nôt.
Gât ûz!“ sprach der arzât,
„ir habt gebat, daz ez wol stât;
langez bat tuot den siechen weich:
ir sît ein lützel worden bleich.“
Der künc sprach, wander siech was,
als ein man, der gerne genas:
„Dîn gebôt ich gerne erfüllen soll.“
Dô hât er im gebettet wol
ûf sînes kapelânes hût,
der im dâ vor was vile trût.
Den künec dacter vil warme,
daz ez Got erbarme,
mit einer hiute, truoc Îsengrîn,
die vlôs er ân die schulde sîn.
Reinhart sich kündekeite vleiz,
umbez houbet machter dem künge heiz.
Der ameize des gewar wart,
ûz dem houbet tet er eine vart:
dô krôch er rehte, deiswâr,
für sich în daz katzen hâr.
Der meister dô den huot nam,
mit im er an die sunnen quam,
die liez er schînen dar in:
daz wart im ein grôz gewin.
Den ameizen er gesach;
zornecliche er zuo im sprach:
„Ameize, du bist tôt!
du hâst brâht ze grôzer nôt
mînen hêrren; dîn leben
muost du dar umbe geben.“
Der ameize zuo Reinharte sprach:
„Ez tet mir nôt; wan mir brach
ein guote burc der künec hêr;
dâ geschach mir an michel sêr,
daz ich niemer mac verklagen:
mîner mâge lac dô vil erslagen:
dar umbe hân ich diz getân.
Wiltu mich genesen lân,
ich lâze dich in dem walde mîn
über tûsent bürge gewaltic sîn.“
Reinhart dâ guote süene vant,
den gevangen liez er zehant;
des wart der ameize harte vrô.
Ze walde huop er sich dô:
hæter die miete niht gegeben,
so müeser verlorn hân daz leben.
Sus geschiht ouch aldentac,
swer die miete gegeben mac,
daz er da mite verendet
mê, danne der sich wendet,
zerfüllenc hêrren gebot
mit dienest: daz erbarme Got!
Reinhart dô dar widere gie,
dâ er sînen siechen lie;
dem künge greif er an die stirne:
„Wie tuot iu nu daz hirne?“
„Wol, meister, daz iu Got lônen sol:
ir habt mir garztîet wol.“
Er sprach: „Wir suln ouch noch baz tuon:
weiz ieman noch, ob daz huon
mit petersiljen versoten sî?“
Ein truhsæze stuont dâ bî:
der sprach: „Jâ, daz wil ich iu sagen.“
„Nu heizet mirz her füre tragen.“
Daz wart vil schiere getân:
dô hiez inbîzen gân
Reinhart den hêrren sîn,
unt hiezin sûfenz södelîn.
Der arzât des niht vergaz,
vern Pinten er dô selbe az,
Reinhart, der ungetriuwe slec;
Krimeln gaber dô den ebers spec.

Der Pfaffe Konrad.

Konrad war, wie er in dem Epiloge seines Gedichts selbst berichtet, ein Geistlicher (pfaffe) und vermuthlich Kapellan bei einem Herzoge Heinrich, unter welchem nur Heinrich der Löwe (1139—1195) gemeint sein kann, so daß die Blüthezeit des Dichters und somit die Abfassung des Gedichts wahrscheinlich in die siebenziger Jahre des zwölften Jahrhunderts zu setzen ist. Der Herzog beauftragte (und auch dies geht aus den Schlußzeilen hervor) seinen Kapellan auf den Wunsch seiner Gemahlin Mathilde, „der Tochter eines mächtigen Königs“ (Heinrichs II. von England), ein französisches Gedicht, welches die Kriegszüge Karls des Großen in Spanien und die Heldenthaten Rolands, so wie dessen Tod in der Roncevalschlacht darstellte, ins Deutsche zu übertragen. Doch wurde es von Konrad zuerst ins Lateinische, und erst aus dieser Sprache in deutsche Verse gebracht. Ueber das Verhältniß seiner Arbeit, welche unter dem Titel: „Ruolandes liet“ bekannt ist, zu dem französischen Vorbilde werden wir weiter unten sprechen, nachdem wir zuerst den Gedankengang des Gedichts kurz dargestellt haben.

Kaiser Karl zieht auf die Mahnung eines Engels mit seinem Heere und den zwölf Fürsten (Pairs) nach Spanien gegen die Heiden. In kurzer Zeit unterwirft er sich das ganze Reich bis auf Sarraguz, wo König Marsilie herrschte. Doch wird auch dieser hart bedrängt; um dem drohenden Untergang zu entgehen, heuchelt er Unterwerfung, um nach dem Abzuge Karls die zurückgebliebenen Christen leichter bewältigen und vernichten zu können. Roland, Olivier, Turpin und Naimes durchschauen den Trug, Genelun dagegen gibt den Rath, mit den Heiden in Unterhandlungen zu treten. Karl läßt sich überreden, und Genelun wird zu Marsilie gesandt, um ihm des Kaisers Willen kund zu thun. Der heidnische König geräth über die ihm vorgeschlagenen Bedingungen in heftigen Zorn (er sollte sich nämlich taufen lassen, die Hälfte von Spanien als Lehen von Karl annehmen, widrigenfalls er nur Schmach und Tod zu erwarten habe); er will sich dafür an Genelun rächen, doch wird er endlich besänftigt; Genelun aber gibt ihm den Rath, sich scheinbar zu unterwerfen und nach Karls Abzug über den zurückgelassenen Roland herzufallen und ihn zu erschlagen. Genelun kehrt zurück, berichtet, daß Marsilie die ihm gestellten Bedingungen angenommen, und gibt den Rath, Roland mit der andern Hälfte von Spanien zu belehnen. Dies geschieht und Roland wird mit den zwölf Fürsten und einem Heer zurückgelassen. Kaum ist jedoch Karl abgezogen, als die Christen angegriffen werden; Olivier fordert Roland auf, sein Horn Olivant zu blasen, dessen Schall bis zu Kaiser Karl dringen würde, jener aber weigert sich, weil er den Feind verachtet. Die Christen, in der Hitze von himmlischem Thau gekühlt, siegen überall, die Feinde werden vernichtet; nur Einer entkömmt, welcher dem König Marsilie die Nachricht von der verlorenen Schlacht bringt.

Noch zwei Heere, welche der heidnische König aussendet, werden geschlagen; endlich zieht Marsilie selbst mit einem vierten herbei. Durch so viele Kämpfe erschöpft, gerathen die Christen in große Bedrängniß. Da läßt Roland endlich sein Horn erschallen, Karl hört es und zieht ihm zu Hülfe, obgleich es Genelun zu verhindern sucht. Der Kaiser ahnt dessen Verrath, er läßt ihn binden und gefangen fortführen. Unterdessen werden die Heiden vollständig geschlagen und Marsilie selbst von Roland verwundet; allein es rückt schon wieder ein frisches Heer heran, das der Mohrenkönig Algarich von Karthago und Aethiopien gegen die Christen führt, von denen nur noch zwei und sechszig am Leben sind. Olivier, Walther und Turpin unterliegen ihren zahlreichen Wunden, nachdem die Feinde zurückgeschlagen worden waren. Auch Roland ist auf den Tod verwundet; er setzt sich an einen Baum: ein Heide, der ihn für todt hält, will ihm sein Horn und sein eben so berühmtes Schwert (Durendart) nehmen, Roland aber schlägt ihn mit dem Horne nieder, welches dabei zerspringt. Jetzt will er auch Durendart vernichten, er haut damit auf einen Stein, aber vergeblich: das herrliche Schwert bleibt unversehrt. Er redet es an, gedenkt der Feinde, die er damit bezwungen, dann zieht er den Handschuh aus und hält ihn gen Himmel: ein Engel nimmt ihn ab. Roland betet und stirbt und es geschehen Zeichen und Wunder (1). Jetzt langt Karl mit seinem Heere von den Bergen in dem Thal zu Runzival an; er findet die Todten und beklagt sie. Sogleich werden die fliehenden Feinde verfolgt, die alle in einem ausgetretenen Flusse ertrinken. Nun rückt aber Palizan, König von Persien und Marsilie's Oberherr mit zwei und vierzig Königen und einem zahllosen Heer den Heiden zu Hülfe, während Karl für ehrenvolle Bestattung der gefallenen Christen sorgt. Seine Trauer ist so groß, daß er Blut weint; der Stein, auf dem er saß, ist noch heutigen Tages naß. Die heranziehenden Heiden werden von den Christen vernichtet; Karl zieht vor Sarraguz, wo Marsilie vor Schmerz gestorben war; dessen Gemahlin Brachmunda öffnet dem Kaiser die Thore und empfängt dann die Taufe. Hierauf kehrt Karl nach Achen zurück, wo er Gericht über den Verräther Genelun hält, welcher eingesteht, daß er den Tod der Zwölfe gewünscht habe. Die Karlinge möchten ihm das Leben retten; Binabel kämpft für ihn gegen Tirrich, und stellt dreißig Geiseln, welchen das Haupt abgeschlagen wird, als Binabel im Kampfe besiegt wird. Genelun aber wird wilden Pferden an den Schweif gebunden, durch Dörner geschleift und zerrissen (2).

Es sind zwar noch mehrere altfranzösische Gedichte vorhanden, welche die sagenhaft ausgebildete Geschichte vom Zuge Karls des Großen nach Spanien und von der Schlacht im Thale Runzival darstellen; es ist jedoch keines derselben Konrads Vorbild gewesen (wahrscheinlich ist dieses verloren gegangen), was sich mit Bestimmtheit daraus schließen läßt, daß Konrad ausdrücklich sagt, er habe dem französischen Gedichte Nichts hinzugefügt, noch habe er Etwas von demselben ausgelassen. Da nun aber die noch vorhandenen Dichtungen viele und wesentliche Abweichungen von dem deutschen Gedichte darbieten, so kann dieses nicht aus ihnen geschöpft worden sein. Das Geständniß Konrads darf aber doch wohl nicht mit vollster Strenge aufgefaßt werden; es sind vielmehr Spuren vorhanden, daß er das französische Gedicht durch einzelne, wenn auch nur kleine Zusätze erweitert hat, und unter diesen sind einige, welche des Dichters poetischen Sinn beurkunden (z. B. die Erwähnung, daß der Stein, auf welchem Kaiser Karl weinte, noch heutigen Tages naß ist). Im Uebrigen ist die Darstellung freilich steif und trocken, mehr chronikartig berichtend, als mit poetischer Lebendigkeit entwickelnd. Nur selten bricht eine innigere Theilnahme des Dichters an seinem Gegenstande durch, wie gerade in den unten mitgetheilten Stellen. Zwar ist auch in diesen der Ausdruck rauh, ungefüg und von einer Kürze, die dem Epos nicht natürlich ist; aber es ist nicht zu läugnen, daß der Gedanke des Dichters gerade durch diese strenge und an sich unkünstlerische Form kräftig zur Erscheinung gelangt und eine gewisse Erhabenheit gewinnt, die der Darstellung einen eigenthümlichen Reiz gibt und uns dann auch sogar die Rohheit der metrischen Form (kurze, ungleiche Zeilen mit unvollkommenen Reimen) vergessen läßt. Den größten Werth von Konrads „Rolandes Lied" erblicken wir aber darin, daß es eines der wenigen aus der mittelhochdeutschen Zeit ist, in welchem sich — wir wollen nicht sagen eine höhere Gesinnung — aber doch eine höhere Idee ausspricht. Das Gedicht stellt nicht bloß den Kampf des Christenthums gegen das Heidenthum dar, sondern es will auch jenes verherrlichen und dessen Göttlichkeit im Gegensatze zu den übrigen Religionen zur Anschauung bringen. Daher erscheinen auch die Helden des Gedichts, wie W. Grimm vortrefflich bemerkt, ohne die Begierden und Leidenschaften, welche sonst das Menschenherz bewegen; oder wenn sie sich auch hie und da zeigen, so sind sie doch der höheren Idee, die ihre Seele erfüllt, völlig untergeordnet, und alle ihre Gedanken und alle ihre Handlungen haben stets nur den Einen Zweck, den Sieg des Christenthums zu fördern, welchem sie mit frommer Ergebung in den Willen Gottes Gut und Blut zu opfern stets bereit sind. Freilich erhält das Gedicht hierdurch eine gewisse Härte und Eintönigkeit; es hat diese ihre Berechtigung aber in dem kräftigen Hervortreten des erwähnten Grundgedankens; und wenn es allerdings ungeeignet ist, die Darstellung Konrads mit dem begeisterten Style der Psalmen zu vergleichen, so kann man die Auffassung des Stoffs und dessen Entwickelung mit vollem Rechte denjenigen Büchern der Bibel zur Seite stellen, in welchen die Kämpfe des Judenthums gegen das Heidenthum geschildert werden.

1. Rolands Tod.

Ruolant chêrte gên Yspanien
verre von den erslagenen;
er gesaz zuo ainem boume,
dâ beit er vil chûme.
In ainer sîner hant
truog er daz horn Olivant,
in der anderen Durndarten.
Ain haiden im gewarte:
mit bluote er sich allen bestraich,
vil tougenlîchen er im nâch slaich.
Dô gedâchte der haiden:
„Unter disen vir stainen
dâ erstirbet Ruolant;

Durndarten nim ich ze mîner hant
und Olivanten;
sô sage ich in dem lante,
daz wir gesiget haben,
und ich habe Ruolanten erslagen.
Des frout sich imer mêre
elliu arabiskiu erde."
Ruolant was von den sînen chomen,
sô man geschiezen maht mit ainem bogen
unter den marmilstainen;
dô wânte der haiden,
daz er tôt wâre.
Dô enthilt sich der helt mâre,
unz im der haiden sô nâhen chom;
ûf zucht er daz horn,
uber den helm er in sluoc,
daz im daz verhbluot
ûz sînen ougen spranc.
Er sprach: „Daz du habist undane,
daz du mir ie sô nâhen torstest chomen;
Olivant ist zechloben!"
Er rezurnte vil harte:
sus redeter ze Durndarte:
„Nu ich dîn nicht scol tragen,
dune wirst niemir menniskeu ze scaden!"
Daz swert er ûf huop,
in den stain er iz sluoc;
iz ne têt sîn nehain war.
Er sluoc iz aver dar
mit paiden sînen hanten;
daz swert er umbe wante,
er versuocht iz zehen stunt.
Er sprach: „Lâgestu in des mêres grunt,
daz du dehainem christen mau
niemir mêre wurdest ze ban;
scol dich dehain haiden tragen,
daz wil ich imer Gote chlagen!"
Mit grimme er aver sluoc.
Do daz swert vor im gestuont
âne mâl unt âne scarte,
dô redet er ave ze Durndarte:
„Ich bechenne wol dînen site,
daz du nicht des vermite,
swâ ich dich hin gebôt,
den was geraite der tôt.
Di wîle ich tochte,
ich hân mit dir ervochten
daz ze Aiûne,
di mâreu Petûwe;
ich dwanc mit dir Provinciam
und di starken Progetâneam;
Lancparten ich mit dir revacht,
Pulle machete ich zinshaft.
Malve unt Palerne,
di bedwanc ich mînem hêrren;
di grimmigen Sorbiten,
di Baire di strîtegen
mit ir scarphen swerten;
Sachsen di dicke wol herten,
in manigem grôzen volcwîge
si muosen im alle nîge.
Alemanniam ich ervacht,
Ungeren nam ich ir chraft;
Pritaniâ nemacht mir nicht wider stân;
Bèhaim unt Polân,
Francheu di chuonen
ne liez ich nie geruowen,
unze di chômen an ir rechten stam.
Friesen ich mit dir gewan;
Scotten und Jerlant
ervacht ich mit mîner zesewen hant;
Engellant ze ainer kamere
ervacht ich dem kunc Karle
und andriu vil manigiu rîche.
Jane wart dîn gelîche
nie gesmidet ûf dirre erde,
noch newirt ouh hinne fur niemir mêre:
daz bewârtestu wol an disem wal.
Ze Moriânâ in dem tal
der engel dich mînem hêrren brâchte;
gnadiclîchen er mîn gedâchte,
benamen er mich nante:
er hiez mir Ruolante
Karln den kaiser,
zebeschîrmen witewen unt waisen,
dich Durndarten umbe binten.
Daz ich iesâ erplinde,
daz riuwet mich vil sêre:
nu vergip du mir, himilischer hêrre,
daz ich iz ungezogenlichen sluoc,
mines hêrren sent Pêtres bluot,
diu hêrschaft sent Plasîen,
des hâres mînes hêrren sent Dionîsîen,
des gewâtes mîner frouwen sent Marîen!
Der kaiser newolte nie belîben,
unz in dir versigelet wart
diu vil grôze hêrschaft.
Nune wil ich nehainen erben zuo dir mêre,
wan den adel hêrren,
der durch suntâre geboren wart:
der gebôt mir dise hervart.
Ich scol verwandelen daz leben;
in sîne gnâde wil ich ergeben,
swaz ich sîn von im hân,
want ich sîn uimen sô wol gan."
Den hantschuoch er abe zoch,
in gegen dem himel er in bot;
den nam der vrône bote von sîner hant:
des ist der helt Ruolant
von aller der christenhait gêret,
alsô uns daz puoh lêret.

Ruolant viel in crucestal;
er sprach: „Hêrre, nu waistu vil wal,
daz dich mîn herce mainet:
dîne tugent hâstu an mir erzaiget.
An mînem ende,
hêrre, dînen boten ruoche mir ze senden;
nu gnâde mîner armin sêle,
daz ir dehain bôser gaist nine werre.
Ich mane dich umbe mînen hêrren:
gestatige in an dem rechtin,
verdruche sîne wider vechten,
daz sîne vîante alle geligen,
unt er an in gesige
in dînes namin minne.
Und umbe di suozen Karlinge,
und ander sîne untertâne,
di bevilhe ich zuo dînen gnâden.
Alle di in mit trûwen mainen,
lebentige oder verschaiden,
bestatige si in den Abrahâmes barm!"
Er leite sich an sînen zesewin arm,
daz houbet er nider naicte,
die hende er ûf spraite;
dem alwaltigen hêrren,
dem bevalch er sîne sêle;

mit sent Michahêle,
sente Gabrièle,
sent Raphahêle
front er sich imer mère.
Dô Ruolant von der werlt verschiet,
von himil wart ain michel liecht;
sâ nâch der wîle
chom ain michel ertpibe,
doner unt himilzaichen
in den zwain rîchen
ze Karlingen unt ze Yspaniâ.
Di winte huoben sich dâ,
si zevalten di urmâren stalboume;
daz lint ernerte sich chûme;
si sâhen vil diche
di vorchtlîchen himil bliche;
der liechte sunne, der relasc;
den haiden gebrast:
diu seheph in versunchen,
in dem wazer si ertruncken.
Der vil liehte tac
wart vinster, sam diu naht;
die turne zevielen,
diu seône palas zegiengen.
Di sternen offenten sich;
daz weter wart mislich:
si wolten alle wâne,
daz di wîle wâre,
daz diu werlt verenden solte,
unt Got sîn gerichte haben wolte.

2. Des Kaisers Gericht.

Der kaiser an daz gerichte gesaz:
owî, waz fursten vor im was!
Er hiez Genelûnen bringen:
da wolten im di Karlinge
den lip gerne fristen.
Si sprâchen, daz si in nine wisten
an niehte uberwunden;
doch er wâre gebunden.
Sîn recht wâre vil grôz:
er war aller fursten genôz.
Genelûn bat einir stille;
er sprach: „Hêrre, iz was mîn wille;
ich nelougin dir sîn niet:
der zwelve tôt ist mir liep;
iz ist gewisse der mîn rât.
Ich hete in ê widersaget
ze dîner antwurte offenlîche:
daz erzuige ich mit dem rîche.“
„Waz bedurfen wir nu rede mêre?“
sprach des rîches hêrre,
„want er sich offenlîche hât verjehen,
daz er di Cristen hât gegeben
in die gewalt der haiden.
Ich frâge urtaile:
alsô die phachte tichten,
sô wil ich uber in richten.“
Dô was Genelûnes geschleehte
chreftic unt machtic,
ain vil vorderlîchez chunne:
si heten im gerne gewunnen
des kaisers hulde;
si sprâchen: „Vil grôz sint sîne sculde!
Uns is harte missechehen:
die tiuristen sint alle gelegen;
nune mac sie niemen wider gewinnen.
Gêre dîne chunlinge;
gestille, hêrre, dînin zorn;
lâz in ze dînin hulden chom
durh dîner swester êre:
des bite wir dich, hêrre.
Genelûn dienet dem rîche
imir mêre vorehtlîche.“
Der kaiser erzurnte harte:
mit ûf gevangem barte



er sprach: „Di rede ist mir swâre!
Der mir al daz golt wâge
ûz arabisken rîchen,
iz ne sî, daz er mir di fursten geswichen,
dâz ich sîn nine nâme
widir disem verratêre.
Man scol iz iemir ze mâre sagen,
daz wirz an im gerochin haben
unz an der welte ende.
Diu christinhait ist harte geschendet:
des gât uns michel nôt;
iane gesehah nie sus getân mort!“
Tar fur drane Binabel:
er was michel unt snel,
starh unt chuone,
redehaft genuoge;
er sprach: „Getar ich for dînin hulden,
sô wil ich gerne geunsculdigen
Genelûnen mîn ôhaim,
daz er untriuwe nehain
an den hât begangen,
dar umbe er stât gevangen,
gebunden vor dem rîche:
er widersaget in offenlîche.
Ich wil mit mînem swerte
sîne triwe im erherte.
Ûzen lâz ich mîn hêrren ainen:
so nist hie manne nehaine,
der in sîn sculdigen welle,
der versuoche sîn ellen,
trete gegen mir in den ehraiz:
mit champhe berede ich in, gotewaiz;
ich erledige in hiute, ob ich mac,
oder iz ist mîn iungister tac!“
Di fursten geschwieten lange.
Von manne ze manne
sach der kaiser hin unt her:
vil hart erzurnt er;
er sprach: „Wâ nu frunt unt man?
Swâ ich mich versinnet hân,
ist, daz ich leben scol;
ich erhale mich sîh vil wol;
ich ergetze sis iemir mêre.
Daz si di êre
an dem rîche icht gewinnen,
unt varent si genozin hinnen,

daz wil ich iemir Gote chlagen;
di chrône scol ich mêre denne nicht tragen."
Tirrich dar fur trat,
ainer stille er bat;
er sprach: „Ruolant hât mich gezogen,
ûzer sînim chunne bin ich geboren:
ich bin sîn nâhister geboren mâc.
Binabel sich vermezzen hât,
er welle in der untriwen bereden.
Genelûn hât si durch miete hin gegeben,
unt hât ungetriwelîchen
gerâten an daz rîche,
und wolt dâ entêren
di chrône mînes hêrren,
unt zestôren di hailigin cristinhait.
Dâ scol Got sîn warhait
hiute hie erzaigen,
daz er mit lugen unt mit mainaiden
di untriwe hât begangen.
Er ist verfluochet unt verbannen
von allem cristlînchem rechte.
Ich wil durh Got huite gerne vechte,
unt wil mit mîme swerte
di warhait erherte
in des heiligen Cristes namen.
Dîn ubermuot scol dir gescaden.
Du versihest dich ze dîner sterke;
dâ bî sculn wir merke:
Dâvîd was vil lutzeler gescaft,
Got selbe gab ime di craft,
daz er Golie daz houbit abe sluoc
unt fur den chünec Saulen truoc.
Got hât inoch di selben gewonhait!
Ez wirdet dir huite vil lait,
daz du wider Gote hie stâst,
unt der warhait verlougint hâst.
Ich bin ain edeler Francke:
ich gichtige dich mit dem champhe;
ich sende dich zuo der helle:
der guote sent Dionisii dich hiute velle!"
Dem kaiser gerieten sîne wîsen,
daz er vorderôte gîsel
ûz iedwederem taile:
daz lobeten die fursten algemaine.
Drîzec der wâren,
di sich fur Genelûnen gâben,
ube Binabel geviele,
daz daz gerichte uber si ergienge,
alsô di phaht lêrte.
Der kaiser si dâ mit êrte;
er nam von Tirrîche
drîzec gîsel dem rîche
in demselben gedinge:
des frouten sich di Karlinge.
Binabel was ain starc man:
des ne hete niemen nehain wân,
daz im Tirrich vor gehabete
oder dehain wîle gelebete.
An dem lîbe was er chranc;
vil willichlîchen frumt er den champf.
Die fursten von Karlingen
fluren allen ir gedingen.
Der kaiser viel sîne venie:
er bat alle di menige,
daz si Got flêten,
daz er daz rîche gêrte,
daz er sîne tugente bescainte
unt di rechten warhait unter in erzaicte.
Sam tâten di heiligen frouwin,
di manten Got sîner tougin:
hin ze himele si digeten,
daz Tirrich gesigetê:
wol gehalf im daz.
Da wart manic ouge naz:
si wegeten im allenthalben
mit missen unt mit salmen,
mit manigen guoten dingen:
von rechte muose im wol gelingen.
Der kaiser scuof ze sîner huote
manigen helt guoten:
vil michel was daz gedranc.
Dâ gelobeten si den champf
zuo dem braiten velde.
Der kaiser unt sîne helde
gehabeten ze ringe;
sam tâten die Karlinge.
Der kaiser hiez vor in allen sagen,
er were frî oder dienist man,
swer dehain strît dâ huobe,
daz man im den hals abe sluoge.
Di chempfen wâren wol gar:
vermezzenlîche chômen si dar
ûf zwain ziren marhen.
Dô wîste man si zesamene;
di grizwarten si maneten:
ain ander si anranten;
die schefte brâchen si ze stuchen,
di scharphen swert si zucten;
zu der erde si chômen baide.
Dâ ne was manne nehainer,
der in den chraiz getorfte chom;
er nehete den hals verlorn.
Binabel unt Tirrich
mit swerten versuochten si sich:
si zehiwen ain ander di schilte.
Der kaiser allez ze Gote digete;
er vorchte des wînigen man,
der elliu dinc wol kan
aine gezechen,
der wolt iz anderes scaffen.
Tirrich gewan einis lewen muot:
daz swert er dô ûf huop,
vast er an in scrait:
den helm er im versnait;
jâ muoser dolen dar unter
aine fraissame wunden:
daz bluot im uber di ougin ran.
Dô sprach des vîandes man:
„Jâ, du tiwerlicher degen,
ich wil mich dir ergeben:
mîn swert scoltu nemen;
unt wiltu Genelûne wegen,
fur aigen wil ich dir dinen
elliu di zirde,
di mich von erbe an chomen ist;
unt gewinnestu uns aine frist,
ich wirde hi ze stete dîn man."
„Iz ne scol so nicht gestân,"
sprach der helt Tirrich:
„Du bist ain furste alsô wol, sam ouch ih;
kume du ze mînes hêrren fuozen.
Ich wil dich sîn alles erlâzen;
ich wil dir gerne wegen,
daz er dich lâze leben.
Genelûnen du mir niemir vor genenne,
want ich sîn niemir gehenge

alsô verre, sô ich mac,
daz er dehain tac
hinne fure mêr gelebe:
in geriwet hiute Marsilien gebe!"
Dô sprach Binabel:
„Durh Genelûnen chom ich her;
nemag ich im nicht gedingen:
sone wil ich nicht ligen;
nemag iz nicht bezzer werde:
ich wil durch in ersterbe."
„Daren gegene warne du dich!"
sprach der helt Tirrich,
„Du lebest unlange.
Der tiuvel hât dich gevangen:
er ne wil dich nicht lâzen;
mit anderen dînin genôzin
fuort er dich zuo der helle:
der untriwen bistu geselle."
Di tiuren volcdegene
sprungen wider zesamene;
si vâchten mit grimme.
Di vesten stâlringe
machten nicht dâ vor gestân:
ir slege wâren fraissam.
Tirrich, der degen,
verwundôt in ave durh den helm:
wi frô der kaiser des was!
Umbe warf er daz sachs;
den hals er ime abe sluoc,
daz houbit er ûf huop,
er stachte iz an ain sper;
ûf sîn marh gesaz er,
er fuort iz wider ûf den hof:
dâ wart michel froude unt lof.
Si lûten unt sungen:
von aller slahte zungen
lobeten si Got alsus:
„*Te deum laudamus.*"
Der kaiser gesaz an daz gerichte:
dô ertailten im di sentphlichte,
daz rîche scolte werden gerainet;
si heten sich selben vertailet,
alle di der untriwen gesellen wâren
unt sich fur Genelûnen gâben.
Di fursten sprâchen alle bi ainem munde,
alte unt junge:
„Ô wol dû heiliger kaiser,
richte den armen waisen:
zuo dir ruofent di kint,
der vetere verrâten sint:
sînes chunnes scol nicht mêre
wachsen an der erde!"
Di gîsel hiez er ûz fuoren:
di houbit si in abe sluogen;
Genelûnen si bunden
mit fuozen unt mit handen
wilden rossen zuo den zagelen:
durh dorne unt durh hagene
an dem bûche unt an dem rucke
brâchen si in ze stucke;
sô wart di untriwe geschendet.
Dâmit si daz liet verendet.

Der Pfaffe Lamprecht.

Wie über die meisten Dichter der gegenwärtigen Periode, so ist auch über den Pfaffen L a m p r e c h t wenig oder Nichts bekannt; ja man hat sogar Zweifel erhoben, ob es überhaupt einen deutschen Dichter dieses Namens gegeben habe. Doch beruhen dieselben nur auf Vermuthungen, welche die Gründe, aus denen sich das Dasein des deutschen Lamprecht nachweisen läßt, wenn auch einigermaßen erschüttern, doch keineswegs umstoßen, und so wird es immer am besten sein, bei der früheren Ansicht zu beharren, bis gewichtigere Gründe gegen dieselbe vorgebracht werden. Bis dahin wird aber die Stelle aus dem Alexander Rudolfs von Ems als entscheidend angesehen werden müssen, welcher den „Pfaffen Lamprecht" ausdrücklich als Dichter eines frühern Alexander nennt. Daß Lamprecht übrigens ein Geistlicher war, geht sowohl aus der seinem Namen vorgesetzten Bezeichnung (pfaffe), als auch aus verschiedenen Stellen, namentlich aus dem Schluß des Gedichts hervor, welche bei ihrer ganz dogmatischen Haltung des Verfassers Stand deutlich beurkunden. Das Zeitalter des Dichters läßt sich nur ungefähr bestimmen; er mag sein Gedicht gegen 1180 abgefaßt haben. Nach der Sprache desselben zu urtheilen muß er am Niederrhein gelebt haben, was auch wohl dadurch bestätigt wird, daß er nach einem „welschen" d. h. französischen Gedichte gearbeitet hat (als dessen Verfasser er den „E l b e r i c h v o n B i s e n z u n" d. i. Aubry von Besançon nennt), weil gerade in jener Zeit die niederrheinischen Lande mit Nordfrankreich in engerem Verkehr standen.

Das Gedicht „Alexander" beginnt nach der gewöhnlichen Einleitung über den Dichter und dessen Quelle mit dem Bericht von Alexanders Herkunft, Geburt, Jugend und Erziehung, woran sich die Erzählung von Alexanders Thaten bis zu seiner Thronbesteigung reiht. Sogleich nach Philipps Tode beginnt der junge König seine Rüstungen zum Kampfe gegen Persien, nach deren rascher Vollendung er sich einschifft. Nun folgt die Erzählung der vorbereitenden Kämpfe in Sicilien, Afrika und Palästina, dann die Schilderung der Eroberung von Tyrus, nach dessen Einnahme Alexander über den Euphrat zieht und auf die Feldherren des Darius trifft. Es entspinnt sich ein mörderischer Kampf, in welchem Alexander selbst in große Bedrängniß geräth; doch werden die Perser geschlagen und müssen das Schlachtfeld verlassen; Alexander dringt ihnen nach. Indessen sammelt Darius ein neues furchtbares Heer; als ihm Alexander entgegen zieht, meldet ihm ein Bote die Krankheit seiner Mutter Olympias, die ihn zu sehen verlangt. Auf der Rückkehr in die Heimat greift ihn Herzog Amente in Arabien an; der Kampf dauert drei Tage, endlich müssen die Araber die Flucht ergreifen. Der König setzt seinen Zug fort, und kommt, nachdem er unterwegs noch manche herrliche Burg gebrochen hatte, zur Mutter, die bei seinem Anblick sogleich wieder gesund wird. Er rüstet ein neues Heer, mit dem er zuerst die griechischen Städte unterwirft, dann aber wieder nach Persien zieht. Als er an den Euphrates gekommen war, ließ er eine Brücke darüber schlagen, dieselbe aber sogleich wieder abbrechen, sobald das Heer hinüber gezogen war, damit Keiner an die Flucht denken könne. Bald darnach trifft er auf das persische Heer, das er in blutiger Schlacht besiegt; die Feinde fliehen nach Batra; Alexander folgt ihnen, nimmt die Stadt mit allen Schätzen, dem Weibe und der Mutter des Darius, die er mit der größten Achtung behandelt, dann zieht er

vorwärts, läßt Aeste von Birken und Oelbäumen abschneiden und an der Rosse Schweife binden, damit der aufgewirbelte Staub das Heer verdecke. Sodann geht er selbst ohne Begleitung als Bote in das Lager des Darius, wird aber erkannt und entkommt nur mit genauer Noth. Bald darauf kommt es zur Schlacht, in welcher 200,000 Perser umkommen. Darius rettet zwar das Leben, verfällt aber in Verzweiflung, und bittet den Sieger um Frieden, der ihm jedoch nicht gewährt wird. Nun schreibt Darius an Porus, König von Indien, um Hülfe; ehe diese aber erscheint, wird er von zwei Verräthern ermordet. Alexander trifft ihn sterbend an; die Theilnahme, die er dem Unglücklichen bezeugt, erquickt diesen, der ihm seine Tochter zum Weibe empfiehlt. Alexander läßt den Darius ehrenvoll bestatten, worauf er dessen Mörder bestraft, und Roxanie heirathet. Nun wird ihm gemeldet, daß Porus heranziehe; er eilt ihm entgegen, greift ihn an, tödtet ihn im Zweikampf und vernichtet sein Heer (1). Hierauf setzt er seinen Zug fort, kommt nach Scythien und endlich an das Ende der Welt, von wo er einen Brief an seine Mutter und seinen Lehrer Aristoteles schreibt, in welchem er diesen die Abenteuer berichtet, die er seit der Besiegung des Porus erlebt hatte. Er erzählt von einem Fluß, dessen Wasser bitter war, wie Galle, von gräßlichen Unthieren, mit denen das Heer schreckliche Kämpfe zu bestehen hatte, von Riesen und bezauberten Wäldern, in deren Einem die schönsten Mädchen lebten, die im Frühling aus Blumenkelchen heraus wuchsen, im Herbste aber mit den Blumen abstarben (2). Nach manchem anderen Abenteuer sei er endlich an das Ende der Welt gekommen, „wo der Welt Abgrund steht, und sich herum der Himmel dreht, wie um die Achse ein Rad". In der Nähe, erzählt er weiter, stand die Burg der Königin Candacia, welche ihn auf das Beste aufnahm. Ihr Sohn Candaulus, dessen Weib von einem mächtigen König geraubt worden war, bittet einen Ritter Alexanders, den er für den König hält, ihm beizustehen; Alexander zieht mit ihm unter einem angenommenen Namen vor die Burg des Räubers und befreit die Geraubte. Als die Königin Candacia vernimmt, was er gethan, küßt sie ihn, zeigt ihm ihren Palast voll der herrlichsten Wunder und bewirthet ihn aufs Köstlichste; am andern Tage redete sie ihn als Alexander an (sie hatte sich schon vorher sein Bildniß zu verschaffen gewußt, und ihn daher leicht erkannt), worüber er erschrak; sie aber versprach, es zu verheimlichen und schenkte ihm ihre Minne. Nachdem er den Nachstellungen des zweiten Sohns der Königin, der sich an ihm wegen des Todes seines Schwiegervaters Porus rächen wollte, durch List sich entzogen hatte, führte ihn die Königin in die Kapelle, wo ihre Götter waren, deren Einer ihm verkündete, daß er in Alexandria würde begraben werden. Hierauf schied er, und kam ins Land der Amazonen, die ihm Geschenke gaben. — Hiermit schließt der Brief, und der Dichter setzt die Erzählung fort.

Nachdem Alexander noch viele Könige und Reiche bezwungen, treibt ihn der Hochmuth, auch von den Engelchören Zins zu erzwingen. Die alten Räthe mahnen ab, die jungen treiben an; Alexander folgt letzteren, und zeigt sich hierbei als tobenden Wüthrich, unersättlich wie die Hölle. Auf dem Zuge begegnet ihm viel Unglück; endlich gelangt er an die Mauer des Paradieses und begehrt Einlaß. Ein alter Mann, welcher ihm abschlägliche Antwort bringt, überreicht ihm einen wunderbaren Stein, der ihm würde zu erkennen geben, wie es um ihn stehe. Alexander kehrt nach Griechenland zurück, entläßt sein Heer, sendet nach Weisen, welche ihm die Natur des Steins künden sollen; nur ein alter Jude vermag es; er sei, sagt er, ein Bild seines Uebermuths, und mahne ihn an den Tod, der ihn, wie jeden andern, erwarte. Alexander geht in sich, regiert gerecht und mild, und als er nach zwölf Jahren stirbt, werden ihm seine Sünden vergeben.

Aus voranstehender Uebersicht des Inhalts ergibt sich deutlich genug, daß Lamprecht von künstlerischer Composition und Anordnung eben so wenig eine Ahnung hatte, als der Pfaffe Konrad, oder irgend einer von den schon genannten Dichtern, wie denn überhaupt gerade diese Seite in der mittelhochdeutschen Epik in großer Unvollkommenheit erscheint. Man hat zwar behauptet, daß sie gerade in Lamprechts Alexander am meisten entwickelt sei, und vorzüglich darauf Werth gelegt, daß der Dichter diejenigen Thatsachen, welche mehr auf historischer Grundlage beruhen, selbst erzählt, während er die Schilderung der wunderbaren Begebenheiten und Abenteuer auf dem Zuge nach dem Ende der Welt in einem von Alexander an Mutter und Lehrer geschriebenen Briefe einkleidet. Man hat darin einen tiefgedachten Kunstgriff des Dichters erblickt, der hierdurch die Verantwortlichkeit für die Erzählung so unglaublicher Thatsachen von sich abgelehnt und dadurch bei der mächtigsten Anregung der Phantasie doch auch dem kalten Verstande den Ausweg gelassen habe, die erzählten Wunder als mährchenhafte Sagen anzusehen. So ansprechend diese Erklärung auch ist, so wohlthätig und erfreulich es wäre, einmal einem wirklich künstlerischen Gedanken zu begegnen, so wird man doch zu nicht ungegründeten Zweifeln an ihrer Richtigkeit schon dadurch bewogen, daß der Schluß des Gedichts, welcher den Zug Alexanders in das Paradies, also Abenteuer darstellt, die nicht weniger wunderbar sind, als diejenigen, welche in dem Briefe Alexanders geschildert werden, in einfach erzählender Form sich bewegt, gerade wie der erste Theil, in welchem die mehr historischen Begebenheiten berichtet werden. Jene Erklärung fällt aber ganz in sich zusammen, wenn wir wissen, daß der griechische Roman des Pseudo-Kallisthenes und der lateinische des Julius Valerius, welche unzweifelhaft als die ursprünglichen, wenn auch nicht unmittelbaren Quellen des deutschen Gedichts anzusehen sind, die nämlichen Abenteuer und wunderbaren Begebenheiten schon in der Form eines Briefs erzählen, den Alexander an Aristoteles geschrieben. Es ist daher nicht zu bezweifeln, daß Lamprecht auch in dieser Beziehung seinem französischen Vorbild treu gefolgt ist, und daß dieses die so hoch gepriesene Briefform ganz einfach jenen alten Romanen entlehnt hatte.

Wir haben übrigens nicht nöthig, dem deutschen Dichter Vorzüge zuzuschreiben, welche er nicht besitzt, da sein Werk auch außerdem des Trefflichen viel darbietet, so daß es unbedenklich eine der tüchtigsten Erscheinungen jener Zeit genannt werden kann, welche zwar den Mangel an künstlerischer Entfaltung mit beinahe allen übrigen, auch den späteren Dichtungen, theilt, dagegen aber die meisten durch die ächt poetische Haltung im Einzelnen weitaus übertrifft. Frei-

lich läßt sich nicht ermitteln, was hierin auf Rechnung des deutschen Dichters zu setzen ist, und was er dem französischen nachgebildet hat; und wollte man seine Aeußerung, daß er das wälsche Gedicht einfach und in deutscher Sprache übertragen habe, und daß er so sage, wie „das Buch", wörtlich nehmen, so würde sein Verdienst, wenn auch immer noch bedeutend, doch nicht genug geschmälert erscheinen: allein wir haben schon gesehen, daß solche Aeußerungen nur in beschränkter Weise verstanden werden dürfen, indem sie sich weit mehr auf den Stoff und dessen Anordnung, als auf die Entwickelung im Einzelnen beziehen, worin sich die deutschen Dichter oft gerade sehr frei und selbstständig bewegten. Wie bei dem Pfaffen Konrad, so kommen auch bei Lamprecht der Stellen genug vor, die in seinem französischen Vorbilde nicht gestanden haben können, z. B. bei Hindeutungen auf die deutsche Heldensage, Anklänge an deutsche volksthümliche Gedichte u. s. w., und wir dürfen wohl daraus mit einiger Sicherheit den Schluß ziehen, daß auch viele andere Stellen als das alleinige Eigenthum des deutschen Dichters angesehen werden müssen.

Die Erzählung von Alexanders Herkunft, Geburt und Jugend, sowie von dessen Thaten bis zu Philipps Tode bewegt sich in rascher Kürze, welche im Gegensatze zu der breiten Ausführlichkeit anderer, selbst besserer Dichter der Zeit einen höchst erfreulichen Gegensatz bildet, und einen um so günstigeren Eindruck auf den Leser hervorbringt, als trotz dieser Raschheit und Kürze die wesentlichen Punkte der Erzählung doch scharf und kräftig hervortreten. In wie weit dieses Verdienst dem deutschen Dichter zugeschrieben werden darf, ist allerdings nicht zu bestimmen; doch selbst auf den Fall hin, daß er hierin nur sein Vorbild treu wiedergegeben hätte, verdient Lamprecht schon deswegen alles Lob, daß er sich nicht hat hinreißen lassen, manche an sich interessante Situation auszumalen, in deren Darstellung er Gelegenheit gefunden hätte, sein poetisches Talent hervortreten zu lassen. Er hat hierin eine wahrhaft künstlerische Mäßigung beurkundet, die vielleicht nur noch bei Hartmann von Aue anzutreffen ist, die dagegen allen übrigen Dichtern vollkommen unbekannt war. So wird auch die Rüstung zum Zuge nach Persien, so werden die vorbereitenden Kämpfe in Sicilien, Afrika und Palästina mit rascher Kürze erzählt; länger dagegen verweilt er bei der Belagerung von Tyrus, weil diese für den ganzen Feldzug wichtiger und folgenreicher war, als die vorangehenden Kämpfe und weil auch der Dichter bessere Gelegenheit hatte, als früher, seinen Helden in seiner ganzen Größe und Tüchtigkeit zu zeichnen, indem der Kampf um die mächtige Seestadt von Seiten Alexanders die größte Kraftentwickelung erheischte. Dieses richtige Gefühl, das Bedeutende durch ausführlichere Behandlung hervorzuheben, das weniger Wesentliche dagegen nur rasch zu berühren, und es höchstens in nöthigen Fällen durch den kernhaften Ausdruck auszuzeichnen, verläugnet sich auch im weiteren Verlaufe des Gedichts nicht; wie groß aber muß der Dichter erscheinen, wenn man ihn mit späteren Epikern zusammenstellt, welche Wesentliches und Bedeutungsloses mit der nämlichen breiten Ausführlichkeit behandeln, die oft in die langweiligste Geschwätzigkeit ausartet, wie wenn z. B. Ulrich von Zazikhoven das Pferd der schönen Ade dadurch beschreibt, daß er in zwanzig Versen erzählt, welche Fehler es n i c h t hatte und erst dann in einigen Zeilen schildert, wie es in der That aussah.

Die Bemerkung, welche wir über Konrad machten, daß seine schlichte, bis zur Trockenheit einfache Darstellung oft eben durch diesen Charakter gute Wirkung mache, kann auch auf Lamprecht Anwendung finden; nur müssen wir aber sogleich hinzufügen, daß sich bei diesem die oft bis zur reinsten Prosa sich steigernde Trockenheit Konrads eben so wenig findet, als dessen rauhe, eckige Darstellung. Bei Lamprecht steht die einfache und schlichte Sprache stets im Bunde mit ächt poetischer Auffassung, die uns nicht selten gerade da am meisten überrascht, wo wir ihr am wenigsten zu begegnen hofften. Seine Einfachheit entsteht nicht aus Mangel an poetischer Tiefe, sondern vielmehr aus ächter dichterischer Kraft, die mit den geringsten äußern Mitteln die lebendigsten und festesten Gemälde zu zeichnen versteht, eine Kraft, die sich in ihrer vollsten Größe im Volksgesange zeigt, an welchem sich Lambert ohne Zweifel groß gezogen hatte, gerade wie die älteren lyrischen Dichter. Daher ist aber auch bei ihm Alles Wahrheit, der er auch dann nicht untreu wird, wenn er die mährchenhaftesten Abenteuer erzählt, von den seltsamsten Wundern berichtet. Nie geht in seinem Gedichte die Phantasie in das Phantastische über, während umgekehrt bei den späteren Dichtern das Phantastische Alles verschlingt und die Phantasie des Dichters lähmt. Vielleicht ließe sich die Trefflichkeit Lamprechts am besten charakterisiren, wenn man sagte, daß er das gewöhnliche Leben und die Wirklichkeit dichterisch verklärt, dagegen den willkürlichsten Schöpfungen der Phantasie mit kräftiger Hand den Schein der Wirklichkeit zu verleihen weiß. Man lese nur, um sich von der Richtigkeit dieser Behauptung zu überzeugen, die von uns mitgetheilten Bruchstücke, die Schilderung des Kampfes mit Porus und die Erzählung von den Wundermädchen, in welchen die verschiedenartigsten Verhältnisse mit gleicher Trefflichkeit geschildert sind. Porus eröffnet den Kampf, indem er seine Elephanten gegen das griechische Heer vorrücken läßt, welche Alexander unschädlich macht, indem er eherne, mit griechischem Feuer angefüllte Bilder vor die Fronte aufzustellen befiehlt. Die Elephanten verbrennen sich, sie fliehen und verbreiten Entsetzen unter dem indischen Heer. Doch flößt Porus den Seinigen in kräftiger und kluger Rede neuen Muth ein, so daß sie kampfesmuthig auf die Griechen eindringen. Es entspinnt sich eine mörderische Schlacht, an welcher auch die Könige Theil nahmen, und die bis zum dritten Tag dauerte. Die Griechen gerathen endlich in Nachtheil; als Alexander so viele seiner Krieger todt da liegen sieht, erzürnt er über die ungewohnte Schande; er sucht den Porus auf, und bietet ihm den Zweikampf an. Dieser erklärt sich bereit, „denn er war viel länger, als der König Alexander, um zwei Klafter und noch mehr; Porus war stark und hehr: des getröstete er sich und gelobte den Einzelkampf". Nach Verabredung stellten unterdessen die Heere die Schlacht ein. „Die Herren zuckten die Schwerter, zusammen sie da sprangen: hei! wie die Schwerter klangen in der Fürsten Handen, da sich die Wigande hieben wie die wilden Schwein. Da war Grimm unter ihnen, gewaltig war des Stahles Schall, das Feuer

blitzte überall, da sie des Schildes Rande zerhieben vor den Handen. Sie gingen ohne Unterlaß wider einander in den Kampf; wohl nutzeten die Ecken (Schneide und Spitze) die teuerlichen Recken, ihrer jeder gegen den andern." Endlich ersieht Alexander eine Blöße seines Feindes, „er that ihm zur Stunde eine so große Wunde, daß der mächtige Mann zu der Erde gefallen kam. Wie gerne er wollte widerstreben, er mochte länger nicht mehr leben, er lag da auf der Stelle todt". Alexander trennte ihm das Haupt vom Rumpfe. „Da Porus Heer sah, daß ihr Herr todt lag, verzageten sie nicht um das, sie fochten alle um so baß; und nun begannen zu streiten die Heere von beiden Seiten und es mischte sich zusammen mit Grimme die Menge. Da hub sich erst an der Kampf, da verlor mancher Mann den Leib; die grünen Wiesen wurden roth, der Mohren lagen da viele todt; so geschah es aber auch den Griechen; zu Geiseln sie da ließen in der Fremde manchen Mann. Es war kein Helm so fest, Alexander schlug ihn durch; da ward gefüllet manche Furch mit dem Blute roth; da war die grimmigste Noth, die da je ein Mann im Völkerkampfe vernahm. Gedünget ward die Heide; da fielen die Unglücklichen, so lange man auf ihnen konnte gehen." Endlich ließen doch die Feinde vom Kampfe ab, als Alexander ihnen versprach, daß Niemand ihren Weibern und Kindern Schaden zufügen sollte.

Nicht weniger großartig sind auch die Schlachten gegen die Perser geschildert. Von der ersten sagt der Dichter, mit Anspielung auf die Gudrun: „Da war Weinen und Klagen! Von einem Völkerkampfe hören wir sagen, der auf dem Wulpenwerder geschah, wo Hildens Vater todt lag zwischen Hagen und Waten: der mochte sich zu diesem Kampfe nicht gatten. Herwich und Wolfwin mochten ihm nicht gleich sein, noch irgend ein Andrer, so schrecklich war Alexander. Man saget auch von guten Knechten, die wohl gut mochten fechten in der Trojaner Lied, ehe der Sturm geschied Achilles und Hektor, Ajax und Nestor, die manche Tausende erschlugen und auch scharfe Geren trugen: es könnte unter ihnen allen Keiner mit Alexander sich vergleichen." — Und endlich die letzte Schlacht gegen Darius, von dessen unzähligem Heer Alexander selbst zu seinen Kriegern sagte, er glaube nicht, daß es auf der Erde eine größere Macht gebe, wobei er jedoch ermuthigend hinzufügt, daß ein Heer Fliegen zweien einzigen Wespen Nichts anhaben könne, von welchem Gleichniß die Griechen mit wunderbarer Freude erfüllt wurden: „Zum Kampfe rüsteten sich da beidenthalben die Heere und brüllten wie das Meer." — „Von beiden Seiten flog das Geschoß, also dichte, wie der Schnee: den Recken ward da viel weh. Da erhob sich ein großer Schall, man blies die Heerhörner überall und die Trommeten zu dem Kampfe." — Die Griechen drangen kühn gegen die Perser, „mit großem Muth kamen sie zusammen bei dem Strage an der Auen: wer mochte je schauen zwei so herrliche Schaaren. — Da war das Feld gar breit mit den Todten überspreit. Sie schlugen und stachen, so daß die Speere brachen; dann griffen die Recken zu den scharfen Ecken (Schwertern) und fochten mit Zorn. Alle die Völkerkämpfe, Stürme und Schlachten, die von Darius Zeiten all' bisher sind geschehen, die kamen diesem nicht gleich." — „Der Sturm war grimmig und hart; mancher Helm da schartig ward und manche Brünne durchstochen, daß dadurch kam geflossen das Blut vom Leib hinab; man sah da auf der Wahlstatt manchen Schild verhauen." Zwei hundert tausend Perser fielen im Kampfe, ohne die zu rechnen, die im Stage ertranken. Da ergriff Darius die Flucht, und nun floh auch das Heer. „Alexander ritt ihnen immer nach und schlug sie nieder wie das Vieh; Ach und Weh man da schrie." Als man in Persien die Niederlage des Königs erfuhr, „da ward der Jammer gar groß; gar Mancher seinen Genoß beweinte und beklagte den er verloren hatte. Der Vater beweinte sein Kind, Mancher seinen Eidam, die Schwester ihren Bruder, ihren lieben Sohn die Mutter, auch beweinte die ihren Amis, die da im Geheimen war vermählt; die Frauen beweinten ihren Trauten, den sie öffentlich gewinnt. Die man dem Manne sollte geben, der verleidete das Leben; sie weinte so sehr, als ob sie vermählt schon wär'. Die Jungen an den Straßen, da sie beim Spiele saßen, die beweinten gar sehr, ihren Verwandten und ihre Herrn. Die Kinder in den Wiegen, da sie so weinen sahen und wenn man's ihnen erzählete, weineten wie die Alten und lebten ohne Wonne. Der Mond und die Sonne, die verwandelten ihr Licht und wollten scheinen nicht, und wollten nicht besehen den Mord, der da geschehen".

Diesen lebendigen Schilderungen, welche in ihrer ganzen Haltung an das Nibelungenlied erinnern, und an poetischer Kraft und Wahrheit die weitschichtigen Darstellungen der späteren Dichter weit übertreffen, setze man die liebliche, den Geist des Orients athmende Erzählung von dem Waldmädchen entgegen, um die ganze Fülle des dichterischen Talents unsers Lamprechts zu begreifen.

Wir kamen, erzählt Alexander in dem Briefe an seine Mutter, an einen herrlichen Wald, „da hörten wir darinne manche schöne Stimme, Lyren und Harfenklang und den süßesten Sang, der von Menschen je ward erdacht; wär er all zusammengebracht, der könnte sich mit dem nicht gatten. Sehr wonniglich der Schatten unter diesen Bäumen was; da entsprossen Blumen und Gras und Würze mancher Art". — „Da konnten wir auch schauen manchen Bronnen, der aus dem Walde kam geronnen, lauter und kalt." — „Hoch waren die Bäume, die Zweige dick und breit; das war eine große Wonne, da konnte die Sonne auf die Erde herab nicht scheinen." Nun ging er mit den Seinigen in den Wald, um die Wunder zu schauen. „Gar manches schöne Mägdelein wir allda funden, die da zur Stunden spielten auf dem grünen Klee, hunderttausend und noch mehr. Die spielten und sprangen; hei, wie schön sie sangen, daß wir, klein und groß, durch das liebliche Getos, das wir hörten in dem Wald, ich und meine Helden bald (kühn) vergaßen unser Herzeleid" und alle Trübsal, die wir von Kindesbeinen an erduldet hatten. Mit den Mädchen aber hatte es folgende Bewandtniß. „Wenn der Winter fortging, und der Sommer anfing, und es begann zu grünen, und die edlen Blumen in dem Walde begannen aufzugehn, da waren sie gar schön: licht war ihr Glanz, ihre Röthe und ihre Weiße gar in die Ferne schien. Der Blumen war keine nie, die schöner sein mochte. Sie waren, wie es uns däuchte, völlig rund wie ein Ball, und fest verschlossen überall: sie waren wunderbar groß. Wenn sich die Blume oben erschloß, das merket in

Euerem Sinne, so waren darinne Mägdlein ganz vollkommen; ich sag's Euch, wie ichs hab vernommen. Sie gingen und lebten, Menschensinn sie hatten, und redeten und baten, ganz als ob sie hätten ein Alter von zwölf Jahren. Sie waren geschaffen, das ist wahr, schön an ihrem Leibe: ich sah nie an einem Weibe schöneres Antlitz je, noch Augen so wohl stehn. Ihre Hände und ihre Arme waren weiß wie an einem Hermelin, so auch die Füße und Beine: unter ihnen war keine, die nicht pflegte hoher Schönheit. Sie waren mit Züchten voll Heiterkeit, und lachten und waren froh, und sie sangen also, daß vorher, noch seitdem kein Mann so süße Stimme je vernahm. Möget Ihr mir's glauben, so mußten diese Frauen immer in dem Schatten leben, die konnten anders nicht genesen: welche die Sonne mochte bescheinen, von denen blieb am Leben keine. Da ertönte der Wald von der süßen Stimme derer, die da sangen darinne, die Vögel und die Mägdelein: was mochte wonniglicher sein früh und späte? All ihres Leibes Gewäte (Kleid) war an sie gewachsen an die Haut und an das Haar. Ihm war gegeben die Farbe nach den Blumen ganz und gar, roth und weiß, wie der Schnee." Nun sandte Alexander nach seinen Kriegern; sie schlugen ihr Gezelt im Walde auf und nahmen die Mägdlein zu Weibern. Doch währte ihr Glück nur drei Monate und zwölf Tage. „Da die Zeit zu Ende ging, unsere Freude da zerging: die Blumen ganz und gar verdarben und die schönen Frauen starben; die Bäume ihr Laub ließen, und die Brunnen ihr Fließen, und die Vöglein ihr Singen. Da begann zu zwingen Unfreude mein Herz mit mannigfachem Schmerz: schrecklich war mein Ungemach, das ich alle Tage sah an den schönen Frauen. O weh, wie sie mich dauerten, da ich sie sah sterben und die Blumen verderben: da schied ich traurig von dannen mit allen meinen Mannen."

Wir müssen endlich noch auf eine Seite aufmerksam machen, durch welche Lamprecht weitaus die meisten Dichter seiner und der nachfolgenden Zeit überragt: es ist dies die Kunst, mit welcher er die Personen seines Gedichts charakterisirte. Freilich hatte ihm die Geschichte und sein Urbild schon vorgearbeitet, und es war jedenfalls leichter für ihn, dem Alexander zum Beispiel eine bestimmte Gestaltung zu geben, als für die Dichter der Artussage ihren phantastischen Helden; allein auch dies vorausgesetzt, bleibt sein Verdienst immer noch groß genug, wenn er seine Personen nach ihrem historischen Charakter aufgefaßt, und diesen mit Sicherheit entwickelt hat. Zudem haben nicht bloß die geschichtlichen, sondern auch die sagenhaften Personen eine feste Individualität erhalten. Unter jenen treten natürlich besonders Alexander und Darius hervor. In Bezug auf letzteren bemerken wir nur, daß sein Hochmuth gegen den Anfangs von ihm verachteten Alexander vortrefflich geschildert ist, so wie seine spätere Muthlosigkeit und Verzweiflung und endlich die Alles versöhnende Art und Weise, wie er sich in seiner Todesstunde über die Nichtigkeit des Daseins erhebt. Nicht gelungener, aber wie es die Natur der Sache mit sich brachte, reicher an einzelnen belebenden Zügen ist die Charakteristik Alexanders. Dieser zeigt schon in seiner frühen Jugend den Keim dessen, was er einst werden sollte. Schon sein Aeußeres verkündigt den Helden. „Er gedieh besser in dreien Tagen, denn alle anderen Kind, so sie drei Monate alt sind. Und wenn ihm etwa das geschah, daß ihm zornig zu Muthe war, so sah er aus, wie der Wolf, wenn er über seinem Raube steht. Strupp und roth war ihm sein Haar, gleich einem Fische gethan, den man in dem Meere sieht gehn, und war ihm dermaßen dick und kraus wie eines wilden Löwen Locke." — „Ein Auge war himmelblau, wie das eines Drachen, schwarz war das andere, wie das eines Greifen. Sein Hals war ihm wohl geschaffen, seine Brust stark und breit, seine Arme waren ihm von großer Macht, sein Leib war ihm nicht zu lang, noch zu breit; an den Füßen und an den Beinen ritterlich thät er erscheinen; und an seinem ganzen Leib war er gar herrlich. Das sage ich Euch fürwahr, in seinem ersten Jahr wuchs ihm die Kraft und der Leib sein mehr, denn einem andern in dreien." „Er ehrte die tapfern Ritter und lernte selbst streiten und vermessenlich reiten im Sturm und im Völkerkampf, so daß ihm nie ein anderer gleich ward." Wie in der Führung der Waffen und in der höhern Kriegskunst ward er auch in den Wissenschaften und Künsten unterrichtet, und endlich lernte er, „wie er von dem Unrechten unterscheide das Recht, und wie er nach dem Landrecht urtheilen könne". So ward er klug, gewaltig und kühn; er haßte die Lüge so sehr, daß er einst einen seiner Lehrer über einen Stein herabwarf, daß dieser den Hals brach, weil er ihm eine Lüge gesagt hatte. Und diesen schon in der Jugend ausgeprägten Charakter verläugnet Alexander niemals: immer und überall erscheint er als ein unvergleichlicher Held, groß durch Körperkraft, durch unüberwindliche Tapferkeit. So sagt der Dichter von ihm, als er von dem Schaden berichtet, welchen die Perser den Griechen bei dem Uebergange über den Euphrat zufügten: „Ergrimmt war ihm sein Muth, er schlug die Feinde, als wie der Donner thut. Wer ihm kam vor die Hände, von denen genas keiner Mutter Sohn: es mochte sich Niemand bewahren von den Schlägen, die er schlug." Und bald darauf: „Da sprang er auf sein Roß; seine Erscheinung war schrecklich, seine Augen blickten fürchterlich; da hatte er mächtigen Zorn, und schwang das Schwert zu manchen Streichen unter das Heer, das da war: das schlug er nieder, wie ein Gras!" Doch nicht allein Alexanders Heldenmuth erhebt der Dichter, er läßt auch überall seinen Anstand und überlegenen Geist, so wie seinen menschlichen, für jedes schöne Gefühl empfänglichen Sinn erscheinen, der zwar, als er auf der Höhe seines Glückes stand, von sündhaftem Uebermuthe verdunkelt wird, ohne daß er jedoch vernichtet würde, da er am Ende vor Gott sich demüthigte. Aber selbst im höchsten Glanze seines wunderbaren Siegsglücks zeigt sich sein edler Sinn, sobald sich ihm nur höhere Verhältnisse entgegenstellen. Als Alexander nach blutiger Schlacht, in welcher er mit grimmigem Muthe kämpfte, („so wie der Bär im Zorne thut, wenn ihn die Hunde bestehen; was er ihrer mit den Klauen mag fangen, an diesen rächet er seinen Zorn",) des Darius Weib und Mutter in seine Gewalt bekam und der Perserkönig, der ihn kurz vorher hatte wollen ermorden lassen, ihm die edle Behandlung des Gefangenen mit übermüthigem Hohne verdankte, da ließ er ihm schreiben: „Was ich deinem Weibe habe gethan zu Gute, das verdankt sie meiner Mutter, da ich um ihrer Liebe willen gern allen Frauen

diene: daher habe ichs gern gethan. Auch will ich nicht von Dir empfahn für dieses irgend Lohn: Du aber sprichst wie ein Thor davon." — Wir haben schon angedeutet, wie groß er sich gegen den sterbenden Darius benimmt, der ihn vor Uebermuthe warnt, aber zugleich, seine große Seele erkennend, Volk, Mutter, Weib und Kind seiner Gnade anvertraut. Eine ähnliche Größe der Gesinnung zeigte Alexander, als er nach dem Siege über Porus, wo er den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms erstiegen hatte, in das Land Occidatris kam, dessen Volk in größter Armuth lebte. Auf seine Versicherung, daß er nichts Böses gegen sie vorhabe, ziehen ihm Viele entgegen; er fragt sie nach ihrer Lebensweise, ihren Sitten und ihren Gräbern; sie aber antworten: „Wir haben weder Haus noch Burgen, und leben ohne Sorgen, wir haben zu verlieren Nichts, als was man an uns sieht: das ist die ganze Wahrheit. Uns ist jeder Zeit bereit Beides, Wohnung und Grab, was uns Niemand nehmen kann; denn wenn wir sterben, so werden wir in keinem Grabe begraben: doch Einen Trost wir haben, daß uns der Himmel bedeckt." — „Seitdem", fügt der Dichter schlicht, aber ausdrucksvoll hinzu, „frug er sie Nichts mehr." Dagegen fordert er sie auf, sich eine Gnade von ihm auszubitten: sie verlangen, er möge ihnen Unsterblichkeit gewähren. Als er zürnend antwortete, daß er dieses nicht könne, da er ja selber sterben müsse, und ihn darauf Einer von den Einwohnern frug, warum er denn auf der Erde solch Wunderwesen treibe; da erwiedert er ihnen mit einem tiefen Blick in sein eigenes Wesen sowohl, als in die ihm von der Vorsehung zugetheilte Aufgabe: „Diese Sache ist uns also geschaffen von des Höchsten Gewalt: was uns von dort wird zugetheilt, das müssen wir Alles üben. Das Meer mag Niemand trüben, es trübt es nur der Wind, dann aber haben Angst, die darinnen sind. So lange ich leben mag, lasset mich Meister meiner Sinne sein. Ich muß beginnen irgend Etwas, das mir wohl thut; hätten alle Euren Muth, die in der Welt wollen sein, was sollte ihnen dann das Leben?"

1. Kampf mit Porus.

Do di brûtlôft was gelant,
dô quam ein bote alzehant,
der sagete Alexandrô sus:
„Hi comet der kuninc Porus
mit micheleme gelfe
Dariô zehelfe."
Daz was Alexandrô ungemach;
dô der bote diz gesprach,
dô sameneter sîne heriscraft,
unde vôr mit micheler craft
in gagen im in Indiam
uber eine heide freisam.
Dâ liden si michil ungemach
von der sunnen den tach,
unde des nahtis von den wormen.
Ze râte si dô worden,
si ne mohten dise leit
unde sulich arbeit
langer niht verlîden:
ze kinden unde ze wîben
wolden si heim kêren;
si sprâchen, ir hêrre
wâre ein wunderlich man,
waz er sûhte in Indiam.
Si sprâchen almeistich,
si hêten geleistit,
daz si ime svôren,
dô si von lande fuoren,
si hulfin ime bedvingen
mit ir jungelingen
Darium den richen
vil ernistlîchen
beide vâ̂n oder slân.
„Nu habe wir diz getân,"
sprâchen si algemeine,
grôz unde cleine;
„nu gebrichit uns des lîbes;
ouh verdrûzit uns des wîges.
Unse lant stêt umbewert,
waz ob manz brinnit unde hert,
sô nist dâ nieman, der iz were."
Dô wolde daz here
almeistic wider kêren
unde gesvîchen ir hêrren.
Ouch sprâchen si gelîche,
wolder dihein rîche
vorder mêr bedwingen,
sô môster gewinnen
niuwe urlouges man:
si hêtens sô vil getân,
daz manz wol mohte scouwen.
Si sprâchen: „Wir sîn sô verhouwen,
daz uns verdrûzit, daz wir leben:
er mach uns wol urlôb geben,
unde lâze uns wider kêren!"
Alexander, der hêrre,
der vernam ir gebêre:
des wart sîn herze svêre,
unde gienc ûf einen berc stân,
unde bat dar zô ime gân,
di mit ime wâren comen;
wander hête vernomen
rehte ir aller willen.
Er sprah: „Vil liebe gesellen,
saget mir durh ûher gûte
rehte ûher gemûte.
Wollet ir von mir scheiden
an dirre wûsten heiden,
daz ist mir herzelîchen leit,
wande ir lâzt mih hie in arbeit.
Uns sint di Perses sô gram,
wir hân in leidis vil getân;
des nehânt si niht vergezzen.
Helede vermezzen,
nu ihz sol sprechen,
mugen si sih gerechen,
dar zô sint si vil gereit.
Ih sagiz iu mit der wârheit,
vernement si disen unmût,
den ir ân nôt tût,
sô sîn wir alle verlorn,
iz sî uns lieb oder zorn.
Ih ne spreche diz darumbe nit;
ist iu heim ze lande lieb,
ih mûz iu varen lâzen:
ih ne were iu niht di strâzen.
Doh gedenkit dar ane,
wes ih iu nu hie mane;
ob ir dâ heime iuwit sagit,
des ir hie getân habit,

daz ist alliz ein wiht:
ir ne habit hie getân niht!
Ih was jener, der dâ vaht.
Sît ir rehte bedâcht,
ir mûzt der wârheite jên;
wandir hât iz alliz wol gesên,
daz iz alliz was mîn rât,
svaz ir hie getân hât.
Mir ne sah nie nehein man
in dem sturme ubir hôer gân,
noh ubir rucke zien,
noh zagelîchen dannen flien:
ih vaht imer zevorn.
Âne scult hân ih verlorn
ûher aller fruntscaft:
er was ubile bedâcht,
der ûh dar ane bràht hât.
Nu sol is werden der rât,
der is nu werden mac:
ih gelebe lîchte noh den tac,
mûz ih dar under gencsen,
unde mûz ih dan mit gnâden wesen,
sô gwiunich noh di man,
di mir suln bî stân.“
Dô Alexander diz gesprach,
al sîn here, daz dâ lach,
scamete sih durh nôt:
iz wart bleich unde rôt,
wande si wolden kêren
von irem lieben hêrren.
Si bejâhen ir sculde
unde er gab in sîne hulde.
Zehant si ûf sprungen,
frôlîchen si sungen,
ane bunden si ir vanen,
unde sprâchen alle samen,
si ne wolden von der stunt,
di wîle si wâren gesunt,
ime niemer mêr gesvîchen.
Si hûbin sih frôlîchen
unde fûren hin in Indiam.
Zegegen si dô quam
ein bote starke gerant,
unde fûrte briebe in daz lant:
die sante dar in Porus.
Dar ane stunt gescriben sus:
„Hie veret after lande
der roubêre Alexander
unde gewinnet lutzele statelîn:
si mugen wol vertorben sîn,
di ime daz weren solden.
Vil ungerne ihs ime wolde
ze langer wîle gestaten:
ih wêne, ih wil in gesaten
sturmis unde vehten
mit manigem snellen knechte.
Come ih ime ingegene
mit mînen snellen degenen,
ih wil in bringen inne,
daz ih sîne minne
niemer ne gesûche,
wandih ir nit ne rûche.
Mir ne gesvîchen di mîne,
ih tribin unde di sîne
wider heim ze lande.
Wes wânet Alexander?
Ih ahte ûffe sîne rede
lutzil unde ûf sînen fride.
Her fûr ouh wîlen in diz lant
Dionîsius der wîgant,
ein kuninc mit grôzeme here;
manic tûsint was dere,
di mit ime quâmen
unde scaden hie nâmen:
si worden alle sigelôs.
Des heres, des er hie verlôs,
des was unmâzlichen vile.
Ih wil bestân mit nîtspile
disen selben roubêre.
Ich mûwet mih vil sêre,
daz ih dise rede tûn sal.
Iz weiz doch di werlt al,
daz di Macedonjen
deme hêrren von Indjen
hie vore zins sanden
von iru landen,
biz Cresus wart geborn.
Daz wir den zins dâ verlorn,
daz was uns unmêre:
wir sprâchen, daz dâ ne wêre
niht sulhis, sô wir wolden,
durh daz wir setzen solden
lîb unde gût an ein heil
unde ouh an ein urteil.
Umbe dise rede, wânich,
wurde wir des zinsis ânich.
Alexander, ih dir doh râte
baz, dan du mir tâte,
ob mirz durft wâre:
ih râte dir zwâre,
daz du mih êres
unde wider kêres
heim zô dînem lande,
ê dir dihein scande
begagene von mir;
daz râtich trûwelîche dir.
Ne kêristu niwit widere,
ih gesetze dih vil nidere
von allen dînen êren,
unde dâ du hêre
niwit an ne macht wesen.
Ouh sagich dir wêrlîche,
daz du mir mîn rîche
wênis an gewinnen,
daz comet von unsinnen.
Du mûst mirz doh lâzen:
ih mûze sîn verwâzen,
ob ihz dir nit ne were
mit mînem kreftigen here.“
Dô Alexander, der kûne man,
Pôren botescaft vernam,
unde er sînen brieb gelas,
vil harte smâhe iz ime was;
er sprach zô sînen allen:
„Wi sol uns diz gevallen?
Woldir tûn mînen rât,
tût ane ûher sarwât;
wir suln dem stolzen Pôren
mit den sverten lônen,
daz er Dionisen,
den frumigen unde den wîsen,
ie torste bestân:
daz sol im an den leben gân.
Ouh was des lutzele nôt,
daz er uns her enbôt
sô smêliche eine botescaft:

mirne gesvîche mîne craft,
er solis zewandele stân!“
Daz lobeten alle sîne man.

Dô dise rede was getân,
Alexander screib sân
deme kuninge Porô einen brief:
starke er in dar in berief,
alser wol mohte,
von sîner unzuhte;
wande er hête gehôrt
an sînem brieve scheltwort.
Er enbôt ime ouh mêre,
daz daz ubil wêre,
daz sihein edele man
solde wesen hônsam;
er sprah, daz brûn ŷsen,
daz solde wol gewîsen,
wâ der helt mêre
in der nôt wêre:
dâ man solde stechen
unde speren brechen
unde di scilde houwen,
dâ mohte man scouwen
manneglîchis ellen
under den gesellen
unde degenis gebêre;
ime wêre vil unmêre,
waz der hunt gebulle
unde grene unde scülle,
der ime, alsime dûhte,
gescaden niht ne mohte.

Dô Porus disen brieb gesach,
dô was ime daz vil ungemach,
daz dar ane stunt gescriben:
ime wêre lieber, wârer bliben.
Er ne sante Alexandrô sider
ucheinen anderen wider,
wandin dvanc der grôze zorn;
den sin hêter nâh verlorn;
doh gebôt er sîne hervart.
Dô quam ime manich môr svarz,
di ime woldin helfin:
si brâchten manich elfent.
Von den wil ih û sagen,
wiliche sterke si haben.
Si ne hânt in ir gebeine,
nu merket, waz ih meine,
nieren nehein marc.'
Si sint ûzer mâze starc:
man mach ûf si bûwen,
willit irs getrûwen,
turme unde berchfride;
vil starc sint in di lide,
ouh sint selbe vil grôz.
Si ne vorhten slach noh stôz
in neheinen stunden.
Man nemac si niwit wunden,
wen in den nabel under;
daz ist ein michil wunder.
Ist abir ieman sô tumb,
er sî alt oder junc,
der iz in den nabel wil irslân;
der mac niemer sô gegân,
er negwinnis grôze nôt
unde den bitteren tôt:
wande swenne sô erz stichit,
schîre iz sih selben richet,
unde vellet ûf in der nider,
unde ne lebet niwit langer sider.
Sus wirt in beiden der lîb benomen,
ob ichz rehte hân vernomen.

Ouh hâtiz eine natûre,
(daz wirdit ze sûre
den alden joh den jungen),
sven ez mit sîner zungen
in dem sturme mac irlangen,
des leben ist irgangen.
Alsiz gevellet ouh der nider,
ûf ne komet iz niwit sider:
iz mûz dâ ligende blîben,
wandiz ne hât niht kniesehîben,
wellent irs gelouben;
des ne machiz niht gebôgen
an den schenkelen sîn gebeine.
Iz ist vil harte reine
an allen sînen lîbe.
Iz treget wol âne zwîbel
in strîte unde in sturme
berhfriden unde turme,
unde rîter dar inne.
Iz wîset mit grôzeme sinne
sîn meister, der dâmite kan.
Iz nemac nieren gegân,
daz lant nesî dâr ebene.
Beginnit man ime zegebene
rôten wîn oder blût,
des gewinnet iz freislîchen mût:
sus mac man iz bedvingen
unde dar zô bringen,
daz manz wîset, svâ man wile,
ze froweden unde ze nîtspile.

Alexander der rîche
gedâhte wunderlîche
zehant, dô er vernam,
daz Porus gegen ime quam,
unde elefanten brâhte,
wîslîchen er dâchte:
mit listiclîchen sachen
hiez der hêrre machen
êrîne bilede,
gescaffen alse helide;
enbinnen wâren si hol
unde wâren criechisches fûris vol.
Mit den bilden hiez er laden
manigen ŷsenînen wagen,
unde scûf sîne gewarheit
gegen Pôren here breit,
unde hiez sîne holden,
di ime helfen wolden,
daz si dâchten dar an,
er wolde Porum bestân.
Des morgenis, alsiz tagete,
di wartman ûz dô draveten
von iewedere menige
unde bescoweten di degene.

Sân des morgenis frou,
dô gereite sih dar zû
die menige in beiden sîten,
alse si wolden strîten.
Porus dâ vore sande
sîne elefande
ze vorderist vor sîner schare.
Des wart Alexander geware
unde schickete dâ ingegene
di brinninde biliden

vor sînen wîganden.
Man gab den elfanden
rôten wîn unde blût:
des wart irgremet in der mût;
des hugeten wol zem sturme,
di da wâren in di turme
ober di elfande,
di kûnen wîgande
unde dî tûrlîche recken.
Dô begunden lecken
die elfande di bilede;
si wânden, daz iz helede
wêren sicherlîchen:
si gebârten freislîchen,
wande si hêten grôze nôt.
Der tiere bleib dâ vîl tôt,
wande si branten ir mûlen
an den glûndigen sûlen
von des fûris flammen.
Di dâ quamen dannen,
di fluhin durh daz here wider:
sine scadeten niwit mêr sider,
wan daz si di frunt irtrâten,
dâ si dannen gâten.
Dô begundiz gân an di nôt,
dâ mannelîch den tôt
vor sînen ougen sach gereit.
Mit vil grôzer arbeit
Alexander den sînen half.
Porus in andirhalf
manete di môre,
alsir wol mugit gehôren:
„Dirre tûbiles Alexander
stellet michil wunder;
er ist ein ungehûre man,
vil manige bôse list er kan:
er tût uns grôze scande;
Er hât unse elefande
verbrant unde verjaget;
sehet, daz ir nit ne verzaget;
denket zô den handen,
tûre wîgande,
wande er nemac uns niht gescaden.
Wir suln strîtis gesaten
in unde sîne recken
mit den brûnen ecken.
Vile blôde sînt di Criechen;
sine sulenz niht geniezen,
daz si luoderêre
ie durh unse unêre
in diz lant torsten comen:
sine gewinnint is niemer fromen.
Mir ne gebreche daz svert in der hant,
si mûzen rûmen mir diz lant.
Si wênent tumplîche,
daz in unsem rîche
niht ne sîn sô tûre recken
zô den scharfen ecken,
noh sô kûne wîgande,
alse in Criechlande.
Ih verliese, svaz ih hân,
oder ih verleide in den wân,
unde bringe si der nider,
oder ih ne bringe niemer wider
heim gesunt mînen lîb,
oder ih mache sûhtende wîb
dâ heim in irn landen.
Si mûzen mit scanden
von uns hinne rûmen;
ouh gebeite ih vil kûme.“
Do der wîse Alexander
an den elefanden
den sige mit listen gwan,
des frowete sih der stolze man;
ouh gwan is sîn here grôz
einen michelen trôst.
Di Indi begunden verzagen;
si hêten michelen scaden
vil nâh dâr gewunnen.
Zesamene si dô sprungen,
unde begunden sih weren
ingegen dem criechischen here,
unde spienen ire hornbogen.
Uns ne habe daz buoch dan gelogen,
sô wêren di Criechin sigelôs,
ne wêre Alexander ir trôst
mit den bileden niwit comen.
Iz comet dicke ze fromen,
daz der hêrre sîne man
ze nôte wol getrôsten kan,
unde williget mit dem gûte:
daz machet in stolz gemûte,
unde er wider si sûze
mit minlîcher grûze
unde er ze vorderist an der scaren
sîn here selbe tar bewarn.
Dô Indi solden verzagen,
unde man si begunde jagen,
dô gwan Porus, der helt gût,
einen grimmigen mût.
Der tûrlîche wîgant
under sîn here er dô spranc,
unde manete si vaste zô der nôt.
Mildiclîche er in bôt
phellil unde sîde,
golt unde gesmîde;
er sprach: „Untrôst nist niet gût;
habet manlîchen mût,
unde weret alse helide
ûher lant unde ûher selide,
beide gût unde lîb
unde kint unde wîb,
unde irwirbet êre unde rûm.
Ne wollint ir des niwit tûn,
sô solt ir des gelouben,
si sulin vor ûheren ougen
ûhere liebe kint sehenden,
unde uns in ellende
trîben ûzer dem lande
in zêren unde uns ze scanden.
Durh waz solde wir diz dolen?
wir mugin vil wole
in wîgis gestaten.
Weiz Got, wir sulin si gesaten
strîtis unde vehte.
Wir habin sô gûte knehte
unde sô manigen dietdegen,
wir suln mit starken svertslegen
uns an in rechen
unde ir scare durhbrechen:
si mugin sih uns nit irweren,
noh den lîb vor uns generen.
Wir suln in ûf ir laster
widerstân michil vaster,
dan Darius habe getân,
den Alexander hiz slân

mortlîchen in sîn palas.
Hei, wi grôz untrûwe daz was!
Weret ùh, helede gût,
unde haldet manlîchen mut!
Ir sult in wîsen
daz scarfe brûn ŷsin.
Tûre wîgande,
gedenket wol zô den handen
unde lâzet iu rûwen
Darium mit trûwen,
unde rechet sînen tôt.
Warumbe solde wir dise nôt
von in langer lîden?
Ioh willent si uns vertrîben
ûz von unsem rîche:
weret ùh sô frumichlîche,
daz man von den Môren
her nâh sagen hôre,
wi si ir lant werten,
dô si di Criechin hereten.
Ir sult slân unde stechen
unde ir scare durhbrechen,
swer daz heil gewinnet,
daz er hin entrinnet,
daz er dâ heime muge sagen,
waz er hie gesehen habe,
wi si worden entfangen
in indjischen landen!"
Dô Porus dise rede
zô sînen heliden getete,
do gewunnen si einen stâten mût:
dô was dâ manich helt gût,
den niht sô liebis ne was,
sô daz si di scarfen sas
teilten mit den gesten.
Ze wîge si sih dô rusten,
wande allermanne gelîch
gehugete an daz volcwîch.
Manic irwarb dâ den tôt:
dâ mohte man scowen daz blût
von den Criechin fliezen;
die Môre ouh dâ liezen
manigen urlouges man.
Sver mit dem lîbe dannen quam,
der mohtis immer frô sîn.
Di kuninge fâchtes under in
unz ane den dritten tac,
sô nieman dâ ne gesach
blôdis mannis gebære.
Wi vil der wære,
di dâ lâgen irslagen,
daz nehôrtih noh nie gesagen.
Der den grôzern scaden dâ gwan,
das was Alexander unde sîne man.
Dô Alexander gesach,
daz dâ sô vil tôt lach
sîner wîgande
(alsô getâner scande
was er ê vil ungewone),
vil schiere was er dô comen,
dâ er Porum gesach.
Vermezenlîche er zô ime sprah:
„Des habe wir, kuninc, laster,
daz unser zveier geste
sô lange samt vehten,
unz die gûten knehte
beidenthalp werdent irslagen:
so ne muge wirz niemer mêr verclagen,
noh niemer mêr verwinden
under unsen ingesinden.
Nu lâze wir di here stân
unde in beidenthalben fride hân,
unde sver den zebreche,
daz manz an ime reche.
Nu nem du, kuninc, wider mich,
unde ih ein einwîch wider dich:
sver daz heil gewinne,
unde mit gnâden comet hinne,
dem werden des anderen man
mit ir dieniste undirtân."
Porus, der rîche,
der globete frôlîche,
daz Alexander dâr sprah:
ime was zô dem camphe gâch:
er was vil langer,
dan der kunine Alexander,
zvîer clâftere unde mêr.
Porus was stark unde hêr;
des getrôster sich,
unde gelobete daz einwîch:
daz wart ime sint zeleide.
Di kuninge kûme beide
des kamphis irbeiten;
dar zô si sih bereiten.
Dô si solden strîten,
dô stunden in beiden sîten
di here, alse dâ gelobit was.
Di hêrren zucten di sahs:
zesamene si dô sprungen.
Woh, wi di svert clungen
an der fursten handen,
dâ sih di wîgande
hiwen, alse di wilde swîn:
dâ was nît under in.
Michil wart der stahilscal;
daz fiur blickete ubir al,
dâ si des schildes rande
zehiwen vor di hande.
Si giengen alle wîle
wider ein ander ze bîle;
wol nuzeten di ecken
di tûrlîche recken
ir geweder wider den anderen.
Dô dûhte Alexanderen,
daz er daz bezer habete.
Pôren lût des irzagete,
unde ouh von unheile
vercrîsten algemeine.
Under des Porus dare sach,
Alexander gab ime einen slah,
unde têtime an den stunden
eine sô grôze wunden,
daz der michele man
zô der erde gevallen quam.
Svi gerne er wider wolde streben,
er mohte langer niwit leben:
er lach dâr ze hant tôt.
Daz môse wesen durh di nôt,
wandime Alexander
selbe mit sînen handen
daz houbit von dem bûche slûch:
dô hêter des camphes genûch.
Dô Pôren here gesach,
daz ir herre tôt lach,
si ne verzageten niwit umbe daz;
si fâhten alle deste baz:

wande dô begunden strîten
die here von beiden siten,
unde gemischete sih zesamene
mit grimme di menige.
Dô hûb sich èrist der wîch:
da verlôs manic man den lib;
di grûnen wisen worden rôt.
Der Môre lach dâ vile tôt;
sô têtiz ouh der Criechen:
ze gîsele si dâ liezen
manigen ellenden gast.
Nehein helm ne was sô vast,
Alexander ne slûge der durh.
Dâ wart gevollit manic furh
mit dem blûte al rôt;
dâ was di grimmiste nôt,
di dâr ie dehein man
in folcwige vernam:
getunget wart die heide.
Dâ vielen di veige,
unz man ûf si mohte gân:
dâ wart vil leide getân
manigen stolzen manne,
di niemer mê quam danne.
Die hèrren von Indiâ,
di holeten grôzen scaden dâ,
wande Alexander
frumete sulh wunder,
daz is alle di mac jâmer haben
di iz imer gehôren sagen.
Daz lût von Mauritanje
daz habite sih zesamene
unde gulten ein herten widergelt:
dâ flôz daz blût ubir velt.
Di scare si durhbrâchen;
irn hèrren si dâ râchen,
unde di Criechen slûgen si wider:
dâ viel manic tôt nider,
dâ viel man ubir man.
Alexander doh den sige nam
ubir di grimmigen diet.
Si negereten neheines friden niet,
unz Alexander gelobete,
daz nieman in ne scadete
ane wiben unde an kinden:
dô entfiengen si daz gedinge,
unde wurden alle undertân
deme hèrren von Macedonjân.

2. Alexanders Brief.

Alsus hebet sih der brieb,
der an leit unde lieb
screib Alexander,
di er unde manich ander
leit in fremedem lande:
sîner mûter er in sande,
der scônen Olympîadî
unde sînem meistre Aristotilî.
Welltir ein lutzil gedagen,
sô wil ih iu rehte sagen,
daz an dem briebe gescriben was,
als ihz an einen bûche las;
er quît: „Mir ist ze mûte,
daz ih dir, liebe mûter,
unde mîneme lieben meister
vil gerne wille leisten,
daz ih iu beiden gehîz,
dô ih ûch dâ heime liez.
Vernemet, waz hie gescriben stâ,
unde denket wol dar nâ,
wandih cunde iu di dinc,
di mir zevorn comen sint.
Dô ih Darium verwan
unde alliz daz lant ze Persiam,
unde ouh di mêren Indiam
mir brâhte under tân,
dannen hûb ih mih sân
unde mîn vil liebe man
ze Caspen Porten:
leides unde vorhten
wânedih wesen âne.
Wir quâmen zeinem wâge:
dâ liez ich ruowen mîn here,
durstes wânede wir uns irweren;
dô wir zem wazzere quâmen,
undiz in dem munt genâmen,
dô was iz bitter, als ein galle;
ungelabet blibe wir alle.
Dô brâche wir ûf unse gezelt,
unde sâhen ubir ein felt,
wâ ein scône stat was,
di was geheizen Barbaras,
ubir das wazzir eine mîle.
Mine riter al di wîle
wolden swimmen in den wâch;
dâr ginc uns der scade nâh:
cocodrillen quâmen,
mîner gesellen si nâmen
sibene unde zvênzic:
di verloren dâ den lîb.
Vorwâr ih iu daz sagen mach,
wandihz selbe ane sach;
in irn munt si sie âzen;
di môstih varen lâzen.
Dô hûb sih mîn heriscraft,
wandiz rehte was bedâcht,
ûf bî daz wazzer:
daz ê was bitter,
daz wart dô sûze unde gût;
des wart gefrowet unse mût.
Dô slûge wir unse gezelt
bî dem wâge an daz velt,
unde machten michil fûr.
Di rûwe wart uns dâ vil sûr,
wande ûz dem walde quam gegân
manih tier freisam
unde freislîch gewurme;
mit dem begunde wir stormen
vil nâh alle di naht.
Der durst hête si dare brâht,
dez wazzers wânden si sih laben:
scorpiônes tâten uns grôzen scaden.
Si wâren breit unde lanc,
unde hêten freislîchen ganc,
beide wîz unde rôt:
si tâten uns michele nôt;
si irbizzen uns manigen man.
Dô quâmen lewen gegân,
di wâren grôz unde starc:
mêrre vorhte nie newart
under neheineme here;
den lewen môsten wir uns were.
Dar nâh quam zôzuns gegân
manic eber freisam,
grôzere, dan di lewen:
mit den zanden si hiwen

alliz, daz vor in was.
Daz unsir ie dehein genas,
des habe Got danc.
Di zande wâren in lanc
einer clâfter oder mê:
di tâten uns vil wê.
Dô quâmen elefande
manige gegangen
trinken zô dem wâge,
wir liden ungenâde.
Ouh sûhten uns slangen,
unmâzen lange,
mit ûf gerihter brust:
wir liden michel unlust.
Dô quâmen lûte gegân,
alse tûbele getân;
si wâren alse affen
under den ougen gescaffen;
si hêten sehs hande,
lanc wâren in di zande;
— — — — —
harte muoweten si mîn here
mit speren ioh mit scozzen;
di sturben ungenozzen.
Unse nôt, di was manicfalt:
dô brante wir den selben walt;
daz was durh daz getân,
daz wir fride môsten hân
vor den freislîchen tieren.
Dar nâh vil schiere
sah ih daz grûwelichiste tier,
daz sint oder êr
ieman mohte gesconwen:
daz sah ih mit mînen ougen.
Freisamer tier niemer ne wirt:
iz was gezvîget, als ein hirz,
iz hête drî stangen
grôze unde lange;
ne wêre der mîn trôst,
iz hête des lîbis irlôst
ein michil teil von mînem here.
Sehs unde drîzic wâren dere,
di iz mit den hornen irslûh;
iz was freislîch genûch.
Ouh sagih iu zvâren,
daz ir funfzic wâren,
di iz irtrât mit den vûzen,
nu wirs iu sagen mûzen.
Dar nâh in der nâhesten naht,
des hân ih ouh mir bedâcht,
alse wirz dâ vernâmen,
fochsse dar ouh quâmen,
grôze ûzir mâzen:
di lîchamen si âzen;
daz ne mohte wir niwit irwere,
ih unde al mîn here.
In dem velde, dâ wir lâgen,
fliegen wir sâgen
alse tûben unde ledersvalen;
daz ne beviel uns niwit wale.
Si hêten menschenzane:
si âzen uns allizane
nasen unde ôren.
Hie mugit ir wunder hôren:
di ros mûweten si dar zuo.
Dannen hûbe wir uns dô
an ein velt, heizet Aciâ:
unse gezelt slûge wir dâ
unde rûweten an dem velde
under unsen gezelde.
Froweden dâr mîn here plach:
wir nâmen sulich gemach,
sô wir dâr vonden.
Dar nâh in curzen stunden
vôre wir mit gewalt
in einen harte scônen walt,
dâ stunden hôe boume:
des nâme wir allis zoume.
Ûf den boumen wôhs alliz daz,
daz daz lantlût az,
dâ si sih mite nereten.
Di uns daz lant wereten,
di wâren unmâzlîchen grôz.
Owî, wi starke uns der verdrôz!
wandiz wâren gigande,
unde trûgen an ir hande
staheline stangen,
unde quâmen uns zô gegangen
vil unfridelîche.
Ih gedâchte wislîche,
unde begunde râten,
waz wir dar wider tâten:
wir wochzeten alle in samen.
Wande si nie mêr ne vernâmen
neheines menschen stimme,
sô fluhen si vil grimme
verre in einen grôzen walt;
al dâ wurden si gezalt
an sehs hundrit.
Dô wurden ir gesundrit
von den andren fier unde drîzic,
di verloren dâ den lîb:
daz wil ih niemer geclagen.
Ouh wart der mîner dâ verslagen
rehte vier unde zvêuzic.
Drî tage bleib ih
aldâ mit mînen mannen:
dô hûb ih mih dannen.
Dô slûge wir unse gezelt
ûf an ein breit felt;
grôz wunder ih dâ sah.
Des morgenes, dô uns quam der tach,
dô sah ih wassen boume
(des nam ih rehte goume),
di wôhssen harte scône
ûzer erde unz an di nône;
dar under blûmen unde gras.
Dô di nône liden was,
dô sunken di boume nider
tiefe under der erden wider.
Ûf den boumen wûhs gût fruht.
Dâ beginc ih grôz unzuht:
ih gebôt mînen knehten,
daz si mir des ôbezes brêchten:
grôz nôt in dar vone bequam.
Svilich irre daz obiz nam,
der wart sô zeblûwen,
daz ime daz môste rûwen,
daz er ie geboren wart;
sì worden ouh an der vart[1]
mit geislen sêre zeslagen.
Sine wisten, ubir wen doh clagen,
wande si ne gesâhen niemanne;
doh hôrten si eine stimme,
di gebôt unde sagete,
daz nieman ne scadete

dem obize noh den boumen;
daz si dez nâmen goume
neweder wâfen, noh man:
wurdiz ubir daz getân,
dar umbe solde lîden nôt
unde den bitteren tôt
oder scaden vil grôz,
der des obezis nie ne genôz.
Ouh sâhe wir dâr
cleine fugele, daz ist wâr,
di wâren samfte gemuot,
unde ne forhten niwit den tôt.
Grôze nôt er lîden solde,
sver in scaden wolde:
den brante daz himelfiur,
dem wart daz leben vil sûr.
Ein wunder scowetih dar ouh:
einen boum âne loub,
der ne hâtte blat noh fruht.
Dâ saz ein scône vogel ûf,
deme was sîn houbet
(ob irs mir geloubet)
lûttir, sô di sunne:
er was allir fugele wunne.
Er ist fênix genant;
ubir alle di lant
unde ubir al ertrîche,
daz wizzit wêrlîche,
nist wen der eine;
er nist ouh niht ze cleine.
Dô wir fûren bî dem mere,
dô reit ih ûzer dem here,
mit drin dûsint mannen:
dô hûbe wir unsih dannen
unde wolden wundir besên.
Dô sâhe wir verre dannen stên
einen hêrlîchen walt:
daz wunder, daz was maniefalt,
daz wir dâ vernâmen.
Dô wir dâ bî quâmen,
dô hôrte wir dar inne
manige scône stimme,
lîren unde harfen clanc
unde den sûzesten sanc,
der von menschen ie wart gedâcht;
wêrer allir ze samene brâht,
der ne kunde sih dar zô niet gegaten.
Vil harte wunniclich der scate
under den boumen dar was;
da entsprungen blûmen unde gras
unde wurze maniger kunne;
ih wêne, ie walt gewunne
alsô manige zirheit.
Er was lanc unde breit.
Der selbe walt, der lach,
alsich iu der von sagen mach,
an einer scônen ouwen.
Dâr môste wir scouwen
manigen edelen brunnen,
der ûz dem walde quam gerunnen,
lûttir unde vil kalt.
Ih unde mîne helede balt
hêten dâ wundiris gemach,
daz uns ze liebe dâ gescah:
das ne wil ih sô niwit verdagen;
ine wiliz iu fûzlîche sagen.
Der edele walt frône
was wunderlîchen scône,
des nâme wir allis goume.
Hô wâren di boume,
di zelgen dicke unde breit,
nâh der rehten wârheit:
daz was ein michil wunne;
dâ ne mohte di sunne
an di erde niht geschîne.
Ih unde di mîne,
wir liezen unse ros stân
unde giengen in den walt sân
durh den wunniclîchen sant.
Di wîle dûhte uns harte lanc,
biz wir dare quâmen:
dâr wir vernâmen,
waz wunderis dâ mohte sîn.
Vil manich scône magetîn
wir al dâ funden,
di dâ in den stunden
spilten ûf den grûnen clê,
hundirt tûsint unde mê.
Dî spileten unde sprungen;
hei, wi scône si sungen,
daz beide cleine unde grôz
durh den sûzlîchen dôz,
den wir hôrten in den walt,
ih unde mîne helede balt,
vergâzen unse herzeleit
unde der grôzen arbeit,
unde alliz daz ungemah,
unde svaz uns leides ie gescach.
Uns allen dô bedûhte,
alsiz wol mohte,
daz wir genûc habeten,
di wîle daz wir lebeten,
frowede unde rîcheit.
Da vergaz ih angist unde leit
unde mîn gesinde,
unde svaz uns von kinde
ie leides gescach
biz an den selben tach.
Mir dûhte an der stunt,
ih ne wurde niemer ungesunt;
ob ir dar imer mûste wesen,
sô wâre ih garwe genesen
von aller angistlîcher nôt,
unde ne forhte niwit den tôt.
Woldir nu rehte verstân,
wiiz umbe di frowen quam,
wannen si bequâmen
oder wilich ende si nâmen,
des mach û wol besunder
nemen michil wunder.
Svanne der winter abe gienc,
unde der sumer anc vienc,
unde iz begunde grûnen,
unde dî edelen blûmen
in den walt begunden ûf gân,
dô wâren si vil wol getân.
Liecht was ir glîze;
ir rôte unde ir wîze
vil verre von in schein.
Blûmen wart nie nehein,
die scôner wesen mohte:
si wâren, als uns bedûhte,
rehte sinewel, als ein bal
unde vaste beslozzen ubir al
si wâren wunderlîchen grôz.
Alse sih di blûme obene entslôz,

daz merket an ûheren sinne,
sô wâren dar inne
megede rehte vollencomen;
ih sagûh, alsichz hân vernomen.
Si giengen unde lebeten,
menschen sin si habeten,
unde redeten unde bâten
rehte, alse si hâten
aldir umbe zvelif jâr.
Si wâren gescaffen, daz ist wâr,
scône an ir lîbe:
ih ne sach nie von wîbe
scôner antluzze mê,
noh ougen alsô wol stê;
ir hande unde ir arme
wâren blanc alseinem harme,
unde fuoze unde bein.
Undir in ne was nehein,
si ne phlêge scôner hubischeit:
si wâren mit zuhten wol gemeit
unde lacheten unde wâren frô,
unde sungen alsô.
daz ê noh sint nehein man
sô sûze stimme ne vernam.
Mugint irs getrûwen,
sô solden dise frouwen
alliz an den scate wesen,
si ne mohten andirs niht genesen:
svilhe di sunne beschein,
der ne bleib zelîbe nie nehein.
Daz wunder, daz was manicfalt.
Dô wart irschellet der walt
von der sûzer stimme,
di dâ sungen inne
di fugele unde di magetîn;
wi mohtiz wunniclîcher sîn
frô unde spâte!
Al ir lîbis gewête
was ane si gewassen
ane hûte unde ane vasse.
In was getân di varwe
nâh den blûmen garwe
rôt unde ouh wîz, sô der snê.
Dô wir si zuns sâgen gê,
zôzin spilete uns der lîb.
Sus lussame wîb
sint der werlt unkunt.
Nâh mînem here santih zestunt.
Dô si ze mir quâmen
unde ouh vernâmen
di hêrlîchen stimme,
dô vôren sî mit sinne,
unde slûgen ir gezelt
in den walt, niht an daz felt.
Dô lâgen wir dâr mit scalle,
unde froweten unsih alle
der seltsênen brûte.
Ih unde mîne lûte,
wir wolden dâr blîven,
unde nâmen si ze wîben,
unde hâtten mêr wunnen,
dan wir ie gewunnen,
sint daz wir worden geborn.
Owê, daz wir sô schiere verlorn
daz michele gemach!
Diz wunder ih alliz sah
selbe mit mînen ougen:
des mugent ir gelouben.
Diz werte, alsih iu sage,
drî mânede unde zvelif tage,
daz ih unde mîne helede balt
wâren in dem grûnen walt
unde bî der scônen ouwen
mit den lieben frouwen,
unde wunne mit in habeten
unde mit froweden lebeten.
Vil jâmerlîche uns dô gescach,
daz ih verclagen niht ne mach.
Dô di zît vollen ginc,
unse frowede, di zeginc:
die blûmen gare verturben,
unde di scônen frowen sturben;
di boume ir loub liezen
unde di brunnen ir fliezen
unde di fugele ir singen.
Dô begunde dvingen
unfrowede mîn herze
mit manicfalder smerze:
freislîch was mîn ungemah,
daz ih alle tage sah
an den scônen frouwen.
Owê, wi si mih rûwen,
dô ih si sah sterben
unde di blûmen verterben!
Dô schiet ih trûrich dannen
mit allen mînen mannen.

Graf Rudolf.

Ungefähr um dieselbe Zeit, da Lamprecht seinen Alexander schrieb, lebte ein anderer ihm ebenbürtiger Dichter, von dem wir aber nicht einmal wissen, wie er hieß, da unter den wenigen, uns durch einen glücklichen Zufall erhaltenen Bruchstücken des von ihm verfaßten Gedichts Anfang und Ende sich nicht befinden, wo nach Sitte der Zeit sich gewöhnlich der Dichter nannte. Aus demselben Grunde bleibt es ebenfalls unbekannt, ob der Dichter, wie die übrigen alle, nach einem fremden Vorbilde gearbeitet hat, oder ob sein Werk eine selbstständige Schöpfung ist. So sehr der allgemeine Gebrauch für die erste Voraussetzung zu sprechen scheint, so sind doch nicht ungewichtige, auf der innern Haltung des Gedichts beruhende Gründe vorhanden, welche die zweite Vermuthung unterstützen, zu der man sich um so lieber hinneigt, als das Gedicht, so weit wir es beurtheilen können, zu den besten Erscheinungen jener Zeit gehört, und es eine angenehme Stimmung in uns erregt, neben so vielen Nachbildungen fremder Stoffe und Werke einmal eine selbstständige, in Auffassung wie in Entwicklung ungeborgte Dichtung zu finden. Das einzige, was sich mit einiger Sicherheit von dem Dichter ermitteln läßt, ist, daß er, der Sprache nach, am Niederrhein seine Heimat hatte.

Der „Grâve Ruodolf“ — so wurde das Gedicht nach der Hauptperson desselben von dem Herausgeber genannt — erzählt die Geschichte eines jungen flandrischen Grafen, der mit seinem Vater ins gelobte Land zog, unter dem christlichen König zu Jerusalem gegen die „Heiden“ mit großer Auszeichnung focht, später aber aus Gründen, welche die erhaltenen Bruchstücke nicht angeben, zum heidnischen König Halap floh, dem er nun gegen die Christen beistand. Doch schlug er, sagt der Dichter (und dies ist kein geringes Zeugniß für dessen

richtiges Gefühl und tiefe psychologische Auffassung der Charaktere), nur mit flachem Schwerte auf die Christen, deren Noth ihm leid that. Nun fehlt wahrscheinlich ein sehr großer Theil des Gedichts, der eine längere Reihe von Begebenheiten erzählte, über welche wir völlig im Dunkeln sind. Aus den nachfolgenden Bruchstücken erfahren wir, daß sich Halaps Tochter unter dem Schutze von Rudolfs treuem Freunde und Vetter Bonifait in Constantinopel befindet. Der König, dessen Verhältniß zu ihr übrigens nicht ganz klar hervortritt, nimmt sich ihrer an; er läßt sie auf ihre Bitte taufen (von nun an heißt sie Ermengart). Rudolf, den sie für todt hielt, war unterdessen gefangen gehalten worden (wo und von wem geht aus den Bruchstücken nicht hervor); er entspringt aus dem Gefängnisse, und verbirgt sich in einem Dornbusch, verschmachtet aber beinah vor Hunger und Durst und in Folge früherer Mißhandlungen. In diesem trostlosen Zustande findet ihn ein Pilger, der ihm mitleidig etwas Wein einflößt, ihm aber nicht weiter helfen kann, daher ihn seinem Schicksale überläßt. Eine wahrscheinlich nur kleine Lücke läßt uns nicht erfahren, wie Rudolf aus den weiteren Bedrängnissen der Flucht gerettet wird; wir finden ihn in Constantinopel, wo er mit seinem Vetter Bonifait zusammenkommt, der seine Ankunft der Geliebten meldet, welche ihn heimlich zu sich entbietet. Sie verabreden zu fliehen. Es gelingt ihnen, unbemerkt zu entkommen, aber auf dem Wege werden sie von Räubern überfallen, von denen Bonifait erschlagen wird.

So weit gehen die Bruchstücke, die freilich nur einen sehr kleinen Theil der Begebenheiten enthalten können, aber immerhin wegen ihrer innern Vortrefflichkeit von hohem Werthe sind. Sie lassen ahnen, daß das ganze Gedicht, wenn auch nicht künstlerisch schön, doch mit großer Besonnenheit angelegt war, da sich aus dem Wenigen, was wir haben, schon ein festes Bild gewinnen läßt. Die einzelnen Schilderungen — und es lassen sich ja auch nur diese beurtheilen — sind voll Kraft und Anmuth, und, was noch weit höher gelten muß, voll innerer und äußerer Wahrheit. Ob gleich die Oertlichkeit zu mährchenhafter Ausschmückung anlocken mußte, hat sich der Dichter doch frei davon gehalten, und wenn er auch die Personen und Begebenheiten in dichterischer Veredlung erscheinen läßt, so stehen sie doch niemals mit der Wirklichkeit im Widerspruche. Und dies ist es eben, was das Gedicht so vortheilhaft auszeichnet. Noch zeigt sich keine Spur von dem phantastischen Ritterthum oder dem übertriebenen Minnedienst des dreizehnten Jahrhunderts. Die Grundlage desselben bilden vielmehr ohne Zweifel geschichtliche Personen und Begebenheiten, wodurch das Gedicht eine ganz andere und weit höhere Stellung gewinnt, als selbst die besten der übrigen höfischen Dichter. Die tiefere Bedeutung des „Grafen Rudolf“ hat der gelehrte Herausgeber (W. Grimm) vortrefflich geschildert. „Der Dichter, sagt er, wollte eine zu Gott hingeneigte, heldenmüthige Natur darstellen, die, erst von Leidenschaften gestört, dann von den Ereignissen verwirrt, ihre Bahn verläßt, aber auf den rechten Weg zurückkehrt“, eine Erfahrung, fügt er hinzu, die in den Kreuzzügen nicht selten gewesen sein mochte.

Es wären viele Stellen der Mittheilung werth; wir heben die heraus, in welcher der Dichter seinen Helden im Kampfe gegen den christlichen König mit dem Falken vergleicht, der eine Schaar Vögel auseinander jagt und sich einen oder zwei herausholt, ein Gleichniß, das nicht nur durch die Wahrheit, sondern vorzüglich durch die in den mittelhochdeutschen Dichtern seltene Ausführlichkeit gefällt, die unwillkürlich an Homer erinnert, so daß man versucht werden könnte, den Dichter für einen gelehrten Geistlichen zu halten, welche Vermuthung durch seine Bekanntschaft mit dem Kriegswesen und Kriegsleben nicht entkräftet wird, da diese auch bei Lamprecht sich findet, der ohne Zweifel ein Geistlicher war.

Rudolfs Kampf gegen die Christen.

Dô quam virwenentlîche
der greve mit einer luziler schare,
die wâren aber sô wol gare
unt hatten manlîchen mût.
Wizzet ir, wie der valke tût,
deme Got hât bescheret,
dâ er den lîp mite generet,
daz mûzer al irringen.
Swen er wirdet ininnen
vogele ein michel volc,
daz herze ist ime sô stolz,
daz er dar hine kumet gevlogen:
nu virnemet mir, in han iu nicht gelogen,
die zufüeret er sô,
alle werdent sie unvrô,
wande er tût in grôzen schaden;
einen vehet er in abe
oder zwêne durch sîne geileit.
Nu vâwir wider an die manheit,
die der edele hêrre tete:
dô sprancte dâ zu stete
der greve mit den sînen;
dô liezer wol schînen,
daz er ein wâr helt was.
Virwâr sagenich iu daz,
er für under sie, als ein valke;
er begonde sie alsô walke.
Ouch half ime daz Fârîs,
daz sie ime alle den prîs
gaben mit rechte.
Ir ne gesâhet nie sô vechte
in nicheineme strîte sô herte.
Mit vlacheme swerte,
slûch er ûf die cristenheit:
ime was iedoch ir angest leit.
Durch nôt mûste entwîgen
Gilôt der kunic rîche.

Heinrich von Veldeck.

Es erregt ein unangenehmes, beinahe bitteres Gefühl, daß man die Schilderung der älteren Dichter stets wieder mit dem Geständniß beginnen muß, es sei von ihnen Nichts bekannt, als was entweder sie selbst in ihren Dichtungen von ihren Verhältnissen bemerken, oder was spätere Dichter gelegentlich von ihrer poetischen Thätigkeit erwähnen. Dies ist aber ein lebendiges Zeugniß, daß der Adel, aus dessen Reihen ja ein so großer Theil der damaligen Dichter hervorgegangen war, späterhin in die trostloseste Barbarei verfiel, die ihn selbst für den hohen Dichterruhm seiner Vorfahren

unempfindlich und gleichgültig machte. So müssen wir denn auch gestehen, daß sich unsere Kenntniß von den Lebensverhältnissen und der poetischen Thätigkeit Heinrichs von Veldeck auf wenige Thatsachen beschränkt, die wir zum großen Theil aus seinen eigenen Gedichten wissen.

Sein Name wird von den verschiedenen Handschriften auf verschiedene Weise geschrieben: Veldegge und Veldeg, Veldig und Veldich. Vielleicht ist die von Reinbot im heiligen Georg gebrauchte Form Veldekîn die richtigste, da Heinrich ohne Zweifel ein Niederdeutscher war, wie sowohl aus der Sprache seiner Dichtungen*) als aus den bestimmten Andeutungen in denselben hervorgeht. In der Nachschrift zur „Eneit" erzählt er, daß ihm dieses Gedicht, welches er der „guten und milden" Gräfin von Kleve bei deren Hochzeit mit dem Landgrafen zum Lesen gegeben hatte, von dem Grafen Heinrich von Schwarzburg entwendet wurde, und daß er es erst neun Jahre später, als er nach Thüringen gekommen, von dem Bruder des Landgrafen, dem Pfalzgrafen Hermann von Sachsen zu Neuenburg an der Unstrut, zurückerhielt. Diesem zu Gefallen habe er dann das Gedicht vollendet, (denn als es ihm entwendet wurde, war er erst bis zu Laviniens Brief an Aeneas gekommen), wie er denn, fügt er hinzu, diesem Herrn und dessen Bruder Grafen Friedrich seitdem gern in Allem gedient habe. Auch ist er längere Zeit bei diesen seinen Beschützern geblieben; dagegen ist es nicht bekannt, wo er sich später aufgehalten hat; daß er alt geworden sei, möchte man aus dem Gedichte „Graues Haar" (S. 39) schließen, in welchem er darüber trauert, daß ihn sein graues Haar bei den Weibern unlieb mache. Da schon Wolfram, der ihn seinen Meister nennt, und Gottfried seinen Tod beklagen, so muß er schon vor Anfang des 13. Jahrhunderts gestorben sein, und er hat seine Eneit wohl in den siebenziger oder achtziger Jahren des 12. Jahrhunderts verfaßt.

Dieselbe, nach einem französischen Vorbilde gedichtet, welches von ihm nicht näher bezeichnet wird, enthält die Geschichte des Aeneas von der Zerstörung Trojas bis zur Erbauung von Alba in Latium. Wenn auch Virgil nicht ohne Einfluß auf Heinrichs Gedicht oder vielmehr auf die ihm vorliegende französische Dichtung geblieben sein mag, so ist doch die antike Haltung gänzlich verschwunden und es ist an ihre Stelle eine durchaus mittelalterliche, ritterliche Färbung getreten. Aus dem trojanischen Helden ist ein auf Abenteuer ziehender Ritter geworden, dessen Erlebnisse nur deswegen nicht so ganz auf einer phantastischen Willkühr beruhen, wie die der Helden von der Tafelrunde, weil sie durch Geschichte, Dichtung und Sage schon zu kräftig vorgezeichnet waren, als daß sie so leicht hätten umgestaltet werden können. Nichts desto weniger aber trägt Aeneas ganz den Charakter der bretonischen Ritter, was die Trefflichkeit des Pfaffen Lamprecht erst recht in helles Licht setzt, in dessen Alexander wir den griechischen Helden mit seiner, durch hohe Bildung und reinmenschliche Gesinnung gemilderten Tapferkeit leicht wieder erkennen. Noch mehr hat sich Heinrich von dem Wesen des Alterthums dadurch entfernt (richtiger noch dürfte man sagen, er habe es völlig vernichtet), daß er die höfische Minne zum Mittelpunkt seines Gedichts macht; die Minne ist bei ihm die Triebfeder, die Alles bestimmt: Personen, Verhältnisse und Entwickelung der Begebenheiten. Zwar ist sie noch nicht jene Minne der nachfolgenden Dichter, die, auf phantastischer, sich selbst täuschender Einbildung beruhend, nur nach Sinnlichkeit gerichtet, aber, um deren zu großes Hervortreten zu mildern, von höfischen Formen umgeben ist; sie erscheint bei Heinrich vielmehr als wahres, natürliches, bis zur Leidenschaft gesteigertes Gefühl, das der Dichter mit liebenswürdiger Anmuth darzustellen weiß: aber es bricht auch bei ihm schon das Bestreben durch, mit diesem Gefühl zu spielen und es zur gesuchten Sentimentalität hinauf zu schrauben, was bei den spätern Dichtern bis zum Uebermaße und zur Unnatur gesteigert wurde.

Wenn bei den Vorgängern Heinrichs Personen und Begebenheiten Farbe und Charakter der gleichzeitigen Zustände annahmen, so war dies eine Folge unbewußter Nothwendigkeit; sie hatten keine Ahnung, daß die äußeren Verhältnisse des Lebens anders gestaltet sein könnten, als wie sie sich ihnen in der Wirklichkeit darboten, und so kleideten sie ihre Personen in das Gewand ihrer Zeit, was ihren Dichtungen den Charakter des Naiven aufdrückte. Bei Heinrich stellt sich die Sache schon einigermaßen anders: sein Gesichtskreis ist größer und umfassender, und wenn er auch, wie es bei dem Bildungszustande seiner Zeit nicht anders möglich war, in der Anschauungsweise derselben eben so befangen blieb, als die früheren Dichter, so unterscheidet er sich von diesen doch wesentlich dadurch, daß er die Verhältnisse mit Absichtlichkeit nach den bestimmten Formen des höfischen Lebens gestaltet, die er mit vollkommenem Bewußtsein dem nicht höfischen Leben entgegensetzt. So verschwindet bei ihm zum Theil jene Naivetät der Auffassung und Darstellung, die sich noch bei Lamprecht so entschieden ausspricht; aber an ihre Stelle tritt das künstlerische Bewußtsein, das sich von nun an immer kräftiger zu entwickeln beginnt. Freilich hat es sich weder bei ihm, noch bei seinen Nachfolgern bis zur Vollkommenheit ausgebildet, es mußte schon deshalb beschränkt bleiben, weil die Dichter ihren Blick nicht über die engen Gränzen des höfischen Lebens hinaustrugen; aber es ist nicht zu verkennen, daß sie in diesen engen Gränzen erreichten, was innerhalb derselben zu erreichen war. Es war das künstlerische Bestreben Heinrichs aber, weil er sich die Darstellung des höfischen Lebens zur Aufgabe machte, nothwendig mehr auf die äußere Form der Dichtung gewendet, als auf das innere Wesen derselben; ihm lag zunächst daran, der noch rauhen Sprache seiner Vorgänger eine der an den Höfen schon ausgebildeten Zierlichkeit des Benehmens entsprechende Anmuth und Feinheit zu verleihen, und in die Darstellung so viel Leben, Bewegung und Interesse zu bringen, daß sie bei den höfisch gebildeten Herren und Damen gerne vernommen würde. Daher zeichnen sich seine Dichtungen von denen der ihm vorangehenden Dichter vorzüglich durch die genaue Versmessung, den reinen und wohllautenden Reim, durch Zierlichkeit und Anmuth des Styls und größere Ausführlichkeit in

*) Die Lieder Heinrichs haben wir freilich nach Von der Hagens Minnesingern gegeben (S. 39), der die niederdeutsche Sprache in das gemeine Mittelhochdeutsch umgesetzt hat; die nachfolgenden Bruchstücke aus der „Eneit" sind in der ursprünglichen Sprachform. Wir verdanken sie der gütigen Mittheilung Ettmüllers, von dem eine kritische Ausgabe des Gedichts in Kurzem erscheinen wird.

der Darstellung des Einzelnen aus, worin er freilich oft alles Maß überschreitet, z. B. wenn er den Mantel des Aeneas oder das Bette beschreibt, das diesem von der Dido angewiesen wird; nicht weniger ausführlich ist er in der Schilderung von Dido's Jagdgewand, oder gar in der Beschreibung der Waffen seines Helden, zu welcher er hundert acht und fünfzig Zeilen brauchte. Weil alle späteren Dichter auf der ihm eingeschlagenen Bahn weiter fortschritten, und sie sowohl in Bezug auf Sprache und Darstellung, als auch in dem bewußten Bestreben, der poetischen Welt den Charakter des höfischen Lebens aufzuprägen, seinem Vorgange unbedingt folgten; so wird Heinrich von Veldeck mit vollem Rechte der Vater der höfischen Poesie genannt, wie denn auch alle späteren Dichter, selbst diejenigen, die ihn an poetischem Talent weit überragten, in ihm den eigentlichen Begründer der höfischen Kunst verehrten.

Wir haben schon öfters den Mangel an Compositionskunst bei den höfischem Dichtern erwähnt und beklagt; bei Heinrich von Veldeck tritt dieser Mangel recht grell hervor, indem er Alles verwischt, was in dieser Rücksicht Virgils Gedicht vorzüglich auszeichnet. Zwar hat der deutsche Dichter, wie schon erwähnt, ein französisches Gedicht zum Vorbilde gehabt, und es mag dieses schon zum Theil das Werk des Römers verunstaltet haben, aber Manches darf auch wohl auf Rechnung des Deutschen gesetzt werden. In seinem Gedichte ist Alles, was Virgil in Form von Episoden eingeflochten hat und was gerade die schönsten und werthvollsten Theile seiner Dichtung bilden, entweder ganz verschwunden oder doch wenigstens zur vollsten Bedeutungslosigkeit zusammengeschrumpft. So wird, um nur Ein Beispiel anzuführen, die Erzählung von der Zerstörung Trojas, die bei Virgil einen eigenen Gesang bildet, in wenigen Versen abgethan. Sehr begreiflich! Diese an großartigen Thatsachen so reiche Erzählung mußte dem höfischen Dichter als eine verwirrende, den Gang der Begebenheiten störende Abschweifung erscheinen, da er nur für rein chronologische Anordnung des Stoffs Sinn hatte. Hätte Virgil mit der Geschichte der Venus begonnen, deren Liebesverhältniß zu Anchises, die Geburt des Aeneas erzählt, dessen Biographie weiter fortgeführt, und in Folge derselben die Zerstörung Trojas berichtet, so würde Heinrich gewiß Nichts übergangen haben; allein eine große Reihe von wechselvollen, einen langen Zeitraum umfassenden Begebenheiten durch künstlerische Anordnung in einen engen Rahmen zusammenzufassen, das war ihm eben so unmöglich, als später dem größeren Wolfram oder Gottfried. Zudem was lag ihm auch an jener großartigen Begebenheit, oder an den mannigfaltigen Irrfahrten des Aeneas? Er war doch nur für Einen Gedanken empfänglich, nur für die Minne und deren Schilderung. Daher eilt er über Alles hinweg, was ihm nur als zwar nothwendige, aber des tieferen Interesses mangelnde Einleitung zum eigentlichen Gegenstande seiner Dichtung erschien; und erst als er Aeneas mit Dido zusammengebracht hat, verweilt er behaglich und widmet dem Liebesverhältnisse derselben mehr als zwei tausend Verse, während die Erzählung von der Flucht des Aeneas aus dem zerstörten Troja, und von seinen Abenteuern auf dem Meere, der Bericht von der Gründung Karthagos und von Dido's bisherigen Schicksalen in vier oder fünfhundert Zeilen zusammengedrängt ist. Auch was nach dem Tode Dido's folgt, die weiteren Fahrten des Aeneas, sein Besuch bei der Sibylle, seine Wanderung durch die Hölle und die elysäischen Gefilde; Alles dies wird, wenn auch nicht so trocken und dürftig, als der Eingang, doch ohne poetische Weihe vorgetragen. Es ist dem Dichter erst dann wieder wohl zu Muth, wenn er von Neuem Gelegenheit findet, von der Minne zu sprechen, als Aeneas in das Land des Latinus gelangt, dessen Tochter Lavinia für den trojanischen Helden in Liebe entbrennt. Dieser ganze Abschnitt ist aber auch bei weitem der vorzüglichste im ganzen Gedicht, weil sich der Dichter hier in seinem Elemente, mitten unter den Beziehungen des höfischen Lebens findet. Nun gewinnt die Dichtung ein ganz anderes Ansehen; Personen und Verhältnisse gedeihen zu frischem, wahrem Leben; es treten Gegensätze hervor, die dem Ganzen Bewegung und Mannigfaltigkeit verleihen. Aeneas schickt dem Latinus Geschenke, dieser nimmt sie freudig an, denn die Götter hatten ihm geboten, dem trojanischen Helden seine Tochter zum Weibe zu geben und ihn zum Erben seines Reichs einzusetzen. Doch hatte er seine Tochter schon dem heimischen Fürsten Turnus versprochen, und seine Frau macht ihm Vorwürfe, daß er dem gegebenen Worte untreu werden, einen landesflüchtigen Fremdling dem bekannten und mächtigen König vorziehen wolle. In ihrem Zorn setzt sie den Turnus davon in Kenntniß und fordert ihn auf, den Aeneas und die Seinigen zu vertreiben. So ist der Kampf, der sich nun entspinnt, glücklich motivirt. Dieser wird von dem Dichter nicht ohne Geschick in die Breite gezogen; er führt neue Personen ein, z. B. die kriegerische Jungfrau Camille, Königin von Vulkane, die dem Turnus gegen Aeneas beisteht, in einer Schlacht jedoch, in welcher sie muthig kämpfend den Trojanern großen Schaden zufügt, von einem trojanischen Ritter erschlagen wird. Mit Aeneas verbindet sich dagegen ein Feind des Turnus, König Evander von Spalante, dessen Sohn Pallas sich mit großer Kriegsmacht den Trojanern anschließt. Auch dieser fällt im Kampfe; er wird von Turnus getödtet, der ihm einen Ring vom Finger zieht, welchen der Jüngling von Aeneas zum Geschenk erhalten hatte. Um dem verderblichen Krieg ein Ende zu machen, sollen Turnus und Aeneas ihre Sache in einem Zweikampfe ausfechten; die Königin aber, die immer noch für den ersten eingenommen war, ließ ihre Tochter zu sich kommen, und suchte sie für denselben zu gewinnen, bei welcher Gelegenheit sich ein Gespräch über die Minne entwickelt, in welchem schon Alles enthalten ist, was spätere Dichter in lyrischen und epischen Gedichten über diesen Lieblingsgegenstand der Zeit sagten, so daß diese Stelle als die Grundlage der Minnepoesie angesehen werden kann, wie sie denn vielen andern Darstellungen, vielleicht sogar der in Wolframs Titurel zum Grunde liegen mag. Auch ist das ganze Gespräch in der That vortrefflich, voll Lieblichkeit der Sprache und Anmuth der Gedanken (1). So sehr aber die Königin in Lavinia drang, es war deren Herz noch für Minne unempfänglich, deren Gewalt sie erst fühlen lernte: als sie bald darauf den trojanischen Helden erblickte, „da schoß die Frau Venus mit einem scharfen Strahl, der ward ihr all zur Qual. Denn in kurzer Stunde gewann sie eine Wunde in ihrem Herzen

innen, so daß sie mußte minnen, ob sie wollte oder nicht wollte, und sie ihrer Mutter Huld dadurch ganz verlor. Denn sie braunte und sie fror in viel kurzen Stunden. Sie wußte Nichts von der Wunden, von der ihr das Uebel kam; jetzt aber ward sie innen, was ihr die Mutter gesagt. Ihr ward ohn Maßen heiß, und darnach wieder kalt, sie empfand unsanfte Qual. Sie schwitzte und bebte, unsanfte sie lebte, sie ward bleich und roth, gar groß war ihre Noth und ihres Leibes Ungemach. Endlich gewann sie Macht und sprach, als ihr das Herz wieder kam; da sprach die Jungfrau lustsam sich selber jammernd zu: Nun weiß ich leider nicht, was ich thu, noch weiß ich, was mich wirret, daß ich so bin verirret; mir ward Solches noch nicht kund. Nun war ich bis jetzt stets gesund, und bin nun beinahe todt: mir wäre gutes Rathes Noth. Wer hat so gebunden mein Herz in kurzen Stunden, das eben noch ledig war und frei? Ich fürchte, daß es der Kummer sei, von dem mir die Mutter sprach". — So klagt sie noch lange. Als Aeneas wieder in sein Lager ritt, sah sie ihm traurig nach, und ihr Auge kam nicht von dannen, „bis ihr die Nacht das Licht benahm". Als sie die Nacht hindurch geweint und geklagt, und die Königin sie erblickte, bemerkte diese bald, daß ihr etwas Ungewöhnliches begegnet sei, und auf ihre dringenden Fragen muß Lavinia endlich eingestehen, daß die Minne ihr Herz bezwungen habe. Ihre Mutter will auch wissen, wer ihre Liebe gewonnen; Furcht und Scham halten sie ab, den Namen zu sagen; ihre Mutter befiehlt ihr, ihn zu schreiben. Als die Königin aber den Namen „Aeneas" liest, geräth sie in Zorn (2) und entfernt sich endlich unter schrecklichen Drohungen. Lavinia schrieb nun einen Brief an Aeneas, der durch denselben von eben so großer Liebe zur Jungfrau entzündet wurde. Bald darauf fand der Zweikampf zwischen ihm und Turnus Statt, welchem Lavinia vom hohen Thurme herab zusieht und im Sinne des Ritterthums den Wunsch ausspricht, Aeneas möchte ihren Aermel am Arme tragen, damit er den Kampf ungefährdet bestehe. Dieser wird mit großer Ausführlichkeit geschildert. Aeneas überwindet den Turnus, doch wollte er ihm das Leben lassen; als er aber an dessen Finger den Ring seines jungen Freundes Pallas erblickte, gerieth er in solchen Zorn, daß er dem Feind das Haupt abschlug (3). Nun ward Friede geschlossen, Aeneas erhielt Lavinia zur Frau, worüber sich die Königin zu Tode grämte; Latinus trat ihm das Reich ab und nun lebte er mit seiner geliebten Lavinia in ungetrübtem Glück. —

Das Bild Heinrichs von Veldeck in der Manesse'schen Liederhandschrift hat in der Auffassung einige Aehnlichkeit mit dem Walthers von der Vogelweide, wie denn der Maler offenbar mehr den lyrischen als den epischen Dichter darstellen wollte. Heinrich sitzt, den linken Ellenbogen auf das linke Knie gestützt und die Wange in die Hand schmiegend, die dichten Locken bekränzt, sinnend auf blumigem Rosenhügel. Der Grund ist mit mannigfaltigen Blumen besäet, dazwischen allerlei Vögel schwebend und fliegend; ein Storch steht hinter ihm, auf seinen Schultern sitzt ein schwarzes Eichhörnchen — eine sinnige Umgebung für den Dichter der Minne und des Frühlings *).

*) Siehe nebenstehende Abbildung.

1. Lavinens Gespräch mit ihrer Mutter.

Dô der chanf gilobet was
daz Turnus und Ênêas
beide chûme erbeiten,
unt sîch dar zuo gireiten
mît manlîchen sinnen,
dô was diu kuneginne
eines âbendes spâte
in ir chemenâte.
Ir tohter si fur sich nam
eine junchfrowen lussam;
einer rede si begunde,
die si vil wol chunde.
Mit michelme sinne
dô sprach diu kuneginne:
„Schônt Lavîne,
liebiu tohter mîne,
nû mach ez lîht so chomen,
daz dir dîn vater het ginomen
michel gût unde êre.
Turnus, der helt hêre,
der dînre minnen starche gert,
der ist dîn vil wol wert
Daz ist mir vil wol chunt;
unt wârist du noch tûsent stunt
alse schône undê alse gût,
sô mohtestu wol dînen mût
gerne an in chêren.
Ich gan dir wol aller êren,
unt wil, daz dû in minnest
und dû daz bedenchest,
daz her ein edele furste ist.
Dar umbe warne ich dich des
umbe den helt lussam,
unt wîs Ênêase gram,
den unsâligen Troiân,
der in ze tode wil erslân,
den, der dir ist von herzen holt.
Dar zuo hâstu rehte scholt,
daz dû ime ungnâdich sîs,



unde ime neheine wîs
niemer êre getûst:
wand dûz wol lazen mûst
unde in von rehte hazzen salt,
wandher dich mit giwalt
hie wil erwerben,
unde wil erben
dînes vater rîche.
Ob dû sâlicliche
unde wol wellest tûn,
tohter, sô minne Turnum." —
„Wâ mite sol ich in minnen?" —
„Mit den herzen unt mit den sinnen." —
„Sol ich im min herze geben?" —
„Jâ dû!" — Wie solte ich danne selbe gileben?" —
„Dû nesolt ez ime so geben niht." —
„Waz ob ez niemer geschiht." —
„Unt waz, tohter, ob ez tût?"
„Frowe, wie mohte ich mînen mût
an einen man gichêren?" —
„Diu minne sol dich lêren." —
„Durch Got, wer ist diu minne?" —
Si ist von aneginne
geweltich uber die werlt al
unde iemer mê wesen sal
unze an den jungisten tach,
daz ir niemen enmach
neheine wîs wider stân;
waude si ist sô getân,
daz man sie enhôret noch ensiht." —
„Frowe, der erchenne ich niht!" —
„Du solt sie erchennen noch!" —
„Wan meget irs erbeiten doch?" —
„Ich erbeite es gerne, ob ich mach:
lihte gelebe ich noch den tach,
daz du ungibeten minnest.
Swenne du ez beginnest,
dir wirt vil liebe dar zû." —
„Ich enweiz, frowe, weder ez tû." —
„Du macht es wesen gewis." —
„So saget mir denne, waz minne is." —
„Ich enmach dirz niht gescrîben." —
„Sô sult irz lâzen belîben." —
Dô sprach diu kuneginne:
„Sô getân ist diu minne,
daz ez rehte nieman
dem andiren gisagen chan,
deme sîn herze sô stêt,
daz si drîn nine gêt,
der sô steinlichen lebet.
Swer ir aber rehte entsebet,
unde zû ir chêret,
vil si in des lêret,
daz ime ê was unchunt.
Si machet in schiere wunt,
ez sî man oder wîp;
si begrîfet ime den lip
und die sinne garwe
unt salwet ime die farbe
mit vil grôzer giwalt:
si machet in diche vil chalt:
solich sint ir wâfen,
si benement ime daz slâfen
unde ezzen unde trinchen.
Si lêret in gidenchen
vil mislîche.
Nieman ist sô rîche,
der sich ir mege erwern,
noch sîn herze vor ir ginern,
noch enchan, noch enmach.
Nû ist des vil manich tach,
daz ich nie sô vil drabe gisprach." —
„Frowe, ist denne minne ungimach?" —
„Nein si, niwen nâhen dâ bi." —
„Ich wâne, daz si stercher sî,
danne diu sucht oder daz fieber;
si wâren mir beidiu lieber,
wan man bechêret nâch dem sweiz." —
„Minne tût chalt unde heiz,
mer denne der viertagelîche rite;
swer bestrîchet wird dâ mite,
er mûz sich des alles genieten." —
„Sô mûze mir sie Got verbieten!" —
„Tohter, nein! ja ist si vil gût." —
„Waz meinet daz danne, daz si sô wê tût?" —
„Ihr ungimach ist sûze." —
„Got gebe, daz si mich mûze
ferren unt vermîden!
Wie solde ich die nôt alle erlîden?" —
Diu mûder aber wider sprach:
„Niet erfurchte daz ungimach;
merche, wie ich dirz bescheide:
Michel liep chumet von leide,
rûwe chumet nâch ungemache,
daz ist ein trôstlich sache.
Gemach chumet von der arbeit
diche ze langer stâticheit
von rowe chumet wunne
unt frôde maniger chunne.
Trûren machet hôhen mût,
diu angest machet die state gût.
Daz ist der minnen zeichen:
lieht varwe chumet nâch der bleichen.
Diu forchte gît gûten trôst,
mit deme dolne wird man erlôst,
daz darben macht daz herze rîche.
Ze diseme dinge iegesliche
hât diu minne solhe bûze.
Si ist aber von êrist vil unsûze,
ê diu senfticheit chûme.
Tohter, du erchennest ir niht ze frûme:
si sûnet selbe den zorn;
dîn quâle ist ze grôz dâ bevorn.
Si tût daz diche understunden,
daz si heilet die wunden
âne salben unde âne tranch." —
„Diu arbeit ist aber ê vil lanch."
„Tohter, daz stêt an deme geluche:
sô man gequilet ein lanch stuche
unt mit arbeiten gilebet,
unt man ungemach entsebet
von minnen, als ich ê dâ sprach,
und danne frôde unde gimach
mit deme heile dâ nâch chûmet,
wie wol ez deme herze gefrûmet
unt trôstet danne den mût:
wande ez ime baz tût
unde senfter drîzec warf,
denne ders nine bedarf:
des soltu mir von rehte jehen.
Dû hâst diche wol gesehen,
wie der hêrre Amor stêt
in dem templô, dâ man în gêt,
engegen der tur inne:

daz bezeichent die minne:
si ist giweltich uber alliu lant.
Eine buchsen hât er an der hant,
in der ander zwêne gêre:
dâ mite schiuzet er sêre.
Als ich dir sagen wolde,
der eine gêre ist von golde,
des phleget er alle stunde.
Swer sô eine wunde
dâ mite gewinnet;
vil starcliche er minnet
unt lebet mit arbeite:
neheiner unstâticheite
endarf man in zîhen.
Der eine gêre ist blîjin;
von dem tûn ich dir chunt:
swer dâ mite wirdet wunt
an sîn herze in binnen,
der ist der rehten minnen
iemer ungihôrsam;
er hazet sie unde ist ir gram.
Swaz sô von minnen geschiht,
des enlustet in niht.
Solich ist daz gislehte.
Wil dû nû wizzen rehte,
waz diu buchse betûte?
daz enwizzent niht alle lûte.
Merche in allenthalben:
si bezeichent die salben,
die diu minne ie hât gereit.
Diu senftet al die arbeit,
unt machet ez allez gût,
swen diu minne wunt tût,
daz si in geheilet,
si gibet unde teilet
daz liep nâch deme leide.
Daz soltu merchen beide,
daz des von minnen vil geschiht:
du enbist ouch sô tump niht,
sô du dâ zû gibâres;
ob dû junger wâres
zwîer jâre, denne dû sîs,
dû mohtest wol sîn gewis,
du engelernest ez niemer ze frû.
Dû hâst ouch lîp gnûc dar zû,
gewahsen unde scône.
Daz ih dirs iemer lône,
mit minnen unt mit gûte:
diz behabe in dînem mûte,
wande dû mûst doch minnen phlegen.
Von diu minne den kûnen degen
Turnum, den edilen fursten." —
„Ich nemohte, noch giturste." —
„War umbe?" — „Durch die arbeit." —
„Jâ ist ez michel senfticheit." —
„Wie mohte daz senfticheit sîn?" —
„Goteweiz, liebiu tohter mîn,
jâ weiz ich wol, daz dû minnen mûst,
swie ungerne dû ez tûst.
Wirde ich des innen,
daz du Ênêam wilt minnen,
unde uns sô entêres,
daz dû dîn herze chêres
an den bôsen Troiân,
ich heize dich ze dôde slân,
unt martire dînen lîp.
Ê du iemer werdest sîn wîp,
enbirt wol solches wîbis;
ern sol dînes lîbes
niemer sich genieten!"
„Ir meget ez mir lîhte verbieten:
ich engiwan es nie willen."
Dô sweic diu frowe stille;
in zorne giench si hin dane,
unde sach die tohter ane,
diu kuneginne rîche.

2. Lavinens Geständniß.

Dô Lavine al die naht
mit dem leide alsus vaht,
daz ir diu varewe abe nam,
und si des morgens ûf quam,
dô was ez verre ûf den tach,
und si ir mûder besach,
daz si sô ubele was gevar:
dô wart si vile wol gewar
daz ir dink unrehte fûr.
Listecliche sie si beswûr,
diu kunigiune mâre,
unt fraget si, wie si wâre
sô varlôs unde sô bleich?
Diu maget ersûhte unde sweich
unt wart von angesten rôt.
Daz lêrde sie diu nôt,
daz sir einer luge erdahte.
Si sprach vil ernestahte:
„Frowe ich bin verirret,
ichn weiz, waz mir wirret,
weder diu suht oder der rite,
dâ ich bin bevangen mite,
daz is mir wol worden schîn."
„Got weiz," sprach si, „tohter mîn,
swie wol du kunnest liegen,
dune maht mich niht betriegen,
du mûst der wârheite jehen.
Nâch diu und ich hân gesehen,
dune darft niht valschen dîniu wort.
Ich hân dîn sûften wol gehôrt,
daz ich vil wol bekenne.
Tohter, ez is minne,
dâ mit du bist gebunden;
du enphindest der wunden,
dâ von ich anders tages sprach.
Du hâst daz sûze ungemach,
daz was mir ouch hie vore kunt:
du quelest und bist idoch gesunt,
(sprach diu frouwe rîche)
du bist untôtliche
beidiu kalt unde heiz."
„Sô wizzet ir, daz ich ne weiz,"
sprach daz edele magedîn.
„Got weiz, liebiu tohter mîn,
du weist ez, unde ich merkez ouch:
lâz dîn lougen, ez entouch,
ez ne verstet niht ein hâr."
„Frouwe," sprach si, „wâre ez wâr,
war umbe solde ichz ûch dan helen?"
„Man mach unsanfte quelen,
vasten unde wachen
an andern ungemachen
als wol sô von minne;"
sprach diu kuneginne,
„jâ tohter, des alein
ezn wart nie ungemach dehein,
des man sô lange mohte leben.
Ich hân dir urloub gegeben,

daz du minnest Turnum."
„Des ne mach ich niht getûn."
„Tohter dorch welhe scholt?"
„Mîn herze is ime unholt,
daz ne mach noch eukan."
„Nu is her doch ein edel man."
„Frowe, swie edel sô her sî,
mîn herze is sîner miune frî
und immer mère wesen sal,
al gâber mir die werlt al."
Aber sprach diu kuneginue:
„dir ne wirret niwan minne,
swie ungerne duz enbarest
unt swie du lougenende varest,
du minnest einen man iedoch."
„Desn gihe ich, frouwe, niht noch."
„Al wil dus niemer gejehen,
sô kan ichz doch wole ersehen,"
sprach si, „liebiu tohter mîn;
lâ daz lougenen sîn,
du verlûsest al dîn arbeit.
Sage mir die wârheit,
sô tûstu rehter unde baz."
„Frouwe, sprechet irz umbe daz,
daz ich sus ubele bin gevar?"
„Dar an werde ich es gewar
und ouch an andern dingen.
Dune darft ez niht lengen;
sagez alse dû doch mûst.
Ichn weiz, war umbe duz tûst,
ez nimet dich michel hâle."
„Is ez denne solîch quâle,
daz ir dâ heizet minne?"
Dô sprach diu kuueginne:
„Jâ ez, weiz Got, tohter mîn."
„Frowe, sô mach ez vil wol sîn,"
sprach diu junkfrouwe wider
unt sach vil trûrechlîche nider.
„Mîn herze is mir gebunden,"
sprach si in korzen stunden,
„daz è was ledechlîche frî;
ichn weiz ob ez von minnen sî."
„Tohter, ich bin es vil gewis.
Nu sage mir rehte, wie dir is:
stêt dir z' ieman diu mût?"
„Weiz Got, frouwe, jâ ez tût,"
sprach si mit grôzen sorgen;
„jâ sint gester morgen,
daz ich einen man gesach,
des ich vergezzen niene mach
noch niemère enkan."
„Tohter, nu nenne mir den man."
„Weiz Got, frowe, ichn getorste."
„Sône is ez niht der vorste
Turnûs, dar ich dir zû riet."
„Nein frowe, hern is ez niet."
„Nu sage mir frô, wer ez sî."
„Ich tâte gerne, wan ôwî
daz ich mir vorhte und ich mich schame."
„Tohter, nu scrîb mir sînen namen
unde lâz mich in lesen."
„Frouwe, ez mûz doch also wesen,"
sprach diu maget lussam.
Ir tavelen sie nam
und einen griffel von golde,
dar an si scrîben wolde.
Mit angesten plâncte si daz waz
und solde scrîben Ênêas,
dô ir ir mûder urloub gab.
È was der èrste bûchstab,
dar nâch N und aber È;
diu angest tete ir vile wê;
dar nâch screib si A unde S.
Do bereite sich diu mûder des
unde sprach dô si in gelas:
„hie stêt ÊNÈAS!"
„Jâ vil liebe mûder mîn."
„Des mûzest du unsâlich sîn,"
sprach diu kuneginne,
„daz du dîne minne
an den man chèrest,
dâ du dich mit entêrest
und allez dîn gislahte."

3. Zweikampf des Aeneas mit Turnus.

Turnus, der helt wol geboren,
daz ravît hin her mit den sporen,
daz stark unde snel was.
Dô gesach Ênèas,
daz Turnus gegen ime quam,
sîn ros her mit den sporen nam;
beide sie genanden,
ze samene sie geranden,
ir deweder wolde wenken.
Diu spere liezens senken,
die helide wol geborne.
Mit grimmigeme zorne
Turnus Ênêam stach,
daz der schaft von dem stiche brach
unt vil nâ dar nider lach.
Wol her im daz wider wach:
die stegereife her behilt,
her stach Turnum dorch den schilt.
Dô fûrde aber Ênèas
einen schilt, der sô vast was,
daz in niemau mohte enginnen:
her was mit solhen siunen
behûtet unt gebunden,
in mohte niht verwunden,
iedoch stach ir ietweder
den andern dar neder,
daz ez vil lûte sâgen.
Ir beider ros gelâgen,
diu starken und diu grôzen,
von dem grimmen stôzen,
daz si einander stiezen.
Diu ros si ligen liezen:
balde si ûf sprungen,
ze samene sie drungen
mit grimmigeme mûte,
die zwêne degene gûte.
Turnus was ein snel man,
schiere her sîn swert gewan;
alsô tete Ênèas:
daz sîne daz vil gût was;
daz gehilze was von golde.
Ir newederre wolde
dem andern entwichen,
si liezen dare strîchen.
Dô si ze samene quâmen,
si gâben unde nâmen
slege grimme unde grôz:
wârez ûf einen anebôz
zwischen zwein starken smiden
mit wol gerûweten liden,

ez ne dorft niht lûter hellen,
dan von den heliden snellen,
wande si gûte helme trûgen.
Grôze slege sie slûgen
ûf die helme und ûf die schilde.
Uber ein breit gevilde,
eine halbe welsche mîle
hôrde man die wîle
manegen freislîchen slach.
Alsô verslûgen sie den tach
unze vil nâch zû der naht;
Turnus gnendechlîche vaht.
Sine solde nieman scheiden,
wand in was ernest beiden
und vohten grimmechlîche
umbez kunichrîche
und umbe d'êre und umbez wîb,
und ir ietweder umben lîb.
Turnus, der helt balt,
vaht mit grôzer gewalt;
her was von zorne worden warm.
Ûf hûb her den arm,
der ernesthafte wîgant,
und die ellenthaften hant,
dâ her daz swert mite trûch;
dem hêrn Ênêâ her slûch
einen slach wol ze lobene
ûf den helm obene
mit dem scharphen swerde.
Dô was der helm sô herde,
daz her sich niene gebouch;
daz fûre ouch dar ûz flouch,
daz grôz unde lieht was:
des erbalch sich Ênêas.
Turnus was des slages gemeit,
doch was ez Ênêase leit,
wandern ime wole galt.
Dô gesach der helt balt,
Ênèas der Troiân,
Lavînen zû dem venster stân:
des gewan der helt gût
grimmigen hôhen mût,
wand im diu maget lieb was.
Dô rach sich hêr Ênêas;
daz swert her hôhe ûf trûch,
Turnum her ûfz houbet slûch,
hern vermiste sîn niet,
des helmes her im abe scriet
vil nâch einer hende lank;
daz was ein freislîch swank
Turnô dem jungelinge.
Her verscriet im ouch die ringe
bî dem houbete ein teil.
Dô nâhete im ein unheil,
daz man wole sagen mach.
Von dem houbete gienk der slach
Turnô in sînes schildes rant:
den slûch im der wîgant
Ênêas halben hin dane:
des gienk Turnum angest ane.
Turnûs, der edel man,
dô her den grôzen slach gewan,
den im tete Ênêas,
und im der helm verscrôten was
und ouch der schilt abe geslagen,
doch ne wolder niht verzagen,
wander was ein helt gût
und het eines lewen mût,
hern woldim niet entwîchen.
Mit slegen freislîchen
bestunt her den Troiân,
der im daz leit hete getân,
her hete ez gerne errochen;
wan daz ez was versprochen,
daz ez niht solde wesen sô.
Sîn swert hûber vile hô
und slûch den starken Troiân,
daz her niet langer mohte stân,
enebene an daz houbet,
daz her wart betoubet,
daz der helt lussam
Ênêas ûf diu knie quam
wande es tete ime nôt.
Her wâre ouch des slages tôt,
wan daz in generde
der veste helm unt herde,
der im ûf dem houbet lach,
und ouch daz Turnô sîn swert brach
uber ein spannen vor der hant:
daz ervorhte der wîgant.
Daz was sîn ungelucke.
Dô viel daz grôzer stucke
des swerdes nider an daz gras;
dô sprank der hêre Ênêas
ze Turnô unde lief in an:
dô mûster wîchen hin dan.
Ênêas ime nâch lief,
lûte her in ane rief,
als im sîn stolzheit geriet:
„Man gesiget fliende niet!“
sprach Ênêas wider Turnum.
„Wil du nu fromechlîchen tûn
unde belîben an den êren,
sô salt du her wider kêren,
ob du behalden wil daz lant.“
Turuus dâ vor ime vant
einen michelen stein;
dâ sîn manheit ane schein:
nach dem greif her in daz gras,
dô ime daz swert zebrochen was,
daz herde was unde scharf;
mit dem steine her dô warf
Ênêam den Troiân,
daz her kûme moht gestân
und ouch ein teil besnebete.
Die wîle daz her lebete,
Turnus der jungelink,
so begienk her manlîchiu dink.
Der herzoge Ênêas,
wander gewâfent wole was,
so bestunt her aber Turnum:
her wôldim grôzen schaden tûn,
wanderz wâfen het und die kraft.
Dô vant Turnus einen halben schaft
vor im ligen in dem gras,
der dâ vore sîn was,
dô her Ênêam stach
in sînen schilt, daz her zebrach.
Turnus der mâre wîgant
den schaft begreif her mit der hant,
wander des lîbes gêrde;
mit dem schafte her sich werde
die wîle und daz mohte wesen;
hern mohte aber niht genesen
vor dem starken Troiân,
hern moht im niht widerstân,

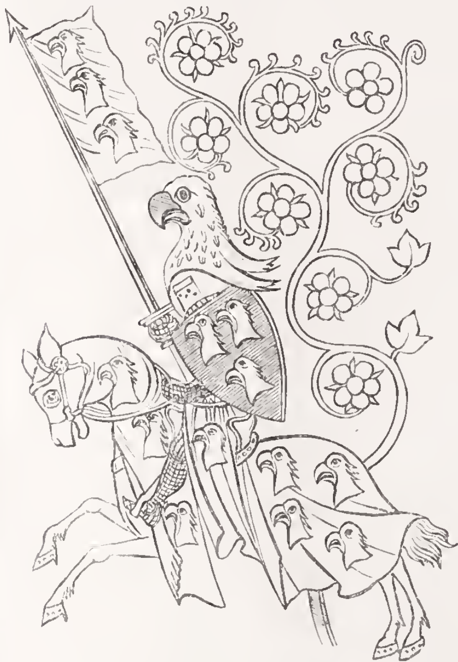
und enliez in niht gehirmen;
ouch ne mohter niht geschirmen
vor dem swerde, daz her trûch;
den diechschenkel her im abe slûch:
dô mûster vallen dorch nôt,
want dô nâhete im der tôt.
Des frowete sich Ênêas,
daz ez alsô komen was,
daz Turnus, der tûre degen,
vor im alsô was gelegen,
daz her im niht moht getûn.
Der Troiân sprach wider Turnum:
„Wil du mir noch lâzen diz lant?“
„Jâ hêre“, sprach der wîgant,
„habet û lant unde wîb,
und lâzet ôt mir den lîb
als einen martirâre leben.
Irn wellet mir den lîb geben,
sone mach ich sîu haben niht,
alsô man nu wol gesiht.
Des tût, daz û gevalle;
den gewalt habt ir betalle:
daz mûz mir leider ane schînen.
Ich hân frowen Lavinen
engolden alze sêre,
daz ich lîb unde êre
dorch ir willen hân verloren,“
sprach der helt wol geboren;
„swie mirz komen sî iedoch,
ich sterbe ungerne noch,
want neheiner slahte nôt
is sô grimme sô der tôt.“
Dô erbarmdez dem Troiân,
daz Turnus, der edel man,
alsô klagelichen sprach:
barmechlîche in ane sach
der herzoge Ênêas,
wande Turnus was
ein edel vorste wol geboren,
ze allen tugenden ûz erkoren;
dorch daz woldern lâzen leben,
unde wolde ime geben
fride unt sîne holde,
unt gûtes, swaz her wolde,
beidiu borge unde lant
unde schaz unde gewant.
Her wolde ime gnâdich sîn
wan ein unsâlich vingerlîn,
daz Turnus Pallante nam,
als im ubele gezam,
sô tugentrîche sô her was.
Daz vingerlîn het Ênêas
dem jungen Pallante gegeben.
Dô im Turnus nam daz leben,
dô nam herm ouch daz vingerlîn:
daz mûste dô sîn schade sîn,
wander bleib dar umbe tôt.
Dôr Ênêê sîn hende bôt
unt wolde werden sîn man,
und Ênêas den mût gewan,
daz hern ze manne wolde enphân,
dô ersach der Troiân
daz goldîne vingerlîn;
her sprach: „Ez mûz al anders sîn,
hien mach sûne niht geschehen:
ich hân daz vingerlîn ersehen,
daz ich Pallante gab,
den du fromdest in daz grab
und im tâte den tôt.
Des ne was dir nehein nôt,
daz du sîn vingerlîn trûge,
den du in mîner helfe slûge;
ez was ein bôsiu girheit.
Des sage ich dir die wârheit,
nu mûstu sîn engelden.
Ichn wil dich niht schelten
noch niht mêr zû sprechen:
Pallas sal ich rechen,
der reiner tugende hete gnûch!“
Daz houbet her im abe slûch.

Hartmann von Aue.

„Ein Ritter so gelehrt was, daß er in den Büchern las, was er darin geschrieben fand: der was Hartmann genannt, Dienstmann war er zu Aue.“ So beginnt die Erzählung: „Der arme Heinrich“, und im „Iwein“ heißt es: „Ein Ritter so gelehrt was, daß er in den Büchern las, wenn er seine Stunde nicht baß verwenden kunnte, — — er war geheißen Hartmann und war ein Auer.“ Auf diese Andeutungen beschränkt sich, was wir von des Dichters Geschlecht und Heimat wissen. Man nimmt gewöhnlich an, daß die Herren von Aue, deren Dienstmann unser Dichter war, auf dem Schlosse Au bei Horb in Schwaben saßen; doch beruht dies auf einer unerwiesenen Voraussetzung, und es können die Lehnsherren Hartmanns eben so gut in einer andern „Au“ Schwabens oder der Schweiz heimisch gewesen sein. Viel größere Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht für sich, daß Hartmann aus dem Geschlechte der Herren von Wesperspül, einem Schlosse im Thurgau, stammte, da das Wappen dieses Geschlechts mit dem übereinstimmt, welches die Weingartner und die Pariser Liederhandschrift dem Dichter beigeben, was im vorliegenden Fall — denn, wie wir schon gesehen haben, können die in den Liederhandschriften mitgetheilten Wappen an und für sich nicht als Beweismittel betrachtet werden — dadurch Bedeutung und Beweiskraft gewinnt, daß die Herren von Wesperspül urkundlicher Maßen Dienstmannen des Klosters Reichenau im Bodensee waren, welches auch jetzt noch im Munde des Volks schlechtweg die „Aue“ genannt wird. Seine Gelehrsamkeit, von der der Dichter mit liebenswürdiger Naivetät berichtet, und die allerdings für einen Ritter nicht gering war, da er nicht bloß Französisch verstand, wie seine aus dieser Sprache entnommenen Dichtungen darthun, sondern auch in der lateinischen Sprache bewandert war, da er seinen Gregorius nach einer lateinischen Quelle bearbeitete, mag er wohl in einer Klosterschule erworben haben, und dieser Umstand weist wiederum auf das Kloster Reichenau hin. So rein ferner die Sprache Hartmanns ist, so brechen doch hie und da einige wenige Eigenthümlichkeiten durch, welche an die thurgauische Mundart erinnern; und wenn endlich noch hinzukommt, daß Hartmann sich vor den meisten höfischen Dichtern durch Kernhaftigkeit der Gesinnung und größere Objectivität der Auffassung, so wie dadurch auszeichnet, daß er sich von der gesuchten Empfindelei der übrigen Minnesinger frei erhalten hat, und er sowohl in seinen lyrischen Gedichten (s. oben S. 42) als in seinen epischen Werken das phantastische Element beinahe ganz zurückdrängt, was wir schon oben (Seite 31) als eine

charakteristische Eigenthümlichkeit der schweizerischen Dichter angegeben haben, so möchte die Vereinigung aller dieser Gründe die schweizerische Abstammung Hartmanns beinahe über allen Zweifel erheben.

Von des Dichters Lebensverhältnissen und der Zeit, in welcher er blühte, ist uns aus einigen in seinen Liedern zerstreuten Aeußerungen Einiges bekannt. Nachdem er seinen geliebten Lehnsherrn verloren, dessen Tod er mehrfach beklagt (so in dem schönen Kreuzliede, s. oben S. 43), scheint er sich in Franken aufgehalten zu haben (S. 43. Nr. 5), von wo er ins heilige Land zog. Vermuthlich nahm er an dem durch Kaiser Heinrich VI. im J. 1195 aufgebotenen Kreuzzuge Theil. Wenn er aber wirklich diesem sich angeschlossen hat, so ist es wahrscheinlich, daß er auch wieder in die Heimat zurückkam, da ihn Wolfram im Parcival, also nach 1204, als einen noch lebenden Dichter bezeichnet. Er scheint zwischen 1210 und 1220 gestorben zu sein.



Wir besitzen von Hartmann außer seinen schon oben erwähnten Minneliedern (S. 42 ff.) und Büchlein (S. 165) noch vier größere epische Gedichte: zwei derselben, „Erek" und „Iwein", sind aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde entnommen; dem dritten, der Erzählung vom „Armen Heinrich" liegt wahrscheinlich eine ursprünglich deutsche Sage zum Grunde; das vierte endlich behandelt eine aquitanische Legende, die des „heiligen Gregorius auf dem Stein".

Der „Erek", das früheste unter den genannten Gedichten, ist nicht ganz vollständig erhalten; es fehlt ein wahrscheinlich nicht großes Stück am Anfange, ein beträchtlicheres dagegen in der Mitte. Da jedoch der Erek des Chrétien von Troyes uns erhalten ist, der ohne Zweifel dem deutschen Dichter zum Vorbild gedient hat, so läßt sich aus demselben wenigstens der Gedankengang des fehlenden Bruchstückes ergänzen. Der Inhalt des Gedichts ist in Kurzem folgender:

Erek war mit König Artus und dessen Gemahlin auf die Jagd geritten, war aber mit der Königin und deren Frauen vom übrigen Jagdzuge abgekommen. Bald darauf erblickten sie einen Ritter mit einer Jungfrau und einen Zwerg. Erek ritt auf Befehl der Königin auf sie zu und frug, wer der Ritter sei; der Zwerg aber beantwortete seine Frage mit einem Geißelschlag. Da Erek unbewaffnet war, konnte er sich nicht rächen, aber entschlossen, es bei der ersten günstigen Gelegenheit zu thun, reitet er, ohne sich bei der Königin zu beurlauben, dem Ritter nach. So gelangte er gegen Abend zu einem Schlosse, wo gerade ein Fest mit mancherlei Lustbarkeiten gefeiert wurde. Der vielen Gäste wegen konnte er weder im Schlosse, noch im nahen Orte Unterkunft finden; endlich erblickte er ein altes Haus, das er für leer hielt, es wohnte aber ein verarmter Ritter, Namens Coralus, mit seinem Weib und seiner Tochter Enite darin. Von diesem erfuhr Erek, daß in dem Schlosse alljährlich ein Kampf Statt finde, an welchem nur diejenigen Theil nehmen dürften, welche behaupteten, ihre „Frau" sei das schönste Weib; der Preis des Sieges sei ein Sperber; zugleich vernahm er, daß der Ritter, dessen Zwerg ihn so schmählich behandelt hatte, unter den Bewerbern des Preises sei. Coralus gibt dem jungen Ritter auf dessen wiederholte Bitten Waffen, und gestattet ihm, seine Tochter Enite an den Ort des Kampfes mitzunehmen. Am folgenden Tage kämpft Erek mit großer Tapferkeit, er gewinnt den Preis; den überwundenen Ritter schickt er an Artus Hof, wohin er auch selbst bald zurückkehrt, um die Hochzeit mit Enite zu feiern. Hierauf zieht er sich in sein Land zurück, wo er, bloß der Liebe lebend, in Thatlosigkeit versinkt. Als Enite vernimmt, daß man deshalb mit Verachtung von ihrem Gemahle spreche, erfüllt sie dies mit Trauer; Erek bemerkt ihren Kummer und nöthigt sie, ihm den Grund davon zu sagen. Sobald er ihn erfahren, beschließt er, der Welt zu zeigen, daß er noch der kühne Ritter sei, den man früher so hoch gepriesen, zugleich aber auch sein Weib für ihren Zweifel an seinem Muthe zu strafen. Er befiehlt ihr deshalb, ihn auf seinen abenteuerlichen Zügen zu begleiten, verbietet ihr aber, ihn jemals anzureden (1). In einem Walde bemerkt Enite drei Räuber, die Erek wegen der schweren Rüstung nicht sieht. Sie macht ihn aufmerksam; er besiegt die Räuber, befiehlt ihr aber zur Strafe dafür, daß sie sein Gebot übertreten, die drei Rosse zu führen. Noch einige Male rettet Enite ihren Gemahl aus drohender Gefahr und stets muß sie dafür büßen. Nach vielen Abenteuern, bei welchen Enite ihre Hingebung und Treue mit Gefahr ihres Lebens beurkundet, nach manchen Kämpfen, in deren Einem Erek eine tiefe Wunde erhält, welche ihm von der Königin Ginover verbunden wird, kommt er in einem Walde zu zwei Riesen, die einen Ritter gefangen halten und grausam peinigen; er erschlägt sie, aber von der Anstrengung bricht die Wunde wieder auf, und vom Blutverlust ermattet, sinkt er ohnmächtig vor Eniten nieder, die in herzzerreißende Klagen ausbricht. Sie will sich mit Ereks Schwert die Brust durchbohren, als ein vorüberreitender Graf ihr das Schwert entreißt. Von ihrer Schönheit betroffen, bringt er sie auf sein Schloß, um sie zum Weibe zu nehmen; auch der todtgeglaubte Erek wird in das Schloß gebracht. Enite widersteht den Bitten und Drohungen des

Grafen, so daß dieser sie endlich, von Zorn übermannt, sogar schlägt. Erek wird durch ihr Klagen und Geschrei aus seiner tiefen Ohnmacht geweckt; er springt, im Leichentuch eingehüllt, herbei und erschlägt, was nicht entflieht. Nachdem sich Erek bei dem tapfern Zwerge Guivreiß, der von ihm in einem frühern Kampfe besiegt worden war, bis zur vollständigen Genesung von seinen Wunden aufgehalten hatte, will er an Artus Hof zurückkehren, wohin ihn auch der Zwerg begleitet; sie verirren sich und kommen nach Brandigan, wo ein Ritter wohnt, der sein Schloß nicht eher verlassen darf, als bis er einmal besiegt wird, weshalb er mit allen vorüberziehenden Rittern einen Kampf auf Tod und Leben beginnt. Viele Ritter sind schon von ihm erschlagen worden, ihre Häupter sind im Garten aufgesteckt und achtzig Frauen der Erschlagenen werden in Brandigan gefangen gehalten. Erek besiegt ihn und befreit die Frauen, welche ihn an Artus Hof begleiten, wo er mit Eniten bis zum Tode seines Vaters verweilt. Als er dessen Ende vernimmt, zieht er in sein Reich, das er bis zu seinem Ende glücklich regiert.

Nach dem Erek dichtete Hartmann den „heiligen Gregorius auf dem Stein", dessen Inhalt folgender ist: Ein aquitanischer Ritter hinterläßt zwei Kinder, einen Sohn und eine Tochter; der Jüngling, dem der sterbende Vater die Schwester anvertraut hatte, läßt sich vom Teufel bestricken und schändet sie. Von Gewissensangst getrieben, flieht er zum heiligen Grabe, wo er bald stirbt; die Schwester aber gebiert ein Knäblein, das, in einem Fasse eingeschlossen, mit vielen Schätzen und Gewändern nebst zwei Tafeln, auf welchen bemerkt stand, daß des Kindes Tante auch seine Mutter und daß sein Oheim auch sein Vater sei, in eine Barke gelegt und dem Meere überlassen wird. Zwei Fischer, die im Dienste eines Klosters sind, finden das Knäblein; sie übergeben es dem Abte, der es tauft und für seine Erziehung sorgt, so daß es an Körper und Geist heranwächst. Einst erfährt er von seiner Pflegemutter, daß er ein Findelkind sei; der Abt bestätigt es, und will ihn zum Klosterleben bestimmen, wodurch er die ihm anhaftende Sünde am sichersten tilgen könne; allein Gregorius will seine Heimat aufsuchen; er bewaffnet sich und überläßt sich dem freien Spiel der Wellen, die ihn einst ins Kloster getragen. Er gelangt in das Land seiner Mutter, das durch abtrünnige Vasallen und abgewiesene Freier furchtbar verwüstet wird. Gregorius besiegt die Feinde und erhält zur Belohnung das Reich und die Hand seiner Mutter. Durch die von ihm mitgebrachten Tafeln und Gewänder, so wie durch dessen Bericht wird endlich das gräßliche Verhältniß offenbar; er empfiehlt seiner Mutter ein reuevolles Büßerleben, während er sich selbst verbannt. Am dritten Tage kommt er zu einem Fischer, den er um Herberge bittet; dieser weist ihn schnöde und mit Scheltworten ab. Gregorius geht, Gott für den erwiesenen Hohn dankend, weiter; da ruft ihn des Fischers Frau zurück, die ihren Mann besänftigt hatte. Es ward ihm das beste Essen vorgesetzt, allein er begnügte sich mit Brod und Wasser. Das hielt der Fischer wiederum für Heuchelei, da sein Aussehen seinem Thun widerspreche, und er überhäufte ihn daher mit den bittersten Schmähungen, die Gregorius geduldig und frohen Muthes anhörte. Nun fragte ihn der Fischer, wer er sei; als Gregorius ihm antwortete, daß er ein großer Sünder sei und Buße thun wolle, weshalb er eine Wildniß suche, in der er ungestört derselben sich hingeben könne, sagte der Fischer, es sei in der Nähe auf der See ein wilder Fels, der hiezu ganz geeignet sei; und wenn es ihm mit der Buße Ernst sei, fährt er fort, so wolle er ihm eine eiserne Kette schenken, an die er ihn anschließen wolle, so daß er, selbst wenn es ihn reue, doch bleiben müsse. Gregorius nimmt das Anerbieten mit Freuden an, und fährt am folgenden Morgen mit dem Fischer zu dem Felsen, wo dieser ihn mit der trostlosen Versicherung anschließt, daß er nicht eher auf Gottes Gnade hoffen dürfe, als bis sich der Schlüssel zur Kette, den er in die See wirft, wieder finden würde. Gregorius bleibt, wunderbar erhalten, siebenzehn Jahre auf dem Steine (2); da erhalten die Römer die göttliche Weisung, ihn an die Stelle des verstorbenen Pabstes zu setzen. Die Gesandten finden ihn gerade in demselben Augenblick, als der Fischer einen Fisch fängt, in dessen Bauch jener Schlüssel ist. Nun kommt er nach Rom, wo er viele Wunder verrichtet, von denen auch seine Mutter vernimmt, welche, auf die Heiligkeit des Pabstes vertrauend, nach Rom eilt, um von ihm Vergebung ihrer Sünden zu erflehen. Gregorius ertheilt ihr dieselbe, worauf beide sich erkennen und im Vertrauen auf Gottes unergründliche Gnade Beruhigung finden.

Dem Gregorius folgte die liebliche Erzählung: „Der arme Heinrich". Ein reicher Ritter, Herr Heinrich von Aue — wahrscheinlich ein Ahne der Lehensherren unsers Dichters — wird vom Aussatze befallen; verzweifelnd zieht er nach Salerne, wo ihm ein weiser Arzt sagt, daß er nur durch das Blut einer reinen Jungfrau geheilt werden könne, die sich freiwillig für ihn dem Tode weihe. Aller Hoffnung beraubt, kehrt er in die Heimat zurück, wo er alle seine Güter verschenkt und sich auf eine kleine Meierei zurückzieht, welche ein Bauer bewirthschaftete, der durch Heinrichs Güte großen Wohlstand erworben hatte. Dieser pflegte ihn getreulich, von seinem Weibe, besonders aber von seiner Tochter, einem zwölfjährigen Mädchen, in seiner frommen Menschenfreundlichkeit unterstützt. Diese war stets bei ihm, seine Leiden durch ihre herzliche Theilnahme und Liebe mildernd, so daß er nicht mehr ohne sie sein konnte und er sie im freundlichen Scherz seine Frau nannte. Nach drei Jahren erfährt sie zufällig das Mittel, durch welches allein ihr Herr gerettet werden könne, und sogleich entschließt sie sich, ihm ihr Leben zu opfern; alle Bitten ihrer Eltern sind fruchtlos, und sie weiß auch den Ritter zu überreden, der mit ihr nach Salerne reist. Dort wiederholt sie vor dem Arzte, daß sie sich freiwillig dem Tode weihen wolle; und schon hat dieser das Messer angesetzt, als Heinrich, von so großer Trauer überwältigt, den Mord verbietet, und mit der Jungfrau, die sich über das Mißlingen ihrer Absicht erst recht unglücklich fühlt, nach Schwaben zurückkehrt. Weil sich aber der Ritter vor Gott demüthigte, mit dem er bisher wegen seines Unglücks stets gehadert hatte, genas er von seiner Krankheit und er nahm das Mägdlein zum Weibe, um ihre liebevolle Treue zu belohnen.

Das letzte Gedicht Hartmanns ist „Iwein", oder „der Ritter mit dem Löwen", dessen Inhalt wir ebenfalls in Kürze mittheilen. Die Ritter von der Tafelrunde sind an Artus Hofe versam-

melt, und kürzen sich und den Damen die Zeit durch Erzählung ihrer Abenteuer. Unter andern erzählt auch Kalogreant von seinem Abenteuer bei einem Zauberbrunnen, wo er, von dem Könige des Waldes besiegt, sein Roß habe lassen müssen. Da macht sich Iwein auf, das Abenteuer zu bestehen; er besiegt den König, es wird ihm aber, da er den Fliehenden in dessen Burg zu unvorsichtig verfolgt, der Rückweg abgeschnitten und er wäre von den Dienern des Königs, der bald darauf gestorben war, getödtet worden, wenn ihn nicht Lunete, eine Jungfrau der Königin, durch einen Zauberring unsichtbar gemacht und so gerettet hätte. Diese ist ihm auch behülflich, die Königin Laudine zu gewinnen, die sich endlich überreden läßt, den kühnen Ritter zum Gemahle zu nehmen. Bald darauf kommt König Artus, der das Abenteuer auch hatte bestehen wollen, mit seinen Rittern zum Zauberbrunnen; Iwein kämpft mit Kein, den er zum allgemeinen Ergötzen besiegt, worauf er sich zu erkennen gibt, und den König mit den Rittern auf die Burg führt, wo er sie prachtvoll bewirthet. Als Artus heimkehrt, begleitet ihn Iwein, nachdem er seiner Gattin versprochen, binnen Jahresfrist zurückzukommen. Da er aber länger verweilt, verliert er die Liebe seiner Gattin; er verfällt darüber in Wahnsinn, und zieht sich in einen Wald zurück, wo er von drei Frauen der Marison gefunden und erkannt wird, die ihn mit einer Zaubersalbe heilen. Aus Dankbarkeit befreit er deren Herrin von einem Feinde, der ihr Land verwüstete. Darauf zieht er weiter; in einem Walde sieht er einen Löwen im Kampfe mit einem Wurme; er tödtet den Drachen, der Löwe aber verläßt ihn seitdem nicht mehr und nimmt treulich an allen Kämpfen des Ritters Antheil. Bald darauf kommt er zum Zauberbrunnen; die Erinnerung an das, was er durch seine Schuld verloren hatte, erfüllte ihn mit solchem Schmerz, daß er besinnungslos vom Rosse herabfiel und sich in sein Schwert verwundete. Der Löwe, welcher ihn für todt hielt, wollte sich mit dem Schwerte seines Herrn erstechen; da kam Iwein wieder zu sich und hielt ihn ab, erhob aber laute Klage über sein Unglück. Dies hörte eine Jungfrau, die in der nahen Kapelle gefangen saß; sie frug ihn um den Grund seines Jammers, und erzählte, wie sie selbst noch mehr zu bedauern sei. Man habe sie als Verrätherin angeklagt, weil sie ihrer Herrin einen Ritter zum Gemahle anempfohlen, der diese später böslich verlassen. Niemand wolle für sie gegen den Truchsässen, ihren Ankläger, und dessen zwei Brüder kämpfen, und so solle sie am folgenden Morgen verbrannt werden. Iwein erkennt in ihr die treue Lunete und verspricht ihr, sich für sie zu stellen (4). Vorher bekämpft und besiegt er noch einen Riesen, welcher die Tochter eines Ritters, bei dem Iwein gastliche Aufnahme gefunden, zur Befriedigung seiner Lust verlangte. Als er nun an den Zauberbrunnen eilte, sah er schon das Feuer brennen, in das Lunete geworfen werden sollte; er beginnt den Kampf gegen die drei Gegner und besiegt sie mit Hülfe des Löwen. Ohne von Laudinen erkannt zu werden, entfernt sich Iwein wieder. Auf dem Wege trifft er eine Jungfrau an, die ihn bittet, für sie an König Artus Hof zu kämpfen. Ihre ältere Schwester, erzählt sie ihm, habe sie ihres Erbtheils beraubt; auf ihre Klage habe der König beiden befohlen, sich Ritter zu suchen, damit aus deren Kampf das Recht bekannt werde; für die Schwester habe sich ein Ritter gestellt, sie selbst habe aber noch keinen gefunden, der es mit diesem aufnehmen wolle. Iwein verspricht, für sie zu kämpfen, und zieht mit ihr nach Artus Hofe. Unterwegs besiegt er zwei Riesen, welche wohl dreihundert Jungfrauen gefangen hielten, die durch ihn befreit wurden. Endlich gelangten die Beiden an Artus Hof, wo er unerkannt mit Gawein kämpft, der ebenfalls sich durch fremde Rüstung unkenntlich gemacht hatte. Zwei Tage lang dauerte der Kampf, ohne daß Einer den Andern hätte überwinden können; da gab sich zuerst Gawein und dann auch Iwein zu erkennen, Artus aber schlichtete den Streit zu Gunsten der jüngeren Schwester, da die ältere durch übereilte Antwort sich selbst für schuldig erkannt hatte. So erfreut Alles über Iweins Erscheinung war, so wenig konnte er Ruhe und Freude finden, denn unaufhörlich quälte ihn der Gedanke an die verlorne Laudine. Da geht er mit dem Löwen zum Brunnen, und durch Lunetens kluge Hülfe erlangt er der Gattin Huld wieder. —

Dies der Inhalt der epischen Gedichte Hartmanns, dessen Bedeutung als Dichter sich jetzt wird sicher und klar darstellen lassen. Er genoß schon bei seinen Zeitgenossen eines hohen Rufs; namentlich ward er von Gottfried von Straßburg in der berühmten Stelle des Tristan, in welcher er die großen Dichter der Zeit vortrefflich charakterisirt (s. unten bei Gottfried Nr. 1) wegen seiner sinnigen und an das Herz dringenden Rede hochgepriesen und wegen seiner naturgetreuen, bei allem poetischen Schwung doch einfachen und ungesuchten Darstellung dem oft geschraubten Wolfram weit vorgezogen. Wir können diesem Lobe unbedingt beistimmen, ja in einiger Beziehung sogar es erweitern. Die Reinheit und Schönheit der Sprache, so wie die wirklich bewunderswürdige Sorgfalt in der Behandlung des Reims haben freilich noch manche Andere mit ihm gemein; die edle Natürlichkeit der Darstellung bei höfischer Feinheit ist dagegen nur noch bei Wenigen zu finden; noch mehr ragt er aber vor den meisten, ja vor allen Epikern der mittelhochdeutschen Zeit dadurch hervor, daß er der einzige ist, in welchem sich ein bewußteres Bestreben nach künstlerischer Gestaltung kund gibt. Sind die epischen Gedichte Wolframs und Gottfrieds eigentlich nur Biographien ihrer Helden, denen auch wohl noch die Lebensgeschichten ihrer Aeltern und Großältern vorangeschickt werden, so hat sich Hartmann dagegen auf eine zusammenhängende Reihe der wichtigsten Begebenheiten aus dem Leben seiner Helden beschränkt, welche in ihrem Zusammenhange nicht nur den Charakter des Helden und der meisten Nebenpersonen in klarem Licht erscheinen, sondern auch eine höhere Idee hervortreten lassen, welche den Dichter bei seiner Darstellung leitete. Nur der Gregorius macht davon eine Ausnahme. Freilich beruhte die ganze Entwickelung auf der von Sünden umgebenen Geburt desselben, die daher nothwendig berichtet werden mußte. Hartmann war jedoch der Kunst noch nicht so mächtig, daß er durch zweckmäßige Anordnung des Stoffs die Darstellung früherer Begebenheiten in die Erzählung späterer hätte einreihen können. Dies war ein Mangel der Zeit überhaupt, und Hartmann steht schon dadurch weit über der-

selben, daß er, wie schon gesagt, das Zufällige und Ueberflüssige von dem Nothwendigen auszuscheiden weiß. Daher haben auch seine Gedichte nicht den ungeheuern, durch die künstlerische Erweiterung des Stoffs herbeigeführten Umfang anderer epischen Werke und machen schon dadurch eine angenehmere Wirkung, weil der Leser die Uebersicht des Ganzen nie verliert. Einen andern Vorzug Hartmanns haben wir schon oben berührt; es ist die männliche, aller sentimentalen Schwärmerei abholde Gesinnung, die sich in seinen epischen Gedichten so gut zeigt, als in seinen Minneliedern. Wenn auch eingewendet werden wollte, daß der Stoff im Gregorius und im armen Heinrich ihm keine Gelegenheit gab, das phantastische Element der ritterlichen Poesie zu entwickeln — was übrigens keine begründete Einwendung wäre, da andere Dichter auch bei diesem Stoffe gewiß Gelegenheit gefunden hätten, jenes Element zur Erscheinung gelangen zu lassen — so bleiben doch noch seine zwei Gedichte aus dem bretonischen Sagenkreise als unwiderlegliche Zeugnisse für die Richtigkeit unserer Behauptung. In beiden tritt der Gegensatz zum Minnedienst recht lebendig hervor, welchem der Dichter die Kampf- und Thatlust, das männliche Selbstbewußtsein mit vollster Absicht entgegenstellt*). Daher zwingt Erek seine Gemahlin Enite, die in seine Männlichkeit Zweifel gesetzt hatte, ihm dienend auf seinen abenteuerlichen Zügen zu folgen; daher vergißt Iwein der geliebten Laudine, als er sich unter seinen ehemaligen Kampfgefährten befindet. Und als er endlich aus dem Taumel der Kriegslust erweckt wird, und er, von dem Bewußtsein seines großen Verlustes niedergeschlagen, in Wahnsinn verfällt, da erkennen wir, daß es wahre, sein ganzes Wesen erfassende Liebe ist, die sein Innerstes erfüllt, eine Liebe, die sich auch dann, als er wieder geheilt ist, nicht in girrenden Seufzern, sondern im wahrsten Schmerze kund gibt, den weder Zeit noch äußere Verhältnisse mildern können. Wie im Iwein, so ist auch im „armen Heinrich" die Liebe nicht bloße spielende Empfindelei; sie erscheint auch da als die den ganzen Menschen beherrschende Leidenschaft, welche selbst eine zarte, beinahe dem Kindesalter noch angehörende Jungfrau der heldenmüthigsten Aufopferung fähig macht. Weil aber Hartmann die Liebe in solcher Weise auffaßt, so tritt in seinen Personen auch die Sinnlichkeit, welche bei andern Dichtern in ächt höfischer Weise als das eigentliche Ziel aller Bestrebungen erscheint, ganz in den Hintergrund, und nur hie und da scheint er dem Geschmacke der Zeit nachgegeben zu haben, ohne jedoch in jene unzüchtigen Schilderungen oder Andeutungen zu verfallen, an denen andere Dichter so großes Wohlgefallen fanden.

Die ernste Gesinnung Hartmanns beurkundet sich aber vor Allem in den Ideen, welche seinen Gedichten zu Grunde liegen. Im „Gregorius", diesem Oedipus der christlichen Welt, spricht sich der Gedanke aus, den auch der Dichter am Schlusse des Gedichts andeutet, daß herzliche Reue und Buße selbst den größten Sünder wieder mit Gott versöhnt, daß aber auch nur dieser Weg allein zu Gottes Gnade führen kann.

Der „Arme Heinrich" stellt nicht bloß mit seltener Meisterschaft und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens die allmähliche Entwickelung jugendlicher Liebe dar, die, der Jungfrau selbst unbewußt, bis zur unbesiegbaren Leidenschaft sich steigert, in der sie ihr ganzes Wesen im geliebten Gegenstande aufgehen läßt; es wird dieses an sich reine, ächt menschliche Verhältniß noch dadurch verklärt, daß der weltlich gesinnte, mit Gottes Rathschluß hadernde Ritter durch die unendliche Treue und Liebe der Jungfrau zu demüthiger Ergebung in den Willen Gottes geleitet wird, wodurch er ihm nebst dem innern Frieden auch das äußere Glück wiedergewinnt, dem er, so sehr geläutert hat sich seine Gesinnung, dadurch die festeste Stütze gibt, daß er das niedrig geborne Mädchen zu seinem Weibe erhebt, eine Lösung, die poetisch vortrefflich ist, nicht weil sie als Belohnung der herrlichen Jungfrau erscheint, sondern weil in ihr der Beweis liegt, daß der Ritter seines Glückes würdig war, indem er mit frommer Kraft alle weltlichen Rücksichten zu besiegen im Stande war.

Wie im armen Heinrich, so erblicken wir auch im „Erek" die Verherrlichung der weiblichen Treue und Hingebung, die sich auch in den schwierigsten Lagen, in den größten Versuchungen nie verläugnet. Erek hatte sich dem Müßiggang und thatenloser Weichlichkeit hingegeben und dadurch selbst in seiner Gattin Mißtrauen in seine Männlichkeit geweckt. Da reißt er sich willenskräftig los aus der schlaffen Ruhe; aber mit dem Bewußtsein an den eigenen Werth war zugleich Zweifel an der Liebe der Gattin in seinem Herzen erwacht, und so sollten seine abenteuerlichen Züge nicht bloß der Prüfstein seines ritterlichen Muthes, sondern auch ihrer Treue werden. Beide bestehen die Prüfung, die in ihrem Herzen allen Zweifel tilgt und sie einem neuen, unzerstörbaren Glücke entgegenführt.

„Wer an rechte Güte wendet sein Gemüthe, dem folget Glück und Ehre." Mit diesen Worten beginnt der Dichter seinen „Iwein" und gibt auch zugleich den Grundgedanken des Gedichtes an, der in der That kein anderer ist, als der des Gregorius, da ja Iwein, wie dieser, durch selbst auferlegte Buße und kräftiges Bestreben, des verlorenen Glückes wieder würdig zu werden, die Liebe der Gattin wieder erlangt, die nunmehr von seiner Treue noch lebendiger überzeugt ist, als sie es vor der Trennung jemals sein konnte.

Wenn auch den Dichtungen Hartmanns die an-

*) Selbst da, wo er nach höfischer Sitte die Frauen preist, oder sie gegen Anschuldigungen in Schutz nimmt, ist er nicht ganz ohne Ironie; z. B. in der Stelle des Iwein (V. 1863 ff.), in welcher er die Königin Laudine entschuldigt, daß sie den Mörder ihres Gemahls sobald nach dessen Tode geheirathet habe. Ihre Vertraute (Lunete) hatte sie in den vorangehenden Versen zu überreden gesucht, sich wieder zu vermählen, worauf der Dichter (und dies ist eine der wenigen Stellen, in denen er persönlich hervortritt) hinzugefügt: „Wie sie (Lunete) ihr (Laudinen) auch die Wahrheit gebührend gesagt, und sie es wohl einsah, so that sie doch, wie die Weiber thun: sie widerreden aus Eigensinn Dem, das sie doch dünket gut. Daß sie so oft brechen die Dinge, die sie versprochen, da schilt sie gar Mancher damit, doch dünkt es mich eine gute Sitt'. Er thut unrecht, der da sagt, es komme von ihrer Unstätigkeit; ich weiß es besser, wovon es geschieht, daß man sie so oft sieht in wankendem Gemüthe: dies kommt von ihrer Güte. Man mag ein böses Gemüthe wohl bekehren zur Güte und nicht von der Güte bringen zum bösen Gemüthe. Die Wandelung ist gut: ihrer keine auch anders thut. Wer ihnen denn Unstäte vorwirft, dessen Anhänger bin ich nicht: ich will von ihnen Nichts als Gutes jehen (sagen): alles Gute möge ihnen geschehen!"

gegebenen Ideen ohne Zweifel zum Grunde liegen, so stören diese doch keineswegs die epische Entwickelung, wie es zum Theil bei Wolfram der Fall ist; diese schreitet vielmehr mit rascher Lebendigkeit fort, als ob die Erzählung der Begebenheiten der alleinige Zweck des Dichters wäre, und jene Gedanken, wenn auch im Anfange der Dichtungen oder in ihrem Verlaufe bei passender Gelegenheit, angedeutet, treten doch erst aus dem Ganzen dem reflectirenden Verstande, diesem aber mit lebendiger Klarheit entgegen. Ueberhaupt hat Hartmann den allgemeinen Fehler der mittelhochdeutschen Dichter, seine eigene Persönlichkeit, sei es durch wirkliches Hervortreten (wie es z. B. Wolfram gar sehr liebt), sei es durch Einflechtung lyrischer oder didaktischer Stellen mit großem Geschicke und lobenswerther Selbstbeherrschung glücklich vermieden, und auch hierin sein wahrhaft poetisches Talent beurkundet, dem nur ein größeres Maß künstlerischer Bildung fehlte, um das Höchste im Epos zu erreichen. Zwar wird auch bei ihm die Erzählung öfters durch Betrachtungen unterbrochen; aber es sind dieselben, besonders in seinen späteren Werken, auf den kürzesten Ausdruck zurückgeführt, und da er sie nicht als seine eigenen Reflexionen darstellt, so stören sie um so weniger, als sie aus den erzählten Thatsachen unmittelbar selbst hervorgehen (so im Iwein, V. 3854). Seine schöne Selbstbeherrschung zeigt sich auch darin, daß er, obgleich gelehrt und mit mancherlei für die Zeit seltenen Kenntnissen ausgestattet, seine Gelehrsamkeit nie prahlerisch hervortreten läßt, während Wolfram, der nicht einmal lesen konnte, und von ritterlichem Stolze erfüllt, mit Geringschätzung von Wissenschaft und Kunst sprach (s. o. S. 25), nach gelehrtem Scheine hascht und dem feingebildeten Hartmann gegenüber nicht selten den Eindruck eines selbstzufriedenen Pedanten macht, der seine Gelehrsamkeit prahlerisch auskramt, z. B. in der Beschreibung von Anfortas Spannbette (791, 1 ff.), wo er in 38 Versen die Namen von nicht weniger als 76 Steinen aneinander reiht, oder wenn er in 70 Versen alle möglichen Arzneimittel angibt, welche vergeblich angewendet wurden, um des Anfortas Wunde zu heilen (481, 6 ff.).

Es sind jedoch nicht alle Dichtungen Hartmanns gleich vollkommen in der Ausführung; vielmehr gibt sich in ihnen ein stetes Fortschreiten kund. Der „Erek" ist, wie das früheste, so auch das schwächste Erzeugniß des Dichters. Es ist in demselben weder die Sprache so rein — denn der französischen Wörter sind darin viel mehr, als in den spätern Dichtungen — der Versbau so vollkommen, noch die Darstellung so ausgebildet, als in den späteren Werken; auch läßt er sich im Erek noch zu unkünstlerischer Weitschweifigkeit hinreißen (die Beschreibung von Enitens Pferd umfaßt nicht weniger als 480 Verse), in die er später nie wieder verfällt. Zwar wird der Erek vom „heiligen Gregorius", den er ebenfalls in seinen früheren Jahren dichtete, weit übertroffen, doch zeigt auch dieser die hohe Vollendung der Sprache und Darstellung noch nicht, die wir im „armen Heinrich" und im „Iwein" bewundern, in welchen er überhaupt am größten ist. Den Iwein hat ein neuerer Kritiker mit Recht das sauberste und regelmäßigste unter den höfischen Gedichten genannt; und wie dieser durch die Form hervorragt, so glänzt der „arme Heinrich" durch Tiefe der Empfindung und seelenvolle Gemüthlichkeit.

Zwar hat auch Hartmann nach theils lateinischen Quellen, theils nach französischen Vorbildern gearbeitet, allein er hat den vorliegenden Stoff mit bewußter Selbstständigkeit behandelt, und sein ächtes Talent sowohl dadurch beurkundet, daß er die Mängel der Vorbilder vermieden, ihre Auswüchse beschnitten und deren frivole Darstellung unterdrückt, als auch dadurch, daß er alle Schönheiten entwickelt hat, die im Stoffe verborgen lagen und von den französischen Dichtern nicht erkannt worden waren.

1. Aus dem „Erec".

Erec wênte sînen lip
grôzes gemaches durch sîn wîp:
die minnet er sô sêre,
daz er aller êre
durch sî einen verphlac,
unz daz er sich sô gar verlac,
daz niemen dehein ahte
ûf in gehaben mahte.
Do begunde mit rehte
ritter unde knehte
dâ ze hofe betrâgen:
die vordes freude phlâgen,
die verdrôz vil sêre dâ,
unde rûmten imz sâ;
wand ez hete wîp, noch man
deheinen zwîvel dar an,
er müeste sîn verdorben;
den lop heter erworben.
Ein wandelunge an im geschach:
daz man im ê sô wol sprach,
daz verkêrte sich ze schanden
wider die, die in erkanden;
in schalt diu werlt gar;
sîn hof wart aller freuden bar
unde stuont nâch schanden;
in dorfte ûz fremden landen
durch freude niemen suochen.
Daz begunden fluochen,
Die in an wunden
unde im guotes gunden.
Si sprâchen alle: „Wê der stunt,
daz uns mîn frowe wart ie kunt!
Des verdirbet unser herre."
  Disiu rede geschach so verre,
daz sî die frowen an kam.
Als sî deu itewîz vernam,
des wart vil riuwic ir muot,
wan sî was biderbe unde guot,
unt gedahte manegen enden,
wie sî möhte erwenden
alsô gemeinen haz.
Ouch geruochte sî erkennen daz,
daz ez ir schult wære.
Si begunde dise swære
vil wiplichen tragen:
Erecke getorste siz niht klagen;
sî vorhte in dâ verliesen mite.
  Nû kam ez alsô nâch ir site,
daz er umb einen mitten tac
an ir arme gelac.
Nu gezam des wol der sunnen schîn,
daz er dienest muoste sîn,
wand er den gelieben zwein

durch ein vensterglas schein
unt het die kemenâten
liehtes wol berâten,
daz sî sich mohten undersehen.
Daz ir von fluochen was geschehen,
dâ begunde se denken an:
vil gâhes ruhte sî hin dan;
si wânde, daz er sliefe.
Einen siuften nam sî tiefe
unde sach in vaste an;
sî sprach: „Wê dir, vil armer man,
unt mir ellendem wîbe,
daz ich bî mînem lîbe
sô manegen fluoch vernemen sol!“
Dô vernam Êrec die rede wol.
Als si der rede het gedaget,
Êrec sprach: „Frowe Ênîte, saget,
waz sint iwer sorgen,
die ir dâ klaget verborgen?“
Nû wolde sis gelougent hân;
Êrec sprach: „Lât die rede stân;
des nemet iu ein zil,
daz ich die rede wizzen wil.
Ir müezet mir benamen sagen,
waz ich iuch da hôrte klagen,
daz ir vor mir sus habt verswigen.“
Sî vorhte, daz sî wurde gezigen
von im ander dinge
unt seite imz mit gedinge;
daz er ir daz gehieze,
daz erz âne zorn lieze.
Als er vernam die mære,
waz diu rede wære,
er sprach: „Der rede ist gnuoc getân!“
Zehant hiez er sî ûf stân,
daz sî sich wol kleite
unte an leite
daz beste gewæte,
daz sî iender hæte.
Sînen knaben er seite,
daz man im sîn ros bereite
und ir phärt der frowen Ênîten;
er sprach, er wolde rîten
uz kurzwîlen:
des begunden sî dô îlen.
Dô wâpnt er sich verholne,
unde truoc verstolne
under der wât sîn îsengewant;
sînen helm er ûf bant
überz houbet alsô blôz.
Sîn vlîz was ze helne grôz:
er tet, alsam der karge sol;
er sprach: „Mîn helm ist niht wol;
mir ist liep, daz ich ez hân ersehen;
unt wære mir sîn nôt geschehen,
sô wær ich gar geirret.
Ich sage in, waz im wirret:
man sol in baz riemen.“
Dô was aber niemen,
der sich des mohte verstân,
wie sîn gemüete was getân.
Ab einer want nam er
beide, schilt unt sper,
unt begunde kroijieren,
als er wolde buhurdieren.
Ritter unde knehte
wolden sament rehte
mit ir herren rîten:
dô hiez er sî dâ bîten.
Gein kuchen sante er zestunt,
daz man den köchen tæte kunt,
daz sî des war næmen,
swie schiere daz sî kæmen,
daz in daz ezzen wære bereit.
Mit selber rede er ûz reit
unt gebôt sînem wîbe
benamen bî dem lîbe,
der schœnen frowen Ênîten,
daz si muose für rîten,
unt gebôt ir daz zestunt,
daz in sprechenne ir munt
zuo der reise iht ûf kæme,
swaz si vernæme
oder iender gesæhe.
Dise kumberlîche spæhe
muoste sî geloben dô,
wan sî vorhte sîne drô.

2. Aus dem „Heiligen Grêgorius vom Steine“.

Dise rede enphie der guote
mit lachendem muote,
unde woldes geniezen wider Got,
daz er leit sô grôzen spot
von sô schwacher geburt.
Ern gab im dehein antwurt
unze an die stunde,
daz er in begunde
fragen der mære
waz mannes er wære;
er sprach: „Hêrre, ich bin ein man,
daz ich niht ahte wizzen kan
mîner suntlîchen schulde,
unde suoche um Gotes hulde
eine stat in dirre wuoste,
ûf der ich iemer muoste
büezen unz an mînen tôt
veste mit der lîbes nôt.
Ez ist hiute der dritte tac,
daz ich der werlde verpflac
und allez nâch der wilde gie.
Ichn versach mich niht hie
gebûwes noh liute:
sît daz mich hiute
mîn wec zu iu getragen hât,
sô suoche ich genâde unde rât.
Wizzet ir iender hie bî
eine stat, die gevellic sî,
ein wilden stein alde ein hol,
des bewîset mich, sô tuot ir wol.“
Der vischære antwurte im alsô:
„Sît du des gerst, vriunt, sô wîs vrô:
dès wâr, ich bringe dich wol hein.
Ich weiz hie bî uns einen stein
ein lützel über disen sê,
dâ mac dir wol werden wê.
Swie wir daz erringen,
daz wir dich dar bringen,
dâ maht du dich mit swæren tagen
dîner sünde wol beclagen:
er ist dir genuoc wilde.
Wart des ie dehein bilde
daz dîn muot ze riuwe stât,
sô tuon ich dir ein guoten rât.
Ich hân ein îsenhalten
nu lange her behalten;

die wil ich dir ze stiure geben,
daz du bestætest dîn leben
ûf dem selben steine;
die slinz zuo dînem beine.
Beriwet dich danne der gedanc,
sô muost du wider dînen danc
doch dar ûf bestân.
Ez ist der steìn alsô getân,
der ouch ledige füeze hât,
daz er unsanfte dar abe gât.
Sî dir nu ernst dar zuo,
so ganc slâfen unde wîs vruo,
dîne îsenhalte nim zuo dir,
sitz an mîn schef zuo mir,
so ich vor tage vischen var.
Ich kêre durch dîn liebe dar
unde hilfe dir ûf den stein,
unde beheft dir dîniu bein
mit der îsenhalten,
daz du dâ muost alten,
unde daz du werlîche
ûf disem ertrîche
mich niemer gedrangest:
des bîn ich gar âne angest.“
Swie erz mit hônschefte tæte,
sô wâren im die ræte
rehte, als er wünschen wolde
alde wünschen solde.

Nu was der unguote man
vil harte strenge dar an,
daz er im deheines gemaches
so vil so des obedaches
in sînem hûse engunde:
sîn wîp im enkunde
mit allen ir sinnen
daz niht an gewinnen,
daz er dâ inne wær beliben;
er wart enhundes wîse ûz getriben
an den hof für die tür;
dâ gie er vrôlîchen für.
Des nahtes wart er geleit
wider sîn gewonheit
in ein sô armes hüselîn,
daz ez niht armer enmohte sîn.
Daz was bevallen âne dach,
man schuof dem fursten solhez gemach,
daz vil gar unmære
sînem aschman gewesen wære.
Er vant dar inne swachen rât,
weder strô, noch bette wât;
im truoc daz guote wîp hin
ein lützel rôris dar in:
dô leit er gehalten
im die îsenhalten
unde sîn taveln dar zuo,
daz er vunde morgen fruo.
Wie lützel er die naht lac,
sînes gebetes er phlac
unze in diu müede übergie.
Do er ze slâfe gevie,
dô was ez nâhen bî dem tage,
dô fuor der vischære nâch dem bejage:
dar zuo was er fruo gereit
nâch sîner gewonheit.
Dâ ruofte er sînem gaste;
dô slief er alsô vaste,
alz ez von grôzer müede quam,
daz er sîn ruofen niht vernam.
Dô ruoft er im ander stunt,
er sprach: „Mir was ouch ê wol kunt,
daz disem trügerære
der rede niht ernst wære:
ichn gernofe dir niemer mê!“
Alsus gâhet er zuo dem sê.

Do daz daz guote wîp ersach,
si wahte in ûf unde sprach:
„Wil du varen, guoter man,
dâ sûmest du dich an;
mîn wirt wil varen ûf den sê.“
Done wart dâ niht gebiten mê;
er vorhte in grôzer swære,
daz er versûmet wære.
Do wart er aber dô
sînes muotes harte vro,
daz er in solde füeren hin,
als er gelopte wider in.
Diu liebe und diu leide,
die mahten im beide,
daz er der taveln vergaz
(von sînem gâhen geschach im daz),
die er zaller zîten
truoc bî sînen sîten.
Die îsenhalten truoc er dan,
unde gâhet nâch dem man;
er bat in durh Got, daz er sîn bîte.
Alsus fuort er in mite
ûf einen wilden stein.
Dâ beslôz er im diu bein
vaste in die îsenhalten;
er sprach: „Hie muost du alten!
diehn füer mit sinnen
der tievel von hinnen,
dune kumst ab den unden niemer mê!“
Den slüzzel warf er in den sê;
er sprach: „Daz weiz ich âne wân,
swenne ich den slüzzel vunden hân
ûf dirre tiefen ünde,
sô bist dû âne sünde,
unde bist ein heilic man.“
Er lie in dâ unde schiet dan.
Der arme Grêgorjus,
nû beleip er alsus
ûf dem wilden steine
aller gnâden eine.
Ern het andern gemach,
niwan der himel was sîn dach:
er hâte deheinen scherm mê
für rîfen, noch für snê,
für wint, noch für regen,
niuwan den Gotes segen.
Im wâren kleider vremede,
niwan ein hærîn hemede;
im wâren bein und arme blôz.
Ern mohte der spîse, die er nôz,
als ich iu nû rehte sage,
weizgot vierzehen tage
vor dem hunger niht geleben,
im enwære gegeben
der trôst von Kriste,
der im daz leben vriste,
daz er vor hunger genas:
ich sage iu, waz sîn spîse was.

Ez seie ûzem steine
wazzers harte kleine;
dar under gruob er ein hol:
daz wart mit einem trunke vol.

Ez was kleine, als ich iu sage,
daz ez zwischen naht unt tage
vil kûme vol geran:
daz tranc der gnâdenlôse man.
Sus lebt er sibenzehen jâr.
Ez dunket manegen niht wâr:
des geloubeu velsch ich;
wan Got enist unmügelich
niht, ze tuonne, swaz er wil,
im ist keines wunders ze vil.

3. Aus dem „Armen Heinrich“.

Sus fuor gegen Sâlerne
frœlich unde gerne
diu maget mit ir herren.
Waz möht ir nû gewerren,
wan daz der wec sô verre was,
daz sî sô lange genas?
Und do er sî vollebrâhte
hin, als er gedâhte,
dâ er sînen meister vant,
dô wart ime zehant
vil frœlichen gesaget,
er hæte brâht eine maget,
die er in gewinnen hiez:
dar zuo er in sî sehen liez.
Daz dûhte in ungelouplich;
er sprach: „Kint, weder hâstu dich
diss willen selbe bedâht?
od bistû ûf die rede brâht
von bete od dînes herren drô?“
Diu maget antwurt im alsô,
daz si die selben ræte
von ir selber herzen tæte.
Des nam in michel wunder,
unt fuorte sî besunder
unt beswuor sî vil verre,
ob ir iht ir herre
die rede hæte ûz erdrôt;
er sprach: „Kint, dir ist nôt,
daz dû dich berâtest baz,
unt sage dir rehte umbe waz.
Ob dû den tôt liden muost,
und daz niht vil gerne tuost,
sô ist dîn junger lip tôt,
unt frumet uns leider niht ein brôt.
Nu enhil mich dînes willen niht.
Ich sage dir, wie dir geschiht:
ich ziuh dich ûz rehte blôz,
unt wirt dîn schame harte grôz,
die dû von schulden danne hâst
unde naket vor mir stâst.
Ich binde dir bein und arme:
ob dich diu lîp erbarme,
so bedenke disen smerzen;
ich snide dich zem herzen
unt brich ez lebende ûz dir.
Fröuwelîn, nû sage mir,
wie dîn muot dar umbe stê;
ezn geschach kinde alsô wê,
alse dir muoz von mir geschehen.
Daz ich ez tuon sol unde sehen,
dâ hân ich michel angest zuo:
nu gedenke selbe ouch dar zuo!
Geriuwet ez dich eins hâres breit,
sô hân ich mîn arbeit
unde dû den lîp verlorn.“
Vil tiure wart sî aber besworn;
si erkante sich vil stæte,
daz sî sichs abe tæte.
Diu maget lachende sprach,
wande si sich des wol versach,
ir hulfe des tages der tôt
ûz wertlîcher nôt:
„Got lône iu, lieber herre,
daz ir mir alsô verre
hânt die wârheit gesaget.
Entriwen, ich bin ein teil verzaget:
mir ist zwîvel beschehen.
Ich wil iu rehte bejehen,
wie der zwîvel ist getân,
den ich nû gewunnen hân.
Ich fürhte, daz unser arbeit
gar von iuwerr zageheit
under wegen belîbe.
Iwer rede gezæme eim wîbe;
ir sît eines hasen genôz:
iwer angest ist ein teil ze grôz
dar umbe, daz ich sterben sol.
Dêswâr, ir handelt ez niht wol
mit iuwer grôzen meisterschaft.
Ich bin ein wip unt hân die kraft:
geturret ir mich sniden,
ich getar ez wol erlîden.
Die engestlîche arbeit,
die ir mir vor hânt geseit,
die hân ich wol ân iuch vernomen.
Zwâr ich enwære her niht komen,
wan daz ich mich weste
des muotes alsô veste,
daz ich ez wol mac dulden.
Mir ist bî iuwern hulden
diu brœde varwe gar benomen,
und ein muot alsô vester komen,
daz ich als engestliche stân,
als ich ze tanze süle gân;
wan dehein nôt sô grôz ist,
diu sich in eines tages frist
an mîme lîbe genden mac,
mich endunke, daz der eine tac
genuoc tiure sî gegeben
um daz êwige leben,
daz dâ niemer zergât.
Iu enmac, als mîn muot stât,
an mir niht gewerren.
Getrûwet ir, mîm herren
sînen gesunt wider geben,
unt mir daz êwige leben,
durch Got, daz tuot enzît,
lât sehen, welch meister ir sît!
Mich reizet vaste dar zuo;
ich weiz wol, durch wen ichz tuo:
in des namen ez geschehen sol,
der erkennet dienst harte wol
unt lâts ouch ungelônet niht.
Ich weiz wol, daz er selbe giht,
swer grôzen dienst leiste,
des lôn sî ouch der meiste.
Dâ von sô sol ich disen tôt
hân für eine süeze nôt
nâch sus gewissem lône.
Liez ich die himmelkrône,
sô het ich alwæren sin,
wand ich ouch lîhtes künnes bin.“
Nu vernam er, daz sî wære
genuog unwandelbære,

die wil ich dir ze stiure geben,
daz du bestætest dîn leben
ûf dem selben steine;
die slinz zuo dînem beine.
Beriwet dich danne der gedanc,
sô muost du wider dînen danc
doch dar ûf bestân.
Ez ist der stein alsô getân,
der ouch ledige füeze hât,
daz er unsanfte dar abe gât.
Sî dir nu ernst dar zuo,
so ganc slâfen unde wîs vruo,
dîne îsenhalte nim zuo dir,
sitz an mîn schef zuo mir,
so ich vor tage vischen var.
Ich kêre durch dîn liebe dar
unde hilfe dir ûf den stein,
unde beheft dir dîniu bein
mit der îsenhalten,
daz du dâ muost alten,
unde daz du werlîche
ûf disem ertrîche
mich niemer gedrangest:
des bin ich gar âne angest."
Swie erz mit hônschefte tæte,
sô wâren im die ræte
rehte, als er wünschen wolde
alde wünschen solde.
Nu was der unguote man
vil harte strenge dar an,
daz er im deheines gemaches
so vil so des obedaches
in sînem hûse engunde:
sîn wîp im enkunde
mit allen ir sinnen
daz niht an gewinnen,
daz er dâ inne wær beliben;
er wart enhundes wîse ûz getriben
an den hof für die tür;
dâ gie er vrôlîchen für.
Des nahtes wart er geleit
wider sîn gewonheit
in ein sô armes hûselîn,
daz ez niht armer enmohte sîn.
Daz was bevallen âne dach,
man schuof dem fursten solhez gemach,
daz vil gar unmære
sînem aschman gewesen wære.
Er vant dar inne swachen rât,
weder strô, noch bette wât;
im truoc daz guote wîp hin
ein lützel rôris dar in:
dô leit er gehalten
im die îsenhalten
unde sîn taveln dar zuo,
daz er vunde morgen fruo.
Wie lützel er die naht lac,
sînes gebetes er phlac
unze in diu müede übergie.
Do er ze slâfe gevie,
dô was ez nâhen bî dem tage,
dô fuor der vischære nâch dem bejage:
dar zuo was er fruo gereit
nâch sîner gewonheit.
Dâ ruofte er sînem gaste;
dô slief er alsô vaste,
alz ez von grôzer müede quam,
daz er sîn ruofen niht vernam.
Dô ruoft er im ander stunt,
er sprach: „Mir was ouch ê wol kunt,
daz disem trügeræere
der rede niht ernst wære:
ichn geruofe dir niemer mê!"
Alsus gâhet er zuo dem sê.
Do daz daz guote wîp ersach,
si wachte in ûf unde sprach:
„Wil du varen, guoter man,
dâ sûmest du dich an;
mîn wirt wil varen ûf den sê."
Done wart dâ niht gebiten mê;
er vorhte in grôzer swære,
daz er versûmet wære.
Do wart er aber dô
sînes muotes harte vro,
daz er in solde füeren hin,
als er gelopte wider in.
Diu liebe und diu leide,
die mahten im beide,
daz er der taveln vergaz
(von sînem gâhen geschach im daz),
die er zaller zîten
truoc bî sînen sîten.
Die îsenhalten truoc er dan,
unde gâhet nâch dem man;
er bat in durh Got, daz er sîn bîte.
Alsus fuort er in mite
ûf einen wilden stein.
Dâ beslôz er im diu bein
vaste in die îsenhalten;
er sprach: „Hie muost du alten!
dichn füer mit sinnen
der tievel von hinnen,
dune kumst ab den unden niemer mê!"
Den slüzzel warf er in den sê;
er sprach: „Daz weiz ich âne wân,
swenne ich den slüzzel vunden hân
ûf dirre tiefen ünde,
sô bist dû âne sünde,
unde bist ein heilic man."
Er lie in dâ unde schiet dan.
Der arme Grêgorjus,
nû beleip er alsus
ûf dem wilden steine
aller gnâden eine.
Ern het andern gemach,
niwan der himel was sîn dach:
er hâte deheinen scherm mê
für rîfen, noch für snê,
für wint, noch für regen,
niuwan den Gotes segen.
Im wâren kleider vremede,
niwan ein hærîn hemede;
im wâren bein und arme blôz.
Ern mohte der spîse, die er nôz,
als ich iu nû rehte sage,
weizgot vierzehen tage
vor dem hunger niht geleben,
im enwære gegeben
der trôst von Kriste,
der im daz leben vriste,
daz er vor hunger genas:
ich sage iu, waz sîn spîse was.
Ez seic ûzem steine
wazzers harte kleine;
dar under gruob er ein hol:
daz wart mit einem trunke vol.

Ez was kleine, als ich iu sage,
daz ez zwischen naht unt tage
vil kûme vol geran:
daz tranc der gnâdenlôse man.
Sus lebt er sibenzehen jâr.
Ez dunket manegen niht wâr:
des gelouben velsch ich;
wan Got enist unmügelich
niht, ze tuonne, swaz er wil,
im ist keines wunders ze vil.

3. Aus dem „Armen Heinrich".

Sus fuor gegen Sâlerne
frœlich unde gerne
diu maget mit ir herren.
Waz möht ir nû gewerren,
wan daz der wec sô verre was,
daz sî sô lange genas?
Und do er sî vollebrâhte
hin, als er gedâhte,
dâ er sînen meister vant,
dô wart ime zehant
vil frœlichen gesaget,
er hæte brâht eine maget,
die er in gewinnen hiez:
dar zuo er in sî sehen liez.
Daz dûhte in ungelouplich;
er sprach: „Kint, weder hâstu dich
diss willen selbe bedâht?
od bistû ûf die rede brâht
von bete od dînes herren drô?"
Diu maget antwurt im alsô,
daz sî die selben ræte
von ir selber herzen tæte.
Des nam in michel wunder,
unt fuorte sî besunder
unt beswuor sî vil verre,
ob ir iht ir herre
die rede hæte ûz erdrôt;
er sprach: „Kint, dir ist nôt,
daz dû dich berâtest baz,
unt sage dir rehte umbe waz.
Ob dû den tôt liden muost,
und daz niht vil gerne tuost,
sô ist dîn junger lîp tôt,
unt frumet uns leider niht ein brôt.
Nu enhil mich dînes willen niht.
Ich sage dir, wie dir geschiht:
ich ziuh dich ûz rehte blôz,
unt wirt dîn schame harte grôz,
die dû von schulden danne hâst
unde naket vor mir stâst.
Ich binde dir bein und arme:
ob dich dîn lîp erbarme,
so bedenke disen smerzen;
ich snide dich zem herzen
unt brich ez lebende ûz dir.
Fröuwelîn, nû sage mir,
wie dîn muot dar umbe stê;
ezn geschach kinde alsô wê,
alse dir muoz von mir geschehen.
Daz ich ez tuon sol unde sehen,
dâ hân ich michel angest zuo:
nu gedenke selbe ouch dar zuo!
Geriuwet ez dich eins hâres breit,
sô hân ich mîn arbeit
unde dû den lîp verlorn."
Vil tiure wart sî aber besworn;
si erkante sich vil stæte,
daz sî sichs abe tæte.
Diu maget lachende sprach,
wande si sich des wol versach,
ir hulfe des tages der tôt
ûz wertlîcher nôt:
„Got lône iu, lieber herre,
daz ir mir alsô verre
hânt die wârheit gesaget.
Entriwen, ich bin ein teil verzaget:
mir ist zwîvel beschehen.
Ich wil iu rehte bejehen,
wie der zwîvel ist getân,
den ich nû gewunnen hân.
Ich fürhte, daz unser arbeit
gar von iuwerr zageheit
under wegen belîbe.
Iwer rede gezæme eim wîbe;
ir sît eines hasen genôz:
iwer angest ist ein teil ze grôz
dar umbe, daz ich sterben sol.
Dêswâr, ir handelt ez niht wol
mit iuwer grôzen meisterschaft.
Ich bin ein wîp unt hân die kraft:
geturret ir mich sniden,
ich getar ez wol erliden.
Die engestlîche arbeit,
die ir mir vor hânt geseit,
die hân ich wol ân iuch vernomen.
Zwâr ich enwære her niht komen,
wan daz ich mich weste
des muotes alsô veste,
daz ich ez wol mac dulden.
Mir ist bî iuwern hulden
diu brœde varwe gar benomen,
und ein muot alsô vester komen,
daz ich als engestlîche stân,
als ich ze tanze süle gân;
wan dehein nôt sô grôz ist,
diu sich in eines tages frist
an mîme lîbe genden mac,
mich endunke, daz der eine tac
genuoc tiure sî gegeben
um daz êwige leben,
daz dâ niemer zergât.
Iu enmac, als mîn muot stât,
an mir niht gewerren.
Getrûwet ir, mîm herren
sînen gesunt wider geben,
unt mir daz êwige leben,
durch Got, daz tuot enzît,
lât sehen, welch meister ir sît!
Mich reizet vaste dar zuo;
ich weiz wol, durch wen ichz tuo;
in des namen ez geschehen sol,
der erkennet dienst harte wol
unt lâts ouch ungelônet niht.
Ich weiz wol, daz er selbe giht,
swer grôzen dienst leiste,
des lôn sî ouch der meiste.
Dâ von sô sol ich disen tôt
hân für eine süeze nôt
nâch sus gewissem lône.
Liez ich die himmelkrône,
sô het ich alwæren sin,
wand ich ouch lihtes künnes bin."
Nu vernam er, daz sî wære
genuog unwandelbære,

unt fuorte sî wider dan
hin zuo dem siechen man,
unt sprach zuo ir herren:
„Uns kan daz niht gewerren,
iwer maget ensî vollen guot;
nû hânt frœlîchen muot,
ich mache iuch schiere gesunt.“
Hin fuort er sî zestunt
in sîn heimlîch gemach,
da es ir herre niht ensach,
unt beslôz im vor die tür
unt warf einen rigel für:
er enwolte in niht sehen lân,
wie ir ende solte ergân.
In einer kemenâten,
die er vil wol berâten
mit guoter arzenîe vant,
hiez er die maget alzehant
abe ziehen diu kleit.
Des was sî frô unde gemeit:
sî zart diu kleider in der nât;
schiere stuont sî âne wât
unt wart naket unde blôz;
sî schamte sich niht hâres grôz.
Dô si der meister ane sach,
in sîme herzen er des jach,
daz schœner crêatiure
al der werlte wære tiure.
Gar sêre erbarmte sî in,
daz im daz herze und der sin
vil nâch was dar an verzaget.
Nû ersach diu guote magt
eînen hôhen tisch dâ stân,
dâ hiez si der meîster ûf gân.
Dar ûf er sî vil vaste bant,
unt begunde nemen in die hant
ein scharpfez mezzer, daz da lac,
des er ze selhen dingen pflac.
Ez was lang unde breit,
wan daz ez sô wol niht ensneit,
als im wære liep gewesen.
Dô sî niht solte genesen,
dô erbarmete in ir nôt,
unt wolte ir sanfte tuon den tôt.
Nû lac dâ bî in ein
harte guot wetzestein;
da begund erz ane strîchen
harte müezeclîchen,
dâ bî wetzen. Daz erhôrte,
der ir fröude stôrte,
der arme Heinrich, hin für
dâ er stuont vor der tür,
und erbarmete in vil sêre,
daz er sî niemer mêre
lebende solte gesehen.
Nu begunde er suochen unde spehen,
unze daz er durch die want
ein loch gânde vant,
und ersach sî durch die schrunden
naket unde gebunden.
Ir lîp, der was vil minneclich:
nû sach er sî an unde sich,
unt gewan einen niuwen muot.
In dûhte dô daz niht guot,
des er ê gedâht hâte,
unt verkêrte vil drâte
sîn altez gemüete
in eine niuwe güete.
Nu er sî alse schœne sach,
wider sich selben er dô sprach;
„Dû hâst ein tumben gedanc,
daz dû sunder sînen danc
gerst zu lebenne einen tac
wider den niemen niht enmac.
Du enweist ouch rehte, waz dû tuost,
sît dû benamen sterben muost,
daz dû diz lesterlîche leben,
daz dir Got hât gegeben,
niht vil willeclîchen treist,
und ouch dar zuo niht enweist,
ob dich diss kindes tôt ernert.
Swaz dir Got hât beschert,
daz lâ dir allez geschehen:
ich enwil diss kindes tôt niht sehen!“
Des bewag er sich zehant,
unt begunde bôzen an die want:
er hiez sich lâzen dar in.
Der meister sprach: „Ich enbin
nû niht müezic dar zuo,
daz ich iu iht ûf tuo.“ —
„Nein, meister, gesprechent mich.“ —
„Herre, jâ enmach ich:
beitent, unz daz ditz ergê.“ —
„Nein, meister, gesprecht mich ê.“ —
„Nû sagent mirz her dur die want.“ —
„Jâ ez ist niht alsô gewant.“
Zehant dô liez er in dar in:
dô gie der arme Heinrich hin,
dâ er die maget gebunden sach;
zuo dem meister er dô sprach:
„Diz kint ist alsô wünneclich;
zewâre jâ enmach ich
sînen tôt niht gesehen.
Gotes wille müeze an mir geschehen:
wir suln sî wider ûf lân.
Als ich mit iu gedinget hân,
daz silber, daz wil ich iu geben:
ir sult die maget lâzen leben!“
Dô diu maget rehte ersach,
daz ir ze sterben niht geschach,
dâ was ir muot beswæret mite;
sî brach ir zuht unde ir site,
sî gram unde roufte sich:
ir gebærde wart sô jæmerlich,
daz sî niemen hete gesehen,
im wære ze weinenne geschehen.
Vil bitterlîchen sî schrê:
„Wê mir vil armen unde owê!
Wie sol ez mir nû ergân?
Muoz ich alsus verlorn hân
die rîchen himelkrône?
Diu wære mir ze lône
gegeben umbe dise nôt:
nû bin ich alrêst tôt!
Owê, gewaltiger Krist!
Waz êren uns benomen ist,
mînem herren unde mir!
Nu enbirt er, und ich enbir
der êren, der uns was gedâht:
ob diz wære vollebrâht,
sô wær im der lîp genesen,
unt müest ich iemer sælic wesen!“
Sus bat si gnuoc umb den tôt:
dô wart ir nie dernâch sô nôt,
sî verlüre gar ir bete.
Dô niemen durch sî dô niht tete,

dô huop sî an ein schelten:
sî sprach: „Ich muoz engelten
mînes herren zageheit!
Mir hânt die liute misseseit:
daz hân ich selbe wol ersehen.
Ich hôrte ie die liute jehen,
ir wæret biderbe unde guot
unt hætet vesten mannes muot:
sô helfe mir Got, sî hânt gelogen.
Diu werlt was ie an iu betrogen:
ir wâret ie alle iuwer tage
unt sît ouch noch ein werltzage.
Des nim ich wol dâ bî war:
daz ich doch lîden getar,
dazu geturret ir niht dulden.
Herre, von welhen schulden
erschrâket ir, dô man mich bant?
Ez was doch ein dickiu want
enzwischen iu unde mir.
Herre mîn, geturret ir
einen frömden tôt niht vertragen?
Ich wil iu geheizen unde sagen
daz iu niemen niht entuot,
und ist iu nütze unde guot.“
Swie vil sî flüeche unde bete
unde ouch scheltens getete,
daz enmohte ir niht frum wesen
sî muoste iedoch genesen.
Swaz dô scheltennes ergie,
der arme Heinrich ez enpfie,
als ein frumer ritter sol,
tugentlîchen unde wol,
dem schœner zühte niht gebrast.
Und dô der gnâdelôse gast
sîn maget wider kleite,
und den arzât bereite,
als er gedinget hâte,
dô fuor er gar drâte
wider heim ze lande.
Swie wol er dô erkande,
daz er dâ heime funde
mit gemeinem munde
niuwan laster unde spot,
daz liez er linterlîch an Got.
Nû hete sich diu guote magt
sô verweinet unt verklagt,
vil nâhe hin unz an den tôt;
do erkande ir triuwe und ir nôt
cordis speculator,
vor dem deheines herzen tor
fürnames niht beslozzen ist.
Sit er durch sînen süezen list
an in beiden des geruochte,
daz er sî versuochte
reht alsô volleclîchen,
sam Jôben den rîchen;
do erzeigte der heilige Krist,
wie liep im erbermde ist,
unt schiet sî dô beide
von allem ir leide,
unt machete in dô zestunt
reine unde wol gesunt.
Alsus bezzerte sich
der guote herre Heinrich,
daz er ûf sînem wege
von unsers herren Gotes pflege
harte schœne worden was,
daz er vil gar genas,
unt was, als vor zweinzic jâren.
Dô sî sus erfröuwet wâren,
do enbôt erz heim ze lande
den, die erkande
der sælden und der güete,
daz si in ir gemüete
sînes glükes wæren frô.
Von schulden muosten sî dô
von den genâden fröude hân,
die Got hâte an im getân.
Sîn friunt die besten,
die sîne kunft westen,
die riten unde giengen,
durch daz sî in enpfiengen,
gegen im wol drîe tage.
Si engeloubeten niemens sage,
danne ir selber ougen;
sî kurn diu Gotes tougen
an sîme schœnen lîbe.
Dem meier unt sîm wîbe,
den mac man wol gelouben,
man welle si rehtes rouben;
daz sî dâ heime niht beliben.
Sî ist iemer ungeschriben,
diu fröude, die sî hâten,
wan sî Got hete berâten
mit lieber ougen weide:
die gâben in dô beide,
ir tohter und ir herre.
Ez enwart nie fröude merre,
dan in beiden was geschehen,
dô sî hâten gesehen,
daz sî gesunt wâren:
si enwesten, wie gebâren.
Ir gruoz wart spæhe undersniten
mit vil seltsænen siten:
ir herzeliep wart alsô grôz,
daz in daz lachen begôz
der regen von den ougen.
Diu rede ist âne lougen:
sî kusten ir tohter munt
etewaz mê dan drî stunt.
Do enpfiengen sî die Swâbe
mit lobelîcher gâbe:
daz was ir willeclîcher gruoz.
Got weiz wol, den Swâben muoz
ieglich biderber man jehen,
der si dâ heime hât gesehen,
daz bezzers willen niene wart.
Als in an sîner heimvart
sîn lantliut enpfienge,
wie ez dar nâch ergienge,
waz mag ich dâ von sprechen mê?
Wan er wart rîcher vil, dan ê
des guotes und der êren;
daz begunde er allez kêren
stæteclîchen hin ze Gote,
unt warte sîme gebote
baz, dan er ê tæte:
des ist sîn êre stæte.
Der meier und diu meierin,
die heten ouch vil wol umb in
verdienet êre unde guot:
ouch het er niht sô valschen muot,
sî hetenz harte wol bewant.
Er gab in eigen daz lant,
daz breite geriute,
die erde und die liute,

dâ er dâ siecher ûffe lac.
Sîner gemaheln er dô pflac
mit guote unt mit gemache
unt mit aller slahte sache,
als sîner frouwen oder baz:
daz reht gebôt im ouch daz.
Nu begunden im die wîsen
râten unde prîsen
umb êlîchen hîrât:
ungesamnet was der rât.
Er seite in dô sînen muot:
er wolte, diuht ez sî guot,
nâch sînen friunden senden
und die rede mit in enden,
swaz si ime rieten.
Bîten unde gebieten
hiez er allenthalben dar,
die sînes wortes næmen war.
Do er sî alle dar gewan,
beidiu, mâge unde man,
dô tet er in die rede kunt.
Nû sprach ein gemeiner munt,
ez wære reht unde zît.
Hie huop sich ein michel strît
an dem râte under in:
dirre riet her, der ander hin,
als ie die liute tâten,
dâ sî dâ solten râten.
Do ir rât was sô mislich,
dô sprach der arme Heinrich;
„Iu ist allen wol kunt,
daz ich vor kurzer stunt
was vil ungenæme,
den lîuten widerzæme.
Nu enschiuht mich weder man, noch wîp:
mir hât gegeben gesunden lîp
unsers herren gebot.
Nû râtet mir alle durch Got,
von dem ich die genâde hân,
die mir Got hât getân,
daz ich gesunt worden bin,
wie ichz verschulde wider in.“
Sî sprachen: „Nement einen muot,
daz im lîp unde guot
iemer undertænic sî.“
Sîn trûtgemahel stuont dâ bî,
die er vil güetlîch ane sach;
er umbevienc sî unde sprach:
„Iu ist allen wol gesagt,
daz ich von dirre guoten magt
mînen gesunt wider hân,
die ir hie sehent bî mir stân.
Nû ist sî frî, als ich dâ bin:
nû ræt mir aller mîn sin,
daz ich sî ze wîbe neme.
Got gebe, daz ez mir gezeme:
sô wil ich sî ze wîbe hân.
Zewâre, mac daz niht ergân,
sô wil ich sterben âne wîp,
wand ich êre unde lîp
hân von ir schulden.
Bî unsers herren hulden
wil ich iuch biten alle,
daz ez iu wol gevalle.“
Nû sprachens alle gelîche,
bêde, arm unt rîche,
ez wær ein michel fuoge.
Dâ wâren pfafen genuoge;
die gâben sî im ze wîbe.
Nâch süezem lanclîbe,
dô besâzen sî gelîche
daz êwige rîche.
Als müeze ez uns allen
ze jungest gevallen:
der lôn, den sî dâ namen,
des helfe uns Got! Âmen!

4. Aus dem „Îwein“.

Lûte âne mâze
hôrter eine stimme
clägelich und doch grimme.
Nuue weste mîn her Îwein,
von wederm sî wære von den zwein,
von wurme ode von tiere:
er bevant ez aber schiere;
wan diu selbe stimme wîste in
durch michel waltgevelle hin,
dâ er an einer blœze sach,
wâ ein grimmer kampf geschach,
dâ mit unverzagten siten
ein wurm und ein lewe striten.
Der wurm was starc unde grôz;
daz viur im ûz dem munde schôz:
im half diu hitze und der stanc,
daz er den lewen des betwanc,
daz er al lûte schrê.
Dem herren tete der zwîvel wê,
wederm er helfen solde,
unt bedâhte sich, daz er wolde
helfen deme edelen tiere;
doch vorhter des, swie schiere
des wurmes tôt ergienge,
daz in daz niht vervienge,
der len bestüende in zehant:
wan alsô ist ez gewant,
als ez ouch under den liuten stât,
sô man allerbeste gedienet hât
dem ungewissen manne,
sô hüete sich danne
daz ern iht beswîche,
Dem was diz wol geliche;
doch tet er als ein vrumer man,
er erbeizte unt lief den wurm an,
unt sluoc in harte schiere tôt,
unt half dem lewen ûz der nôt.
Dannoch do er den wurm ersluoc,
dô heter zwîvel genuoc,
daz in der lewe wolde bestân:
daz wart im anders kunt getân.
Sich bôt der lewe an sînen vuoz,
unt zeict ime unsprechenden gruoz
mit gebærde unt mit der stimme.
Hie liez er sîne grimme
unde erzeict im sîne minne,
als er von sîme sinne
Allerbeste mohte
unde eime tiere tohte.
Er antwurt sich in sîne pflege,
als er in sît alle wege
mit sîme dieneste êrte,
unt volget im, swar er kêrte,
unt gestuont im zaller sîner nôt,
unz si beide schiet der tôt.
Der lewe unt sîn herre,
die vuoren unverre,

unz er ein tier ersmahte:
nû twanc in des sîn ahte,
beidiu, der hunger unt sîn art,
dô er des tieres innen wart,
daz er daz gerne wolde jagen.
Dazn kunderme anders niht gesagen,
wan er stuont unt sach in an,
unt zeicte mit dem munde dan;
dâ mite teterz im kunt.
Nû gruozt er in als ein suochhunt
unt volget im von der strâze
wol eines wurfes mâze,
dâ er ein rêch stênde vant,
unde vienc ouch daz zehant,
unt souc im ûz daz warme bluot:
dazn wære sîme herren doch niht guot.
Nû schinterz, dâ erz weste
veizt unde aller beste,
unt nam des einen brâten dan.
Nû gienc ouch diu naht an.
Er schurft ein viur unt briet daz,
unde az diz ungesalzen maz
âne brôt unde âne wîn:
ezn moht et dô niht wæher sîn.
Daz ime dâ überiges schein,
daz az der lewe unz an diu bein.
Der herre leit sich unde slief;
der lewe wachete unde lief
umbe sîn ros unde umbin:
er het die tugent und den sin,
daz er sîn huote alle zît,
beidiu, dô unde sît.
Daz was ir beider arbeit
daz er nâch âventiure reit
rehte vierzehen tage,
und daz mit selbem bejage
der wilde lewe disem man
sîne spîse gewan.
Dô truoc in diu geschiht
(wandern versach sich niht)
vil rehte in sîner vrouwen lant,
dâ er den selben brunnen vant,
von dem im was geschehn,
als ich iu hân verjehn,
grôz heil unt michel ungemach.
Als er die linden drobe sach,
und dô im dâ zuo vor erschein
diu kapelle und der stein,
dô wart sîn herze des ermant,
wie er sîn êre unt sîn lant
Hete verlorn unt sîn wîp:
des wart sô riuwec sîn lîp,
von jâmer wart ime alsô wê,
daz er vil nâch, als ê,
von sîme sinne was komen:
unde ime wart dâ benomen
des herzen kraft alsô gar,
daz er zer erde tôtvar
von dem orse nider seic.
Unde als er vol sich geneic,
daz swert im ûz der scheiden schôz;
des güete was alsô grôz,
deiz im durch den halspere brach
unde im eine grôzen wunden stach,
daz er vil sêre bluote:
des wart im unmuote.
Der lewe wânde, er wære tôt,
unt was im nâch dem tôde nôt:
er rihte daz swert an einen strûch,
unt wolde sich stechen durch den bûch;
wan daz im der herre Îwein
dannoch lebende vor schein.
Er rihte sich ûf unde saz,
unde erwante deme lewen daz,
daz er sich niht ze tôde stach.
Her Îwein clagte unde sprach:
„Unsælec man, wie verstû nû!
Der unsæligeste bistû,
der ie ze dirre werlde wart geborn.
Nû wie hâstû verlorn
Dîner vrouwen hulde!
Jane wære diu selbe schulde
zer werlte niemens, wan dîn,
ezn müese sîn ende sîn.
Er ist noch baz ein sælec man,
der nie dehein êre gewan,
danne der êre gewinnet
unt sich sô niht versinnet,
daz er si behalten künne.
Êre unde wünne,
der hât ich beider alsô vil,
daz ichz Gote clagen wil,
daz ich ir ie sô vil gewan,
ichn solde stæter sîn dar an.
Wære mir niht geschehen heil,
unt liebes ein vil michel teil,
sonc weste ich, waz ez wære;
âne senede swære
sô lebete ich vrîliche, als ê:
nû tuot mir daz senen wê.
Daz mir daz solde geschehn,
daz ich muoz an sehn
schaden unde schande
in mîner vrouwen lande!
Diz ist ir erbe undir lant!
daz stuont ê in mîner hant,
daz mir des wunsches niht gebrast:
dem bin ich allem worden gast.
Ich mac wol clagen mîn schœne wîp:
war umbe spar ich den lîp?
Mîn lîp wære des wol wert,
daz mich mîn selbes swert
zehant hie an im ræche
undez durch in stæche.
Sît ich mirz selbe hân getân,
ich soltes ouch selbe buoze enpfân.
Nu gît mir doch des bilde
dirre lewe wilde,
daz er von herzeleide sich
wolde erstechen umbe mich,
daz rehtiu triuwe nâhen gât;
sît mich mîn selbes missetât,
mîner vrouwen hulde
und dehein ir schulde
ân aller slahte nôt verlôs,
unt weinen für daz lachen kôs.“
Dô disiu grôze clage geschach,
daz gehôrte unde sach
ein juncvrouwe, diu leit
von vorhten grœzer arbeit,
danne ie dehein wîp;
wande sî gevangen ûf den lîp
in der kapellen lac.
Und dô er dirre clage pflac,
dô sach si hin vür
durch eine schrunden an der tür.

Sî sprach: „Wer claget dâ? wer?“
„Wer vrâget des?“ sprach er.
Sî sprach: „Herre, daz hie clagt,
daz ist ein alsô armiu magt,
Daz von deheiner sache
von manegem ungemache
deheiniu armer möhte lebn.“
Er sprach: „Wer möht iu gebn
sô grôzen kumber, als ich hân?
ir muget wol iuwer klage lân:
wan der vervluochete, daz bin ich!“
Si sprach: „Daz ist unmugelich,
daz iuwer kumber müge sîn
des endes iender, sam der mîn.
Ich sihe wol, daz ir stêt
unde rîtet unde gêt,
swâr inch iuwer wille treit:
sô ist mir daz vür geleit.
Ich bin alsô gevangen;
verbrant ode erhangen
wirdich morgen an dem tage.
Nieman ist, der mich übertrage,
mirne werde der lîp benomen.“
Er sprach: „Vrouwe, wie ist daz komen?“
Sî sprach: „Habich deheine schulde,
Got welle, daz ich sîne hulde
niemer gewinne.
Vür eine verrâtærinne
bin ich dâ her in geleit:
daz lantvolc hât ûf mich geseit
eine schult sô swære,
unde ob ich schuldec wære,
sô wære ich grôzer zühte wert.
Ez nam in dem jâre vert
Des landes vrouwe einen man;
dâ missegienc ir leider an:
die schulde legent sî ûf mich.
Nû, herre Got, waz moht ich,
daz ir an im missegie?
Zwâre geriet ich irz ie:
daz tet ich durch ir êre.
Ouch wundert mich iemer mêre,
daz ein alsô vrumer man
sô starke missetuon kan:
wander was benamen der beste,
den ich lebende weste.
Onch ist ez niht von den schulden sîn,
ez ist von den unsælden mîn.
Alsus ring ich mit sorgen.
Sî beitent mîn unz morgen:
sô nement sî mir ouch den lîp.
Wan ich bin leider ein wîp,
daz ich mich mit kampfe iht wer:
sô ist ouch niemen, der mich ner.“
Er sprach: „Sô lâze ich iu den strît,
daz ir angesthafter sît,
danne ich, sît ez sô umbe iuch stât,
daz ez iu an den lîp gât,
ob ir iuch niht mugt erwern.“
Si sprach: „Wer möhte mich enern?
Der joch den willen hæte,
daz erz gerne tæte,
wer hete dannoch die kraft,
ern dulte die meisterschaft?
Wan ez sint drî starke man,
die mich alle sprechent an.
Ich weiz ir zwêne unde ouch niht mê,
an den sô volleclichen stê
diu tugent und diu manheit,
die sich sô starke arbeit
durch mich armen næmen an.
Daz sint ouch zwêne selhe man,
ir ietweder slüege âne wer
disses volkes ein her:
unt weiz ez ouch, als mînen tôt,
west ir ietweder mîne nôt,
er kæme unt væhte vür mich.
Der dewedern mach ich
ze disen zîten niht hân,
unt muoz mir an den lîp gân:
ouch entrûwichs niemen, wan den zwein.“
Dô sprach mîn her Îwein:
„Nû nennet mir die drî man,
die iuch mit kampfe sprechent an,
unt nennet mir danne mê
die zwêne, umbe diez sô stê,
der ietweder sô vrum sî,
daz er eine væhte wider drî.“
Sî sprach: „Ich nennes alle wol.
Die drî, der gewalt ich dol,
der eine ist truhsæze hie,
unt sîne bruoder, die mir ie
wâren nîdec unt gehaz,
wan mich mîn frouwe hâte baz,
Danne sî mir des gunden,
unt habent sî des überwunden,
daz sî nû wol übersiht,
swaz mir leides geschiht.
Dô mîn vrouwe ir man nam,
der ir nâch wâne wol gezam,
unt sî dar nâch niht wol enlie,
dô begâben sî mich nie
mit tägelîcher arbeit,
sine zigen mich der valscheit,
daz ez schüefe niuwan mîn list,
daz ez ir sus missegangen ist.
Unt swaz mir ouch dâ von geschiht,
sone lougen ich des niht,
ezn vuocte mîn rât unt mîn bete,
daz siz ie umbin getete;
wandich mich wol umbin versach,
geschæhez, als ez doch geschach,
sî hetes vrume unde êre.
Nû velschent sî mich sêre,
ich habe sî verrâten.
Wande sî mir dô tâten
michel unreht unt gewalt:
dô wart mîn leit vil manecvalt,
undich, arme verlorne,
vergâhte mich mit zorne.
Wan daz ist gar der sælden slac,
swer sîme zorne niene mac
gedwingen, ern übersprech sich:
leider alsô tet ich mich.
Ich hân mich selben verlorn:
ich sprach durch mînen zorn,
swelhe drî die tiursten man
sich von dem hove næmen an,
daz siz beretten wider mich,
einen rîter vunde ich,
der mit in allen drin strite,
ob man mir vierzec tage bite.
Der rede giengen sî dô nâch:
wan mir was gewesn ze gâch.
Man liez mich ir niht wandel hân,
unde enwart ouch des niht erlân,

ichn schüefe in rehte sicherheit,
daz ich der rede wære gereit,
als ich dâ hete gesprochen,
daz ich in sehs wochen
mich mit kampfe lôste.
Die zwêne, der ich mich trôste,
die reit ich suochende in diu lant,
daz ich dewedern vant.
Dô suocht ich den küuec Artûs,
unde envant dâ nieman ze hûs,
der sich ez wolde nemen an:
sus schiet ich âne kempfen dan.
Des wart ich sô ze spotte hie,
daz ez mir an mîn herze gie.
Sus wurfen sî mich dâ her in,
als ich des bîtende bin,
daz sich mîn lip sol enden.
Wan die mirz hulfen wenden,

Die sint mir nû vil ungereit.
Mir hulfe von dirre arbeit,
sweder ez weste von in zwein,
her Gâwein oder her Îwein."
„Welhen Îwein meinet ir?" sprach er.
Sî sprach: „Herre, daz ist der,
durch den ich lîde disiu bant.
Sîn vater ist genant
der künec Vrîên.
Der kumber, dâ ich inne stên,
der ist von sînen schulden.
Mir was ze sînen hulden
alze liep und alze gâch,
unt ranc starke dar nâch,
daz er herre wurde hie,
leider, als ez ouch ergie.
Er behagte mir ze gâhes wol:
wan swer den man erkennen sol,
dâ hœret langer wîle zuo.
Ich geloubt im leider alze vruo;
ich wânde, er kunde lônen baz.
Mîn rât vuocte ime daz,
daz sich mîn vrowe sîn underwant
unt gap im lîp unde lant.
Nû hât er uns beswichen
im selben schedelichen;
ez ist sîn unsælekeit:
wan des swüer ich wol einen eit,
mîn vrouwe ist ein sô edel wîp,
daz er niemer sînen lîp

Bestætet ûf der erde
ze hôherme werde.
Si ist sô schœne unt sô rîch,
wære si sîme lîbe gelîch,
sô vreut er sich, daz siz getete."
Dô sprach er: „Heizet ir Lunete?"
Sî sprach: „Herre, jâ ich!"
Er sprach: „Sô erkennet mich:
ich bin Îwein der arme!
Daz ez Got erbarme,
daz ich ie wart geborn!
Nû wie hân ich verlorn
mîner vrouwen hulde!
Sît diu selbe schulde
niemans ist, wan mîn,
der schade sol ouch mînes eines sîn:
ichn weiz, weme ich sî mêre gebe.
Jane müet mich niht, wan daz ich lebe:
ouch sol ich schiere tôt ligen.
Zwâre, ich trûwe wol gesigen
an den rîtern allen drin,
die iuch geworfen hânt her in.
Unt swenne ich iuch erlœset hân,
sô sol ich mich selben slân.
Mîn vrouwe muoz den kampf sehn:
wander sol vor ir geschehn.
Ichn weiz, waz ich nû mêre tuo,
wan daz ich ir morgen vruo
über mich selben rihte
unt zuo ir angesihte

Durch ir willen lige tôt:
wandez muoz doch mîn senediu nôt
mit dem tôde ein ende hân.
Diz sol allez ergân,
daz sî niht wizze, wer ich sî,
unz ich erstirbe, und die drî,
an den ich iuch rechen sol.
Sô weiz mîn vrouwe danne wol,
sô bevindet sî, wer ich bin,
und daz ich lîp und den sin
vor leide verlorn hân:
diu rache sol vor ir ergân.
Ez ist reht, daz ich in lône
der êrbæren krône,
die ich von iuwern schulden truoc.
Ich hete êren genuoc:
waz half mich, daz ich golt vant?
Ez ist vil übele bewant
ze dem tôren des goldes vunt:
er wirfet ez doch hin ze stunt.
Swie ich zuo mir selben habe getân,
ir sult iedoch gewis hân,
ichn lâze iuch niht under wegen.
Wan dô ich tôt wære gelegen,
dô hulfet ir mir von sorgen:
als tuon ich iu morgen."
Nu entwâfent er sîn houbet:
nû wart ez im geloubet,
daz er her Îwein wære.
Geringet wart ir swære,

Von vreuden sî weinde
unt sprach, als siz ouch meinde:
„Mirne mac nû niht gewerren,
sît daz ich mînen herren
lebende gesehen hân.
Ez was mîn angest unt mîn wân,
daz ir wæret erslagen:
ichn hôrte dâ ze hove sagen
von in dehein daz mære,
daz iuwer iht wære."

Er sprach: „Mîn vrou Lunete,
wâ was, der noch ie tete,
des alle vrouwen ruochten,
die sîn dienest suochten,
mîn lieber vriunt her Gâwein,
der ie nâch vrouwen willen schein,
ie ranc unt noch tuot?
Hetet ir im gesaget iuwern muot,
er hete iuch alles des gewert,
des ir an in hetet gegert."
Sî sprach: „Het ich den vunden,
sô het ich überwunden
mîne sorge zehant.
Daz ich sîn dâ niene vant,
daz was wunderliche komen:
in was diu künegin genomen;

daz het ein rîter getân,
den wolden si alle gelastert hân;
unt was in den selben tagen,
dô ich dar kom durch klagen,
Her Gâwein nâch gestrichen.
Ich liez dâ wærlichen
um die vrouwen grôz clagen
unde ouch um sîn nâch jagen.
Sì vorhten, daz sì daz wîp
verlürn und dâ zuo er den lîp;
wander niht wider wolde komen,
er ervüere, wie sì wære genomen."

Nû was im daz mære
durch sînen gesellen swære;
er sprach: „Nû müez iu Got bewarn!
Vrouwe, ich muoz hinnen varn
unt mich bereiten dar zuo:
unt wartet mîn morgen vruo,
ich kume ze guoter kampfzît.
Unde alsô hövesch, sô ir sît,
sone saget niemen, wer ich sî.
Deiswâr, ich slahe si alle dri,
ich hilfe iu von dirre nôt,
ode ich gelige durch iuch tôt!"
Sì sprach: „Lieber herre,
sô stüendez iuch alze verre,
ze wâgenne ein als vordern lîp
umbein alsus armez wîp.
Mir wære der rede gar ze vîl;
unt wizzet, daz ich immer wil
den willen vür diu were hân:
ir sult der rede sin erlân.
Iwer leben ist nützer, dan daz mîn.
Unt möht ez ein wâge sîn,
Sô getorste ich iuch sîn biten:
diz ist gar wider den siten,
daz ein kempfe wider drì man.
Diu linte habent sich joch dar an,
daz zwêne sîn eines her:
sô wære diz gar âne wer.
Verlürt ir durch mich den lîp,
sone wart nie dehein armez wîp
sô unsælec, als ich,
unt slüegen ouch danne mich.
So ist bezzer mîn verderben
danne, ob wir beidiu sterben."

Er sprach: „Diu rede sol bezzer wesn:
wan wir suln beidiu genesn.
Zwâre, ich wil iuch trœsten wol,
wandichz ouch bewarn sol.
Ir hât sô vil durch mich getân,
ob ich deheine triuwe hân,
sone sol ich daz niht gerne sehn,
daz iu kein schade mac geschehn,
dâ ichz kan erwenden.
Diu rede sol sich enden:
Sì müezen iuch lâzen vrî,
ode ich erslahe si alle drì."
Nû was ir durch ir vrümekeit
ir êre und ir vrume leit:
sî wære gerne genesn,
unde möht ez alsô sîn gewesn,
daz er den lîp niht verlür.
Sît ab er mit vrîer kür
Den kampf wolde bestân,
sô lie siz sîn unt muosez lân.

Ulrich von Zazikhoven.

Nach Einigen soll Ulrich von Zazikhoven*) aus dem Thurgau stammen; es ist aber wahrscheinlicher, daß er aus Bayern war, da in einer Urkunde aus dem Ende des 12. Jahrhunderts das Geschlecht der Zazichoven erwähnt wird und eine Ortschaft noch jetzt den Namen Zatzkofen führt. Ulrich war ein Zeitgenosse Hartmanns, doch ist es ungewiß, ob er dessen Dichtungen kannte; einzelne Stellen, die an jenen großen Dichter zu erinnern scheinen, sind viel zu wenig entscheidend, als daß man auf sie ein bestimmtes Urtheil gründen könnte. Dagegen ist Hartmann in Sprache, Auffassung und Darstellung so ganz ohne Einfluß auf Ulrich geblieben, daß man ihn für noch unbedeutender halten müßte, als er schon an sich erscheint, wenn man annehmen wollte, daß er den Dichter des armen Heinrich und des Iwein gekannt habe.

Sein Epos „Lanzelet" bearbeitete er nach einem von ihm nicht näher bezeichneten französischen Gedichte, das er bei einem Herrn Hugo von Morville fand, welcher als Geisel für König Richard Löwenherz von England in Deutschland zurückgeblieben war. Da Richard am Anfange des Jahres 1194 aus der Gefangenschaft entlassen wurde, so kann Ulrich sein Gedicht frühestens in diesem Jahre begonnen haben. Es scheint, nach Allem zu urtheilen, daß er seinem Vorbild, welches er, „so gut er konnte", in deutsche Sprache umdichtete, im Ganzen wie im Einzelnen treu geblieben ist; höchstens mag er hie und da, durch den Reim geleitet, irgend einen Gedanken ausgesprochen haben, der nicht im Urtexte stand. Die Anlage des Gedichts ist höchst einfach und kunstlos: die Erzählung schleppt sich unbeholfen in chronologischer Ordnung, welche das Verständniß öfters erschwert, von der Geburt des Helden bis zu dessen Tode fort, ohne irgendwo einen bedeutenderen Eindruck zu hinterlassen.

Lanzelet war der Sohn des Königs Pant, der in einer Empörung Reich und Leben verlor, als der Knabe zwei Jahre alt war. Die Königin rettete sich mit dem geliebten Kinde in eine Felsenhöhle, wo ihr eine weise „Meerminne" (Meerfee) den Knaben raubte und in ihr Zauberland entführte. Als er heranwuchs, lernte er von den Frauen der Königin Musik, Gesang und höfische Sitte; die Fee sorgte aber auch dafür, daß er in allen ritterlichen Dingen geübt und sein Körper stark und kräftig wurde; nur Waffen und Roß blieben ihm unbekannt. Aber gerade darnach sehnte er sich, und er bat daher, als er fünfzehn Jahre alt war, um Urlaub; so sehr er aber auch flehte, wollte ihm die Fee seinen Namen nicht nennen; er würde ihn nicht eher erfahren, sagte sie, als bis er den besten Ritter, den Iweret von Dodone, überwunden habe. Nun gab sie ihm Roß und Waffen und entließ ihn. Er kam bald darauf in eine Burg, wo er in den Waffen Unterricht erhielt, so daß er nunmehr ein tüchtiger Ritter war und auf Abenteuer ausziehen konnte. In der Nähe der Burg Moreis begegnete er zweien andern Rittern, Kuraus und Orphilet, mit denen er in die Burg ging, wo sie von dem Herrn (Galagandreiß) gut aufgenommen wurden. Als sie sich

*) Rudolf von Ems nennt ihn Zezinchofen, Püterich sogar Säbenhoven; auch findet man die Formen Zazikoven, Zezichoven, Zetzighofen, Zetzenhoven und Setzichofen.

niedergelegt hatten, kam die schöne Tochter des Wirthes, den Rittern ihre Minne anbietend. Kurans und Orphilet weisen sie ab, der junge Abenteurer aber nahm die Jungfrau in seinem Bette auf. Als der Vater es am Morgen inne ward, forderte er den unbesonnenen Jüngling zum Messerkampf, worin jedoch Galagandreiß unterlag. Mit Hülfe der Tochter ward Lanzelet Herr der Burg. Bald darauf gerieth er in die Gefangenschaft des reichen Ritters Linier, den er aber im Zweikampf erschlug; dessen Nichte Ade pflegte mit treuer Sorgfalt den jungen Ritter, der auf den Tod verwundet war, und führte ihn, als er genesen war, zu ihrem Vater, mit dem sie ihn versöhnte; unterwegs aber schenkte sie ihm ihre Minne. Ein großes Turnier, das König Artus in Diosle veranstaltete, zog den jungen „Ungenannten" dahin; er verrichtete dort Wunder der Tapferkeit, worauf er zur geliebten Ade zurückkehrte. Doch rief ihn bald ein neues Abenteuer hinweg, das in Pluris zu bestehen war, wohin er in Begleitung der Jungfrau Ade und ihres Bruders Diebalt zog. Ihr Weg führte sie vor die Burg Schâtel le mort, deren Besitzer, Mabuß der Blöde, der Sohn jener Meerfee war, die den Helden erzogen hatte; die Burg war also verzaubert, daß der tapferste Ritter, der sie uneingeladen betrat, sogleich allen Muth verlor. Dies begegnete auch dem jungen Abenteurer; er ward von Mabuß entwaffnet, weshalb ihn Ade als einen Unwürdigen verließ. Lanzelet aber blieb in schmählichem Gefängniß, bis Mabuß ihn aufforderte, gegen seinen Feind Iweret zu kämpfen. Sobald er die Burg verlassen hatte, kehrte sein ganzer Muth zurück und er suchte Iweret auf. Im „Schönen Walde" traf er Iwerets Tochter, die schöne Iblis, die in der vorigen Nacht von ihm geträumt hatte und von Liebe erfüllt ihm entgegengezogen war. Sie suchte ihn vom Kampfe abzuhalten; aber umsonst; er erschlug ihren Vater, der unterdessen herbeigekommen war. Iblis begleitete den Ritter: unter einer grünen Linde schenkte sie ihm ihre Minne. Bald darauf kam eine Jungfrau der Meerfee, welche ihm auf Befehl ihrer Herrin mittheilte, daß er Lanzelet heiße und von königlicher Geburt sei. Hocherfreut zog er mit Iblis an König Artus' Hof, wo er wieder Gelegenheit fand, sich auszuzeichnen. Jetzt erinnerte er sich aber des Abenteuers in Pluris, wo eine schöne Königin saß, die Reich und Hand nur dem geben wollte, der ihre hundert Ritter besiegte. Lanzelet stach sie alle nieder, und ihm ward die Minne der Königin zu Theil. Diese aber fürchtete, er möchte ihr entfliehen, daher sie ihn entwaffnen und sorgsam hüten ließ. Als Iblis, die in Kardigan bei König Artus zurückgeblieben war, über seine lange Abwesenheit verzweifelte, kam die Jungfrau der Meerfee; sie hatte einen Zaubermantel mitgebracht, der derjenigen Frau gehören sollte, welcher er paßte; er war aber nur solchen gerecht, die ihren Rittern in Gedanken und Werken ganz treu geblieben waren. Alle Frauen, selbst die Königin, legten ihn umsonst an; allen war er bald zu kurz, bald zu lang, worüber Keiin nicht wenig spottete; doch ward er bald stille, als auch seine Frau ihn anzog und es sich fand, daß er ihr nur bis zum Gürtel reichte. Endlich legte Iblis den Mantel an, und siehe, er stand ihr, wie wenn er für sie gemacht worden wäre. Diese erfuhr aber von der Jungfrau, daß Lanzelet in Pluris gefangen gehalten würde. Nun zogen vier Ritter aus, ihn zu befreien, was ihnen durch eine klug ersonnene List gelang. Als Lanzelet in Kardigan ankam, fand er Alles in Trauer, denn es war unterdessen die Königin Ginevra von dem König Valerin geraubt worden, dessen Burg uneinnehmbar war; der Zauberer Malduk aber, mit dessen Hülfe allein Valerin besiegt werden konnte, wollte dieselbe nur unter der Bedingung gewähren, daß ihm Erek und Walwein ausgeliefert würden. Diese boten sich freiwillig an, und so ward Ginevra mit Hülfe des Zauberers befreit. Lanzelet aber erstieg die Burg desselben, tödtete ihn und befreite die beiden Freunde. Als er eines Tages mit seiner Frau kos'te, erzählte ihm diese von einem schrecklichen Wurme, der die Vorübergehenden um Gotteswillen bitte, ihn zu küssen; heimlich machte sich der Ritter auf, auch dieses Abenteuer zu bestehen, vor dem alle Helden der Tafelrunde geschaudert hatten. Sobald er den Wurm geküßt, stürzte sich dieser in das Wasser und kam als schönes Weib wieder hervor. — Nun aber dachte Lanzelet daran, sein väterliches Reich wieder zu erobern, die Dienstmannen ergaben sich ohne Kampf; und so ward ihm auch Iwerets Reich, das Erbe seiner Gemahlin, ohne Kampf zu Theil, und beide herrschten glücklich bis an ihren Tod, der an einem und demselben Tage erfolgte.

Es besteht, wie aus der Inhaltsangabe ersichtlich ist, das ganze Gedicht nur aus der kunstlosesten Anhäufung verschiedener, einander jedoch sehr ähnlicher Abenteuer, die in keinem innern noch äußern Zusammenhange zu einander stehen, so daß selbst die Personen, welche des Lesers Aufmerksamkeit und Interesse auf sich ziehen, vollständig verschwinden, wenn die Begebenheiten abgesponnen sind, an die sie sich zunächst anschließen. So roh die Erzählung im Ganzen ist, so roh ist sie es auch im Einzelnen: bald ist sie bei wichtigen Verhältnissen kurz und übermäßig zusammengedrängt, bald dagegen bei ganz bedeutungslosen Dingen in eben solchem Uebermaße weitschweifig, wie z. B. in der schon erwähnten Schilderung von Ade's Reitpferd (s. oben S. 313). Zwar ist der Reim ziemlich rein, aber der Dichter beherrscht ihn nicht, vielmehr wird er oft vom Reime zur Einschiebung von Flickzeilen gezwungen, die einen höchst widrigen Eindruck machen; so in der Schilderung Iwerets, in welcher der Dichter die Darstellung der äußeren Gestalt ohne andern Grund als den Zwang des Reims durch unzusammenhängende Betrachtungen über seinen Charakter zehnmal und öfter unterbricht. Noch mehr aber, als die oft ganz unbeholfene Darstellung (einmal ist Ulrich sogar im Zweifel, ob er eine lange Geschichte nicht noch einmal erzählen solle; glücklicher Weise kommt es ihm in den Sinn, daß die Sache zu lange dauern würde, und es daher besser sei, sie nicht wieder zu berühren), ist es der Mangel an jedem edleren Gefühl, der den Leser widrig berührt. Wir wollen mit dem Dichter nicht darüber rechten, daß sein Held die Frauen wie abgetragene Kleider tauscht; nicht darüber, daß die Frauen, aller Sitte und aller Zucht vergessend, jedes menschliche Gefühl verhöhnend, sich dem jungen Abenteurer hingeben, der eben erst ihren Vater erschlagen: dies fand der Dichter in seinem Vorbild; er konnte nicht leicht davon abgehen, ohne den ganzen Stoff zu vernichten. Aber daß er Alles so nackt und roh erzählte, wie er es im französischen Gedichte fand,

daß er sich nicht bemühte, die widerlichen Rohheiten seines Vorbilds zu mildern oder ganz zu entfernen, die einzelnen Begebenheiten besser zu motiviren und das innere Leben der Personen hervortreten zu lassen, die bei ihm nur als willenlose Werkzeuge eines blinden Zufalls erscheinen; dies Alles berechtigt zu dem Urtheile, daß er keine Ahnung von der Aufgabe eines Dichters und kein Gefühl für sittliche Schönheit hatte.

Aus Lanzelet: Der Zaubermantel.

Die rîter dô sâhen
von verre rîten die maget,
diu Lanzelete hât gesaget
sîn gesleht unt sînen namen.
Dô sprach diu massenîe alsamen:
„Jenez mac wol ein bote sîn:
daz ist an sîner gæhe schîn;
er bringet niwiu mære.“
Wâlwein, der êrbære,
begie sîn zuht, des hab er danc;
er fuort die maget durch daz gedranc
zuo des wirtes angesihte.
Dô sprach siu in alrihte
mit gezogenlîchen worten,
daz ez die fürsten hôrten:
„Künec, du müezest gêret sîu
von Got, und ouch diu künegîn,
und allen, den du guotes ganst;
wan duz wol verschulden kanst
mit guote unt mit dem lîbe dîn:
des wünschet dir diu frowe mîn,
ein wîse merminne.
Si ist ein küneginne,
hübescher, dan nu iemen lebe.
Si sendet dir ein stolze gebe;
daz enmac widerreden niht
kein wîse man, der si gesiht.
Guotes gan siu niemen baz.
Ûf ein gedinge tuot si daz,
daz du, künic hêre,
wol bewarst dîn êre,
unt tuo ein dinc, des ich dich bite.“
„Wie ungerne ich daz vermite!“
sprach der wirt dâ ze hûs,
der rîche künic Artûs,
wand er niht zwîfels hæte,
daz si iht wan fuoge bæte.
Swaz er gesprach, daz was gewis.
Nu lac mîn frowe Iblis
von jâmer siech und ungesunt:
si enwas dâ niht zer selben stunt,
dô diu maget kom geriten.
Diu enmöhte niemer hân vermiten,
si enhæte si bekennet,
gegrüezet unt genennet,
wan si sament wâren gesîn,
do ir Lanzelet das vingerlîn
gab, daz ir wol behagete.
Als ich iu nu sagete,
sô sült ir vürbaz verstân,
wie der megede ernde was getân,
sît irz hœreut gerne.
Mit eime riemen von Iberne
was si begürtet harte wol;
als ich iu berihten sol,
ir roc was gezieret,
wol gefischieret
rîterlîche an ir lîp,
alse Franzoise wîp
pflegent, die wol geschafent sint.
Diz selbe wîse hübsche kint,
daz truoc an dem gürtel sîn
ein mæzigez teschelîn;
daz was harte wæhe
geworht mit fremeder spæhe.
Dar ûz nam diu maget sân
ein mantel wunderlîch getân:
der wuohs in allen gâhen,
daz siz an sâhen:
er wart lanc unde breit.
Für wâr sî iu daz geseit,
daz al diu varwe dran erschein,
die eht menschen dehein
ie gesach oder erkande.
An diseme fremeden gewande
was geworht aller slahte
mit wîses herzen ahte
tier, vogel, merwunder:
swaz ûf der erde od drunder
unt zwischen himel ist erkant,
daz eht mit namen ist genant,
daz stuont dran, als ez lebte.
So ez iezuo hie swebte,
sô ruct ez aber fürbaz:
ein zouberlist geschuof daz
von nigromanzîe.
Dô diz diu massenîe
unt künic Artûs ersach,
diu maget im aber zuo sprach:
„Künec, du solt den mantel nemen,
unt gib in, dâ er müge gezemen
under allen den frouwen.
Ouch wil ich gerne schouwen,
wer diu sî, der er kome.
Unt swâ er sîe dehein frome,
dâ solt dun geben fürbaz:
des gert mîn frowe und ich baz,
wan du ez hâst gesprochen.“
„Ez enwirt niht zerbrochen,“
sprach Artûs, „ez müeze ergân,
swaz ich dir gelobet hân.“
Dâ mite gienc diu frowen schar
ûz der massenîe dar,
die dâ stætelîchen wolten sîn.
Der künec sprach zuo der wirtîn:
„Dês al ein, swiez ergê,
versuocht, wie iu der mantel stê;
legent iu snellelîchen an:
ich bin, der iu sîn wol gan,
wan mir nieman lieber ist.“
Dâ wider was dehein frist:
Ginovere leit den mantel an,
dâ von se ein teil schame gewan,
wan ir daz selbe gewant
ob den enkelen erwant,
alsô daz ez ir niht tohte.
Der bote vrâcte, ob er mohte
sagen, waz ez betûte;
der wirt sprach harte lûte,
daz ez manic fürste vernam,
er wurd ir nimer drumbe gram
und ir schadet diu rede niht ein hâr.
Diu maget sprach: „Daz ist wâr,
Ginovere ist hübsch unde guot,
an den werken hât siu sich behuot,

daz siu niewan wol getete:
doch ist sin durch zwîfels bete
an den gedenken missevarn.
Ein sælic man sol wol bewarn
sîn wîp mit allem guote.
Swer der künegîn minre huote,
sô hæt sin dicke daz getân,
daz si sus durch êre hât verlân.
Starkiu huote und ungetriuwer muot,
diu machent stætiu wîp unguot:
daz ist gewis, sam der tôt!“
Diu küngîn den mantel von ir bôt,
unt sprach der künic Artûs:
„Die vrowen gar iu mîme hûs,
die müezen in versuochen,
unt wil ez Got geruochen.
Dâ von lânt iu alle enspuon.
Ir sult ez deste gerner tuon,
wan ichz für iuch hân gelobet.
Diu des niht tuot, diu ertobet
unde hât gevelschet mich.“
Dô bedâhtens alle sich,
daz si gerner wolten dulden
laster zuo den schulden,
dan si von im imer mêre
gewunnen liep noch êre.
Dô der künec die rede getet,
dô antwurt im Orphilet
der fürste, ein bescheiden man:
„So ich imer meist gevlêhen kan,
sô bite ich mîne vriundîn,
daz siu nu diu êrste welle sîn.
Swaz sin unz her getân hât,
ob siu michs fürder mâle erlât,
sô sî mit triuwen diz verkorn.“
Diu rede was der vrowen zorn;
den mantel siu doch an swief:
dô wart er ir alsô tief,
daz er ir verre nâch gienc,
wan ein ort, daz vor ir hienc,
daz was sô sêre ûf gangen,
daz ez niht mohte gelangen,
wan ein lützel für daz knie.
Vil harte wundert ez sie,
die den mantel sô kurzen sâhen.
Diu maget sprach in allen gâhen:
„Ich wil iu sagen über lût,
der vrowen ist ir man ze trût:
unt swenn er ir abe gât,
des er si gewenet hât,
sô müezen alle ir sinne
an vremder liute minne
sich senlichen vlîzen.
Ich enwil ir niht verwîzen,
dâ von siu mir sî gehaz:
einer andern stât der mantel baz.
Dô diu rede alsus ergienc,
Wâlwein den mantel enpfienc
unt bât sîne vriundîn,
daz siu durch den willen sîn
den mantel umbe wolte nemen;
dô muost er ir vil nâch gezemen,
als ez wære ein reiteleit.
Diu maget sprach: „Iu sî geseit,
kæme der mantel nieman baz,
sô trüege in billîch âne haz
diu vrowe, diu in an hât:
siu lebt ab, der er baz stât.“
Dô sprach der arcspreche Kaiîn:
„An des mantels lenge ist schîn,
daz er mîme wîbe zimet.“
Zehant ouch si den mantel nimet;
daz volc es alles war nam.
Ich wæn err vorne wol kam
gegen irm man, dâ er saz.
Kaiîn sprach: „Er kumpt ir baz,
dan allen disen vrouwen:
wer mac dar an schouwen
buozwirdiges iht umb ein hâr?“
Der mantel hinden was für wâr
an den gürtel ûf gerumpfen hô:
swie vil man in nider zô,
sô dent er sich fürnamens niet.
Dô sprach alliu diu diet:
„Daz ist ein wol stândez cleit!“
Als Kaiîn sach die wârheit,
dô wart er vor schame rôt;
sin wîp er hiez unt gebôt,
daz siu ginge zuo der künigîn,
unt wes siu wert wolte sîn,
daz siu wânde, daz ir kæme,
daz sîner frowen missezæme
durch deheines lasters âhte.
Diu aber den mantel brâhte,
diu zêch si, daz siu gerne
willic war ze werne,
und daz siu gereche tæte,
swes man si gebæte,
unt, swie man ez versuohte,
daz siu des alles ruohte.
Dô Kaiîns vriundîn misselanc,
mit zühten dô her für dranc
Loifilol der stæte,
der sîn wîp geminnet hæte,
ê siu wurde geborn, ein jâr.
er gezurnde nie für wâr
mit ir, des siu sich kunde entstân:
des wânde er dô genozzen hân
unt wolt ir triuwe schouwen.
Under allen den vrouwen
was borvil ieman baz getân;
ir keiniu wart des vor gelân,
diu ir man holder wære:
daz verdient der êrbære
mit triuwen, als ein hübsch man.
Nu leit er ir den mantel an;
dô stuont er ir ze wunsche wol,
wan als ich iu sagen sol:
da enwas nieman ze stunde,
der ir den nüschel kunde
gelegen wol ze rehte.
Daz was dem guoten knehte
swære und âne mâze leit
und ouch der vrouwen gemeit.
Diu maget, diuz allez beschiet,
diu versweic die massenîe niet,
wâ von daz dinc was komen;
siu sprach: „Diu vrowe hât genomen
gewerp und dienstes genuoc,
dâ von siu in herzen truoc
wünne und dicke hôhen muot;
doch was siu des vil behuot,
daz siu durch iemans minne
nâch tumbes herzen sinne
diu were ie getæte,
swie vil man sis gebæte,

wan daz sinz tæte umbe daz,
daz ir gemüete deste baz
ze vreuden stüende und ouch ze spil.
Für wâr ich iu daz sagen wil,
ez ist noch maneger vrouwen site,
diu wænet tiuren sich dâ mite;
nein, siu swechet sich vil sêre:
ez ist laster und unêre,
swelch wîp des mannes gâbe enphât,
und im doch ungelônet lât."
Dô hiez der künic Gîvreiz
sîn vriundîn treten in den kreiz.
Als siu den mantel an genam,
al umbe und umbe err rehte kam,
wan ein michel loch gie drîn:
daz solte vermachet sîn
mit eim uosezzel breit,
der ir doch was unbereit,
Diu maget sprach: „Diz betiutet daz,
diu vrowe ist ir man gehaz
durch daz er ist undære,
swie doch vil bezzer wære
ein mæzlich man mit fuoge,
danne grôzer manne gnuoge."
Diu vrowe den mantel von ir tet.
Dô hiez der herre Kailet
sîn vriundîn in an legen.
Für wâr wir iu daz sagen megen,
der brach der nüschel zehant:
dâ mite wart daz bekant,
daz er mit ir ze vil um fuor.
Die maget des vil tiure swuor,
ez wære ein unwîsheit,
swer sîm wîbe tæte leit
und ir niht êren lieze
unt si dâ wesen hieze,
dâ siu niht gerne wære:
diu nâhe gânde swære
tuot manegen nüschel brechen.
Man sol dem übel sprechen,
der weder lützel, noch vil
sînem wîbe entwîchen wil.
Der mantel an die erde sleif,
diu maget in ir teschen greif,
unt zôch ein nüschel her ûz.
Dô hiez der wîse Maldûz,
sô daz cleit genüschet wære,
daz sîn vriundîn niht verbære,
si enleite in balde an den lîp.
Ditz was daz minneste wîp
under allen den vrouwen.
Hie sült ir wunder schouwen.
Dô siu den mantel an getete
mit vorhten unde mit gebete
unt mir ir wibluppe,
dô wart er als ein juppe,
daz er ir fürnamens nie
für den gürtel nider gie,
doch si diu minnest wære.
Diu maget sprach: „Ich bewære,
daz diz ist ein vremde dinc:
über allen disen rinc
kan nieman spotten alsô wol;
daz sage ich iu, wan ichz tuon sol:
siu lât alle liute
mit worte unt mît gediute
durch ir hende gegân,
dâ von ist ir ditz getân."
Dar nâch hiez her Iwân
sîne vriundîn ûf stân:
dar an schein sîn gelimpf.
Ich sage iu einen schœnen schimpf:
siu was sô lanc, daz siu erschein
des houptes lenger, dan ir kein;
als siu sich in den mantel twanc,
dô wart er ir alsô lanc,
daz er nâch ir lac gespreit
ûf der erde drîer hande breit
mit unebem schrôte:
des nâmens war genôte.
Diu maget sis aber beschiet,
siu sprach: „Ern kumet ir ouch niet;
siu ist ze alwære:
swes ir ze muote wære,
daz enlieze siu durch nieman.
Er ist tump, der niht entwîchen kan,
und der an sîme strîte
belîbet zaller zîte."
Als ir unz hânt vernomen,
der mantel wære genuogen komen
vil wol unz an ein cleine.
Enîte, diu reine,
unt Wâlweines vriundîn,
der vrowen mohte manegiu sîn,
diu in vil wol haben solte,
wan daz diu maget enwolte,
diu in dar brâhte.
Als ez dô izuo nâhte,
daz von rehte enbizzen solte sîn
Artûs und al sîn menegîn
und diu maget von dem Sê
(zwei hundert vrowen unde mê
versuochtenz nâch ir werde),
der bote noch dô gerde,
daz der künic hieze für gân
eine vrowen wol getân,
diu niht was mit den andern komen;
wan siu hete wol vernomen,
daz Iblis diu getriuwe
durch sneliche riuwe,
als ir stæte wol gezam,
des tages niht hin vür kam.
Doch dês al ein, siu muoste her:
daz was der massenîe ger,
wan siu begie nie valschiu dinc.
Als si dô kom in den rinc,
dô gruozte siu die selben maget,
diu dâ hâte gesaget
wunder, als siu kunde.
Mit lachendem munde
neig ir der merfeine bote
unt beswuor si bî Gote,
daz siu den mantel an leite.
Diu vrouwe dô niht enbeite,
siu leit in vor in allen an.
Dô sprach wîp unde man,
ez wære mit der wârheit
daz aller beste stênde cleit,
daz ie dehein vrowe getruoc.
Der aber von nîde des gewuoc,
daz dar an iht missezæme,
ê man daz volle vernæme,
so schicte sich der mantel dar,
alsô daz im niht enwar.
Dô wart mîn her Wâlwein
mit ganzer volge des in ein,

daz dem mantel niht enwürre.
Nu velseh in, der getürre,
wan ez nieman frumer tuot.
Er dûht ouch Kaïnen guot;
er sprach zuo sîner vriundîn:
„Ir müezent mir wol liep sîn,
wan ir iuch hânt des wol bewart,
daz ir in der merren schar vart.
Daz in der tiufel henke,
der dis gwerbes imer gedenke,
wan ze guote und âne haz."
Dô lobtens allesament daz
durch des küneges êre,
daz ez nimer mêre
ze übele wurde gedâht.

Herbort von Fritzlar.

Fritzlar, ein Städtchen in Hessen, war die Heimat des Dichters, der sich selbst nach seinem Geburtsorte nannte. Außerdem beweist aber auch die zwischen Hoch- und Niederdeutsch schwankende Mundart desselben, daß er aus Niederhessen stammte. Nach seiner eigenen Angabe verfaßte Herbort sein Gedicht noch in jugendlichem Alter, als „gelarter schuolære", wobei man freilich nicht an den heutiges Tages mit diesem Ausdruck verbundenen Begriff denken darf; vielmehr war der Dichter schon vielseitig gebildet, und wahrscheinlich dem geistlichen Stande zugewendet, wie sich aus seiner nähern Bekanntschaft mit der Bibel und aus manchen in das Gedicht eingestreuten theologisch-moralischen Betrachtungen mit ziemlicher Gewißheit annehmen läßt. Weil Herbort in der Folge gänzlich verschwindet, und er von späteren Dichtern, die das Andenken auch minder bedeutender Geister erhielten, nie genannt wird, schließt der Herausgeber seines Gedichts (Frommann) wohl mit Recht, daß er kein hohes Alter erreicht habe. Auch er dichtete (wahrscheinlich schon vor 1210) nach einem französischen Vorbild auf Veranlassung des in der deutschen Literaturgeschichte so bedeutenden Landgrafen Hermann von Thüringen, der das „welsche Buch", oder „das Lied", wie Herbort seine Quelle nennt, von einem Grafen von Leiningen erhalten hatte. Ob dieses französische Gedicht das noch vorhandene des Benoist (Bénévois) de Sainte-More ist, der um die Mitte des zwölften Jahrhunderts den trojanischen Krieg nach den nur in lateinischer Uebersetzung oder Ueberarbeitung erhaltenen Erzählungen der Griechen Dares und Dictys in französischen Versen schrieb, oder ob er ein noch älteres französisches Gedicht vor Augen hatte, läßt sich noch nicht mit Sicherheit bestimmen. So viel ist aber gewiß, daß Herbort seinem welschen Buche mit der größten Treue folgte, da er jedesmal andeutet, wann und warum er von seinem Originale abweicht. Somit dürfen wir das „liet von Troye" nur als eine, freilich nach damaliger Weise frei gehaltene Uebersetzung aus dem Französischen ansehen, wobei sich Herbort seinen größern Vorgänger Heinrich von Veldeck zum Muster nahm, ohne ihn jedoch weder in Sprache und Darstellung, noch viel weniger in poetischer Auffassung zu erreichen. Er selbst gesteht freimüthig, daß er bei seiner Arbeit keinen andern Zweck habe, als die Schaar der Dichter zu mehren; er habe, sagt er in der Einleitung, selten ganzen Regen, er müsse sich begnügen, wenn es ihm tropfenweise zufalle. Und so ist es in der That, denn es sind nur einzelne wenige Stellen, aus denen ein höherer poetischer Geist leuchtet, oder auch der Einfluß alter volksthümlicher Gesänge durchbricht. Wie andere Dichter faßt Herbort das Alterthum vom Standpunkte seiner Zeit auf; ja er geht darin noch weiter, als irgend Einer, so daß sich die Helden und Heroen der griechischen Sage weder in ihrer äußerlichen Erscheinung, noch in ihrem Charakter, in ihren Handlungen und Gefühlen von den Rittern und Herren des deutschen Mittelalters unterscheiden. Dies macht in den meisten Stellen einen nicht unangenehmen naiven Eindruck, z. B. wenn er bei der Ankunft des Herkules und der Griechen vor Troja sagt: „Des Morgens, da es tagete, der Wächter Mähre sagete; er rief von den Zinnen: Ich sehe das Land brennen, und glänzende Schilde über das Gefilde, Helm und Halsberg über Thal und über Berg; die vergoldeten Zäume erglühen gleich der Sonne" u. s. w. Dagegen gibt es auch solche, welche widrig berühren, und die Sittlichkeit jener Zeit, in welcher der Dichter lebte, eben so wenig in günstigem Lichte erscheinen lassen, als die minnesüchtigen Frauen Ulrichs von Zazikhoven: so ist in der „chevaleresken" Art (man verzeihe diesen einer Seite des ritterlich höfischen Charakters vollkommen entsprechenden fremden Ausdruck), mit welcher Jason der Königstochter Medea seine Liebe erklärt, die Rohheit und Gemeinheit der Zeit gleich gut vertreten.

Es wäre überflüssig, den Inhalt des Gedichts genauer anzuführen, da der Stoff als bekannt vorausgesetzt werden kann; es genügt, zu erwähnen, daß Herbort sein „Lied von Troja" mit der Sage von Jason und dem Zug der Argonauten nach dem goldenen Bließe beginnt, an dessen ausführliche Erzählung sich die Geschichte von Paris und dem Raube der Helena anschließt. Dieser wird auf folgende Weise motivirt: Herkules war auf dem Zuge nach dem goldenen Bließ von den Trojanern mißhandelt worden, weshalb er die Griechen zu einem Rachezuge gegen Troja aufforderte, der mit Zerstörung der Stadt und dem Tode des Königs Laomedon endigte. Dessen Sohn, Priamus, baute die Stadt wieder auf, und ward mächtiger, als seine Vorfahren; allein er konnte nicht vergessen, daß seine Schwester Esiona von den Griechen geraubt worden war; er schickt hin, um sie zurückzuverlangen, seine Boten werden aber mit Hohn abgewiesen, und er beschließt daher, sich zu rächen. Da erzählt Paris die Geschichte mit dem Apfel, um den sich Juno, Pallas und Venus gestritten hätten, und den er als erwählter Schiedsrichter der letzten zugesprochen, weil sie ihm das schönste Weib verheißen habe. Dieses sei nun in Griechenland, er wolle hinfahren und den Griechen großen Schaden zufügen. Sein Antrag ward angenommen; er fuhr nach Griechenland, wo ihm ein günstiges Geschick die schöne Helena zuführte, mit der er in die Heimat fuhr. Anfangs jammerte Helena über ihr Schicksal, bald aber ward sie von Liebe zum schönen Paris erfüllt. „Die Frau", sagt der Dichter mit schalkhafter Naivetät, und die ganze Stelle ist überhaupt eine der schönsten des Gedichts (s. unten) „ihres Leides vergaß von der Stunde immer baß und baß; an dem andern Tage war gemindert ihre Klage; recht darnach in sieben Tagen hörte sie Niemand mehr klagen; nach einem halben Jahr minnete sie ihn offenbar; und als das Jahr herumkam, da war sie

dem Menelaus gram." (Vers 716 ff.) Nun ziehen die Griechen nach Troja; der Dichter erzählt den Krieg mit aller Ausführlichkeit, ohne jedoch bedeutende Einzelnheiten, etwa den Tod Hektors ausgenommen, besonders hervorzuheben. Wie er dagegen die Erzählung mit Jasons Zug, als dem entfernten ersten Grund des trojanischen Kriegs, begann, so fügt er auch die Geschichten und Abenteuer der griechischen Helden, insbesondere des Ulysses, auf ihrer Rückfahrt oder nach ihrer Heimkehr in meistens trockener Darstellung hinzu.

Ueberhaupt ist Herborts Styl im Ganzen steif, trocken und unbeholfen, nur selten wird die Darstellung lebendig und anziehend; man sieht es ihm beinahe immer an, daß er in Ausdruck und Wendung seinen Meister und Vorgänger Heinrich von Veldeck nachzuahmen sucht. Eigenthümlich ist ihm dagegen die lyrische Weise, mit welcher er viele einzelne Abschnitte seines Gedichts beginnt (z. B. Vers 2309 u. s. w.), welche er offenbar ebenfalls den lyrischen Dichtern abgeborgt hat (s. oben S. 31).

Aus dem Liet von Troye: Paris und Helena.

Senfte weter, liehter tac,
bluomen schîn, wurze smac,
der vogel sanc, daz grüene rîs
geschuofen, daz Pârîs
gen sumerzît gereche wol
fünf unt zwenzic schiffe vol
harter lieber fründe
fuorte in unkünde.
Als diu zît leidet,
swenne der sumer scheidet,
alsô scheidet daz leit
gegen der zîte süezekeit:
disen herren alsô geseach;
ir jâmer und ir ungemach,
dar zuo ellendes klage
vurgâzzen sie durh die süezen tage.
Dô wâren mit Pârîdê
vier fürsten uber sê:
Dêiphebûs, Polidamas,
Antenor und Ênêas;
die fuorten hin uber mer
drî tûsent ritter
zuo strite gar unmâzzen wol.
Nu ich ez iuch sagen sol,
sie wâren alle wol bereit
unt wol erkant an manheit.
Die herren nâmen urloub
über allen den hob;
Prîamus bevalch Pârîsen
den herren künen unt wîsen,
den fiern, die ich hân genant:
dô fuoren sie gein Criechen lant.
Mit liebe unt mit leide
schieden sich dô beide,
vater, bruoder unde kint,
als sie dâ vor genant sint.
Die edeln Troyre,
die quâmen vil schire
zuo Criechen in die geine;
dô zwîfelten sie alle gemeine,
wâ sie mit êren
zuo stade mochten kêren.
Unterdes sie sâhen
ein michel folc in nâhen;
sie erkanten ir dehein.
In fuor ein rîcher kunic engein,
Menêlâus was er genant;
Nestôr hette nâch im gesant,
daz er zuo Pirô queme
unt von im vurneme
ein vil guot mêre:
ich enweiz, waz daz wêre;
dem kunige was zuo Pirô gâ.
Sîn wîp hiez Elênâ:
daz was daz wîp schône,
die Pârîsê zuo lône
Vênus gelobet hête
um daz gerête,
wand er ir des apfels jach,
als über dem brunnen geschach.
Dô begeinte mit sîme her
Pârîs Menêlâô ûf dem mer:
ir itweder fuor sîne fart;
ir deweder gewar wart,
wer der ander wêre.
Sie îlten beide sêre:
ir itweder ein ander gap
guoten morgen, guoten tac;
sie îlten faste beider sît.
Castor in der selben zît
unt Pollux wâren ûz gefarn,
die daz lant solden bewarn
irme hêrren Menêlâô.
Pârîs ankerte dô
nâhe bî Criechlant
gegen eime berge, den er fant.
Der berc hiez Cythêrus:
da hête frouwe Vênus
ein bethûs reine
von edelme mermelsteine.
In den selben stunden
die hêrren hie funden
daz volc maniger hande;
wîten in den landen
daz volc zuo dem bethûse quam.
Dâ was ein hôchzît lobesam
bî den gezîten:
sie sâhen dar zuo rîten
ritter unt frouwen.
Sie moehten wunder schouwen,
die fremde Troyre,
maniger slahte zire
an gewande und an gelâzze.
Sie wunder ûzer mâzze
dise unt gene beide
durch daz umbescheide,
daz gene von den gesten
diz noch daz westen,
noch dise von dirre hôchzît.
Dô quam in ouch beider sît
hie unde dâ mêre,
waz diz und daz wêre.
Dar quâmen alle gelîche,
arm unt rîche
beide zuo bete unt zuo clage;
an dem anderen tage
ir opfer sie bereitten.
In ir bethûs sie leitten
hern Pârîsen;
sie begunden im wîsen
ir opfer und ir schônheit.
Ze hant was daz mêre breit
in dem lande uber al;

von Pârîse ez ûz schal,
daz er mit michelme her
unt mit zirde uber mer
zuo hôchzît kumen wêre:
Elêna vurnam die mêre.
Sie ensûmte sich nit;
mit irn juncfrouwen sie rit,
wie sie dar queme,
daz iz wol gezeme,
hin zuo dem bere Cythêrô.
Ir man was zuo Pirô,
als gesaget ist dâ vor;
ir bruoder Castor
und Pollux wâren geritten.
Sie begunde ir juncfrouwen bitten,
daz sie sich erbeiten
unt wol bereiten
ir gewant und ir kleit.
„Ez ist allez bereit,
ûwer zirde und ûwer wât!
wolt ir varen, ir hât
ritter unt frouwen:
man mac uns wol schouwen
mit sô grôzen êren,
wâ wir hine kêren.“
Die frouwen ûf sâzen
unt fuoren ir strâzen.
Helênâ gar schône was,
als ich ez an dem buoche las:
ir stirne was offenbâr,
ir ougen lûter unt clâr,
rôsige wangen, rôter munt,
süeze âdeme, zende gesunt,
blichende kel, arme blanc,
schône hende, finger lanc,
glander negel, sleht hût glat,
rein, wîz, als ein liligen blat
wærliche uber al irn lîp:
von wîbe quam nie schôner wîp.
Man saget von der schônen,
sie fuorte ûffe eine krônen
von golde gar durch slagen.
Waz mag ich mêr von ir sagen?
Beide, ir lîp und ir kleit
was von sulchere zirheit,
daz er Pârîs selbe jach,
dô sie quam und er sie sach,
daz nie wîp deheine
sô schône noch sô reine
muge gewerden
nimmer mêr ûf erden.
Ouch nam die frouwe des herren war:
dô was er alsô schône gefar,
daz er ûz den andern schein,
als ein lieht karfunkelstein
under anderme gesteine.
Ouch was er sô reine
an den gebêre,
als er ein juncfrouwe wêre.
Ir deweder sach den andern an,
er daz wîp, sie den man:
lange sie sich undersâhen.
Dô begunden sie sich nâhen
ie baz unt baz:
ir deweder sines vergaz.
Al nâch der muoze,
gruoze gein gruoze,
sie in und er sie;
beide, dâ unde hie
was die süeze minne
ie mitten rehte dar inne.
Sie hetten beider sît nôt:
wîlen bleich, wîlen rôt,
wîlen trûric, wîlen frô,
beide sus unde sô
nâch der wandelunge,
daz die minne fert in sprunge.
Gegen der abentstunde
daz vole sich abe begunde
rîten unt machen:
sie wolden die naht wachen
unde in dem bethûse wesen,
beide, singen unde lesen,
als man in der zît pflac.
Pâris hette al den tac
gedâcht um sine nôt;
sînen lûten er gebôt,
daz sie zuosamne quemen
unde sîne rede vurnemen.
Sîn gebot dâ geschach,
als er selbe vor sprach:
dar quam Dêiphebûs unt Polidamas,
Antenor und Ênêas,
dise houbet fursten viere,
und ander Troygire,
grâven, frîgen, dienstman:
dô Pâris huop sîne rede an.
Er sprach: „Ir hât alle wol vernumen,
wir sîn durch schaden ûz kumen.
Uns hât mîn vater ûz gesant:
die Criechen zufuorten unser lant
mit roube unt mit brande.
In unserme lande
ich enweiz, waz sie râchen:
unser bethûs sie brâchen;
Thêlamôn Êsionam,
mîne wasen mit gewalt nam.
Ouch wart unrecht gewalt
mit unsern mâgen gestalt.
Ich enweiz, waz sprechen;
woldet ir ez rechen,
so geschê in hie daz ungemach,
daz unsern vordern dort geschach!
Saget mir alle ûwern muot;
ich wil, ob ez uch dunket guot
dise kuneginnen
mit mir fuoren hinnen.
Des enachte ich niht mê,
wie ez den andern ergê.
Nu saget, ir hêrren alle,
wie uch der rât gefalle!“
Sân mit disen worten,
do sie diz gehôrten,
dô quâmen sie alle an den rât:
nâch der dritten hanecrât,
do daz fole begunde stillen,
dô tâten sie irn willen,
als sie dô gerten.
Mit den blôzen swerten,
mit armbrusten ûf gezogen,
mit phîlen unt mit bogen,
(sie hetten ouch ir sarwerc,
panzir, helm, halsberc),
in daz bethûs sie liefen
sie dôzten unde riefen;
sie begriffen mit den hâren

die herren, die dâ wâren;
sie rizzen unde brâchen,
sie sluogen unt stâchen,
unde zufuorten, swaz dâ was.
Elênâ kûme genas
unde ir juncfrouwen;
sie giengen sô houwen
daz fleisch unde bein:
der manne der genas dehein;
ouch lac der wîbe vil tôt:
dâ was allenthalben nôt.
Dâ was grôz ungedolt:
sie nâmen silber unde golt,
zindâl, pfellel, samît,
unde ander gezirde dâ mit.
Die frouwen sie nâmen,
swâ sie in zuo quâmen:
Pârîs zuo im nam
die schônen frouwen Elênâm,
unde huop sich balde dannen
mit frunden unt mît mannen,
unde karte gegen Elêê;
daz was ein burc ûf dem sê.
Die wîle, daz sie karten dar,
dô wurden sie ir ûf der burc gewar
sie frâgeten, wer der herre wêre
und ouch die mêre;
unde als sie selben sâhen,
dô begunden gâhen
unde schutten an ir îsen.
Die tumben mit den wîsen
tâten in micheln schaden:
des roubes, der dâ was geladen,
des was harte vil gerat.
Sie wichen wider in die stat
ûz dem kreftigen here.
Pâris besach die gewer,
unde als er daz weste,
daz sie was sô veste,
als in selben dochte,
daz er sie niht mochte
deheine wîs gewinnen,
er sprach: „Wir kêren hinnen!
waz sol lenger leger hie?
Ich gesach sô feste burc nie!“
Daz folc enbeite niht mê:
sie karten von Elêê,
sie begunden îlen unde jagen;
dô quâmen sie in siben tagen
zuo einer burc in ir lant,
Tênedôn was sie genant,
von Troje siben mîle.
Da ruoweten sie eine wîle;
dannen sante er boten Priamô.
Sîn vater wart harte frô,
als er rechte vurnam,
mit welcher vuore er wider quam.
Helênâ in unkünden
weinte nach ir fründen,
nâch den kinden, nâch dem man:
„Daz ich den lip ie gewan!
Got ez erbarme!
Waz sol ich vil arme?
Ôwê, unsêlic wîp!
Alhie hânt sie mînen lîp,
mîn herze ist immer mê dort.
Wê! wie bin ich sus gevôrt,
dâ mîn erbe finde sint.
Owê man! owê kint!
owê mîn kunne!
owê mîn liebe wunne!
owê rîche, owê lant!
ir sît alle an mir geschant,
iedoch âne mîne scholt.
Ich enwerde in nimmer mêr holt,
die mir diz leit hânt getân.
Man mac an mir wol begân
beide, gewalt unde unreht,
ez ist mir leit: nu seht,
ez blîbet ungerochen niht,
swaz mir leides hie geschiht!“
Süeze wort sprach Pâris;
„Ir sît zuo hubeis unde zuo wîs,
daz ir des soldet jehen,
daz û gewalt sî geschehen:
ez ist, frouwe, sô niht;
iedoch û nimmer niht geschiht
hie in disen landen
laster noch schande.
Herze frouwe, künegîn,
kündet ir gehaben sîn,
û geschê hie noch êre
tûsent stunt mêre,
den mit Menêlâô.
Gehabet uch wol unde weset frô,
ir und ûwer lûte.
Ich gebe iu noh hûte
allez, daz ich ie gewan,
lant, burge, dienstman.
Ez kumet allez wol zuo baden:
ûwer juncfrouwen wil ich bestaden
baz, dan nach irme rechte.
Ouch wirt ûwer geslechte
an mir nimmer geschant;
ich hân burge unde lant.
Ich wil uch zuo kebese niht hân;
ich ensol ouch û niht versmân.
Wolt ir uch versinnen,
ich bin ûwer minne
alle tage wol wert:
mîn hât manic frouwe gegert,
edelre, den ich sî.
Ich hân noch schôner swester drî,
der enist deheine
sô snôde, noch so kleine,
sie ist ein kuneginne.
Ich bit es uch ûf minne
unde ûf rechte hubischeit,
daz ir verlâzzet ûwer leit.“
Die frouwe irs leides vurgaz
von zîte ie baz unt baz:
an dem andern tage
was geminret ir klage;
rechte dar nâch in siben tagen
hôrte sie nieman niht klagen;
bî eime halben jâre
minnete sie in uffenbâre:
dô daz jâr umbe quam,
dô was sie Menêlâô gram.
Priamûs, der kunic gmeit,
saz ûf unde reit
gegen der burge zuo Tênedôn:
dô begeinet im sîn son,
Pâris unde Elenâ.
Sie undergruozten sich dâ
mit sô getânen worten;

die dar zuo gehôrten,
iegelich sîne wise,
sie dancten Pârîse,
als man danne phlît,
swenne ein man sîne zît
in fremdeme lande wol bestât.
Sie fuorten die frouwen in die stat
mit micheler wünne;
der Troygère künne
liefen ir engeine
unde enphingen sie alle gemeine:
„Willekume nû, lône û Got!“
der in ernste, der in spot,
als ez danne ganc hât,
swenne ein sulich ding ergât.
Unde dô daz was ergangen,
daz sie was enphangen,
unde nider gesâzzen,
getranken unde gâzzen,
beide, frouwen unt ritterschaft,
der kunic gebôt ein ritterschaft:
die wirtschaft wêrte siben tage,
Cassandra huop ir alden klage:
„Owê, nû waz suln wir!
Mîn aldez leit, daz wirret mir!“
Ir geschreige was alsô grôz,
daz ez allez daz folc verdrôz,
beide, ferre unde bî.
„Ôwê und ôwî!
Ôwî und ôwê!
Waz kumet noch von Pârîdê
unde von dirre frouwen!
Wir sullen ez beschouwen
in vil kurzen jâren,
daz iz gerûwet unsen hâren!“
Sie schrei uber al die stat;
ir mûter sie swîgen bat:
swie vil sie es bete,
Cassandra irn willen hete;
si schrei, als sie hette geschrît.
Dô zuginc die hôchzît.
Alsô tet sî daz geschreie
unde klage manigerleie
biz an den selben tac,
daz der fal unde der slac
unde daz leit alsô geschach,
als die frouwe vor sprach.

Wolfram von Eschenbach.

Da die Erneuerung des Andenkens an die ältere deutsche Dichtkunst im achtzehnten Jahrhundert vornämlich von der Schweiz ausging, so ist es erklärlich, daß man die Heimat eines der größten Dichter des Mittelalters in diesem Lande suchte, in dessen Geschichte das Geschlecht der Eschenbach zu nicht geringer Berühmtheit gelangt war. Doch hat sich diese Vermuthung nicht bestätigt, es ist vielmehr außer allem Zweifel, daß **Wolfram von Eschenbach** aus dem fränkischen Geschlechte stammte, welches seinen Namen von dem bei Ansbach liegenden Städtchen Eschenbach führte. Er selbst nennt sich einen Bayern, weil der Nordgau, in welchem die Stadt Eschenbach liegt, damals zu Bayern gehörte. Püterich von Reicherzhausen nennt ihn in seinem bekannten Ehrenbriefe Wolfram von Eschenbach und Pleienfelden und es ist diese Benennung ziemlich allgemein geworden; allein obgleich allerdings ein Marktflecken Pleienfelden in der Nähe von Eschenbach liegt, so ist es doch kaum anzunehmen, daß Püterichs Angabe begründet sei, da weder Wolfram selbst, noch seine Zeitgenossen diesen Namen erwähnen; dagegen hat er das Wappen, welches er genau beschreibt, ohne Zweifel richtig angegeben, da er es nach der Abbildung auf des Dichters Grabmal beschrieben hat, zu welchem er „zwaintzig meilen“ weit geritten war. Dasselbe ist freilich von dem in der Manessischen Sammlung sehr verschieden; doch kann diese hierin keineswegs als Autorität gelten, und es ist der Versicherung Püterichs, die auf Augenschein beruhte, größere Glaubwürdigkeit beizumessen. Wolfram war aus



Wappen des Wolfram von Eschenbach

ritterlichem Geschlechte, wie er oft genug mit unverkennbarem Stolze von sich rühmt (s. oben S. 25); eben so häufig spricht er von seiner adeligen Geburt und von dem Schlosse (hûs) seiner Familie. Doch hatte er, als ein nachgeborener Sohn, keinen Theil an den Besitzungen seiner Ahnen, wie er denn öfters und nicht ohne Bitterkeit über seine Armuth klagt. Daher mußte ihn wohl sein Dichtertalent, das er seinem ritterlichen Stande gegenüber mit Geringschätzung erwähnt, vor Noth schützen oder ihn wenigstens in glänzendere Verhältnisse bringen, als er zu Hause finden mochte. Denn wenn wir ihn am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, bei den Grafen von Wildberg und Abenberg finden, so hatte ihn gewiß nur sein Dichterruhm in diese Beziehungen gebracht, ob er gleich doch wohl kein fahrender Sänger im eigentlichen Sinne des Wortes war. Daß der zweite Theil des Singerkriegs auf der Wartburg ihn zum Helden und Mittelpunkte des in demselben dargestellten Dichterkampfes macht, haben wir schon oben (S. 158 f.) gesehen. Wolfram hatte, wie es bei einem edlen Ritter der damaligen Zeit nicht anders erwartet werden kann, keine ge-

lehrte Erziehung erhalten; er konnte sogar weder lesen noch schreiben. Dagegen hatte er sich im Leben mancherlei Kenntnisse erworben, die er mit großer Selbstgefälligkeit und nicht ohne eine Art pedantischen Stolzes in seinen Gedichten bei jeder Gelegenheit anbringt. Seinem Umgang mit den Großen hatte er wahrscheinlich die Kenntniß des Französischen zu verdanken, mit welchem er ebenfalls gerne glänzt; besonders hat er im Parzival viele französische Wörter und Phrasen eingemischt, wogegen er im späteren Wilhelm nicht ohne Laune über diese Unart spöttelt, die leider großen Anklang und vielfältige Nachahmung fand. Die Zeit seiner Blüthe fällt in das erste Viertel des dreizehnten Jahrhunderts, er muß also wohl im letzten Drittel des zwölften geboren worden sein. Die Zeit seines Todes ist eben so unbekannt, als die seiner Geburt; wir können nur vermuthen, daß er um das Jahr 1230 gestorben sein mag. Wie Püterich berichtet, ward er im Frauenmünster zu Eschenbach begraben; auf seinem Grabmal war außer seinem Wappenschild eine Grabschrift zu sehen, von welcher Püterich leider nichts weiter anführt, als daß sein Todesjahr in derselben nicht bemerkt war. Von diesem Grabmale ist heute keine Spur mehr zu sehen, da die Kirche seit Püterichs Wallfahrt ganz umgebaut wurde.

Außer den lyrischen Gedichten, welche schon oben (S. 64 f.) besprochen wurden, hat Wolfram noch zwei epische Gedichte verfaßt, den Parzival und den Willehalm (Wilhelm), welcher letztere jedoch unvollendet blieb; von einem dritten, das er begonnen, dem Titurel, hat er höchst wahrscheinlich nur die wenigen Strophen gedichtet (es sind deren 170), welche uns erhalten worden sind. Diese drei Gedichte sind nach französischen Vorbildern*) bearbeitet, von denen uns Wolfram jedoch nur dasjenige näher bezeichnet, welches ihm bei dem Parzival vorlag. Es war dieses von dem Provenzalen Kyot (Guiot) gedichtet; da Wolfram jedoch des Südfranzösischen unkundig war, hatte er wohl eine nordfranzösische Bearbeitung desselben vor sich, welche nebst dem provenzalischen Urtext verloren gegangen zu sein scheint**). Außerdem kannte er aber auch ein Gedicht des Chrétien von Troyes, welchem er jedoch vorwirft, daß er die Sage verfälscht habe. Von seinen Vorbildern zum Titurel und zum Wilhelm ist uns nichts Näheres bekannt; nur von dem letztern erwähnt er, daß es ihm vom Landgrafen Hermann von Thüringen (wahrscheinlich zwischen 1215 und 1220) mitgetheilt worden sei.

Der Parzival hat zwar zunächst zum Zwecke, die Geschichte des Helden darzustellen, nach welchem das Gedicht benannt ist, er beginnt jedoch nach Art der damaligen Dichter mit der Lebensbeschreibung von dessen Vater Gahmuret von Anschau (Anjou). Derselbe verläßt, um nicht seinem ältern Bruder dienen zu müssen, dem die Krone nach des Vaters Tode zugefallen war, die Heimat. Nach verschiedenen Abenteuern kam er nach Patelamunt, wo Belakane, die Königin von Zaßamank, von ihren Feinden belagert und hart bedrängt wurde. So schwarz sie war, gefiel sie ihm doch; er widmet ihr seine Dienste und schlägt ihre Feinde. Als er aus der Schlacht zurückkommt, entwaffnet ihn die Königin mit eigener Hand und belohnt ihn mit ihrer Minne (unglîch was doch ir zweier hût, setzt der Dichter naiv hinzu). So wird er Herr der Mohrenreiche Zaßamank und Aßagog; aber bald sehnt er sich nach der Christenheit zurück. Er schifft sich daher heimlich ein und fährt nach Sevilla. Kurze Zeit nach seiner Flucht gebar die Königin einen Sohn, der zweier Farben war und von ihr Feirefiß Anschewein genannt wurde (1—58). Gahmuret fand jedoch in Sevilla seinen Vetter, den König Kailet, nicht, den er aufsuchen wollte; derselbe war nach Kanvoleis zu einem Turniere gezogen, welches die Königin Herzeleide ausgeschrieben hatte, dem Sieger Hand und Reich versprechend. Gahmuret zieht ebenfalls dahin, und erregt durch seinen prächtigen Einzug die Aufmerksamkeit der Königin, deren hohe Schönheit auch ihn mit Bewunderung erfüllt. Das Turnier beginnt und Gahmuret erhält als Sieger den versprochenen Preis, er wird dadurch Herr der Königreiche Wals und Norgals, so wie durch den Tod seines Bruders auch von Anschau. Achtzehn Monate später fährt er wieder über Meer, um dem Baruch von Baldag (Kalifen von Bagdad), dem er schon bei seiner früheren Anwesenheit in Asien seinen Dienst gewidmet hatte, gegen seine Feinde beizustehen. Dort fällt er aber durch Verrath; vierzehn Tage, nachdem Herzeleide die Trauerbotschaft erhalten hatte, gebiert sie einen Sohn, den Helden des Gedichts (59—113). Der Tod des geliebten Gemahls hatte die Königin mit solchem Schmerz erfüllt, daß sie sich in die Wüste von Soltane zurückzog, um ihren Sohn in bäurischer Einfalt zu erziehen und ihn sorgfältig vor aller Kunde des Ritterthums zu bewahren. Doch macht er sich selbst Bogen und Pfeile, schießt Vögel, jagt Wild und wird so von Tag zu Tag stärker und gewandter. Eines Tags begegnet er auf der Jagd vier Rittern in glänzenden Rüstungen, welche ihm so wohl gefallen, daß er auch Ritter zu werden wünscht. Da diese ihn an König Artus weisen, bittet er seine Mutter, ihn zu diesem ziehen zu lassen; sie muß endlich in sein Verlangen einwilligen, sie giebt ihm aber Thorenkleider, um ihm wo möglich durch die Unannehmlichkeiten, die ihm daraus erwachsen mußten, die Fahrt zu verleiden, und entläßt ihn mit einigen Lehren, die er später in seiner Einfalt nur zu wörtlich befolgt. So kommt er in einem Walde zu Jeschuten, Gemahlin des Orilus, welcher er Ring und Spange, so wie manchen Kuß raubt, weil ihm die Mutter gesagt hatte: „Sohn, laß dir befohlen sein: wo du eines guten Weibes Ringelein magst erwerben und ihren Gruß, das nimm, es wird dich von jedem Kummer befreien; du sollst zu ihrem Kusse eilen, und ihren Leib fest umfangen: das gibt Glück und hohen Muth, wenn sie keusch ist und gut." Als Jeschute ihm mit ihrem Gemahl drohte, entfernt er sich um ihrer Ehre willen; Orilus aber, der bald darauf zurückkommt und den Hergang erfährt, macht Jeschuten bittere Vorwürfe, verstößt sie und eilt dem Parzival nach.

*) Da Wolfram weder lesen noch schreiben konnte, ließ er sich die französischen Gedichte vorlesen und diktirte seine Bearbeitungen derselben.

**) Vielleicht ist aber Wolframs Kyot doch kein Anderer als der bekannte nordfranzösische Dichter Guiot von Provins, und es hat Wolfram den Namen dieser Stadt mit dem Namen des Landes Provence verwechselt, oder, was wohl wahrscheinlicher ist, von Provins ein Adjektiv provinzal gebildet, welches spätere unkundige Abschreiber in Provenzal verwandelt haben, wie sie dann auch den Namen Provins in Provenz umgestalteten.

Dieser hatte unterdessen eine Frau angetroffen, welche laut jammernd ihren todten Gemahl Schionatulander in den Armen hielt; er erfährt von ihr, daß sie seine Muhme sei und Sigune heiße. Nachdem er sie zu trösten versucht, zieht er weiter und gelangt endlich an Artus Hof, wo er bald Proben seiner Tapferkeit ablegt, indem er den jungen Ither von Gaheviess erschlägt, der ihm seinen rothen Harnisch nicht abtreten wollte. Darauf bestieg er dessen Roß und kam am Abend zu einer Burg, wo der greise Gurnemanz wohnte, der ihn in den höfischen Sitten unterrichtete und unter mancherlei Lehren auch die gab, nicht zu viel zu fragen. Nachdem er mehrere Wochen bei dem edlen Greise geblieben, zog er auf neue Abenteuer aus (114—179, 12). So kam er nach Pelrapeire, welches von König Clamide von Brandigan belagert wurde, weil die jungfräuliche Königin Condwiramur seine Liebe verschmäht. Parzival wird ihr vorgestellt, bleibt aber, um Gurnemanz' Rath zu befolgen, schweigend vor ihr sitzen. In der Nacht schleicht sich Condwiramur, welche Vertrauen zum jungen Ritter gefaßt hatte, zu dessen Bette, klagt ihm ihre Noth, versichert aber, daß sie sich lieber tödten, als Clamide's Weib werden wolle. Parzival verspricht ihr Hülfe. Am folgenden Morgen zieht er aus und besiegt Clamide's Seneschall. Jubelnd wird er darauf vom Volke zur Königin geführt, die ihn fest umarmt und erklärt, daß sie keines andern Mannes Weib werden wolle. So wird er ihr Gemahl und dadurch König von Brobarz. Auch Clamide, der die Niederlage seines Seneschalls rächen wollte, wird, nachdem sein Heer geschlagen worden, im Zweikampfe von Parzival besiegt, und der Friede gesichert. Nach einiger Zeit aber verabschiedet sich Parzival von seiner schönen Gemahlin, um seine Mutter aufzusuchen (179, 13—223). Gegen Abend gelangt er an einen See, wo er einen reichgekleideten Fischer nach Herberge fragte; dieser weist ihn nach einer nahen Burg, in welcher er ehrenvoll empfangen wird. Bald darauf führt man ihn zum König in einen prachtvollen Saal, welcher von hundert Kronleuchtern und vielen Wandkerzen beleuchtet war. So reich und prächtig Alles war und von großer Macht zeugte — es waren allein 400 Ritter im Saale — so athmete doch Alles die höchste Traurigkeit. Parzival mußte sich neben den König setzen, in welchem er jenen Fischer erkennt, der ihm die Burg bezeichnet hatte. Da bringt ein Knappe eine bluttriefende Lanze, bei deren Anblick Alles in laute Klagen ausbricht. Er trägt sie durch den Saal, worauf er sich wieder entfernt, und die Bewirthung beginnt. Der für den König und seinen Gast bestimmte Tisch wird von den schönsten und edelsten Jungfrauen gebracht und gerüstet; die jungfräuliche Königin Repanse de Schoie bringt den Gral, den sie wegen ihrer Reinheit allein berühren durfte, und setzt ihn auf den Tisch vor den König. Hundert andere für die Ritter bestimmte Tische werden von Knappen herbeigebracht, wie auch Knappen die köstlichsten Speisen und Getränke vorlegen, welche durch die Kraft des Grals in reichlicher Fülle vorhanden sind. So sehr Parzival diesen großen Reichthum und das Wunder anstaunt, fragt er doch, der Lehre Gurnemanz' eingedenk, nicht, woher dieses Alles komme; ebensowenig, als ihm der König ein kostbares Schwert schenkt und dabei seine Verwundung erwähnt. Hierauf wird Alles wieder weggetragen; durch die geöffnete Thüre sieht Parzival den allerschönsten alten Mann auf einem Bette ruhen. Endlich wird dem Gaste ein reiches Lager angewiesen. Nach einer von schweren Träumen beunruhigten Nacht erwacht er; doch läßt sich Niemand sehen, und er muß sich allein ankleiden und rüsten. Auch in der Burg und vor derselben ist Alles leer; sein Pferd ist vor der Treppe angebunden, er reitet hinaus; kaum ist er über die Zugbrücke geritten, als ein Knappe dieselbe aufzieht und ihn eine Gans schilt, daß er den Wirth nicht gefragt habe. In einiger Entfernung findet er Sigunen, welche den einbalsamirten Leichnam ihres Gatten in den Armen hält. Von ihr erfährt er, daß er in Monsalväsche, der Burg des Grals gewesen sei, wohin Niemand gelange, der sie suche; als sie aber vernimmt, daß er nicht gefragt habe, verwünscht sie ihn, weil der König Anfortas nur dann gesund werden könne, wenn man ihn um die Ursache seiner Krankheit frage. Sie will Nichts mehr von ihm wissen und so zieht Parzival traurig weiter (1). Bald darauf begegnet er Jeschuten, welche er mit ihrem Gemahl, nachdem er ihn im Zweikampfe besiegt, wieder versöhnt, indem er ihre Unschuld beschwört; doch muß auch Orilus sich vor Artus stellen (224—279). Dieser brach hierauf mit seinen Rittern von Karidol auf, um Parzival aufzusuchen, dessen Thaten Alles mit Bewunderung erfüllte. Parzival war indessen weiter gezogen und in die Gegend gekommen, wo sich nun Artus befand, der seinen Rittern wegen der Nähe von Monsalväsche und der Gralsritter verboten hatte, sich ohne seine Erlaubniß in einen Kampf einzulassen. Eines Morgens fand er den Weg verschneit und auf dem Schnee drei Blutstropfen. Ueber diesen Anblick versinkt er, indem die weiße Farbe des Schnees und die rothe des Bluts ihn an seine Gemahlin erinnert, „deren Leib gleiche Farbe trug", und weil er dreier Thränen gedenkt, die er ihr einst an den beiden Wangen und am Kinn gesehen hatte, in sehnsüchtiges Träumen. Ein Knappe findet ihn so, sieht darin eine Beschimpfung der Tafelrunde und fordert die Ritter des Königs Artus zum Kampfe gegen den Verwegenen auf. Segramor erhält die Erlaubniß, sich mit dem Unbekannten zu messen; er reitet hin, fordert Parzival zum Kampfe auf, doch dieser hört und sieht Nichts, so sehr ist er von dem Anblick der drei Blutstropfen befangen, bis eine zufällige Wendung seines Pferdes dieselben seinen Augen entzieht. Nun erblickt er den Feind, den er sogleich mit eingelegter Lanze auf den Boden wirft. Aber alsbald rauben ihm die Blutstropfen wieder die Besinnung, und er sieht daher den heransprengenden Kaye, der Segramors Schmach rächen wollte, nicht eher, als bis dieser sein Roß von den Blutstropfen abwendet, was er aber büßen muß, indem ihn Parzival so kräftig vom Pferde niederwirft, daß er Arm und Bein zerbricht, worauf jener von Neuem durch die Blutstropfen der Besinnung beraubt wurde. Jetzt kommt Gawan, der sogleich erkennt, was den Ritter in solches Träumen versenke, daher ein Tuch über die Blutstropfen wirft und dann mit dem entzauberten Freund, den er erkannt hatte, zu Artus reitet. Parzival wird in die Genossenschaft der Tafelrunde aufgenommen; während des Festmahls

aber erscheint des Grals Botin, Cundrie la Sorziere, erklärt die Genossenschaft durch Parzivals Aufnahme für entehrt und flucht diesem, weil er in Monsalväsche nicht gefragt habe. Die Ritter der Tafelrunde aber fordert sie auf, vier zu Schatelmarveil gefangene Königinnen zu befreien. Kaum hat sie sich entfernt, erscheint Kingrimursel und fordert Gawan, den er beschuldigt, seinen Herrn Kingrisin verrätherisch getödtet zu haben, zum Zweikampf auf, der nach vierzig Tagen vor dem König Vergulacht von Askalon in dessen Hauptstadt Schampfenzon Statt finden solle. Parzival, der jetzt zum erstenmale von seinem Bruder Feirefiß hört, verzichtet auf die Tafelrunde, widmet sich dem Gral und reitet verzweifelnd hinweg (287—337). Gawan zieht nach Schampfenzon; unterwegs stößt er auf ein starkes Heer, welches König Meljanz von Li gegen seinen Lehnsfürsten Lippant nach Beaurosche führt, weil dessen Tochter Obie ihm Minnelohn verweigert hat. Gawan kommt in die Burg, sagt auf Bitten der kleinen Obilot, Obies Schwester, seinen Beistand zu, zieht in die Schlacht, wo er Wunder der Tapferkeit thut; ja er nimmt sogar Meljanz gefangen, welchen er der kleinen Obilot schenkt, die ihn wieder ihrer Schwester Obie abtritt. Diese versöhnt sich mit dem heimlich Geliebten und es kommt Vermählung und Friede zu Stande. Gawan aber, dessen Roß Ingliart bei Meljanzens Gefangennehmung einem rothen Ritter (Parzival) zugelaufen war, der mit großer Tapferkeit in den feindlichen Reihen gefochten hatte, nimmt Abschied und zieht weiter (338—397). Er kommt nach Schampfenzon; der König Vergulacht, eben im Begriff, auf die Jagd zu ziehen, übergibt ihn seiner Schwester Antikonie, deren Schönheit den Ritter zu ungestümer Liebeswerbung reizt (ungefähr wie Jason bei Herbort von Fritzlar); und die Schöne wollte ihn eben erhören, als ein grauer Ritter eintritt, und Alles zu den Waffen ruft, um den Verwegenen zu strafen. Gawan flüchtet sich mit Antikonie in einen Thurm; er gebraucht den Thorriegel als Schwert, ein Schachbret dient ihm zum Schild, und Antikonie schleudert die Schachfiguren auf die Stürmenden, zu denen sich auch der König gesellt. Doch wird Gawan durch Kingrimursel, der ihn zum Zweikampf geladen und ihm Geleit zugesagt hatte, aus der Noth befreit. Der Zweikampf wird auf ein Jahr hinausgeschoben und soll zu Barbigöl vor dem König Meljanz von Li ausgefochten werden. Während des Friedensmals erzählt Vergulacht, wie er vor Kurzem von einem Ritter besiegt worden, welchem er habe geloben müssen, entweder den Gral zu erwerben, oder sich zur Königin von Pelrapeire zu begeben, und ihr des Ritters Liebe zu entbieten. Gawan wird unter der Bedingung entlassen, diese Verpflichtung über sich zu nehmen; er nimmt von der weinenden Antikonie, deren Dienst er sich widmet, Abschied, und reitet nach dem Grale, wie ihm der geleistete Eid gebot (398—432). Diesen sucht auch Parzival immer noch, ohne ihn auffinden zu können. Auf seinen Irrfahrten trifft er Sigunen wieder an, die ihm diesmal einigen Trost ertheilt; dann begegnet er einem Templeisen, den er besiegt und dessen Pferd er sich aneignet, weil das seinige in einen Abgrund gestürzt war. Bald darauf begegnet er einem alten Ritter, der mit Weib und zwei Töchtern barfuß zu einem Einsiedel wallfahrtet und ihn, der nicht an Gott denkt, zur Buße ermahnt. Er aber will von Gott Nichts wissen und beurlaubt sich von jenen. Bald überfällt ihn Reue, und um Gottes Güte auf die Probe zu stellen, überläßt er sich seinem Pferde, das ihn nach Fontan la salvatsche, zum frommen Einsiedler Trevrizent bringt, von dem er erfährt, daß er seit fünftehalb Jahren auf seiner abenteuerlichen Fahrt irre, in welcher Zeit er keine Kirche besucht und gegen Gott Haß getragen habe. Der Einsiedler belehrt ihn über Gott und dessen große Barmherzigkeit, warnt ihn vor Uebermuth und fragt nach seinem Kummer. Parzival gesteht, daß ihn die Sehnsucht nach dem Grale und seinem Weibe unglücklich mache; der Einsiedler lobt letztere, tadelt aber die erste, weil nur der den Gral erlangen könne, der dazu auserwählt sei. Bei dieser Gelegenheit macht ihn Trevrizent mit den Geheimnissen des Grals bekannt. Es ist der Stein Lapsit exillis, sagt er, der die Kraft hat, jeden todtkranken Menschen, der ihn sieht, eine Woche beim Leben zu erhalten. Jeden Karfreitag kommt eine weiße Taube vom Himmel und legt eine kleine weiße Oblate darauf, wovon der Stein genug empfängt von dem, was nur die Erde hervorbringt. So oft Jemand zum Dienste des Grals bestimmt ist, erscheint an demselben eine Inschrift mit dem Namen des Auserwählten, die nicht eher verschwindet, als bis sie gelesen ist. Darauf frug ihn Trevrizent nach seinem Geschlechte; als ihm Parzival davon Kunde gegeben, bricht der Greis in Klagen aus und erzählt dem Ritter, daß er seinen Blutsverwandten Ither erschlagen und daß seine Mutter vor Kummer über seine Entfernung gestorben sei. Zugleich gibt sich Trevrizent als Herzeleidens Bruder zu erkennen und erzählt ihm von seinen übrigen Geschwistern. Diese waren Tschoisiane, Sigunens Mutter, Repanse de Schoie, die jungfräuliche Hüterin des Grals, und Anfortas, welcher nach ihres Vaters Frimutel Tode zum Könige des Grals erkoren worden war. Da dieser sich aber gegen die Gesetze des Grals eine Freundin gewählt habe, erzählt er weiter, die ihm nicht vom Gral bestimmt gewesen, sei er einst in einem Kampfe durch eine vergiftete Lanzenspitze verwundet worden, die ihm in der Brust stecken geblieben sei. Da habe er (Trevrizent) gelobt, Einsiedler zu werden, auf daß Gott seinem Bruder helfe; aber es habe keine Arznei, selbst nicht der Anblick des Grals geholfen. Auf diesem aber sei eine Inschrift erschienen, welche da besagte, daß wenn ein Ritter käme und nach der Sache früge, so solle des Königs Krankheit aufhören, der Ritter aber König des Grals werden. Ein solcher sei einmal gekommen, schloß Trevrizent, er habe aber nicht gefragt, worauf Parzival gesteht, daß er jener Ritter gewesen sei. Darob erschrak Trevrizent, doch tröstete er den jammernden Parzival, und ermahnte ihn, auf Gott zu vertrauen, der die Sache noch zum Besten wenden könne. Nun erklärte er ihm Alles, was er auf der Gralsburg gesehen habe, sagte ihm, daß die Lanze in des Königs Wunde getaucht werde, wovon er Erleichterung fühle, daß nur reine Jungfrauen den Gral pflegen dürften, und daß die Templeisen der Liebe entsagen müßten; nur der König dürfe heirathen. Parzival blieb vierzehn Tage bei Trevrizent; als er sich von ihm trennte, ermahnte ihn der Greis, Frauen und Priester zu ehren, und sprach ihn frei von Sünden (433—502). Da Ga=

wans Unschuld an Kingrisins Mord sich herausgestellt hatte, und sich zudem zeigte, daß er mit Vergulacht verwandt sei, wurde der Zweikampf beigelegt und er zog wiederum nach dem Grale aus. Er kam nach Logroys, wo er die schöne aber übermüthige Königin Orgeluse trifft, um deren Minne er wirbt. Ob sie ihn gleich sehr schnöde behandelt, läßt er sich nicht abweisen und begleitet sie, bis sie an ein Wasser gelangen, jenseits dessen eine prächtige Burg stand. Nun kommt ein Ritter, Lischoys Gwelljus, der um Orgelusens Minne warb, und fordert Gawan zum Kampf auf. Unterdessen läßt sich Orgeluse über das Wasser fahren; aus der Burg schauen über vierhundert Frauen dem Kampfe zu, der mit Gawans Sieg endigt. Dieser überläßt den Besiegten dem Fährmann, der dafür Gawan in sein Haus aufnimmt und dessen Wunden durch seine Tochter pflegen läßt (503—552). Am andern Morgen erfährt Gawan von dem Fährmann, daß die Burg Schatel marveil heiße, in welchem die Frauen, die er gesehen, durch Zauberei gefangen gehalten würden, welche der erlösen könne, der das Abenteuer mit dem Lit marveil bestehe. Auch Parzival war, wie sich später ergibt, zum Zauberschloß gekommen; es war ihm aber das Abenteuer entgangen, weil er nicht gefragt hatte. Trotz aller Warnungen geht Gawan in das Schloß, und gelangt zum Wunderbette Clinschors, dem Burg und Land gehörte. Dieses rollt beständig hin und her; Gawan springt hinein: das Bett rollt unter furchtbarem Getöse an die Wand und bleibt endlich stehen. Aber nun regnet es Steine und Pfeile aus fünfhundert Schleudern und Armbrüsten auf ihn, gegen die er sich mit dem vom Fährmann erhaltenen Schild nicht hinlänglich schützen kann, so daß er vielfältig verwundet wird. Darauf muß er noch einen Kampf gegen einen wilden Mann und einen Löwen bestehen, worauf er bewußtlos niederfällt. Doch jetzt kommen die erlösten Frauen, unter ihnen die alte Königin Arnive, und pflegen ihn (552—582). Am folgenden Morgen besieht sich Gawan das Schloß, in welchem eine Säule stand, in der man Alles sehen konnte, was ringsherum vorging. Da erblickt er Orgelusen mit einem Türken auf dem jenseitigen Ufer; er eilt sogleich hin und überwindet den Türken; doch verhöhnt ihn Orgeluse auch jetzt noch. Endlich verlangt sie, er solle einen Kranz von einem Baume bringen, der ihrem größten Feind gehöre; um diesen Preis wolle sie ihm ihre Minne schenken. Gawan führt es sogleich aus, aber nun erscheint Gramoflanz, des Baumes Herr, der Orgelusens Geliebten, Eidegast, erschlagen hatte, welche ihn deshalb zu verderben suchte und alle Ritter, die sie fand, gegen ihn zu kämpfen reizte. Gramoflanz bestimmt den Kampf um den Kranz auf den sechszehnten Tag zu Joflanze, wohin Gawan Artus und die Tafelrunde entbieten solle. Dieser bringt Orgelusen den Kranz, die ihn nun freundlich aufnimmt und mit ihm in die Zauberburg reitet, wo sie von den Rittern, die Gawan jetzt als ihren Herrn ansehen, auf das Prächtigste empfangen wurden (583—626). Nun ward ein großes Fest gehalten, nach dessen Beendigung sich Gawan heimlich mit Orgelusen vermählte; nur des Fährmanns Tochter Bene und die alte Königin Arnive waren in das Vertrauen gezogen. Von letzterer erfährt Gawan, was es für eine Bewandtniß mit Clinschor und dessen Zauberschloß habe. Dieser war nämlich Herzog von Capua und Neffe des Zauberers Virgilius. Eine unglückliche Liebe hatte ihn zum Menschenfeind gemacht; daher erbaute er das Schloß Schatelmarveil, in welches er alle Frauen und Ritter, deren er habhaft werden konnte, einschloß, und demjenigen Burg und Land verhieß, der das Abenteuer mit dem Wunderbette bestehen würde. — Unterdessen war Artus auf Gawans Bitte mit zahlreichem Heere herbeigezogen; er wurde mit großer Pracht empfangen und Gawan stellte ihm die Frauen vor, die auch jetzt ihre Verwandtschaft mit Gawan erfuhren, denn er hatte sich ihnen bisher nicht zu erkennen gegeben. Arnive war Königs Artus Mutter und Gawans Großmutter, Sangive ihre Tochter war die Mutter Gawans; Itonje und Cundrie waren seine Schwestern. Darauf ließ Gawan den Gramoflanz zum Zweikampfe entbieten und ritt gerüstet auf den Kampfplatz hinaus, um sich zu üben (627—678). Auf dem Kampfplatz findet er einen Ritter, den er für Gramoflanz hält; er greift ihn an, doch wäre er von jenem besiegt worden, wenn nicht der Kampf durch Gramoflanzens Ankunft unterbrochen worden wäre. Der unbekannte Ritter war aber kein anderer als Parzival, über dessen Erscheinen Alle sich freuen. Er wird wieder in die Tafelrunde aufgenommen, der Zweikampf mit Gramoflanz aber auf den folgenden Tag verschoben. Parzival kam seinem Freunde Gawan in fremder Rüstung zuvor; schon war Gramoflanz nahe daran, zu unterliegen, als Gawan erschien und dem Kampfe ein Ende machte. Da aber Gramoflanz zu müde war, als daß er es noch mit Gawan hätte aufnehmen können, wurde ihre Begegnung noch um einen weiteren Tag verschoben. Unterdessen aber gestand Itonje, Gawans Schwester, daß sie dessen Gegner liebe und von ihm geliebt sei, und da sich Orgeluse bewegen läßt, von ihrem Haß gegen diesen abzustehen, so kommt eine Versöhnung zu Stande, in Folge deren Gramoflanz sich mit Itonje, deren Schwester Cundrie mit Lischoys und ihre Mutter Sangive mit Florand vermählt. Da nun auch Orgeluse ihre Vermählung mit Gawan gestand, so schwebte Alles in hoher Freude; nur Parzival war traurig bei dem Gedanken an sein verlassenes Weib, und ritt heimlich hinweg (679—733). Da begegnet er einem prächtig geschmückten heidnischen Mann, der mit großem Heer über Meer gekommen war. Es entspinnt sich sogleich ein hartnäckiger Kampf, in welchem Parzival zuerst in Bedrängniß geräth, aber bei dem Gedanken an Condwiramur sich wieder ermannt und dem Gegner so kräftig zusetzt, daß dieser auf ein Knie sinkt. Doch zerbricht Parzivals Schwert vom mächtigen Hiebe auf des Feindes Helm. So ist er wehrlos geworden, allein der Heide benutzt großmüthig diesen Vortheil nicht und gibt sich selbst als Feirefiß Anschewein zu erkennen: er war hieher gezogen, um seinen Vater aufzusuchen, dessen Tod er durch Parzival erfährt, welcher ihn auch an der weiß und schwarz gefleckten Haut sogleich als seinen Bruder erkennt. Beide reiten nun, glücklich sich gefunden zu haben, zu Artus, wo der Heide auf das Glänzendste empfangen und in die Tafelrunde aufgenommen wird. Während des am folgenden Tage deshalb veranstalteten Festgelages kommt Cundrie la Sorziere; sie bringt die Nachricht, daß Parzival zum König des

Grals ernannt sei, in welcher Würde ihm sein Sohn Loherangrin folgen, während Kardeiß seine weltlichen Kronen erben solle (beide Kinder hatte ihm seine Gattin in seiner Abwesenheit geboren). Parzival, fügte sie hinzu, dürfe nur Einen Gesellen mitbringen, und als solchen bezeichnete er seinen Bruder Feirefiß, mit welchem er sogleich der Botin nach der Gralsburg folgte (734—786). Dort trifft er den König Anfortas in den heftigsten Schmerzen, und nun fragte er ihn, was ihm fehle, worauf jener sogleich gesund wird und ganz verjüngt erscheint. Da wird dem Parzival berichtet, daß sein Weib sich aufgemacht habe, ihn zu suchen; er reitet ihr entgegen und begegnet ihr auf der nämlichen Stelle, wo die Blutstropfen ihn einst so lebendig an sie erinnert hatten. Groß war die Freude Parzivals, sie und die Kinder zu sehen. Am folgenden Tage ernannte er den Knaben Kardeiß zum König von Wals und Norgals, Kanvoleiz und Kyngrivals, Anschaue und Bealzenan, ließ ihm huldigen und sandte ihn dann in jene Lande, während er mit Condwiramur und Loherangrin nach Monsalväsche zog, wo sie feierlich empfangen wurden. Bei dem großen Freudenmale sah Feirefiß die schöne Repanse de Schoie, über welcher er aller früheren Liebe vergaß. Gern bekehrte er sich zum Christenthum, um sie zu gewinnen. Bei der Taufe füllte sich die Taufschüssel sogleich mit Wasser, als sie dem Grale zugeneigt ward; nach derselben ward ihm Repanse vermählt und nun konnte auch er den Gral sehen, der ihm als Heiden bisher unsichtbar gewesen. Am Gral aber erschien die Inschrift, daß, wenn ein Templeise von Gott irgend einem Volke zum Herren gegeben würde, er verbieten solle, nach seinem Namen und Geschlecht zu fragen, widrigenfalls er von dannen gehen müsse. Nach zwölf Tagen schied Feirefiß, der mit Repansen nach Indien zog, wo ihm dieselbe einen Sohn gebar, welcher der Priester Johannes hieß, welchen Namen auch die nachfolgenden Könige behielten. — Als Loherangrin herangewachsen war, wurde er der Herzogin von Brabant gesandt; von einem Schwan im Nachen gezogen, stieg er in Antwerpen ans Land und verbot sogleich, ihn nach seiner Herkunft zu fragen; als die Herzogin nach mehreren in glücklicher Ehe verlebten Jahren dennoch die verbotene Frage an ihn richtete, da erschien der Nachen mit dem Schwan, und Loherangrin fuhr von dannen, ein Schwert, ein Horn und ein Ringelein zurücklassend (787—827).

Von dem zweiten Gedichte Wolframs, dem „Titurel“, sind nur zwei nicht sehr große Bruchstücke vorhanden, und es ist sehr wahrscheinlich, daß Wolfram auch nur diese gedichtet hat. Das erste Bruchstück behandelt die aufkeimende Liebe Schionatulanders und Signuens, welche beide, noch Kinder, von Gahmuret und Herzeleide erzogen werden. Nach einer Reihe von Betrachtungen des Dichters über die Minne, erzählt er uns das Gespräch der beiden Kinder, in welchem sie sich ihre gegenseitige Neigung offenbaren, welches damit schließt, daß Signune erklärt, Schionatulander müsse sie erst „unter schiltlichem Dache verdienen“ (2). Bald darauf zieht Gahmuret nach dem Morgenlande; Schionatulander begleitet ihn, beginnt aber dort aus Sehnsucht nach Signunen zu siechen. Gahmuret verheißt ihm, als er seine Liebe bekennt, Beistand und Fürsprache. Auch Signune konnte ihre Sehnsucht nicht vor der Königin verbergen, die ihr ebenfalls Trost zuspricht. In dem zweiten Bruchstück bildet der Hund Gardevias den Hauptgegenstand der Erzählung. Schionatulander hatte ihn wegen seines köstlichen Halsbandes und eines noch köstlicheren Seils gefangen, auf welchem die Geschichte zweier Liebenden mit Buchstaben von Edelsteinen aufgezeichnet war. Während Signune diese Geschichte liest, entspringt der Hund, und sie erklärt dem Schionatulander, daß er nicht eher auf ihren Besitz rechnen dürfe, als bis er ihr das Seil wiederverschafft habe, damit sie die Geschichte vollends lesen könne.

In dem dritten Gedicht, dem „Willehalm“ werden die Kämpfe Wilhelms von Oransche mit den Heiden erzählt. Dieser, der älteste Sohn des Grafen von Narbonne, hatte Arabellen, die Gemahlin des heidnischen Königs Tybalt mit ihrem Willen entführt und sich, nachdem sie in der Taufe den Namen Gyburc erhalten, mit ihr vermählt. Um die Entführung zu rächen, war Tybalt, dem sich Gyburc's Vater, der mächtige König Terramer und dessen Bruder Arofel angeschlossen hatten, mit zahlreichen Schaaren über Meer gezogen. Die Heiden hatten auf den Ebenen von Alischanz ihr Lager aufgeschlagen. Markgraf Wilhelm zog ihnen mit 20,000 Mann entgegen; mit ihm fochten viele tapfere Ritter, darunter der schöne Jüngling Vivians, Willehalms Schwestersohn, den Gyburc erzogen hatte. Es entspann sich ein blutiger Kampf, in welchem das christliche Heer trotz der größten Tapferkeit vernichtet wurde, da der Heiden hundert auf einen Christen kamen. Auch Vivians fiel rühmlich; Willehalm blieb allein mit vierzehn Rittern am Leben, auf deren Bitten er sich nach Oransche zum Schutze seiner Gemahlin zurückzog. Auf dem Wege stieß er auf ein frisches heidnisches Heer, durch welches er sich jedoch glücklich durchschlug (1—57). Bei dem Wasser Larkant sah er Viviansens Schild liegen und nicht weit davon ihn selbst. Da brach er in laute Klagen aus, kniete bei dem Jünglinge nieder, band ihm den zerhauenen Helm ab und legte dessen wundes Haupt weinend und jammernd auf seinen Schoß. Da begann der Todtwunde sich zu regen, er schlug die Augen auf und erkannte seinen Oheim, der ihn an Gott zu denken erinnerte, worauf er des Sterbenden Beichte empfing und ihm geweihtes Brod darreichte, worauf der Jüngling verschied. Willehalm wollte den Leichnam mit sich nach Oransche führen, nun ward er aber wiederum von Heiden angegriffen. Zwar vertrieb er sie, und bewachte die Nacht hindurch den Leichnam des geliebten Neffen, er mußte sich aber doch endlich entschließen, ihn zurückzulassen. Mit einem Kusse schied er von ihm (3). Bald stieß er wieder auf Heiden; er tödtete nach heißem Kampfe den König Arofel, dessen Rüstung er anzog, um sich unkenntlich zu machen; auch bestieg er dessen Roß Volatin, da das seinige verwundet war. Noch einmal fand er ein heidnisches Heer auf dem Wege; obgleich in heidnischer Rüstung ward er doch erkannt, doch gelang es ihm unter schwerem Kampfe Oransche zu erreichen. Dort wollte man ihn nicht einlassen, weil man ihn für einen Heiden hielt; endlich ward er erkannt und mit lautem Jubel begrüßt. Jedoch zog er auf Gyburcs Rath bald wieder fort, um Hülfe zu holen; in Arofels Rüstung gelangte er glücklich durch das heidnische Heer und schlug die Straße nach Frankreich ein (58—105). Während Oransche

heftiger angegriffen, von Gyburc aber muthig vertheidigt wird, kommt Willehalm nach Orlenz, wo ihm sein Bruder Arnalt von Gironde Hülfe zusagt und ihm zugleich den Rath giebt, den König in Munleun aufzusuchen. Die Königin, Willehalms Schwester, sucht mit feindseliger Gesinnung ihren Gemahl gegen Willehalm zu stimmen; als sie aber von dem großen Verluste der Christen hört, wird sie gerührt, und versöhnt sich mit dem Bruder (109—161). Erst nach langen Bitten jedoch sagte König Loys Hülfe zu; Willehalm blieb am Hofe, bis das Heer gerüstet war. Als er eines Tages den Kampfspielen zusah, bemerkte er einen Knappen von riesenmäßiger Stärke; es war derselbe als Kind von Kaufleuten aus heidnischen Landen gebracht worden und hieß Rennewart. Der König schenkte ihm denselben und Willehalm ließ ihn ausrüsten; er erhielt als Waffe eine gewaltige, mit Eisen beschlagene hagebuchene Stange. Als endlich das Heer gerüstet war, brach es auf; in Orlenz, wo der König blieb, wurde es der Führung Willehalms übergeben (142—214). Unterdessen hatte Gyburc sich muthig vertheidigt und den Bitten, wie den Drohungen ihres Vaters widerstanden. Wegen der von den vielen Leichen verpesteten Luft hatten die heidnischen Fürsten beschlossen, sich an die Meeresküste zurückzuziehen, vorher aber noch einen Sturm zu wagen. Es gelingt ihnen, in die Stadt zu dringen, die sie in Brand stecken; als sie aber das christliche Heer heranrücken sehen, ziehen sie sich an das Meer zurück. Willehalm war mit Rennewart den Seinigen vorausgeeilt; die Freude in Oransche ist unbeschreiblich; Gyburc legt die Waffen ab, die sie bisher stets getragen und befiehlt auch ihren Frauen, sich zu schmücken; Willehalm aber sorgte dafür, daß die Seinigen gut bewirthet wurden (215—268). Rennewart, der ebenfalls zur Tafel gezogen wird, erregt durch seine Aehnlichkeit mit Gyburc die allgemeine Aufmerksamkeit und jagt durch seine Kraft den Knappen Schrecken ein. Des Abends nahm er, der Riese, sein Schlafgemach in der Küche, seine Stange als Kopfkissen unter seinem Haupte. Als ihn am Morgen der Küchenmeister fand, nahm er mit unbedachtem Spaße einen Feuerbrand und versengte ihm Haare und Bart. Rennewart, der darob erwachte, nahm den Scherz übel, ergriff den Unbedachtsamen und warf ihn auf einen Rost, wo er elendiglich verbrennen mußte. Er aber brach in Klagen aus über die schmähliche Behandlung, die ihm zu Theil werde, da er doch des mächtigen Königs Terramer Kind sei. Dies hörten Einige und hinterbrachten es der Königin Gyburc, welche ihn näher auszuforschen suchte, was ihr jedoch nicht gelang, weil die Kaufleute, von denen er geraubt worden war, ihm einen Eid abgenöthigt hatten, Niemanden seine Abkunft zu entdecken. — Unterdessen hatten die Fürsten und Herren Rath gehalten; zu ihnen tritt nun Gyburc und ermahnt sie, als wahre Christen auch der Heiden zu schonen. Hierauf bricht das Heer zum Kampf auf (269—313). Auf dem Zuge bemerkte man, daß Rennewart seine Stange zurückgelassen habe; der Anblick des abziehenden Heeres hatte seine Aufmerksamkeit so sehr in Anspruch genommen, daß er seine Waffe vergessen hatte. Willehalm schickte einen berittenen Waffenknecht zurück, und am Abend kam die Stange auf einem Wagen nachgefahren. Als am folgenden Morgen die christlichen Völker die zahllosen Schaaren der Heiden sehen, entfällt ihnen der Muth und viele ziehen ab. Bei einem Engpasse begegnen sie Rennewart, der viele von ihnen erschlägt, als er ihre Absicht vernimmt und die Andern in das Lager zurückbringt. Als Terramer die Ankunft der Christen erfährt, stellt er seine Krieger, sie zur Tapferkeit ermahnend, in Schlachtordnung auf (314—361). Die Schlacht beginnt und wird mit jedem Augenblicke furchtbarer; die Führer der beiderseitigen Heere suchen sich auf, um sich zu bekämpfen; viele fallen auf beiden Seiten (362—402). Am gewaltigsten tobt Rennewart, der eine große Schaar Heiden bis zu den Schiffen verfolgt, wo er gefangene Christen befreit und mit ihnen auf das Schlachtfeld zurückkehrt, wo die Christen von den Heiden bedrängt werden und ihnen namentlich Purrel, König von Nubiant mit seinen wunderbaren Waffen großen Schaden zufügt. Rennewart gibt ihm einen solchen Schlag mit der Stange, daß diese zerbricht und Purrel besinnungslos von den Seinigen weggetragen wird. Nun rückt auch Terramer heran, der dem Markgrafen Willehalm den Helm durchschlägt, ihn jedoch nicht tödtlich verwundet; schnell dringt dieser jetzt auf den Feind und verwundet ihn dermaßen, daß auch Terramer weggetragen werden muß. Die Heiden fliehen, von Rennewart unabläßig verfolgt, so daß sie sich nur mit genauer Noth auf die Schiffe retten können. Der Sieg der Christen ist vollständig, die Beute unermeßlich; auch fanden sie so viele Lebensmittel, daß sich Alle erquicken konnten. Am andern Morgen wurden die Todten begraben, und da erst bemerkte man, daß Rennewart fehle. Willehalm bricht in laute Klagen aus: man sucht vergeblich unter Lebenden und Todten, und so erwacht die Besorgniß, daß er gefangen worden sein möge. Daher entläßt Willehalm den gefangenen Heidenkönig Matribleiz mit fünfundzwanzig andern gefangenen Fürsten, nachdem er ihn hatte schwören lassen, die Gefangenen zum König Terramer zu bringen und dagegen Rennewart auszulösen (403—467).

Nachdem wir den Inhalt der epischen Gedichte Wolframs angegeben, bleibt uns noch übrig, über deren Werth und den poetischen Charakter des Dichters zu sprechen, eine Aufgabe, welche nicht ohne große Schwierigkeit ist. Denn da wir der allgemeinen Ansicht nicht beistimmen können, welche in Wolfram den größten Dichter des deutschen Mittelalters erblickt und sich oft in den übertriebensten Lobeserhebungen ausspricht (nimmt ja sogar Fr. Schlegel keinen Anstand, ihn für den größten deutschen Dichter überhaupt zu erklären), so tritt die Nothwendigkeit ein, indem wir jene Ansicht bekämpfen, die Gründe, welche uns zu einer andern Auffassung bestimmen, ganz besonders hervorzuheben; und es möchten eben dadurch gegen unsern Willen die Schattenseiten so grell hervortreten, daß uns der Vorwurf der Ungerechtigkeit gemacht werden könnte, den wir vor Allem vermeiden möchten. Es wird daher nicht überflüssig sein, die Bemerkung vorauszuschicken, daß es uns vor Allem nur daran liegt, die übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen der Dichter überhäuft worden ist, auf ihr rechtes Maß zurückzuführen.

Da Wolfram seine epischen Gedichte, wie seine Vorgänger und Nachfolger, nach französischen Vorbildern bearbeitete, wir diese aber nicht kennen, so ist es in den einzelnen Fällen unmöglich, zu urtheilen, was sein Eigenthum war, und was er den

französischen Urtexten nachbildete, und es ist daher gewiß ungeeignet, schwächere Stellen ohne Weiteres auf Rechnung des Vorbildes zu setzen, wie es von Einigen seiner Verehrer geschehen ist. Sollten aber solche Stellen in der That von ihm nur einfach übertragen worden sein, so darf man ihm die Aufnahme derselben dennoch zum Vorwurfe machen, da er ja nicht eine Uebersetzung, sondern eine selbstständige Bearbeitung des Stoffs geben wollte und er somit nicht nur befugt, sondern künstlerisch verpflichtet war, alles Ungeeignete auszuscheiden. Uebrigens hat er vielleicht doch nicht mit so großer Selbstständigkeit gearbeitet, als man gewöhnlich anzunehmen pflegt, und die man ihm so sehr nachrühmt; dies scheint nicht nur aus vielen einzelnen Stellen hervorzugehen, in denen das französische Original noch durchblickt, sondern ganz hauptsächlich daraus, daß er sein Vorbild, den Provenzalen Kyot so entschieden dem Chrétien von Troyes entgegensetzt, dem er die Verfälschung der Sage mit großer Bitterkeit vorwirft. Hat er aber sein Vorbild in der Entwickelung und im Gange des Stoffs treu befolgt, wie man nach seinen eigenen Aeußerungen nicht anders annehmen darf, so würde gerade das am wenigsten Lob verdienen, was ihm die meiste Bewunderung zugezogen hat, da sowohl die tiefsinnige Auffassung, als die künstlerische Anordnung des Stoffs ursprünglich nicht sein Eigenthum wäre. Doch wollen wir darauf kein Gewicht legen, sondern seine Gedichte, wozu wir das vollste Recht haben, als sein unbestrittenes Eigenthum betrachten.

Man hat im Parzival zweierlei besonders rühmenswerth, ja großartig gefunden: die dem Gedichte zu Grunde liegende Idee und die künstlerische Anordnung des Stoffs. Was den ersten Punkt betrifft, so müssen wir vorerst die Bemerkung vorausschicken, daß in jeder äußeren Erscheinung*), somit auch in den Thaten der Menschen eine Idee verborgen liegt, die freilich größtentheils nicht zum Bewußtsein des Beschauers gelangt, weil seine Sinne von der äußeren Erscheinung gefesselt sind. Dies gilt natürlich noch viel mehr von den dichterisch erdachten und entwickelten Begebenheiten, daher auch von der im Volke ausgebildeten Sagenwelt. So liegt denn auch in der Geschichte des Parzivals, wie sie von der Sage verarbeitet und überliefert worden ist, eine große, aber in der Masse des reichen Stoffs tief verhüllte Idee, die sich vielleicht am besten mit den Worten des Dichters aussprechen läßt:

„Was kein Verstand der Verständigen sieht,
Das übet in Einfalt ein kindlich Gemüth.“

Ein solches Gemüth ist offenbar Parzival, dessen Erziehung darauf gerichtet ist, ihm die liebenswürdige kindliche Einfalt zu bewahren, die ihn auf immer von der Welt und ihrem äußerlich glänzenden, aber innerlich hohlen und das Bessere im Menschen vernichtenden Treiben scheiden soll. Neben diesem kindlichen Gemüth lebt in ihm aber auch die mächtigste Thatkraft, die ihn ins Weltgetümmel fortreißt. Wenn er aber auch der verborgenen Einsamkeit sich entzieht, in welcher ihn seine Mutter zurückzuhalten wünschte, und er sich, von unbesiegbarer Sehnsucht nach ritterlicher Thätigkeit getrieben, in den Strudel des ihm fremden und unverständlichen Lebens stürzt, so bleibt sein Gemüth doch von der Gemeinheit des Lebens unberührt; er bewahrt durch alle Kämpfe und Verhältnisse die Unschuld des Herzens, die ihn für alles Gemeine blind macht, seine Augen aber für das eröffnet, was den Weltkindern mit ihrer Klugheit ewig verborgen bleibt. So kommt er nach Monsalväsche, wohin Niemand gelangen kann, der es mit Absicht aufsucht. Diese Idee nun, die ohne Zweifel der Parzivalssage zum Grunde liegt, hat Wolfram nicht erkannt, denn sonst würde er seinen Helden nicht bloß den Weg zum Gral haben finden lassen, es würde derselbe auch, von der Nähe des Heiligthums erfüllt, die vorgeschriebene Frage gethan und dadurch den Anfortas von seiner Krankheit geheilt und die Herrschaft erworben haben*). Statt aber das Gedicht auf diese befriedigende und nothwendige Weise zu schließen, führt Wolfram die Geschichte weiter, indem er die Einfalt seines Helden nunmehr als Tölpelhaftigkeit erscheinen läßt und das schöne Gebäude über den Haufen wirft, das er eben erst vor unsern Augen hatte entstehen lassen. Freilich hat die Sage selbst die weitere Entwickelung gegeben: allein es wäre eben Sache des Dichters gewesen, das Ungehörige aus dem Stoffe auszuscheiden und ihn auf seine ursprüngliche Einfachheit und Wahrheit zurückzuführen. Zudem ist es unverkennbar, daß in der Geschichte Parzivals, wie Wolfram sie uns überliefert, zwei ganz verschiedene Gestaltungen einer und derselben Sage zusammengeflossen sind, die ursprünglich gewiß geschieden waren. Während in der ersten der Triumph der kindlichen Einfalt veranschaulicht wird, will die zweite den Gedanken versinnlichen, daß die Treue, oder, wie Wolfram sagt, die Stätigkeit zur Seligkeit führt, daß der ernste männliche Wille das Höchste erreicht, wie denn Parzival, nachdem er den Besitz des Grals verscherzt hat, durch seine „stæte“ trotz der anscheinenden Unmöglichkeit denselben endlich doch gewinnt und zugleich mit der heißgeliebten Gattin wieder vereinigt wird. Diesen Gedanken, welcher der zweiten Gestaltung der Sage zum Grunde liegt, hat Wolfram vollkommen richtig aufgefaßt und er hat ihn auch im Eingange des Gedichts ausgesprochen. Aber während er in dem ersten Theile die Idee, welche ihm unbewußt geblieben war, beinahe bis zum Schlusse mit großem Glücke veranschaulicht, tritt dagegen der von ihm klar aufgefaßte Gedanke des zweiten Theils keineswegs lebendig in die Erscheinung. Bald nachdem Parzival Monsalväsche verlassen, erfährt er, welches hohe Glück er durch seine Alberuheit**) verloren hat; er geräth darüber in Verzweiflung, die ihn bis zur

*) Wie Herder in dem Gedichte: „Allegorie der Natur“ so schön ausspricht.

*) Eine ähnliche Idee, oder vielmehr ganz dieselbe, liegt auch in dem Mährchen „Pervonte“ von Wieland; aber sie ist auch bei diesem nicht mit voller Klarheit zur Erscheinung gelangt, da Pervonte ursprünglich nicht sowohl die Einfalt des Gemüths, als die rohe Gemeinheit und Gleichgültigkeit vergegenwärtigt. Eben der nämliche Gedanke liegt ohne Zweifel auch der Sage von Lanzelet zum Grunde; er ist aber von dem Dichter noch viel weniger verstanden worden, als von Wolfram oder Wieland.

**) Denn als solche erscheint, wie gesagt, die kindliche Einfalt seines Herzens, mit welcher er den von seiner Mutter und dem ehrwürdigen Gurnemanz erhaltenen Lehren folgt; und was eben eine schmerzliche und unauflösliche Dissonanz hervorbringt. Es sind nicht Weltkinder, nicht Gawan, nicht Orgeluse, welche ihn wegen seiner unterlassenen Frage für einen Tölpel erklären, sondern selbst der Knappe des Grals, selbst die durch ihren tiefen Schmerz verklärte Sigune, und der weise, in die Geheimnisse des Grals eingeweihte Greis Trevrizent, sehen in ihm nur einen blöden tölpelhaften Burschen.

Gotteslästerung führt, als er sich wegen der unterlassenen Frage sogar von weltlicher Ehre ausgeschlossen sieht. Aber weder die Verzweiflung, noch die später durch den tröstenden Trevizent wiedergewonnene Hoffnung und Zuversicht regt ihn zur Thätigkeit an; und als er endlich bei einem Gastmahl plötzlich zur Herrschaft über Monsalväsche und zum Vorsitze des Grals berufen wird, begreift man nicht, womit er diese hohe Auszeichnung verdient hat. Wir wissen zwar, daß er sich von seinem Unglauben bekehrt, und sein Herz gläubig zu Gott gewendet, daß er seine früheren Irrthümer eingesehen und innig bereut hat, wir wissen auch, daß er ausgezogen ist, den Gral wieder aufzusuchen; aber seine Irrfahrten sind nicht nur vergeblich, sie sind auch thatenlos und erscheinen durchgängig als das willenlose Treiben eines Menschen, der Alles vom Schicksal und Nichts von sich selbst erwartet, und so hat er in Wirklichkeit Nichts gethan, um des hohen Glücks theilhaftig zu werden, das ihn eben so überrascht, als den Leser. Es mag der Mönch durch ein beschauliches, auf das Innere allein gewendetes Leben in äußerer Unthätigkeit zur Seligkeit gelangen; für Parzival, den Mann des Muths und der That, ist eine solche Entwickelung durchaus unpassend, und es ist der Ausgang des zweiten Theils deshalb eben so wenig befriedigend und künstlerisch lobenswerth, als der Schluß des ersten. Einen unangenehmen Eindruck macht aber namentlich die Komödie, welche er zuletzt in Monsalväsche mit der Frage spielt, was übrigens mit dem ausdrücklichen Befehle des Grals in Widerspruch steht, da dessen Inschrift ausdrücklich gelautet hatte, es solle die Frage keine Wirkung haben, wenn der Fragende, sei es durch Kind, Weib oder Mann zuerst aufgefordert worden wäre, die Frage zu thun.

Die zwei einander so ganz entgegenstehenden Gestaltungen der Sage sind von Wolfram keineswegs zur künstlerischen Einheit gebracht worden; sie stehen in vollem Widerspruche zu einander und es hat jede durch den Zwang, den ihnen der Dichter bei ihrer Verbindung angethan hat, an ihrem Werthe verloren, indem die einer jeden zu Grunde liegende Idee mehr oder weniger verkümmert wurde. Allerdings ließen sich die in den zwei Gestaltungen liegenden Gegensätze zu einer dichterisch und philosophisch wahren Einheit vereinigen, die sich, um es mit dem kürzesten Ausdrucke zu bezeichnen, als verlorenes und wiedergewonnenes Paradies darstellen ließen; aber wenn Wolfram auch einige Ahnung davon gehabt haben mag, so ist dieser Gedanke doch in keiner Weise zur Erscheinung gelangt, und konnte es nicht, weil Parzival ja nicht durch innere Schuld, sondern wegen seiner kindlichen Herzenseinfalt das höchste Glück verlor. So steht er im Gegensatze zu Adam, der aus dem Paradiese vertrieben ward, weil er von dem Baume der Erkenntniß aß, im Gegensatze zu Prometheus und Faust, zum Lehrling von Sais, welche gerade deshalb der Verdammniß oder der Verzweiflung anheim fielen, weil sie mit vorwitziger Frage die göttlichen Geheimnisse erforschen wollten. Aber so tief und großartig, so wahr und die menschliche Natur in ihrem innersten Kern erfassend jene Dichtungen sind, so unwahr und unangenehm berührend ist jene Auffassung.

Wie man in Wolframs Gedicht immer mehr gefunden und hineingelegt hat, als darin wirklich liegt, so hat man auch behauptet, daß es den Gegensatz des geistlichen Ritterthums zum weltlichen veranschaulichen solle, indem das Eine durch Parzival, das andere durch Gawan repräsentirt werde. Wenn auch nicht zu läugnen ist, daß Parzival allerdings eine tiefere Natur ist, als sein Freund, daß sich in ihm die reichste Gemüthstiefe mit der männlichsten Tapferkeit verbunden findet, daß er niemals zur Frivolität der gewöhnlichen Abenteurer im Rittergewande herabsinkt, während Gawan jene Leichtfertigkeit in Angelegenheiten der Minne in hohem Maße besitzt; so gibt dies doch noch keinen Grund, die angegebene Behauptung aufzustellen: es lassen sich vielmehr mancherlei Gründe auffinden, aus denen auf das Bestimmteste hervorgeht, daß Wolfram an einen solchen Gegensatz gewiß nicht gedacht hat. Nicht bloß Parzival sucht den Gral, sondern auch Gawan, und was noch sprechender ist, Parzival zwingt ja die von ihm besiegten Ritter, ihm in seinen Nachforschungen beizustehen. Und wenn man entgegnet, daß ja weder jene Ritter, noch Gawan das Heiligthum gefunden hätten, weil ihr weltlicher Sinn sie vom rechten Wege nach Monsalväsche entfernte; so läßt sich einfach darauf erwidern, daß auch Parzival diesen Weg nicht gefunden hat, als er ihn suchte. Wie wenig aber Wolfram an jenen Gegensatz gedacht hat, geht schon daraus hervor, daß Parzival auch die höchste Ehre des weltlichen Ritterthums, den Sitz an der Tafelrunde erwarb, ja daß er dieser Ehre erst dann theilhaftig wurde, als er schon zum König in Monsalväsche bezeichnet war, daß er sogar der Tafelrunde für unwürdig erschien, als ihn der Fluch des Grales traf. Man findet ferner den Gegensatz zwischen weltlichem und geistlichem Ritterthum auch darin ausgesprochen, daß Parzival den Gral, dagegen Gawan Clinschors Zauberschloß gewinnt; allein man vergißt hiebei, daß Parzival das Abenteuer in Schatelmarveil nur deshalb nicht besteht, weil er nicht fragt, als er in dessen Nähe kommt; und es kann dies um so weniger als Gleichgültigkeit gegen das Weltliche bezeichnet werden, als er ja bei seinem ersten Besuch in Monsalväsche aus demselben Grunde, weil er auch da nicht fragt, noch nicht zum Besitze des Grals gelangt. Endlich müssen wir noch erwähnen, daß Parzival auch deswegen nicht als Repräsentant des geistlichen Ritterthums erscheinen kann, weil die Aufsuchung des Grals nicht der einzige Gedanke ist, welcher sein Inneres erfüllt und seine Schritte leitet (denn Thätigkeit läßt sich nicht sagen), indem die Sehnsucht nach der entfernten Gattin eben so sehr der Beweggrund seiner weiteren Irrfahrten ist, als die Sehnsucht nach dem Grale. Der Dichter hebt jene eben so sehr, manchmal sogar noch kräftiger hervor, als diese, wodurch ein solches Schwanken des Willens und des Strebens in dem Helden entsteht, daß er eher unser Mitleid, als unsere Bewunderung rege macht. Man wird hiebei nicht verkennen, daß diese doppelte Sehnsucht des Helden allein schon hinreichen würde, die Einheit der Auffassung zu vernichten, wenn eine solche im Uebrigen vorhanden wäre.

Wolfram ist wegen der Composition seines Gedichts eben so hoch gepriesen worden, als wegen der Auffassung und Vergeistigung des ihm überlieferten Stoffs; man hat ihn wegen der Anordnung der zahlreichen Begebenheiten sogar mit Ariosto zusammengestellt: wie wenig aber ein solches Urtheil berechtigt ist, läßt sich durch wenige Bemerkungen nachweisen. Es ist möglich, obgleich keineswegs

gewiß, daß Wolfram sein französisches Vorbild darin übertroffen hat, daß er aus einer unabsehbaren, unzusammenhängenden Masse von abenteuerlichen Begebenheiten alle diejenigen ausgeschieden, welche zu Parzival nicht in näherer Beziehung standen; allein so sehr dies auch Anerkennung verdienen mag, so kann es allein nicht hinreichen, dem Dichter künstlerische Bildungskraft zuzuschreiben. In dieser Beziehung steht er sogar unter Hartmann, dessen feiner Sinn ihn gewiß die obenerwähnte Zusammenschmelzung zweier einander widersprechender Gestaltungen der Sage hätte vermeiden lassen, wie er es vermieden hat, seine Gedichte zu Biographieen auszudehnen, was bei so vielen andern Dichtern, was auch bei Wolfram der Fall ist, der zudem noch die Lebensbeschreibung von Parzivals Vater Gahmuret vorausschickt und einen Lebensabriß von Loherangrin, dem Sohne des Helden, hinzufügt. So ist schon die ganze Anlage rein chronologisch, und chronologisch bleibt auch die ganze Entwickelung. Nach der Erzählung von Gahmurets Leben und Tod beginnt die Darstellung von Parzivals Jugend und Erziehung, an welche sich die Erzählung seiner abenteuerlichen Fahrten anreiht, die bis zu dem Augenblicke fortgeführt wird, wo er und Gawan von Artus' Hofe ziehen, der erste, um den Gral aufzusuchen, der andere, um das Abenteuer in Schatelmarveil zu bestehen. Der Dichter erzählt Gawans Fahrten zuerst, weil diesem zuerst Bedeutendes begegnet, und geht erst dann wieder zu Parzival über, als jener ohne wichtige Erlebnisse ein Jahr lang herumstreift. Unterdessen kommt Parzival zu Trevrizent, dessen Lehren und Mittheilungen über den Gral berichtet werden; worauf er wieder sein Weib und Monsalväsche sucht. Während dies geschieht, besteht Gawan das Abenteuer mit Clinschors Zauberschloß, zieht dann nach Joflanze zum Zweikampf mit Gramoflanz, wohin auch Parzival auf seiner Irrfahrt kommt, der, nachdem er mit seinem Bruder Feirefiß gekämpft, seine unerwartete Ernennung zum König in Monsalväsch erfährt, mit seinem Bruder hinzieht und bald darauf seine Gattin wiederfindet. Es hat sich der Dichter somit in der Darstellung der mannigfaltigen Begebenheiten durch nichts Anderes leiten lassen, als durch die chronologische Folge derselben, und es ist eine Zusammenstellung Wolframs mit Ariosto um so weniger erlaubt, als er jede einzelne Thatsache ohne alle Unterbrechung von ihrem Beginne bis zu ihrem Ende erzählt, während der Italiener sich gerade darin gefällt, die Erzählung der einzelnen Begebenheiten bis zu irgend einem interessanten Punkte fortzuführen, dann aber, wenn unsere Theilnahme, oder, wenn man will, unsere Neugierde auf das Höchste gespannt ist, muthwillig neckend plötzlich abzubrechen, um uns mitten unter andere Verhältnisse zu führen, deren Erzählung er wieder eben so muthwillig unterbricht, wenn er durch seine unübertreffliche Darstellungskunst uns wieder gefesselt, in uns die lebendigste Theilnahme wieder erweckt hat. Davon ist bei Wolfram keine Spur, noch viel weniger aber kann bei ihm von der wunderbaren Kunst die Rede sein, mit welcher Ariosto die mannigfaltigen abgebrochenen Fäden wieder aufnimmt und endlich das kunstreichste, lebendigste und zur höchsten Einheit verbundene Gewebe daraus bildet. Denn so streng Wolfram an der chronologischen Ordnung festhält, so hat er doch in sein Gedicht eine so große Masse von einzelnen Begebenheiten aufgenommen, die zum Theil eben so wenig nothwendig, als interessant sind, daß es schwer wird, ein festes Bild von der ganzen Dichtung zu gewinnen *), während sich ein solches bei Ariosto schnell und unwillkürlich in jedem aufmerksamen Leser gestaltet. Im ganzen Parzival erscheint aber eine einzige Thatsache, welche von epischem Talente zeugt; es ist die, daß der Held des Gedichts auch in denjenigen Abschnitten stets hervorblickt und die Aufmerksamkeit auf sich zieht, in welchen Gawans Abenteuer erzählt werden, so daß das Interesse für den Helden stets rege bleibt, ja durch dieses geheimnißvolle Hervortauchen noch mehr gesteigert wird. Die Anwendung dieses an sich einfachen, aber doch höchst wirkungsvollen Kunstmittels ist um so höher anzuschlagen, als die übrigen höfischen Dichter auch nicht einmal dieses kennen und anwenden.

Wie Anlage und Composition, so ist auch die Ausführung im Einzelnen in übertriebener Weise gelobt worden, ja man hat sogar Dinge gepriesen, die geradezu nur Tadel verdienen, und die schon Gottfried von Straßburg (s. unten bei demselben Nr. 1, V. 4636 ff.) mit Bitterkeit, aber mit vollem Rechte gerügt hat. Wolfram zeigt in seinem ganzen Gedichte ein unverkennbares Bestreben, durch Seltsamkeit der Gedanken und Anschauungen sich auszuzeichnen, was um so unangenehmer berührt, als darunter oft nur das Allergewöhnlichste verborgen liegt. Wir erwähnen nur die Stelle im Parzival, in welcher er seinen Helden beim Anblicke dreier Blutstropfen auf dem Schnee in tiefes Träumen versinken läßt, weil sein Weib Condwiramur weiß und roth ist, wie das Blut und der Schnee, und weil er sich dreier Thränen an Wangen und Kinn seiner Gattin erinnert. So gesucht und unnatürlich dies auch ist, so wird die Sache durch die Ausführung (sie nimmt nicht weniger als 686 Verse ein) geradezu widrig; sie wird durch die dreimalige Wiederholung der Träumerei lächerlich und das Ganze erscheint am Ende kindisch und unwahr: es liegt darin die gesuchte und geschraubte Empfindelei des höfischen Ritterthums, wie wir sie in höchster Uebertreibung bei Ulrich von Lichtenstein haben kennen lernen. Noch andere Stellen zeugen von seiner Liebe zum Barocken und von seinem Mangel an aller Mäßigung, während Hartmann, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, durch diese auch in der Kunst so nothwendige Tugend sich auszeichnet. Den Mangel an Mäßigung zeigt Wolfram auch in der Darstellung der einzelnen Zustände und Objekte: jeder Gedanke, jedes Verhältniß, jeder Gegenstand wird von ihm so lange hin und hergewendet, bis auch nicht das Geringste mehr an ihm auszubeuten ist. Daher schildert er auch die geringfügigsten Dinge mit derselben Behaglichkeit und Liebe, als die wichtigsten, ungefähr wie Voß in der neueren Zeit. Daher erläßt er uns keinen Gedanken, der ihm etwa in den Sinn kommt, daher tritt er immer wieder mit seiner Persönlichkeit hervor, ohne sich darum zu bekümmern, ob dadurch der epische Gang des Gedichts gestört wird. Nicht weniger entbehrt der einzelne Ausdruck der Mäßigung;

*) Wir haben in der oben gegebenen Inhaltsanzeige eine nicht geringe Zahl von untergeordneten, die Uebersicht und das Verständniß störenden Begebenheiten theils nur angedeutet, theils ganz unberührt gelassen, und doch welche Masse von Abenteuern war noch zu erwähnen!

Wolfram gefällt sich in seltsamen Wendungen und Bildern, die oft allen Geschmack verhöhnen, wenn er z. B. den Leib einer schönen Frau mit einem ausgespießten Hasen vergleicht oder im Wilhelm von Alisens Keuschheit sagt, daß sie, auf eine Wunde gebunden, dieselbe heilen würde. Solche Geschmacklosigkeiten, die an Hoffmann von Hoffmannswaldau erinnern, lassen sich weder entschuldigen, noch rechtfertigen und müßten, wenn sie auch noch so selten vorkämen, das schönste Gedicht verunstalten. Daß ihn diese Sucht, originell erscheinen zu wollen, häufig zu Ausdrücken und Wendungen verleitet, die nicht „des Hofes sind" (wie im Parzival 241, 24 ff. S. u. Nr. 1), und daß er nicht selten in geschmacklose Allegorien ausartet — weshalb ihn denn auch die spätere an Allegorien so reiche Zeit vor allen seinen Zeitgenossen preist — dies leuchtet schon aus dem Gesagten hervor; wir haben daher den bisherigen Bemerkungen nur noch die hinzuzufügen, daß Wolfram auch nicht immer der Sprache Meister ist, sondern daß er vielmehr nicht selten vom Reim beherrscht wird, so daß er nicht nur hie und da Gedanken, die unbezweifelbar allein durch den Reim hervorgerufen wurden, des Reims wegen auch über die Gebühr weitläufig ausspinnt und so in Geschwätzigkeit ausartet, sondern auch, wie Ulrich von Zazikhoven, in seinen Schilderungen das Verschiedenartigste durch einander mengt, weil der Reim ihn zu keiner logischen Ordnung der Gedanken gelangen läßt *).

Wir können nach dieser ausführlicheren Besprechung des Parzival bei den zwei andern Gedichten uns kürzer fassen, da die obigen Bemerkungen zum größten Theil auch auf den Titurel und den Wilhelm anwendbar sind, wie denn diese ebenfalls viel zu sehr überschätzt werden, wenn auch nicht in dem Maße, wie der Parzival, weil der Stoff keine Gelegenheit gab, die eigenen Ideen hineinzulegen.

Von dem Titurel behauptet man zwar, er würde Wolframs vollendetstes Werk geworden sein, wenn er ihn zu Ende gebracht hätte; allein es würde sich Solches auch dann kaum behaupten lassen, wenn die vorhandenen Bruchstücke wirklich so hoch gestellt werden dürften, als es gewöhnlich geschieht. Man lobt an denselben sowohl die metrische Form, als den Inhalt. Was erstere betrifft, so müssen wir gestehen, daß wir in ihr die Trefflichkeit nicht finden können, die man an ihr rühmt. Sie ist offenbar nur eine Nachahmung der Nibelungen- oder noch näher der Gudrunstrophe, aber gewiß eine verfehlte Nachahmung, da ihr der ruhige, gleichmäßige und doch aller Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit fähige Gang fehlt, der dem Epos unentbehrlich ist und der Heldenstrophe so großen Reiz verleiht. Dadurch, daß Wolfram die dritte Langzeile verkürzt, folgen der dritte und vierte Reim viel zu rasch auf einander, wodurch nicht nur die Strophe alle Schönheit des Ebenmaßes einbüßt, sondern zugleich auch einen ganz lyrischen Charakter erhält, so wie dies auch durch den ausschließlichen Gebrauch weiblicher Reime geschieht. Außerdem ist das Maß mit großer Willkür behandelt, wie denn die Cäsur sogar die Wörter durchschneidet (Str. 57. S. unten Nr. 2). Vor Allem aber vermißt man den Wohllaut, der die mittelhochdeutschen Dichter sonst so auszeichnet, aber dem Wolfram überhaupt nicht eigen war.

Was den Inhalt der Bruchstücke betrifft, so tritt in dem zweiten die ganze Sonderbarkeit Wolframs um so mehr hervor, als man Grund hat zu vermuthen, daß die darin erzählte Begebenheit der Mittelpunkt des ganzen Gedichts werden sollte. Es konnte aber gewiß nur ihm einfallen, eine ganze große Dichtung auf Halsband und Leitseil eines Jagdhundes zu gründen, so prachtvoll und wunderbar dasselbe auch sein mochte. Wenn aber, wie es allen Anschein hat, Schionatulander in der Aufsuchung dieser Dinge seinen Tod fand, so ist die Anlage des Gedichts in dem kindischen Geiste gehalten, welchen wir als eine charakteristische Eigenthümlichkeit des höfischen Ritterthums schon öfters haben kennen lernen. Das erste Bruchstück ist besonders durch das unten mitgetheilte Gespräch Schionatulanders mit Sigunen berühmt geworden. Man könnte es vielleicht hoch stellen, wenn Lavinias und ihrer Mutter Gespräch über die Minne von Heinrich von Veldeck nicht bekannt wäre; allein mit diesem zusammengehalten verliert es unendlich: die Jungfrau Lavinia erscheint unendlich zarter und unschuldiger, als das Kind Sigune, welche, so unwissend sie sich zuerst auch stellt, doch von der Minne mehr weiß, als sich gebühren mag, wie dies auch bei der Tochter der Winsbeckin der Fall ist (s. oben S. 174). Das Schönste an der ganzen Stelle sind ohne Zweifel die Strophen, welche dem eigentlichen Gespräch vorangehen (46—51).

Wäre der Wilhelm, so wie er uns vorliegt, wirklich vollendet, so würde er in Bezug auf Composition ohne Zweifel weitaus das hervorragendste nicht nur von Wolframs Werken, sondern von allen mittelhochdeutschen epischen Dichtungen sein, und nur darin zu wünschen übrig lassen, daß er den Grund des Einfalls der Heiden in das Land Wilhelms nur andeutet, und nicht an passend gewählter Stelle und in angemessener Form ausführlicher darlegt, so wie ferner darin, daß der Schluß in Bezug auf den starken Rennewart und dessen Schicksal ganz unbefriedigt läßt, während doch der Dichter alle seine Kunst angewendet hatte, die lebhafteste Theilnahme für ihn zu erregen, so daß er uns nothwendig dessen weitere Schicksale hätte mittheilen müssen, ohne dadurch aber den eigentlichen Helden des Gedichts in den Hintergrund zu stellen. Wäre Beides geschehen, so würde sich allerdings das Gedicht in den beiden Hauptbegebenheiten, der Schlacht auf Alischanz und der Belagerung von Oransche, vollständig abrunden. Man hat zwar behauptet (denn was hätte man nicht behauptet, um aus Wolfram den größten Dichter zu machen?), daß der Wilhelm in der That vollendet sei; allein, wenn es auch sicher ist, daß dem Anfang, wie wir ihn besitzen, Nichts vorangehen konnte, so ist es eben so sicher, daß der Schluß unvollständig ist und daß Wolfram ganz gewiß die Absicht hatte, ihn weiter zu führen. Dies geht aus der ganzen Natur Wolframs hervor, der sicherlich nicht unterlassen konnte, die weiteren Schicksale des starken Rennewart mitzutheilen, zumal sich dieselben an die schöne Tochter des Königs anknüpfen mußten. Ein weiterer Beweis von der Unvollständigkeit des Ganzen liegt in dem gänzlichen Mangel des hergebrachten Schlusses, in

*) So spricht er bei der Schilderung der Gralsjungfrauen zuerst von ihrem Kopfputz, dann von dem, was sie herbeitragen, hierauf von ihren Haaren, nachher wieder von dem, was sie tragen, und endlich von ihrem Gewand. (Parzival 232, 16 ff. S. unten Nr. 1.)

welchem der Dichter von sich, seiner Quelle und den Umständen spricht, in welchen das Gedicht begonnen und fortgeführt wurde. Wolfram hätte es aber um so weniger an einem solchen Schlusse fehlen lassen, als der mit dem Beginne des Werkes eingetretene Tod des Landgrafen Hermann, auf dessen besondern Auftrag er den Wilhelm dichtete, ihn veranlassen mußte, seinem Gönner und Beschützer einige Worte dankbarer Erinnerung zu widmen *).

So hoch auch der Wilhelm in Bezug auf Sprache und Verskunst über dem Parzival steht, so wenig erhebt er sich im Uebrigen über denselben, ja in manchen Dingen steht er ihm weit nach. Insbesondere fehlt ihm die Tiefe der Empfindung, die sich in jenem oft in ergreifender Weise ausspricht. Zwar kommen auch im Wilhelm Stellen vor, die zu dem Herzen sprechen sollen; sie sind aber nicht von dem Herzen eingegeben, sondern erscheinen mehr als reflektirende Sophisterei des Gefühls. Wie schroff, wie kalt und ertödtend tritt, um nur Ein Beispiel zu erwähnen, die Unwahrheit der Empfindung in der Klage Wilhelms um seinen erschlagenen Neffen Vivians hervor! (3) So spricht der Schmerz um einen geliebten Todten nicht! Es wird Einem ganz frostig zu Muthe, wenn man liest, wie Wilhelm bei der Leiche des muthigen Jünglings an die schönen Kleider denkt, die er dem Erschlagenen gegeben, an die Kosten sich erinnert, die er ihm verursacht hat. Dies ist mehr als stumpfe Gefühllosigkeit! — Doch sind auch der schönen Stellen viele im Wilhelm, selbst in dem erwähnten und unten mitgetheilten Abschnitte. Am meisten verdienen die Schilderung der Kämpfe gerühmt zu werden, welche oft voll Beweglichkeit und Leben sind, so wie die Darstellung der freilich nicht immer anschaulich genug hervortretenden Gattenliebe Wilhelms und Gyburcs, welche letztere überhaupt eine der liebenswürdigsten Gestalten ist, die Wolfram geschaffen hat.

Wie der Parzival, so ist auch der Wilhelm in den allgemein gebräuchlichen Reimpaaren geschrieben, welche im ersten Gedichte oft, und zwar vorzugsweise in den auch dem Inhalte nach geschraubten Stellen eine gewisse Steifheit darbieten, während sie im Wilhelm mit mehr Sicherheit und Beweglichkeit behandelt werden. Der vortreffliche Herausgeber von Wolframs Gedichten (Lachmann), dessen Verdienste nicht bloß um diesen Dichter, sondern um die ältere deutsche Literatur überhaupt nicht hoch genug gestellt werden können, hat finden wollen, daß der Parzival, wie der Wilhelm in kleine Abschnitte von je 30 Zeilen zerfalle, von denen jeder gleichsam ein selbstständiges kleines Gemälde enthalte. Doch ist auch dies gewiß unrichtig und durch keinen triftigen Grund zu belegen, da solche Abschnitte weder äußerlich, wie bei Wirnt (S. 27 u. weiter unten) bezeichnet, noch innerlich durch den Gedanken geschieden werden, wie sich denn Lachmann bei der Durchführung seiner Hypothese oft gezwungen sah, einen solchen Abschnitt mitten im Satze zu beginnen.

Haben wir in den vorstehenden Bemerkungen, deren Umfang durch die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigt werden mag, vorzugsweise die dem Dichter des Parzivals gespendeten Lobeserhebungen als offenbar übertrieben und unbegründet darzustellen gesucht, wobei es freilich nicht möglich war, die wahren und unbestreitbaren Verdienste Wolframs gebührend hervorzuheben, so bleibt uns noch übrig, diese in kurzen, aber bestimmten Zügen auszusprechen. Und es sind dieselben in der That so bedeutend, daß er auch dann noch als einer der größten Dichter seiner Zeit wird bewundert werden müssen, wenn man ihm nur diejenigen Vorzüge beilegt, die ihn in der That vor andern Dichtern auszeichnen.

Wir müssen zunächst mit allen seinen Verehrern des Bestimmtesten anerkennen, daß er alle seine Zeitgenossen wie in Reichthum und Fülle, so auch in Tiefe und Großartigkeit der Gedanken weit übertraf, daß er dabei den edelsten sittlichen Ernst besaß, der sich in höchst erfreulicher Weise in seinen Dichtungen ausspricht, in denen nur wenige Stellen sich vorfinden, welche an die Gemeinheit der ritterlich-höfischen Lebensansichten erinnern, denen er freilich in seinen Verhältnissen nicht ganz entgehen konnte. Mit diesem sittlichen Ernst verband sich die lebendigste Empfänglichkeit für alles Hohe und Schöne, das innigste und zarteste Gefühl für die rein menschlichen Regungen des Herzens. Kein Dichter hat die Liebe der Mutter zu ihren Kindern, der Kinder zu ihren Aeltern, keiner hat die Geschwisterliebe, die eheliche Liebe und Treue, die Liebe der Freunde und Verwandten, keiner hat alle diese alltäglichen und doch so erhabenen, so tief in der Menschenbrust liegenden Gefühle so innig, so ergreifend und so wahr geschildert, als Wolfram, der aber auch vielleicht eben deshalb weniger geeignet war, die verzehrende Leidenschaft der Geschlechtsliebe zu erfassen. Seine Lebensansichten waren eben so großartig, als durch die innigste Frömmigkeit, durch das lebendigste Gottvertrauen geläutert und gehoben. Dadurch stand er aber auch im entschiedensten Gegensatz zur frivolen Zeit und zu der im Ganzen eben so frivolen höfischen Poesie, welcher er in der That nur durch seinen Stand und seine adelige Geburt angehörte, und der er sich gewiß noch entschiedener entgegengestellt hätte, wenn er in seinem ritterlichen Stolze weniger befangen gewesen wäre. Diese seine sittliche Richtung erklärt es aber zur Genüge, warum gerade er in der späteren bürgerlichen Zeit allen seinen Zeitgenossen vorgezogen wurde, obgleich auch die Fortsetzung des Titurel mit ihrem ausgeprägten mystischen Charakter nicht wenig dazu beigetragen haben mag, da man sie ihm beilegte.

Da Wolframs reiche Phantasie mehr nach dem Inneren als nach dem Aeußeren gerichtet war, und die Anschauung der Welt und des Lebens sich bei ihm sogleich zum Gedanken, zur Empfindung gestaltete, so war sein Talent offenbar lyrischer Natur, wie auch seine wenigen lyrischen Dichtungen auf das Entschiedenste beweisen (S. 65). Diesem lyrischen Zuge verdanken wir auch Alles, was in seinen epischen Gedichten unsere Bewunderung erregt, worunter vor Allem zu erwähnen ist, daß er zuerst unter allen Dichtern des Mittelalters die Charaktere seiner Personen mit Bewußtsein indi-

*) Wolframs Wilhelm wurde gegen das Jahr 1250 von Ulrich von Türheim aus Schwaben fortgesetzt. Zwar wird in diesem Gedichte das Leben Wilhelms bis zu seinem Tode im Kloster erzählt, aber doch ist nicht sowohl Wilhelm die Hauptperson, sondern vielmehr der starke Rennewart, wie denn auch das Gedicht unter diesem Namen bekannt ist. Es ist übrigens, wie Lachmann berichtet, höchst langweilig und fast nur wegen mancher guten Sprichwörter beachtenswerth. Ein anderer Dichter, Ulrich von dem Türlin aus Kärnthen (zwischen 1252 u. 1278), dem der ungenügende Anfang des Wilhelm auffiel, verfaßte eine Vorrede, wie er sein Werk selbst nennt, in welcher er die Geschichte von Arabelens (Gyburgs) Entführung weitläufig erzählte. Doch ist dieselbe unvollendet geblieben.

vidualisirte. Wenn in allen Dichtungen, die wir bis jetzt haben kennen lernen, mit alleiniger Ausnahme des Alexander von Lamprecht und der zwei späteren Gedichte Hartmanns, die geschilderten Personen, und zwar die hervorragenden, wie die untergeordneten, immer nur als Repräsentanten eines Standes, Geschlechtes, Alters u. s. w. erscheinen, dabei aber aller Individualität ermangeln, so treten sie dagegen bei Wolfram in fester, charaktervoller Gestaltung hervor; jede, selbst solche, die uns vorübergehend in Anspruch nehmen (z. B. Gurnemanz, Sigune u. a.) haben ein festes, bestimmtes Gepräge, das sie von allen Uebrigen wesentlich unterscheidet. Freilich spricht sich diese Individualität weit weniger in dem aus, was die Personen thun, als in dem was sie denken und sagen (was eben wieder eine Folge der lyrischen Richtung Wolframs ist, und was ihn vom Pfaffen Lamprecht unterscheidet, der seine Personen auf rein epischem Wege gestaltet); allein wie er auch dazu gelangen mag, immer ist es eine unbestreitbare Thatsache, welche die hohe Begabung des Dichters bezeugt und seinen epischen Werken den höchsten Reiz verleiht.

Wollte man das ganze Gemälde in Einen Brennpunkt zusammenfassen, so könnte man es wohl auf keine bessere Weise erreichen, als wenn man den Dichter des Parzival mit den romantischen Dichtern der neuern Zeit zusammenstellte, mit denen er in auffallender Weise alle Vorzüge und alle Mängel theilt. Wie bei diesen, so ist auch bei ihm Lebendigkeit der Phantasie, Tiefe der Empfindung, Fülle der Gedanken, Reichthum der Sprache in hohem Maße vereinigt; wie bei diesen, so finden wir auch bei ihm das Bestreben, auf Kosten der äußeren Gestaltung, in die geheimnißvollen Tiefen der Geisterwelt einzudringen, und überall mystische Beziehungen zu finden; aber wie bei diesen, so fehlt auch bei ihm alle künstlerische Begabung, indem ihm, so wenig als den Neuromantikern daran liegt, in der äußern Erscheinung der Gegenstände deren innere Natur darzustellen, was allein die Aufgabe der Kunst sein kann; indem er vielmehr darauf ausgeht, aus dem innern Leben das äußere herauszuconstruiren, was ihm aber eben so wenig gelingen kann, als jenen, da hiezu nicht menschliche, sondern göttliche Schöpfungskraft gehört. So haben wir in Wolfram das Urbild aller Romantik, die sich zwar auch bei andern Dichtern seiner Zeit in einzelnen Zügen, aber nur bei ihm entschieden ausgesprochen findet.

1. Aus dem Parzival: Parzival und der Gral.

224 **S**wer ruochet hœren, war nu kumt,
den âventiur hât ûz gefrumt,
der mac grôziu wunder
merken al besunder.
Lât rîten Gahmuretes kint:
swâ nu getriwe liute sint,
die wünschn im heils: wan ez muoz sîn,
daz er nu lîdet hôhen pîn,
etswenne ouch freude und êre.
Ein dinc in müete sêre,
daz er von ir gescheiden was,
daz munt von wîbe nie gelas,
noch sus gesagte mære,
diu schœnr unt bezzer wære.
Gedanke nâch der künegin
begunden krenken im den sin:
den müeser gar verloren hân,
wærz niht ein herzehafter man.
Mit gewalt den zoum daz ros
truog über ronen und durchez mos:
wandez wiste niemens hant.
Uns tuot diu âventiure bekant,
daz er bî dem tage reit,
ein vogel hetes arbeit,
solt er allez hân erflogen.
Mich enhab diu âventiure betrogen,
sîn reise unnâch was sô grôz
des tages, do er Ithêren schôz,
unt sît do er von Grâharz
kom in daz lant ze Brôbarz.

225 **W**elt ir nu hœrn, wiez im gestê?
Er kom des âbnts an einen sê:
dâ heten geankert weideman;
den was daz wazzer undertân.
Dô si in rîten sâhen,
si wârn dem stade sô nâhen,
daz si wol hôrten, swaz er sprach.
Einen er im schiffe sach,
der het an im alsolch gewant,
ob im dienden elliu lant,
daz ez niht bezzer möhte sîn:
gefurriert sîn huot was pfâwîn.
Den selben vischære
begunder vrâgen mære,
daz er im riete durch Got,
und durch sîner zühte gebot,
wo er herberge möhte hân.
Sus antwurte im der trûric man;
er sprach: „Hêr, mirst niht bekant,
daz weder wazzer oder lant
inre drîzec miln erbûwen si;
wan ein hûs lît hie bî:
mit triwen ich iu râte dar;
war möht ir tâlanc anderswar?
Dort an des velses ende,
dâ kêrt zer zeswen hende:
sor ûf hin komet an den grabn,
ich wæn, dâ müezt ir stille habn;
bit die brüke iu nider lâzen
und offen iu die strâzen.“

226 **E**r tet, als im der vischer riet,
mit urlouber dannen schiet;
er sprach: „Komt ir rehte dar,
ich nim iwer hînt selbe war:
sô danket, als man iwer pflege.
Hüet iuch, dâ gênt unkunde wege:
ir muget an der lîten
wol misserîten,
deiswâr des ich iu doch niht gan.“
Parzivâl der huop sich dan,
er begunde wackerlîchen draben
den rehten pfat unz an den graben:
dâ was diu brükke ûf gezogen,
diu burc an veste niht betrogen;
si stuont reht, als si wære gedraet;
ez enflüge od hete der wint gewæt,
mit sturme ir niht geschadet was.
Vil türne, manec palas
dâ stuont mit wunderlîcher wer:
op si suochten elliu her,
sine gæben für die selben nôt
ze drîzec jâren niht ein brôt.
Ein knappe des geruochte,

unt vrâgte in, waz er suochte,
od wann sîn reise wære;
er sprach: „Der vischære
hât mich von im her gesant:
ich hân genigen sîner hant
niwan durch der herberge wân;
er bat die brükken nider lân

227 Unt hiez mich zuo ziu rîten în.“
„Hêrre, ir sult willekomen sîn!
Sît ez der vischære verjach,
man biut iu êre unt gemach
durch in, der iuch sande widr,“
sprach der knappe unt lie die brükke nidr.
In die burc der küene reit,
ûf einen hof wît unt breit:
durch schimpf er niht zetretet was
(da stuont al kurz grüene gras:
dâ was bûhurdiern vermiten),
mit baniern selten überriten,
alsô der anger zAbenberc.
Selten frœlîchiu werc
was da gefrümt ze langer stunt.
in was wol herzen jamer kunt.
Wênc er des gein in enkalt:
in enpfiengen ritter jung und alt;
vil kleiner junchêrrelîn
sprungen gein dem zoume sîn;
ieslîchez für dez ander greif.
Si habten sînen stegreif:
sus muoser von dem orse stên;
in bâten ritter fürbaz gên,
di fuorten in an sîn gemach.
Harte schiere daz geschach,
daz er mit zuht entwâpent wart.
Dô si den jungen âne bart
gesâhen alsus minneclîch,
si jâhn, er wære sælden rîch.

228 Ein wazzer iesch der junge man,
er twuoc den râm von im sân
undern ougen und an handen;
alt und junge wânden,
daz vor im ander tag erschine:
sus saz der minneclîche wine.
Gar von allem tadel vrî
mit pfelle von Arâbî
man truog im einen mantel dar,
(den legt an sich der wol gevar)
mit offenre snüere;
ez was im ein lobs gefüere.
Dô sprach der kameræere kluoc:
„Repanse de Schoye in truoc,
mîn frouwe, de künigîn:
ab ir sol er iu glihen sîn;
wan iu ist niht kleider noch gesniten.
Jâ mohte ich sis mit êren biten:
wande ir sît ein werder man,
ob ichz geprüevet rehte hân.“
„Got lôn in, hêrre, daz irs jeht!
Ob ir mich ze rehte speht,
sô hât mîn lîp gelücke erholt:
diu Gotes kraft gît solhen solt.“
Man schancte im unde pflac sîn sô,
die trûregen wâren mit im vrô;
man bot im wirde und êre:
wan dâ was râtes mêre,
denne er ze Pelrapeire vant,
die dô von kumber schiet sîn hant.

229 Sîn harnasch was von im getragen:
daz begunder sider klagen,
da er sich schimpfes niht versan.
Ze hove ein redespæher man
bat komn ze vrävellîche
den gast ellens rîche
zem wirte, als ob im wære zorn:
des het er nâch den lîp verlorn
von dem jungen Parzivâl.
Dô er sîn swert wol gemâl
ninder bi im ligen vant,
zur fiuste twanger sus die hant,
daz dez bluot ûzen nagelen schôz
und im den ermel gar begôz.
„Nein, hêrre,“ sprach diu ritterschaft,
„ez ist ein man, der schimpfes kraft
hât, swie trûrc wir anders sîn:
tuot iwer zuht gein im schîn.
Ir sultz niht anders hân vernomn,
wan daz der vischær sî komn;
dar gêt, ir sît im werder gast;
und schuttet ab iu zornes last.“
Si giengen ûf ein palas:
hundert krône dâ gehangen was,
vil kerzen drûf gestôzen,
ob den hûs genôzen
kleine kerzen umbe an der want.
Hundert pette er ligen vant
(daz schuofen, dies dâ pflâgen),
hundert kulter drûffe lâgen,

230 Je vier gesellen sundersiz,
da enzwischen was ein underviz:
dervür ein teppech sinewel,
fil li roy Frimutel
mohte wol geleisten daz.
Eins dinges man dâ niht vergaz:
sine hete niht betûret,
mit marmel was gemûret
drî vierekke fiwerrame;
dar ûffe was des fiwers name,
holz, hiez lign alôê.
Sô grôziu fiwer sît, noch ê,
sach niemen hie ze Wildenberc:
jenz wâren kostenlîchiu werc.
Der wirt sich selben setzen bat
gein der mitteln fiwerstat
ûf ein spanbette.
Ez was worden wette
zwischen im und der vröude:
er lebte niht, wan töude.
In den palas kom gegangen,
der dâ wart wol enpfangen,
Parzivâl der lieht gevar,
von im, der in sante dar.
Er liez in dâ niht lenger stên;
in bat der wirt nâher gên
unt sitzen: „Zuo mir dâ her an!
Sazte ich iuch verre dort hin dan,
daz wære iu alze gâstlîch.“
Sus sprach der wirt jâmers rîch.

231 Der wirt het durch siechheit
grôziu fiur und an im warmiu kleit;
wît unt lanc zobelîn,
sus muoze ûze und inne sîn
der pelliz und der mantel drobe.
Der swechest balc wær wol ze lobe;
der was doch swarz unde grâ.
Des selben was ein hûbe dâ
ûf sîme houbte zwivalt

von zobele, den man tiure galt:
sinwel arâbsch ein borte
oben drûf gehôrte,
mitten dran ein knöpfelîn,
ein durhliuhtic rubîn.
Dâ saz manec ritter kluoc,
dâ man jâmer für si truoc.
Ein knappe spranc zer tür dar în,
der truoc eine glævîn
(der site was ze trûren guot);
an der snîden huop sich pluot,
unt lief den schaft unz ûf die hant,
deiz in dem ermel wider vant.
Dâ wart geweinet unt geschrît
ûf dem palase wît:
daz volc von drîzec landen
mohtz den ougen niht enblanden.
Er truoc se in sînen henden
alumb zen vier wenden,
unz aber wider zuo der tür;
der knappe spranc hin ûz derfür.
232 **G**estillet was des volkes nôt,
als in der jâmer ê gebôt,
des si diu glævîn het ermant,
di der knappe brâhte in sîner hant.
Wil iuch nu niht erlangen,
sô wirt hie zuo gevangen,
daz ich iuch bringe an die vart,
wie dâ mit zuht gedienet wart.
Zende an dem palas
ein stählîn tür entvlozzen was;
dâ giengen ûz zwei werdiu kint;
nû hœrt, wie diu geprüevet sint:
daz si wol gæben minnen solt,
swerz dâ mit dienste het erholt;
Daz wâren juncfrouwen clar;
zwei schapel über blôzin hâr,
blüemîn was ir gebende.
Jewederîn ûf der hende
truoc von golde ein kerzstal.
Ir hâr was reit, lanc unde val.
Si truogen brinnendigiu lieht.
Hie sule wir vergezzen nieht
umbe der juncfrowen gewant,
dâ man se kumende inne vant.
De grævîn von Teuabroc,
brûn scharlachen was ir roc,
des selben truog ouch ir gespil.
Sie wâren gefischieret vil
mit zwein gürteln an der krenke
ob der hüffe ame gelenke.
233 **N**âch den kom ein herzogîn
und ir gespil: zwei stöllelîn
si truogen von helfenbein;
ir munt nâch fiwers rœte schein.
Die nigen alle viere:
zwuo satzten schiere
für den wirt die stollen;
dâ wart gedient mit vollen.
Die stuonden ensamt an eine schar,
unt wâren alle wol gevar.
Den vieren was gelîch ir wât.
Seht, wâ sich niht versûmet hât
ander frouwen vierstunt zwuo:
die wâren dâ geschaffet zuo.
Viere truogen kerzen grôz:
die andern viere niht verdrôz,
sine trüegen einen tiuren stein,
dâ tages de sunne lieht durch schein.
Dâ für was sîn name erkant:
ez was ein grânât jâchant,
beide lanc unde breit;
durch die lihte in dünne sneit,
swer in zeime tische maz:
dâ obe der wirt durch rîchheit az.
Si giengen harte rehte
für den wirt al ehte,
gein nîgen si ir houbet wegten.
Viere die taveln legten
ûf helfenbein wîz, als ein snê,
stollen, die dâ kômen ê.
234 **M**it zuht si kunden wider gên,
zuo den êrsten vieren stên.
An disen aht frouwen was
röcke grüener, denn ein gras,
von Azagouc samît,
gesniten wol lanc unde wît.
Dâ mitten si zesamne twanc
gürteln, tiur, smal unde lanc.
Dise ahte juncfrouwen kluoc,
ieslîchiu ob ir hâre truoc
ein klein blüemîn schapel.
Der grâve Iwân von Nônel
unde Jernîs von Rîl,
jâ was über manege mîl
ze dienst ir tohter dar genomn:
man sach die zwuo fürstin komn
in harte wünneclîcher wât.
Zwei mezzer snîdende, als ein grât,
brâhten si durch wunder
ûf zwein twehelen al besunder.
Daz was silber herte wîz;
dar an lag ein spæher vlîz:
im was solch scherpfen niht vermiten,
ez hete stahel wol versniten.
Vorm silber kômen frouwen wert,
der dar ze dienste was gegert:
die truogen lieht dem silber bî;
vier kint vor missewende vrî.
Sus giengen se alle sehse zuo:
nu hœrt, waz ieslîchiu tuo.
235 **S**i nigen. Ir zwuo dô truogen dar
ûf die taveln wol gevar
daz silber unt leitenz nidr;
dô giengen si mit zühten widr
zuo den êrsten zwelven sân.
Ob ihz geprüevet rehte hân
hie sulen ahzehen frouwen stên.
Âvoy, nu siht man sehse gen
in wæte, die man tiure galt:
daz was halbez plialt,
daz ander pfell von Ninnivê.
Dise und die êrsten sehse ê
truogen zwelf röcke geteilt,
gein tiwerr kost geveilt.
Nâch den kom diu künegîn:
ir antlütze gap den schîn,
si wânden alle, ez wolde tagen.
Man sach die maget an ir tragen
pfellel von Arâbî.
Ûf einem grüenen achmardî
truoc si den wunsch von pardîs,
bêde, wurzeln unde rîs.
Daz was ein dinc, daz hiez der Grâl,
erden wunsches überwal.
Repanse de Schoy si hiez,

die sich der Grâl tragen liez.
Der Grâl was von sölher art,
wol muoser kiusche sîn bewart;
die sîn ze rehte solde pflegn,
die muose valsches sich bewegn.
236 **V**orem Grâle kômen lieht:
diu wârn von armer koste nieht;
sehs glas, lanc, lûter, wolgetân,
dar inne balsem, der wol bran.
Dô si kômen von der tür
ze rehter mâze alsus her für,
mit zühten neic diu künegîn
und al diu juncfröwelîn,
die dâ truogen balsemvaz.
Diu küngîn, valscheite laz,
satzte für den wirt den Grâl.
Dez mære giht, daz Parzivâl
dicke an si sach und dâhte,
diu den Grâl dâ brâhte;
er het ouch ir mantel an.
Mit zuht die sibene giengen dan
zuo den ahzehen êrsten:
dô liezen si die hêrsten
zwischen sich; man sagte mir,
zwelve iewederthalben ir.
Diu maget mit der krône
stuont dâ harte schône.
Swaz ritter dô gesezzen was
über al den palas,
den wâren kamerære
mit guldîn becken swære
ie viern geschaffet einer dar,
und ein junchêrre wol gevar,
der eine wîze twehele truoc.
Man sach dâ rîcheit genuoc.
237 **D**er taveln muosen hundert sîn,
die man dâ truoc zer tür dar în.
Man sazte ieslîche schiere
für werder ritter viere;
tischlachen var nâch wîze
wurden drûf geleit mit vlîze.
Der wirt dô selbe wazzer nam;
der was an hôhem muote lam:
mit im twuoc sich Parzivâl.
ein sîdîn twehele wol gemâl,
die bôt eins graven sun dernâch:
dem was ze knien für si gâch.
Swâ dô der taveln keiniu stuont,
dâ tet man vier knappen kuont,
daz se ir diens niht vergæzen
den, die drobe sæzen.
Zwêne knieten unde sniten:
die andern zwêne niht vermiten,
sine trüegen trinkn und ezzen dar,
unt nâmen ir mit dienste war.
Hœrt mêr von rîchheite sagen:
vier karrâschen muosen tragen
manec tiwer goltvaz
ieslîchem ritter, der dâ saz.
Man zôhs zen vier wenden:
vier ritter mit ir henden
mans ûf die taveln setzen sach;
ieslîchem gieng ein schrîber nach,
der sich dar zuo arbeite
unt si wider ûf bereite,
238 **S**ô dâ gedienet wære.
Nu hœrt ein ander mære.
Hundert knappen man gebôt:
die nâmn in wîze twehelen brôt
mit zühten vor dem Grâle;
die giengen al ze mâle
unt teilten für die taveln sich.
Man sagte mir, diz sag ouch ich
ûf iwer iesliches eit,
daz vorem Grâle wære bereit
(sol ich des iemen triegen,
sô müezt ir mit mir liegen),
swâ nâch jener bôt die hant,
daz er al bereite vant
spîse warm, spîse kalt,
spîse niwe und dar zuo alt,
daz zam und daz wilde.
Esn wurde nie kein bilde,
beginnet maneger sprechen;
der wil sich übel rechen:
wan der Grâl was der sælden fruht,
der werlde süeze ein sölh genuht,
er wac vil nâch geliche,
als man saget von himelrîche.
In kleiniu goltvaz man nam,
als ieslicher spîse zam,
salssen, pfeffer, agraz;
dâ het der kiusche und der vrâz
alle geliche genuoc:
mit grôzer zuht manz für si truoc.
239 **M**ôraz, wîn, sinôpel rôt,
swâ nâch den napf ieslicher bôt,
swaz er trinkens kunde nennen,
daz mohter drinne erkennen,
allez von des Grâles kraft:
diu werde gesellescaft
hete wirtschaft vome Grâl.
Wol gemarcte Parzivâl
die rîcheit und daz wunder grôz:
durch zuht in vrâgens doch verdrôz.
Er dâhte: „Mir riet Gurnamanz
mit grôzen triwen âne schranz,
ich solte vil gevrâgen niht;
waz op mîn wesen hie geschiht
die mâze, als dort pî im?
Âne vrâge ich vernim,
wiez dirre massenîe stêt.“
In dem gedanke nâher gêt
ein knappe, der truog ein swert:
des pale was tûsent marke wert;
sîn gehilze was ein rubîn,
ouch möhte wol diu klinge sîn
grôzer wunder urhap.
Der wirt ez sîme gaste gap;
der sprach: „Hêrre, ich prâhtz in nôt
in maneger stat, ê daz mich Got
ame lîbe hât geletzet.
Nu sît dermit ergetzet,
ob man iwer hie niht wol enpflege.
Ir mugetz wol füeren alle wege:
240 **S**wenne ir geprüevet sînen art,
ir sît gein strîte dermite bewart.“
Ôwê, daz er niht vrâgte dô!
des bin ich für in noch unvrô.
Wan do erz enpfienc in sîne hant,
dô was er vrâgens wol ermant.
Och riwet mich sîn süezer wirt,
den ungenande niht verbirt,
des im von vrâgn nu wære rât.
Genuoc man dâ gegeben hât:
dies pflâgen, die griffenz an,

si truognz gerüste wider dan.
Vier karrâschen man dô luot:
ieslîch frouwe ir dienest tuot,
ê die jungsten, nû die êrsten.
Dô schuofen se abr die hêrsten
wider zuo dem Grâle.
Dem wirte unt Parzivâle
mit zühten neic diu künegîn
und al diu juncfröwelîn,
si brâhten wider în zer tür,
daz si mit zuht ê truogen für.
Parzivâl in blicte nâch:
an eime spanbette er sach
in einer kemenâten,
ê si nâch in zuo getâten
den aller schœnsten alten man,
des er künde ie gewan.
Ich magez wol sprechen âne guft,
er was noch grâwer, dan der tuft.

241 Wer der selbe wære;
des freischet her nâch mære,
dar zuo der wirt, sîn burc, sîn lant,
diu werdent iu von mir genant
her nâch, sô des wirdet zît,
bescheidenlîchen, âne strît
unde ân allez für zogen:
ich sage die senewen âne bogen.
Diu senewe ist ein bîspel.
Nu dunket iu der boge snel;
doch ist sneller, daz diu senewe jaget.
Ob ich iu rehte hân gesaget,
diu senewe gelîchet mæren sleht:
diu dunkent ouch die liute reht.
Swer iu saget vor der krümbe,
der wil iu leiten ümbe.
Swer den bogen gespannen siht,
der senewen er der slehte giht,
man welle si zer biuge erdenen,
sô si den schuz muoz menen.
Swer aber dem sîn mære schiuzet,
des in durch nôt verdriuzet:
wan daz hât dâ ninder stat
unt vil gerûmeclîchen pfat,
zeinem ôren în, zem andern für.
Mîn arbeit ich gar verlür,
op den mîn mære drunge:
ich sagte oder sunge,
daz ez noch baz vernæme ein boc
odr ein ulmiger stoc.

242 Ich wil iu doch paz bediuten
von disen jâmerbæren liuten,
dar kom geriten Parzivâl.
Man sach dâ selten freuden schal,
ez wære buhurt oder tanz:
ir klagendiu stæte was sô ganz,
sine kêrten sich an schimphen niht.
Swâ man noch minner volkes siht,
den tuot etswenne vreude wol:
dort wârn die winkel alle vol,
und ouch ze hove dâ man se sach.
Der wirt ze sîme gaste sprach:
„Ich wæn, man iu gebettet hât;
sît ir müede, sô ist mîn rât,
daz ir gêt, leit iuch slâfen."
Nu solt ich schrîen wâfen
umb ir scheiden, daz si tuont;
ez wirt grôz schade in beiden kuont.
Vome spanbette trat
ûfen tepch an eine stat
Parzivâl, der wol geslaht:
der wirt bôt im guote naht.
Diu rîterschaft dô gar ûf spranc,
ein teil ir im dar nâher dranc:
dô fuorten si den jungen man
in eine kemenâten san;
diu was alsô gehêret,
mit einem bette gêret,
daz mich mîn armuot immer müet,
sît derde alsölhe richheit blüet.

243 Dem bette armuot was tiur:
alser glohte in eime fiur,
lac drûffe ein pfellel lieht gemâl.
Die ritter bat dô Parzivâl
wider varen an ir gemach,
dor dâ niht mêr bette sach;
mit urloube se fuoren dan.
Hie hebt sich ander dienst an.
Vil kerzen und diu varwe sîn,
di gâbn ze gegenstrîte schîn:
waz möhter liehter sîn der tac?
Vor sînem bette ein anderz lac,
dar ûfe ein kulter, da er dâ saz.
Junchêrren snel unt niht ze laz
maneger im dar nâher spranc:
si entschuohten bein, diu wâren blanc;
ouch zôch im mêr gewandes abe
manec wol geborner knabe;
vlætec wârn diu selben kindelîn.
Dar nâch gienc dô zer tür dar în
vier clâre juncfrouwen:
die solten dennoch schouwen,
wie man des heldes pflæge
und ober sanfte læge.
Als mir diu âventiure gewuoc,
vor ieslîcher ein knappe truoc
eine kerzen, diu wol bran.
Parzivâl, der snelle man,
spranc underz declachen;
si sagten: „Ir sult wachen

244 Durch uns noch eine wîle."
Ein spil mit der île
het er unz an den ort gespilt;
daz man gein liehter varwe zilt,
daz begunde ir ougen süezen,
ê si enpfiengen sîn grüezen.
Ouch fuogten in gedanke nôt,
daz im sîn munt was sô rôt,
und daz vor jugende niemen dran
kôs gein einer halben gran.
Dise vier juncfrouwen kluoc,
hœrt, was ieslichiu truoc:
môraz, wîn unt lûtertranc
truogen drî ûf henden blanc;
diu vierde juncfrouwe wîs
truog obz der art von pardîs
ûf einer twehelen blanc gevar.
Diu selbe kniete ouch für in dar.
Er bat die frouwen sitzen;
si sprach: „Lât mich bî witzen;
sô wært ir diens ungewert,
als mîn her für iuch ist gegert."
Süezer rede er gein in niht vergaz:
der hêrre tranc, ein teil er az.
Mit urloube se giengen widr:
Parzivâl sich leite nidr.
Ouch sazten junchêrrelîn

ûfn tepch die kerzen sîn,
dô si in slâfen sâhen;
si begunden dannen gâhen.

245 Parzivâl niht eine lac:
gesellecliche unz an den tac
was bî îm strengiu arbeit;
ir boten künftigiu leit
sanden im in slâfe dar,
sô daz der junge wol gevar
sîner muoter troum gar widerwac,
des sî nâch Gahmurete pflac.
Sus wart gesteppet im sîn troum
mit swertslegen umbe den soum,
dervor mit maneger tjoste rîch;
von rabbîne hurteclîch
er leit in slâfe etslîche nôt.
Möhter drîzecstunt sîn tôt,
daz heter wachende ê gedolt:
sus teilt im ungemach den solt.
Von disen strengen sachen
muos er durch nôt erwachen:
im switzten âdern unde bein.
Der tag ouch durch diu venster schein.
Dô sprach er: „Wê! wâ sint diu kint,
daz si hie vor mir niht sint?
Wer sol mir bieten mîn gewant?“
Sus wart ir der wîgant,
unz er anderstunt entslief.
Nieman dâ redete, noch enrief:
si wâren gar verborgen.
Umbe den mitten morgen,
dô erwachte aber der junge man,
ûf rihte sich der küene san.

246 Ûfem teppech sach der degen wert
ligen sîn harnasch unt zwei swert:
daz eine der wirt im geben hiez,
das ander was von Gaheviez.
Dô sprâch er zim selben sân:
„Ouwê! durch waz ist diz getân?
Deiswâr, ich sol mich wâpen drin.
Ich leit im slâfe alsölhen pîn,
daz mir wachende arbeit
noch hiute wætlîch ist bereit.
Hât dirre wirt urliuges nôt,
sô leist ich gerne sîn gebot
und ir gebot mit triuwen,
diu disen mantel niuwen
mir lêch durch ir güete.
Wan stüende ir gemüete,
daz si dienst wolde nemn!
Des kunde mich durch si gezemn,
und doch niht durch ir minne:
wan mîn wîp, de küneginne
ist an ir lîbe alse clâr,
oder fürbaz, daz ist wâr.“
Er tet, alser tuon sol:
von fuoz ûf wâpent er sich wol
durch strîtes antwurte;
zwei swert er umbe gurte.
Zer tür ûz gienc der werde degen;
dâ was sîn ors an die stegen
geheftet, schilt unde sper
lent derbî: daz was sîn ger.

247 Ê Parzivâl, der wîgant
sich des orses underwant,
mangez er der gadem erlief,
sô daz er nâch den liuten rief.
Nieman er hôrte noch ersach;
ungefüege leit im dran geschach:
daz het im zorn gereizet.
Er lief, da er was erbeizet
des âbents, dô er komen was:
dâ was erde unde gras
mit tretenne gerüeret
untz tou gar zerfüeret.
Al schrînde lief der junge man
wider ze sîme orse sân;
mit pâgenden worten
saz er drûf. Die porten
vander wît offen stên,
derdurch ûz grôze slâ gên:
niht langer er dô habte,
vast ûf die brükke er drabte.
Ein verborgen knappe zseil
zôch, daz der slagebrüken teil
hetz ors vil nâch gevellet nidr.
Parzivâl, der sach sich widr:
dô wolter hân gevrâget baz
„Ir sult varen der sunnen haz,“
sprach der knappe; „ir sît ein gans!
Möht ir gerüeret hân den flans,
unt het den wirt gevrâget!
Vil prîss iuch hât betrâget.“

248 Nâch den mæren schrei der gast;
gegenrede im gar gebrast:
swie vil er nâch geriefe,
reht, alser gênde sliefe,
warp der knappe unt sluoc die porten zuo.
Dô was sîn scheiden dan ze fruo
an der flustbæren zît
dem, der nu zins von freuden gît:
diu ist an îm verborgen.
Umbe den wurf der sorgen
wart getoppelt, do er den Grâl vant,
mit sînen ougen, âne hant
und âne würfels ecke.
Ob in nu kumber wecke,
des was er dâ vor niht gewent:
ern hete sich niht vil gesent.
Parzivâl, der huop sich nâch
vast ûf die slâ, dier dâ sach;
er dâht: „Die vor mir rîten,
ich wæn, die hiute strîten
manlîch um mîns wirtes dinc.
Ruochten sis, sô wære ir rinc
mit mir niht verkrenket:
dane wurde niht gewenket,
ich hulfe in an der selben nôt,
daz ich gediende mîn brôt
und ouch diz wünneclîche swert,
daz mir gap ir hèrre wert.
Ungedient ich daz trage:
si wænent lîhte, ich sî ein zage.“

249 Der valscheite widersaz
kêrt ûf der huofslege kraz.
Sîn scheiden dan, daz riwet mich:
alrêrst nu âventiurt ez sich.
Do begunde krenken sich ir spor;
sich schieden, die dâ riten vor:
ir slâ wart smal, diu ê was breit;
er verlôs se gar; daz was im leit.
Mær vriesch dô der junge man,
dâ von er herzenôt gewan.
Do erhôrte der degen ellens rîch
einer frouwen stimme jæmerlîch.

Ez was dennoch von touwe naz.
Vor im ûf einer linden saz
ein magt, der fuogte ir triwe nôt,
ein gebalsemt ritter tôt
lent ir zwischen armen.
Swenz niht wolt erbarmen,
der si sô sitzen sæhe,
untriwen ich im jæhe.
Sîn ors dô gein ir wante,
der wênic si bekante:
si was doch sîner muomen kint.
Al irdisch triwe was ein wint,
wan die man an ir lîbe sach.
Parzivâl si gruozte unde sprach:
„Frouwe, mir ist vil leit
iwer senelîchiu arbeit.
Bedurft ir mînes dienstes iht,
in iwerem dienste man mich siht."
250 Si danct im ûz jâmers siten
unt vrâgt in, wanne er kæme geriten;
si sprach: „Ez ist widerzæme,
daz iemen an sich næme,
sîne reise in dise waste.
Unkundem gaste
mac hie wol grôzer schade geschehn:
ich hânz gehôrt unt gesehn,
daz hie vil liut ir lîp verlurn,
die werliche'n tôt erkurn.
Kêrt hinnen, ob ir welt genesn!
Saget ê, wâ sît ir hînt gewesn?"
„Dar ist ein mîle oder mêr,
daz ich gesach nie burc sô hêr
mit aller slahte rîchheit:
in kurzer wîle ich dannen reit."
Si sprach: „Swer iu getrûwet iht,
den sult ir gerne triegen niht.
Ir traget doch einen gastes schilt:
iuch möht des waldes hân bevilt,
von erbûwenem lande her geritn.
Inre drîzec mîln wart nie versnitn
ze keinem bûwe holz noch stein:
wan ein burc, diu stêt al ein.
Diu ist erden wunsches rîche:
swer die suochet flîzeclîche,
leider der envint ir niht;
vil liute manz doch werben siht.
Ez muoz unwizzende geschehen,
swer immer sol die burc gesehen.
251 Ich wæn, hêr, diust iu niht bekant:
Munsalvæsche ist si genant;
der bürge wirtes royâm,
Terre de Salvæsche ist sîn nam.
Ez brâhte der alte Tyturel
an sînen sun; rois Frimutel,
sus hiez der werde wîgant:
manegen prîs erwarp sîn hant.
Der lac von einer tjoste tôt,
als im diu minne dar gebôt.
Der selbe liez vier werdiu kint:
bî rîcheit driu in jâmer sint;
der vierde hât armuot,
durch Got für sünde er daz tuot;
der selbe heizet Trevrizent.
Anfortas sin bruoder lent;
der mac gerîten, noch gegên,
noch geligen, noch gestên:
der ist ûf Munsalvæsche wirt:
ungenâde in niht verbirt."

Si sprach: „Hêr, wært ich komen dar
zuo der jæmerlîchen schar,
sô wære dem wirte worden rât
vil kumbers, den er lange hât."
Der Wâleis zer meide sprach:
„Grœzlîch wunder ich dâ sach,
unt manege frouwen wol getân."
Bî der stimme erkannte si den man.
Dô sprach si: „Du bist Parzivâl!
Nu sage et, sæhe du den Grâl
252 Und den wirt freudenlære?
Lâ hœren liebiu mære.
Ob wendec ist sîn freise,
wol dich der sælden reise!
Wan swaz die lüfte hânt beslagen,
dar ob muostu hœhe tragen:
dir dienet zam unde wilt,
ze rîcheit ist dir wunsch gezilt."
Parzivâl, der wîgant,
sprach: „Wâ von habt ir mich erkant?"
Si sprach: „Dâ bin ichz, diu magt,
diu dir ê kumber hât geklagt,
und diu dir sagte dînen namn.
Dune darft dich niht der sippe schamn,
daz dîn muoter ist mîn muome.
Wiplicher kiusche ein bluome
ist si, geliutert âne tou.
Got lôn dir, daz dich dô sô rou
mîn friwent, der mir zer tjost lac tôt.
Ich hânn alhie. Nu prüeve nôt,
die mir Got hât an im gegebn,
daz er niht langer solde lebn.
Er pflac manlîcher güete.
Sîn sterben mich dô müete:
och hân ich sît von tage ze tage
fürbaz erkennet niwe klage."
„Ôwê, war kom dîn rôter munt?
bistuz, Sigûne, diu mir kunt
tet, wer ich was, ân allen vâr?
Dîn reideleht, lanc, prûnez hâr,
253 Des ist dîn houbet blôz getân.
Zem fôrest in Brizljân
sah ich dich dô vil minneclîch,
swie du wærest jâmers rîch.
Du hâst verlorn var unde kraft.
Dîner herten geselleschaft
verdrüzze mich, solt ich die haben:
wir sulen disen tôten man begraben!"
Dô natzten dongen ir die wât:
ouch was froun Lûneten rât
ninder dâ bî ir gewesen;
diu riet ir frouwen: „Lât genesen
disen man, der den iweren sluoc:
er mag ergetzen iuch genuoc."
Sigûne gerte ergetzens niht,
als wîp, die man bî wanke siht,
manege, der ich wil gedagn.
Hœrt mêr Sigûnen triwe sagn.
Diu sprach: „Sol mich iht gevröun,
daz tuot ein dinc, ob in sîn tönn
læzet, den vil trûrgen man.
Schiede du hælflîche dan,
sô ist dîn lîp wol prîses wert.
Du füerst och umbe dich sîn swert:
bekennestu des swertes segen,
du maht ân angest strîtes pflegen.
Sîn ecke ligent im rehte:
von edelem geslehte

worhtez Trebuchetes hant.
Ein brunne stêt pì Karnant,
254 Dar nâch der künec heizet Lac.
Daz swert gestêt ganz eineu slac,
am anderu ez zevellet gar:
wilt duz dan wider bringen dar,
ez wirt ganz von des wazers trân.
Du muost des nrspringes hân
underm velse, ê in beschîn der tac:
der selbe brunue heizet Lac.
Sint diu stücke uiht verrêrt,
der se reht zein ander kèrt,
sô se der brunne machet naz,
ganz unde sterker baz
wirt im valz nnd ecke sîn,
uut vliesent niht diu mâl ir schîn
Daz swert bedarf wol segens wort;
ich fürht, diu habestu lâzen dort:
hâts aber dîn munt gelernet,
sô wehset uude kernet
immer sælden kraft bî dir.
Lieber neve, geloube mir,
sô muoz gar dienen dîner hant,
swaz dîu lîp dâ wunders vant;
ouch mahtu tragen schône
immer sælden krône
hôhe ob den werden:
den wunsch ûf der erden
hâstu vollecliche;
niemen ist sô rîche,
der gein dir koste mege hân,
hâstu vrâge ir reht getân."
255 Er sprach: „Ich hân gevrâget niht!"
„Ôwê, daz iuch mîu ouge siht,"
sprach diu jâmerbæriu magt;
„sît ir vrâgens sît verzagt!"
Ir sâhet doch sölch wunder grôz;
daz iuch vrâgens dô verdrôz!
Aldâ ir wârt dem Grâle bî;
manege frouwen valsches vrî,
die werden Garschiloyen,
uut Repans de Schoyen,
unt snîdnde silber, unt bluotec sper!
Ôwê, waz wolt ir zuo mir her?
Gunêrter lîp, verfluochet man!
Ir truogt den eiterwolves zan,
dâ diu galle in der triuwe
an iu bekleip sô niuwe.
Iuch solt iur wirt erbarmet hân,
an dem Got wunder hât getân,
unt het gevrâget sîner nôt.
Ir lebt, unt sît an sælden tôt!"
Dô sprach er: „Liebiu niftel mîu,
tuo bezzeren willen gein mir schîn:
ich wandel, hân ich iht getân."
„Ir sult wandels sîn erlân!"
sprach diu maget. „Mirst wol bekant,
ze Munsalvæsche an iu verswant
êre unt rîterlîcher prîs.
Iren vindet nu decheinen wîs
decheine geinrede an mir!"
256 Parzivâl sus schiet von ir.
Daz er vrâgens was sô laz,
dor bî dem trûregen wirte saz,
daz rou dô græzlîche
den helt ellens rîche.
Durch klage und durch den tac sô heiz
begunde netzen in der sweiz:
durch den luft von im er bant
den helm unt fuort in in der hant;
er enstricte die vinteilen sîn;
durch îsers râm was lieht sîn schîn.

2. Aus dem Titurel: „Signune und Schionatulander."

46. Owol dich, Kanvoleiz! wie man spricht dîn stæte
von herzenlicher liebe, diu ûf dir geschach niht ze spæte!
Minne huop sich fruo dâ an zwein kinden,
diu ergie sô lûterlîche, al diu werlt möht ir truopheit drunder niht bevinden.

47. Der stolze Gahmuret disiu kint mit einander
in sîner kemenâten zôch. Dô Schîonatulander
was dannoch niht starc an sînem sinne,
er wart iedoch beslozzen in herzen nôt von Sigûnen minne.

48. Owê des, sî sint noch ze tump ze solher angest.
Wan, swâ diu minne iu der jugent begriffen wirt, diu wert aller langest.
Op daz alter minnen sich geloubet,
dannoch diu minne wont in der minne bant, minne ist krefte unberoubet.

49. Owê, minne, waz touc dîn kraft under kinder?
Wan einer, der niht ougen hât, der möht dich spüren, gienger blinder
Minue, du bist alze manger slahte:
gar alle schrîbær künden nimêr volschrîben dîn art, noch dîn ahte.

50. Sît daz man den rehten münch in der minne
und och den wâren klôsenære wol beswert, sint gehôrsam ir sinne,
daz si leistent mangiu dinc doch kûme.
Minn twinget rîter under helm; minne ist vil enge an ir rûme.

51. Diu minne hât begriffen daz smal und daz breite;
minne hât ûf erde hûs: und ze himel ist reine für Got ir geleite.
Minne ist allenthalben, wan ze helle.
Diu starke minne erlamet an ir krefte, ist zwîfel mit wanke ir geselle.

52. Âne wanc und âne zwîfel diu beide
was diu maget Sigûne unt Schîonatulander mit leide:
grôziu liebe was dar zuo gemenget,
ich seit iu von ir kintlîcher minn vil wunders, wan daz ez sich lenget.

53. Ir schemelîchiu zuht und diu art ir geslehtes
(si wârn ûz lûterlicher minne erborn), diu twanc si ir rehtes,
daz se ûzen tougenlîche ir minne hâlen
an ir clâren lîben und inne an den herzen verquâlen.

54. Schîonatulander moht ouch sîn wîse
von maneger süezen botschaft, die Franzoyse künegîn Anphlîse

tougenlîche enbôt dem Anschewîne:
die erwarber unde wande in vil dicke ir
nôt; nu wende ouch die sîne.

55. Schîonatulander vil dicke wart des innen
umbe sînen œheim Gahmuret, wie wol er
sprechen kunde mit sinnen,
unt wie er sich von kumber kunde scheiden:
des jâhen im hie vil der toufbæren diet,
als tâten dort die werden heiden.

56. Al die minne phlâgen unt minne an sich leiten,
nu hœret magtlîch sorge unde manheit mit
den arbeiten:
dâ von ich wil âventiure künden
den rehten, die von minnen kraft durch her-
zeliebe ie senende nôt erfünden.

57. Der süeze Schîonatulander genante,
als sîn gesellekeit iu sorgen manecvalt in
kûme gemante;
dô sprach er: „Sigûne, helferîche,
nu hilf mir, süeziu maget, ûz den sorgen,
sô tuostu helfelîche.

58. Ducisse ûz Katelangen, lâ mich geniezen:
ich hœre sagen, du sîst erboren von der
art, die nie kunde verdriezen,
sine wæren helfer mit ir lône,
swer durch si kumberlîche nôt enphienc:
dîner sælden an mir schône.“

59. „Bêâs amis, nu sprich, schœner vriunt,
waz du meinest;
lâ hœrn, ob du mit zühten dich des wil-
len gein mir sô vereinest,
daz dîn klagendiu bet iht müge vervâhen:
dane wizzest ez vil rehte die wârheit, sone
soltu dich niht vergâhen.“

60. „Swâ genâde wonet, dâ sol man si suochen.
Frouwe, ich ger genâden: des solt du durh
dîne genâde geruochen.
Werdiu gesellekeit stêt wol den kinden:
swâ rehte genâde nie niht gewan ze tuonne,
wer mac si dâ vinden?“

61. Sî sprach: „Du solt dîn trûren durch trœ-
sten dâ künden,
dâ man dir baz gehelfen mac, danne ich:
anders du kanst dich versünden,
ob du gerst, daz ich dir kumber wende:
wan ich bin reht ein weise, mîner mâge,
lands unt liute ellende.“

62. „Ich weiz wol, du bist lands unt liute
grôziu frouwe;
des enger ich alles niht, wan daz dîn herze
dur dîn ouge schouwe,
alsô daz ez den kumber mîn bedenke:
nu hilf mir schiere, ê daz dîn minn mîn
herze und die fröude verkrenke.“

63. „Swer sô minne hât, daz sîn minne ist
gevære
deheime als lieben friunde, als du mir bist,
daz wort ungebære
wirt von mir nimêr benennet minne:
Got weiz wol, daz ich nie bekande minnen
flust, noch ir gewinne.

64. Minne, ist daz ein Er? maht du minn mir
diuten?
Ist daz ein Sie? Kumet mir minn, wie sol
ich minne getriuten?
Muoz ich si behalten bî den tocken?
Od fliuget minne ungerne ûf hant durh die
wilde? ich kan minn wol locken.“

65. „Frouwe, ich hân vernomen von wîben
unt von mannen,
minne kan den alten, den jungen sô schuz-
lichen spannen,
daz si mit gedanken sêre schiuzet:
si triffet âne wenken, daz loufet, kriuchet,
fliuget oder fliuzet.

66. Jâ erkande ich, süeziu maget, ê wol minn
von mæren:
minne ist an gedanken; daz mag ich nu
mit mir selbe bewæren.
Des betwinget si diu stæte liebe:
minne stilt mir fröude ûz dem herzen, ez
entöhte eim diebe.“

67. „Schîonatulander, mich twingent gedanke,
sô du mir ûz den ougen kumest, daz ich
muoz sîn an fröuden diu kranke,
unze ich tougenlîche an dich geblicke:
des trûre ich in der wochen niht zeim mâl,
ez ergêt alze dicke.“

68. „Sone darft du, süeziu maget, mich niht
frâgen von minne:
dir wirt wol âne frâge bekant minnen flust
und ir gewinne.
Nu sich, wie minne ûz fröude in sorge werbe:
tuo der minne ir reht, ê diu minne uns
beide in den herzen verderbe!“

69. Si sprach: „Kan diu minne in diu herzen
sô slîchen,
daz ir man, noch wîp, noch diu magt mit
ir snelheit entwîchen,
weiz abe iemen, waz diu minne richet
an liuten, die ir schaden nie gewurben, daz
si den fröude zebrichet?“

70. „Jâ ist si gewaltec der tumben und der grîsen;
niemen als künstec lebet, daz er künne ir
wunder volprîsen.
Nu sulen wir bêdiu nâch ir helfe kriegen
mit unverscharter friuntschaft: minn kan
mit ir wanke niemen triegen.“

71. „Owê, kund diu minne ander helfe erzeigen,
danne daz ich gæbe in dîn gebot mîn frîen
lîp für eigen!
Mich hât dîn jugent noch niht reht erarnet;
du muost mich under schiltlîchem dache ê
dienen: des wis vor gewarnet!“

72. „Frouwe, als ich mit krefte diu wâpen
mac leiten,
hie enzwischen unde ouch dan mîn lîp wirt
gesehen in den süezen sûren arbeiten,
sô daz mîn dienst nâch dîner helfe ringe:
ich wart in dîne helfe erboren: nu hilf sô,
daz mir an dir gelinge!“

3. Aus Willehalm: Tod des Vivianz und Wilhelms Klage.

58 Er (Willehalm) enthielt dem orse unt
sach hin wider
dez lant ûf unde nider.

Nu was bedecket berg und tal
und Alyschanz über al
mit heidenschefte ungezalt,
als ob ûf einen grôzen walt
niht wan banier blüeten.
Die rotte ein ander mûeten,
die kômen her unde dar gehurt,
ûf acker und in mangen furt,
dâ Larkant, daz wazzer, flôz.
Den marcgrâven dûhte grôz
ir kraft, und er si reht ersach;
in sîme zorne er dô sprach:
„Ir gunêrten Sarrazîn,
ob bediu, hunt unde swîn,
iuch trüegen, und dâ zuo diu wîp
sus manegen werlîchen lîp,
für wâr möht ich sprechen doch,
daz iwer ze vil wær dannoch!“
„Ouwê,“ sprach er, „Puzzât,
kundestu nu geben rât,
war ich kêren möhte!
Wie mir dîn kraft getöhte,
wær wir an disen stunden
gesunt und âne wunden,
wolden mich die heiden jagen,
er möhte etlîches mâg beklagen.
Nu si wir bêde unvarende,
und ich die freude sparende.
59 **D**u maht des wesen sicher,
wicken, habern, kicher,
gersten unde lindez hen,
daz ich dich dâ bî wol gefren,
ob wir wider ze Oransche komen,
hânt mirz die heiden niht benomen.
Ich enhân hie trôstes mêr, wan dich:
dîn snelheit müege trœsten mich!“
Sîn hâr was im brûn gevar,
von wîzzem schûme drûffe gar,
als ez eins winters wære, besnît.
Der fürste nam sîn kursît,
einen pfelle, brâht von Trîant;
swaz er sweizes ûf dem orse vant,
den kund er drabe wol strîchen:
do begunde im müede entwîchen.
Ez dräste unde grazte,
von dem kunreiz ez sich mâzte
vil unkrefte, die ez truoc.
Nu was gebiten dâ genuoc.
Der marcgrâve zôch zehant
gein dem wazzer Larkant,
daz ors an sîner hende,
bî maneger steinwende
unz in des wazzers abganc.
Einen kurzen wec, niht ze lanc,
reit er durch daz stûdach,
unz er vor im liegen sach
des werden Vîvianses schilt.
Ûf dem was strîtes sus gespilt,
60 **H**âtschen, kiulen, bogen, swert,
mit spern gein dem man tjoste gert,
zefuort an allen orten.
Der marcgrâve die borten
erkande, als er geriemet was,
smârâde und adamas,
rubîn unt krisolte
drûf verwieret, als si wolte,
Gyburc, diu wîse,
diu mit kostlîchem prîse
sande den jungen Vivîanz
ûf daz velt Alischanz,
des tôt ir herzen ungemach
gâp. Der marcgrâve ersach,
daz ein brunne unde ein linde
ob sîner swester kinde
stuont, dâ er Vivîanzen vant.
In sîme herzen gar verswant,
swaz im ze freuden ie geschach;
mit nazzen ougen er dô sprach:
„Ey, fürsten art, reiniu fruht,
mîn herze muoz die jâmers suht
ân freude erzenîe tragen.
Wære ich doch mit dir erslagen!
Sô tæte ich gein der ruowe kêr.
Jâmer, ich muoz immer mêr
wesen dîns gesindes.
Daz du mich niht verslindes!
ich mein dich, breitiu erde;
daz ich bezîte werde
61 **D**ir gelîch; ich kom von dir!
Tôt, nu nim dîn teil an mir!
Swaz ich mit kumber ie geranc,
unt swaz mich sorge ie getwanc,
dâ râmt ich jâmers lêre:
nu hân ich sorgen mêre,
dan mir in herzen ie gewuohs.
Kund ich nu sliefen, sô der fuohs,
daz mich belûhte nimmer tac!
Swaz freude in mînem herzen lac,
diu ist mit tôde drûz gevarn.
Tôt, daz du mich nu kanst sparn!
Ich lebe noch, unt bin doch tôt.
Daz sus ungefüegiu nôt
in mîme herzen kan gewern,
und daz mit swerten unt mit spern
mich tôte niht diu heidenschaft!“
Von jâmer liez in al sîn kraft;
unversunnen underz ors er seic:
sîner klage er dô gesweic.
Bî einer wîle er sich versan:
dô huop sich niwer jâmer an.
Über Vivîauzen kniet er dô:
ich geloube des, daz er unfrô
der angesihte wære
und aller freuden lære.
Den verhouwen helm er von im bant;
daz wunde houbet er zehant
legt al weinde in sîne schôz,
unt sprach alsus mit jâmer grôz:
62 „**D**în verch was mir sippe!
Sît Adâmes rippe
wart gemachet ze einer magt,
swaz man von dem sâmen sagt,
dâ von Eve frühtic wart,
ir aller tugende an dich gespart
was, die sider sint erborn.
Dîn edel herze ûz erkorn
was lûter, als der sunnen glast.
Hôher prîs was nie dîn gast.
Söllh süeze an dîme lîbe lac:
des breiten mers salzes smac
müese al zukermæsic sîn,
der dîn ein zehen würfe drîn.
Daz muoz mir geben jâmer.
Als pigment und âmer
dîn süeze wunden smeckent,
die mir daz herze erstreckent,

daz ez nâch jâmer swillet.
Immer ungestillet
ist nâch dir mîn siuftic klage
unz an den ort al mîner tage."
„Ouwê," sprach er, „Vivîans,
waz du nu stæter sorgen gans
Gyburge der künegîn!
Als ein vogel sîn vögelîn
ammet unde brüetet,
als het si dich behüetet,
almeistic an ir arme erzogen.
Nu wirt jâmers umbetrogen
63 **N**ach dir daz vil getriwe wîp.
Mir wart dîn tugenthafter lîp
ze freude an dise werlt erborn:
dâ hân ich siuften für erkorn.
Hey, Termis, mîn palas,
wie der von dir gehêret was!
Mich dûht dîn hôher prîs sô wert:
ich gap hundert knappen swert
durch dich, des muoz ich volge hân:
ich gap zwei hundert kastelân,
hundert den gesellen dîn
mit harnasch, und diu künegîn
iesliches drîer slahte kleit,
ûz ir sunderkamern sneit,
daz ich der kost nie bevant.
Von Thasmê unt von Tryant
und ouch von Ganfassâsche brâht
manec tiwer pfelle, des erdâht
was dîner massenye
(Gyburc, mîn âmye
het dich baz, denne ir selber kint);
brûnez scharlach von Gint,
daz man heizet brûtlachen,
daz hiezs in allen machen:
daz dritte kleit scharlachen rôt.
In dirre wirde bistu tôt.
Wie was dîn schilt gehêret,
ir milte dran gemêret,
diu gein dir tugende nie verbarc!
Der koste fünf hundert marc,
64 **A**l diu zimierde dîn
was sô, swelch rîcher Sarrazîn
dir des gelîchen möhte,
der wîbe lôn im töhte.
Sît man sô tiwer gelten muoz
hôhe minne und den werden gruoz,
nu waz hât diu minne an dir verlorn!
Du wære in Francrîche erkorn,
swâ dich wîbes ougen sâhen,
herze und ir munde jâhen,
dîn blic wære ein meien zît,
und dîner clârheit âne strît
möht wünschen ieslîch frouwe.
In lufte noch bî touwe
nie gewuohs, noch von muoter brust
wart genomen, dran sô strengiu flust
der minne enzucket wære.
Sô nu diz sûre mære
freischet mîn geslehte,
daz hôhen muot von rehte
truoc (wir wârn geprîset),
sô werdent si gewîset
in die jâmerbæren nôt:
des hilfet in dîn junger tôt.
Waz touc ich nu lebende?
Der jâmer ist mir gebende
mit kraft alselhe riuwe,
diu zaller zît ist niuwe,
swaz nu mîn lîp geweren mac,
beidiu naht und den tac."
65 **M**it jâmer er sus panste:
dô heschte unde ranste
der wunde lîp in sîner schôz;
dez herze tet vil manegen stôz,
wan er mit dem tôde ranc.
Diu liehten ougen ûf dô swanc
Vivîanz unt sach den œheim sîn,
als in der engel Kerubîn
trôste an der selben stat.
Der marcgrâve in sprechen bat
unt frâgtin: „Hâstu noh genomn,
dâ mit diu sêle dîn sol komn
mit freuden für die Trinitât?
spræch du bîhte? gap dir rât
inder kein getoufter man,
sît ich die flust an dir gewan?"
Mit unkreften Vivîanz
sprach: „Sit ich von Alischanz
schiet, in hôrte niht, noch sach:
wan Kerubîn, der engel, sprach,
ich solt dich noch ob mir gesehen.
Hêrre und œheim, ich wil jehen
ûf die vart, dar ich kêren muoz.
Ich hân mit sünden manegen gruoz
und hôhe wirde enpfangen:
ez ist alsus ergangen,
daz diu küneginne ir prîs
an mir erzeigt, und ich sô wîs
noch nie wart gein iu beiden,
daz ich kund ûz gescheiden
66 **D**ienst, der da engegen töhte;
ich enkunde, ouch noch enmöhte,
ob mîn tûsent wæren.
Mîn wille in den gebæren
was, daz ich triwe gein iu hielt,
die nie kein wanc von mir gespielt.
Dô ich ze Termis wart ein man
mit iwerr helfe, und ich gewan
schildes ampt, und die gesellen mîn,
waz koste ich dô die künegîn!
Des wære den keiseren gar genuoc.
swaz ir ie krône noch getruoc.
Der küneginne Gyburc
ir helfe an mir was wol sô kurc,
die man erkennen mohte,
diu baz ir wirde tohte,
denne mînem armen prîse:
ich weiz wol, ist Got wîse,
er lônt es ir mit güete,
hât er sîn alt gemüete.
Oeheim, nu getrûwe ich dir
durch sippe, die du hâst ze mir,
du habst si durch mich deste baz.
Nu wirt des willen nimmer laz,
und denk, waz ich ze Termis sprach,
da 'z bêdiu hôrte unde sach
manec hundert rîter werder diet,
als mir mîn hôher muot geriet,
in flühe nimmer Sarrazîn:
habe ich mit sünden helfe dîn
67 **G**edient, daz sî der sêle leit,
und ob ich zagelichen streit."
Waz möhte der marcgrâve tuon,
do der junge, sîner swester suon,

sô kleiner schulde dâ gewuoc,
ern het ouch trûrens dô genuoc
(und des in sîner bîhte jach)?
Da engegen er trûreclîchen sprach:

„Wê mir dîner clârn geburt!
waz wold ich swerts um dich gegurt?
Du soltst noch kûme ein sprinzelîn
tragen, dîner jugende schîn
was der Franzoyser spiegelglas:
swaz dînes liehtn antlützes was,
dar an gewuohs noch nie kein gran.
War umbe hiez ich dich ein man?
Man solde dich noch vinden
dâ heim bî andern kinden
billîcher, dan du hetes getragn
schilt, dar under du bist erslagn.
Ich sol vor Gote gelten dich:
dich ensluoc hie niemen mêr, wan ich.
Dîn tôt sol mîner tumpheit
flüegen alsô frühtec leit,
daz zallen zîten jâmer birt
unz mînes lebens ende wirt.
Diu schulde ist von rehte mîn:
durch waz fuort ich ein kindelîn
gein starken wîganden
ûz al der heiden landen?“

68 **D**ô sus des marcrâven mâc
in sîner schôz unkreftic lac,
er sprach hin zim mit herzen klage:
„Hâstu, daz alle suntage
in Francrîche gewîhet wirt?
Dehein priester dâ verbirt,
er ensegn mit Gotes kraft ein brôt,
daz guot ist für der sêle tôt.
Daz selbe ein appt mir gewan
dort vor sancte Germân:
ze Pârîs daz ampt wart getân;
in mîner tasche ichz hie hân.
Daz enpfâch durch dîner sêle heil:
des geleites wirt si geil,
ob si mit angest für sol gên
unt ze urteil vor Gote stên.“

Daz kint sprach: „In han es niht.
Mîn unschuldeclîch vergiht
sol mir die sêle leiten
ûz disen arbeiten,
aldâ si ruowe vindet,
ob mich der tôt enbindet.
Doch gip mir sîn lîchnamen her,
des mennischeit vons blinden sper
starp, dâ diu gotheit genas
der gesellekeite. Tismas
der helle nie bekorte:
Jêsus an im wol horte,
daz in sîn ruof erkande;
der sêle nôt er wande.

69 **N**u rüefe ouch ich den selben ruof
hin ze dem, der mich geschuof
und der mir werliche hant
in sîme dienste gap bekant.
Küsse mich, verkius gein mir,
swaz ich ie schult getruoc gein dir.
Diu sêl wil hinnen gâhen:
nu lâz mich balde enpfâhen,
ob du'r ze helfe wellest gebn.“
Dô erz enpfienc, sîn jungez lebn
erstarp: sîn bîhte ergienc doch ê.
Reht als lign alôê
al die boum mit fiwer wærn enzunt,
selch wart der smac an der stunt,
dâ sich lîp unt sêle schiet:
sîn hinvart alsus geriet.

Waz hilfet, ob ichz lange sage?
der marcrâve was mit klage
ob sîner swester kinde.
Des orses zoum diu linde
begriffen hete vaste,
ein drum von einem aste,
do er drabe was gevallen.
Nu heten ouch ûz verwallen
sîn ougen an den stunden
ursprinc, daz si funden.
Sîn herze was trucken gar
unt beidiu ougen saffes bar.
Er moht sich dô wol umbe sehen,
die strâze gein Oransche spehen,

70 **D**ar in doch sîn herze treip:
unlange er dô beleip.

Er dâht an schaden, des er pflac,
und an den flüstebæren tac,
wie jâmerlîch im der ergienc.
Mit armn er dicke umbevienc
den tôten, sîner swester suon;
mit dem begund er alsus tuon:
în huop der küene, starke man
für sich ûf daz kastelân.
Die rehten strâze er gar vermeit,
ûf bî Larkant er reit,
gein der montâne er kêrte,
als in diu angest lêrte.

Jedoch wart er angerant
von liuten, die mir niht bekant
sint: ir was et im ze vil
sô nâhen gein dem râmes zil.
Jeslicher sîn sper sancte,
der im ze vâre sprancte.
Vivîanz er nider warf:
er tet sô, der der were bedarf.
Sus streit der unverzagete,
unz er sich vor in entsagete:
ime stûdach sîn vermisset wart.
Dô kêrt er an die widervart,
unt reit, da er Vivîanzen liez:
sîn triwe gebôt unde hiez,
sîme neven die naht er wachte,
des sîn herze dicke erkrachte.

71 **A**lsus rang er ob im die naht.
Dicke wart von im gedâht
des morgens, sô der tac erschin,
ob er in möhte füeren hin,
oder wie erz an gefienge,
ob anderstunt ergienge,
daz er wurde an gerant:
sô müese ern aber zehant
nider lâzen vallen;
sô wære der heiden schallen
unde ir spottes deste mêr.
Diz bekande herzesêr
twanc in âne mâze;
er dâhte: „Ob ich dich lâze
hinder mir durch vorhte hie,
sus grôz unprîs geschach mir nie.
Doch muoz ich Puzzâten laden
wênic durch der heiden schaden;

deste baz ich dan unt zuo zin mac."
Innen des giene ûf der tac.
Sinen neven kust er unde reit.

Meister Gottfried von Straßburg.

Wenn wir schon bei den bis jetzt besprochenen Dichtern tief bedauern mußten, daß sie den ihnen überlieferten Stoff nicht künstlerisch zu gestalten verstanden, so muß uns dieser, der Zeit und ihrer Bildung anklebende Mangel mit wahrem Schmerze erfüllen, wenn wir ihn auch bei einem Dichter wahrnehmen, der mit dem seltensten Talente begabt und mit den herrlichsten poetischen Mitteln ausgerüstet war, so daß ihm in der That Nichts fehlte, als jene belebende Kraft der künstlerischen Gestaltung, um eine hervorragende Stellung unter den größten Dichtern aller Völker und Zeiten einzunehmen, und, was für uns noch von unendlich höherer Bedeutung ist, die spätere Barbarei der Literatur unmöglich zu machen. Denn hätte die höfische Poesie eine feste, in der Form vollkommene Entwickelung errungen, und hätte sie eben dadurch das nationale Bewußtsein geläutert und gehoben, so hätte sie niemals so ganz in Vergessenheit sinken können, als es geschah; man hätte an ihr einen Stern gehabt, der auch in dunkler Nacht hell geleuchtet, und, wie Dante und Petrarca in Italien, vor völligem Untergange bewahrt hätte. Hat sie ja schon bei ihrer ungenügenden Erscheinung auf die nachfolgenden Zeiten mächtig gewirkt, als man sich in Deutschland ihrer wieder zu erinnern begann, wie denn unsere neue Literatur ihre Lebenskraft und ihre Blüthe zum nicht unbedeutenden Theil der Poesie des Mittelalters verdankt.

Doch wollen wir der späteren Darstellung nicht vorgreifen, und wir kehren zu dem Dichter zurück, der diese Gedanken hervorrief.

Gottfried von Straßburg, ohne Zweifel aus der rheinischen Stadt gebürtig, deren Namen er trägt, lebte am Ende des zwölften und am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts und war daher ein Zeitgenosse Hartmanns, Walthers und Wolframs, die er in der literarisch berühmten und wichtigen Stelle seines Gedichts (1) erwähnt. Heinrich von Veldeck, den er ebenfalls nennt, war, wie er sagt, schon gestorben, als er sein Gedicht verfaßte, woraus sich ergibt, daß dieses um das Jahr 1210 entstanden sein mag. Ob Gottfried mit jenen andern in persönlichen Beziehungen stand, geht aus seinen Worten nicht deutlich hervor, doch dürfte es sich daraus schließen lassen, daß er von Veldeck ausdrücklich sagt, er habe ihn nicht gesehen, ihn nicht persönlich gekannt (V. 4731), so wie auch seine ausgesprochene feindselige Gesinnung gegen Wolfram, den er in der angeführten Stelle zwar nicht nennt, aber doch deutlich genug bezeichnet, kaum anders als aus persönlicher Berührung erklärt werden kann. Doch findet sich nicht die leiseste Andeutung einer solchen, und Gottfried scheint da, wo eine Zusammenkunft am ehesten Statt gefunden haben müßte, nämlich am Hofe des Landgrafen Hermann von Thüringen, niemals gewesen zu sein, wie überhaupt von Beziehungen des Dichters zu Fürsten und Herren Nichts bekannt geworden ist. Es ist zwar höchst wahrscheinlich, daß er das Leben der höheren Stände aus eigener Anschauung gekannt hat — sein Gedicht gibt davon mancherlei, wenn auch nur mittelbare Zeugnisse — er mag an den Höfen selbst kennen gelernt haben, „was des Hofes sei"; dagegen scheint er nicht, wie Walther, oder auch nur wie Wolfram, als Sänger gewandert zu sein, und seinen Lebensunterhalt durch seine Kunst gewonnen zu haben. Gewiß ist es nicht bloßer Zufall, daß er in seinen Dichtungen niemals über Armuth oder über Kargheit der Herren klagt, wie die meisten übrigen Dichter der Zeit; vielmehr hat es allen Anschein, daß er unabhängig lebte und Nichts von der Gnade der Großen zu suchen hatte. Daß er nicht von Adel, sondern bürgerlichen Standes war, geht aus dem ihm von späteren Dichtern und in den Handschriften beigegebenen Titel „Meister" hervor; schwieriger aber ist es, seinen Stand oder Beruf zu ermitteln. Da er vielseitig gebildet war und mancherlei gelehrte Kenntnisse besaß (er verstand französisch und lateinisch), so läge es am nächsten, ihn für einen Geistlichen zu halten; und wenn auch sowohl die Wahl des Stoffs zu seinem epischen Gedichte, als auch die Ausführung desselben dagegen zu sprechen scheint, so könnte vielleicht die wiederholte Andeutung, daß er die Freuden der Minne nie genossen habe, doch auf seinen geistlichen Stand hindeuten, wie auch seine wenigen lyrischen Gedichte, namentlich das von Konrad von Würzburg so hoch gestellte und in der That herrliche „geistliche Minnelied" und ein anderes, eben so vortreffliches, in welchem er das Glück der Armuth preist, diese Annahme nicht wenig unterstützen*). Wahrscheinlich ist Gottfried nicht alt geworden, da er sein episches Gedicht, welches er ohne Zweifel in der Blüthe seiner Jahre bei noch ungeschwächter Kraft jugendlicher Phantasie verfaßte**), nicht vollendet hat, man müßte denn annehmen, daß er es nicht habe beendigen wollen, wozu jedoch kein Grund vorliegt, da die Strophen in seinem geistlichen Liede, in welchen er sich selbst anklagt, daß er Gott nicht genug geminnt habe, kein Verdammungsurtheil gegen seine weltliche Dichtung enthalten, ein solches vielmehr gewiß mit allem Nachdrucke ausgesprochen worden wäre, wenn er Gewissensbisse oder Reue über dessen Abfassung empfunden hätte. Könnte man einiges Gewicht auf die Gemälde der Maneßischen Handschrift legen, so würde sich aus Gottfrieds bildlicher Darstellung nachweisen lassen, daß er früh verstorben, da er als ein bartloser Jüngling mit Lockenhaar dargestellt ist***).

Gottfrieds episches Gedicht Tristan und Isolt erzählt die schon vor ihm von Engländern, Franzosen und Deutschen vielfach behandelte Geschichte der zwei Liebenden, nach denen das Gedicht benannt ist. Folgendes ist der Inhalt desselben:

Riwalin, König im Parmenierlande, griff einst seinen Lehnsherrn Morgan an und bedrängte ihn so stark, daß er um Frieden bitten mußte, den ihm Riwalin auf ein Jahr bewilligte, worauf derselbe Ergötzens halber zu Marke, dem König von Kurne-

---

*) Vielleicht liegt auch in der letzten Strophe des Eingangs zum Tristan eine leise Andeutung auf seinen geistlichen Stand.

„Trib ich die zit *vergebene* hin,
sô zitic ich ze lebene bin,
sone vüere ich in der werlt sus hin
niht sô *gewerldet*, alse ich bin."

**) Die eben angeführte Stelle enthält keinen Gegenbeweis, denn er konnte doch auch als Dreißiger schon sagen, daß er zitic ze lebene, reif im Leben sei.

***) S. die Abbildung auf der folgenden Seite.

ritt er zurück, und rühmte sich, den Drachen erschlagen zu haben. Da nun Isolt des Verhaßten Weib werden sollte, jammerte sie; doch ward sie von ihrer Mutter getröstet, welcher es in der Nacht träumte, daß ein Fremder das Ungeheuer erlegt habe. Am folgenden Morgen ritt sie mit ihrer Tochter und ihrer Nichte Brangäne, nur von einem Knappen begleitet, heimlich zum Drachen, und bald fanden sie den immer noch bewußtlosen Tristan; sie zogen ihn aus dem Sumpfe, und als man ihm den Helm abnahm, bemerkte die erfahrene Königin bald, daß er noch lebe. Sie ließ ihn entwaffnen; man fand die Zunge, und die Mutter Isolt erkannte, daß diese ihm die Besinnung geraubt habe; sie flößte ihm Theriak in den Mund, worauf der Jüngling wieder zu sich kam. Sobald er sprach und ihn die junge Isolt näher betrachtete, erkannte sie sogleich in ihm den Spielmann Tantris; da er jedoch zu schwach war, um sein Abenteuer erzählen zu können, setzten sie ihn auf ein Pferd und brachten ihn heimlich in das Schloß (2).

Am folgenden Tage erzählte ihnen Tristan ein klug ersonnenes Mährchen; die Königin sagte ihm Schutz für Leben und Gut zu. Als aber der Truchsässe die dem Besieger des Drachen versprochene Belohnung verlangte, widersprach die Königin, den Truchsässen des Betrugs anklagend, und verhieß, den wahren Sieger am dritten Tag zum Kampfe gegen jenen zu stellen. Unterdessen pflegten die Frauen des verwundeten Helden. Zufällig nahm die junge Isolt dessen Schwert in die Hand, und bemerkte die Scharte, welche sie an den verwahrten Splitter erinnerte; sie holte denselben und siehe, er paßte vollkommen. Da erkannte sie, daß Tantris kein Anderer sei, als Tristan, der ihr den Oheim erschlagen; sie lief mit dem Schwert zu dem Jüngling, und wollte ihn tödten; doch hielt sie die Mutter ab, sie an den verheißenen Schutz erinnernd. Endlich legte sich auch Isoltens Zorn, und Tristan gestand, in welcher Absicht er hergekommen sei; die Frauen führten ihn zum König, der sich mit ihm wegen Morolts Tod versöhnte und die Nachricht, daß Tristan für König Marke um die schöne Isolt werben solle, wohlgefällig aufnahm. Nun war auch der zum Kampf bestimmte Tag gekommen; der Truchsässe ward zwar kleinmüthig, als Tristan erschien, doch behauptete er noch immer, den Drachen erschlagen zu haben; und erst als Tristan die Zunge vorwies, gestand er seinen Betrug ein und gab den Kampf auf, von dem er Nichts Gutes für sich hoffte. Hierauf übergab der König vor den Baronen des Landes seine Tochter Isolt dem Jünglinge, daß er sie seinem Oheim und König heimführe.

Während Tristan die Zurüstungen zur Reise betrieb, bereitete die Königin einen zauberhaften Liebestrank, den sie ihrer Nichte Brangäne, welche die junge Königin nach Kurnewal begleiten sollte, mit dem Auftrage übergab, ihn dem König Marke und ihrer Tochter Isolt zu reichen, und sorgfältig darauf Acht zu geben, daß sonst Niemand davon trinke. Unter heißen Thränen schied Isolt von den Aeltern. Auf dem Schiffe suchte sie Tristan zu trösten, aber sie wies ihn zuerst mit harten Worten ab, indem sie ihm nicht bloß den Tod ihres Oheims vorwarf, sondern ihn auch anklagte, daß er an allem ihrem Unglücke Schuld sei, da er sie ihren Aeltern entführe, um sie einem ihr ganz unbekannten Manne zu bringen. Eines Tages, da das Schiff angelegt hatte und die Mannschaft an das Land gestiegen war, hatte sich Tristan in Isoltens Gemach begeben, um sie zu unterhalten. Im Laufe des Gesprächs bat er um einen Trank; im Gemach waren nur einige kleine Mädchen, von denen Eine das Glas mit dem Liebestrank brachte, den sie für Wein hielt. Tristan bot ihn der Königin; nachdem sie zaudernd und ungerne getrunken, reichte sie ihr Glas dem Jüngling, der ebenfalls trank. In demselben Augenblicke kam Brangäne dazu, die sogleich das Glas erkannte, und so sehr darob erschrak, daß sie zitterte und todtenbleich wurde. Jammernd warf sie das unselige Glas in die See. Der Trank aber wirkte schnell: „Minne, die aller Herzen Nachstellerin, schlich in Beider Herzen hin; ehe sie es wurden gewahr, stieß sie ihre Siegesfahne dar, und zog sie beide in ihre Gewalt: sie wurden eins und einfalt, die zwei und zweifalt waren vorher: sie zwei waren da nicht mehr widerstrebend unter sich: Isoltens Haß, der war dahin; die Sühnerin Minne, die hatte der Beiden Sinne vom Hasse so gereinet, mit Liebe so vereinet, daß Jedes dem Andern war klar und hell wie ein Spiegelglas. Sie hatten beide Ein Herz; ihr Kummer war sein Schmerz, sein Schmerz war ihr Kummer; sie waren beide Eines Sinns an Liebe und an Leide und verhehlten sichs doch beide: das that der Zweifel und die Scham.“ Beide suchten die aufkeimende Liebe zu besiegen, aber je mehr sie kämpften, desto tiefer geriethen sie in ihre Gewalt; sie flohen sich und suchten sich wieder, bis endlich die Gewalt der Leidenschaft ihre Herzen öffnete und sie sich ihre gegenseitige Liebe gestanden (3). Brangäne, die sie immer beobachtete, und sich ihrer erbarmte, versprach ihnen Hülfe und Verschwiegenheit, und ehe noch Isolt zu ihrem Gemahle kam, hatte sie schon die eheliche Treue gebrochen. Bevor sie ans Land stiegen, erzählte ihnen Brangäne von dem Zaubertranke und seiner unseligen Wirkung. Da sie sich vorwerfen mußte, denselben nicht mit der ihr anbefohlenen Sorgfalt aufbewahrt zu haben, hielt sie sich für verpflichtet, die sündhafte Liebe der Beiden zu verheimlichen, weshalb sie auch in der Brautnacht Isoltens Stelle einnahm. Weil sie aber die einzige war, die um die ehebrecherische Liebe der Beiden wußte, wollte sie Isolt, um sich vor jedem Verrath sicher zu stellen, ermorden lassen. Doch erbarmten sich ihrer die gedungenen Mörder und ließen sie am Leben. Und als Isolt erfuhr, daß ihre Base sie selbst nicht beim Anblick des nahen Todes verrathen habe, und ihr die Männer gestanden, daß sie noch lebe, ließ sie dieselbe herbeiholen und Beide waren von nun an die treuesten Freundinnen; Brangäne gab den Liebenden Gelegenheit, sich zu sehen und den im Schiffe begonnenen Umgang fortzusetzen.

In diesen Zeiten kam ein Ritter aus Irland, Gandin, unbewaffnet und nur mit einer Zither versehen. Als ihn König Marke bat, zu spielen, und er es nicht umsonst thun wollte, versprach der König, ihm zu geben, was er habe. Da ergriff er die Zither und spielte so schön, daß sich Alle darob freuten; worauf er zum Lohne Isolten verlangte, die ihm denn auch überliefert wurde. Als Tristan, der unterdessen auf der Jagd gewesen war, das traurige Ereigniß erfuhr, ritt er dem irischen Ritter nach, gab sich für einen Spielmann aus und wußte ihn durch sein kunstvolles Spiel auf der Harfe und seinen schönen Gesang so vollständig zu gewinnen, daß es

endlich ihm gelang, die Königin zu entführen und sie ihrem Gemahle wieder zu bringen.

Trotz aller Vorsicht wurde der verbotene Umgang der Liebenden endlich entdeckt; aber immer gelang es ihnen, den König zu täuschen. Selbst als dieser Isolden zwang, ihre Unschuld in einem Gottesurtheile zu beweisen, wußte sie der dringenden Gefahr zu entgehen. Denn Tristan verkleidete sich als Pilgrim, trug sie, wie es zwischen ihnen verabredet worden, vom Schiff ans Land, und fiel mit ihr hin, so daß sie, das glühende Eisen anfassend, schwören konnte, es habe ihr niemals ein Mann zur Seite gelegen, als ihr Gemahl und der Pilgrim.

Ob sich gleich Marke durch das Gottesurtheil hatte beruhigen lassen, konnte er doch nicht lange mehr zweifelhaft bleiben, daß Jene sich wirklich liebten, und da er ihnen weder ein Leid zufügen, noch sie trennen wollte, verbannte er sie von Hof und Land. Sie zogen in eine Wildniß, in der sie eine schöne, zur Wohnung bequeme Höhle fanden, die sie sogleich bezogen. In Freude und Glück lebten sie längere Zeit in dieser Einsamkeit. Eines Tags wurden sie von Marke, der auf der Jagd dahin gekommen war, in ihrer Grotte schlafend belauscht; da sie aber vermuthet hatten, daß er sie finden möchte, weil sie wußten, daß er in der Nähe jage, hatten sie ein bloßes Schwert zwischen sich gelegt, so daß der König wieder an ihre Unschuld glaubte, und, von neuer Liebe zu Isolden entzündet, Beide wieder an den Hof berief. Doch ward er nur zu bald überzeugt, daß er betrogen werde, indem er sie Beide auf einem Lager schlafend fand. Als er sich eben entfernte, um seinen Rath und seine Mannen zu holen und mit ihnen Gericht über die Verbrecher zu halten, erwachte Tristan. Sogleich weckte er Isolden, erzählte ihr, was geschehen, und nahm, da er wohl einsah, es würde ihm an das Leben gehen, wenn er bei der Königin betroffen würde, von ihr schmerzlichen Abschied; sie aber gab ihm einen Ring, daß er sich in der Ferne ihrer stets erinnere. Als der König mit seinen Hofräthen zurückkam, war Isolde allein, und die Räthe tadelten den König wegen seiner unbegründeten Eifersucht.

Tristan fand nirgends Ruhe; er schiffte in die Normandie, zog von da nach Alemannien, wo er tapfer für das römische Reich focht, kehrte dann wieder in die Normandie zurück, und ging endlich nach Parmenie, wo er aber seine Pflegeältern nicht mehr am Leben fand. So freundlich ihn deren Kinder aufnahmen, war doch dort seines Bleibens nicht; er zog nach Arundel zum Herzoge Jovelin, dessen Nachbarn ihm seine Besitzungen im Kriege genommen hatten. Tristan, der mit Kaedin, dem Sohne des Herzogs, einen festen Freundschaftsbund schloß, rief seine Getreuen aus Parmenie herbei, und eroberte mit ihrer Hülfe Jovelins Land wieder, wodurch er sich die Liebe des Herzogs erwarb, dessen schöne Tochter Isolt mit den weißen Händen ihn an seine geliebte Isolt erinnerte. Sie ward ihm täglich lieber, wie auch sie ihn liebgewann: „Sie sah ihn gern und war ihm hold; er minnte sie, sie minnte ihn; hiermit gelobten sie unter sich Liebe und Gesellschaft, und waren der auch beflissen zu jeglichen Stunden, so sie mit Fuge kunten." Tristan machte sich die bittersten Vorwürfe über seine Treulosigkeit gegen die Jugendgeliebte, die er in den rührendsten Liedern besang. Diese aber bezog Isolde Weißhand des gleichen Namens wegen auf sich und ward dadurch zu immer größerer Liebe entflammt. In sich selbst zerrissen, und bald auf Flucht denkend, um seine Treue zu bewahren, bald wieder von der Schönheit und der Hingebung der Jungfrau zurückgehalten, bricht Tristan in Klagen über sich und über die Geliebte aus, mit welchen Gottfrieds unvollendetes Gedicht schließt.

Wie sich aus voranstehender Uebersicht ergibt, unterscheidet sich Gottfried in Bezug auf künstlerische Anlage und Entwickelung von seinen übrigen Zeitgenossen nicht, und steht darin sogar dem von ihm mit Recht hochgerühmten Hartmann nach, dessen Größe in dieser Beziehung er nicht einmal erkannte, da er in der schon erwähnten berühmten Stelle nur seine sinnreiche und klare Darstellung preist. Wie Wolframs Parzival, so ist auch Gottfrieds Tristan nur eine sich chronologisch bewegende Biographie, welche, wie bei jenem, schon mit der Geschichte von des Helden Vater beginnt; doch ist nicht zu verkennen, daß diese Vorgeschichte im Tristan innerlich nothwendiger ist, als im Parzival, weil sich in jenem das ganze Verhältniß des Helden zu Marke, so wie zum getreuen Rual aus der Vorgeschichte entfaltet, während die Einleitung des Parzival in der That nur die Verwandtschaft des Helden mit Feirefiß begründet, dessen Erscheinen doch auf den Gang und die Entwickelung des Gedichts nicht von wesentlichem Einfluß ist. Und bei alle dem ist die Vorgeschichte im Tristan um die Hälfte kürzer, als die des Parzival, ohne dadurch an Mannigfaltigkeit oder an Interesse zu verlieren; vielmehr wird dieses in höherem Maße rege erhalten, weil wir den Zusammenhang der Beziehungen rascher und lebendiger erkennen, da sie nicht durch eine Ueberzahl von weit ausgesponnenen und doch den Gang des Gedichts nicht fördernden oder künstlerisch aufhaltenden Abenteuern unterbrochen werden, wie es bei Wolfram so häufig der Fall ist. Ueberhaupt beweist Gottfried durch das ganze Gedicht hindurch in dieser Beziehung, wie in so mancher andern, richtiges Gefühl, daß er alle, die eigentliche Handlung nicht unmittelbar berührenden Begebenheiten, welche er in seinem Vorbilde oder in andern Quellen fand, mit Bewußtsein ausschied; denn was von Wolfram nur vermuthet wird, das ist von ihm gewiß, da er es selbst ausdrücklich berichtet. „Tristan erwarb der Abenteuer in Alemanie viel," (heißt es V. 18, 453), „der ich nicht aller erwähnen will; denn wollte ich eine jede That, die man von ihm geschrieben hat, herzuzählen mich bequemen, so würde die Märe kein Ende nehmen."

Neben dem Mangel an künstlerischer Gestaltung finden wir bei Gottfried auch das schon bei Wolfram erwähnte Hervortreten des Dichters; auch er liebt, wie die meisten seiner Zeitgenossen, die epische Erzählung und namentlich die Schilderung von Zuständen oder äußern Erscheinungen durch lyrische oder didaktische Betrachtungen zu unterbrechen; allein auch hierin unterscheidet er sich wesentlich von seinem Nebenbuhler Wolfram, der sich stets mit seiner ganzen individuellen Persönlichkeit in den Vordergrund drängt, während sich diese bei Gottfried nur in wenigen Stellen (und auch da

kaum merklich) geltend macht, indem er jene lyrischen Betrachtungen nicht als die seinigen, sondern als solche darstellt, welche sich dem Leser oder Zuhörer in Folge der erzählten Begebenheiten unwillkürlich ergeben, so daß er auch dann nur als Berichterstatter erscheint, nicht aber mit seiner eigenen Persönlichkeit in die Darstellung eingreift. Man könnte daher diese lyrisch-didaktischen Ergüsse mit dem Chor der antiken Tragödie vergleichen, welchem sie freilich an poetischer Berechtigung eben so weit nachstehen, als sie Wolframs rein persönlichem Hervortreten vorzuziehen sind. Zwar ist auch Gottfried in diesen Stellen nicht von einer gewissen, manchmal bis an die Weitschweifigkeit gränzenden Breite frei zu sprechen; allein wir vergessen sie leicht bei der gefälligen, in jeder Beziehung reizenden und selbst da, wo er mit Worten und Gedanken spielt, geistreichen Darstellung, welche uns auch dann noch mit Wohlgefallen erfüllt, wenn uns der dargestellte Gedanke keine Befriedigung gewährt.

Wenn Gottfried neben dem Unvermögen, den Stoff künstlerisch anzuordnen und durch die Composition das Fernliegende mit dem Nahestehenden zur vollkommenen Einheit zu vereinigen, alle Eigenschaften, welche einen großen Dichter bilden, in hohem Grade besaß, so muß man jenes Unvermögen, das sich bei Andern noch viel entschiedener zeigt, für einen Mangel weniger des Dichters, als der Zeit ansehen; und in der That spiegelt sich darin der Charakter jener Jahrhunderte und insbesondere Deutschlands ab, welches bei aller Anstrengung, bei so vielen Versuchen und Bestrebungen es doch nie zu fester Gestaltung bringen konnte, sondern immer rascher der innern und äußern Auflösung entgegen ging. Sind ja am Ende Wolframs und Gottfrieds Dichtungen als solche Versuche anzusehen, dem Leben einen tüchtigeren, festeren Halt zu verleihen. Denn so verschieden beide Dichter sind, so schroff sie sogar einander gegenüber stehen, sie kommen in der Absicht ihrer Dichtungen doch näher zusammen, als es den Anschein hat. Beide, Wolfram und Gottfried, stellen sich in entschiedenen Gegensatz zu ihrer Zeit und deren haltlosen Richtung; beide wollen derselben entgegensteuern, nur beide auf verschiedene, mit Rücksicht auf ihren Stand gleich überraschende Weise. Denn der ritterliche Wolfram verwirft die höfische Sitte und Bildung, weil sie unwahr und unlauter ist, er will sie geradezu vernichten und ihr Einfachheit, ächte, mit Gottesfurcht eng verbundene Männlichkeit entgegensetzen, während der bürgerliche Gottfried, der vielleicht sogar geistlichen Standes war, die höfische Sitte und Bildung aus ihrer beschränkten und falschen Erscheinung durch Kunst und Wissenschaft zur höchsten Blüthe und Schönheit steigern will. Dieser Gegensatz zum Bestehenden, aber auch zugleich der Gegensatz in der Lebensanschauung beider Dichter zeigt sich schon in der Art der Erziehung, welche sie ihren Helden geben. Parzival wird aus allem Zusammenhange mit der Welt gerissen, die ihm nur von ferne in abschreckendem Bilde gezeigt wird; weder gelehrte, noch höfische Bildung soll ihm zu Theil werden, er soll keinen andern Unterricht empfangen, als den ihm die Natur und die Nothwendigkeit gibt, daher ihm auch die Welt und ihre Beziehungen so fremd sind, daß sie ihm auch in reifern Jahren unbekannt und unverstanden bleiben. Wie ganz anders bei Tristan! Von frühester Jugend an wird sein Unterricht mit aller Ueberlegung und in der großartigsten Anlage geleitet. Nichts soll ihm fremd bleiben, was den Geist bilden, das Herz veredeln, den Körper kräftigen kann; früh schon wird er in die Welt geführt, er muß in fremden Ländern deren Sprachen und Sitten kennen lernen; es ist mit Einem Worte seine Bildung so vollkommen und umfassend, daß er sich mit der größten Sicherheit in der Welt zu bewegen weiß, als ihn das Schicksal noch in Knabenjahren aus den gewohnten Umgebungen, aus den Armen seiner ihm mit der innigsten Treue liebenden Pflegeältern in unbekannte Verhältnisse wirft. Wie daher Parzival den Triumph der edlen Einfalt über die Afterbildung darstellt, so spricht sich im Tristan der Sieg der wahren, künstlerisch gehobenen, über die falsche, ungenügende, am Aeußerlichen klebende Bildung aus. Denn wenn auch die ritterliche Tapferkeit Tristans nicht geringen Antheil an der Bewunderung hat, die er erregt, so ist es doch vor Allem sein Wissen, seine Kunst, sein gebildeter Geist, der ihn weit über alle seine Umgebungen erhebt, ihn dem König Marke durch die erstaunten Jäger zuführt und demselben lieb und werth macht, ihn in die Nähe der schönen Isolt bringt, es ihm später möglich macht, sie zu befreien; es ist mit Einem Worte seine hervorragende Geistesbildung, die auf die Entwickelung der Begebenheiten den wirksamsten Einfluß ausübte.

Noch in einem andern wichtigen Punkt treffen die beiden Dichter im Zwecke zusammen, um in den Mitteln wiederum in entschiedenster Weise auseinander zu gehen. Es ist nämlich unverkennbar, daß Wolfram, wie Gottfried, der höfischen Welt auch darin entgegentreten, daß beide die Minne, den Hebel des ritterlichen Lebens und der ritterlichen Dichtung in einem der Ansichtsweise jener Zeit ganz verschiedenen Sinne auffassen, daß sie, wenn auch nicht unmittelbar, doch deutlich genug sowohl der empfindsamen Spielerei, wie sie sich in Ulrich von Lichtenstein am entschiedensten zeigt, als der rein sinnlichen Richtung, wie sie im Lanzelet bis zum Ekel ausgebildet erscheint, eine andere, auf innerer Wahrheit beruhende, die Sinnlichkeit unterordnende Minne entgegensetzen. Wenn aber Wolfram seinem ernsten Sinne gemäß die Liebe im Gewande der unwandelbaren ehelichen Treue erscheinen läßt, und dadurch das Wesen der höfischen Minne eben so entschieden vernichtet, als das Wesen der höfischen Erziehung und Bildung; so läßt Gottfried dagegen jene Minne bestehen, er will sie aber dadurch veredeln und von der Gemeinheit und Unwahrheit der ritterlich-höfischen Auffassung befreien, indem er sie zur ächten, das ganze Menschenherz erfassenden Leidenschaft erhebt, welche freilich die Gesetze der Sittlichkeit und der bürgerlichen Einrichtungen nicht weniger verletzt, als jene bloß auf sinnlichen Genuß gerichtete Minne der andern Dichter, aber doch auch darin ihre Entschuldigung, ja ihre Berechtigung findet, daß sie die Aeußerung eines in die Menschenbrust gelegten Gefühls ist, welches älter und ursprünglicher ist, als alle von den Menschen gegebenen Gesetze und von der bürgerlichen Gesellschaft eingeführten Einrichtungen. Allerdings verletzt die weitere Entwickelung der Geschichte unser besseres Gefühl, aber

nicht, weil Tristan und Isolt von jener mächtigen Leidenschaft ergriffen sind, sondern weil sie sich zu unwürdigen Täuschungen und gemeinen Betrügereien hinreißen lassen, weil sie von der Höhe des ächten Gefühls zur alltäglichen höfischen Minne herabsinken. Allein dies ist wiederum dem verderblichen Einflusse der Zeit zuzuschreiben, welchem Gottfried eben so wenig ganz entgehen konnte, als Wolfram, und wenn dieser Einfluß sich bei ihm entschiedener zeigt, als bei jenem, so war dies eine natürliche Wirkung des Stoffs, den er, als einen überlieferten, nach den damals herrschenden Ansichten nicht willkürlich umgestalten, am wenigsten aber in seinen wesentlichsten Punkten verändern durfte.

Spricht sich Gottfrieds künstlerischer Sinn schon in dem Zwecke seines Gedichts, oder besser gesagt, in der ihm zum Grunde liegenden Anschauungsweise aus, so tritt er in der Ausführung noch viel kräftiger hervor. Wie bei Wolfram, so finden wir auch bei Gottfried überraschend wahre und sichere Zeichnung der Charaktere: der feingebildete und ritterlich muthige Tristan, der gutmüthige Marke, der treue Rual, der prahlerische und feige Truchsäß, die heilkundige, welterfahrene Königin von Irland, die zwei Isolt, welche beide so ganz weiblich und doch so verschieden sind, die getreue Brangäne, mit einem Worte alle Personen, selbst die ganz untergeordneten, tragen das Gepräge der wahrsten Individualität. Aber wenn Wolfram, wie wir gesehen haben, seine Personen mehr auf lyrischem Wege entwickelt, stellt Gottfried die seinigen in rein epischer Weise dar; er schildert ihre Eigenthümlichkeiten nicht, sondern läßt sie aus ihren Handlungen zur Erscheinung gelangen. In wenigen Versen z. B. berichtet er von der alle Lebensverhältnisse berührenden Erziehung Tristans; weit entfernt alle die Einzelnheiten weitläufig zu schildern, in welchen der Knabe Unterricht erhielt und bald auch Meisterschaft erlangte, zeigt er ihn uns sogleich in Beziehungen, in welchen seine eben so feine als umfassende Bildung sich durch die That beurkunden kann. Ueberhaupt ist Gottfried kein Freund von Schilderungen, in denen sich die übrigen höfischen Dichter so gerne ergingen; er vermeidet sie überall, wo sie nicht unumgänglich nothwendig sind. Aber wo er schildert, ist er ganz Meister, sei es, daß er die Gegenstände in ausführlicher Weise beschreibt, wie die Minnengrotte, in welche sich Tristan mit Isolten geflüchtet hatte, oder daß er sie nur in wenigen, aber vollkommen ausreichenden Zügen zur Anschauung bringt, wie die Rüstung Tristans. Groß ist er aber besonders in der Schilderung von Seelenzuständen, die er aus der Handlung selbst in plastischer Anschaulichkeit hervortreten läßt. So ist, um nur Eins zu erwähnen, die Darstellung der allmählich erwachenden Liebe in Tristan zu Isolt von unübertrefflicher Schönheit, so wie sie ein glänzendes Zeugniß von des Dichters feiner Beobachtung und tiefer Kenntniß des menschlichen Herzens ist. Noch bewundernswürdiger aber muß er uns erscheinen, wenn wir uns von der kunstreichen Weise Rechenschaft geben, wie er das Rohe, das in dem ihm überlieferten Stoffe lag, so glücklich überwunden hat. Nach der Sage hatte der Zaubertrank die Leidenschaft der beiden Liebenden hervorgebracht; freilich war dieser Zaubertrank wohl ursprünglich nur ein Symbol, welches die unerklärliche Kraft der plötzlich entstehenden Leidenschaft versinnlichen sollte; aber es war später die symbolische Bedeutung desselben vergessen worden, und so mußte sich denn auch Gottfried zu der feststehenden Ansicht der Zeit bequemen, welche den Zaubertrank als den wirklichen äußern Grund der Liebe Tristans und Isoldens ansah. Aber er hat ihn, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, nur zum Schein beibehalten. Man denke sich denselben ganz hinweg, es wird die plötzlich entstehende Leidenschaft nicht weniger erklärlich bleiben, vielmehr wird man dieselbe erst dann wahrhaft begreifen; man wird einsehen, daß sie schon lange in Beider Herzen keimte, ihnen selbst unbewußt, aber nichts desto weniger mächtig fortschreitend, bis endlich das tägliche Zusammenleben auf dem Schiffe sie zum plötzlichen Ausbruche brachte. Wir würden die uns vorgezeichneten Gränzen weit überschreiten, wenn wir dies näher begründen wollten; doch genügt es auch, nur Einiges kurz hervorzuheben. Wie Tristan im Lobe Isoltens überwallt, so daß sein Oheim sich bewegen läßt, um sie werben zu lassen, so erkennt auch Isolt den Jüngling nach dem Drachenkampfe bei dem ersten Blick, während die kluge, welterfahrene Mutter ihn erst noch fragen muß, ob er es wirklich sei (2). Und als sie am Splitter erkennt, daß Tantris kein anderer als Tristan, der Mörder ihres Oheims sei, da ruft sie aus: „Ja, so ist es. Diesen Falsch und diesen Trug sagte mir m e i n H e r z genug: wie gut wurde mir dieses offenbar, seit ich auf ihn achtend war, seit ich an ihm Leib und Gebahr, und all sein Thun also gar genau in meinem Herzen las, daß er von Geburt ein Herre was! Wer hätte auch dies gethan, als er, daß er von Kurnewale her zu seinen Todtfeinden kommt?" Nun eilt sie voll Rachelust zu Tristan, um ihn zu tödten; ihre Mutter hält sie ab, aber, fügt der Dichter hinzu, die in ihr aufkeimende und schon mächtige Liebe leise andeutend, „wäre sie auch allein da gewesen, er wäre doch vor ihr genesen." Zwar sagt der Dichter ausdrücklich, es sei ihr weiblicher Sinn, der sie vom Morde abgehalten hätte, aber was er darunter verstanden haben will, wird klar genug, wenn es weiter heißt: „Hiermit warf sie das Schwert von sich; weinend sprach sie: „O weh mir, daß ich je diesen Tag ersah!" Ebenso spricht sich in Isolden unverkennbare Liebe zu Tristanden in den Vorwürfen, die sie ihm im Schiffe macht. Wenn sie auch noch den Tod ihres Oheims erwähnt, so tritt doch dieser in den Hintergrund; sie hasse ihn, sagt sie, weil er sie einem ungeliebten Manne zuführe, dessen Macht und Reichthum sie nicht bestechen könne, denn, fährt sie fort, „ich nähme eh' eine mäßige Sache mit Liebe und mit Gemache, denn Ungemach und Leid bei großem Reichthum und Herrlichkeit." Aus diesen und andern Stellen erhellt es zur Genüge, daß der Dichter die Liebe der Beiden nicht als Wirkung des Zaubertranks wollte erscheinen lassen, so ausdrücklich er es auch sagt, weil er es sagen mußte; es wird dies aber aus dem Folgenden ganz offenbar, da die Leidenschaft nicht eigentlich nach dem Genuß des Zaubertrankes plötzlich und unwiderstehlich hervorbricht, der Dichter vielmehr darstellt, wie die Beiden sich nach und nach derselben bewußt werden und sie zu bekämpfen suchen.

Wie die Haltung des Ganzen, so zeugt auch die Darstellung im Einzelnen von vollendeter Kunst und tiefem Gefühl für das Schöne; es ist dieses in dem

Dichter so lebendig, daß er mit Bewußtsein Alles vermeidet, was unangenehm berühren könnte. Vielleicht nicht ohne mißbilligenden Seitenblick auf Wolfram, der von Anfortas Krankheit und den vergeblich angewandten Arzneimitteln mit ermüdender Weitläufigkeit berichtet, sagt er bei Gelegenheit von Tristans Heilung durch die Königin Isot: „Wollte ich Euch nun viel sagen und lange Rede vortragen von meiner Frauen Meisterschaft, wie wunderbare gute Kraft ihre Arzenei wohl hätte und wie sie ihrem Kranken thäte: was hälfe es, und was sollte das? In edlen Ohren lautet baß ein Wort, das schön geziemt, als was man aus der Büchse nimmt. So weit ich es bedenken kann, so will ich mich bewahren daran, daß ich nimmermehr ein Wort sage, das Euern Ohren mißbehage und Eurem Herzen widersteh'; desto weniger spreche ich eh' von jeglicher Sache, als daß ich die Märe mache unleidlich und unangenehm dabei mit Rede, die nicht des Hofes sei."

So ist der Ausdruck immer gewählt, der Höhe der poetischen Darstellung angemessen, und oft durch glückliche Gleichnisse gehoben, die auch dann noch geschmackvoll sind, wenn sie an das Seltsame streifen. Niemals verletzt Gottfried die Gesetze des höfischen Anstandes, und er weiß selbst die sinnlichsten Verhältnisse mit einer bewundernswürdigen Zartheit zu behandeln. Eben so beurkundet sich seine feine Bildung in den geistreichen Wendungen, welche an die liebenswürdige Beweglichkeit des gebildeten Gesprächs erinnern. In der Darstellung steht er überhaupt weit über allen seinen Vorgängern; eben so leicht, einfach und klar, als Hartmann, übertrifft er ihn an Mannigfaltigkeit und Reichthum des Ausdrucks, so wie in der vollendet schönen Satzbildung. Er beherrscht die Sprache mit solcher Meisterschaft, daß selbst die längsten Perioden in der schönsten und ebenmäßigsten Gliederung sich bewegen und den Gedanken in vollster Klarheit hervortreten lassen. Kein Dichter hat vor ihm, und nach ihm nur Konrad von Würzburg die kurzen Reimzeilen, die dem epischen Dichter die schwierigsten Hindernisse entgegenstellen mußten, mit solcher Meisterschaft behandelt; sein Redefluß erfüllt das Ohr, wie den Sinn. An Wohllaut steht er dem großen Walther gleich, wenn er ihn nicht sogar übertrifft. Den Reim beherrscht er mit unerreichter Meisterschaft; er unterwirft ihn seinen kühnsten Forderungen, so daß er sich in den schwierigsten Verhältnissen immer mit Sicherheit und Anmuth bewegt. Da finden sich keine durch die Noth herbeigerufenen Reime, keine durch den Reim herbeigezwungenen Gedanken, keine von demselben abgenöthigte logische Unordnung, wie so häufig selbst bei Wolfram: es ist, wie wenn Reim und Gedanke von jeher zusammengehört hätten, als ob sie ein zugleich entstandenes organisches Gebilde wären. Auch ist er sich seiner Meisterschaft so bewußt, daß er mit dem Reime gleichsam oft spielt, aber eben dadurch große Wirkung hervorbringt, wie z. B. in den Eingangsstrophen und in denjenigen, mit welchen er einen Hauptabschnitt des Gedichts einleitet oder schließt (so V. 11, 875 ff. in 3), wo er den Reim mit Absicht wiederholt. An Gottfrieds Darstellung läßt sich mit Fug und Recht nur das tadeln, daß er viele französische Wörter und Redensarten einwebt, die er gewiß aus seinem Vorbilde entnahm; nicht selten hat er sogar ganze Verse aus dem französischen Originale abgeschrieben. Wahrscheinlich that er dies, um der Sitte der Höfe nachzuahmen, gewiß nicht, um seine Gelehrsamkeit hervorleuchten zu lassen, denn bei allem Bewußtsein seines Werthes, und gerade weil er seine eigentliche Größe wohl erkannte, war er von der pedantischen Sucht, seine Kenntnisse zu zeigen, vollkommen frei. Es ist aber um so mehr zu bedauern, daß ihn sein sonst so gebildeter und feiner Geschmack nicht von dieser Unart zurückhielt, als sie gerade durch seinen Vorgang zum allgemeinen Gebrauch wurde.

Dieser künstlerische, im Ganzen wie im Einzelnen nach Schönheit und plastischer Gestaltung ringende Sinn Gottfrieds, dem er nur dann untreu wird, wenn er, von der Zeitrichtung überwältigt, sich zum unepischen Gebrauch der Allegorie hinreißen läßt, dieser ächt poetische Geist, der ihn so lebendig durchdrang, erklärt hinlänglich, warum Wolframs Dichtung ihm nicht behagen konnte, in welcher die Form so ganz dem Gedanken untergeordnet war. Daher äußert er seinen Mißmuth sowohl über dessen schwer sich bewegenden Styl, dem er Hartmanns anmuthige Leichtigkeit entgegensetzt (V. 4, 619 ff. in 1), als auch über dessen Anhäufung seltsamer Abenteuer, durch welche die Dichtung sich mühsam bewegt, und die ihr nebst dem geschraubten und gesuchten Ausdruck alle Klarheit rauben, so daß es Noth thäte, für seine Gedichte Noten und Glossen zu haben. „Solche Finder wilder Mären," ruft er in poetischem Zorne aus, „der Märe Wildschützen, die mit den Ketten lügen und stumpfe Sinne trügen, die Gold von schwachen Sachen den Kindern können machen, und aus der Büchse gießen staubigen Sand und Kies, die geben mit dem Stock uns Schatten, nicht mit dem grünen Lindenblatte, nicht mit Zweigen, noch mit Aesten. Ihr Schatte, der thut den Gästen gar selten in den Augen wohl. Wenn man die Wahrheit sagen soll, da kommt davon kein guter Sinn, da liegt keine Herzenslust darin; ihre Rede ist nicht also gethan, daß edle Herzen sich freuen daran. Dieselben wilden Jäger, sie müssen Wortausleger mit ihren Mären lassen gehn, wir können sie so nicht verstehn, wie man sie hört und sieht; auch haben wir der Muße nicht, daß man im schwarzen Buche die nöthgen Glossen suche."

Was aber Gottfried in dieser Stelle von dem Dichter verlangt, das leistete er selbst im vollsten Maße, und es darf sein Gedicht, trotzdem, daß es nicht vollendet wurde, bei dem ächt poetischen Geiste, der es von Anfang bis zum Schlusse durchdringt, der das Ganze, wie jedes einzelne Wort beseelt, den schönsten Erzeugnissen aller Zeiten und Völker gleichgestellt werden. Und je mehr wir dessen so vielseitige Vortrefflichkeit bewundern, desto mehr muß es uns mit Schmerz erfüllen, daß es in Deutschland sobald vergessen wurde: denn hätte sein schöpferischer Geist auf die nachfolgenden Jahrhunderte fortgewirkt, er würde ohne Zweifel manches schlummernde Talent geweckt, auf die spätere Poesie den folgereichsten Einfluß ausgeübt haben.

Seine vortreffliche Schöpfung fand aber doch wenigstens bei seinen Zeitgenossen so große Bewunderung, daß jüngere Dichter angeregt wurden, ihr Talent an der Fortsetzung derselben zu versuchen. Ulrich von Türheim, der, wie schon berichtet wurde (S. oben S. 368), Wolframs Wilhelm beendigte, und später Heinrich von Freiberg, der im letzten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts

lebte und wahrscheinlich aus Sachsen gebürtig war, sich aber in Böhmen aufgehalten zu haben scheint, da er, wie er im Eingange seines Gedichts berichtet, dasselbe im Auftrag des böhmischen Herrn Raimund von Leuchtenburg verfaßte, diese beiden wagten sich an das bedenkliche Unternehmen, den großen Sänger wieder aufleben zu lassen, ohne ihn jedoch weder in poetischer Entfaltung noch in Sprachgewandtheit von ferne zu erreichen. Ulrichs Fortsetzung ist trocken und nüchtern und geht nur darauf aus, die von Gottfried begonnene Geschichte abzuschließen; Heinrich dagegen, dem die von Abenteuerlichkeiten überfüllten Dichtungen der früheren Epiker vorschwebten, gab sich die undankbare Mühe, neue Personen und Verhältnisse einzuführen und besonders die Tristanssage mit der von Artus und der Tafelrunde in Verbindung zu bringen, wodurch er aber gerade das innerste Wesen der Poesie Gottfrieds verkannte, dem die mannigfaltigen Abenteuer nur als Mittel dienten, die innere Welt seiner Personen zur Erscheinung zu bringen. Uebrigens haben beide Fortsetzer, Ulrich sowohl als Heinrich, andere Vorbilder benutzt, als Gottfried, so daß man aus ihren Gedichten nicht schließen kann, wie Gottfried das seinige zu Ende geführt hätte. Doch geben wir eine kurze Inhaltsanzeige der beiden Fortsetzungen, damit unsere Leser den weiteren Gang der Sage kennen lernen.

Tristan, so beginnt Ulrich seine Fortsetzung, entschloß sich endlich, um die schöne Isolt zu werben. Sie ward ihm zum Weib gegeben, doch dachte er, wenn er bei ihr war, immer nur an die entfernte Geliebte, und vollzog die Ehe nicht, sich bei Isolten mit einem Gelübde entschuldigend, nach welchem er sich ein Jahr lang ihrer enthalten müsse. Isolt klagte ihrem Bruder, wie sie von Tristan vernachlässigt werde; Kaedin stellte ihn deshalb zur Rede, er aber entwarf ein solches Bild von der Schönheit der blonden Isolt, daß jener begierig wurde, sie zu sehen, und deshalb mit Tristan nach Tintajole zu ziehen beschloß, diesen aber mit dem Tode bedrohte, wenn er ihn getäuscht habe. Als sie ans Land gestiegen waren, ließ Tristan durch seinen Freund Tinas Isolden entbieten, zu ihm in das Gehölze zu kommen, um ihn aus großer Noth zu erretten. Die Königin beredete ihren Gemahl, eine große Jagd anzustellen, und ritt an die bezeichnete Stelle. Als Kaedin sie kommen sah, erstaunte er über ihre wunderbare Schönheit und gestand, daß sie selbst der Sonne Glanz überstrahle. Nachdem sich die beiden Liebenden umarmt und geküßt, zog sich Isolt in ihr Zelt zurück, wohin ihr Tristan mit Kaedin folgte. Nachdem er die Nacht mit ihr zugebracht, schieden sie traurig von einander, Tristan aber versprach, auf ihren ersten Ruf zu erscheinen. Unterdessen hatte Pleberin Tristans Begleiter aus der Ferne erkannt, und im Wahne, es sei der Ritter selbst dabei, diesen um Isoldens willen angerufen, stehen zu bleiben; jene waren aber entflohen. Dies meldete er der Königin, die darob auf Tristan zürnte, weil auch sie glaubte, daß er unter den Fliehenden gewesen sei; sie ließ durch einen Getreuen dem so heiß Geliebten melden, daß sie ihn nunmehr wegen seiner Feigheit hasse. Nun ging er als Bettler verkleidet an den Hof und gelangte bis zur Königin; als diese ihn aber an dem Ring erkannte, den sie ihm einst gegeben, ließ sie ihn mit Schlägen fortjagen. In neuer Verkleidung als Knappe ging er am folgenden Tage nochmals hin; es gelang ihm, die Königin von seiner Unschuld zu überzeugen; sie befahl ihm, sich als Thoren zu verkleiden und dann auf ihren ersten Ruf wiederzukommen. Dies geschah, und Tristan benutzte die Thorentracht und das Thorenrecht, um sich an seinen Feinden und Spähern mit Schlägen zu rächen; die Nacht brachte er vor Isoldens Thüre zu. Als aber Marke am folgenden Morgen auf vierzehn Tage jagen ging, war Tristan stets bei der Königin. Eines Morgens wurden sie von Antreten bemerkt, der es laut verkündigte und ihnen mit dem Feuertode drohte. Tristan floh in einen Wald, kam dann an einen Fluß, warf sich in einen Kahn und ruderte mit dem Narrenkolben hinüber, als Pleherin, der ihn verfolgte, ihm zurief, um der Liebe willen, die er zur Königin trüge, zurückzukehren. Ohne Zögern ruderte Tristan wieder an das Land, und erschlug den Feind mit dem Kolben. Zwar kam jetzt Marke herbei, doch entging ihm Tristan; er ruderte über den Fluß, eilte an die Meeresküste zu seinem Schiffe und fuhr ab. Unterwegs erzählte ihm Kaedin, daß er die schöne Kassie liebe, welche die Ihrigen dem Nampotenis gegeben hätten; dieser halte sie in einem Schlosse eingesperrt, dessen Schlüssel er immer bei sich trage, wenn er auf die Jagd reite; Tristan versprach ihm Hülfe. Als sie ans Land gestiegen waren, eilten sie zu Kassiens Schloß, mit welcher Kaedin eine Zusammenkunft beredete, zu welcher Tristan die Mittel gab. Vorher aber gingen die beiden Ritter zu den Ihrigen, Tristan versöhnte sich mit seinem Weibe. Bald darauf fand die Zusammenkunft Kaedins mit der Geliebten unter Tristans Beihülfe Statt; schon waren sie unbemerkt wieder weggeritten, als Nampotenis zurückkam und an einem Hute, den der Wind dem Kaedin in den Burggraben geweht hatte, ersah, daß Fremde da gewesen waren. Durch Drohungen erpreßte er von seinem Weibe das Geständniß dessen, was geschehen; sogleich ritt er mit seinen Gesellen den Beiden nach, ereilte sie, erschlug Kaedin und auch Tristan ward durch einen giftigen Speer auf den Tod verwundet; doch hatte er noch so viel Kraft, den todten Freund auf das Pferd zu heben und zu den Seinigen zu reiten. Da erhub sich große Klage; Tristan aber schickte einen Boten zur blonden Isolt, daß sie komme und ihn heile. Dem Boten befahl er, ein weißes Segel aufzuhissen, wenn er Isolden mitbringe, dagegen ein schwarzes, wenn er ohne sie zurückkehre. Isolt schiffte sich sogleich ein; als aber Isolde Weißhand dem kranken Tristan meldete, daß das erwartete Schiff sich zeige und auf seine Frage nach dem Segel scherzend erwiederte, es sei schwarz, ward Tristan von solchem Schmerze ergriffen, daß er sich umkehrte und starb. Als die blonde Isolt kam und des Geliebten Tod vernahm, eilte sie in das Münster, wohin man ihn getragen hatte, stürzte sich auf die Bahre und verschied. Sobald König Marke die doppelte Trauerbotschaft hörte und zugleich von dem Zaubertrank vernahm, ergriff Mitleiden sein Herz: er holte selbst die Leichname nach Tintajole, wo er sie neben einander beerdigen und auf Tristans Grab einen Rosenstock, auf das Isoldens eine Rebe setzen ließ, welche auf wunderbare Weise zusammenwuchsen und sich in einander flochten, zum Zeugniß, daß der Beiden Liebe auch im Grabe noch fortdauerte.

Von Heinrichs Fortsetzung geben wir nur die Stellen an, in denen sie von der vorigen wesentlich

abweicht. Während Tristan bei Ulrich gleichsam nur zufällig an die alte Geliebte denkt, und deshalb seine junge Gemahlin vernachlässigt, wird er bei Heinrich von Freiberg durch den Ring an die schöne Isolt erinnert, den sie ihm beim Abschied gegeben hatte; und dies ist einer der schönsten Züge des Gedichts, da Tristans verletzendes Betragen gegen sein Weib so auf die einfachste und zugleich wahrste Weise motivirt wird. Eben so begründet Tristan sein vorgegebenes Gelübde, die Gattin ein Jahr lang nicht zu berühren; er habe dies, sagt er, der heiligen Jungfrau gelobt, als er nach dem Kampf mit dem Drachen in eine Lache versunken und dem Tode nahe war. Ein halbes Jahr nach seiner Vermählung hört Tristan von Artus und der Tafelrunde; er zieht nach Britannien und gelangt an Artus Hof, wo er sich in manchem Ritterkampf auszeichnet. Eines Tages, als Artus mit seinen Genossen auf der Jagd sich zu weit von Karidol entfernt hatte, um noch dahin zurückkehren zu können, ging er in das nahe Tintajole zu König Marke, der ihn nach Gebühr aufnahm, und auch dem Neffen die frühere Huld wieder schenkte, so daß dieser bei ihm zurückblieb. Nun begann auch der ehebrecherische Umgang mit der Königin wieder; doch diesmal wurden sie auf frischer That ertappt und zum Feuertode verdammt. Tristan entkam aber auf dem Wege zum Richtplatz, und während man ihm auf falscher Spur nachjagte, kehrte er zur Richtstätte zurück, befreite Isolt und floh mit ihr nach der schon früher von ihm bewohnten Grotte, in der sie ein halbes Jahr lebten. Da fand Marke, der im Walde jagte, die Gattin, welche sich so unschuldig stellte, daß er sie wegen seiner Härte um Verzeihung bat und sie wieder zu sich nahm. Tristan war aber wieder nach Arundel zu seinem Weibe gezogen und nun erzählt Heinrich die weitere Geschichte mit einigen Abweichungen und Zusätzen ganz wie Ulrich. Tristan geht mit seinem Schwager Kaedin nach Tintajole, er entbietet Isolden in den Wald und kommt dort mit ihr zusammen. Doch erzählt Heinrich im weiteren Verlaufe die allerdings ganz ungeeignete und störende Geschichte von Isoldens Zorn nicht, sondern berichtet, daß Tristan nach kurzer Krankheit, als Thor verkleidet, an den Hof ging, wo er mit Isolden vereinigt blieb, bis er erkannt wurde, und dem gewissen Tode durch die Flucht nach Arundel entging. Nun folgt die Erzählung seines Todes ganz in derselben Weise, wie bei Ulrich: er ist seinem Schwager bei dem Liebesabenteuer mit Kassie behülflich, wird durch einen vergifteten Speer verwundet, läßt Isolden von Tintajole zu sich entbieten, und stirbt bei der falschen Nachricht, daß das zurückkehrende Schiff ein schwarzes Segel habe. Isolde findet ihn todt, umarmt die geliebte Leiche und stirbt vor Schmerz. Marke holt die Leichname nach Tintajole, läßt sie ehrenvoll bestatten und pflanzt auf die Gräber eine Weinrebe und einen Rosenstock, die sich bald in Eins verschlingen.

Es erhellt aus dieser kurzen Uebersicht, daß die Einführung von Artus ganz willkürlich und ohne inneren Grund ist, und nur dazu dient, die Erzählung über Gebühr auszuspannen, wie denn Heinrich überhaupt große Liebe zur Weitschweifigkeit zeigt. Dagegen zeigt er, wie wir gesehen, darin richtiges Gefühl, daß er sowohl die Thatsachen öfters mit Geschick motivirt, als auch Unpassendes glücklich zu vermeiden weiß.

Aus dem Tristan.

1. Tristans Schwertleite.

Sus greif Rûal unt Tristan
ir dinc bescheidenlîchen an,
als ez in beiden was gewant.
Si gewunnen harnasch unde gewant
innerhalp den drîzec tagen,
daz drîzec ritter solden tragen,
die sich der hövesche Tristan
ze gesellen wolte nemen an.
Swer mich nu vrâget umbe ir kleit,
und umbe ir kleider rîcheit,
wie diu zesamene wurden brâht,
des bin ich kurze bedâht,
dem sage ich, als daz mære giht:
sage ich ime anders iht,
sô widertrîbe er mich dar an
und sage er selbe baz der van.
Ir kleider wâren ûf geleit
mit vier hande rîcheit
unt was der viere iegelîch
in ir ambete rîch:
daz eine, daz was hôher muot;
daz ander, daz was vollez guot;
daz dritte was bescheidenheit,
diu disiu zwei zesamene sneit:
daz vierde, daz was hövescher sin,
der nâte disen allen drin.
Si worhten alle viere
vil rehte in ir maniere:
der hôte muot, der gerte;
daz volle guot gewerte;
bescheidenheit schuof unde sneit;
der sin, der nâte ir aller kleit
und ander ir feisiure,
baniere unt kovertiure,
und andern der ritter rât,
der den ritter bestât.
Swaz sô daz ros und ouch den man
ze rittere geprüeven kan,
der geziuc was aller sêre rîch,
und alsô rîch, daz iegelîch
eim künege wol gezæme,
daz er swert dar inne næme.
Sît di gesellen sint bereit
mit bescheidenlîcher rîcheit,
wie gevâhe ich nu mîn sprechen an,
daz ich den werden houbetman,
Tristanden, sô bereite
ze sîner swertleite,
daz man ez gerne verneme
und an dem mære wol gezeme?
Ine weiz, waz ich dâ von gesage,
daz iu gelîche und iu behage,
unt schône an diseme mære stê;
wan bî mînen tagen und ê
hât man sô rehte wol geseit
von werltlîcher zierheit,
von rîchem geræte,
ob ich der sinne hæte
zwelve, der ich einen hân,
mit den ich umbe solte gân,
unt wære daz gevüege,
daz ich zwelf zungen trüege
in mîn eines munde
der iegelîchiu kunde
sprechen, als ich sprechen kan,

ine weste, wie gevâhen an,
daz ich von rîcheite
sô guotes iht geseite,
mane hæte baz dâ von geseit.
Jâ ritterlîchiu zierheit,
diu ist sô manege wîs beschriben,
und ist mit rede alsô zertriben,
daz ich niht kan gereden dar abe,
dâ von kein herze fröude habe.
Hartman, der Ouwære,
ahî, wie der diu mære
beide, ûzen unde innen
mit worten unt mit sinnen
durchverwet und durchzieret!
Wie er mit rede figieret
der âventiure meine!
wie lûter unt wie reine
sîn kristallînin wörtellîn
beidiu sîn und iemer müezen sîn!
Si koment den man mit siten an,
si tuont sich nâhe zuo dem man
unt liebent rehtem muote.
Swer guote rede ze guote
unt ouch ze rehte kan verstân,
der muoz dem Ouwære lân
sîn schapel unt sîn lôrzwî.
Swer nu des hasen geselle sî
und ûf der wortheide
hôchsprünge unt wîtweide
mit bickelworten welle sîn,
und ûf daz lôrschapellekîn
wân âne volge welle hân,
der lâze uns hie bî dem wâne stân,
wir wellen an der küre ouch wesen.
Wir, die die bluomen helfen lesen,
mit den daz selbe loberîs
undervlohten ist in bluomen wîs,
wir wellen wizzen, wes er ger;
wan swer es ger, der springe her,
und stecke sîne bluomen dar:
so nemen wir an den bluomen war
ob si sô wol dar an gezemen,
daz wirz dem Ouwære nemen
unt geben ime daz lôrzwî.
Sît aber noch niemen komen sî,
der ez billîcher süle hân,
sô helfe Got, sô lâze wirz stân.
Wirn suln ez niemen lâzen tragen,
sîn wort ensîn vil wol getwagen,
sîn rede ensî eben unde sleht,
ob iemen schône und ûfreht
mit ebenen sinnen dar getrabe,
daz er dar über iht besnabe.
Vindære wilder mære,
der mære wildenære,
die mit den ketenen liegent,
unt stumphe sinne triegent,
die golt von swachen sachen
den kinden kunnen machen
und uz der bühsen giezen
stoubîne mergriezen,
die bernt uns mit dem stocke schate,
niht mit dem grüenen lindenblate,
mit zwîgen noch mit esten.
Ir schade, der tuot den gesten
vil selten in den ougen wol.
Ob man der wârheit jehen sol,
dane gât niht guotes muotes van,
dane lît niht herzelustes an:
ir rede ist niht alsô gevar,
daz edele herze iht lache dar.
Die selben wildenære,
si müezen diutære
mit ir mæren lâzen gân:
wir mugen ir dâ nâch niht verstân,
als man si hœret unde siht;
sone hân wir ouch der muoze niht,
daz wir die glose suochen
in den swarzen buochen.
Noch ist der verwære mêr:
Von *Steinahe Blîkêr*,
diu sîniu wort sint lussam.
Si worhten frouwen an der ram
von golde und ouch von sîden;
man möhte se undersnîden
mit kriechischen borten.
Er hât den wunsch von worten;
sînen sin, den reinen,
ich wæne, daz in feinen
ze wunder haben gesponnen,
und haben in ir brunnen
geliutert unt gereinet:
er ist benamen gefeinet.
Sîn zunge, diu die harphe treit,
diu hât zwô volle sælekheit:
daz sint diu wort, daz ist der sin;
diu zwei, diu harphent under in
ir mære in vremedem prîse.
Der selbe wortwîse,
nemet war, wie der hier under
an dem *Umbehange* wunder
mit spæher rede entwirfet:
wie er diu mezzer wirfet
mit behendeclîchen rimen.
Wie kan er rîme lîmen,
als ob si dâ gewahsen sîn!
Ez ist noch der geloube mîn,
daz er buoch unt buochstabe
vür vederen angebunden habe,
wan, welt ir sîn nemen war,
sîn wort, diu sweiment als ein ar.
Wen mac ich nu mêr ûz gelesen?
Ir ist und ist genuoc gewesen
vil sinnec und vil rede rîch.
Von Veldeken Heinrich,
der sprach ûz vollen sinnen:
wie wol sanc er von minnen!
wie schône er sînen sin besneit!
Ich wæne, er sîne wîsheit
ûz Pegases urspringe nam,
von dem diu wîsheit alliu kam.
Ine hân sîn selbe niht gesehen;
nu hœre ich aber die besten jehen,
die dô bî sînen jâren
unt sît her meister wâren,
die selben gebent im einen prîs:
er inphete daz êrste rîs
in tiutescher zungen,
dâ von sît este entsprungen,
von den die bluomen kâmen,
dâ si die spæhe ûz nâmen
der meisterlîchen vünde;
und ist diu selbe künde
sô wîten gebreitet,
sô manege wîs geleitet,
daz alle, die nu sprechent,

daz die den wunsch dâ brechent
von bluomen unt von rîsen,
an worten unde an wîsen.
Der nahtegalen, der ist vil,
von der ich nu niht sprechen wil:
sine hœrent niht ze dirre schar.
Dur daz sprich ich niht anders dar,
wan daz ich iemer sprechen sol:
si kunnen alle ir ambet wol,
unt singent wol ze prîse
ir süeze sumerwîze;
ir stimme ist lûter unde guot,
si gebent der werlte hôhen muot
unt tuont reht in dem herzen wol.
Diu werlt, diu wære unruoches vol
unt lebete rehte als âne ir danc,
wan der vil liebe vogelsanc:
der ermant vil dicke den man,
der ie ze liebe muot gewan,
beide liebes unde guotes
unt maneger hande muotes,
der edelen herzen sanfte tuot.
Ez wecket vriuntlîchen muot:
hie von kumt inneclîch gedanc,
sô der vil süeze vogelsanc
der werlde ir liep beginnet zaln.
Nu sprechet umb die nahtegaln:
die sint ir dinges wol bereit,
unt kunnen alle ir senede leit
sô wol besingen unde besagen.
Welhiu sol ir banier tragen,
sît diu von *Hagenouwe*,
ir aller leitevrouwe,
der werlte alsus geswigen ist,
diu aller dœne houbetlist
versigelet in ir zungen truoc?
Von der gedenke ich vil unt gnuoc.
Ich meine ab von ir dœnen,
den süezen, den schœnen,
wâ si der sô vil næme,
wannen ir daz wunder kæme
sô maneger wandelunge;
ich wæne, Orfeuses zunge,
diu alle dœne kunde,
diu dœnete ûz ir munde.
Sît daz man der nu niht enhât,
sô gebet uns etelîchen rât,
ein sælec man, der spreche dar,
wer leitet nu die lieben schar?
wer wîset diz gesinde?
Ich wæne, ich si wol vinde,
diu die baniere vüeren sol:
ir meisterinne kan ez wol,
diu *von der Vogelweide*.
Hei! wie diu über heide
mit hôher stimme schellet!
waz wunders si gestellet!
wie spæhe si organieret!
wie si ir sanc wandelieret!
Ich meine ab in dem dône
dâ her von Zitherône,
dâ diu gotinne Minne
gebiutet ûf und inne:
diu ist ze hove kamererîn;
diu sol ir leiterinne sîn;
diu wîset si ze wunsche wol;
diu weiz wol, wâ si suochen sol
der minnen mêlôdîe.
Si unde ir kompânîe,
die müezen sô gesingen,
daz si ze vröuden bringen
ir trûren unde ir senedez klagen:
und daz geschehe bî mînen tagen!
Nu hân ich rede genuoge
von guoter liute vuoge
gevüegen liuten für geleit;
ie noch ist Tristan umbereit
ze sîner swertleite.
Ine weiz, wiech in bereite:
der sin wil niender dar zuo;
sone weiz diu zunge, waz si tuo
al eine und ân des sinnes rât,
von dem se ir ambet allez hât.
Waz aber nu werre in beiden,
des wil ich iuch bescheiden.
Si zwei hât daz verirret,
daz tûsenden wirret:
dem man, der niht wol reden kan,
kumt dem ein rede rîcher mân,
im erlischet in dem munde
daz selbe, daz er kunde.
Ich wæne, mir ist alsam geschehen:
ich sihe unt hân biz her gesehen
sô manegen schône redenden man,
daz ich des niht gereden kan,
ezn dunke mich dawider ein wint;
als nu die liute redende sint.
Man sprichet nu sô rehte wol,
daz ich von grôzem rehte sol
mîner worte nemen war
unt sehen, daz se alsô sint gevar,
als ich wolte, daz si wæren
an vremder liute mæren,
und alse ich rede geprüeven kan
an einem anderen man.
Nune weiz ich, wies beginne:
mîn zunge unt mîne sinne,
dien mugen mir niht ze helfe komen;
mir ist von vorhten genomen
enmitten ûz dem munde
daz selbe, daz ich kunde.
Hie zuo enweiz ich, waz getuo,
ine tuo daz eine dar zuo,
deiswâr daz ich noch nie getete:
mîne vlêhe unt mîne bete,
die wil ich êrste senden
mit herzen unt mit henden
hin wider Êlikône
ze dem niunvalten trône,
von dem die brunnen diezent,
ûz den die gâbe vliezent
der worte und der sinne.
Der wirt, die niun wirtinne,
Apôlle und die Kamênen,
der ôren niun Sirênen,
die dâ ze hove der gâbe phlegent,
ir gnâde teilent unde wegent,
als se ir der werlde gunnen,
die gebent ir sinne brunnen
sô vollecliche manegem man,
daz si mir einen trahen da van
mit êren niemer mugen versagen.
Unt mac ouch ich den dâ bejagen,
sô behalte ich mîne stat da wol,
dâ man se mit rede behalten sol.
Der selbe trahen, der eine,

der ist ouch nie sô kleine,
eru müeze mir verrihten,
verrihtende beslihten
beide, zungen unde sin,
an den ich sus entrihtet bin.
Diu miuen wort muoz er mir lân
durch den vil liehten tegel gân
der kamênischen sinne,
unt muoz mir diu dar inne
ze vremdem wunder eiten,
dem wunsche bereiten,
als golt von Arâbe.
Die selben Gotes gâbe
des wâren Êlikônes,
des oberesten trônes,
von dem diu wort entspringent,
diu durch daz ôre klingent,
und in daz herze lachent,
die rede durliuhtec machent,
als ein erwelte gimme,
die geruochen mîne stimme
unt mîne bete erhœren
oben in ir himelkœren,
unt rehte als ich gebeten hân.
Nu diz lât allez sîn getân,
daz ich des alles sî gewert,
des ich von worten hân gegert,
unt habe des alles vollen hort,
senft allen ôren mîniu wort,
ber iegelîchem herzen schatc
mit dem ingrüenen lindenblate,
gè mîner rede als ebeue mite,
daz ich ir an iegelîchem trite
rûme unt reine ir strâze,
noch an ir strâze enlâze
deheiner slahte stöubelin,
ezn müeze dan gescheiden sîn
und daz si niwan ûfem klê
unde ûf liehten bluomen gê:
dannoch gewende ich mînen sin,
sô kleine, als ich gesinnet bin,
kûm oder niemer dar an,
dar an sich alsô manic man
versuochet unt verprîset hât.
Deiswâr, ich sol es haben rât,
unt kêrte ich alle mîne kraft
ze ritters bereitschaft,
als weizgot maneger hât getân,
unt seite iu daz, wie Vulkân,
der wîse, der mære,
der guote listmachære,
Tristanden sînen halsberc,
swert unt hosen und ander werc,
daz den ritter sol bestân,
durch sîne hende liezc gân
schôn unt nâch meisterlîchem site,
wier im entwurfe unt snite,
den knonheit nie bevilte,
den eber an dem schilte,
wier im den helm betilte,
und oben dar ûf rihte
al nâch der minnen quâle
die viurînen strâle,
wie er im al besunder
ze wunsche unt ze wunder
bereite ein und ander,
unt wie mîn vrou Kassander,
diu wîse Trojerinne,
ir liste und alle ir sinne
dar zuo hæte gewant,
daz si Tristande sîn gewant
berihte unde bereite
nâch solher wisheite,
sô siz aller beste
von ir sinnen weste,
der geist ze himele, als ichz las,
von den goten gefeinet was:
waz hæte daz iht ander kraft,
dan als ich die geselleschaft
Tristandes ê bereite
ze sîner swertleite?
Mag ich die volge von iu hân,
sô ist mîn wân alsô getân,
unt weiz daz wol, muot unde guot,
swer zuo den zwein geræten tuot
bescheidenheit unt höfschen sin,
diu vieriu würkent under in
als wol, als iemen ander.
Jâ Vulkân unt Kassander,
diu zwei bereiten ritter nie
baz ze prîse, danne ouch die.

2. Der Drachenkampf.

Diz mære saget unde giht
von einem serpande;
der was dô dâ ze lande.
Der selbe leide vâlant,
der hæte liute unde lant
mit alsô schedelîchem schaden
sô schedelichen überladen,
daz der künec swuor einen eit
bî künеclîcher wârheit,
swer ime benæme daz leben,
er wolde im sîne tohter geben,
der edel unt ritter wære.
Diz selbe lantmære
und daz vil wünneclîche wip
verlurn tûsenden den lip,
die dar ze kamphe kâmen,
ir ende dâ genâmen;
des mæres was daz lant vol.
Diz mære erkande ouch Tristan wol:
diz eine sterket in dar an,
daz er der reise ie began,
diz was sîn meistiu zuoversiht,
anders trôstes hæte er niht.
Nu ist es zît, nu kêre zuo!
Des anderen tages vil vruo
sô wâfent er sich alsô wol,
als ein man ze nœten sol.
Ûf ein starkez ors saz er,
er hiez im reichen ein sper,
grôz unde veste,
daz sterkeste und daz beste,
daz man in dem kiele vant.
Ûf sînen wec reit er zehant
über velt und über gevilde;
er nam im in der wilde
manege kêre unt manege vart.
Und als der tac stîgende wart,
dô liez er vaste hine gân
wider daz tal zAnfergynânt,
dâ was des trachen heimwist,
als man an der geste list.
Nu sach er verre dort hin dan
vier gewâfende man

über ungeverte und über velt,
ein lützel balder danne enzelt
vliehende gâlopieren.
Der einer von den vieren
truhsæze was der küngîn,
der was ouch unde wolde sîn
der jungen küniginne amîs
wider ir willen alle wîs,
und als ieman ze velde reit
durch gelücke und durch manheit,
sô was ouch der truhsæze dâ
eteswenne und eteswâ
durch niht, wan daz man jæhe,
daz man ouch in dâ sæhe,
dâ man nâch âventiure rite,
und anders was ouch niht der mite,
wand er gesach den trachen nie,
ern kêrte belde rîchen ie.
Nu Tristan wart vil wol gewar
an der vliehenden schar,
der trache, der wær eteswâ dâ
unt staphet onch des endes sâ
unt reit unlange, unz er gesach
sîner ougen ungemach
den egeslîchen trachen;
der warf ûz sînem rachen
rouch unt flammen unde wint,
rehte als des tiuvels kint,
und kêrte gein im aldort her.
Tristan, der sancte daz sper,
daz ors er mit den sporn nam:
sô swinde er dar gerüeret kam,
daz erm daz sper zem giele in stach,
sô daz ez im zem rachen brach,
und innen an dem herzen want,
und er selbe ûf den serpant
sô sêre mit dem orse stiez,
daz er daz ors dâ tôtez liez,
und er der von vil kûme entran.
Der trache gieng ez aber an
mit phnâste unt mit viure,
unz ez der ungehiure
vor dem satele gar verswande.
Nu was im aber als ande
daz sper, daz in dâ sêrte,
daz er von dem orse kêrte
hin wider ein steingevelle.
Tristan, sîn kamphgeselle,
der kêrte im nâch, reht ûf sîn spor.
Der veige streich im allez vor
mit solher ungedulte,
daz er den walt vulte
mit egeslîcher stimme,
unt hurste vil von grimme
abebrande und ûz der erden sluoc.
Des treib er vil unt sô genuoc,
biz in der smerze überwant,
und under eine steinwant
vil nâhen sich gedruhte.
Tristan daz swert dô zuhte,
unt wânde, er vunde in âne strît.
Nein, ez wart angestlîcher sît,
danne ez ê mâles wære;
dochn was ez nie sô swære,
Tristan ruort aber den trachen an,
der trache wider an den man,
unt brâht in zalsô grôzer nôt,
daz er wânde wesen tôt.
Ern liez in nie ze were komen,
er hæte im schiere benomen
beidiu, slege unde wer.
Dô was sîn ouch ein michel her:
er vuorte mit im an den kamph
beidiu, rouch unde tamph
und andere stiure
an slegen unde an viure,
an zenen unde an griffen,
die wâren gesliffen
sêre scharph unde wahs,
noch wahser, danne ein scharsahs.
Dâ mite treip er in umbe
manege ängestlîche krumbe
von boumen ze buschen:
dâ muose er sich vertuschen
unt vristen, swie er mohte,
wand im der kamph niht tohte,
unt hæte ez doch sô sêre
versuochet mit der kêre,
daz im der schilt vor der hant
vil nâch ze koln was verbrant,
wand er gienc in mit viure an,
daz er im kûme vor entran.
Doch werte ez niht vil lange,
der mortsame slange
der kom schiere dar an,
daz er swibelen began,
und im daz sper sô nâhen gie,
daz er sich aber nider lie,
unt want sich ange und ange.
Tristan was aber unlange,
er kom gerüeret balde her,
daz swert, daz stach er zuo dem sper
zem herzen în unz an die hant.
Nu lie der veige vâlant
einen dôz und eine stimme
sô griulîche unt sô grimme
ûz sînem veigen giele,
als himel und erde viele,
und daz der selbe mortschal
verre in daz lant erhal
unt Tristan harte sêre erschrac.
Und als der trache dô gelac,
daz er in tôten gesach,
den giel er ime ûf brach,
mit micheler arbeit;
ûz dem rachen er im sneit
der zungen mit dem swerte
der mâze, als er ir gerte;
in sînen buosem er si stiez,
den giel er wider ze samene liez.
Sus kêrte er gein der wilde hin:
daz tete er aber durch den sin,
er wolde sich verbergan dâ,
den tac geruowen eteswâ,
unt wider komen ze sîner maht,
unt wolte dan hin ze naht
ze sînen lantgesellen wider.
Nu zôch in aber diu hitze nider,
dier beidiu von der arbeit
und dâ zuo von dem trachen leit,
unt müedete in sô sêre,
daz er iezuo niht mêre
unt vil kûme mohte leben.
Nu gesach er eine lachen sweben,
smal unde mæzlîche grôz,
in die von eime velse vlôz

ein kuole kleinez brünnelîn.
Dâ viel er alsò gewâfent în,
unt sancte sich unz an den grunt:
er lie hie vor niwan den munt.
Dâ lag er den tac und die naht,
wand ime benam al sîne maht
diu leide zunge, die er truoc:
der rouch, der von der an in sluoc,
der eine entworhte in garwe
an krefte und an der varwe,
daz er von dannen niht enkam,
unz in diu künegîn dâ nam.
Der truhsæze, als ich hân gesaget,
der der sæligen maget
vriunt unt ritter wolde sîn,
dem begunden die gedanken sîn
ûf swellen harte grôze
von des trachen dôze,
der alsô griulich unde als grôz
über walt und über velt dôz.
In sîn herze er allez las
reht, als ez ouch ergangen was,
und dâhte: „Er ist benamen tôt,
oder aber in alsô grôzer nôt,
daz ich in mag gewinnen
mit eteslichen sinnen.“
Von jenen drin er sich verstal,
eine halden staphet er zetal,
unt lie wol balde hine gân,
hin dâ der schrei dô was getân.
Und als er zuo dem orse kam,
eine ruowe er im dâ nam;
bî dem sô habet er lange,
trahtende kleine und ange:
in nam der kurzen reise
grôz angest unt vreise.
Jedoch genante er über lanc,
unt reit als âne sînen danc,
erschrocken unde herzelos
die rihte hin, dâ er dô kôs,
daz daz loup und daz gras
vor im abe gesenget was,
unt kom in kurzer vriste,
ê danne er sîn iht wiste,
reht ûf den trachen, dâ er lac;
und er, der truhsæze, erschrac
als innecliche sêre,
daz er nâch eine kêre
ze der erden hæte genomen,
durch daz er im sô bî was komen
und im sô nâhen gereit.
Nu was er aber zehant bereit,
daz ors warf er sô balde wider,
daz er mit dem orse nider
zeinem hûfen gelac.
Nu er sich wider ûf gewac
(ich meine von der erden),
done mohte im state niht werden
vor vorhten, die er hæte,
daz er sô vil getæte,
daz er ûf daz ors gesæze:
der leide truhsæze,
er liez ez stân unde vlôch.
Dô im dâ nieman nâch zôch,
do gestuont er, unde sleich dô wider;
nâch sînem sper greif er nider,
daz ors er bî dem zügele nam,
zeinem ronen er gezogen kam,
ûf daz ors er gesaz,
sînes schaden er vergaz,
er spranctc verre dort hin dan,
unt sach her wider den trachen an,
waz ampære er hæte,
ob er lebete oder entæte.
Nu er in tôten ersach,
„Heil, ob Got wil!“ er dô sprach,
„hie ist âventiure vunden:
ich bin ze guoten stunden
unt ze heile komen her.“
Hie mite sô neigeter daz sper,
mit dem zügel er hancte,
er hiu unt sprancte
unt lie hin gân punieren,
punierende kroijieren:
„Scheveliers, damoisêle,
ma blunde Îsôt, ma bêle!“
Er stach ûf in mit solher kraft,
der starke eschîne schaft,
daz er im durch die hant reit.
Daz er ab dô niht mêre streit,
daz liez er niwan durch den list;
er dâhte: „Ob dirre in lebene ist,
der disen trachen hât erslagen,
sone kan ez mich niht vür getragen,
daz ich hie mite hân ûf geleit.“
Er kêrte dannen unde reit
unt suochte her unde hin
ûf den gedingen, ob er in
iender hæte vunden
sô müeden oder sô wunden,
daz im der strît töhte
unt mit im strîten möhte,
daz ern erslagen wolde haben,
und in erslagenen begraben.
Und als er sîn dô niht envant,
„Lâ, hêrre, varn,“ dâht er zehant,
„sweder er lebe oder entuo,
bin ich der êrste der zuo.
Michn wîset nieman der van:
ich bin gevriunt unde geman,
sô wert unt sô genæme,
swer sich es an genæme,
der hæte doch dar an verlorn.“
Er lie hin rîten gân mit sporn
ze sînem strîtgesellen wider,
und erbeizte dâ zer erden nider.
An sînen strît er wider vie
reht an der stat, dâ er in lie:
mit dem swerte, daz er truoc,
dâ mite gebecte er unde gesluoc
den vînt sô vil wâ unde wâ,
biz ern verschriet dâ unde dâ.
Genuoc versuochterz an den kragen:
den hæte erm gerne abe geslagen;
do was er sô herte unt sô grôz,
daz in der arbeit verdrôz.
Über eine ronen brach er daz sper:
daz vorder stucke, daz stach er
dem trachen ze dem gorgen în,
als ez ein tjoste solte sîn.
Ûf sînen spanjôl saz er dô:
er begunde vrœlich unde vrô
ze Weiseforte în rüeren,
unt hiez balde ûz vüeren
vier phert und einen kanzwagen,
der daz houbet solde tragen;

unt seite in allen mære,
wie im gelungen wære,
unt waz er angeste hie mite
unt kumberlîcher nœte lite.
„Jâ hêrre, al diu werlt,“ sprach er,
„diu enbiete niwan ôren her,
betrahte unt sehe daz wunder an,
waz der geherzete man
und der gestandene muot
dur liebes wîbes willen tuot!
Daz ich der nôt, in der ich was,
ie dannen kom und ie genas,
des wundert unde wundert mich,
unt weiz ouch wol benamen, wærich
senft, als ein ander man gewesen,
ine wære niemer genesen.
Ine weiz niht, wer er wære,
ein âventiuræere,
der ouch nâch âventiure reit,
der was ze sîner veicheit,
ê danne ich kæme, zuozim komen,
der hât sîn ende dâ genomen.
Got hæte sîn vergezzen:
si sint beidiu vrezzen,
ros unt man ist allez mort.
Daz ros, daz lît noch halbez dort,
zekinwen unde besenget.
Waz töhte ez iu gelenget?
Ich hân mê nœten erliten hie mite,
danne ie kein man durch wîp erlite.“
Sîne vriunt er alle zuozim nam,
ze dem serpande er wider kam,
unt zeigete in sîn wunder;
er bat ouch al besunder,
daz si der wârheit jæhen,
als si si dâ gesæhen.
Daz houbet vuorte er mit im dan:
sîne mâge unt sîne man,
die ladet er, die besander,
nâch dem künege rander,
unt mante in sîner sicherheit.
Der rede, der wart ein tac geleit
ze Weiseforte vür daz lant.
Hie mite sô wart daz lant besant,
die lantbarûne, die meinich:
nu die bereiten alle sich,
als in von hove was getaget.
Nu wart ouch al ze hant gesaget
ze hove den vrouwen mære.
Die marter und die swære,
die se alle hæten der van,
dien gesach an vrouwen nie kein man.
Diu süeze maget, diu schœne Îsôt,
diu was reht in ir herzen tôt:
sô leiden tac si nie gesach.
Îsôt, ir muoter, zuozir sprach:
„Nein, schœniu tohter, nein, lâ stân,
lâ dir diz niht sô nâhen gân;
wan sweder ez mit der wârheit
od aber mit lüge ist ûf geleit,
wir suln ez doch wol undervarn:
ouch sol uns Got dâ vor bewarn.
Niht weine, tohter mîne!
Diu klâren ougen dîne,
diu ensuln niemer werden rôt
umb alsô swächlîche nôt.“
„Â, muoter!“ sprach diu schœne,
„vrouwe, niene gehœne,
dîne geburt unde dich!
Ê ichs gevolge, sô stichich
reht in mîn herze ein mezzer ê;
ê sîn wille an mir ergê,
ich nim mir selber ê den lîp.
Ern gewinnet niemer wîp
noch vrouwen an Îsôte;
ern habe mich danne tôte.“ —
„Nein, schœniu tohter, vürhte niht!
swes er od iemen hie von giht,
daz ist allez samet verlorn;
unt hæte es al diu werlt gesworn,
ern wirdet niemer dîn man.“
Und als ez nahten began,
diu wîse vrâgete unde sprach
umbe ir tohter ungemach
ir tougenlîche liste,
von den si wunder wiste,
daz si in ir troume gesach,
daz ez niht alsô geschach,
als der lantschal sagete.
Und iesâ dô ez tagete,
si rief Îsôte unt sprach ir zuo:
„Â, süeziu tohter, wachestuo?“
„Jâ,“ sprach si, „vrouwe muoter mîn!“
„Nu lâ dîn angesten sîn:
ich wil dir liebiu mære sagen,
ern hât den trachen niht erslagen:
swaz âventiure in her getruoc,
er ist ein gast, der in dâ sluoc.
Wol ûf, wir suln vil balde dar
der mære nemen selbe war.
Brangære, stant ûf lîse,
unt sage uns Paranîse,
daz er uns satele schiere,
wir müezen varn, wir viere,
ich unt mîn tohter, du und er,
unt bringe er uns diu phert her,
so ez schiereste muge gesîn
vür unser hâltürlîn,
dâ der boumgarte
hin ze velde warte.“
Nu diz was allez gereit,
diu rotte sâz ûf unde reit
des endes, dâ si hôrten sagen,
daz der trache was erslagen.
Nu si daz ors vunden,
daz gereite si begunden
bemerken unde betrahten
und in ir sinnen ahten,
sine gesæhen nie zÎrlande
gereite solher hande,
unt kômen alle dar an,
swer sô er wære der man,
den daz ors dar trüege,
daz der den trachen slüege.
Vürbaz riten si dô zehant
unt kômen ûf den serpant.
Nu was des tiuvels genôz
als ungehiure und alsô grôz,
diu liehte vröuwîne schar,
daz diu wart als ein tôte var
vor angesten, dô sin ersach.
Diu muoter aber zer tohter sprach:
„Ei, wie sicher ich es bin,
der truhsæze, daz er in
ie getorste bestân!
Wir mugen ez âne sorgen lân,

unt zwâre, tohter Isôt,
dirre man sì lebende oder tôt,
mich andet sêre, daz er sî
verborgen eteswâ hie bî:
ez wîssaget mir mîn muot.
Von dannen, dunket ez dich guot,
sô kêren an die suoche,
ob unser Got sô ruoche,
daz wir in etswâ vinden
unt mit im überwinden
die grundelôsen herzenôt,
diu uns beswæret, als der tôt.“
Des berieten si sich schiere:
die gereisen alle viere,
si riten von einander sâ:
diu suochte hie, und disiu dâ.
Nu ergieng ez, als ez solde
und als der billich wolde,
diu junge künegîn Isôt,
daz sì ir leben unde ir tôt,
ir wunne unde ir ungemach
ze aller êrste gesach:
von sînem helme gieng ein glast,
der vermeldet ir den gast.
Nu si des helmes wart gewar,
si kêrte unt rief ir muoter dar:
„Vrowe, île, rît her nâher baz,
ich sihe dort glesten, ine weiz waz;
ez ist reht als ein helm getân;
ich wæne in rehte erschen hân.“
„Entriuwen,“ sprach diu muoter dô,
mich selben dunket ouch alsô;
Got, der wil unser ruochen:
ich wæne, den wir suochen,
daz wir den haben vunden.“
Sus riefens an den stunden
den anderen zwein zuozin,
unt riten alle viere hin.
Nu se ime begunden nâhen
und in sô ligen sâhen,
nu wândens alle, er wære tôt.
„Er ist tôt!“ sprach ietweder Isôt,
unser gedinge, der ist hin!
Der truhsæze, der hât in
mortlîche ermordet unde erslagen,
unt hât in in diz mos getragen.“
Sie erbeizten alle viere
unt hæten in vil schiere
her ûz gezogen an daz lant;
den helm enstrictens ime zehant
unt strihten ime die kuppen dan.
Diu wîse Isôt, diu sach in an
unt sach wol, daz er lebete
und aber sîn leben klebete
kûme, als an einem hâre.
„Er lebet,“ sprach si, „zewâre!
Nu balde entwâfent in;
ist daz ich alsô sælec bin,
daz er niht verchwunden hât,
sô mag es alles werden rât.“
Die schœnen alle drîe,
diu liehte kompanîe,
dô si den ellenden
mit snêwîzen henden
entwâfen begunden,
die zunge si dâ vunden.
„Sich! warte!“ sprach diu künegin:
waz ist diz, oder waz mac daz sîn?
Brangæne, herzeniftel, sprich!“ —
„Ez ist ein zunge, dunket mich.“ —
„Du sprichest wâr, Brangæne!
Mich dunket unde ich wæne,
sô was ouch si des trachen:
unser sælde, diu wil wachen.
Herzetohter, schœne Isôt,
ich weiz ez wârez, als den tôt,
wir sîn zer rehten verte komen:
diu zunge hât ouch ime benomen
beidiu, kraft unde sin.“
Hie mite entwâfentens in;
und dô se an im niht vunden
weder slege, noch wunden,
dô wârens alle samet vrô.
Drîaken nam diu wise dô,
diu listige künegîn,
unt vlôzte im der als vil în,
biz daz er switzen began.
„Er wil genesen,“ sprach si, „der man,
der tamph gerûmet schiere hie,
der von der zungen an in gie;
sô mag er sprechen unde ûf sehen.“
Daz was ouch schiere geschehen:
er lag unlange, unz ez geschach,
daz er beide ûf und umbe sach.
Nu er der sæligen schar
bî ime und umbe in wart gewar,
er gedâhte in sînem muote:
„Â hêrre Got der guote,
du hâst mîn unvergezzen:
mich hânt driu lieht besezzen,
diu besten, die diu werlt hât,
maneger herzen vrönde unt rât,
und maneges ougen wunne,
Isôt, diu liehte sunne,
und ouch ir muoter Isôt,
der vrœlîche morgenrôt,
diu stolze Brangæne,
daz schœne volmæne.“
Hie mite genanter unde sprach
kûme unt kûmeclîchen: „Ach,
wer sît ir, unt wâ bin ich?“
„Â, ritter, maht du sprechen? sprich:
wir helfen dir ze dîner nôt!“
sprach aber diu sinnerîche Isôt.
„Jâ, süeziu vrouwe, sælec wîp,
und ich enweiz, wie mir der lîp
und al mîn kraft in kurzer vrist
geswachet unde geswichen ist.“
Diu junge Isôt, diu sach in an;
„Diz ist Tantris, der spilman,“
sprach si, „ob ich in ie gesach!“
Der andern ietwederiu sprach:
„Uns dunket ouch entriuwen sô!“
Diu wîse, diu sprach aber dô:
„Bist duz, Tantris?“ — „Vrouwe, jâ!“
„Sag an,“ sprach aber diu wîse sâ,
„wâ bistu her komen, od wie,
oder waz wirbest du hie?“ —
„Sælegest aller wîbe,
ine hân ez an dem lîbe
noch leider an der krefte niht,
daz ich iu mîne geschiht
bescheidenlîche muge gesagen.
Heizet mich vüeren oder tragen
durch Gotes willen eteswar,
dâ mîn iemen neme war

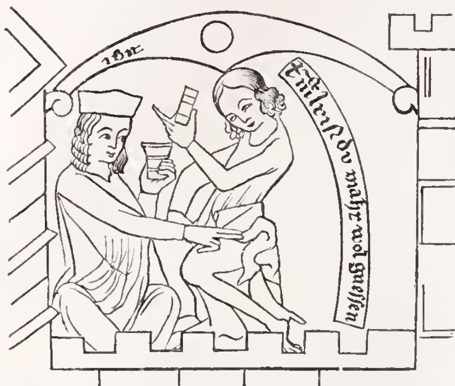
doch disen tag und dise naht;
unt kume ich wider ze mîner maht,
so ist reht, daz ich tuo unt sage,
swaz iu gelîche und iu behage.“
Sus nâmen si Tristanden,
si viere, ze handen,
ûf ein pfert huobens in,
und under iu vuortens in hin,
unt brâhtens in sô heinlîch în
wider durch ir hâltürlîn,
daz umbe ir reise und umbe ir vart
nie niemen nihtes inne wart.
Dâ schuofens im helf unde gemach.
Die zungen, als ich ê dâ sprach,
sîn îsen unt sîn ander dinc,
des bleip dâ weder vadem noch rinc;
si vuortens allez mit in dan,
beidiu, harnasch unde man.

3. Der Minnetrank.

Die wîle unt sich ouch Tristan
mit sînen lantgesellen dan
bereite unde berihte,
die wîle sô betihte
Îsôt, diu wîse kunegîn
in ein glaseväzzelin
einen tranc von minnen,
mit alsô kleinen sinnen
ûf geleit unt vor bedâht,
mit solher krefte vollebrâht,
mit swem sîn iemen ie getranc,
den muose er âne sînen danc
vor allen dingen meinen,
und er dâ wider in einen:
in was ein tôt unde ein leben,
ein triure, ein vröude samet gegeben.
Den tranc, den nam diu wîse,
si sprach Brangænen lîse:
„Brangæne,“ sprach si, „niftel mîn,
lâ dir die rede niht swære sîn,
du solt mit mîner tohter hin;
dâ nâch sô stelle dînen sin;
swaz ich dir sage, daz vernim.
Diz glas mit diseme tranke nim,
daz habe in dîner huote:
hüet es vor allem guote,
sich, daz ez ûf der erde
iemen innen werde.
Bewar mit allem vlîze,
daz ez ieman enbîze;
vlîze dich wol starke,
swenne Îsôt unt Marke
enein der minne komen sîn,
sô schenke in disen tranc vür wîn,
unt lâ sin trinken ûz enein.
Bewar daz, daz sîn mit in zwein
ieman enbîze, daz ist sin;
noch selbe entrinc es niht mit in:
der tranc, der ist von minnen,
daz habe in dînen sinnen.
Ich bevilh dir Îsôte
vil tiure unt vil genôte:
an ir sô lît mîn beste leben.
Ich unt si sîn dir ergeben
ûf alle dîne sælekheit:
hie mite sî dir genuoc geseit.“
„Trût vrouwe,“ sprach Brangæne dô,
„ist iuwer beider wille alsô,
sô sol ich gerne mit ir varn,
ir êre und alle ir dinc bewarn,
sô ich iemer beste kan.“
Urloup nam dô Tristan
und al sîn liut hie und dort;
si schieden ze Weisefort
mit michelen vröuden abe.
Nu volget im unz in die habe
durch Îsôte minne
künec unt küneginne
und alle ir massenîe.
Sîn unverwânde âmîe,
sîn unrekandiu herzenôt,
diu liehte wünneclîche Îsôt,
diu was im zallen zîten
weinende an der sîten;
ir vater, ir muoter, beide
vertriben mit manegem leide
die selben kurze stunde.
Manec ouge dâ begunde
riezen unde werden rôt.
Îsôt was manegen herzen nôt:
si bar vil manegem herzen
tougenlîchen smerzen;
diu weineten genôte
ir ougen wunne, Îsôte.
Dâ was gemeine weinc:
si weineten gemeine
vil herzen unt vil ougen
offenlîche unt tougen.
Und aber Îsôt und aber Îsôt,
diu sunne und ir morgenrôt,
und ouch daz volmæne,
diu schœne Brangæne,
dô si sich muosen scheiden,
diu eine von den beiden,
dô sach man jâmer unde leit:
diu getriulîche sicherheit
schiet sich mit manegem leide.
Îsôt kuste si beide
dicke unt ze manegem mâle.
Nu die von Kurnewâle
unde ouch Îrlandære,
der vrouwen volgære,
alle ze schiffe wâren komen,
unt hæten urloup genomen,
Tristan, der gie ze jungest în:
diu liehte junge künegîn,
diu bluome von Îrlant,
Îsôt, diu gieng im an der hant
trûrec unt sêre unvrô.
Si zwei, si nigen dem lande dô
unt bâten den Gotes segen
der liute und des landes phlegen.
Si stiezen an unt vuoren dan;
mit hôher stimme huobens an,
unt sungen eins unde zwir:
„In Gotes namen vare wir!“
unt strichen allez hinewart.
Nu was den vrouwen zuozir vart
mit Tristandes râte
ein kielkemenâte,
nâch heinlîcher sache
gegeben zuozir gemache:
dâ was diu küneginne
mit ir juncfrouwen inne
unt mit in lützel kein man,
wan underwîlen Tristan;

der gie wîlent dar în
unt trôste die künegîn,
dâ si weinende saz.
Diu weinde unt klagte daz,
daz se alsô von ir lande,
dâ si die liute erkande,
unt von ir vriunden allen schiet,
unt vuor mit der unkunden diet,
sine wiste, war oder wie.
Sô trôste si Tristan ie,
so er suozeste kunde
ze iegelîcher stunde,
und als er zuozir triure kam.
Zwischen sîn arme er si nam
vil suoze unde lîse,
unt niwan in der wîse,
als ein man sîne vrouwen sol.
Der getriuwe, der versach sich wol,
daz er der schœnen wære
ein senfte zuozir swære.
Unde als dicke, als ez ergie,
daz er sîn arme an si verlie,
so gedâhte ie diu schœne Îsôt
an ir œheimes tôt,
unde sprach ie danne wider in:
„Lât stân, meister, habet iuch hin,
tuot iuwer arme hin dan!
Ir sît ein harte müelîch man:
war umbe rüeret ir mich?“ —
„Ei, schœne, missetuon ich?“ —
„Jâ ir, wand ich bin iu gehaz!“ —
„Sæligiu,“ sprach er, „umbe waz?“ —
„Ir sluoget mînen œheim!“
„Deist doch versüenet.“ — „Des al ein:
ir sît mir doch unmære,
wand ich wær âne swære
und âne sorge, enwæret ir.
Ir alters eine habet mir
disen kumber allen ûf geleit
mit parâte unt mit kündekheit.
Waz hât iuch mir ze schaden gesant
von Kurnewâle in Îrlant?
Die mich von kinde hânt erzogen,
den habet ir mich nu an ertrogen,
unt vüeret mich, ine weiz, wâ hin.
Ine weiz, wie ich verkoufet bin,
undn weiz ouch, waz mîn werden sol.“ —
„Nein, schœne Îsôt, gehabet iuch wol!
Jâ müget ir michel gerner sîn
in vremde ein rîchiu künegîn,
dan in der künde arm unde swach:
in vremdem lande êr unde gemach,
unt schame in vater rîche,
die smeckent ungelîche.“ —
„Jâ meister Tristan,“ sprach diu maget,
„ich næme ê, swaz ir mir gesaget,
eine mæzlîche sache
mit liebe unt mit gemache,
dan ungemach und arbeit
bî micheler richeit.“ —
„Ir redet wâr,“ sprach Tristan;
„swâ man aber gehaben kan
die rîcheit bî gemache,
die sælegen zwô sache,
die loufent baz gemeine,
danne ietwedere aleine.
Nu sprechet, wære ez dâ zuo komen,
daz ir müeset haben genomen
den truhsæzen ze manne,
wie vüere ez aber danne?
Ich weiz wol, sô wæret ir vrô!
Und danket ir mir danne alsô,
daz ich iu kom ze trôste
und iuch von im erlôste?“ —
„Des wirt iu spâte,“ sprach diu maget,
„von mir iemer danc gesaget;
wan lôstet ir mich von im dô,
ir habet mich aber sider sô
verklüteret mit swære,
dâz mir noch lieber wære
der truhsæze ze man genomen,
dann ich mit iu wære ûz komen:
wan swie tugende lôs er sî,
wær er mir keine wîle bî,
er lieze sîn untugent dur mich.
Got weiz! dar an erkante ouch ich,
daz ich im liep wære.“
Tristan sprach: „Disiu mære
sint mir ein âventiure!
Daz wider der nâtiure
kein herze tugentlîche tuo,
da gehœret michel arbeit zuo:
ez hât diu werlt vür eine lüge,
daz iemer unart garten müge.
Schœniu, gehabet ir iuch wol:
in kurzen zîten ich iu sol
einen künec ze hêrren geben,
an dem ir vröude unt schœne leben,
guot unt tugent und êre
vindet iemer mêre.“
Hie mite strichen die kiele hin.
Si beide hæten under in
guoten wint unt guote var.
Nu was diu vröuwîne schar,
Îsôt und ir gesinde,
in wazzer unde in winde
des ungevertes ungewon:
unlanges kômen si dâ von
in ungewonlîche nôt.
Tristan, ir meister dô gebôt,
daz man ze lande schielte
und eine ruowe hielte.
Nu man gelante in eine habe:
nu gie daz vole almeiste abe
durch banekîe ûz an daz lant;
nu giene ouch Tristant ze hant
begrüezen unde beschouwen
die liehten sîne vrouwen.
Und als er zuozir nider gesaz,
unt redeten diz unde daz
von ir beider dingen,
er bat im trinken bringen.
Nune was dâ niemen inne
ân die küneginne,
wan kleinin juncfröuwelîn:
der einez sprach: „Seht, hie stât wîn
in disem väzzelîne.“
Nein! ezn was niht mit wîne,
doch ez im gelîche wære,
ez was diu wernde swære,
diu endelôse herzenôt,
von der si beide lâgen tôt.
Nu was ab ir daz unrekant:
si stuont ûf unt gie hin ze hant,
dâ daz tranc und daz glas
verborgen unt behalten was.

Tristande, ir meister, bôt si daz;
er bôt Îsôte vürbaz:
si tranc ungerne und überlanc,
unt gap dô Tristand, unde er tranc,
unt wânten beide, ez wære wîn.



Ie mitten gienc ouch Brangæn în,
unde erkande daz glas,
unt sach wol, waz der rede was.
Si erschrac sô sêre unde erkam,
daz ez ir alle ir kraft benam,
unt wart reht als ein tôte var.
Mit tôtem herzen gie si dar:
si nam daz leide veige vaz,
si truog ez dannen unt warf daz
in den tobenden wilden sê.
„Owê mir armen,“ sprach se, „owê!
daz ich zer werlde ie wart geborn!
Ich arme, wie hân ich verlorn
mîn êre unt mîne triuwe!
Daz ez Got iemer riuwe,
daz ich an dise reise ie kam,
daz mich der tôt dô niht ennam,
dô ich an dise veige vart
mit Îsôte ie bescheiden wart!
Owê Tristan unde Îsôt!
diz tranc ist iuwer beider tôt!“
Nu daz diu maget und der man,
Îsôt unde Tristan,
den tranc getrunken beide, sâ
was ouch der werlde unmuoze dâ,
Minne, aller herzen lâgerîn,
unt sleich zir beider herzen în.
Ê sis ie wurden gewar,
dô stiez se ir sigevanen dar,
unt zôch si beide in ir gewalt:
si wurden ein und einvalt,
die zwei unt zwîvalt waren ê:
si zwei enwâren dô niht mê
widerwertic under in:
Îsôte haz, der was dô hin.
Diu suonerinne Minne,
diu hæte ir beider sinne
von hazze alsô gereinet,
mit liebe alsô vereinet,
daz ietweder dem andern was
durhlûter als ein spigelglas.
Si hæten beide ein herze;
ir swære was sîn smerze,
sîn smerze was ir swære;
si wâren beide einbære
an liebe unde an leide,
unt hâlen sich doch beide,
unt tete daz zwîvel unde scham:
si schamte sich, er tete alsam;
zi zwîvelte an im, er an ir.
Swie blint ir beider herzen gir
an einem willen wære,
in was doch beiden swære
der urhap und der begin.
Daz hal ir willen under in.
Tristan, dô er der minne enphant,
er gedâhte sâ zehant
der triuwen und der êren,
unt wolde dannen kêren.
„Nein,“ dâhte er allez wider sich,
„lâ stân, Tristan, versinne dich,
niemer genim es keine war!“
Sô wolte et ie daz herze dar.
Wider sînem willen krieget er,
er gerte wider sîner ger:
er wolde dar unt wolde dan.
Der vergangene man
versuochte ez in dem stricke
ofte unde dicke,
unt was des lange stæte;
der getriuwe, der hæte
zwei nâhe gêndiu ungemach:
swenn er ir under ougen sach,
und im diu süeze minne
sîn herz unt sîne sinne
mit ir begunde sêren,
so gedâhte er ie der Êren,
diu nam in danne dervan.
Hie mite sô kêrte in aber an
minne, sîn erbevogetîn,
der muose er aber gevolgec sîn.
In muoten harte sêre
sîn triuwe unt sîn êre,
sô muote in aber diu Minne mê,
diu tet im wirs, danne wê:
si tete im mê ze leide,
dan triuwe und êre beide.
Sîn herze sach si lachend an,
unt nam sîn ouge dervan;
als er ir aber niht ersach,
daz was sîn meistez ungemach.
Dicke besazte er sînen muot,
als der gevangene tuot,
wie er ir möhte entwenken,
unt begunde ofte denken:
„Kêre dar oder her,
verwandele dise ger,
minne unt meine anderswâ.“
Sô was ie dirre stric dâ.
Er nam sîn herze unt sînen sin,
unt suochte enderunge in in,
sone was ie niht dar inne,
wan Îsôt unde minne.
Alsam geschach Îsôte,
si versuochte ez ouch genôte:
ir was diz leben ouch ande,
dô si den lîm erkande
der gespenstigen minne,
unt sach wol, daz ir sinne
dar in versenket wâren.
Si begunde stades vâren,
si wolde ûz unde dan:
sô klebet ir ie der lîm an;
der zôch si wider unde nider.

Diu schœne strebete allez wider,
unt stuont an iegelîchem trite,
si volgete ungerne mite;
si versuochte ez manegen enden:
mit vüezen unt mit henden
nam si vil manege kêre
unt versancte ie mêre
ir hende unde ir vüeze
in die blinden süeze
des mannes und der minne.
Ir gelîmeten sinne,
dien kunden niender hin gewegen,
noch gebrücken, noch gestegen
halben vuoz, noch halbem trite,
minne, diu enwære ie dâ mite.
Îsôt, swar si gedâhte,
swaz gedanke si vürbrâhte,
sone waz ie diz, noch daz dar an,
wanne minne unde Tristan;
unt waz daz allez tougen.
Ir herze unde ir ougen,
diu missehullen under in:
diu schame, diu jaget ir ougen hin,
diu minne zôch ir herze dar.
Diu widerwertige schar,
maget unde man, minne unde scham,
diu was an ir sêr irresam:
diu maget, diu wolte den man,
unt warf ir ougen dar van;
diu scham, diu wolte minnen,
unt brâhte es niemen innen.
Waz truoc daz vür? Scham unde maget,
als al diu werlt gemeine saget,
diu sint ein alsô hæle dinc,
sô kurze wernde ein ursprinc,
sine habent sich niht lange wider.
Îsôt, diu leite ir kriec dar nider
unt tete, als ez ir was gewant:
diu sigelôse ergap zehant
ir lîp unde ir sinne
dem man und der minne.
Si bliete underwîlen dar,
unt nam sîn tougenlîche war:
ir klâren ougen unde ir sin,
die gehullen dô wol under in.
Ir herze unde ir ougen,
diu schâcheten vil tougen
unt lieplîchen an den man:
der man, der sach si wider an
suoze und inneclîchen.
Er begunde ouch entwîchen,
dôs in diu minne niht erlie.
Man unt maget, si gâben ie
ze iegelîchen stunden,
sô si mit vuogen kunden,
ein ander ougenweide.
Die gelieben dûhten beide
einander schœner vil, dan ê:
deist liebe reht, deist Minnen ê.
Ez ist hiure unt was ouch vert,
und ist, die wîle minne wert,
under gelieben allen,
daz se ein ander baz gevallen,
sô liebe an in wahsende wirt,
diu bluomen und den wuocher birt
lieplîcher dinge,
dann an dem urspringe.
Diu wuocherhafte minne,
diu schœnet nâch beginne:
daz ist der sâme, den si hât,
von dem si niemer zergât.
Si dunket schœner sît, dann ê;
dâ von sô tiuret Minnen ê:
diuhte Minne sît, als ê,
so zergienge schiere Minnen ê.
Die kiele stiegen aber an
unt vuoren vrœlîche dan,
wan als vil, daz minne
zwei herzen dar inne
von ir strâzen hæte brâht.
Diu zwei, diu wâren verdâht,
bekümberet beide
mit dem lieben leide,
daz solhiu wunder stellet,
daz honegende gellet,
daz süezende siuret,
daz touwende viuret,
daz senftende smerzet,
daz alliu herze entherzet,
und al die werlt verkêret.
daz hæte si versêret,
Tristanden unde Îsôte.
Si twang ein nôt genôte
und in seltsæner ahte:
ir dewederez enmahte
gehaben ruowe, noch gemach,
wan so ez daz andere sach.
Sos aber einander sâhen,
daz gieng in aber nâhen,
wan si enmohten under in zwein
ir willen niht gehaben enein:
daz geschuof diu vremde und diu scham,
diu in ir wunne benam,
sos eteswenne tougen
mit gelîmten ougen
einander solden nemen war;
sô wart ir lîch gelîche var
dem herzen und dem sinne.
Minne, diu verwerinne,
dien dûhte es niht dâ mite genuoc,
daz mans in edelen herzen truoc
verholn unde tougen,
sine wolte under ougen
ouch offenbæren ir gewalt:
der was an in zwein manecvalt.
Unlange enein ir varwe erschein,
ir varwe schein unlange enein:
si wehselten genôte
bleich wider rôte,
si wurden rôt unde bleich,
als ez diu minne in under streich.
Hie mite erkante iewederez wol,
als man an solhen dingen sol,
daz eteswaz von minnen
in ietweders sinnen
ze dem andern was gewant,
unt begunden ouch zehant
lieplîche enein gebâren,
zît unt state vâren
ir rûne unde ir mære.
Der Minnen wildenære
leiten einander dicke
ir netze unde ir stricke,
ir warte unde ir lâge
mit antwürt unt mit vrâge,
si triben vil mære under in.

Isôte rede und ir begin,
daz was vil rehte in megede wîs:
si kom ir trût und ir âmîs
al umbe her von verren an;
von ende mante si her dan,
wie er ze Develîne
in einem schiffelîne
gevlozzen wunt und eine kam,
wie in ir muoter an sich nam
unt wie sin ouch generte;
von allem dem geverte,
wie si selbe in sîner phlege
schrîben lernete alle wege
latîne unde seitespil.
Der umberede, der was vil,
die se im vür ougen leite
von sîner manheite
und ouch von dem serpande,
unt wie sin zwir erkande
in dem mose und in dem bade.
Diu rede was under in gerade;
si seit im und er seit ir.
„Â," sprach Îsôt, „dô ez sich mir
ze alsô guoten staten getruoc,
daz ich iuch in dem bade niht sluoc,
Got hêrre, wie gewarb ich sô!
Daz ich nu weiz, wistich ez dô,
benamen, sô wær ez iuwer tôt."
„War umbe?" sprach er, „schœne Îsôt?
waz wirret iu? waz wizzet ir?" —
„Swaz ich weiz, daz wirret mir;
swaz ich sihe, daz tuot mir wê:
mich müejet himel unde sê;
lîp unt leben, daz swæret mich!"
Si stiurte unt leinte sich
mit ir ellebogen an in:
daz was der belde ein begin.
Ir spiegelliehteu ougen,
diu volleten vil tougen;
ir begunde ir herze quellen,
ir süezer munt ûf swellen,
ir houbet, daz wac alles nider.
Ir vriunt begunde ouch si der wider
mit armen umbe vâhen,
ze verre noch ze nâhen,
niwan in gastes wîse;
er sprach suoz unde lîse:
„Ei, schœne süeze, saget mir,
waz wirret iu? waz klaget ir?"
Der Minnen vederspil Îsôt,
„Lameir," sprach si, „daz ist mîn nôt,
lameir, daz swæret mir den muot,
lameir ist, daz mir leide tuot."
Dô si „lameir" sô dicke sprach,
er bedâhte unt besach
anclîchen unde kleine
des selben wortes meine.
Sus begunde er sich versinnen,
l'ameir, daz wære minnen,
l'ameir: bitter, la meir: mer;
der meine, der dûhte in ein her.
Er übersach der drîer ein,
unt vrâgete von den zwein:
er versweic die minne,
ir beider vogetinne,
ir beider trôst, ir beider ger;
mer unt sûr beredete er.
„Ich wæne," sprach er, „schœne Îsôt,
mer unt sûr sint iuwer nôt;
iu smecket mer unde wint:
ich wæne, iu diu zwei bitter sint." —
„Nein, herre, nein! waz saget ir?
der dewedercz widert mir,
mirn smecket weder luft noch sê:
l'ameir allein tuot mir wê."
Dô er des wortes zende kam,
minne dar inne vernam
er sprach vil tougenlîche zir:
„Entriuwen, schœne, als ist ouch mir;
l'ameir und ir, ir sît mîn nôt!
Herzefrouwe, liebe Îsôt,
ir eine und iuwer minne,
ir habt mir mîne sinne
gar verkêret unt benomen,
ich bin ûzer wege komen
sô starke und alsô sêre,
ich erhol michs niemer mêre.
Mich müejet unt mich swæret,
mir swachet unde unmæret
allez, daz mîn ouge siht:
in al der werlde enist mir niht
in mînem herzen liep, wan ir!"
Îsôt sprach: „Herre, als sît ir mir!"

Wirnt von Gravenberg.

Wie eine fortschreitende Entwickelung der höfischen Poesie von der einfachsten Auffassung der Märe und ihrer schlichten und strengen, beinahe lapidarischen Darstellung im Pfaffen Konrad bis zur weitesten Entfaltung des Stoffs und der vollendetsten Ausbildung der poetischen Sprache in den drei großen Meistern des beginnenden dreizehnten Jahrhunderts (Hartmann, Wolfram und Gottfried) nicht zu verkennen ist; so werden wir in den nachfolgenden Dichtern eine, wenn auch zuerst nur allmähliche, dagegen später immer entschiedenere Abnahme der höfischen Kunst wahrnehmen, bis sie zuletzt in gänzliche Auflösung verfällt, so daß nicht einmal die Erinnerung an die schöne Blüthezeit derselben bewahrt wird. Auch erscheinen von nun an keine schöpferischen Talente mehr unter den höfischen Dichtern; und wenn auch Einige, sei es in Bezug auf glückliche Behandlung des Stoffs, sei es rücksichtlich der Darstellung, Bedeutendes leisten, so erscheint es doch immer nur als Abglanz jener höheren Leistungen, da selbst die besseren Dichter der späteren Zeit nur mehr oder weniger begabte Nachahmer der ältern waren. Schon **Wirnt von Gravenberg** ist ein solcher, da er namentlich seinen ältern Zeitgenossen Hartmann zum Muster nahm. Er stammte aus einem ritterlichen Geschlechte Frankens, wo noch das Städtchen Gräfenberg, neben welchem sich die adelige Burg erhob, von seinem Namen Kunde gibt. Im letzten Viertel des zwölften Jahrhunderts geboren, diente er wahrscheinlich als Edelknabe am Hofe Bertolds IV., Grafen von Meran, bei dessen im J. 1206 erfolgten Tode er seiner eigenen Angabe nach gegenwärtig war. Sein Gedicht „**Wigalois mit dem Rade**" mag er in noch jugendlichem Alter gegen das Jahr 1212 verfaßt haben. Konrad von Würzburg, der ihn zum Mittelpunkt eines didaktisch-erzählenden Gedichts machte (s. o. S. 202), zeichnet ihn als einen angesehenen, wohlhabenden und feingebildeten Ritter, als welchen er sich auch im

ganzen Verlaufe seines Gedichts zeigt. Weitere Nachrichten über seine Lebensverhältnisse fehlen; nur berichtet Konrad, und wir haben keinen Grund an der Wahrheit dieser Mittheilung zu zweifeln, daß er, wahrscheinlich im J. 1228, das Kreuz genommen habe und im Kampfe gegen die Ungläubigen gefallen sei.

Der Wigalois war, wie der Dichter selbst ausdrücklich berichtet, sein erstes, aber wahrscheinlich zugleich auch sein einziges Werk; wenigstens finden sich keine Andeutungen, daß er andere Gedichte verfaßt habe, ob er gleich die Absicht hatte, noch eine andere Märe zu dichten. Die ursprüngliche Quelle des Wigalois war ohne allen Zweifel ein französisches Gedicht, doch lag es dem Dichter nicht unmittelbar vor; er hatte den Stoff aus dem Munde eines Knappen, weshalb er aber auch, wie er am Schlusse sagt, nicht überall das Richtige erfahren habe.

Eines Tags — dies ist in Kurzem der Inhalt des ziemlich langen Gedichts — erschien ein unbekannter Ritter an Artus Hof und bot der Königin einen kostbaren Gürtel an; wolle sie ihn aber nicht als Geschenk behalten, so wünsche er, daß man um denselben mit ihm kämpfe. Nachdem er sich verabschiedet, legte die Königin den Gürtel an: „da erhielt die Frau Stärke und Weisheit; es trübte sie keine Art Leid, die Sprachen kannte sie alle wohl, ihr Herz, das ward freudevoll.“ Gawein, den sie nun um Rath bat, erklärte, daß sie den Gürtel nicht behalten dürfe, daß vielmehr der fremde Ritter um denselben kämpfen müsse. Am folgenden Tag fand der Kampf wirklich Statt; aber der fremde Ritter besiegte nach einander die tapfersten Helden der Tafelrunde und selbst den bis dahin nie überwundenen Gawein, den er gefangen fortführte. Unterwegs gestand der Ritter, daß er nur durch die Kraft des wunderbaren Gürtels gesiegt habe, und schenkte diesen dem gefangenen Gawein, der, sobald er ihn angelegt, wunderbare Kraft verspürte. Endlich gelangten sie an eine Burg, als deren Herrn sich der fremde Ritter zu erkennen gab, und seinen Begleiter in seinem Lande willkommen hieß. Er stellte ihn hierauf seiner Gemahlin und deren Frauen vor; unter denen eine wunderschöne Jungfrau Gaweins Aufmerksamkeit auf sich zog; sie trug einen Gürtel von Edelsteinen, unter denen ein Rubin war, der jeden Kummer verscheuchte, sobald man den Gürtel anlegte. Der König, dessen Nichte sie war, gab sie dem tapfern Gawein zum Weibe. Ein halbes Jahr lebte dieser dort im vollsten Glück, bis ihn endlich die Sehnsucht nach seinen Kampfgenossen so mächtig ergriff, daß er unter dem Versprechen, baldmöglichst wieder zu kommen, von seiner Gemahlin Abschied nahm, die ihn nur ungern ziehen ließ. Auch sollte sie ihn nicht wiedersehen, denn da Gawein den Zaubergürtel zurückgelassen hatte, war es ihm unmöglich, so lang er auch umherirrte, den Rückweg wieder zu finden. Unterdessen hatte aber Florie, Gaweins Gemahlin, einen Knaben geboren, den sie mit der größten Liebe und Sorgfalt erzog; sie fand ihr größtes Vergnügen darin, ihm von des Vaters Vortrefflichkeit zu erzählen, was auf den Knaben so mächtigen Eindruck machte, daß er sich entschloß, als er zum Jüngling herangewachsen war, den Helden aufzusuchen. Mit dem Zaubergürtel angethan, den ihm die Königin gab, erreichte er den Hof des Königs Artus, dem er auf Befragen sagte, daß er Gwi von Galois heiße (später wird er immer Wigalois genannt). Artus nahm ihn freundlich auf, befahl ihn der Obhut Gaweins; und da der Jüngling sich bald durch seine Mannhaftigkeit auszeichnete, ward er zum Ritter geschlagen und in die Tafelrunde aufgenommen. Nicht lange darnach kam eine Jungfrau, von einem Zwerge begleitet, an Artus Hof, den König bittend, ihr einen Kämpfer für ihre bedrängte Königin zu geben. Sogleich bietet sich Wigalois an; Artus gewährt ihm die Bitte, die Jungfrau zürnt aber, weil sie ihn noch für ein Kind ansieht. Doch hat Wigalois bald Gelegenheit, ihr zu beweisen, daß sie sich in ihm geirrt; er besiegt nach und nach mehrere Riesen und Ritter, unter diesen auch den Grafen Hoyer von Mansfeld, und gewinnt endlich das vollständige Vertrauen der Jungfrau, die ihm nun auch die Geschichte ihrer Herrin erzählt. Diese, berichtet sie, sei die Tochter des Königs von Korentin, den der zauberkundige Heide Roaz von Glois verrätherisch erschlagen, worauf er sich des ganzen Reiches bemächtigt habe. Die Königin sei damals mit ihrer erst drei Jahre alten Tochter auf ihrem Erbschloß Roymunt (zu deutsch „Kunechesberg“) gewesen; dort lebten beide jetzt noch, die Tochter sei aber zur schönsten Jungfrau herangewachsen, und habe sich entschlossen, nur demjenigen ihre Hand zu geben, der ihr das Königreich Korentin wieder erwerbe, was aber keine leichte Sache sei. Bald darauf kamen sie zur Burg Roymunt; die alte Königin und deren schöne Tochter Larie waren über die Ankunft des Ritters, der für sie kämpfen wollte, hoch erfreut; auch ward er von ihnen mit allen Ehren empfangen. Bald fühlte sich dieser aber von der Schönheit der königlichen Jungfrau gefesselt, und auch sie empfand die innigste Liebe zu dem schönen Jünglinge. In der Nacht bemerkte er eine Feuersbrunst; als er sich darnach erkundigte, sagte man ihm, daß dies das Schloß zu Korentin sei, das seit zehn Jahren des Nachts in Flammen stehe, am Tage aber unversehrt erscheine. Am andern Tag bricht Wigalois auf, um das Abenteuer zu bestehen. Bald begegnet ihm ein wunderbar gestaltetes Thier mit einer Krone auf dem Haupte, das ihn bis zu einem Palaste von Kristall führt, wo es sich plötzlich in einen Mann verwandelt und sich als den erschlagenen König von Korentin zu erkennen gibt, der mit seinen Rittern allnächtlich im Schlosse brennen müsse, bis er erlöst werde, was aber nur geschehen könnte, wenn ein furchtbarer Drache erlegt würde, der das ganze Land verwüste. Nachdem ihm der König Verschiedenes angegeben, damit er den Drachen leichter besiege, und er ihm zuletzt entdeckt hatte, daß er Gaweins Sohn sei, verließ er ihn in Thiergestalt, und ging in das Schloß, das sogleich zu brennen anfing. Wigalois aber zog dem Drachen entgegen; er fand ihn, als er eben vier Ritter mit dem Schwanz umschlungen hielt: er stach ihm die Lanze ins Herz; der Drache ließ die andern fahren, stürzte sich auf Wigalois und, obgleich schon sterbend, schleuderte er ihn so weit, daß dieser wie todt hinfiel. So ward er von einem Fischer und dessen Weib gefunden, die ihn entkleideten und ihm auch den Zaubergürtel raubten. In diesem Zustande ward er von einem der geretteten Ritter, dem Grafen Moral, entdeckt, der ihn auf seine Burg Jorafas mitnahm und ihn bis zur voll-

ständigen Heilung pflegen ließ, worauf Wigalois seinen Weg fortsetzte, und die Burg Glois erreichte. Er besiegte alle Hindernisse, die sich ihm entgegenstellten, und drang endlich in die Burg; Roaz ging ihm bewaffnet entgegen, und sogleich begann ein mörderischer Kampf zwischen den beiden Helden, welchem die schöne Jafite, des Roaz Gemahlin, auf einem erhöheten Sitz zusah. Beide entwickelten großen Muth und bewundernswürdige Tapferkeit; lange schwankte der Sieg, bis endlich Wigalois dem Feinde einen so mächtigen Schlag mit dem Schwerte versetzte, daß er ihm Brünne und Eisengewand spaltete und ihn tödtete. Da erhob Frau Jafite herzzerreißende Klage, sie stürzte sich auf den Gesellen, drückte ihn mit ihren weißen Armen und küßte ihn, als ob er noch lebte. „O weh!" rief sie jammernd aus, „o weh, lieber Mann, nun hast du deinen schönen Leib verloren um mich, armes Weib! das thut mir im Herzen weh! Auch soll Nichts mich aufhalten meh'; ich werde dein Geselle im Himmel oder in der Hölle, wo wir auch müssen sein! O weh, lieber Herre mein, daß ich dich todt je gesach!" Und ihr langes lockiges Haar ausraufend, rief sie: „Wo bist du nun, Machmet? Deine Hülfe ich stets hatte zu ganzem Trost und dein Gebot; Machmet, viel süßer Gott, ich habe dich geminnet stets, wem hast du mich nun gelassen hie? Er liegt todt hier vor mir, den ich befahl mit Dienste dir, seit ich von ihm Kunde zuerst gewann. O weh, Roaz, viel lieber Mann, ich muß dich klagen, des wird mir Noth. Du warst mein Herz und mein Leib, ich dein Herz und dein Weib; wir hatten beiden Einen Muth; was ich wollte, das dänchte dich gut, was du wolltest, das wollte auch ich. Nun mußte der ganze Wille durch deinen Tod scheiden zwischen uns beiden. Wie dein Herze je war mein und all mein Wille dein, so soll dein Tod mein Tod auch sein!" — „Sie hob ihn nun auf ihren Schooß, mit beiden Armen sie ihn umschloß mit so jämmerlicher Klage (mit wie kalten Worten ich das sage), davon ihr Herz gebrochen ward. O weh der kläglichen Fahrt und der jämmerlichen Noth! So lag sie klagend auf ihm todt. Ob sie auch war eine Heidenin, ganze Treue und stäten Sinn mit Liebe sie an ihn kehrte, wie sie die Minne lehrte: Herzenliebe ist Noth und Qual, ihr Ende bringt Herzleid zumal, wie es an der Frauen wohl erschien. Wäre sie nicht eine Heidenin, so müßte ich klagen ihres Jammers Noth. Hie lagen zusammen viere todt: zwei Seelen und zwen Leib dem Manne und seinem Weib, deren Seelen vor Gott sind erschlagen. Solchen Tod, den soll man klagen! Wohl dem, der ihm entrinnen mag, und der verdient den ewigen Tag!" Auch Wigalois war schwer verwundet; als aber die Jungfrauen der Königin sahen, daß er noch lebe, wollten sie ihn aus Rache tödten; doch ward er vom Grafen Adan gerettet, dem er auch die eroberte Burg übergab, worauf er auch Jorafas zum Grafen Moral ritt, den er zur schönen Larie mit der Siegesnachricht sendete. Diese eilte mit ihrer Mutter sogleich nach Jorafas, und gab dem Sieger den wohlverdienten Preis, die Krone und ihre Hand. Bald darauf kam auch Gawein, der von seinem Sohne und dessen schöner Gemahlin mit herzlicher Freude empfangen wurde. Doch wurde dieselbe bald durch die Nachricht gestört, daß Lion den König Amion erschlagen und dessen Gemahlin Liamere, Lariens Nichte, geraubt habe. Um diese Schandthat zu rächen, zog Wigalois mit Gawein und vielen Helden, von seiner Gemahlin begleitet, gegen den Mörder, der in hartem Kampfe erschlagen wurde. Auf dem Rückwege begegnete ihnen ein Bote, der ihnen die Nachricht von dem Tode der Frau Florie überbrachte. Nach kurzem Aufenthalte am Hofe des Königs Artus zog Wigalois mit seiner Gemahlin nach Korentin, das er durch weise Regierung beglückte. Beide lebten lang und glücklich und hinterließen einen einzigen Sohn, Lifort Gewanidor, dessen Abenteuer aus der wälschen Zunge in deutsche zu dichten, schließt Wirnt, ein Anderer übernehmen möge, da er sich dazu zu schwach fühle. —

Mag auch, wie nicht mit Unrecht behauptet wurde, Wirnt in seinem Gedichte den trefflichen Hartmann zum Muster genommen haben, so steht er doch schon darin weit hinter ihm, daß er sich nicht, wie jener, von dem ungeheuren Schwall von Abenteuern befreien und losreißen kann, die er in seiner Quelle fand, wodurch das Gedicht eben so viel an innerem Werthe verliert, als es an Umfang gewinnt, zumal die meisten dieser Abenteuer einander so ähnlich sehen, daß der Dichter offenbar verlegen ist, wie er ihnen wenigstens in der Darstellung einige Verschiedenheit geben solle. Allerdings ist er darin nicht unglücklich, und er zeigt in der That, daß er nicht allein Hartmann, sondern hie und da auch Gottfried mit Erfolg benutzt hat; doch ist er in der althergebrachten Form der Darstellung so befangen, daß er sich nicht abhalten läßt, Kleider, Schmuck und dergleichen mit der breitesten Ausführlichkeit zu schildern, ob er gleich das Ungehörige davon fühlt. So sagt er, nachdem er Floriens Kleidung in mehr als hundert Versen beschrieben: „Wer nun das beneiden wollte, daß sie trug so schönes Kleid, das wäre eine große Thorheit, denn es bringt ja Niemanden Schaden, was ich auf sie mag laden von Seide und von Borden und von Schmucke mit Worten." Gern unterbricht er die Darstellung, und darin mag ihm wohl Wolfram Vorbild gewesen sein, durch passende Bemerkungen, in denen er sich meistens von einer liebenswürdigen Seite zeigt. Wenn er auch nicht eben tiefe Gedanken ausspricht, so ist er doch reich an zarten und warmen Empfindungen, und die mehr didaktischen Stellen enthalten, wenn auch nicht neue, doch wahre und gediegene Lebensansichten. Besonders liebt er Seitenblicke auf seine Zeit zu werfen und sie jener ritterlichen Welt entgegen zu setzen, die er darstellt. So sagt er, nachdem er berichtet, daß ein besiegter Riese dem Wigalois habe schwören müssen, eine Jungfrau zu König Artus zu bringen: „Zu jenen Zeiten war die Sitt' (sie bewahrten ihre Treue damit), daß wer einen Eidschwur brach, wo man den immer auch gesach, der war widerlich und erregte aller Leute Abscheu, wie der todtsieche Mann, der von der Welt ward gethan. Sie mußten geleistete Sicherheit, es wäre ihnen oder leid, treu bewahren, wie man ihnen gebot, oder an der Ehre liegen todt. Das wäre auch jetzt der Welt noch Noth!" Als Wigalois einen von den Rittern besiegt hatte, die er auf seinen Fahrten bekämpft, fährt der Dichter fort: „Er band das Roß an mit dem Zaum an einen Dorn: das wäre zu diesen Zeiten verlorn, wie ich mich des versinnen kann: ihrer sind nun wenige, die es nicht führten von dann; man zöge ihm jetzt den Harnisch ab, dazu alle seine

Hab'. Das war aber damals gegen die Sitt': wer es that, der verlor damit also sehr seine Ehr', daß er nimmermehr zum ritterlichen Kampf mochte kommen; ihm wurde seine Ehre ganz benommen. Wenn man heut zu Tag das thäte, so bliebe wohl stäte alles ritterliche Recht. Aber wie mancher kaum wäre Knecht, der will nun Ritter werden. Das müssen die Werthen für die Bösen entgelten; ja man hat viel selten Nutzen von den bösen Gesellen. Gott möge sie alle fällen (strafen), die dem ein Schwert geben, der das ritterliche Leben nicht bewahren kann, und der von Geschlecht nicht ist dazu geborn. Das alte Recht ist gar verlorn. Das war, sagt man, früher gut, jetzt ist es nun leider vernichtet durch Falschheit und bösen Muth." Und als der Dichter darauf erzählt, daß sein Held eine Jungfrau allein daher reiten sah, ruft er aus: „Zu jenen Zeiten war das gewöhnlich, sie wäre arm oder reich, daß sie mochte nach ihrem Muth reiten, wohin es sie däuchte gut, unbesprochen und ohne Leid. Das war damals Gewohnheit, wo man eine reiten sah, daß ihr Niemand Böses nachsprach. Nun ist die Welt in Falsch behaft, es ist ohne Meisterschaft (zuchtlos) Beides, Leute und Land. Eine Frau, die man hat erkannt an ihrer Ehre stäte, die nimmer Böses thäte um keine Art Gut, doch sind die Falschen so gemuth, daß jene so stäte nicht sein mag, sie geben ihr doch einen Schlag mit Worten und mit bösen Reden. Es mag fürwahr eine Frau vor ihr Haus nicht kommen (wie ich es oft hab' vernommen), so sagt man, sie gehe aus böser Absicht: Recht und Zucht ist worden zu nicht!" Schon in diesen Bemerkungen zeigt sich die Neigung des Dichters zum Didaktischen; in andern Stellen tritt sie noch entschiedener hervor. Wenn er z. B. vom Grafen von Mansfeld sagt, daß er die Thatenlosigkeit und den Müßiggang haßte, fügt er, durch die sprichwörtliche Haltung an Freidank erinnernd, hinzu: „Denn mit Unthätigkeit wird Niemand große Ehre erwerben; von Rechtswegen soll der verderben, der daheim sich verliegt, und sich des befleißet zu jeder Zeit, das seinem Leibe angenehm sei. Denn unlöbliche Gemächlichkeit ist der Ehren frei (bar). Wer sich an Ehren will erholen, der muß fürwahr Kummer dulden und bisweilen auch Müh und Plagen. Man wird viel selten einen Hirsch erjagen mit einem schlafenden Hunde, und es geschieht an Speise dem Munde eines trägen Wolfes selten gut." Am merkwürdigsten ist aber folgende Stelle, in der er eine für seine Zeit bewundernswürdige Höhe der Gesinnung zeigt: „Von rothem Haar und Bart höre ich sagen, daß sie falsche Herzen tragen: diesen Glauben hab' ich nicht! Wie man auch den Getreuen sieht, in welcher Farbe er sich auch zeigt, so ist sein Herze doch geneigt zu Treue und zu Güte. Wenn auch ein Falscher blühte, wie die Rose, die da steht, von ihm doch Nichts als Falsches geht. Wie sein Haar auch ist gethan, so ist Jener doch ein getreuer Mann: die Farbe ihm nicht schaden kann!"

Die ganze sittliche Richtung, die sich schon in den angeführten Stellen zur Genüge ergibt, leitet den Dichter auch bei der Darstellung der Begebenheiten, wo er Alles vermeidet — und darin hat ihn nicht bloß Hartmanns Vorgang, sondern sein eigener, allem Gemeinen abholder Sinn geleitet — was das bessere Gefühl beleidigen könnte. Es ist ihm daher auch wie mit Allem, was er sagt, so auch mit der Verehrung der Frauen Ernst; sein Lob derselben gründet sich auf den festen Glauben an ihre sittliche Reinheit und steht daher nicht, wie bei andern Dichtern, in Widerspruch zu den erzählten Begebenheiten. Wirnt hatte bei seinem unverdorbenen Gemüth die höfische Frauenverehrung für das genommen, was sie hätte sein sollen und in der That nicht war. Man würde sich zu dem Glauben veranlaßt fühlen, es sei seinem reinen Sinn die Zuchtlosigkeit verborgen geblieben, die mit dem höfischen Frauendienste verbunden war, wenn nicht aus so vielen Stellen seines Gedichts hervorginge, daß er den Gegensatz zwischen der in seiner Brust lebenden Welt der Dichtung und der wirklichen Welt tief gefühlt habe, wie sich denn am Schluß seines Gedichts die entschiedenste Trostlosigkeit ausspricht. Der Dichter verzweifelt an der Welt, weil er erkannt hat, daß gerade das, was er für das Höchste hielt, zur vollsten Unwürdigkeit herabgesunken ist. „O weh der jämmerlichen Geschicht'," ruft er aus, „daß die Welt keine Freuden hat! Ihr höchster Stand in wilder Raubgier steht, das ist der Ritter Orden! Ich bin wohl inne worden, daß der Welt Freude sinket und ihre Ehre hinket. Das macht die Habsucht, die bösen Sinn und Kargheit mit sich führt. O weh! das ist mein Herzeleid!" — Mit diesen Worten schließt sich aber Wirnt in entschiedenster Weise an die Didaktiker der Zeit an, und dies erklärt, warum er später keine Rittergeschichten mehr gedichtet, wie es zugleich die Wahrhaftigkeit von Konrads Erzählung beweist, wenn man nicht etwa annehmen wollte, daß dieser sie nur auf die angegebenen Schlußworte des Wigalois gründete.

Wirnts Gedicht fand nicht bloß bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, es war auch ein Lieblingsbuch der spätern Jahrhunderte, wie sich aus einer prosaischen Bearbeitung ergibt, die im J. 1492 gedruckt wurde und mehrere Auflagen erlebte. Ja es wurde sogar im 17. Jahrh. in jüdisch-deutsche Reime gebracht *).

Wigalois Kampf mit Roaz; Jafitens Klage und Tod.

Rôâz, der gie gewâfent vor
michel, als ein gigant;
ein swert truoc er in sîner hant,
des egge nâch dem tôde sneit:
daz was wol einer spannen breit.
Ein schilt er ze schirmen truoc,
dâ het ein man an genuoc.
Ze tragen uber sînem rücke;
ez wære zeiner brücke
gnuoc starc gewesen uber ein bach.
Dar an er gemalet sach,
als der wirt wolde,
von lazure unt von golde
einen traken freislich.

*) Der Titel dieses merkwürdigen Buchs heißt: „Ein schön Maase — von König Artis Hof — Wie er sich in sein Königreich hat thun führen — Und was er gehabt vor Maniren — Und von dem berühmten — Ritter Wieduwilt — Dem streitbaren Held — Gar schön in Reim gestellt — Wann ihr wert drinnen leyen (lesen) — Wert sich euer Herz erfreuen." Allem nach zu urtheilen, scheint der Verfasser, der sich Josel von Witzenhausen nennt, höchst wahrscheinlich aber nicht so hieß, mit dieser Reimerei eine Satyre auf die Ritterromane bezweckt zu haben, zu welcher ihn vielleicht Cervantes Donquixote veranlaßte, der im J. 1669 zuerst ins Deutsche übersetzt wurde.

Von golde was ein bukel rîch
unt von gestein dar ûf geslagen;
die moht er mit êren tragen.
Ze strîte was er wol bereit.
Ein brünne het er an geleit
uber einen wîzzen halsperch:
daz was heidenisches werch
von breiten blechen hurnîn;
mit golde wâren geleit dar în
rubîn unt manech edel stein,
der glast dâ wider ein ander schein,
saffîre unt berillen.
Er het nâch sînem willen
einen helm herter, danne ein glas,
der ouch des selben stâles was
ûz der innern Indiâ,
als diu glavîe, die er dâ
in dem wurme stechen lie.
Umbe den helm ein liste gie
von golde zweier vinger breit;
oben was dar in geleit
mit gesmelze ein adamas;
von golde dar ûf gemeistert was
ein trake, als er lebete
und ûf dem helme swebete.
Sîn îsenhosen, die wâren guot.
Sîn herze het eins lewen muot
ze manlîchem strîte.
Sîn wîp, diu frouwe Jâfîte,
nâch im mit hôhem muote gie,
vor ir zwelif meide. Die
wâren sûberlich genuoc;
eine kerzen ir ieslîchiu truoc,
grôz, gewunden, diu vaste bran.
Guotiu kleider hetens an,
von pfelle rok unt tach;
gefurrieret man dar under sach
lûter veder, die wâren bunt.
Grôzziu swære was in unkunt,
und der wunsch geteilet sô,
daz si von schulden wâren frô.
Ir zobel wâren rîche.
Je zwô unt zwô geliche
neben einander giengen.
Uber die mentel hiengen
ir zopfe verre hin zetal,
wol bewunden uber al
mit borten unt mit sîden.
Swer von in solde lîden
trûten unde minne,
dem wæren sîne sinne
wol getiuwert dâ von.
Armuot wârens ungewon:
ez schein wol an ir rîchen wât,
daz dehein unrât
ir deheiniu nie gewan.
Je neben zwein ein spilman
vil süezze videlunde gie,
der deheiner dem andern nie
einen grif ubersach.
Ze aller jungist gie dâ nâch
diu schône frouwe Jâfîte:
daz was gar ûz dem strîte,
sine wære diu schônist under in.
Einen mantel truoc si zobelîn,
bedâht mit einem pfelle;
den het ir ir geselle
verre brâht uber sê.
Die wurme Salamanderê
worhten in in dem viure;
dâ von was er tiure
unde müelich ze gewinnen
andern kuneginnen.
Irre muoter was der selbe berch,
dâ noch daz sîdîn werch
die wurme Salamanderê
inne wurchen, alsam ê.
Der berch ist hol unt wît;
mit kreften brint er zaller zît
in der grôzzen Asyâ.
Dem wurme Salamandrâ
durch sîn wunder hât Got geben
in dem viure ein fremdez leben,
als wirz an den buochen lesen.
Niht lendiges drinne mac genesen,
ezn verbrinne ze pulver gar;
diz habt ir ofte genomen war.
Diz mære sag ich iu vür wâr.

Sus kom diu frou Jâfîte
zuo ir friundes strîte
gegangen harte schône.
Ein guldîn krône
truoc diu frouwe hêre.
An ir was frouwen êre
unt ganziu triuwe veste.
Deheiner slahte gebreste,
der ie an deheinem wîbe wart,
des wart ir lîp vil wol bewart,
wan, daz si ungetoufet was.
Lûter, als ein spiegelglas
was si vor anderm meine.
Frouwe Jâfîte, diu reine,
ûf einer hôhen brucke saz,
daz nie dehein brucke baz
von betten wart geslihtet,
mit tepichen wol berihtet
unt mit liehten pfellen.
Dâ sach si ir gesellen
gewâfent gegen dem gaste gên.
Die meide hiez si hôher stên
alle neben einander dâ.
Sus huop sich der strît sâ
under den herren beiden.
Geboten het der heiden
allen den sînen daz
benamen bî ir lîbe, swaz
im geschaden mohte ein man,
swâ si daz mohten understân
mit werchen ode mit ræten,
daz si des niht entæten.
Ouch was diu frouwe Jâfîte
niht strenge an dem strîte,
swaz er ze lâzen ir gebôt:
ê wære si gelegen tôt,
swaz er si lâzen hiezze,
ê si daz niht enliezze.
Daz wære ouch noch guot wîbes site,
daz si niht harte widerstrite,
und daz mit willen tæte,
swes si ir friunt bæte;
sô belibe ir minne stæte,

Rôâz mit zorn zuo im gie;
unminneclich er in enpfie
ûf den schilt mit starchen slegen;

dô entweich im der junge degen
mit scherme allez ûz dem sal.
Ouch sluoger, daz der helm erschal
under wîlen, als er mohte.
Swenne im sîn slahen tohte,
so sluoger, daz des schiltes rant
sich vil vaste unz ûf die hant
kloup gegen der buckel nider.
Sô treib in aber der heiden wider
mit starchen slegen gegen der tur.
Sus entweich er wider unt fur
mit listen fur die frouwen.
Die schilde wurden zehouwen
vil sêre von in beiden.
Sine getorste niemen scheiden
noch dar zuo gesprechen ein wort;
wander wære gewesen mort
von im: des het er gesworn.
Den selben strît het er erkorn
im ze rehten eine.
Frouwe Jâfîte, diu reine,
klaget des jungen rîters nôt:
si was gewis, daz im der tôt
dâ von ir friunde wære beschert;
und ist, daz er sich des erwert,
so hât ir huote diu sælecheit
mit flîzze wol an in geleit;
wande so hât der rîter gar,
swaz im leides ie gewar,
mit liebe uber wunden,
unt ganze freuden funden.
Des was abe si gar ân wân;
wan der kunech Rôâz, ir man,
was ein helt ze sîner hant:
sînes gelîchen niemen vant
uber al die heidenschaft.
Er het manlich kraft
unt ganze kunst ze strîte;
des sluoger wunden wîte:
dâ von wart maniger sigelos,
der sînen lîp von im verlos.
Er was gar âne triuwe;
sîn herze dâ von riuwe
unt vil grôzze swære gevie,
swenne er ze guote iht begie.
Grimmes muotes was er vol;
daz erzeigter disem rîter wol,
wander mit slegen ûf in gie:
er sluogin, daz er an diu knie
kom vor frouwen Jâfîten.
Diz was ein hertez strîten;
wandez muose gelten gar,
swaz si beide brâhten dar,
den lîp, guot und êre.
Her Wigalois vil sêre
sich schamen des begunde,
unt spranc ûf an der stunde,
als ez im nie wære geschehen.
Die frouwen begunder an sehen:
der schœne gap im solhe maht,
daz er abe mit kreften vaht.
Dâ von wil ich den frouwen jehen,
daz ir minneclîchez sehen
des mannes herze enzundet:
ir grôzziu schœne schundet
ûf aller slahte frumecheit
ze tugenden unt ze manheit.
Daz hôre ich die frumen sagen,
die von in diche müezzen tragen
grôzze liebe unt herzeleit.
Mîn lop wære in baz bereit,
wære mir ir heimlîche bekant;
sus schribe ich mit fremder hant,
als der mit golde umbe gêt,
des in niht grûz wert bestêt.
Wære ich ein sô werder kneht,
daz mir ir güete und ir reht
baz wurde kunt getân,
so schribe ich baz, danne ich noch hân:
des sint si sus von mir erlân.

Nâch frouwen minne lît maniger tôt:
si füegent jâmer unde nôt,
herzeliep unt herzeleit.
Dise rîter wâren bereit;
ze dienen nâch ir hulden.
Der heide tet ez von schulden,
wander het ein schône wîp;
dirre lie aber sînen lîp
bliuwen unt zehouwen
durch sîne lieben frouwen,
die schônen magt Larîen,
di er zeiner amîen
sînem leben het erkorn,
ist daz ez dâ niht wart verlorn.
Daz bewarte er ouch vil vaste.
Der heiden von dem gaste
ein wunden in ein bein enpfie,
diu im an daz herze gie,
dâ von er an der stunde
vil sêre hinchen begunde.
Do daz sîn schône wîp ersach,
von grôzzem leide ir herze brach;
ir swære begunde stigen
unt freude nider sigen.
Ir schœne verwandelôt sich dâ gar;
ir antlutze wart missevar,
daz ê in hôhem gemüete
baz, danne ein rôse blüete.
Ir swære daz bescheinde,
dazs in mit triuwen meinde.
Diu ougen ir uber liefen;
vil manigen siuften tiefen,
den nam si ûf von herzen
umbe ir gesellen smerzen;
der tet ir inneclîchen wê.
Dise zwên rîter, als ê,
ein ander vaste umbe triben,
unz daz in niht was beliben
der schilde, niuwan die riemen.
Dô schiet si leider niemen,
frouwen, rîter noch kneht.
Ir gir was zesamen sleht
beiden ûf des tôdes wân;
daz engetorst niemen understân.
Valsches slôz, untriuwen zil,
daz was der heiden, der daz spil
sînem muote het erkorn,
dar inne der tôt, als ein dorn
in dem meien, blüete;
zorn und ungemüete,
daz uns tuot wê, daz tet im wol.
Sîn barmunge, alsam ein kol
was, daz gar erloschen ist.
Des leben het dehein frist,
swen sîn mortigiu hant

an deheinem strîte uberwant;
des leben wart des tôdes pfant.

Do vâhten si unz an die zît,
daz ir rîterlîcher strît
mît grôzzem jâmer ende nam.
Ir ietwederre âne scham
vil grôzze slege dâ enpfie.
Geselleschaft, diu was hie
uuder in beiden tiure.
Ir helm mit viure
vil ofte wurden bedaht.
Sus vâhten si die langeu naht,
si muosen sich vil vaste weren
unt mit starchen slegen neren;
wandez galt lîp unde guot.
Sie heten beide mannes muot,
beidiu, kunst unt kraft;
dâ von was diu rîterschaft
herte under iu beiden.
Her Wigalois den heiden
mit des swertes orte nam,
do er im sô nâhen quam,
er kloup im brunne und îsengewant.
Durch die brust er im ze hant
sluoc eine starche wunden,
dâ von er uberwunden
sich dem tôde muose ergeben.
Sus endet sich der werlde leben:
freude, guot und êre,
des wirt in niht mère,
danne mir des keisers krône;
wan, swer nâch Gotes lône
in dirre werlt gedienet hât,
swenne ez im an die zît gât,
daz er niht lenger leben sol,
der vert sæleclîchen wol:
alsô müezze ouch uns geschehen! —
Do frouwe Jâfîte het ersehen,
daz ir man dâ tôter lac,
ir süezzer site si verpflac,
unt zart ir sîdîn gewant.
Mit grôzzem jâmer si zehant
uber in lief, dâ er lac.
Von sînem tôde si erschrac
sô sêre, daz ir herze brast
lûte, als ein durrer ast,
swâ man den brichet enzwei.
Si viel uber in unt schrei
ein sô jæmerlîche stimme,
deheiu man wære so grimme
des muotes, noch des herzen,
het er ir jâmers smerzen
und ir grôzzen klage ersehen,
im wære ze weinen geschehen.
Den helm bant si im abe
mit sô grôzzer ungehabe,
daz ez was zerbarmen.
Mit ir wizzen armen
drucht si in alsô tôten
an sich. Er was gar verschroten,
mit bluote berunnen gar:
des nam si vil lutzel war;
si kust in, als er wære gesunt,
vil diche an sînen tôten munt
unt weinte in jæmerlîchen an;
si sprach: „Ô wê, lieber man,
nû hâstu dînen schônen lîp
verloren durch mich armez wîp!
Daz tuot mir herzenlîchen wê.
Ouch sol ich mich niht sûmen mè:
ich wirde dîu geselle
ze himel oder zer helle,
swederhalp wir müezzen sîn.
Ô wê, lieber hêrre mîn,
daz ich dich tôten ie gesach!“
Ir hâr si ûz der swarten brach,
daz was minneclîch gevar,
reit unt lanc gar.
Si sprach: „Wâ nû, Machmet?
Dîne helfe ich ie het
ze ganzem trost und dîn gebot.
Machmet, vil süezzer Got,
ich hân dich geminnet ie;
wem hâstu mich nu lâzen hie?
Er lît tôter hie vor mir,
den ich bevalch mit dienest dir,
sît ich sîn kunde alrêrst gewan.
Ô wê, Rôâz, vil lieber man,
ich muoz dich klagen! des gêt mir nôt:
von dînem tôde bin ich tôt.
Du wære mîn herze und mîn lîp,
ich dîn herze und dîn wîp!
Wir heten beidiu einen muot:
swaz ich wolde, daz dûht dich guot;
swaz du woldest, daz wolde ouch ich.
Nû hât der ganze wille sich
von dînem tôde gescheiden
zwischen uns beiden.
Sît dîn herze ie was mîn
und aller mîn wille dîn,
sô sol dîn tôt mîn tôt ouch sîn!“

Si huop in in ir schôze hie;
mit beiden armen si in umbe vie
mit sô jæmerlîcher klage
(swie truchenlîchen ich daz sage!),
dâ von ir herze durchel wart.
Ô wê, der klægelîchen vart
und der jæmerlîchen nôt!
Sus lac sî klagende ob im tôt.
Swie si wære ein heidenin,
ganze triuwe und stæten sin
mit liebe si an in kêrte,
als si diu minne lêrte.
Herzeliebe ist arbeit;
ir ende bringet herzeleit;
daz wart wol an der frouwen schîn.
Wære si niht ein heidenîn;
so muose ich klagen ir jâmers nôt.
Hie lâgen samen vieriu tôt:
zwô sêle unt zwên lîbe,
dem manne unt sînem wîbe,
der sêle vor Got sint erslagen.
Solhen tôt, den sol man klagen!
Wol im, der dem entrinnen mac,
und der den êweclîchen tac
verdienet! der hât wol gevarn!
Er ist ein sælec muoterbarn,
swer dise werlt gebûwet alsô,
daz sînes tôdes sîn sêle ist frô:
des leider nû niht vil ergêt. —
Her Wigalois gestriten het,
daz er des bluotes was ersigen:
er het sich alsô gar erwigen,
daz er fur tôt ouch lac aldâ.

Sich huop vil grôzziu klage sâ;
in dem hûse uber al
wart ein jæmerlicher schal
von dem gesinde, daz dâ was;
si liefen ûf den palas,
schriunde ôwê, unt rouften sich:
ir klage, diu was jæmerlich
umbe ir hern, der was erslagen.
Ouch muosen si von schulden klagen
des reinen wîbes triuwe,
diu von herzen riuwe
durch ir gesellen lac ouch dâ tôt,
als ir der minne kraft gebôt.
Diu twinget manech herze;
ir ende ist jâmers smerze,
als ich iu hie bescheide.
Liep zergêt mit leide;
alsô zergie ir freude gar,
die si mit ganzer liebe dar
heten brâht vil manech jâr.

Meister Otto.

Von diesem Dichter ist uns nichts weiter bekannt, als der Name, den er in den einleitenden Versen zu seinem Gedicht „Eraklius" mit der Bemerkung angiebt, daß er ein „gelehrter Mann" war. Nach Sprache und Reim des Gedichts gehört dasselbe unzweifelhaft in das dreizehnte Jahrhundert. So wenig wir aber über den Verfasser zu sagen wissen, so verdient sein Werk unsere vollste Aufmerksamkeit, da es zu den bessern Erscheinungen der Zeit gehört. Otto bearbeitete es nach einem französischen Gedichte des Gautier d'Arras, übertraf jedoch sein Vorbild, dem er nach herkömmlicher Sitte in dem Stoffe und dessen Entwickelung beinahe durchgängig mit großer Treue folgt, in der Darstellung des Einzelnen auf oft überraschende, immer erfreuliche Weise.

Wie das französische Vorbild, so zerfällt auch das deutsche Gedicht in zwei willkürlich zu einem Ganzen verbundene Theile, von denen der erste die Jugendgeschichte des Eraklius und seine Erlebnisse am Hofe des Kaisers Fokas enthält, der zweite die Geschichte von der Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes durch Eraklius, der nach Fokas Tode zur Kaiserwürde erhoben worden war. So trefflich der erste Theil ist, so unbedeutend ist der zweite. wir werden daher nur von jenem eine kurze Inhaltsanzeige geben.

Zur Zeit des Kaisers Fokas ward in Rom ein Knabe geboren, dem die Kraft von Gott verliehen wurde, die Natur der Steine, die Tüchtigkeit der Pferde und das Gemüth der Frauen zu erkennen. Als sein Vater starb, verwendete seine Mutter Cassinia alles Gut, um der Seele des Verstorbenen willen, zu milden und frommen Stiftungen, womit sich auch Eraklius, so hieß der Knabe, einverstanden erklärte. Nun geriethen sie aber in bittere Armuth, so daß Cassinia endlich sich genöthigt sah, ihren Sohn nach damaliger Sitte zu verkaufen. Des Kaisers Truchsässe erstand ihn um tausend Goldstücke, als ihm berichtet wurde, welche seltene Gaben der Knabe besaß; die Mutter aber ging in ein Kloster. Als der Kaiser erfuhr, wie theuer Eraklius gekauft worden, machte er dem Truchsässen Vorwürfe, daß er sich von einem Knaben habe überlisten lassen; Eraklius aber bat ihn, er möge ihn auf die Probe stellen. Auf seinen Wunsch wurden alle Bürger Roms aufgefordert, ihre sämmtlichen Edelsteine auf den Markt zu bringen; Eraklius untersuchte sie, fand aber keinen, der ihm gefiel, bis er endlich noch einen ganz unscheinbaren bemerkte, den ein armer Mann feil hielt, der ihn auf der Straße gefunden hatte; er erstand denselben um vierzig Mark, obgleich der Verkäufer nur sechs Pfennige dafür verlangte. Alles spottete über Eraklius, dieser aber zeigte bald, daß er den Stein nicht zu theuer gekauft habe; denn er ließ sich mit demselben in die Tiber senken, und blieb so lange darin, als man nöthig hätte, um zwei Meilen weit zu gehen. Alles verwunderte sich, als er lebend und gesund wieder herausgezogen wurde, und man glaubte nun an die Kraft des Steins. Darauf ging Eraklius in ein großes Feuer, und blieb lange Zeit darin, ohne von demselben im Mindesten versehrt zu werden; eben so wenig wurde der Kaiser vom Feuer verletzt, als er mit dem Stein in der Hand, in dasselbe trat. Endlich ließ Eraklius noch mit schneidendem Schwert auf sich einhauen, aber die Tugend des Steins bewährte sich auch da, denn die kräftigsten Hiebe konnten ihn nicht verwunden. Eben so glänzend beurkundete er seine Gabe, die Tüchtigkeit der Pferde zu erkennen, indem er ein junges unscheinbares Füllen erhandelte, welches die kräftigsten Pferde an Schnelligkeit weit übertraf. Nun ward Eraklius dem Kaiser täglich mehr lieb und werth, und als dieser sich entschloß, ein Weib zu nehmen, trug er ihm auf, ihm die reinste und keuscheste Jungfrau auszusuchen. Auf des Knaben Rath ließ der Kaiser allen Fürsten, die Lehen vom Reiche trugen, gebieten, mit ihren Töchtern, Schwestern oder Nichten nach Rom zu kommen, damit er sich aus ihnen eine Gemahlin wähle. Es geschah; aber unter allen fand Eraklius keine, die des Kaisers würdig gewesen wäre, denn keine von allen war ohne Fehl. Als er von der Schau nach Hause kehrte, erblickte er ein schönes Mädchen, so schön, wie er noch keines gesehen und das er für rein und edlen Gemüths erkannte. Ob sie gleich niedrigen Standes war, nahm sie der Kaiser zur Gemahlin und lebte mit ihr, sie hieß Athanais, in ungetrübtem Glück, dessen er sich wohl bis an sein Lebensende erfreut haben würde, wenn er es nicht selbst durch seine Unklugheit vernichtet hätte. Denn als er einst wegen eines Kriegszugs das Reich verlassen mußte, ließ er seine Gemahlin, trotz aller Warnungen des Eraklius, um ihr jede Untreue unmöglich zu machen, in einen festen Thurm verschließen. Was Eraklius vorausgesehen hatte, traf nur zu bald ein: die Einsamkeit und das Mißtrauen ihres Gemahls erfüllten sie bald mit Mißbehagen und Unzufriedenheit, die sie zum Treubruch verleitete, sobald sich die Gelegenheit dazu bot. Die Römer feierten alle Jahre ein großes Fest, welches der Kaiser oder in Verhinderung desselben die Kaiserin nach gewohntem Herkommen mit ihrer Gegenwart verherrlichen mußte. Da dieses Fest gerade während des Kaisers Abwesenheit eintrat, und die Römer die Kaiserin zu demselben einluden, mußten ihr die zu ihrer Hut bestellten Herren die Erlaubniß geben, den Thurm zu verlassen. Auf dem Festplatz bemerkte Athanais einen Jüngling, Parides genannt, der durch seine Gewandtheit in den Spielen und seine seltene Schönheit die Bewunderung und bald die Liebe der Kaiserin gewann. Auch

Parides wurde von Liebe zur schönen Athanais ergriffen, so daß er krank wurde. Seine Mutter rief eine alte erfahrene Frau, Namens Morsea, herbei, welche dem Jüngling das Geheimniß seiner Liebe entlockte und ihm Hülfe versprach. Sie wußte zur Athanais zu gelangen, die ebenfalls liebeskrank im Bette lag; bei ihrer Kenntniß des weiblichen Herzens brachte sie die Kaiserin zum Geständniß ihrer Liebe und nun ward es ihr nicht schwer, sie zum Treubruch zu verleiten. Und so mächtig wirkte schon die Leidenschaft in der Kaiserin, daß sie selbst, die alte Kupplerin an Klugheit überbietend, die Mittel angab, welche sie dem geliebten Parides zuführen sollten. Sie ließ sich demnach, als sie wieder zum Feste ritt, vor dem Hause des Parides vom Pferde herab in eine Pfütze fallen, klagte über Schmerzen, und ward von der alten Morsea, die schon auf der Lauer stand, in das Haus gebracht, wo sie den Geliebten fand. Die Begleitung der Kaiserin hatte unterdessen andere Kleider herbeigeschafft, und als Athanais diese angezogen hatte, verließ sie das Haus, ohne daß irgend ein Verdacht rege geworden wäre. Als aber bald darauf der Kaiser Fokas mit Eraklius heimkehrte, erkannte dieser durch die ihm verliehene wunderbare Gabe, was unterdessen vorgegangen war; nach seiner Pflicht theilte er es dem Kaiser mit, der nun zu spät einsah, daß er Unrecht gethan habe, seine bis dahin unbescholtene Gemahlin zur Untreue zu reizen. Als nun Athanais von dem zürnenden Kaiser nach dem Namen ihres Buhlen befragt wurde, um ihn mit ihr der gerechten Strafe zu überliefern, gestand sie ihre Schuld; gerne wollte sie dieselbe büßen, sagte sie, doch solle der Kaiser des Geliebten schonen. Endlich mußte sie ihn nennen und sogleich ward er auf des Kaisers Befehl gebunden herbeigebracht. Als Parides vernahm, daß die Kaiserin ihre Schuld gestanden hatte, zögerte er nicht, auch seinerseits ein offenes Geständniß abzulegen; doch auch er bat nur um Schonung der Geliebten. Der Kaiser aber verdammte beide zum Feuertode; er ließ ein großes Feuer anzünden, und wollte sie schon hineinwerfen lassen, als Eraklius ihm davon abrieth, da er ja selbst durch sein Mißtrauen die Kaiserin auf böse Gedanken gebracht habe. Auf seine von den Fürsten unterstützte Vorstellung ließ sich Fokas von Athanais scheiden und gab sie dem Parides zum Weibe, mit welchem sie in Niedrigkeit und Armuth glücklicher lebte, als im kaiserlichen Schlosse, „das gereute die Kaiserin nie; auf dem Stroh war ihr baß, da sie bei ihm lag oder saß, als bei all dem Reichthum fürwahr, mit dem das Bett des Kaisers bedeckt war, und wisset wahrlich das, bei ihm that ihr Wasser baß, als wenn bei dem Kaiser Wein sie trank. Nie kam ihr der Gedank', daß sie mit irgend Etwas ihn beschwere. Sie bewahrte ihre weibliche Ehre schön bis an ihr Ende; ohne alle Missewende war an Freuden reich sie gar. Und wisset fürwahr, welch Weib einen Mann gewinnt, den sie von Herzen minnt und der ihr minniglich gewährt, Alles, das ihr Herz begehrt, davon hab ich die Wahrheit erfahren, er mag sie leicht wohl bewahren: ist sie nur irgend gut, soll er mäß'gen seine Hut."

Die Vergleichung des deutschen Gedichts mit dem französischen fällt durchaus zum Vortheil des ersteren aus: wenn sich Otto auch im Ganzen an den Franzosen hält, so verbessert er ihn im Einzelnen beinahe überall durch Weglassung überflüßiger oder unpassender Dinge und durch Erweiterung der wesentlichen Verhältnisse und Zustände. Ueberhaupt liebt er es, an den Ereignissen schnell vorüberzugehen, dagegen länger bei den einzelnen Erscheinungen oder Seelenzuständen der handelnden Personen zu verweilen, aber freilich auch in der beliebten Weise der höfischen Dichter äußere Gegenstände in weitläufiger Schilderung auszumalen. Ganz glücklich ist er in den Gesprächen, welche sich lebendig und rasch entwickeln und den Charakteren der Personen vollkommen angemessen sind, wie er denn überall seine Beobachtung und tiefe Menschenkenntniß beurkundet. So sind seine Bemerkungen über Armuth, Tod, Minne und andere ganz vortrefflich, und schon dadurch rühmenswerth, daß sie aus den dargestellten Verhältnissen ungezwungen und unmittelbar hervorgehen; zudem sind solche Bemerkungen meistens kurz, schlagend und inhaltsreich, die breite Weitschweifigkeit, in denen sich andere Dichter bei dergleichen Gelegenheiten gefallen, glücklich vermeidend. Die Zartheit der Behandlung, die sich auch in den bedenklicheren Stellen nicht verläugnet, so wie die Gewandtheit des Ausdrucks, mag Meister Otto dem großen Dichter des Tristan abgelauscht haben; doch war er zu fein gebildet und zu geschmackvoll, als daß er sich zu einer bloßen äußerlichen Nachahmung hätte verleiten lassen, zudem er wohl selbst fühlen mochte, daß er bei allem seinen Talente an dichterischer Begabung jenem Meister keineswegs ebenbürtig war.

Der Schuldigen Begnadigung.

Dô daz alsô ergangen was,
dô het der keiser Fôcas,
der helt vil vermezzen,
vor der stat gesezzen,
unz ers gewan mit gewalt:
des maneger dar in entgalt.
Vor den selben gesten
wurden die aller besten
von der stat gevangen.
Sîn wille was ersangen
wol nâch sînen êren;
dô mohter wider kêren,
swie er selbe wolde.
Mit silber unt mit golde
wart manec soum dô geladen.
Done wester niht des grôzen schaden,
der im dâ heime geschehen was.
Dô reit der keiser Fôcas
frôlichen dannen
mit sînen hermannen
ze Rôme, dar er gerne kam,
wând in des vil wol gezam,
daz er gesæhe sîn wîp,
diu im liep was, als der lîp,
bî der er gerne wolde
ruowen, als er solde,
unde haben sîn gemach.
Hœret, wie im dô geschach.
Der keiser wart emphangen:
daz was schiere ergangen.
Do er in sant Peters münster gie,
dâ man in keiserlîch empfie,
als manegem keiser ist geschehen,
als ich diu buoch hœre jehen,
dô entslôz man die tür,

diu vil selten dar für
het gestanden ungespart,
sine wær mit huote wol bewart.
Die lie man dô offen stân:
swer für die frowen wolde gân,
des wart niht grôz war genommen.
Nû was Erâclius dar komen,
wande er der frowen gemach
gerne weste unde sach
und in vil sêre muote
diu unnütze huote,
die sîn frowe het erliten,
sît er von ir was geriten.
Vernemet wunder, wie im geschach.
Als er die frowen ane sach,
dô kârter umbe unde sweic;
wedr er ensprach, noch er enneic.
Er gienc, da sîn herre was.
„Edel kaiser Fôcas,
stât ein wîle stille.
Vernemt, daz ist mîn wille,
ein rede sol ich niht verdagen,
ob ichs ze hulden müge sagen,
leider ein vil bœse spil.“ —
„Sprich mit hulden, swaz du wil!“ —
„Ine sols deheine schulde hân:
mîn frowe, diu hât missetân.“ —
„Erâclî, hâstu du sî gesehen?“ —
„War umbe soldichs anders jehen?“ —
„Welchen wîs, oder wie?“
„Herre kaiser frâget sie.“ —
„Hât si man zuozir geleit?“ —
„Jâ sî, herre!“ — „Deist mir leit!“ —
„Ez muoz ouch wesen, herre mîn.“ —
„Unsælec müezen dise sîn,
die daz solden hie bewarn!“ —
„Herre, sì hânt niht missevarn.“
„Erâclì, lâ die rede stân:
mich bringet niemen ûf den wân,
sine möhtenz haben wol bewart.“ —
„Ir rekennet niht des wîbes art. —
Diu unsælde ist ir beschert,
swaz man ir ernestlîche wert,
daz si des aller meiste gert,
wirt sies ouch niemer gewert:
alsô brœde ist in der lîp.
Gedenket an daz êrste wîp
(dannen ist diu nôt beliben),
diu dur lust wart vertriben
ûz dem baradîse.“ —
„Erâclî, dû bist wîse:
ich sehe wol, ez ist wâr.
Ezn hilfet ouch niht umb ein hâr,
daz man dâ heizet huote:
ja kumt si manegem ze guote,
unt schadet under stunden.
Daz hân ich wol erfunden
leider mir ze spâte.
Hætich dîme râte
gevolgt und dîner lêre,
des hæt ich frum und êre.“
Bîme keiser was dô manec man,
der sêre trûren began
von sînem ungevelle.
„Erâclî, trût geselle,“
sprach der keiser aber dô,
„hât si missevarn sô?“ —
„Jâ sî, herre!“ — „Erbarmez Got!
Mich müet der schade und ouch der spot
ûzer mâzen sêre.“
Der keiser sprach niht mêre;
er gienc, da diu frouwe was.
Als der keiser Fôcas
mit sînen mannen für si gie,
gezogenlîche si in emplie.
„Willekomen, herre mîn!“ —
„Frowe, daz mac wol sîn!“
Si wolde in küssen unt nâher gân.
„Frowe, ir sult stille stân
unt sult mir niht sprechen zuo!“ —
„Ez ist mîn reht, daz ich tuo,
swaz sô iu gevalle.“
Die fürsten swigen alle.
„Unsælec wîp, bœsiu hût,
saget, wâ ist iwer trût,
des ir ze friunde habt erkorn?
Durch in müezet ir hân verlorn
sêle, êre unde leben!
Ezn wirt iu niht sô lihte vergeben:
des sît ir sicher beide.
Iur lîp zergât mit leide
an disme tage hiute:
ich heiziuch mîne liute
brennen oder steinen.“
Diu frowe gunde weinen,
unt sach vil trûreclîche nider;
si sprach: „Dâ rede ich niht wider,
swaz ir mir tuot oder lât.
Unser beider missetât
sultir an mir einre rechen:
man solde durch mich stechen
ein wol snîdent swert
(des bin ich einiu wol wert!)
ode brennen ûf der hürde.
Swie mir dar umbe würde,
daz hætich verdienet eine.“ —
„Jâ ir vil unreine,
war was iur sin nû komen?
Durch waz hetich iuch genomen
von iwerre armüete,
wan durch iwer güete?
Wie ist diu arbeit bestatet?
Der êren habt ir iuch gesatet,
daz iu Got nû gebe leit!“ —
„Ez machte mîn unsælekheit,“
sprach diu frowe hêre;
waz mag ich sagen mêre?
Irn habet dar an niht verlorn.
Fûl fleisch unde korn
sol man werfen für die swîn;
den mag ich wol gelîche sîn.
Heizet mich lebende begraben,
unt lât in sînen lîp haben!
Man sol in des geniezen lân:
er enhât niht missetân;
diu missetât ist gar mîn:
habt durch Got genade sîn!“
Fôcas, der rîche,
sprach dô zornecliche:
„Saget drâte, wa ist der man,
der die baltheit ie gewan,
daz er iuch getorste minnen?
Man muoz mirn her gewinnen;
des mac dehein rât wesen!“ —
„Sô lât in, herre, genesen,
unt nemt mir einre den lîp!“ —

„Jâ, ir unsæligez wîp,
saget drâte, wâ er sî?
Ist er iender hie bî,
oder dûze in der stat?“ —
„So tuot, als ich iuch ê bat:
lât in genesen, unt sterbet mich!“ —
„Weizgot, frowe, nein ich!“ —
„Sô tuot, swie iu gevalle!“ —
Die fürsten sprâchen alle:
„Wizzet, daz ir missetuot:
Ez enist niht alsô guot:
lât uns den man erkennen.“
„Sol ich in offen nennen?“ —
„Ja ir, frowe!“ — „Ô wê mir des!
ez ist“, sprach si, „Pârides,
der schœne und der guote:
Got habn in sîner huote,
swie ez umbe mich ergè.“
Der keiser beite niht mê:
sîne boten sander zehant,
dâ man Pâridêm vant.
In vil kurzen stunden
brâhtens in gebunden,
als er wær ein bœser diep:
dazn was der frowen niht liep,
wande siez ungerne sach.
Hœret, wie der keiser sprach:
„Junger man, gât her nâr!
Saget rehte, ist ez wâr,
habt ir bî der frowen gelegen,
die wîle ich was under wegen?
Ir müezetz sagen hie zestunt!“
„Frâget sie! ir ist kunt,
ob mir liep von ir ist geschehen.“ —
„Des hâts uns allen verjehen.“
„Sô ist ez sicherlîchen wâr!“ —
„Daz wirt iu, sam mir mîn hâr,
ze riwen unt ze leide!“ —
„Daz gloubich âne eide!
Sî hât gehœhet mînen muot:
swaz man mir dur sî getuot,
daz dunct mich allez süeze.
Got gebe, daz sî müeze
nach ir willen alden
und ir lîp behalden:
ich stirbe frôlîche!“
Dô hiez der keiser rîche
ein grôzez fiur bereiten,
unt hiez sî dar leiten,
daz man sî beidiu brande,
und dâ bî erkande
elliu werlt ir missetât.
„Noch habets, herre, mînen rât,“
sprach Erâclius der wîse;
„ez komt iu ze prîse
und ist iwer sælekheit.“
Er sprach: „Erâclî, mir ist leit,
dô ich mich an dich verlie,
daz ich von dîme râte gie:
daz ist an mînen êren schîn.“
Erâclius sprach: „Daz muoz nû sîn:
noch kan ich iu gerâten.“
Die fürsten in alle bâten,
daz er allez tæte,
swes in Erâclius bæte.
„Swie harte ich sî erbolgen,
ich wil iu herren volgen,“
sprach der keiser mære.
„Sage uns offenbære,
Erâclî, rehte dînen muot.“ —
„Herre, sô mich dunket guot,
daz der edel man und daz wîp
behalden sêle unde lîp.“ —
„Wie solden wir daz ane vân?“ —
„Ir sult si beidiu leben lân!“ —
„Erâclî, daz wære der liute spot!“ —
„Fürhtet irs harter, danne Got?“ —
„Die rede sult ir lâzen.
Iemer si sî verwâzen!
Swer rihtet über diebe,
der tuot Gote liebe
unt sündet niht umb ein hâr.“ —
„Hêrre, daz ist allez wâr.
Si hânt iu solhes niht verstoln:
ir müget dur Got ez gerne doln.
Doch velsche ich mit nihte
iur keiserlîch gerihte.
Ouch wizzet ir wol, herre mîn,
daz die schulde ein teil iwer sîn.
Ich sag iu, hêrre, wie ir tuot,
ob ez die herren dunket guot
und dise guoten knehte.
Mit der kristenheit rehte
lât iuch den bâbest scheiden:
daz erteilet man iu beiden.
Sî sol hinnen füre sîn
dehein wîs Rœmischiu keiserîn,
wan si sô grôze missetât
vor al der werlde gejehen hât.
Lât si behaben den selben man,
sît ir Got niene gan
grôzer êre unt hôhes namen.
Di wîle si lept, sî muoz sich schamen,
unt behaltet sêle unde lîp.
Si wirt noch ein vil heilec wîp,
sol sî lange oder kurze leben.
Der mir die sinne hât gegeben,
gan er mir des lîbes,
ich hilfiu eines wîbes,
an dem iu niemer missegât,
al die wîle diu werlt stât,
ob ir sô lange soldet leben.“
Dô sprachen sîne râtgeben,
ez wær ein grôziu missetât,
übergienger disen sînen rât.
Nach der fürsten râte
er bat den bâbest drâte
und die pfafheit besenden,
die kundenz im wol wenden.
Dô si dar kâmen,
ir missetât vernâmen,
daz vinde wir an dem liede,
daz si der bâbest schiede.
Waz mag ich umbe sagen mê?
Der keiser gab si Pâridè:
in sîn hûs fuorter sie:
daz gerou die keiserinne nie.
Ûf eime strowe was ir baz,
dâ si bî im lac ode saz,
dan mit al der richeit,
die ûf skeisers bette was geleit.
Unt wizzet wærlîche daz,
bî ime tet ir wazzer baz,
dan bî dem keiser lûtertranc.
Si gwan noch nie den gedanc,
daz si in mit ihte swârte:

ir wîpheit si bewarte
schône unz an ir ende;
ân alle missewende
was si freudenriche.
Unt wizzet wærlîche,
swelch wîp ein man gewinnet,
den sî von herze minnet,
unt er si minneclîche wert
alles, des ir herze gert,
des hân die wârheit ich ervarn,
er mac si lihte wol bewarn:
ist si in deheiner güete,
daz er ir ze mâzen hüete.

Konrad von Fussesbrunnen.

Ob der Ort Fussesbrunnen, nach welchem sich Konrad nannte, in der Schweiz gesucht werden müsse, wie man bis jetzt ziemlich allgemein angenommen hat, oder ob in Oesterreich, wie neuerlich behauptet wurde, läßt sich mit Bestimmtheit noch nicht feststellen, da wir von dem Dichter eben weiter Nichts kennen, als seinen Namen. Da er in den biblischen Büchern des alten und neuen Testaments sehr bewandert war, die er in lateinischer Sprache las (er führt viele Stellen in dieser Sprache an), so dürfte man wohl annehmen, daß er ein Geistlicher war. Sein Gedicht, „die Kindheit Jesu", das schon bei seinen Zeitgenossen Anerkennung fand — setzt ihn ja Rudolf von Ems in den einleitenden Versen zu seinem Wilhelm weit über sich — gehört zu den bessern Legendendichtungen des dreizehnten Jahrhunderts.

Konrad beginnt sein Gedicht mit der Heimführung Marias durch Joseph; die frühere Geschichte der heiligen Jungfrau und ihrer Mutter Anna übergeht er, weil schon Andere vor ihm dieselbe besungen haben (er nennt ausdrücklich das Marienleben von Meister Heinrich und das von einem unbekannten Dichter unter dem Titel „Anegenge" verfaßte Leben Christi). In kurzen Zügen erzählt er sodann von der Verkündigung durch den Engel Gabriel, von Elisabeth und ihrer Zusammenkunft mit Marien, von Josephs Trauer, als er wahrnahm, daß diese gesegneten Leibes sei, berichtet hierauf, wie der Engel Gottes diesen belehrte und tröstete, und wie die Juden, „welche damals, wie noch heute, treulos und des Neides voll waren", an ihm und ihr Sünde suchten, beide aber ihre Unschuld bewiesen, indem sie von dem heiligen Wasser im Tempel tranken. Zu dieser Zeit, heißt es weiter, ließ der Kaiser Augustus das Gebot ergehen, die Bevölkerung des Landes zu zählen, zu welchem Zwecke sich Alle in ihre Heimat begeben mußten, weshalb denn auch Joseph mit Marien nach Bethlehem zog. In der Nähe der Stadt fühlte Maria, daß ihre Zeit gekommen war; Joseph konnte aber keine andere Unterkunft für sie finden, als eine Berghöhle, in welche er sie brachte, sie mit allem Nöthigen versehend, das ihm seine Verwandten verschafften, die er herbeigeholt hatte. Maria genas eines Kindleins, sanft und leicht, denn die Engel des Himmels standen ihr bei, und es war an ihrem Leibe kein Zeichen zu sehen, daß sie erst geboren habe, worüber die Weiber nicht wenig erstaunten, die ihr beistanden. „Wahrlich!" rief eine derselben aus, „hie ist ein Wunder geschehen; diese ist noch Jungfrau und hat ein Kind. Ihr Kind nie zum Vater gewann irgend einen irdischen Mann; ward je von Gott ein Kind geboren, so hat er dieses wol erkoren; denn so schönes ich niemals sah." Als ein anderes Weib dieses hörte, spottete sie darüber; kaum hatte sie jedoch Marien berührt, um sich selbst von der Wahrheit zu überzeugen, ward sie an Hand und Arm lahm: sobald sie aber das Kind gläubig berührte, ward sie wieder gesund. Beide Frauen lobten Gott, und sie hörten die Jubelchöre der Engel. Hierauf erzählt der Dichter von den Hirten und ihrer Anbetung des Kindes, von der Beschneidung, von der wunderbaren Heilung Simeons, den heiligen drei Königen aus Morgenland, und der Flucht nach Aegypten, mit welcher die zahlreichen Wunder des Christuskindes beginnen. Auf dem Wege kamen die Flüchtlinge in eine öde, von Drachen und andern wilden Thieren erfüllte Gegend; aber die Drachen und Löwen spielten mit dem Kinde und thaten ihm Nichts zu Leide, ließen sich von Joseph nicht verscheuchen, sondern blieben, bis ihnen Jesus zu entweichen gebot. An einem heißen Tage kamen sie über eine große Heide, wo sie weder Wasser noch Gras fanden; Menschen und Thiere verschmachteten, und ein mit Obst gefüllter Baum vermehrte nur noch die Qual, weil ihn wegen seiner Höhe Niemand besteigen konnte. Da gebot das Kind dem Baume sich zu neigen und Alle konnten das herrliche Obst brechen und sich daran erlaben, denn der Baum richtete sich nicht eher wieder auf, als bis ihm „Urlaub gegeben ward". Und das Kind gebot wieder; da begann eine reiche Quelle aus den Wurzeln des Baumes zu fließen, „so groß, daß sie wohl triebe ein Rad. Nun blieben sie an derselben Statt die Nacht bis an den Morgen". Als sie aber abzogen, befahl das Kind einem Engel, einen Zweig des Baumes zu brechen und ihn im Paradies zu pflanzen, daß er dort Wonne gebe, wie er an diesem Tage ihn und die Seinigen gelabt habe. Der Weg führte sie hierauf über eine Heide, in der zwei Räuber mit ihren Gesellen hausten, welche zur Verhütung aller Streitigkeiten unter sich übereingekommen waren, daß die Beute eines Tages, sie mochte groß oder klein sein, immer nur Einem von ihnen gehören sollte. Als sie Joseph mit Maria und dem Kinde erblickten, glaubte der, dem die Beute des Tages zukam, es seien reiche Kaufleute, und freute sich über den Gewinn, welcher ihn, wie er hoffte, in den Stand setzen sollte, von nun an ehrlich zu leben. Sobald die Reisenden näher kamen und man sah, daß es arme Leute seien, huben die andern Räuber an, jenen zu verhöhnen, so daß er zornig wurde, und seinen Grimm an den Reisenden auszulassen gedachte. Aber wie diese ganz herbei gekommen waren, verwandelte Gott den Sinn des Räubers, daß er sie freundlich bewillkommnete, sie in seine Wohnung geleitete und seinem Weibe zur besten Pflege anempfahl, die ihnen denn auch im vollem Maße zu Theil wurde. Das Weib badete das Kind; und als dieses mit dem Wasser zu spielen begann, schäumte es hoch auf und es dünkte der Frau, daß der Gischt gut und heilsam sei; sie holte ein Gefäß, that den Schaum hinein und bewahrte ihn auf. Am folgenden Tage führte sie der gute Räuber, bis sie nicht mehr irre gehen konnten. Joseph aber klagte über den weiten und beschwerlichen Weg, der noch zu machen war; da verkürzte Jesus denselben, daß sie noch an dem

nämlichen Tage dreißig Tagereisen zurücklegten, und in die Stadt Splene gelangten. Weil sie aber dort Niemanden kannten, der sie in sein Haus aufgenommen hätte, gingen sie in den heidnischen Tempel. Kaum war Jesus hineingetreten, als die hundert und vierzig Götzen, die darinnen aufgestellt waren, auf die Erde herab fielen und zerbrachen. Da erhob sich großes Geschrei in der Stadt, und der Herzog Afrodisius kam selbst herbei, um zu sehen, wie die Sache sich verhalte. Sobald er Jesum erblickte, gedachte er sogleich, daß dessen Macht die Abgötter gestürzt habe; er fiel nieder und betete ihn an, seinen Leuten verkündigend, daß dieses der wahre Gott sei, worauf ihm diese Lob und Opfer brachten. Joseph aber vergaß dort seines Ungemachs, da die Leute Alles thaten, was er wünschte. Bald darauf brachte der Engel die Botschaft, daß Herodes gestorben sei, und befahl dem Joseph, wieder heimzukehren.

Unterdessen war der gute Räuber eines Tags bei einem mißlungenen Raubanfalle schwer verwundet zu seinem Weibe gebracht worden; da holte sie den Schaum, dessen Heilkraft sie schon erprobt hatte, bestrich ihren Mann damit, und siehe, dieser sprang auf, gesund, als ob ihm nie Etwas gefehlt hätte. Als aber die andern Räuber das Wunder vernahmen, kamen alle, so oft sie verwundet waren, zu dem Weibe und kauften von dem wunderthätigen Schaum, den sie so gut bezahlten, daß jener Räuber bald ein reicher Mann ward, so daß er, als Joseph auf der Rückreise bei ihm einkehrte, denselben auf das Prächtigste bewirthen konnte. Als Joseph nach Judäa kam und hörte, daß des Herodes Sohn Archelaus herrsche, befiel ihn große Furcht und er blieb in der Stadt Nazareth, wo er sein Handwerk betrieb. Nun erzählt der Dichter noch verschiedene Wunder des Jesuskindes; unter Andern, wie er zu kurz geschnittene Breter in die Länge gezogen, Wasser in seinem Kleide heimgetragen, zerbrochene Krüge wieder ganz gemacht habe. Einst habe er ein Kind, das von einer Terrasse herabgefallen war, wieder erweckt, weil man behauptete, er habe es herabgestoßen, was sich nach dem Zeugniß des Auferweckten als falsch erwies. Dann habe er ein anderes Kind, das ihn geschmält und im Spielen gestört hatte, durch ein bloßes Wort todt niedergestreckt, es aber, weil dessen Mutter ihn darum angefleht, wieder lebendig gemacht. Auch sei er in eine Höhle gegangen, wo Löwen waren, und habe mit den wilden Thieren gespielt, die ihn zu der Leute Entsetzen bis nahe an die Stadt begleitet hätten, aber auf seinen Befehl wieder in ihre Höhle zurückgegangen wären. Dann habe er mit andern Kindern Vögel aus Lehm gebildet, die er lebendig gemacht und denen er befohlen habe, zu fliegen. Zuletzt berichtet der Dichter endlich, wie ein Schulmeister Jesum in seine Schule nahm, aber bald fand, daß der Knabe mehr wisse, als er selbst.

Da Konrad am Schlusse seines Gedichts sagt, daß er weder in dem Buche, das seine Quelle war, noch in andern Schriften weitere Nachrichten über die Kindheit Jesu gefunden habe, so können die apokryphischen Evangelien von der Kindheit des Heilandes oder andere ähnliche apokryphische Bücher des Neuen Testaments nicht seine unmittelbare Quelle gewesen sein, da sie noch viele andere Wundergeschichten von dem Jesuskinde berichten, und sie zudem die von Konrad mitgetheilten Erzählungen öfters ganz anders, bald ausführlicher, bald wieder gedrängter und mit andern Nebenumständen berichten. Eine Handschrift von Konrads Gedicht nennt ein lateinisches Buch als seine Quelle; allein mehrere Einzelheiten weisen auf ein französisches Vorbild hin, doch läßt sich aus ihnen allein ein solches nicht beweisen. Wie dem auch sei, so gebührt Konraden das Lob, daß er den einfachen Charakter der Legendendichtung richtig aufgefaßt und durchgeführt hat, und ihm auch in denjenigen Stellen nicht untreu geworden ist, wo er, wie in der Geschichte mit den Räubern, ohne Zweifel seine Quelle erweitert hat, obgleich gerade in dieser der Einfluß des Rittergedichts nicht zu verkennen ist.

Das Jesuskind unter den Räubern.

Nû was ein breit gevilde
wüeste unde wilde;
dâ muosten si noh über varn.
Daz heten mit ir hals scharn
besezzen zwên schach man,
des dâ vil maniger schaden gwan:
si tâten ûf der heide
den liuten vil ze leide.
Si heten ein gewonheit,
swer für gie oder reit,
den si mohten über chomen,
dem was schiere benomen
bêdiu, guot unde lîp,
ez wær man oder wîp.
Sine chunden sih niht erbarmen
uber deheinen armen:
ze roub stuont in diu hant.
Swenne aber iemen durch daz lant
fuor mit gesellesehaft
unt si die sô werhaft,
alsô biderbe liute vunden,
dazs in niht genemen chunden,
so jâhent si, daz wære ir site
und dâ begiengen si sih mite,
die die strâzze varen wolden,
daz si die wîsen solden
von Egyptô und dar:
sus wurfen si ir lîp nâr;
und in wære bescheiden
zwischen den landen beiden
ein lôn von chleinem guote,
und daz si zu der huote
durch fride geschaffet wæren.
Mit sô gelogen mæren
betrugen si vil manegen man
unt gewunnen in ir guot an.
Si wâren under iu gewon
(dâ nâmen si ofte schaden von),
do si gewin brâhten,
daz si umbe die teil vâhten
unt wurden diche sêre wunt.
Nû berietens sih zeiner stunt,
daz si satzten ir lôz,
ez wære chlein oder grôz,
swaz in ze gewinne chæme,
daz denn einer næme
und ez hete ane teil,
und der ander sîn heil
versuochet morgen dar an:
swi vil der danne gewan,
daz liezzen die ander âne haz.

Si dûhte, daz si niemer baz
an ir gesellesehaft beliben,
do si daz lange getriben.
Nû hetens sih aber geleit
eins tages nâch ir gewonheit
ûf âventiure gewin;
dô chom dort her gevarn zu in,
dâ von iu ê wart geseit,
Jôsep und diu meit.
Daz vihe vor in allez ezzende gie
unt redeten dise nâch wâne hie:
„Wir wurden sicherlîche
unnôtec unde rîche
von disem roube hiute:
ienez sint choufliute,
die trîbent soumære,
die trâgent alsô swære,
daz in niht wol gesliunen mac.“
Nû sprach jener, dem der tac
mit lôze was gevallen;
„Waz toue iuwer sehallen?
Beweget iuhsn mit semften siten:
ir müezet iwer wette quiten.
Von andern bejage
ihen muote an deheines tage
nie deheines teiles.
Nû lât ouch iuh mînes heiles
hier an niht dunchen zc vil.
Diz guot ih ein haben wil:
ieh bedarf sîn, weizgot, harte wol.
Sît mirz Got hât gegeben
unde wil sicherlieh mîn leben
ze gemach unt nâch êren
und der mit chêren
eteswâ, dâ guote liute sint.
Mîn wîp unde mîniu kint,
den was mîn rouben ie leit
unt hânt diche gereit,
wold ih sîn anders entwesen,
wir mochten dannoch wol genesen,
wir solten niht verderben:
sì wolten gerne werben
nach reinem guote.
Nû wil ih ir muote
wol ziehen daz an:
Got weiz, daz ich nie gewan
sô vesten willen dar zu
unde wil mich sîn mit disem nu
fur nemns gelouben.
Welt ir, herren, rouben,
des tuot, als vil iwer wille sî!“
Nû wâren ouch jene dâ bì
chomen alsô nâhen,
daz si rehte sâhen,
daz si arme liute wâren
unde rîcher hab enbâren.
Nû êrst huoben si ir spot;
si sprâchen: „Geselle, sô dir Got,
noch verdenche dih baz:
lâz uns gevallen etwaz
von disme gewinne;
ob dir her nâh zerinne,
daz ez dir danne gefrum,
sô gelückes rât her umbe chum,
des verchunnen wir uns niht;
wan sîn vil diche lôn geschiht,
er sì übel oder guot,
daz gebûr anderm tuot.
Ouch ist uns diche geseit,
ez sî ein grôz sælicheit,
swer sîne vröude unt sîn chlagen
inne rehter mâzze chunne tragen,
sî sînes liebes niht ze vrô,
unt chlage sîn leit alsô,
daz er sîn iht mêre.
Dû gâhest ouch ze sêre,
und ist niemen, der dirz prîse,
daz du in dîner hôhen wîse
sô guot gesellen hâst verlobet.“
Nû hât sih jener nâh ertobet
vor zorn unt vor leide:
im benâmen diu beide,
der zorn und ouch der wâre schimf
alle sînen gelimf,
daz er ze stunde
weder swîgen noh sprechen chunde.
Sîn vrâger zeigten ûf in:
daz mohte ienem den sin
unde daz herze brechen.
„Ich sol mih wol gerechen,“
sprach er an disem alten,
„ieh wil ditz vihe behalten:
daz ist mînem wîbe rehte chomen,
milch und ander den fromen,
des si mich dâ vor berichten sol;
daz tuot si gerne unde chan ez wol.
Daz chindelîn ist mir dar zuo reht:
ze einem eigen chneht
ziuhih mînen sünen dar an;
ez wirt ein souberlich man.
Der frowen unde ir gesinde,
so ih schierest ieman vinde,
der si ehouffet, dem gib ih die;
unde enchan mih verdenchen wie,
wi ih des alten iht geniezze,
ob ih in leben liezze.
Miru gæbe nieman umbe in niht;
er ist ze arbeit enwiht,
unde swendet niwan daz brôt:
er muoz chiesen den tôt.
Wie wart er müedinc ie sô alt.“
Sus zôch er in in sînen gewalt,
diseu tiuren gewin
unt treib mit unwirden hin
ze sînem hûs, dâ inne geschah,
des sich doch niemen versah,
gemach unde reste.
Sô wünneclîche geste
chômen ze sînem hûse nie.
Der wuotgrimme noh allez gie
bechumbert mit gedanchen:
sîn herze begunde wanchen
umbe sîne gevangen.
Er bliete ie belangen
die frowen und daz chint an,
der unbarmherzic man:
wand ez ze aller stunde
mit lachendem munde
unde mit spilenden ougen,
als im wart tougen,
daz ditzs wille wære
in grôzer herze swære;
sô vant in di frouwen.
Under wîlen begunder schouwen,
wes der alte phlæge,
dem er sô gar unwæge

in sînem muote was geweseu,
und jah, er solt niht genesen.
Nû vermist er an im mê,
ern sah im in diu ougen ie
mit træhern überwallen
von den wangen vallen
über den bart her ze tal
nâh einander sô gezal,
daz ein zaher den andern sluoc,
swaz er des gewandes ane truoc,
unz er daz alles begôz.
Sîn angest was unmâzen grôz,
und umb sih selben doch ein wint,
sô durch die frouwen uud daz chint,
daz er wizzen solte,
daz si jener wolte
für eigen schalc hine geben.
Möht er dar umbe sîn leben
gefristet mit einem wort hân,
ern het ez niemer getân.
Der die Israhêlîten
bî Pharaônes zîten
ûz Egyptô leite,
und in trucken wec bereite
durch daz wilde mer,
unde ir vîende her
dar inne lie beliben tôt,
unde sît daz himelische brôt
in der wüeste regen liez
und ûz dem herten stein hiez
lûter wazzer rinnen,
der geruochte den werden innen
sîner barmunge ursprinc:
der ê sô mortlîchiu dinc
in sînem herzen bruote,
der chêrt ez nu ze guote.
Schiere er wider umbe sach;
ze Jôsep er sprach:
„Lieber hêrre, gehabt iuh wol;
mînes zorns ih vergezzen sol.
Ir sît ellende liute;
ih wil durch Got hiute
mînen schaden verchiesen:
ir sult hie ze mir niht verliesen.
Gêt her zuo dem chinde
unt trôstet iwer gesinde,
daz ih ir guotes gern enbir.
Vart alsanfte nâch mir:
ich wil vor iu after wege,
und ahtiu sô getân pflege,
so ih aller beste chan.“
Von in huob sih der man;
er sprach zuo sînem wîbe:
„Bewar bedînem lîbe
und als lieb als ich dir sî;
hie sint nâhen liute bî
unt vârent nâch mir dâ her în;
si wellent hie heint bî dir sîn.
Swaz in ûf der heide
geschehen sî ze leide,
daz ih sihs ergetze
mach fiwer, unt chêr daz fletze,
unt setz uns spîse genuoge zuo;
unt sag dir mê, waz du tuo,
daz ih dir immer lône.
Leg dih an unt bint dir schône:
ez mügen wol edel liute sîu;
si füerent ein chindelîn,
daz nie wîp sô schônez truoc.
Ouch wuunechlich genuoc
ist des selben chindes muoter.
Ein altherre guoter,
wîz als ein snê,
ob er die frowen iht bestê,
daz euweiz ih ab noch an:
er ist ir vater od ir man,
wan er vert ouch mit ir dâ her.
Nû aht, daz ich si gewer
guoter handelunge nâh ir schaden.
Ob si daz chint wellen baden,
des hilf in sô du beste mügest;
und daz duz sanfte gelegest:
ez bedarf wol gemaches.
Nu sih, wie du im gemaches
schœn und ein vil reine bat.
Als er gebôt unde bat,
diu hûsfrowe niht enliez,
sin tæte, als der wirt hiez,
unt bezzert ez, swâ si mochte,
als ir triwen tochte.
Flîzeclîchen si ir bant,
unde sluoc in ir gewant,
sô siz aller beste
hete, unde bat die geste
gotwilckomen sîn;
si enphie der frowen chindelîn,
und druct ez an ir bruste,
si halstez unt chuste.
In ir herzen si jach,
als ir wirt ê sprach,
daz nie von wîbe quæme
ein chint sô genæme.
In daz hûs gie si sâ:
si begunde niemen dâ,
der ez trûte, wan si eine.
Lûter unde reine
het si bereitet ein bat;
dâ wart daz chiut în gesat.
Ouch enwas des niht vergezzen,
sin hete chindes ezzen,
sô nie chint bezzers enbeiz.
Ûf sîn gemach si sich vleiz:
si gruozt ez minneclîche.
Nû begund ez chintlîche
gegen ir spiln in dem bade:
die hende wâren im vil gerade,
unz ez schûmen began,
der jest oben ûz dem schaffe ran.
Nû dûhte si, daz wære
der schûm guot unt heilbære,
und daz man in behalden solde:
ein rein vaz si holde
unt schuof ez ab der erde dar in,
unt truoc ez in ir gadem hin;
si behielt ez vlîzicliche:
des wart si sîder rîche.
Daz chint wart slâfen geleit,
unt was daz ezzen bereit:
der wirt schuof sedel ûf daz gras,
dâ der luft süeze was.
Dâ smacte maniger hande krût,
ouch wâren in der wise lût
die vegele, daz berg unde tal
iu gelîchem galme gegen hal.
Der wirt het lâzzen
boum sô ze mâzzen·

umbe den hof geleitet
ir este gebreitet,
daz dem gras dar unde
niht geschaden chunde
der sunnen schîn wider ein blat:
dâ was ze allen ziten schat.
Alsô stuont der hof ze lobe;
mit grüenem loube was er obe
wunneclîchen bedaht,
de ander under bestaht
mit maniger hande blüete.
Ob mit ungemüete
ieman dar în wære chomen,
die wünne het imz benomen.
Des wirtes vlîz schein dar an:
ein brunne durch den garten ran
lûter unde reine;
kiseling unt griezsteine
lâgen sô vil in der furch,
î, daz der brunne dar durch
eteswâ mit nöten dranc
unde reht in schelle wîse klanc.
Hie sint si nider gesezzen:
der dâ wolt ubel gezzen,
wes mocht im der gedenchen?
Truchsæzen unde schenchen,
die truogen ez willenlîchen dar;
ouch nam der wirt selbe war;
ob dehein gebreste dâ wære.
Choche unde spîsære,
die behuotenz als um ir lîp:
wan der wirt unt sîn wîp
der ampt aller phlâgen;
sin wolt niht betrâgen,
sît in der knehte gebrach.
Si schuofen selbe umbe den gemach,
daz man zehant slâfen gie,
sô man daz ezzen verlie.
Nû die geste slâfen sint,
der wirt unt sîniu chint
giengen ouch an ir gemach.
Zu der hûsfrowen er sprach:
„Wis gewarnet dar zuo,
daz du bereitest vil fruo
den guoten liuten unde mir
ein ezzen, als ih getrûwe dir.
Ich wil enbîzen mit in,
unt wil si wîsen al dort hin
unz an ir rehte strâze,
dâ ih siu lâze.
Nû was ergangen diu naht
zuchtichlîchen âne braht;
die geste sih an leiten,
dem wirte si genâde seiten,
und ouch der wirtinne
êren unde minne,
der si in erzeiget hâte.
Der wirt sprach nû: „Île drâte,
trag her, enbîze wir,
nu welle Got, daz sô von mir
dehein mein lieber gast var!“
Nû truoc diu hûsfrowe dar,
als ez ir was geraten
obz unde braten.
Nu si mit vröuden gezzen hânt,
von dem tisch si stânt
und dancten der hûsfrowen:
nû mocht man an ir schowen
wîplîche güete:
daz scheiden si sêre müete,
daz si tâten von ir.
Si chuste mêre, denne zwir,
des süezen chindelînes munt.
Nu befulhen si sie wol tûsentstunt
dem heiligen geist in sîn phlege.
Der wirt gie mit in after wege.
Er het wol die mâze
gehûset von der strâze,
daz er niht dorfte sorgen,
dane wart gar verborgen,
unt wolde behalden sîn bejac
über ein mos in ein hac
dort verre hin für jenen walt.
Ez was sô wiltlich gestalt,
daz lützel ieman trouwete,
ob dehein mensch dâ bouwete.
Die steige wâren irresam;
swer ân geleite dar quam,
der enwesse schier, war er gie.
Der wirt die geste niht enlie,
unz si wol ze wege quâmen;
urloub si dâ nâmen;
si sprâchen: „Wirt, Got sî mit iu!“
„Domne, e vo cum dêû!“
alsus antwurt in der man.
Sie fuoren hin und er gie dan.

Konrad Fleck.

Das epische Gedicht „Flore und Blanscheflur“ enthält gegen die Gewohnheit der mittelhochdeutschen Dichter den Namen des Verfassers nicht; vielmehr sagt derselbe im Verlaufe seiner Darstellung ausdrücklich, daß er sich nicht nennen wolle. Doch ist uns sein Name durch Rudolf von Ems bekannt geworden, der ihn in zwei (unten mitgetheilten) Stellen Herrn Fleck nennt, und beidemal dem Namen die Bezeichnung „der gute Konrad“ beifügt. Ueber des Dichters Heimat, Zeitalter und Lebensverhältnisse geben jedoch jene Stellen, wie natürlich, keine Auskunft; wir können aus ihnen lediglich entnehmen, daß Konrad Fleck sein Gedicht abfaßte, ehe Rudolf die seinigen schrieb, und daß er somit ungefähr im ersten Drittel des dreizehnten Jahrhunderts geblüht haben muß. Als seine Heimat läßt sich muthmaßlich Schwaben oder die Schweiz bezeichnen; daraus aber, daß ihn Rudolf, der ihn persönlich kennen mußte, da er ihn ausdrücklich seinen Freund nennt, in beiden Stellen seinem Namen den Titel: „Herr“ vorsetzt, darf geschlossen werden, daß er ritterlichen Standes war. Außer dem erwähnten Gedichte schreibt ihm Rudolf im Alexander noch ein anderes, den „Clies“ (aus dem Sagenkreise der Tafelrunde) zu, wogegen er im Wilhelm den Ulrich von Turheim wiederholt als den Verfasser eben desselben Gedichtes nennt. Da es verloren gegangen ist, so läßt sich nicht ermitteln, von welchem der beiden Dichter es in der That herrührte.

Die Geschichte, welche den Inhalt von Konrads Flore und Blanscheflur bildet, war im Mittelalter eben so verbreitet, als beliebt. Vielleicht ist sie spanischen Ursprungs; die uns bekannten ältesten Bearbeitungen stammen aber aus Frankreich, und auch der deutsche Dichter hat sein Werk nach einem fran=

zösischen Vorbilde bearbeitet, als dessen Verfasser er den Ruprecht von Orbent nennt.

Mit einer von Bocaccio und spätern italienischen und französischen Novellendichtern häufig gebrauchten Einkleidung erzählt der Dichter, daß einst in einer Gesellschaft von Rittern und Frauen, die sich zur fröhlichen Unterhaltung in einem schönen Garten zusammengefunden hatten, das Gespräch auf die Minne kam, und bei dieser Gelegenheit eine Königstochter von Karthago die Geschichte von Flore und Blanscheflur erzählt habe, um durch dieselbe zu beweisen, daß die wahre Minne doch endlich mit Besiegung aller Hindernisse zu ihrem Zwecke gelange. In einem Kriegszuge der Heiden in Spanien gegen die Christen, so lautet die Erzählung, ward die Tochter des Grafen von Kerlingen, deren Gemahl nicht lange vorher gestorben war, gefangen und von dem Heidenkönig Venix seiner Gemahlin als Sclavin übergeben, deren Liebe sie sich durch ihre Vortrefflichkeit erwarb. Sie war gesegneten Leibes, als sie gefangen wurde, so auch die Königin; und beide gebaren an einem und demselben Tag, die Königin einen Sohn, der Flore genannt wurde, die Christin eine Tochter, welche in der Taufe den Namen Blanscheflur erhielt. Beide Kinder wurden von Einer Amme gesäugt, und wie sie ihre ersten Jahre zusammen verlebten, so erhielten sie auch später die nämliche Erziehung; aus der geschwisterlichen Neigung entwickelte sich aber die innigste Liebe in den Herzen der beiden Kinder, welche sie um so weniger zu verbergen suchten, als sie die eigentliche Bedeutung ihrer Gefühle nicht kannten. Sobald aber der König diese Liebe bemerkte, ward er zornig, und konnte nur durch die eindringlichsten Vorstellungen seiner Gemahlin abgehalten werden, das liebliche Mädchen tödten zu lassen. Doch bestand er darauf, daß die Kinder getrennt würden. Flore wurde nach Mantua geschickt; seine Sehnsucht nach Blanscheflүren wurde aber bald so groß, daß er in die größte Traurigkeit verfiel, und dringend verlangte, mit der Geliebten wieder vereinigt zu werden. Darob ergrimmte der König, als er es vernahm; er hegte sogar wieder Mordgedanken; doch ließ er sich endlich durch die Königin überreden, die zur höchsten Schönheit aufgeblühete Jungfrau an fremde Kaufleute zu verkaufen, welche sie nach Babilonia brachten, wo sie der „Amiral" um großes Gut erhandelte. Dieser ließ sie in einen festen Thurm bringen, wo sie, von den schönsten Jungfrauen bedient, ein Jahr lang verweilen sollte, nach welcher Zeit der Amiral sie zu heirathen Willens war. Die Gefangenschaft, die Aussicht, sich mit einem ihr verhaßten Manne verbinden zu müssen, vornämlich aber die Trennung von ihrem geliebten Flore erfüllten sie mit namenlosem Schmerz, der von Tage zu Tage zunahm, je näher der verhängnißvolle Zeitpunkt heranrückte.

Nicht besser ging es Floren. Seine Mutter hatte ihn bei seiner Heimkehr durch die falsche Nachricht von Blanscheflurens Tod täuschen und beruhigen wollen; sie hatte ein kostbares Grabmal errichten lassen, um ihrem Sohne jede Hoffnung zu rauben; allein ihre Erwartung ging nicht in Erfüllung. Als man Floren sagte, daß Blanscheflur gestorben sei, gerieth er in solche Verzweiflung, daß er sich auf dem Grabmale das Herz durchbohrt haben würde, wenn ihn nicht die Königin abgehalten hätte, welche ihm, von Mitleid ergriffen, mit Einwilligung des Königs die Wahrheit gestand. Sogleich entschloß sich Flore, die Geliebte aufzusuchen; beim Abschied gab ihm die Mutter einen wunderbaren Ring, der vor jeder Verletzung schützte und dessen Besitzer Niemand eine Bitte abschlagen konnte. Nach verschiedenen Abenteuern gelangte er in die Stadt, in deren Nähe Blanscheflur gefangen gehalten wurde. Zwar wurde er von dem Zolleinnehmer freundschaftlich aufgenommen und bewirthet, von diesem erfuhr er aber auch, wie wenig Hoffnung er haben dürfe, Blanscheflүren wieder zu gewinnen. Denn, erzählte ihm sein Gastfreund, bei dem festen Thurm, in welchem Blanscheflur mit vielen andern Jungfrauen lebt, sei ein Garten mit einem wunderbaren Quell, der blutroth werde, sobald eine Jungfrau, die ihre Keuschheit verloren habe, darüber schreite. Dahin lasse der Amiral alljährlich seine Jungfrauen vor den versammelten Fürsten bringen, um ihre Tugend zu prüfen und er lasse alle die ohne Gnade tödten, welche die Prüfung nicht beständen. Hierauf müßten sich die Jungfrauen unter den Baum begeben, unter welchem jener Quell entspringe; der Baum aber sei bezaubert, und er lasse seine rothen Blüthen auf diejenige fallen, welche dem Amiral unter Allen am liebsten sei. Diese erhebe er sodann zu seiner Gemahlin, doch dauere dieses Glück nur Ein Jahr, da er sie nach Verlauf desselben tödten lasse. In kurzer Zeit, so schloß der Gastfreund seinen Bericht, werde die alljährliche Prüfung Statt finden, und da der Amiral Blanscheflүren vor allen andern Jungfrauen liebe, so werde sie ohne Zweifel von dem Baume als die künftige Gemahlin desselben bezeichnet werden.

So trostlos diese Nachrichten lauteten, so gab Flore die Hoffnung doch nicht auf, die Geliebte zu befreien. Auf den Rath seines Wirthes machte er sich mit dem Thurmwächter bekannt, der eben so leidenschaftlich Schach spielte, als geldgierig war. Flore gewann ihm im Spiel all sein Gut ab, gab es ihm aber wieder zurück, und fügte noch große Geschenke hinzu, wodurch er den Wächter so vollständig für sich gewann, daß dieser ihm versprach, ihn der Geliebten zuzuführen. Schon am folgenden Tag erfüllte er sein Versprechen, indem er Floren in einem mit Blumen gefüllten Korb in das Gemach der Jungfrau bringen ließ (s. das unten mitgetheilte Bruchstück); doch war nicht Blanscheflur da, sondern es nahm ihre Freundin Claris den Korb in Empfang, welche nicht wenig erschrak, als sie den Jüngling bemerkte. Da ihr jedoch Blanscheflur ihre Geschichte anvertraut hatte, dachte sie sogleich, daß es Flore sein könne; sie holte ihre Freundin herbei, welche bei dem so unverhofften Wiedersehen des Geliebten allen Schmerz und alle Sorgen vergaß. — Flore blieb nun im Thurm, längere Zeit unentdeckt; allein eines Morgens wurde er von einem Diener an Blanscheflurens Seite schlafend gefunden. Der erzürnte Amiral läßt sie am folgenden Tage in den Garten vor die versammelten Fürsten führen, welche über die Schuldigen Gericht halten sollen. Da will Flore der Geliebten den Zauberring seiner Mutter aufdringen; sie will ihn aber nicht annehmen, als er sie über dessen wunderbare Kraft belehrt, und da er auf seinem Willen besteht, wirft sie ihn hinweg, indem sie lieber mit dem Geliebten sterben, als ihn überleben will. Sie werden nun zum Feuertode ver-

dammt; wie man sie aber abführen will, bringt ein Fürst den weggeworfenen Ring: er hatte den edeln Wettstreit der Liebenden gehört und hoffte, wenn er ihn dem Amiral erzähle, denselben zu milderen Gesinnungen stimmen zu können. Dieser frug nun Floren nach Heimat und Herkunft; der Jüngling berichtete Alles der Wahrheit gemäß und suchte sich zugleich als den allein Strafbaren darzustellen; Blanscheflur aber fiel ihm ins Wort und stellte dem Amiral vor, daß sie allein an Allem, was geschehen, Schuld sei. Da ergreift der Amiral ein Schwert, um sich selbst an ihr zu rächen; doch als er es eben zum Todesstreiche schwingen will, zieht Flore die Geliebte hinweg und bietet sein Haupt dem Schwerte dar. Von Neuem beginnt der Wettstreit zwischen den Beiden, indem jeder sich für den andern hingeben und aufopfern will. Dies rührt endlich den Amiral, er begnadigt sie, so wie auch den Thorwächter, und ein glänzendes Mahl beschließt den verhängnißvollen Tag. Claris wird des Amirals Gemahlin; die Beiden aber eilen nach Spanien, wo unterdessen der alte König gestorben war. Flore bekehrte sich zum Christenthum, mit ihm ein großer Theil seines Volks, worauf er seine Vermählung mit Blanschefluren feierte. Ihre Ehe ward mit einem einzigen Kinde, einer Tochter gesegnet, aber diese wurde später Pipins Gemahlin und Mutter Karls des Großen, Flore und Blanscheflur wurden hundert Jahre alt, und wie sie an Einem Tage das Licht der Welt erblickt hatten, so starben sie auch an Einem und demselben Tage, und Ein Grab nahm Beide auf, damit selbst der Tod sie nicht trenne. —

Die flüchtigste Zusammenstellung der in Konrads Gedicht erzählten Geschichte mit den Erzählungen aus dem Sagenkreis der Tafelrunde zeigt bald eine schon im Stoff und in dessen Auffassung liegende wesentliche Verschiedenheit; man fühlt leicht, daß die schöne Liebesgeschichte von Flore und Blanscheflur nicht nur in der lebendigen Volkssage sich gebildet, sondern sich auch ihren bedeutsamsten Verhältnissen nach in dieser fortentwickelt hat, während jene Rittergeschichten, wenn ihnen auch ursprünglich volksmäßige Sagen zu Grunde lagen, doch den Charakter derselben vollständig verloren haben und das Gepräge einer unfruchtbaren Phantasie tragen, welche ihre Armuth durch die Menge der sich immer gleich bleibenden Abenteuer zu verdecken sucht. Wie einfach ist im Ganzen Florens Geschichte in Vergleich zum Lanzelet, Parzival und Wigalois, ja selbst zu Hartmanns Erek und Iwein! Wie hängen in ihr alle Begebenheiten so innig und nothwendig zusammen, wie fest und entschieden bewegen sich alle nach dem Hauptzwecke der Dichtung! und wie vortrefflich endlich sind die einzelnen Begebenheiten erdacht, um an ihnen die Charaktere in lebendiger Gestaltung erscheinen zu lassen! wie glücklich sind die Personen erfunden, um aus ihnen die Begebenheiten zu begründen! Mit Einem Worte: hier ist Alles, wie aus Einem Guß; aber nicht weil der Dichter es so gestaltete, sondern weil er verständig genug war, die ihm überlieferte Sage in ihrer ursprünglichen Einfachheit aufzugreifen, ihr keinen fremden Schmuck, keine fremdartigen Zusätze aufzudrängen, weil er sich begnügt hat, den schönen Stoff in ein entsprechendes Gewand zu kleiden. Dieser Ruhm gebührt nun freilich zunächst dem französischen Dichter; doch kann auch der deutsche darauf Anspruch machen, da auch seine Bearbeitung den einfachen, lieblichen Charakter trägt, der im Wesen der Sage liegt. Diese bildet aber, um noch Eine Bemerkung über sie zu machen, in anderer Weise den lebendigsten Gegensatz zu der von Tristan und Isolde, da sie den endlichen Triumph der reinen, unschuldigen Liebe verherrlicht, während der Tristan den Abgrund eröffnet, in welchen die verzehrende Glut sündlicher Leidenschaft stürzt.

Konrad Fleck hat sich offenbar den großen Gottfried zum Muster genommen, und in der That konnte er mit Rücksicht auf die Wahl des bei dem tiefsten Gegensatze doch verwandten Stoffes keinen bessern Führer wählen, der denn auch nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung geblieben ist. Er hat zwar die lebendige Mannigfaltigkeit und die poetische Höhe des Ausdrucks nicht erreicht, die wir an Gottfried so sehr bewundern müssen, er hat aber die Sprache doch mit Gewandtheit behandelt und ihr eine dem Gegenstande angemessene Lieblichkeit gegeben. Daß aber Konrad die wahre Größe Gottfrieds nicht verstanden hat, zeigt sich darin, daß er, dem Vorgange anderer höfischer Dichter folgend, sich in Beschreibungen und Schilderungen gefällt, und nicht bloß diejenigen Gegenstände mit Liebe ausmalt, welche von wesentlicher Bedeutung für die Entwickelung der Begebenheiten sind, wie z. B. den Garten mit seinem wunderbaren Baume und seiner bezauberten Quelle, sondern auch untergeordnete Erscheinungen, deren weitläufige Schilderung ermüdet und den raschen Fortgang der Begebenheiten hindert. Denn davon haben weder Konrad, noch die meisten andern höfischen Dichter einen Begriff, daß der Dichter, wie der Maler, Licht und Schatten vertheilen, das Einzelne nach Umständen bloß andeuten und skizziren, Anderes dagegen durch genaueres Eingehen hervorheben, überhaupt die Erzählung der Begebenheiten nach ihrer Bedeutsamkeit abgrenzen müsse; er hat mit so vielen andern Dichtern des Mittelalters den von mangelndem oder wenigstens ganz unausgebildetem Kunstsinn zeugenden Fehler gemein — nur Gottfried macht auch hierin eine Ausnahme — daß alle Begebenheiten, die wichtigsten, wie die untergeordneten, mit der nämlichen Breite dargestellt werden, wodurch die Dichtungen Aehnlichkeit mit den Gemälden erhalten, denen die Perspektive fehlt. Und so darf man auch die meisten damaligen Dichter nicht sowohl nach der allgemeinen Wirkung ihrer Gedichte, als vielmehr bloß nach den Einzelnheiten derselben beurtheilen, auf welche allein sie auch Kraft und Talent verwendet haben. So haben sie, wie wir uns schon öfters zu überzeugen Gelegenheit hatten, bei ihren Nachbildungen fremder Gedichte ihre Verbesserungen meistens auf das Einzelne beschränkt, wobei sie allerdings oft bewundernswürdigen Takt und ächt poetischen Sinn an den Tag legten: sie haben hie und da einen Zug hinzugefügt, einen andern weggelassen, an einem dritten Orte haben sie einen Gedanken des Vorbildes mit größerer Schärfe aufgefaßt und dargestellt, seltner dagegen den weitschweifigen Ausdruck in eine gedrängtere Form gebracht. Darauf wird sich auch wohl Konrads Thätigkeit beschränkt haben. Da wir sein Vorbild nicht kennen, läßt sich freilich hierüber Nichts mit Bestimmtheit sagen; dürften wir aber den französischen Prosaroman von Fleur und Blanchefleur für eine unmittelbare Nachbildung

des altfranzösischen Gedichts halten, so würde sich aus demselben zum Theil entnehmen lassen, was Eigenthum des deutschen Dichters ist; und unter den mannigfaltigen Abweichungen würden mehrere dem deutschen Dichter zum Lobe gereichen. Wir führen nur die Stelle an, in welcher Konrad von den Kinderjahren der beiden Liebenden und von ihrer aufkeimenden Liebe berichtet, wovon der französische Roman Nichts weiß. Die Stelle hat zwar einen weichlichen, sentimentalen Beigeschmack, ist aber doch, dies abgerechnet, von der größten Lieblichkeit.

Wiedersehen.

Nû kam der sælige tac,
der im ez allez widerwac,
swaz er leides ie gewan:
dô genôz er sînes man,
der grôze triuwe an im begienc.
Mit zühten er in wol enpfienc,
als ob er wære sîn kneht,
daz noch getriuwes mannes reht
wider sînen herren ist.
Nû vernement spæhen list,
wie er daz erdâhte,
unt wie er Flôren brâhte
in den turn mit gewarheit.
Er hâte rôsen geleit,
schœne bluomen unde gras,
als ez den frouwen liep was,
in alte körbe wîte;
wan ez was in der selben zîte
aller bluomen ursprinc.
Dâ mit barc er den jüngelinc
in der körbe einen.
Wie möhte er baz erscheinen
sîne triuwe wider in?
Die bluomen sande er dar in
den frouwen al gelîche,
unt hiez bescheidenlîche
zwêne sîne knehte
disen korp vil rehte
Blanscheflûr der schœnen tragen:
er kunde ez in wol undersagen,
daz sie niht vermisten,
und daz sie rehte wisten
die rehte kemenâten.
Die boten iesâ tâten,
als sie der torwarte hiez;
und dô er sie dar in verliez,
unde in ûf entslôz die tür,
dô schiht er die andern für
und dise zwêne hinden.
Dô sie begunden enpfinden,
daz sie geladen wâren vaste,
wan sie unter dem laste
ze berge hâten ungemach,
einer zuo dem andern sprach:
„Got gebe sîme halse leit,
der uns sô vil hât ûf geleit,
unde uns sô überlüede;
wir wurden nie sô müede
von sô vil rôsen, noch sô laz.
Ich wæne, sie wurden naz
gelesen in dem touwe;
wan ir hât mîn juncfrouwe
lieber naz, dan trucken:
swie harte sie uns drucken,
ir enist doch niht ze vil.
Disiu fröude und diz spil
wirt uns al ze sûre.
Ich weiz wol, swie sî trûre,
sô sî dise rôsen siht,
daz ir liebe dran geschiht.“
Nû kam ez von geschihte,
daz sie niht gerihte
ze der kemenâten kunden;
in eine, die sie funden
dâ bî nâhe stânde,
dar in kômens gânde,
frô, daz sie der bürden
dâ erlœset würden,
als sie einander jâhen.
Dar inne sie sâhen
eine maget wol getân;
der antwurten sie nâch wân
den korp mit bluomen in schalle.
Sie und die boten alle,
die dar ûf wâren gesant,
karten umbe sâ zehant,
dô sie dô getâten,
daz sie ze tüende hâten.
Diu wünneclîchen megetîn
durch der niuwen bluomen schîn
und durch der rôsen minne
erfröuten sich dar inne
frî vor allen sorgen.
Flôre lac verborgen
in dem korbe unverzaget:
wan er hôrte eine maget,
diu zuo den bluomen kam
über in gânde, unde nam
die niuwen rôsen in die hant:
alsô schiere er des enpfant,
dô spranc er ûf enbor,
als sîn meister dâ vor
durch sîne liebe underrihte.
Als er dô ûf geblihte,
unt Blanscheflûr niht ensach,
er enwiste, wie im geschach:
sô harte erschrac er unde erkam,
daz er als ein kint vor scham
glimpfes niht enhâte;
wan daz er doch vil drâte
aber an die selben stat
wider in den korp getrat,
unt zôch die bluomen über sich.
Sehent, daz was erbermeclich:
wan dô hæte er wol gesworn,
daz er müeste sîn verlorn,
unt sô verraten wære:
do enwiste er niht der mære,
noch der fremden geschiht.
Diu maget enwiste niht,
daz ieman lac darunder;
dâ von ist ez niht wunder,
obe sî ouch harte erschrac:
wan daz sî guoter sinne pflac,
unde wol was bedâht,
sî hæte alle die brâht,
die in dem turne wâren, dar.
Nû was aber sî vil gar
bescheiden, hübesch unde wîs:
ez was diu getriuwe Clârîs,
Blanscheflûren gespil,
die ich iemer prîsen wil

daz sî niht lûte erschrê;
wan si engesach in nie mê,
unt was manne ungewon,
wan daz ir Blanscheflûr dâ von
dicke hâte geseit,
waz sî nâch Flôren erleit,
unt wie sî durch in wart versant.
Dar an gedâhte sie zehant,
unt wolde in niht vermæren,
ê sie von den mæren
ein wârheit befunde
ûz Blanscheflûren munde.
Niht lenger sî dô beite,
wan sî mahte gereite
komen in ir kemenâten
ze einer tür, die sie hâten
enzwischen in gemeine,
wan ein want alters eine:
sô wârens wol sô næhe,
daz ein die ander sæhe,
unt wol spræche wider sî.
Alsô nâchwendeclîchen bî
waz ez under in gewant,
daz sie mit der einen want
wâren underscheiden.
Under in beiden
was gelobet und ir site,
daz ir dewederiu vermite,
swaz sî mære befunde,
daz si es an der stunde
ir gespilen verjæhe:
diz was ir beider spæhe
ze guoter gesellen wîs.
Durch daz îlte Clârîs
ir gespilen sagen mære,
wie gemellîche ez wære
mit den bluomen ergangen.
Dô vant sî sî bevangen
mit herzeclîchen riuwen,
wan sî begunde niuwen
in ir herzen den gedanc,
daz dannoch sô unlanc
was unze zuo dem tage,
den sî vorhte von sage,
unde want ir hende,
daz si in dem ellende
verliesen solde ir êre.
Daz rou sî alsô sêre,
daz sî hâte lützel ahte
umb der bluomen gesmahte,
noch zuo deheiner slahte spil;
dâ für sî iemer wil
haben sêre und ungemach.
Alsô Clârîs daz ersach,
si sprach hübeschlîche zir:
„Trût gespil, was wirret dir?
zwiu trûrest dû sô harte?
Sich her unde warte,
waz hie bluomen vor dir stât,
die uns aller sorgen rât,
wan dir eine, hânt getân!
Wie maht dû iemer verlân,
sô wir alle frô sîn,
daz doch der sorgen dîn
niht geminren mac ein teil!
Sô dir Got, lâ'z an ein heil:
gedenke in dîme muote,
daz Got der rîche, der guote,
aller dinge hât gewalt.
Des gnâde sint sô manicvalt,
daz er an dir niht missetuot:
er hât dich unze her behuot;
des habe ouch für baz zuoversiht;
sô enkan dir niemer niht
lasterbæres widervarn.
Wiltu noch der bluomen dich bewarn?
trût gespil, jâ wirst dû frô!“
Dô sprach Blanscheflûr alsô:
„Der rede solt dû mich erlân!
Mit bluomen sol niemen hân
fröude noch wünne,
der niht erdenken künne,
wan herzelîcher swære.
Bluomen sint mir unmære,
unt swaz ze fröuden ziuhet,
die wile mich daz fliuhet,
daz rehtiu fröude heizet.
Der bluomen schîn reizet,
daz sich fröude mêret,
unt trûren dan verrêret,
dâ ez frô herze findet.
Swer sich fröuden underwindet,
der sol wizzen war umbe:
fröude trüebe unde tumbe,
diu nimet schiere ein ende.
Niemer missewende
mir mîn trûren, trût gespil;
jâ ist ez nâhe deme zil,
alsô dû wol selbe weist,
daz ich fürhten aller meist,
daz ich den amiral nemen muoz.
Doch getuon ich mir des buoz,
ê ich kome zuo der nœte,
wan ich mich selbe tœte,
ê ich iemer man gewinne.
Sît ich an Flôren minne
leider gefælet hân,
sô lebe ich âne trôstes wân,
und enruochet mich, wie ez gât,
wer bluomen oder fröuden hât.“
Dô sprach Clâris aber sâ:
„Trût gespil, die rede lâ!
Durch dîne güete gewere mich
einer bete, diu ist bettelich;
daz dû mir ze minnen
mîne kemenâten innen
unde mine bluomen sehest.
Dâ wil ich, daz dû mir verjehest,
swes ich dich gefrâge:
daz enlobe eht niht ze trâge;
wan ich lâze dich gesehen,
sol dir iemer liebe beschehen
von deheiner slahte dinge,
daz dîn gemüete wirt ringe
von eime bluomen, den ich hân:
der ist sô rehte wol getân,
daz ist gar âne lougen,
daz dû mit dînen ougen
niht schœners gesæhe.
Er ist tiure unde spæhe
unde hie vil unerkant;
wan ez kam in diz lant
nie deheiner mêre.
Durch dîn selbes êre
sô lâ mich dich erbiten.
Ez wære schedelich vermiten,

ob ez ungeschehen blibe,
daz dir doch dîn leit vertribe,
und dir mehte gemachen
lîhte ein süezez lachen
unde ein fröude sô getâne,
daz dir nâch mînem wâne
niemer rehte liebe geschiht,
ensihest dû den bluomen niht.“
Daz flêhen unde diu bete;
daz ir Clârîs getete,
daz gienc in einen stein,
und in ir herze al ein;
wan sî hâte sich bewegen,
si enwolde niemer gepflegen
deheiner fröuden überal,
durch daz sî der amiral
wolde nemen ze wîbe,
daz sî mit ir lîbe
niemer wânde überwinden.
Clârîs wolde niht erwinden,
sî enbræhte ez an ein ende,
unt nam sî bî der hende,
unde sprach wider sî:
„Als liep, alsô dir Flôre sî,
den dû in dîme herze treist,
alsô du mir dicke seist,
daz dû nach ime senest dich,
sô ganc sant mir unde sich
ein dinc, daz ih dir zeige.
Dû bist durch daz niht veige,
weder minre, noch mê,
dir beschehe baz, danne ê:
sô geschiht dir niht wirs.
Wilt dû, ich setze dirs
mîne triuwe für ein pfant.“
Dô was sî alsô hôh ermant,
daz sî se hâte erbeten.
Sî wære für baz getreten
durch Flôren in die helle;
wan er was ir geselle
dô mit ganzen triuwen;
daz ensol sî niht beriuwen.
Bî handen sie sich dô gefiengen,
die gespilen beide, unt giengen
zuo den bluomen schouwen.
Und dô die juncfrouwen
zuo kâmen gânde,
dâ sie den korp funden stânde,
dô wart es Flôre gewar,
wan er hâte vernomen gar,
waz sie retten unde tâten
in der andern kemenâten,
diu dâ stuont nâhe bie,
alsô ir hânt vernomen hie,
unde hôrte sie wol komen.
Dô was ime gar benomen
der zwîvel ûz dem muote,
dô Clârîs, diu guote,
Blanscheflûr nande,
dâ bî er wol erkande,
daz er rehte was gevarn.
Wie mehte er lenger gesparn.
alsô wol im was beschehen,
er enlieze sich dâ sehen,
swie ime joch gelunge.
Gâhes zeime sprunge
spranc er ûf den esterich.
Dô underkanden sie sich,
diu gelieben, sâ zehant:
in beiden vil nâch geswant,
dô sie sich undersâhen:
sie begunden gâhen
zuo einander widerstrît.
Sehent, daz was ein sælic zît
unde ein tac vor allen tagen,
dô der korp dar ûf getragen
mit dem lebenden bluomen wart;
wande dâ von nâm sîn vart
ein wünneclîchez ende:
diu nu lange was in ellende,
diu ist von sorgen nû erlôst,
wan sî siht ir leides trôst.

Heinrich von dem Türlin.

Gegen 1230 verfaßte Heinrich von dem Türlin, der, wie der schon erwähnte Ulrich von dem Türlin, wahrscheinlich aus Kärnthen stammte, nach Chrétien von Troyes ein großes episches Gedicht, die „Krone“, oder, wie Rudolf von Ems es nennt, „aller âventiure krône“, in welchem er alle von den verschiedenen Dichtern besungenen Abenteuer der Ritter der Tafelrunde zu einem Ganzen vereinigte, was auch, wie wir durch Rudolf von Ems in der schon erwähnten Stelle erfahren, ein früherer Dichter, Gottfried von Hohenlohe, versucht hatte, dessen Werk jedoch verloren gegangen ist. Wenn schon die Gedichte, welche die Abenteuer einzelner Helden erzählen, durch die übermäßige Anhäufung von Begebenheiten und wunderbaren Abenteuern alle Uebersichtlichkeit verlieren, so muß dies bei dem Versuche, alle diese Abenteuer zu vereinigen, in noch weit höherem Grade der Fall sein, und ein solches Gedicht muß zu einem übermäßigen Umfange anwachsen. Man gibt an, daß Heinrichs Krone, welche noch ungedruckt ist, gegen 30,000 Verse stark sei; erwägen wir aber, daß eine daraus bekannt gemachte Episode, die Sage vom Zauberbecher, allein schon über 2200 Zeilen einnimmt, daß Heinrich von dem Türlin, wie sich aus diesem Bruchstücke ergibt, nicht weniger breit und weitschweifig erzählt, als andere Dichter, und daß er endlich manche Abenteuer mit geringen Abweichungen zwei und dreimal wiederholt, so muß sein Gedicht wohl noch von weit größerem Umfange sein, als angegeben wird. Heinrich liebte überhaupt das Ungeheuere und Uebertriebene, er gefiel sich ganz vorzüglich in der Darstellung solcher Abenteuer, welche das Wunderbare noch überboten, und wenn ihm die früheren Dichter die Begebenheiten nicht schon in dieser Uebertreibung überlieferten, so folterte er seine arme Phantasie so lange, bis es ihm gelang, die einfache Thatsache zur abenteuerlichsten Seltsamkeit hinaufzuschrauben. Sein Gedicht hätte dadurch wenigstens Werth erhalten können, wenn es uns einzelne sonst unbekannte Züge und Begebenheiten aus dem bretonischen Sagenkreise mitgetheilt hätte; allein es ist auch dies nicht einmal der Fall. Wie er Alles zur Uebertreibung steigert, so auch die Erzählungen von den Liebesverhältnissen seiner Ritter, in welchen er die frühern Dichter an Gemeinheit und Rohheit zudem noch weit überbietet. Dabei entschädigt er uns keineswegs durch eine schöne Darstellung; sie ist vielmehr trocken, langweilig und bis zur Unbeholfenheit steif. Dem Wirnt von

Gravenberg nachahmend, schließt er die Abschnitte seines Gedichts mit einem dreifachen Reim; aber er hat so wenig Sinn für diese schöne und wirkungsvolle Form, daß er nicht ansteht, diesen dreifachen Reim mitten in einem Satze anzubringen und dadurch die ganze Wirkung desselben vollständig aufzuheben.

Die erwähnte Episode gibt allein schon Zeugniß, wie wenig Heinrich im Stande war, einen an sich gar nicht widerspenstigen Stoff poetisch zu behandeln. Einst, so lautet die Erzählung, kam an den Hof des großen Artus ein Bote des Königs Priure mit dem Auftrage, ihm einen Zauberbecher zu übergeben, aus welchem Niemand, der in der Liebe untreu sei, es sei eine Frau oder ein Ritter, trinken könne, ohne sich zu begießen. Wenn irgend Jemand gefunden würde, fügte der Bote hinzu, den der Becher des Falsches ledig sage, so solle derselbe dem König gehören. Nun ward die Probe angestellt; aber alle, die aus dem Becher tranken, Ritter und Frauen, selbst die Königin Ginevra, mußten zu ihrer nicht geringen Scham sehen, wie der Wein sich aus dem Becher ergoß und ihre Kleider benetzte. So oft der Trunk mißlungen war, machte Kay seine hämischen Bemerkungen. Doch endlich kam auch die Reihe an ihn; aber ehe er noch den Becher anfaßte, spritzte der Wein heraus und begoß ihn von oben bis unten. Nur dem König allein gelang der Trunk, auch überließ ihm der Bote den Becher. — Diese Geschichte hat die größte Aehnlichkeit mit der vom Zaubermantel im Lanzelet (s. oben S. 350), aber so ungenügend Ulrichs von Zazikhoven Darstellung auch immer sein mag, und um so viel roher und unbeholfener seine Sprache ist, so hat seine Erzählung doch mehr Leben und Mannigfaltigkeit und ist schon deshalb vorzuziehen, weil sie nicht so unmäßig in die Länge gezogen ist. Daß es Heinrich von dem Türlin an poetischem Talente fehlte, zeigt sich vor Allem darin, daß er die schon durch den Stoff gegebenen Verhältnisse nicht lebendig zu entwickeln vermochte. Er hatte die beste Gelegenheit, alle die einzelnen Ritter der Tafelrunde, die aus dem Zauberbecher tranken, in scharfen Zügen zu schildern, und durch die Bemerkungen des Seneschalls Kay dem Ganzen mannigfaltige Bewegung zu verleihen; aber statt diesen, wie es die Sache mit sich brachte, als einen scharfen Beobachter von übersprudelndem Humor zu zeichnen, begnügt er sich, ihm einzelne hämische Bemerkungen in den Mund zu legen, die weder witzig sind, noch dem Charakter der gehöhnten Ritter entsprechen. In dieser Episode befindet sich jedoch eine literarisch merkwürdige Stelle, in welcher Heinrich das Lob Hartmanns und anderer Dichter besingt. Je ungenügender die Nachrichten sind, welche wir von den mittelhochdeutschen Dichtern, ihrem Leben und ihren Werken haben, desto mehr Beachtung verdienen die Stellen der gleichzeitigen Gedichte, in welchen von ihnen die Rede ist, weshalb wir auch diese hier unten mittheilen *).

Dichterlob.

Ob ich daz reine gesinde,
daz mit dem sælden kinde,
dem künige Artûse was,
als ich ez vil dicke las
an Êrecke, nande,
den von der Swâbe lande
uns brâhte ein tihtære,
ich weiz wol, daz ez wære
überic und unlobelich:
umb die rede sô hân ich
die ungenanten genant,
die vil lîhte unbekant
meister *Hartman* wâren:
oder er wolt bewâren
ein valsch nâchreden dar an,
daz vil lîhte tæte ein bœser man,
der niht wan bœse mêret,
als in sîn natûre lêret.
Daz kunde er wol bedenken;
in enmohte niht lîhte bekrenken
ein man, der zweier zungen pflac,
und der vil bittern nâchslac
hinden nâch dem manne sleht,
und im vorne ab die schande tweht:
des was er alles vollekomen.
Der Got, der uns in habe genomen,
der müeze in ze ingesinde haben,
und werde nimmer ab geschaben
von des lebens buoche.
Der himelsche künic geruoche,
daz er der sêle lône
mit unverwerter krône,
unt müeze im mit al vergeben,
swaz er ie in disem leben
getæte wider sîn hulde;
wan von der werlt schulde
geviel der sêl diu missetât,
der der lîp gedienet hât
mit tugentrîchem sinne.
Des himels küniginne,
diu muoter ist unt maget,
ze der genâden sî geklaget,
ob der sêle iht gewerre.
Vater, sun unt herre,
guot, wîstuom unt gewalt,
Got einer in der drivalt,
erhœre umbe in, rîcher Krist,
diu dîn tohter und dîn muoter ist,
und ein tûbe âne galle,
daz sîn sêle iht gevalle
in deheinen tœtlîchen last;
wan du selbe gesprochen hast:
„Swer mîn vor der welt vergiht,
unde an mir verzwivelt niht,
daz selbe im von mir geschiht.“
Solhe klage und diz gebet,
daz ich daz ie getet,
daz sol man niht vür wunder hân:
wan sô der reine Hartman
mîn herze besitzet,
sô kaltetz unde switzet,
unt bristet unde krachet.
Sîn tugent mir daz machet,
der er bî sîner zîte pflac.
Owê, tœtlîcher slac,
wie du an im hâst gesiget,
daz er in touber molten liget,
der ie schein in vreuden schar!
Hartman unde *Reimâr*,
swelch herze nâch werltvreuden jeit,

*) Zum Verständniß des Eingangs diene die Bemerkung, daß der Dichter unmittelbar vorher eine große Zahl von Rittern genannt hat, welche alle aus dem Becher getrunken hatten.

(wan dar nâch ir lêre streit),
die müezen si von schulden klagen.
Si habent in vor getragen
tugende bilde unt werde lêre.
Swer wîbes lop unde ir êre
sô vürder, als sî tâten,
der ist unverrâten
von mir wider wîbes namen.
Si kunden stillen unde zamen,
swaz von nîde valsches flouc:
swâ man wîbes güete belouc,
dâ stuonden dise zwên ze wer
wider der valschære her.
Wîbes güete, dir ist geschehen,
kundestuz ze rehte spehen,
daz dir nie grœzer schade geschach:
dîn lop wirt val unde swach,
wan si valwent lîplôs,
an den diu freude ir reht verlôs,
unt wîbes freude aller meist.
Ouch muoz ich klagen den *von Eist*,
den guoten *Dietmâren*,
und die andern, die dâ wâren
ir sûl und ir brücke:
Heinrîch von Rücke,
und von *Hûsen Fridcrîch*,
von Guotenburc Uolrîch.
und der reine *Huc von Salzâ*.
Got, der mûez si setzen dâ,
dâ ir sêle gnâde habe.
Für war si dirre werlte habe
mit solher zühte bouten,
swâ si des ie getrouten,
daz si daz beste tæten.
Daz wart mit solhen stæten
sô getân, daz dâ an in
nie geviel schanden gewin:
wis in, Got, als ich in bin!

Wigamur.

Von nicht größerem Werth, als die Krone Heinrichs von dem Türlin ist der „Wigamur, der Ritter mit dem Adler", ein Gedicht aus dem bretonischen Sagenkreise, dessen Verfasser unbekannt ist, da er sich nicht nennt und er auch von andern Dichtern nicht erwähnt wird. Das Gedicht mag gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts entstanden sein, doch hat es sich nur in einer viel spätern Handschrift erhalten, welche vielleicht den ursprünglichen Text nicht bloß in Bezug auf die Sprache verändert, welche der im fünfzehnten Jahrhundert gebräuchlichen so gut als möglich angepaßt ist. Ob die niederdeutschen Formen, die in dem Gedichte vorkommen, dem ursprünglichen Verfasser oder dem spätern Abschreiber und Bearbeiter zuzuschreiben sind, wird ungewiß bleiben, so lange sich keine ältere und bessere Handschrift des Gedichtes vorfindet. Trotz der Umgestaltung, welche die Sprache erhalten hat, liegt der größte Werth des Gedichts doch in der Darstellung, in welcher der Dichter den Hartmann nachzuahmen suchte; in Bezug auf die poetische Behandlung des Stoffs läßt sich dagegen nicht viel Rühmliches sagen: das Gedicht besteht, wie so manches andere, in nichts Anderem, als in einer rohen Anhäufung von mannigfaltigen Abenteuern, die mit ermüdender Breite geschildert sind und auch nicht einmal den Reiz der Neuheit haben; vielmehr begegnen wir bei jedem Schritt solchen, die bald dem Iwein, bald dem Parzival, bald wiederum andern Gedichten nachgebildet sind, und eben so finden sich Schilderungen von Wundern oder Zaubern, die an ähnliche in früheren Dichtungen erinnern. Uebrigens ist der Wigamur wahrscheinlich nach einem französischen Gedichte bearbeitet; jedoch findet sich auch darüber keine bestimmte Andeutung.

Es wäre ermüdend, einen auch noch so kurzen Auszug des Inhalts zu geben; es genügt, die wichtigsten Umstände herauszuheben. Wigamur, der Sohn König Paltriots, wird diesem als Kind von einem wilden Meerweib geraubt, dem es wiederum ein gräuliches Meerwunder entführt. Er wird von diesem erzogen und in allen Dingen unterrichtet, die einem jungen Ritter zukommen, „es lehrte ihn Tugend und Lebensart, Singen und Saitenspiel Und andere schönen Dinge viel, Fechten und springen, Laufen und ringen". Als Wigamur herangewachsen war, sagte ihm das Meerwunder, daß er als Kind geraubt worden sei, und gab ihm die Erlaubniß, hinzugehen, wohin er wolle Mit der Welt unbekannt, wie Parzival und Lanzelet, kommt ihm Alles seltsam vor, aber ob er gleich nicht gelernt hatte, ritterliche Waffen zu führen, verschafft er sich doch bei der ersten Gelegenheit eine Rüstung und ein Pferd, auf welchem er sich seltsam ausnehmen mochte, da er, des Reitens unkundig, sich am Sattelknopf halten mußte. Aber dies hindert ihn nicht, den ersten Ritter zu besiegen, der ihm entgegenkommt; dieser verspricht ihm, wenn er ihm das Leben lasse, sein Mann zu werden und ihm unterthan zu sein, was Wigamur nicht versteht. „Nun sage mir, wie du dies wollest thun," frug er ihn, „daß du willst mein Mann sein, und ich doch ein Weib nicht bin?" Der Ritter gibt ihm Aufklärung; Wigamur zieht weiter, kommt in eine zerstörte Burg, in welcher er eine schöne Jungfrau findet, von der er lernt, wie er die Rüstung an- und ausziehen und das Pferd zäumen müsse. Nun ist seine ritterliche Erziehung vollendet, und er ist fähig, die furchtbarsten Abenteuer zu bestehen. Wie dies Alles offenbar dem Parzival und zum Theil dem Lanzelet abgeborgt ist, so erinnert die später folgende Beschreibung eines Zauberbrunnens mit einem wunderbaren, immer blühenden Baume an Flore und Blanscheflur. Ohne Zweifel dem Hartmann nachgebildet ist dagegen das Abenteuer mit dem Adler, der aus Dankbarkeit dafür, daß Wigamur ihn von einem Geier befreit hatte, dem Ritter von nun an immer folgte. Wenn aber der Löwe bei Iwein durchaus keine müßige Figur ist, da er seinem Lebensretter nicht bloß folgt, sondern ihn auch oft durch seine gewaltigen Klauen aus drohenden Gefahren rettet, so ist dagegen Wigamurs Adler das überflüssigste Geschöpf von der Welt, da der Dichter Nichts von ihm zu berichten weiß, als daß er dem Ritter von Land zu Land nachflog. Und um sogleich noch Aehnliches zu erwähnen, so stimmen die Lehren, welche Paltriot dem wiedergefundenen Sohne gibt, als er ihm sein Reich überläßt, so genau mit denen überein, welche Gawain seinem Sohne Wigalois ertheilt, daß man auch hier an eine Nachahmung denken muß, zumal im Verlaufe des Gedichts gar manche Sentenzen eingestreut sind, die an Wirnt erinnern, z. B. wenn er von einer ohne die Begleitung durch die Lande reitenden

Jungfrau sagt, es sei zu jenen Zeiten Sitte gewesen, daß Niemand einem Weibe Etwas that, sie vergönnte es ihm denn gerne, setzt freilich der Dichter des Wigamur hinzu, der die höfische Sitte und Minne wohl kannte. Der Ritter mit dem Adler thut Wunder der Tapferkeit, schlägt Kronen und Reiche aus, weil ihm seine Abkunft nicht bekannt sei, und er es für seine Pflicht halte, bis zur Entdeckung derselben umherzuziehen und Abenteuer aufzusuchen. Auf seinen Fahrten kam er in ein Land, um das seit langer Zeit zwei Könige kämpften, Atroklas und Paltriot; Wigamur bietet dem ersten seine Dienste an; er soll hierauf mit seinem Vater kämpfen, aber ehe der Zweikampf beginnt, verlangt Paltriot Namen und Herkunft seines Gegners zu wissen, was denn zur Erkennung führt. Beide Könige schließen Frieden, der dadurch besiegelt wird, daß Wigamur des Atroklas Tochter, die schöne Dulciflur, zum Weibe nimmt. Nun würde man den Schluß des Gedichts erwarten, denn Wigamur hat ja seinen Vater wiedergefunden, dieser hat ihm die Regierung abgetreten, und die Tapferkeit des jungen Ritters ist durch die Hand der schönsten und reichsten Gemahlin belohnt; allein, wie wir schon bei andern Dichtern gesehen haben, so kann auch der des Wigamur kein Ende finden. Er weiß noch allerlei Abenteuer, die er bisher noch nicht anzubringen Gelegenheit hatte; es muß daher der Faden noch weiter ausgesponnen werden. In einem Turniere besiegt er einen Ritter, der ihm dann aus Rache die schöne Dulciflur raubt; Wigamur eilt ihm nach, besteht einige Abenteuer, und erfährt endlich, daß der Räuber zu einem Turniere reiten wolle, wo er durch seine Mannhaftigkeit die Liebe der ihn hassenden Dulciflur zu gewinnen hoffe. Sogleich eilt Wigamur in die Stadt, wo das Turnier gehalten werden sollte, läßt aber seinen Adler zurück, um nicht erkannt zu werden. Bald erkennt er den Räuber; er sprengt auf ihn ein, wirft ihn nieder, bemächtigt sich sodann der schönen Dulciflur und reitet mit ihr in die Burg ihres Vaters zurück, wo sie mit großen Freuden empfangen werden.

Wigamur erhält von einer Jungfrau Unterricht.

Als nu Wigamur ûf daz ros gesaz,
dâ kunt er niht vil baz
dan er noch dâ vor reit;
doch was sîn herz vil gemeit,
daz im so rîch âventiure
von dem ritter ungehiure
wider farn was an diser stunt.
Daz ros, daz begunt
wider kêrn ûf die slâch,
gen der burc was im gâch,
die nu dort stuont verbrant,
wan ez dicke ê dâ vant
warmen stal unt spîse hort,
die wîle sîn here Lupindrafort
mit gesundem lîbe lebte
und der burc phlegte.
Diu strâze was im wol bekant,
und da ez niemen dâ vant,
dâ fuor ez vaste über den graben:
ez het den wol gebornen knaben
ûf die erde gevellet nâch,
wan im daz heil geschach,
daz ez den bere ûf spranc,
und ez durch die lüfte tranc,
daz ein ast den zoum gevienc,
und daz ros behabte hienc,
daz ez nu stille stuont dâ.
Wigamur sprach sâ:
„Holz, du hâst mich gelêrt wol,
des selben ich dir volgen sol.“
Deu zoum er mit der hant gevienc,
er zoch daz ros, daz ez gienc
an dem weg unt rehte reise;
der sinnen gar ein weise
ze guoter mâze er dâ reit,
daz ungeverde er gar vermeit.
Diu burc was gar ein fiur,
die knaben wâren gar tiur,
die im engegen solden gâhen,
oder den stecreif solden enpfâhen.
Er vant die burc lære,
wan die burgære
wârent alle gelegen tôt:
der wec was von bluote rôt.
Ûzerhalp vor dem tor
was gemachet enbor
ein vil kleinez kæmerlîn,
dar în mochte wol sîn
des wahtæres wîp gewesen:
daz was vor dem fiur genesen.
Sîn ros er dar under bant,
der herberge er sich dâ under want:
er wolt selbe dâ wirt sîn.
Er vant ouch stên dâ einen schrîn,
dar in was vuoters gnuoc;
für daz ros er daz truoc.
Ouch zwei brôt er dâ sach;
daz gesinde het dâ guot gemach.
Die naht wold er beliben dâ,
er enwest niht anderswâ.
Der wilde, der reine
was dâ al eine:
umbe die burc gienc er schouwen:
ein schœne juncfrouwen
vant er dâ al eine sitzen;
Wigamur mit kleinen witzen
aldâ zuo der juncfrouwen gienc;
mit grôzen vorhten sie in enpfienc.
Sie was hübeschlich getân:
von rôtem scharlach het sie an
rock unde ouch corsît
wol gesnitten unde wît;
ein liehte rêch was dar unde.
Mit rôsenvarwem munde
was diu schœn juncfrouwe clâr.
Der tumbe kam gegangen dar;
er sprach: Wer sît ir unverzaget?“
Sie antwurt im: „Ich bin ein maget.“ —
„Nu sagent mir, wie heizent ir?“
Si sprach: „Pioles, daz glaubent mir.“ —
„Waz tuot ir hie al eine?“ —
„Dâ sitze ich unt weine.“ —
„Frouwe, waz ist iuch geschehen?“ —
„Grôz leit, daz muoz ich jehen.“ —
„Wolt ir, frouwe, daz ieman sagen?“ —
„Jâ hêrre, ich mac wol klagen
unde iemer weinen,
wan nû trôst neheinen
enbringet mir man, noch wîp.
Owê, daz ich mînen lîp

ze der werlte ie gewan,
daz ich ersterben niht enkan!
Gar vergezzen hât mîn Got;
âne trôst ist mîn nôt:
der tôt muoz es enden.“
Mit iren wîzen henden
zuo den brüsten sie sich sluoc;
leides hete sie genuoc.
„Owê, waz moht mir mê gesîn?
Mîn muoter was von Gysmâsmalîn,
mîn vater was künec von Rîflanz,
ir beider êr was vil ganz.
Si heten kindes niht, wan mîn;
dar zuo der künec von Vordîn,
des hant bejaget manegen prîs,
der solt wesen mîn amîs:
ûz mîns vaters hûs er mich nam.
Als er in disen walt kam,
ein ritter saget im mære schier,
wie ein turnei was ze Pelrapier:
mit im vil ritter begunden rîten:
sîner wider vart wolte ich erbîten.
Der wirt, der der bürge wielt,
durch Sant Pêter er mich behielt:
Nû ist im missegeschehen.
Als ir selbe habt gesehen,
sîne burc muose gar verbrinnen,
ûzen und ouch innen;
sîne liute ligen alle tôt
von fiur unt von swertes nôt;
er selbe ist gevangen,
oder in hât vil lîhte erhangen
der künec von Toloîr.
Den sült ir clagen mit mir,
ob ir sint sô gehiure.
Secht, in dem selben fiure
ligen zwô juncfrouwen tôt,
diu herzogin von Libranôt,
diu ander was von Grabalmontôys,
der herzogin swester von Lôgrôys,
diu dises hûses frouwe was.
Owê, daz ich ie genas!
Nu enweiz ich, wâ ich hin kêre.
Alles guotes enhân ich niht mêre,
wan als ich hie stândent bin,
und ein guldîn vingerlîn,
daz ich hie an der hant hân.“
Dô sprach aber der sinlos man:
„Liebe frouwe, gehabt iuch baz!“
Im wurden die ougen vor jâmer naz.
Wigamur der guote
trôst dâ ir gemüete
als verre, als er mohte
unt sîner sinne witze tohte:
er bat die maget ûf stân,
unt mit îm in daz hûs gân:
„Wir sîn hiute wol berâten;
brôt unde ouch ein brâten
haben wir hiute ze spîse.“
Sîner torheiten wîse
wart sie schiere gewar;
diu maget sprach aber dar:
„Welt ir hiute hie bestân,
sô dunket mich daz guot getân,
swenne ruowe dâ lützel was:
erschüttet dâ abe den harnas!“
Noch in dem harnasch beleib der man.
„Frouwe,“ sprach er, „ich niht enkan
dâ von enblœzen mich,
und disem ros enkan ich
den rückenhaft enbinden;
ich kan niendert vinden,
daz ich im erlœse den munt.
Ich hân erarnet disen vunt,
da ich ez hiute gesach,
wan ich grôzen ungemach
hiute hân gewunnen.
Mich wundert, ob sie künnen
baz rîten, danne ich:
ez hât nâch ervellet mich.
Doch het ich hiute ez niht angetragen,
sô hette mich erslagen
der ritter ûf der heide.“
Swie in grôzem leide
diu selbe juncfrouwe wære
noch lachet si der mære.
Pioleis, diu maget clâr
mit schœnen zühten gienc sie dar,
dâ daz ros was gebunden;
sie lôste an den selben stunden
die gurt von dem rosse nuo;
Wigamur sach ir eben zuo:
über die ôren zôch sie im den zoum;
Wigamur nam des guoten goum.
Daz harnasch half sie im schüten ab;
dâ was der junc knab
von dem îsen râmvar;
ein wazzer brâhte si im dar,
den râm wuosch si im dan:
dâ was er den rôsen gelîch getân.
Sie sach wol, daz er was von schœner art;
diu schône maget von im dâ wart
vergezzen irs leides ein teil,
und ân aller slahte schanden meil
beliben sie die naht nuo.
Des andern morgens fruo
Wigamur wolde rîten von dan;
diu juncfrouwe begunde aber san
vil jâmerlîch gehaben sich;
si sprach: „Welt ie, herre, mich
erslagen mit iurem swert,
daz ich sô al eine niht wert
leben in disem walde.“
Des antwurt er ir balde;
der junge knab ân sinnen
sprach: „Ir beit mîn hinnen,
ich kum her wider, mich irr dan nôt,
oder ich müeze ligen tôt.“
Der tôre alsô minnielîch,
der was alsô kreften rîch,
so er zuo dem ros gie,
er truckt ez nider ûf diu knie
unt habt ez bî dem bein,
unz diu maget rein
den zoum dar an geleget,
daz ez sich niendert reget.
Sîn harnasch gevienc er nuo,
diu maget half im ouch dar zuo,
daz er sich wâfent dar in.
Er lie sie dâ unt reit hin:
mit trûrigem muote
was diu maget guote;
manegen ougenblic warf sie im nâch,
dâ hin im was vil gâch.
Sie bat im heiles, dâ er reit;
sîn herze ouch niht vermeit;

er gedâhte an daz magetîn,
wie er ir vriunt möhte sîn,
wan er enhet sorgen kein
umbe die maget rein,
wie er vol bræhte die tât,
dâ von ir sorgen wurde rât.

Der Stricker.

Wir haben den Stricker schon als glücklichen und fruchtbaren didaktischen Dichter kennen lernen (S. 191); nicht minder fruchtbar ist er als epischer Dichter. Doch sind seine hieher gehörigen Dichtungen nicht alle von gleichem Werth; während ein Theil derselben sich seinen Fabeln und moralischen Erzählungen würdig anschließt, verdienen andere kaum genannt zu werden. Den ersten Rang nehmen seine kleinen Erzählungen ein, die er, wie seine Fabeln, zum Theil zwar aus fremden, namentlich französischen Quellen schöpfte, aber mit der freiesten und glücklichsten Selbstständigkeit bearbeitete. Nicht wenige hat er jedoch dem Munde des Volkes entnommen, und es sind gerade diese, in welchen sich sein Talent am glänzendsten zeigt. Denn er besitzt in hohem Grade die Kunst, irgend eine kleine Anekdote, eine im Volke lebende Erzählung durch die einfachsten Mittel zu einem lebendigen, theilweise sogar reichen Gemälde zu gestalten, in welchem Begebenheiten und Personen mit gleicher Vortrefflichkeit gezeichnet sind. Alle ohne Ausnahme erfreuen durch gefällige, gewandte und frische Darstellung, die durch den heitern Humor des Dichters nicht wenig gehoben wird. Viele derselben sind übrigens noch ungedruckt, ob sie gleich weit mehr verdienten, aus der Vergessenheit gezogen zu werden, als so manche andere Dichtungen, welche in den letzten Jahren bekannt gemacht wurden. Wir erwähnen hier nur die bedeutendsten: unter den Erzählungen ernsten Inhalts die vom „Richter und dem Teufel", die vom „nackten König", welche später auch von Hans Rosenblüt erzählt und von Hans Sachs dramatisch bearbeitet wurde, und die von „den zwei Königen", und unter den scherzhaften Erzählungen ganz besonders die beiden Schwänke „St. Martins Abend" und den „klugen Knecht", welche beide von Witz und ächtem Humor sprudeln. Am bedeutendsten ist jedoch der „Pfaffe Amis", welcher die andern Erzählungen auch an Umfange übertrifft. Der Inhalt desselben ist in Kurzem folgender: In England lebte einst ein Pfaffe, Amis mit Namen, der eben so freigebig als reich war, und sich dadurch den Neid seines Bischofs zuzog, der es nicht ertragen konnte, daß ein ihm untergeordneter Geistlicher größeren Aufwand mache, als er selbst. Daher verlangte er eines Tags sogar, daß ihm Amis einen Theil seines Vermögens abtrete, was dieser jedoch entschieden verweigerte. Nun wollte ihm der Bischof die Pfründe nehmen, aber Amis bestritt ihm das Recht zu solcher Gewaltthat, da er seinem Amte gebührend vorzustehen wisse, wie sich der Bischof selbst überzeugen könne, wenn er ihn prüfen wollte. Das that denn der Bischof sogleich, indem er ihm allerlei verfängliche Fragen vorlegte, die Amis jedoch mit unerschütterlicher Geistesgegenwart und unter Beurkundung des reichsten Mutterwitzes zum Aerger des Bischofs in solcher Weise beantwortete, daß jener ihm Nichts anhaben konnte. Zuletzt trug er ihm auf, einen Esel lesen zu lehren; aber auch diese Aufgabe löste Amis zur größten Bewunderung des Bischofs, der ihn nun in Ruhe ließ (4). Dies verbreitete aber seinen Ruhm dergestalt, daß er tagtäglich von fremden Gästen besucht wurde, so daß er bei seiner gewohnten Freigebigkeit sein Vermögen immer mehr schwinden sah. Da entschloß er sich, in die Welt zu ziehen und neues Gut zu erwerben, was ihm auch durch seine listigen Streiche in hohem Grade gelang. So predigte er einst in einem Dorfe, wo eben Kirchweihe war, daß er vom heiligen Brandanus, dessen Kopf er als heilige Reliquie zu besitzen vorgab, den Befehl erhalten habe, ein neues Münster zu bauen, und hiezu Gaben von den Gläubigen einzusammeln; jedoch dürfe er, fügte er hinzu, von keinem Weibe Etwas annehmen, das ihrem Manne untreu gewesen wäre. Nun drängten sich aber alle hin, ihm ihre Gaben zu bringen; und welche sich schuldig wußte, gab nur desto mehr, so daß er reichlich einerntete und dasselbe überall wiederholte, wo er hinkam. Nach einiger Zeit begab er sich nach Paris, wo er dem Könige sagte, er könne auf so wunderbare Weise malen, daß nur Ehelichgeborne seine Gemälde sehen könnten. Der König ließ ihm einen Saal anweisen, den er malen sollte, und befahl sogleich, ihn auf das Köstlichste zu bewirthen; der Pfaffe duldete aber nicht, daß irgend Jemand in den Saal komme. Er blieb sechs Wochen lang darin, ohne einen Pinsel anzurühren, worauf er den König einließ, und ihm, auf die leeren Wände zeigend, von den mannigfaltigsten Gemälden berichtete, die darauf stehen sollten. Obgleich der König Nichts sah, stellte er sich doch, als ob sich Alles so verhalte, wie der Pfaffe sagte, weil er die Schande fürchtete. Ebenso ging es den Rittern und Herren, die hierauf eingelassen wurden: alle lobten die Schönheit der Gemälde, von denen Keiner Etwas sah. Amis aber nahm den bedungenen reichen Lohn und ritt davon, denn er befürchtete, es möchte endlich seine Schalkheit entdeckt werden, was in der That auch bald durch einen Narren geschah, der allein den Muth hatte, zu erklären, daß Nichts auf den Wänden gemalt sei, worauf denn nach und nach alle andern eingestanden, daß sie ebenfalls nichts sähen. Aber der schlaue Pfaffe war schon längst weit weg. Er war nach Lothringen geritten, wo er sich für einen Arzt ausgab, der alle Krankheiten heilen könne. Nun waren aber viele Dienstmannen des Herzogs krank, und dieser übertrug dem Pfaffen ihre Heilung. Amis ließ die Kranken alle zu sich kommen und verlangte von ihnen, sie sollten ihm den Siechsten nennen, diesen wolle er dann tödten und mit seinem Blute alle übrigen gesund machen. Da erschraken Alle, und Keiner wollte mehr krank sein. Da sie dem Herzog erklärten, daß sie sich vollständig gesund fühlten, erhielt Amis hundert Marken Silbers zur Belohnung. Unter den übrigen Streichen, die er verübte, heben wir noch die folgenden hervor. Einst kam er in ein Kloster, wo er sich für einen armen ungelehrten Mann ausgab; dabei zeigte er sich aber so fromm und gottesfürchtig, daß ihn der Probst in das Kloster aufnahm und ihn zum Schaffner machte. Nachdem er durch strenges Fasten und Beten das Vertrauen des Probstes ganz gewonnen hatte, sagte er diesem, es sei ihm ein Engel erschienen, der ihn aufgefordert habe, Messe zu lesen; denn sobald er das priesterliche Gewand angezogen

hätte, würde er auch sogleich lesen und singen können. Der Probst führte ihn nun in die Kirche, und Amis begann die Messe zu lesen, so schön, daß Jener darob erstaunte, und das Wunder allen Leuten erzählte. Von allen Seiten eilten Neugierige ins Kloster, um den heiligen Mann zu sehen, der nicht wenig Gaben empfing, mit denen er sich davon machte, als der Zudrang aufzuhören begann. So einträglich alle diese Streiche waren, so wollte er doch noch mehr gewinnen; er rüstete sich, als ob er ein reicher Kaufmann wäre, und fuhr nach Konstantinopel. Dort überredete er einen einfältigen Maurer, sich als Bischof zu verkleiden, und ging mit ihm zu einem Kaufmann, dem er alle feine kostbaren Seidenstoffe im Namen des Bischofs abkaufte. Während Amis mit den Waaren in sein Schiff ging und das Weite suchte, blieb der Maurer bei dem Kaufmann, der erst nach einigen Tagen merkte, wie arg er betrogen worden war. Doch kehrte Amis bald wieder nach Konstantinopel zurück, und es gelang ihm, noch einen reichen Kaufmann um viele kostbare Edelsteine zu prellen. Nachdem er nämlich diese eingehandelt und durch seine Diener in Sicherheit gebracht hatte, ließ er den armen Kaufmann binden und ihn zu einem Arzte bringen, dem er angab, es sei sein wahnsinniger Vater, der sich einbilde, alle Leute seien ihm für gekaufte Waaren Geld schuldig. Da der Arzt es glaubte, so war es dem Betrüger leicht, sich zu entfernen und mit dem geraubten Gute das Land zu verlassen. So kam er mit großem Reichthum nach England zurück. Nachdem er aber noch dreißig Jahre lang, von aller Welt geehrt, gelebt hatte, bekehrte er sich, Lug und Trug verschwörend; er ging mit allem seinen Gute in ein Kloster, wo er in großer Frömmigkeit als Abt starb.

Die Erzählung des Strickers weist durch Person und Oertlichkeit nach England, und es ist wohl kein Zweifel, daß ähnliche Dichtungen dort heimisch gewesen sind; doch hat sie der deutsche Dichter, wenn er sie auch gekannt haben mag, nicht in der Weise benutzt, wie die fremden Dichtungen damals benutzt zu werden pflegten, weil er es nach hergebrachter Sitte gewiß im Eingang oder Schlußworte erwähnt hätte. Auch sind die einzelnen Streiche, welche der Stricker von seinem Pfaffen Amis erzählt, von der Art, daß sie überall und von jedem Volke haben erzählt und erdacht werden können. Wären sie aber auch nicht ursprünglich auf deutschem Boden erwachsen, so hat sie sich das deutsche Volk auf das Vollkommenste angeeignet, und sie sind eben so entschieden sein Eigenthum geworden, als die Streiche des Bartoldo Eigenthum der Italiener sind, unter welchen sich manche finden, die schon dem Pfaffen Amis zugeschrieben werden. Der Stricker hat die einzelnen Erzählungen gewiß schon im Munde des Volkes vorgefunden, dafür bürgt die ganze Darstellungsweise, welche entschieden volksthümlich ist; wahrscheinlich wurden die verschiedenen Streiche verschiedenen Personen beigelegt, und er hat sie nur dadurch zu einem Ganzen vereinigt, daß er sie alle auf den Pfaffen Amis übertrug. Der volksthümliche Ursprung dieser Erzählungen bestätigt sich auch dadurch, daß sich dieselben durch eine lange Reihe von Jahrhunderten in Deutschland erhalten haben und zum Theil noch heutigen Tages von Munde zu Munde gehen. Zwar ist der Name des Pfaffen Amis vergessen (er ist auch wohl nie volksthümlich gewesen); dagegen hat das Volk selbst etwa hundert Jahre später einen neuen Träger dieser Streiche im weltberufenen Eulenspiegel geschaffen, auf welchen die meisten und die besten Geschichtchen übergetragen worden sind.

Wie in diesem und wie in Salomon und Morolt, so liegt auch im Pfaffen Amis der Gegensatz zwischen der höheren Bildung und dem gesunden Menschenverstand; dies tritt namentlich im Eingange des Gedichts, aber auch in späteren Abschnitten lebendig hervor. Doch hatte der Stricker diesen Gegensatz selbst nicht klar gefühlt, weshalb er im Verlaufe des Gedichts denselben oft ganz verschwinden läßt und seinen Pfaffen zu einem gewöhnlichen, obgleich immer gescheidten Betrüger stempelt. Bemerkenswerth ist aber vor Allem die feindselige Haltung gegen die höhere Geistlichkeit und gegen einzelne Lehren und Ansichten der Kirche, welche unverkennbar in Strickers Gedicht liegt. So liegt in der Geschichte mit dem Kopfe des heiligen Brandanus die entschiedenste Verhöhnung des Reliquiendienstes, und in einer andern, wo er einer Bäuerin vorspiegelt, daß Gott einen am Abend vorher verspeisten Hahn wieder lebendig gemacht habe, wird nicht bloß Aberglaube und Wundersucht verspottet, sondern auch das Treiben derjenigen Geistlichen gegeißelt, welche durch betrügerische Wunderthaten den Aberglauben mißbrauchten, um sich auf Kosten des getäuschten Volkes zu bereichern. Wenn aber der Pfaffe Amis am Ende seines Lebens sich bekehrt, und als ein frommer Klostermann stirbt, so hatte der Dichter mit diesem Zusatz wohl nur die Absicht, seine, wenn auch verdeckten, doch immerhin kecken Angriffe gegen Geistlichkeit und Kirche vor möglicher Ahndung zu schützen.

Die übrigen noch zu erwähnenden Gedichte des Strickers werden wir kürzer besprechen können, da sie ein höheres Interesse nicht in Anspruch nehmen. Sein „Daniel von Blumenthal", den er nach dem Französischen des Alberich von Besançon verfaßte, ist ein mißlungener Versuch, einen Zweig der Artussage nach Hartmannischem Muster zu dichten. Bedeutender ist das „Rolandslied", das er zwar dem Gedichte des Pfaffen Konrad nachbildete (S. o. S. 306), aber mit freier Selbstständigkeit behandelte, indem er auch andere Quellen, und wohl insbesondere ältere deutsche Gedichte zu Grunde legte und benutzte. Er hat seinen Vorgänger oft und glücklich erweitert, nicht bloß, indem er die einfache, skizzenhafte Darstellung zur lebendigen, anschaulichen Schilderung umgestaltete, wie sich aus der Vergleichung der beiden Dichter in ihrer Erzählung von Rolands Tod ergibt (2), sondern auch, indem er einzelne Züge und Thatsachen hinzufügte, welche sich bei Konrad nicht finden. So ist der Eingang des Gedichts dem Stricker eigenthümlich. Er beginnt mit der Erzählung von Karls Jugendgeschichte. Sein Vater Pipin hatte nämlich von einer ihm durch Treulosigkeit untergeschobenen Frau drei Söhne hinterlassen, Wineman, Rapoto und Leo, von denen die beiden ersten sich gegen Karl verschwören und ihn tödten wollen. Dieser entflieht nach Spanien zu dem heidnischen König Marsilies, dessen Schwester sich in den Heldenjüngling verliebt, was diesen mit Angst erfüllte, weil er als Christ sich mit keinem heidnischen Weib verbinden wollte. Mit Hülfe seines treuen Freundes, des Grafen Diebolt, durch dessen Beistand er seinen Stiefbrüdern entgangen war, ward er

in Kerlingen als König erkannt, er zog heim und versöhnte sich mit seinen Brüdern. Karl aber wurde durch den Gedanken an die unglücklichen Heiden, welche den wahren Gott nicht kannten, mit Betrübniß erfüllt, und oft betete er zu Gott, er möchte ihn würdigen, die Heiden von der Hölle zu befreien. Da erschien ihm einst ein Engel, verkündigte ihm seine künftige Größe und Macht, und übergab ihm das Schwert Durendart und das Horn Olivant für Roland; hierauf befahl er ihm, nach Achen zu ziehen, wo man ihn ohne großen Widerspruch zum König ernennen würde, und sich dann in Rom von seinem Bruder Leo weihen zu lassen. Zuletzt empfahl er ihm seinen Neffen Roland, durch dessen Tapferkeit er sich alle Lande unterthänig machen würde (1). Zwar erwähnt auch Konrad des Engels, der Karl auffordert, nach Spanien zu ziehen, aber er beschränkt sich auf den einfachen Bericht der Thatsache; alle vom Stricker angeführten und die Erzählung belebenden Nebenumstände fehlen bei jenem. Dasselbe Verhältniß wiederholt sich im ganzen Gedicht; überall erweitert, entwickelt und motivirt der Stricker die Thatsachen, welche Konrad in beinahe chronikartiger Weise berichtet, und es ist die Vergleichung beider Dichtungen schon deswegen von hohem Interesse, weil sich in der Einen die kunstlose Größe des poetischen Geistes zeigt, der gerade durch die Einfachheit der Darstellung mächtig wirkt, während die andere mehr durch die künstlerische Behandlung zu wirken sucht.

1. Kaiser Karl.

Dem künege Pippine
wart eine vrouwe gesworn;
der eit wart alsô verlorn,
daz sie im verwehselt wart.
Dar nâch kam er an die vart,
daz er sîn êlich wîp vant,
diu was vrowe Berhte genant,
des saget er Got grôzen danc.
Daz wære ze sagenne ze lanc,
wie diz dinc allez ergie:
er nam vrowen Berhten unde lie
sîn ander wîp, daz was reht.
Do er Got einen kneht
und ein dirnen mit ir erwarp,
dô lahte der künec unde starp,
unt lie vrowen Berhten, sîn brût.
Sîn tohter, die hiez Gêrtrût,
sîn sun was Karl genant:
der wart sît wîten bekant.

I, 1. **D**az Karl selbe niht verdarp,
dô Pippin sîn vater starp,
daz chom von Gotes râte,
want er vater halben hâte
drî bruoder in den jâren,
daz ir zwêne ritter wâren;
der dritte was ein Gotes kint,
unde tet, als die vil wîs sint:
er kêrt allen sînen sin
an den himelischen gewin;
er was diu buoch gelêret,
daz wart vil wol bekêret:
er was geheizen Lêô,
sîner sælden wart vil maneger vrô;
alsô wart geêret von Gote.
Wineman unde Râpote,
die sîne bruoder solden sîn,
die wâren tump, des wart wol schîn.
Sie namen beide daz in ir muot,
iz wurde in nütz unde guot,
daz sie Karle næmen sîn leben;
sô wurde in daz rîche gegeben,
unde beliben dô bî âne nôt.
Nû swuorens beide sînen tôt
unde zwelif herren mit in.
Den vil mortlîchen sin
vernam ein grâve drâte,
derz kint behalten hâte,
unde ouch dar zuo sîn man was,
der half, daz Karl genas.

I, 2. **A**ls er diz mære bevant,
iesâ sô rûmter daz lant
mit Karle, dem herren sîn:
dem tet er guoten willen schîn.
Von Troys, der grâve Diebolt,
der was im willic unde holt:
er was ouch ein sô wîs man,
daz er des fürhten began,
swie verre ez iemer kæme,
ob man in dô vernæme,
das sie ir boten dar santen,
die in des lîbes pfanten.
Nû gedâhte der guote,
daz diu selbe huote
nindert hæte grœzer kraft,
unde huop sich in die heidenschaft,
dô er den heiden künec vant,
der was Marsilies genant,
der was milte unde rîch,
und enphie in mineclîch,
und alle, die dar quâmen,
die guot umb êre nâmen,
die gemachet er im vil holt;
die im wolden dienen umbe solt,
die machet er rîch zehant.
Hispanie unt manec lant,
die wâren im gehôrsam.
Dô der grâve dar quam,
dô verwandelt ir beider namen
unt wolt iedoch gemeinsamen
mit den heiden nie,
daz er geloubt, alse sie:
er geloubte christenlîche.
Dô Karl, der sælden rîche,
achtzehen jâr ze sich gewan,
dô reit der sælic man
weder reise, noch hervart,
wan dô im daz lop sô gar wart,
daz er über al daz lant
ze dem besten ritter wart bekant.

I, 3. **D**ô was Marsilien swester dâ,
daz in den zîten anderswâ
dehein wîp wart sô schœne gesagt,
unde was ein wünneclîche magt;
diu begunde Karlen minnen,
des brâhtes in wol innen,
wandes in tougenlîchen nam,
unde bat, daz er gehôrsam
ir goten wurd unde ir ê.
Dô wolt er dâ niht wesen mê:
er vorht, ob sîner minnen
diu liute wurden innen,
er müeste daz leben verliesen,
oder sîn gelouben verkiesen.
Nû er dem grâven, sînem man,

dise sorge künden began,
dô enbôt er ze Kerlingen,
er wolt in Karlen bringen,
der ir erbeherre solde sîn,
daz sie dem ir triwe tæten schîn;
der lebte noch unt wære ein man,
unde enbôt in, war umbe er entran,
unde enbôt in ouch diz mære,
daz Karl der ritter wære,
der in Marsilien gewalt
diu wunder hete gestalt,
. (*von den sie gehôrten jehen*).
Nû kunde in liebers niht geschehen,
wande er in tôt wart geseit,
unde die êre hâte bejeit.
Dar nâch wart sîn kûme erbiten:
die herren gegen im riten,
unde enphiengen in als wol,
sô man vil werden künec sol,
dem man vil grôzer êren gan.
Nû er Kerlingen gewan,
dô begund er rihten unde geben
und alsô hêrlîchen leben,
daz diu werlt begunde jehen,
ein bezzer künec wart nie gesehen,
denne der ze Kerlingen;
er tuot an allen dingen
daz beste ze allen zîten:
sus lobte man in wîten,
wand er die werdekeit gewan.
Râpot unde Wineman,
die suochten sîne hulde;
dô vergab er in die schulde,
unde machete si beide rîche:
des gedienten sie willeclîche.
Wineman unde Rapôte,
die dienten im unde Gote
dar nâch mit grôzen triuwen,
unt liezen sich iemer riuwen,
daz sie sô ie missefuoren,
daz sie sînen tôt geswuoren.

I, 4. **K**arl, der rihtære,
der gedâhte ot an die swære,
die den heiden solte geschehen,
wande er wol hete gesehen,
daz si beten an die abgot,
und durch des tievels gebot
die sêlen verworhten,
unde Got niht vorhten:
des was vil grôz sîn werre.
Er mante Got vil verre
alles des gelîche,
daz er hie in ertrîche
mit deheinem menschen ie
durch sîne güete begie,
daz er sîn namen êrte
und daz liut dâ bekêrte.
Sô sie alle wænen wolten,
die sîn hüeten solten,
daz er vil vaste sliefe,
sô bat er Got vil tiefe,
daz er im die heiden
von der helle hülfe scheiden.
Daz gebet ergab er nie:
swâ er reit oder gie,
swâ er stuont, saz oder lac,
beide die naht unde tac,
sô lange phlac er der bete,
unz daz Got sîn willen tete.
Got ist genâden sô vol,
swes man ze rehte biten sol,
swer des ze allen zîten gert,
daz er benamen wirt gewert.
Diz wart im eines nahtes kunt,
dô er sînes herzen grunt
vil dicke ersuocht nâch gebete,
alse er ouch ze allen zîten tete,
unt noch die sæligen tuont.
Dô er vor sînem bette stuont,
ûf sîn knien alsô bar,
dô entsliefens gar
zwelif helde guot,
die sîn phlâgen mit der huot.
In dem sal, dô er lac,
dô erschein ein lieht, als ein tac,
dar inne kam im ein bote
von dem oberesten Gote,
ein engel alsô lobesam,
der im ze boten wol gezam.

I, 5. **A**ls er den künec an sach,
diz wort er minneclîchen sprach:
„Karl, Got hât dich vernomen!
Durch daz bin ich her komen,
daz du niht anders hâst begert,
wan des Got vil gerne wert:
des ist dir dîn schepfære holt;
daz dû vil wol ervinden solt.
Er gît dir noch vil manec lant:
du solt werben zehant
umbe daz Rœmisch rîche.
Sô du daz gewalticlîche
in dîn hant gewunnen hâst,
und iz mit guotem fride lâst,
sô sollt du Pülle twingen;
dâ sol dir ouch gelingen.
Bêheim unde Pôlân
werdent dir bêde undertân;
Ungarn, daz wirt allez dîn,
ze Kriechen solt du herre sîn,
Riuzen komt in dîn hant,
dir wirt ouch Armenîe lant,
Servîe lant sich dir ergît,
Prage wirt dir âne strît,
Tenemarke sol dir werden;
über alle Schottesch erden
wirst du hêrre genant;
alsô tuostu über Irlant;
Engelant dir werden sol,
daz rîche ze Arle alsô wol.
Diz wirt dir in kurzer vrist,
und allez, dâ enzwischen ist.

I, 6. **D**u solt is lenger niht sparn,
du solt ouch ze Hispanie varn,
Got wil dich dâ mite êren.
Du solt daz liut bekêren:
die dir des niht wellent volgen,
den wirt Got sô harte erbolgen,
iz sî man oder wîp,
daz sie sêle unde lîp
êwiclîch haben verlorn.
Du solt diz swert unde diz horn
dînem neven Ruolanden geben:
der sol daz êwige leben
verdienen an der hervart.
Diz swert heizet Durendart,
unt sage dir wærlîche,

ez sante dirz Got der rîche,
unde hât iz selbe alsô genant.
Diz horn heizet Olivant:
die namen gab er in beiden.
Ich sage dir, swelch heiden
mit dem swert wirt wunt,
der wirt niemer mê gesunt.

1, 7. **Als** Ruolant blaset diz horn,
sô wirt den heiden alsô zorn,
daz sie verliesent iren sin:
zehant gesigest du an in;
sie slahet der starke Gotes vluoch.
Nû nim ouch disen hantschuoch
unt stôz in in dîn hânt,
unt var vil gerne in daz lant,
und diene nâch dînem lône:
du solt die êwigen krône
ze himelrîch dar umbe tragen.
Diz hiez dir Got dar umbe sagen,
daz du lîp unde leben
dester baz geturrest geben
willielîchen an die nôt:
dir enmac dehein tôt
ze disen zîten geschaden.
Du solt morgen für dich laden
dîn gewaltigisten alle,
wie in dîn rede gevalle.
Lâ sie horn unde swert sehen,
zehant beginnen si dir jehen,
sie gestên dir ze allen êren.
Sô solt du hinnen kêren,
unt heve dich gen Âche:
âne grôze widersprache
wirstu dô ze künige genannt;
sô solt du diutsche lant
allesant erstrîten:
daz geschiht in kurzen zîten.
Als du gewaltic wærest dâ,
sô reit ze Rôme iesâ:
der nû ze Rôme bâbest ist,
der stirbet an der selben vrist.
Sô du ze Rôme rîtest,
dâ erwirbestu unde erstrîtest,
daz dîn bruoder Lêô bâbest wirt:
von dem bist du unverirt,
er empfâhet dich mit der wîhe.
Als dir Got daz heil verlîhe,
daz er dîn reht getuo,
und dir dîn lant dar zuo
elliu werden undertân,
sô heiz rîten unde gân
dîne boten sâ ze hant
allenthalben in dîn lant,
und enbiute in diz mære:
des wirt daz lant sô lære,
unt gewinnest ein solch her,
swer sich dir setzet ze wer,
daz dîn niemen kan gewegen:
Got wil dîner verte phlegen.
Diu lant, di ich dir hân genant,
diu ervihte dir elliu Ruolant:
der ist sælden sô vol,
die wîle daz er leben sol,
daz du iemer rihten solt.
Dem wis genædec unde holt:
an im stêt elliu dîn êre.
Got minnet in sô sêre,
daz al dîn wille für sich gât,
unz Ruolant sîn leben hât.
Daz dir der heilic Christ
in diser werlt sô willic ist,
dester baz solt du in minnen:
sô maht du mêr gewinnen.
Dâ mite wis ouch dû gemant!"
Ûf huop der engel sîne hant
unt tet im sîn segen
über Karlen, den Gotes degen.
Dô sach er sîn niht mê;
dô wart iz vinster, als ê.

2. Rolands Tod.

8, 27. **Dô** Ruolant von den sînen
unt von den Saracînen
gienc wol eines schuzzes lanc,
dô schuof diu nôt, diu in dô twanc,
daz er niht mohte für baz:
under eim boume er gesaz
an einen schaten ûf ein stein.
Er schiet sich niht von den zwein,
von dem horn unt von dem swerte;
die wîle er lentic werte,
der hâte der degen Ruolant
ietweders noch in sîner hant.
Nû saz er, alse ein man tuot,
der mit dem tôde ist gemuot,
unt was vil nâhen verscheiden.
Dannoch kom ein heiden,
unt warte, wenn er sturbe,
daz er an im erwurbe
beidiu, sîn swert und daz horn.
Der was von Arâbîe geborn.
Dâ wolt er danne dar nâch sagen,
er hiete Ruolanden erslagen.
Nû dunkt in, daz er wære tôt,
dô machet er sich mit bluote rôt
als er vil kûme lebete,
unt nâch dem tôde strebete,
dô er den kristen undervant.
Dô wart der degen Ruolant
sînes willen wol gewar:
nu enthabt er sich, unz er dar
in die vil rehten mâze quam;
sîn horn Ôlifanden er nam,
daz erhuop er kûme genuoc;
den heiden er durch daz houbet sluoc,
daz ers niemer mêr überwant.
„Nû müeze dîn", sprach Ruolant,
„der leide tievel walten:
ich hân daz horn zespalten!"

9, 28 **Iz** jâmert Ruolanden harte,
daz die heiden nâch Durendarte
alsô begunden werben.
„Ir gewerb müeze verderben,"
sprach er wider sich selben dô;
„ir keiner en wirt dîn niemer vrô,
sît ich dîn niht gehaben mac."
Zehant dô sluoc er ein slac
mit beiden henden in den stein.
Dô iz an dem swert niht schein,
dô kêrt er die ander ecke dar,
unt versuochte sîn kraft gar,
unt sluoc iz vaster, denne ê:
dô schein is aber niht mê
an dem swerte hâres breit.
Er sprach: „Alrêrst ist mir leid,
daz du sô rehte guot bist:

daz tet mir unz an dise vrist
in mînem muote harte wol.
Nû weiz ich, waz ich tuon sol,
daz die Kristen vor dir genesen:
iz müeze ir aller tôt wesen,
begrîfent dich die heiden.
Den strît wolde ich scheiden,
anders riche ich niht an dir.
Dû hast vil wol gedienet mir:
nû muoz ich dir übel lônen;
ichn getar dîn niht geschônen.
Ich wolde, legest du in dem mer,
daz dîn der keiser, noch sîn her
niht dorfte werden schadehaft!"
Nû versuocht er aber sîn kraft
unt sluoc iz zehenstunt dar:
des gestuont daz swert alles gar
âne mâl und âne scharten;
des begunde er veste warten.

8, 29. **D**ô sprach der degen Ruolant:
"Mir ist nû lange wol bekant
dîn vil tugentlîcher site,
daz dû is nie niht vermite:
swar ich dich mit slegen bôt,
dô was gereit der tôt;
ouch hân ich müezig niht gelegen,
sît ich dîn begunde phlegen.
Ich betwang mit dir Palerne,
die dienent dem keiser gerne;
swaz danne ist hin ze Irlant,
daz betwanc ich im mit mîner hant.
Im dienent diu lant âne wer;
von Riuzeschem mer
unz Portugal in daz lant:
dô ist er hêrre genant,
des betwanc sie vil starke.
Swaz landes von Tenemarke
unz hin ze Arle sint gelegen,
diu müezen sîn ze herren phlegen.
Dô mîn Got mit dir gedâhte,
und dich der engel brâhte
mînem herren unde mir,
dô hiez der herre in dir
versigln michelm heiltuom:
du hâst daz lop und den ruom
an der tugent und an der heilekeit.
Des ist mir grôzlîch leit,
daz ich dich ungezogenlîch sluoc.
Der dich mir von himel truoc,
der füeget dich wol, swem er dich gan.
Der elliu dinc verrichten kan,
der erbarme sich (sprach er) über mich!"
Eime kriuze leit er sich gelîch
nider ûf den selben stein.
"Ich enpfilhe dir mînen œheim,"
sprach er, "lieber herre Got:
hilf im, daz er dîn gebot
erfülle unde dînen willen,
unde hilf im die gestillen,
die den gelouben wellent stœren.
Nu ruoche mich erhœren,
grôzer Got," sprach er,
"unt sende mir dînen boten her,
der mîn arme sêle des entlade,
daz ir dehein bœser geist niht schade!"
Den hantschuoch zôch er von der hant,
den Got dem keiser het gesant;
den enphie der engel von im.
Der sprach: "Ruolant, ich benim
dir alle dîne swære!"
Als er vernam daz mære,
dô schiede er und die sêle sich.
Sô reine und ouch sô lobelich
wart Ruolandes ende,
daz Got von sîner hende
den hantschuoch selbe nemen hiez,
und in vor dem tôde wizzen liez,
daz er Gote was ein lieber kneht.
Daz ist ouch billich unde reht,
daz sînem namen iemer sî
bede lob und êre bî.

3. Der Pfaffe Amis und der Bischof.

Nu saget uns der Strickære,
wer der êrste man wære,
der liegen unt triegen anevienc,
unt wie sîn wille vür sich gienc,
daz er niht widersatzes vant.
Er het hûs in Engellant
in einer stat ze Trânîs,
unt hiez der pfaffe Âmîs.
Er was der buoche ein wîse man,
unt vergap sô gâr, swaz er gewân,
beidiu durch êre und durch Got,
daz er der milte gebot
ze keiner zît übergie.
Er lie die geste und enphie
baz, denne ieman tæte,
wand er es state hæte.
Sîn miltekeit was alsô grôz,
daz es den bischof verdrôz,
dem er was gehôrsam.
Daz er des sô vil von im vernam,
daz liez er niht âne nît.
Er kom zem phaffen zeiner zît;
zuo dem sprach der bischof:
"Herre, ir habt grœzern hof
zallen zîten, denne ich;
daz ist harte unbillich.
Ir habet übrigez guot,
daz ir mit höfscheit vertuot:
des sült ir mir ein teil geben.
Ir endürfet dâ niht wider streben;
ich wils von iu niht enbern:
ze wâre, ir müezet michs gewern!"
Dô sprach der phaffe Âmîs:
"Mîn muot, der stêt ze solher wîs,
daz ich mîn guot vil wol verzer,
unt mich des vil gar gewer,
des mir über weren sol:
wærsu mêre, ich bedörft sîn wol.
Ich engibe iu anders niht:
geruocht ir mîner spîse iht,
sô rîtet in daz hûs mîn,
unt lât mich iwern wirt sîn,
swie dicke ez iwer wille sî,
unt lât mich dirre gabe vrî.
Ich engibiu umbe disiu dinc
nimmer einen phenninc."
Daz wart dem bischove zorn.
"So ist diu kirche verlorn,"
sprach er, "die ir von mir hât,
umbe die selben missetât!"
Er sprach: "Des sorgich kleine:
âne diz dinc alterseine
ich was iu gehôrsam ie;

dar an versûmet ich mich nie.
Ouch heizet mich versuochen
mit worten, an den buochen.
Kunne ich mîn amte alsô wol,
so ich ze rehte kunnen sol,
des lât ouch geniezen mich."
Der bischof sprach: „Daz tuon ich!
Sît ich iuch versuochen sol,
sô kan ich iuch versuochen wol
mit kurzen worten hie zehant:
ir habet den habec an gerant.
Saget mir, wie vil des meres sî;
der rede enlâzich iuch niht vrî;
unde bedenket iuch vil eben ê.
Saget ir mir minner oder mê,
ich tuon iu solhen zorn schîn,
daz diu kirche muoz verloren sîn."
„Des ist ein vuoder," sprach er.
Der bischof sprach: „Nu saget, wer
gestêt iu des? den zeiget mir."
Der phaffe sprach: „Daz müezet ir
iehn lingiu niht als umbe ein hâr.
Endunket ez iuch niht vil wâr,
sô machet mir stille stên
diu wazzer, diu dar in gên,
sô mizzichz, unde lâze iuch sehen,
daz ir mir nâch müezet jehen."
Der bischof sprach zem phaffen:
„Sît irz alsô wellet schaffen,
sô lât diu wazzer vür sich gân;
ich wil iuch des mezzens erlân,
sît ichs niht verenden mac.
Nu saget mir, wie manec tac
ist von Âdam unze her?"
„Der sint siben," sprach er;
als die ende hânt genomen,
sô siht man aber siben komen.
Swie lange disiu werlt stê,
irn wirt doch minner noch mê."
Daz was dem bischove ungemach;
zorniclîche er zu dem phaffen sprach:
„Nu saget mir aber dâ bî,
welhez rehte enmitten sî
ûf disem ertrîche.
Teilt irz niht vil gelîche,
ir wert der kirchen âne.
Des sagt mir niht nâch wâne."
Der phaffe sprach: „Daz sî getân!
Diu kirche, die ich von iu hân,
diu stêt enmitten rehte.
Daz heizet iwer knehte
mezzen mit einem seile:
reich ez an deheinem teile
eines halmes breit vürbaz,
sô nemt die kirchen umbe daz."
Der bischof sprach: „Ir lieget!
Swie harte ir mich betrieget,
doch muoz ich iu gelouben ê,
dann ich daz mezzen ane gê.
Nu saget mir, wie verre
(ir sît ein wîser herre)
von der erde unz an den himmel sî?"
Der phaffe sprach: „Ob ez sô bî,
dar ruofte samfte ein man.
Herre, zwîvelt ir iht dran,
sô stîget hin ûf: sô ruofe ich,
unt hœrter niht vil greite mich,
sô stîget vil balde her nider,
unt habet iu die kirchen wider."
Daz was dem bischove leit;
er sprach: „Iwer wîsheit,
diu müet mich sô sêre.
Nuo saget mir aber mêre,
wie breit der himel müge sîn
oder diu kirche ist mîn."
Dô sprach der phaffe Âmîs:
„Des mach ich iuch vil schiere gewis
Als mir mîn kunst hât geseit,
sô ist er tûsent klafter breit
und dar zuo tûsend eln.
Welt ir si rehte zeln
(des wil ich iu wol gunnen),
sô sült ir die sunnen
und ouch den mânen nemen abe,
unt swaz der himel sterren habe,
unt rücket in danne über al
zesamen: er wirt alsô smal,
swenne ir in gemezzen hât,
daz ir mir mîne kirchen lât."
Der bischof sprach: „Ir kunnet vil:
dâ von ich niht enberen wil,
ir müezet mich dâ mite êren,
und einen esel diu buoch lêren.
Sît ir den himel gemezzen hât,
und den wec, der hin unz dar gât,
und dar zuo mer und erden,
nu wil ich innen werden,
ob iu iht kunne widerstân.
Habt ir diz allez getân,
daz ir mir hie vore zelt,
sô tuot ir ouch wol, swaz ir welt.
Nuo wil ich schouwen hie bî,
ob daz ander allez wâr sî.
Gelêrt ir nu den esel wol,
sô nim ich allez daz vür vol,
daz ir mir habt gesagt,
unt weiz wol, daz ir rehte jagt." —
„Nuo gebt mir einen esel her;
den wil ich lêren", sprach er.
Dô wart in kurzen stunden
ein junger esel vunden,
den brâht man dem phaffen dar.
Der bischof sprach: „Nu nemet war,
unz wenne ir in gelêret hât,
daz ir mich die zît wizzen lât."
Der phaffe sprach: „Ir wizzet wol,
swer ein kint lêren sol,
unz man im wîsheit müeze jehen,
daz enmac niemer ê geschehen,
er müeze lêren zweinzec jâr:
dâ von weiz ich vüre wâr,
gelêre ich einen esel wol
in drîzec jâren, als ich sol,
sît er sprechen niht kan,
dâ muoz ez in genüegen an."
Der bischof sprach: „Nu lât sehen!
Zwâre, und enmâges niht geschehen,
ich gemache iuch harte unvrô."
Nuo dâht der phaffe dô:
„Wirn geleben nimmer drîzec jâr
alle drî, daz ist wâr,
der esel sterbe, oder ich,
ode der bischof, swaz er sich
vermizzet ûf mînen schaden,
des mac der tôt mich wol entladen."
Dô der bischof danne quam,

der phaffe sînen esel nam;
dem hiez er machen einen stal,
da er diu kunst wol verhal,
wie er in lêren wolde.
Ein bœse buoch er holde;
daz leit er rehte vür in,
unt schitte im haberen dar in
zwischen ieslîchem blat,
unt liez in nie werden sat.
Diz tet der phaffe umbe daz,
daz er die bleter deste baz
gelernde werfen umbe.
Als danne der tumbe
zwischen einem blate nine vant,
sô warf er umbe zehant
ein anderz unt suochte dâ,
unt suochte aber anderswâ.
Als dâ niht mêr inne was,
sô stuont der esel unde las
in dem buoche unz an die stunt,
daz im die liste wurden kunt,
wi er den haberen ûz gewan.
Daz treib er zallen zîten an,
beidiu, vruo unde spâte,
unz er wol gelernet hâte
daz selbe blatwerfen gar.
Nu quam der bischof dar,
unt sprach, er wolde wizzen,
wie sich hete gevlizzen
sîn esel zuo den buochen.
Nu begunde der phaffe suochen
ein buoch niwe unde vrisch:
daz leit er vür sich ûf den tisch,
unde sprach den bischof an:
„Herre, ich sage iu, waz er kan:
er kan blat werfen wol.“
„Daz selbe næme ich vür vol,“
sprach der bischof zehant.
„Sît er sich es underwant,
des ist sô lange niht gewesen,
er gelerne ouch wol lesen.
Nuo lât michz blatwerfen sehen.“
Der phaffe sprach: „Daz sî geschehen!“
Als er daz buoch ûf getet
nâch des bischoves bet,
vuort er den esel dar.
Do er des buoches wart gewar,
dô greif er sâ durch gewin
nach dem haberen dar in:
Swaz er gezzen het unz dar,
daz was ûz einem buoche gar.
Nu envas dâ niht inne:
dô warf er nâch gewinne
her umbe ein ander blat,
unt vant ouch niht an der stat.
Dô warf er aber anders war,
und ersuocht ez buoch alsô gar.
Wære ein korn dar inne gewesen,
daz het er ouch ûz gelesen.
Dô er ninder niht envant,
dô begunder lüejen zehant,
so er immer lûtist kunde.
Als er des begunde,
dô sprach der bischof: „Waz ist daz?“ —
„Des wil ich iuch bescheiden baz,“
begunde der phaffe jehen;
er hât die buochstaben ersehen.
Ich lêre in daz *â bê cê*:
des enhât er niht mê
noch gelernet, wan daz *â*:
der hât er vil gesehen dâ.
Dô sprach erz dicke umbe daz,
daz erz bedæhte deste baz.
Er lernet ûz der maze wol:
ich lêre in, swaz ich sol.“
Des was der bischof harte vrô.
Alsus schieden si sich dô
harte minneclîche.
Nu lôste Got der rîche
den phaffen von der selben nôt,
wan der bischof, der lac tôt
dâ nâch in einer kurzen zît:
nu enlêrter niht den esel sît.
Nuo dûhte der phaffe Âmîs
diu liute alle alsô wîs,
daz si gewis wolten wesen,
wær der bischof genesen,
er het den esel gelêret:
des wart der phaffe gêret
unt harte wîten erkant.

Rudolf von Ems.

Die Burg Hohenems am rechten Ufer des Rheins im Oesterreichischen Vorarlberg, welche für die deutsche Literatur schon dadurch von hoher Wichtigkeit ist, daß in ihr viele und bedeutende Handschriften älterer Dichtungen, darunter zwei der wichtigsten Handschriften des Nibelungenliedes aufbewahrt und der Nachwelt gerettet wurden, war der Stammsitz **Rudolfs von Ems**, eines Dienstmannes der Grafen von Montfort, der nicht bloß durch seine Werke einen ehrenvollen Rang unter den Dichtern seiner Zeit einnimmt, sondern auch dadurch für die Literaturgeschichte wichtig ist, daß er in zweien seiner Gedichte manche Nachrichten von früheren deutschen Dichtern und Gedichten mitgetheilt hat, welche um so größern Werth für uns haben, da wir oft auf sie allein beschränkt sind, oder sie doch, so unvollständig und ungenügend sie auch sein mögen, die andern spärlichen Nachrichten ergänzen, berichtigen oder bestätigen. Von Rudolfs Lebensumständen wissen wir übrigens nur sehr wenig; nur so viel ist gewiß, daß er schon im Jahre 1220 dichtete und um 1254 in Italien starb, wohin er wahrscheinlich den Kaiser Konrad IV. begleitet hatte. Er besaß mannigfaltige und für einen Ritter seltene Kenntnisse; besonders war er mit der deutschen Literatur genau und allseitig bekannt, wie aus den erwähnten Stellen ersichtlich ist; und vielleicht hat er den Grund zu jener reichen Handschriftensammlung gelegt, welche lange Zeit eine Zierde seines Stammschlosses war, bis sie von entarteten Enkeln auf schmähliche Weise verschleudert wurde.

Rudolf war ein sehr fruchtbarer Dichter; wir besitzen noch fünf, zum Theil große Dichtungen von ihm, und doch sind wenigstens eben so viele verloren gegangen, darunter außer mehreren erzählenden Gedichten auch eine „**Geschichte des Trojanischen Kriegs**“. Seine größeren Gedichte stehen, so weit man sie beurtheilen kann, da sie nur bruchstückweise gedruckt sind, den kleineren an poetischem Werthe weit nach, weshalb wir sie auch nur kurz berühren.

Der Anlage nach wäre wohl seine „**Weltchronik**“, die er dem Kaiser Konrad IV. widmete, sein

umfangreichstes Werk geworden; doch starb er, während er mit ihrer Abfassung beschäftigt war; er konnte sie nur bis zu Salomons Tod fortführen. Wie aus den geschichtlichen Kenntnissen jener Zeit leicht ermessen werden kann, bildet die biblische Geschichte den Hauptbestandtheil derselben, doch werden den einzelnen Abschnitten auch die Geschichten der heidnischen Völker angefügt. Seine Hauptquelle war die Bibel, er benutzte jedoch auch noch mehrere damals berühmte Werke. Rudolfs Weltchronik genoß bei seinen Zeitgenossen ein hohes Ansehen, das sich auch in den nachfolgenden Zeiten erhielt; auch fand sie mehrere Bearbeitungen, welche sie jedoch bis zur Unkenntlichkeit verunstalteten, indem sie mit einer andern ähnlichen Arbeit, welche der seinigen jedoch an poetischem Werthe weit nachstand, verschmolzen wurde.

Wie die Weltchronik, so hat Rudolf einen „Alexander" unvollendet gelassen, ob er ihn gleich viel früher, vielleicht schon im Jahre 1230 begonnen hatte. Es ist dieses übrigens nebst dem „Wilhelm von Orlenz" sein schwächstes Werk. In letzterem nimmt er sich zwar Gottfried von Straßburg zum Muster, aber wenn er sich auch dessen zierliche Darstellung bis zu einem gewissen Grade eigen macht, so steht er dagegen in Bezug auf ächt poetische Auffassung weit hinter dem großen Meister zurück. Die beiden öfter erwähnten literarisch-historischen Stellen finden sich in diesen zwei zuletzt genannten Gedichten, deren größtes Verdienst sie ausmachen. Auch in diesen Stellen hat er übrigens Gottfried nachgeahmt, deren Bilder er sogar beibehält; so ist unter Andern die Charakteristik, die er von Wolfram gibt, der Darstellung Gottfrieds nachgebildet (S. o. S. 391). Uebrigens sind die Dichter, von welchen er ausdrücklich spricht, mit großem Geschicke und voll Wahrheit gezeichnet, besonders glücklich ist die Charakteristik Gottfrieds, dessen Eigenthümlichkeit, mit den Worten zu spielen, er hier, wie auch in den übrigen Theilen dieser Gedichte, gut nachahmt. Wir dürfen übrigens die bescheidene Weise nicht unbesprochen lassen, mit welcher er in den beiden Stellen von sich spricht und sich seinen großen Vorgängern entgegenstellt. Im Alexander bittet er alle seine hohen Meister um Nachsicht und Belehrung; unter diesen verstehe er aber nicht die zahlreichen Reimer seiner Zeit; denn so gemein die Kunst jetzt auch sei, so stehe sie in der That doch einsam, und man habe die Bahn verlassen, welche einst Heinrich von Veldecke, Hartmann, Wolfram und Gottfried eingeschlagen hätten (2). Auf ähnliche Weise spricht er sich in der angeführten Stelle aus dem Wilhelm aus, welche durch die dem Wolfram nachgebildete Einkleidung äußerst lebendig wird. Er führt nämlich die „Frau Aventiure" ein, welche ihn auffordert, sie zu vollenden, worauf er sie zuerst auf die älteren, dann auch auf spätere Meister verweist, welche besser geeignet wären, als er, das große Werk zu Ende zu bringen. Die Aventiure aber besteht darauf, daß Rudolf selbst das Begonnene vollende; es brauche sich, sagt sie, Keiner zu schämen, der in gutem Muthe sein Bestes thue. So entschließt er sich endlich, das Werk zu vollenden, damit die Frau Aventiure dem hochgemuthen Schenken Konrad von Winterstetten, auf dessen Bitte er das Gedicht begonnen habe, die Gunst seiner Herrin erwerbe (1).

Viel selbstständiger in der Behandlung und zugleich von weit größerem poetischen Werthe sind die zwei noch näher zu erwähnenden Werke Rudolfs, die Legende „Barlaam und Josaphat" und die vortreffliche Erzählung „der gute Gerhard". Den Barlaam dichtete Rudolf zwischen 1220 und 23 auf Veranlassung des Abtes Wido von Cappel im Kanton Zürich nach einer lateinischen, nicht näher bekannten Quelle, die selbst Uebersetzung einer griechischen Legende war. Was den Dichter bei Abfassung dieses Werkes leitete, sagt er selbst in den einleitenden Versen. „Ich habe bis jetzt in meinem Leben," heißt es daselbst, „Leider oft gelogen Und die Leute betrogen Mit trügerischen Mären. Zum Troste uns Sündern Will ich diese Märe dichten, Mit Gottes Hülfe zu Deutsch berichten, Und bitte, daß, wer diese Märe liest, Sich mit Stäte in seinem Glauben stärke Und nun Gott mein gedenke, Des viel armen Sünders". Noch ausdrücklicher sagt er in den Schlußworten, er habe die Märe gedichtet, damit sich jeder, der sie höre oder lese, ein Vorbild daran nehme; er habe seiner Quelle Nichts hinzugefügt, als was auch die Schrift, die Apostel und Propheten sagten. „Diese Märe", fügt er hinzu, „handelt nicht von Ritterschaft, Noch von Minne, die mit Kraft An zwei Lieben geschicht; Sie handelt von Abenteuern nicht, Noch von der lichten Sommerzeit: Sie ist der Welt Gegensatz Mit ganzer Wahrheit, ohne Lug, Sonder Spott und ohne Trug." Gleichsam zur Buße für seine früheren, wie schon erwähnt, verloren gegangenen weltlichen Gedichte hat also Rudolf seinen Barlaam gedichtet, zugleich aber auch zur Mahnung an alle Sünder, sich zu bekehren. Auch ist das Gedicht seinem Wesen nach die vollendetste Verherrlichung des christlichen Glaubens in seinem Verhältniß zu allen andern Religionen. Avernier, ein mächtiger König in Indien, verfolgt die Christen mit dem grimmigsten Hasse; als ihm nach lange unfruchtbarer Ehe ein Sohn, Josaphat, geboren wird, von dem ihm seine Wahrsager prophezeihen, daß er sich zum Christenthum bekehren würde, läßt er ihn in einem einsamen Palast von den weisesten Meistern erziehen, die ihn vor allen Einflüssen des Christenthums bewahren sollen. Des Vaters Maßregeln waren jedoch vergeblich: denn als Josaphat erwachsen war und der Welt zurückgegeben wurde, erweckte die Betrachtung derselben eine tiefe Unruhe und Zweifel in seiner Seele, die ihm die heidnischen Weisen nicht beschwichtigen können. Da sendet ihm Gott den weisen Barlaam, der ihn in die Lehren des Christenthums einweiht. Sobald der König es wahrnimmt, sucht er den Sohn zu seinem Glauben zurückzuführen; er veranstaltet einen Wettstreit über die Wahrheit der christlichen Religion, aber Josaphat vertheidigt diese mit solchem Eifer und mit solcher Kraft der Ueberzeugung, daß Chaldäer, Griechen, Aegypter und Juden zum Schweigen gebracht werden. Ueber diesen unerwarteten Ausgang erzürnt, nimmt der König seine Zuflucht zum Zauberer Theodas, aber auch dessen Verführungskünste scheitern; ja er wird sogar selbst für das Christenthum gewonnen. Da entschließt sich endlich der König, das Reich mit seinem Sohne zu theilen, der in seinem Gebiete das Christenthum ausbreitet und in allen seinen Unternehmungen glücklich ist, während sein Vater die größten Unglücksfälle erleidet, die ihn endlich bewegen, sich zum Christentbum zu bekehren, seinem Sohne das ganze Reich zu überlassen und sich in

die Einsamkeit zurück zu ziehen. Aber auch Josaphat legt nach des Vaters Tode die Krone nieder, geht in die Wüste, wo er seinen alten Lehrer Barlaam wiederfindet, mit welchem er fastend und betend lange zusammenlebt, bis endlich der Tod den frommen Greis abruft. Josaphat überlebt ihn nicht lange; die beiden Leichname werden nach Indien gebracht und dort beigesetzt; an ihrem Grabe aber geschehen viele Wunder.

So mannigfaltiges Interesse die im Barlaam erzählten Begebenheiten darbieten, so wird dasselbe noch durch die Darstellungsweise in hohem Grade vermehrt. Der Dichter knüpft nämlich in orientalischer Weise an alle Gespräche zur Bekräftigung und Veranschaulichung der von den Redenden entwickelten Gedanken die mannigfaltigsten Erzählungen an, welche, weit entfernt den Gang des Gedichts zu stören, demselben vielmehr den Reiz der Mannigfaltigkeit geben, der durch die Schönheit der Darstellung noch gehoben wird. Wir haben aus diesen mit Geschick eingeflochtenen Erzählungen die Geschichte von dem Mann in der Grube ausgehoben (3), welche durch die meisterhafte Bearbeitung eines neuern Dichters (Rückert) auch unter uns allgemein bekannt geworden ist.

Von noch größerem Werthe ist Rudolfs Erzählung „der gute Gerhard". Wir finden hier zum erstenmale die Composition, welche die durch Zeit und Oertlichkeit getrennten Begebenheiten zu einem künstlerischen Gesammtbilde zusammenfaßt, was selbst dann noch erfreulich bleibt, wenn wir auch annehmen müssen, daß der deutsche Dichter diese Form der Entwickelung schon in seiner Quelle vorgefunden hat (wie Rudolf selbst berichtet, hat er den Gerhard aus Auftrag Rudolfs von Steinach, wahrscheinlich nach einem lateinischen Buche, in deutsche Reime gebracht). Kaiser Otto der Große *) war weise, gerecht und fromm; er war mild gegen die Armen und freigebig gegen die Kirche: unter Anderm stiftete er das Erzbisthum Magdeburg, das er auf das reichlichste beschenkte. Aber nun glaubte er auch, den Himmel damit verdient zu haben, so daß er sogar Gott seine Verdienste vorrückte und ihn in langem Gebete anflehte, er möge ihm die Belohnung verkünden, die ihm einst im Himmel zu Theil werden würde. Einst hörte er eine Stimme, welche ihn wegen seiner Ruhmredigkeit tadelte; da er das Gute nur um des weltlichen Ruhmes willen gethan habe, solle er auch nur der Welt Preis dafür empfangen. Er hätte es, um auch himmlischen Lohn zu verdienen, wie jener Kaufmann, der gute Gerhard in Köln, machen sollen, dessen Almosen ihm einen Namen im Buche der Lebendigen erworben habe. Da zog der Kaiser nach Köln, um den guten Gerhard selbst zu sehen, und von ihm zu vernehmen, was er gethan habe, daß er ihm von Gott so sehr vorgezogen werde. Gerhard antwortete dem Kaiser zuerst ausweichend; die Leute nennen ihn den guten, sagte er, nur aus der üblen Gewohnheit, denen, die sie stets vor Augen hätten, einen Beinamen zu geben; er habe aber in der That Nichts gethan, womit er ihn hätte verdienen können. Der Kaiser läßt sich jedoch mit dieser Antwort nicht abfertigen und Gerhard sieht sich endlich genöthigt, ihm seine Lebensgeschichte zu erzählen; er thut es, indem er Gott bittet, ihm es nicht als Ruhmredigkeit anzurechnen. Ich habe, erzählt er nun, in meiner Jugend nur nach Reichthum gestrebt, und bin deshalb in ferne Länder gezogen, um großes Gut zu erwerben. So bin ich einst in ein heidnisches Land gekommen, dessen Fürst, von dem ich gnädig aufgenommen und freundlich behandelt wurde, englische Ritter und norwegische Jungfrauen, darunter die Königstochter, in Gefangenschaft hielt. Diese hatte der junge König von England als Weib heimführen wollen; ein Sturm hatte sie aber mit ihren Begleitern in das heidnische Land geworfen und von dem englischen König getrennt, dessen weiteres Schicksal unbekannt geblieben war; jene waren aber nach des Landes Rechte dem Fürsten verfallen. Dieser bot mir nun an, mir die Gefangenen alle gegen die Ladung meines Schiffes zu überlassen, auf welchem ich großes, auf meinen Fahrten gewonnenes Gut aufgespeichert hätte. Lange war ich im Zweifel, was ich thun sollte, ein Engel Gottes aber erinnerte mich im Traum an des Herren Gebot, den Armen und Unglücklichen beizustehen, und so entschloß ich mich, den Vorschlag des Fürsten anzunehmen und mein reiches Gut für die armen Gefangenen hinzugeben (4). Darauf erzählte Gerhard weiter, wie er die Ritter nach England beförderte, die Königstochter aber nach Köln brachte, wo er sie Jahre lang bei sich behielt, in der Hoffnung, daß ihr Gemahl sie abholen würde. Da dieser jedoch nicht erschien, verlobte er sie mit seinem Sohne, und eben sollte die Vermählung Statt finden, als König Wilhelm nach Köln kam und sich zu erkennen gab. So schmerzlich es dem guten Gerhard fiel, seinem Sohne die geliebte Braut zu entreißen, so schwankte er doch nicht in der Erfüllung seiner Pflicht; er vereinigte die so lange Geschiedenen wieder, und führte sie auf seine Kosten nach England. Sobald er dahin gekommen war, wurde Gerhard von den Rittern erkannt, die er befreit hatte, die ihn nun zum Könige ernennen wollten, da sie ihren Herrn für todt hielten. Der treffliche Kaufmann aber bedeutete ihnen, daß der König Wilhelm noch lebe, und als er ihnen denselben mit seiner Gemahlin zuführte, erscholl rings der lauteste Freudenjubel. Man habe ihn, schließt Gerhard seine Erzählung, auf das Reichlichste beschenken wollen, doch habe er nur einen Fürspan und einen Ring für seine Frau angenommen. „Als ich heim kam, ward ich mit Freude empfangen; die Leute aber sahen meine That für viel größer und lobwürdiger an, als sie war, und nannten mich deshalb „den guten", doch weiß ich nicht, ob mit Recht. Denn ich bin nicht gut; auch bin ich vielmehr ein so sündiger Mensch, daß ich außer dem, was ich erzählt, nichts Gutes gethan habe." Der Kaiser ward aber von der schlichten und bescheidenen Erzählung Gerhards so gerührt und ergriffen, daß er in sich ging, und einsah, daß man das Gute nur um Gottes willen thun dürfe, wenn es in der That gut sein solle. Er kehrte nach Magdeburg zurück und that Buße wegen seiner Ruhmredigkeit. —

Wenn auch der „gute Gerhard" den Fehler der allzugroßen Breite mit den meisten mittelhochdeutschen Gedichten theilt und durch diese Weitschweifigkeit allerdings die Wirkung sehr geschwächt wird,

*) Eigentlich Otto der Große, welchen der Dichter mit seinem Sohne Otto II. verwechselt, der von seinem rothen Haar den Beinamen: der Rothe erhalten hatte. Diese Verwechselung kommt öfters vor, z. B. in der unten zu erwähnenden Erzählung Konrads von Würzburg: „Otto mit dem Barte".

so hat doch die Erzählung immerhin noch große Vorzüge. Die Darstellung entspricht in ihrer ruhigen, gleichmäßigen Haltung ihrem schönen Inhalte vollkommen; und es ist dem Dichter in hohem Grade gelungen, die beiden Hauptgestalten seiner Erzählung mit aller Wahrheit, Lebendigkeit und Schärfe zu zeichnen; besonders zeigt sich ein äußerst sicheres und ächtes Gefühl in der Art, wie er den guten Gerhard seine edlen Thaten selbst berichten läßt, da dieser auch in denjenigen Punkten der Erzählung, wo seine Trefflichkeit am glänzendsten erscheint, den Charakter bescheidener Demuth nie verläugnet. Und so macht das Ganze einen höchst wohlthätigen Eindruck auf das Gemüth, das zwar nie in leidenschaftliche Aufregung versetzt, aber mit der ruhigen Milde erfüllt wird, die der Dichter aus seiner eigenen liebenswürdigen Seele über das Ganze gehaucht hat.

Es ist kein Dichter der mittelhochdeutschen Zeit so verschieden beurtheilt worden, als Rudolf von Ems; während ihn Einige den größten Zeitgenossen beinahe gleichstellen, sehen Andere in ihm nur den matten Abglanz schöner Tage. Uns scheinen beide Urtheile gleich unrichtig und unbegründet: Rudolf verdient weder dieses hohe Lob, noch diese tiefe Erniedrigung. Es fehlt ihm allerdings jene schöpferische Größe, jene hohe poetische Kraft, die sich in Gottfried am höchsten entwickelte, aber er besitzt dagegen das nicht gewöhnliche, bei den mittelhochdeutschen Dichtern sogar ziemlich seltene Talent, die inneren Seelenzustände zu schildern und das innere Leben der Personen in ihren Handlungen poetisch zu gestalten. Seine Darstellung ist im Ganzen gelungen und durchgebildet, wenn er auch sein Vorbild Gottfried von Straßburg lange nicht erreichte. Man muß übrigens, um gegen Rudolf gerecht zu sein, seine spätern Werke, den Wilhelm, den Alexander und die Weltchronik, von den früheren, dem Gerhard und dem Barlaam, wohl unterscheiden, da der Dichter in jenen einen großen Theil seiner früheren poetischen Kraft verloren zu haben scheint, weshalb denn auch der Verlust der andern, in seine frühern Jahre fallenden Gedichte, darunter eines von der Bekehrung des heiligen Eustachius, die andern, wie es scheint, mit mehr weltlichem oder ritterlichem Gepräge, zu bedauern ist.

1. Aus dem Wilhelm von Orleans.

„**W**er hât mich guoter her gelesen?
Ist ez ieman gewesen
Lebende in solher wîse,
Lobe er mich, deiz mich prîse,
Ez sî man oder wîp,
Habe er sô getriuwen lîp
Âne valsch, sô sol er mich
Lieben, daz ist friuntlich,
Mit süezer sinne stiure.
Ich bin diu Âventiure,
diu des mit flêhelîchen siten
wil die êre gernden biten,
daz sî mich niht verkêren,
unt mînen meister lêren,
der mich biz her getihtet hât,
âne spot sô wîsen rât,
daz er mich vollebringe;
wan ich an in gedinge,
sol er mîn vürspreche wesen,
er frume mich alsô gelesen,
daz man für guot dulde mich.
Ruodolf, nû versprich dû dich,
unt sage der mære mêr von mir;
an den bin ich gevolgie dir
nâch der gewæren wârheit,
die diu welsche von mir seit."
„Frou Âventiure, sît ir daz?" —
„Jâ!" — „Sô möhtet ir wol baz
sîn an wîser liute komen,
unt bezzer meister hân genomen:
von Veldecke, den wîsen,
der iu wol künde prîsen
lobeclîchiu mære;
oder den *Ouwære*,
der uns Erekes getât
unt von dem lenu getihtet hât;
oder den von *Eschenbach*,
der wol ze meisterschefte sprach
von Parziváles manheit,
unt wie nâch hôhem prîse streit
Sante Willehelmes leben;
oder hætet iuch ergeben
meister Gotfrides kunst
von Strâzburc: hætet ir des gunst
sô wol sô Tristan unde Îsôt,
der liebe, der triuwe unde ir nôt,
der sô wol kunde wæhen
mit wîsen worten spæhen,
der hæte iu baz, dan ich, getân;
oder hætet iuch verlân
den wîsen *Blikêren*
an guot getihte kêren,
des kunst, des wîslicher rât
den umbehanc gemâlet hât,
der kunde iuch rehter tuon, dan ich.
Von Zezinchoven her Uolrich,
der uns tihte Lanzeleten,
hæt mich wol an iu vertreten;
unt *her Wirnt von Grâvenberc*,
der uns vil manlîchiu werc
an dem rade hât geseit
von Wigaloises manheit,
sô wurdet ir niht alsô kranc.
Wolte iuch *meister Frîdanc*
getihtet hân, sô wæret ir
baz für komen, dan an mir;
oder *von Absalône*,
hæte er iuch alsô schône
berihtet, als diu mære,
wie der edel Stoufære,
der keiser Friderich, verdarp
unt lebende hôhez lop erwarp.
Hætet ir künde gewunnen
des *von Vuozesprunnen*,
sô wære iu aber baz geschehen,
denne an mir: des muoz ich jehen.
Ir wæret ouch baz volekomen,
hæt sich iuwer an genomen
her Flec der guote Kuonrât,
sô er Flôren getât
unt Blanschefliur berihte.
Ouch wær iuwer getihte
komen in bezzer schouwe
mit deme *von Linouwe*,
der Ekkenis manheit
hât getihtet unt geseit,
daz ist der Wallære.
Ouch hæte iuch der *Strickære*

baz, dan ich, berihtet,
wold er iuch hân getihtet,
als Danièln von Bluomental.
Die werden ritter über al,
die bî Artûses jâren
in sînem hove wâren
für die werdesten erkant,
die hât uns wîslîche genant
ein *Gotfrit von Hôhenlôch:*
der künde iuch hân gemachet hôch,
ob er iu gerne wolde hân
sô wol sô jenen dort getân.
Ouch hæte iuch mit wîsheit
her Albreht baz, dan ich, geseit,
von Kemenât der wîse man,
der meisterlîchen tihten kan;
an den soldet ir sîn komen,
oder iu ze meister hân genomen
ander wîse liute,
die iuch ze wîser tiute
künden baz, denne ich, gesagen.“
„Dâ was eht ich dô bî den tagen
in welsch verborgen unze nû
an dise selben zît, daz dû
mich begundest tihten.“ —
„Wan liezet iuch dô rihten
den wîsen *Turheimære*,
der wol guotiu mære
ze meisterschefte tihten kan?
Der hât Artûse einen man
von Kriechen niulîche
gesant in sîniu rîche
mit sô guoter sprüche kraft,
daz ich mich der meisterschaft
und der hôhen wîsheit,
die er an Clies hât geleit,
niht gelîchen wil, noch sol.
Geschiht iu von mir niht sô wol,
sô jenem von im ist geschehen,
des sol man mich unschuldic jehen.“ —
„Sich, dâ kum ich nû niht an:
swie meisterlîche er tihten kan,
sît dû dich mîn hâst an genomen,
und ich nû bin an dich komen,
sô vollefüere eht dû mich.
Ez ist gar unschemelich,
ob in guotem muote ein man
tuot, sô er beste kan.“
„Nû tæte ich, ob ich wesse,
ob mir *meister Hesse
von Strâzburc* der schribære
wolde disiu mære
prîsen, ob si wæren guot.“ —
„Jâ er benamen, jâ er tuot:
er hât bescheidenheit sô vil,
swâ er getihte bezzern wil,
daz er ze rehte bezzern sol,
dâ kumt sîn überhœren wol,
wan ez bezzerunge holt.“ —
„Wil mîn vriunt *Vasolt*
und ander merkære,
die wol guotiu mære
kunnen merken, tihten, sagen,
mîn unkunst an in vertragen,
sô wil ich mich arbeiten,
und iuwer mære breiten.“ —
„Ûf ir genâde, lâ dû daz,
unt brinc mich aber für baz:
ez wære uns beiden missetân,
woldest dû mich alsô lân.“ —
„Vrou Âventiure, sô wil ich
mit in gerne arbeiten mich,
daz ir mit guotlîchen siten
geruochet sîne vrouwen biten,
daz si durh wîbes güete
im hœhe sîn gemüete,
der er mit stætem muote,
mit lîbe und ouch mit guote
wil iemer dienen sîniu zil,
durh den ich iuch tihten wil;
unt manet sî der werdekeit,
die Got an sî hât geleit
alsô lobelîche,
daz sî in vröuden rîche,
und daz sî sîner stæte
durh ir tugende ræte
ze guote an im gedenke:
daz ist der werde schenke,
der hôchgemuote Kuonrât
von Winterstetten, der mich hât
gebeten durch den willen sîn,
daz ich dur in die sinne mîn
arbeite, und daz ich iuch lihte
in rehter rîme slihte.
Daz wil ich gerne tuon durh in,
wan sîn gemüete und ouch sîn sin
und aller sîner tugende rât
gar nâch der welte prîse stât:
dâ von dunket er mich wert,
des er an mich hât gegert,
daz ich daz gerne durh in tuo.“

2. Aus dem Alexander.

Aller mîner meister kür
wil ich diz mære legen für
unt wil sie flêhen unde biten,
daz sie nâch meisterlîchen siten
ir hôhe kunst mir zeigen,
und demüeteclich neigen
ir ôre, ir kunstrîch herze her,
unt merken, wes mîn herze ger.

Ich wil den werden guoten
flêhelîchen muoten,
daz sie friuntlîche war
nemen, ob ich hie missevar,
daz vil lîhte muoz ergân:
wan ich mich an genomen hân
mit tumbes herzen stiure
sô rîcher âventiure,
daz mir gezwîvelt der sin,
des ich erlâzen eines bin,
sî gebe mir arbeit zuo vil.
Dâ vôn ich lêre suochen wil,
wan ich mich niht gelîchen
mac den kunstrîchen;
ich ger aber der lêre.
Mîn kunst hât meister mêre,
denne ir ie wurde her an mich;
an kunst verstânt alle sich:
sinnen, singen, tihten,
mit rîme sinne slihten,
des ist nû vil, es wart nie mê
vor uns in allen zîten ê.
Nû stât diu kunst alleine,
swie sî sî gemeine,

alleine, als ich iu sagen wil.
kunstricher liute ist vil,
die doch niht kument an daz spor,
daz uns ist getreten vor,
an meisterlicher sprüche kraft
und an hôhe meisterschaft.
Uns ist diu kunst alleine,
swie si si gemeine:
ir hort ist gar vereinet,
uns allen doch gemeinet:
kunst ist uns allen wol erkant,
doch sint ir wege vil ungebant,
des uns gemeine volge giht.
Wan nieman nû sô guotes niht
gesprechen kan, sô man dô sprach,
dô man uns kunst vor belzen sach
ûf den kunstrichen stam,
von dem getihte urhab nam,
von Veldeke den wîsen man,
der rehte rime allerêrste began,
den kunstrîchen *Heinrich.*
Der stam het wol gebreitet sich,
den uns sin hôhe wîsheit
zuo anevange hât geleit.
Driu kunstricher bluomen ris
hânt sich dar ûf vil manige wis
vil spæhelich zerleitet,
unt bluomen vil zerspreitet.
Daz eine ist sleht, süeze unde guot,
des fruht den herzen sanfte tuot;
dô ist niht wurmæziges an:
daz stiez der wîse *Hartman*,
der kunstrîche *Ouwære.*
Mit manigem süezen mære
daz ander ris ist dar ûf gezogen,
starc unt manige wis gebogen,
wilde, guot, doch spæhe,
mit frömden sprüchen wæhe:
daz hât gebelzet ûf den stam
von Eschenbach her Wolfram.
Mit wilden âventiuren
kunde er die kunst wol stiuren;
des gebent sîne âventiure
der kurzwile guote stiure.
Obe ich nû prisen wolde,
als ich von rehte solde,
daz dirte vollekomen rîs,
sô müeste ich sîn an künsten wis:
daz ist sleht, spæhe, guot unt reht,
sin süeze bluot eben unde sleht,
wæhe, reine, vollekomen.
Daz rîs ist eine und ûz genomen
von kunstrîchen sinnen:
wie seit ez sus von minnen!
wie süezet ez den herzen
der süezen minne smerzen!
wie güetet ez der guoten guot,
der hôchgemuoten hôhen muot.
Daz stiez der wise *Gotfrit*
von Strâzburc, der nie valschen trit
mit valsche in sîner rede getrat.
Wie ist ebene unt sleht gesat
sîn funt, sîn sin sô riche!
wie ist sô gar meisterlîche
sîn Tristan! Swer den ie gelas,
der mac wol hœren, daz er was
ein schrœter süezer worte
unt wiser sinne ein porte.

Wie kunde er sô wol tihten,
getihten krümbe slihten,
prisen beider hande lip,
beide, man unt werdiu wîp!
Wie truoc im sô hôhe gunst
in tiutscher zunge rehte kunst
Got, der kunst wol gunde,
daz er si sô wol kunde.
Richer sinne ist vil geleit
in unser kunst mit wîsheit:
wir tihten unde rîmen,
wir wænen, daz wir lîmen
nâch wâne der rîme
der hôhen sinne lîme.
Dar an sîn wir ein teil betrogen,
uns hât der wân dar an gelogen:
wir gern, daz wir steinen,
den edeln und den reinen
gelîchen unser gunterfeit;
alliu unser arbeit
ist nû an wildiu wort gedigen,
diu vor uns wâren ie verswigen,
unt selten ie mê vernomen,
an diu wellen wir nû komen.
Noch ist der meister mêre,
an den ich suoche lêre:
von Heimesfurt her Kuonrât,
der wol von Gote getihtet hât,
den darf riuwen niht sîn were.
Her Wirnt von Grâvenberc
ist an einem mære
worden lobebære;
an dem hât sîn meisterschaft
erzeiget hôher sinne kraft:
des lâzet wise liute jehen,
die reht getihte künnen spehen.
Von Zezinchoven her Uolrich
sol ouch an witzen bezzern mich,
der uns daz mære und die getât
künstecliche getihtet hât,
wie Lanzelet mit werdekeit
manigen hôhen pris erstreit.
Eines fundes hât gedâht,
der wart niemer vollebrâht,
von Steinahe her Blikêr.
Der funt ist lôs und alsô hêr,
daz aller tihtære sin
kan niemer vollebringen in:
der ist der lôse umbehanc;
wære er fünf tûsent ellen lanc,
man künde in vollemâlen niht;
biz des getihtes iht geschiht,
sô mac man mâlen die geschiht,
als iegelich âventiure giht;
dâ von mac des niht geschehen,
daz er iht endes müge sehen.
Aller âventiure crône
treit ouch ir namen schône,
sît diu ist alsô meisterlich,
sô si ir meister *Heinrich*
von dem Türline hiez.
der dirre âventiure ûf stiez
ein zil über alliu mære.
Sô dise rede gewære,
sô lâzen wir der crône
den namen stân vil schône.
Tumpheit strafen unde spot,
die werlt erkennen, minnen Got,

des lîbes und der sêlen heil,
werltlîcher êren teil
in dirre werlde kurzen tagen
lêrte kunstlîche bejagen
der sinnerîche *Frîdanc*,
dem âne valschen wanc
alle rede volge jach,
swes er in tiutscher zunge sprach.
Ein zwîc der kunst gestôzen hât
her Flec, der guote Kuonrât,
daz ist ouch lobebære:
dô er beschiet daz mære,
wie Flôren unde Blanscheflûr
was süeze und underwîlen sûr
ir lieplîche geselleschaft,
unt wie der strengen minne kraft
Cliesen twanc; des rât suoche ich,
swâ mîn unkunst sûmet mich.
Sîn hebete mîn friunt alsô lôn
an gefüeger sprüche dôn:
die sint genuoc guot unde reht.
Von Kemenât her Albreht
der kunst getet wîter schouwe.
Her Heinrich von Linouwe
hât ouch vil süeze arbeit
an den Wallære geleit.
Swenne er wil, der *Strickære*,
sô machet er guotiu mære.
Sante Margarêten leben
hât vil gefuoge gegeben
mîn friunt, *her Wetzel*, des gihe ich.
Von Turheim her Uolrich
hât alsô ein bescheiden man
gefuoge unt wol gefangen an,
ouch sô wol geendet, daz er hât
ein lop, daz bî den wîsen stât.
Des ich gihe und jehen sol,
sie hânt gesprochen alle wol.
Kunde mîn kunstlôser sin
komen an ein teil nâch in!
Daz leider nû niht mac ergân,
wan ich niht hôher künste hân,
dâ von sich hânt ir lêre
geslihtet alsô sêre,
sie sîn lebende oder tôt.
Got helfe mir ze dirre nôt,
daz sie mîn zwîc niht werfen abe,
daz ich ûf gestôzen habe,
dô ich daz mære beschiet,
wie vil nôtiger diet
der *guote Gerhart* lôste
von grôzem untrôste;
unt wie der guote *Jôsaphât*
sich durch Barlââmes rât
die Gotes gnâde koufte,
dô er sich Gote toufte;
unt wie sich von der heidenschaf
bekêrte nâch der Gotes kraft
der guote *sant Eustachius*.
Mac mîn zwîc blîben alsus,
sô wil ich für baz sprechen hie,
dâ ich hie vor diz mære lie,
unt wil ûz senden einen man,
ob ich in wol geprüeven kan,
des prîs sô hôhen prîs bejaget,
daz vor ime nieman uns betaget,
der solhen prîs bejagete,
unt hœher êre betagete.

3. Aus Barlaam und Josaphat.

Die dirre weltê volgær sint,
unde ir dienstlichiu kint,
die gliche ich einem man,
der nôt von einem tier gewan:
daz was ein einhürne grôz.
Sîn lüejen alsô lûte dôz,
daz ez den man brâhte in nôt:
er vorhte im unt vlôch den tôt.
Ez jagete in âne milte zuht:
dô er was in sorgen vluht
und vor dem einhürnen lief,
in ein abgründe tief
viel er über eine want.
In dem valle ergreif sîn hant
ein boümelîn, dâ hieng er an:
daz vriste disen selben man;
er habte sich vil vaste
zuo des boümelîns aste:
die füeze het er dâ gesat
an eine wunder enge stat,
daz was ein kleiner erdewase,
gewurzet âne kraft mit grase;
dar ûf enthielt er sinen val.
Diu selbe stat was alsô smal,
daz er dran niht mohte gestân,
swenner daz boümlîn muoste lân.

Swie er stuont in grôzer nôt,
er wânde des, daz im der tôt
mit vride wære benomen dâ.
Dô kâmen zwô miuse sâ,
einiu was swarz, diu ander wîz;
die kêrten allen îren vlîz
an der stûden wurzel gar:
sî gnuogen vaste dar,
bis diu wurz vil nâch sich lie,
von der kraft diu stûde gie.
Diz was ein angestlîch geschiht:
er mohte des erwenden niht:
si wolden der wurze angesigen.
Dô sach er einen trachen ligen
tief under im in einem tal,
der dinget ûf des mannes val;
ez was ein angestlîcher stric.
Er truoc vil leiden anblic:
diu ougen und der âten sîn
wâren beidiu fiurîn.
Er tet vil wîte ûf den munt,
dô dranc daz fiur sâ zestunt
mit grôzer flamme, als er sich vleiz,
als ûz einem ovene heiz
ûz sînem wîten munde.
Vil sêre in der stunde
mit grimme blangen began,
daz er verslunde disen man.
Ûf sînen val was er bereit,
ginende, als ich hân geseit,
als er in wolde slinden.
Dem man begunde swinden
herze vreude, daz tet nôt,
als diu vorhte im gebôt.

Dô der man diz ungemach
under im an dem trachen sach,
und den wüetenden einhürnen
ob im sô sêre zürnen,
dô er nâch im sô lûte schrei,
und daz der stûden wurz enzwei

von den miusen nâch geschaben
was; er dâhte, ob in enthaben
möhte disiu kleiniu stat,
dâ er hâte hin gesat
die füeze dur des valles vrist.
Als er disen kleinen list
in sînen grôzen næten vant,
er sach des endes sâ zehant:
aldâ moht er sich niht entsagen.
Ûz der wende sach er ragen
vier grôzer würme houbet:
vreude wart er beroubet,
wan er des tôdes was gewis.
Ein slange, heizet aspis,
der vil grôze frevel hât,
swenne er lebendes iht bestât,
der wurden im dâ vier erkant
bî sînen füezen in der want,
die den wasen under gruoben
unde vlîzeclîchen schuoben,
der under sînen füezen lac.
unde sîn mit unstæte phlac,
wan er sô sêre began
mit helfe entwîchen disem man.
Dô disiu viervalte nôt
dem man sô grôze vorhte bôt,
er sach ûz einem aste
sanfte, niht ze vaste,
ein kleine honecseimes gân;
al sîne nôt begunde er lân.
er habte sich dar sâ zestunt,
unt liez im triefen in den munt.
Swar er sach, dâ was nôt,
er sach nâhen im den tôt:
swie vorhtlîch was diu geschiht,
er lie der honie tropfen niht.
Ist dînem sinne niht ze snel,
ze merkenne diz bîspel
sô wil ich dirz ze tiute sagen,
die rehten bîschaft niht verdagen.
Diu gruobe, dar in viel der man,
dâ solt dû die welte merken an,
diu mit sô grôzer arbeit
uns ir stricke hât geleit.
Der einhürne, daz ist der tôt,
der mit angestlîcher nôt
allez menschlich kunne jaget,
biz daz sîn name an im betaget.
Daz boümelîn, daz ist daz leben
daz uns allen ist gegeben,
iegelîchem nâch sîner maht.
Der liehte tac, diu trüebe naht,
bezeichent dise miuse zwô,
die jene wurzen nugen sô,
daz der stûden kraft zergienc,
dar an der man mit vorhten hienc.
Alsus nagent wider strît
unser leben disiu zît:
ir nagen, daz hât endes niht,
ê man si ab genagen siht
unsers lebens wurzel kraft,
dâ unser leben ist an gehaft.
Merke ouch in den sinnen dîn,
daz der trache viurîn,
der gein dem man ûf tet den munt,
bezeichent den helle grunt
unde des tiuvels angesiht,
diu vorhtlicher swære giht.
Der vier slangen houbet sint
vier tugende, von den al diu kint
diu von menschen sint komen,
lîp unde leben hânt genomen.
Der vier elementen kraft,
von den diu Gotes meisterschaft
den lîp al der menschen
hât zesamene geleit,
daz ist diu ungewizze stat,
ûf die der man hât gesat
dur vristen sîne füeze.
Der welte unstætiu süeze
sî dir bî dem honige kunt,
daz jenem trouf in den munt,
und durch daz kleine trophelin
vergaz al der nôt sîn.
Hie sî dir bilde bî gegeben,
daz dû dirre welte leben
rehte erkennest, wie si stât.

I. Aus dem „Guten Gerhard".

Nû bat er eines tages mich
in der gesellschaft, daz ich
in mînen koufschatz lieze sehen:
daz was mir liep; ich lie in spehen,
swaz ich koufes brâhte dar.
Den begunde er schowen gar:
er dûhte in edel unde rîch,
und daz im nie niht gelich
in solher rîcheit wurde erkant
über elliu heidenischiu lant.
Sus kêrte er wider dan ze mir;
er sprach: „Gêrhart, ich sage dir,
dû hâst die græsten richeit brâht,
der hie ze lande ie was gedaht
enkeinem einigem man:
niemen in vergelten kan
in disem lande âne mich.
Wil dû, sô lâze ich schowen dich
mînen koufschatz, den ich hân:
behagt dir der, ez sol ergân
ein wehsel von uns beiden hie.
Ich wil dir rehte sagen, wie
ez ist umb disen kouf gewant.
Bringest dû in in dîn lant,
dû maht sîn wol geniezen vil:
hie frumt er niht. Dâ von ich wil
mit dir koufen, ob dû wilt.
Ob dich gewinnes niht bevilt,
sô maht dû wol gewinnen dran."
Ich sprach: „Swâ ich gewinnen kan,
dâ tuon ich gar, swaz iemen tuot
umbe rehte gewunnen guot!" —
„Diz ist ein rehte gewunnen guot."
Gulte ez mir, als ez dir tuot
in dînem lande, ez wurde mir
vergolten nimmer gar von dir."
Nû wânde ich, daz ich solde
von silber unt von golde
schowen kouflîchen gwin:
dô fuorte mich der wirt dort hin
in eine kemenâten.
Die wânde ich wol berâten
von grôzer richeit funden hân:
des was si gar ân guote erlan;
doch beslôz si guotes vil,
als ich iu bescheiden wil.
Sî was mit guote und âne guot,

mit rîcheit unt mit armuot
bewart vil vestecliche.
Dâ vant ich jæmerliche
zwelf ellenthafte riter guot
mit starken banden wol behuot,
die alle in boyen lâgen
und unfreude phlâgen.
Je an zwein ein boye lac,
diu sêre unt niht lîhte wac,
dâ si inne versmidet wâren.
Vil bî gên drîzec jâren
was ir iegliches jugent.
Sî wâren êrst von kindes tugent
gewahsen nâch manlîcher art;
die ersten grane truoc ir bart,
die man nie dâ vor versneit.
Swie si trüegen herzenleit,
si wâren als minneclich,
daz des begunde dunken mich,
in wære der wunsch an schœne ergeben
ob sî mit freuden solten leben.
Diu was mit jâmer in benomen:
ûz freuden was ir herze komen
in klagender swære ûf sorgen zil,
der sî mit jâmer truogen vil.

Sus was diu kemenâte
gar âne guot mit râte.
Sâ was niht guotes in geleit,
wan diu reine werdekeit,
diu an den edeln rîtern lac,
der diu vanenüsse phlac.
Ir nôt began mîn herze klagen,
mit klage ir bürde mit in tragen,
daz sî mit sölher armekeit
liten sô grôz herzenleit.
Des herzen freude ich senke,
swenn ich an sî gedenke;
ir klagendez leit mich immer swirt.

Dô nam mich bî der hant der wirt,
er hiez mich fürbaz mit im gân,
er wolde mich noch schowen lân
grôzen koufschatz anderswâ.
Dô gieng ich mit im aber sâ
unt wânte des; sus volget ich
durch schowen: fürbaz fuorter mich
in ein ander kemenâten.
Dô wir dar in getrâten,
dô begunde ich umbe sehen,
wâ unt wenne ich solde spehen
den grôzen kouf, den er mir bôt.
Dô vant ich in gelîcher nôt
den selben vunt, den ich dort vant,
an dem ich leides wart ermant.

Der funt was mir sô swære
und alsô klagebære,
daz in mîn herze kûme truoc:
ob ich ê freuden ie gewuoc,
diu muoste mir dô verren.
Ich sach zwelf alte herren
ouch dort in boyen sitzen,
die mit vil guoten witzen
wol volkomen wâren,
vil nâch gên sehzic jâren.
Die wâren grâ unt wol gevar:
an houbte und an barte gar
was in daz har ergriset.
Sî dûhten mich gepriset,
als ich ez an in mohte sehen.
Mîn herze in des begunde jehen,
in wære des Wunsches fliz bereit,
wæren sî ân herzenleit:
des jach mir ir gebâren.
Je zwêne unt zwêne wâren
in eine boye geleit.
Ir klegelîche arbeit
klagte ich für der jungen pin,
wan sî geêret solden sin
durch ir alter für die jugent:
wan junges herzen frechiu tugent
dicke wirt versêret,
daz sich doch schiere verkêret.
Diu jugent überwindet,
dâ von daz alter swindet;
diu jugent lidet manic nôt,
dâ von daz alter nimt den tôt.
Durch daz was mir ir arbeit
von herzen durch ir alter leit.

Dô ich ir klagendez ungemach
mit klegelîcher swære ersach,
ez tet mir von herzen wê.
Dô sûmde sich der wirt niht mê
und ich mit im; wir giengen dan.
Dô fuorte mich der werde man
fürbaz von der armen schar.
Dô ich gesach ir kumber gar,
der wirt gelie mich von im nie:
an sîner hant ich mit im gie
in eine kemenâten hin:
dâ vant ich süezen gewin,
der wol an mannes muote,
an liebe, an vreude, an guote,
an wirden unde an sælden treit
manlîcher vreuden sælekeit,
der al der welde zaller zit
mit hôhem muote freude gît.
Der koufschatz in dem lande was
an zuht, an sælde ein spiegelglas,
an triuwe, an güete ein adamas,
wan daz im getrüebet was
sin liehter schin von swære grôz,
wan in vil dicke begôz
ein regen, der ûz jâmer ran
von herzen, daz in jâmer bran.

Nû begunde ich umbe schouwen;
dô sach ich werder vrouwen
fünfzehen sitzen dort:
daz was der koufliche hort,
von dem ich hie gesprochen hân.
Si wâren alsô wol getân,
daz mich des immer wunder hât,
wie Got sô wunschlichen rât
an sî nâch wunsche kêrte,
dô er mit künste mêrte
an ir lîbe alsolhen fliz.
Guot gelimpf ân itewîz
unt wibes prîs an güete,
zuht in hôchgemüete
mit werendes willen stætekeit
was den vrowen ie bereit
mit des wîbes klârheit gar,
an der der Wunsch mit kiusche bar
sîne süeze lebende fruht
mit schœne in wîplîcher zuht,
mit güete sunder gallen.
Von disen vrowen allen

wil ich nemen eine.
Diu edele und diu reine
was ob in gar sô schœne,
daz ich ir schœne krœne
ob allen frowen schône
mit des Wunsches krône.
Ir minneclîchiu varwe glanz
truoc an schœne alsolhen kranz,
daz sî der vrowen schœne truoc,
die sì mit schœne undersluoc.
Ir lîp sò hôhe schœne truoc,
daz ir schœne undersluoc
aller vrowen schœne.
Durch die schœne ich krœne
ir lîp ir süeze werdekeit.
An ir schœne was geleit
des minneclîchen Gotes flîz.
Ir munt was rôt, ir kèle wîz;
ir hiufel rôselohtez brehen
bî liljen varwe liezen spehen
an ir liehten wengeln gar,
sî wâren missewende bar:
ir ougen lûter unde klâr,
lieht reideloht ir hâr,
sleht, in rehter wîze val;
wol geschicket unde smal
was ir minneclîcher lîp.
Daz edele wol geborne wîp
was nâch wunsche volkomen
unt valschem wandel gar benomen:
an schœne, an güete, an kiuschen siten
was niht an ir geburt vermiten.
Swie ein wol gelobtez wîp
sol sîn gepriset unde ir lîp,
des hâte sî den besten teil.
Ich wart es trûric unde geil,
daz ich die guoten ie gesach:
ich trûrte durch ir ungemach,
unt vreute in mînem herzen mich,
daz ich sî sach sô minneclich.
   Dô ditz alsus gar geschach,
und ich die vrowen rehte ersach,
und ouch die armen riterschaft
in alsô kumberlîcher haft,
dâ vuorte mich hinwider dan
Stranmûr, der ellenthafte man;
er sprach: „Hâstû ditz wol gesehen?"
Ich seite: „Jâ!" — Nû solt dû jehen,
ob dû wilt koufen?" Ich sprach: „Waz?" —
„Hâst dû niht gesehen daz?" —
„Ich wart hie anders niht gewar,
wan einer nôtigen schar,
diu hât ein angestlichez leben." —
„Die wil ich dir ze wehsel geben." —
„Waz sol mir diu?" — „Daz sage ich dir:
möht ich sô vil geniezen ir,
ob dû wilt, alsam dû,
ich gæbe ir niht sô lihte nû.
Swer rehter lôsunge an sî gert,
der ist wol an in gewert
hundert tûsent marke:
er möhte in sîner arke
niht gewissers guotes hân,
wil er sî mit gedinge lân.
Wær mir gelegen baz ir lant,
ich hæte an in vil rîchiu phant
für hundert tûsent marke gar,
sô wol erkenne ich dise schar."
   Dô vrâgte ich in sâ zehant,
wie ez wære umb sî gewant:
er sprach: „Daz wil ich sagen dir,
wie sì von êrste wurden mir.
Sag an, weistû Engellant?" —
„Jâ, daz ist mir wol erkant." —
„Von dem lande sint geborn
die werden ritter ûz erkorn." —
„Waz hât si denne her gesant
ze vanenüsse in diz vrömde lant?" —
„Dâ fuoren sî von lande
mit einem wîgande,
der was Willehalm genant,
ein junger künec von Engellant,
ze Norwæge in daz rîche.
Dem antwurt êlîche
des landes künec die tohter sîn,
die hôchgemuoten künegîn,
die man dich dort lie schouwen
bî vierzehen vrouwen,
daz sî diu fünfzehende was,
an der Got wunsches niht vergaz:
daz ist Reinmundes kint.
Sî unde ir ritter warf der wint
in eine habe, diu ist mîn:
des müezen sì ze rehte sîn
hinnan für unz ûf daz zil,
swie ich in gebieten wil:
daz lêch mir mînes herren hant,
als ich dir tet hie vor bekant.
Wil dû die koufen umbe mich,
die gibe ich dir unt trœste dich,
daz sì zwìvalt gelten dir,
swie dû lœsest sì von mir.
Doch mac der kouf niht anders sîn,
wan swaz ich in dem scheffe dîn
dînes guotes hân gesehen:
dâ mite muoz der kouf geschehen.
Hât der künec sînen lîp,
der giltet tiure dir sîn wîp:
ist er tôt od ungesunt,
sô lât der künec Reinmunt
verderben niht sîn liebez kint.
Die dâ bî ir gevangen sint,
der sint ouch eteslîche
vil werde fürsten rîche;
ê daz die lægen lange
mit söllhem getwange,
sì gæben dir ê gar ir guot:
alsô weiz ich sì gemuot.
Des wilden wâges ünde
und diu vil grôze unkünde
hât in mînen banden sie
verborgen vor ir magen hie.
Nû ist ir rîcheit unde ir lant
dir baz gelegen unde erkant:
durch daz biute ich sì veile dir.
Wil dû sì koufen niht von mir,
sô beleite ich doch dîn guot,
swar es gert dîn selbes muot,
unt wil gerne stæte lân,
swaz ich dir geheizen hân."
   Ditz dûhte mich vil wunderlich,
daz er dâ für erkande mich
in sînem wâne alsô gemuot,
daz ich gæbe sô grôz guot,
nihtwan umbein blôzen wân;
ich sprach: „Herre, ich wil es hân

guoten rât biz morgen fruo."
Er sprach: „Ditz ist mir liep: nû tuo!"
Mit urloub ich dô von im schiet.
Des herzen muot mir dicke riet
nû sus, nû sô, nû her, nû hin.
Ze jungest kom mir in den sin,
daz ich Got râtes bæte,
waz ich dar zuo getæte,
daz er in daz herze mîn
sande nâch den hulden sîn,
daz mir ze herzen kæme,
ob ez im wære genæme,
daz ich die armen lôste
von solhem untrôste.
Mit disem zwîvel was bedaht
mîn herze biz gên mitter naht,
ob ich lôste sî durch Got,
ob daz wære sîn gebot.
Von herzen ich Got ane rief,
unz ich mit dem gedanke entslief,
ob ez almuosen wære,
oder ob ich ez verbære.
Dô ich in solhem zwîvel lac,
unt mîn des slafes süeze phlac,
dô kom ein engel unt wahte mich
(des dûhte mich): dô wachet ich.
Vil ungerne ich des jæhe,
daz in mîn ouge sæhe:
mîn herze in in dem slafe sach.
Als mir mîn troum dô verjach,
mich dûhte, daz er ruofte mir
unt nande mînen namen zwir:
„Gêrhart, wache! slæfest dû?
Got vil sêre zürnet nû,
daz dû sô wîse sinne hâst,
und doch sô wênic dich verstâst
ze Gote rehter wîsheit.
Dîn herze einen zwîvel treit,
der wider dînem schepher ist.
Der süeze Got, der reine Krist,
mit sîn selbes munde sprach,
dô man in menschlichen sach
in menschlîchem bilde gân:
Swaz einem armen wirt getân
ze guote, ob ez durch mich geschiht,
der tuot mir guot, dem armen niht.
Ich bin der arme! Swâ man siht
den armen, ob im iht geschiht
ze guote, daz ist mir getân!
Durch den trôstlichen wân
solt dû âne zwîvel leben,
dir selben vestez herze geben.
Ez was an dir ein tumber wân,
daz dû verlorn wândest hân
deheiner slahte guottât.
Nû habe vestes herzen rât:
wan guottât wart nie verlorn,
diu Gote ûf dienest wirt erkorn.
In swelhem namen dû lôstest
die armen unt sî trôstest,
des næme lôn dîns herzen gir.
Tuost duz durch gelt, sî geltent dir;
tuost aber duz durch êre,
man lobt dich immer mêre;
tuost duz durch Gotes gebot,
sô wizzest rehte, daz dir Got
gît umbe sî ze lône
die immer werenden krône!"

Dô der engel ditz gesprach,
mînen slaf ich durch in brach,
unt wolt in sehen: dô was er hin.
Dô ich erwachet was durch in,
dô lobte ich Got der güete,
daz er in mîn gemüete
nâch sînen hulden sande,
daz ich ze rehte erkande
sîne grôze hulde gar
an der kumberhaften schar.
Ich sprach: „Vil süeziu gotheit,
dû hâst mirz genuoc geseit:
des sî dir, süeziu gotheit,
immer lop und êre geseit!"

Bruder Philipp.

Philipp, ein Mönch aus dem Karthäuserorden, der vermuthlich in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts lebte, dichtete, wahrscheinlich nach einem lateinischen Werke und mit Benutzung der apokryphischen Evangelien, das „*Leben der heiligen Jungfrau Maria*", welches zugleich eine ausführliche Geschichte Christi enthält, wodurch er sich schon vom Bruder Wernher unterscheidet (s. oben S. 243 f.), welcher sich mit richtiger Einsicht auf das Leben Marias bis zur Geburt Jesu und den dieser unmittelbar folgenden Ereignissen beschränkt, die er auch nur in so weit erwähnt, als sie sich auf die heilige Jungfrau selbst unmittelbar beziehen. Auch steht Bruder Philipp seinem Vorgänger, den er gekannt und benutzt hat, an wahrhaft poetischem Talente nach; er hat weder dessen begeisterten Schwung, noch seine glänzende Sprache; dagegen durchzieht die liebenswürdigste und gemüthlichste Herzlichkeit das ganze Gedicht, das der Dichter mit voller Seele niedergeschrieben und in das er die kindliche Gläubigkeit gelegt hat, die sein ganzes Wesen erfüllte. Es wäre überflüssig, auf dessen Inhalt näher einzugehen, da wir durch Werner und Konrad von Fussesbrunnen schon mit dem Stoffe bekannt geworden sind; es genügt daher, ein kurzes Bruchstück mitzutheilen, in welchem sich der Charakter des Dichters und seine Behandlungsweise genügend ausspricht.

Von dem palmboum, dô Maria under raste.

Eines tages in was zerrunnen
wazzer, unt keinen brunnen
si enfunden, dô sî von haben
mohten wazzer unt sich gelaben.
Lange si giengen unde riten;
grôzen durst si al erliten,
beide, liute und daz vie;
in der nôt niht lange si lie
Got von himel, ir geleite:
si sâhen verre ûf einer heide
einen boum, lanc unde hôh;
dâ von sî wurden alle vrô.
Sî begunden dâ hin gâhen,
dâ si den selben boum gesâhen:
ein palmboum der selbe was.
Si funden ouch dâ grüenez gras
under des boumes schaten.
Si begunden dâ al entladen
die esel von ir bürde last,
unt sâzen nider an die rast;

si liezen ouch ir vihe dâ ezzen.
Dâ sî wâren al gesezzen,
Jêsus, daz liep kindelîn,
saz ûf der schôz der muoter sîn;
er zôch sich nider von der schôzen,
mit sînem vinger begunder stôzen
in die erde durch daz gras,
dô er von sîner muoter saz.
An der stat ein brunne entspranc,
unt wazzer ûz der erde dranc:
der selbe brunne ze tal vlôz.
Des nam sî alle wunder grôz:
sî lobten Got von himelrîch
von dem zeichen wunderlich.
Mit grôzen vreuden trunken sî,
unt trenkten ouch daz vihe dâ bî,
und iru grôzen durst vertriben,
wande sî wâren nâch bekliben.
Der boum, dâ sî under sâzen,
der was lanc unde ouch ze mâzen,
der biene süezes obzes vol,
daz was zîtec und smaete wol:
dateln ist diu fruht genant;
diu fruht füert man verre in diu lant.
Mariâ huob ir ougen ûf,
unt gesach die selben fruht,
unt stille gert an irem herzen,
ob ir des obzes mohte werden,
da sî daz gerne mohte haben,
ir liebez kint dâ mit gelaben.
Jêsus, daz heilige kindelîn,
wol der reinen muoter sîn
gir erkande, wand er was Got.
Dem selben boume er gebôt,
daz er sich zu der erden neicte,
für sîner muoter schôz sich leite,
daz sî des obzes als vil næme,
als sî wolde und ir rehte zæme.
Sâ zehant der boum sich neicte,
mit gehôrsam daz erzeicte,
daz das selbe kint wære
aller crêatûre herre.
Dô Mariâ daz gesach,
mit vreuden sî die fruht ab brach;
die andern brâchen mit ir alle
mit vreuden unt mit schalle.
Des selben obzes ein teil âzen,
ein teil behielten ûf der strâzen,
daz sî mit in mohten haben
und ûf dem wege sich gelaben.
Dô sî gebrâchen, daz sî wolten
und dâ mit ir secke füllen,
Jêsus, daz liebe kindelîn,
dem boum gebôt, daz er sîn
este ûf rihte und wüehse, als ê
unt trüege sîner vrühte mê.
Bî dem boum, die naht sî beliben,
ir hunger und ir durst vertriben;
des andern morgens gar vruo,
fuoren sî von dannen dô.

Reinbot von Dorn.

Reinbot von Dorn oder Dürn, aus Bayern gebürtig oder wenigstens in diesem Lande lebend, wurde von Otto dem Erlauchten (1231—1253) und dessen Gemahlin veranlaßt, sein Gedicht vom „heiligen Georg“ nach einem französischen Vorbilde zu verfassen. Da er sich selbst des Herzogs und der Herzogin Dichter nennt, so hat er wohl, wenigstens eine Zeitlang, an deren Hofe gelebt; außerdem wohnte er in Wörth an der Donau. Doch mag er, vielleicht in früheren Jahren, auch andere deutsche Länder durchzogen haben, was sich aus seiner Erwähnung mehrerer nördlichen und südlichen Städte vermuthen läßt, die er wohl aus persönlicher Anschauung hatte kennen lernen.

Wenn die Wahl des Stoffs, das dem Gedichte Reinbots zu Grunde liegt, für die fromme Gläubigkeit des Herzogs von Bayern und seiner Gemahlin zeugen, so gibt sie dagegen von ihrem poetischen Sinne kein glänzendes Zeugniß; denn abgesehen davon, daß ein solcher in das religiöse Eigenthum der Kirche übergegangener Stoff eine freie Behandlung von Seiten des Dichters nicht zuläßt, so hat gerade diese Legende vom heiligen Georg den großen Nachtheil, daß sie sich vorzugsweise um Marterscenen dreht, deren gelungenste Schilderung nur Ekel und Widerwillen erzeugen kann. Es ist daher um so mehr zu bedauern, daß Reinbot sich dem Auftrage seines Herrn unterziehen mußte, als viele Stellen seines Gedichts in glänzender Weise beurkunden, daß er ein reiches poetisches Talent besaß. Wir enthalten uns daher auch einen ausführlicheren Ueberblick des Inhalts zu geben und zu erzählen, wie Kaiser Dacian seine Gemahlin Alexandrina, die sich zum Christenthum bekehrte, bei den Brüsten aufhängen, ihr die Brüste abschneiden und sie endlich enthaupten ließ, oder wie Georg auf ein Rad geflochten, geviertheilt und noch auf andere Weise gemartert wurde, was ihm aber das Leben nicht rauben konnte, weil seine Zeit noch nicht gekommen war, welche erst sieben Jahre nach dem Tode der Kaiserin erschien, wo es endlich dem Kaiser gelang, ihn tödten zu lassen. Wir wollen uns vielmehr darauf beschränken, die einzelnen Stellen und Züge zu erwähnen, in denen sich der Dichter mit selbstständiger Freiheit bewegte und sein Talent zeigen konnte. Zu diesen gehört namentlich die von uns mitgetheilte Erzählung von Georgs Aufenthalt bei der Wittwe und von dem in der ärmlichen Hütte derselben verrichteten Wunder, das mit großer Gewandtheit und Reichthum des Ausdrucks dargestellt ist. Durchaus gelungen sind ferner die Erzählungen von den Kämpfen Georgs und seiner Brüder, ehe er sich entschließt, den Märtyrertod aufzusuchen; sie treten um so glänzender aus der übrigen Darstellung hervor, als der Dichter sie nur im Vorübergehen episodisch berichtet, und er eben dadurch zu einer Kürze und Gedrängtheit genöthigt wird, welche vortheilhaft von der widrigen Breite der Marterscenen und der sie begleitenden Wundergeschichten absticht. Vor Allem aber müssen wir an Reinbot den Reichthum an schönen und kühnen Wendungen, an glücklichen Vergleichungen bewundern, welche durch das ganze Gedicht zerstreut sind, und die zu seiner schönsten Zierde gereichen. Freilich gränzt seine Kühnheit des Ausdrucks öfters an Geschmacklosigkeit, aber in den meisten ist ächt dichterischer Schwung unverkennbar. „Wäre alles Laub Pergament (heißt es V. 1013 ff.), so könnte man darauf die Freude nicht beschreiben, die man aus dem Anblicke der Jungfrau und ihres Kindes gewinnt.“ „So groß ist Christi Gewalt (sagt Georg zu Dacian, V. 3940), daß, wäre der Sand all

gezählt, der bei allen Wassern liegt, und wäre dies Alles Pergament, und wäre dazu jeglicher Stern ein Schreiber, so könnten sie noch seine Gewalt nicht schildern."

Der heilige Georg und die arme Frau.

Der keiser hiez zwelf man,
daz sî den tribunus füerten dan
in ein sô armez hûs,
dâ diu katze und diu mûs
sich niemer mohte inne ernern:
daz muosten sî ime swern,
bî irme gote Apollen,
daz sî ime keinen vollen
gæben an der spîse.
„Herre, ir sît unwîse!"
sprach sente Geôris sâ zehant.
Nû wart doch von himel gesant
eime ganzen here fünf brôt,
die überwunden dâ ir nôt,
daz man in allen gap genuoc,
unt doch mit kerben von in truoc.
Waz sust mir von iuch geschiht,
ir müget mich hungers gesterben niht:
der Dânièlen spîsete,
der selbe mich ouch wîsete."
Hie fuortens in in die stat,
alse sî der kaiser selbe bat.
Nû was ein man niuwes tôt;
des wîp enhâte fleisch, milch, noch brôt:
dâ fuorten sî den fürsten hin.
Alter met und klarer wîn,
fische und ouch daz wiltbræte
und ander guotiu geræte,
dem hûse alles gebrast;
swie doch ein fürste dâ wære gast,
blâmenschier was dâ tiure:
vil selten kochs fiure
von lignô alôè da verbran.
Wê, waz spotte ich, tumber man,
als der affe tuot des slâtes!
Ichn hân doch solhes râtes
dâ heime niht in mîme wesen;
man möhte ouch vor mîme spotte genesen.
Mîner armuot wil ich hie getagen,
unt mê von sente Geôrîs sagen.
Zuo dem sprach des hûses wirtin;
„Owê, lieber herre, ich bin
ein witewe alsô verarmet,
daz mich daz erbarmet,
daz ir her komen sît;
ir müget gewinnen lange zît."
Die rede sie kûme brâhte für;
sî îlte balde gên der tür,
vorhtlîch sie hin wider sach;
der tribunus guotlîchen sprach:
„Vil sæligez wîp, vorht ir mich?" —
„Jâ, lieber herre, sô tuon ich!" —
„Bin ich sô eislîchen getân?" —
„Herre, dâ für sült irz niht hân." —
„Waz vorht ir danne, sæligez wîp?" —
„Herre, dâ hât iuwer lîp
alsô minneclîchen schîn:
ir müget wol ein engel sîn.
Sît ir aber von menschen art,
sô schôner lîp nie niht enwart,
alse helfe Apollo mir!" —
„Frouwe, an wen geloubet ir?
Daz sült ir mich wizzen lân." —
„Herre, zwêne gote ich hân,
Ereulen unde Apollen."
„Daz ir niht guotes hât den vollen,
daz ist rehte unde billich;
ir wert von in niemer rîch,
ir keiner iuch gehelfen kan."
Hie schiet sî von ime dan.
Nû sitzt der fürste reine
in dem swachen hûse al eine;
dâ vor er herlîcher saz
in sîner houbetstat unt baz:
sie sprâchen an der stunde
alle ûz einem munde:
„Tribun von Cappadôciâ,
dû solt mit uns in Greciâ;
dâ hân wir, ellenthafter helt,
dich zu eime künige erwelt,
unt solt al dâ die krône tragen!"
Diz begunder in vil gar versagen,
unt gap in dâ von im urloup,
unt zôch sich in daz leben toup.
Der wirdekeit sitzt er ungelich:
waz danne? er wirt noch wol rîch,
unt mit vröuden iemer sîn.
Dâ quam der engel Kerubîn,
sîn friunt, unt trôste in aber dô:
„Geôrî, herre, nû wis frô,
unt gedenke an diu edelkeit:
jâ ist ze himel dir bereit
dîn stuol, dâ dû sitzen solt:
dir ist Got benamen holt.
Er entbiut dir wâre sigenunft:
sich vröuwet Got dîner kunft
und allez, daz ze himel ist.
Süeze fruht, wie sælec dû bist!
Welh marschalc herberget dich hie,
der geherberget keinen fürsten nie?
Diu herberge ist dir ze swache:
stant ûf, ein bezzer dir mache!
Nû grîfe an des virstes sûl:
waz dar umbe, und ist sie vûl,
dîn hant hât solhe kraft,
daz sî wirt sân berhaft
von maneger bluomen underscheit.
Dîn ezzen ist ouch dir bereit;
daz ist guot vor des hungers nôt:
sô nim hin daz himel brôt.
Wizze, daz dâ hât sunder wer
dar an genuoc ein michel her.
Got müeze dîn nû wol phlegen,
unt habe dich in sîme segen:
ich mac belîben hie niht mêr."
Der fürste neic dem engel hêr:
er umbe vienc die sûle sâ,
als in der engel lêrte dâ,
mit sînen starken armen blanc:
mê dan zwelf ellen lanc
wuchs die sûl mit esten breit,
unt wart ein boum sô wol bekleit,
daz der meie zu keiner zît,
weder vor noch sît,
kein boum sô wol gekleidet nie,
des jach man dort, nû gihichs hie.
Der boum was des hûses dach,
daz man sîn dâ vor niht ensach,
wander umbe vienc ez gar
mit manegen bluomen lieht gevar.

Er sach ûf unde sprach alsus:
„Eiâ, vil süezer Jêsus,
wie dû mit mir wunderst,
daz dû mich alsô sunderst
ûz aller crêatûre leben,
daz dû mir, herre, hâst gegeben
dîn genâde sô mancevalt!
Jezunt valwet der walt,
und ist rehte in der zît,
so daz holz wider gît
sîn loub dem winter durh getwanc,
unt ouch die vogelîn ir gesanc:
sô machet dîn gotliche kraft
ein dürre sûl wol gesaft,
diu blüejet unt loubet hie.
Süezer Got, wâ getetes du ie
sô grôz wunder, als durch mich?
Dar umb enkam ich, herre, dich
niemer loben unt volloben gar:
wan eines, ich hân gegeben dar
lant, liute unt mîn leben,
darnâch hân ich dir mê gegeben
mîn bruodere, die ich durch dich lie.
Sô werde ritter wurden nie
sit Âdames gezîten her geborn:
die hân ich, herre, durch dich verlorn;
ich tet von in scheiden.
Wæren jüden, kristen, heiden
mîn, die hette ich ê getân.
Swaz mir der künec Daciân
marter hât angeleget,
diz mir noch mê jâmers weget,
dâ ich von mînen bruodern schiet;
wan nieman ez baz geriet,
daz si dir, herre, ergehen.
Waz touc diz kurze leben?
Hie mite gienc er zehant,
dâ er ein tavelen vant,
ein wîzze twelle dâr ûf gespreit,
unt vant sîn ezzen al gereit:
daz was ein schônez himel brôt,
daz ime dâ vor der engel bôt.
Dâ quam des hûses frouwe;
sie sprach: „Herre, ich schouwe
in mîme hûse wunder hie:
sît ich hiute von iuch gie,
der snîe mit kreften dar ûf lît.
Sô ist hie innen ein süeze meien zît:
ein boum, der stêt hie wünneclich,
der ist loubes und bluomen rich.
Der boum was mîns firsten sûl
unt was dürre unde fûl;
dar ûf singen nû die vogelîn:
wie mohte daz grôze wunder gesîn?
Ir sît benamen ein starker Got!“
Diz was seme Geôrien ein spot;
er lachte sêre unde sprach:
„Frouwe, ich wære alze schwach,
daz ich solde sîn ein got:
ich bin kneht under sîme gebot.“
Der tribunus sprach aber dô:
„Mich dunket, frouwe, ir sît unvrô?
gêt her, ezzet; ich tuon iuch abe
al iuwer ungehabe,
der ir phlegit iezunt hie.“
Sîn wirtin neig im unde gie,
da er sprach disiu wort
unde saz an der taveln ort.
Hie was daz obez zîtec nuo,
daz blüejete des morgens vruo,
unt begunde si beide spîsen:
ez ilte balde rîsen
dô von dem boume ûf den tisch.
Ez si vâsant oder visch,
môraz, wîn oder met,
sirûpel oder clâret,
solhe art hâte daz obez unde brôt,
so man ez zu dem munde bôt,
swaz man der erdenken kunde,
daz smacte ime in dem munde.
Sus hâten si dâ wirtschaft
von des heiligen geistes kraft.
Dâ si dâ geâzzen gennoc,
die frowe von dem tische truoc
mê, dan ê dâ wære.

Wernher der Gartenäre.

„Wer Euch diese Märe lese, bittet Gott, daß er ihm gnädig sei, und auch dem Dichter, **Wernher dem Gartenäre**.“ So schließt der Dichter seine Erzählung von dem „**Meier Helmbrecht**“, und sein Name ist auch beinahe das Einzige, was wir von ihm mit Sicherheit wissen. Zwar läßt sich aus einigen Andeutungen des Gedichts seine Heimat und die Zeit seiner Blüthe mit einiger Gewißheit bestimmen; auch geht aus einer Stelle desselben sicher hervor, daß er ein fahrender Sänger war (V. 847), der seine Dichtungen vorlas (V. 79). Dagegen ist uns von seinen Lebensverhältnissen nichts Näheres bekannt. Wernher war entweder ein Oesterreicher, oder was noch wahrscheinlicher ist, ein Bayer, jedenfalls war er mit beiden Ländern und den Sitten und Eigenthümlichkeiten ihrer Völkerschaften genau bekannt, wie denn der Schauplatz seiner Erzählung in einem dieser Länder, am wahrscheinlichsten an der Gränze derselben zu suchen ist. Da Wernher von Nithart als einem Verstorbenen spricht, so muß er sein Gedicht nach 1234 verfaßt haben (S. o. S. 70); wahrscheinlich ist es nach den unglücklichen Wirren entstanden, welche während und nach der Regierung Herzog Friedrichs Oesterreich an den Rand des Verderbens brachten, da gerade während jener Zeit die ritterlichen Räubereien, welche der Dichter so lebendig und anschaulich darstellt, den höchsten Gipfel erreicht hatten.

Das Gedicht Wernhers unterscheidet sich von den meisten Dichtungen der höfischen Epiker durch die Einfachheit des Stoffs und der Entwickelung desselben; es werden nur wenige Begebenheiten berichtet, aber diese wenigen Thatsachen werden dagegen mit großer Meisterschaft zu reichem Leben entfaltet, so daß wir statt des ermüdenden Schwalls sich ewig wiederholender Abenteuer ein kräftig gezeichnetes und vortrefflich ausgeführtes Gemälde erhalten, das uns nicht bloß durch die sichere und wahre Charakteristik der einzelnen Personen, sondern auch durch die höchst anschauliche Schilderung der damaligen Sitten und Lebensverhältnisse erfreut. Wie der Dichter der phantastischen Welt der höfischen Epiker die Wirklichkeit entgegensetzen will, spricht er schon in dem einfachen Eingange aus: er wolle nicht wie Andere, heißt es daselbst, von Minne oder Reichthum oder hohem Muthe erzählen, sondern berichten, was er selbst erlebte, was er mit eigenen Augen sah. Und so beginnt er sogleich mit der Schilderung sei-

nes Helden, des jungen Helmbrecht, dessen gleichnamiger Vater ein redlicher wohlhabender Meier war. So breit diese Schilderung ist (sie umfaßt gegen 200 Verse), und ob sie gleich nur die Kleidung des jungen Helmbrecht berührt, denn von seiner persönlichen Erscheinung wird nur berichtet, daß sein krauses blondes Haar ihm bis auf die Schultern herabwallte, so ist sie doch von den Schilderungen der höfischen Dichter unendlich verschieden. Denn wenn bei diesen das Aeußerliche auch bloß als solches aufgefaßt erscheint, so daß die meisten Schilderungen dieser Art auch ohne allen Nachtheil ausfallen könnten, läßt sie uns bei Wernher zugleich den innern Menschen erkennen: sie ist gleichsam der Spiegel, in welchem seine Seele Gestalt gewinnt. Wir sehen schon an der Kleidung, daß der junge Helmbrecht ein eitler Geck ist, der sich über seinen Stand erheben will und daß seine Neigung zu Pracht, Glanz, Ueppigkeit und Müssiggang ihn ins Verderben führen muß. Zudem ist die Schilderung, namentlich der reichgestickten Mütze, welche Helmbrecht auf den Locken trug, von der lebendigsten Anschaulichkeit und zeugt von der reichsten Phantasie, wie von den mannigfaltigen Kenntnissen des Dichters; ja man sollte meinen, er habe sich hiebei Homer zum Vorbild genommen, und in der Beschreibung der Mütze den Schild des Achillens nachahmen wollen. Sie war oben mit zierlichen Bildern von Seide durchnäht; da waren Vögel aller Art zu sehen, so kunstreich gebildet, daß man glauben möchte, sie wären eben erst aus dem Spessart aufgeflogen. Am rechten Ohr sah man den Raub der Helena, die Belagerung und Zerstörung Trojas und die Flucht des Aeneas; links waren König Karl und Roland, Turpin und Olivier abgebildet, wie sie im Kampfe gegen die Heidenschaft die Provence, Arles und Galizien bezwangen; hinten erblickte man Frauen Helchen Kinder und Dietrich von Berne, wie sie im Sturme vor Raben vom kühnen Wittich erschlagen wurden. Von dem rechten Ohr zum linken zog sich vorn ein mit Seiden genähter Streif, auf welchem ein Tanz abgebildet war; je zwischen zwei Frauen stand ein Ritter, der sie, „wie es noch jetzt beim Tanze gebräuchlich ist“, an den Händen hielt; eben so stand ein Knappe je zwischen zwei Mädchen, daneben aber standen Fiedler. Und um uns noch lebendiger an den Vater der epischen Dichtkunst zu erinnern, fügt Wernher, was keinem höfischen Dichter je einfiel, noch hinzu, woher die kunstreiche Mütze gekommen war: es hatte sie eine schöne, aus dem Kloster entsprungene Nonne genäht, („deren unterer Theil den oberen verrathen hatte“, sagt der Dichter ächt poetisch motivirend, damit selbst die Kleidung an die leichtfertige Sittenlosigkeit erinnere, deren Opfer sein Held wurde); ihr hatte dafür Helmbrechts Schwester Getelint eine Kuh und die Mutter Käse und Eier in Fülle gegeben. Mit der nämlichen Anschaulichkeit und Lebendigkeit wird die weitere Kleidung geschildert: der mit Pelz gefütterte Rock, der Kettenwams, der Gürtel und das Schwert, der mit vergoldeten Knöpfen gezierte Oberrock vom feinsten blauen Tuch, mit Einem Worte Alles war so reich, daß kein Bauer zwischen Wels und Treuenburg je so prächtige Kleidung trug. Sein Busen war mit farbigen Knöpflein bestreut; die leuchteten mit solchem Glanze, daß, wenn er zum Tanze ging, er von Weibern und Mädchen minniglich angesehen ward; und die Naht, womit die Aermel am Mieder haften, war um und um mit Schellen behangen, daß „Wenn er am Reihen sprang, Es den Weibern durch die Ohren klang. Wäre Herr Nithart noch am Leben, Dem hatte Gott solchen Sinn gegeben, Der könnte es auch baß gesingen, Als es zu sagen mir kann gelingen“. Die Mutter aber verkaufte noch manches Huhn und manches Ei, um ihm auch Hosen und Stiefel anzuschaffen. So hat der Dichter die Schilderung der Kleider auch mit großem Geschick dazu benutzt, uns einen Blick in die häuslichen Verhältnisse Helmbrechts zu eröffnen: seine Aeltern sind reich, seine Mutter hat ihn verzärtelt, mit unüberlegter Liebe alle seine Wünsche erfüllt, worin ihr auch die Schwester behülflich war.

Die reiche Kleidung paßte nun nicht mehr zum Bauernstand; Helmbrecht will daher an den Hof ziehen, und verlangt auch von dem Vater Beisteuer. Das Gespräch, welches sich nun zwischen diesem und dem Sohne entwickelt, ist ganz vortrefflich, so daß es uns leid thut, dasselbe nicht ausführlicher berichten zu können. Scharf und sicher treten in demselben die Charaktere der beiden Personen hervor. Der etwas schwache, aber redliche, mit seinem Stande und Schicksal zufriedene Vater, dessen Welterfahrung und Menschenkenntniß das fromme, redliche Gemüth nur um so kräftiger hervortreten läßt, sucht den leichtfertigen, vom äußern Glanz geblendeten, übermüthigen Sohn durch gute und weise Lehren von seinem Vorsatze abzuhalten, und als ihm dies nicht gelingt, versucht er, ihm Furcht einzuflößen, indem er ihm ahnungsschwere Träume erzählt, in denen er den Sohn blind und verstümmelt und zuletzt sogar am Galgen gesehen habe. Doch alle Lehren und Warnungen sind vergeblich; Helmbrecht verläßt die Heimat. Er kam in eine Burg, dessen Besitzer in Fehde war, und gerne streitbare Männer behielt; Helmbrecht trat in seine Dienste und ward bald einer der verwegensten und schlimmsten Gesellen, vor dem Nichts sicher war. Nach Verfluß eines Jahres zog er wieder heim. Die Seinigen empfingen ihn mit großer Freude, er aber that, als ob er ein fremder Herr sei, und sprach bald lateinisch, bald französisch oder böhmisch und niederdeutsch, bis endlich der Vater drohte, ihn nicht zu bewirthen, wenn er sein Sohn nicht sei. Da es schon spät war, und Helmbrecht nirgend anders unterkommen konnte, gab er sich endlich zu erkennen; doch nun wollte der Vater Beweise haben: er nannte und beschrieb die Ochsen im Stalle, worauf er eingelassen wurde. Er wurde auf das Beste bewirthet, so daß selbst ein Herr hätte damit zufrieden sein können. Nach dem Essen fragt ihn der Vater, ob es am Hofe noch so zuginge, wie in seiner Jugend. Damals, erzählt er, hätten die Ritter mit Buhurdieren den Frauen gedient, sie hätten gesungen und getanzt, ein Spielmann habe dazu die Geige gestrichen, und zuletzt habe man vom „Herzog Ernst“ vorgelesen. Unterdessen hätten Andere nach dem Ziel geschossen, oder seien auf die Jagd gegangen. Alle waren so tüchtig, fuhr der Vater fort, daß der schlimmste aus jener Zeit jetzt wohl der beste wäre. Damals galt Sitte und Wahrheit; Treulose und Schmeichler wurden nicht geduldet, die jetzt mehr Gut und Ehre haben, als die Gerechten. Hierauf hob der junge Helmbrecht an, von den neuen Sitten zu berichten, ungefähr wie Ulrich von Lichtenstein in seinem Frauenbuch (s. o. S. 196) und zum Theil auch an Seifried Helbling

(S. 206) erinnernd. Man trinkt jetzt, sagt er; denn die Herren, die man sonst bei den schönen Frauen fand, sieht man jetzt bei dem feilen Weine. Lug und Trug ist höfische Sitte; Ehrabschneider und Lästerzungen gelten für gewandt und tugendhaft; die alte Zucht ist im Banne und bei Weibern und Männern verabscheut; Acht und Bann ist nur Spott. — Am andern Tage theilte Helmbrecht unter die Seinigen die mitgebrachten Geschenke aus, die er Kaufleuten und Pfaffen geraubt hatte. Dann bleibt er noch sieben Tage bei seinem Vater, aber endlich wird ihm die Zeit lang und er macht sich bereit, wieder auf Raub auszuziehen; sein Vater macht ihm wieder die eindringlichsten Vorstellungen, aber Nichts kann ihn zurückhalten, er ist schon zu sehr an das Verbrechen gewöhnt; mit teuflischer Freude erzählt er von den schon begangenen Schandthaten und von denen seiner Freunde, deren Räubernamen (Lämmerschlind, Schlickenwider, Höllensack, Rüttelschrein, Kühfraß, Mischenkelch, Wolfsgaum, Wolfsdrüssel, Wolfsdarm — Schlindsgau hieß er selbst) schon bezeichnend genug sind. Der alte Vater spricht seinen tiefsten Abscheu aus, was den Sohn so sehr ärgert, daß er zu drohen beginnt. Er werde nunmehr, sagt er, seine Gesellen nicht mehr abhalten, auch seine Aeltern zu berauben; auch habe er die Schwester Gotelint seinem besten Freunde Lämmerschlind zum Weibe geben wollen, von dem sie die reichste Morgengabe erhalten hätte; allein da der Vater von seinen Genossen so übel denke, so sei es damit vorbei; Gotelint könne nun einen groben Bauern heirathen und bei ihm ackern und graben. Ja, Helmbrecht treibt die Ruchlosigkeit so weit, daß er seinen Vater verläugnet; ein Hofmann, sagt er, sei zu seiner Mutter geschlichen, und von diesem habe er den hohen Muth geerbt. „Auch ich bin nicht sein Kind," ruft nun Gotelint aus, die schon durch den unwürdigen Bruder verführt worden war, „denn auch ich fühle hohen Muth, und den verdanke ich einem Ritter, der einst die Mutter überraschte." Sie verspricht ihrem Bruder, das väterliche Haus heimlich zu verlassen, und er sagt ihr seine Hülfe zu. Nun nimmt Helmbrecht Abschied; er eilt zu seinem Freunde, dem er von Gotelindens Absicht erzählt. Voll Freude darüber macht er die größten Vorbereitungen zur Hochzeit (natürlich wurde Alles gestohlen und geraubt), so daß „Königs Artus Hochzeit, als er Ginever zur Gemahlin nahm, dagegen lahm war." Nun ließ Helmbrecht seine Schwester durch einen Boten abholen: die Brautleute wurden zusammengegeben, worauf ein großer Hochzeitschmaus angestellt wurde. Doch schon während des Mahles wird die Braut von Reue befallen; sie hat finstere Ahnungen und wünscht sich zur Einfachheit des väterlichen Hauses zurück. Noch saßen sie beisammen, als sie von Richter und Schergen überfallen und gebunden hinweggeschleppt wurden. Gotelinden wurde das Brautkleid vom Leibe gerissen, und man fand sie später hinter einem Zaun, ihre beiden Brüste mit den Händen verdeckend. Der Richter hatte nur fünf Schergen bei sich, und doch gelang es ihm, die zehn wilden Gesellen zu bändigen; denn Gott ist ein Wunderthäter. „Schlüge ein einziger Dieb ein ganzes Heer, Gegen den Schergen hat er keine Wehr; Sobald er den von ferne sieht, Sogleich erlischet ihm das Licht, Seine rothe Farbe wird ihm gelb. Wie kühn er vorher war, und wie schnell, Es fängt ein lahmer Scherge ihn; Seine Schnelligkeit, sein kluger Sinn, Dies ist in ihm erlegen, Sobald Gott will der Rache pflegen." Von den zehn Räubern wurden neun gehangen; dem letzten schenkte der Henker das Leben (daz was sîn zehende unt sîn reht); es war Helmbrecht; doch wäre ihm der Tod besser gewesen, denn der Henker stach ihm die Augen aus und hieb ihm die Hand und einen Fuß ab. Das war, ruft der Dichter aus, die gebührende Strafe dafür, daß er Vater und Mutter gehöhnt hatte. Jammernd ließ er sich durch einen Knecht nach des Vaters Hause führen; der Vater aber verstieß ihn unter den bittersten Verwünschungen und ihn an die Träume erinnernd, deren Warnung er verschmäht hatte. Nur die Mutter gibt ihm noch ein Brod mit. Als er nun blind und lahm durch die Welt zog, wurde er überall von den Leuten verhöhnt und er litt die bitterste Noth. Eines Tags wurde er von einigen Bauern erkannt, die er früher beraubt und mißhandelt hatte; von Rachlust getrieben, überfielen sie ihn. „Wahre der Mütze!" riefen sie ihm zu, während sie ihn auf den Kopf schlugen; und was des Schergen Knecht von der Mütze übriggelassen hatte, das ward nun gar zerrissen; es blieb kein Stück davon, so breit als ein Pfennig. „Papageien und Lerchen, Sperber und Turteltauben, Genähet auf der Hauben, Wurden zerstreut auf den Weg; Hie lag eine Locke, dort ein Fleck Der Mütze und des Haares." — „Nie sahet ihr so kahles Haupt fürwahr; Sein gelbes Lockenhaar, Sah man in schwachem Werthe Liegen auf der Erde." Darauf ließen sie ihn seine Beichte sprechen, gaben ihm Brosamen zum Schutze gegen das Höllenfeuer und hingen ihn an einen Baum, und so ward auch des Vaters letzter Traum erfüllt. „Wo noch eigenwillige Kinder", schließt der Dichter mahnend, „bei Vater und bei Mutter sind, Die seien gewarnt hiemite; Begehen sie Helmbrechtes Sitte, Ich spreche es aus mit Recht, Ihnen geschehe wie dem Helmbrecht. — Nun sehet auf und um, Räth Euch wohl ein Dummer, Dem folgt, und auch des Weisen Rath!"

Kaum dürfte irgend ein anderes Gedicht aus dem deutschen Mittelalter mit Wernhers Helmbrecht die Vergleichung aushalten: in keinem findet sich diese Raschheit der Erzählung, welche durch die umständlichen Schilderungen der einzelnen Verhältnisse nicht nur nicht aufgehalten wird, sondern in der That die höchste Lebendigkeit erhält, da sie nicht außerhalb der Begebenheiten stehen, vielmehr aus ihnen selbst erwachsen, diese sogar fortführen. Das Interesse wird keinen Augenblick geschwächt; es erhält sich in voller Kraft bis zum letzten Augenblicke. Jede Schilderung, jedes Gespräch wird vom Dichter mit glücklichem Geschick benutzt, um uns Züge vorzuführen, die unmittelbar aus dem Leben gegriffen sind, so daß sich uns nach und nach das wahrste und lebendigste Gemälde der geschilderten Zeit entfaltet, die wir in dem nicht 2000 Zeilen langen Gedichte weit besser kennen lernen, als aus den endlosen Werken der meisten höfischen Dichter. Die Charaktere sind vortrefflich gezeichnet; jeder Zug ist natürlich, wahr und angemessen, und der Dichter besitzt insbesondere die Kunst, seine Personen durch die Reden, die er ihnen in den Mund legt, mit aller Schärfe und Wahrheit zu charakterisiren. Es läßt sich kein schönerer Gegensatz denken, als die ehrliche, treue Gesinnung des alten

Vaters und der Leichtsinn des alle Warnungen verschmähenden Sohnes, dessen Eitelkeit, Uebermuth und Liebe zum Müßiggang ihn ins Verderben stürzt. Ganz dem Charakter Helmbrechts angemessen ist es, wenn der Dichter ihn bei seinem Besuch im väterlichen Hause sich fremd stellen, und ihn in allerlei Sprachen mit den Seinigen welschen läßt; es ist dies ein Zug von überraschender Wahrheit*), deren übrigens noch viele in dem Gedichte nachgewiesen werden könnten. Eben so vortrefflich ist, zwar nur durch wenige, aber höchst glückliche Züge die gute, schwache Mutter gezeichnet, deren Mutterliebe sich auch dann nicht verläugnet, als der verbrecherische Sohn vom Vater verstoßen wird. Nicht weniger glücklich endlich ist Gotelinde aufgefaßt und geschildert, deren sträflicher Leichtsinn so entsetzlich gestraft wird; daß der Dichter ihr späteres Schicksal nur ahnden läßt ((ob ir anders iht geschæhe, der sage ez, der daz sæhe), zeugt von dem richtigen Gefühle des Dichters, der sich durch keinen Nebenumstand von dem Inhalte seines Gedichtes abirren ließ.

Die Darstellung ist frisch, lebendig und da, wo es der Inhalt zuließ, von einem ächt volksthümlichen Humor durchzogen, der jedoch, wie es die Natur der Erzählung mit sich brachte, mehr nur angedeutet ist, als daß sich der Dichter von ihm hinreißen ließe. Oefters werden moralische Betrachtungen eingeflochten, aber weit entfernt, dieselben zu langen Abhandlungen auszudehnen, wie die höfischen Dichter, faßt er sie in kurzen, kernhaften Sprüchen zusammen, die eben deshalb nur um so größere Wirkung machen.

Helmbrechts erste Thaten und Heimkehr.

Urloup nam er zuo dem vater:
hie drabete er durch den gater.
Solt ich allez sîn geverte sagen,
daz enwürde in drin tagen,
od lihte in einer wochen
nimmer gar volsprochen.
Ûf eine burc kam er geriten:
dâ was der wirt in den siten,
daz er urliuges wielt
und ouch vil gerne die behielt,
die wol getorsten rîten
unt mit den vînden strîten.
Dâ wart der knappe gesinde.
An roube wart er sô swinde,
swaz ein ander liegen liez,
in sînen sac erz allez stiez:
er nam ez allez gemeine.
Dehein roup was im ze kleine,
im enwas ouch niht ze grôz:
ez wære rûch, ez wære blôz,
ez wære krump, ez wære sleht,
daz nam allez Helmbreht,
des meier Helmbrehtes kint.
Er nam daz ros, er nam daz rint,
er lie dem man niht leffels wert;
er nam wambîs unde swert,
er nam mantel unde roc,
er nam die geiz, er nam den boc,
er nam die owe, er nam den wider:
daz galt er mit der hiute sider.
Röckel, pheit dem wîbe
zôch er ab dem lîbe,
ir kürsen unde ir mandel:
des het er gerne wandel,
dô in der scherge machte zam,
daz er wîben ie genam;
daz ist sicherlîchen wâr.
Ze wunsche im daz êrste jâr
sîne segelwinde duzzen
unt sînin schaf ze heile fluzzen:
sînes muotes wart er geil,
dâ von daz im der beste teil
ie geviel an gewinnen.
Dô begunde er heim sinnen,
als ie die liute phlâgen
heim zuo ir magen.
Ze hove er urloup genam
unt ze dem gesinde sam,
daz si Got, der guote,
hete in sîner huote.
Hie hebet sich ein mære,
daz vil müelîch wære,
ze verswîgen den liuten.
Kunde ich ez bediuten,
wie man in dâ heime enphie!
Ob man iht gegen in gie?
Nein, ez wart geloufen
al mit einem houfen:
einez für daz ander dranc,
vater unde muoter spranc,
als in nie kalp erstürbe.
Wer daz botenbrôt erwürbe?
Dem knehte gap man âne fluoch
beide, hemede unde bruoch.
Sprach daz frîwîp und der kneht:
„Wis willekomen, Helmbreht?“
Nein, si entâten;
ez wart in widerrâten;
si sprâchen: „Junkherre mîn,
ir sult Gote willekomen sîn!“
„Vil liebe susterkindekîn,
Got lâte iuch immer sælic sîn!“
Diu swester gegen im lief,
mit den armen si in umbeswief;
dô sprach er zuo der swester:
„Grâtîâ vester!“
Hin für was den jungen gâch,
die alten zugen hinden nâch,
si enphiengn in beide âne zal.
Zem vater sprach er: *„Dêu sal!“*
zuo der muoter sprach er sâ
bêheimisch: *„Dobraytrâ!“*
Si sâhen beide ein ander an,
beidiu daz wîp und der man;
diu hûsfrowe sprach: „Her wirt,
wir sîn der sinne gar verirrt:
er ist niht unser beider kint,
er ist ein Bêheim oder ein Wint.“
Der vater sprach: „Er ist ein Walch:
mîn sun, den ich Gote bevalch,
der ist ez niht sicherlîche,
und ist ime doch gelîche.“
Dô sprach sîn swester Gotelint:
„Er ist niht iwer beider kint;

*) Es ist bekannt, wie hoch die Franzosen ihren Rabelais preisen, daß er einen Pedanten seine angeborne Muttersprache latinisiren und gräcisiren läßt; unser Wernher verdient unsers Bedünkens noch größeres Lob, da der oben angeführte Zug weit natürlicher ist und nicht auf einer allerdings höchst komischen Uebertreibung beruht, wie bei dem muthwilligen Franzosen.

er antwurt mir in der latîn,
er mac wol ein pfaffe sîn."
„Entriuwen," sprach der frîmau,
„als ich von im vernomen hân,
sô ist er ze Sahsen
od ze Brâbant gewahsen:
er sprach: „*liebe suster kindekîn*":
er mac wol ein Sahse sîn."
Der wirt sprach mit rede sleht:
„Bist duz, mîn sun Helmbreht?
Dû hâst mich gewunnen dâ mite,
sprich ein wort nâch unserm site,
als unser vordern tâten,
sô daz ichz müge erràten.
Du sprichest immer: „*Dêû sal*",
daz ich enweiz, zwiu ez sal.
Êre dîne muoter unde mich,
daz dien wir immer umbe dich;
sprich ein wort tiutischen;
ich wil dir dînen hengest wischen,
ich selbe unde niht mîn kneht,
lieber sun Helmbreht;
daz du immer sælic müezest sîn!"
„*Ey, waz sakent ir, gebûrekîn,*
und jenez gunêrte wîf?
mîn parit, mînen klâren lîf
sol dehein gebûrik man
zwâre nimmer grîpen an."
Des erschrac der wirt vil sêre;
dô sprach er aber mêre:
„Bistuz, Helmbreht, mîn suon?
ich siude dir noch hinte ein huon,
unt brâte dir ab einez,
daz rede ich niht meines.
Unt bist duz niht Helmbreht, mîn kint,
sit ir ein Bêheim oder ein Wint,
sô vart hin zuo den Winden.
Ich hân mit mînen kinden,
weizgot, vil ze schaffen;
ich gibe ouch keinem pfaffen
niht, wan sîn barez reht.
Sît irz niht Helmbreht,
het ich dau alle vische,
iu twaht bî mînem tische
durch ezzen nimmer iwer hant.
Sît ir ein Sahse od ein Brâbant,
oder sît ir von Walhen,
ir müezet ez iu iwer malhen
mit iu hân gefüeret.
Von iu wirt gerüeret
des mînen niht, zewâre!
unt wær diu naht ein jâre.
Ich enhân den mete noch den wîn:
junkherre, ir sult bî herren sîn."
Nû was ez harte spâte:
der knabe wart ze râte
in sîn selbes muote:
„Sam mir Got der guote,
ich wil in sagen, wer ich sî.
Ez ist hie niudert nâhen bî
ein wirt, der mich behalte.
Niht guoter witze ich walte,
daz ich mîn rede verkêre:
ichn tuon ez nimmer mêre."
Er sprach: „Jâ bin ich ez der!"
Der vater sprach: „Nû saget, wer?" —
„Der dâ heizet, alsam ir."
Der vater sprach: „Den nennet mir!" —
„Ich bin geheizen Helmbreht;
iwer sun und iwer kneht
was ich vor einem jâre:
daz sage ich iu zewâre."
Der vater sprach: „Nein ir!" —
„Ez ist wâr!" — „Sô nennet mir
mîn ohsen alle viere." —
Daz tuon ich vil schiere.
Der ich dô wîlen pflegte,
unt mînen gart ob in wegte,
der eine heizet Ûwer;
ez wart nie gebûwer
sô rîche, noch sô wacker,
er zæme ûf sînem acker.
Der ander, der hiez Ræme;
nie rint sô genæme
wart geweten under joch.
Den dritten nenne ich iu noch:
der was geheizen Erge.
Ez kumt von mîner kerge,
daz ich si kan genennen.
Welt ir mich noch erkennen?
Der vierde, der hiez Sunne.
Ob ichs genennen kunne,
des lât mich geniezen,
heizet mir daz tor ûf sliezen."
Der vater sprach: „Tür unde tor,
dâ solt dû niht sîn lenger vor;
beide, gadem unde schrîn,
sol dir allez offen sîn."
Unsælde si verwâzen!
ich bin gar vil erlâzen
sô guoter handelunge,
als dô het der junge.
Sîn phärt wart enphettet,
im selben wol gebettet
von swester unt von muoter.
Der vater gap daz fuoter
weizgot niht mit zadele.
Swie wil ich var enwadele,
sô bin ich an deheiner stete,
dâ man mir tuo, als man im tete.
Diu muoter rief die tohter an.
„Dû solt loufen unt niht gân
in daz gadem, unde reich
einen polster unde ein küsse weich.
Daz wart im under den arm
gelegt ûf einen ofen warm,
dâ er vil sanfte erbeit,
unz daz ezzen wart bereit.
Dô der knabe erwachet,
daz ezzen was gemachet,
und er die hende het getwagen,
hœrt, waz für in wart getragen.
Ich wil in nennen d'êrsten traht
(wær ich ein herre in hôher aht,
mit der selben rihte
wolte ich haben phlihte):
ein krût vil kleine gesniten;
veizt unt mager, in bêden siten,
ein guot fleisch lâc dâ bî.
Hœret, waz daz ander sî:
ein veizter kæse, der was mar;
diu rihte wart getragen dar.
Nû hœrt, wie ich daz wizze.
Nie veizter gans an spizze
bî fiure wart gebrâten:
mit willen si daz tâten,

ir deheinen ez verdrôz;
si was michel unde grôz,
gelîch einem trappen;
die sazt man für den knappen.
Ein huon gebrâten, einz versoten,
als der wirt het geboten,
diu wurden ouch getragen dar.
Ein herre næme der spîse war,
swenn er gejeides phlæge,
und ûf einer warte læge.
Noch spîse maneger hande,
die gebûre nie bekande,
alsô guote lîpnar,
truoc man für den knaben dar.
Der vater sprach: „Unt het ich wîn,
der müeste hiute getrunken sîn!
Lieber sun mîn, nû trinc
den aller besten ursprinc,
der ûz erden ie geflôz;
ich weiz niht brunnen sîn genôz,
wan ze Wankhûsen der:
den tregt et uns nû nieman her.“
Dô si dô mit freuden gâzen,
der wirt niht wolte lâzen,
er frâgte in der mære,
wie der hovewîs wære,
dâ er wære gewesen bî.
„Sage mir, sun, wie der sî;
sô sag ich dir denne,
wie ich etewenne
bî mînen jungen jâren
die liute sach gebâren.“ —
„Vater mîn, daz sage mir:
zehant sô wil ich sagen dir,
wes dû mich frâgen wil:
der niuwen site weiz ich vil.“
„Wîlen dô ich was ein kneht,
unt mich dîn ene Helmbreht,
der mîn vater was genant,
hin ze hove het gesant
mit kæse unt mit eier,
als noch tuot ein meier,
dô nam ich der ritter war,
unt markte ir geverte gar.
Si wâren hovelich unde gemeit,
unt kunden niht mit schalkheit,
als nû bî disen zîten kan
manic wîp unt manic man.
Die riter heten einen site,
dâ liebtens sich den frouwen mite.
Einez ist buhurdiern genant;
daz tet ein hoveman mir bekant,
dô ich in frâgte der mære,
wie ez genennet wære.
Si fuoren, sam si wolten toben
(dar umbe hôrte ich si loben),
ein schar hin, diu ander her;
ez fuor diser unde der,
als er enen wolte stôzen.
Under mînen genôzen
ist ez selten geschehen,
daz ich ze hove hân gesehen.
Als si danne daz getâten,
einen tanz si danne trâten
mit hôchvertigem gesange:
daz kurzt die wîle lange.
Vil schiere kam ein spilman;
mit sîner gîgen huop er an:
dô stuonden ûf die frouwen;
die möht man gerne schouwen
die ritter gegen in giengen;
bî handen si sî viengen.
Dâ was wunne überkraft
von frouwen unt von ritterschaft
in süezer ougen weide.
Junkherren unde meide,
si tanzten frœlîche,
arme unde rîche.
Als des danne nie mê was,
sô gie das einer unde las
von einem, der hiez Ernest.
Swaz ieglîch aller gernest
wolte tuon, daz vander.
Dô schôz aber der ander
mit dem bogen zuo dem zil.
Maneger freude was dâ vil:
einer jagte, diser birste.
Der dô was der wirste,
der wære uns nû der beste.
Wie wol ich etewenne weste,
waz triuwe und êre mêrte,
ê ez valscheit verkêrte!
Die valschen und die lôsen,
die diu reht verbôsen
mit ir listen kunden,
die herrn in dô niht gunden
ze hove der spîse.
Der ist nû der wîse,
der lôsen unde liegen kan;
der ist ze hove ein werder man,
unt hât guot und êre
leider michels mêre,
danne ein man, der rehte lebet,
unt nâch Gotes hulden strebet.
Als vil weiz ich der alten site.
Sun, nû êre mich dâ mite,
unt sage mir die niuwen.“ —
„Daz tuon ich entriuwen.
Daz sint nû hovelîchiu dinc:
„Trinkâ, herre, trinkâ trinc!
Trink daz ûz; sô trinke ich daz!
Wie möhte unz immer werden baz?“
Vernim, waz ich bediute:
ê vant man werde liute
bî den schœnen frouwen;
nû muoz man si schouwen
bî dem veilen wîne.
Daz sint die hœhsten pîne
den âbent und den morgen,
wie si daz besorgen,
ob des wîns zerinne,
wie der wirt gewinne
einen, der sî als guot,
dâ von si haben hôhen muot.
Daz sint nû ir minne:
„Vil süeze lîtgebinne,
ir sult füllen uns den maser.
Ein affe und ein narre waser,
der ie gesente sînen lîp
für guoten wîn umbe ein wîp.“
Swer liegen kan, der ist gemeit;
triegen, daz ist hövischeit:
er ist gefüege, swer den man
mit guoter rede versnîden kan·
swer schiltet schalclîche,
der ist nû tugentrîche.

Der alten leben, geloubet mir,
die dâ lebent, alsam ir,
der ist nû in dem banne,
und ist wîbe unt manne
ze genôze als mære,
als ein hâhære.
Aln unt bau, daz ist ein spot."
Der vater sprach: „Daz erbarme Got,
unt si im immer gekleit,
daz diu unreht sint sô breit.
Die alten turnei sint verslagen,
unt sint die niuwen für getragen.
Wîlen hôrte man kroyieren sô:
„Heyâ, ritter, wiset frô!"
nû kroyiert man durch den tac:
„Jagâ, ritter, jagâ jac!
Stichâ stich! slahâ slach!
Stümbel den, der ê gesach;
slach mir dem abe den fuoz;
tuo mir disem der hende buoz:
dû solt mir disen hâhen,
und enen rîchen vâhen
der gît uns wol hundert phunt." —
„Mir sint die site alle kunt.
Vater mîn, wan daz ich enwil,
ich trouwe dir gesagen vil
niuwan von den niuwen siten.
Ich muoz slâfen, ich hân vil geriten:
mir ist hint ruowe nôt."
Dô taten si, als er gebôt.
Lîlachen was da fremde;
ein niwewaschen hemde
sîn swester Gotelint dô swief
über daz bette, dâ er slief,
unz ez hôhe wart betaget.
Wie er nû vert, daz wirt gesaget.
Ez ist billich unde reht,
daz der junge Helmbreht
ûz ziehe, ob er iht bringe
von hove gamelicher dinge
dem vater, der muoter und der swester.
Jâ zewâre, unde wester,
waz ez allez wære,
ir lachtet der mære.
Dem vater er brâht ein wetzestein,
daz nie mæder dehein
in kumpf bezzern gewan,
unt eine segense, daz nie man
sô guote gezôch durch daz gras:
hey, welch gebûrkleinôt daz was!
Unt brâht im ein bîle,
daz in maneger wîle
gesmidt sô guotez nie kein smit,
und einen haken dâ mit.
Einen fuhspelz sô guoter,
den brâht er sîner muoter,
Helmbreht, der junge knabe:
den zôch er einem pfaffen abe;
ob erz roubte oder stæle,
vil ungerne ich daz hæle,
wær ich sîn an ein ende komen.
Einem krâmer het er genomen
ein sîdîn gebinde;
daz gap er Gotelinde,
und einen borten beslagen,
den billîcher solte tragen
eines edelen mannes kint,
dan sîn swester Gotelint.
Dem knehte schuoh mit riemen:
die het er ander niemen
sô verre gefüeret,
noch mit handen gerüeret.
Sô hövesch was Helmbreht:
wære er noch sîns vater kneht,
er het in lâzen âne schuoch.
Dem frîwîbe ein houbettuoch
brâht er unde ein bendel rôt:
der zweier was der dierne nôt.
Nû sprechet, wie lange sî
der knabe dem vater bî:
siben tage, daz ist wâr.
Diu wîle dûhte im ein jâr,
daz er niht enroubte:
zehant er urloubte
von vater unt von muoter.

Jans der Enenkel.

Jansen (Johann) der Enenkel oder Enikel (d. h. der Urenkel) war ein Wiener Bürger, nach Einigen ein Domherr zu Wien, und lebte von 1190 bis 1251. Er schrieb mehrere Werke, theils in Prosa, theils in Reimen, von denen das „Fürstenbuch von Oesterreich" und die „Weltchronik" die bedeutendsten sind. Letztere sollte wahrscheinlich nur die Einleitung zu dem ersteren werden, in welchem er die Geschichte der österreichischen Fürsten chronologisch, aber mit den wunderlichsten Fabeln und Mährchen vermischt, bis zum Tode Herzog Friedrichs des Streitbaren (1246) erzählt. Denselben Charakter trägt seine Weltchronik, welche er mit Benutzung der Kaiserchronik (s. o. S. 256) abfaßte, wie wiederum die seinige von Späteren, namentlich von Heinrich von München, vielfältig benutzt wurde. Was übrigens seine Werke durch die Aufnahme von mehr oder weniger bekannten Mährchen, Sagen, Anekdoten und Schwänken an historischem Werthe verlieren, das gewinnen sie eben hiedurch an poetischem Interesse, welches leider durch die rohe Sprache und die meistens steife Darstellung oft wieder gestört wird. Doch sind gerade die bei jeder Gelegenheit eingeschobenen Mährchen und Geschichtchen am besten erzählt, und sind sogar nicht ohne Reiz dargestellt, wenn der Inhalt dem Dichter erlaubt, den heitern Humor durchblicken zu lassen, der schon in jener Zeit ein Erbtheil seines auch bei der größten Lebenslust tüchtigen Volkes war. Freilich sind einzelne Erzählungen mit der dem volksthümlichen Schwanke eigenen Derbheit erzählt, die es mit dem Anstand nicht so genau nimmt; aber auch hier bewährt sich, was wir oben (S. 298) von der volksthümlichen Erzählung im Gegensatze zur höfischen gesagt haben; es geht das Derbe und Rohe in der naiven Freude an den verliebten Abenteuern in solcher Weise auf, daß das Unanständige bis auf einen gewissen Grad zurücktritt, es als naiver Ausdruck natürlicher Beziehungen erscheint und keineswegs den Charakter der rohen Lüsternheit trägt, der in den höfischen Dichtungen oft bis zum Ekel gesteigert ist. So nackt z. B. die Erzählung von Achilles ist, der sich in Frauenkleidung bei Deidamia, der Tochter eines heidnischen Königs, einführte, so wird das Unanständige in der Geschichte durch die schelmische Entwickelung doch gar sehr gemildert. Achilles erzählt der Königstochter von

der Macht seiner griechischen Götter, welche gar wohl ein Mädchen in einen Mann verwandeln könnten, wenn man sie inbrünstig darum flehe; beide, er und Deidamia, gehen an einen einsamen Ort, den Gott Natuan anflehend, auch an ihnen seine Wundermacht zu erzeigen; und natürlich findet sich, daß Achilles erhört worden ist, weil er, wie er sagt, mit größerer Innigkeit gebetet habe. Die Folgen des Wunders bleiben nicht aus. Zu derselben Zeit aber wird der König krank, der Arzt befiehlt ihm, sein Wasser aufzubewahren, damit er die Natur der Krankheit erforschen möge, und der König trägt der Tochter auf, das verhängnißvolle Gefäß sorgfältig aufzubewahren. Aber sie leert es unvorsichtig aus, und um dem Zorne des Vaters zu entgehen, füllt sie es von Neuem. Sobald aber der Arzt das Wasser sieht, erklärt er, daß der König schwanger sei. Nichts ist nun komischer, als die jämmerliche Klage des alten Herrn, der seiner Gemahlin über das Unglück, das ihn betroffen, die bittersten Vorwürfe macht, da er ihr die Schuld davon beimißt.

Aus dem erwähnten Beispiele erhellt, daß der Enenkel, wie Rudolf und andere Verfasser von Weltchroniken, nicht bloß die Geschichte, sondern auch die Sage des Alterthums in seine Darstellung zieht; der trojanische Krieg, die Thaten Alexanders, die Irrfahrten des Aeneas u. s. w. sind alle mit Ausführlichkeit berichtet. Nicht weniger wird die biblische Geschichte weitläufig behandelt, welche er häufig mit unbekannten, wahrscheinlich aus dem Morgenlande nach Europa gebrachten Zügen erweitert, so z. B. wenn er den Noah außer den verschiedensten Thiergattungen auch ein paar Teufel in die Arche aufnehmen läßt, damit auch diese Art nicht ausgehe, weil sie Gott doch einmal geschaffen habe. Nicht weniger reich ist er an Legenden und Heiligengeschichten, so wie an Volkssagen, besonders deutschen, aus denen wir die bekannte Sage von Karl dem Großen und der Schlange mitgetheilt haben; und es wäre sehr zu wünschen, daß wenigstens diese seiner noch größtentheils ungedruckten Weltchronik entnommen und bekannt gemacht würden.

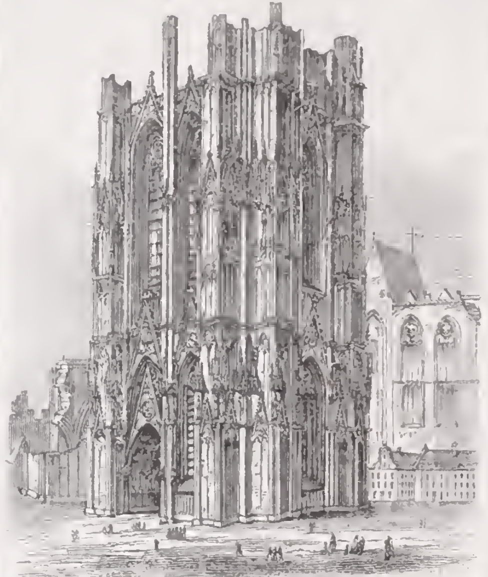
Kaiser Karl und die Schlange.

Karl was mit der swære
der beste richtære,
den ie kein ouge het gesehen,
des muoste man im dô jêhen;
swâ er was oder belaip,
mit gericht er nieman vertraip;
daz was an im ein dank.
Ain grôze glok, diu laut erklank,
die muost man auf richten, swâ er was,
dâ von er an der sêle genas.
Die glokken het er durch die armen,
die begunden in erbarmen;
wann er sie hôrt klenken,
sô begunde er gedenken
an Gotes zorn und an sein gericht:
des muoster richten nâch der slicht.
Ains tages saz er ob dem tisch,
dâ er az hüener unde visch,
als von reht ein künig sol:
die glokken hôrt er klenken wol.
Er sprach: „Diz ist ain arm man,
hât man dem laides iht getân,
daz richt ich schôn, sam mir mein leip,
ez sei man oder weip!“
Zehand die hnetære
giengen her auz ân swære,
und tâten des arm mannes war,
diu glokke aber offenbâr
het geklenket umb daz recht:
sie sâhen weder weip noch knecht.
Daz tâten sie irem herren kunt.
Diu glok klenket ander stunt:
er hiez sie aber her auz gân;
er sprach: „Bringt ir mir nicht den man,
dem laid und nôt ist bekant,
zwâr, ich tæte euch zehant.“
Dô sie des künges red vernâmen,
wie schier die viere kâmen,
die der glokken pflâgen,
die getorst des nicht betrâgen,
sie muosten umbe schauwen,
ob ez wæren man oder vrauwen,
wer die glokken klankte;
ir iesleicher sich ze tal sankte,
ob sie ieman sæhen,
daz sie dem künig verjæhen:
nieman sâhen sie dâ.
Sie sâhen auf und anderswâ:
dâ kunden sie nieman spehen,
den sie mochten dâ gesehen.
Dô giengen sie vür den künic stân,
sie jâhen: „Wir sehen nieman,
der die glokken hât geklenkt:
unser iegleicher het sich gesenkt,
ob wir ieman sæhen,
daz wir des verjæhen:
nû sehen wir nieman an der stunt.“
Daz klenken wart im aber kunt,
daz was ze dem dritten mâle dô.
Der künig tet in manigen drô:
er sprach: „Bringt ir mir nicht den man,
der dise glokken klenken kan,
zwâr, ich haiz mit nœten
euch alle viere tœten!“
Dô giengen sie auz schiere,
die knappen alle viere,
in tet diu angest grôze nôt;
si jâhen: „Süllen wir ligen tôt
umb die grôzen unschulde,
sô geb uns Got sein hulde!“
Also einer zuo dem andern sprach.
Der ein in die glokken sach,
und sach, daz ain nater lanc
sich umb den klechel swanc;
dâ von muost diu glokke klingen.
Dâ mit begunden sie dringen
hin wider vür den künig guot.
„Ist ieman, dem man schaden tuot,“
sprach der künig, „den haizt her gân,
ich wil im gerichts nicht ab gestân.“
Die hüeter jâhen im zehant:
„Her, uns ist daz wol bekant,
daz bei der glokken ist nieman,
wan ain nater wir vunden hân,
diu swenkt sich umb den swenkel grôz,
unt tuot der glokken ainen stôz:
ez ist ain greulich kunder.“
„Daz ist Gotes wunder,“
sprach der künic Karl dô,
„sie mag sein traurig und unvrô,

wan ir mag sein laid geschehen,
des sie mir wil gar verjehen.
Tuot auf die tür, lât sie her in,
ich muoz besehen recht ir sin:
waz Got beschaffen wel mit ir,
daz hâu ich besehen schier;
unt wie ez hie mit ir gevar,
des süllen wir nemen war."
Dô gie diu nater vraisam
von der glokken âne scham,
unt kêrte gein der tür hin:
der künig hiez sie lâzen in;
er sprach: „Waz tuot diu nater laue?
sie hât ainen aisleichen gaue."
Dô sagten im die herren reich.
„Sie gèt gein eu sicherleich."
Dô verbôt der künig daz,
daz sie ir icht trüegen haz,
doch ir nieman lait tæte:
daz gebot belaib an ir stæte.
Der künig zuo den seinen sprach:
„Der nater tuot nicht ungemach
kain mensche hie vor mir.
Ir herren, saget ir mir schier,
waz disiu nater tuo."
„Sie gèt gegen eu ie zuo,
und leit sich nider an den vuoz:
vür wâr ich eu daz gesagen muoz."
Dô sprach der künig reich:
„Sie gert genâden sicherleich,
und wil, daz ich ir richte
und iren kumber slichte."
Er sprach: „Dir sol geboten sein,
daz du mir zaigst den kumber dein:
bei Got, dem nichts verborgen ist,
tuo mir bekant deinen list,
waz dir laides werre."
Alsô sprach der herre.
Diu nater gie von im her dan;
dô sant er ir nâch vier man,
daz sie besæhen daz wunder,
waz ir wær besunder.
Des begunden sie warten:
sie giengen in einen baumgarten,
in ain dikkes stâudach,
dâ sie nieman inne sach:
daz zervuorten dâ die man,
die dar wâren gegân
mit ir, daz sie sehen wolden,
waz sie dem herren sagen solden.
Dô sâhen sie ain kroten brait:
daz was dâ der natern lait,
wan sie ob irn aijern lac.
Der kroten tet man manigen slac,
und brâcht sie vür den künig hin;
daz was der kroten ungewin.
Der künig richte ir zehant:
ainen spis man durch sie verswant.
Daz schuof der künig Karl guot;
des ward diu nater wol gemuot.

Meister Gottfried Hagen.

Die Stadt Köln entwickelte sich schon sehr frühe zu großer Selbstständigkeit, was vielleicht zum Theil dem Einfluß der römischen Municipalverfassung zuzuschreiben ist. Da die Stadt reichsunmittelbar war, so standen die Bürger nicht unter der Gewalt der Erzbischöfe, welche jedoch sehr oft versuchten, dieselben ihrer Rechte und Freiheiten zu berauben und sich gänzlich zu unterwerfen, was aber von den Bürgern mit Festigkeit, Muth und Entschlossenheit zurückgewiesen wurde, so schon unter Kaiser Heinrich IV. gegen den mächtigen und staatsklugen Anno, worauf schon der Lobgesang auf denselben freilich in einem den Bürgern nicht freundlichen Sinne anspielt (S. o. S. 252. b). Der gewaltigste und längste Kampf aber wurde durch den Erzbischof Konrad von Hochstetten (1237—1261), der im Jahre 1248 den Grund zum herrlichen Dome legte,



Der Dom zu Köln.

und seinen Nachfolger Engelbert von Falkenburg herbeigeführt, welche, mit den größten Mitteln versehen, und den Weg heilloser Intriguen nicht verschmähend, die Rechte der Stadt an sich zu ziehen suchten. Da es ihnen gelang, die alten patrizischen Geschlechter mit der Bürgerschaft zu entzweien, wurde der Kampf schwieriger; aber auch dadurch nicht entmuthigt, setzten ihn die Bürger mit der größten Energie fort, nahmen sogar den Erzbischof Engelbert gefangen, und so mußte er endlich im Jahre 1270 die Freiheiten der Stadt feierlich anerkennen und urkundlich verbürgen.

Diesen Kampf beschreibt nun Meister Gottfried Hagen, zu jener Zeit Stadtschreiber von Köln, und wie er in Urkunden heißt, clericus coloniensis, in seiner „Reimchronik der Stadt Cöln". Sie beginnt mit einer allgemeinen Einleitung von der Gründung der Stadt und der Einführung des Christenthums in derselben, erzählt dann von ihrem ersten Bischof, von dem Martertode der heiligen Ursula und des heiligen Gereon mit ihren Schaaren, von der Bekehrung des Kaisers Constantin durch den Pabst Silvester, sodann vom römischen Reich und dessen Verfassung, worauf der Verfasser zur ausführlichen Darstellung des Kampfs der Bürgerschaft mit den Erzbischöfen übergeht und mit der Sühne zwischen der Stadt und dem Erzbischof Engelbert (1270) schließt, welche der berühmte Bischof Albertus Magnus zu Stande brachte, und die Meister Gottfried als

Stadtschreiber abfaßte und öffentlich vorlas*). Diese Chronik ist von der größten Wichtigkeit für die Geschichte Deutschlands, denn gerade in dieser kräftigen Entwickelung der Städte, in ihren von Ausdauer und Entschiedenheit zeugenden Kämpfen gegen Adel und Geistlichkeit drückt sich die tüchtigste Gesinnung und der freie Geist des deutschen Volks am lebendigsten und unverkennbarsten aus. Es zeigt sich in ihnen eine so gewaltige und zugleich so praktisch-verständige Thatkraft, die gerade unserer Zeit in so hohem Maße fehlt, daß wir uns des Wunsches nicht enthalten können, es möchten diese und andere ähnliche Geschichten der deutschen Städte dem Volk in treuer, lebendiger Bearbeitung wieder vor die Seele geführt werden, damit es aus dem, was seine tüchtigen Ahnen waren, ersehen möge, was es selber sein könnte und sein sollte.

Die Reimchronik Hagens ist in niederrheinischer Mundart geschrieben und erhält schon dadurch Interesse und Werth, da sie eines der ältesten und umfangreichsten Denkmäler in diesem Dialekte ist. Doch ist sie auch in poetischer Beziehung bedeutend, denn der ehrliche Meister Gottfried stand ganz auf der Höhe seines Gegenstandes, den er mit dramatischer Lebendigkeit, ja mit Begeisterung schildert; man sieht es an jedem Worte, daß er von Freiheits- und Vaterlandsliebe erfüllt war, die sich auch nicht verläugnet, wo seine Vorliebe für die Patrizier durchblickt, deren Leben und Treiben er übrigens mit meisterhaften Zügen schildert. Anspielungen auf die deutsche Heldensage und manche Wendung der volksthümlichen epischen Gedichte zeigen übrigens, daß der Dichter mit denselben vertraut war, und daß sie nicht ohne Einfluß auf seine glücklichen Schilderungen der wiederholten Kämpfe blieben.

Zum Verständniß des unten mitgetheilten Bruchstückes mögen folgende Bemerkungen dienen: Erzbischof Konrad von Hochstetten hatte alle Straßen, die nach Köln führten, und auch den Rhein absperren lassen, um zu verhindern, daß der Stadt Lebensmittel zugeführt würden, in der Hoffnung, die Bürger durch Hunger zur Unterwerfung zu zwingen. Da machten die Kölner einen glücklichen Ausfall, dessen Erzählung den Inhalt des mitgetheilten Bruchstückes bildet, welches der Dichter mit folgenden inhaltsschweren Worten schließt: „Wo sich der Städte Volk mit treuem Sinne zusammenhält, das wird an Ehren reich; wo es aber von einander sich läßt scheiden, da reut es bald den Armen, wie den Reichen. Oft kommt Regen nach Sonnenschein; so kommt nach Freude auch oft Pein.“

Der Kölner Ausfall.

Von Valkenburch mŷn hêre Dêderich,
eyn kône ritter ind lovelîch,
was dô der stat van herzen hult
ind halp ir ûp dûren solt.
Hie sprach: ,,Van Coelne hoirt mich, ir hêren!
Welt ir ûren schaden kêren
ind den laster, den man ûch deit,
so doit die stat sŷn so bereit,
wanne dat wirs werden zô râde,
dat sich dan neyman en verspâde,
die kome gewâpent wail van prŷsen
ind ride nâ mir, dar ich in wîse.
Solden wir Coelne besitzen laissen
veirhundert in allen straissen,
men solde it mŷr zô groissen schanden
hie wŷssen ind in allen landen!“
Sy spraichen alle: ,,Wir durren rŷden;
riuelîch sullen wir mit ûch strŷden:
wir willen liever des liifs verzijen,
dan wir die straissen neit en vrŷen!“ —
,,En wilt urre eyn dem andern neit entflein,
so sal ûch êren vil geschein.
Der busschoff von Coelne, unse hêre,
hie neme it wale ûp sŷnen lijf ind sŷn êre,
ain hedde hie neit dan vunffhundert man,
ind hedt ir veir dûsent noch dan,
solde hie strŷdes mit ûch begynnen,
hie weint uns den segen ave gewynnen.“
Sus dede man sturme lûden,
die stadt wolde ûs varen mit lûden.
Zo Vrechen wert voir sy myt brande,
dat men sein moichte in al dem lande.
Sy wolden komen unverstolen
ind iren vîanden unverholen;
sy quâmen bernende mit vuyre,
sy en leissen huys, dorp noch schûre,
sy en brentent in dem lichten dage,
up dat men sy de bas gesage.
Sy vôren koinlich ind offenbair,
bys sy irre vîande worden gewar.
Zo Vrechen quamen sy ûp die baich,
da man den busschoff halden saich.
Die baich so deiff manlich dûchte,
dat men over neit en moichte:
snel dâden sy in begaden
beide, schuppen ind spaden,
den groissen grave van der baich
in kurter stunt men sleichten saich.
Mit deme sprach mŷn hêre Dêderich,
van live ein recke lovelîch,
ind syn broder, mŷn hêre Wŷnant:
,,Ir hêren, wert ûch myt der hant!“
Ind mŷn hêre Herman van Meinscheit,
eyn kône riter ind gemeit:
,,Ir sijt gebrodere ind gemâge,
durch Got, neyman in verzage!
Wir willen myt ûch hûde sterven,
off ir sult êre hie erwerven!“
Dô sprach van dem Liebarde her Johan,
eyn koin, jung, gezogen man:
,,Êre en moisse eme nummermê geschein,
die hie dem andern sal intflein!“
Sŷn ors mit sporen hie dô nam,
aldâ hie up die vîande quam
ind sŷn sper menlîchen brach;
der gein, der weder in dâ staich,
durch staich in ind reit in neder,
doit wund qnam hie zô Coelne weder.
Dô geinck it alre eirst an ein rŷden,
an hauwen, stechen ind an strŷden:
Der busschof leis sein in sŷner hant
sŷnen lûden eynen dyamant,
und sprach, sie sulden myt eme segen.
Sint saich hie sy aichter dem velde liegen

*) ,,Die sône meister Godefrit over las,
die der stede schriver was;
die sône wart alsô gelesen,
dat sy ummer gevrûnde solden wesen;
der gonne uns Got von hemelrîch;
der bildet beide, arm ind rîche!

beide, man ind ors, dâ neder:
der dyamant halp in clein seder.

Die van Coelne voichten allein
zô rosse ind zô voisse gemein,
al sy is al ir leven hetten geplogen.
Die dâ vur mey strŷdens en begonde,
die veinck dâ rittere ind wunde,
die helme geingen sy dâ kerven,
sy dâden dâ die vîande sterven,
sy drogen so broderlich over ein,
dat it an êren vîanden wail schein.
Men den eirsten saich ment den busschoff
goit haven,
dat hie sy dreiff weder ûp den graven.
Mer weirlich der en vlô engein,
ire alre hertze dâhte al ein,
dat sy liever aldâ sturven,
dan sy neit den segen en enworven.
Sy geingen hauwen ind kerven,
men saich sy man ind ors verderven,
sy heilten ûp der baich myt strŷde,
ind werden sich myt nŷde.
Want van Valckenburch mŷn hère Dèderich,
eyn kône man wail lovelich,
hailt sô lange sonder rede,
dat hie engein helpe en dede,
ind heilt vur sich moder stille,
bys eyn sŷn ritter sprach: „Wat is ûr wille?
Hère, ir halt sus myt lutzel êren,
ir en helpt myt trûwen den Coelnèren
hie ûp der stat ir vîande kèren!“
Vientlich kunde hie gebèren.
Dô eirst reit in her Dèderich,
eyme konen ritter wail gelich.
Die zeirst dat her weder reden,
dat waren die dâ pŷne leden:
ir etzliche blôden alse swîn,
ind leissen doch neit ir veichten sŷn.
Ir etzlich, als sy wôren mûde,
laifden sich myt irs selves blôde.
Men en saich ney ûp deser erden,
strŷdenden strŷt sô lange herden.
Dâ wæs her Herman der Rôde,
de gewont was zô dem dôde,
ind der Jude er Dâniel,
eyn kône burger ind snel.
Ouch wie dâ blôde ir ewelich,
die als lewen werten sich,
die ander alle wôren sô goit,
beide zô rois ind zô voit,
dat men sy slain sach zô dale
rittere, ros ind man altzemail,
die sich dâ weryngen vermaissen,
dat sy ir pant moisten laissen.
Nochtan dat sy ûp den orsen saissen,
moisten sy sich gevangen geven,
off sy behalden wolden ir leven.
Die vurgenger voichten als hèren,
ind hulpen mit eren groissen èren
van Cœlne eren lieven burgêren,
zô Vrechen al ire vîande kèren.
Men sloich sy, ind sy slôgen weder,
ind staichen man ind ros dar neder.

Do der busschoff dat gesaich,
dat syn volck dar neder laich,
ind den sege gar verlois,
sŷnen lufer hie erkois,
ûp dem hie sich vil balde snelde,
ind reit ind wichde van dem velde.
Hie saich sŷn volk dar neder slain
ind gevangen zô Cœlne wert gain.
Hie in moichte in neit zô staden stain,
ouch wie gerne hie it hedt gedain;
hie saich man, ros ligen erslain,
dat ez moichte neit wale entfain;
hie saich sŷn volck aichder velde jagen:
dyt moiste eme ovel behagen.
Hie saich her ind hie saich dar:
zô alre leste wart hie gewar,
wâ irre veir sich verreiden,
die al den daich hatten gestreden,
sy volchden den vîanden an dem rucke
zô Vrechen upt huys bys ûp die brucke;
dô sy wainden weder kèren,
gevangen worden sy myt êren.
Her Matheis Overstultz was ir ein,
her Dâniel der Jude, deser engein
en saich men vîande vermŷden,
men saich sy alse lewen strŷden;
dat derde was her Pèter van dem Lèbarde,
die ûp de viande vacht sô harde,
dat hie des groissen prijs gewan:
hie was des dagis ein kône man;
dat veirde was Simon Roisgîn:
hie en moichte des dagis neit besser sŷn,
hie heild sich ey kuysch ind fŷn.
Zô Vrechen ûp dat huys worden sy geleit,
ind were in leiff off leit,
ir wâpen worden in ûs gedain,
men dede sy in eynen kercker gain.
Vil lûde karmen sy begonden
ire bitterliche wonden,
die sy sin urzen ungebunden.

Zô den selven stunden
ûp dat huys der busschoff quam.
Als scheir hie sy dâ vernam,
men nante sy eme al myt namen.
„Sich mogens alle die mŷne schamen,
dat under desen ein ènich man,
die kôme strŷdes è began,
dat is der Jude her Dâniel.
hadde sy dur brochen alsô snel,
als ein valcke, der eynen vogel sleit.“
Ain irre alre danck hie weder reit.
„Dâniel, wie du ouch gevangen sijs,
des strŷdens gein ich dir den prŷs:
drîssich ritter sint myr gevangen ave,
ind ich byn bas an ûch have.“

Dô der volcquîch als was verwonnen,
myt vrenden heym rŷden begunden
die van Cœlle myt groissen schalle.
Samen vrenden sy sich alle,
want sŷ drŷssich ritter, mê noch myn
braichten weder zô Cœlne gevangen in:
ain sarianten ind ain kneichte,
der en zelle ich neit van reichte.
Men en saich ney lûde weder komen
vrôlicher, als ich hain vernomen.
Wâ sich stede volck getrûwelîche
helt zô samen, dat wirt èren rîche;
ind wâ it van ein sich lest scheiden,
it rûwet nâ arm ind riche beiden.
Ducke komet regen nâ sunnen schîne,
als deit ducke nâ vrenden pŷn.

Konrad von Würzburg.

Mehr als jeder andere Dichter aus dem Ende des dreizehnten Jahrhunderts repräsentirt Konrad von Würzburg, den wir schon als lyrischen und didaktischen Dichter haben kennen lernen (S. 126 und 202), die Herbstzeit der ritterlichen Poesie, welche nach ihm bald und vollständig abstarb. Einer Herbstblume gleich, welche noch die prachtvollsten Farben dem Auge darbietet, aber des belebenden Duftes entbehrt, welchen die weniger glänzenden Kinder des Frühlings und des Sommers rings verbreiten, vereinigt Konrad in sich allen äußeren Glanz der poetischen Darstellung, während ihm der ächt dichterische Geist abgeht, der auch mit den einfachsten Mitteln und aus dem unscheinbarsten Stoffe lebensvolle Gestalten zu bilden versteht. Er hat sich alle poetischen Mittel seiner Vorgänger, insbesondere Gottfrieds von Straßburg, den er vor Allen zu seinem Muster nahm, mit seltener Gewandtheit angeeignet; er besitzt, wie dieser, eine wunderbare Fülle des Ausdrucks, die reichste Mannigfaltigkeit der Darstellung; er behandelt die Sprache und den Reim mit der vollendetsten Reinheit und mit zauberischer Macht des Wohllauts: aber so groß und unübertroffen er auch in der Anwendung aller dieser äußeren Mittel ist, vermögen sie doch die poetische Schöpfungskraft nicht zu ersetzen, die ihm versagt war. Wenn er in einem seiner besten Gedichte (S. o. S. 127 und 129) sagt, daß die Kunst nicht gelehrt und gelernt werden könne, daß sie aus sich selbst entspringen und wachsen, und durch Gottes Gnade aus dem Herzen klingen müsse (ein Gedanke, den er im Eingange des Trojanischen Kriegs wiederholt), so hat er selbst ausgesprochen, daß er nicht unter die ächten Dichter gezählt werden dürfe; denn auch seine Kunst strömt nicht aus dem Herzen, sondern er hat sie durch Fleiß erworben, von seinen Vorbildern gelernt. Seine Dichtungen tragen daher auch nur den Schein des poetischen Lebens, sie sind nur ein „trügendes Bild lebender Fülle", sie sind es um so mehr, je mehr er sich bemüht, durch verschwenderischen Aufwand der äußeren poetischen Mittel den Mangel des dichterischen Geistes zu verdecken; denn indem er eben deshalb seine Vorgänger an Glanz der poetischen Farben zu überbieten sucht, verfällt er in Uebertreibung und Geschmacklosigkeit, einen Fehler, der bei ihm zwar vergleichungsweise immer noch selten erscheint, aber das charakteristische Kennzeichen seiner Nachfolger wurde, die ihn auf dieselbe Weise zu überbieten suchten, wie er seine Vorgänger hatte überbieten wollen. Dagegen läßt sich Konrad durch die Leichtigkeit, mit welcher er Sprache und Reim bemeistert, wie in seinen lyrischen und didaktischen Gedichten, so auch in seinen epischen, ja in diesen in noch höherem Grade, zu redseliger Breite verleiten und er wird insbesondere durch seine gehäuften Schilderungen — denn er läßt keine Gelegenheit vorübergehen, dergleichen anzubringen — ermüdend und langweilig. Am besten ist er ohne Zweifel in den kleineren Erzählungen, deren einfachen Stoff er leichter beherrschen konnte, oder die ihm weniger Anlaß gaben, sich in langen Beschreibungen zu ergehen.

Das umfangreichste seiner epischen Gedichte ist der „Trojanische Krieg", an welchen er, wie Herbort von Fritzlar, von dem er jedoch im Gang der Entwickelung abweicht, den Argonautenzug anknüpft. Obgleich er dieses Gedicht nicht vollendet hatte, so soll es doch noch mehr als 60000 Verse umfassen; er vergleicht es selbst mit einem endlosen Flusse, darin ein Berg versinken könnte. Diesen ungeheuern Umfang erhielt das Gedicht aber nicht bloß durch die ihm eigenthümliche redselige Breite der Darstellung, sondern vornämlich dadurch, daß er Alles, was sich nur einigermaßen fügen wollte, ins Bereich der Darstellung zog. Sagt er doch selbst, daß, „wie in das wilde tobende Meer vil manig Wasser tose, so rinne und fließe gar manche Mähre in sein Gedicht." Es hat beinahe den Anschein, als ob er die Absicht gehabt hätte, in demselben eine Zusammenstellung aller möglichen poetischen Situationen zu geben. Aber gerade deswegen ist ihm auch Alles gleich wichtig; und weit entfernt, irgend eine Person oder Begebenheit vorzugsweise hervorzuheben, werden alle mit gleicher Ausführlichkeit behandelt. In der Auffassung der Verhältnisse unterscheidet sich Konrad von seinen Vorgängern nicht; es erscheinen auch bei ihm die griechischen und trojanischen Helden im Gewande mittelalterlicher Ritter; nur schwindet bei Konrad schon der Reiz des Naiven, da diese Anschauungsweise mit seiner größeren Gelehrsamkeit in Widerspruch steht. So macht es z. B. eher eine komische Wirkung, wenn er unter den Hülfsvölkern des Menelaus Ungarn, Russen, Dänen, Portugiesen, Deutsche u. a. aufführt und unter den Bundesgenossen der Trojaner den Sultan von Babilon, den König von Jerusalem und andere aus den früheren Rittergedichten bekannte mohamedanische Fürsten und Helden nennt.

Von größerem Werthe sind seine Legenden, in denen er nur zu häufig mit seiner allerdings für jene Zeit nicht gewöhnlichen Gelehrsamkeit prahlt. Der „heilige Alexius", den Konrad auf den Wunsch zweier Basler Bürger, Johannes von Bermeswyl und Heinrich Iselin, nach einer lateinischen Legende bearbeitete, erzählt eine damals sehr beliebte kirchliche Sage, die schon am Anfang des dreizehnten Jahrhunderts von einer Frau in Reime gebracht worden war und nach Konrad noch mehrmals bearbeitet wurde. Sie hat den Zweck, das ehelose, Gott allein gewidmete Leben zu verherrlichen. Alexius, der Sohn eines reichen und edlen Herrn in Rom, trennt sich von seiner eben anvermählten Frau, zieht in die Welt hinaus, kommt nach zehn Jahren wieder nach Rom, wo er bis zu seinem Ende als armer Pilger unerkannt im väterlichen Hause verweilt. Erst nach seinem Tode erkennen ihn die Seinigen, da er in einem hinterlassenen Brief seine Lebensgeschichte erzählt hatte; Pabst, Kaiser und Volk aber ehrten sein Andenken. So einfach die Sage ist, so hat sie Konrad doch zu einem Gedichte von beinahe anderthalbtausend Versen ausgesponnen, die sich freilich leicht und angenehm lesen lassen, aber doch keinen bleibenden Eindruck hervorbringen.

Die Legende vom „heiligen Silvester", welche mit noch größerer Gewandtheit erzählt ist, als der Alexius, gewährt auch größeres Interesse, als diese, da ihr ein höherer Gedanke zu Grunde liegt: es wird in ihr nämlich die Macht und Wahrheit der christlichen Religion dem Judenthum entgegengesetzt. Pabst Silvester, dessen frühere Le-

bensgeschichte mit allzu viel Breite berichtet wird — die Erzählung einer verhältnißmäßig nur geringen Anzahl von zum Theil unwichtigen Thatsachen nimmt über drittehalbtausend Verse ein — hat auf Veranlassung des Kaisers Constantin, der sich zum Christenthum bekehrt hatte und der Kaiserin Helene, der Mutter Constantins, welche für das Judenthum gewonnen worden war, einen gelehrten Streit über die Wahrheit der christlichen Religion. Seine Gegner sind zwölf jüdische Meister. Einer bringt nach dem andern Einwürfe gegen das Christenthum vor, welche Silvester aus den heiligen Büchern der Juden selbst siegreich widerlegt, indem er beweist, daß Alles, was die Propheten des Alten Testaments vom Messias verkündigt hatten, an Christus erfüllt worden sei. Konrad findet hiebei Gelegenheit, seine ganze scholastische Gelehrsamkeit auszukramen, was uns wohl einen hohen Begriff von derselben geben mag, nicht aber von seinem poetischen Sinn. Nachdem eilf von den jüdischen Meistern vor den siegreichen Widerlegungen Silvesters hatten verstummen müssen, ergrimmte der zwölfte, Namens Zambri; er gedachte durch einen Hauptstreich die Wahrheit des Judenthums unwiderleglich zu beweisen. Zu diesem Zwecke ließ er einen wilden Stier herbeiführen, den kaum hundert Mann hatten bändigen können. Diesem raunte er den Namen seines Gottes in das Ohr, und sogleich fiel der Stier todt zur Erde nieder. Darüber jubelten die Juden, die Christen aber erschraken, denn ihr Glaube war noch nicht fest; nur Silvester behielt muthiges Gottvertrauen. „Nicht durch Gott", sagte er, „hat Zambri den Stier getödtet, sondern durch den Teufel! Hat er ihn aber durch Gott getödtet, so soll er ihn auch wieder erwecken, denn Gott kann tödten und lebendig machen." Ueber diese Rede erschrak der Jude, denn er wußte wohl, daß er die Macht nicht habe, den Stier wieder zu erwecken. Silvester aber fiel auf die Knie und nach inbrünstigem Gebete befahl er dem Stier in Christi Namen sich zu erheben. Und sogleich stand der Stier auf, sanft wie ein Schaf. Die Juden aber erkannten die Macht und Wahrheit des Christenthums, sie bekehrten sich und auch die Kaiserin Helene ließ sich taufen. — Offenbar bildet der Vorgang mit dem Stier, den auch Herder in der schönen Legende: „Tödten und Lebendigmachen" mit der ihm eigenthümlichen Einfachheit erzählt hat, den Mittelpunkt der Geschichte, wie denn auch Zambri ausdrücklich sagt, daß der Sieg des Pabstes im gelehrten Streit Nichts beweisen könne, weil die Kunst der Rede dem Falschen den Schein der Wahrheit zu geben vermöge; allein so schön dieser Vorgang auch von Konrad erzählt ist, so tritt er doch nicht mit der nöthigen Lebendigkeit hervor, weil er sich in der vorangehenden breiten Schilderung des Wortkampfes verliert.

Wie Konrad den heiligen Silvester auf Veranlassung des Basler Domherrn Leutold von Rotenleim schrieb, so dichtete er für einen andern Basler, Namens Johannes von Arguel*), eine dritte Legende, den „Pantaleon", welche die Bekehrung des Jünglings Pantaleon, seine Wunderthaten, seine Marter und seinen Tod unter dem Kaiser Maximian erzählt, sich aber in Nichts von den gewöhnlichen Martergeschichten unterscheidet, weshalb wir uns auch enthalten, auf ihren Inhalt näher einzugehen.

Der „Schwanenritter", welcher sich nebst den übrigen weltlichen Erzählungen Konrads durch eine einfachere, weniger nach Schmuck und Glanz der Rede haschende Darstellung von den bisher erwähnten Dichtungen desselben vortheilhaft ausscheidet, behandelt die bekannte Stammsage des brabantischen Fürstenhauses, welche schon Wolfram am Ende des Parzivals andeutet, und die den Mittelpunkt des spätern Lohengrin bildet. Konrad behandelt die Sage mit viel Freiheit, doch nicht immer zum Vortheil derselben, indem er sie unter Anderm in die Zeiten Karls des Großen hinaufrückt, während er wiederum einen Herzog Friedrich von Sachsen, den Bruder Gottfrieds von Bouillon, zum Gegner des Schwanenritters im Kampfe vor dem Kaiser macht, also Karl den Großen in die Zeiten des ersten Kreuzzugs hinabrückt. Wenn der fehlende Eingang des Gedichts nur einfach berichtet hat, wie J. Grimm annimmt, daß auf die Nachricht vom Tode Gottfrieds von Bouillon dessen Bruder, der Herzog von Sachsen, nach Brabant gekommen und das Land, als ihm zugehörig, mit bewaffneter Hand gefordert habe, so wäre der Schwanenritter eines der wenigen Gedichte, das auch in Bezug auf verständige Beschränkung des Inhalts hervorgehoben werden müßte; dem möchte aber wohl der allgemeine Gebrauch, dem Hauptgegenstande der Erzählung die ausführlichste Vorgeschichte vorauszuschicken und die besondere Vorliebe Konrads, Alles, was der Stoff nur irgend zuließ, in das Bereich seiner Darstellung zu ziehen, mit einigem Recht entgegengesetzt werden. Ob Konrad seinen Schwanenritter nach einer fremden, französischen Quelle bearbeitet, oder bloß aus der weit verbreiteten Sage geschöpft hat, ist unbekannt; für das Erstere scheint die Verbindung Karls mit den Kreuzzügen zu sprechen, was sich in den französischen Rittergeschichten und Romanen häufig wiederholt.

Auch „die Herzmähre", welche Uhland unter dem Titel: „der Kastellan von Coucy" mit der ihn auszeichnenden Zartheit bearbeitet hat, ist ohne Zweifel einer französischen Quelle entnommen, obwohl der Dichter sich auf eine solche nicht beruft. Da wir den Stoff durch Uhlands Gedicht (das wir übrigens zur Zeit mittheilen werden) als bekannt voraussetzen dürfen, enthalten wir uns, denselben hier zu besprechen. Dagegen müssen wir einem anderen Gedicht Konrads mehr Aufmerksamkeit widmen; es ist dieß die liebliche Erzählung: „Engelhart und Engeltrut", oder, wie der Dichter sie selbst nennt: „Von höher triuwe", in welcher er nach einer lateinischen Quelle, aber mit selbstständiger Ausführung die zu seiner Zeit und schon vor ihm sehr beliebte Geschichte von Amicus und Amelius in neuem Gewande darstellt, indem er die Begebenheit auf deutsche Oertlichkeiten, Personen und Verhältnisse überträgt. Engelhart, der Sohn eines edlen Herrn in Burgund, erhielt von seinem Vater, als er die Heimat verließ, um fremde Länder kennen zu lernen, drei Aepfel, die ihm dienen sollten, das Herz derer zu erforschen, die sich ihm als Gefährten zugesellen würden. „Er solle, sagte ihm sein Vater, jedem, mit dem er zusammentreffe, einen von den Aepfeln geben; wenn

*) Daß er den trojanischen Krieg ebenfalls für einen Basler, den Domherrn Dietrich an dem Orte, dichtete, ist schon oben (S. 126) erwähnt worden.

einer den Apfel ganz verzehre, solle er ihn meiden, wenn ihm aber Einer einen Theil zurückgäbe, so solle er sich diesem anschließen. Zwei Jünglinge, die ihm begegnen, bestehen die Probe nicht; ein Dritter aber, Dietrich von Brabant, der ihm auch von Gesicht täuschend ähnlich sah, gab ihm die Hälfte des dargebotenen Apfels zurück und da auch dieser die Welt sehen wollte, so nahm ihn Engelhart zu seinem Gefährten. Sie zogen zusammen nach Dänemark, dessen König sie freundlich aufnahm. Als sie längere Zeit dort verweilt hatten, und ihre Freundschaft immer fester und inniger geworden war, mußte Dietrich, dessen Vater gestorben, nach Brabant zurückkehren, um sein Land in Besitz zu nehmen; so sehr er in seinen Freund drang, ihn zu begleiten, konnte sich dieser doch nicht entschließen, den König zu verlassen, der ihn so gütig behandelt habe; auch mochte wohl die aufkeimende Liebe zur schönen Engeltraut, der Tochter des Königs, ihn zu seiner Weigerung bestimmen. Bald nach Dietrichs Entfernung stirbt die Königin, und der König gibt seiner Tochter, welche ob der Mutter Tod schwermüthig geworden war, Engelhart zum Gesellschafter, damit er sie durch Singen und Lesen aufheitere. Der nahe Umgang facht seine Liebe zur Flamme an, aber auch Engeltraut wird von Liebe zum schönen Jüngling ergriffen, dem sie nach langem Kampfe eine nächtliche Zusammenkunft im Garten bewilligt. Dort werden sie aber von Ritschier von Engelland, der selbst um die Hand der Königstochter warb, überrascht. Engeltraut sucht den Geliebten zur Flucht zu bereden, doch umsonst; er will sich eher dem Tode bieten, als sich von der Theuren trennen. Ritschier säumte nicht, schon am folgenden Morgen dem König mitzutheilen, was er gesehen; sogleich wird Engelhart ins Gefängniß geworfen; da er aber seine Unschuld betheuert, obschon Ritschier gegen ihn zeugt, soll ein Zweikampf die Wahrheit ermitteln. Engelhart, der sich schuldig fühlt, weiß sich vom König die Erlaubniß zu erwirken, bis zum Tage des Kampfes den Hof verlassen zu dürfen; er eilt nach Brabant zu seinem Freunde Dietrich, der sich leicht bestimmen läßt, den Kampf für ihn zu übernehmen, in der Ueberzeugung, daß die große Aehnlichkeit der beiden Freunde die Täuschung fördern würde. Engelhart bleibt in Brabant zurück, Dietrich eilt nach Dänemark, wo er den Kampf siegreich besteht. Der König gibt nun dem Sieger seine Tochter zur Gemahlin; aber Dietrich legt ein bloßes Schwert zwischen sich und Engeltraut, wie auch Engelhart es bei Dietrichs Gemahlin that, beide unter dem Vorwande, daß sie sich diese Enthaltsamkeit zur Büßung ihrer Vergehungen auferlegt hätten. Gleich nach der Hochzeit kehrt Dietrich nach Brabant zurück, und Engelhart eilt nach Dänemark, das ihm nach dem bald darauf erfolgten Tode des Königs zufällt. — Nach einigen Jahren wurde Dietrich von der schrecklichsten Miselsucht befallen, die aller Bemühungen der Aerzte ungeachtet, unheilbar blieb. Da erscheint ihm im Traum ein Engel, der ihm verkündet, er könne nur dann genesen, wenn er sich mit dem Blute unschuldiger Kinder den Leib streiche; er solle daher zu Engelhart reisen, und diesen bitten, seine zwei Kinder zu tödten, damit er sich mit ihrem Blute heilen könne. Erst nach langem Zaudern entschließt sich Dietrich, seinen Freund aufzusuchen, der ihn mit der größten Liebe aufnimmt, aber durch die Mittheilung des Traumes mit Entsetzen erfüllt wird. Nach langem, fürchterlichen Kampfe entschließt er sich endlich, dem Freunde, der ja auch einst sein Leben und seine Ehre für ihn gewagt hatte, das schreckliche Opfer zu bringen. Sein Herz empört sich gegen die That, und leichter hätte er zwei starke Riesen, als diese kleinen Kindelein überwunden. „Doch bekräftigte ihn Gott in dem Gedanken, Daß er sie wolle ohne Wanken Erschlagen und tödten. Sein Herz rang mit Nöthen Lange zweifelhaft alsus (also), Bis er zuletzt manchen Kuß Gab den Kindern beiden, Und er aus seiner Scheiden, Das Schwert mit nassen Augen riß", ihnen das Haupt abschlug und das Blut seinem Freunde brachte, der sogleich von seiner Krankheit genas. Zugleich von Freude und dem bittersten Schmerz erfüllt, fragt Engelhart nach seinen Kindern; die Wärterin, welche sie bringen soll, findet beide spielend auf dem Bette, jedes mit einem rothen Faden um den Hals. Beide Freunde gerathen über dieses Wunder in die größte Freude, da sie ihre Freundschaft so herrlich belohnt sahen. Dietrich kehrte nach Brabant zurück, und Beide lebten in der Folge in ungestörtem Glücke.

Statt aus dieser und den andern Dichtungen Konrads einzelne abgerissene Bruchstücke mitzutheilen, haben wir vorgezogen, uns auf die ausführlichere Erzählung des Inhals zu beschränken, dagegen aber eine andere Erzählung des Dichters „Otto mit dem Barte" vollständig aufzunehmen, damit unsere Leser an derselben ersehen mögen, wie die höfischen Dichter einen poetischen Stoff in seiner Gesammtheit auffaßten und behandelten. Zudem ist Konrads Otto eine seiner besten Erzählungen, der nur noch der eben erwähnte Engelhart an die Seite gestellt werden kann; ja er übertrifft diesen noch, selbst rücksichtlich der Charakterschilderung, obgleich auch jenes in dieser Beziehung bedeutender ist, als Konrads übrigen Gedichte und insbesondere dem trojanischen Krieg weit vorgezogen werden muß. Die Zeichnung Kaiser Ottos, dessen harte Gemüthsart gut hervorgehoben ist, besonders aber die Zeichnung Heinrichs von Kempten, des unerschrockenen Ritters, der auch in der größten Gefahr die festeste Geistesgegenwart nicht verliert, der, aufbrausend und jähzornig, sich leicht zu tadelnswerther That hinreißen läßt, dabei aber doch edlen Gemüths ist, würde auch einem größern Dichter zur Ehre gereichen, und es ist in der That zu bedauern, daß Konrad sich nicht auf ähnliche kleine Stoffe beschränkt hat, die er allein beherrschen konnte, weil es sich bei solchen nur darum handelt, den einfachen Stoff kurz und lebhaft in gewandter Sprache und leicht hinfließenden Versen darzustellen.

Otto mit dem Barte.

Ein keiser Otte was genant,
des magenkreste manic lant
mit vorhten under tænic wart;
schœne unt lanc was im der bart,
wan er in zôch vil zarte;
unt swaz er bî dem barte
geswuor, daz liez er allez wâr;
er hete rœtelehtez hâr,
unt was mit alle ein übel man.
Sin herze in argem muote bran,
unt bewærte daz an manger stat:

swer iht wider in getât,
der muoste den lîp hân verlorn,
über swen der eit gesworn,
von des kaisers munde wart:
„Dû garnest ez, sam mir mîn bart!“
der muoste ligen tôt ze hant,
wand er dô keine milte vant
an sîner hende danne.
Sust het er mangem manne
daz leben und den lîp benomen,
der von sînen gnâden komen
was durch hôher schulde werc.
Nû het er dâ ze Babenberc
in der schœnen veste wît
gemachet eine hôchgezît,
unt was diu zeinen ôstern;
des kômen ûzer klôstern
vil hôher epte in den hof,
unt manec werder bischof,
der mit êren îlte dar;
ouch kômen dar in liehter schar
grâven, vrîen, dienstman,
die daz rîche hôrten an
und den keiserlichen voget:
die kômen alle dar gezoget
in wunneclîcher preste;
Nû daz gesungen meste
was an dem ôsterlîchen tage,
dô wâren sunder leides klage
alle die tische dâ bereit,
unt het man brôt dar ûf geleit,
unt manic schœne trinevaz
dar ûf gesetzet umbe daz,
sô der keiser Otte
mit sîner vürsten rotte
von dem münster kwæme,
daz er dâ wazzer næme
und er enbizze sâ zehant.
Nû was durch âventiur gesant
ein werder juncherre dar,
der edel und der wunne var
an herzen und an lîbe schein;
die liut im alle sunder mein
vil hôhen prîs dâ gâben.
Sîn vater was von Swâben
herzoc vil gewaltec.
des gülte manecvaltec
solt erben dirre al eine.
Der selbe knabe reine
des tages dâ ze hove gie
vor den tischen unde lie
dar ûf die blanken hende sîn,
ein lindez brôt nam er dar în,
unt woldez ezzen sam diu kint,
diu des siten elliu sint,
und in der wille stêt dar zuo,
daz si gern enbîzent vruo.
Der junge vürste wunnesam,
als er daz brôt an sich genam,
und ein teil gebrach dar abe,
dô gienc al dâ mit sînem stabe
des keisers truhsæze,
unt schicte, daz man æze,
sô man gesungen hete gar.
Der selbe, der wart des gewar,
daz der juncherre wert
des brôdes hete dâ gegert:
des wart er zornec sâ ze hant.
Der site sîn was sô gewant,
daz in muot ein kleine dinc:
des lief er an den jungelinc
mit sînem stabe, den er truoc,
dâ mit er ûf daz houbet sluoc
den juncherren edel unt klâr,
daz im diu scheitel und daz hâr
von rôtem bluote wurden naz.
Des viel er nider unde saz,
unt weinde mangen heizen trahen.
Daz in der truhsæze slahen
getorste, daz ersach ein helt,
der was ein ritter ûz erwelt,
unt hiez von Kempten Heinrich:
sîn edel muot, der hete sich
rîlîcher manheit an genomen,
wan er mit dem kinde komen
was von Swâben, als ich ez las,
wan er sîn zuhtmeister was
und er in trûtlichen zôch.
Daz man den juncherren hôch
als unerbermeclichen sluoc,
daz muot in sêre und übel genuoc,
unt was im leit und ungemach.
Ze deme truhsæzzen sprach
der unverzagte ritter dô
harte zorneclich alsô:
„Waz habet ir gerochen,
daz ir nû habt zerbrochen
iuwer ritterlichen zuht,
daz ir eins edelen vürsten vruht
als übellîche habet geslagen?
Ich wil iu nemelichen sagen,
ir werbet anders, den ir sult,
daz ir sunder alle schult
geslagen habt den herren mîn.“ —
„Daz lât iu gar unmære sîn“,
sprach der truhsæze;
„mir ist daz wol gemæze,
daz ich ungevüegen schelken wer
und einem iegelichen ber,
der hie ze hove unzühtec ist.
Lât iuwer rede an dirre vrist
beliben al gemeine;
ich vürht iuch alsô kleine,
als der habich tuot daz huon.
Waz welt ir nû dar zuo tuon,
daz ich den herzogen sluoc?“ —
„Daz wirt bekant iu schiere genuoc,“
sprach von Kempten Heinrich;
„daz ir vürsten edellich
alsust kunnet bliuwen,
daz sol iuch hie geriuwen,
wan ich vertrag sîn lenger niht.
Nû, tugentloser bœsewiht,
wie getorstet ir daz ie geleben,
daz ir dem kinde habt gegeben
als ungevüege biusche?
Daz iuwer hant unkiusche
sô rehte unedellîche tuot
des muoz begiezen iuwer bluot
den sal und disen vlecken.“
Sust begreif er einen stecken,
als einen grôzen reitel,
er sluog in, daz diu scheitel
im zerkliete, sam ein ei,
und im daz houbet spielt enzwei.
Reht als ein haven schirben,

daz er begunde zwirben,
al umb und umbe, als ein topf;
daz hirne wart im und der kopf
erschellet harte, dunket mich;
des viel er ûf den esterich,
unt lac dâ jæmerlîche tôt:
der sal wart sînes bluotes rôt.
Des huop sich ein michel dôz
und ein lût gebrehte grôz.
Nû was ouch der keiser komen,
unde hete wazzer genomen,
unt was gesezzen über tisch:
daz bluot begunder alsô vrisch
ûf dem esteriche sehen;
er sprach: „Waz ist al hie geschehen?
Wer hât den sal entreinet,
und die getât erscheinet,
daz er bluotec worden ist?“
Alsus begundim an der vrist
sîn werdez ingesinde sagen,
daz im sîn truhsæze erslagen
wære bî der zît alsô.
Mit zorne sprach der keiser dô:
„Wer hât an im beswæret mich?“
„Daz tet von Kempten Heinrich!“
riefens alle gelîche.
„Jâ!“ sprach der keiser rîche,
„hât im der sînen lîp benomen,
sô ist er uns ze vruo komen
her von Swâben in diz lant.
Er werde schiere nû besant
vür mîn antlütze her:
ich wil in vrâgen, war umb er
mir habe alsô vaste geschat.“
Sust wart der ritter dô gelat
vür den keiser vreissam;
und als er vür den keiser kwam,
und er in verrest ane sach,
mit zorne er wider in dô sprach:
„Wie habet ir sost getobet,
daz mîn truhsæze hôchgelobet
von iu lît ermordet?
Ir habt ûf iuch gehordet
mîn ungenâde manecvalt;
in sol mîn keiserlîch gewalt
erzeiget werden sêre.
Ir habt mîns hoves êre
unt mînen prîs zebrochen:
daz wirt an iu gerochen,
der hôhe mein und diu geschiht,
daz man den truhsæzen siht
von iu ze tôde erlempten.“
„Nein, herre,“ sprach von Kempten
der unverzagete Heinrich;
„lât hie genâde vinden mich
und iuwer stæten hulde!
Geruochet mîn unschulde
hie vernemen unt mîne schult.
Hab ich mit rehter ungedult
verdienet iuwer vîntschaft,
sô lât iuwer magenkraft
mich vellen unde veigen:
mag aber ich erzeigen,
daz niht diu schulde wære mîn,
sô geruochet mir genædec sîn,
daz ir mir niht übels tuont.
Durch den Got, der hiut erstuont
an disem ôsterlichen tage,
sô gunnet mir, daz ich bejage
iuwer keiserlîche gunst;
sît daz ir habet die vernunst,
daz ir von art bescheiden sît,
sô êret dise hôchgezît
an mir vil armen hiute.
Lât mich der werden liute
geniezen, der man schouwet hie;
kein schulde wart sô michel nie,
da enhœre zuo genâden teil:
durch daz sô lât mich daz heil
hie vinden und erwerben,
daz ich iht sul ersterben!“
Der keiser übel unde rôt
der rede im ein antwurt bôt
ûz einem grimmen herzen;
er sprach: „Des tôdes smerzen,
den hie mîn truhsæze treit,
den lîde ich mit sülher arbeit,
daz ich niht muotes hân dar zuo,
daz ich iu keine gnade tuo
umb iuwer grôze schulde.
Mîn keiserlîche hulde
muoz iu immer sîn verspart:
ir arnet ez, sam mir mîn bart,
daz mîn truhsæze tôt
lît von iu al sunder nôt!“
Der werde ritter Heinrich
verstuont bî eide sich,
den der kaiser übel tet,
daz er benamen an der stet
daz leben müeste hân verlorn:
des wart im alsô rehte zorn,
daz er den lîp wolte wern,
und daz leben sîn genern
mit vil willeclîcher ger;
wander bekante wol, swaz er
bî dem barte sîn gehiez,
daz er daz allez wâr liez.
Dâ von sprach er: „Nû merke ich wol,
daz ich benamen sterben sol:
des hân ich reht, daz ich mich wer
und daz leben mîn gener,
al die wîle daz ich kan.“
Hie mit der ûz erwelte man
geswinde vür den keiser spranc,
er begreif in bî dem barte lanc,
er zuct in über sînen tisch,
ez wære vleisch oder visch,
daz man dâ hete vür in brâht,
daz wart gevellet in ein bâht,
als er in bî dem barte dans.
Daz kinne wart im und der vlans
vil hâres dâ beroubet;
sîn keiserlîchez houbet
wart sêre entschumpfieret:
diu krône wol gezieret,
diu dar ûf gesetzet was,
vil nider in daz palas,
und alle sîn rîchlich zierheit.
Er het in under sich geleit
geswinde bî den zîten;
er zucte von der sîten
ein mezzer wol gewetzet,
daz het er im gesetzet
vil schiere an sîne kelen hin;
mit der hant begunder in
vast umb den kragen würgen;

er sprach: „Nû lât mich bürgen
enpfâhen unde sicherheit,
daz iuwer gnâde mir bereit
und iuwer hulde werde:
ir müezet ûf der erde
daz leben anders hân verlorn!
Den eit, den ir habt gesworn,
den velschet, ob ir welt genesen,
oder ez muoz iuwer ende wesen!'
Sust lager ûf im an der zît
unt rouft in sêre wider strît
mit sînem lange barte;
er rouft in alsô harte,
daz er niht mohte sprechen.
Die werden und die vrechen
vürsten alle ûf sprungen,
geswinde si dô drungen
vil gemeinlîchen dar,
dâ der keiser tôt gevar
lag under dem von Kempten;
an kreften den erlempten
hetens an den stunden
vil gern von im entbunden.
Dô sprach der ritter Heinrich:
„Ist ieman, der nû rüeret mich,
sô muoz der keiser ligen tôt!
Dar nâch sô bringich den ze nôt,
der mich zem êrsten rüeret an.
Sît daz ich niht genesen kan,
sô kumt der wirt ze vreisen;
ich stich im ab den weisen
mit disem mezzer veste.
Ouch müezen sîn die geste
engelten, die mich wellen slahen:
ich ginz ir bluotes mangen trahen,
ê daz ich müge verderben.
Nû dar, swer welle sterben,
der kêre her unt rüere mich!"
Sust trâtens alle hinder sich,
als in diu wâre schult gebôt.
Der keiser ouch mit manger nôt
winken sêre dâ began,
daz si giengen alle hin dan.
Daz wart getân und diz geschach.
Zuo deme keiser dô sprach
der unverzagete Heinrich:
„Lât hie niht lange ligen mich,
ob ir daz leben wellet hân:
mir werde sicherheit getân,
daz ich genese, ich lâz iuch leben:
wirt mir gewisheit niht gegeben
umb den lîp, ez ist iuwer tôt!"
Hie mit ûf sîn vinger bôt
der keiser unde lobte sâ
bî keiserlîchen êren dâ,
daz er in lieze bî der stunt
von dannen kêren wol gesunt.
Nû diu sicherheit ergie,
keiser Otten er dô lie
geswinde von im ûf stân;
er het im schiere dâ verlân
den bart ûz sînen handen.
Und als er ûf gestanden
was von dem esteriche wider,
dô gienger aber sitzen nider
ûf sînen stuol von rîcher art:
daz hâr begunder und den bart
strichen, unde sprach alsô
zuo deme ritter aber dô,
„Ich hân iu sicherheit gegeben,
daz ich in lîp unde leben
unverderbet lâze;
nû strîchet iuwer strâze,
alsô daz ir mich immer
vermîdet, und ich nimmer
iuch mit ougen an gesehe:
ich prüeve daz wol unde spehe,
daz ir ze eime ingesinde mir
ze swære sît; jâ habet ir
vil harte an mir genuvuoget.
Swer blicket unde luoget
an mînen bart, der kiuset wol,
daz ich immer gerne sol
iuwer heimelîche enbern.
Mir muoz ein ander meister schern,
denne ir, daz wizzet âne spot;
mîn bart muoz immer, sammir Got,
iuwer scharsahs mîden;
ez kan unsanfte snîden
hût unt hâr den künegen abe.
Wie wol ich daz bevunden habe,
daz ir ein übel scherer sît!
Ir sult bî dirre tagezît
uns rûmen hof unde lant!"
Sust nam der ritter al zehant
zuo des keisers mannen
urloup unt vuor von dannen.
Er kêrte gegen Swâben wider,
unt lie sich dâ ze lande nider
ûf ein rîchez lehengelt;
acker, wisen unde velt
het er von Kempten, als ich las:
dar ûf liez er sich, wan er was
ein dienstman der selben stift.
Uns seit von im diu wâre schrift,
daz er sich schône gar betruoc,
wan er hete gülte genuoc,
unt was an êren offenbâr:
Dar nâch über zehen jâr
kom ez von geschiht alsô,
daz der keiser Otte dô
eins grôzen urlinges pflac
unt jensît dem gebirge lac
vor einer stat vil wunneclich.
Er und die sînen heten sich
dar ûf gevlizzen mange zît,
wie si der veste gæben strît
mit steinen unt mit pfilen.
Doch was er bî den wilen
an liuten alsô nôthaft,
daz er nâch diutscher ritterschaft
her ûz begunde senden:
er hiez in allen enden
den liuten künden unde sagen,
swer iht hete bî den tagen
ze lêhen von dem rîche,
daz im der snelleclîche
ze helfe kæme bî der stunt.
Dâ bî tet er den vürsten kunt,
swer im wære diensthaft,
unt lêhen oder manskraft
enpfangen hete von im,
daz die ze helfe kæmen hin
ze Pulle bî den zîten,
und im dâ hülfen strîten:
swer des niht entæte,

daz der sîn lêhen hæte
verwürket und ez solte lân.
Nû daz diu botschaft getân
wart in elliu diutsche lant,
dô wart ze Kempten gesant
dem apte ouch ein bote sâ,
der im diu mære seite dâ.
Als der vürste lobesam
des keisers botschaft vernam,
dô wart er ûf die vart bereit;
ouch wurden schiere, sô man seit,
alle sîn dienstman besant,
und ûf die reise dâ gemant
mit triuwen unt mit eiden.
Den ritter wol bescheiden
von Kempten hiez er vür sich komen;
er sprach: „Ir habt daz wol vernomen,
daz der keiser hât gesant
nâch liuten her in diutschiu lant,
und ich der vürsten einer bin,
der im ze helfe komen hin
über daz gebirge sol:
dar zuo bedarf ich iuwer wol
unt mîner dienstliute.
Die man ich alle hiute,
unt iuch ze vorderst, daz ir vart
und die reise niht enspart,
diu mir und iu geboten ist:
dâ von sult ir an dirre vrist
ûf die vart sîn bereit.“
„Ach, herre, was habt ir geseit?“
sprach von Kempten Heinrich.
„Nû wizzet ir wol, daz ich
vür den keiser niht entar,
und ich sîne hulde gar
immer mê verwirket hân.
Ir sult der reise mich erlân
immer durch den willen mîn:
der keiser hât die gnâde sîn
vil gar von mir geleitet
und über mich gespreitet
sîner ungenâde bün.
Ich hân erzogen zwêne sün,
die sende ich, herre, mit iu dar;
ê daz ich alters eine var,
sô vüeret si bêde samt:
gezieret wol ûf strîtes amt
sint si, vüerent si dâ hin!“ —
„Nein!“ sprach der apt, „ich enbin
des muotes niht, daz ich ir ger,
und iuwer durch si bêde enber,
wan ir mir nützer eine sît.
Mîn trôst und al mîn êre lît
an iu bî dirre zîte;
jâ kunnet ir ze strîte
gerâten wol ûz der mâze wol,
unt swaz man hôher dinge sol
ze hove schicken alle wege,
daz mac verrihten iuwer pflege
michels baz, dan ieman.
Sô nütze ist mir nieman
an dirre herverte, als ir:
dâ von sô bit ich, daz ir mir
rât mit wîser lêre gebet.
Ist, daz ir dâ wider strebet,
und ir mir dienstes abe gât,
swaz ir von mir ze lêhen hât,
weizgot, daz lîhe ich anders war,
dâ manz verdienen wol getar.“ —
„Entriuwen,“ sprach der ritter dô,
„und ist der rede denne alsô,
daz ir mîn lêhen lîhet hin,
ob ich iu niht gehôrsam bin,
ich var ê mit iu, wizze Krist,
swie mir diu reise an dirre vrist
ze grôzen sorgen sî gewant.
Ê daz ich lâz ûz mîner hant
mîn lêhen unt mîn êre,
ê rîte ich unde kêre
mit iu benamen in den tôt.
Mîn helfe sol ze rehter nôt
iu bereit mit willen sîn;
wan ir sît der herre mîn,
den ich dienstes muoz gewern:
sît ir sîn niht welt enbern,
sô werd ervüllet iuwer muot!
Swaz mir der keiser übels tuot,
daz wil ich gerne dulden,
durch daz ich iu ze hulden
gedienen müeg an dirre vart.“
Hie mit ûf sîn reise wart
bereit der ellensrîche man;
er vuor mit sînem herren dan,
über daz gebirge enwec:
er was sô küene und ouch sô kec,
daz er durch vorhte wênec liez;
er tet, swaz in sîn herre hiez,
unt wart im undertænec gar.
Si wâren bêde schiere dar
vür die selben stat gezoget,
dâ der Rœmische voget
lac mit sînem her vil starc.
Heinrich von Kempten sich barc
vor des keisers angesiht,
unt quam vür in ze liehte niht,
wan er im durch den alten haz
und durch sîne schuld entsaz,
sô vloch in der vil küene man:
ein lützel von dem her hin dan
het er die hütten sîn geslagen.
Ein bat was im dar in getragen
an einem tag, als ich ez las,
wan im nâch sîner verte was
gemaches durft, dâ badet er
in einem zuber, der im her
was von einem dorfe brâht;
und dô der ritter wol bedâht
was gesezzen in daz bat,
dô sach er kumen ûz der stat
ein teil der burgære,
und den keiser mære
stapfen gegen im dort hin:
umb die stat wolt er mit in
teidingen unde kôsen;
dâ von die triuwelôsen
burgære heten ûf geleit
mit parât unt mit valscheit,
daz si in ze tôde slüegen:
si wolten gerne vüegen,
so er mit in sprâchen wolte,
daz man in slahen solte
und ermorden ân wider sagen.
Nû hete schiere sich getragen
diu zît alsô, des bin ich wer,
daz er geriten kwam dort her
gewæfens îtel unde bar;

ein tougenlîche harmschar
was im ze lâge dâ geleit,
dar in er ungewarnet reit,
unt wart mit vrechen handen
eins strîtes dâ bestanden,
wan diu triuwelôse diet,
diu tougen sînen schaden riet,
wolten im briuwen ungemach.
Und dô der ritter daz ersach
von Kempten in dem bade dort,
daz man dâ mein unde mort
alsus begunde briuwen,
und daz man an den triuwen
den keiser Otten wolte slahen,
dô liez er baden unde twahen
vil gar belîben under wegen:
als ein ûzerwelter degen
sprang er ûz dem zuber tief,
ze sînem schilte er dô lief,
der hieng an einer wende;
den nam er zuo der hende
und ein swert gar ûz erwelt.
Dâ mit kom der blôze helt
geloufen zuo dem keiser hin;
von den burgern lôster in,
unt wert sich alsô nacket.
Zerhouwen unt zerhacket
wart von im der vînde genuoc;
der liute er vil ze tôde sluoc,
die den keiser wolten slahen;
er gôz ir bluotes mangen trahen
mit ellenthafter hende;
ze bitterlîchem ende
er der liute genuoc dâ treip,
unt swaz ir lebendec beleip,
die macht er alle vlühtic.
Und dô der ritter zühtic
den keiser het entbunden,
dô lief er an den stunden
aber in daz bat hin wider;
dar in saz er drâte nider
unt badet, als er tet dâ vor.
Der keiser ûf der vlühte spor
rante wider in daz her.
Wer in mit menlîcher wer
het erlœset bî der stunt,
daz was im harte kleine kunt,
wan er sîn niht erkande.
Under sîn gezelt er rande;
dâ erbeizt er balde nider,
unt saz ûf sîn gestüele wider
vil zorneclîchen bî der zît.
Die vürsten kômen alle sît
vür in gedrungen schiere dar;
er sprach: „Ir herren, nemet war,
wie nâh ich was verrâten;
wan daz mir helfe tâten
zwô ritterlîche hende schîn,
sô müestich gar verloren sîn
und daz leben hân gelân.
Westich, wer mir kunt getân
het alsô baltlîchen trôst,
daz er mich nacket hât erlôst,
ich wolde im lîhen unde geben.
Den lîp hân ich und daz leben
von sîner helfe stiure;
nie ritter wart sô tiure,
noch sô vrech ân allen spot.
Erkennet in ieman, durch Got,
der bring in vür mîn ougen her.
Ich bin des offenlîchen wer,
daz er enpfâhet rîchen solt.
Mîn herze ist im an triuwen holt,
unt muoz im immer günstec wesen:
kein ritter sô gar ûz erlesen
lebet weder hie noch anderswâ.“
Nû stuonden sumelîche dâ,
die wol westen under in,
daz Heinrich dem keiser hin
geholfen hete bî der zît;
die sprâchen alle wider strît:
„Wir wizzen, herre, wol den helt,
der iuwer leben ûz erwelt
von dem tôde erlœset hât.
Nû vert ez leider unde stât
umbe in alsô bî dirre zît,
daz iuwer ungenâde lît
ze verre ûf sînem rücke:
er hât daz ungelücke,
daz er durch sîn schulde
vermîdet iuwer hulde.
Würd im diu sælde nû getân,
daz er die möhte wider hân,
wir liezen, herre, iuch in sehen.“
Der keiser dô begunde jehen,
het er den vater sîn erslagen,
er liez in sîne hulde tragen,
unt tæt im sîn genâde schîn:
daz nam er ûf die triuwe sîn
unde ûf sîn êre keiserlich.
Sust wart der ritter Heinrich
von Kempten im genennet.
Der keiser wît erkennet
sprach wider si sâ zehant:
„Und ist er komen in diz lant,
daz weiz ich gerne sunder wân;
wer het ouch anders diz getân,
daz er nacket hiute streit?
Wan er ouch die getürstekeit
truog in sînem herzen hôch,
daz er bî dem barte zôch
mich ob mînem keisertisch.
Sîn muot ist vrôlich unde vrisch,
des engilt er nimmer:
mîn helfe muoz in immer
genædeclîchen decken.
Doch wil ich in erschrecken
und übellîch enpfâhen.“
Sust hiez er balde gâhen
und in ze hove bringen.
Mit zorneclîchen dingen
wart er gevüeret vür in hin:
seht, dâ gebârt er wider in,
als er gehaz im wære.
„Nû saget,“ sprach der mære
keiser, „wie getorstet ir
ie gestrîchen her zu mir
oder vür mîn ougen komen?
Nû habet ir doch wol vernomen,
war umb ich iuwer vîent wart:
ir sît ez doch, der mir den bart
âne scharsahs hât geschorn,
und des grimmelîcher zorn
vil hâres in beroubet hât?
Daz er noch âne löcke stât,
daz hât gevrümet iuwer hant.

Daz ir getorstet in diz lant
kumen, dar an wirt wol schîn,
daz ir hôchvertec wellet sîn,
und übermuotes wellet pflegen." —
„Genâde, herre!" sprach der degen;
„ich kom getwungenlîchen her:
dâ von sô bit ich unde ger,
daz ir verkieset dise tât.
Mîn herre, ein vürste, der hie stât,
bî sîner hulde mir gebôt,
daz ich durch keiner slahte nôt
liez, ich vüere her mit im:
ich setze daz hiute unde nim
ûf alle mîn sælekeit,
daz ich die vart ungerne reit;
wan daz ich muoste, sammir Got,
ervüllen sîn hôch gebot,
wær ich mit im ûz niht komen;
mîn lêhen het er mir benomen,
wær ich an den stunden
an der vert erwunden.
Ouch wolte ich lœsen mînen eit,
daz ich mit mîme herren reit.
Wer mir dar über iht übels tuot,
weizgot, der enist niht wol gemuot:
dem zeige ich drumbe ein sulhez ort,
daz er gesprichet nie mêr wort!"
Der keiser lachen dô began;
er sprach: „Ir ûz erwelter man,
ir sît unschuldec, hœre ich wol;
dâ von ich gerne lâzen sol
gegen iu den zorn mîn:
mir unde Gote sult ir sîn
wol tûsent werbe willekomen!
Ir habt mir swære vil benomen,
und daz leben mîn genert:
den lîp müestich hân verzert,
wan iuwer helfe, sælec man."
Sust spranger ûf unt lief in an,
unt kust in ougen unde lide:
ein suone lûter und ein vride
wart gemachet under in.
Ir zweier vîentschaft was dâ hin,
wan der keiser hôch geborn
unt sîn gremelîcher zorn
was dem ritter niht gevêch.
Ein gelt gab er im unde lêch,
des jâres galt driu hundert marc.
Sîn manheit vrevel unde starc
brâht in in hôhen rîchtuom
und in ganzer wirde ruom,
daz man sîn noch gedenket wol.
Dar umb ein itslîch ritter sol
wesen sînes gemüetes kec,
unt werf alle zageheit enwec,
und üebe sînes libes kraft:
wan manheit unde ritterschaft,
diu zwei, diu prîsent sêre,
si bringent lob und êre
noch einem iegelîchen man,
der si wol gehalten kan
und in beiden mac geleben.
Hie sol diz mære ein ende geben,
und dirre kurzen rede werc,
waz ich durch den von Tiersberc
in rîme hân gerihtet,
unt von latîn getihtet
in diutschen, als er mich bat:
ze Strâzburc in der guoten stat,
dâ ist er zuo dem tuome
brobest und ein bluome
schînet manger êren:
Got welle im sælde mêren!
wan er sô vil der tugende hât.
Von Wirzeburc ich Kuonrât
muoz im immer heiles biten;
er hât der êren strît gestriten
mit gerne gebender hende.
Hie hât diz mære ein ende.

Albrecht.

Jedes unvollendete Werk irgend eines großen Meisters aus der Blüthezeit der höfischen Kunst reizte die späteren Dichter, sich an dessen Vollendung zu wagen, gleich als ob sie dadurch ihre eigene Untüchtigkeit recht lebendig hätten wollen fühlen lassen. Bei keinem trat sie aber entschiedener hervor, als bei Albrecht, der den Titurel Wolframs von Eschenbach fortsetzte, oder vielmehr ergänzte. Man hat diesen Albrecht lange für den Albrecht von Halberstadt gehalten; da jedoch Ulrich Fürterer in seiner Bearbeitung der Dichtungen von König Artus und dem Gral den Albrecht von Scharfenberg ausdrücklich als einen nennt, der von Tschionatulanders Liebe und unglücklichem Ende gedichtet, so spricht alle Wahrscheinlichkeit dafür, daß dieser der Verfasser des ergänzten, oder, wie man ihn zum Unterschiede von Wolframs Bruchstücken zu nennen pflegt, des „jüngern Titurels" ist. Freilich zeugt dieses Gedicht in keiner Weise von der Kunst, welche Fürterer an Albrecht von Scharfenberg so sehr erhebt; aber der ehrliche Münchner Briefmaler hatte selbst keinen so hohen Begriff von der Kunst, daß man sich durch seine Bemerkung dürfte abhalten lassen, den von ihm genannten Albrecht für den wirklichen Verfasser des Titurel zu halten. Wann dieser aber, es mag nun Albrecht von Scharfenberg sein, oder ein anderer, lebte und aus welchem Lande er stammte, ist unbekannt, nur so viel ist gewiß, daß der Titurel gegen das Ende des 13. Jahrh. verfaßt worden sein muß. Noch eher, als man auf Albrecht von Halberstadt rieth, glaubte man allgemein, der jüngere Titurel sei von Wolfram selbst gedichtet worden, weil derselbe an einigen Stellen als in erster Person sprechend und berichtend erscheint, was jedoch nur in denjenigen Stellen geschieht, die aus dessen Bruchstücken in die spätere Bearbeitung aufgenommen worden sind.

Der jüngere Titurel ist in einer siebenzeiligen Strophe geschrieben, welche durch die Zerlegung von der vierzeiligen Wolframs gebildet wurde. Eine andere Quelle, als die Gedichte des großen Vorgängers, hatte der Dichter wahrscheinlich nicht; daher wir aus seinem Werke nichts Neues über die Gralsage kennen lernen. Diese faßte er jedoch noch viel entschiedener in mystischem Sinne auf, als Wolfram, daher auch das priesterliche Element weit kräftiger als bei diesem hervortritt. Der Dichter wollte übrigens das ganze Gebiet der Gralsage von der Gründung des Tempels in Munsalvätsch bis zur Entfernung des Grals aus Europa umfassen und sie zugleich an die von Artus und der Tafelrunde anlehnen, wozu er aus allen ihm bekannten Dichtungen den nöthigen Stoff herbeiholte.

den er jedoch keineswegs zu beherrschen im Stande war. Seine mystische Anschauungsweise behagte seiner und der nachfolgenden Zeit so sehr, es fühlte sich dieselbe namentlich durch die im Gedichte hervortretende Gelehrsamkeit, mit welcher Albrecht noch weit mehr Prunk treibt, als Wolfram, so mächtig angezogen, daß der Titurel Jahrhunderte hindurch das Lieblingsbuch der lesenden Welt wurde, und daher auch schon im Jahr 1477 im Druck erschien. Uns scheint dies freilich ganz unbegreiflich, da uns die dunkle mysteriöse Sprache in den beschaulichen Theilen des Gedichts eben so sehr anwidert, als uns der Schwall von Abenteuern, die sich ewig in gleicher Weise abspinnen, mit Langeweile erfüllt, und wir nicht einmal durch den leichten, anmuthigen Fluß der Rede entschädigt werden, wie er z. B. in Konrads Gedichten das Ohr angenehm berührt. Doch sind einige Stellen des großen über 6800 Strophen haltenden Gedichts nicht ohne Werth, besonders gewährt die freilich sehr ins Breite gezogene Beschreibung des mit mährchenhafter Pracht aufgebauten Gralstempels mannigfaches Interesse; und von wirklich tiefem Gefühl zeugt die hier mitgetheilte Klage Signunens um ihren Geliebten, die bei gewandterer Darstellung gewiß von großer Wirkung sein würde.

Signunens Klage um Schionatulander.

5056 **S**wâ triuwe rîche minne
ein herze hât besezzen,
daz kan mit allem sinne
der triuwe mit stæter liebe niht vergezzen:
dur minne wirt die liebe dar geneiget
nâch frende mit der sorge;
daz wart ouch an Sigûnen wol erzeiget.

5057 **D**iu von der hôsten schuole
was gelêrt die ganze tugende,
diu gesaz ûf jâmers stuole;
ein vlinsen herze moht ir blüende jugende
erbarmen, wie sie freuden wart beroubet:
sie lag vür tôt die lenge,
dar nâch ougen wazzer wart erloubet.

5058 **M**it jâmer ûf dem tôten
begunde sie dâ vallen;
die wazzerrîchen sôten
muosten von ir herzen grunde ûf wallen,
daz ez durch ougen regen gap mit güzzen.
Ir friunt sus lebenes âne
began sie triuten, helsen unde küssen.

5059 „**Ô** wol dir der hôsten tugende,
die dû mir hâst erscheinet
vor tôdes bitter jugende!
Daz gein der trinitât dîn herze gereinet
ist, gein der muoter magt Marîen:
die sollen dich bevogten
vor den widerten, unt frîen.

5060 **G**ebet von mînem munde
wil mir der jâmer brechen.
Wie gerne ich sælden gunde
der sêle dîn, sô lât mich jâmer krechen:
die twinget mich gein klegelîcher vreise.
Swie mir under sagte
dîn reiner munt, sô bin ich freuden weise.

5061 Die nimmer wirt ergetzet
der wirde noch der triuwen,
durch daz mich jâmer hetzet
ûf klagende nôt, danne ûf gebet mit riuwen,
Got müeze zu mir nâch den willen füegen,
daz ich mîn herze rihte,
daz ez die sêle dîn müeze genüegen!

5062 Dâ bæte mich der hulde,
daz ich dir wær vergebende,
unt hân ich tœtlich schulde:
dû bist von mir der tôt unt niht der lebende,
wê mir, des besunder herze erkrache,
dû müesest mich erwerben
under schiltlichem dache!

5063 **Ô**wê! (sprach Sigûne)
Tschionâtulander;
wie mich gedanke lûne
tœtent einer baz ie, danne der ander!
Und aber sunder wie sol ich gebüezen
von dirre selben schulde
dînen lîp, den klâren, jungen, süezen!

5064 **D**er klegelîchen swære
ist last ûf mich gelœtet!
Ach, wie mich dirre mære,
dîn dienest und dîn triwe jâmers nœtet!
Daz dû nû niht mîn minne soldest erwerben,
daz gêt mir sô ze herzen,
daz ich nâch michel sanfter lîde ein sterben.

5065 **W**ê, daz dîn klâre varwe
mir wart ie kunt den ougen!
Ich was ein kint begarwe,
dâ mich mîn herze erwelt zu liebe tougen:
dû wart mir minne kunt von disem lîbe,
des muoz ich immer weinen,
daz ich magt niht wart von dir zu wîbe.

5066 **D**az ist, des dû mich bæte,
vergeben an dem ende
aller missetæte:
wærstu anders gein mir gar ellende;
dâ ich dich minne bat, daz dû versagende
wære durch mîn êre,
daz ich muoz immer sîn nû diu klagende.

5067 **H**erze, wein dort inne
die manecvalten swære,
die hôhen vlust der minne;
diu dîner besten zît anegenge wære,
diu ist mir tôt an Tschionâtulander!
Owê, vil reine vürsten fruht,
daz wir niht alden solden mit einander!“

5068 **I**r zuht, die wol bewarte,
kunde sie nû brechen:
hâr noch kleit sie sparte
mit stimme grôz, diu gie von herzen krechen:
daz treip sie nû die lenge sunder mâze.

Leben der heiligen Elisabeth.

Der unbekannte Dichter des „Lebens der heiligen Elisabeth“ war, der Sprache nach zu urtheilen, vermuthlich ein Thüringer; es ist dies auch schon darum wahrscheinlich, weil ein Anderer nicht leicht eine so vertraute Bekanntschaft mit dem Leben der Landgräfin gehabt hätte; auch zieht sich durch das ganze Gedicht eine gewisse, wir möchten sagen, nationale Begeisterung, welche sich doch wohl kaum bei einem nicht thüringischen Verfasser finden

würde. Obgleich in das Ende des dreizehnten Jahrhunderts gehörend, zeichnet sich das Gedicht durch eine schöne, fließende Sprache und gehaltene Darstellung aus, die zwar weder die poetische Höhe der früheren Dichter erreicht, noch den blendenden Glanz der Darstellung darbietet, wie die Konrads, aber auch nie zur Unbehülflichkeit anderer späterer Dichter herabsinkt. Was dem Verfasser an poetischem Talente abgeht, das ersetzt er, so weit es möglich ist, durch die religiöse Begeisterung, mit welcher er seinen Stoff behandelt. Dieser gibt ihm freilich kaum Gelegenheit, ein höheres Talent zu entwickeln, denn die erzählten Begebenheiten und Verhältnisse sind ziemlich eintönig, beinahe niemals von äußerer Wichtigkeit und selten von innerer Bedeutung. Wie im Leben des heil. Alexius (S. 458), so spricht sich auch im Leben der heiligen Elisabeth der Gedanke aus, daß Selbstverläugnung und Weltverachtung vor Gott angenehm sei und des Himmelreichs theilhaftig mache.

Der Dichter beginnt mit der Verkündigung von Elisabeths Geburt; er führt uns an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen, erzählt uns von dessen Freigebigkeit, von dem Glanze seines Hofs, welcher Ritter und Sänger aus allen deutschen Landen, ja aus der fernsten Fremde hinzog, da die Einen Feste und Turniere, die Andern Gelegenheit fanden, ihre Kunst glänzen zu lassen. So war auch einst die Blüthe der deutschen Dichter dort versammelt, um im Sängerkampf den Preis zu erringen; unter diesen befand sich Meister Klinsor von Siebenbürgen aus Ungerland, dem alle Dinge bekannt waren. Eines Abends beobachtete dieser die Sonne, aus deren Stellung er den ihn umgebenden Herren verkündigte, die Königin von Ungerland würde in der nämlichen Nacht eine Tochter gebären, die einst durch ihre Frömmigkeit glänzen und dem Sohne des Landgrafen von Thüringen zur Gemahlin gegeben würde. (S. d. mitgetheilten Abschnitt.) Wirklich ward dem König Andreas von Ungarn eine Tochter geboren, um welche Landgraf Hermann sogleich für seinen Sohn Ludwig werben und sie nach Thüringen bringen ließ, worauf sogleich die Vermählung Statt fand. Nun berichtet der Dichter in breiter Ausführlichkeit von der Erziehung und den Kinderjahren der heiligen Elisabeth, erzählt, wie sie fromm und mildgesinnt war und alle Eitelkeit floh. Nach des Landgrafen Hermann Tod ward sie von den Beamten, ja selbst von ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin bitter verfolgt; man wollte sogar den jungen Landgrafen bereden, sie zu verstoßen, doch blieb er ihr treu. Hierauf wird erzählt, wie Elisabeth sich auch nach der Geburt einer Tochter fortwährend kasteiete, Almosen vertheilte und die niedrigsten Arbeiten verrichtete, wenn es galt, den Armen und Kranken zu helfen. Nicht weniger Lob erhält der Landgraf Ludwig wegen seiner Milde, Keuschheit und Frömmigkeit, die ihn auch bewog, nach dem heiligen Lande zu ziehen, das er aber nicht sah, da er auf der Fahrt starb. Nach dessen Tod war Elisabeth den heftigsten Verfolgungen ausgesetzt, und namentlich verbitterte ihr Meister Konrad von Marburg das Leben, der, nicht zufrieden mit ihrer Demuth, ihr die härtesten Entbehrungen auferlegte und sie zu den schmutzigsten Beschäftigungen zwang, ja ihr sogar Schläge gab, wenn sie seine Verordnungen selbst im Guten überschritt. Endlich unterlag sie den harten Prüfungen, die sie bis zum letzten Augenblicke mit der größten Demuth ertragen hatte; ihr Tod war mit mancherlei Wundern begleitet, und sie ward bald darauf unter die Heiligen versetzt.

Unter den vom Dichter erzählten Zügen sind allerdings manche schöne und ergreifende, doch sind auch nicht wenige, welche der schönen Darstellung widerstreben, weil sie an sich einer künstlerischen Gestaltung unfähig sind und eher Widerwillen und Ekel, als freudiges Gefühl erwecken. Dies hat aber das Gedicht mit allen denjenigen Legenden gemein, welche mehr die passive, als die thätige Frömmigkeit verherrlichen, oder diese nur in der tiefsten Erniedrigung finden, die nur zu oft als ganz zwecklos erscheint und dadurch gerade den Charakter der Hoheit und Würde verliert, ohne welchen die Demuth zur wirklichen Erniedrigung wird.

Elisabeths Verkündigung.

In Duringer lande ein furste saz,
der sich gar selten ie vergaz
an dugenden ioch an êren:
sîn herze in kunde lêren
unde ouch sîn ellenthafter muot,
daz er kost unde ander guot
gap wol mit rîlîcher hant.
Er hatte bürge, kreftec lant
unde dâ zuo herren gülte vil;
er sach gar gerne ritter spil.
Er was geheizen Herman,
wan er ein kreftec her gewan,
wie balde daz er wolde,
alse er ez haben solde.
Sîn name floug ûz verre.
Lantgrâve was der herre
in Duringen, als iuch ist geseit.
Die lûde wâren sîn gemeit
unde sîner wirdekeide frô,
wande sîn gemüede stuont alsô,
daz er in fride mahte
unde ungenâde abe lahte.
Dugent was im ungespart.
Sîn kunne was von hôher art:
der künic von Bêheimer lant,
der künic Ôdaker was genant,
der was leider irslagen sint,
unde er, die wâren süster kint.
Waz sülde langer rede mê?
Der herre hatte zuo der ê
eine dugenthafte frouwen:
ir lop was unverhouwen.
Sî was nâch frowelîcher art
an hôhen êren ungespart,
ir name was Sophîe.
Die edel unde frîe
hatte frouwelîche side:
ir wonte zucht unde êre mide,
alse einer frouwen rechte quam,
die eime fürsten wol gezam
zu fleze und ouch zu bette,
die sînen rât begette
an allen dingen rehte.
Ritter unde knehte
in wâren dienstes underdân,
wie dicke si iz solden hân.
Ir schîbe lief gar ebene,
in zæme wol zu lebene

mit einander ummer mê:
fruntlîche hilden si ir ê;
gnâde was in unverzihen.
Nâch wunsche hatte in Got verlihen
einen keiserlîchen sun
geboren an daz fürstendun:
der was geheizen Lodewîg.
Er wuos ûf alse ein mein zwîg:
in sîner kintlîchen jugent
zuht unde êre unde alle dugent
nâch furstelîchen êren
hiz in der vater lêren,
alse er hat bezoget sint.
Noch hatten si driu ander kint:
Kuonrâden unde Heinrich,
unde eine dohter lobelich,
di was geheizen Agnes.
Si beide fröuweten sich des
gar gedrûweliche.
Der werde fürste rîche
waz zu koste swinde:
grôz was sîn ingesiude
von knehten unde von magen,
die sîn mit dienste plâgen;
er hatte wirtschaft ellen dac.
Der furste ouch hoves dicke plac,
daz in di herren suochten,
die bî ime ouch geruochten
ze dribene kurze wîle.
Verre über manige mîle
quam im ritterschefte gnuoc,
die alle ir eigen wille truoc,
daz si gerne quâmen dar,
und âventûre nâmen war.
Man suochte den wîganden
ûz allen tûtschen landen,
Ungere unt Rûzen,
Sassen unde Prûzen,
Denen mit den Winden
sich liezen ouch dâ vinden;
Bêheime unt Polâne,
mit grâven di Sopâne,
dienstherren unde frien vil,
sî alle suochten ritterspil,
stechen, justieren,
fôresten und durnieren:
wes man zuo ritterschefte gert,
des was man alles dâ gewert.
Dâ was ouch manic hübes man:
des sînen dirre unde der began;
wes man vor herren plegen sol.
Der fidelte ûz der mâzen wol,
der sluoc die drumen, dirre peif,
der ander süeze wîse greif
an harpen unde an rotten.
Franzôsen unde Schotten,
Dûtsche unde anders ieder man
sîn ammet wîsen dâ began,
unde irzougen sîne kunst:
si suochten garlîche alle gunst
der fürsten unde der frien.
Man hôrte dâ schalemîen:
dâ schullen die busûnen,
man sach dâ pauwelûnen,
manic keiserlich gezelt
ûf geslagen an daz felt,
dar under herren lâgen,
wanne si raste plâgen.
Noch was dâ maniger leige diet:
die sprâchen, dise sungen liet,
daz man in meisterschefte jach.
Her Wolfram von Essebach,
der Tugenthafte Schrîber,
her Reimâr unde *her Walter*
von der Vogelweide;
dâ bî was ouch gereide
zu sange *meister Bitterolt*,
unde in gefuger ungedolt
Heinrich von Ofterdingen:
die alle wolden singen
wider ein in kriges wîs,
wer dâ behilde sanges prîs.
Nû was ouch *meister Clinsor*
geladen an die selben for,
von Sibenbürge ûz Uugerlant,
deme aller dinge was bekant
die nigromanzîe;
ûz astronomîe
kunde er schône meisterschaft;
aller elementen kraft,
der sunnen langen ummesweif,
des mânen zirkel unde reif,
oryzon unt zodyacus,
unde ouch der polus articus,
des firmamentes ummeganc,
der planêten widerfanc
unde aller sterren orden,
sûden unde norden
ôsten unde westen,
des hatte er keinen bresten:
er kente ez allez sament gar.
Nû was he iezu komen dar
zuo Ysenache al in di stat;
zu hove er dannoch nit indrat,
ein herbürge er suochte,
dâ inne ouch he geruochte,
alse er hatte sich erwegen,
gemaches sunderliche plegen.
Von golde was er rîche:
er hatte jærlîche
wol driu dûsent marke wert;
er hatte zere unde eigen pert;
mit selbes ingesinde
was er zu koste swinde.
Dô er nû zu sâze quam,
des dages lieht ein ende nam,
zu dal di sunne was genigen
und der âbent zu gesigen,
biz er sich engeste,
unde ouch ein deil gereste.
Sô man daz âbentimmez gaz,
her Clinsor an den luft gesaz,
an daz weder durch gemach;
der sterren louf er dâ gesach:
he sach dar unde aber dar.
Er nam ir âventure war,
ir ampâre he gar balde entsuob,
dô sich ir parlament erhuob,
daz si driben under ein:
der sterre enbran, und dirre schein;
sô lûchte der gar schône
an sîme stadelthrône.
Mit flîze warten er in began.
Zu jungest sprach ein edel man,
der ime was gesezzen bî:
„Ey meister, saget waz iz sî,

des ir goume hât genomen:
hât ir niuwes icht vernomen?
Obe iz sî an iuwer stade,
iz sî gefûrlich oder schade,
sô lât uns, herre, werden kunt
den selben wunderlîchen funt
und den godelîchen rât,
des ir goume genomen hât
an der sterren brunste.
Wol uch der werden kunste,
die Godes willen unde muot
ûch, herre meister, wizen duot."
Her Clinsor smunzete unde sprach:
„Got bûze ûch, herre, ûwe ungemach
unde allen ûwern werren.
Ich hân an disen sterren
erkoren nûwe mère,
die sint unschadebère:
doch allez, daz ich hân gesehen,
des wil ich, herren, ûch verjehen
unverholen uber lût.
Iz sol mîn frouwe Gêrdrût,
von Ungerlant di kunegîn,
noch hint in dirre naht gelîn:
eine hêre dochter si gebirt,
die ein êwic lûchte wirt,
ein heilwage unde ein wunne,
ein spiegel in ir kunne,
sô diz dinc alsô ergêt.
Man doufet si Elysabêt:
si sol gar dugentlîche leben.
Zu lande wirt si her gegeben
des fursten sune in dirre stede." —
„Heil walde iz! daz sint guode rede!"
sprâchen alle hine dô,
di dirre sache wâren vrô.
Diz was ein hêre volleist,
daz unser herre sînen geist
hern Clinsoren sante,
daz er di sache irkante
an der sterren gange
for hine alse lange.
Der heiden prister Bâlâam
Godes willen ouch vernam
von unsers herren kunfte,
di er ûz der vernunfte
in drôstlîcher wârheit
hât den lûden for geseit,
sam in der ê geschriben stêt.
Alsus ist frouwe Elysabêt
den lûden sunder allen wân
ouch godelîche kunt gedân.

Hugo von Langenstein.

Daß die am Anfange des 13. Jahrhunderts in so reicher Mannigfaltigkeit blühende Kunst gegen das Ende desselben immer tiefer sank, ersehen wir nicht bloß aus dem Mangel an poetischer Gestaltung, der immer fühlbarer wird, nicht bloß an der Verwilderung der Sprache, die je länger, je mehr ihre Reinheit und Anmuth verliert, sondern auch an der Wahl der Stoffe, welche wir nunmehr behandelt finden. Zwar erhält sich die Lust am Phantastischen auch jetzt noch, nur hat sie ihren Gegenstand verändert; statt der abenteuerlichen Rittergeschichten der früheren Zeit begegnen wir jetzt vorzugsweise eben so abenteuerlichen Heiligen- und Märtyrergeschichten, die nicht weniger auf Unwahrheit und Uebertreibung beruhen, als jene, denen aber mit dem kindischen Sinne auch die Frische des Kindischen abgeht. Nur eine nach jeder Richtung abgespannte Zeit konnte an dergleichen Erfindungen Freude haben, die nur einer überreizten und doch schwächlichen Phantasie ihren Ursprung verdanken.

Eine solche Ausgeburt ist die „Marter der heiligen Martina", welche im J. 1293 von Hugo von Langenstein aus Schwaben, einem Ritter des deutschen Ordens und wahrscheinlich (seit 1319) Comthur auf der Insel Meinau im Bodensee, abgefaßt wurde. Er nahm sich in Styl und Darstellung Konrad von Würzburg, in der Auffassungsweise Reinbot von Dorn zum Muster, ahmte beide aber nur in ihren Fehlern nach, den ersten durch gesuchte, blumenreiche Sprache und das Uebermaß allegorischer Einkleidung, den andern in der Vorliebe zu Schilderungen und Ausmalungen gräßlicher, Schauder erregender Marter. Gleich im Anfang werden die Tugenden der heiligen Martina als die Kleider dargestellt, mit welchen Gott sie geschmückt habe. So war der Hut, den ihr Gott aufsetzte, mit sechs Blumen geziert, welche eben so viel Tugenden bezeichneten (Demuth, Treue, Mäßigkeit, Milde, Gehorsam und Weisheit). Einzelne Züge in dieser Stelle (s. unten) sind nicht ohne Werth, aber gerade diese sind wohl meistentheils Nachklänge anderer Dichtungen, das Uebrige ist frostig, geschraubt, sogar lächerlich, z. B. wenn er vielleicht in Nachahmung Ulrichs von Zazikhoven fragt, was wohl die fünfte Blume gewesen sein möge, da sie weder eine Lilie, noch eine Rose, keine Zeitlose oder Aglei, nicht Wegblume, Veilchen, Primel, Salbei oder Raute, auch nicht Dille, Fenchel, Klee oder Hahnenfuß gewesen sei. Solcher Geschmacklosigkeiten, die uns schon mitten in die burleske Darstellung eines Abraham a Santa Clara führen, finden sich noch viele. In einigen Stellen ahmt er den Hugo von Trimberg nach, dem er manche Gedanken verdankt; in andern hat er wieder alte deutsche, meistens aber wohl lateinische naturgeschichtliche Werke benutzt, deren Beschreibungen er zu Allegorien verarbeitete. Mit derselben Liebe, wie bei der allegorischen Darstellung der Tugenden Martinas verweilt er bei der Schilderung ihrer Marter, welche er mit ekelerregender Wahrheit ausmalt, so daß wir über den Gräueln, von denen wir uns mit Widerwillen abwenden, das Mitleid und die Verehrung vergessen, mit der uns die Leiden und die begeisterte Kraft der Heiligen erfüllen sollte.

Martinas Kopfschmuck.

Got satzte ir ûf ir houbet,
als megden ist erloubet,
ein rîch geblüemtez schappel
von tugenden, daz was sinwel:
daz man wol sin der êren kranz.
Ez was von sehs tugenden ganz
schône unt wol geblüemet,
daz man ez iemer rüemet,
daz Got selber zieret,
sô rehte wol curtieret;
âne mâl unde âne rost,
unde über al der welte kost
was ez sô wol geprîset.
Als mich diu wârheit wîset,
sô was der êrste bluomen bosche

âne schimpf unde âne hosche,
diu vil hôhiu demuot,
diu alle tugende tuot behuot,
und diu vor Gote blüejet,
die der blâst niht müejet:
si hât sô hôch genestet,
daz si vor Gote restet.
— — — — —
Demuot, daz hübsche blüemelîn,
stuont an dem stolzen schappelîn,
daz diu Gotes dirne
truoc vor an ir stirne.
Der ander bluome diu triuwe was,
den ouch diu maget ûz las.
Martinâ, diu vil sældenrich
dem selben bluomen ist gelich:
wan si was niht riuwe
noch blœde an der triuwe.
Habe ieman rehte triuwe ganz,
der brech dar în deheinen schranz,
wan si ist nû ungenæme
der welte unt widerzæme.
Die triuwe ist ouch ein ingesigel,
ein slôz unde ouch ein starker rigel,
der alle tugende hât verspart
vor missewende unt wol bewart.
Diu triuwe unde ouch diu minne
sint wol in einem sinne:
triuwe ist der minne swester,
vil stæter unde vester,
danne nû sî geswittrigit;
als ist diu welt ouch nû gesit.
Diu triuwe ist ouch ein triskamer,
unt tuot diu wilden herze zamer,
danne al der welte miete tuo.
Sin lât niht abe spât noch fruo,
si gît den tugenden guot geleit.
Diu triuwe und ouch diu stætekeit,
die sint von rehter art gespiln.
Wer möhte ir lop ze rehte erziln?
Triuwe ist der tugenden ein gezelt,
unt wiget in allen hôhez gelt:
si ist aller tugende ein kamererîn,
unt schenket in der minne wîn,
der von dem lebenden brunnen gât,
des fluz ouch nimmer stille stât.
Triuwe ist der tugende malhe
dem Tiuschen als deme Walhe;
triuwe ist der tugenden ein bluome,
und der erbermde muome:
die zwô unde ouch diu minne hânt
an sich gesnitten ein gewant;
die drie went alleine
haben ir dinc gemeine,
als guot friunde gerne tuont.
An der megde schappel stuont
der dritte bluome mæzekeit,
den wol diu maget nâch rehte treit,
wan si waz mæzie an gesiht,
dar an mishuote si sich niht;
si war ouch mæzic an der rede,
die fuorte sie ûf rehte pfede.
Sie hielt die mâze an spîse:
gein zorn warp si lîze
unt mæzic an dem tranke:
daz waz ir Got gedanke.
Si was ouch mæzic an ir site,
si gie niht ûz der mâze schrite.
Diu mâze stôzt den tugenden zil:
si tuot ze wênic, noch ze vil.
Mâze ist zallen dingen guot:
die tugende sint mit ir behuot.
Elliu were sint gar ein wint,
diu âne rehte mâze sint:
waz sol ze kalt unde ouch ze warm?
waz sol ze rîch unde ouch ze arm?
waz sol ze lanc unt gar ze kurz?
ze bitter oder gar ze süeze ein wurz?
waz sol ze hôch oder gar ze nider?
waz sol gefügele âne gevider?
waz sol âne scham ein wîp,
und âne fuoc des mannes lîp?
waz sol diu sælde âne kunst?
waz helfent sinne âne vernunst?
waz sol ze starc oder gar ze swach?
waz sol ein hûs âne tach?
waz sol ein ritter âne muot?
der ist ouch ze niute guot.
Diu mâze tempert elliu dinc,
umbe alle tugende ein ganzer rinc;
diu mâze ist aller tugende vol:
des stât si an dem schappel wol,
daz diu reine maget truoc.

Lohengrin.

Das Gefühl des Absterbens poetischer Kraft gibt sich auch dadurch kund, daß man den entflohenen Geist der früheren Dichter zu bannen und ihn durch Fortsetzungen seiner Werke gleichsam wieder ins Leben zu rufen sucht. Liegt aber schon darin das Geständniß, daß man sich zu selbstständigen Schöpfungen untüchtig fühlt, so zeigt sich diese Untüchtigkeit noch auffallender darin, daß solche Nachbeter nur Sinn für die Fehler ihrer Muster haben, und in der Nachahmung derselben ihre Größe suchen. Selten hat ein Bojardo einen Ariosto zum Nachfolger, gewöhnlich findet das umgekehrte Verhältniß Statt; so auch in der Periode unserer Literatur, als die höfische Poesie immer schneller ihrer Auflösung entgegenging. Es ist jedoch nicht ohne Interesse, die absterbende Zeit näher zu betrachten, und ein richtiger Blick in dieselbe gewährt sogar Belehrung über die frühere Blüthe. Die Periode der Nachahmung beginnt schon unmittelbar nach den drei großen Meistern der ritterlichen Poesie; doch ist es auffallend, daß von allen den bessern Dichtern, die jenen großen unmittelbar folgen, keiner den Wolfram zum Vorbilde nimmt: Wirnt, Heinrich von dem Türlin und in seinen Ritterdichtungen auch der Stricker lehnen sich an Hartmann, Meister Otto, Konrad Fleck, Rudolf von Ems und Konrad von Würzburg eifern mehr oder weniger dem großen Gottfried nach, und erst als auch diese Nachblüthe der höfischen Kunst verschwindet, wird Wolfram das Ziel der Nachahmung, so im Titurel und so auch im Lohengrin. Und dies ist leicht zu erklären: es liegt im Wesen jener Dichter selbst. Der einfache, klare und besonnene Sinn Hartmanns konnte einer Zeit nicht behagen, welche sich nur in Uebertreibungen und Abenteuerlichkeiten gefiel; um Gottfried, selbst in seinen Fehlern, nachzuahmen, mußte man wenigstens Gefühl für Schönheit und Wohllaut der Sprache haben, was sich am Ende des dreizehnten Jahrhunderts nur noch bei Konrad in höherem Maaße zeigt. Dieser Zeit mußte aber ge-

rade die so grell hervortretende Subjectivität Wolframs zusagen; seine Sucht, Abenteuerlichkeiten zu häufen, entsprach dem Bedürfniß nach bloßer Unterhaltung, welches sich auf leichte Weise befriedigen ließ, da eben keine große Phantasie dazu gehörte, mit Hülfe der vorhandenen Rittergeschichten ähnliche Abenteuer zu erfinden. Wolframs Neigung zur Allegorie und zu mystischer Deutung der erzählten Begebenheiten, seine gerade in solchen Stellen dunkle und ahnungsvolle Sprache fand noch größeren Anklang bei Dichtern, denen alle Klarheit der Anschauung fehlt, und so ist es denn begreiflich, daß sie mit Zurücksetzung des ruhigen Hartmann und des in schönen Formen sich bewegenden Gottfried den zu ihrem Führer wählten, dessen grell hervortretende Mängel ihnen als höchstes Ziel der Poesie erschienen. Diesen Fehlern hat es auch Wolfram mehr als seinen Vorzügen zu verdanken, daß sein Name bis zur Zeit der Reformation angesehen und hochberühmt war.

Der unbekannte Verfasser des Lohengrin geht sogar so weit, daß er seine Erzählung dem Wolfram in den Mund legt. Der Anfang des Gedichts ist nämlich nichts Anderes, als der zweite Theil des Kriegs zu Wartburg (S. 158), der mit wenigen, im Ganzen geringen Abweichungen, Umstellungen und Zusätzen ungefähr zur Hälfte wörtlich wiederholt wird, wie denn auch der ganze Lohengrin in der nämlichen Strophenform, dem sogenannten schwarzen Tone Klinsors, geschrieben ist, wie der bezeichnete Abschnitt des Wartburgkriegs. Im Verlauf des Streits lenkt Klinsor die Rede auf Artus und dessen Massenie (und hierin bestehen die wichtigsten Zusätze des Lohengrin); er habe Artus und dessen Ritter, sagt Klinsor, im Gebirg gefunden, wo Felicia ihm über Alles Bescheid gegeben, was er über dieselben habe wissen wollen; aber dies Alles könne er einem Bauern (vilân) nicht sagen. Da erwidert Wolfram, St. Branden habe ihm von Artus und Felicia erzählt, und er wisse mehr, als Klinsor, denn es sei diesem unbekannt, wie Artus, seitdem er von dieser Welt geschieden, einen Kämpfer ausgesandt; auch wisse er nicht, wer dieser Kämpfer gewesen, den der Glocke Ton gerufen habe. Nun wird Wolfram von Allen aufgefordert, diese Mähre zu erzählen, welche eben den Inhalt des Gedichts bildet. Ehe wir über dieselbe berichten, müssen wir aber zwei kurze Bemerkungen voranschicken: erstens, daß die eben erwähnte Erwiderung Wolframs ganz in seinem Sinne ist, da er ja auch in seinem Parzival dem Chretien von Troyes den Vorwurf macht, er kenne die Sage nicht und habe sie verfälscht, wogegen ihm der wahre Hergang genau bekannt sei; zweitens, daß die Erzählung Wolframs an einigen Stellen des Gedichts durch Bemerkungen Klinsors oder durch Bitterkeiten Wolframs gegen jenen unterbrochen wird, daß selbst noch am Ende ihr gegenseitiger Groll wieder auszubrechen droht, so daß sich die Frauen ins Mittel legen müssen, damit die Erzählung beendigt werden könne. So ist diese bis zu ihrem Schlusse dem Wolfram in den Mund gelegt; in den letzten Strophen tritt aber doch der eigentliche Dichter hervor, freilich nur sehr schüchtern und ohne sich zu nennen.

Den Inhalt des Gedichts bildet die schon mehrmals erwähnte brabantische Stammsage, welche Wolfram im Parzival andeutet (S. 362) und Konrad von Würzburg in seinem Schwanenritter in eigenthümlicher Weise behandelt hat (S. 459). Nur ist diese Sage mit vielen höchst willkürlich erdachten Zusätzen erweitert, und mit der Geschichte der sächsischen Kaiser auf eine freilich ziemlich ungeschickte Weise in Verbindung gebracht. Während nämlich Konrad die Zeit, welche zwischen der Vermählung des Schwanenritters und dessen durch die neugierige Frage seiner Gemahlin verursachte Entfernung nur kurz berührt, erzählt der Dichter des Lohengrin in breiter Ausführlichkeit die Thaten, welche derselbe als Herzog von Brabant verrichtete, indem er ihn an den bedeutendsten Kriegen und Ereignissen der Zeit Theil nehmen läßt. Da er den Helden unter Heinrich dem Vogler in Antwerpen landen läßt, so wird zunächst die Geschichte des Reichs unter diesem Kaiser zum Theil nach den Chroniken, zum Theil aber mit vielen fabelhaften Zusätzen erzählt. Den Mittelpunkt bilden natürlich die Kämpfe gegen die Hunnen (Ungarn); der erste Einfall derselben wird episodisch von Kaiser Heinrich erzählt; an den späteren Zügen nimmt Lohengrin selbst Antheil und trägt nicht wenig zur Besiegung der wilden Feinde bei. So sehr diese und andere historische Begebenheiten mit der Natur der Dichtung im Widerspruche stehen, so werden sie doch dadurch wichtig, daß sie uns ein getreues und zum Theil lebendiges Bild jener großartigen Zeit, einer der schönsten in der deutschen Geschichte, geben; noch größern Werth erhält das Gedicht für uns, weil es uns einen tiefen Blick des häuslichen Lebens zu des Dichters Zeit verstattet.

Lohengrins Fahrt nach Brabant.

59 Lohengrîn quam ouch aldar,
unt hoher junger fürsten vil an sîner schar:
er trat niht für die massenîe al eine.
Dô in sîn swester ane sach,
daz wazzer von ir herzen zu ir ougen brach:
hœrt, ob diu magt iht jæmerlichen weine!
Der künic und al die fürsten vrâgeten, waz der edeln wære?
Si sprach: „Mir ist herzenleit geschehen!
Sol ich dich, lieber bruoder, nimmer mê gesehen?
Dû bist der kempfe, unt sagt der Grâl diu mære.

60 Sîn muoter, Parcivâles wîp,
sprach: „Owê mir, zarter lieber, schœner lîp!“
Sie gienc und umbe vienc in mit ir armen:
von ir er dicke geküsset wart
an sînen werden munt, er was noch âne bart;
ir jâmer, daz moht einen vels erbarmen.
Doch er im schier ein ende gît, sîn muot begunde ringen.
Dô rief man kameræren dar,
edel knappen nâmen sîn mit dienste war,
sîn harnasch hiez er im vil balde bringen.

61 Daz harnasch wart im sunder twâl:
dâ wâpent in dar in der edel Parcivâl,
der herze in jâmer als ein zunder brande.
Dô brâht im helm und ouch den schilt
ein knappe, der was mit im ûf die vart gezilt;
der hiez Kŷêr, geborn von Kummerlande.
Ein ors, daz was unmâzen grôz, dort her ein knappe füerte,

daz ouch sîn herze niht entrouc:
man seit, daz ez vor snelheit gein den lüften flouc,
swie ez die erde mit den füezen rüerte.

62 Dô sprach er: „Artûs, künic wert,
mîn herze nû urloubes von dir, herre, gert.
Got segen dich, vater mîn unt werde degene!
Got müeze mîner muoter pflegen!
Über die swester mîn, sô gè der himel segen!
Die frouwen müeze alle Got gesegene,
unt nem ouch mîn in helfe war: ich var nâch rîchem solde.“
Dâ von sîn muoter dâ erschrac,
daz sie unmehtic vor der massenîe lac,
unt lie ir sun nû kêren, war er wolde.

63 Hœrt, waz her Lohengrîn nû ger.
Hie gânt die fürsten mit im zuo dem rosse her,
die het des jungen fürsten niht verdrozzen;
mit der hand nâch dem zoum er greif.
Als er den fuoz wolde bieten in den stegereif,
sô kumt ein wilder swan dort her gevlozzen;
der zôch ein schef daz wazzer ûf, daz hât in Got gelêret.
Dô sprach zu in her Lohengrîn:
„Nû ziuhet daz ros hin wider zuo der krippen sîn:
ich wil mit disem vogel, swâ er kêret.“

64 Der swane fuor dem gestade bî;
in daz schef sô schreit der junge wandelsfrî.
Der vater truoc den schilt in sînen henden;
er reicht in sînem kinde dar;
er sprach: „Wer nimet hînaht dîn mit pflege war?“
Nâch spîselâgen hiez er balde senden;
zwei panel schiere wurden brâht mit cipperischem wîne;
er sprach: „Ich wil entweders iht;
durch den ich var, der lât mich ungepflegen niht!“
Hin fuor der swane mit dem ritter sîne.

65 Ein snellez wazzer in dô truoc
ûf daz mer; dâ gewan er ungemaches gnuoc:
die unde wurfen in ûf gein den lüften.
Daz werte wol gein fünf tagen,
daz man nindert kanel sach mit wîne tragen,
noch die truhsæzen mit der spîse guften.
Der swan vie ein vischelîn; daz slant er gar mit geilen;
dô sprach der fürste tugentlich:
„Nû bin ich dîn geverte, und izzest âne mich.
Dû scholdes mir daz vischel halbez teilen.“

66 Der swan stiez houbet unde kragen
in daz mer (nu merket reht, waz ich wil sagen),
in dem gelîch, als ob er vische meine;
dâ quam ein oblatelîn
in des sees unden zuo dem munde sîn,
daz sach der fürste, trucken unde reine;
der swan ez mit snabel her gein des heldes henden wîset;
des wart der edel fürste geil;
er az ez halp unt gap dem swan daz ander teil:
ez wart nie fürste noch vogel baz gespîset.

67 Der vogel huop ane unde sanc,
daz ez dem fürsten süeze in sîn ore klanc,
wan er in engels wîse was gestimmet.
In solher varwe er im erschein,
daz er gedâht: „Ditz ist für wâr ein engel rein,
der hie bî ûf disem wâge swimmet
in hât Got nâch mir gesant, daz er mich habe in huote.
Ich wil nû kleine sorge hân,
wie ez ûf dem wilden wâge mir müge ergân:
ich weiz wol, daz mîn vart kumt ze allem guote.“

68 Daz schef vaste ûf dem wâge lief;
in diser süezen wunne der junge künic entslief:
nû lât in ligen, sîn wart gepflegen schône;
Got selbe wolt sîn hüeter sîn.
Nû sagent von der reinen klâren herzogîn.
Der caplân het verlorn der schellen dône;
er sprach: „Frowe, merket mîne wort! ich hân vermist der schellen:
der dôn sô krefticlichen brach
durch die luft, swenn ich Got ze êren messe sprach,
daz ez die virre mohte wol erhellen.“

69 Diemüeticlich die fürstin sprach:
„Vil milter Got, nû sî dir al mîn ungemach
ûf dîn erbermede geopfert in dîn schôze;
tuo mir daz dîn genâden sîn.“
Der kaplân sprach: „Gehabt iuch wol, liebe juncfrowe mîn,
sît sicher, daz iuch iht sîn güete verlôze,
er hilft von den nœten iuch, ob er wont in den chœren:
iuch kumt ein kempfe von sîner gebe,
oder ich wil gelouben, daz er nindert lebe;
unt wellent alle mîn witze mich betœren.“

70 Nû het diu herzogîn besant
in Limburc die dienestman und in Brâbant,
die sich mit triuwen nie von ir geschieden;
ir mâge ein teil was ouch dar komen:
ze Antwerf was diu sprâche, als ich hân vernomen,
und uns diu âventiure seit in den lieden.
Ez was ûf des kampfes zît nu komen alsô nâhen,
daz diu fürstinne râtes pflac,
wie sie wolt gebâren ûf den tac.
Seht, wie sie dort den swan her vliezzen sâhen.

71 Wie lange er ûf dem wazzer wære,
des bescheident mich der âventiure mære,
als ir sin von mir fürbaz wirt bewîset.
Dô er sich von den bergen schiet,
und ûf dem wazzer sîn vart gein Brâbant geriet,
und des tages, dô in der vogel spîset,
in der wochen quam er dar, daz habt niht für ein wunder,
wan ez Gotes wille was.
Ritter unde frowen, die ûf dem palas
wâren, die schoweten alle zuo besunder.

72 Der swan, der wiste daz schiffelîn
gein dem gestade, dar ûf sô slief der ritter sîn,
unt het sich schône ûf sînen schilt gestrecket.
Der kapelân des niht vergaz,
er gie, dâ die fürstin an ir râte saz,
er sprach: „Juncfrowe, iuwer sælde wirt erwecket.
Gêt dan, nemt mit iuch den rât: ich lâz iuch wunder schowen.
Ein kleinez bärkel füert ein swan,

unt prüeve niht wol, ob bî im sî ieman dran."
Dâ gâhten mit im ritter unde frowen.

73 Sie wâren dem gestade bî,
unt riefen, ob ditz niht ein wunder sî:
von disem schalle der junge fürste erwachete.
Er riht sich ûf, daz er gesaz;
der swan fuor ein teil hin von dem gestade baz,
von sîner kunft manic trûric herze erlachete.
Der kaplân sprach zuo der herzogîn: „Aht, waz er hie mit meine;
ir schölt lîht selbe gein im gên."
Ir muoter, swestersun und ander fürsten zwên,
die rietenz und die andern alle gemeine.

74 Nû merkent reht, waz ich iuch singe
ir muomen sun, der was geborn von Lutringe,
dem muoter unde vater dannoch lebten:
der het sich gerne angenumen
den kampf, dô was er niht zuo sînen tagen kumen;
dâ von sis alle mit râte widerstrebten.
Der ander fürste von Lûtich was ein bischof hôch gewîhet,
der het sie ûz der touf genomen;
der was durch iren willen zuo der sprache komen;
hey, was er Gotes gabe unt lêhen lîhet!

75 Ir en, der künic von Engellant,
het einen gefürsten abt dar zuo ir gesant,
des andaht gein Got lûter was unt reine,
daz man ûf erde in heilic het:
der warp an grêven, frîen, dienstman und an stet,
und dar zuo an daz lantvolc al gemeine,
daz sie liezen werden schîn ir triuwen an ir frowen,
daz manz ûf küniges êre hiet,
ob man sie mit keinem kriege an geriet;
er liez mit aller maht sich bî in schowen.

76 Dô er den swan sus halden sach,
müget ir hôren, wie der heilic man dô sprach:
„Ditz seltzen wunder bediutet freude sachen!
Er wil her zuo dem gestade niht:
dâ gegen mir mîn herze eines râtes giht,
daz man sich mit dem antvange gein im mache!"
Der rât dûhte si alle guot; man hiez die glocken liuten,
daz heilictuom balde wart genumen;
mit van unt mit gesange sach mans gein in kumen:
ir vreude sîns kumens woldens im bediuten.

77 Swan unt schef sich gein im reit;
die fürstin und ir frowen wâren alle gekleit
diemüetechch, als si ir herze lêrte.
Der junge künic niht muotes laz,
snellîch wischt ûf unt stuont, niht mêr er saz:
dâ mit er heilictuom unt frowen êrte.
Dâ was sîn wâpenlîch gewæte sô rehte keiserlîchen:
die îsenhosen umbe sîne bein,
und allez sîn geschicke sô reht hêrlîch erschein,
daz sich ir alle freude begunde rîchen.

78 Des aptes heilic leben rein
schuof, daz im der swan in engels bilde erschein:
nû schult ir hôren, wie er fürbaz handelt:
er viel gegen im an diu knie,
des in sîn andæhtigez herze niht erlie.
Zehant er wider in vogels bilde sich wandelt:
der apt stuont ûf, doch het er wol gesehen daz grôze zeichen.
Daz schef her zuo dem gestade sleif,
der bischof und der apte gein dem ritter greif:
dâ wolt er sich entwedern lâzen reichen.

79 Da sie daz heten beide vernumen,
dâ hiez man die fürstin selber gein im kumen.
Dô daz erhôrt der künic muotes rîche,
in dem scheffe er gein ir gie:
Elsâny, diu juncfrow, in güetlich enphie
mit süezen worten gar gezogenlîche,
unt reichet im die hende dar, lanc, snêwîz unt linde:
die begreif er ir zehant,
unt volget der fürstin frôlîch an daz lant;
des freute sich diu herschaft unt gesinde.

80 Da er nû an daz lant was kumen,
unt süez enphâhen von der werden het vernumen,
ein teil er sich wider gein dem scheffe wande:
er hiez behalden helm unt schilt
und daz swert; den von Lutringe des niht bevilt,
er wolt ez haben tragen zuo dem lande.
Der stolze sprach: „Nein, ich enwil, schafftz mit dem kameræreǃ"
Zehant er dâ des niht enliez,
der fürste den kamermeister ez nemen hiez:
der moht ez kûme gedinsen vor der swære.

81 Dô schilt unt helm unt swert quam dan
ûz dem schef, und daz des war genam der swan,
er fuor den wec, den er was her gevlozzen:
den künic er bî der fürstin lie.
Nû lât in varn, unt hôrt, wie ez im hie ergie!
Die heten beide ir hende zesamne geslozzen.
Dem bischof und apt Gundemâr hin volgete der hôch gehêrte
in daz münster für den alter rein:
dâ wart gelesen unt gesungen von den zwein,
als man noch künigen tuot, die man sus êrte.

Ottaker.

Ottaker oder Ottokar, den man gewöhnlich, aber wohl mit Unrecht, von Horneck nennt, aus Steiermark, lebte in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts und im ersten Viertel des vierzehnten. Er schrieb, wie er selbst berichtet, eine Weltchronik bis auf Kaiser Friedrich II., doch ist dieselbe bis jetzt noch nicht wieder aufgefunden worden; dagegen besitzen wir von ihm eine „Oesterreichische Chronik", welche die Geschichte Oesterreichs von 1250 bis 1309, d. h. vom Tode Kaiser Friedrichs II. bis auf das Jahr nach Kaiser Albrechts Ermordung mit großer Ausführlichkeit (in mehr als 83,000 Versen) erzählt, übrigens auch die wichtigsten welthistorischen Ereignisse, die während dieser Zeit Statt fanden, umständlich berichtet. Diese Chronik hat unzweifelhaft einen großen historischen Werth, poetische Bedeutung hat sie dagegen nicht. Man bemerkt wohl, daß der

Dichter mit den großen Meistern der früheren Zeit, namentlich mit Wolfram, den er öfters mit großer Ehrerbietung nennt, genau vertraut war; allein seine Bemühungen, ihnen nachzuthun, sind vergeblich, ja sie schaden sogar seinem Werke, weil er sich oft hinreißen läßt, seine einfache, klare und umsichtige Darstellung der Begebenheiten durch Bemerkungen oder Schilderungen in der Weise der alten Rittergedichte zu unterbrechen. Nur dann, wenn er seine eigenen Empfindungen über naheliegende Verhältnisse ausspricht, wie z. B. in dem unten mitgetheilten Bericht von Kaiser Rudolfs Tod, ist seine Darstellung erfreulich, weil er dabei nicht nöthig hat, aus sich selbst herauszugehen. Wo er aber entfernter liegende Verhältnisse mit poetischen Farben, die er aus den früheren Dichtungen entnimmt, darzustellen sucht, wird er matt und unerquicklich. Ottokar zeigt in diesen Stellen, daß er sich selbst durchaus nicht verstanden hat; er hatte Talent für die Geschichtschreibung, nicht aber für die Poesie, und es ist sehr zu bedauern, wie schon von Andern bemerkt wurde, daß er nicht in Prosa geschrieben, weil er uns dann statt eines ungenügenden Reimwerks ein tüchtiges Geschichtswerk hinterlassen hätte. Denn er hatte die Ereignisse in seiner Heimat, deren Zeuge er war, mit klarem Sinne beobachtet, er hatte sich über die fremden gut zu unterrichten gewußt, er verfuhr bei der Darstellung seines Stoffs mit kritischem Takte, indem er die Sage und das historisch Unbegründete von dem historisch Wahren sichtete; er verband mit ächt vaterländischer Gesinnung auch einen unabhängigen, freien Geist, den er in seinem entschiedenen Tadel sowohl des hierarchischen Unwesens als des despotischen Druckes gleichzeitiger Fürsten beurkundet.

Rudolfs Tod.

CCCLXXV **D**ie wîle der künec zErfurt lac,
unde maniger unmuoze pflac,
der dem rîche was nôt,
dô begunde sich der tôt
nâhen ûf sîn spor.
Wâ der künic gie vor,
dâ sleich er im nâch.
Dô sich der künic dô versach
des lîbes krancheit
gegen Swâben er reit,
wand er durch der vürsten bete
einen hof hete
gesprochen hin ze Vrankenvurt.
Dô man des hoves zît spurt,
dô kômen dar gemeine
die vürsten grôz unt kleine,
vrien, grâven, dienestman,
unde wer sich des versan,
daz er solhes iht dolte,
daz der künic im rihten solte,
unde wem ot iht gewar.
Der künic kam ouch dar.
— — — — — —
wie man sîn solde beginnen,
daz was dem künege wol kunt,
wand er ze maniger stunt
solher sache hete gepflegen.
Des muose er sich nû bewegen,
sô gar het iu daz alter brâht
von des lîbes maht.
Er beleip aber doch
bî den witzen dannoch.
Nû waz half aber daz?
Dô er der krefte wart sô laz,
daz im der lîp begunde argen,
daz er der burde der sargen
selbe niht mohte geheben,
dô enpfalch er den râtgeben
unde den kürhêrren,
daz sie den hof nâch sînen êren,
unde sô sie beste mehten,
zeinem ende bræhten.
Daz was aber allez verlorn.
Dô sich der künic hôchgeborn
niht selbe dô gewiste,
wan dô man sîn vermiste
an dem râte und an dem geriht,
dô wolden lenger niht
dâ belîben die hêrren.
Man sach sie dannen kêren
ân urloup beinzigen,
wan in beleip unverswigen
dez küniges krancheit.
Daz was allen den leit,
die sîn die wârheit ervunden,
die dem rîche guotes gunden,
dô sich diu hêrschaft zerlie
und der hof alsô zergie,
daz lützel guotes dâ geschach
von der krancheite, die man sach
an dem werden künec Ruodolfen.
Gerne hæten im geholfen
mit werken unt mit râte
die wîsen arzâte
und alle, die sie westen.
Nû vundens niht gebresten,
der im von siechtuom wære,
wan die eine swære,
daz im der krefte gebrast
von des alters überlast,
und daz er im was nâhe komen,
der im den vater hâte genomen.

CCCLXXVI **D**ie meister von Gotes gunst
unde dar nâch mit ir kunst
hielten in enbor
und dem tôde mit gewalt vor
wol ein jâr oder mêre.
Künec Ruodolf, der hêre,
dô er von Vrankenvurt schiet,
sîn wille im riet
ûf ein burc veste,
die er dâ nâhen weste,
Germersheim genant.
Dâ hin vuor er dô zehant;
dâ vertreip er die stunde,
sô er beste kunde.
Hêr tôt, ich bin iu gehaz,
unde sagin doch, umbe waz,
daz iu solher gewalt
gegeben ist unde bezalt.
Daz ist mir von herzen leit,
daz nieman sîner wirdikeit
gegen iu geniezen mac,
er müeze iuwern slac
dulden unde lîden;
wan woldet ir vermîden
einen sô getânen man,
der allez daz hât unde kan,
daz ein volkomen man haben sol,

zwâre, sô liezet ir wol
den künic Ruodolfen leben:
wande im Got hât gegeben
an tugende volle genuht,
wîstuom, manheit unde zuht,
milte und diemüctekeit
(untriuwe was im leit),
barmunge, kiusche unde scham;
der geitige was er gram.
Ich zalte wol tugende mêre
von dem künege hêre.
Nû ist sîn wol rât,
sît alliu ganze zal stât
volliclîchen an zehen,
als ich die hœre jehen,
die diu kunst erkent,
diu aritmêtica ist genent;
und überal die zehen tugent
habent im von der jugent
in daz alter gewont mite,
zehen tugentlîcher site
sælic unde êrbære,
daz er was guot rihtære,
und daz er gerne vor vreisen
beschirmet witewen unt weisen.
Unt sagin ieman anders iht,
des sult ir gelouben niht,
daz der degen unverdrozzen
anders iht habe genozzen
dar an, daz der hôchgeborn
ze künige wart erkorn,
wan sîn selbes vrümekeit.
Dô wart sô vil von geseit,
daz sîn guot liumunt erhal
in den landen überal,
dô daz rîche waz hêrren bar,
unt sô dicke nâmen war
die kürhêrren algelîche,
wie sie mit dem rîche
geschuofen ir vrum,
daz sie gemêrten ir richtuom.
Wie daz die hêrren behende
versuochten manegen ende,
unt wie siez conduwierten,
unt mit der wal wenschlierten,
daz hapt ir allez wol vernomen.
Nû was dem bâbste vürkomen
des mannes vrümekeit sô grôz,
daz er sîn wol genôz,
wand der bâbest enbôt her,
er enwolde niht mêr
des irresals gestaten,
den sie under in hâten
mit der wal sô lange stunt;
er tet in alsô kunt,
im wære von einem man
solhiu vrümkeit kunt getân,
der wære grâve *Ruodolf* genant,
von *Habesburc* erkant,
daz er daz riet und ouch wolde,
daz man in erweln solde
dem rîche zeinem hern.
Des enhôrten niht gern,
die erkanden solhes muotes,
daz er niht hæte varndes guotes.
Dâ von trôsten sie sich niht,
daz sie von im gewunnen iht
ze miete keine gâbe;
dâ von ez nieman dâ vür habe,
daz dem künege Ruodolfen
iht anders habe geholfen
des rîches, wan sîn vrümekeit,
die er von sîner kintheit
unz in sîn alter hât getragen.
Sol der tôt an dem bedagen,
des muoz ich immer trûric wesen.
Wær ander ieman genesen,
die ouch bî ir jâren
an vrümekeit volkomen wâren,
als Dâvît unde Sâlomôn,
Alexander unde Samsôn,
Achilles unde Gâmuret,
Parzivâl unt Lanzilet,
der aller smerze unde rê
tuot mir niht sô wê,
als des werden küneges nôt.
Dô den gewissen tôt
die arzât an im erkanden,
des küneges rât sie besanden,
unde sagten in dô,
des sie wurden unvrô,
der künec möhte lenger niht geleben.
Die arzât und die râtgeben
wurden alle des ze rât,
daz man der hêrren einen bat,
daz er dem künige seit
an den dingen die wârheit.
Der tet daz ungern:
doch dô man sîn niht wolde enbern,
dô giengens algelîche,
dâ der künec rîche
saz unt schâchzabel zôch.
Alle diu vreude vlôch,
die sie gewunnen bî ir tagen,
dô sie dem künege solden sagen,
daz er schiere muoste sterben.
Ir einer begunde werben
an den künec, daz er im gap
mit im ze redene urlap.
Dô sprach der künic vruot:
„Rede, wes dir dir sî ze muot!“
Dô sprach er: „Daz erbarme Got,
daz ich solher mære bot
gegen iu müeze sîn!“
Dô sprach er: „Lieber herre mîn,
ir sult dar umbe niht verzagen,
daz ich iu müeze sagen.
Gedenket, daz ir sît ein man,
der wol weiz unde wol kan,
wie diu werlt ist gesetzet,
wie sie sich anvât unt letzet,
so er hin unt her sich wendet,
wiez mit dem tôde sich endet,
daz nieman wart sô hoch,
der dem tôde ie enpflôch,
unt wol im wære alsô ververt,
daz der sêle wirt beschert
êwic ruowe unde gemach.
Hêrre, dô trâhtet nâch,
daz ir iuwerm leben
ein guot ende müezet geben,
wan iuwer arzât, die hie stânt,
die habent mich des gemant,
daz ich iu tuo von in kunt;
daz vür dise stunt
ir lenger müget geleben niht,

wan ob in daz heil geschiht,
als ich hœre an ir sag,
ob ir nuz an den vünften tag
dem tôde vor weset;
vürbaz ir niht geneset."

CCCLXXVII **N**û prüevet unde merket
ein dinc, daz übersterket
alle die manheit,
von der ich ie hân geseit.
Ein man sol gedenken,
waz mère müge geschrenken
mannes muot unde betouben
und an witzen berouben,
denne sô dem man
kunt wart getân
des gewissen tôdes zil.
Ich hân gehœret vil,
unde hân ez gesehen,
daz ez ist geschehen,
wenne man den liuten seit
solhiu herzenleit,
daz sie verzagten sô sêre,
daz sie sich sîn niht mêre
an ir kraft envoln
mügen erholn
unt vor zageheit ersterben,
daz sie dâ von verderben.
Der künic des niht entet.
Der im diu bœsen mære het
sô lûte kunt getân,
den sach er guotlîchen an,
unt sprach: „Daz dû hâst geseit,
sag an, ist daz diu wârheit?"
„Jâ leider, hêrre!" sprach er.
„Wol ûf, sô suln wir niht mer
belîben alhie."
Des wundert alle die,
die dâ wâren engegen:
war hin er sich wolde erwegen,
des vrâgeten sie in.
„Ze den andern künegen hin
will ich," sprach er, „an dirre vrist
hin ze Spîre, dâ ir mêr ist
mîner vorvaren,
die ouch künege waren.
Den wil ich in belîbens siten
zuo komen geriten,
sô daz mich nieman vüeren tar."
Nû prüevet unde nemet war,
ob iuwer keiner habe gesehen,
daz ez mêre sî geschehen,
daz ein künec geriten habe
mit verdâhtem muote zuo dem grabe.
alsô an disem zil
tuon muoz unde wil
der künic ûzerkorn.
Von im was unerborn,
er urloupte sich schône
(daz im sîn Got noch lône!)
ze Germersheim. Von dem gesinde
sich huop ein klage swinde
von wîben unde von mannen,
dô sich der künec von dannen
alsô scheiden wolde,
daz er niht ensolde
hin wider komen vürbaz.
Dâ mite er ûf gesaz
unt wolde dannen rîten.
An ietweder siten
ein pfaffe bî im reit,
der im von Gote vor seit
und underwîsten guotes.
Der künic edels muotes
an tugenden sich verkêrte niht,
als noch manigem geschiht,
der an tugenden sich verkêrt,
sô er der krefte gevider rêrt
gein des tôdes mûze.
Rehte alsam der strûze
machet lebenhaft
mit sîner gesihte kraft
sîner tôten eiger vruht,
alsô wart alliu suht,
diu von krancheit des muotes kunt,
zerüeret unt zekrumt,
den, den diu sælde geschach,
daz sie der künic ane sach;
doch er solde sterben.
Dar nâch begunden werben,
die sîn tugent erkanden:
allenthalben in den landen
begundens an den wîlen
zuo den strâzen îlen,
daz er sie sach unde sie in.
Und dô er kom gein Spîre hin,
dâ er sich solde niderlegen,
mit vlîze sach man in pflegen,
daz der sêle nütze was.
Swaz man im vor gelas,
daz im nütze wær ze tuon,
dâ mite er Gotes suon
unt sîn hulde erwurbe,
daz tet er, ê er sturbe.
Er gap wider unde galt,
waz man im vor gezalt,
daz er ze gelten wære gebunden.
Dar nâch in kurzen stunden
enpfienc er Gotes lîcham,
als im wol gezam;
und dô der tugende rîche
umb sîne diener gelîche,
leien unde pfaffen,
sîn dinc hete geschaffen,
daz heilic olei er enpfie;
und dô allez an im ergie,
daz billîche solde ergân
an einem solhen man,
nû was daz zil komen,
als ir wol habet vernomen,
dar ûf sîn arzât heten gegeben
einen ende sînem leben;
dô gie ez an ein scheiden
zwischen den beiden,
dem lîchamen unde der sêl.
Ei, süezer engel sant Michahêl,
aller engel erzdegân,
lâ dich niht triegen hin dan
den argen tievel! Swinde
dîns amptes dich underwinde,
daz dir von Gote enpfolhen ist:
underwinde dich an dirre vrist
sîner sêle; vüers enbor
in der werden engel kôr!
Wærlîche, des ist er wol wert,
wan sîn herze ie gert
volvüeren die gerehtikeit.

Lônet dâ Got der arbeit,
die man in sînem dienste hie tuot,
ist er alsô gemuot,
als ich die pfaffen hœre brêdegen,
sô sol er billich erledegen
sîn sêle uz allem truobesal.
Diu klâge unde diu quâl
wart michel in der stat,
dô man dâ vernomen hât
die klegelîchen nôt
daz der künic was tôt.
Dô der künic was gestorben,
mit vlîze wart geworben
von den hêrren dô gelîche,
daz man dîe lîche
edel unde werde
bestatte zuo der erde,
daz sie sîn hæten êre.
Man dorfte nieman sêre
zuo dem bevilde laden:
die bî des Rînes staden
allenthalben sâzen,
ungerne hetens die lâzen,
sie wæren alle komen dar.
Dô die bischofe begiengen gar,
daz in ze tuone stêt,
dô man solch bevilde begêt,
zuo dem grabe man in truoc.
Daz hete der künic kluoc
ûz gezeiget unde gegeben,
sô er noch was bî dem leben,
daz er dâ wolde ligen:
des enwart er niht verzigen;
er wart dar in bestatet schône.
Got in des himels trône
sîns tôdes er uns ergetze!

3. Volksthümliches Epos.

So leicht die aus dem Volke hervorgegangenen Dichtungen von den Erzeugnissen der Volkspoesie zu unterscheiden sind, weil sie einen festen, scharf ausgeprägten und unwandelbaren Charakter haben, den ein Kunstdichter wohl in einzelnen Zügen erlauschen und nachbilden, niemals aber in längeren Gedichten durchführen kann; so schwer ist es doch, diesen Charakter zu erklären oder zu schildern, weil sich das Einfache überhaupt nicht zerlegen läßt. Der Volksgesang ist der naturgemäße Ausdruck alles desjenigen, was irgend ein Volk denkt, fühlt oder thut, er entspringt aus dem im Menschen tief inwohnenden Bedürfnisse, dem geistigen Leben eine äußere Gestaltung zu geben (S. 2), und er unterscheidet sich daher auch von der Kunstdichtung wesentlich dadurch, daß er als die unmittelbarste Darstellung des Empfundenen oder Erlebten erscheint, während jene mehr oder weniger ein Ergebniß der Reflexion ist. Weil er aber der naturgemäße und unmittelbare Ausdruck der Gefühle oder Handlungen ist, so ist er, wie alles Naturgemäße, von der höchsten Einfachheit, zugleich aber auch von der größten Kraft und ergreifendsten Schärfe; er bringt die nämliche, unwiderstehliche Wirkung hervor, welche wir an allen Naturlauten wahrnehmen, mögen sie sich als schmelzender Klagegesang der Nachtigall oder als erschütterndes Löwengebrüll äußern. Ja es hat der Volksgesang eine noch umfassendere Wirkung, als alle diese einzelnen Naturlaute, weil er sie alle in sich vereinigt, indem die Menschenbrust alle die Empfindungen in sich schließt, die sich vereinzelt in den übrigen Geschöpfen kundgeben. Aus dieser Natur des Volksgesanges läßt es sich auch allein erklären, warum er selbst noch dann, wenn er in roherer Form und Sprache erscheint, von großer Wirkung ist. Weil aber der Volksgesang der naturgemäße, nothwendige Ausdruck des innern Lebens ist, so folgt daraus, daß er seinem innersten Wesen nach bei allen Völkern gleich ist; und in der That, wir werden ein ächtes Volkslied, selbst der in Zeit, Raum und Bildungsstufe geschiedensten Völker in ganz gleicher Weise auf uns wirken sehen, sogar dann, wenn uns ein solches Lied nicht in seiner unmittelbaren Erscheinung, sondern nur in einer Uebersetzung vorgetragen wird, welche immerhin manches Charakteristische verwischt, wenn sie noch getreu und glücklich gegeben ist. Bei aller dieser naturnothwendigen Uebereinstimmung des Volksgesangs aller Zeiten und Völker erscheint er doch wiederum in allen Zeiten und Völkern mit scharf ausgeprägten charakteristischen Verschiedenheiten, welche nicht weniger naturgemäß sind, als die erwähnte Uebereinstimmung; denn wenn diese aus der sich stets gleich bleibenden Natur des gesammten Menschengeschlechts hervorgeht, so ist die Verschiedenheit in der besondern Art und Weise begründet, in welcher das innere Leben der Menschheit zur Erscheinung gelangt, und die durch Zeit, Klima, Abstammung, Sitte und tausend andere Verhältnisse bedingt ist. Daher trägt jedes ächte Volkslied nicht bloß das Gepräge des Reinmenschlichen an sich, es trägt nothwendig auch den Charakter des Volks, aus dem es erwachsen ist, und es ist somit das Volkslied als der unmittelbare Ausdruck des allgemeinen Menschengeistes in dem eigenthümlichen Charakter eines besondern Volks zu erklären.

Je kräftiger die Eigenthümlichkeit eines Volks ausgeprägt, je weniger es den Einflüssen der Fremde oder einer erborgten Civilisation hingegeben ist, desto schärfer und ungetrübter wird sich sein Charakter auch in seinen Liedern und Gesängen entfalten. Glücklicher Weise war dies bei dem deutschen Volke seit seinem ersten Auftreten in der Geschichte bis zu den Zeiten der Hohenstaufen in hohem Maße der Fall. Denn wenn es auch das äußere Leben seit den Römerkämpfen und der Völkerwanderung in mannigfaltiger Weise umgestaltet, und wenn auch die Einführung des Christenthums manche Veränderung in Sitte und Lebensanschauung hervorgebracht hatte, so war der ursprüngliche Charakter des Volks davon im Wesentlichen doch nicht berührt worden. Die gelehrte Bildung der Geistlichkeit hatte auf das Volk als solches keinen bleibenden Einfluß ausüben können, und wenn auch, wie wir gesehen haben, die freie Aeußerung des Volkslebens zurückgedrängt wurde, so gewann es dadurch nur um so mehr innere Kraft, die sich namentlich in der treuen Bewahrung der Sage und des Liedes kund gab. So war denn der Volksgesang ächt und unverfälscht, als er im zwölften Jahrhundert mit neuer Kraft im ganzen Volke wieder ertönte; es waren die alten Lieder, welche von Dorf zu Dorf, von Gau zu Gau erklangen, sie waren nur von der fortschreitenden Sprache ergriffen, vom Volke selbst in die neue Sprachform umgedichtet worden. Jetzt erfuhren sie jedoch eine

neue Umgestaltung, die aber das Wesen derselben eben so wenig berührte oder verfälschte, als die Uebertragung aus der althochdeutschen in die mittelhochdeutsche Sprachform. Die Lieder, welche von Munde zu Munde, von Geschlecht zu Geschlecht gesungen wurden, konnten nur kurze Gesänge sein, welche irgend einen bedeutenden Punkt der alten Sage besangen, und wenn sie auch alle innerlich zusammenhingen, weil sie ja alle dieselbe Sage behandelten, so standen sie doch in keinem äußern Verband. Diesen erhielten sie erst im zwölften und dreizehnten Jahrhundert. Die große geistige Bewegung, die sich des Adels bemächtigt hatte, war nicht ohne Einfluß auf die Sänger des Volks geblieben: wie die höfischen Dichter, vom Volksgesange ausgehend, nach und nach zu immer höherer künstlerischer Bildung sich erhoben, in dieser aber sich vom Volke und seinem Gesange trennten, um sich immer entschiedener dem Ausland zuzuwenden; wie sie namentlich dem einfachen epischen Liede das Epos entgegensetzten, das nicht bloß einzelne, abgerissene Begebenheiten darstellte, sondern eine ganze Reihe bedeutender Handlungen zu einem Ganzen zu gestalten suchte: so strebten nunmehr auch die fahrenden Sänger, sowohl die noch rohe und ungefüge Sprache des Volksliedes zu veredeln, als auch die einzelnen Gesänge, welche ja innerlich schon zusammengehörten, auch äußerlich zu vereinigen, daß sie zum großen, vielgestaltigen Epos wurden. Dies mußten sie thun, um nicht an den Höfen ganz zurückgedrängt zu werden; sie thaten es aber auch, weil sie von der fortschreitenden Bildung ergriffen worden waren, wie denn manche von ihnen ganz in die Reihen der höfischen Dichter traten. Zwei Umstände, die wir nicht genug preisen können, vereinigten sich nun, dem volksthümlichen Epos die großartige Entfaltung zu geben, die noch nach beinahe tausend Jahren die vollste Bewunderung erregt, und noch nach tausend Jahren erregen wird. Der eine ist, daß sich das Volkslied in ungeschwächter Kraft und Aechtheit fortgebildet und erhalten hatte, daß es mit dem Volk auf das Innigste verwachsen war, so daß der Dichter, der es dem Volke in kunstgemäßer Gestaltung vortragen wollte, nicht wagen durfte, es in seinem Wesen zu verändern. Das Volk wollte die alten geliebten Sagen auch in den aus ihm erwachsenen Tönen hören; es ließ sich die edlere Sprache gefallen, aber sie durfte den einfachen, naturgemäßen Charakter des Volksliedes nicht verwischen. Ihm lag nicht daran, die äußeren Handlungen oder die inneren Seelenzustände seiner Helden in breiter Schilderung ausgemalt zu sehen, wie das höfische Epos es liebte; es wollte sie in einfachen, kräftigen Zügen, in rascher lebens- und thatenvoller Entwickelung vor sich erscheinen sehen, wie er es aus den eigenen Liedern gewohnt war. Der zweite glückliche Umstand, dem wir zu verdanken haben, daß das volksthümliche Epos zur naturgemäßen Entwickelung des Volksliedes wurde, liegt darin, daß es nicht höfische Dichter waren, welche sich des Stoffs bemächtigten, sondern fahrende Sänger, Dichter des Volks, bei welchen die höhere Bildung und Sprachgewandtheit das Gefühl für den ächten Volksgesang nicht getrübt hatte, Dichter, welche aus dem Volke erwachsen waren, mitten im Volke lebten, dessen Liebe und Ehrfurcht zu den alten Sagen und Liedern theilten, die mit dem lebendigsten Nationalbewußtsein erfüllt, daher sowohl fähig, als würdig waren, im Sinne und Geiste des Volkes die einzelnen Gesänge zu einem großen Ganzen zu verbinden, Dichter endlich, in denen die wunderbare Kraft lebte, aus dem Herzen des Volks und mit der Sprache des Volks in edler, gebildeter Form zu sprechen, wie in unsern Tagen Uhland, der der würdigste Nachfolger jener großen Sänger ist, und dem nur ein eben so kräftiges Volk fehlt, um sie ganz zu erreichen*).

So gebunden die Volkssänger durch die vorhandenen Sagen und Lieder zu sein schienen, so war ihre dichterische Thätigkeit doch nichts weniger als unbedeutend. Wie wir aus einzelnem Aeußerungen wissen, waren die einzelnen Sagen in mannigfaltigen Liedern besungen**), die in Form und Inhalt mehr oder weniger verschieden waren. Der Dichter mußte aus denselben diejenigen herauswählen, welche den betreffenden Theil der Sage am besten und vollständigsten darstellten; oft mußte er wohl nur einzelne Züge aus dem Einen Liede entnehmen, um ein anderes an sich besseres dadurch zu vervollständigen; er mußte endlich alle diese einzelnen Strophen, Theile und Lieder künstlerisch anordnen (was die Volkssänger, wie wir aus dem Nibelungenliede sehen, weit besser verstunden, als die höfischen Dichter) und durch mehr oder weniger geschickte Uebergänge zu einem Ganzen vereinigen, was wiederum die Folge hatte, daß die wahrscheinlich sehr verschiedenen Strophenformen der einzelnen Lieder auf eine einzige zurückgeführt und auch der Sprache Gleichmäßigkeit gegeben werden mußte, wobei die weitere Rücksicht einzutreten hatte, daß dieselbe nach den Forderungen der ausgebildeten höfischen Kunst zu behandeln und zu veredeln war. Einem Dichter nun, der allen diesen Forderungen im vollsten Maße genügt, und zugleich den Charakter des Volksgesangs zu bewahren versteht, so daß wir auch in der edleren Form diese Einfachheit, diese Kraft und Schärfe, diese Unmittelbarkeit der dichterischen Auffassung und Darstellung wahrnehmen, welche wir als das entscheidende Merkmal des Volksgesangs haben kennen lernen; einem solchen gebührt der Name eines Dichters im vollsten Sinne des Wortes; und ist denen zum allerwenigsten gleich zu stellen, welche französische Dichtungen in die Muttersprache übertrugen. Ja, wir stehen nicht an, ihnen einen höheren Rang anzuweisen, als jenen, da seine Aufgabe eine viel schwierigere war. Und doch haben wir die seltsame Erscheinung zu bemerken, daß dieselben Kritiker, welche jede auch noch so kleine Aeußerung der Selbstständigkeit bei den höfischen Dichtern anstaunen, und von Bewunderung überfließen, wenn diese in ihren Nachbildungen nur ein einziges gelungenes Epitheton beifügen, das in ihrem Vorbilde nicht stand, dem Volksdichter übel wollen, ja ihn mit Bitterkeit und Wegwerfung tadeln, wenn er die einzelnen, ihm überlieferten Volkslieder zu

*) Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß Uhland der romantischen Schule, welche sich die höfischen Dichter des Mittelalters zum Vorbilde nahm, auf dieselbe Weise entgegensteht, als jene Volkssänger den höfischen Dichtern.

**) Getihtet man ez sit hât
dicke in Tiuscher zungen:
die alten und die jungen
erkennet wol diu mære

sagt der Dichter der Klage von dem Kampfe und Untergange der Burgunder im Hunnenland.

einem künstlerischen Ganzen umgestaltete. Freilich wäre es höchst erfreulich, wenn wir die alten Lieder noch in ihrer ursprünglichen Form hätten, allein jene Dichter darum anzuklagen, es ihnen zum Vorwurf machen zu wollen, daß wir diese ursprüngliche Form nicht mehr haben, ist zum wenigsten unverständig, da wir wahrscheinlich ohne ihre Bearbeitungen zum Theil nicht einmal den Inhalt jener Lieder kennen würden.

So sicher es ist, daß die volksthümlichen Epen aus den alten Volksliedern erwachsen sind, so scheint es doch ein kühnes und gewagtes Unternehmen, sie aus jenen Dichtungen wieder herausgestalten zu wollen; es ist dies eben so schwierig, ja unmöglich, als wenn man aus Wolframs Parzival z. B. den ursprünglichen Text des französischen Vorbildes wieder aufsuchen wollte. Es wird dies um so weniger gelingen können, je vollkommner die Umgestaltung der Volkslieder ist, wie gerade in dem Nibelungenliede. Die scharfsinnigste Kritik wird sich bei solchem Beginnen in die unverzeihlichste Willkür verirren, und wird, wie es geschehen, auf unbedeutende Einzelnheiten das größte Gewicht legen und sich genöthigt sehen, auch die vortrefflichsten Stellen für unächt zu erklären, weil sie mit schwächeren in nächster Verbindung stehen. Diese Versuche, selbst die geistreichsten und scharfsinnigsten, wie Lachmanns Behandlung des Nibelungenliedes, tragen aber unverkennbar das Gepräge der höchsten Willkürlichkeit. Wir heben nur einen allgemeinen Gesichtspunkt hervor. Jedes alte Volkslied, welches irgend einen Theil der deutschen Heldensage besang, mußte nothwendiger Weise ein abgeschlossenes Ganze für sich bilden, welches, auch wenn es Andeutungen auf andere Sagen enthielt, doch vollkommen für sich verstanden werden mußte, ohne die Kenntniß anderer Lieder unbedingt vorauszusetzen. Mußte eine solche Kenntniß aber bei irgend einem Liede wirklich vorausgesetzt werden, so war es eben nicht vollständig, es war nur der Theil eines größeren Ganzen. Nun sind bei weitem die meisten Abschnitte des Nibelungenliedes, welche Lachmann für ursprüngliche Lieder erklärt, von der Art, daß sie für sich durchaus kein selbstständiges Ganzes bilden; sie beginnen alle in solcher Weise, daß man oft gar nicht wissen kann, wovon nur die Rede ist*), und auch das Ende derselben hat keinen wirklichen Schluß. Solcher Art, so abgerissen und unverständlich können die alten Volkslieder nicht gewesen sein; was hat man aber durch diesen Aufwand von Scharfsinn gewonnen? In der That Nichts, als daß man die Freude am schönen Ganzen vernichtet, daß man Blei für Gold gibt.

Volkslieder liegen allerdings den volksthümlichen Epen zum Grunde; sie haben den Stoff gegeben und ihr Geist wehet unverkennbar in seiner vollsten Lauterkeit ungetrübt durch jene Gedichte, aber sie sind nicht unverständige Zusammenstoppelungen, sondern vielmehr mit ächt poetischem Talente ausgeführte und selbstständige Bearbeitungen. Doch sind nicht alle hiehergehörigen Dichtungen gleich großartig und bedeutend; wir müssen zunächst diejenigen, in welchen der Geist des ursprünglichen Volksliedes von den Dichtern in seiner ganzen Größe und Tüchtigkeit bewahrt worden ist, von denen unterscheiden, auf welche sich irgend ein anderer Einfluß geltend gemacht hat, sei es der Einfluß der Kreuzzüge, wie in den schon berührten Dichtungen von „König Rother“, „Herzog Ernst“ u. s. w. (S. oben S. 236 u. 261 ff.), oder der Einfluß der höfisch gelehrten Bildung, wie in der „Klage“, in „Biterof und Dietlieb“, zum Theil auch im „Zwerg Laurin“ und in „Dietrichs Flucht“. Es unterscheiden sich dieselben auch schon durch die Form von den übrigen, welche den Geist des Volksliedes reiner bewahren, indem diese in volksthümlichen Strophenformen, jene dagegen in den höfischen kurzen Reimpaaren gedichtet sind. Als die dem volksthümlichen Epos angemessenste Form erscheint aber diejenige, welche nach dem vorzüglichsten in ihr gedichteten Epos Nibelungenstrophe genannt wird (S. oben S. 27). Sie findet sich zwar erst in Dichtungen, welche ihre jetzige Form gegen Ende des zwölften oder am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts erhalten haben; allein es ist anzunehmen, daß sie schon früher in den Volksgesängen gebräuchlich war, wenn auch nicht in der vollendeten Ausbildung, wie sie sich im „Nibelungenliede“ zeigt, nebst welchem auch noch die „Gudrun“, „Walther und Hildegunde“, „Alphart“, „Ortnit“, „Hug- und Wolfdietrich“ und der „große Rosengarten“ in dieser Form, freilich mit manchen Abweichungen und Veränderungen, gedichtet sind. Einige volksthümliche Gedichte haben andere Strophenformen, nämlich das „Eckenlied“ und der „Riese Siegenot“, so wie auch die „Rabenschlacht“; doch ist diese ursprünglich auch in einer der Nibelungenstrophe nachgebildeten vierzeiligen Strophe gedichtet gewesen, welche von dem späteren Ueberarbeiter durch Trennung der zwei ersten Zeilen in eine sechszeilige verwandelt wurde.

Wir haben nun noch den Stoff zu betrachten, welchen die genannten volksthümlichen Gedichte behandeln. Die ältesten epischen Volkslieder waren ohne Zweifel mythischen Inhalts; sie besangen die alten Götter, vielleicht wie die Homerischen Hymnen, indem sie dieselben durch begeisterte Erzählung ihrer Thaten zu verherrlichen suchten. Diese alten Göttersagen wurden aber durch die Völkerwanderung und noch entschiedener durch das Christenthum theils ganz vernichtet, theils zurückgedrängt und zu bloßen Heroensagen umgestaltet, mit welchen die großen Helden aus den Zeiten der Völkerwanderung verschmolzen wurden*).

*) So beginnt das dritte Lied: „Man sah sie täglich reiten an den Rhein“; das vierte: „Der König saß und Brünhild die Maid“; das sechste: „Märe zu allen Zeiten ward soviel gesagt“; das zehnte: „Der Schwäher Kriemhildens ging hin, wo er sie fand“; das vierzehnte: „Der Vogt von dem Rheine kleidete seine Mannen“; das fünfzehnte: „Man sah zu Bechlaren eilen einen Degen“; das sechszehnte: „Die Boten vordrangen mit den Mären“; das siebenzehnte: „Kriemhild die schöne mit dem Gesinde ging, da sie die Nibelungen mit frohem Muthe empfing“; das achtzehnte: „Blödelines Recken, die waren alle gerüstet.“ &c.

*) Man hat versucht, die alten mythologischen Bestandtheile in den volksthümlichen Gedichten aufzufinden; aber obgleich die skandinavischen Lieder, in denen das ursprüngliche mythische Element reiner bewahrt ist, als in den deutschen, hiezu mannigfache Beihülfe gewähren, ist es doch nicht gelungen, zu größerer Sicherheit zu gelangen. Auch wird eine solche wohl nicht leicht erreicht werden können, da sich nicht immer ermessen läßt, was ursprüngliche Göttersage ist, und was nur aus derselben auf die späteren Helden übertragen wurde. So viel scheint jedoch mit einiger Sicherheit behauptet werden zu können, daß die zwei Hauptgestalten der deutschen Heldensage (Sieg-

Die Scheidung des deutschen Volkes in einzelne, zum Theil weit von einander abstehende Stämme macht es begreiflich, daß die Sagen sich als Stammsagen festgesetzt und daß sich bei allen oder doch den meisten Stämmen besondere Sagen ausgebildet haben. Doch sind nicht alle bis zur poetischen Gestaltung gedrungen, oder, was wahrscheinlicher ist, es sind mit dem Untergange einzelner Stämme auch die Volkslieder verloren gegangen, welche deren Sagen besangen, und es haben sich im Allgemeinen nur die Sagen und Lieder derjenigen Völkerschaften erhalten, welche in Folge der Völkerwanderung und ihrer weltbistorischen Kämpfe zu größerer Bedeutsamkeit gelangten, ja nicht einmal aller, da die Lieder der Burgunden, Alamannen, Sachsen und Thüringer entweder ganz verloren gegangen sind oder nur noch in Verbindung mit den Sagen anderer Stämme erscheinen. So führt uns das volksthümliche Epos des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts nur in die Sagenwelt der Franken, Gothen, Longobarden und Normannen ein, und zum großen Theil sogar nur in einer Verschmelzung, welche aus den Zeiten Karls des Großen und seiner unmittelbaren Nachfolger stammen mag.

Die fränkische Sage, deren Hauptheld Siegfried ist, wird nur in einem einzigen dem fünfzehnten Jahrhunderte angehörenden Gedichte selbstständig dargestellt, welches sich ohne Zweifel auf ältere Lieder gründet, und ihren ewig frischen Geist in mancher Stelle durchblicken läßt, aber doch hinter den Gedichten der mittelhochdeutschen Zeit weit zurücksteht. Außerdem erscheint Siegfried nur in Verbindung mit der burgundischen und gothischen Sage, bald hervorragend, wie in den Nibelungen, bald aber in untergeordneter Stellung, wie in einigen Gedichten, welche zur Dietrichssage gehören. Daß Karl der Große, seine Ahnen und seine Vasallen Gegenstand einer ausgebildeten und weit verbreiteten Sage war, haben wir schon früher erwähnt, aber auch, daß die ursprünglichen deutschen Lieder von denselben verloren gegangen sind und daß das volksthümliche Epos ihn nicht kennt.

Der ostgothische Sagenkreis wurde weit öfter selbstständig bearbeitet, als der fränkische, und auch in den Gedichten, welche diesen mit hereinziehen, bildet jener unverkennbar den Mittelpunkt. Dietrich von Bern (d. h. Theodorich der Große von Verona), aus dem Geschlecht der Amelungen, ist der Held, welchen die gothische Sage verherrlicht; sie erzählt die Vertreibung Dietrichs aus seinem Reiche in Italien durch den Verrath seines Oheims, des römischen Kaisers Ermenrich, seine Flucht zu Etzel, dem König der Hunnen, in dessen Kämpfen er handelnd auftritt, und seinen Zug nach Italien zur Wiedereroberung seines Landes. Die hiehergehörigen Gedichte sind „Dietrichs Flucht", „die Rabenschlacht" und „Alpharts Tod". „Dietrichs Flucht", welcher eine trockene Erzählung von des Helden Abstammung vorangeht (daher es auch Dietrichs Ahnen und Flucht heißt, ist das einzige Gedicht aus der deutschen Heldensage, dessen Verfasser bekannt ist; er hieß Heinrich der Vogler. Es ist von sehr untergeordnetem Werthe, ein geistloser Versuch, die Volkssage im Gewande höfischer Dichtung darzustellen. Weit bedeutender ist das Gedicht von „Alpharts Tod", aber leider nur lückenhaft und in sehr ungenügender Handschrift erhalten. Während in diesen Dichtungen mehr das historische Element vorwiegt, liegt anderen mehr das mythische zum Grunde; es sind dies diejenigen, in welchen Dietrich in mannigfache Verbindung mit andern Sagen, insbesondere von Zwergen, Riesen und Drachen gebracht wird, und in welchen er vielleicht durchaus als Vermenschlichung des alten Donnergottes Thor angesehen werden muß. Uebrigens weisen diese Sagen alle nach Tyrol, wo auch wohl ihre Verbindung mit der Dietrichssage Statt gefunden hatte. Zu dieser Reihe gehören das „Eckenlied", nebst dem „Riesen Siegenot", und „König Laurin" oder der „kleine Rosengarten". Eine ganz eigenthümliche Stellung nimmt der „große Rosengarten" ein, in welchem Dietrich mit Siegfried und den burgundischen Helden in Verbindung gebracht wird, augenscheinlich in willkürlicher Weise, indem der Zweck des Gedichts dahin geht, den Berner Dietrich, welcher unverkennbar der Liebling der fahrenden Sänger war, durch die Zusammenstellung mit Siegfried, den er nach hartem Kampfe besiegt, in der größten Herrlichkeit erscheinen zu lassen.

Der longobardische Sagenkreis hat sich in den dichterischen Bearbeitungen der Volkssänger am wenigsten rein erhalten; in allen zu demselben gehörenden Dichtungen wird die Sage mit dem Orient in Verbindung gebracht; so schon im König Rother, dann aber auch in den weit jüngern „Ortnit", sowie in „Hug- und Wolfdietrich".

Aus dem sächsisch-normannischen Kreis ist nur ein einziges Gedicht auf uns gekommen, aber es gehört dieses, die „Gudrun", zu den vortrefflichsten Erzeugnissen der volksthümlichen Epik.

Wir haben endlich diejenigen Dichtungen zu erwähnen, in welchem sich mehrere Sagenkreise und zwar der fränkisch-burgundische mit dem gothischen verbinden. Außer dem oben erwähnten „großen Rosengarten", bei welchem, wie schon gesagt, diese Verbindung mehr äußerlich, von dem Dichter willkürlich herbeigeführt, als in der lebendigen Volkssage begründet zu sein scheint, gehören hieher das auf burgundisch-gothischer Sage beruhende Lied von „Walther und Hildegunde", das große, aber nicht hervorragende Gedicht „Biterolf und Dietlieb" und die großartigste Schöpfung der volksthümlichen Epik, das „Nibelungenlied" nebst der in mehr höfischem Sinne bearbeiteten „Klage", welche dem Inhalte nach zwar als Fortsetzung der Nibelungen erscheint, jedoch wahrscheinlich früher abgefaßt wurde, als diese.

Ehe wir zur Besprechung der einzelnen Gedichte übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über das Verhältniß des volkthümlichen Epos zum höfischen voranschicken. Beide stehen sich auf das Entschiedenste gegenüber, und haben einen so ausgeprägten Charakter, daß man, wie schon gesagt wurde, aus jedem einzelnen Verse mit Sicherheit erkennen kann, ob das Gedicht, aus dem es entnom-

fried und Dietrich) zum Theil Vermenschlichungen alter Götter sind. Siegfried mag ursprünglich der Drachentödter Freyer, Dietrich der Donnergott Thor gewesen sein, der noch an dem glühenden Horn und Eisen schmelzenden Athem erkenntlich ist, welcher dem Dietrich zugeschrieben wird. Doch ist dieser zugleich eine historische Person, Theodorich der Große, den die spätere Sage mit dem verdrängten Gotte verschmolz.

men wurde, zu diesem oder jenem gehört. Da die höfischen Dichter statt der lebendigen heimischen Volkssage ausländische, für sie todte Mären zum Stoffe ihrer Werke wählten, und sie in ihren Helden nicht sowohl das rein Menschliche, sondern vielmehr nur einen beschränkten Stand darstellten, den sie noch dazu durch phantastische Ausbildung der Wirklichkeit entzogen, so mußte nothwendig ihre poetische Kraft und Thätigkeit ganz nach dem Aeußerlichen gedrängt werden; sie mußten suchen, durch äußere Mittel zu ersetzen, was ihnen an innerer Tiefe und innerem Leben abging. Dies führte nun freilich einerseits zu jener vollendet schönen Sprache, die wir so oft zu bewundern Gelegenheit hatten, zu jener künstlerischen Behandlung des Verses und des Reims, worin sie noch jetzt unübertroffen da stehen, aber andererseits auch zur ermüdenden Anhäufung willkürlich erdachter Abenteuer, welche weder unter sich, noch zur Hauptbegebenheit in nothwendigem Zusammenhange standen, und endlich zum Uebermaß der Schilderungen, die den Mangel des inneren Lebens verdecken sollten. Im volksthümlichen Epos dagegen wird die Gesammtheit des lebendigsten Volkslebens dargestellt, welches sich nur deshalb um Einen Helden gruppirt, weil ein solcher zur Herstellung der poetischen Einheit nothwendig ist. Die Begebenheiten werden da nicht durch Zufall oder Willkür herbeigeführt, sondern sie entspringen nothwendig aus den gegebenen Verhältnissen und aus dem Charakter der handelnden Personen. Diese innere Bedeutsamkeit der Begebenheiten bedarf aber keines äußeren Schmuckes; ihre Wirkung ist vielmehr um so größer, je einfacher und rascher sie dargestellt werden. Daher finden sich im volksthümlichen Epos keine breiten Schilderungen der einzelnen Zustände: eine Zeile, ein Wort genügt, das lebendigste, ergreifendste Bild zu geben. Daher weiß der Volksdichter von keinem reflektirenden Verweilen bei den erzählten Thatsachen; ja, statt in didaktischer Weise auf dieselben zurückzublicken, drängt ihn der rasche Gang der Begebenheiten mit solcher Gewalt vorwärts, daß er oft ihre späteren Folgen, gleichsam von prophetischem Geiste erfüllt, in wenigen inhaltsschweren Worten andeutet. Darauf beschränkt sich aber auch das persönliche Hervortreten des Dichters; es hat ihn die Größe der Begebenheiten so mächtig ergriffen, daß er seine eigene Persönlichkeit darüber vergißt, und den Eindruck, den sie auf sein begeistertes Gemüth machen, nur durch ihre Darstellung bezeichnet. Deshalb ist aber auch diese von so ergreifender Wirkung, daß selbst die gelungensten Stellen der höfischen Poesie weit zurückstehen müssen. Bei den volksthümlichen epischen Gedichten dürfen wir nicht nach deren Verfassern fragen, am wenigsten höfische Dichter unter diesen vermuthen, obgleich die spätere Zeit nicht anstand, einzelne Gedichte berühmten Dichtern zuzuschreiben. Eben so wenig als der Volksdichter im Verlaufe seiner Dichtung persönlich hervortrat, eben so wenig konnte und durfte er es am Ende derselben thun, wo der meistentheils hoch tragische Ausgang das Gemüth mit solcher Gewalt erfaßte, daß jeder Gedanke, der sich nicht unmittelbar auf die besungene Begebenheit bezog, zurückgedrängt werden mußte.

Das Nibelungenlied.

Wir beginnen unsere Betrachtungen über das „Nibelungenlied" mit der Darstellung seines Inhalts, weil sich eine nähere Prüfung des Gedichts nur auf dessen Kenntniß gründen läßt.

I. Im Lande der Burgunden, zu Worms am Rheine, wuchs Kriemhild, eine edle Königstochter, zur herrlichsten Jungfrau heran; ihrer pflegten nach des Vaters Tode ihre drei Brüder, die Könige Gunther, Gernot und Giselher, welche stark und hohen Muthes waren, und denen die besten Recken dienten. Einst träumte es Kriemhilden, wie zwei mächtige Adler einen Falken erwürgten, den sie manchen Tag erzogen habe; „Der Falke, den du ziehest," erklärte ihr Frau Ute, ihre Mutter, „das ist ein edler Mann; Ihn wolle Gott behüten, sonst ist es bald um ihn gethan!" Kriemhilde aber wollte von der Minne Nichts wissen; „Es haben manche Frauen schon oft genug erfahren," sagte sie, „wie Liebe mit Leide am Ende lohnen kann: Ich soll sie meiden beide, nie übel geht es mir dann." Doch ward sie später die Frau eines Ritters; es war derselbe Falke, den sie im Traume gesehen hatte.

II. Zu derselben Zeit lebte in den Niederlanden zu Xanten ein herrlicher Jüngling, Siegfried mit Namen, der Sohn des Königs Siegmund und der Königin Siegelinde, welcher durch seine Schönheit und seinen Heldenmuth die Bewunderung der Männer und Frauen erregte.

III. Dieser hörte von der schönen Königstochter Kriemhild, er entschloß sich, nach Worms zu ziehen und um die herrliche Jungfrau zu werben. Ungern entließen ihn die besorgten Aeltern; es war, als ob sie das traurige Geschick ahnten, das den geliebten Sohn ereilen sollte; aber dieser kannte keine Furcht; es reizte ihn vielmehr, mit den mächtigen Helden an Gunthers Hof zusammenzutreffen. Nur von zwölf Rittern begleitet zog er zur Königsburg. Niemand kannte den herrlichen Jüngling, selbst Hagen, „Dem kund die Reiche waren und alles fremde Land" hatte ihn nie gesehen; aber kaum hatte er ihn erblickt, so war er überzeugt, daß es kein Anderer, als Siegfried sein könne. „Dieser ist es, erzählt er, der die Nibelungen besiegt, diesen ihren unermeßlichen Schatz abgewonnen, dem starken Zwerge Alberich die unsichtbar machende Tarnkappe entrissen hat; es ist derselbe, der einst einen gräßlichen Lindwurm erschlug, in dessen Blut er sich badete, wodurch seine Haut hörnern wurde, daß ihn nun keine Waffe mehr verwunden kann. Deswegen rathe ich, schloß Hagen, daß man ihn freundlich aufnehmen solle, um seinen Zorn nicht zu reizen." Siegfried ward herrlich empfangen, es wurden ihm zu Ehren mancherlei Kampfspiele gehalten, denen Kriemhild heimlich aus dem Fenster zusah, den edlen Jüngling bewundernd, der Alle an Schönheit und Heldenmuth überstrahlte. Ein ganzes Jahr blieb Siegfried in Worms, ohne die Jungfrau, die sein ganzes Herz erfüllte, ein einzigesmal sehen zu können.

IV. Da geschah es, daß Lindeger, der Sachsen König, und Lindegast, König der Dänen, dem Burgundenkönig Gunther Krieg ansagen ließen; dieser erschrak darob, denn jene waren mächtig; aber Siegfried versprach ihm seine Hülfe gegen die übermüthigen Feinde und er zog, während Gunther daheim blieb, mit dessen Brüdern und den andern burgundischen Helden in das Sachsenland, besiegte nach furchtbarem Kampfe, in welchem er vor Allen an Muth und Tapferkeit glänzte, die beiden Könige, welche er gefangen nach Worms brachte. Groß war die Freude, als die Siegsnachricht noch

vor der Heimkehr der Helden durch vorausgesandte Boten im Burgundenlande bekannt wurde; und als Kriemhilde vernahm, wie Siegfried unter allen Helden die kühnsten Thaten vollführt habe, „da erblühte ihre lichte Farbe, ihr schönes Antlitz ward rosenroth," und sie gab dem Boten reichen Lohn.

V. Gunther ließ zur Feier des Siegs ein großes Fest anstellen, bei welchem sich von nah und fern die tapfersten Helden einfanden. Um das Fest zu verherrlichen, durfte nun Kriemhild zum ersten Male öffentlich erscheinen: von ihrer Mutter geführt, von hundert Recken und hundert Frauen umgeben, trat die Minnigliche aus ihrem Gemache, „Wie das Morgenroth Bricht aus trüben Wolken. Da schied von mancher Noth, Der sie da trug im Herzen, was lange war geschehn; Der sah die Minnigliche, nun gar herrlich vor sich stehn. Es leuchtete ihr vom Kleide wohl mancher Edelstein, Ihre rosenrothe Farbe gab gar minniglichen Schein: Was Jemand wünschen mochte, er mußte sich gestehn, Daß er auf dieser Welt noch nie so Schönes gesehn. Wie der lichte Mond vor den Sternen steht, Deß Schein so lauter und so klar aus den Wolken geht, Dem gleich stand sie jetzt da vor mancher Frauen gut. Des ward wohl gehöhet gar manches Helden Muth." Als Siegfried sie erblickte, ward ihm lieb und leid, und er gedachte in seinem Herzen: „Wie dacht' ich je daran, Daß ich dich minnen sollte? Das ist ein thöricht Wahn! Soll ich dich aber meiden, so wäre ich besser todt." Nun aber ließ ihn Gunther auffordern, sich der Jungfrau vorzustellen; sie bewillkommnete ihn freundlich; er neigte sich vor der Holden: da zwang sie zu einander der sehnenden Minne Noth und mit liebendem Blick sahen sie sich heimlich an, doch ward ihr verstattet, den Jüngling zu küssen: ihm ward auf dieser Welt nie so Liebes gethan. Jedoch erst nach der Messe wagten sie freundliche Worte zu wechseln; die Jungfrau dankte dem Jüngling für die Dienste, die er ihren Brüdern geleistet. „Euch zu Liebe," erwiederte er, „will ich ihnen gerne immer dienen". Das Fest währte zwölf Tage, worauf sich die Gäste beurlaubten, und auch die gefangenen Könige auf Siegfrieds Rath ohne Lösegeld gegen das Versprechen, daß sie Friede halten wollten, entlassen wurden. Auch dieser wollte sich beurlauben, denn er verzweifelte zu erwerben, worauf sein Sinn gerichtet war; doch hielten ihn des jungen Giselher Bitten und die Liebe zur schönen Kriemhild in Worms zurück.

VI. Nun erscholl aber der Ruf von einer Königin jenseits der See, die an Schönheit und Kraft ihres Gleichen nicht hatte. Wer um sie warb, mußte ihr im Speerwerfen, im Steinschleudern und Springen den Sieg abgewinnen; wer aber von ihr besiegt wurde, verlor das Haupt. Doch entschloß sich Gunther, um die schöne Königin zu werben; Siegfried verhieß ihm seine Hülfe, wenn er ihm seine Schwester Kriemhild zum Lohn verspreche: freudig sagte es ihm Gunther zu. Prächtig ausgerüstet, fuhren sie nun von Hagen und Dankwart begleitet, von dannen; nach zwölftägiger Fahrt gelangten sie nach Isenstein in Brunhildens Land, das Siegfried allein kannte (1).

VII. Die Helden stiegen ans Land und ritten zu der Burg, wo sie von den Mannen der Königin empfangen wurden; diese frug ihr Ingesinde, wer wohl die Recken wären, und als sie vernahm, daß Einer von ihnen der starke Siegfried sei, hieß sie ihn willkommen und frug ihn nach dem Zwecke seiner Reise; er aber erwiederte, daß der mächtige König Gunther, dessen Dienstmann er sei, gekommen wäre, sich um ihre Liebe zu bewerben. Da machte sie ihn mit den Bedingungen bekannt, und als Gunther sich zum Wettkampfe bereit erklärte, wurden sogleich die Vorbereitungen zu demselben getroffen. Der Schild, den man der Königin brachte, war so groß und schwer, daß ihn kaum vier Männer tragen konnten, und Hagen ausrief, als er ihn erblickte: „Wie nun, König Gunther? wie verlieren wir den Leib! Der ihr da gehet zur Minne, die ist des Teufels Weib!" Unterdessen ging Siegfried nach dem Schiffe, um seine Tarnkappe zu holen; unsichtbar kam er zurück, als eben das Kampfspiel begann; er stellte sich neben Gunther und hielt ihm seinen Schild vor. Brunhild warf den Speer, den kaum drei Männer tragen konnten, mit solcher Gewalt, daß er durch Siegfrieds Schild drang und beide Männer strauchelten; ohne die Tarnkappe, die nebst der Unsichtbarkeit auch wunderbare Kraft verlieh, wären sie todt geblieben. Schnell ergriff Siegfried den Speer und warf ihn so kräftig zurück, daß Brunhild hinstürzte; sie sprang jedoch wieder auf, den König Gunther ob dem Schusse lobend. Nun nahm sie einen gewaltigen Stein, den kaum zwölf Männer trugen, warf ihn zwölf Klafter weit und sprang ihm Eines Sprungs nach; aber Siegfried schleuderte ihn noch viel weiter und sprang ihm nach, indem er zugleich Gunther mit sich trug. Da erklärte sich Brunhilde für überwunden und ließ ihre Mannen dem König Gunther als ihrem künftigen Herrn huldigen. Siegfried trug seine Tarnkappe wieder in das Schiff, und stellte sich, da er zurückkehrte, als ob er von dem Kampfspiele und dessen Erfolg Nichts wisse. Da Brunhild aber erklärte, nicht eher an den Rhein ziehen zu wollen, als bis sie ihre Verwandten und Dienstmannen um sich versammelt und diese, ihrem Aufgebote folgend, in zahlreichen Schaaren herbeizogen, befürchtete Hagen Gefahr, und Siegfried bot sich an, in wenig Tagen tausend der allerbesten Degen zur Hülfe zu bringen (2).

VIII. Er bestieg das Schiff und fuhr nach dem Nibelungenlande, das er sich früher dienstbar gemacht hatte. Ohne sich zu erkennen zu geben, griff er die Wächter des Schatzes an, einen starken Riesen und den Zwerg Alberich, und entdeckte sich ihnen erst, als er sie nach heftigem Kampfe bezwungen hatte. Sogleich ließ er dann tausend der tapfersten Nibelungen aufbieten, mit welchen er am andern Morgen nach Brunhildens Land fuhr. Diese erklärte sich endlich bereit zur Reise, sie übergab das Land ihrem Oheim und fuhr mit den Burgunden nach der neuen Heimat.

IX. Nachdem sie neun Tage gefahren, ward Siegfried vorausgeschickt, die Ankunft der Königin zu melden; freudig empfing ihn die schöne Kriemhilde, welche mit ihrer Mutter glänzende Vorbereitungen traf, den König und seine Gemahlin würdig zu empfangen.

X. Bald darauf kamen die Schiffe an; prächtig geschmückt gingen Alle den Ankommenden entgegen; Ute und Kriemhilde grüßten und küßten Brunhilde mit liebevoller Freundlichkeit. Es wurden Zelte aufgeschlagen und bis zum Abende die glänzendsten Kampfspiele gehalten; dann zog man

in die Stadt, wo ein herrliches Festmahl bereitet war. Ehe sich der König zu Tische setzte, mahnte ihn Siegfried an sein Versprechen, ihm Kriemhilden zum Weibe zu geben, und da diese gern einwilligte, wurden beide sogleich verlobt. Während des Mahles frug Brunhilde ihren Gemahl, wie es komme, daß er seine Schwester, die doch eine Königstochter sei, einem Dienstmanne zum Weibe gebe; da sagte ihr Gunther, er wolle ihr dies zu günstigerer Zeit erklären. Als er aber mit ihr in das Brautgemach gegangen, erklärte Brunhild, sie wolle Jungfrau bleiben, bis sie die Märe erfahre; und als Gunther sie zu seinem Willen zwingen wollte, band sie ihm Füße und Hände, trug ihn zu einem Nagel und hing ihn an die Wand, wo er die ganze Nacht bleiben mußte. Am andern Tag klagte Gunther dem starken Siegfried sein Leid; dieser versprach ihm nochmals Hülfe. In der folgenden Nacht ging er mit der Tarnkappe in des Königs Gemach, und bewältigte die Jungfrau, die sich endlich für besiegt erklärte. Da entfernte sich Siegfried, nahm aber Brunhildens Ring und Gürtel mit sich fort, die er seinem Weibe gab.

XI. Als die Festlichkeiten beendigt waren, zog Siegfried mit seiner Gattin heim; sein Vater trat ihm die Herrschaft ab und er regierte nun in hohen Ehren über Niederland und das Land der Nibelungen. Nach zehn Jahren gebar ihm Kriemhild einen Sohn, der nach seinem Oheim Gunther genannt wurde, so wie ein Sohn Gunthers den Namen Siegfried erhielt.

XII. Während dieser ganzen Zeit waren Siegfried und Kriemhilde nicht nach Worms gekommen; Brunhilde, welcher den König der Niederlande immer noch für einen Dienstmann ihres Gemahls hielt, fühlte ihren Stolz beleidigt, daß Siegfried nicht wie die andern Dienstmannen an den Hof kam, seine Unterwürfigkeit zu beweisen; und es gelang ihr, den König Gunther zu bewegen, daß er seine Schwester und ihren Gemahl nach Worms einlud. Siegfried, den die Boten Gunthers auf der Nibelungenburg in der Mark zu Norwegen fanden, nahm die Einladung an und entließ die Boten reichlich beschenkt, daß sie seine Ankunft verkündigten.

XIII. Bald folgten ihnen Siegfried und Kriemhild mit stattlichem Gefolge; auch der greise Siegmund begleitete sie (die Königin Siegelint war schon frühe gestorben), dagegen blieb Siegfrieds kleiner Sohn daheim. Glücklich kamen sie in Worms an, wo sie herrlich und freundlich empfangen und die prächtigsten Feste zu ihren Ehren gegeben wurden.

XIV. Eines Tages saßen die beiden Königinnen zusammen und sahen den Kampfspielen zu. Da begann Kriemhild ihren Gemahl vor allen Helden zu preisen; ihm, sagte sie, sollten alle diese Lande unterthan sein. „Siehst Du, wie er da steht", fuhr sie fort, „Wie er da herrlich vor allen Recken geht, Wie der lichte Mond vor den Sternen thut? Des mag ich wohl immer tragen fröhlichen Muth." Aber Brunhilde erzürnte darob; so trefflich Siegfried auch sei, erwiederte sie, müsse er an Würde doch ihrem Gemahle weichen, dessen Dienstmann er sei; er habe es ja selbst bekannt, als er mit Gunther nach Isenland zur Brautwerbung gekommen sei. Da rief Kriemhilde entrüstet aus, sie wolle es ihr noch an demselben Tage beweisen, daß sie nicht die Frau eines Dienstmannes, daß sie eine Königin sei, gleich ihr; sie wolle ihr voran in die Kirche gehen. Zornigen Gemüthes trennten sich die Frauen und eilten zur Kirche, nachdem sie sich geschmückt, beide von zahlreichem Gefolge begleitet. Als Kriemhilde erschien, stand Brunhild schon vor der Kirche; da hieß sie jene stillstehen und rief ihr laut zu: „Es soll vor der Königin des Dienstmannes Frau nicht gehen! Da sprach die schöne Kriemhilde, denn zornig war ihr Muth: Könntest Du doch schweigen, das wär' dir fürwahr gut! Du hast geschändet selber deinen schönen Leib: Wie möchte eines Mannes Kebse je werden eines Königs Weib? — Wen hast Du hier verkebset? sprach da des Königs Weib. Das hab' ich Dich, sprach Kriemhild; Deinen schönen Leib hat Siegfried zuerst geminnet, mein viel lieber Mann: Es war nicht mein Bruder, der dir Dein Magdthum abgewann." Und schnell ging sie vor der Königin in die Kirche. Nach dem Gottesdienste blieb Brunhilde vor der Thüre stehen und verlangte Erklärung und Beweis der gesprochenen Worte; da zeigte Kriemhilde Ring und Gürtel, die sie von Siegfried erhalten. Laut weinend und klagend rief Brunhilde den König Gunther herbei, dem sie ihr Leid klagte; dieser ließ sogleich Siegfrieden entbieten, der durch einen Eid sich von dem Verdachte reinigte, Ungebührliches von der Königin gesagt zu haben. „Man soll Frauen ziehen," sagte er hierauf, „daß sie üppige Reden lassen unterwegen. Verbiet' es Deinem Weib, ich will es meinem thun. Solchen Uebermuthes in Wahrheit schäm' ich mich nun." Aber Brunhilde konnte die ihr erwiesene Schmach nicht vergessen; sie verfiel in so große Traurigkeit, daß sie Gunthers Mannen erbarmte und der grimme Hagen ihr versprach, sie an Siegfried zu rächen, und es gelang ihm endlich, auch Gunther, der zuerst widerstrebte, für die Rache zu gewinnen.

XV. Nach Hagens Rath kamen nun falsche Boten, als ob sie von Lüdger gesendet wären, Krieg anzusagen; sogleich erbot sich der arglose Siegfried, dem König Gunther mit seinen Nibelungen im Kampfe beizustehen. Falschen Herzens ging Hagen zu Kriemhilden, sich bei ihr zu beurlauben, und diese bat ihn, den theuern Gatten zu schützen, und ihm nicht entgelten zu lassen, was sie Brunhilden gethan, da Siegfried sie deshalb hart gestraft habe. Und die Angst um den geliebten Gatten verleitete sie, dem heuchlerischen Feinde zu entdecken, daß Siegfried an einer Stelle zwischen den Schultern verwundbar sei, welche vom Drachenblut unberührt geblieben, als er sich in demselben gebadet, weil ein Lindenblatt sie bedeckt habe. Voll liebender Sorgfalt bat sie nun Hagen, er möge diese Stelle im Kampfe schützen und versprach ihm, damit er sie leicht erkennen möge, sie an Siegfrieds Gewande durch ein kleines Kreuz von feiner Seide zu bezeichnen. Nun hoffte Hagen, seinen Zweck leichter erreichen zu können; er schickte zwei andere falsche Boten, welche berichten sollten, daß Lüdger Friede halten wollte. Gunther aber ließ auf Hagens Rath eine große Jagd ansagen, zu welcher alle Krieger eingeladen wurden.

XVI. Da die Jagd mehrere Tage dauern sollte, beurlaubte sich Siegfried bei seiner Gemahlin; bange Ahnungen erfüllten das liebende Weib, denn ihr hatte geträumt, daß zwei wilde Schweine Siegfrieden auf der Heide gejagt hätten, davon die Blumen roth geworden seien und wiederum, daß zwei Berge auf ihn niedergestürzt seien, so daß sie ihn

nicht mehr erblickt habe. Sie fürchtete Verrath, und bat Siegfrieden, er möchte nicht mit den Andern auf die Jagd ziehen. Doch er suchte sie zu beruhigen. „Ich kenne Niemand," tröstete er sie, „der mir Haß trage; alle Deine Verwandten sind mir hold gesinnt, Auch habe ich an ihnen nichts Anderes verdient." Und mit minniglichem Kusse schied er von der Geliebten und zog mit Gunther und dessen Mannen in den Wald; Giselher und Gernot waren daheim geblieben. Auf Hagens Vorschlag trennten sich die Helden, damit man erkennen möge, wer der beste Jäger sei. Siegfried erlegte allerlei wilde Thiere, Eber, Löwen und Auerochsen, so daß die Jäger, die mit ihm gezogen waren, befürchteten, er möchte alles Wild vertilgen. Endlich hörten sie Hörnerschall: der König hatte das Zeichen zur Sammlung gegeben. Während sie zum bezeichneten Platz zogen, erblickte Siegfried einen wilden Bären: „Ich will uns Jagdgesellen", rief er den Jägern zu, „eine Kurzweile gewähren; Lasset los den Bracken: ich sehe einen Bären, Der soll mit uns von hinnen zur Herberge fahren; Er fliehe noch so schnelle, er kann sich nimmer bewahren!" Als der Bär den Hund bemerkte, wollte er entfliehen; er fiel aber in ein Geklüfte, wo er sich sicher glaubte. „Da sprang von seinem Rosse der stolze Ritter gut; Er begann ihm nachzulaufen: das Thier war ohne Huth; Es konnte ihm nicht entrinnen; da fing er es zur Hand, Ohne alle Wunden der Held es eilig band. Nicht kratzen und nicht beißen konnte es den Mann; Er band es an den Sattel, aufsaß der Schnelle dann: Er bracht's zur Feuerstätte durch seinen hohen Muth Zu einer Kurzweile, der Degen kühn und gut. — Als er vom Roß gestiegen, da löst' er ihm das Band Vom Fuß und auch vom Munde: Da heulten gleich zur Hand Gar laut jetzt alle Hunde, als sie den Bären sahn. Das Thier zum Walde wollte, des erschrak gar mancher Mann. Der Bär von dem Lärme in die Küche gerieth: Hei! was er Küchenknechte von dem Feuer schied! Mancher Kessel ward umgeworfen, verworfen mancher Brand: Hei! was man guter Speise in der Asche liegen fand." Nun sprangen die Herren von den Rossen, alle Hunde wurden auf den Bären losgelassen, der zu fliehen begann. Aber nur Siegfried vermochte, ihm zu folgen, er erlief ihn mit dem Schwerte und erschlug ihn. Hierauf setzten sich die Helden zum gemeinschaftlichen Mahle; allein was die ermüdeten Jagdgesellen am meisten verlangten, der Wein, fehlte; er war auf Hagens Veranstaltung an einen andern Ort gebracht worden. Dieser ertheilt den Rath, einen Brunnen aufzusuchen, den er in der Nähe wisse. Man bricht sogleich auf; Hagen schlägt vor, im Wettlaufe hinzurennen, und obgleich Siegfried Schild und Speer mit sich trägt, und die Andern sich ihrer Kleider entledigt haben, kommt er doch zuerst an das Ziel. Wie sehr er aber dürstete, trank er nicht eher, als bis Gunther getrunken hatte; dann erst trank auch er. Nun aber entfernte Hagen die Waffen, welche Siegfried abgelegt hatte, und dann dessen eigenen Speer ergreifend, durchbohrte er ihn mit demselben an der Stelle, welche Kriemhild mit dem Kreuz bezeichnet hatte. Da sprang Siegfried von dem Brunnen auf, suchte nach seinen Waffen, und da er sie nicht fand, ergriff er den Schild und stürzte sich auf Hagen, der ihm nicht mehr entrinnen konnte. Obgleich todtwund, schlug er doch so mächtig auf den Mörder, daß aus dem Schilde die Edelsteine sprangen, mit dem er geziert war, und Hagen zu Boden stürzte: Der Wald erschallte von den Schlägen, und hätte Siegfried sein Schwert gehabt, es wäre Hagens Tod gewesen. Aber jetzt brach Siegfried zusammen; seine Farbe war erblichen, das Blut strömte aus seiner Wunde. Die Ritter alle liefen hin, wo er erschlagen lag, und beklagte seinen Tod; selbst Gunther schien Reue zu empfinden. „Da sprach der Todtwunde: Das ist ohne Noth, Daß der um Schaden weinet, durch den man ihn gewann. Der verdienet mächtig Schelten: er hätt' es besser nicht gethan!" Nur Hagen zeigt grimmige Freude über die Unthat. „Ich weiß nicht, was Euch reut," rief er Gunthern zu; „Nun hat ja ein Ende unsere Sorge und unser Leid! Wir finden ihrer nun wenig, die da dürfen uns bestehn: Wohl mir, daß seiner Herrschaft durch mich ein Ende ist geschehn! — Ihr mögt Euch leicht nun rühmen, sprach der von Niederland: Hätte ich an Euch den mörderischen Sinn erkannt, So hätt' ich wohl behalten vor Euch meinen Leib! Mich reuet Nichts so sehr, als Frau Kriemhild, mein Weib! Nun möge es Gott erbarmen, daß ich je den Sohn gewann, Dem man in späten Jahren noch vorwerfen kann, Daß seine Verwandten Einen meuchlerisch erschlagen: Könnt' ichs zu Ende bringen, das müßt' ich billig klagen. — Da sprach jammernd weiter der todtwunde Held: Wollt Ihr, edler König, ja auf dieser Welt An Jemand Treue üben, laßt Euch befohlen sein Auf Euere Gnade die liebe Traute mein. — Laßt sie das genießen, daß sie Euere Schwester sei: Um aller Fürsten Tugend steht ihr mit Treue bei! Mein mögen lange harren mein Vater und mein Bann: Es ward nie so Böses am lieben Freunde gethan! — Die Blumen allenthalben wurden vom Blute naß; Da rang er mit dem Tode, nicht lange that er das, Denn des Todes Waffe schnitt immer allzusehr: Auch mußte bald ersterben der Recke kühn und hehr." Als die Herren sahen, daß er todt sei, legten sie ihn auf einen Schild, um ihn nach Worms zu bringen; dann gingen sie zu Rathe, wie sie das Verbrechen verheimlichen wollten; ihrer Viele wollten, man solle aussagen, Siegfried sei von unbekannten Räubern erschlagen worden, nur Hagen verharrte in seinem kecken Trotze; ich will, sagte er, den Todten selbst nach Worms bringen; es ist mir sehr gleichgültig, ob die es erfährt, welche Brunhilden so betrüben konnte; es kümmert mich wenig, wie sehr sie darob auch weint (3).

XVII. Hagen ließ den erschlagenen Siegfried vor Kriemhildens Gemach legen, daß sie ihn finde, wenn sie am Morgen in die Kirche gehe. Als am folgenden Tag ein Kämmerer kam, sie zur Messe zu geleiten, erblickte er den Todten, ohne ihn jedoch zu erkennen. Er meldete es der Königin; da ergriff sie sogleich bange Ahnung, sie gedachte der Rede Hagens und fiel jammernd auf den Boden nieder. „Vielleicht ist es ein fremder Mann," tröstete das Gesinde; aber sie rief: „Nein, es ist Siegfried, mein viel lieber Mann; Es hat's gerathen Brunhild und Hagen hat es gethan!" Da ließ sie sich hinführen, wo der Held lag. Sie erhob sein schönes Haupt mit ihrer weißen Hand, und so roth er auch von Blute war, sie erkannte den Theueren gleich. Alsobald schickt sie nun zu König Siegmund und zu Siegfrieds Mannen; die Nibelungen waff-

neten sich, als sie die Kunde vernahmen, und wollten den Tod des Helden rächen, allein Kriemhilde rieth davon ab, weil sie doch zu schwach seien. Am folgenden Tag wurde Siegfrieds Leichnam in das Münster getragen; alles Volk drängte sich jammernd hinzu, den Helden zu schauen, und selbst Gunther und Hagen gingen hin; als aber Hagen kam, da begannen die Wunden des Todten zu bluten, daher man erkannte, daß er der Mörder gewesen sei; doch leugnete Gunther, behauptend, es hätten es Räuber gethan. Drei Tage blieb die Leiche ausgestellt; am vierten wurde sie begraben. Doch ehe der Sarg versenkt wurde, verlangte Kriemhilde, den geliebten Todten noch einmal zu sehen; man brach den Sarg wieder auf. „Da hub sie sein schönes Haupt mit ihrer viel weißen Hand Und küßte ihn, den Todten, den edeln Ritter gut: Ihre viel lichten Augen von Leide weinten da Blut. Ein jammervolles Scheiden sah man da geschehn; Da trug man sie von dannen, sie vermochte nicht zu gehn; Da fand man sinnelos das herrliche Weib: Von Leide wollt' ersterben ihr viel wonniglicher Leib."

XVIII. Siegmund kehrte in seine Heimat zurück; Kriemhilde sollte ihn begleiten, doch ließ sie sich durch die Bitten ihrer Mutter und ihrer Brüder Gernot und Giselher, welche keinen Antheil am Morde gehabt hatten, bereden, bei ihnen zu bleiben, was Siegmund und seine Ritter mit Kummer erfüllte. Weinend nahm sie nun vom greisen König Abschied, ihr Söhnlein seiner Liebe anempfehlend. Gernot und Giselher gaben dem Abziehenden das Geleite.

XIX. Kriemhilde lebte nun in Zurückgezogenheit ganz dem Andenken des geliebten Gatten; viertehalb Jahr lang ließ sie weder Gunther noch Hagen vor sich kommen. Endlich ließ sie sich bereden, sich mit Gunther zu versöhnen, dagegen weigerte sie sich beharrlich, Hagen zu sehen. Auch ließ sie sich bewegen, den Hort der Nibelungen, den ihr Siegfried als Morgengabe gegeben hatte, nach Worms bringen zu lassen; Gernot und Giselher wurden mit achttausend Rittern in das Land der Nibelungen gesendet, ihn herbeizuholen. Der Zwerg Alberich, dem die Hut des Schatzes anvertraut war, lieferte ihn aus; zwölf Frachtwagen konnten ihn kaum in vier Tagen und vier Nächten aus dem Berge schaffen, so viel Edelgestein und Gold war da aufgespeichert. Auch konnte man ihn in Worms kaum unterbringen: „Aber wäre sein noch tausendmal alse viel gewesen, Und sollte Siegfried gesund sein und genesen, Gerne wär' bei ihm Kriemhild geblieben hemdebloß: Nie war zu einem Helden eines Weibes Treue so groß." Kriemhildens Freigebigkeit zog viele fremde Ritter ins Land, so daß Hagen fürchtete, es möchte ihm und den Seinigen der Schatz zum Verderben gereichen. Als aber Gunther sich nicht entschließen wollte, ihn seiner Schwester zu rauben, bemächtigte sich Hagen desselben und ließ ihn in Abwesenheit der drei Könige in den Rhein versenken. Diese zürneten, da sie es vernahmen, aber Hagen verbarg sich, bis sich ihr Zorn gelegt hatte. Doch wußten sie, wo der Schatz lag, und sie hatten mit Hagen geschworen, es Niemandem zu entdecken, wo er versenkt war, so lange Einer von ihnen lebe. So war Kriemhilde mit neuem Leide belastet; auch ruhte ihre Klage nimmer, so lange sie lebte.

XX. König Etzel (Attila) von Hunnenland, hatte um diese Zeit seine Gemahlin, Frau Helke, verloren; da riethen ihm seine Freunde zu einer stolzen Wittwe in Burgundenland, welche Kriemhild hieß. Markgraf Rüdiger von Bechlaren, der Land und Volk der Burgunden und auch die Könige kannte, ward mit stattlichem Gefolge an den Rhein gesendet, um bei König Gunther um dessen Schwester zu werben. Dieser berieth sich mit seinen Freunden, und Alle waren der Meinung, daß er Etzels Werbung begünstigen solle, nur Hagen widerrieth, weil er Unheil voraussah. Kriemhilde wollte jedoch den glänzenden Anträgen kein Gehör schenken, denn noch erfüllte der Schmerz um den ermordeten Gemahl ihren Busen. „Wenn Jemand mein Herzeleid kennte," sagte sie zu Rüdiger, „der bäte mich nicht, zu lieben noch irgend einen Mann; Verlor ich doch den besten, den je eine Frau gewann. — Was mag im Leide trösten, sprach der kühne Mann, Als freundliche Liebe? Wer die gewähren kann, Und der dann Einen kieset, der ihm zu Herzen kommt, Der fühlt, daß vor Herzeleide Nichts so sehr ihm frommt. — Da versetzte die Königin: Wie möchte meinen Leib Je wieder das gelüsten, daß ich würde eines Helden Weib? Mir hat der Tod an Einem ein solches Leid gethan, Daß ichs bis an mein Ende nimmermehr verschmerzen kann." Doch als ihr Rüdiger in einer heimlichen Unterredung eidlich versprach, sie an allen denen zu rächen, die ihr Leid zugefügt, da ließ ihre hohe Trauer nach, und sie gelobte sich zu Etzels Weib; auch zog sie bald mit Rüdiger von dannen, von hundert Frauen und ihrem Marschall, dem Markgrafen Eckewart und dessen Mannen begleitet.

XXI. Auf dem ganzen Zuge ward Kriemhild mit Freude und großen Ehren empfangen, so in Passau von ihrem Oheim, dem Bischof Pilgerin und in Bechlaren, wo Rüdigers Weib Gotelinde mit ihrer Tochter wohnte.

XXII. In Tulna im Osterland kam ihr König Etzel mit zahlreichem Gefolge entgegen; er war von den mächtigsten Fürsten umgeben, unter denen Hawart und Iring vom Dänenlande, Irnfried von Thüringen, Etzels Bruder Blödelin und Dietrich von Bern hervorragten. Am folgenden Tag zog man nach Wien, wo die Hochzeit gefeiert wurde, die siebenzehn Tage lang unter glänzenden Festspielen währte; nur Kriemhilde theilte nicht die allgemeine Freude; denn „Wenn sie daran gedachte, wie sie am Rheine saß Bei ihrem edlen Manne, ihre Augen wurden naß; Doch hatte sie des Hehle, daß es Niemand konnte sehn: Ihr war nach manchem Leide so viel der Ehren geschehn." Am achtzehnten Morgen setzten sie ihre Reise fort, bis sie nach Etzelnburg (Ofen) gelangten, wo sie mit hohen Ehren empfangen wurden.

XXIII. Dort wohnten sie beisammen bis in das siebente Jahr; Kriemhild gebar ihrem Gemahl ein Söhnlein, welches nach der Christen Sitte getauft wurde und den Namen Ortlieb erhielt. Doch so geehrt die Königin war, konnte sie doch nie des Leides vergessen, das ihr zu Hause geschehen war. Da bat sie einst ihren Gemahl, er möge ihre Verwandten aus Burgundenland einladen, auf daß sie sähen, wie wohl es ihr erginge. Gerne gewährte Etzel die Bitte: er sandte seine beiden Spielleute Schwemmelin und Wärbelin mit vier und zwanzig Rittern nach Worms, um König Gunther und seine Mannen auf die Zeit der nächsten Sommerwende nach Etzelnburg einzuladen. Kriemhilde aber gab

den Boten noch insgeheim den besonderen Auftrag, nicht abzulassen, bis auch Hagen, falls er sich der Reise entziehen wollte, ihre Brüder begleite.

XXIV. Die Boten wurden von König Gunther freundlich aufgenommen; als er ihre Botschaft vernommen hatte, berieth er sich mit seinen Freunden, ob er die Einladung annehmen solle; Alle riethen dazu, nur Hagen nicht, da er die Einladung für eine Falle hielt. Als ihm aber der junge Giselher sagte, er solle daheim bleiben, wenn er sich schuldig fühle, da erzürnte Hagen, daß man glauben könnte, er fürchte sich vor irgend Jemand, und nun rieth er selbst zur Fahrt. Gunther entließ die Abgesandten reich beschenkt mit der Botschaft, daß er ihnen bald nachfolgen würde.

XXV. Der König rüstete sich zum Zug; tausend und sechszig Ritter nebst neuntausend Knechten sollten ihn begleiten. Noch suchten die Königin Ute (es hatte ihr geträumt, daß alles Gevögel des Landes todt sei) und Rumolt, ihn von seinem Entschlusse abzubringen; allein vergeblich. Unter bangen Ahnungen nahmen die Frauen von den Abziehenden Abschied, denen sich noch tausend Nibelungen anschlossen. Hagen, der die Wege alle kannte, führte den Zug; sie fuhren den Rhein und Main aufwärts durch Ostfranken, dann ritten sie südlich zur Donau. Diese war ausgetreten und keine Fähre zu sehen; als Hagen nach einer Furth suchte, erblickte er in der Nähe des Stroms weise Meerweiber, welche sich in einem Brunnen badeten. Er schlich sich hinzu und nahm ihnen ihre Kleider. „Wenn Ihr uns die Kleider wiedergebt, sprach das Eine Meerweib, so wollen wir Euch sagen, wie es bei den Hunnen ergeht.“ Gerne willigte Hagen ein; das Meerweib sagte: „Ich gebe Euch meine Treue zum Pfand, daß Ihr im fremden Lande zu hohen Ehren gelangen werdet.“ Erfreut gab Hagen die Kleider zurück; da warnte ihn das zweite Meerweib und sprach: „Meine Muhme hat um der Kleider willen gelogen; ihr werdet Alle in Etzels Land das Leben verlieren; nur des Königs Kapellan wird die Heimat wiedersehen.“ „Das ließen sich meine Herren schwerlich sagen,“ erwiederte der Held grimmigen Muthes, „daß wir alle im Hunnenlande das Leben verlieren sollten: nun zeige uns über das Wasser, du allerweisestes Weib!“ Da bezeichnete ihm das Meerweib den Ort, wo der Fährmann zu finden sei; doch solle er ihm, fügte sie hinzu, über das Wasser zurufen, er sei Amelrich, der starker Feindschaft willen das Land geräumt habe. Hagen folgte dem Rath, und nun kam der Fährmann; als er sich aber getäuscht fand, wollte er Hagen nicht aufnehmen, ja, als dieser seine Bitte wiederholte, schlug er ihn mit dem Ruder so mächtig auf das Haupt, daß dieser auf das Knie niederfiel. Grimmigen Muthes sprang Hagen wieder auf und schlug dem Fährmann mit Einem Streiche den Kopf vom Rumpf. Dann fuhr er an den Ort, wo er den König und das Heer fand, und mit starker Hand ruderte er Alle an das andere Ufer. Um aber die Weissagung des Meerweibes zu vereiteln, stürzte er den Kaplan in die Fluth; doch half ihm Gottes Hand, daß er wohlgeborgen an das andere Ufer kam, von wo er wieder an den Rhein zog, und Hagen erkannte, daß das Meerweib die Wahrheit verkündigt habe.

XXVI. Nun übernahm Volker das Amt des Führers; Hagen aber rieth zur Vorsicht, da ihm Meerweiber verkündigt hätten, es würde Keiner von ihnen die Heimat wieder sehen; auch habe er den Fährmann erschlagen, fügte er hinzu; sie würden daher wohl von Gelfrat und Else, den Herren des Baiernlandes angegriffen werden. Hagen hatte richtig vorausgesehen; als die Burgunden (welche auch Nibelungen genannt werden, seitdem der Nibelungenhort in ihre Gewalt gekommen war), den kühnen Fiedler Volker an der Spitze, weiter zogen, wurden sie in der Nacht angegriffen. Hagen, der mit seinem Bruder Dankwart die Nachhut führte, wurde von Gelfrat vom Pferde gestochen, und er wäre in große Noth gerathen, wenn ihm Dankwart nicht zur Hülfe herbeigesprungen wäre, der den Markgrafen von Bayern erschlug. Nun flohen die Feinde; die Burgunden setzten ihren Weg fort; gelangten über Passau, wo die Fürsten von ihrem Oheim freundlich empfangen wurden, in Rüdigers Land. An der Gränze fanden sie einen Ritter, Namens Eckwart, der das Land bewachen sollte; er war aber eingeschlafen und Hagen nahm ihm sein Schwert. Als Eckwart erwachte, begann er zu klagen, Hagen gab ihm die Waffe zurück, dazu sechs Spangen; jener aber warnte dankend vor Kriemhildens Rache; dann geleitete er sie zu Rüdiger, der die fremden Gäste ehrenvoll und freundlich empfing.

XXVII. Sobald Markgraf Rüdiger seiner Gemahlin Gotelinde die Ankunft der Helden gemeldet hatte, ging auch diese mit ihrer Tochter ihnen entgegen, und bot ihnen Gruß und Kuß; doch schauderte die Jungfrau, als sie Hagens grimmiges Antlitz küßte. Darauf setzte man sich zum fröhlichen Mahle, das mit der Verlobung Giselhers mit Rüdigers Tochter beschlossen wurde. Noch drei Tage blieben die Helden in Bechlaren, worauf sie, mit reichen Gaben beschenkt, ihre Reise fortsetzten. Rüdiger aber begleitete sie mit fünfhundert Mannen, und er schickte einen Boten voraus, dem König Etzel die Ankunft der Burgunden zu verkünden.

XXVIII. Auf die Nachricht ihrer Ankunft ritt ihnen Dietrich von Bern entgegen und warnte sie vor Kriemhilden, die immer noch den edlen Siegfried beweine. Als sie zu Hofe ritten, da drängten sich Alle, den grimmen Hagen zu sehen, denn es war bekannt, daß er Siegfrieden erschlagen hatte; drum geschah großes Fragen nach ihm. „Der Held war wohl gewachsen, das ist gewißlich wahr; Breit war er um die Brust, gemischet war sein Haar Mit einer greisen Farbe, die Beine waren ihm lang, Und schrecklich sein Gesicht; er hatte herrlichen Gang.“ Kriemhild empfing die Nibelungen mit falschem Muth; nur Giselheren küßte sie. Als Hagen dies sah, band er den Helm fester und sprach: „Nach solchem Gruß mögen sich die Helden bedenken; Man grüßet verschieden die Könige und ihren Bann; Wir haben nicht gute Reise zu dieser Hochzeit gethan.“ Kriembilde aber frug nach dem Nibelungenhort, worauf Hagen bitter und höhnisch antwortete. Nun lud sie die Gäste ein, die Waffen ihr anzuvertrauen, doch Hagen weigerte sich, ihr dieselben zu überliefern, und sie erkannte, daß die Gäste gewarnt worden seien.

XXIX. Hagen ging mit Volker über den Hof, wo man die Andern noch immer stehen ließ; sie setzten sich auf eine Bank, die gerade dem Saale Kriemhildens gegenüber stand. Als die Königin sie erblickte, gedachte sie ihres Landes und hub an zu weinen, und als Etzels Mannen sie um den

Grund ihres Kummers frugen, erwiederte sie, Hagen sei die Ursache ihrer Thränen, und beschwor die Helden, ihr Leid an ihm zu rächen. Schnell schaarten sich sechszig kühne Männer und wollten die Beiden angreifen, doch rieth die Königin ab, weil sie jenen nicht gewachsen seien. Nun rüsteten sich ihrer vierhundert; Kriemhilde aber sagte, sie wolle zuvor noch selbst zu Hagen gehen, damit sie aus seinem eigenen Munde vernehmen möchten, was er gethan. Als sie sich mit ihrer kampfmuthigen Schaar näherte, forderte Volker den kühnen Hagen auf, vor Kriemhilden aufzustehen, und ihr als Königin und Frau die von der Sitte geforderte Ehre zu erweisen. Doch Hagen, der leicht erkannt hatte, daß jene Böses gegen ihn im Sinne habe, weigerte sich, damit man es nicht für Feigheit halte, und trotzig legte er eine lichte Waffe über die Schenkel, welche die Königin als Siegfrieds Schwert erkannte. Da hub sie an zu weinen und stellte den Helden wegen Siegfrieds Ermordung zur Rede. Hagen läugnete nicht; er habe es gethan, sagte er, weil Siegfried Frau Brunhilden beleidigt habe. Doch wagten die Hunnen nicht, die beiden Helden anzugreifen, und Kriemhilde mußte sich entfernen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Hagen und Volker suchten aber die Burgunden wieder auf und gingen mit ihnen zu Etzel, der sie freundlich aufnahm und herrlich bewirthete.

XXX. Als die Nacht hereinbrach, beurlaubte sich Gunther mit den Burgunden, und zog sich mit ihnen in den ihnen angewiesenen Saal zurück. Die unfreundliche Haltung der Hunnen machte sie für ihre Sicherheit besorgt; da erboten sich Hagen und Volker, während der Nacht Wache zu halten, und es war diese Vorsicht nicht vergeblich, denn in der Nacht näherten sich gewaffnete Hunnen, welche aber sogleich wieder zurückwichen, als sie die Thüre so wohl bewacht sahen.

XXXI. Sobald der Morgen anbrach, weckten die beiden Helden die schlafenden Burgunden, und Hagen frug sie, ob sie in den Münster zur Messe gehen wollten. Nun legten sie kostbare Kleider an, aber Hagen ermahnte sie, statt derselben die Rüstung anzulegen, denn ihnen drohe der Tod. Als Etzel, der mit Kriembilden ebenfalls zur Kirche gegangen war, die Burgunden in voller Rüstung erblickte, verwunderte er sich drob und frug, warum sie es gethan hätten; Hagen aber erwiederte, daß es die Sitte seiner Herren sei, bei allen Festen drei Tage lang bewaffnet zu erscheinen. Nach der Messe wurden Kampfspiele abgehalten, die ohne Störung vorübergingen, bis zuletzt noch Volker aus Uebermuth einen hunnischen Ritter mit dem Speere durchrannte, und es wäre jetzt schon zum allgemeinen Kampf gekommen, wenn Etzel nicht die Seinigen zurückgehalten hätte. Als man nun zu Tische ging, suchte Kriemhilde Dietrich zu bewegen, Siegfrieds Tod an Hagen zu rächen; allein der edle Held wollte sich zu keiner Treulosigkeit hingeben; da wandte sie sich an Blödelin, und gewann ihn durch glänzende Versprechungen. Sogleich befahl er seinen Mannen, sich zu waffnen, Kriemhild aber setzte sich mit Etzel an den Tisch. Während des Mahles ließ sie ihren Sohn Ortlieb herbeibringen, den Etzel der Liebe der burgundischen Fürsten anempfahl; allein Hagen antwortete ihm mit Bitterkeit, was den König und dessen Ingesinde mit Schmerz erfüllte.

XXXII. Unterdessen drang Blödelin mit seinen Mannen in den Saal, wo Dankwart mit den Knechten zu Tische saß. Dieser grüßte ihn, aber Blödelin wies seinen Gruß zurück; er sei gekommen, sagte er, um Siegfried zu rächen, den sein Bruder Hagen erschlagen habe. Da Blödelin sich durch Dankwarts Betheuerung, daß er an dem Morde unschuldig sei, sich nicht abhalten ließ, vorzudringen, riß Dankwart sein Schwert aus der Scheide und mit schnellem Streich schlug er Blödelinen das Haupt herab. Nun erhob sich ein gewaltiger Kampf. Die Hunnen wurden mit schwerem Verlust zum Hause hinausgetrieben, aber sogleich drangen neue Schaaren herbei; und wie tapfer sich die Burgunden auch wehrten, es wurden Alle erschlagen, die in dem Hause waren; Dankwart allein war am Leben geblieben. Es gelang ihm, sich durchzuschlagen, aber vor dem Hause standen neue Schaaren, die wüthend auf ihn eindrangen. „O käme mir ein Bote, rief er aus, der meinem Bruder Hagen die Märe verkündete!“ — Da sprachen die hunnischen Recken: „Der Bote mußt Du selber sein, Wenn wir Dich Todten tragen vor den Bruder Dein.“ Nun schossen sie so viele Speere in seinen Schild, daß er ihn wegen seiner Last nicht mehr tragen konnte; und sie hofften ihn so zu besiegen, doch gelang es ihm sich durchzuschlagen und die Seinigen zu erreichen.

XXXIII. Als er mit Blut bedeckt, unter die Thüre trat, rief er seinem Bruder Hagen zu, was geschehen sei; da erzürnte dieser, er hieß Dankwart, die Thüre zu bewachen und keinen Hunnen hinauszulassen, damit keine Hülfe herbeigerufen würde; dann rief er: „Ich hörte schon lange von Kriemhilden sagen, Daß sie ihr Herzeleid nicht wollte vertragen; So laßt uns nun die Minnen trinken und bezahlen des Königs Wein: Der junge Vogt der Hunnen, der muß der allererste sein!“ Und schnellen Streichs schlug er dem Knaben Ortlieb das Haupt ab, daß es Kriemhilden in den Schoß rollte, erschlug des Kindes Hofmeister und hieb dem Fiedelmann Wärbelin die rechte Hand ab. Und immer gräßlicher wüthete er unter den Hunnen, deren auch Volker eine große Zahl erschlug. Nun wollten die Könige den Streit schlichten, aber umsonst: sie wurden selbst in den Kampf gezogen, der immer wilder entbrannte. Hunnen, die vor dem Hause standen, suchten zu den Ihrigen zu dringen; es hob sich an der Pforte ein ungestümer Drang, und Dankwart gerieth in große Noth; aber Volker kam ihm zu Hülfe und beide hielten die Eindringenden zurück. Sobald Hagen die Thore wohlbewacht sah, drang er neuerdings auf die Hunnen im Saale ein, und es fiel noch Mancher von seinen Streichen. Da bat Kriemhilde den Helden Dietrich um Hülfe und Schutz; „Mit Kraft begann zu rufen der Ritter auserkorn, daß seine Stimme erschallte wie ein Büffelhorn, Und daß die weite Veste schütterte von dem Stoß: Die Stärke Dietrichs war über die Maßen groß.“ Als ihn Gunther hörte und ihn winken sah, gebot er, mit dem Kampfe einzuhalten, Dietrich aber verlangte für sich und die Seinigen freien Abzug, weil er an dem Streite keinen Theil nehmen wolle. Es ward ihm bewilligt; nun umschloß er die Königin mit Einem Arm und an dem andern führte er Etzeln aus dem Hause; ihm folgten viele stolze Degen. Auch Rüdiger räumte mit den Seinigen den Saal, weil er

weder gegen die Burgunden, als seine Gastfreunde, noch gegen die Hunnen kämpfen wollte, da er selber in Etzels Diensten war. Wie dieser sich aus dem Hause entfernte, schlug Volker einem hunnischen Ritter, der neben dem Könige ging, das Haupt vom Rumpfe. „Weh dieser Hochzeit," sprach der König, als er vor dem Hause stand, „da fichtet Einer drinnen, der heißet Volker, Wie ein Eber wild und ist ein Spielmann: Ich danke es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen lauten übel, seine Striche sind roth; Ja es schlagen seine Töne manchen Helden todt. Ich weiß nicht, was uns Schuld gibt derselbe Spielmann, Daß ich der Gäste niemals einen so üblen gewann!" Im Saale aber erhob sich neuer Kampf, der nicht eher endigte, als bis alle Hunnen erschlagen waren.

XXXIV. Ermüdet setzten sich die Herren nieder, Volker und Hagen aber gingen vor den Saal und riefen, sich auf die Schilde lehnend, den Hunnen höhnische Worte zu. Auf Giselhers Rath warfen sie die Todten vor die Thüre, es waren ihrer siebentausend, Hagen aber fuhr in seinen spöttischen Reden fort, daß Etzel darob ergrimmte und selbst in den Kampf wollte. Doch hielt ihn Kriemhilde zurück; dagegen versprach sie dem die herrlichste Belohnung, der ihr Hagens Kopf bringen würde.

XXXV. Da waffnete sich Iring von Dänemark, um Hagen zu bestehen; ihm schlossen sich der kühne Irnfried von Thüringen und der starke Hawart mit tausend Mann an, doch bat Iring, daß man ihn allein solle kämpfen lassen. Umsonst drang er gewaltig auf Hagen, dann auf Volker, Gunther und Gernot ein; er konnte keinen von ihnen bezwingen; nun stürzte er sich auf die Dienstmannen und erschlug deren vier; aber da ergrimmte Giselher, er rannte Iring an und schlug ihn so mächtig, daß er niederstürzte. Doch war er nicht todt; rasch sprang er wieder auf, stürzte auf Hagen ein, brachte ihm eine Wunde bei und entfloh dann, von dem mächtigen Feinde verfolgt, zu den Seinigen, wo ihn Kriemhilde jubelnd empfing. Kaum hatte er sich wieder erholt, ergriff er frische Waffen, um Hagen nochmals zu bestehen. Dieser aber sprang ihm entgegen und verwundete ihn so mit Schwert und Speer, daß er wieder fliehen mußte; aber er war kaum bei den Seinigen angelangt, als er todt auf die Erde sank. Da stürzten Irnfried und Hawart mit den Ihrigen auf die Burgunden, um den Freund zu rächen; aber auch diese fanden bald ihren Tod: Irnfried wurde von Volker, und Hawart von Hagen erschlagen. Die Dänen und die Thüringer drangen, um den Tod ihrer Herren zu rächen, in den Saal, allein auch sie wurden bis auf den letzten Mann getödtet. Die Burgunden setzten sich, um von der blutigen Arbeit auszuruhen, nur Volker stand noch vor dem Hause, erwartend, ob noch Jemand zum Kampf heranziehen wolle. Etzel und Kriemhilde erhoben laute Klage über die gefallenen Hunnen.

XXXVI. Der Kampf hatte bis zum Abend gewährt; die Burgunden waren erschöpft und wünschten Frieden, doch war Etzel ob seines Kindes Tod zu sehr ergrimmt, als daß er ihn bewilligt hätte. Zwar schienen die Hunnen nicht abgeneigt, die Burgunden aus dem belagerten Hause ziehen zu lassen; allein Kriemhilde widerrieth; wenn auch nur die drei Könige am Leben geblieben wären, sagte sie, und sie sich in der frischen Luft erholen könnten, so würden alle Hunnen verloren sein. Da wandte sich Giselher an seine Schwester, und erinnerte sie daran, wie er sie stets geliebt und ihr nie Leid zugefügt habe; allein die Königin blieb unerbittlich; sie wollte nur unter der Bedingung freien Abzug gestatten, daß ihr Hagen ausgeliefert würde. Empört wiesen die Burgunden solche Forderung zurück; sie erklärten, lieber alle sterben zu wollen, als die Treue an dem Freunde zu brechen. Da ließ Kriemhilde das Haus anzünden; schnell loderten die Flammen empor, daß die Burgunden vor Hitze und Durst verschmachteten. Auf Hagens Rath tranken sie vom Blut der Erschlagenen und fanden sich dadurch wunderbar gestärkt; die herabfallenden Brände hielten sie mit den Schildern von sich ab. So verging die Nacht; mit Anbruch des Tags wurden sie von Neuem angegriffen, aber es fielen viele tapfere Hunnen, ohne daß jene noch bewältigt werden konnten.

XXXVII. Nun kam auch Rüdiger herbei und sah das große Leid auf beiden Seiten; gerne hätte er Frieden gestiftet, aber er erfuhr durch Dietrich, daß der König von keiner Schlichtung des Streits wissen wolle. Als nun Rüdiger dastand und über das furchtbare Unheil weinte, höhnte ihn ein Hunne, daß er allein am Kampfe keinen Theil genommen, während ihn doch der König vor Allen mit reichem Gute beschenkt habe. Da ergrimmte der Held und er schlug den Spötter mit der Faust. „Freudig hätte auch ich die Fremden bekämpft," rief er aus, „allein wie durfte ich es, da ich sie hieher geleitet habe?" Aber Etzel und Kriemhilde machten ihm Vorwürfe, daß er ihre Kämpfer erschlage, während er selbst thatenlos da stehe; sie mahnten ihn an die geschworne Treue, Kriemhilde erinnerte ihn daran, wie er ihr zugesagt habe, jedes ihr zugefügte Leid zu rächen, als er für Etzel um sie geworben habe. „Das ist ungelogen," erwiederte er; „ich schwur Euch, edles Weib, Daß ich um Euch wagte die Ehre und auch den Leib; Daß ich aber die Seele verliere, das habe ich nicht geschworen: Zu dieser Hochzeit führte ich die Fürsten hochgeboren." Als aber das Königspaar flehend ihm zu Füßen fiel, da rief er von Schmerz überwältigt aus: „O weh mir Gottverlassenem, daß ich dies muß erleben; Aller meiner Ehren, der muß ich mich begeben, Und auch der Treue und der Zucht, die Gott mir angebot: O weh Gott vom Himmel, daß es nicht von mir wendet der Tod! Nehmt Alles wieder zurück," fuhr er fort, „was Ihr mir je gegeben, ich will mit Weib und Kind das Land räumen und in die Verbannung ziehen, nur zwingt mich nicht, gegen die zu fechten, die ich als Gastfreunde in meinem Hause aufgenommen habe, deren Einem meine Tochter verlobt ist!" Doch ließen Etzel und Kriemhild nicht ab mit Bitten, und er mußte sich endlich entschließen, seiner Pflicht als Dienstmann des Königs nachzukommen. Seinen Tod voraussehend, befahl er sein Weib, sein Kind und alle seine Dienstleute in Bechlaren der Gnade des Königs und ging tiefbekümmert von dannen, die Seinigen zum Kampfe zu führen. Als er mit ihnen zu den Burgunden kam, und ihnen eröffnete, was ihn herbeiführe, erschraken die Helden, da sie von ihm Sühnung des Streits gehofft hatten. Sie erinnerten ihn an die zwischen ihnen geschlossene Freundschaft, an die Liebe und Güte, die er ihnen erwiesen. „Gerne würde ich Euer Leben mit dem meinigen erkaufen, sagte

er, allein mein dem König geleisteter Eid zwingt mich zum verhaßten Kampf. Und er begann vorzudringen; da rief ihm Hagen zu, einzuhalten, und zeigte ihm den Schild, den ihm Gotelinde gegeben. „Er ist ganz verhauen, sagte er, hätte ich aber so guten Schild, als du in der Hand trägst, so bedürfte ich im Sturme keiner Halsberge mehr." Und Rüdiger reichte ihm den eigenen Schild, Hagen aber gelobte, ihn nicht zu bestehen, und wenn er alle Burgunden erschlüge, und so gelobte es auch Volker. Nun säumte Rüdiger nicht länger und es entbrannte bald ein furchtbarer Kampf; endlich geriethen Rüdiger und Gernot an einander; Rüdiger schlug dem Gegner durch den Helm, daß das Blut niederfloß; aber, obgleich auf den Tod verwundet, brachte Gernot dem edlen Markgrafen noch eine solche Wunde bei, daß er davon ersterben mußte. Der Kampf dauerte fort, bis alle Mannen Rüdigers erschlagen waren. Als man des Markgrafen Leiche heraustrug, erhob sich unendlicher Jammer unter den Hunnen. „Des Königs Etzel Jammer, der war also groß, Wie eines Löwen Stimme des Königs Stimme ertos Mit herzeleider Klage; und so that auch sein Weib: Sie klagte ungefüge des guten Rüdigers Leib." (4)

XXXVIII. Da Dietrich die laute Klage vernahm, schickte er Helfrichen hin, sich zu erkundigen, was geschehen sei; als dieser die Nachricht von Rüdigers Tod brachte, wollte er es nicht glauben; er sandte daher Hildebranden zu den Burgunden, um die Wahrheit zu erfahren; ihn begleiteten alle Recken Dietrichs. Die Burgunden bestätigten, daß Rüdiger erschlagen sei; Hildebrand verlangte, man solle ihm der Helden Leichen zur ehrenvollen Bestattung ausliefern; Volker aber antwortete mit Hohn, so daß Wolfhart, Hildebrands Neffe, trotz des Oheims Warnung den Kampf begann, der bald allgemein wurde. Hildebrand erschlug den kühnen Volker, Helfrich den starken Dankwart, aber auch Wolfhart, der, Alles niederhauend, dreimal die Runde um den Saal gemacht hatte, ward von Giselher erschlagen; während er zusammenstürzte, erhob er die Waffe und erschlug den Feind. Nun waren von beiden Seiten Alle gefallen, nur Gunther und Hagen waren von den Burgunden, und der alte Hildebrand von Dietrichs Mannen am Leben geblieben. Dieser ging zum sterbenden Wolfhart und wollte ihn aus dem Saale tragen, allein er mußte ihn liegen lassen: er war ihm zu schwer. Da blickte der Todtwunde aus seinem Blute hervor den greisen Oheim an, und warnte ihn sterbend vor Hagen. „Und ob mich meine Freunde nach dem Tode wollen klagen, Den Nächsten und den Besten, den sollt Ihr von mir sagen, Wenn sie mich wollen beweinen, das sei ohne Noth, Denn von eines Königs Hand lieg ich ja hier herrlich todt! Ich hab auch hier innen so vergolten meinen Leib, Daß es wohl möge beweinen manches guten Ritters Weib; Ob Euch deß Jemand frage, so mögt ihr ihm sagen, Von meiner Hand allein da liegen wohl hundert erschlagen!" Nun gedachte Hagen seines Freundes Volker, er lief Hildebranden an, und so kühn sich dieser auch zur Wehre setzte, ward er doch vom grimmen Hagen verwundet. Da warf er den Schild auf den Rücken und entrann zu Dietrich, der ihm, als er die Märe hörte, Vorwürfe machte, sich in einen Kampf eingelassen zu haben; doch als er hörte, daß Rüdiger wirklich erschlagen sei, ergrimmte er und befahl Hildebranden, seine Mannen zum Kampfe zu rufen; nun erst vernahm er, daß sie alle erschlagen seien, und er brach vor Schmerz in laute Klagen aus.

XXXIX. Da suchte sich Dietrich selbst sein Streitgewand und der alte Hildebrand half ihm die Rüstung anlegen; dann gingen beide hin, wo sie Gunthern und Hagen fanden; sie waren vor dem Hause an den Saal angelehnt. Noch war Hagen nicht entmuthigt; „ich bin wohl Manns genug, Dietrich zu bestehen," rief er, als er die Beiden herankommen sah. Dieser machte ihnen bittere Vorwürfe über Rüdigers und der Seinigen Tod; doch bot er ihnen an, sie zu schützen, und sie in ihr Land zu geleiten, wenn sie sich ihm als Geißel ergeben wollten. „Das verhüte Gott vom Himmel," entgegnete Hagen, „daß sich zwei Degen ergeben sollten, die noch so gewaffnet dastehen!" Als auch Hildebrand zuredete, verhöhnte ihn Hagen, daß er vor ihm geflohen sei. Da ergrimmte Dietrich, sprang dem kühnen Helden entgegen und schlug ihm eine breite Wunde; doch wollte er ihn nicht tödten, daher umschloß er ihn mit kräft'gem Arm und brachte ihn Kriemhilden, die darob nach starkem Leide große Freude empfand. Sie ließ den gebundenen Helden in ein Gefängniß bringen. Nun kam aber Gunther, sich an Dietrich zu rächen; doch auch er ward nach hartem Kampfe von dem Berner überwunden und, wie Hagen, gebunden der Königin gebracht, welche ihn höhnisch bewillkommnete und ihn in ein abgesondertes Gefängniß bringen ließ. Wohl bat Dietrich, sie möge die beiden Helden um seinetwillen am Leben lassen; allein vergebens. Sie ging zu Hagen und versprach ihm, seiner zu schonen, wenn er ihr den geraubten Schatz wieder geben wolle; dieser aber erwiederte, er habe einen Eid geschworen, nie zu entdecken, wo der Hort liege, so lange noch Einer von seinen Herren am Leben sei. Da ließ Kriemhilde ihrem Bruder das Haupt abschlagen, und trug es dann selbst zu Hagen. „So ist es ergangen, wie ich es gedacht", rief er aus, als er das Haupt des geliebten Herrn erblickte. „Nun ist von Burgunden der edle König todt, Giselher der junge und auch Gernot; Den Schatz weiß nun Niemand, als Gott und ich allein: Er soll dir, Teufelinne, immer wohl verhehlet sein." Ergrimmt riß ihm Kriemhilde das Schwert aus der Scheide, das nämliche, das Siegfried getragen hatte, als sie ihn zum letzten Male sah, und schlug dem Verhaßten das Haupt herab. Aber sie sollte sich ihrer That nicht lange erfreuen; denn als sie sie kaum vollbracht, sprang Hildebrand voll Grimm auf sie zu und erschlug sie. Dietrich und Etzel aber erhuben laute Klage um die Gefallenen: „Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest, Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt!"

Was wir in den einleitenden Bemerkungen über das volksthümliche Epos von dessen Ursprunge gesagt haben (S. 478 f.), gilt voraus von dem Nibelungenliede: es liegen demselben unzweifelhaft alte Sagen und Volksgesänge zum Grunde, aber es ist nicht aus der bloßen Anreihung oder mehr und weniger geschickten Verkittung solcher Volkslieder entstanden, wie man besonders seit Lachmann anzunehmen pflegt. Es wird aber nöthig sein, um unsere Leser so viel als möglich von der Unrichtigkeit dieser Ansicht zu überzeugen, dieselben mit dem Gang

der über den Gegenstand angestellten Untersuchungen in Kurzem bekannt zu machen.

Das Nibelungenlied ist uns vorzüglich in drei Handschriften erhalten, von denen zwei früher in Hohenems aufbewahrt wurden und eine dem großen Geschichtschreiber Aegidius Tschudi gehörte. Die letztere ist gegenwärtig in St. Gallen, und wird daher auch die St. Galler Handschrift genannt; von den beiden andern befindet sich eine in München, die andere ist Eigenthum des Freiherrn von Laßberg in Mörsburg; man bezeichnet sie daher am zweckmäßigsten als die Hohenems-Münchner und Hohenems-Laßbergische. Die letztere unterscheidet sich von der St. Gallischen Handschrift wesentlich dadurch, daß sie eine ziemlich große Zahl von Strophen hat, die sich in jener nicht finden; eine nähere Prüfung derselben zeigte auf das Unzweifelhafteste, daß diese Strophen spätere Zusätze sind, welche den unverkennbaren Zweck haben, theils einzelne Widersprüche des Textes, wie ihn die St. Galler Handschrift bietet, zu entfernen, theils Einzelnes genauer zu verbinden, worüber unten das Nähere berichtet werden soll. So erschien denn die Laßbergisch-Hohenemser Handschrift als eine spätere Ueberarbeitung des älteren in der St. Galler Handschrift aufbewahrten Textes. Da sich aber bei genauerer Vergleichung der Hohenems-Münchner Handschrift zeigte, daß zwischen ihr und der St. Galler ein ähnliches Verhältniß Statt finde, wie zwischen dieser und der Laßbergischen, d. h. daß ihr eine Anzahl Strophen fehlten, die in der St. Galler standen, so nahm man an, daß auch diese Strophen als spätere Zusätze anzusehen seien, daß die Hohenems-Münchner Handschrift somit den ältesten uns überlieferten Text des Nibelungenliedes enthalte, daß dieser sodann zwei auf einander folgende Ueberarbeitungen erlitten habe, deren erste in der St. Galler Handschrift, die zweite dagegen in der Laßbergischen niedergelegt sei. Allein man übersah dabei, daß die betreffenden Strophen der St. Galler Handschrift von ganz anderer Natur seien, als die der Laßbergischen, daß, während diese unverkennbar aus den oben angegebenen Gründen später eingeschoben worden, jene dagegen im innersten Zusammenhange mit dem Gedichte stehen und oft die tiefsten und nothwendigsten Motive zu den nachfolgenden Begebenheiten enthalten. Es ist allerdings wahr, daß das Nibelungenlied auch ohne diese Strophen vollkommen gut verstanden werden kann; allein aus welchem Gedicht könnte man nicht kleinere und größere Stellen herausreißen, ohne dadurch das Verständniß desselben im Ganzen zu stören? Ja, geschieht dies nicht sogar alle Tage, indem die Schauspieler dramatische Werke dadurch bühnengerecht zu machen suchen, daß sie oft die dichterisch schönsten Stellen abschneiden? Haben nicht selbst Schiller und Göthe ihre Dramen zum Behufe theatralischer Aufführung wesentlich verkürzt? Würden nun nach Jahrhunderten einem Kritiker beide Formen in die Hand kommen, ohne daß er ihren Ursprung wüßte, so würde er mit eben so viel Recht, als Lachmann, und aus den nämlichen Gründen die kürzere Form für die ältere, die ausführlichere dagegen für eine spätere Ueberarbeitung erklären können, weil die in ihr vorkommenden Stellen zum Verständniß des Ganzen nicht unbedingt nothwendig seien, und sie nur dichterische Motive enthielten, die allerdings vortrefflich seien, allein sich eben in der kürzeren Form nicht vorfänden. Solcher Art sind aber die Strophen, welche die St. Galler Handschrift enthält, in der Hohenems-Münchner dagegen nicht vorkommen, oder sie enthalten epische Ausführungen der Verhältnisse, wie sie gerade dem volksthümlichen Epos angemessen sind, und man verwirft mit ihnen eben so viele Schönheiten des Gedichts. Die Abweichungen der Hohenems-Münchner Handschrift lassen sich auf umgekehrte Weise erklären: es sind wirkliche und mit Absicht durchgeführte Auslassungen des älteren, ursprünglichen Textes. Dieses Verfahren steht nicht allein da, vielmehr beruhen alle späteren Bearbeitungen der volksthümlichen Gedichte auf ähnlicher Verkürzung des ursprünglichen Textes, und wenn die Verkürzungen der genannten Handschrift noch nicht so weit gingen, als die späteren, so ist dies lediglich daraus zu erklären, daß es der erste Versuch war, alte Gedichte „mundgerecht" zu machen, wenn ich mich so ausdrücken darf, und daß die Zeit eine größere Verkümmerung des noch allgemein bekannten und beliebten Gedichts noch nicht erlaubte.

Diese unbegründete Annahme, daß die verkürzte Form des Gedichts auch der älteste uns überlieferte Text sei, führte aber zu weiteren Muthmaßungen: wie die St. Galler Handschrift nur als Erweiterung der Hohenems-Münchner erschien, konnte ja auch diese selbst eine Ueberarbeitung eines noch älteren Textes sein. Man hatte für diese Hypothese freilich keine Urkunde, wie für jene erste; es war keine Handschrift vorhanden, die einen noch mehr verkümmerten Text dargeboten hätte: allein man wußte sich auch da zu helfen. Wußte man ja, daß die im Nibelungenliede niedergelegte Sagenwelt schon in den frühesten Zeiten vom Volke in einzelnen Liedern besungen worden war; was lag also näher, als auszusprechen, es sei das Nibelungenlied eigentlich nichts Anderes, als eine Sammlung jener alten Gesänge, die dann irgend ein Dichter des zwölften oder dreizehnten Jahrhunderts durch Zusätze und Erweiterungen aller Art gesucht habe, zu einem Ganzen zu verbinden. Nun galt es, diese Zusätze ausfindig zu machen, und es hat Lachmann, der die Arbeit unternahm, in derselben allerdings einen bewundernswürdigen Scharfsinn entwickelt, eine ebenso bewundernswürdige Kenntniß der alten Sprache und Poesie an den Tag gelegt; allein er kann mit allem diesem Aufwande von Gelehrsamkeit und Scharfsinn doch nur diejenigen überzeugen, die ihm von vorn herein glauben: trotz der wiederholten Schläge seines kritischen Hammers bleibt das großartige Werk in seiner ganzen Herrlichkeit stehen. Es kann unsere Absicht nicht sein, in die Einzelnheiten seiner Beweisführung einzugehen; es genügt hier zu erwähnen, daß diese sich nach seinem eigenen Geständniß oft auf bloßes Gefühl gründet, und daß die einzelnen Beweismittel eben so oft ganz unzureichend sind. Wo sie aber, um seinen eigenen Ausdruck zu gebrauchen, zwingend sind, ist dies aus einem andern Verhältnisse zu erklären.

So abgerundet und in sich abgeschlossen das Nibelungenlied in der oben gegebenen Darstellung des Inhalts erscheint, so läßt doch eine genauere Betrachtung keinen Zweifel, daß es aus **zwei** ursprünglich ganz geschiedenen und unabhängigen Gedichten besteht, von denen das **erste** bis zum neunzehnten Abenteuer reicht (so werden die Abschnitte in den Handschriften genannt), das **zweite** die

zwanzig letzten Gesänge umfaßt. Daß diese zwei Theile aber in der That von einander unabhängige Gedichte sind, läßt sich aus den in ihnen vorkommenden Widersprüchen oder ganz unvereinbaren Thatsachen nachweisen, die auch einem unbedeutenden Dichter nicht hätten entschlüpfen können, wie viel weniger einem so begabten, als dem des Nibelungenlieds, der den Stoff so mächtig beherrschte. Ja es sind diese Widersprüche von solcher Art, daß der Dichter der zweiten Hälfte die erste gar nicht gekannt haben kann, weshalb man denn auch gewöhnlich annimmt, daß diese späteren Ursprungs sei, als jene. So wird im ersten Theile Dankwart, Hagens Bruder, als schon gereifter Mann eingeführt, der Siegfried in seinem Zug gegen die Sachsen begleitete und mit Gunther, Siegfried und Hagen in Brunhildens Land zur Brautwerbung fuhr, während der nämliche im zweiten Theile selbst sagt, daß er zur Zeit von Siegfrieds Ermordung noch ein Kind gewesen sei. Auf die nämliche Weise wird Volker in der zweiten Hälfte als eine ganz unbekannte Person eingeführt, während er in der ersten schon in den mannigfaltigsten und wichtigsten Beziehungen erscheint. Diese und andere Widersprüche der Art benutzt Lachmann, um nachzuweisen, daß das ganze Gedicht aus zwanzig einzelnen, abgerissenen, mit einander in keinem äußeren Zusammenhange stehenden Liedern zusammengesetzt worden sei; sie beweisen aber eben nur, daß es aus zwei von einander unabhängigen Gedichten bestehe. Diese Thatsache wird übrigens noch ausdrücklich durch Zeugnisse älterer Dichter bestätigt. Der Marner scheidet auf das Bestimmteste „Kriemhildens Verrath oder Rache" von „Siegfrieds Tod" (S. o. S. 93, Nr. 17), und Hugo von Trimberg setzt in seinem „Renner" das Gedicht von „Kriemhildens Mord" einem andern von „der Nibelungen Hort" ausdrücklich entgegen. Zwar sind beide Gedichte, welche wir am besten mit den Namen bezeichnen, die sie zu Marners Zeit führten, in allen Handschriften unmittelbar an einander gereiht, als ob sie nur Eines bildeten: allein es ist sehr begreiflich, daß man dieselben, da sie sich dem Inhalte nach so genau an einander schließen, früh schon zusammenschrieb. Ist ja auch die „Klage" in den Handschriften unmittelbar an die Gedichte von den Nibelungen angereiht, obgleich sie gewiß selbst von dem achtlosesten und unkundigsten Schreiber nicht als Bestandtheil der vorgehenden Dichtungen angesehen wurde. Wie wenig jedoch die Schreiber daran dachten, die beiden Gedichte von den Nibelungen zu verschmelzen, zeigt sich schon in der ersten Strophe von Kriemhildens Rache, da in ihr Kriemhilde als eine ganz unbekannte Persönlichkeit eingeführt wird *), obgleich die letzten Strophen von „Siegfrieds Tod" sich ganz ausschließlich mit derselben beschäftigen. Eben deshalb ließen sie auch die Schlußzeile der zweiten Hälfte stehen, welche sich augenscheinlich nur auf den Inhalt derselben und nicht auf das Ganze bezieht **). Nur eine einzige Handschrift weicht hierin von den übrigen ab: es ist die Laßbergisch-Hohenemser, von der schon oben gesagt wurde, daß sie als eine spätere Bearbeitung anzusehen ist, mit der unverkennbaren Absicht, einzelne Widersprüche in den beiden Theilen zu tilgen; vor Allem aber die zwei Gedichte zu einem Ganzen zu verschmelzen. Diese Absicht tritt zunächst am Schlusse des ersten Theils hervor, welchem die Handschrift noch acht Strophen mit einem passenden Uebergange zum Inhalt der zweiten Hälfte hinzufügt. Nachdem darin nämlich erzählt worden, daß Frau Ute, Kriemhildens Mutter, ein Kloster gegründet habe, welches auch von dieser um Siegfriedes und der Ruhe seiner Seele willen reichlich begabt worden sei, heißt es nun weiter, daß sich die alte Königin dahin begeben, auch ihre Tochter überredet habe, sich in dasselbe zurückzuziehen: „In denselben Zeiten," schließt dieser Zusatz, „da Kriemhilde sollte ziehen mit ihrer Mutter, wohin sie ja auch wollte, Da mußte sie verbleiben, wie es sollte sein: Das bewirkten Mären, die von ferne kamen über Rhein." Es ist unverkennbar, daß namentlich diese letzte Strophe den ersten Theil mit dem zweiten verbinden soll, der ja mit der Brautwerbung Etzels beginnt. Endlich veränderte der nämliche Bearbeiter auch die Schlußzeile der zweiten Hälfte; er fühlte, daß der Name „Nibelungennoth" nicht auf das Ganze anwendbar sei, und änderte ihn daher in „Nibelungenlied" um *), einen Namen, den wir auch am füglichsten beibehalten, wenn wir von den beiden Dichtungen zusammen sprechen.

Wir haben unsere Leser mit der äußeren Geschichte des Nibelungenliedes, mit den Handschriften, die uns den Text überliefert haben, mit deren gegenseitigen Verhältnissen bekannt machen müssen, um unsere Ansicht von dem Ursprunge des Gedichts zu begründen. Wenn wir uns auch hiebei nur auf Allgemeines beschränken mußten, und uns der Raum, wie der Zweck des Buchs nicht gestattete, in das Einzelne einzugehen, wodurch freilich die Begründung an Kraft und Sicherheit gewonnen hätte, so wagen wir doch zu hoffen, unsere Leser überzeugt zu haben, es sei das Nibelungenlied nicht aus der willkürlichen, unorganischen Verkittung unzusammenhängender Volkslieder entstanden; es wird sich dies übrigens noch sicherer herausstellen, wenn wir dessen künstlerische Entwickelung betrachten. Ehe wir jedoch diesen Gegenstand berühren, wollen wir, um Alles, was die äußere Geschichte des Gedichts betrifft, zusammenzufassen, noch einige Bemerkungen über den Dichter vorausschicken. Denn zu welcher Ansicht man sich auch bekennen mag, ob man das Nibelungenlied als eine durch irgend einen Bearbeiter veranstaltete Sammlung älterer Volkslieder, oder es für die selbstständige Schöpfung zweier Dichter ansieht, immerhin verdient derjenige, welchem das Gedicht die uns überlieferte Gestalt verdankt, unsere vollste Bewunderung, da selbst ein bloßer Bearbeiter, dem es gelungen wäre, so mannigfaltige Bestandtheile zu einem so großartigen Ganzen zu verbinden, und sie durch die trefflichsten Zusätze zu ergänzen, einen ausgezeichneten Rang unter den Dichtern jener Zeit einnehmen würde. Leider läßt sich die Frage, wem wir das vortrefflichste Werk unter allen Dichtungen des deutschen Mittelalters zu verdanken haben, nur sehr ungenügend beantworten; und alle Versuche, irgend ein bedeutenderes Ergebniß zu gewinnen, sind

*) Daz was in einen zîten, dô vrou Helche erstarp,
und der künic Etzel umbe ander vrouwen warp,
dô rieten sine vriunde in Burgonden lant
zuo einer stolzen witwen, *diu was vrou Kriemhilt genant.*

**) Hie hât daz mær ein ende: *ditze ist der Nibelunge nôt.*

*) Hie hât daz mære ein ende: *daz ist der Nibelunge liet.*

bis jetzt durchaus gescheitert. Wir wollen unsere Leser nicht mit den verschiedenen Hypothesen behelligen, welche seit etwa hundert Jahren in dieser Beziehung aufgestellt wurden, sondern nur das bemerken, was sich mit einiger Gewißheit feststellen läßt. Daß die Dichter nicht unter den höfischen gesucht werden dürfen, geht aus der ganzen Haltung des Nibelungenliedes hervor, dem bei aller Gewalt und allem Reichthum der Phantasie die phantastische Richtung gänzlich abgeht, die ein so entschiedenes Kennzeichen der höfischen Epik ist. Es sind daher unzweifelhaft Volksdichter, denen wir die beiden Dichtungen zu verdanken haben, aber Volksdichter, die sich an der höfischen Kunst herangebildet und sich alle Vorzüge derselben angeeignet hatten, ohne sich von ihren Mängeln beherrschen zu lassen, welche die künstlerisch schöne Form und die gebildete Sprache der höfischen Dichter mit seltener Gewandtheit behandelten, und zugleich von dem frischesten Geiste der Volkspoesie beseelt waren, der sie vor allen Abirrungen sicher stellte, in welche die höfischen Dichter verfielen. Ob sie gleich die Einflüsse der Zeit auf sich wirken ließen, und die Verhältnisse der Heldenzeit auf die des Ritterthums übertrugen, so beurkundeten sie schon darin ächt poetischen Geist, daß sie den Charakter derselben doch vollkommen bewahrten, und während die höfischen Dichter die Personen der antiken Heldensage und selbst der Karlssage nicht bloß äußerlich, sondern ihrem innersten Wesen nach zu Gebilden des Ritterthums verunstalten, so tragen im Nibelungenliede die Helden nur das Gewand mittelalterlicher Ritter, ihr Wesen bleibt dagegen vollständig unverkümmert, es sind Gestalten, die nur in der ältesten Heldenzeit gelebt haben können, so wie auch die Begebenheiten ganz das Gepräge jener Zeit tragen.

Man hat die Zeit, in welcher die Dichter, oder, nach der Ansicht jener Kritiker, die Sammler des Nibelungenliedes lebten, ja sogar wann sie ihre Sammlung veranstaltet haben, mit der schärfsten Genauigkeit zu bestimmen versucht, und sich dabei auf Einzelnheiten gestützt, die an sich doch gar Nichts beweisen *); wenn eine solche Bestimmung aber schon bei den Werken der bekanntesten höfischen Dichter nicht mit voller Sicherheit gegeben werden kann, so wird sie bei den Werken von Dichtern, über deren Person wir nicht das Mindeste wissen, noch weniger gerechtfertigt werden können. Jedoch dürfte man die Zeit, in welche Lachmann die ursprüngliche Abfassung seiner Nibelungenlieder setzt, also das letzte Viertel des zwölften Jahrhunderts, ohne zu weit von der Wahrheit abzuirren, auch als diejenige annehmen, in welcher die Dichter des Nibelungenliedes blühten.

Die Heimat derselben läßt sich ebenfalls nur im Allgemeinen bestimmen; sie müssen im südlichen Deutschland gelebt haben, wo, wie wir schon öfters gesehen haben, das nationale Bewußtsein am kräftigsten war und die Volkspoesie auch am frischesten sich entfaltete. Der Dichter des ersten Theils kann nicht am Rheine gelebt haben, wie sich aus einigen geographischen Unrichtigkeiten ergibt (welche der Bearbeiter in der Laßbergischen Handschrift verbessert); daraus aber, daß der Dichter der zweiten Hälfte eine genaue Bekanntschaft mit Oesterreich zeigt, den Schluß zu ziehen, daß er aus diesem Lande stammte, ist wohl unstatthaft, da er ohne Zweifel ein fahrender Sänger war und daher, auch ohne selbst ein Oesterreicher zu sein, gewiß das Land kannte, in welchem die Kunst in so hohem Ansehen stand und auch das Gefühl für Volkspoesie so kräftig war. Dagegen weisen die Handschriften auf die Schweiz, da die drei wichtigsten aus diesem Lande stammen und es doch wohl nicht ein Werk des Zufalls ist, daß die drei bedeutendsten Urkunden eines und desselben Gedichts sich auf einem so engen Raum zusammenfanden.

Was den poetischen Werth des Nibelungenliedes anbelangt, so tritt seine Bedeutsamkeit schon dadurch recht lebendig hervor, daß man es lange Zeit für das Werk eines einzigen Dichters hielt, was nur aus der ganz vortrefflichen Composition des Ganzen erklärt werden kann, in welchem die einzelnen Begebenheiten vom Anfange bis zum Schlusse mit so großer epischen Kunst entwickelt sind, daß man selbst dann, wenn man mit Rücksicht auf die in den beiden Theilen vorkommenden unauflöslichen Widersprüche zur Ueberzeugung gelangt ist, es könne unmöglich das Werk eines einzigen Dichters sein, sich die beiden Gedichte doch unwillkürlich als ein einziges Ganzes denkt. Da aber keiner von den beiden Dichtern das Werk des andern kannte, so setzt dies voraus, daß beide gleichmäßig den Geist und das Wesen der Sage sowohl, als des volksthümlichen Epos auf das Tiefste und Lebendigste erfaßt haben, beide die würdigsten Träger des nationalen Geistes und der im Volke wurzelnden poetischen Kraft waren.

Jedes der beiden Gedichte ist, an und für sich betrachtet, ein vollkommenes Kunstwerk, das in Composition, Entwickelung und Haltung Alles, selbst das Beste, weit übertrifft, was die höfischen Dichter geleistet haben; jedes würde, wenn es auch allein stünde, die vollkommenste Befriedigung gewähren, und wenn es auch kein Zweifel ist, daß jedes durch das andere in erfreulicher Weise gehoben, ja man kann sogar sagen, ergänzt wird, so hat es damit ganz dieselbe Bewandtniß, wie wenn z. B. die glückliche Zusammenstellung mehrerer architektonischer Kunstwerke die Vollkommenheit eines jeden derselben kräftiger hervortreten läßt. Freilich müssen diese, damit keines den Eindruck schwäche, welche jedes einzeln hervorbringen soll, in Charakter und Wesen mit einander übereinstimmen, und es würde die Zusammenstellung eines griechischen Tempels mit einem gothischen Dome eher widrig, als erfreulich wirken, weil eine Gesammtauffassung schlechterdings unmöglich ist; aber diese nothwendige innere Harmonie findet sich in unsern beiden Gedichten in vollkommenster Weise, da beiden der nämliche Gedanke zum Grunde liegt. „Diese Rede", antwortet Kriemhilde ihrer Mutter als diese ihr sagt, das Glück des Weibes bestehe in der Liebe, „die Rede laßt bleiben, Fraue mein! Es mag an manchen Frauen genug erprobet sein, Wie Liebe

*) Z. B. wenn behauptet wird, daß, weil in den Nibelungen die Länder Zazamane und Azagone vorkommen, diese aber nirgends sonst als in Wolframs Parzival erwähnt werden, jene sie daher aus diesem entlehnt haben müssen, als ob diese Namen nicht schon in andern verloren gegangenen Gedichten hätten vorkommen oder Verunstaltungen morgenländischer, durch die Kreuzfahrer in Europa bekannt gewordener Namen hätten sein können; oder gar, wenn man aus dem Umstande, daß das Nibelungenlied das Bluten der Wunden in Gegenwart des Mörders erwähnt, den Schluß ziehen will, es sei dies aus Hartmanns Iwein entnommen, als ob Hartmann diesen Volksglauben erfunden hätte.

mit Leide am Ende lohnen kann." Und wie das erste Gedicht mit diesem Gedanken beginnt, so wird das zweite mit demselben geschlossen: „Mit Leide war geendet des Königs hohes Fest, Wie zu allem Ende die Liebe immer Leid nur läßt." Und wenn auch beide Gedichte sich dadurch wesentlich unterscheiden, daß das erste bis zum letzten Augenblick, bis zur Ermordung Siegfrieds, einen mehr heiteren Charakter hat, der noch in so lebendiger Weise kurz vor dem Schlusse in der Schilderung der Jagd sich kund gibt, während im zweiten der Charakter des Tragischen, Düsteren sich selbst durch diejenigen Stellen zieht, in denen der Dichter freudige Ereignisse erzählt; so werden sie doch wiederum durch jenen Grundgedanken zur lebendigsten Einheit verbunden, welche freilich auch dadurch gewonnen wird, daß in beiden Dichtungen die nämlichen Hauptpersonen erscheinen und die zwei Dichter den Charakter derselben im Sinne der lebendigen Sage darstellen.

Was uns am Nibelungenliede (wir bedienen uns immer dieses Namens, wenn wir von beiden Gedichten sprechen) vor Allem mit Bewunderung erfüllt, ist die einfache Größe, welche sich schon in der Anlage ausspricht und die ganze Ausführung durchdringt. Die Entwickelung steht aber bei all ihrer Einfachheit und ihrem schlichten Gang unendlich höher, als die Compositionen der höfischen Dichtungen; denn wenn die Dichter auch die einzelnen Begebenheiten chronologisch an einander reihen, so ist doch nicht die bloße Zeitfolge der Grund dieser Anordnung, sondern vielmehr die ächt poetische Rücksicht, daß die nachfolgende stets die nothwendige Wirkung der vorangehenden ist, weshalb auch im Nibelungenliede keine Spur von der phantastischen Willkür der Erfindung ist, die selbst in den besseren höfischen Epen Widerwillen erweckt. Ein kurzer Rückblick auf den Gang des Gedichts wird hinreichen, dies klar darzustellen. Wir werden sogleich mit den zwei Hauptpersonen, Kriemhilden und Siegfrieden, in kurzen, aber scharfen Zügen bekannt gemacht; und es ist gewiß ein Beweis ächten Kunstgefühls, daß der Dichter uns diese zwei Gestalten in zwei äußerlich scheinbar nicht zusammenhängenden Bildern darstellt, weil jedes derselben hierdurch zur selbstständigen Bedeutsamkeit gelangt. Doch wird ihr späteres, den ganzen Gang der Handlung beherrschendes Verhältniß schon im ersten Abenteuer mit viel Geschick angedeutet, so daß, wenn der Dichter sich im zweiten Gesang zu Siegfried wendet, kein Zweifel obwaltet, es habe der Jungfrau Traumbild auf ihn Bezug. Obgleich das dritte Abenteuer sich, wie das zweite, mit Siegfrieden beschäftigt, so liegt doch zwischen den beiden erzählten Begebenheiten ein nicht kleiner Zeitraum, und auch dies beweist wiederum des Dichters künstlerische Begabung. Hätte er die Heldenthaten des Jünglings unmittelbar an die Darstellung seiner Jugendzeit anreihen wollen, so hätte er sie, weil sie eben dadurch zu wesentlichen Bestandtheilen der Erzählung gestempelt worden wären, in ausführlicherer Weise berichten und dadurch den Gang der eigentlichen Handlung unterbrechen müssen, und zudem machen diese Thaten Siegfrieds, wie sie im Verlaufe des dritten Gesangs in Form einer Episode berichtet werden, obgleich nur rasch und gedrängt erzählt, eine weitaus größere Wirkung, da wir zugleich die Bewunderung wahrnehmen, zu welcher sie einen der mächtigsten Helden des Gedichts, den grimmen Hagen, hinreißen *). Liebe zur schönen Kriemhilde hatte Siegfrieden nach Worms geführt; und auch die Jungfrau ward, als sie den Heldenjüngling, von ihm ungesehen, erblickte, von noch ungekannten Gefühlen ergriffen; allein Siegfried wagt es noch nicht, um die Herrliche zu werben, er fühlt, daß er sie durch neue Heldenthaten verdienen muß. Aber weit entfernt, sich, wie die Ritter der Tafelrunde, in eben so zwecklose als unsinnige Abenteuer zu stürzen, wartet er geduldig, bis sich die Gelegenheit darbietet, sich neuen Ruhm zu erwerben und zugleich den Brüdern der Geliebten wesentliche Dienste zu erweisen. Diese Gelegenheit findet sich bald; er besiegte die Sachsen und Dänen, welche Burgundenland bedrohten, und befreiete den König Gunther aus drohender Gefahr. Doch erst als dieser ihn bittet, ihm bei der Werbung um Brunhilden beizustehen, fordert er Kriemhildens Hand zur Belohnung. Was ihn aber dem Ziele seiner Wünsche nahe brachte, wurde zugleich der Grund seines frühen Todes, und so hat der Dichter schon mitten im Gedichte den Schluß desselben auf das Vortrefflichste motivirt. Denn Siegfried half nicht nur Gunther die starke Brunhilde in den Kampfspielen besiegen, er nahm ihr auch den Gürtel, der ihr übermenschliche Kraft verlieh, so daß sie erst nach dessen Verlust von Gunther bewältigt werden konnte. Aber Siegfried gab den Gürtel seiner geliebten Kriemhilde, und als diese später von der hochmüthigen Brunhilde gereizt wurde, warf sie ihr höhnisch vor, daß Siegfried sie in der Brautnacht besiegt habe. Diese Beschimpfung entflammte die stolze Königin zur Rache; Hagen, der gegen den größeren Siegfried von Neid erfüllt war, ließ sich leicht bereden, ihr zum Werkzeuge zu dienen, er ermordete den kühnen Helden, den er nicht Mann gegen Mann zu bekämpfen wagte.

Eben so trefflich ist die Composition des zweiten Gedichts; ja sie überrascht noch mehr, weil es sich in noch einfacherer Weise bewegt und die einzelnen Begebenheiten in noch auffallenderem Maße chronologisch an einander gereiht zu sein scheinen. Wir heben nur Einen Punkt hervor, aus dem wir am leichtesten ersehen, wie der Dichter schon bei Beginne des Werkes die weitere Entwickelung im Auge hatte, und dieselbe begründete. Etzel wählt aus allen seinen Mannen den Markgrafen Rüdiger zur Werbung um Siegfrieds Wittwe, nicht, wie es den Anschein hat, weil dieser in Burgundenland bekannt ist, sondern weil die ungeheuere Katastrophe gerade durch dessen Mitwirkung bei der Werbung bedingt ist. Kriemhilde gibt ihre Einwilligung nur unter der Bedingung, daß Rüdiger ihr gegen jeden Feind beizustehen verspricht, und sie weiß ihn, auf dieses Versprechen gestützt, zum Kampfe gegen die Burgunden zu zwingen. Wohl hätte auch jeder andere Held dieses Versprechen gegeben und gehalten; aber bei keinem andern hätte es so folgenreich werden können, da nur Rüdigers Tod den einzigen Helden Etzels, der den Burgunden überlegen war, den gewaltigen Dietrich von Bern, zum Kampfe gegen dieselben bewegen konnte.

*) Man sieht, daß man aus den Nibelungen, wie aus der Iliade manches bedeutsame Kunstgesetz entwickeln könnte; und gerade diese vortreffliche Composition, die in der Dichtung des Mittelalters so ganz allein da steht, wird durch die versuchte Auflösung in Lieder vollständig vernichtet.

Nicht weniger groß erscheinen die Dichter in der Zeichnung der Charaktere, worin sie die höfischen Epiker eben so sehr, ja vielleicht in noch höherem Grade übertreffen, als in der Composition. Da treten uns nicht bloß, wie in den Rittergedichten, allgemeine Gestalten entgegen, die sich beinahe alle bis auf unbedeutende Kleinigkeiten ähnlich sehen, sondern die individuellsten, auf der lebendigsten Wahrheit beruhende Persönlichkeiten, die sich durch jede That, die sie ausführen, durch jedes Wort, das sie sprechen, durch die kleinste Bewegung, die sie thun, von allen übrigen unterscheiden: obgleich z. B. Heldenmuth und Tapferkeit bei Siegfried, Dietrich, Hagen, Hildebrand, Rüdiger, Volker und so vielen andern den Grundzug des Charakters bilden, und sie eben wegen dieser Eigenschaften von Freunden und Feinden gepriesen werden, so sind sie doch bei jedem derselben zur vollsten Individualität ausgeprägt. Selbst diejenigen unter ihnen, die sich in der Charakterentwickelung am nächsten stehen, Siegfried und Dietrich, bieten wesentliche Verschiedenheiten dar; so ist dem ersten die zarte Jungfräulichkeit der Gesinnung durchaus eigenthümlich, während sie dem Berner bei allem Adel des Gemüths ganz abgeht. Auch Hagen und Hildebrand bieten mancherlei Vergleichungspunkte dar: in beiden spricht sich neben der unerschütterlichen Tapferkeit, die allen Gefahren trotzt, die unbedingteste, sich nie verläugnende Treue gegen ihre Herren aus; aber bei dieser Aehnlichkeit zeigen sie wieder die schroffsten Gegensätze. Hagen ist treu, weil es die Ehre gebietet, Hildebrand ist es vorzüglich aus persönlicher Liebe zum Berner Helden. Hagen hat dabei böse Neigungen: er ist eifersüchtig auf die größere Heldengröße Siegfrieds, und diese Eifersucht hat nicht weniger Antheil an dem Entschlusse, Siegfried zu ermorden, als der Wunsch, die beleidigte Gemahlin seines Herrn zu rächen. Bei allen Gelegenheiten zeigt sich sein hartes Gemüth, während Hildebrand stets die edelste Gesinnung an den Tag legt. Damit steht nicht im Widerspruch, daß er Kriemhilden erschlägt, vielmehr ist auch diese That ein Beweis seines edlen Gemüths, das in Zorn überwallte, als er sah, wie ein Weib den wehrlosen burgundischen Helden hinschlachtete. So harten Gemüths Hagen aber auch ist, so ist er doch edler Regungen fähig; schon seine Aufopferungsfähigkeit würde dafür zeugen, denn sie kann nicht bloß aus seiner heldenmüthigen Todesverachtung erklärt werden; in noch schönerem Lichte erscheint sie in dem Freundschaftsbunde, den er mit Volker geknüpft; wirklich rührend ist es aber, wenn die Härte des Mannes durch Rüdigers Edelmuth, der ihm seinen eigenen Schild gibt, gebrochen wird. Durch solche Züge wird das Abstoßende und beinahe Grauenhafte im Charakter Hagens gemildert, und wir bewundern den Dichter, der durch so einfache Mittel so große Wirkung hervorbringt.

Die Charakteristik Siegfrieds ist wahrhaft großartig, da der Dichter die auffallendsten Gegensätze zur vollendetsten Harmonie vereinigt hat: die zarteste Gesinnung paart sich in dem jugendlichen Helden mit der unüberwindlichsten Tapferkeit, das stolzeste Selbstbewußtsein mit jungfräulicher Schüchternheit. Es ist kein Held so gewaltig, daß er ihn nicht freudigen Muthes bestünde; es ist kein Abenteuer so gefährlich, daß er es nicht zu unternehmen wagte, und derselbe Held, der den Drachen erlegte, den starken Zwerg besiegte, sich die Nibelungen dienstbar machte, vor dem selbst der grimme Hagen zurücktritt, entwickelt die liebenswürdigste Zartheit, die anmuthigste Schüchternheit, als die Liebe sein Herz erfüllt. Er wagt es selbst dann noch nicht, um die schöne Kriemhild zu werben, als er durch die Besiegung der Sachsen sich die größten Verdienste um deren Bruder erworben hatte. Denn als er sie sieht, die „wie das Morgenroth aus trüben Wolken tritt“, die „vor andern Frauen glänzt, wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt“, da verzagt er; er, auf den aller Frauen Augen gerichtet waren, den die tapfersten Helden bewunderten, wagt es nicht, seine Wünsche bis zur schönen Jungfrau zu erheben. „Wie dacht ich je daran, daß ich dich minnen sollte? Das ist ein eitler Wahn!“ so sagt er entmuthigt zu sich selbst, von dem Schönheitsglanze der Jungfrau geblendet. „Aber,“ fügt er hinzu, „so wäre mir besser der Tod!“ Zwölf Tage lang blieb er in ihrer Nähe, und ob er gleich während dieser Zeit Gelegenheit gehabt hatte, zu bemerken, daß sie seine Gefühle theile, so wagte er doch nicht zu hoffen, und er wäre von Gunthers Hof geschieden, wenn ihn nicht Gernot zurückgehalten hätte. Denn immer noch glaubt er, noch nicht genug gethan zu haben, um der schönen Jungfrau würdig zu erscheinen. Erst als sich ihm wieder Gelegenheit darbietet, dem König neue Dienste zu erweisen, wagt er, die Geliebte als Belohnung zu verlangen. Sie wird ihm zu Theil, nachdem es ihm gelungen, Brunhilde zu besiegen und für Günther zu erwerben. Wenn auch seine Liebe von nun an eine andere, wir möchten sagen, männliche Gestalt annimmt, so bleibt sie nicht minder warm und innig; es läßt sich der Held durch dieselbe sogar verleiten, dem geliebten Weibe das Geheimniß von Brunhildens Brautnacht mitzutheilen, was so fürchterliche Folgen haben sollte. So weiß uns der Dichter in dem mächtigen Helden auch den Menschen mit seinen rein menschlichen Leidenschaften und Schwächen zu zeigen, wie denn überhaupt alle Charaktere des Gedichts das vollkommenste Gepräge naturgetreuer Wahrheit haben. Die Liebe, die den Jüngling beseelte, den Mann beglückte, erfüllt den Helden noch in der Todesstunde. „Mich dauert Nichts auf Erden,“ ruft er sterbend aus, „als Frau Kriemhilde, mein Weib!“ und mit dem letzten Athemzuge bittet er den König Gunther, sich der verlassenen Wittwe anzunehmen. — Siegfrieds edle Seele und tiefes Gemüth zeigt sich auch in den andern Lebensverhältnissen: er ist mild und freigebig, offen und ohne Falsch, der höchsten Aufopferung für seine Freunde fähig, versöhnlich und gerecht, er hat mit Einem Worte so viele vortreffliche Eigenschaften, daß man über ihnen beinahe vergißt, daß er unter den Tapfern der Tapferste ist, daß er alle übrigen an Heldenmuth und Körperkraft übertrifft.

Mit nicht weniger Liebe und Kunst hat der Dichter die schöne Kriemhilde gezeichnet. Wir erblicken sie zuerst als blühende Jungfrau, deren Herz nur noch für Mutter und Geschwister schlägt, wie sie denn ihrer Mutter Traumdeutung jungfräulich verschämt zurückweist, und gegen alle Werbungen kalt und unempfindlich bleibt. Aber als Siegfried zu Worms erscheint, und Alles vom Lobe des Heldenjünglings erschallt, steigen Ahnungen in ihrer Seele auf, welche schon auf Liebe deuten: denn als sie

Gelegenheit sucht, ihn unbemerkt zu sehen, da ist es schon nicht mehr bloß weibliche Neugierde, die sie leitet; daher verschließt sie auch den Eindruck in ihrem Busen, den der herrliche Jüngling auf sie gemacht; die jungfräuliche Verschämtheit hält sie ab, sich selbst zu gestehen, wie sehr sie sich nach ihm hingezogen fühlt, aber unwillkürlich beschäftigen sich ihre Gedanken stets nur mit dem schon heiß Geliebten. Als Gunther die Boten mit der Nachricht von dem über die Sachsen erfochtenen Siege nach Worms vorausschickt, läßt Kriemhilde einen derselben vor sich kommen. „Das geschah verstohlen," fügt der Dichter vortrefflich hinzu, „sie durft es wohl nicht laut: Es war ja der darunter, dem ihr Herz sie vertraut." Sie erkundigt sich nach denen, welche dem Kriegszug beigewohnt haben; zwar nennt sie Siegfrieden nicht, aber man sieht doch aus jedem ihrer Worte, daß sie ihn vor Allen im Sinne hat. Daher heißt es, als ihr der Bote von dessen Heldenthaten berichtet hatte: „Ihr Antlitz, das schöne, wurde rosenroth, Da glücklich war geschieden aus so großer Noth Siegfried, der junge, der weidliche Mann." Jeder Zug, den der Dichter weiter hinzufügt, vollendet das liebliche Bild. Als Gunther nach der Rückkehr von Isenlande ihr ankündigt, daß er sie einem Ritter zum Weibe gelobt habe, da kündigt ihr ihr Herz, daß es kein anderer sein könne, als Siegfried, und sie eilt daher, ehe noch ihr Bruder ihr den Namen genannt, diesem zu erklären, daß sie sich stets seinem Willen unterwerfen würde; so glücklich sie sich fühlt, will sie doch mit jungfräulicher Schamhaftigkeit dieses Glück vor ungeweihten Augen verbergen. Aber sobald sie ihm angetraut ist, verschwindet diese mädchenhafte Scheu, und wie sie ganz Jungfrau war, so wird sie nun ganz Weib: alle ihre Gedanken, all ihr Sinnen und Trachten ist auf den geliebten Mann gerichtet, der nun der Zweck ihres Lebens wird. Er ist ihr der Verein aller Vortrefflichkeit, dem sich Nichts gleichstellen darf; der geringste Vorwurf, der ihm gemacht wird, empört ihr liebendes Herz und reizt sie sogar zu ungebührlichem Betragen. Wenn auch Siegfrieden überlebend, ist doch mit seinem Tode auch ihr Leben abgeschlossen, theilnahmlos gegen Alles, was sie umgibt, lebt sie nur noch in der Erinnerung an den verlornen Geliebten. — So hat uns der Dichter in Kriemhilden ein lebenswarmes und getreues Bild der schönsten Jungfräulichkeit und Weiblichkeit gegeben, das nicht bloß in der Literatur des deutschen Mittelalters einzig da steht, sondern auch den schönsten Gebilden aller Zeiten und Völker an die Seite gestellt werden kann.

Nicht weniger trefflich ist Kriemhilde im zweiten Theile geschildert. Allerdings scheint der Charakter, den er ihr gegeben, mit dem in Widerspruch zu stehen, den wir eben näher betrachtet haben; allein wenn es auch in der That so wäre, so ließe sich doch kein Vorwurf daraus begründen, weil der zweite Theil eben ein ganz selbstständiges Gedicht ist. Doch ist der berührte Widerspruch in der That nur scheinbar, und es ließen sich beide Gedichte, wenn man bloß auf Kriemhildens Charakter Rücksicht nähme, vollkommen zu einer Einheit vereinigen. Denn eben die unvergängliche Liebe, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, mußte den Gedanken an Rache um so mehr in ihr entflammen, als sie mit jedem Tage, mit jedem Jahre die Größe ihres unersetzlichen Verlustes lebendiger fühlte. Hatte doch auch Hagen nach der Ermordung ihres Gemahls ihr noch manche Schmach zugefügt, und das schon gereizte Gemüth noch mehr verwundet; denn daß der Dichter auf den Raub des Nibelungenhortes großes Gewicht legt, geht aus dem Ende namentlich deutlich hervor. So war Kriemhilde nach Siegfrieds Tode durch größere und kleinere Beleidigungen in gereiztem Zustande erhalten worden, und wer die Natur des Weibes kennt, wer zudem die Zeit und die Verhältnisse beachtet, in welchen der Mensch noch weder durch religiöse, noch durch gesellschaftliche Rücksichten geleitet war, die empörte Leidenschaft zu zügeln, wird nicht anstehen, die Entwickelung von Kriemhildens Charakter für ganz naturgetreu und wahr zu halten. Und wenn sie auch die Rache bis zum gräßlichsten Uebermaße führt, so hat der Dichter dies auf das Verständigste motivirt, indem er den entsetzlichen, ächt tragischen Ausgang nicht bloß aus Kriemhildens Charakter, sondern ganz hauptsächlich aus den in einander greifenden Begebenheiten herleitet, zu welchen sie allerdings den ersten Anstoß gibt, die sich aber zum großen Theil ohne ihr persönliches Eingreifen in solcher Weise entwickeln, daß sie nur durch das Verderben Aller zur Lösung gelangen können. Uebrigens sehen wir, wie Kriemhilde Schritt für Schritt zum Entsetzlichen gedrängt wird. Hat sie auch die Burgunden in böser Absicht an Etzels Hof entboten, so hat sie doch noch keineswegs einen festen Plan gefaßt; sie hofft nur, daß ihr die Umstände Gelegenheit darbieten werden, Hagen für den Mord des geliebten Gemahls zu bestrafen. Und nun muß dieser sogleich durch sein trotziges, verletzendes Benehmen die Zürnende noch mehr reizen; er muß endlich, als der Kampf schon begonnen hatte, durch die Ermordung des Knaben Ortlieb jede friedliche Lösung unmöglich machen. Was nun folgt, hätte auch erfolgen müssen, selbst wenn Kriemhilde nicht zum weiteren Kampfe gemahnt hätte. Nur Gunthers und Hagens Tod ist Folge ihres persönlichen, unmittelbaren Einschreitens, aber auch diese entsetzlichen Thaten werden ihr durch Hagens trotzigen Hohn gleichsam abgedrungen; und wie sie uns auch mit Schaudern erfüllen, wir begreifen doch, daß die arme Königin, die den Schmerz um den ersten Gemahl noch in seiner ersten Kraft fühlte, und die nun ihr geliebtes Kind und alle ihre Freunde, die Blüthe von Etzels Ritterschaft, in ihrem Blute liegen sah, von einer unwiderstehlichen Macht gedrängt wurde, den zu vernichten, der ihr Alles geraubt, ihr Lebensglück zum zweitenmale auf ewig vernichtet hatte. Und so groß der Abgrund ist, der sich zwischen der zarten, im ersten Gefühl der Liebe erbebenden Jungfrau und dem mordsüchtigen Weibe eröffnet, so ist jenes in diesem doch noch vollkommen erkenntlich; wir fühlen, daß es dieselbe Kraft der Liebe ist, welche sie an Siegfrieds Brust geführt und ihren Arm zum tödtlichen Streich gehoben hat.

Auch die übrigen Charaktere, selbst die untergeordneten, sind in beiden Gedichten mit der nämlichen Trefflichkeit geschildert; alle sind mit der größten poetischen Kunst individualisirt, so daß sie uns in lebendiger Gestalt entgegentreten. Doch würde es uns zu weit führen, wenn wir auch diese einer nähern Betrachtung unterziehen wollten; auch mögen obige Darstellungen genügen, um die hohe Vortrefflichkeit der Dichter zur Anschauung zu bringen.

Es bleiben uns nur noch einige Bemerkungen über die Haltung der Gedichte im Allgemeinen anzufügen. Daß die Dichter die alten Sagen in ihrem ursprünglichsten Sinne aufgefaßt haben, geht schon daraus hervor, daß das heidnische Element noch in vollster Kraft hervortritt, obgleich Alles in das Gewand des Christenthums eingekleidet ist. Wie schon Göthe bemerkte, sind alle Motive durchaus grundheidnisch; nirgends findet sich eine Spur von einer waltenden Gottheit, und der christliche Cultus bleibt ohne den mindesten Einfluß auf Begebenheiten und Personen. Wenn auch das Heidnische zurücktritt (es hat sich nur in den Meerweibern noch einigermaßen erhalten), so greift das Christliche doch keineswegs ein, es beschränkt sich beinahe ganz auf äußere Religionsgebräuche. Der Gegensatz zwischen Heidenthum und Christenthum, der bei den höfischen Dichtern nicht selten den Mittelpunkt der Handlung bildet, oder doch von wesentlichem Einflusse auf dieselbe ist, bricht im Nibelungenliede nur schwach und wirkungslos durch. Eben so wenig macht sich der Einfluß des höfischen Ritterthums geltend; wenn auch manche Aeußerlichkeit desselben auf die Helden der Gedichte überging, sie sind von seinem charakteristischen Geiste ganz unberührt geblieben. Insbesondere fehlt ihnen das abenteuerliche und sentimentale Element, welches die Helden der höfischen Dichtungen nie verläugnen; von den phantastischen Ausgeburten der ritterlichen Poesie ist im Nibelungenliede keine Spur zu finden. Es steht dieses daher nicht bloß rücksichtlich der Großartigkeit des Gegenstandes über allen höfischen Dichtungen, sondern auch in Bezug auf die ächt poetische Auffassung und Darstellung, welche durch Frische, Lebendigkeit und Wahrheit gleich ausgezeichnet ist. Schon in den ersten Strophen weht uns der Geist des lebendigen Volksgesangs an, der die ganze Dichtung bis zum letzten Verse beseelt. Daher ist, diesem Geiste entsprechend, die Darstellung der Begebenheiten rasch und fortschreitend; sie verliert sich niemals in weitläufige Schilderungen, wie dies den höfischen Dichtern so häufig begegnet; aber wenn es diesen bei den ausführlichsten Beschreibungen selten gelingt, uns ein lebendiges, anschauliches Bild des mit so großem Aufwande von poetischen Mitteln geschilderten Gegenstandes zu geben, ist die Schöpfungskraft der Nibelungendichter so gewaltig, daß sie uns mit wenigen Worten oder Sätzen das lebendigste und vollständigste Gemälde vor die Augen führen. Bei aller Einfachheit der Darstellung, welche die poetische Kraft des Dichters gerade recht lebendig hervortreten läßt, bemerken wir einen Reichthum der Erfindung, gegen welchen die Armuth der höfischen Dichter gar kläglich erscheint. Während nämlich bei diesen die Schilderungen der verschiedenen Kämpfe einander so ähnlich sehen, daß sie sich kaum durch unwesentliche Nebenumstände unterscheiden, herrscht im Nibelungenliede in dieser Beziehung die reichste Mannigfaltigkeit, die, wie bei Homer, daraus entspringt, daß die Dichter auch bei diesen Veranlassungen die charakteristischen Eigenthümlichkeiten der kämpfenden Helden scharf und lebendig hervortreten lassen, und der Kampf als ein nothwendiges Ergebniß ihrer Gemüthsstimmung erscheint, die sich dann auch mit aller Kraft in jeder Bewegung ausspricht. Die Kämpfe bei den höfischen Dichtern sind in der That nicht viel besser, als Theaterkämpfe, in welchen die auf dem Turnierplatz gelernte Fechtkunst zur Schau getragen wird; sie bewahren diesen Charakter selbst in den ergreifendsten Situationen, daher entbehren sie so sehr aller anhaltenden Wirkung, daß sie selbst bei den besten Dichtern eher Widerwillen erwecken.

Auch im Einzelnen ist die Darstellung im Nibelungenlied von der größten Vortrefflichkeit. Die Dichter sind im Ganzen mit Gleichnissen sparsam, weil sie schon durch ein einziges glücklich gewähltes Epitheton die lebendigste Anschaulichkeit zu gewähren vermögen; aber die wenigen Gleichnisse, die sie gebrauchen, sind von überraschender Schönheit und Wahrheit. Als Kriemhilde zum erstenmale öffentlich erscheint, sagt der Dichter: „Da kam die Minnigliche: so tritt das Morgenroth hervor aus trüben Wolken." — „Wie der lichte Vollmond vor den Sternen schwebt, Des Schein so hell und lauter sich aus den Wolken hebt, So glänzte sie in Wahrheit vor andern Frauen gut." Wie vortrefflich ist nicht das Gleichniß, durch welches der Dichter des edlen Rüdigers Gastfreundlichkeit darstellt: „Der Wirth wohnt an der Straße, der Beste allerwärts, Der je ein Haus besessen: Tugend gebiert sein Herz, Wie das Gras mit Blumen der süße Maie thut; Und soll er Helden dienen, so ist er froh und wohlgemuth." Wenn wir an diesen Gleichnissen die Innigkeit und Zartheit bewundern, wird unser Gemüth durch die großartige Kraft und Kühnheit hingerissen, die sich in andern ausspricht. „Da drinnen ficht Einer" sagt Etzel, „der heißet Volker, Gleich einem wilden Eber, und ist ein Fidelmann: Ich dank' es meinem Heile, daß ich dem Teufel entrann. Seine Weisen lauten übel, seine Striche sind roth: Wohl schlagen seine Töne mir manchen Helden todt! Ich weiß nicht, was uns zur Last legt derselbe Fidelmann, Daß ich in meinem Leben so leiden Gast nicht gewann!" Das ist ächt tragischer Witz des Schmerzes und unverkennbarer Geist des Volksgesangs, und doch will Lachmann auch diese Strophen entfernt wissen!

So ist denn das Nibelungenlied, von welcher Seite wir es auch betrachten, bei weitem das bedeutendste Werk, was uns das Mittelalter überliefert hat; es überragt nicht bloß Alles, und selbst das Trefflichste, was die höfischen Dichter geschaffen haben, wir dürfen es auch mit stolzem Bewußtsein dem Besten an die Seite setzen, was den Ruhm anderer Völker begründet. Denn wenn es auch die hohe künstlerische Vollendung der homerischen Gedichte nicht erreicht, so ist es doch von dem nämlichen ächt poetischen Geiste beseelt, welcher auch jenen erst die höchste Weihe gibt.

1. Wie Gunther gên Îslande nâch Prünhilt fuor*).

Lachmann 324.

* Iteniwiu mære sich huoben über Rîn;
man seite, daz dâ wære manic magedîn;
der dâhte im eine werben des künic Gunthers muot;
daz dûhte sîne recken und die hêrren alle guot.

*) Die unbezeichneten Strophen sind nach Lachmann die ursprünglichen Lieder, die mit * bezeichneten gehören der ersten, die mit † bezeichneten der zweiten, und die unten als Noten gedruckten der dritten Ueberarbeitung an.

Lachmann: 325–334.

Ez was ein küniginne gesezzen über sê;
ninder ir gelîche was deheinin mê:
si was unmâzen schœne, vil michel was ir kraft,
si schôz mit snellen degnen umbe minne den schaft.

Deu stein warf si verre, dar nâch si wîten spranc;
swer ir minne gerte, der muose âne wanc
drin spil an gewinnen der vrowen wol geborn:
gebrast im an eime, er het daz houbet verlorn.

*Des hete diu juncfrouwe unmâzen vil getân.
Das vernam bî dem Rîne ein rîter wol verstân:
der wande sîne sinne an daz schœne wîp:
dar umbe helde vil muosen sît verliesen den lîp*).

Dô sprach der voit von Rîne: „Ich wil an den sê,
hin zuo Prünhilde, swie ez mir ergê;
ich wil umb ir minne wâgen den lîp:
den wil ich verliesen, sine werde mîn wîp.“

*„Daz wil ich widerraten“, sprach dô Sîfrit;
„Jâ hat diu küniginne sô vreislîchen sit,
swer ir minne wirbet, daz ez in hôhe stât:
des muget ir der reise haben guoten rât.“**)

*„Sô wil ich iu daz râten“, sprach dô Hagene;
„Ir bitet Sîfride, mit iu ze tragene
die vil starken reise: daz ist nu mîn rât,
sît im daz ist kündec, wie ez umb die frouwen stât.“

Er sprach: „Wil du mir helfen, edel Sîfrit,
die minneclîchen werben? Tuo des, ich dich bit;
und wirt mir ze trûte daz minneclîche wîp,
ich wil durch dînen willen wâgen êre unde lîp.“

Des antwurte Sîfrit, Sigmundes suon:
„Gîst du mir dîn swester, sô wil ich ez tuon,
die schœnen Kriemhilde, ein küniginne hêr;
sô gere ich niht lônes nâch mînen arbeiten mêr.

„Daz lobe ich,“ sprach Gunther, Sîfrit, an dîne hant!
Unde kumet diu schœne Prünhilt in daz lant,
sô wil ich dir ze wibe mîne swester geben:
sô maht du mit ir immer vrœlîchen leben!“

Des swuoren si dô eide, die reken vil hêr:
des wart ir arbeite verre dester mêr,
è daz si die frouwen brâhten an den Rîn;
des muosen die küenen sît in grôzen nœten sîn***).

Lachmann: 335–342.

Sîfrit muose füeren die kappen mit im dan,
die der helt küene mit sorge gewan
ab eime getwerge, daz hiez Albrîch.
Sich garten zuo der verte reken küene unde rîch.

*Alsô der starke Sîfrit die tarnkappe truoc,
sô het er dar inne krefte genuoc,
zwelf manne sterke zuo sîn selbes lîp.
Er warp mit grôzen listen daz hêrlîche wîp.

*Ouch was diu tarnhût alsô getân,
daz dar inne worhte ein ieslîcher man,
swaz er selbe wolde, daz in nieman sach:
dâ mit gewanner Prünhilt, dâ von im leide geschach.

*„Nu sage mir, degen Sîfrit, ê mîn vart ergê,
daz wir mit vollen êren komen an den sê,
suln wir reken füeren in Prünhilde lant?
drîzec tûsent degene, die wæren schiere besant!“

†„Swie vil wir volkes füeren,“ sprach aber Sîfrit,
ez pfligt diu küniginne so vreislîcher sît,
die müesen doch ersterben von ir übermuot;
ich sol iu baz bewîsen, degen küene und guot.

†Wir suln in recken wîse varn zetal den Rîn;
die wil ich dir nennen, die daz sulen sîn:
selbe vierde degene varn wir an den sê;
sô erwerben wir die frouwen, swie ez uns darnâch ergê.

*„Der gesellen bin ich einer, der ander soltu wesen,
der drite daz sî Hagne: wir sulen wol genesen;
der vierde daz sî Dancwart, der vil küene man:
tûsent man mit strîte geturren nimmer uns bestân.“

*„Diu mære wesse ich gerne,“ sprach der künic dô,
„ê wir hinnen füeren (des wær ich harte frô),
waz wir kleider solden vor Prünhilde tragen,
diu uns dâ wol zæmen; Sîfrit, daz solt du mir sagen.“

*„Kleit daz allerbeste, daz ie man bevant,
treit man zallen zîten in Prünhilde lant:
des sulen wir rîchiu kleider vor der frouwen tragen,
daz wirs iht haben schande, sô man diu mære hœre sagen.“

†Dô sprach der degen guoter: „Sô wil ich selbe gân
zuo mîner lieben muoter, ob ich erwerben kan,
daz uns ir schœnen meide helfen prüeven kleit,
di wir tragen mit êren für di hêrlîchen meit.“

†Dô sprach von Tronege Hagne mit hêrlîchen siten:
„Wes welt ir iwer muoter sölher dienste biten?
lât iwer swester hœren, wes ir habet muot:
sô wirdet iu ir dienest zuo dirre hovereise guot.“

*Dô enbot er sîner swester, daz er se wolde sehen,
und der degen Sîfrit. È daz was geschehen,
dô hete sich diu schœne ze lobe wol gekleit:
daz die hêrren kômen, daz was ir mæzlîchen leit.

---

*) Do si eines tages sâzen, der künic unt sîne man,
manigen ende si ez mâzen, beidiu wider unde dan,
welhe ir herren möhte zeinem wîbe nemen
diu in ze frowen tôhte und ouch dem lande möhte zemen.

**) Dô sprach der künic Gunther: „Nie geborn wart ein wîp
sô starc und ouch sô küene, ine wolde ir lîp
in strîte betwingen mit mîn selbes hant.“
„Nu swîget,“ sprach dô Sîfrit, „iu ist diu frouwe niht bekant.

Unt wæren iwer viere, dine kunden niht genesn
von ir vil starken ellen; ir lât den willen wesn:
daz rât ich iu mit triwen; welt ir niht ligen tôt,
sone lât iuch nâch ir minne niht ze sêre wesn nôt!“

‚Nu sî, swie starc si welle, ine lâze der reise niht
hin zuo Prünhilde, swaz halt mir geschiht:
durch ir unmâzen schœne muoz ez gewâget sîn;
waz ob mir Got gefüeget, daz si mir volget an den Rîn?“

***) Von wilden getwergen hân ich gehœret sagen,
si sîn in holen bergen, und daz si ze scherme tragen
einez, heizet tarnkappen, von wunderlîcher art:
swerz hât an sîme libe, der sol vil gar wol sîn bewart

Vor slegen unt vor stichen; in müge ouch niemen sehen,
swenner sî dar inne; beide, hœren unde spehen,
mag er nâch sînem willen, daz in doch niemen siht;
er sî ouch verre sterker; als uns diu âventiure giht.

Lachmann: 343—350.

*Nu was ouch ir gesinde geziert, als im gezam.
Die fürsten kômen beide; dô si daz vernam,
dô stnont si von dem sedele: mit zühten si dô gie,
dâ si den gast vil edelen und ouch ir bruoder enphie.

*„Sî willekomen, mîn bruoder und der geselle sîn;
diu mære ich weste gerne,“ sprach daz meidîn,
„waz ir hêrren woldet, sît ir ze hove gât:
lât ir mich hœren, wie ez iu edelen reken stât.“

*Dô sprach der künic Gunther: „Frouwe, ich wilz iu sagen:
wir müezen michel sorge bî hôhme muote tragen;
wir wellen hübschen rîten verre in fremdiu lant;
wir solden zuo der reise haben zierlich gewant.“

*„Nû sitzet, lieber bruoder,“ sprach daz küneges kint;
lât mich rehte hœren, wer die frouwen sint,
der ir gert ze minne in ander künege lant.“
Die ûz derwelten nam si beide bî der hant.

*Si gie mit den beiden, dâ si ê dâ saz,
ûf matraze rîche, ich wil wizzen daz,
geworht mit guoten bilden, mit golde wol erhaben:
si mohten bî den frouwen guote kurzwîle haben.

*Friuntlîche blicke unt güetlîcheu sehen,
des mohte von in beiden harte vil geschehen:
er truoc si in dem herzen, si was im sô der lîp;
sît wart diu schœne Kriemhilt des küenen Sifrides wîp.

†Dô sprach der künec rîche: „Vil liebiu swester mîn,
âne dîne helfe kund ez niht gesîn:
wir wellen kurzwîlen in Prünhilde lant;
dâ bedorften wir ze habene vor frouwen hêrlich gewant.

†Dô sprach diu juncfrouwe: „Vil lieber bruoder mîn,
swaz der mînen helfe dar an kan gesîn,
des bring ich iu wol innen, daz ich iu bin bereit:
versagt iu ander iemen, daz wære Krîmhilde leit.

†Ir sult mich, rîter edele, niht sorgende biten;
ir sult mir gebieten mit hêrlîchen siten:
swaz iu von mir gevalle, des bin ich iu bereit,
unt tuon ez willecliche!“ sprach diu wünneclichiu meit.

†„Wir wellen, liebiu swester, tragn guot gewant;
daz sol helfen prüeven iwer edeliu hant:
des volziehen iwer magede, daz ez uns rehte stât;
wande wir der verte hân deheiner slahte rât.“

*Dô sprach diu juncfrouwe: „Nû merket, waz ich sage.
Ich hân selbe sîden; nu schaffet, daz man trage
gesteine uns ûf den schilden: sô wurken wir diu kleit.“
Des willen was dô Gunther und ouch Sîfrit bereit.

*„Wer sint die gesellen,“ sprach diu künigîn,
die mit iu gecleidet ze hove sulen sîn?“
Er sprach: „Ich selbe vierde; zwêne mîne man,
Dancwart unt Hagne, ze hove suln mit mir gân.

Lachmann: 351—362.

*Frouwe, merket rehte, waz ich iu sage,
daz ich selbe vierde ze vier tagen trage
ie drîer hande kleider und alsô guot gewant,
daz wir âne schande rûmen Prünhilde lant.“

*Mit guotem urloube die hêrren schieden dan.
Dô hiez ir juncfrouwen drîzec meide gân
ûz ir kemenâten diu schœne künigin,
die zuo solhem werke heten grœzlîchen sin.

*Die Arâbischen sîden, wîz alsô der snê,
unde von Zazamanc der grüenen sô der klê,
dar in si leiten steine, des wurden guotiu kleit:
selbe sneit si Kriemhilt, diu hêrlîche meit.

*Von fremder vische hiuten bezoc wol getân,
die ze sehenne wâren den liuten fremde dan,
di dacten si mit sîden, sô si si solden tragen;
nu hœret wunder von der liehten wæte sagen:

*Von Marroch dem lande und ouch von Libîân
die aller besten sîden, die ie mêr gewan
deheines küneges künne, der heten si genuoc;
wol lie daz schînen Kriemhilt, daz si in holden willen truoc.

*Sît si der hôhen verte heten nu gegert,
hermine vederen dûhten si vil wert;
dar obe pfelle lâgen, swarz alsam ein kol;
daz noch snellen helden zæme in hôchzîten wol.

*Ûz Arâbischem golde vil gesteines schein;
der frouwen unmuoze was niht ze klein:
inre siben wochen bereiten si diu kleit:
dô was ouch gewæfen den guoten recken bereit.

*Dô si bereit waren, dô was in ûf den Rin
gemachet flîzeklîchen ein starkez schiflîn,
daz si tragen solde nider an den sê:
den edelen juncfrouwen was von arebeiten wê.

†Dô sagte man den recken, in wæren nu bereit,
diu si dâ füeren solden, ir zierlîchen kleit,
alsô si dâ gerten: daz was nu getân;
dône wolten si niht langer bî dem Rine bestân.

*Nâch den hergesellen wart bote sâ gesant,
ob si wolden schouwen niwez ir gewant,
ob ez den helden wære ze kurz oder ze lanc;
ez was ze rehter mâze: des seiten si den frouwen danc.

†Für alle di si kômen, di muosen in des jehn,
daz si zer werlde hæten bezzers niht gesehn:
des möhten si se gerne dâ ze hove tragn;
von bezzer recken wæte kunde niemen niht gesagn.

*Vil michel danken wart dâ niht verdeit.
Dô gerten urloubes die reken vil gemeit;
in rîterlîchen zühten die hêrren tâten daz:
des wurden liehtiu ougen von weinen trüebe unde naz.

*Si sprach: „Vil lieber bruoder, ihr möhtet noch bestân,
unt wurbet ander frouwen: daz hiez ich wol getân;
und dâ iu niht entstüende en wâge so der lîp:
ir muget hie nâhen vinden ein als hôch geborn wîp.“

*Ich wæne, iu sagt daz herze, daz in dâ von geschach;
si weinten al gelîche, swaz ieman gesprach:

Lachmann: 363—375.

ir gold in vor den brüsten wart von trähen sal,
die vielen in genôte von den ougen zetal.

* Sie sprach: „Er Sîfrit, lât iu bevolhen sîn
ûf triuwe und ûf genâde den lieben bruoder mîn,
daz im iht werre in Prünhilde lant!“
Daz lobte der vil küene in Kriemhilde hant.

* Dô sprach der degen rîche: „Ob mir mîn lîp bestât,
sô sult ir aller sorge, frouwe, haben rât:
ich bringe iu in gesunden wider an den Rîn:
daz wizet sicherlichen!“ Dô neig im daz schœne megdîn.

Ir goltvarwen schilde man truoc in ûf den sant
unde brâhte in zuo zin allez ir gewant;
ros hiez man in ziehen; si wolden rîten dan:
dâ wart von schœnen frouwen michel weinen getân.

Dô stuonden in diu venster diu minneclîchen kint;
ir schif mit dem segele ruorte ein hôher wint:
die stolzen hergesellen sâzen an den Rîn;
dô sprach der künic Gunther: „Wer sol schifmeister sîn?“

* „Daz wil ich,“ sprach Sîfrit, „ich kan iuch ûf der fluot
hinnen wol gefüeren: daz wizet, helde guot;
die rehten wazzersträze sint mir wol bekant.“
Si schieden frœlîche ûz Burgonden lant.

Sîfrit dô balde ein schalten gewan,
von stade er schieben vaste began;
Gunther der küene ein ruoder selbe nam:
dô huoben sich von lande die snellen rîter lobesam.

Si fuorten rîche spîse, dar zuo guoten wîn,
den besten, den man kunde vinden umben Rîn;
ir ros stuonden ebene, si heten guot gemach;
ir schif gienc ouch ebene: lüzel leides in geschach.

* Ir starken segelseil wurden in gestraht;
si fuoren zweinzec mîle, end ez wurde naht,
mit eime guoten winde nider gein dem sè:
ir starkez arbeiten tet sît schœnen frouwen wê.

An dem zwelften morgen, sô wir hœren sagen,
heten si di winde verre dan getragen
gegen Îsensteinc in Prünhilde lant:
daz was nieman mère wan Sîfride bekant.

* Dô der künic Gunther sô vil der bürge sach,
und ouch die wîten marke, wie balde er dô sprach:
„Saget mir, friunt, hèr Sîfrit, ist iu daz bekant?
wes sint die bürge und daz hêrlîche lant?*)

* Des antwurte Sîfrit: „Ez ist mir wohl bekant:
ez ist Prünhilde, bürge unde lant
und Îsenstein diu veste, als ir mich hœret jehen;
dâ muget ir hiute schœner frouwen vil gesehen.

* Ich wil iu helden râten, ir habet einen muot,
ir jehet geliche: jâ dunket ez mich guot;
swenne wir noch hiute für Prünhilde gân,
sô müezen wir mit sorgen vor der küniginne stân.

* Sô wir die minneclîchen bî ir gesinde sehen,
sô sult ir, helde mære, wan einer rede jehen,
Gunther sî mîn hêrre unde ich sîn man:
des er hât gedingen, daz wirt allez getân.“

*) „Ine hân bî mînen zîten, ine wolde lüge jehen,
sô wol erbowen bürge mère nie gesehen
in deheinem einlande, als ir hie vor uns stât:
er mac wol wesen rîche, der si hie gebowen hât.“

Lachmann: 376.

* Des wâren si bereite, des er si loben hiez:
durch ir übermüete deheiner ez niht liez,
si jâhen, swes er wolde; dâ von in wol geschach,
dô der künic Gunther Prünhilde sach.

† „Jane lob ichz niht sô verre durch die liebe dîn,
sô durch dîne swester, daz schœne magedîn:
diu ist mir sam mîn sêle und sô mîn selbes lîp;
ich wil daz gerne dienen, daz sî werde mîn wîp!“

2. Wie Gunther Prünhilde gewan.

Lachmann 377—384.

* In der selben zîte dô was ir schif gegân
der burc alsô nâhen: dô sach der künic stân
oben in den venstren manic schœne meit;
daz er si niht erkande, daz was im wærliche leit.

* Er frâgte Sîfriden, den gesellen sîn:
„Ist iu iht daz künde umb disiu magedîn,
die dort nider schouwent gên uns ûf die fluot?
Swie ir hêrre geheize, si sint vil hôhe gemuot.“

* Dô sprach der hêrre Sîfrit: „Nu sult ir tougen spehen
under den juncfrouwen, und sult mir danne jehen,
welhe ir nemen woldet, hetet irs gewalt.“
„Daz tuon ich,“ sprach Gunther, ein ritter küene unde balt.

* „Ich sihe ir eine in jenem venster stân,
in snêwîzer wæte; diu ist so wol getân,
die wellent mîniu ougen durch ir schœnen lîp:
ob ich gewalt des hête, si müese werden mîn wîp?“

* „Dir hât erwelt vil rehte dîner ougen schîn:
ez ist diu edel Prünhilt, daz schœne magedîn,
nâch der dîn herze ringet, dîn sin und ouch dîn muot.“
Alle ir gebærde dûhte Gunthere guot.

* Dô hiez diu küniginne ûz den venstern gân,
ir hêrlîche meide: sin solden dâ niht stân,
den fremden an ze sehenne; des wâren si bereit.
Waz dô die frouwen tâten, daz ist uns sider geseit.

* Gên den unkunden strichen si ir lîp,
des ie site hêten wætlîchiu wîp;
an diu engen venster kômen si gegân,
dâ si di helde sahen: daz was durch schouwen getân.

† Ir wâren niwan viere, die kômen in daz lant;
Sîfrit der küene ein ros zôch ûf den sant.
Daz sâhen durch diu venster diu wætlîchen wîp:
des dûhte sich getiuret des künec Gunthêres lîp.

† Er habt im dâ bî zoume daz zierlîche mark,
guot unde schœne, michel unde stark,
unz der künic Gunther in den satel gesaz:
alsô diente im Sîfrit, der es doch sît vil gar vergaz.

† Dô zôch er ouch daz sîne von dem schiffe dan;
er hete solhen dienest vil selten ê getân,
daz er bî stegereife gestüende helde mêr:
daz sâhen durch diu venster di vrowen schœn unde hêr.

* Rehte in einer mâze den helden vil gemeit
von snêblanker varwe ir ros und ouch ir cleit

Lachmann: 385—394.

wâren vil geliche, ir schilde wol getân:
die lûhten von den handen den wætlîchen man.

*Ir satel wol gesteinet, ir fürbüege smal:
si riten hêrlîche für Prünhilde sal;
dar an hiengen schellen von liehtem golde rôt:
si kômen zuo dem lande, als ez ir ellen in gebôt.

†Mit spern niwesliffen, mit swerten wol getân,
diu ûf die sporn giengen den wætlîchen man:
diu fuorten die vil küenen scharpf unt breit:
daz sach allez Prüuhilt, diu vil hêrlîche meit.

*Mit im kom dô Dancwart und ouch Hagene:
wir hœren sagen mære, wie die degene
von rabenswarzer varwe truogen rîchiu kleit;
ir schilde wâren niuwe, michel guot unde breit.

*Von Indiâ dem lande sach man si steine tragen:
die kôs man an ir wæte vil hêrlîchen wagen.
Sie liezen âne huote daz schiffel bî der fluot:
sus riten zuo der bürge die helde küene unde guot.

Sehs und ahzec türne si sâhen drinne stân,
drî palas wîte und einen sal wol getân
von edelem marmelsteine grüene alsam ein gras,
dar inne selbe Prünhilt mit ir ingesinde was.

Diu burc was entslozzen, vil wîte ûf getân:
dô liefen in enkegene die Prünhilde man,
und enphiengen die geste in ir frouwen lant;
ir ros hiez man behalden und ir schilde von der hant.

*Dô sprach ein kameræere: „Gebet uns diu swert
und die liehten brünne!“ „Des sît ir ungewert,“
sprach von Tronje Hagne, „wir wellens selbe tragen!“
Dô begunde Sîfrit den hovesite sagen.

*„In dirre burc phliget man, daz wil ich iu sagen,
daz neheine geste sulen wâfen tragen:
lât si tragen hinnen, daz ist wôl getân.“
Des volgte ungerne Hagne, Guntheres man.

*Man hiez den gesten schenken und schaffen guot gemach.
Manegen snellen recken man ze hove sach
in fürstlîcher wæte allenthalben gân;
doch wart michel schouwen an die küenen getân.

†Dô wart vrowen Prünhilde gesaget mit den mæren,
daz unkunde reken dâ komen wæren
in hêrlîcher wæte gevlozen ûf der fluot:
dâ von begonde vrâgen diu magt schœne unde guot.

*„Ir sult mich lâzen hœren“, sprach diu künigîn,
„wer die unkunden reken mügen sîn,
die dort sihe sô hêrlîchen stân,
und durch wes liebe die helde her gevarn hân!“

*Dô sprach ein ir gesinde: „Frouwe, ich mac wol jehen,
daz ich ir deheinen mêre habe gesehen;
wan Sîfride geliche einer drunder stât:
den sult ir wol enphâhen: daz ist, frouwe, mîn rât.

†Der ander der gesellen, der ist sô lobelich;
ob er gewalt des hête, wol wær er künic rîch
ob wîten fürsten landen, und maht er diu hân;
man siht in bî den andern sô rehte hêrlîche stân.

Lachmann: 395—404.

†Der dritte der gesellen, der ist sô gremlîch,
und doch mit schœnem lîbe. küneginne rîch,
von swinden sînen blicken, der er sô vil getuot:
er ist in sînen sinnen, ich wæne, grimme gemuot.

†Der jungeste dar under, der ist sô lobelich,
magtlîcher zühte sihe ich den degen rîch
mit guotem gelæze sô minneclîche stân:
wir möhtenz alle fürhten, hete im hi iemen iht getân.

†Swie blîde er pflege der zühte, und swi schœne sî sîn lîp,
er möhte wol erweinen vil wætlîchiu wîp,
swenner begonde zürnen; sîn lîp ist sô gestalt,
er ist in allen tugenden ein degen küene unde balt.“

*Dô sprach diu küniginne: „Nu brinc mir mîn gewant!
Und ist der starke Sîfrit komen in mîn lant
durch willen mîner minne, ez gât im an den lîp:
ich fürhte in niht so sêre, daz ich werde sîn wîp!“

*Prünhilt diu schœne wart schiere wol gekleit:
dô gie mit ir dannen manegiu schœniu meit,
wol hundert oder mêre: gezieret was ir lîp;
die geste wolden schouwen diu wætlîchen wîp.

*Da mite giengen degne ûz Îslant,
Prünhilde recken, die truogen swert enhant,
fünf hundert oder mêre: daz was den gesten leit;
dô stuonden von dem sedele die küenen helde gemeit.

Dô diu küneginne Sîfriden sach,
zuo dem gaste si zühteclîchen sprach:
„Sît willekomen, hêr Sîfrit, her in ditze lant!
Waz meinet iwer reise? daz het ich gerne bekant.“

*„Vil michel genâde, frou Prünhilt,
daz ir mich ruochet grüezen, fürsten tohter milt,
vor disem edeln recken, der hie vor mir stât,
wan der ist mîn hêrre: der êren het ich gerne rât.

*Er ist künec ze Rîne: waz sol ich sagen mêr?
Durch dîne liebe sîn wir gevarn her:
er wil dich gerne minnen, swaz im dâ von geschiht;
bedenke dichs bezîte, er erlât dich sîn niht.

Er ist geheizen Gunther, ein künec rîch und hêr:
erwurb er dîne minne, sone gert er niht mêr.
Durch dich mit im ich her gevarn hân:
wærer niht mîn hêrre, ich hetez nimmer getân!“

Si sprach: „Ist er dîn hêrre, unde du sîn man,
wil er mîn geteiltiu spil alsô bestân,
behabe er die meisterschaft, sô wird ich sîn wîp;
gewinne aber ich, ez gêt iu allen an den lîp!“

*Dô sprach von Troncje Hagne: „Frouwe, lât uns sehen
iwer spil geteiltiu: end iu müeste jehen
Gunther mîn hêrre, dâ müeste ez herte sîn;
er trowet wol erwerben ein alsô schoene künigîn.“

„Den stein sol er werfen unt springen dar nâch,
den gêr mit mir schiezen: lât iu sîn niht ze gâch;
ir muget hie wol verliesen die êre und ouch den lîp:
des sult ir iuch bedenken!“ sprach daz minneclîche wîp.

Lachmann: 405–417.

Sîfrit der snelle zuo dem künege trat,
allen sînen willen er in reden bat
gèn der küniginne: er sold ân angest sîn:
„Ich sol dich wol behüeten vor ir mit den listen mîn.“

Dô sprach der künic Gunther: „Küneginne hêr,
nu teilt, swaz ir gebietet; unt wæres dannoch mêr,
ich bestüend ez allez durch iwren schœnen lîp:
mîn houbet ich verliuse, ir enwerdet mîn wîp!“

Dô diu küniginne sîne rede vernam,
der spile bat si gâhen, als ir daz gezam;
si hiez ir ze strîte bringen ir gewant,
ein brünne von golde und einen guoten schildes rant.

*Ein wâfenhemde sîdîn leite an diu meit,
daz in deheime strîte wâfen nie versneit,
von pfelle ûzer Libiâ: ez was wol getân;
von porten lieht gewürhte schein liehte dar an.

*Die zît wart den recken in gelfe vil gedröut.
Dancwart unt Hagne wâren ungefröut;
wie ez dem künege ergienge, des sorgte in der muot;
si dâhten: „Unser reise ist uns gesten niht ze guot!“

Die wîle was ouch Sifrit, der wætlîche man,
end ez ieman wesse, zuo dem schiffe gegân,
dâ er sîn tarnkappe verborgen ligen vant;
dar in slouf er schiere: dô was er niemen bekant.

*Er îlte hin widere; dô sach er recken vil,
dâ diu küniginne teilte ir hôhiu spil:
dâ gie er tougenlîchen, daz in dâ niemen sach
aller di dâ wâren: von listen daz geschach.

*Der rinc was bezeiget, dâ soldez spil geschehen
vor manegem küenen recken, die daz solden sehen:
wol siben hundert sach man wâfen tragen:
swem dâ gelunge, daz si die wârheit solden sagen.

*Dô was ouch komen Prünhilt: gewâfent man die vant,
sam ob si wolde strîten um elliu küneges lant:
jâ truoc si ob den sîden manegen goldes zein,
dar under minneclîchen ir liehtiu varwe schein.

*Dô kom ir gesinde unt truogen dar zehant
von alrôtem golde einen schildes rant
mit stâlherten spangen, michel unde breit,
dar under spilen wolde diu vil minneclîche meit.

*Der meide schildevezzel ein edel borte was,
dar ûf lâgen steine, grüene alsam ein gras;
der lûhte maneger leije mit schîne widerz golt:
er müeste wesen küene, dem diu frouwe wurde holt.

*Der schilt was under buckeln, als unz daz ist geseit,
drîer spannen dicke, den trâgen solt diu meit:
von stâle und ouch von golde rîch er was genuoc;
den ir kameræere selbe vierde kûme getruoc.

*Alsô der degen Hagne den schilt dar tragen sach,
mit grimmem muote der helt von Troneje sprach:
„Wâ nu, künic Gunther? wi verliesen wir den lîp!
der ir da gêrt ze minnen, diu ist des tiuvels wîp!“

Lachmann: 418–424.

† Vernemt noch von ir wæte; der hæte si genuoc:
Von Azagonc der sîden einen wâffenroc si truoc,
edel unde rîche; ab des varwe schein
von der küneginne vil manic hêrlicher stein.

Dô truoc man der frouwen swære unde grôz
einen vil scharfen gêr, dens zallen zîten schôz,
starc und ungefüege, michel unde breit,
der ze sînen ecken vil freislîchen sneit.

*Von des gêres swære hœret wunder sagen:
vierdehalp messe was dar zuo geslagen;
den truogen kûme drîe Prünhilde man:
Gunther der edele dar umbe sorge gewan.

† Er dahte in sînem muote: „Was sol ditze wesen?
Der tiuvel ûz der helle, wi kund er dâ vor genesen?
Wær ich ze Burgenden mit dem lebene mîn,
si müeste hie lange vrî vor mîner minne sîn!“*)

*Dô sprach Hagnen bruoder, der küene Dancwart:
„Mich riwet innerclîchen disiu hovevart!
Nu hiezen wir ie recken: wie fliesen wir den lîp,
suln uns in disem lande nu verderben diu wîp.

*Mich müet harte sêre, daz ich kom in daz lant!
Hete min bruoder Hagene sîn wâfen an der hant,
und ouch ich daz mîne, so möhten samfte gân
mit ir übermüete alle Prünhilde man!

† Daz wizzet sicherlîchen, si soldenz wol bewarn;
und hæt ich tûsent eide ze einem vride geswarn,
ê daz ich sterben sæhe den lieben hêrren mîn,
jâ müesen lîp verliesen daz vil schœne magedîn!“

*„Wir solden ungevangen wol rûmen dize lant,“
sprach sîn bruoder Hagene, „het wir daz gewant,
des wir ze nôt bedurfen, und diu swert vil guot,
sô wurde wol gesenftet der schœnen frouwen übermuot!“

*Wol hôrt diu maget edele, waz der degen sprach;
mit smielendem munde si über ahsel sach:
„Nu er dunket sich sô küene, sô traget in ir gewant,
ir vil scharfen wâfen gebet den helden an die hant!“**)

*Dô si diu swert gewunnen, sô diu meit gebôt,
der vil küene Dancwart von freuden wart rôt.
„Nu spilen swes si wellen,“ sprach der küene man,
„Gunther ist unbetwungen, sît wir unser wâfen hân.“

---

*) Im was in sînen sorgen, daz wizzet, leit genuoc.
Allez sîn gewæfen man im einen truoc:
dâ wart der künic rîche wol gewâfent in.
Vor leide het Hagene vil nâch verwandelt den sin.

**) „Mir ist als mære, daz si gewâfent sîn,
als ob si blôze stüenden,“ so sprach diu künigîn;
„ihen fürhte niemens sterke, den ich noh habe bekant;
ich getrowe wol gedingen in strîte vor sîn eines hant.“

Lachmann: 425—434.

Brünhilde sterke grœzlîchen schein:
man truoc ir zuo dem ringe einen swæren stein,
grôz und ungefüege, michel unde wel;
in truogen kûme zwelfe der küenen helde unde snel.

***D**en warf si ze allen zîten, sô si den gêr verschôz:
der Burgonden sorge war vil harte grôz.
„Wâfen!“ sprach Hagne, „Was hât der künec ze trût!
jâ sol si in der helle sîn des übelen tiuvels brût!“

An ir vil wîze arme si die ermel want;
si begunde vazzen den schilt an der hant,
den gêr si hôhe zuete: dô gie ez an den strît:
die ellenden geste vorhten Prünhilde nît.

Unde wære im Sîfrit niht dâ ze helfe komen,
sô hete sie Gunther sînen lîp benomen:
er gie dar tougenlîche unt ruort im sîne hant;
Gunther sîne liste harte sorglîch ervant.

†„**W**az hât mich gerüeret?“ dâht der küene man;
dô sach er allenthalben: er vant dâ niemen stân.
Er sprach: „Ich pinz, Sîfrit, der liebe vriunt dîn:
vor der küneginne soltu gar ân angest sîn.“

Er sprach: „Gip mir von handen, den schilt lâ mich tragen,
unde merke rehte, waz du mich hœrest sagen.
Nu habe du die gebærde; diu werc wil ich begân.“
Dô er in bekande, ez was im liebe getân.

†„**N**u hil du mîne liste, dine soltu niemen sagen:
sô mac diu küneginne lützel iht bejagen
an dir deheines ruomes, des si doch willen hât.
Nu sih tu, wi diu vrowe vor dir unsorelîchen stât.“

Dô schôz vil krefticlîchen diu hêrlîche meit
ûf einen schilt niuwen, michel unde breit,
den truoc an sîner hende daz Siglinde kint:
daz fiur spranc von stâle, sam ez wâte der wint.

Des starken gêres snîde al durch den schilt gebrach;
daz man daz fiwr lougen ûz den ringen sach;
des schuzzes beide strûchten die kreftige man:
wan diu tarnkappe, si wæren tôt dâ bestân.

Sîfride dem küenen von munde brast daz bluot;
vil balde spranc er widere: dô nam der helt guot
den gêr, den si geschozzen im hete durch den rant:
den schôz dô hin widere des starken Sîfrides hant.

†**E**r dâhte: „Ich wil niht schiezen daz schœne magedîn!“
Er kêrte des gêres snîde hindern rücke sîn:
mit der gêrstangen er schôz ûf ir gewant,
daz ez erklanc vil lûte von sîner ellenhaften hant.

Daz fiwer stoup ûz ringen, als ob ez tribe der wint:
den gêr schôz mit ellen daz Sigmundes kint.
Sine mohte mit ir krefte des schuzes niht gestân;
ez en hete nimmer der künic Gunther getân.

Brünhilt diu schœne balde ûf spranc:
„Edel riter Gunther, des schuzzes habe danc!“
Si wânde, daz erz hête mit sîner kraft getân:
nein, si hete gevellet ein verre kreftiger man.

Lachmann: 435—443.

Dô gie si hin balde, zornic was ir muot;
den stein huop vil hôhe diu edel maget guot,
si swanc in krefticlîche verre von der hant:
dô spranc si nâch dem wurfe, daz lûte erklang ir gewant.

Der stein was gevallen zwelf klâfter dan;
den wurf brach mit sprunge diu maget wol getân.
Dar gie der snelle Sîfrit, dâ der stein gelac:
Gunther in wegete, der helt des wurfes pflac.

Sîfrit was küene, kreftic unde lanc:
den stein warf er verrer, dar zuo er wîter spranc;
von sînen schœnen listen het er kraft genuoc,
daz er mit dem sprunge den künic Gunther truoc.

†**D**er spruuc, der was ergangen, der stein, der was gelegen;
dô sach man ander niemen, wan Gunther den degen;
Prünhilt diu schœne wart in zorne rôt:
Sîfrit hæte geverret des künic Guntheres tôt.

Zuo ir ingesinde ein teil si lûte sprach,
dô si ze ende des ringes den helt gesunden sach:
„Balde komet her nâher, mâge unt mîne man;
ir sult künic Gunther alle werden undertân.“

Dô leiten die vil küenen diu wâfen von der hant,
si buten sich ze füezen von Burgonden lant
Gunther dem rîchen, vil manic küener man:
si wânden, er hête mit sîner kraft diu spil getân.

Er gruoztes minneclîche: jâ was er tugende rîch.
Dô nam in bî der hende diu maget lobelîch;
si erloubte im, daz er solde haben dâ gewalt:
des freuten sich die degne vil küene unde balt.

***S**i bat den riter edele mit ir dannen gân
in den palas wîten. Alsô daz wart getân,
dô erbot manz den recken mit dienste dester baz:
Dancwart unt Hagne muosenz lâzen âne haz.

Sîfrit der snelle, wîse er was genuoc:
sîne tarnkappe er ze behalten truoc;
dô gie er hin widere, dâ manic frouwe saz,
dâ er und ander degne alles leides vergaz.

†„**W**es pîtet ir mîn, hêrre? wan beginnet ir der spil,
der in diu küneginne teilet alsô vil?
unt lât uns balde schouwen, wi diu sîn getân!“
Sam ers niht enwesse, gebârt der listige man.

†**D**ô sprach diu küniginne: „Wi ist daz geschehn,
daz ir hâbt, hêr Sîfrit, der spil niht gesehn,
diu hie hât errungen diu Guntheres hant?“
Des antwurte ir Hagene ûzer Burgunden lant.

†**E**r sprach: „Dâ het ir, vrouwe, betrüebet uns den muot:
dô was bî dem scheffe Sîfrit der helt guot,
dô der vogt von Rîne diu spil iu an gewan:
des ist ez im unkündic,“ sprach der Guntheres man.

„**S**ô wol mich dirre mære“, sprach Sîfrit der degen,
„daz iwer hôhverten alsô ist gelegen,
daz iemen lebet, der iuwer meister müge sîn;
nu sult ir, maget edele, uns hinnen volgen an den Rîn.“

Lachmann: 444—450.

*Dô sprach diu wolgetâne: „Des mac niht ergân!
Ez müezen ê bevinden mâge unt mîne man;
jane mag ich alsô lihte gerûmen niht mîn lant:
die mîne besten friunde müezen werden ê besant.“

*Dô hiez si boten rîten allenthalben dan,
si besande ir friunde, mâge unde man;
die bat si ze Îsensteine komen unverwant,
unt hiez in geben allen rîch unt hêrlich gewant.

*Si riten tegelîche spâte unde fruo
Prünhilde bürge scharhafte zuo.
„Jarîâ!“ sprach Hagene, „waz haben wir getân!
Wir erbeiten hie übele der schœnen Brünhilde man.

*Sô si nu mit ir krefte koment in daz lant,
(der küniginne wille ist uns unbekant:
waz ob si alsô zürnet, daz wir sint verlorn?)
sô ist diu maget edel uns ze grôzen sorgen geborn!“

*Dô sprach der starke Sîfrit: „Daz sol ich understên;
des ir dâ habet sorge, des lâze ich niht ergên:
ich sol iu helfen bringen her in ditze lant
von ûz erwelten recken, die iu noch nie wurden bekant.

*Ir sult nâch mir niht vrâgen; ich wil hinnen varn:
Got müeze iwer êre die zît wol bewarn!
Ich kume schiere widere unt bringiu tûsent man
der allerbesten degne, der ich künde ie gewan.“

*„Sone sît et niht ze lange!“ sprach der künic dô;
„Wir sint iwer helfe billîchen vrô!“
Er sprach: „Ich kume widere in vil kurzen tagen:
daz ir mich habet gesendet, sult ir der küniginne sagen!“

3. Wie Sîfrit erslagen wart.

Lachmann 859—863.

Gunthêr unt Hagene, die recken vil balt,
lobeten mit untriuwen ein pirsen in den walt:
mit ir scharphen gêren si wolden jagen swîn,
beren unde wisende; waz kunde küeneres gesîn?

*Dâ mite reit ouch Sîfrit in êrlîchem site;
maneger hande spîse, die fuorte man in mite;
zuo eime kalten brunnen verlôs er sîd den lîp:
daz hete geraten Prünhilt, künec Gunthêres wîp.

*Dô gie der degen küene, da er Kriemhilde vant;
dô was nu ûf gesoumet sîn edel pirsgewant,
und ouch der gesellen: si wolden über Rîn.
Do endorfte Kriemhilde nimmer leider gesîn.

*Sîne triutinne kust er an den munt:
„Got lâze mich dich, vrouwe, gesehen noch gesunt,
unt mich ouch dîniu ougen. Mit holden mâgen dîn
solt du kurzwîlen: ine mac heime niht gesîn.“

*Dô dâhtes an diu mære (si entorste ir niht sagen),
diu si Hagnen seite: dô begunde klagen
diu edel küniginne, daz si ie gewan den lîp,
dô weinde âne mâze daz vil wunderschœne wîp.

Lachmann: 864—872.

*Si sprach zuo dem recken: „Lât iwer jagen sîn:
mir troumte hînt leide, wie iuch zwei wildiu swîn
jagcten über heide: dâ wurden bluomen rôt.
Daz ich so sêre weine, des gêt mir wærlîche nôt.

*Ich fürhte harte sêre etelîchen rat,
obe man der deheinen missedienet hât,
die uns füegen kunnen vîentlîchen haz.
Belîbet, lieber hêrre, mit triuwen râte ich iu daz!“

*„Mîn liebiu triutinne, ich kume in kurzen tagen.
Ine weiz hie niht der liute, die mir iht hazzes tragen:
alle dîne mâge sint mir gemeine holt;
ouch hân ich an den degnen hie niht anders versolt.“

*„Neinâ, hêrre Sîfrit! jâ fürhtich dîuen val.
Mir troumte hînt leide, wi obe dir zetal
vielen zwêne berge: ich gesach dich nimmer mê.
Wil du von mir scheiden, daz tuot mir innerclîchen wê.“



*Er umbevie mit armen daz tugentrîche wîp,
mit minneclichem kusse er trûte ir schœnen lîp,
mit urloube er dannen schiet in kurzer stunt:
sine gesach in leider dar nâch nimmer mêr gesunt.

*Dô riten si von dannen in einen tiefen walt.
Durch kurzewîle willen vil manic rîter balt
volgeten Gunthêre unt sînen man:
Gêrnôt unt Giselhêr die wolden dâ heime bestân.

*Geladen vil der rosse kom vor in über Rîn,
diu den jeitgesellen truogen brôt unde wîn,
vleisch mit den vischen unde ander manegen rât,
den ein künec so riche harte billîchen hât.

Si hiezen herbergen für den grüenen walt
gên des wildes abeloufe die stolzen jägere balt,
dâ si dâ jagen solden, ûf einen wert vil breit.
Dô was ouch komen Sîfrit: daz wart dem künige geseit.

Von den jeitgesellen wurden dô bestân
die warte an allen ende. Dô sprach der küene man,
Sîfrit der vil starke: „Wer sol uns in den walt
wîsen nach dem wilde, ir degne küene unde balt?“

Lachmann: 873—884.

„**W**ellen wir uns scheiden," sprach dô Hagene,
„ê daz wir beginnen hie ze jagene?
Dâ bî mugen bekennen ich unde die hêren mîn,
wer die besten jägere an diser waltreise sîn.

Liute unde hunde sulen wir teilen gar;
sô kêre islicher, dâ er gerne var:
der danne jage beste, der sol des haben danc!"
Der jäger biten wart bî ein ander niht lanc.

Dô sprach der hêrre Sifrit: „Ich hân der hunde rât,
wan einen bracken, der sô genozzen hât,
daz er die verte erkenne der tiere durch den tan:
wir komen wol ze jeide," sprach der Kriemhilde man.

Dô nam ein alter jägere einen spürhunt:
er brâhte den hêrren in einer kurzer stunt,
dâ si vil tiere funden; swaz der von leger stuont,
diu erjeiten die gesellen, sô noch guote jeger tuont.

* **S**waz ir der brake ersprancte, diu sluoc mit sîner hant
Sifrit der küene, der helt von Niderlant;
sîn ros lief sô sêre, daz im niht eutran:
den lop er vor in allen an dem gejeide gewan.

* **E**r was an allen dingen biderbe genuoc.
Sîn tier das êrste, daz er ze tôde sluoc,
was ein starkez halpswuol, mit der sîner hant;
dâ nâch er vil schiere ein ungefüegen lewen vant.

* **D**er brake den ersprancte: er schôz in mit dem bogen;
eine scharfe strâle hete er in gezogen:
der lewe lief nâch dem schuzze wan drîer sprünge lanc.
Sîne jeitgesellen seiten Sîfride danc.

* **D**ar nâch sluoc er schiere einen wisent und einen elch,
starker ûre viere und einen grimmen schelch.
Sîn ros truoc in sô balde, daz im niht entran:
hirze oder hinde kund im wênic enkân.

Einen êber grôzen vant der spürhunt.
Als er begunde vliehen, dô kom an der stunt
des gejeides meister, er bestuont in ûf der slâ:
das swin zorneclîchen lief an den küenen degen sâ.

Dô sluoc in mit dem swerte Kriemhilde man:
ez hete ein ander jegere sô sanfte niht getân.
Dô ern hete ervellet, man vie den spürhunt:
dô wart sîn rîch gejeide allen Burgonden kunt.

† **D**ô sprachen sîne jegere: „Mügez mit fuoge wesen,
sô lât uns, her Sîfrit, der tier ein teil genesen:
ir tuot uns hinte lære den berc und ouch deu walt."
Des begunde smielen der degen küene unde balt.

Sie hôrten allenthalben ludem unde dôz;
von liuten unt von hunden der schal was sô grôz,
daz in dâ von antwurte der berc und ouch der tan:
vier unde zweinzec ruore die jeger hêten verlân.

Dô muosen viel der tiere verliesen dâ daz leben;
dô wânden si füegen, daz man solde geben
in den prîs des jeides: des kunde niht geschehen,
dô der starke Sifrit wart zer viwerstat gesehen.

Lachmann: 885—896.

Daz jeit was ergangen, unde doch niht gar
Die zer viwerstat wolden, die brâhten mit in dar
vil maneger tiere hiute unt wildes genuoc:
hei, waz man ze kuchen für daz ingesinde truoc!

Dô hiez der künic künden den jägern wolgeborn,
daz er enbîzen wolde: dô wart lûte ein horn
zeiner stunt geblâsen: dâ mite wart bekant,
daz man den fürsten edele zen herbergen vant.

† **D**ô sprach ein Sîfrides jægere: „Hêrre, ich hân vernomen
von eines hornes duzze, daz wir nu suln komen
zuo den herbergen: antwurten ich des wil."
Dô wart nâch deu gesellen gevrâget blâsende vil.

Dô sprach der hêrre Sifrit: „Nû rûmen wir den tan!"
Sîn ros truoc in ebene: si îlten mit im dan.
Si ersprancten mit ir schalle ein tier gremelich,
einen beren wilden: dô sprach der degen hinder sich:

„**I**ch wil uns hergesellen kurzwîle wern.
Ir sult den braken lâzen: ich sihe einen bern;
der sol mit uns hinnen zen herbergen varn;
ern fliehe danne sêre, ern kan sichs nimmer bewarn."

Der brake wart verlâzen; der bere spranc von dan:
dô wolde in erriten Kriemhilde man;
er kom in ein gevelle: done kund ez niht wesen;
daz starke tier dô wânde vor den jägeren genesen.

Dô spranc von sînem rosse der stolze rîter guot,
er begunde nâch loufen: daz tier was unbehuot,
ez enkund im niht entrinnen; dô vie erz sâ zehant,
âu alle wunden der helt ez schiere gebant.

Krazen noch gebîzen kund ez niht den man;
er band ez zuo dem satele: ûf saz der snelle sân,
er brâht ez an die viwerstat durch sînen hôhen muot,
zeiner kurzwîle, der degen küene unde guot.

* **W**ie rehte hêrlîche er ze herbergen reit!
sîn gêr was vil michel starc unde breit:
im hie ein zier wâfen nider ûf den sporn:
von rôtem golde der hêrre fuorte ein schœne horn.

* **V**on bezzerm pirsgewæte hôrt ich nie gesagen:
einen roc swarz phellîn sach man in tragen,
und einen huot von zobele, der rîche was genuoc;
hei, waz er borten an sîme kochære truoc!

* **V**on eime pantel was dar über gezogen
ein hût durch die süeze; ouch fuorte er einen bogen,
den man mit antwerke muose ziehen dan,
der in spanneu wolde, ern hetez selbe getân.

* **V**on einer ludmes hiute was allez sîn gewant;
von houbet unz ans ende gestrôut man drûfe vant:
ûz der liehten riuhe vil manic goldes zein
ze beiden sînen sîten dem küenen jegermeister schein.

* **O**uch fuort er Balmungen, ein ziere wâfen breit;
daz was alsô scherphe, daz ez nie vermeit,
swâ manz sluoc ûf helme: sîn eke wâren guot.
Der hêrlîche jegere was vil hôhe gemuot.

Lachmann: 897—906.

*Sîd ich iu diu mære gar bescheiden sol,
im was sîn edel kocher guoter strâle vol,
von guldînen tüllen, diu sahs wol hende breit:
ez muoste balde ersterben, swaz er dâ mit versneit.

*Dô reit der rîter edele vil weidenlîche dan:
in sâhen zuo in komende Gunthêres man;
si liefen im enkegne und enphiengen im daz marc;
dô fuorte er bî dem satele deu bern grôz unde starc.

Als er gestuont von rosse, dô lôste er im diu bant
von fuoze und ouch von munde: dô erlûte sâ zehant
vil lûte daz gehünde, swaz es den bern sach.
Daz tier ze walde wolde: des heten die liute ungemach.

Der bere von dem schalle durch die kuche geriet:
hei, waz er kuchenknehte von dem viwer schiet!
Vil kezzele wart gerüeret, zerfüeret manic brant:
hei, waz man guoter spîse in dem aschen ligen vant!

Dô sprungen von dem sedele die hêrren und ir man:
der bere begunde zürnen; der künic hiez dô lân
allez daz gehünde, daz an seilen lac;
unt wær ez wol verendet, si heten vrœlîchen tac.

Mit bogen und mit spiezen (niht langer man daz lie)
dar liefen dô die snellen, dâ der bere gie;
dô was sô vil der hunde, daz dâ nieman schôz:
von des liutes schalle daz gebirge allez erdôz.

Der ber begunde vliehen vor den hunden dan;
im kunde niht gevolgen wan Kriemhilde man:
er erlief in mit dem swerte, ze tôde er in dô sluoc;
hin wider zuo dem viwre man den beren truoc.

Dô sprâchen, die daz sahen, er wær ein kreftic man.
Die stolzen jeitgesellen hiez man ze tische gân:
ûf einen schœnen anger sâz ir dâ genuoc.
Hei, waz man rîterspîse den stolzen jegern dô truoc!

*Die schenken kômen seine, die tragen solden wîn;
ez enkunde baz gedienet nimmer helden sîn:
heten si darunder niht sô valschen muot,
sô wæren wol die recken vor allen schanden behuot*).

Dô sprach der hêrre Sîfrit: „Wunder mich des hât,
sîd man uns von kuchen gît sô manegen rât,
warumbe uns die schenken dar zuo niht bringen wîn:
man pflege baz der jegere, ich wil nit jeitgeselle sîn.

*) Done hete niht der sinne der küene veige man,
daz er sich ir untriwe kunde hân verstân;
er was in ganzen tugenden alles valsches blôz;
sîns tôdes muose engelten sît, der sin nie niht genôz.

Lachmann: 907—918.

*Ich hete wol verdienet daz man mîn næme ware!“
Der künec von dem tische sprach in valsche dare:
„Man sol iu gerne büezen, swes wir gebresten hân;
es ist von Hagnen schulden: der wil uns erdürsten lân.“

*Dô sprach von Troneje Hagne: „Lieber hêrre mîn,
ich wânde, daz pirsen hiude solde sîn
dâ zem Spehtsharte: den wîn den sand ich dar:
sîn wir hiut ungetrunken, wie wol ich mêre daz bewar!“

Dô sprach der Niderlende: „Ir lîp, der hab undanc!
Man solde mir siben soume met unt lûtertranc
haben her gefüeret; dô des niht mohte sîn,
dô solde man uns gesidelet haben nâher au den Rîn.“

Dô sprach von Tronje Hagne: „Ir edelen rîter balt,
ich weiz hie vil nâhen einen brunnen kalt
(daz ir niht enzürnet): dâ sul wir hine gân!“
Der rât wart manegem degne ze grôzen sorgen getân.

*Sîfriden deu recken twanc des durstes nôt;
den tisch er dester zîter ruken dan gebôt:
er wolde für die berge zuo dem brunnen gân.
Dô was der rât mit meine von den recken getân.

*Diu tier hiez man ûf wägnen unt füeren in daz lant,
diu da hæte verhouwen Sîfrides hant.
Man jach im grôzer êren, swer ez ie gesach;
Hagne sîne triuwe sêre an Sîfride brach.

Dô si wolden dannen zuo der linden breit,
dô sprach von Troneje Hagne: „Mir ist des vil geseit,
daz niht gevolgen kunde dem Kriemhilde man,
swenner welle gâhen: wold er uns daz sehen lân!“

Dô sprach von Niderlande der küene Sîfrit:
„Daz muget ir wol versuochen, welt ir mir volgen mit
ze wette zuo dem brunnen; sô daz ist getân,
man jehe dem gewinnes, den man siht gewunnen hân.“

„Nu welle ouch wirz versuochen!“ sprach Hagne der degen.
Dô sprach der starke Sîfrit: „Sô wil ich mich legen
für iuwer füeze nider an daz gras.“
Dô er daz gehôrte, wie liep daz Gunthêre was!

Dô sprach der degen küene: „Ich wil iu mêre sagen:
allez mîn gewæte wil ich mit mir tragen,
den gêr zuo dem schilde und mîn pirsgewant.“
Den kocher zuo dem swerte schier er umbe gebant.

Dô zugen si diu kleider von dem lîbe dân:
in zwein wîzen hemden sach man si beide stân.
Sam zwei wildiu pantel si liefen durch den klê;
doch sach man bî dem brunnen den küenen Sîfriden ê.

Den brîs von allen dingen truoc er vor manegem man.
Daz swert lôst er schiere, den kocher leit er dan,

Lachmann: 919—921.

den starken gêr er leinde an der linden ast:
bî des brunnen fluzze stuont der hêrlîche gast.

Dî Sîfrides tugende wâren harte grôz.
Den schilt er leite nidere, dâ der brunne flôz:
swie harte sô in durste, der helt doch niht entranc,
ê der künec getrunke: des seit er im vil bœsen danc.

Der brunne was küele, luter unde guot;
Gunthêr sich dô neigte nider zuo der vluot:
als er hete getrunken, dô rihte er sich von dan;
alsam het ouch gerne der küene Sîfrit getân.

Dô engalt er sîner zühte; den bogen und daz swert,

Lachmann: 922—923.

daz truoc allez Hagne von im danwert,
unt spranc dâ hin widere, da er den gêre vant:
er sach nâch einem bilde an des küenen gewant.

Dô der hêrre Sîfrit ob dem brunnen tranc,
er schôz in durch daz criuze, daz von der wunden spranc
daz bluot von dem herzen vaste an Hagnen wât:
solher missewende ein helt nu nimmer begât.

* Den gêr im gên dem herzen steken er dô lie.
Alsô grimmeclîche ze flühte Hagne nie
gelief in der werlde vor deheinem man.
Dô sich der starke Sîfrit der grôzen wunden versan,



Lachmann: 924—928.

Der hêrre tobelîchen von dem brunnen spranc:
im ragete von den herten ein gêrstange lanc.
Der fürste wânde vinden bogen oder swert;
sô müeste wesen Hagne nâch sînem dienste gewert.

Dô der sêre wunde des swertes niht envant,
done het er niht mêre, wan des schildes rant:
er zuct in von dem brunnen, dô lief er Hagnen an:
done kund im niht entrinnen des künic Gunthêres man.

Swie wunt er was zem tôde, so krefteclîch er sluoc,
daz ûzer dem schilde dræte genuoc
des edelen gesteines: der schilt vil gar zerbrast:
sich hete gerne errochen der vil hêrlîche gast.

Dô was gestrûchet Hagne vor sîner hand zetal;
von des slages krefte der wert vil lûte erhal.
Het er sîn swert enhende, sô wær ez Hagnen tôt:
sêre zurnde der wunde: des twane în êhaftiu nôt.

Erblichen was sîn varwe; ern mohte niht gestên:

Lachmann: 929—931.

sînes lîbes sterke muoste gar zergên,
wand er des tôdes zeichen in liehter varwe truoc.
Sît wart er beweinet von schœnen vrouwen genuoc.

Dô viel in die bluomen der Kriemhilde man;
daz bluot von sîner wunden sach man vaste gân:
Dô begunder schelden — des twane in grôziu nôt —
die ûf in gerâten heten ungetriwe den tôt.

Dô sprach der verchwunde: „Jâ, ir bœsen zagen,
waz helfent mînin dienest, sîd ir mich habet erslagen?
Ich was iu ie getriuwe, des ich enkolten hân;
ir habet an iwren friunden leider übele getân.

* Die sint dâ von bescholden, swaz ir wirt geborn
her nâch disen zîten; ir habet iwern zorn
gerochen al ze sêre an dem lîbe mîn:
mit laster sult gescheiden ir von guoten reken sîn!“

Lachmann: 932–942.

Die rîter alle liefen, dâ er erslagen lac:
ez war ir genuogen ein vröudelôser tac.
Die iht triwe hèten, von dem wart er gekleit:
daz hete ouch wol verdienet umbe alle liute der helt gemeit.

Der künec von Burgonden klagte ouch sînen tôt;
dô sprach der verchwunde: „Daz ist âne nôt,
daz der nâch schaden weinet, der in dâ hât getâu!
der dienet michel schelden: ez wære bezzer verlân!

Dô sprach der grimme Hagne: „Jan weiz ich, waz ir kleit;
ez hât nu allez ende an uns, sorge unde leit:
wir vinden ir nu wènic, die getürren uns bestân;
wol mich, daz ich des helden hân ze râte getân!“

„**I**r muget iu lîhte rüemen“, sprach hêr Sîfrit;
het ich an iu erkunnet den mortlîchen sit,
ich hete wol behalten vor iu mînen lîp:
mich riwet niht sô sère, so vrou Kriemhilt, mîn wîp.

Nu müeze Got erbarmen, daz ich ie gewan den suon,
dem man itewîzen sol daz her nâch tuon,
daz sîne mâge ieman mortlîch hânt erslagen:
möhte ichz verenden, daz sold ich billîchen klagen!“ *)

Dô sprach jæmerlîche der verchwunde man:
„Welt ir, künic edele, triwen iht begân
in der werlde an iemen, sô lât iu bevolhen sîn
ûf iuwer genâde die lieben triutinne mîn.

Lât si des geniezen, daz si iwer swester sî:
durch aller fürsten tugende wont ir mit triwen bî!
Wan mir wartent lange mîn vater unt mîne man:
ez enwart nie leider au liebem vriunde getân.“ **)

Die bluomen allenthalben von bluote wâren naz;
dô rang er mit dem tôde: unlange tet er daz,
wan des tôdes zeichen ie ze sêre sneit;
sam muost ersterben ouch der recke küene unde gemeit.

Dô die hêrren sâhen, daz der helt was tôt,
si leiten in ûf einen schilt, der was von golde rôt,
unt wurden des ze râte, wie daz solde ergân,
daz man ez verhæle, daz ez Hagne hete getân.

Dô sprachen ir genuoge: „Uns ist übel geschehen;
ir sult ez heln alle, unt sult gelîche jehen,
da er jagen rite alleine, Kriemhilde man,
in slüegen schâchære, dâ er füere durch den tan.“

Dô sprach von Troneje Hagne: „Ich bring in in daz lant:
mir ist vil unmære, wirt ez ir bekant,

*) „**Z**er werlde wart nie mêre grôzer mort begân,“
sprach er zuo dem künige, „denne an mir ist getân;
ich behielt iu lîp und êre in angestlîcher nôt:
ich hâns engolten sêre, daz ihz iu ie sô wol erbôt.“

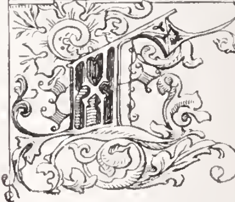
) **Er rampf sich bitterlîche, als im diu nôt gebôt,
unt sprach dô jæmerlîche: „Der mortlîch tôt
mag iuch wol geriuwen her nâch disen tagen:
geloubt an rehten triuwen, daz ir iuch selben habt erslagen.

diu sô hât betrüebet den Brünhilde muot;
ez ahtet mich vil ringe, swaz si nu weinen getuot.“ *)

4. Âventiure, wie der marcgrâve Rüedegêr erslagen wart.

Lachmann 2072–2078.





z heten die ellende wider morgen guot getân.
Wine der Gotlinde kom ze hove gegân;
dô sach er beidenthalben diu grœzlîchen sêr:
daz weinte innecliche der vil getriwe Rüedegêr.

„**S**ô wê mich,“ sprach der recke, „daz ich den lîp gewan,
daz disen grôzen jâmer kan nieman understân!
Swie gern ichz friden wolde, der künec entuot ez niht,
wand er der sînen leide ie mêr unde mêr gesiht.“

Dô sant an Dietrîche der guote Rüedegêr,
ob siz noch kunden wenden an dem künege hêr;
dô enbôt im der von Berne: „Wer möht ez understân?
Ez enwil der künec Etzel nieman scheiden lân.“

Dô sach ein Hiunen recke Rüedegêren stân
mit weinunden ougen, unt hetes vil getân;
der sprach zer küuiginne: „Nu seht ir, wie er stât,
der doch gewalt den meisten hie bî Etzelen hât,

Und dem ez allez dienet, liut unde lant.
Wie ist sô vil der bürge an Rüedegêr gewant,
der er von dem künige vil manege haben mac!
Er sluoc in disem sturme noch nie loblîchen slac.

Mich dunket eru ruoche, wie ez hier umbe gât,
sît daz er den vollen nâch sînem willen hât;
man giht im, er sî küener, danne ieman müge sîn:
daz ist in disen sorgen worden bœslîchen schîn.“

Mit trûrigem muote der vil getriwe man,
den er daz reden hôrte, der helt, der blicte in an;

*) **V**on dem selben brunnen, dâ Sîfrit wart erslagen,
sult ir diu rehten mære von mir hœren sagen.
vor dem Otenwalde ein dorf lît, Otenhaim,
dâ vliuzet noch der brunne, des ist zwivel dehein.

Lachmann: 2079—2090.

er gedâht: „Du solt ez arneu! Du gihst, ich sî verzagt:
du hâst diu dînen mære ze hove ze lûte gesagt!"

Die fûst begunder twingen: dô lief er in an
unt sluog sô krefticlîche den Hiunischen man,
daz er im vor den füezen lac vil schiere tôt:
dô was aver gemêret des künic Etzelen nôt.

„**H**in, du zage mære," sprach dô Rüedegêr;
„ich hân doch genuoge leit unde herzen sêr:
daz ich hie niht envihte, zwiu wîsest du mir daz?
Jâ wær ich den gesten von grôzen schulden gehaz,

Und allez, daz ich möhte, daz het ich in getân,
niwan daz ich die recken her gefüeret hân;
jâ was ich ir geleite in mînes hêrren lant:
des ensol mit in niht srîten mîn vil ellendes hant."

Dô sprach zem marcgrâven Etzel der künic hêr:
„Wie habt ir uns geholfen, vil edel Rüedegêr!
Wan wir sô vil der veigen hie ze lande hân,
wir bedurfen ir niht mêre: ir hapt vil übele getân."

* **D**ô sprach der ritter edele: „Ja beswârt er mir den muot,
unt hât mir geitewîtzet êre unde guot,
des ich von dînen handen sô vil hân genomen:
daz ist dem lügenære ein teil ze unstaten komen."

Dô kom diu küniginne unt het ez ouch gesehen
daz von des helden zorne dem Hiune was geschehen:
si klagt ez ungefuoge, ir ougen wurden naz;
si sprach zuo Rüedegêre: „Wie habe wir verdienet daz,

Daz ir mir und dem künege mêret unser leit?
Nu habt ir, edel Rüedegêr, uns allez her geseit,
ir woldet durch uns wâgen die êre und daz leben;
ich hôrt iu vil der recken den brîs vil grœzlichen geben.

Ich mane iuch der genâden und ir mir hânt gesworn,
do ir mir zuo Etzeln rietet, rîter ûz erkôrn,
daz ir mir woldet dienen unz an unser eines tôt:
der wart mir armen wîbe nie sô grœzlichen nôt."

„**D**az ist âne lougen, ich swuor iu edel wîp,
daz ich durch iuch wâgte die êre unde ouch den lîp;
daz ich die sêle fliese, des hân ich niht gesworn:
zuo dirre hochgezîte brâht ich die fürsten wol geborn."

Si sprach: „Gedenke, Rüedegêr, der grôzen triwe dîn,
der stæte und ouch der eide, daz du den schaden mîn
immer woldest rechen und elliu mîniu leit!"
Dô sprach der marcgrâve: „Ich hân iu ê selten iht verseit."

Etzel der rîche vlêgen ouch began;
si buten sich ze fuoze beide für den man;
den edeln marcgrâven unmuotes man dô sach;
der vil getriwe recke harte jâmerlîche sprach:

„**O**wê mich Gotes armen, daz ich ditz gelebet hân!

Lachmann: 2091—2101.

Aller mîner êren, der muoz ich abe stân,
triwen unde zühte, der Got an mir gebôt!
Owê Got von himele, daz mihs niht wendet der tôt!

Swelhez ich nû lâze und daz ander began,
sô hân ich bœsliche unt vil übel getân;
lâz aber ich si beide, mich schendet elliu diet:
nu ruoche mich bewîsen, der mir ze lebene geriet!"

Dô bâten si genôte, der künec und ouch sîn wîp;
des muosen sider recken fliesen den lîp
von Rüedegêres hende, dâ ouch der held erstarp:
ir mugt daz hie wol hœren, daz er vil jâmerlîche warp.

Er weste schaden gewinnen und ungefüegiu leit;
er hete dem künige vil gerne verseit,
und ouch der küniginne: vil sêre vorht er daz,
ob er ir einen slüege, diu werlt trüege im drumbe haz.

Dô sprach zuo dem künige der vil küene man:
„Her künec, nu nemt hin widere, swaz ich von iu hân,
daz lant mit den bürgen; der sol mich niht bestên:
ich wil ûf mînen füezen in daz ellende gên."*)

Dô sprach der künec Etzel: „Wer hülfe danne mir?
Daz lant zuo den liuten, daz gib ich allez dir,
daz du mich rechest, Rüedegêr, an den vînden mîn:
du solt ein künec gewaltic bî neben Etzelen sîn!"

Dô sprach aber Rüedegêr: „Wie sol ichz ane vân?
Heim ze mînem hûse ich si geladen hân;
trinken unde spîse ich in güetlîchen bôt,
unt gab in mîne gabe: wie sol ich râten in den tôt?

Diu liute wænent lîhte, dâz ich sî verzagt:
deheinen mînen dienest hân ich in versagt,
den vil edeln fürsten unde ouch ir man,
ouch riwet mich diu friuntschaft, die ich mit iu geworben hân.

Giselher dem degene gab ich die tohter mîn;
sine kunde in dirre werlde niht baz verwendet sîn
ûf zuht unde ouch ûf êre, ûf triwe unde ûf guot:
ine gesach nie künic jungen sô rehte tugentlîche gemuot."

Dô sprach aber Kriemhilt: „Vil edel Rüedegêr,
nu lâ dich erbarmen unser beider sêr,
mîn unde ouch des küniges: gedenke wol dar an,
daz nie wirt deheiner sô leide geste mêr gewan.

Dô sprach der marcgrâve wider daz edel wîp:
„Ez muoz hiute gelten der Rüedegêres lîp,
swaz ir und ouch mîn hêrre mir liebes hapt getân,
dar umbe muoz ich sterben, daz kan niht langer bestân.

Ich weiz wol, daz noch hiute mîn bürge unde och mîn lant

*) **A**ltes guotes âne sô rûm ich iu diu lant,
mîn wîp unt mîniu tohter nim ich an mîniu hant,
ê daz ich âne triuwe beliben müese tôt:
ich het genomen ubele iuwer golt alsô rôt."

Lachmann: 2102–2112.

iu müezen ledec werden von ir etelîches hant:
ich bevilhe iu ûf genâde mîn wîp unt mîniu kint,
und ouch die vil ellenden, die ze Bechelâren sint."

„Nu lôn dir Got, Rüedegêr," sprach der künic dô;
er und diu küniginne, si wurden beidiu vrô:
„Uns suln dîne liute vil wol enphollien wesen;
ouch trowe ich mînem heile, daz du maht selbe wol genesen."

Dô liez er an die wâge sêle unde lîp;
dô begunde weinen daz Etzelen wîp;
er sprach: „Ich muoz iu leisten, als ich gelopt hân.
O wê der mînen friunde, die ich ungerne hie bestân!"

Man sach in von dem künige vil trûriclîchen gân;
dô vant er sîne recken vil nâhen bî im stân;
er sprach: „Ir sult iuch wâffen, alle mîne man!
Die küenen Burgonden, die muoz ich leider bestân."

Si hiezen balde springen, dâ man ir gewæffen vant;
ez der helm wære od des schildes rant,
von ir ingesinde wart ez in dar getragen:
sît hôrten leidiu mære die stolzen ellende sagen.

Gewâffent wart dô Rüedegêr mit fümf hundert man,
dar über zwelf recken sach man mit im gân:
die wolten prîs erwerben in des sturmes nôt;
si enwessen niht der mære, daz in sô nâhent der tôt.

Dô sach man Rüedegêre under helme gân;
ez truogen swert diu scharpfen des marcgrâven man,
dar zuo vor ir handen die liehte schilde breit:
daz sach der videlære, ez was im grœzlîchen leit.

Dô sach der junge Gîselher sînen sweher gên
mit ûf gebundem helme: wie moht man dô verstên,
waz er dâ mit meinte, niwan allez guot?
Des wart der künic edele sô rehte frœlîch gemuot.

„Nu wol mich solher friunde," sprach Gîselher der degen,
„die wir hân gewunnen nu ûf disen wegen!
Wir suln wil wol geniezen mînes wîbes hie:
mir ist liep ûf mîn triuwe, daz ie der hîrât ergie."

„Ine weiz, wes ir iuch trœstet," sprach der spileman;
„wâ sâht ir ie durch suone sô manegen helt gân.
mit ûf gebunden helmen, die trüegen swert enhant?
An uns wil dienen Rüedegêr sîne bürge unt sîniu lant."

Bedaz der videlære die rede dô volsprach,
Rüedegêrn den edelen man vor dem hûse sach;
sînen schilt, den guoten, den satzt er für den fuoz:
dô muoz er sînen friunden versagen dienst unde gruoz.

Der edel marcgrâve rief dô in den sal:
„Ir küene Nibelunge, nu wert iuch über al!
Ir soldet mîn geniezen, nu engeltet ir mîn;
ê dô wâr wir friunde: der triwe wil ich ledic sîn!

Lachmann: 2113–2124.

Do erschrahten dirre mære die nôthaften man;
wan ir deheiner fröude nie dâ von gewan,
daz mit in wolde strîten, dem si da wâren holt:
si heten von vînden vil michel arbeit gedolt.

„Nune welle Got von himele," sprach Gunther der degen,
„daz ir iuch genâden sült an uns bewegen,
und der vil grôzen triuwe, der wir doch heten muot:
ich wil iu des getrouwen, daz ir ez nimmer getuot."

„Iane mag ichs niht gelâzen", sprach der küene man;
ich muoz mit iu strîten, wan ichz gelobt hân.
Nu wert iuch, küene helde, sô lieb iu sî der lîp:
mich enwoltes niht erlâzen des künic Etzelen wîp."

„Ir widersagt uns nu ze spâte!" sprach der künic hêr.
„Nû müez iu Got vergelten, vil edel Rüedegêr,
triuwe unde minne, dir ir uns hapt getân.
Ob ir ez an dem ende woldet güetlîcher lân,

Wir soltenz immer dienen, daz ir uns habt gegeben,
ich unt mîne mâge, ob ir uns liezet leben.
Der hêrlîchen gâbe, dô ir uns brâhtet her
in Etzeln lant zen Hiunen, des gedenct, vil edel Rüedegêr!"

„Wie wol ich iu des gunde," sprach Rüedegêr der degen,
„daz ich iu mîne gâbe mit vollen solde wegen
alsô willeclîche, als ich des hete wân!
Sone würde mir dar umbe nimmer schelten getân."

„Erwindet, edel Rüedegêr," sprach dô Gêrnôt!
wan ez wirt deheiner gesten nie erbôt
sô rehte minneclîchen, als ir uns hapt getân:
des sult ir wol geniezen, ob wir bî lebene bestân."

„Daz wolde Got," sprach Rüedegêr, vil edel Gêrnôt,
daz ir ze Rîne wæret, und ich wære tôt
mit etlîchen êren, sît ich iuch sol bestân."
Ez wart an ellenden von friunden noch nie wirs getân."

„Nu lône iu Got, hêr Rüedegêr," sprach dô Gêrnôt,
„der vil rîchen gabe! Mich riwet iwer tôt,
sol an iu verderben sô tugentlîcher muot.
Hie trag ich iwer wâffen, daz ir mir gâbet, helt guot.

Daz ist mir nie geswichen in aller dirre nôt;
under sînen ecken lît manic rîter tôt;
ez ist lûter unde stæte, hêrlîch unde guot:
ich wæn, sô rîche gâbe ein recke nimmer mêr getuot.

Unt welt ir niht erwinden, irn welt zuo uns gân,
slaht ir mir iht der friunde, die ich hinne hân,
mit iwer selbes swerte nim ich iu den lîp:
sô riwet ir mich, Rüedegêr, unde iwer hêrlîchez wîp."

„Daz wolde Got, hêr Gêrnôt, unt meht ez ergân,
daz aller iwer wille wære hie getân,

Lachmann: 2125—2136.

und daz genesen wære iwer friunde lîp!
Jâ sol iu wol getrûwen beidiu, mîn tohter uud mîu wîp."

Dô sprach von Burgonden der schœnen Uoten kint:
„Wie tuot ir sô, hêr Rüedegêr? Di mit mir komen sint,
si sint iu alle wæge; ir grîfet übel zuo:
die iwer schœne tohter welt ir verwitwen ze fruo.

Swenne ir und iwer recken mit strîte mich bestât,
wie rehte unfriuntlîche ir daz schînen lât,
daz ich iu wol getrûwe für alle ander man,
dâ von ich ze wîbe iwer tohter mir gewau."

„**G**edenket iwer triuwen, vil edel künic hêr;
gesende iuch Got von hinne!" sô sprach Rüedegêr.
„Lât die juncvrouwen niht engelten mîu:
durch iwer selbes tugende sô ruochet ir genædic sîn."

„**D**az tæt ich billîche," sprach Gîselher daz kint,
„die hôhen mîne mâge, di noch hier inne sint,
suln die von iu sterben, so muoz gescheiden sîn
diu vil stæte friuntschaft zuo dir unde der tohter dîn."

„**N**u müez uns Got genâden!" sprach der küene man.
Dô huoben si die schilde, alsô si wolden dan
strîten zuo den gesten in Kriemhilde sal:
dô rief vil lûte Hagene von der stiege hin zetal:

„**B**elîbet eine wîle, vil edel Rüedegêr!
(alsô sprach dô Hagene) Wir wolden reden mêr,
ich unt mîne hêrren, als uns des twinget nôt.
Waz mac gehelfen Etzeln unser ellender tôt?"

„**I**ch stên in grôzen sorgeu," sprach aber Hagene;
„den schilt, den mir vrou Gotlint gap ze tragene,
den habent mir die Hiunen zerhouwen von der hant:
ich fuort in friuntlîche in daz Etzelen laut.

Daz des Got von himele ruochen wolde,
daz ich schilt sô guoten uoch tragen solde,
sô den du hâst vor hende, vil edel Rüedegêr,
so bedorfte ich in dem sturme deheiner halsperge mêr!"

„**V**il gerne wær ich dir guot mit mînem schilde,
getörst ich dirn gebieten vor Kriemhilde!
Doch nim in du hiu, Hagene, unt trag in an der hant:
hey, soldest du in füeren in der Burgonden lant!"

Do er im sô willeclîchen den schilt zu geben bôt,
dô wart genuoger ougen von heizen trehen rôt:
ez was diu leste gabe, die sider immer mêr
bôt deheinem degene von Bechlâren Rüedegêr.

Swie grimme Hagen wære unt swie zornic gemuot,
ja erbarmet im diu gâbe, die der helt guot
bî sînen lesten zîten sô nâhen het getân:
vil manic ritter edele mit im trûren began.

„**N**u lône iu Got von himele, vil edel Rüedegêr!
Ez wirt iwer gelîche deheiner nimmer mêr,

Lachmann: 2137—2149.

der ellenden recken sô hêrlîchen gebe:
sô sol daz Got gebieten, daz iwer tugende immer lebe!"

„**S**ô wê mich dirre mære!" so sprach ab Hagene.
„Wir heten ander swære sô vil ze tragene:
sul wir mit friunden strîten, daz sî Got gekleit!"
Dô sprach der marcgrâve: „Daz ist mir innecllîche leit."

„**N**u lôn ich iu der gâbe, vil edel Rüedegêr,
swie halt gein iu gebâren dise recken hêr,
daz nimmer iuch gerüeret mit strîte hie mîn hant,
ob ir sie alle slüeget, die von Burgonden lant."

Des neig im mit zühten der guote Rüedegêr.
Si weinten allenthalben; daz disiu herzen sêr
niemen scheiden kunde, daz was ein michel nôt:
vater aller tugende lag an Rüedegêre tôt.

Dô sprach von dem hûse Volkêr der spileman:
„Sît mîu geselle Hagene den vride hât getân,
den sult ir alsô stæte haben von mîner hant:
daz hapt ir wol verdienet, dô wir kômen in daz lant.

Vil edel marcgrâve, ir sult mîn bote sîn.
Dise rôte bouge gap mir diu marcgrâvîn,
daz ich si tragen solde hie zer hôchgezît:
die mugt ir selbe schouwen, daz ir des mîn gezinge sît."

„Daz wolde Got der rîche," sprach dô Rüedegêr,
„daz iu diu marcgrâvinne noch solte geben mêr!
Diu mære sag ich gerne der triutinne mîn,
gesihe ich si gesunder: des sult ir âne zwîvel sîn."

Als er im daz gelobte, den schilt huop Rüedegêr,
des muotes er ertobte: dô enbeit er dâ niht mêr,
dô lief er zuo den gesten, einem degen gelîch.
Manegen slac vil swinden sluoc der marcgrâve rîch.

Die zwêne stuonden hôher, Volkêr unt Hagene,
wan ez im ê gelobten die zwêne degene:
noch vant er als küenen bî den türnen stan,
daz Rüedegêr des strîtes mit grôzen sorgen began.

Durch mortræchen willen sô liezen si dar in
Gunther unt Gêrnôt, si heten helde sin;
dô stuont hôher Gîselher, zwâr ez was im leit:
er versach sich noch des lebenes; dâ von er Rüedegêren meit.

Dô sprungen zuo den vînden des marcgrâven man;
man sach si nâch ir hêrren vil tugentlîchen gân;
diu suidende wâfen si truogen an der hant:
des brast dâ vil der helme unt manic hêrlîcher rant.

Dô sluogen die vil müeden vil manegen swinden slac
den von Bechlâren, der eben unt tiefe wac,
durch die vesten ringe vast unz ûf daz verch:
si tâten in dem sturme diu vil hêrlîchen werch.

Daz edel ingesinde was nu komen gar,
Volkêr unde Hagene, die sprungen balde dar,
sine gâben fride niemen, wan dem einen man;
von ir beider hende daz bluot nider durch helme ran.

Wie rehte gremlîche vil swerte drinne erklanc!
Vil der schiltspange ûz den slegen spranc;

Lachmann: 2150—2159.

des reis ir schiltsteine nider in daz bluot:
si vâhten alsô grimme, daz manz mimmer mêr getuot.

Der vogt von Bechelâren gie wider unde dan,
alsô der mit ellen in sturme werben kan;
dem tet des tages Rüedegêr harte wol gelîch,
daz er ein recke wære vil küene unde lobelîch.

* Hie stuonden dise recken, Gunther unt Gêrnôt;
si sluogen in dem strîte vil manegen helt tôt.
Gîselher und Dancwart, die zwêne ez ringe wac:
des frumten si vil manegen hintz ûf den jungisten tac.

Vil wol zeigte Rüedegêr, daz er was starc genuoc,
küene unt wol gewâfent: hey, waz er helde sluoc!
Daz sach ein Burgonde: zorns was im nôt:
dâ von begunde nâhen des edeln Rüedegêres tôt.

Gêrnôt der starke, den helt, den rief er an;
er sprach zem marcgrâven: „Ir welt mir mînen man
niht genesen lâzen, vil edel Rüedegêr;
daz müet mich âne mâze; ichn kans niht an gesehen mêr.

Nu mag iu iuwer gâbe wol ze schaden komen,
sît ir mir mîner friunde hapt sô vil benomen;
nu wendet iuch her umbe, vil edel küene mân:
iwer gâbe wirt verdienet, sô ich iz aller hœhste kan."

E daz der marcgrâve zuo im volkœme dar,
des muosen liehte ringe werden missevar:
dô sprungen zuo einander die êren gernde man,
ir ietweder schermen für starke wunden began.

Ir swert sô scharf wâren, sine kunde niht gewegen:
dô sluoc Gêrnôten Rüedeger der degen
durch flinsherten helmen, daz nider floz daz bluot;
daz vergalt im schiere der rîter küen unde guot.

Die Rüedegêres gâbe an hende er hôh erwac:
swie wunt er wær zem tôde, er sluog im einen slac
durch den schilt vil guoten unz ûf diu helmgespan;
dâ von muos ersterben dô der Gotelinden man.

Iane wart nie wirs gelônet sô rîcher gâbe mêr!
Dô vielen beide erslagne, Gêrnôt unt Rüedegêr,
gelich in dem sturme von ir beider hant.
Alrêrst erzurnde Hagne, dô der den grôzen schaden bevant.

Dô sprach der von Tronje: „Ez ist uns übel komen:
wir haben an iu beiden sô grôzen schaden genomen,
den wir nimmer überwinden, ir liut und ouch ir lant:
die Rüedegêres helde sint unser ellenden phant." *)

*) Done wolde ir deheiner dem andern niht vertragen;
vil maniger âne wunden dar nider wart geslagen,
der wol genesen wære, ob im wart solch gedranc,
swie gesunt ez anders wære, der in dem bluote doch ertranc.

Lochmann: 2160—2171.

„Owê mich mînes bruoder, der tôt ist hie gefrumt!
Waz mir der leiden mære ze allen zîten kumt!
Ouch muoz mich immer riuwen der edel Rüedegêr:
der schade ist beidenthalben und diu græzlîchen sêr."

Dô der junge Gîselher sach sînen bruoder tôt,
die dô dar inne wâren, die muosen lîden nôt;
der tôt, der suochte sêre, dâ sîn gesinde was:
der von Bechelâren dô langer einer niht genas.

* Gunther unde Gîselher und ouch Hagene,
Dancwart unde Volkêr, die guoten degene,
die giengen, dâ si funden ligen die zwêne man:
dô wart dâ von den helden mit jâmer weinen begân.

„Der tôt uns sêre roubet," sprach Gîselher daz kint;
„nû lâzet iwer weinen, unt gê wir an den wint,
daz unz die ringe erkuolen, uns strîtmüeden man:
jâ wæn uns Got hie langer niht ze lebene gan.

Den sitzen disen leinen sach man manegen degen;
si wâren aber müezic; dâ wâren tôt gelegen
die Rüedegêres helden, zergangen was der dôz;
sô lange wert diu stille, daz sîn Etzeln verdrôz.

„Owê dirre dienste!" sprach des küneges wîp;
„dine sint niht sô stæte, daz unser vînde lîp
müge des engelten von Rüedegêres hant;
er wil si wider bringen in der Burgonde lant.

Waz hilfet, künic Etzel, daz wir geteilet hân
mit im, swaz er wolde? Der helt hât missetân:
der uns dâ solde rechen, der wil der suone pflegen."
Des antwurt ir dô Volkêr, der vil zierlîche degen:

„Der rede en ist sô niht leider, vil edels küneges wîp!
Getörst ich heizen liegen alsus edeln lîp,
sô het ir tievellîchen an Rüedegêr gelogen:
er und die sîne degene sint an der suone gar betrogen.

Er tet sô willeclîche, daz im der künec gebôt,
daz er unt sîn gesinde ist hie gelegen tôt.
Nu seht al umbe, Kriemhilt, wem ir nu gebieten welt:
iu hât unz an den ende gedienet Rüedegêr der helt.

Welt ir daz niht gelouben, man sol iuchz sehen lân!"
Durch ir herzen sêre sô wart duo daz getân:
man truoc den helt verhouwen, dâ in der künic sach:
den Etzelen degenen sô rehte leide nie geschach.

Dô si den marcgrâven tôten sahen tragen,
ez enkunde ein schrîber gebriefen noch gesagen
die manegen ungebærde von wîbe unde ouch von man,
diu sich von herzen jâmer aldâ zeigen began.

Der Etzelen jâmer, der wart alsô grôz,
als eines lewen stimme der rîche künic erdôz
mit herzeleidem wuofe; alsam tet ouch sîn wîp:
si klagten ungefuoge des guoten Rüedegêres lîp.

Die Klage.

Obwohl die Klage vermuthlich älter ist, als das Nibelungenlied, wenigstens als der erste Theil desselben, von welchem der Dichter Nichts weiß, während der zweite ihm bekannt gewesen sein mag, so lassen wir sie doch erst jenem nachfolgen, weil sich ihr Inhalt an den des Nibelungenliedes anschließt. Es erzählt nämlich nach einer Einleitung, in welcher die im Nibelungenliede dargestellten Begebenheiten in gedrängter Kürze berichtet werden, die Ereignisse, welche sich nach dem Untergange der Helden zutrugen. Die Todten werden aus dem Saale getragen; die drei übriggebliebenen Helden, Dietrich, Hildebrand und Etzel, erheben laute Klage um die Gefallenen, deren Anblick ihren Schmerz stets wieder erneuert. Herzzerreißend ist Etzels Jammer bei Kriemhildens Leiche, zu welcher er des getödteten Söhnleins Körper, so wie auch seines Bruders Blödelins Leichnam bringen läßt. Vergebens suchen Dietrich und Hildebrand den unglücklichen König zu trösten, der sich aller seiner Lieben beraubt sieht (S. das mitgetheilte Bruchstück). Es werden nach und nach alle Todten aus dem Saale gebracht, und so oft die Helden einen derselben erkennen, brechen sie in neue Klagen aus, in denen sie zugleich die Tapferkeit und die Tüchtigkeit der Gefallenen preisen. So werden namentlich Irnfried, Gunther, Volker, Wolfhart, vor Allem aber der edle Rüdiger geklagt und gepriesen. Hierauf werden die Todten unter erneuten Klagen begraben; Etzels Schmerz ist so groß, daß er bei der Bahre, auf welcher Kriemhilde und Ortlieb liegen, ohnmächtig niederfällt. Auf Dietrichs Rath werden nun die Waffen der gefallenen Helden in deren Heimat geschickt. Die damit beauftragten Boten kommen zuerst nach Bechlaren. Rüdigers Gattin und Tochter glauben, als sie den Zug von ferne sehen, es komme der Held selbst herbei; nur zu bald werden sie bitter enttäuscht. Zwar wollen die Boten zuerst die Wahrheit verbergen, aber endlich brechen diese selbst vor Schmerz in Thränen aus, und es ward den Frauen das Entsetzliche kund: mit ihnen klagt alles Volk über den Tod des edlen Markgrafen. Die Boten aber setzen ihren Weg fort und kommen bald darauf nach Passau, wo die Nachricht des Kampfes und seines verderblichen Ausgangs den Bischof Pilgerin mit Schmerz erfüllt. Doch mäßigt er seine Klagen und läßt auch durch Schwemmelin, der die Boten an den Rhein geleitete, seiner Schwester, der Königin Ute, sagen, sie solle sich fassen und das Unglück mit Ergebung tragen. „Schwemmel," fügte er dann hinzu, „Gelobet in meine Hand, So ihr wieder reitet durch das Land, Das bitte ich, Freund, daß ihr Dann wiederkehret her zu mir. Es soll nicht also bleiben: Ich will heißen schreiben Die Stürme und die große Noth, Oder wie sie sind gelegen todt, Wie es sich anhub und wie es kam, Und wie dies Alles ein Ende nahm. Was ihr des Wahren habt gesehen, Das sollt ihr danne mir verjehen (sagen); Dazu will ich fragen Von eines Jeden Magen (Verwandten), Es sei Weib oder Mann, Wer Etwas davon sagen kann. Darum sende ich nun zur Hand Meine Boten in Hunnenland: Da erfahre ich wohl die Märe: Denn es viel übel wäre, Wenn sie bewahret würde nicht. Denn es ist die größte Geschichte, die in der Welt jemals geschah." — Als die Boten durch Bayern kamen und von dem Untergang der Burgunden erzählten, freute sich Markgraf Else, daß der Tod seines Bruders gerächt worden sei, und Manche sprachen: „Gott sei gelobet, Daß nun Hagen vertobet!" Wie sie an den Rhein gelangten, und den Tod der Helden verkündeten, war der Schmerz groß; Frau Ute, die von Lorsch herbeigeeilt war, erhob laute Klage, und auch Brunhilde weinte und jammerte, als sie die Geschichte des Kampfs und seines blutigen Ausgangs vernahm. Frau Ute starb nach sieben Tagen vor Schmerz über den herben Schlag, der sie betroffen; Brunhilde fiel in Ohnmacht, aus der man sie kaum wieder erwecken konnte; und als sie wieder zu sich kam, klagte sie sich selbst als die Ursache alles Unglücks an. Die Ritter und Herren aber suchten sie zu trösten, und verlangten, daß Gunthers und Brunhildens Sohn zum Ritter geschlagen und gekrönt würde, was auch geschah. Hierauf kehrten die Boten zu Etzel zurück, von welchem sich nun auch Dietrich beurlaubte, um in sein Land zurückzukehren, so sehr ihn auch Etzel bat, ihn in seiner Trauer nicht zu verlassen. Auf dem Wege kam Dietrich nach Bechlaren, doch sah er Frau Gotelinde nicht mehr; sie war drei Tage vorher gestorben. Dietrich tröstete die vater- und mutterlose Dietlinde, und versprach ihr seinen Schutz, worauf er weinend von ihr schied. Dietlinde aber war nunmehr die Herrin des ererbten Landes.

Der Dichter der Klage sagt am Ende seines Gedichts, wie auch an einer andern, in der obigen Inhaltsanzeige schon angegebenen Stelle, daß der Bischof Pilgerin von Passau sich die Geschichte des Unterganges der Burgunden von dem Fiedler Schwemmelin habe erzählen und er sie dann mit lateinischen Buchstaben, d. h. in lateinischer Sprache, durch Meister Konrad habe niederschreiben lassen. Wenn es nun freilich nicht möglich ist, daß Pilgerin, der am Ende des zehnten Jahrhunderts starb, die Erzählung der Begebenheiten, die dem Nibelungenliede und der Klage zum Grunde liegen, von einem Augenzeugen gehört haben könne, da die geschichtlichen Theile derselben in die Zeit der Völkerwanderung gehören, so ist es doch möglich, daß er die Aufzeichnung der alten Sagen veranlaßt habe, und daß er eben deshalb von spätern Dichtern und vielleicht auch im Munde des Volkes (freilich in uns ganz unerklärlicher Weise) mit denselben in Verbindung gebracht worden sei. Wie dem aber auch sei, so muß der Dichter der Klage dieses von dem Bischof von Passau veranlaßte Buch gekannt haben; doch scheint es nicht seine unmittelbare Quelle gewesen zu sein, da er sich zur Bestätigung seiner Angaben öfters auf ein deutsches Buch, oder noch näher auf ein deutsches Gedicht beruft. Daß die Nibelungensage nach den Zeiten Pilgerins häufig in deutscher Sprache besungen worden und daß sie in seinen Tagen Alten und Jungen wohl bekannt sei, berichtet der Dichter der Klage ausdrücklich (s. oben S. 479), doch kann das deutsche Gedicht, das ihm als Quelle diente, nicht unser Nibelungenlied gewesen sein, da die Klage in wesentlichen Punkten von demselben abweicht, Manches nicht kennt, was jenes berichtet, und Manches erwähnt, was sich in jenem nicht vorfindet. Ueberhaupt hat der Dichter der Klage, wenn er auch alte Volkslieder vor sich gehabt hat, den Geist derselben nicht in sich aufgenommen; seine Darstellung hat Nichts von der Le-

bendigkeit, Nichts von der poetischen Tiefe, die den Volksgesang charakterisirt, dessen schönste Frucht wir im Nibelungenliede kennen gelernt haben. Während in diesem die Begebenheiten in raschem Fortschreiten auf einander folgen, werden in der Klage nach Weise der höfischen Dichter die unbedeutendsten Nebenumstände mit breiter Ausführlichkeit geschildert, so daß sich die Handlung kaum zu bewegen scheint. Auch dem einzelnen Ausdruck mangelt Lebendigkeit, Wahrheit und poetisches Leben; hie und da trifft man freilich auf Wörter und Wendungen, die dem ächten Volksliede entnommen sind, aber im Ganzen ist die Darstellung prosaisch, matt und schleppend. Schon die kurzen Reimpaare, in denen die Klage geschrieben ist, machen der kräftigen und in reicher Mannigfaltigkeit sich bewegenden Heldenstrophe gegenüber eine üble Wirkung, und wenn angenommen werden dürfte, daß die Klage, wie Einige behaupten, die Umdichtung eines älteren in Strophen abgefaßten Gedichts ist, so hat der Dichter schon dadurch, daß er die ursprüngliche schönere Form verließ, seinen Mangel an poetischem Sinn hinlänglich beurkundet. Die ganze Haltung der Klage scheint dafür zu sprechen, daß der Dichter kein Volkssänger war; aller Wahrscheinlichkeit nach war er ein Geistlicher, woraus sich auch seine Bekanntschaft mit dem lateinischen Buche des Meister Konrad erklären ließe. Einige wollen in ihm den Dichter des Biterolf wieder erkennen; allerdings sprechen viele Eigenthümlichkeiten in Sprache und Reim für diese Annahme, doch möchten dieselben nicht genügen, um sich mit Bestimmtheit dafür zu erklären, zudem auch mancherlei Abweichungen und Widersprüche im Inhalte der beiden Gedichte jene Gründe wieder aufzuheben scheinen.

So tief die Klage auch unter dem Nibelungenliede steht, so gering ihr poetischer Werth überhaupt ist, so ist sie doch mit Rücksicht auf den Inhalt von der größten Wichtigkeit, weil sie, wie schon angedeutet, manche und zwar nicht unbedeutende Punkte ausführlicher entwickelt, manche andere berührt, welche das Nibelungenlied gar nicht kennt. Unter den sonstigen Abweichungen ist die besonders merkwürdig, daß der Untergang der Burgunden, welcher im Nibelungenlied als Rache für Siegfrieds Mord erscheint, in der Klage durch den alten Fluch motivirt wird, der auf dem Raube des Nibelungenhortes lag. Zwar ist dieses Motiv auch dem Nibelungenliede nicht ganz unbekannt, da Kriemhilde ja ihren Bruder Gunther nur deshalb erschlagen läßt, weil Hagen nicht entdecken will, wohin der Schatz gebracht worden sei, so lange noch Einer der Fürsten lebe, und es ließen sich wohl noch andere Stellen auffinden, in welchen das verhängnißvolle Gold als Ursache des Untergangs der Burgunden angedeutet wird; aber es tritt die Rache um Siegfrieds Mord doch viel zu entschieden hervor, als daß man nicht diese für das entscheidende Motiv des Ausgangs ansehen sollte. Dagegen findet sich auch andererseits in der Klage, so unverkennbar der Nibelungenhort und der auf ihm liegende Fluch als das hauptsächlich wirkende Motiv hervorgehoben wird, die Andeutung, daß die Treue Kriemhildens zu ihrem ermordeten Gemahl, also die Rache der Blutschuld, den Untergang der Burgunden herbeiführte. „Des Buches Meister (heißt es V. 569 ff.) sprach das eh': Dem Getreuen thut Untreue weh. Da sie in Treue todt lag, soll sie in Gottes Huld manchen Tag Im Himmel noch geleben. Gott hat uns allen das gegeben, Daß, wes Leib mit Treue Ende nimmt, Der dem Himmelreich geziemt." Daher darf man wohl annehmen, daß die Sage selbst zwischen den beiden Ansichten schwankte, daß von den ältern Liedern die Einen dieses, die Andern jenes Motiv hervorhoben. Ist dies aber der Fall, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß die Sage in ihrer ältesten Gestaltung den verderblichen Einfluß des fluchbeladenen Hortes als Motiv des unseligen Ausgangs hinstellte, da dieses den heidnischen Anschauungen mehr zu entsprechen scheint.

Etzels Klage.

Daz hûs, daz lac gevallen
ob den recken allen,
die durch strîten kômen drîn.
Dem wirte gie diu zît hin
mit leide und ouch mit sêre:
sîn hôhez lob und êre
wâren beide nider komen.
Mit siuften veste hæte genomen
in des vürsten herzen
vil jâmerlîchez smerzen.
An dem ie vil êren lac,
getrüebet wart sîn liehter tac:
vröude im was zerunnen.
Ich wæne, im sîne sunnen
niht mêr schînen wolten;
die vröude, die dâ solten
im in sînem herzen wesen,
der muoste er âne nû genesen:
wan er anders niht ensach,
wan manegen bluotegen bach
vliezen ûz starken wunden,
die im in kurzen stunden
vröude hæten genomen.
Ûz sînen ougen was bekomen
vil minneclîchez ansehen:
von des tôdes schult was daz geschehen,
daz er ir lützel bî im vant.
Er begunde houbet unde hant
winden alsô sêre,
daz ez künege nie mêre
weder sît noch ê geschach.
Er hæte leit und ungemach;
des muoste man wunder von im sehen.
Man mohte Etzeln des jehen,
daz alsô sêre gekleit
würde mit der wârheit
nimmer von deheinem man.
Wie lûte er wüefen began!
Sam man hôrte ein wisenthorn,
dem edelen vürsten ûzerkorn
diu stimme ûz sînem munde
erdôz in der stunde,
dô er sô sêre klagete,
daz dâ von erwagete
beide, türne unde palas.
Swie lützel vröuden ê dâ was,
ir was nû verre deste min.
Er hæte verwandelt den sin,
daz er bî der stunde
wizzen niht erkunde,
ob ez im laster wære.
Dô half im sîne swære
vil maneger rîche weise klagen.
Welt ir nû wunder hœren sagen,
sô merket unbescheidenheit.

Swaz ie zer werlde wart gekleit,
daz was allez her ein wint.
Sô maneger werder muoter kint
klagen nie begunde,
alsô man dâ ze stunde
bî Ezeln weinende vant.
Maneger juncfrouwen hant
mit winden wart zebrochen.
Dâ wart selten iht gesprochen,
niwan ach unde wê.
Swie lûte ie der künec schrê,
die vrouwen schriren alle mite:
ez ist noch der liute site,
swâ einem leit ze herzen gât,
daz der ander vröude bî im lât:
sam wart dâ vröude lâzen.
Daz volc âne mâzen
die klage ie grœzer macheten:
diu lide vil lûte erkracheten
an maneger juncfrouwen hant,
die man vil sêre klagende vant.
Daz lantvolc îlende duo
lief allez weinende zuo,
dô sie gehôrten mære,
wie ez ergangen wære,
beidiu durch schouwen unde klagen.
Sumelîche kômen durch bejagen,
eteslîche durch vriunde rechen.
Slahen unde stechen
was dâ deheiner slahte nôt:
si lâgen âne ir arbeit tôt,
die vriunde mit der vînde schar.
Man gebôt dem volke alsô gar,
daz si sich niht ensûmten,
unt mit den tôten rûmten
eine strâze gein dem sal.
Si begunden rûmen über al
von den, die man hie ûze vant,
die diu Volkêres hant
unt Hagene hæte ze tôde erslagen:
die hiez man von dem hûse tragen
alsô verre hin dan,
daz ein ieslîcher man
zuo dem sale mehte komen.
Der tôt hæte in dâ benomen
alsô vil ir wünne,
was ir deheines künne
bî dem strîte gewesen,
die noch dâ wâren genesen,
diu wæren gerne mit in tôt.
Man sach vil manegen rinc rôt
ziehen von den wunden:
von in wart enbunden
vil manec dürkel helmvaz.
Rôt, bluotec unde naz,
sô was allez ir gewant:
manec hêrlîchen rant
sach man bî in verschrôten.
Die rîchen werden tôten,
der wart sô vil von danne getragen,
alle, die ez hôrten sagen,
daz si des michel wunder nam,
ob ieman vröude iht gezam
in allem dem lande.
Die guoten wîgande
vil wênec muote, swaz man sprach;
vil manec maget von houbet brach
mit grôzem jâmer daz hâr;
vil maneger triutinne klâr
vil lûte schrîende gie,
diu von wunden enpfie
daz bluot in ir gêren.
Die armen zuo den hêren
wâren alsô gelegen,
daz der bluotege regen
si hæte gemachet alle naz.
Swelch wîp daz versaz,
daz si den ungesunden
beweinte niht ir wunden,
daz was unwîplîcher muot.
Hildebrant, der helt guot,
der hôrte lûte rüefen:
kreftеclîche wüefen
hôrte er daz gesinde.
Der schœnen Uoten kinde
lac hie einez vor dem sal:
von des wunden ze tal
brach dâ âne lougen
vil trehene ûz schœnen ougen.
Daz was diu küniginne,
die mit unsinne
hæte erslagen Hildebrant,
wan si von Burgunde lant
Hagene ê ze tôde ersluoc.
Des hât man immer genuoc
dâ von noch ze sagene,
wie daz kæme, daz Hagene
stürbe von einem wîbe,
wan er mit sînem lîbe
sô vil wunders hete getân.
Die liute redent sunder wân
noch, daz ez ein lüge sî:
sô ist daz der wârheit bî,
daz in des twanc hêr Dietrîch,
daz der degen lobelîch
in sînen banden gelac:
dô sluoc im einen swertes slac
mit ir hant des küneges wîp.
Dar umbe vlôs ouch si den lîp
von Hildebrande âne nôt.
Man klagete der küniginne tôt
deiswâr von allem rehte,
ritter unde knehte,
die tâtenz billîche.
Jâmers alsô rîche
wurden alle, die man vant
über allez Etzeln lant.
Nû kom der herre Dietrîch
mit einem muote klegelîch,
dâ er Krîmhilde vant.
Er bat die liute zehant,
daz si durch Got ir weinen liezen:
swie vil si im des gehiezen,
iedoch entâten siz niht.
Alsô grôz was diu geschiht,
die si hæten gesehen,
und diu dâ was vor in geschehen,
daz sich dâ nieman kunde
gevreun bî der stunde.
Dô sprach der herre Dietrîch:
„Jâ hân ich vürsten mâge rîch
vil gesehen bî mînen tagen:
ich gehôrte nie gesagen
von schœnerm wîbe.
Owê, daz dînem lîbe
der tôt sô schiere solde komen!

Swie mir dîn rât hât benomen
mîn aller bestez künne,
ich muoz mit unwünne
klagen mich unde dich.
Deiswâr, daz tuon ich
mit alsô grôzer riuwe,
daz ich dich dîner triuwe
niht sol lân engelten.
Du hâst mir vil selten
versaget, des ich dich ie gebat:
nu ist ez komen an die stat,
daz ich ez, vrouwe, dienen sol.
Dâ mite enwirt mir nimmer wol,
swaz ich nâch dînem tôde tuo!“
Dô greif er ellenthafte zuo,
unt hiez si schiere bâren
die liute, die dâ wâren.
Dô man si leite ûf den rê,
der vürste hæte ir houbet ê
zuo dem lîbe getragen.
Dô hôrte man Hildebranden klagen,
der si sluoc mit sîner hant.
Dô kom ûzer Hiunen lant
Etzel, der jâmers rîche,
dem jâmer wol gelîche
und als ez im tohte.
Vor jâmer nieman mohte
gelâzen, ern hulfe im klagen.
Undanc begunde er sagen
sînem grôzen unheile:
wan im was ze teile
nû worden ungelückes hort.
Diu ie unvalschiu wort
hæte bî ir lîbe,
sînem werden wîbe
viel er an die bruste;
ir wîzen hende er kuste,
vil seneclîche er klagete.
Allerêrst dem künege sagete
Dietrîch diu rehten mære.
„Ôwê mîner swære!“
sprach der künic wol geborn,
„Wie hân ich arm man verlorn
beidiu, mîn kint unt mîn wîp,
und dar zuo manegen werden lîp
ûz mînem hœhsten künne
unt mîner ougen wünne
an mînen konemâgen,
die hôher êren pflâgen,
die wîle unt si mohten leben!
Wie bin ich müedinc gegeben
in alsus grôze riuwe!
Hæt ich die ganzen triuwe
an ir werdem lîbe erkant,
ich hæte mit ir elliu lant
gerûmet, ê ich si hæte vlorn.
Getriuwer wîp wart nie geborn
von deheiner muoter mêre!
Ôwê vürsten hêre,
Gunthêr und die bruoder sîn,
und die hôhen recken mîn,
mîn bruoder unt mîne mâge,
die mit des tôdes lâge
wunderlîche sint beslagen!
Wie kunde ich immer verklagen
die vil guoten wîgande,
die ich von manegem lande
zuo mîner hôchzît her gewan?
Dar zuo alle mîne man,
die ich niht kan bescheiden,
under kristen und under heiden,
von den mîn êre ie vaste steic!“
Nâch der klage er nider seic,
als ob er wære entslâfen.
Dâ von begunde in strâfen
von Berne her Dietrîch;
er sprach: „Ir tuot dem ungelîch,
daz ir sît ein wîse man!
Daz iuch niht vervâhen kan,
daz lât: daz ist mîn lêre!“
„Nu ersûmet iuch niht mêre,“
sprach der degen guoter,
„traget ze sîner muoter
mîn wênegez kindelîn!“
Die boten giengen dô dar în,
dâ sie Ortlieben vunden
mit einer starken wunden
in dem bluote ligen houbetlôs.
Ôwê, waz Etzel verlôs
an im der grôzen êre!
Ez gewinnet nimmer mêre
dehein wirt solhe nôt.
An den Blœdelînes tôt
der wirt ouch dô gedâhte:
er schuof, daz man in brâhte
tôt ze disen beiden,
swie si wâren heiden,
doch was ze erbarmen umbe sie.
Daz liute dort unde hie
wüefens unt schriens pflac:
vil manegen grôzen bruststlac
sluogen im diu werden wîp;
vil manec minneclîcher lîp
was mit grôzen leiden
von vröuden gescheiden.

Biterolf und Dietleib.

Wie die Klage, so ist auch das in kurzen Reimpaaren abgefaßte Gedicht von „Biterolf und Dietleib“ als Versuch anzusehen, die deutsche Heldensage in höfischer Weise zu behandeln, und es theilt daher auch alle die Mängel, welche wir an jener bemerkt haben. Es trägt sogar noch weit entschiedener das Gepräge der höfischen Poesie, als die Klage, weil es, wie die höfischen Rittergedichte, darauf ausgeht, eine unabsehbare Menge von Abenteuern zu vereinigen, ohne sich um deren innern Zusammenhang zu bekümmern, und es zugleich seinen Helden den der deutschen Sage ganz unbekannten, abenteuerlichen Sinn beilegt, der offenbar den Gedichten aus dem Kreis des Königs Artus und der Tafelrunde entnommen ist. So verläßt Biterolf sein Reich, Weib und Kind, bloß um einem fremden Könige zu dienen, dessen Ruf bis zu ihm gedrungen ist; und wenn es auch erklärlicher und natürlicher ist, daß Dietleib, von der Sehnsucht nach dem unbekannten Vater getrieben, sich heimlich von der Mutter entfernt, um jenen aufzusuchen, so wird dieses dadurch wieder unnatürlich, daß Dietleib dazumal erst dreizehn Jahre alt ist, und er demungeachtet auf seinen Irrfahrten die kühnsten Abenteuer besteht und die tapfersten Helden ohne Ausnahme besiegt. Offenbar hat der Dichter, welcher ohne Zweifel aus Süddeutschland, entweder aus Bayern oder aus Steyer war, und in dem, wie

schon bemerkt (S. 514), Einige den Verfasser der Klage wieder erkennen wollen, die ursprüngliche Sage verunstaltet, und sie sowohl in Bezug auf die Zusammenstellung der einzelnen Begebenheiten, als rücksichtlich der Charaktere willkürlich entstellt, um ein seinen höfischen Mustern entsprechendes Gebilde zu Stande zu bringen. Wenn sein Werk hierdurch aber alle poetische Wahrheit verliert, und insbesondere das volksthümliche Element beinahe spurlos verloren geht, so gewinnt es andrerseits dadurch an Bedeutung und Wichtigkeit, daß er, wie W. Grimm schon bemerkt, die Begebenheiten, die er darstellen will, in den Kreis der großen Sage schiebt und von den namhaften Helden derselben tragen läßt, wobei er eine ausgebreitete Kenntniß der alten Sagenwelt an den Tag legt, und keine Gelegenheit vorübergehen läßt, an frühere Thaten und Verhältnisse zu erinnern. Doch liegt es nicht in unserer Aufgabe, diese Seite weiter zu berühren, es genügt, sie anzudeuten, wie auch bei dem nur allzu fühlbaren Mangel an poetischem Werthe eine gedrängte Inhaltsangabe des Gedichts hinreichen wird.

Biterolf, ein mächtiger König in Spanien, lebte mit seiner Gemahlin Dietlint, die ihm einen Sohn, Namens Dietleib, geboren hatte, in ungetrübtem Glück und hoher Ehre, bis er, vom Rufe König Etzels bewogen, sich entschloß, denselben aufzusuchen. Er entfernte sich heimlich, und gelangte nach verschiedenen Abenteuern (er kam auf seinem Zuge mit Walther von Aquitanien, Gelfert von Bayern, Rüdiger von Bechlaren und andern Helden zusammen) nach Etzelnburg, wo er von dem Könige freundlich empfangen wurde, dem er während zehn Jahren die wichtigsten Dienste, namentlich in seinen Kämpfen gegen den Preußenkönig Bodislaw leistete. Unterdessen war sein Sohn Dietleib, den er als dreijähriges Kind verlassen hatte, groß und stark geworden, und da er erfuhr, wie der Vater sich heimlich entfernt habe, bat er seine Mutter um Erlaubniß, ihn aufsuchen zu dürfen. Diese wollte ihn jedoch nicht ziehen lassen, da sein Vater doch aller Wahrscheinlichkeit nach todt sei, und er nun an dessen Stelle König werden solle. Dietleib stellte sich, als ob er den Bitten seiner Mutter nachgebe, aber im Stillen dachte er doch immer daran, den Vater aufzusuchen. Er lernte deshalb reiten und die Waffen handhaben. Eines Tags fand er die Rüstung seines Vaters; er zog sie heimlich an, aber noch war er (wie Parzival und Lanzelet) so ungeschickt, daß er den Panzer verkehrt anzog und drei Stunden brauchte, bis er die Rüstung angelegt hatte. Freudig darüber, daß es ihm endlich gelungen war, legte er Alles wieder hin, um es sich bei günstiger Gelegenheit anzueignen. Diese fand sich bald; unter dem Vorwande, auf die Jagd zu reiten, entfernte er sich, mit der Rüstung des Vaters bewaffnet, von drei Knappen begleitet, und verließ die Heimat. Vergeblich ließ ihn seine Mutter suchen, als sie seine Entfernung bemerkte, und eben so vergeblich waren ihre Klagen (s. das mitgetheilte Bruchstück), denn der junge Held hatte bald die Gränzen des väterlichen Reichs überschritten. Ueberall, wo er hinkam, besiegte er die sich ihm entgegenstellenden Helden, so Hagens und Ortewins Ritter, dann Hagen selbst, Gernot und den König Gunther. Endlich gelangte er nach Hunnenland, wo er seine Dienste dem König Etzel anbot, der ihn bald liebgewann. Auch sein Vater sah ihn, erkannte ihn aber nicht. Ehe noch ein Jahr vorüber war, zog König Etzel zu Felde gegen die Polen; Dietleib sollte wegen seiner großen Jugend zurückbleiben, aber er täuschte seine Wächter und zog dem Heere nach, das er unerkannt erreichte. Sogleich nahm er Antheil an dem Kampfe, in welchem er seinem Vater, den er für einen Feind hielt, so hart zusetzte, daß derselbe wohl hätte unterliegen müssen, wenn die Kämpfenden nicht durch Etzel getrennt worden wären, der den Knaben erkannt hatte. Nach erfochtenem Siege zog das Heer wieder nach Hunnenland, wo Alles den Muth des Knaben pries. Nach einiger Zeit erfuhr Biterolf durch Rüdiger, daß der junge Held sein Sohn Dietleib sei; die Freude der Beiden war groß, als sie sich endlich erkannten, und auch Etzel war hoch erfreut, als er durch den Markgrafen vernahm, wer die Helden seien. Frau Helche wollte, daß Dietleib zum Ritter geschlagen werden solle, dieser nahm es aber nicht an, weil er sich zuerst an den Burgunden wegen einer Beleidigung rächen müsse, die sie ihm zugefügt hätten, als er durch ihr Land gezogen sei. Etzel erbot sich, ihm ein mächtiges Heer zu geben, und ließ den Königen am Rhein seinen Haß ankündigen, die sich alsobald zum Kampfe rüsteten. Das hunnische Heer zog durch Bayern und Schwaben; auf dem Lechfelde traf er mit Dietrich zusammen, der, von Etzel entboten, mit den Seinen herbeigezogen war. Als diese starke Heeresmacht (es hatten sich Emmerichs Mannen und anderer Fürsten viele dazu gesellt) an den Rhein gekommen war, wurde Rüdiger an Gunther abgeschickt, von ihm Sühne für die dem jungen Dietleib zugefügte Beleidigung zu verlangen, oder ihm abzusagen; Gunther nahm den Kampf an. Ehe derselbe begann, wurde jedoch vor den Mauern von Worms ein Turnier abgehalten, an dem die trefflichsten Helden beider Parteien Theil nahmen und der manches Leben kostete. Am folgenden Tag fand der entscheidende Kampf Statt, in welchem Hunnen und Burgunden die größte Tapferkeit zeigten. Die letzteren wurden jedoch zum Frieden gezwungen, der bei glänzendem Mahle gefeiert wurde, worauf die Hunnen wieder in die Heimat zogen. Doch hielten sich Biterolf und Dietleib nicht mehr lange bei Etzel auf; dieser, der sie nur ungern entließ, gab dem jungen Dietleib die Steyermark zu eigen, worauf Vater und Sohn in ihr Land zurückkehrten, wo sie mit Freude empfangen wurden. Dietleib aber kehrte nach kurzer Zeit in die Steyermark zurück, und lebte meistens bei König Etzel.

Âventiure, wie Dietleip gên Hiunen sînen vater suocht.

Von dem ich iu nû wil sagen,
der wuohs in sînen jungen tagen
in eime rîchen lande:
den jungen wîgande,
wan er was eins küniges kint.
Die küniginne Dietlint,
die hiez sîn phlegen schône,
dar umbe daz er krône
ob rîchen landen solde tragen;
daz daz ieman kunde sagen,
gelebt er daz unt næme swert,
daz er niht wære krône wert,
daz was sîner muoter leit.
Ir nam, der ist uns ouch geseit,

si was vrou Dietlint genant.
Ir dieneten siben vürsten lant·
dâ hiez ir sun hêr Dietleip;
der ditze mære an schreib,
der wolt es niht vergezzen.
Er wart ein helt vermezzen,
vil tiure unt vil rîche:
dem tet er wol gelîche,
wan er in sîner jugent
phlac vil maniger tugent
unt vlîz sich maniger êre.
Waz sol ich sprechen mêre?
Die in heten under in erzogen,
von den er ûf den regenbogen
vil selten wart gesetzet,
die wolden sich ergetzet
ir herren mit dem kinde hân.
Allez daz wart wol getân;
wie man im gap die lêre,
des wuohs er nâch ir êre;
si zugen in vlîzeclîche.
Sînem vater vil gelîche
gebâren er begunde.
Des was vil manige stunde,
daz si ir herren heten vlorn.
Den jungen recken wol geborn
bî helden dô man wesen hiez:
ungerne er sich scheiden liez
von ammen, die sîn phlâgen ê.
Dem kinde tet daz dicke wê,
swâ er ander kint bî im gesach,
ir etelîchez: „Vater!“ sprach,
so vrâgeter ie der mære,
waz ein vater wære.
Sîn muoter weinende sprach:
„Daz ist lanc, daz ich den sach,
der dir ze vater was genant:
des lob was sô wîte erkant,
daz wir den gerne möhten hân.
Nû ist mîn vlust alsô getân,
daz ich nâch im hân immer leit:
wir wizzen niht, wie er uns entreit,
do ich in guoten vröuden saz
unt sach ouch an dem künige daz,
daz im vil hôhe stuont der muot.
Vil manigen edlen ritter guot
er mir hie ze dienste lie.
Do er nun jungest von mir gie,
dâ kuster mich an mînen munt
unt bat, mich fristet Got gesunt:
daz was, dô ich in ze leste sach.
Ob ie wîbe leit geschach
sô ist ouch mir vil leit geschehen!“
Dô sprach daz kint: „Hôrt iemen jehen,
war er hin gekêret sî?“
Si sprach: „Der vrâge ich selten frî
bin gewesen zehen jâr,
ob ieman sagte mir für wâr,
dem dîn vater was erkant,
ob er in ander fürsten lant
geritten sî durch minne
(alsô sprach die küniginne),
oder durch sîn degenheit.
Nu ist mir anders niht geseit,
wan daz ich sîn âne bin:
dâ von get mir mîn wîle hin
vil dicke jæmerlîchen.
Nie vürsten alsô rîchen
gesach ich sô diemüete;
sîn zuht und ouch sîn güete
die riuwent mich vil sêre;
dar zuo ich deheinen mêre
nindert mildern hân gesehen,
sô wir die besten hœren jehen.“
Dô sprach der junge helt gemeit:
„Muoter, unt wær ez iu niht leit,
ellende ich iemer wolde sîn,
ich funde dan den vater mîn.“
Si sprach: „Friunt unt lieber suon,
war umbe woldest du daz tuon?
Wær er uns lebendic sô nâhen bî,
sô liezer uns des selten frî,
er sach uns under stunden.
Ich hân niht anders funden,
ich wæne des, er sî et tôt.
Sô wære daz als grôz ein nôt,
solt ich dîn, liebez kint, enbern.
Du solt die muoter dîn gewern,
daz du niemer von ir kumst,
dâ mite ouch dû dir selben frumst,
du suochest dîner lande reht,
ob dir daz ritter unde kneht
râten wolden, liebez kint,
und die mit dir vergîselt sint,
die trôstes an dir solden leben.
Einen rât wil ich dir geben,
du wirst ze künige hie genant,
du solt behalten dîne lant,
als ir dîn vater hie vor phlac:
si sint nu vil manigen tac
in dîner helde hant gewesen.
Der frumen lützel wær gewesen,
wær der von Kerlingen niht.
Swaz ie den liuten dîn geschiht,
Walter ez heizzet wider tuon;
der ist dîns vater basen suon.“
Dô sprach der kindesche degen:
„Got, den lân wir sîn phlegen,
nu wir sîns lebens niht enhân:
frouwe, ich wil bî iu bestân.“
Diu rede vröut ir al den sin:
doch gedâhter zallen zîten hin,
wâ er sînen vater fünde.
Sor allertougenlîchest künde,
sô nam er helde kleider war,
unz daz er ersinnet gar,
wie man gên strîte harnasch truoc;
nieman er des zuo gewuoc,
er lernete rîten umbe daz,
ûf vrevele ros er dicke saz,
schilde nam er an die hant,
die tjost er kündeclîch ervant.
Sîn muoter sîn dô hüeten hiez,
daz man in ze rehte rîten liez:
wâ von? ez dûhte si ze fruo.
Dô greif er aber sô kindesch zuo,
daz von sîner tumben hant
vil der schefte wart verswant.
Swaz er die wîsen sach begân,
des wolder underwegen niht verlân,
er lernete ez sô zehant;
swâ er die schirmmeister vant
mit schilde unde mit buckelæren,
er hiez im ie bewæren
die kunst bescheidenlîche.
Den jungen künic rîche

ein meister lernet ûz Irlant.
Daz die kunst des helden hant
über alle schirmære truoc,
dar zuo was er starc genuoc:
vil ellenhafte stuont sîn muot.
Der junge starke degen guot
vant ein gewæfen rîche,
daz ê vil ritterlîche
sîn vater dicke het getragen,
und einen helm wol geslagen
von gesmittem stâle:
der minneclîchen mâle
vil manigez man dar ûf vant,
die des smides meister hant
het gestrœuet in den glanz;
siben helmelisten ganz
in hetten umbe vangen;
dâ bî sach er ouch hangen
ein wâfen scharph unde breit.
Ez was sîner muoter leit,
solte sî ez wezzen,
daz der helt vermezzen
daz wâfen alsô gerne sach.
Vil heimlîch daz geschach,
daz er ez von der scheide nam;
dô sprach daz kint vil lobesam:
„Soltich dich nâch mînem willen tragen,
hât dich ie heldes hant geslagen,
daz wirt êre etewenne dir:
kumst du nû ze mâze mir
ze ringe noch ze swære,
wie frô ich des wære!“
Er schutte ez als ein schirmswert;
eins herren was ez wol gewert:
ez was ze im bestatet sô,
daz er sîn was selbe frô,
da er die güete dar an versan.
Er hal ez alle sîne man,
dar zuo meide und ouch die wîp:
dâ wâfent er sîn selbes lîp,
daz er doch übele kunt.
Baz, dan drî stunt
schutter den halsperc an sich,
der junge degen lobelich.
Wie sêre in des luste,
daz er gên der bruste
daz hinder teil ie kêrte:
die arbeit in lêrte,
daz er ez sît ze rehte truoc.
Hele het er des genuoc,
daz er daz wâfen dar über bant
Den schilt nam er an die hant:
dâ bander ûf den hornhuot.
Nâch ritterschefte stuont sîn muot.
Von nagele huop er einen schaft:
dar an versuochter sîne kraft
der was von helfenbeine.
Ob er den alters eine
alsô tumber solde tragen,
daz mohte man für wunder sagen.
Von drin stucken was der schaft
von des selben heldes kraft,
der manige tjost dâ mit reit:
von Kalîe ein sper vil breit
was vorn an daz ort geslagen.
Swaz man von spiegelvarwe sagen
mohte deheinin mære,
daz ez noch liehter wære,
dan ie dehein gewan,
der selbe helm wol getân,
der mohte glîchen wol dar zuo:
der nu in beiden rehte tuo,
der sol si niudert füeren,
ern welle danne tjoste rüeren.
Entwâpen îlen er sich began:
dô brâhtez der vil tumbe man
hin widere, da erz ligende vant.
In dûhte, wie wâfen unt gewant
im allez rehte solte komen.
Het sîn muoter daz vernomen,
sô het erz lîhte baz behuot.
Vil vlîzic was der degen guot,
ob er der küniginnen
iemer mohte entrinnen.
Mit rittern reit er ûf den plan,
daz het er selten ê getân,
dâ er die valkenære vant.
Nieman liez er sîn erkant,
waz sîn wille wære,
der junge helt vil mære,
sust wolder sich stelen dan.
Sîn muoter er biten began,
daz si im gunnen solde,
wand er rîten wolde,
beizen mit den helden
uz sînes vater selden.
Den urloub er von ir gewan:
dâ schiet er drî knaben dan,
wâ im die solten komen zuo
an dem nâhesten morgen fruo.
Vil kûme erbeit er, daz began,
sît er rîten wolde dan,
dem tac die nâht den schîn benemen.
Ez enmoht im anderz niht gezemen,
daz er sich het alsô verholn.
Sîner muoter wart verstoln
sînes lieben vater wîcgewant:
er liez ez mit sîn selbes hant
die mûre durh ein venster nider;
ez nâmen sîne knaben sider
unt brâhten ez, da er si hiez.
Vil selten man in slâfen liez
nindert, wan dâ lâgen wîp
unt stolzer juncfrouwen lîp.
Kunde er minne hân gephlegen,
sô wær er sanfte dâ gelegen:
dâ was im minne unerkant;
dâ von vil selten si sîn hant
het gerüeret indert an.
Swaz im dâ liebes was getân,
des wart in nû habe danc:
in dûhte daz wesen bî in lanc.
Da er den tac allerêrst ersach,
zuo sîner muoter er dô sprach:
„Frouwe, ich wil nu beizen varn.“
Si sprach: „Got müeze dich bewarn!“
„Muoter, alsô tuo er ouch dich,
nu du ungestrafet lâzest mich
von dîner kemenâten gân.“
Er sprach: „Dû hâst mir liep getân;
ich kürze hiute mir den tac,
sô ich allerbeste mac,
mit den valkenæren mîn.
Got hüete, liebe muoter, dîn!“
Von sîme ros ist uns geseit,
daz er ûz der bürge reit:

Belche, sô was daz genant.
Ir lützel oder man keinez vant
bezzer in allem rîche;
im was daz gelîche,
daz hêr Dietrîch der degen reit:
doch ist uns daz für wâr geseit,
ez was der selben gestüete.
Sîne sterke unt sîner güete
bedorfte wol der junge man.
Vil ungeselleclîch getân
was von hove sîne reise:
des landes manec weise
nâch im weinen sît began.
Nû vant der kindesche man
sîne knaben und die wât:
dâ wolt er des niht haben rât,
er schutte an sich daz liehte gewant.
Dô rûmet er sînes vater lant,
ê es wurde inne Dietlint.
In füerten sîne knaben sint
ze Tolêt für die guoten stat:
wie vaste er sich dâ helen bat!
Sam tâtens ouch sîn selbes sît:
den schilt von golde spannen wît,
den bedahten si sô gar,
daz des dâ nieman wart gewar.
Der schaft, der was ouch über zogen,
daz mær, daz ist ungelogen,
mit einem phelle tûsentvar,
daz des nieman wart gewar,
daz er von helfenbeine schein:
si füerten alle vier enein.
Den helm er ouch tougen truoc:
von topelt guot genuoc
ein hulft ob sînem satel lac,
dar umbe, daz der schîn niht mac
wider dem schilde wol getân.
Ezn kunde keiner slahte man
vermelden, daz siz wæren.
Er liez in manigen swæren
sîn volc über al daz lant.
Do sînen recken wart erkant,
daz er niht beizen was geriten,
sîne muoter begunde biten
mit weinen, daz man suochet den helt:
„Habt ir ze valkenære erwelt
den mînen einigen suon,
sô moht ir nimmer wirser getuon!“
Dô suochten si in ûf dem plan
beide, wider unde dan:
in enkund et nieman vinden.
Der frouwen ingesinden
in die kamern wâren komen:
dâ was der harnasch genomen,
dâ er vor aller zîte lac.
Mit henden manigen brust slac
frou Dietlint ir dâ selber sluoc:
dâ wart ir leides genuoc
und allem irm ingesinde
nâch irm vil lieben kinde.
Si klagete, daz ez ie wart geborn:
„Ê het ich mînen trôst verlorn!
Mîn fröude ist nû geriten hin!
Owê, wie ich verweiset bin!
Ob mir mîn man und ouch mîn kint
beide alsô verloren sint,
ôwê, wie mohte ich die verklagen!
Mîn ungelücke in mînen tagen,
daz muoz sîn verwâzen!
Weme hât mich nû lâzen,
der friden solde disiu lant?
Nû tragt mîn houbet noch mîn hant
vor leide nimmer mêre golt!
Die ungenâde ist mir sô holt,
daz si mich nimmer wil verlân:
des muoz ich nû vil trûrec stân!“
Waz half ir weinen und ir klagen?
Er fremdete si ze manigen tagen,
daz er si lange niht gesach:
von einem schulden daz geschach,
daz er ir gar ze verre reit.

Gudrun.

Nächst dem Nibelungenlied ist die „Gudrun“ die trefflichste Erscheinung im Gebiete der volksthümlichen Epik. Zwar steht sie jenem großartigen Gedichte in jeder Beziehung, in Anlage, Entwickelung, Form und Sprache, besonders aber in der Auffassung und Reproduction des im Volksgesange lebenden eigenthümlichen Geistes weit nach, aber so wenig sie mit dem Nibelungenliede zusammengestellt werden darf, so nimmt sie doch einen hervorragenden Rang unter den volksthümlichen Dichtungen ein und kann mit vollem Rechte den meisten Rittergedichten vorgezogen werden, die sie an innerer Wahrheit und poetischem Gehalte entschieden überragt, was schon aus der folgenden Inhaltsangabe ersichtlich sein wird.

(I) In Irland herrschte ein mächtiger König Namens Sigebant, dessen Gemahlin, eine Königstochter aus Norwegen, ihm einen Sohn gebar, der in der Taufe Hagen genannt wurde. Als dieser sieben Jahre alt war, veranstaltete der König ein großes Fest, das gar traurig endigte; denn während desselben kam ein wilder Greif herbeigeflogen und raubte das Kind, das man für unrettbar verloren hielt. (II) Doch blieb der Knabe am Leben; denn als der Greif es in sein Nest zu seinen Jungen gebracht hatte, ergriff ihn eines derselben und flog mit ihm auf einen Baum, um ihn dort zu zerreißen; aber der Zweig, auf welchen sich der junge Greif niedergelassen hatte, brach, der Greif fiel herab und ließ dabei den Knaben fallen, der sich sogleich vor dem bösen Vogel verbarg. Er kam in eine Höhle, wo er drei Jungfrauen fand, die ebenfalls vom Greif geraubt worden waren, sich aber gerettet hatten. Mit diesen lebte er lange in der Wildniß und wuchs immer kräftiger heran. Einst wurde ein Schiff an das nahe Meeresufer geworfen und zertrümmert, so daß die Leute, die darauf waren, ertranken. Hagen schlich sich zum Gestade, auf welchem er einen todten Mann fand, dem er die Rüstung auszog. Kaum hatte er sich damit gewaffnet, als der alte Greif herbeigeflogen kam und sich auf ihn niederschwang, um ihn zu zerreißen. Hagen wehrte sich muthig, und es gelang ihm, den gefährlichen Feind zu tödten, so wie auch dessen Jungen, die dem Alten nachgeflogen waren. Freudig verkündete er den Jungfrauen seinen Sieg, denn nun konnten sie sich endlich aus der Höhle wagen. Hagen lernte darauf so trefflich schießen, daß ihm kein Vogel entrinnen konnte. Eines Tags erlegte er ein wildes Unthier, das einem Gabilun ähnlich sah; er trank dessen Blut, von dem er so große Stärke gewann, daß er nunmehr selbst Löwen bezwingen

konnte. Obgleich Hagen von nun an für reichliche Nahrung sorgte, sehnten sich die Jungfrauen mit ihm doch aus der Wildniß; sie zogen an die Küste, wo sie ein Schiff erblickten, dessen Herr, der Graf von Garadin, sie aufnahm. (III) Auf sein Befragen erfuhr er, daß die älteste Jungfrau eine Königstochter aus Indien, die zweite die Tochter eines mächtigen Herrn in Portugal und die dritte die Tochter des Herrn von Iserland sei; auch Hagen erzählte, woher er stamme und wie es ihm ergangen. Als die Leute auf dem Schiffe hörten, wie er die Greife getödtet, fürchteten sie sich vor seiner Stärke. Der Graf aber, der Hagens Vater wohl kannte und mit ihm in Feindschaft lebte, wollte ihn als Geißel behalten; doch als die Schiffsleute ihn fangen wollten, wehrte er sich grimmig, und er warf wohl ihrer dreißig in das Meer. Die Uebrigen mußten sich seinen Befehlen fügen und ihn nach Irland fahren, wo er sogleich seine Eltern von seiner Ankunft benachrichtigen ließ. (IV) Der König und seine Gemahlin gingen ihm entgegen, und als sie sich überzeugten, daß Hagen ihr geraubter Sohn sei, war ihre Freude unbeschreiblich. Die Jungfrauen wurden freundlich aufgenommen und auf Hagens Bitte wurde sogar der Graf von Garadin ehrenvoll bewirthet. Nun ward Hagen in allen ritterlichen Uebungen unterrichtet, und als er zum Manne herangereift war, trat ihm sein Vater das Reich ab und er vermählte sich mit der schönen Hilde, der Königstochter aus Indien. Diese gebar ihm eine Tochter, die nach ihrer Mutter Hilde genannt wurde, und die schon in ihrem zwölften Jahre so schön war, daß viele edle Fürsten um sie warben. Hagen wollte sie aber keinem zum Weibe geben, der nicht mächtiger wäre, als er selbst, und er ließ viele Boten aufhängen, die nach Irland gesandt wurden, um seine Tochter zu werben.

(V) Zu dieser Zeit saß zu Hegelingen ein mächtiger König, Hettel genannt, der über Friesen, Dietmers und Waleis herrschte. Auf den Rath seiner Verwandten und Freunde entschloß er sich, um die schöne Hilde zu werben; die Helden Wate, Frut und Horant übernahmen die Botschaft. Auf wohlgerüsteten Schiffen fuhren sie mit vielen Rittern und zahlreicher Mannschaft nach Irland, wo sie sich für Kaufleute ausgaben, die von Hettel von Hegelingen vertrieben worden seien. Sie sandten dem König Hagen reiche Geschenke, wofür er ihnen Frieden und Geleit versprach; hierauf wurden sie den Frauen vorgestellt, die sich mit ihnen freundlich unterhielten. So fragten die Königin Hilde und ihre Tochter den alten Wate, was ihm lieber sei, bei schönen Frauen zu sitzen, oder im Männerkampfe zu fechten? Da sprach Wate der Alte: „Mir ziemt Eines baß, Denn bei schönen Frauen so sanft ich nie noch saß: Doch thät ich Eines leichter, daß ich mit guten Knechten, Wann es sollte sein, in viel harten Stürmen wollte fechten." Darob lachte die minnigliche Maid, und man scherzte noch lange im Saal darüber. Darauf begann man Kampfspiele; und da Wate sagte, er könne nicht fechten, wollte ihm der König selbst zeigen, wie er die Waffen gebrauchen solle. Da der Alte aber seinem Meister gar arge Schläge austheilte, rief dieser aus: „Nie sah ich einen Jünger lernen so geschwinde!" (VI) An einem Abende begann Horant von Dänemark so schön zu singen, daß Alles darob verwundert war und ihn die Königstochter zu sich entbieten ließ, ihn zu bitten, er möge sie jeden Abend mit seinem Gesang erfreuen, was der Held gern versprach. Und schon am folgenden Morgen, „als es begann zu tagen, Hub Horant an zu singen, daß ringsum in den Hagen Alle Vögel schwiegen von seinem süßen Sange: Die Leute, die da schliefen, die lagen da nicht lange. Seine Stimme erklang so schön, je höher und je baß. Es hörte Hagen es selber, der bei seinem Weibe saß. Aus der Kemenate mußten sie an die Zinne: Der Gast war wohl berathen, es hörte es die junge Königinne. Des wilden Hagen Tochter und auch ihre Mägdelein, Die saßen da und horchten; ja selbst die Vögelein Auf dem Herrenhofe vergaßen ihrer Töne: Wohl hörten auch die Helden, daß der von Dänemark sang also schöne." Und nach kurzer Pause hub Horant wieder an: seine Stimme erklang so wundersam, „daß die Siechen, wie die Gesunden, Mit allem ihrem Sinnen sich nicht entfernen kunnten. Die Thiere in dem Walde ließen ihre Weide stehn, Die Würmer, die da sollten in dem Walde gehn, Die Fische, die da sollten in der Woge fließen, Die ließen ihre Fährte: wohl konnte er seiner Kunst recht genießen. Was er da singen mochte, das dünchte Niemand lang; Vergessen in den Chören war der Pfaffen Sang; Auch die Glocken klangen nicht mehr so wohl, als eh: Allen, die ihn hörten, war nach Horanden weh." Da ließ ihn die schöne Hilde heimlich zu sich führen, damit er ihr noch mehr singe: „Da begann er eine Weise, die war von Amile, Die gelernte kein Christenmensch weder seit, noch eh'; Er nur hörte sie einst auf den wilden Fluthen: Damit diente Horant am Hofe, der schnelle Degen, der gute." Die Jungfrau war so sehr darob erfreut, daß sie ihm den goldenen Ring gab, den sie am Finger trug (1); doch wollte er von ihr nur einen Gürtel annehmen, den er seinem Herrn zum Geschenke bringen wolle. Und nun entdeckte er ihr, wie König Hettel ihn geschickt, um sie für ihn zu gewinnen. Gern ließ sich Hilde bewegen, mit ihm zu entfliehen. Als Horant dies dem alten Wate verkündete, wurden alle Vorbereitungen zur Abfahrt getroffen; auf Hagens Frage, warum sie abreisen wollten, erwiederte Wate, Hettel habe nach ihnen gesandt, um sich mit ihnen zu versöhnen, und es dränge sie, ihre Lieben wieder zu sehen, die sie in der Heimat zurückgelassen hätten. Zum Beweis aber, daß ihnen der König seine Gnade nicht entziehe, möge er ihnen selbst das Geleite geben, und den Frauen erlauben, die großen Schätze zu besehen, die sie auf den Schiffen aufgespeichert hätten, was Hagen zusagte. (VII) Am nächsten Morgen ritt der König mit den Frauen und vielen Rittern zu den Schiffen; sobald aber die Frauen ein Schiff bestiegen hatten, trennte man die Mutter von der Tochter, die bewaffneten Ritter, die sich bis dahin in den Schiffen verborgen gehalten hatten, sprangen hervor, die Segel wurden aufgezogen und die Fremden fuhren mit Hilden davon. Hagen wollte, voll Wuth über die Entführung der geliebten Tochter, den Räubern nachsetzen; allein seine Schiffe waren nicht gerüstet, und er mußte den Abziehenden ohnmächtig nachsehen; doch ließ er sogleich Werkleute herbeibringen, um neue Schiffe zu bauen, auf denen er den Fremden nacheilen wollte. Diese gelangten glücklich nach Waleis, wo Hettel ihnen entgegenging und die schöne Hilde bewillkommnete, sich glücklich preisend, die Jungfrau gewonnen zu haben. (VIII) Doch schon am

folgenden Abend sah man Hagens Schiffe herbeisegeln. Hilde wurde in Sicherheit gebracht, Hettel rüstete sich zum Kampf, der auch bald entbraunte, denn schon war Hagen mit den Seinen an das Land gesprungen. Hagen verwundete den König Hettel, doch gerieth er selbst durch Wate in große Noth, aus der ihn Hettel auf Hildens Bitte befreite. Fußfällig fleht diese den alten Wate, der in der Arzneikunst wohl erfahren war, des Vaters Wunden zu verbinden; doch will es dieser nicht thun, bevor Hagen sich mit Hetteln versöhnt habe. Leicht kam nun der Friede zu Stande; es ward Hettels Hochzeit mit Hilden mit großer Pracht gefeiert, worauf Hagen freudig schied, um seiner Gemahlin die glückliche Kunde zu bringen.

(IX) Hettel lebte nun im schönsten Glücke mit der geliebten Hilde, die ihm zwei Kinder gebar, einen Sohn, Namens Ortwin, welcher dem alten Wate zur Erziehung übergeben wurde, und eine Tochter, Gudrun, die bald zu so hoher Schönheit erwuchs, daß sich der Ruf derselben über alle Lande verbreitete, und viele mächtige Fürsten um sie warben, ohne sie jedoch gewinnen zu können. So ward sie dem König Siegfried von Mohrenland versagt, der darob in so großen Zorn gerieth, daß er Hettels Lande mit Raub und Brand bedrohte. (X) Nicht glücklicher war König Hartmuth von Normanie; seine Boten wurden mit Stolz abgewiesen, weil sein Vater Ludwig Hagens Dienstmann gewesen sei. Als Hartmuth aber von den Boten hörte, daß Gudrun in der That so schön sei, wie man sage, erklärte er, von ihr nicht ablassen zu wollen. (XI) Ebenso warb König Herwig von Seeland vergeblich um die Jungfrau, denn ob er ihr gleich gefiel, wollte ihn Hettel doch nicht haben. Unterdessen war aber Hartmuth unerkannt in das Land gekommen; er ließ der Königstochter heimlich berichten, wer er sei; sie aber, Mitleiden mit dem schönen Jüngling fühlend, rieth ihm, Hettels Zorn zu fliehen, der seiner nicht schonen würde, wenn er ihn erkennen sollte. Daher zog er wieder heim, wo er sich zum Kriege gegen Hettel rüstete, denn, da er die schöne Gudrun selbst gesehen hatte, wollte er sie um jeden Preis erwerben. (XII) Bevor er gerüstet war, erschien Herwig mit dreitausend Mann vor Hettels Burg, in der noch Alles im Schlafe lag. Eilig zog ihm auf den Ruf des Thurmwächters Hettel entgegen; bald traf er mit Herwig zusammen, von dem er manche Wunde empfing. Als Gudrun, die vom Saale aus dem Kampfe zusah, bemerkte, daß ihr Vater verwundet sei, rief sie den Beiden zu, vom Kampfe abzulassen und einen Stillstand zu schließen, bis Herwig von seinen Sippen Kunde gegeben habe. Es geschah; Herwig ging zu Gudrun, die ihn freundlich empfing. Da er durch sein ritterliches Wesen und seine Schönheit Allen gefiel, und Gudrun auf ihres Vaters Frage, ob sie den edlen Helden zum Gemahle wolle, erwiederte, sie wolle besseren Freundes nicht begehren, wurden beide verlobt; doch verlangte die Königin Hilde, daß die Tochter noch ein Jahr bei ihr bleiben solle. (XIII) Als Siegfried von Mohrenland dies vernahm, rüstete er sich, um in Herwigs Land einzufallen. So tapfer dieser auch dem Feinde widerstand, so hätte er doch ohne Hettel, der ihm auf Gudruns Bitte zu Hülfe zog, unterliegen müssen. Gegen diesen und dessen Helden konnte Siegfried aber nicht bestehen, er mußte sich vor ihrer Macht in eine Burg zurückziehen. (XIV) Während er in derselben belagert wurde, erfuhr Hartmuth, daß Hettels Land von Vertheidigern entblößt sei; er beschloß daher, sich schnell zu rüsten und es mit Kriegsmacht zu überfallen, um Gudrunen zu gewinnen; und ehe Hettel es vermuthete, erschien er mit seinem Vater Ludwig vor der Burg. (XV) Er ließ Gudrunen seine Ankunft verkündigen und aufs Neue um sie werben, mit seinem Hasse sie bedrohend, wenn sie ihm nicht freiwillig folgen wolle. Die Jungfrau aber ließ ihm erwiedern, daß sie mit König Herwig verlobt sei, und so lang sie lebe keines andern Freundes begehre. Ueber diese Antwort ergrimmt, führten die beiden Könige ihr Heer gegen die Burg, die sie nach tapferer Gegenwehr erstürmten; Gudrun wurde mit zwei und sechszig Frauen, unter denen sich auch Hildeburg aus Portugal befand, welche mit Hagen bei den Greifen gewesen, und die mit seiner Tochter Hilde von Hettels Mannen fortgeführt worden war. Als die Feinde abgezogen waren, ließ die trostlose Hilde dem König Hettel die Unglücksnachricht bringen. (XVI) Sobald sie dieser erfuhr, schloß er auf Watens Rath Frieden mit den Mohren, ließ siebenzig Schiffe, auf denen Pilgrime hergefahren und mit reichlicher Speise versehen waren, wegnehmen, und eilte mit Herwig den Räubern seiner Tochter nach. (XVII) Diese waren auf einem Werder (Insel), welcher der Wulpensand hieß, gelandet, um auszuruhen; doch konnten sie der Ruhe nicht lange genießen, denn kaum hatten sie sich gelagert, als sie Schiffe herbeisegeln sahen. Zwar glaubten sie, es seien nur Pilgrime auf denselben, weil Kreuze auf den Segeln waren, doch wurden sie bald enttäuscht; denn als die Schiffe näher herankamen, erblickten sie die Helme der Krieger, und sie zweifelten nicht mehr, daß es Hettel sei. Kaum hatten sie Zeit, die Waffen zu ergreifen, als sie schon angegriffen wurden. Wate sprang zuerst ans Land; Ludwig, der sich ihm entgegenstellte, erhielt eine solche Wunde, daß er das Schlachtfeld verlassen mußte. Herwig war unterdessen, von Kampfbegier erfüllt, aus dem Schiffe ins Wasser gesprungen, und stand bis an die Achseln in den Wogen; die Feinde schossen manchen Speer auf ihn, aber doch gelang es ihm, auf den Strand zu kommen. Die Schlacht entbraunte immer mehr, und mancher Held fand dort seinen Tod. (XVIII) Als die Nacht anbrach, traf Hettel mit Ludwig, der sich unterdessen erholt hatte, zusammen, und wurde von ihm erschlagen; als es Gudrun erfuhr, erhob sie laute Klage; man konnte sie nicht trösten, weinten ja selbst die Feinde um den Erschlagenen. „Als Wate, der viel grimme, vernahm des Königs Tod, Hub er an zu brüllen, wie ein Eber; Abendroth Sah man von Helmen glänzen bei Schlägen, den geschwinden, Von ihm und all den Seinen: die mußte man gar zornig finden.“ Doch war es schon so dunkel geworden, daß sich die Kämpfenden nicht mehr erkennen konnten und Mancher von Freundes Hand fiel, so daß man vom Kampfe ablassen mußte. Ludwig und Hartmuth aber benutzten die Nacht, um die Insel zu verlassen, so daß, als Wate am frühen Morgen den Kampf wieder beginnen wollte, kein Feind mehr zu sehen war. Da jede Verfolgung vergeblich gewesen wäre, weil die Normannen schon zu großen Vorsprung gewonnen und die Hegelinge zudem durch den blutigen Kampf zu großen Verlust erlitten hatten, bestattete man die Todten, ließ

die Verwundeten auf die Schiffe bringen, und beschloß auf Ortwins Rath, auf dem Werder ein Kloster zu gründen, daß für die Seelen der Erschlagenen gebetet werde (2). — (XIX) Traurig zogen die Helden in die Heimat; Ortwin wagte nicht, vor der Mutter zu erscheinen, Wate mußte ihr die Trauerkunde bringen. Groß war der Königin Schmerz, als sie den Tod ihres Gemahls und so vieler Helden vernahm; Wate aber sprach: „Fraue, laßt das Klagen; Sie kommen doch nicht wieder; jedoch nach diesen Tagen, Wenn uns die Leute erwachsen hier in diesem Lande, So rächen wir an ihnen unsern Schmerz und unsere Schande." Auf seinen Rath ersetzte man den Pilgrimen die geraubten Schiffe, damit, wie er sagte, der künftige Kampf nicht wieder mißlinge. Hierauf wurden alle Helden versammelt, um sich über einen neuen Kriegszug zu berathen; es wurde beschlossen, daß Frau Hilde tüchtige Schiffe sollte bauen lassen, während sich die Fürsten in ihren Reichen zum neuen Kampfe rüsteten. Als diese aber von dannen geritten waren, ließ Frau Hilde den auf dem Werder zurückgebliebenen Betleuten Speise schicken, daß sie ihrer bei Gott gedächten. „Dazu hieß sie bauen ein Münster, das war weit; Kloster und Spital hieß sie errichten seit. Mich dünket, daß es wurde bekannt in manchem Lande, Von denen, die da lagen: es hieß das Kloster auf dem Wülpensande." (XX) Unterdessen waren Ludwig und Hartmuth nach Normanie gelangt. Als Ludwig seine Burgen erblickte, zeigte er sie der traurigen Gudrun; wenn sie Hartmuthen minnen wollte, sprach er, würde sie über reiches Land herrschen. Da aber Gudrun erklärte, sie wolle eher sterben, als ihn zum Freunde nehmen, ergrimmte Ludwig; er faßte die Jungfrau bei den Haaren und warf sie in das Meer. Hartmuth zog sie schnell wieder heraus und brachte sie in eine Barke, wo sie mit ihren Frauen über die unwürdige Behandlung klagte und weinte, über welche Hartmuth dem Vater bittere Vorwürfe machte. Nun kam die alte Königin Gerlint mit ihrer Tochter Ortrun, die Helden zu empfangen; als sie aber Gudrunen küssen wollte, bebte diese vor Entrüstung zurück, denn Gerlint trage ja, sagte sie, die meiste Schuld an ihrem Unglück, indem sie den Sohn zur Entführung gereizt habe. Gegen Ortrun allein bezeigte sich Gudrun freundlich, da jene aufrichtig gegen sie gesinnt war und ihr Leid zu mildern suchte. Als man hierauf in die Burg gezogen war, drang Gerlint auf baldige Vermählung; da Gudrun aber bei ihrer Weigerung beharrte, ward die Königin zornig; sie nöthigte sie zu den niedrigsten Diensten und trennte sie von ihren Frauen. So wurde die Unglückliche vierthalb Jahre lang grausam gepeinigt. Als Hartmuth, der unterdessen drei Heerzüge gemacht hatte, zurückkam und hörte, wie unwürdig seine Mutter die Jungfrau behandelt habe, machte er ihr bittere Vorwürfe; aber Gudrun erfuhr trotzdem keine bessere Behandlung, vielmehr ward sie von Gerlinden zu noch niedrigern Diensten gezwungen, als zuvor. Nichts konnte sie aber bewegen, die Werbungen Hartmuths anzunehmen, weder die Mißhandlungen der alten Königin, noch die einschmeichelnden Reden des jungen Königs, denn sie hatte nicht vergessen, daß Ludwig ihr den Vater erschlagen habe. (XXI) Da auch Ortrun, Hartmuths Schwester, welche von jeher gegen Gudrun freundlich gewesen war, diese vergeblich bat, den Bruder zu erhören, da die Jungfrau mit festem Sinne dem Verlobten die Treue bewahren wollte, so wurde sie endlich von der bösen Gerlint gezwungen, Kleider am Meere zu waschen, und als Hiltburg Mitleiden mit der unglücklichen Jungfrau zeigte, nöthigte sie die böse Königin, jener am Meeresstrande waschen zu helfen, worüber aber beide hoch erfreut waren, da sie wieder beisammen sein konnten. (XXII) Unterdessen waren dreizehn Jahre vorübergegangen, aber Frau Hilde hatte ihre Tochter keineswegs vergessen. Sie hatte viele tüchtige Schiffe bauen lassen, und als diese fertig waren, ließ sie ihre Freunde zum Kriegszug gegen die Normannen entbieten. Alle Helden, die auf dem Wülpensande gefochten hatten, sagten ihre Hülfe zu und fanden sich zur festgesetzten Zeit auf dem Werder ein, wo die unglückliche Schlacht Statt gefunden hatte. Als Alles bereit war, segelte die Flotte ab; doch wurden sie bald durch Gegenwinde verschlagen, so daß sie in große Noth geriethen. „Zu Givers vor dem Berge lag Frau Hildens Heer: Wie gut ihre Anker waren, in das finstre Meer Hatten ihre Schiffe Magneten doch gezogen; Ihre guten Segelbäume, die stunden alle gebogen." Nach vier Tagen erhob sich zum Glück ein Westwind, der sie in kurzer Weile wohl sechs und zwanzig Meilen von dem Berge hinwegtrieb, so daß sie wieder in fließender Fluth waren, und endlich an die Küste von Normanie kamen. (XXIII) Sie landeten an einer verborgenen Stelle und ruhten von der mühseligen Fahrt aus. Am folgenden Morgen gingen Ortwin und Herwig in das Land, um Kundschaft einzuziehen, nachdem man ihnen versprochen hatte, sie zu rächen, wenn sie gefangen oder getödtet werden sollten, und jedenfalls die gefangenen Mädchen zu befreien. (XXIV) Eines Tags, da Gudrun und Hildeburg am Strande wuschen, sahen sie einen Vogel herbeischwimmen, der ein Bote Gottes war und ihnen verkündete, daß Frau Hilde noch lebe und ein großes Heer zu ihrer Rettung herbeigesandt habe, daß Ortwin und Herwig mit demselben schon in der Nähe seien, und daß am folgenden Morgen Boten zu ihr kommen würden, worauf er wieder verschwand. Die Jungfrauen aber dachten nun nicht mehr an das Waschen, sie unterhielten sich nur von den Helden, die zu ihrer Befreiung kommen sollten, bis der Tag sich seinem Ende neigte. Es blieb Gerlinden nicht verborgen, daß sie so wenig gewaschen hatten, sie mußten daher von dieser harte Scheltworte hören, auch befahl sie ihnen, am folgenden Tage schon vor Tagesanbruch an die Arbeit zu gehen, da der Palmentag nahe sei und man Gäste erwarte. Nun gingen die Jungfrauen in ihr schlechtes Gemach, zogen ihre nassen Kleider aus und legten sich auf harte Bänke, denn ein anderes Lager gönnte ihnen die böse Gerlint nicht. Als Hildeburg am frühen Morgen erwachte, sah sie, daß die Erde mit Schnee bedeckt war; doch so sehr sie auch die böse Gerlint anflehte, ihnen Schuhe geben zu lassen, sie mußten barfuß an den Strand hinausgehen: während sie aber die mitgebrachten Gewänder wuschen, schickten sie manchen sehnsüchtigen Blick auf die Fluth, von wo ihnen die Boten nahen sollten. (XXV) Endlich erblickten sie eine Barke mit zwei Männern; die Jungfrauen wollten fliehen, um von ihnen nicht bei der niedrigen Arbeit angetroffen zu werden, doch sprangen jene schon auf den Strand und riefen ihnen nach, zu bleiben, wo-

fern sie die reichen Kleider nicht verlieren wollten. Nun kehrten sie zurück. „Sie gingen in ihren Hemden, die waren beide naß; Den viel edlen Frauen war früher gewesen baß. Da erbebte von dem Froste das arme Ingesinde: Sie waren in schlechter Kleidung, dazu wehten die kalten Märzenwinde. Es war in den Zeiten, da der Winter zu Ende ging, Und daß im Wettstreit der Vögel Chor anfing, Zu singen seine Lieder, da der März entschwunden: In Schnee und auch in Eise wurden die viel armen Waisen gefunden. Mit gesträubten Haaren kamen sie heran: Wie auch beiden war das Haupt so wohlgethan, So war ihnen doch das Haar zerzaust von Märzenwinden; Ob es regnete oder schneite, weh war den viel armen Kinden. Das Meer allenthalben mit dem Eise floß; Das hatte sich zerlassen: ihre Sorge, die war groß. Ihnen schien durch die Hemden weiß wie der Schnee Ihr minniglicher Leib: daß jene sie nicht kannten, das that ihnen weh." Nun frugen die beiden Männer, es waren Ortwin und Herwig, wie der Landesherr heiße, dem sie so unwürdige Dienste leisten müßten, und als sie erfuhren, daß Hartmuth und Ludwig die Reiche rings umher beherrschten, erkundigten sie sich, wo sie dieselben finden könnten; sie seien, fügten sie hinzu, von einem Könige an sie abgeordnet. „Sie sind auf ihrer Burg mit viertausend Mann," erwiederte Gudrun; „denn sie fürchten stets, von den Hegelingen angegriffen zu werden, denen sie viel Leides gethan." Nun erkundigten sich die Helden nach Gudrun; Herwig aber sprach zu seinem Begleiter: „Fürwahr, Herr Ortwin, ist Eure Schwester Gudrun noch am Leben, so muß es diese sein; denn noch nie sah ich ihr ein Weib so gleichen." Als Gudrun diese Worte hörte, sah sie den jungen Helden wieder an; sie hätte gerne gewußt, ob es ihr Bruder sei. „Die, nach der ihr fraget," sagte sie, „ist vor großem Leid gestorben." Da begannen die beiden Helden vor Jammer zu weinen, Gudrun aber frug sie, ob Gudrun mit ihnen verwandt gewesen, da sie ihren Tod so beklagten. Da sprach Herwig: „Wohl reuet mich ihr Leib Bis an meines Lebens Ende, denn das Mädchen war mein Weib: Sie war mir verlobet mit Eiden so stäten: Nun mußte ich sie verlieren durch des alten Ludewigs Räthe." Und als Gudrun erwiederte, sie habe vernommen, Herwig sei gestorben, auch hätte er sie gewiß schon befreit, wenn er noch am Leben wäre, zeigte ihr der Held den Verlobungsring, den er einst von der Geliebten erhalten. Sobald die Jungfrau ihn erblickte, lächelte sie vor Wonne, und zeigte ihm den Ring, den er ihr gegeben. Da umschloß sie Herwig und bedeckte ihren Mund mit Küssen; Ortwin aber frug sie, warum sie so niedrige Dienste thun müsse. Nun berichtete sie den Beiden, daß sie dazu gezwungen worden sei, weil sie den Werbungen Hartmuths kein Gehör geschenkt habe. Herwig wollte die beiden Jungfrauen sogleich mitnehmen; dem widersetzte sich aber Ortwin: „Ich meine nicht, daß es also ergeh': Und hätt' ich hundert Schwestern, die ließ ich sterben eh', Als daß ich mich so feige in fremden Landen hehle, Daß, die man mit Gewalt mir raubte, ich meinen Feinden heimlich stehle." Und so ungern Gudrun dies vernahm, sie mußte sich dem Willen ihres Bruders fügen: die beiden Helden fuhren wieder von dannen, mit dem Versprechen, sie den Feinden mit Gewalt zu entreißen. Die Jungfrauen sahen ihnen lange nach und vergaßen der Arbeit, bis Hildburg wieder daran mahnte, aber Gudrun wollte sich nicht mehr zum unwürdigen Dienste bequemen, und wie sehr auch ihre Freundin warnte, sie warf die Kleider in das Meer. Als die Nacht anbrach, kehrten sie in die Burg zurück, wo sie von Gerlinden mit Scheltworten empfangen wurden, die sie von der Burg aus mit den Helden hatte sprechen sehen. Gudrun aber antwortete stolz und trotzig, so daß die alte Königin ergrimmte und die Jungfrau an ein Bett binden ließ, um sie dann mit Ruthen zu schlagen. Da sprach Gudrun mit listigem Sinn, sie wolle nun Hartmuthens Werbung erhören, und wenn sie Königin sei, solle es dem übel ergehen, der sie schlage. Erfreut ließ Gerlint sogleich ihren Sohn herbeiholen, der, über die unerwartete Botschaft entzückt, die Jungfrau sogleich umarmen wollte. Doch diese trat zurück: es schicke sich nicht für ihn, sagte sie, eine arme Wäscherin zu umarmen; erst wenn sie Königin sei, dürfe er sie ohne Schande in seine Arme schließen. Nun wurde Gudrun auf Hartmuths Befehl mit allen Ehren behandelt und sie erhielt, was sie wünschte. Ortrun, die sich herzlich freute, die Freundin bald ihre Schwägerin nennen zu können, leistete ihr Gesellschaft. Mit kluger List bat aber Gudrun den König Hartmuth, seine Dienstmannen alle zur Hochzeit zu entbieten; sie wollte dadurch so viele Kämpfer als möglich aus der Burg entfernen, die als Boten ausgesandt wurden. Als Gudrun sich mit ihren Frauen entfernt hatte, eröffnete sie denselben, daß ihr Boten mit der Verkündigung naher Rettung gesendet worden seien. Dies hörten Lauscher, welche es der alten Königin hinterbrachten; so sehr diese aber auch ihren Sohn warnte, auf seiner Hut zu sein, er hielt Alles, was sie ihm sagte, für unbegründeten Verdacht, so daß Gudrun ungestört bei ihren Frauen verblieb, denen sie noch erzählte, wie sie mit Herwig, ihrem Mann, und ihrem Bruder zusammengekommen sei. „Drauf legten sie sich schlafen, sie waren frohgemuth, Sie wußten, daß ihnen käme mancher Ritter gut, Die ihnen helfen möchten aus ihren großen Sorgen: Das war ihr Wunsch alleine, daß sie die sähen an dem nächsten Morgen" (3). (XXVI). Unterdessen waren Herwig und Ortwin zu den Ihrigen gekommen, denen sie erzählten, wie sie Gudrun und Hildburg gesehen hätten. Als die Verwandten über die unwürdige Behandlung zu weinen anfingen, welche die Königstochter hatte erdulden müssen, rief der alte Wate zornig aus: „Ihr gebahrt Euch ja alten Weibern ganz gleich: Ihr wisset nicht, warum; nicht steht es Helden gut, an Lobe reich. Wollt Ihr Gudrunen helfen aus der Noth, So sollt Ihr die Kleider wieder machen roth, Die da gewaschen haben ihre viel weißen Hände: Damit sollt Ihr ihr dienen, so mag sie wohl kommen aus dem Elende!" Hierauf brachen sie aus ihrem Verstecke auf, und eh' es tagte, stand das Heer schon vor Ludwigs Burg, wo sie bis zum Morgen ruhten. Mit der Morgenröthe trat eine Jungfrau Gudruns ans Fenster und erblickte die Gewaffneten; sie verkündigte es der Herrin, die sogleich aus dem Bette sprang und nach dem Fenster eilte; doch ward ihre Freude über den ersehnten Anblick durch den Gedanken getrübt, daß so Mancher von den Helden den Tod finden würde. Nun sah auch der Wächter auf der Zinne die lagernden Feinde; auf seinen

Auf eilte Gerlind auf die Zinne, und als sie das Heer gesehen, brachte sie dem noch schlafenden König die Kunde, daß Feinde die Burg umschlossen hielten. Der alte König eilte selbst hinaus; Anfangs hielt er sie für Pilgrime, Hartmuth aber, der sogleich herbeigerufen wurde, sprach: „Ich erkenne der Fürsten Zeichen wohl aus zwanzig Landen: Ich wähne, die Feinde wollen an uns rächen ihre alte Schande." (XXVII.) Nachdem er seinem Vater die Feldzeichen und die Helden alle genannt, rief er die Seinen zu den Waffen; die herbeieilende Gerlint schickte er zürnend weg, als sie rieth, sich in der Burg zu vertheidigen, denn er wollte kampfesmuthig dem Feinde entgegenziehen. Auf seinen Befehl wurden die Thore eröffnet und die Könige zogen an der Spitze ihrer Kämpfer hinaus. Da gab auch Wate das Zeichen zum Angriff, es begann ein heftiger Kampf. Als Ortwin Hartmuth erblickte, rannte er ihn an, aber er ward schwer verwundet, so auch Horant, der den Freund rächen wollte; beide Helden mußten sich vom Schlachtfeld entfernen, um ihre Wunden verbinden zu lassen. Unterdessen traf Herwig mit dem alten König Ludwig zusammen; grimmig liefen die Beiden einander an, doch konnte Herwig vor dem alten Helden nicht bestehen, der ihn niederschlug, und ihn getödtet hätte, wenn ihm die Seinen nicht zu Hülfe gekommen wären. (XXVIII.) Sobald er sich aber wieder erholt hatte, ergrimmte er über die erlebte Schmach und suchte den Feind von Neuem auf; er fand ihn, und mit kräftigem Hiebe schlug er ihm das Haupt vom Rumpfe. Als die in der Burg dies sahen, erhuben sie laute Klage, weshalb Hartmuth, der des Vaters Tod noch nicht wußte, sich in die Feste zurückzuziehen beschloß. Doch fand er diese schon von den Feinden bedrängt. Da stieg er mit den Seinen von den Rossen und drang gegen den Schlachthaufen, an dessen Spitze Wate kämpfte. Auf der Zinne aber jammerte Frau Gerlint über den Tod ihres Gemahls, dem große Belohnung versprechend, der ihn an Gudrunen und ihren Jungfrauen rächen wolle. Ein ungetreuer Mann, der den Lohn verdienen wollte, stürzte mit entblößtem Schwerte auf die Jungfrau, die vor Angst lautauf schrie. Da hörte sie Hartmuth; er sah hinauf, und rief drohend dem Mörder zu, er würde ihn hängen lassen, wenn er eine von den Jungfrauen erschlüge. Jener sprang zurück, denn er fürchtete des Königs Zorn; unterdessen hätte dieser beinahe selbst das Leben verloren, so hart bedrängte ihn der alte Wate. Da eilte Ortrun, die Hände ringend, zu Gudrun, sie fiel ihr zu Füßen, klagend, daß ihr Vater Ludwig erschlagen sei. „Sie sprach: Laß Dich erbarmen, edles Fürstenkind, So vieler meiner Sippen, die hier erschlagen sind, Und gedenk, wie Dir gewesen, da man den Vater erschlug, den Deinen: Edle Königin, nun habe ich heute verloren den meinen! Nun siehe, edle Jungfrau, Das ist eine große Noth, Mein Vater und meine Verwandten, die sind schier alle todt; Nun steht der Recke Hartmuth vor Waten in großer Gefahr: Verliere ich den Bruder, so muß ich eine Waise sein fürwahr! Und lasse mich des genießen, sprach das edle Kind, Als Dich Niemand beklagte, von Allen, die hier sind, Da hattest Du keine Freunde, als mich ganz alleine: Was Dir Jemand that zu Leide, zu allen Zeiten mußt ich um Dich weinen!" Da erbarmte sich Gudrun der treuen Freundin; sie rief Herwigen zu, dem Kampf zwischen Hartmuth und Wate ein Ende zu machen. Sogleich eilte Herwig zu den Beiden, doch wollte Wate von dem Kampfe nicht ablassen; Herwig aber sprang Gudrunen zu Liebe zwischen Beide, worüber Wate so ergrimmte, daß er Herwigen niederschlug. Diesen retteten seine Mannen, aber Hartmuth ward gefangen hinweggeführt. (XXIX.) Nun wurde jeder weitere Widerstand bald besiegt; die Burg ward erobert und geplündert. Wate wüthete grimmig, Alles niederhauend, was ihm in die Hände kam; er verschonte selbst die Kinder in der Wiege nicht. „Irolt der starke rief da Waten an: Wohl haben Euch den Teufel die jungen Kinder gethan! Sie haben an unsern Freunden keine Art Schuld: So erweist zur Ehre Gottes den armen Waisen Huld! Da sprach Wate der alte: Du hast Kindes Muth: Die in der Wiege weinen, dänchte Dich das gut, Daß ich sie leben ließ? Sollten die erwachsen, So wollt ich ihnen mehr nicht trauen, als einem wilden Sachsen!" In allen Gemächern floß das Blut; da flüchtete sich Ortrun zu Gudrunen, sie um Schutz anflehend, den sie ihr freudig zusagt. Auch Gerlint kam herbeigeeilt und fiel Gudrunen zu Füßen, Gnade von ihr begehrend. „Wie könnte ich das gewähren," rief diese, „da Ihr mir ja selbst nie eine Gnade gewährtet?" Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als der grimme Wate hereinstürmte mit knirschenden Zähnen, mit bohrenden Augen, mit ellenbreitem Barte; er war mit Blut beronnen, von dem sein Gewand ganz durchnäßt war. Mit grimmiger Stimme frug er nach Gerlint; vergeblich suchte Gudrun sie zu verbergen: denn da Wate drohte, Alle ohne Ausnahme zu erschlagen, wenn man ihm die alte Königin nicht überliefere, gab ihm ein Mädchen einen Wink mit den Augen, daß er sie aus den Andern herausfand. Schnell ergriff er sie. „Nun sagt, Frau Gerlint," rief er ihr höhnend zu, „braucht Ihr mehr der schönen Wäscherinnen?" Er zog sie vor den Saal hinaus, ergriff sie bei den Haaren und schlug ihr das Haupt ab. Ebenso erschlug er die junge Hergart, die ihrer Herrin untreu geworden war. Nun kamen auch die übrigen Helden herbei, welche von Gudrunen und den Frauen minniglich empfangen wurden. Hierauf gingen die Herren zu Rathe, in Folge dessen Horant zum Schutz der Burg zurückgelassen wurde, in welcher Gudrun nebst den Frauen und den Gefangenen verbleiben sollten, während Wate und Frute mit dreißigtausend Mann auszogen, das übrige Land zu erobern. Als auch dies gelungen, rüstete man sich zur Abfahrt. Außer Gudrunen und ihren Frauen wurden auch Hartmuth und Ortrun nebst andern Gefangenen auf die Schiffe gebracht; Horant und Morung blieben in dem eroberten Land (XXX). Die Fahrt war glücklich; Frau Hilde, welcher man Boten vorausgesandt hatte, ihr die frohe Kunde zu bringen, zog den Heimkehrenden bis an den Strand entgegen, wo sie mit der größten Pracht empfangen wurden. Hilde erkannte ihre Tochter nicht wieder; als sie ihr gezeigt wurde, trat sie ihr entgegen. „Wer möchte ihnen vergelten Mit Golde diese Freude, die sie da gewonnen, Da sie einander küßten? ihres Leides war da viel zerronnen." Auch den alten Wate küßte sie, ihn mit dankenden Worten begrüßend, so auch Ortwinen, und wie sehr sie zuerst widerstrebte, auch die edle Ortrun, als sie von ihrer Tochter erfuhr, wie freundlich

dieselbe sie in der Gefangenschaft behandelt habe. Auf Gudruns Bitte wurde Hartmuth gegen das Versprechen, nicht entfliehen zu wollen, von seinen Banden befreit. Nun ließ Hilde die Vorbereitungen zu Herwigs Vermählung mit Gudrun treffen; diese aber bewog ihren Bruder Ortwin, um die edle Ortrun zu werben, und als Hartmuth dies erfuhr, war er gern bereit, sich mit der treuen Hildeburg zu verloben. Und um den Frieden allgemein zu sichern, wurde Herwigs Schwester mit Siegfried, dem König von Mohrenland, verlobt, der auch an dem glücklichen Kriegszuge Theil genommen hatte. Es ward sogleich nach der Jungfrau gesandt, damit ihre Vermählung zugleich mit der Hochzeit der übrigen gefeiert werden könne. Bald langte sie unter Wates und Frutens Begleitung an. „Da die vier reichen Könige ihr entgegen ritten, Und sie zusammenkamen, von den Helden ward gestritten, Welche von den Frauen die allerschönste wäre: Da lobte man sie Alle, damit ein Ende hatte diese Märe.“ (XXXI.) Nun wurde die vierfache Hochzeit mit der größten Pracht gefeiert. Die Fahrenden ließen ihre Künste schauen und wurden reichlich belohnt. Nach vollendeten Feierlichkeiten erhielt Hartmuth sein Land wieder, worauf er mit seiner Gemahlin in dasselbe zurückkehrte. (XXXII.) Auch die anderen Könige kehrten in die Heimat; Ortwin und Herwig schwuren sich vor dem Abschiede feste Treue und gelobten einander, „Daß sie ihr Fürstenamt Der hohen Väter würdig stets in Ehren trügen, Die ihnen schaden wollten, daß sie die Beides, fiengen und erschlügen.“

Es lassen sich in der Gudrun leicht drei größere Abschnitte unterscheiden, von denen der erste die Geschichte von Hagens Geburt, seiner Entführung durch einen Greifen, seiner Selbstbefreiung und seiner Vermählung mit Hilden erzählt, der zweite die Geschichte der Entführung von Hagens Tochter (Hilde) berichtet, und der dritte die Geschichte der Entführung von Hettels Tochter Gudrun, ihrer Leiden bei der grausamen Gerlint und ihrer endlichen Befreiung durch ihren Verlobten, den König Herwig von Seeland, und ihren Bruder Ortwin in ausführlicher Entwickelung darstellt. So klar sich diese Abschnitte aber auch unterscheiden lassen, so hängen sie nicht nur durch den Inhalt zusammen, sie sind auch durch die dichterische Bearbeitung zu einer organischen Einheit verbunden, so daß das Ganze offenbar nur einem einzigen Dichter zugeschrieben werden kann, während die beiden Theile des Nibelungenliedes, so genau sie auch dem Inhalte nach zusammenhängen, von zwei verschiedenen Dichtern herrühren. Man hat die Gudrun rücksichtlich der Composition dem Nibelungenliede vorziehen wollen, aber gewiß mit Unrecht; es ließe sich ein solches Urtheil nur dann rechtfertigen, wenn das Nibelungenlied in der That ein einziges Gedicht wäre. Ist aber seine Zweitheiligkeit unbestreitbar, so steht jeder einzelne Theil in Auffassung und Anordnung schon dadurch weit über der Gudrun, daß die Dichter sich mit weiser und ächt künstlerischer Mäßigung im Stoffe beschränkt und ihren Gedichten nur eine einzige Hauptbegebenheit zum Grunde gelegt haben, der Eine Siegfrieds Ermordung, der Andere Kriemhildens Rache. In der Gudrun finden wir dagegen die nämliche biographische Entwickelungsweise, wie bei den höfischen Dichtern, und wenn sie sich doch von den Rittergedichten auch in dieser Beziehung unterscheidet, indem sie, alle unbedeutenden Nebenpunkte übergehend, nur die wichtigsten Verhältnisse hervorhebt, so haben wir dies dem immer noch regeren poetischen Gefühl des Dichters zu verdanken, den das Bewußtsein des frischen, schnell fortschreitenden Volksgesangs bei allem Einflusse der höfischen Kunst doch von den weiteren Abirrungen schützte, in welche sich die höfischen Dichter verloren. Daß aber die höfische Kunst auf den Dichter der Gudrun mannigfachen Einfluß ausübte, werden wir noch zu sehen weitere Gelegenheit haben.

Es wird nicht bezweifelt werden können, daß auch der Gudrun alte Sagen und alte Volkslieder zu Grunde liegen, aber es ist auch bei ihr ein vergebliches Beginnen, diese alten Lieder herausfinden zu wollen, was hier, wie bei dem Nibelungenliede, keinen andern Erfolg hat, als daß das schöne Ganze vernichtet und in einzelne, an sich meistens ungenügende Theile zerlegt wird. Es ist dagegen wahrscheinlich, daß wir das Gedicht nicht in seiner ursprünglichen Gestalt besitzen, daß es vielmehr, wie so viele andere von einem späteren Dichter überarbeitet wurde, dem wahrscheinlich zu verdanken ist, daß die Jungfrau Hildburg, die Jugendgenossin Hagens, auch als Freundin seiner Enkelin Gudrun erscheint; denn es ist nicht denkbar, daß der erste Dichter, dessen großes Talent unverkennbar ist, sich einen solchen mehr als lächerlichen Widerspruch hätte zu Schulden kommen lassen, er, der die reichsten Begebenheiten, die verwickeltsten Verhältnisse mit so sicherem Takte darzustellen verstand.

Wenn die Gudrun auch dem Nibelungenliede nicht gleichgestellt werden kann, und der Dichter insbesondere darin zurücksteht, daß er den Geist des Volksgesangs nicht mit der Wahrheit und lebendiger Frische wiedergibt, die wir an den Dichtern des Nibelungenliedes bewundert haben, weil er die Zeit und die höfische Kunst weit mehr auf sich wirken ließ, als jene; so ist es doch immer von hohem Werth und darf unbedenklich den meisten Rittergedichten, ja selbst den besseren unter denselben vorgezogen werden, die es an poetischem Gehalte, an Unmittelbarkeit und Tiefe der Auffassung, so wie an Kraft und Lebendigkeit der Darstellung weit übertrifft. Besondere Bedeutung gewinnt die Gudrun aber insbesondere dadurch, daß sie uns Völker- und Lebensverhältnisse darstellt, welche den übrigen Dichtungen der deutschen Heldensage weniger bekannt sind. Wie uns das Nibelungenlied an den Rhein und die Donau führt, und uns nur vorübergehend an den Norden geleitet, der zudem in einer gewissen nebligen Dunkelheit verhüllt bleibt, bilden die Küsten der Nordsee und die nahen Inseln den Hauptschauplatz der Gudrun; es erschließt sich vor unsern Augen das kühne Leben und Treiben der seefahrenden Völkerschaften, welche, von ewiger Unruhe getrieben, sich in ihren leichten und schwachen Fahrzeugen auf das stürmische Meer hinauswagten, um in andern Ländern zu erbeuten, was das ihrige ihnen nicht darbot. Obgleich der wilde Sinn dieser kühnen, an Gefahren aller Art gewohnten Seefahrer in unserm Gedichte an vielen Stellen mit der lebensvollsten Wahrheit gezeichnet ist, trägt doch das Ganze nichts weniger als diesen Charakter, da der Dichter mit überraschender Kunst in den wilden Helden auch den Menschen mit seinen angeborenen besseren Gefühlen zur Erscheinung hat gelangen lassen. So grimmig

Hagen auch ist, es liegt selbst der Aeußerung seines wilden Sinns ein sanftes Gefühl zum Grunde: wenn er alle die tödten läßt, die um die schöne Hilde werben, so thut er dieß nicht allein aus Stolz und wildem Uebermuth, es hat auch die innige Liebe zur Tochter, die er nicht von sich lassen will, mächtigen Antheil an seiner Grausamkeit, wie ihn die nämliche Liebe endlich bewegt, mit dem Räuber der Tochter sich zu versöhnen, da er bemerkte, daß sie ihm gewogen sei*). Selbst Wate, in welchem vor Allen der Charakter des nordischen Heldenthums ausgeprägt ist, den es lieblicher dünkt, das Schlachtgetümmel zu hören, als bei schönen Frauen zu sitzen, der in seiner Wildheit selbst die Kinder in der Wiege nicht verschont, versöhnt durch die aufopfernde Anhänglichkeit, die er gegen seinen König und die Seinigen beweist, als deren unmittelbares Ergebniß das Rachegefühl erscheint, das seine Brust zu den wildesten Thaten entflammt. Es ist eine von den Naturen, wie sie im Leben so häufig vorkommen, die bei allen großen äußeren Vorzügen sich freiwillig Andern unterordnen, deren geistige Ueberlegenheit sie anerkennen. In einem solchen Verhältniß stand Wate zu Hagen, den er zudem noch als Lehnsherrn ehrte, weshalb er seine Liebe und Treue, seine Hingebung auch auf dessen Wittwe und die geraubte Tochter übertrug. Am deutlichsten aber erscheint die Milderung des wilden Heldenthums durch ächt menschliches Gefühl im Horant, der im Schlachtgewühl keinem der Tapferen nachsteht, während er durch die Lieblichkeit seines Gesangs selbst den grimmen Hagen mit unwiderstehlicher Macht hinreißt. Freilich ist seine Kunst nicht die der höfischen Dichter, die nur durch äußere Zierlichkeit und geistreichen Ausdruck zu gefallen strebten; er hat seinen Gesang der Natur selbst abgelauscht, seine Weisen „hatte er singen hören auf den wilden Fluthen". So ist Horant der Repräsentant des Volks- und Naturgesangs, der aus den Tiefen der Menschenbrust emporquillt und mit wunderbarer Macht zum Herzen dringt, und um so unwiderstehlicher auf die Menschen wirkt, je näher sie der Natur stehen.

Wie im Nibelungenliede Kriemhilde, so bildet in unserm Gedichte die schöne Gudrun den Mittelpunkt des Ganzen, obgleich nicht so entschieden und künstlerisch vollkommen, da sie erst im letzten Drittheil erscheint (welches freilich mehr als zwei Drittel des ganzen Gedichts bildet), während das Nibelungenlied uns Kriemhilden schon in den ersten Strophen als die Hauptgestalt vorführt. Gudrun ist eines der schönsten Charaktere, welches die Dichtkunst je geschaffen hat, schön, weil er auf der tiefsten Wahrheit beruht. Die edle Jungfrau ist das vollkommenste Bild ächter Weiblichkeit, deren Größe und Seelenstärke sich nicht in muthigen Thaten und kühnen Kämpfen, sondern in der unerschütterlichen, durch keine Gewalt zu besiegenden Kraft ausspricht, mit welcher sie die dem Geliebten geschworne Treue bewahrt: sie, die Königstochter, unterzieht sich eher den niedrigsten Diensten, sie erleidet eher die unwürdigste Behandlung, als daß sie ihre Treue bräche. Noch entschiedener aber zeigt sich ihre Seelengröße darin, daß weder die Aussicht auf einen Königsthron, noch die Ueberzeugung, daß sie von Hartmuthen, dessen Edelmuth sie achten muß, in der That geliebt werde, sie jemals zum Wanken bringt, wie sie auch mitten unter den härtesten Bedrängnissen, bei aller Hoffnungslosigkeit, jemals befreit zu werden, stets das Bewußtsein ihres Werths und ihrer Würde, selbst ihrer Peinigerin Gerlint gegenüber, bewahrt und geltend zu machen weiß. Dieser Beständigkeit des Sinns liegt aber keineswegs Härte des Gemüths zum Grunde; konnte ja selbst das traurigste Schicksal ihre angeborne, ächt weibliche Milde nicht unterdrücken. Zwar kann sie sich einiger harten Worte nicht enthalten, als Gerlint sie um ihren Schutz anfleht, aber obgleich die Erinnerung an die erlittenen Qualen ihr Herz mit Bitterkeit erfüllte, fand doch das Gefühl der Rache keinen Eingang in ihrem edlen Herzen: selbst als Wate die fürchterlichsten Drohungen ausstieß, verrieth sie die alte Königin nicht; und wenn sie ihre Stimme nicht für dieselbe erhob, so geht doch aus Allem hervor, daß sie es mehr aus Furcht vor dem wilden, blutbedeckten Wate unterließ, als aus Gleichgültigkeit oder gar aus Freude, die Feindin bestraft zu sehen. Ueberhaupt ist dies ein Grundzug in dem Charakter der edlen Jungfrau, daß sie, frei von aller Selbstsucht, ihre eigene Persönlichkeit stets zurücktreten läßt. Als sie, am Meere waschend, und von der Trostlosigkeit ihrer Lage so ganz erfüllt, daß sie selbst den Vogel bedauert, der gegen den Unglücksstrand geschwommen kommt, diesen für einen Boten erkennt, den ihr Gott zum Trost sende, da fragt sie, ihres eigenen Unglücks vergessend, nicht, ob er ihr Rettung zu verkündigen habe; ihre erste Frage ist nach ihrer Mutter, nach ihrem Bruder, nach ihrem Verlobten, ja selbst nach denjenigen Helden, die ihr ferner stehen, die aber ihres Vaters Freunde waren. Und wie die Liebe sie in ihrem Unglücke aufrecht erhalten, ihr Kraft zum Ertragen und Dulden gegeben, so leitet auch die Liebe ihre Handlungen, als sie in die Heimath zurückgekehrt, des höchsten Glückes theilhaftig wird, ihre Mutter wiederfindet und mit dem treu Geliebten endlich auf immer vereinigt werden soll. Daher will sie nicht bloß, daß Hartmuth aus der Gefangenschaft entlassen, daß ihre Freundin Ortrun mit dem Bruder verlobt, die treue Hildburg durch die Hand eines Königs belohnt werde, sie will auch, daß ihr eigenes Glück die bisher feindlichen Völker umfasse, daß ein fester Friede die wilden Kämpfe auf immer beendige, die so viel Blut gekostet, so viele Unglückliche gemacht hatten. So hat uns der Dichter in Gudrun ein Bild der schönsten und edelsten Weiblichkeit geschaffen, das, wenn auch bis zur Vollkommenheit idealisirt, dennoch mit dem Gepräge der treuesten Wahrheit gestempelt ist, da Gudrun, obgleich an innerer Würde und Hoheit alle ihre Umgebungen weit überragend, in ihrer äußern Erscheinung niemals weder ihre Zeit, noch ihr Volk verläugnet.

Wir haben gesagt, daß sich in dem Charakter der Gudrun die Idee verkörpere, welche das ganze Gedicht beseelt; wie aus den eben gegebenen Andeutungen hervorgeht, ist dies aber die Idee der unwandelbaren Treue in der Liebe, wie in dem Nibelungenliede; aber während dieses mit dem ahnungsvollen Spruche beginnt, daß auf Liebe Leid

*) Auch in andern Gedichten, im Ortnit, im Hugdietrich finden wir, daß Heidenkönige ihre Töchter aus übergroßer Liebe nicht wollen heirathen lassen, aber diese Liebe trägt bei ihnen einen ganz andern Charakter: es ist nicht, wie bei Hagen, die selbst in ihrer Ausartung noch edle Liebe des Vaters zu seinem Kinde, von dem er sich nicht trennen will; jene Heidenkönige wollen ihre schönen Töchter keinem andern Manne gönnen, weil sie selbst von blutschänderischer Liebe zu ihnen erfüllt sind.

folge, und dieser Gedanke zur entsetzlichen Wahrheit wird, entwickelt sich in der Gudrun der vollste Gegensatz: sie bringt zur lebendigen Anschauung, daß treue Liebe nicht bloß ihre endliche Belohnung findet, sondern daß sie auch Alles beseligt, was in ihre Nähe kommt.

Wie die Gudrun bei aller Aehnlichkeit der zu Grunde liegenden Idee im vollsten Gegensatz zum Nibelungenliede steht, so auch zu andern aus der Volkssage hervorgegangenen Dichtungen, nämlich zu König Rother, Ortnit u. a., obgleich in andrer Weise und mehr in der äußeren Haltung, indem hier die Jungfrauen, um welche die Helden werben (Hilde und Gudrun) den Mittelpunkt der Handlung bilden, während es in jenen Gedichten die Helden sind, um welche sich die Begebenheiten bewegen. Daher legt die Gudrun auch größeres Gewicht auf die Frauen und ihre Darstellung, daher tritt in ihr das häusliche Leben lebendiger hervor und man konnte sie gerade wegen des letzteren Umstandes mit der Odyssee zusammenstellen, deren höhere Bedeutung nicht bloß in den Irrfahrten des Helden, sondern vor Allem in der Darstellung des häuslichen Lebens zu suchen ist.

Es ist schon angedeutet worden, daß sich in der Gudrun der Einfluß der Zeit weitaus mehr bemerklich macht, als im Nibelungenliede; wir müssen dies noch in gedrängten Zügen begründen. Dieser Einfluß zeigt sich zunächst darin, daß in der Gudrun nicht bloß das kirchliche Element in ganz äußerlicher Weise aufgenommen worden ist, wie wir es beim Nibelungenliede wahrgenommen haben, sondern daß sich in ihr entschiedene christliche Gesinnung ausspricht, welche unverkennbar das Gepräge des ritterlichen Mittelalters trägt. Noch blicken zwar heidnische Ansichten durch, aber sie erscheinen schon mit dem christlichen Glauben, wenn auch nicht verschmolzen, doch in gewisser Weise vereinigt. Am lebendigsten werden wir an christliches Leben durch die öfters wiederkehrenden Anspielungen auf Pilgerfahrten und Kreuzzüge erinnert. Ganz im Sinne der Zeit ist es, daß selbst der wilde Wate den unglücklichen Ausgang der Schlacht auf dem Wülpensande dem Umstande zuschreibt, daß er die Schiffe, auf denen er mit Hetteln dem Heer der Normannen nachgezogen war, Pilgrimen weggenommen hatte; und aus demselben Grunde läßt die Königin Hilde diesen Alles ersetzen, was ihnen gewaltthätig entrissen worden war. So ist christliche Ansicht in die Gemüther gedrungen; nur zeigt sie sich mehr oder weniger entschieden, je nach der Eigenthümlichkeit der Personen; während sie bei Waten noch ganz an der Oberfläche haftet, ist sie mit Gudrun so verwachsen, daß sie als ein leuchtendes Muster christlicher Demuth und Gottesergebung erscheint.

Der Einfluß der Zeit gibt sich ferner darin kund, daß der Geist des Ritterthums so weit durchgedrungen ist, als es die höhere Auffassung der Begebenheiten irgend zuließ. Zwar sind die Gestalten nicht, wie bei den höfischen Gedichten, ihrer Zeit entrückt, sie tragen das Gepräge ihres Volkes und ihrer Zeit, aber sie sind doch schon, weit mehr als in den Nibelungen, der höfisch-ritterlichen Bildung theilhaftig, die sich nicht bloß in dem Glanz der Hoffeste und der Turniere, sondern ganz besonders in den Beziehungen zu den Frauen zeigt, welche schon ganz im Sinne ritterlicher Galanterie dargestellt sind. Und eben darin zeigt sich auch der Einfluß der höfischen Poesie, den wir schon oben (S. 526) wahrzunehmen Gelegenheit hatten; er zeigt sich außerdem in der gewandten und mannigfaltigen Darstellung, in der Wahl der Ausdrücke, welche oft aus höfischen Dichtern entlehnt zu sein scheinen, so wie endlich in der eigenthümlichen Behandlung der Heldenstrophe, die dem an höfische Glätte gewöhnten Dichter zu ernst und streng scheinen mochte, weshalb er der zweiten Hälfte weibliche (klingende) Reime und der letzten Halbzeile fünf Hebungen gab, wodurch der Charakter der Strophe aber nur zu weichlich und ihr schönes Ebenmaß gestört wird. Aus demselben Bestreben nach größerer Weichheit ist wohl auch zu erklären, daß der Dichter sich weit öfters des Binnenreims bedient, als das Nibelungenlied *). Es ließen sich sogar manche Punkte bezeichnen, in welchen der Dichter der Gudrun einzelne höfische Dichter benutzt haben mag; doch ist das Nibelungenlied vor Allem sein Vorbild gewesen, wie sich aus einer großen Anzahl von Wendungen nachweisen läßt, die diesem entnommen oder nachgeahmt sind. Auch war der Verfasser der Gudrun gewiß kein höfischer Dichter; ein solcher hätte dem Werke nicht bloß eine ritterlich-höfische Färbung gegeben, er hätte die Natur des Stoffs geradezu vernichtet, und uns an der Stelle der ächt deutschen Helden- und Frauengestalten brittisch-französische Ritter geschildert, an der Stelle der rein menschlichen Liebe höfische Empfindsamkeit gegeben. Daß der Dichter der Gudrun aber ein fahrender Volkssänger war, geht schon aus dem Umstande hervor, daß er am Schlusse des Gedichts der Fahrenden wohlgefällige Erwähnung thut und von den reichen Gaben ausführlich berichtet, welche ihnen von den Helden und Frauen gespendet wurden, woraus die Absicht klar genug hervorgeht, die Zuhörer zu ähnlicher Freigebigkeit für den Sänger des Gedichts aufzufordern. Der Name desselben ist unbekannt geblieben, da er wie die übrigen Volkssänger, sich nicht nennt, wie sie denn überhaupt ihre Gedichte, deren Stoff sie aus der lebendigen Volkssage mit Benutzung älterer Lieder entnahmen, nur als einfache Reproduction dieser Sage angesehen wissen wollten, bei welcher es ihnen vorzüglich darauf ankam, den belebenden Geist der alten Sagen und Lieder zu bewahren. Dagegen läßt sich die Zeit seiner Blüthe, so wie seine Heimath mit einiger Gewißheit bestimmen. Da man aus manchen Andeutungen die Bekanntschaft des Dichters mit Wolfram, Gottfried und Wirnt voraussetzen kann, so muß er später als diese gelebt haben und er wird daher in das zweite Viertel des dreizehnten Jahrhunderts zu setzen sein. Was seine Heimat betrifft, so könnte die Wahl des nordischen Stoffs auf Niederdeutschland hinweisen; doch spricht die ganz oberdeutsche Sprache und die Abwesenheit aller niederdeutschen Sprachformen dagegen. Daß aber der Dichter aus den höhern Ge-

*) Man hat in diesen Mittelreimen ein Kennzeichen unächter Strophen erkennen wollen, aber gewiß mit Unrecht, da dieselben vorzugsweise in den Strophen erscheinen, welche entweder lyrischer Natur sind, oder wegen ihres bedeutsamen Inhalts hervorgehoben werden sollen. Statt sie zu verwerfen, muß man vielmehr das lebendige Gefühl des Dichters bewundern, welcher durch ein so einfaches Mittel, ohne das Wesen der Form zu vernichten, sie mit dem besondern Gedanken in schönen Einklang zu bringen und ihr zudem dadurch einen neuen, eigenthümlichen Reiz zu geben verstand.

(Strophe 372–379.)

birgsgegenden des südlichen Deutschlands stammte, aus der Schweiz, Tyrol oder Stevermark, möchte aus einer Stelle geschlossen werden dürfen, in welcher er die dichten Schüsse der Kämpfenden mit dem von den Alpen herabgewehten Schnee vergleicht *), denn in einem solchen Gleichnisse mitten unter Schilderungen aus dem Seeleben liegt die Gewähr, daß der Dichter die ihm zum Grunde liegenden Verhältnisse selbst erlebt haben müsse.

1. Âventiure, wie suoze Hôrant sanc**).

(Strophe 372–379).

Dô kom an einem âbende, daz in sô gelanc,
daz von Tenemarke der küene degen sanc
mit sô hêrlicher stimme, daz ez wol gevallen
muose al den liuten: dâ von gesweic der vogeline schallen.

*Daz hôrt der künic gerne und alle sîne man;
dâ von von Tenen Hôrant der freude vil gewan;
ouch hete ez wol gehœret diu alte küniginne:
ez erschal ir durch das fenster, dâ si was gesezzen an der zinnen.

*Dô sprach diu schœne Hilde: „Waz hân ich vernomen?
Diu aller beste wîse ist in mîn ôren komen,
die ich ze dirre werlte von iemen hân erfunden:
daz wolte Got von himele, daz si mîne kameræere kunden!"

*Si hiez ir gewinnen den, der sô schône sanc;
dô si sach den recken, si saget ims grôzen danc,
daz ir der âbent wære mit freuden hin gegangen:
von frouwen Hilden wîben wart der helt wol enphangen.

*Dô sprach diu küniginne: „Ir sult uns hœren lân
die wîse, die ich hînte von iu vernomen hân:
daz gebet mir zeiner gâbe ze allen âbunden,
daz ich iuch hœre singen, sô wirt iuwer lôn wol erfunden."

*„Frouwe, ob irs geruochet, welt ir mirs sagen danc,
ich singe iu zallen zîten alsô guotez sanc,
swer ez rehte erhœret, daz im sîn leit verswindet,
unt minnert gar sîn sorgen, der mîn süeze wîse rehte ervindet."

*Er sprach, er diente ir gerne, dâ mite schiet er dan.
Sin singen alsô grôzez lôn ze Îrlande gwan,
daz man im nie dâ heime gelônete alsô verre:
also dienete Hetteln ûz Tenemarke der herre.

*Dô sich diu naht verendete und ez begunde tagen,
Hôrant begunde singen, daz dâ bî in den hagen
geswigen alle vogele von sînem süezen sange:
die liute, die dâ sliefen, die lâgen dô niht lange.

(Strophe 380–391.)

*Sin lût erklang im sehône, ie hôher und ie baz;
Hagene ez selbe hôrte, bî sinem wîbe er saz:
ûz der kemenâten muosteus an die zinnen.
Der gast wart wol berâten: ez hôrtez diu junge küniginne.*

Des wilden Hagenen tohter und ouch ir magedîn,
die sâzen unde loseten, daz diu vogelîn
vergâzen ir dœne ûf dem hove frône;
wol hôrten ouch die helde, daz der von Tenen sanc alsô schône.

Dô wart im gedanket von wîben unt von man.
Dô sprach von Tenen Fruote: „Mîn neve möhtes lân,
sîn ungefüege dœne, die ich in hœre singen:
wem mag et er ze dienste als ungevüege tagewîse bringen?"

Dô sprâchen Hagenen helde: „Hêrre, lât vernemen:
niemen lebet sô siecher, im möhte wol gezemen
hœren sîne stimme, diu gêt ûz sînem munde."
„Daz wolte Got von himele," sprach der künic, „daz ich sî selbe kunde!"

Dô er die drî dœne sunder vol gesanc,
alle, die ez hœrten, dûhte ez niht sô lanc,
sî hætenz wærlichen niht einer hende wîle,
obe er solte singen, daz einer möhte rîten tûsent mîle.

*Dô er nû hete gesungen und er von sedele gie,
diu junge küniginne frœlicher nie
wider morgen wart gekleidet in liehtem ir gewande,
diu junge maget edele, nâch ir vater Hagenen si dô sande.

*Der herre gie balde, da er die maget vant
in trûriclicher wîse: dô was der magede hant
an ir vater kinne; si bat in vil sêre,
si sprach: „Liebez veterlîn, heiz in singen mêre!"

*Er sprach: „Liebiu tohter, ze âbende stunt
wolte er dir singen, ich gæbe im tûsent pfunt:
nû sint sô hôchvertic die geste mîne,
daz uns hie ze hove niht wol erklingen die dœne sîne."

*Swaz si gebiten kunde, der künic dannen gie.
Des vleiz sich aber der wîse Hôrant, daz er nie
gesanc sô ritterlîche: die siechen zen gesunden
sich niht mit ir sinnen wol dannen gescheiden kunden.

*Diu tier in dem walde ir weide liezen stên;
die würme, die dâ solten in dem grase gên,
die vische, die dâ solten in dem wâge vliezen,
die liezen ir geverte: jâ kunde er sîner vuoge wol geniezen.

*Swaz er dâ singen mohte, daz dûhte niemen lanc;
sin unmâre in kœren dâ von der phaffe sanc;
die klocken niht klungen sô wol alsam ouch ê:
allez, daz in hôrte, dem was nâch Hôrande wê.*

Dô bat in ir gewinnen daz schœne magedîn
âne ir vater wizzen, vil tougen soltez sîn,

*) Nâch winden von den alben sach man snê nie gân sô dicke, alse dræten die schüzze von den henden.

**) Die unbezeichneten Strophen bilden nach Ettmüller die ächten Bestandtheile der alten Lieder; die mit * bezeichneten sind nach demselben spätere Zusätze; * am Ende einer Zeile bezeichnet das Ende des Zusatzes.

(Strophe 391—398.)

noch daz ir muoter Hilden niemen sagtez mære,
*daz er alsô tougenlîche in ir kemenâten wære.

*Ein gefüeger kamerære, der erarnete den solt:
daz si im gap ze miete, daz was rôt golt,
lieht unde tiure, zwelf bouge swære*,
daz der sanges meister zâbende in ir kemenâten wære.

*Er warp ez tougenlîchen; ja freute sich der man,
daz er sô gnoten willen dâ ze hove gewan:
er was von fremden landen gevaru nâch ir minne,
durch die sîne fuoge truoc sî ime wol holde siune.

*Sî hiez ir kameræere vor dem hûse stân,
daz nieman solte nâch im dar în gân,
unz sî wol gehôrte dic wîse, die er sunge:
dô was manne niemen, wan er unde Môrunc der junge.*

Den helt bat si sitzen; „Ir sult mich hœren lân,"
sprach diu maget edele, „daz ich ê vernomen hân;
des lüstet mich vil sêre, wande iuwer stimme,
diu ist vor aller freude, ob aller kurzwîle gar ein gimme."

Er sprach: „Getörst ih iu singen, vil schœnez magedîn,
daz mir dar umbe ennæme niht daz houbet mîn
iur vater, der künic Hagene, mir solte niht versmâhen,
swâ ich iu möhte dienen, wært ir mînes herren lande nâhen."

*Dô huop er ein wîse, diu was von Amilê;
die gelernte cristen mensche sît, noch ê,
wan daz er sî hôrte ûf dem wilden fluote:
dâ mit dienete Hôrant ze hove, der snelle degen guote.*

Do er die sûezen wîse ze hove vol gesanc,
dô sprach diu maget schœne: „Friunt, dû habe danc!
Sî gap im ab ir hende, niht goldes was sô guotes;
sî sprach: „Ich lône iu gerne: des bin ich iu vil williges muotes."

2. Âventiure, wie Hettel nâch sîner tohter kam ûf den Wülpensant.

(Strophe 847—849.)

Nû was künic Ludewîc unde ouch Hartmuot
mit ir landes volke bî des meres fluot
beliben durch ir ruowe ûf den wilden griezen:
swie vil sî liute hæten, des mohten sî doch lützel geniezen.

Ez was ein wert vil breiter, unt hiez der Wülpensant;
dâ heten die von Normanîe, ûz Ludewîges lant,
baz gemach gefüeget ir rossen und in selben;
des sich ir schade muose nâch ir gmache grimmeclîche melden.

*Die vil edele gîsel von Hegelinge lant,
die hete man gewîset ûf den wilden sant;

(Strophe 849—857.)

die mâze unt sì dâ mohten unde kundeu gebaren,
die minneclîchen meide sach man bî deu vînden, trûric sî wâren.

*Diu fiur man allenthalben bî dem sande sach;
die von verren landen schuofen in gemach,
sî wânden dâ belîben (daz kam in allen ze sêre)
mit deu schœnen wîben ze siben nahten oder mêre.

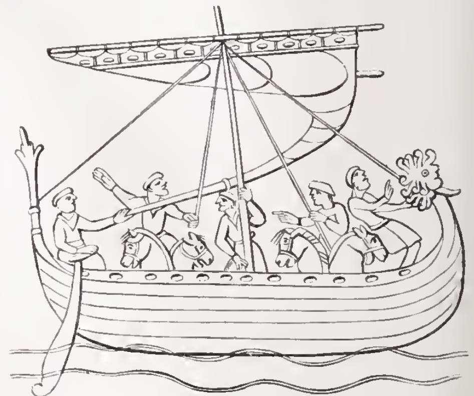
*Dô dise recken lâgen an einer wilden habe,
Hartmuot mit sîuen mâgen muoste lâzen abe
des gedingen, den sî hâten, daz si solten dâ belîben
an ir gemache ze siben tagen mit den vil schœnen wîben.

*Ez was von Matelâne sô verre von in dan
Gûdrûn, diu wol getâne, daz Ludewîges man
heten an ir gemache deheiner slahte gedingen,
daz ez Wâte unt sîne friunde in ze schaden ie möhten bringen.*

Dô sach der marnære ûf den ünden wagen
schif mit rîchen segelen; daz hiez erm künige sagen.
Dô daz gesach her Hartmuot unde ouch aldie sîne
(in den segelen wâren kriuze), si jâhen, daz ez wæren pilgerîne.

*Schiere sâhen si vliezen drî kiele guot
unt niun kochen rîche, die truogen ûf der fluot
mangen, derz criuze selten truoc durch die Gotes êre:
des muosten sît engelten die helden ûz Normanîe sêre.*

Si kâmen in sô nâhen, daz man die helme sach
ab den schiffen schineu: sich huop dô ungemach,
schade unde sêre Ludwîges und der sîne;
er sprach: „Wol ûf, Hartmuot, hie koment die grimmen widerwarte dîne!"



*Si gahten zuo dem lande, daz man wol vernam
diu ruoder an den handen krachen manegem man;
die ûf dem stade wâren, die alten zuo den jungen,
die enwesten, wie gebâren, wan daz sî werlîche dar sprungen.*

Ludewîc unde Hartmuot truogen schilt enhant;
si wæren ê vil sanfter komen in ir lant,
wan daz sî ir ruowe trouc ein teil ze sêre:
si versâhen sich zir vînden: Hettel, der enhâte der mâge mêre.

(Strophe 858—869.)

Lûte ruoft dô Ludewîc an alsîne man
(ez was gar ein kintspil, swes er ie began):
„Nu muoz ich allerêrste mit guoten helden strîten;
ich geriche in iemer, der ir tar under mînem
vânen erbîten.“

Hartmuotes zeichen truoc man ûf den sant;
diu schif sô nâhen wâren, daz sî sî mit der hant,
mit scheften mohten langen bî in an dem grieze:
ich wæne, daz her Wâte der alte sînen schilt
nie müezic lieze.

Man vant ein sperwehsel; diu wîle, diu was
lanc,
ê sî daz lant gewunnen; der alte Wâte spranc
zuo den vînden sêre; sî wâren im sô nâhen,
er was sô grimmes muotes, daz sî sînen willen
wol gesâhen.

*Sô rehte grimmeclîche man werte nie ein lant;
die von Hegelingen drungen ûf den sant
mit spern unde mit swerten striten sî alsô sêre:
einander sî dô werten, daz sî des koufes sît niht
gerten mêre.

*Sî wâren allenthalben an daz stat gestân:
nâch winden von den alben sach man snê nie gân
sô dicke, alse dræten die schüzze von den henden;
ob siz nû gerne tæten, sô möhte den schaden
niemen wol erwenden.*

Ludwîc von Normanie, der lief Wâten an,
mit einem sper vil scharfen schôz er ûf den man,
daz diu stücke sprungen hôhe in die winde:
Ludewîc, der was küene; dô kam ouch daz
Wâten ingesinde.

*Wâte Ludewîgen durch den helm sluoc,
daz des swertes ecke ûf daz houbet truoc:
Ioch hete er under der brünne von vil guten sîden
von Albelie an hemede; anders müeste er nû
daz ende lîden.

*Ludewîc im vil kûme mit sînem lîbe enbrast;
die stat muoste er rûmen, ez was ein übel gast
Wâte, dâ er solte bî vînden sic erwerben:
man sach von sîner hende manigen guoten recken
dâ sterben.*

Hartmuot unde Îrolt zuo einander spranc;
ir ietweders wâfen ûf dem helme erklanc,
daz man ez mohte hœren durch die schar verre:
Îrolt was vil biderbe, küene was ouch Hartmuot
der herre.

Herwîc von Sêwen, ein mærer helt guot,
der enmohte vollangen: jâ spranc er in die fluot;
er stuont unz an die üehsen tiefe in einer ünde.
Herter frouwen dienest wart dem fürsten Her-
wîge künde.

Disen recken guoten wolten in der fluot
ertrenken sîne vînde; manigen schaft vil guot
sach man ûf im zerbrechen; im was gâch zem
sande
nâch sînen vînden: dô wart gerochen maniges
recken ande.

*Als siz stade erwurben, man sach des mers
fluot
von den, die dâ sturben gevar, als daz bluot,

(Strophe 869—880.)

bî in allenthalben in rôter varwe vliezen
sô wîte, daz ez niemen möhte wol mit eime
sper überschiezen.

Grôzer arbeiten wart nie helden kunt;
ez wart nie helt als maniger gedrücket an den
grunt;
ein lant sî möhten erben, die âne wunden sturben;
die in dâ schaden tâten, ich wæne, si allenthal-
ben dâ verdurben.

*Nâch sînem lieben kinde Hettel der kuone streit,
er unt sîn gesinde schaden unde leit
tâten allenthalben den fremden zuo den kunden;
des wart vil maniger veige ûf dem Wülpensande
funden.*

Die von Normanîe unt von Hegelinge lant,
mit ungefüegem dienste urborte sich ir hant;
man sach die Tene küene sô hêrlîchen strîten:
swer genesen wolte, der endorfte ir niemer dâ
erbîten.

*Ortwîn unde Môrunc, die bûweten daz lant
alsô nâch grôzen êren, daz man ir wênc dâ vant,
die baz gefüegen kunden schaden mit ir ellen:
sî sluogen vil der wunden, die zwêne helden
unde ir hergesellen.

*Die vil stolzen Môren, als ich hân vernomen,
die wâren von ir schiffe zuo ir vînden komen;
der wânde dâ Hettel in sorgen wol geniezen:
sî wâren helde küene; man sach daz bluot durch
die vesten helmen vliezen.

*Ir voget, den sî hâten, wie möhte der küener
sîn?
Des tages frumte er sweizic maneger brünne schîn;
er was in starken stürmen ein mærer helt vil guote:
wie kundens wesen küener der alte Wâte und
ouch von Tenen Fruote?*

Diu sper verschozzen wâren dort unde hie:
Ortwîn mit sînen gesellen frœlîchen gie;
des wart vil helme des tages von in verhouwen:
grimme weinte Gûdrûn; alsô tâten ouch bî ir
ander frouwen.

*Der herte strît, der werte des selben tages
lanc,
daz volc an einander gerte, grôz was der gedranc:
dô muoste snellen helden sêre misselingen,
dô Hetteleu friunde wolten sîner tohter wider
bringen.*

Der âbent seic ie nâher; dâ von der künic
gewan
schaden deste mêre, die Ludewîges man
tâten, swaz sî solten; sîn westen war entrinnen;
sî sluogen wunden wîte: alsô werten sî die
küniginne.

*Diz werte in grôzen sorgen, unz inz diu
naht benam;
fruo von eime morgen sî tâten âne scham
allez, daz sî kunden, die alten zuo den jungen,
ê daz künic Hettel kæme ze den von Normanîe
gedrungen.*

Hettel unde Ludewîc, die truogen hôch enhant
ir vil scharpfiu wâfen; ir ietweder vant

(Strophe 880–890.)

mit kreften an einander rehte, wer er wære:
Ludewîc sluoc dô Hetteln: des wurden dô herzenleidiu mære.

*Dô von Matelâne der wirt wart erslagen,
daz gefriesch diu wol getâne; jâ hôrte man dâ klagen
die schœnen Gûdrûnen und ouch alle ir meide:
ez wart gescheiden kûme, den liuten wart beidenthalben leide.

*Dô Wâte, der vil grimme, gefriesch des küniges tôt,
er begunde limmen, sam ein swîn; abentrôt
sach man an helmen schînen von sînen slegen swinden,
von ime und alden sînen: die muoste man vil zornige vinden.

*Swaz tæten die helden guote, waz mohte helfen daz?
Von dem heizen bluote der wert wart vil naz:
des frides sî niht gerten, die von Hegelingen:
ûf dem Wülpenwerde woltens Gûdrûn gerne wider bringen.

*Die von Wâleis und den Stürmen râchen des küniges tôt;
die von Tenemarke wâren in der nôt
bî den Hegelingen unt bî den von Nortlanden:
den vil zieren helden brâsten guotiu wâfen an den handen.*

Sînen vater wolte rechen der küene Ortwîn;
dô kom ouch dar Hôrant und die helde sîn.
Der tac was verendet, nahten ez begunde:
dô wart alrêrst verhouwen von den helden manic vil tiefiu wunde.

*Einer von Tenemarke ze Hôrande spranc;
sîn swert im harte lûte an der hende erklanc:
er wânde, er wære der vînde; dô frumte im an den stunden
Hôrant, der degen küene sluog im eine tiefe wunden.

*Dô er den neven sînen het ze tôde erslagen,
den vanen hiez er schiere nâch sînem vanen tragen;
dô erkande er bî der stimme, den er dâ het verschrôten
mit sînen starken ellen: Hôrant klagete dô den tôten.*

Lûte ruofte Herwîc: „Hie wirt mort getân!
Sît daz wir niht lenger des tages mügen hân,
wir slahen alle einander, die fremden zuo den kunden:
swiez wert unz an den morgen, hie wirt niht der dritte lebendic funden.

*Swâ man Wâten den küenen in stürmen ie vernam,
niemen zuo im drunge in der nôt gezam;
sîn ungefüegez zürnen niemen bî im dolte,
er brâhte ir vil manigen dâ hin, dâ er immer wesen solte.

*Ouch möhten siz wol scheiden, unz es wurde tac;
ir volc dâ beidenthalben mit verchwunden lac

(Strophe 890–901.)

erslagen von den fremden; in gebrast des mânschînen;
der tac, der was zerrgangen: des vlôs den sie der gast mit alden sînen.*

Die grimmen müelîchen geliezen dô den strît;
mit vil müeden handen schieden sî sich sît;
si belîben bî einander dannoch alsô nâhen,
swa diu vinwer brunnen, daz si ir helme und ouch ir schilde sâhen.

*Ludewic unde Hartmuot ûz Normandîn
giengen sundersprâchen; daz gesinde sîn
liez der künic hœren, wes er belîben solte
bî Wâten, dem vil küenen, wan der gerne sterben wolte.*

Ludewîc riet in listen: „Nu leget iuch ze tâl,
iur houbet ûf die schilde, und habet grôzen schal;
sô müegen niht wænen die von Hegelingen,
ob ichz kan gefüegen, daz ich iuch von hinnen künne bringen.“

*Dô volgete Ludewîge mâge unde man:
trumben unde pusûnen lûte man vernam,
sam daz lant dâ wære gewalteclîche ir eigen;
sîne starke liste begunde Ludewîc dô zeigen.*

Man hôrte dâ allenthalben gebraht unde wuof:
do verbôt man den kinden den weinenden ruof,
die des niht wolten lâzen, daz man die alle ertraucte,
swelhe man dâ gehôrte, daz man die in die ünde sancte.

*Swaz si gehaben mohten, daz wart in ûf getragen.
Sî liezen dâ die tôten, die in wâren erslagen;
iu gebrast vil friunde, daz was in vil swære:
des liezen sî ir kochen dâ belîben vil manigen lære.*

Mit alsô grôzen listen kômens ûf den sê,
die von Normanîe; den frouwen, den was wê,
daz sî verswîgen muosten daz varn von ir mâgen:
des westen niht die helde, die noch ûf dem Wülpenwerde lâgen.

Ê in der tac bekæme, dô wârens ûf den wegen;
die von Tenemarke strîtes wânden phlegen;
Wâte hiez lûte sîn herhorn erschellen:
dô wolte er zuo in gâhen, die er mit tiefen wunden wolte vellen.

Ze rosse und ouch ze fuoze von Hegelinge lant
daz volc sach man allez sîgen über sant
nâch den von Normanîe, Ludewîge unt sînen mannen,
mit den sî wolten strîten: dô wâren sî gevarn verre dannen.

*Diu schif sî funden lære, geströuwet ir gewaut;
daz sach man allez ligende ûf dem Wülpensant;
der herrenlôsen wâfen wart dâ vil funden;
sî heten daz verslâfen, daz si in nimmer geschaden kunden.

*Dô man daz Wâten sagete, des gieng in michel nôt,
wie angestlîche er klagete des künic Hetteln tôt,
daz erz niht hete errochen an Ludewîges lîbe!
Vil helme lac zerbrochen: daz klagete dâ heime vil der schœnen wîbe.

(Strophe 902–912.)

* Wie rehte jæmerlîchen mit zornigem muot
Ortwîn dô klagete die sînen recken guot!
Er sprach: „Wol ûf ir helde, ob wir si mügen ergâhen,
ê daz sî rûmen die selde: jâ sint sî noch dem stade nâhen.“ *

Des wolte in gerne volgen Wâte, der alte man;
Fruote bî dem lufte kiesen dô began;
er sprach zuo den recken: „Waz hilfet, ob man île?
Merket nu vil ebene, sî sint von hinnen wol drîzic mîle.

* Ouch mügen wir der liute die stat niht gehân,
daz in iht schaden werde von unsert vart getân:
nû lât iu mîne lêre,“ sprach Fruote, „niht versmâhen.
Waz welt ir der rede mêre? Jâ müget ir sî nimmer wol ergâhen. *

Nû heizet die wunden zuo den schiffen tragen,
unt suochet ouch die tôten, die uns sint erslagen,
unt heizet die bevilhen ûf den wilden griezen;
sî hânt hie vil der friunde: war umbe solten sî des niht geniezen?

* Sî stuonden alle gemeine mit windender hant,
ob in wan eine der schaden wurde erkant,
daz sî verlorn hæten die junge küniginne:
waz mære sî nu möhten frouwen Hilden wider bringen.

* Dô sprach der küene Môrunc: „Unt wurde ir nû niht mêr,
wan daz wir liten selbe leit unde herzensêr!
Wir dienen swache gâbe, so wir ir bringen diu mære,
daz Hettel lît erstorben: noch sanfter ich von frouwen Hilden wære.“

* Dô suohte man die tôten über alden sant:
die dâ wâren cristen, swaz man der dâ vant,
die hiez der helt von den Stürmen zuo einander bringen:
wie sî belîben solten, des ahten sî mit den jungelingen.

* Dô riet der degen Ortwîn: „Dâ suln wir sî begraben;
daz suln wir ahten danne, daz si urkünde haben
mit eime rîchen clôster immer nâch ir ende,
und daz ein teil guotes iegelîchez künne dar sende.“

* „Daz hâstu wol gerâten!“ sprach der von Sturmlant.
„Jâ man sol verkoufen ir ros unde ir gewant,
die dâ ligent tôte, daz man der armen diete
nâch ir lîbes ende von ir guote disen frumen biete.“ *

Dô sprach Îrolt: „Man sol ouch die begraben,
die uns den schaden tâten; od sol man sî die raben
und die wilden wölve ûf dem werde lâzen niezen?“
Dô rieten daz die wîsen, daz si ir einen niht ligen liezen.

Dô si dô müezic wurden nâch ir man ger nôt,
den künic sî begruoben und die den werden tôt

(Strophe 912–918.)

durch friunde liebe hâten guomen ûf dem sande
swie si geheizen wâren: sam tet man in dâ von ieglîchem lande.

* Die Môren man besunder ir iegelîchen vant;
alsô tet man dâ den degenen von Hegelinge lant,
und den von Normanîe; man muoste ir stat bescheiden:
die legte man besunder; si wâren beide, cristen unde heiden.

* Vil unmüezic sî wâren unz an den sehsten tac:
sî heten niht der wîle, daz gesinde nie gelac,
wil si ze Gotes hulden die von Hegelingen
von ir grôzen schulden unt von ir missetæte möhten bringen.

* Lesen unde singen man hôrte sô vil dâ,
daz man bî sturmtôten ninder anderswâ
Gote sô schône dienete in deheinem lande:
sît lie man bî den veigen vil der pfaffen ûf dem sande.

* Ouch muosen dâ belîben, die ir solten phlegen:
dô hiez man an schrîben, des in dâ wart gegeben,
wol driu hundert huobe: ez wurden spitalære:
diu mære erschullen verre, wie daz clôster dâ gestiftet wære.

* Alle die ir mâge heten dâ verlân,
die gâben dâ ir stiure, wîp unde man,
durch der sêle willen, der lîchamen sî begruoben:
sît wart ez alsô rîche, daz dar dienten wol driu hundert huobe. *

Nû ruoche si Got begnâden, die dâ sint gelegen,
und die andern in dem lande! Nu fuoren afterwegen,
die noch gesunt wâren ûf dem Wülpensande:
die kômen nâch ir sorgen iegelîcher heim zir herren lande.

3. Âventiure, wie Ortwîn unde Herwic dar kômen.

(Strophe 1205–1209.)

Nâch ir gwonheite giengens ûf den sant;
sî stuonden unde wuoschen aber daz gewant,
daz si getragen hæten nider zuo den griezen:
ir hôhes gedingen mohten sî vil übele nû geniezen.

* Si tâten harte dicke für sich ûf der fluot
senelîche blicke, wâ die boten guot
zuo in komen solten, die von ir lande
diu vil rîche künigîn dem edelen ingesinde dar sande. *

Dô si gewarten lange, dô sâhens ûf dem sê
zwêne in einer barken und ander niemen mê;
dô sprach frouwe Hiltburc ze Gûdrûn der rîchen:
„Dort sihe ich fliezen zwêne, die mügen dînen boten wol gelîchen.“

* Dô sprach diu jâmers rîche: „Owê 'ch vil armiu meit!
Mir ist jæmerlîche, liep unde leit.
Sint ez boten, die Hilden, suln mich die sus hie vinden
waschen ûf dem grieze, daz laster kunde ich nimmer überwinden! *

Ich vil Gotes armiu, jan weiz ich, waz ich tuo!
Trût gespil Hildeburc, râte mir dar zuo:

(Strophe 1209—1220.)

sol ich von hinnen wîchen, od lâzen mich hie vinden
in disen grôzen schanden? ê wolte ich iemer heizen ingesinde!“

*Dô sprach frouwe Hildeburc: „Ir sehet wol, wie ez stât:
ir sult an mich niht lâzen alsô hôhen rât.
Ich leiste mit iu gerne allez, daz ir tuot,
ich wil bî iu beliben unt lîden beidiu, übel unde guot.“ *

Dô kêrten sî sich umbe unt giengen beide dân;
dô wâren ouch sô nâhen dise zwêne man,
daz sî die schœnen bî dem stade sâhen:
sî wurden des wol innen, daz sî wolden von den kleidern gâhen.

Sî sprungen ûz der barken unt ruoften in hin nâch:
„Ir schœnen wescherinne, war ist iu sô gach?
Wir sîn fremde liute, daz müget ir an uns kiesen:
scheidet ir von hinnen, sô müget ir die vil rîchen sabene vliesen.“

Sî tâten deme gelîche, sam sis niht heten vernomen;
doch was in diu stimme wol zen ôren komen:
Herwîc der herre sprach ein teil ze lûte,
er wiste niht der mære, daz er sô nâhen stuont sînem trûte.

Dô sprach der voge von Sêwen: „Ir minneclîchen kint,
ir sult uns lâzen hœren, wes disiu kleider sint;
wir biten iuch valsches âne: allen meiden tuot ez zêren,
ir minneclichen frouwen, jâ sult ir wider zuo dem stade kêren.“

*Dô sprach diu frouwe Gûdrûn: „Sô dûhte ich mich geschaut,
sît ich ein maget heize, und ir mich habt gemaut
durch ander magede êre, des müezet ir nû geniezen
(sprach diu frouwe hêre), des müezent mîniu ougen nû riezen.“ *

Sî giengen in ir hemeden, diu wâren beidiu naz:
den vil edelen frouwen was ê gewesen baz.
* Dô bibente von dem froste daz arme ingesinde:
sî wâren in swacher koste: jâ wâren die kalten merzischen winde.

*Ez was in den zîten, dô der winter sich zerlie,
und daz in widerstrîte die vogele wolten hie
singen aber ir wîse nâch des merzen stunden;
in snêwe und ouch in îse wurden die vil armen weisen funden.

*Mit ir strûbendem hâre sâhen sî sî gân:
swie in diu houbet wâren beiden wol getân, *
ir vahs, daz was zerfüeret von merzischen winden:
ez regente od ez snîwete, wê was den vil ellenden kinden.

*Der sê allenthalben mit dem îse flôz,
daz hete sich zerlâzen: ir sorge, diu was grôz,
in schein durch diu hemede wîz, alsam der snê,
ir lîp der minneclîche; in tet diu unkunde wê. *

Herwîc der edele in guoten morgen bôt,
den ellenden kinden; des wære in dicke nôt,

(Strophe 1220—1231.)

wand ir meisterinne, diu was vil ungehiure:
„guoten morgen“ unt „guoten âbent“ was den minneclîchen meiden tiure.

„Ir sult lâzen hœren,“ sprach her Ortwîn,
„wes disiu rîchiu kleider ûf dem sande sîn,
oder wem ir waschet? Ir beide sît sô schœne,
wie tuot erz iu ze leide? Daz in Got von himele iemer gehœne!

*Ir sît sô rehte schœne, daz ir möhtet wol krône tragen:
obe ez iu wol möhte von erbe her behagen,
ir soltet landes frouwen sîn mit grôzer êre:
dem ir sô swache dienet, hât er sô schœner weschinne noch iht mêre?“ *

Dô sprach vil trûriclîchen daz schœne magedîn:
„Er hat noch manege schœner, dan wir mügen sîn;
nû fraget, wes ir wellet: wir hân ein meisterinne,
ez kumt uns niht vergebene, siht si uns mit iu sprechen ab der zinnen.“

„Lât iuch niht verdriezen, unt nemet unser golt,
guoter bouge viere: daz sî iuwer solt,
daz ir, schœne frouwen, iuch niht lât betrâgen:
die geben wir iu gerne, daz ir uns saget, des wir iuch wellen frâgen.“

„Got lâze iu iuwer bouge beiden sælic sîn,
wir nemen von iu niht miete,“ sprach daz magedîn.
„Nû frâget, wes ir wellet, wir müezen scheiden hinnen:
siht man uns bî iu beiden, daz ist mir leit von allen mînen sinnen.“

„Wes sint disiu erbe und diz rîche lant,
und ouch die guoten bürge? wie ist er genant,
der iuch âne kleider lât sô swache dienen?
Wolt er iht haben êre, sô solde imz für guot vervâhen niemen.“

Sî sprach: „Der fürsten einer heizet Hartmuot:
dem dienent lant diu wîten und die vesten bürge guot;
der ander heizet Ludewîc von Normanîe, der rîche:
in dienent vil der helde, die sitzent in ir lande lobelîche.“

„Wir sæhen sî vil gerne,“ sprach Ortwîn;
„müget ir uns bescheiden, vil schœniu magedîn;
wâ wir die fürsten beide in ir lande vinden?
Wir sîn zuo in gesendet; jâ sî wir eines küniges ingesinde.“

Gûdrûn diu hêre sprach den helden zuo:
„Ich lie si in der bürge hiute morgen fruo
ligende an ir bette wol mit vierzic hundert mannen;
daz ist mir ungewizzen, sint sî in der zît geritten dannen.“

*Dô sprach der künic Herwîc: „Muget ir uns gesagen,
von weme die küenen helde grôze swære tragen,
daz sî mit vil helden sitzent zallen zîten?
Hete ich sî in mînen selden, ich trûte wol eins küniges lant bestrîten.“

*„Uns ist niht kund dar umbe,“ sprachen dô diu kint;

(Strophe 1231—1242.)

wir enwizzen welhen enden der fürste erbe sint.
Ein lant, daz liget wîten, daz heizet zen Hegelingen,
die fürhtent si zallen zîten, daz si in dar ûz herte vînde bringen.“ *

Joch bibenten von der kelte diu schœnen meidîn;
dô sprach der fürste Herwîc: „Möhte daz gesîn,
daz ez iu minniclîchen dûhte niht ein schande,
ob ir, edele meide, unser mentel trüeget ûf dem sande?“

Dô sprach Hilden tohter: „Got lâze iu sælic sîn
iuwer beider mentel! An dem lîbe mîn
sol nimmer niemens ouge gesehen mannes kleider.“
Möhtens sich erkennen, sô wære in oft und dicke geschehen leider.

Ofte erblicte Herwîc die juncfrouwen an;
sî dûhte in sô schœne und ouch sô wol getân,
deiz im in sîme herzen ofte siuften brâhte;
er gelîchete sî vil zeiner, der er ofte vil güetlîchen gedâhte.

Dô sprach aber Ortwîn, * der künic von Nortlant:
„Ich frâge iuch meide beide, * ist iu iht bekant
um ein hergesinde, daz kam in ditze lant?
* Einiu was dar under, diu was Gûdrûn genant.“

* Dô sprach diu juncfrouwe: „Daz ist mir wol kunt;
her kom ein gesinde, des ist nû langiu stunt; *
in starker herverte brâht mans in daz rîche,
die ellenden frouwen kômen her ze lande jæmerlîche.“

Sî sprach: „Die ir dâ suochet, die hân ich wol gesehen
in grôzen arbeiten, des wil ich iu verjehen.“
Jâ was sî der einiu, die Hartmuot dar brâhte,
ez was selbe Gûdrûn; ich wæne, sî der mære de baz gedâhte.

Dô sprach der fürste Herwîc: „Nû sehet, her Ortwîn,
sol iuwer swester Gûdrûn inder lebendic sîn
in deheinem lande od ûf allem ertrîche,
sô ist daz diu selbe: ine gesach ir nie deheine sô gelîche.“

Dô sprach der künic Ortwîn: „Si ist vil minneclîch,
und doch mîner swester ninder anelîch;
von unser beider jugende gedenke ich nâch den stunden,
daz man in aller werlte sô schœne maget hæte ninder funden.“

Dô er in alsô nante, der vil küene man,
daz er Ortwîn hieze, dô sach in wider an
Gûdrûn, diu arme: ob ez ir bruoder wære,
daz wistes harte gerne, sô hæte ein ende elliu ir swære.

Sî sprach: „Swier sît geheizen, ir sît lobelîch;
einem, den ich erkande, dem sît ir anelîch:
der was geheizen Herwîc unt was von Sêlanden;
ob der helt noch lebte, so erlôste er uns von disen starken banden.

Ich bin ouch der einiu, diu mit Hartmuotes her
in strîte wart gevangen unt gefüeret über mer.

(Strophe 1242—1252.)

* Ir suochet Gûdrûnen, daz tuot ir âne nôt:
diu maget von Hegelingen ist in grôzen arbeiten tôt.

* Dô trahenten Ortwîne sîniu ougen lieht,
ouch enliez ez Herwîc ungeweinet nieht:
dô si in gesaget hæte, daz erstorben wære
Gûdrûn diu schœne, dô heten die helden grôze swære. *

* Dô sî sî nû beide vor ir weinen sach,
diu maget vil ellende zuo in dô sprach: *
„Ir tuot dem gelîche, unt sît in der gebære,
sam diu edele Gûdrûn iur vil guoten helden sippe wære.

Dô sprach der fürste Herwîc: „Ja riuwet mich ir lîp
ûf mîns lebens ende; diu maget was mîn wîp,
sî was mir bevestent mit eiden alsô stæten:
sît muoste ich sî verliesen durch des alten Ludewîges ræte.“

„Nû welt ir mich triegen,“ sprach diu arme meit;
„von Herwîges tôde ist mir vil geseit:
alder werlte wünne, die ich solte gewinnen,
wær der inder lebendic, sô hæte er mich gefüeret von hinnen.“

Dô sprach der ritter edele: „Nû sehet an mîn hant,
ob ir daz golt erkennet, sô bin ich Herwîc genant,
da mite ich wart gemahelet, Gûdrûn ze minnen:
sît ir danne mîn frouwe, sô füere ich iuch minneclîche hinnen.“

Sî sach im nâch der hende, ein rinc dar an erschein,
dâ lac in dem golde von Albalî der stein,
der beste, den ir ougen zer werlde ie bekanden:
den het frouwe Gûdrûn diu schœne ê getragen an ir handen.

Sî ersmielete in ir freuden; dô sprach daz magedîn:
„Daz golt ich wol erkande, hie bevor dô was ez mîn;
nû sult ir sehen ditze, daz mîn friedel sande,
dô ich vil armez magedîn mit freuden was in mînes vater lande.“

Er blicte ir nâch der hende: dô er daz golt ersach,
Herwîc, der vil edele, ze Gûdrûnen sprach:
„Dich truoc ouch anders niemen, ezn wære küniges künne;
nû hân ich nâch leide gesehen mîne freude unt mîne wünne!“

Er umbeslôz mit armen die hêrlîchen meit;
in was ir beider mære liep unde leit;
er kuste, in weiz, wie ofte, die küniginne rîche,
si unde Hildeburc, die ellende maget, vil minneclîche.

Ortwîn begunde frâgen die hêrlîchen meit
(des schamte si sich sêre, wan ir was vil leit),
ob si niht anders kunden dienen in dem lande,
wan daz sî kleider wüeschen ze allen zîten an dem sande.

(Strophe 1253–1262.)

„Nû saget mir, frou swester, wâ sint iuriu kint,
diu ir bî Hartmuote habet getragen sint,
daz si iuch eine lâzen waschen an den griezen?
Sult ir iemer werden künigîn, des lât man iuch übele hie geniezen.“

Sî sagte im weinende: „Wâ solte ich nemen kint?
Êst allen den wol künde, die bî Hartmuote sint,
daz er mir nie kunde solhez ie gebieten,
daz ich nemen wolde: des muose ich mich der arbeit sît nieten.“

Dô sprach der herre Herwîc: „Des muge wir nû jehen,
daz uns an dirre verte ist alsô wol geschehen,
daz uns niemer kunde bezzer gelingen:
nû sulu wir des gâhen, daz wirs von der vînde lande bringen.“

Dô sprach der degen Ortwîn: „Ich wæne, ez niht ergê;
unt hete ich hundert swester, die liezc ich sterben, ê
daz ich mich alsô starke in fremden landen hæle,
die man mir mit sturme næme, daz ich die mînen vînden stæle.“

Dô sprach der helt von Sêwen: „Daz ist diu angest mîn,
wirt man unser innen, daz man diu meidîn
enphüere alsô verre (des sî wir bî in tougen),
man lât uns deheine niemer mêre gesehen mit unsern ougen.“

Dô sprach aber Ortwîn: „Wie lieze wir danne hie
daz edel ingesinde? daz hât gebiten ie
in diseme fremden rîche, des sî mac verdriezen:
mîner swester Gûdrûn sullen alle ir meide wol geniezen.“

Dô sprach der degen Herwîc: „War tuostu dînen sin?
Die mîne triutinne, die wil ich füeren hin:
werben, wie wir künnen, über unser frouwen!“
Dô sprach der degen Ortwîn: „Ê liez ich mich mit der swester mîn zerhouwen!“

Dô sprach diu ungemuote: „Waz hân ich dir getân,
lieber bruoder Ortwîn? Wan ich nie gewan
deheiner slahte gebære, daz man mich möhte schelten;
ich enweiz welher dinge dû mich, edele fürste, lâst engelten.“

„Jane tuon ichz, liebiu swester, niht durch dînen haz:
dîne schœne meide genesen deste baz;
ich kan dich niht gezielien hin, wan nâch êren:
dû solt unbescholten haben Herwîgen dînen friedel hêren.“

* Si giengen zuo den schiffen; dô klagte diu schœne meit,
si sprach: „Owê mir armen, nu ist mir endelôs mîn leit!
Der ich mich ie getrôste, sol ich den nû versmâhen,
daz mich ir helfe lôste: mir ist mîn gelücke vil unnâhen!“ *

(Strophe 1263–1273.)

Den ellenthaften degenen was von dem stade gâch;
Gûdrûn diu arme ruofte Herwîgen nâch:
„Ê was ich diu beste, nû hât man mich zer bœsten;
wem lâst du mich, oder wes sol ich mich, armer weise, getrœsten?“

„Dû bist niht diu bœste, dû muost diu beste sîn;
vil edeliu küniginne, verhil die reise mîn:
ê morgen schînt diu sunne, ich bin vor disen selden,
daz habe ûf mînen triuwen, vil schœniu maget, mit aht tûsent helden.“

Sî fuoren, sô sî kunden, beldiste dan:
dô wart ein hertez scheiden von friunden getân,
als noch friunde tæten, daz weiz ich âne lougen;
sos allerverrist kunden, beleiten sî die boten mit den ougen.

Der wesche dô vergâzen diu hêrlîchen kint;
des hete wol gegoumet diu übele Gêrlint,
daz sî stuonden müezic dâ nidene ûf dem sande,
daz zurnte sî vil sêre: ez was ir an ir weschen leit unde ande.

Dô sprach diu frouwe Hiltburc, diu magt ûz Îrlant:
„Wes lât ir küniginne, ligen diz gewant,
daz ir niht enwaschet Ludewîges man diu kleider?
Unt wirt ez Gêrlint innen, si getet uns mit slegen noch nie leider.“

Dô sprach diu Hilden tohter: „Dâ zuo bin ich ze hêr,
daz ich Gêrlinde wasche nimmer mêr;
dienest alsô swachez sol mir nû versmâhen:
mich kusten zwêne künige unt ruochten mich mit armen umbevâhen.“

Dô sprach aber Hildeburc: „Lât iu niht wesen leit,
daz ich iuch daz lêre: wir bleichen baz diu kleit,
daz wir si iht sô salwiu tragen ze kemenâten:
anders wirt uns beiden der rücke mit den slegen wol berâten.“

* Dô sprach daz Hagenen künne: „Mir gêt freude zuo,
trôst unde wünne; der mich unz morgen fruo
die zît mit besemen slüege, in trûte niht ersterben:
die uns dâ tuont sô leide, der muoz etelîcher dô von verderben.“ *

„Nû wil ich disiu kleider tragen zuo der fluot,
sî suln der wol geniezen,“ sprach diu maget guot,
„daz ich mac gelîchen einer küniginne:
ich wirfe si ûf die ünde, daz sî vrîlîche vliezen hinne.“

Swaz Hildeburc gerette, Gûdrûn truoc dan
die Gêrlinde sabene; zürnen sî began,
sî swanc sî von den handen verre zuo den ünden:
sî swebeten eine wîle, ich enweiz, ob sis immer mêre fünden.

Dô nâhente ez der nehte, daz in des tages zeran,
Hildeburc gie swære zuo der bürge dan,

(Strophe 1273—1283.)

sî truoc anderiu kleider unt siben sabene rîche:
diu Ortwînes swester gie bî Hiltburge ledeclîche.

Ez was nû harte spâte, si kâmen hin gegân
ze Ludewiges bürge; dô funden si dar vor stân
Gêrlint die übelen, diu warte ir ingesinde;
die edelen wescherinne gruozte sî mit worten harte swinde.

„Wer hât iu daz erloubet?“ sprach des küniges wîp,
„ez sol sêre erarnen iuwer beider lîp,
daz ir gêt den âbent über wert vil spâte;
ez zimet niht küniges wîbe, daz sî iuch sehe in ir kemenâten.“

Sî sprach: „Nû saget mir balde, war umbe tuot ir daz?
Ir versprechet rîche künige, den sît ir gehaz,
unt kôset gegen âbende wider bœse knehte:
welt ir erwerben êre, sô enkumet ez iu niht ze rehte.“

Dô sprach diu maget hêre: „Wes bâget ir mich an?
Wan ich vil armiu den willen nie gewan;
niemen lebet sô tiure mit deme ich sprechen wolte,
ezn wæren mîne mâge, mit den ich von rehte reden solte.“

„Nû swîc, dû übele galle! Dû heizest liegen mich?
Daz sol ich hînt rechen alsô über dich,
daz dir dîn zorn erhillet sô lûte niemer mêre;
ê daz ich erwinde sô gemüet ez dînen rücken sêre.“

„Daz wil ich widerrâten,“ sprach diu maget hêr,
„daz ir mich mit besemen gestrâfet nimmer mêr;
jâ bin ich verre tiurre, dan ir, mit al iurn mâgen:
als ungefüeger zühte, der möhte lîhte mich nû betrâgen.“

Dô sprach diu wülpinne: „Wâ sint die sabene mîn,
daz du alsô gewunden hâst die hende dîn,
sô rehte müezeclîche gewunden in dînen gêren?
Unt lebe ich deheine wîle, ich wil dich ander dienest gelêren.“

Dô sprach daz Hagenen künne: „Ich hân sî ligen lân
dâ nidene bî dem fluote, dô ich si wolte dan
mit mir her ze hove tragen, sî wâren mir ze swære;
beschouwet ir sî nimmer, daz ist mir ûf mîn triuwe vil unmære.“

Dô sprach diu tiuvelinne: „Jâ geniuzest dû sîn niht;
ê daz ich entslâfe, wie leide dir geschiht!“
Dô hiez sis ûz ziehen, ûz dornen besemen binden:
der ungefüegen zühte wolte dô frou Gêrlint niht erwinden.

* Zeinem bettestalle binden sî sî hiez;
in der kemenâten sî niemen bî ir liez;
sî wolte ir hût die schœnen slahen von den beinen:
die frouwen, die daz westen, die begunden krefteclîchen weinen. *

(Strophe 1284—1294.)

Mit listen sprach dô Gûdrûn: „Daz wil ich iu sagen,
wird ich mit disem besemen hînt hie geslagen,
gesiht mich iemer ouge gestên bî künige rîchen,
daz ich trage krône, ez wirt sîn gelônet sicherlîchen!

Dar umb ir mich der zühte müget vil gerne erlân;
sô wil ich è minnen, den ich versprochen hân,
ich wil daz künicrîche ze Normanîe bûwen:
wirde ich gewaltic iemer, sô tuon ich, des niemen mac getrûwen.“

Dô sprach diu frouwe Gêrlint: „Sô lieze ich mînen zorn,
und ob dû tûsent sabene hætest mir verlorn,
die wold ich verkiesen: ez kæme ouch dir ze guote,
ob dû von Normanîe minnen wilt den fürsten Hartmuoten.“

* Dô sprach diu maget schœne: „Jâ wil ich mich erholn:
dise manige quâle mac ich niht verdoln;
heizet mir gewinnen den künic ûz Normandîn,
swie er mir gebiutet, sô wil ich immer sîn.“ *

Die sô die rede hôrten, die liefen balde dan,
dem snellen Hartmuote wart ez kunt getân;
bî im sâzen mêre, die sînes vater manne:
dô sagte im einer mære, daz er ze Gûdrûnen gienge danne.

Er sagte im offenlîchen: „Gebet mir daz boten brôt!
Der schœnen Hilden tohter ir dienest iu enbôt,
daz ir komen ruochet zuo zir kemenâten:
sî wil iuch nie mêr fremden, sî hât sich bezzer dinge sît berâten.“

Dô sprach der ritter edele: „Dû liugest âne nôt;
wærn wâr dîniu mære, ich gæbe dir boten brôt,
drî guoter bürge und dar zuo huobe rîche,
unt sehzic bouge goldes; jâ wolde ich immer leben wünneclîche.“

Dô sprach ein sîn geselle: „Ich hân ez ouch vernomen,
die gâbe wil ich teilen, ir sult ze hove komen;
ez sprach diu maget edele, daz si iuch gerne minne,
ob ir des geruochet, sî werde hie ze lande küniginne.“

Hartmuot, der sagete dô den boten danc;
wie rehte frœlîchen er von dem sedele spranc!
Er wânde, daz in minne Got hete berâten:
in frœlîchem muote gienc er zuo der meide kemenâten.

Dâ stuont in nazzem hemede daz hêrlîche kint,
mit weinenden ougen gruozte sî in sint;
sî gienc im hin engegene unt stuont im alsô nâhen,
daz er mit sînen armen wolde Gûdrûnen umbevâhen.

Sî sprach: „Neinâ, Hartmuot, des entuot noch niht!
Jâ wîzent unz die liute, swer sô daz ersiht:

(Strophe 1294—1304.)

ich bin ein armiu wescherîn, ez mac iu wol versmâhen,
ir sît ein künic rîche: wie gezæme ich iu mit armen ze umbevâhen?

Ich erloube et ez ie danne vil wol, Hartmuot,
swenne ich stên under krône vor iuwern recken guot:
sô heize ich küniginne, sô sol ich iu niht versmâhen,
sô zimet ez wol uns beiden, sô sult ir mich mit armen umbevâhen."

In sînen grôzen zühten er stuont ûf hôher dan,
er sprach ze Gûdrûnen: „Maget vil wol getân,
nû dû mich ruochest minnen, ich wil dich hôhe mieten,
mir unt mînen friunden mahtu, swaz du selbe wilt, gebieten."

Dô sprach diu juncfrouwe: „Mir wart sanfter nie;
sol ich, vil Gotes armiu, nû gebieten hie,
sô ist mîn bot daz erste nâch grôzer arbeite,
ê daz ich hînt slâfe, daz man mir ein schœnez bat bereite.

Mîn gebot daz ander sol ditze sîn,
daz man mir balde bringe mîniu magedîn,
swie man sî vinde under Gêrlinde wîbeu:
iu ir phieselgademe sol ir deheiniu mêre beliben."

„Daz schaffe ich williclîche," sprach her Hartmuot.
Dô suohte man ûz dem gademe manige maget guot,
die mit strûbendem hâre und in swachen kleiden
hin ze hove giengen: diu übele Gêrlint was vil unbescheiden.

Dar kâmen drî unt sehzic; dô Hartmuot sî sach,
Gûdrûn diu edele gezogenlîche sprach:
„Nû schouwet, künic rîche, wolt ir daz hân für êre,
wie sint erzogen die meide?" Dô sprach er: „Ez geschiht iu nimmer mêre!"

„Tuot mirz ze liebe, Hartmuot," sprach daz edel kint,
„alle mîne meide, die hie verderbet sint,
daz man sî bade hînte; volget mîner ræte,
ir sult sî sehen selbe, dâ sî stên in wünneclîcher wæte."

Des antwurte Hartmuot, der ritter ûz erkorn:
„Liebiu mîn frou Gûdrûn, ist iht der kleider vlorn,
diu mit iu her brâhten iuwer ingesinde,
sô gibet man in diu besten, diu man inder in dem lande vinde.

Ich sol sî sehen gerne bî iu gekleidet stân."
Bâdes flîziclîchen gâhen man began:
Hartmuotes künne wart maniger kamerære,
sî îlten alle ir dienen, daz sî in dar nâch genædic wære.

* Dô wart gebadet schône diu hêrlîche meit
mit ir juncfrouwen; diu allerbesten kleit,
diu iemen haben kunde, brâhte man in allen:
diu swacheste drunder, diu möhte eime künige wol gevallen. *

(Strophe 1305—1316.)

Dô sî gebadet wâren, dô brâhte man in wîn,
daz in Normanîe niht bezzer möhte sîn;
mete den vil guoten, brâhte man den frouwen:
wiez im gedanket wurde, wie solte des her Hartmuot getrouwen?

In den sal gesâzen diu minnelîchen kint.
Ir tohter Ortrûnen hiez frou Gêrlint
dar zuo sich kleiden mit ir juncfrouwen,
ob si die Hilden tohter wolte mit ir juncfrouwen schouwen.

Ortrûn diu edele kleidete sich zehant,
sî gienc vil frœlîchen, da si Gûdrûnen vant;
dô gienc ir hin engegene des alten Wâten künne:
dô si ensamet wâren, dô sach man michel freude unde wünne.

Sî kusten beide einander under rôtem golde guot;
dar zuo schein ir varwe; gezweiet was ir muot:
liep was Ortrûnen, der küniginne rîche,
daz si die edelen wescherîn sach gekleidet alsô wünneclîche.

* Dô freute sich diu arme, als wir hân verjehen,
daz si ir edelez künne alsô schiere solde sehen.
Spilnde bî einander sâzen die hêren,
swar sî dicke sæhen, ez möhte ein herze trûrigez freude lêren. *

„Wol mich," sprach frou Ortrûn, „daz ich gelebet hân,
daz dû bî Hartmuote wilt hie bestân;
des dînen guoten willen gibe ich dir ze lône,
die ich tragen solte, mîner muoter Gêrlinde krône."

„Nû lôn dir Got, Ortrûn," sprach daz meidîn,
„swie dû mir gebiutest, sô wil ich gerne sîn;
dû hâst beweinet dicke mînes herzen leide:
getriwelîcher dienste wil ich nimmer tac von dir gescheiden."

* In kintlîchen listen sprach diu maget guot:
„Ir sult boten senden, mîn her Hartmuot,
in Normanie diu rîche, ob ez iu wol gevalle,
nâch iuwern besten vriunden, daz sî her ze hove kumen alle.

* Gestênt mit fride diu erbe, daz wil ich iu sagen,
sô wil ich bî iu krône vor den helden tragen,
daz ich daz müge erkennen, wer mîn ger ze frouwen:
mich unt mîne mâge lâze ich danne iuwer recken schouwen."

* Ez was ein list sô wîser; swaz er der vant,
wol hundert oder mêre wurden ûz gesant:
deste minner was der vîude, dô die Hegelinge
suohten Hartmuoten: daz was ouch der meide gedinge. *

Dô sprach diu frouwe Gêrlint: „Liebe tohter mîn,
nû solt ir iuch scheiden; soz aber morgen sî,
sô sît bî einander mit gezogenheite."
Dô neic ir Gûdrûn unde bat Got sîn ir geleite.

Von dannen gienc dô Ortrûn; schenken man ir dô schurf

(Strophe 1316–1327.)

unde truhsæzen; dô was vil kleiner ruof:
man hiez dô haben goume der stolzen meide riche,
mit trinken unt mit spîse phlac man der ellenden flizicliche.

Dô sprach von Hegelingen ein vil schœniu meit:
„Sô wir dar an gedenken, sô wirt uns dicke leit,
sul wir bî den beliben, die uns her brâhten,
uns selben âne wünne, des wir uns doch selten ie bedâhten!“

Sì begunden weinen, dâ ir frouwe saz,
dô der kinde mêre gejehen heten daz:
sî gedâhten in ir sorgen ir ungemaches sêre,
si weinten sumelîche: des erlachete Gûdrûn diu hêre.

Sî wânden, daz sî solten immer dâ bestân:
dô was der frouwen wille ninder sô getân,
daz si belibe gerne bî in tage viere;
dô kam ez an die zît, daz siz Gêrlinde rûnten schiere.

* Ein teil ûz ir zühten lachen sî began,
diu in vierzehen jâren freude nie gewan:
daz hete wol gehœret diu übele tiuvelinne,
diu wiuete Ludewîge, ez was ir leit von allem ir sinne.

* Dô giene si schiere, da si Hartmuoten vant;
sî sprach: „Sun der mine, über aldiz lant
müezen hân arbeit die liute dar inne:
in weiz, wes gelachet hât Gûdrûn diu küneginne.

* Swiez sich habe gefüeget, od swiez siz habe vernomen,
ir sint von ir friunden heimlîche boten komen:
dâ von solt dû dich hüeten, edel ritter hêre,
daz dû von ir friunden iht fliesest beidiu, lîp und ouch diu êre.“

* Er sprach: „Lât ez beliben! Ich gan ir harte wol,
swâ si bî ir wiben freude haben sol;
mir sint ir næhste mâge gesezzen alsô verre;
wâ kæme ich in ir lâge? jâ wæn ich, daz mir immer iht von in gewerre.“ *

Gûdrûn ir gesinde frâgen dô began,
ob ir gebettet wære, sî wolde slâfen gân;
sî was die naht aleine, gescheiden von ir swære;
dô giengen mit der meide des künic Hartmuotes kamerære.

Diu kint von Normanîe, diu truogen ir diu lieht:
sî heten ir gedienet dâ vor vil selten ieht.
Man vant dâ gerihtet wol drizic oder mêre
vil sûberlîcher bette, dâ ligen solten der ritter tohter hêre.

* Dar ûf lâgen colter dâ her von Arabê,
vil maniger hande varwe unt grüene, als der klê,
von lîsten harte tiure, diu deckelachen riche;
rôt von dem fiure golt schein ûz den sîden sûberlîche.

* An den liehten phellen von maneger vische hût
bezoge wâren drunder. Wæn Hartmuot wær ir trût,

(Strophe 1327–1334.)

der minneclîchen meide dâ her von Hegelingen:
er weste niht der mære, waz im ir künne leides mohte bringen.

Dô sprach diu maget edele: „Jâ sult ir slâfen gân,
ir Hartmuotes helde, wir wellen ruowe hân,
ich unt mîne frouwen, doch dise naht aleine;
sît wir her bekômen, sô gewunnen wir mêr deheine.“

Swaz dâ was der fremden, die sach man dannen gân;
die wîsen mit den tumben, die Hartmuotes man,
die ilten ze ir gemache ûz der frouwen kemenâten:
von mete und ouch von wine die armen wâren vlîzeclîch berâten.

* Dô sprach diu Hilden tohter: „Besliuzet mir die tür!“
Starker rigele viere schôz man dar für;
ouch was daz gadem sô veste, swes man dâ begunde,
daz ez niemen bescheidenlichen ûz ir kemenâten hœren kunde. *

Dô sâzens allerêrste unt trunken guoten wîn;
dô sprach diu küniginne: „Frô mügt ir wol sin,
alle mine magede, nâch starkem iuwerm leide,
ich lâze iuch morgen schouwen iuwer vil lieben ougenweide.

Ich hân geküsset hinte Herwîgen, mînen man,
und Ortwîn minen bruoder; dâ sult ir gedenken an:
swelhiu wil werden riche von mir ân allez sorgen,
diu si des genœte, dazs uns nâch der naht verkünde'n morgen.

* Ir miete wirt niht ringe, uns nâhent freuden zît:
jâ gibe ich ir ze miete guote bürge wît,
dâ zuo vil der huobe: die mac ich wol gewinnen,
gelebe ich an die stunde, daz man mich nennet eine küniginne.“ *

Dâ mit leiten sî sich slâfen; frô was in der muot,
sî westen, daz in kæme manic ritter guot,
die in gehelfen möhten von ir grôzen sorgen:
dar zuo stuond ir gedinge, daz sis sæhen an dem næhsten morgen.

Walther und Hildegunde.

Es ist schon im Beginn unserer Darstellung (S. 4) erwähnt worden, daß die Sage von dem aquitanischen Fürsten Walther und der burgundischen Königstochter Hildegund im zehnten Jahrhundert von einem St. Gallischen Mönche in lateinischen Versen bearbeitet wurde. Dies bürgt schon dafür, daß die Sage tiefe Wurzel im Volke hatte, und daß sie eben deshalb wohl auch von Volksdichtern besungen worden sein müsse. In der That hat sich eine volksmäßige Bearbeitung derselben erhalten, aber leider nur in zwei, zum Theil sogar sehr unvollständigen Bruchstücken, von denen das eine die Heimkehr Walthers und Hildegundens erzählt (s. unten), und das zweite deren Hochzeit beschreibt. Der deutsche Dichter, der gegen die Mitte des drei-

zehnten Jahrhunderts gelebt haben mag, kannte Eckeharts lateinische Bearbeitung der Sage gewiß nicht; er hat den Stoff vielmehr der lebenden Volkssage entnommen und ihn mit dichterischer Freiheit behandelt. Wie dem Dichter der Gudrun, war auch ihm das Nibelungenlied Muster und Vorbild, aber, wie jener, hat auch er in Sprache, Darstellung und Form die ernste, strenge Haltung des Vorbilds zu mildern gesucht. So viel wir aber aus den noch vorhandenen Strophen zu beurtheilen vermögen, ist dies nicht zum Vortheil des Gedichts ausgefallen, dessen redselige Ausführlichkeit sich nur allzusehr von der raschen Entwickelung des volksthümlichen Epos entfernt.

Walthers und Hildegundens Heimkehr.

Si enphiengen Volkêren und ouch die sîne man,
sehzee sîner degene, die wâren mit im dan
gevolget von dem Rîne durch den Waseehen walt:
er leitte sô den gast und ouch die sîne, daz erz vil wênic enkalt.

Dô sprach der ellende: „Nu helfet mir bewarn,
daz wir die twerhen strâzen iht in den landen varn:
wir suln gên Lengers, dâ ist der vater mîn.“
Des antwurte Volkêr, der vil küene: „Des sol ich huotære sîn.

Swie wir anders rîten, so ist daz diu lêre mîn,
daz wir dâ ze Metzen geste niht ensîn.
Ortwîn hete drinne wol tûsent küener man:
swaz der künic her nâch dar umbe geredete, mit strîte wurde wir bestân!“

Er hete wol gerâten, si liezenz âne strît.
So er aller beste kunde, sô leit er siu sît.
Die liute, die ez sâhen, daz er dâ mite reit,
die mohten dô dem helde noch der vrouwen vor im gerâten deheiniu leit.

Wâ si die nahtselde næmen durch diu lant
mit Volkêre dem helde, daz euwart mir niht bekant.
Der künec mit sînem guote im schône dienen hiez:
Volkêr, der was in alsô werdem muote, daz er sîn wênic verliez.

Ûz Ortwînes lande durch Burgonde dan
brâhte si dô Volkêr, der vil küene man:
ob man daz sîn geleite sô starc niht hete gesehen,
sô müese im ûf der selben strâze dicke sîn michel arbeit geschehen.

Nu hœrt ouch, wie der recke frumt in sîniu lant:
die boten, die er hete dem künige gesant,
die riten ros diu guoten unt fuorten spæhiu kleit,
die sagten in dem lande, daz er kœme und ouch vrou Hildegunt diu meit.

Dô der künic Alpkêr gehôrte dise sage,
do entweich im ungemüete und ouch sîn langiu klage.
Die boten er vlîziclîche enphie, und ouch sîn wîp:
si wurden harte grôzer vreuden rîche durch den Waltheres lîp.

Dô sprach der vogt von Spanige: „Sô wol mich iuwer sage!
Ich hete sorge manige lange mîne tage,
daz sîn in der fremde was mir wol tûsent jâr;
ich sich in gerne, swenne in Got sende: diu rede ist entlichen wâr.“

Do ez diu küniginne het mit im vernomen,
ir was von lieben mæren vil der trähenen komen
von herzen in diu ougen; weinde si dô saz:
si riet, daz man si bêde solde enphâhen unt tet vil willeclîchen daz.

Dô sprach aber der recke: „Ir sult mich hœren lân,
wie Etzel unt frou Helche zuoziu haben getân.“
Dô sprach der boten einer: „Daz wil ich iu sagen:
Walther ist von dem künege sô gescheiden, daz ez immer müezen klagen

Ir etelîche drunder, dazs im wæren holt.
Er hât an sumelîchen vil wol daz versolt,
daz si im immer fluochen, wand er hât in erslagen
an sîner verte vil ir lieben mâge: ich kan iu anders niht gesagen.“

Dô sprach der künic edele: „Ich sol mich vreuwen sîn,
er muoz wesen herre in den landen mîn:
er wirt ze allen zîten der Hiunen bürgetor.
Swes Etzel unt sîne recken ie begunden, dâ was er zallen zîten vor.“

Der künec sprach zuo den recken: „Wol ûf, al mîne man,
unt rîtet im begegene! Er hât mir liep getân,
swer im nu gerne dienet, des vriunt wil ich wesen:
diu lant sult ir mit uns beiden bûwen, ir mügt bî Walther wol genesen.“

Man sagte im, daz in leite durch Guntheres lant
Volkêr, der vil küene (der was im wol erkant),
und ouch des küneges recken, driu hundert oder baz:
dô bat er sîn gesinde zuo im gâhen; die tâten willeclîchen daz.

Dô hiez ouch sich bereiten des edeln küneges wîp;
jâ wolde si beleiten der Hildegunde lîp,
so si aller beste kunde ze Lengers in die stat:
ir vrouwen si dô wol kleiden begunde; des si der künic selbe bat.

Sîn warten sîne liute mit grôzer ungebite.
Dar nâch in kurzen stunden man sagte im, daz dâ rite
daz Gunthers gesinde mit in in daz lant:
dô kom der wirt mit stolzer massenîe, dâ er vroun Hildegunde vant.

Diu küneginne fuorte wol sehzec megedîn,
die aller schœnesten, die der mohten sîn,
und ouch der hœhsten mâge, die man dô bî in vant.
Dô fuorten ouch des alten küneges helde vil harte hêrlîch gewant.

Ê si wol drîe mîle komen wâren dan
von der stat ze Lengers, in volgten tûsent man
oder dennoch mêre, die zuo den gesten riten,
wande si der küniginne hêre heten vlîzeclîch gebiten.

Zwerg Laurin.

In dem Lande Lamparten, in der Stadt Bern saß Herr Dietrich auf einer weiten Burg. Er hatte viele Dienstmannen, unter denen Hildebrand, der ihn erzogen hatte, Wolfhart, Wolfdietrich, Wittig und Dietleib die angesehensten waren. Als er einst mit diesen ausgeritten war, erzählte der alte Hildebrand von einem wunderbaren Garten mit den schönsten Rosen, dessen Besitzer, der mächtige und reiche Zwerg Laurin, alle tödte, die ihn ohne seine Erlaubniß beträten. Wie sehr Hildebrand auch widerstrebte, er mußte seinen Gefährten den Weg nach dem Garten zeigen; als sie aber trotz seiner Warnungen mit Gewalt in denselben eindringen wollten, ritt er hinweg. Mit großer Mühe gelang es den Helden, die Thüre zu erbrechen, worauf sie voll Uebermuth den Garten verwüsteten. Nun aber kam der Zwerg herbei. Er trug die prachtvollste Rüstung; am Daumen der rechten Hand hatte er einen Ring mit einem kostbaren Steine, der ihm die Stärke von zwölf Männern verlieh; um den Leib trug er einen Zaubergürtel, durch dessen Kraft er nochmals die Stärke von zwölf Männern erhielt; dazu hatte er ein Käppchen, das ihn unsichtbar machte. Als er die Verwüstung sah, welche die Helden in seinem Garten angerichtet hatten, ward er zornig und verlangte von jedem als Buße die linke Hand und den rechten Fuß. Ueber diese Forderung ergrimmt, greift ihn Wittig an, wird aber mit dem ersten Lanzenstoß vom Zwerg auf die Erde geworfen. Nun nimmt Dietrich selbst den Kampf mit ihm auf, in welchem ihm der Zwerg so hart zusetzt, daß er schon das Schlimmste befürchtete. Da kam Hildebrand wieder herbei, den die Angst um seinen Herrn nicht hatte ruhen lassen. Sobald er sah, wie schlimm es mit Dietrich stehe, schlug er den Kämpfenden vor, auszuruhen, und benutzte den Waffenstillstand dazu, dem Berner guten Rath zu ertheilen, welchen dieser auch benutzte. Denn sobald der Kampf wieder begonnen hatte, warf er den Zwerg nieder, streifte ihm den Zauberring vom Daumen, den Hildebrand sogleich aufhob, und entriß ihm den Zaubergürtel, zuletzt auch das unsichtbarmachende Käpplein, so daß es nun dem Helden ein Leichtes war, den Zwerg zu überwinden. In der höchsten Noth wandte sich dieser an Dietleib, ihn um seine Fürsprache bittend, denn er sei sein Schwager, sagte er, da er seine Schwester Similt geraubt und zum Weibe genommen habe. Dietrich will aber auch Dietleibs Bitten kein Gehör geben; da entreißt dieser den Zwerg aus des Berners Händen und verbirgt ihn im Walde. Dies wollte Dietrich rächen, und als Dietleib zurückkam, griff er ihn zornig an, doch gelang es den Andern, die Kämpfenden zu trennen und Dietrichen zur Milde gegen den Zwerg zu stimmen, worauf sie trotz Hildebrands wiederholten Warnungen der Einladung Laurins folgten, welcher sie in den Berg geleitete, der ihm zur Wohnung diente. Sie wurden von den Zwergen festlich empfangen und auch Dietleibs Schwester kam ihnen entgegen. Während sie aber ihren Bruder umarmte, bat sie ihn, sie aus der Gewalt Laurins zu befreien, was dieser ihr auch gern zusagte. Nun wurden die Gäste auf das Glänzendste bewirthet, Laurin zeigte solche Pracht, daß die Fürsten eingestanden, noch niemals solchen Reichthum und solche Herrlichkeit gesehen zu haben. (Siehe das mitgetheilte Bruchstück.) Laurin aber gedachte, die Helden zu verderben; nachdem er den Dietleib in ein Seitengemach gelockt und ihn daselbst eingesperrt hatte, gab er den andern Helden einen Zaubertrank, von dem sie in tiefen Schlaf verfielen, worauf er ihnen die Waffen nahm, sie an Händen und Füßen band und in einen festen Thurm schloß, in welchem sie am sechsten Tage erwachten. Da Laurin den Bitten der Königin, den Helden die Freiheit zu geben, kein Gehör gab, entschloß sich diese, sie selbst zu befreien. Sie steckte, während der Zwerg schlief, ihrem Bruder einen Ring zu, durch dessen Kraft sich die Thüre seines Gefängnisses öffnete; dann band sie die Harnische der andern zusammen, ließ sie an einem Seile in den Thurm hinab, gab ihnen ebenfalls Zauberringe, so daß auch ihnen sich die Thüre öffnete. Sobald Laurin bemerkte, daß sie frei im Berg herumgingen, rief er seine Zwerge zusammen, mit welchen die Helden einen furchtbaren Kampf begannen, der mit der Vernichtung der Kleinen endigte. Da lief Laurin in grimmiger Wuth vor den Berg, und stieß in sein Horn, auf dessen Ton sogleich sechs schreckliche Riesen herbeieilten, welche sich auf die Helden stürzten. Doch mußten auch diese unterliegen. Während des Kampfes gerieth Dietrich in solchen Zorn, daß der Feuerathem von ihm ging und der Riese, der ihn angegriffen hatte, vor der Hitze nicht bestehen konnte, und seine Waffenrüstung verbrannte, worauf ihn Dietrich tödtete. Unterdessen hatte sich Laurin bei der Königin verborgen; er wagte sich aber erst dann hervor, als ihm die Fürsten Sicherheit versprachen. Diese aber bemächtigten sich aller der herrlichen Schätze, die in dem Berge lagen, und zerstörten denselben, dann kehrten sie nach Bern zurück, wo sie mit dem größten Jubel empfangen wurden. Dietleibs Schwester wurde einem andern Fürsten vermählt, Laurin aber war so arm geworden, daß er mit Arbeit und Pein seine Nahrung erwerben mußte: er wurde ein Gaukler und trieb seine Künste vor Fürsten und Herren, damit er von ihnen Essen habe.

Die Sage vom Zwergkönig Laurin ist wohl ursprünglich in Tyrol heimisch gewesen; der Wartburger Krieg sagt ausdrücklich, daß er Herr in dem Gebirge gewesen sei, welches zugleich in Deutschland und in Wälschland liege, worunter ohne Zweifel Tyrol gemeint ist. Sie mag wohl schon im dreizehnten Jahrhundert mit der Dietrichssage in Verbindung gebracht worden sein, und wie der bayerische Geschichtschreiber Aventinus berichtet, daß zu seiner Zeit noch viel von König Laurin gesungen und gesagt wurde, so sind gewiß auch schon im gesangreichen dreizehnten Jahrhunderte Lieder von ihm vorhanden gewesen. Das uns überlieferte Gedicht, welches nach einer der Hauptgestalten gewöhnlich der **Zwerg Laurin**, aber auch nach dem Schauplatze des ersten Kampfs der „**kleine Rosengarten**“ genannt wird, ist jedoch wohl erst im vierzehnten Jahrhundert abgefaßt worden; denn ob es gleich am Schlusse dem Heinrich von Ofterdingen zugeschrieben wird, der, wenn er je gelebt hat, am Anfange des dreizehnten Jahrhunderts geblüht haben müßte, so stimmen doch alle äußern und innern Gründe dagegen, es in eine so frühe Zeit zu versetzen. Vielleicht ist es die Ueberarbeitung eines früheren Gedichts, denn so roh die Darstellung auch im Ganzen ist, so sind der Spuren genug darin, daß es einem mit der höfischen Kunst

vertrauten Dichter seinen Ursprung verdankt. Heißen ja sogar die Sänger, welche bei dem Festmahle im Berg die Gäste unterhielten, nicht fahrende Leute, wie in der Gudrun, sondern höfische Liederbringer (V. 1740); und die Form der kurzen Reimpaare, in welchen das Gedicht abgefaßt ist, möchte nicht weniger auf einen Dichter hinweisen, der, ohne selbst zu den höfischen Sängern zu gehören, doch diesen sich anzuschließen suchte. So roh übrigens die Darstellung auch ist, so hat sie den ächt poetischen Gehalt der Sage nicht verdunkeln können; es fehlte dem Dichter nicht an poetischem Sinn, vielmehr überrascht er oft durch die Lebhaftigkeit des Vortrags, ja es gelingt ihm sogar, hie und da die Unbeholfenheit der Sprache zu überwinden, wenn ihn der Geist der Sage durchdringt, und dann entquellen ihm Töne, welche an die lebendige Kraft des Volksgesanges erinnern. Es ist dies eine Bemerkung, welche auch auf die folgenden volksthümlichen Dichtungen und selbst auf die rohesten der späteren Zeit ihre Anwendung findet. Denn es liegt im Volksgesange eine so unverwüstliche Kraft, daß er auch dann noch von ergreifender Wirkung ist, wenn er auch noch so sehr durch rohe und unbeholfene Form verunstaltet wird, während die Kunstdichtung unwiderbringlich alle Wirkung verliert, wenn der an sich schöne und poetische Gedanke nicht von der Form gehoben wird.

Noch ist eine Fortsetzung des Zwergs Laurin vorhanden, in welcher mit weiterer Entwickelung der Andeutungen des ersten Gedichts erzählt wird, wie Laurin am Hofe Dietrichs lebte, wie nach einiger Zeit mächtige Zwergkönige mit einem großen unsichtbaren Heere Bern bestürmten, um ihn zu befreien, und wie er selbst, der sich zum Christenthum bekehrt hatte, einen Frieden zwischen Dietrich und den Zwergen stiftet. Diese Fortsetzung, die auf keiner Sage beruht, ist in Anlage und Ausführung gleich roh und werthlos.

Wie Laurin die Gäste bewirthet.

Similt, diu het ouch vernomen,
fremede geste wæren komen:
si frâgete, swer si möhten sîn?
Dô sprach ir ein twergelîn:
„Der künec hât nâch iu gesant;
iu sint die geste bekant,
die recken ûz erkorn,
si sint ûz diutscheme lande geborn.
Der künec iu daz enbôt,
daz ir durch nicheine nôt
an iuwern herzen swære traget:
von den gesten er iu selbe saget.“
Dô sprach diu küniginne:
„Nu wol ûf, al mîne dienerinne,
wir wellen ze hove gân!
Daz ez nâch êren sî getân,
sô nimet iuwer schœnin kleit.“
Dô wâren si gemeit;
daz si ze hove solden gân.
Dô kam vil maniger spilman,
unt machte vreude manigerlei
mit posûnen unde schalmei:
man hôrte manige stimme hel,
und ûz maniger wîzen kel
ein vil gar süezez singen.
Dô begunden in nâch dringen
manec ritter einer elne lanc:
der eine lief, der ander spranc
durch vrôuden âne wân.
Man sach der megede für gân
zwêne vil kurze singer,
hövische liederbringer.
Si triben maniger hande spil
vor ir dô mit vröude vil,
daz ez wîten erklanc,
unt sungen meisterlîche sanc.
Swer die hôrte dô,
der wart et von herzen frô,
unde liez al trûren hie.
Nâch hove dô gie
vor der künigin mære
manec kurzer videlære,
ie zwên unt zwên besunder:
die triben spiles wunder
unt tâten dienstes vil.
Dô kam sus mit spil
Similt diu küniginne
mit maniger kurzen dienerinne,
schône unde wol getân.
Si truogen rîchiu kleider an
von pfellen unt von sîde;
dar an daz beste gesmîde
lac, so man haben sol:
daz stuont in allez wol.
Eine krône guldîn
truoc ûf die künigîn,
dô lac gesteines vil an:
driu lant gultenz niht âne wân.
Dâ bî lac ein stein,
swem der under ougen schein,
der wart frôlich unde gemeit:
swaz an die geste was geleit
von zouber, daz wart abe getân.
Die herren sâhen ein ander an,
Dietrîch unt sîniu gesellescharft,
unt wurden fröudehaft
do sweder den andern sach:
liebers in niene ê geschach.
Diu fröude werte alden tac:
swaz man kurze wîle pflac,
daz sâhen die geste mit alle
in des rîchen küniges halle.
Similt vor den künec trat:
Luarin si dô bat,
daz si gên den gesten gienge
unde si wirdeclîch enphienge.
Similt was vil gar frô,
wand ir muot stuont alsô,
daz si die geste gerne sach:
liebez von ir in sît geschach.
Similt unde ir meide guot
gâben in ouch hôhen muot.
Dietleibe sus liep nie geschach
als dor sîne swester sach
in alsô hôher wirdekeit:
dô was geswendet al sîn leit.
Similt, diu maget rîche,
kam dô zühtecliche
mit rôsenvarwen wangen:
dô wart êrste schône enphangen
hêrre Dietrîch und die helde sîn.
Mit zühten sprach daz magedîn:
„Sît willekomen, hêrre Dietrîch,
von Berne vürste lobelîch!
Mir liebet, deich iuch sol sehen:

ich hôrt iuch grôzer manheit jehen,
swâ man iuch sach inne lande.
Ir huotet iuch ie vor schande,
und entâtet dehein laster nie,
des hânt ir êre unde lobes ie!“
Dô danket ir herre Dietrich.
Sîne gesellen gruozte si gelîch,
allerbeste, so si mohte
unde zir êren dohte.
Irn bruoder schône si enpfie;
mit armen sin umbevie,
si sprach: „Du solt willekomen sîn
hie, vil lieber bruoder mîn!“
Si dructe in an ir bruste
unde halste in unt kuste;
durch ganze liebe daz geschach.
Dietleip ir dô gesprach:
„Nu jehe, liebiu swester mîn,
wiltu noch langer hie gesîn
in diseme holen berge
bî Luarine dem twerge,
ode wiltu dir helfen lân?
Dir wirt noch ein biderber man!“
Si sprach: „Lieber bruoder mîn,
swaz du mir râtest, sol sîn;
mirne gebrast hie niuwiht,
dienest über dienest mir geschiht;
swez mîn herze gert,
des wirt ez hie gewert
tûsentvalt unde wol.
Swenne ich aber gedenken sol
der, die uns friunde sint,
sô wirt mir al mîn fröude bliut.
Ein ungetouftiu diet ist daz,
Krist von himele ist in gehaz;
ir geloube ist mir unwert,
mîn muot heim ze lande gert:
gerne wær ich bî der kristenheit.“
Dô sprach er aber zuo der meit:
„Simili, liebiu swester mîn,
nû lâ dîn trûren sîn;
ich nime dich dem kleinen man,
unde soltez an den lîp mir gân!“
Luarin was harte risch;
er ruofte die geste ze tisch
unt sprach: „Trûte gesellen mîn,
nû soltir hôchgemuote sîn!
Legent von iu iur strîtgewant,
helm unde schilt after hant,
diu swert und die brünnen guote:
vor schaden ich iuch behuote!“
Dô geloubten si der mære
dem künige sunder swære,
unde zogen ab ir îsengewant.
Daz nâmen dô zehant
kamerære, unt brâhten rîche wât
(daz si dehein künec hât),
daz in nicheime lande wart
rîter bewât in schôner art,
unt wart in uiender rezeiget baz.
Zwâre wizzent daz,
die tische wâren helfenbein,
dô vil manec edelstein
was mit listen în gegraben,
unde manic wilt erhaben,
schône sus si lebeten
und in den lüften swebeten.
Der dô werkes meiser was,
schône gefuogter daz
bî den sînen jâren;
die tische zesammen wâren
mit listen spæhe gegozzen
unde guldîn an den slozzen:
des gap man dem meister danc.
Dâ bî stuont manec sedelbanc,
gezieret wol mit sîde rôt.
Man brâhte dar wîn unde brôt
unt swaz so man haben sol:
sus diente man in harte wol.
Ir vil sâzen nider:
die schenken kâmen aber wider
unde brâhten küelen wîn.
Ouch sach man manec twergelîn
ze dienste vor dem künige stan
unde vor der maget wol getân,
unt vor den gesten zemâl.
Dô was fröude rîcher schal:
dorklanc joch vil snelle
manigiu stimme lût unt helle,
einiu klein, einiu grôz:
nieman daz niht verdrôz;
dô klangen under seiten vil
unde maniger hande spil.
Die geste in fröuden sâzen
unt trunken unde âzen
dô nach hövischer wirdekeit:
sît bestuont si michel arebeit.
Die tische hiez man dannen tragen:
beidiu, singen unde sagen,
huop sich nâch dem ezzen vil
unde manec seitenspil,
daz ez under ein ander hal
in dem berge reht über al.
Der künec bat die küniginne,
daz si mit ir dienerinne
dô wider gieng in ir gemach.
Dô daz alsus geschach,
dô wart den gesten aber wê:
ir keiner sach den andern mê,
und dirre vinster si verdrôz.
Sît wart ir arbeit êrste grôz.

Der Riese Sigenot und Ecken Ausfahrt.

Wir vereinigen diese beiden Gedichte in unserer Betrachtung, weil sie nicht nur äußerlich zusammenhängen, sondern auch wahrscheinlich Einen und denselben Verfasser haben, in welchen Einige den Albrecht von Kemenaten aus dem Thurgau erkennen wollen, da der von ihm gedichtete „Goldemar", von dem sich jedoch nur der Anfang erhalten hat, mit dem „Riesen Sigenot" und mit „Ecken Ausfahrt" mancherlei Aehnlichkeiten in Stoff und Darstellungsweise darbietet *). Sie sind in einer dreizehnzeiligen Strophe gedichtet, welche unter dem Namen der Berner Weise oder Herzog Ernsts Ton bekannt ist, Namen, die sie von den in ihr besungenen Helden erhalten hat. Beide Gedichte gehören zu den roheren Er-

*) Rudolf von Ems erwähnt einen Herrn Albrecht v. Kemenaten (S. o. S. 538. 540) unter den von ihm gepriesenen Meistern, doch ist dies gewiß ein anderer, als der Verfasser des Goldemar, da Rudolf nur entschieden höfische Dichter nennt und rühmt, zu denen jener nicht gezählt werden kann; auch müßten dann die ihm zugeschriebenen Gedichte in die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts hinaufgerückt werden, während sie unzweifelhaft in das vierzehnte gehören.

zeugnissen der Volkspoesie, die schon in das Bänkelsängerische auszuarten beginnt, aber selbst in ihrer rohen Form durch die Wahrheit und Kraft der Darstellung und ächt poetische Momente gefallen. In diesen Gedichten tritt uns übrigens schon das bürgerliche Element entgegen, das in der folgenden Periode ganz vorherrschend wird; sie erscheinen als Vorläufer der Schlacht- und Siegslieder, denen wir in den folgenden Zeiträumen in reicher Entfaltung begegnen werden. Es ist in jenen schon ganz der nämliche Geist, der in diesen weht; die urdeutsche Kampf- und Kriegslust, welche in den Nibelungen in ihrer reinsten Volksmäßigkeit erscheint, nimmt hier schon einen bürgerlichen Charakter an, der sich die alte Sage anzueignen sucht.

An innerem Werthe steht das Eckenlied oder Ecken-Ausfahrt weit über dem Riesen Sigenot, der viel kürzer und dürftiger ist, der epischen Ausführlichkeit ganz ermangelt und in der Darstellung oft matt und leblos ist. Der Inhalt desselben ist in Kurzem folgender: Einst zieht Dietrich auf Abenteuer aus; in einem Walde begegnet er einem Riesen, der ihn alsbald als denjenigen erkennt, der ihm den Oheim erschlagen, dessen Tod er nun zu rächen gedenkt. Er streckt ihn mit einem Schlage zu Boden, nimmt ihn unter den Arm und trägt ihn in einen finstern Thurm. Doch will sich der Riese auch an Meister Hildebrand rächen, weil dieser dem Berner geholfen, als dieser seinen Oheim erschlug. Bald begegnet ihm der alte Held, welcher seinen Herrn aufsuchte. Als er von dem Riesen Dietrichs Schicksal erfuhr, griff er ihn an, aber Sigenot versetzte ihm einen so mächtigen Schlag mit seiner Stange, daß er niederfiel und das Schwert ihm aus der Hand flog. Nun ergriff ihn der Riese bei dem Barte und schleppte ihn in eine Burg, welche von wilden Zwergen erbaut worden war; dort sah er Dietrichs Schwert an einer Wand; ehe es der Riese verhindern konnte, ergriff er dasselbe, und schlug dem Feinde das Haupt ab. Hierauf suchte Hildebrand seinen Herrn; er fand ihn in dem finstern Thurm, in welchem es böse Würmer gab, die der Held bis dahin nur mit Mühe von sich abgehalten hatte. Da es dem alten Meister nicht gelang, den Herrn herauszuziehen, ging er in den Berg, wo er einen Zwerg fand, mit dessen Hülfe er den Berner befreite, worauf beide Helden heimkehrten.

Wie schon gesagt, ist das Gedicht von „Ecken Ausfahrt" von größerer Bedeutung, als der Riese Sigenot; es übertrifft diesen nicht nur an größerer Lebendigkeit der Darstellung, glücklicherer Behandlung der strophischen Form (weshalb Einige geneigt sind, beide Gedichte verschiedenen Verfassern zuzuschreiben), sondern auch an größerem Reichthum von poetischen Motiven, die meistens mit Glück benutzt sind. Insbesondere ist der Kampf Dietrichs mit Ecken vortrefflich geschildert; die Darstellung wird durch das Gespräch der beiden Helden, das sich durch die ganze Erzählung des Kampfes hindurchzieht, eben so anschaulich, als mannigfaltig; und weit entfernt, dadurch matt oder schleppend zu werden, gewinnt sie vielmehr an Lebendigkeit, indem die Hauptzüge des Kampfes in ungezwungener Weise hervorgehoben werden. Eben so vortrefflich ist Dietrichs Klage um den gefallenen Ecke, die von tiefem Gefühle zeugt. Dagegen ist Alles, was auf diesen ersten schönern Theil des Gedichts folgt, von nicht größerem Werthe, als der Riese Sigenot.

In Köln (dies ist der Inhalt des Gedichts), der Hauptstadt des Landes Gripiar*), saßen vor Zeiten drei Helden: Vasolt, Ecke und der wilde Ebenroth. Als sie einst von Dietrich sprachen und ihn als den kühnsten Helden priesen, da er sogar den Riesen Grime und dessen Weib, Frau Hilte, bezwungen habe, beschloß Ecke den Berner aufzusuchen, um sich mit ihm zu messen und an ihm Ruhm zu erwerben. Diese Reden hörten drei schöne Königinnen; der Ruf des Helden machte sie begierig, ihn mit eigenen Augen zu sehen, und Ecke versprach ihnen, jenen gefangen herbeizuführen. Darüber erfreut, verhieß ihm Eine von den Jungfrauen als Belohnung, wenn er es erfülle, die Brünne, die einst König Ortnit und nach ihm Wolfdietrich getragen, und die sie um 50,000 Mark gekauft habe. Sie rüstete ihn zum Kampfe mit den besten Waffen aus; auch wollte sie ihm ein gutes Roß geben, doch nahm er es nicht an: er sei viel zu ungefüge, sagte er, als daß ihn ein Roß tragen könne, auch vermöge er vierzehn Tage zu gehen, ohne daß ihm Hunger oder Müdigkeit die Kraft benehme. Hiermit nahm er Urlaub und ging zu Fuß von dannen. „Hinlief er; wie einen Leopard in den Wald Sah man ihn weithin springen; Den Helm man hörte mannigfalt Wieder aus dem Wald erklingen, Recht als ob eine Glocke wäre erschallt; Wo ihn ein Ast berührte Mit Klang er es vergalt." Der Ton schallte in das Gebirge, des Schildes Klang erweckte der Vögel mannigfaltige Stimmen und die wilden Thiere schauten dem Helden nach, der, von Kampfbegierde getrieben, nach rastlosem Marsch am folgenden Tage Bern erreichte. Als er in die Stadt kam, begannen die Leute vor ihm zu fliehen. „Da gab in der Straße hellen Schein Nach jeder Seite die Brünne fein, Als ob sie entzündet wäre; Recht wie in einer sprühenden Glut, Leuchtete ihm sein Schild und auch sein Hut. Da sprach ein Bernäre (Berner): O Herr, wer ist jener Mann, Der dort steht in dem Feuer? Er hat so lichten Harnisch an, Und ist so ungeheuer! Und steht er eine Weile dort, Die gute Stadt zu Berne Verbrennet er sofort." Laut rief Ecke nach Dietrich; da er von Meister Hildebrand vernahm, daß er nach Tyrol geritten sei, zog er die Etsch hinauf, desselben Tages noch bis Trient und weiter bis auf den Berg Nones, wo er übernachtete. Am andern Morgen ging er weiter in den Wald, wo er ein Meerwunder, halb Mann, halb Roß, welches ihn anfiel, erschlug. Bald darauf fand er einen schwer verwundeten Mann, der ihn vor Dietrich warnte, da ihn Niemand bestehen könne, wie er selbst auch ihm erlegen sei; doch reizte dies den Riesen nur noch mehr. Endlich erreichte er den Berner, den er sogleich zum Kampf auffordert. Dietrich weigert sich Anfangs, doch als Ecke ihn wegen seiner Feigheit verhöhnt, springt er von seinem Roß, und es beginnt ein mörderischer Kampf, den der Dichter mit steigender Lebendigkeit darstellt. Sie fechten die Nacht hindurch, die von ihren Schwertschlägen erhellt wird. Als die Vöglein mit ihrem Gesang den anbrechenden Tag verkündigen, wird ihre

*) Verunstaltete Form des lateinischen Namens (Colonia) Agrippina.

Stimme von den Waffen der Helden überklungen, die auch wenig auf das hören, was die Vögel singen. Schon rieselt das Blut von den Helmen, es strömt aus Nasen und Ohren, daß sie vom harten Kampfe ruhen müssen. Doch dauerte ihre Ruhe nicht lang; mit grimmer Wuth liefen sie einander wieder an: das Feuer brannte von den Schlägen aus den Helmen, daß sich die Aeste entzündeten und der Rauch wie ein Nebel durch die Bäume drang. Da versetzte Ecke dem Berner einen so mächtigen Schlag, daß er ihn den Schild zerhieb und Dietrich in große Noth kam. Nun zog sich dieser schnell in den Wald zurück, wo ihn die Aeste vor Eckes Hieben schützten; doch dauerte der Kampf mit gleicher Hartnäckigkeit fort. Endlich gelang es dem Berner, seinem Feinde einen solchen Hieb beizubringen, daß dieser auf den Boden fiel. Doch sprang er schnell wieder auf, drang neuerdings auf Dietrich ein, und brachte ihm wieder eine Wunde bei, worüber dieser so ergrimmte, daß er eines Löwen Muth gewann und Ecken an Kraft gleich ward. Zum fünften Male schlug er den Riesen nieder, und er stürzte sich auf ihn, ihn auffordernd, sich zu ergeben, wenn er am Leben bleiben wolle. Aber Ecke vertraute so sehr auf seine Riesenkraft, daß er Dietrichs Vorschlag mit Hohn zurückwies. Nun begannen die Helden mit einander zu ringen; beinahe wäre es Ecken gelungen, sich wieder zu erheben, aber Dietrich griff ihm in den Halsberg und drängte ihn so mächtig gegen einen Baum, daß er die Besinnung verlor. Auch die erneuerten Aufforderungen des Berners an den Riesen, sich zu ergeben, sind vergeblich, er will lieber sterben, als solche Schmach erdulden. Da sprach Dietrich: „So reuest Du mich, Ecke! Mag es nun nicht anders sein, So hast Du verloren das Leben Dein, Viel auserwählter Recke. Davon so wende Deinen Sinn, Um alle werthe Frauen, Oder es wird Dein Ungewinn: Das lasse ich Dich beschauen. Dein Blick ist so gräßlich gethan, Kämst Du auf von der Erde, Ich müßte den Tod empfahn.“ Mit diesen Worten durchstach er ihn. Aber kaum ist es geschehen, als er über den gefallenen Helden zu klagen beginnt, der so todesmuthig gekämpft, und machte sich Vorwürfe, den kühnen Jüngling nicht am Leben gelassen zu haben. Darauf zog er ihm die Rüstung aus; als er sie aber anlegen wollte, war sie viel zu lang; er hieb eine Klafter davon ab, daß sie ihm passe. Aber Ecke war noch nicht todt; als er sah, daß der Berner davon reiten wollte, rief er ihm zu, er möge ihn nicht so liegen lassen, sondern ihm das Haupt abschlagen, da er doch nicht wieder genesen könne. Dietrich erfüllte seine Bitte; das abgeschlagene Haupt band er an seinen Sattel, um es den Königinnen zu bringen, die den Riesen gegen ihn ausgesandt hatten. (S. das mitgetheilte Bruchstück.) Als er durch die Aue ritt, fand er eine Frau, die ihm seine schweren Wunden verband und ihn für die weiteren Abenteuer ermuthigte. Nachdem er von ihr geschieden, kam er zu einer Frau, die von Fasolt, Eckens Bruder, verfolgt wurde; er nahm sie in seinen Schutz, und gerieth darüber in einen Kampf mit dem Riesen, der noch mehr ergrimmte, als er erfuhr, daß Dietrich Ecken erschlagen habe. Doch wurde er überwunden und mußte sich dem Berner ergeben. Hierauf zogen die beiden Helden weiter und gelangten zu einem hohlen Stein, wo sie einen Ritter, Namens Eggenot, fanden, der ihnen auf ihre Frage, warum er so allein sei, antwortete, sein Herr und die Andern seien ausgezogen, um Eckens Tod zu rächen. Als Eggenot von Dietrich selbst vernahm, daß er den Riesen erschlagen habe, fiel er den Berner grimmig an und versetzte ihm einen so gewaltigen Schlag, daß er strauchelte. Da ward Dietrich zornig, daß der Feuerathem aus seinem Munde ging und er, sein Schwert in beide Hände nehmend, den Feind erschlug. Noch mußte er mit Birkhilt, der beiden Riesen Mutter, einem starken ungefügen Weibe kämpfen; denn kaum hatte ihr Fasolt Eckens Tod berichtet, als sie einen ungeheuren Baum aus der Erde riß und Dietrichen mit wildem Grimme angriff, daß er sich kaum vor ihren mächtigen Hieben schützen konnte. Doch schlug er ihr endlich das Haupt ab. Als es ihr vom Rumpfe flog, schrie es noch so gewaltig, daß es in dem Walde weithin erscholl, „mehr denn eine Meile“. Als ihre Tochter Bodelgart, die stärkste Jungfrau, die man in dem Gebirge fand, den Todesschrei der Mutter hörte, riß sie einen mächtigen Baum aus der Erde, und rannte, über Stock und Dornen springend, durch den Wald an den Ort, woher die Stimme gekommen war. Als ihr Fasolt, der bei der todten Mutter stand, den Berner als den bezeichnete, der ihr Mutter und Bruder erschlagen, schrie sie laut auf vor Zorn, lief den Berner an, und gab ihm solchen Schlag, daß er nieder sank. Schnell aber sprang er wieder auf und hieb ihr mit kräftigem Hieb den Baum entzwei. —

So weit geht die Handschrift; aus der spätern Umarbeitung Caspars von der Roen wissen wir aber, daß Dietrich, nachdem er noch manche Kämpfe bestanden, endlich in die Burg der drei Königinnen gelangte, diesen unter bittern Vorwürfen Eckens Haupt vor die Füße warf, daß sie mit Blut und Gehirn bedeckt wurden, worauf er ohne Abschied fortritt, und endlich glücklich wieder nach Bern gelangte, wo er von den Seinigen mit Jubel empfangen wurde.

Dietrichs Kampf mit Ecken.

127 **S**ô herter tac erlûhte in nie:
swaz si dâ vor gestriten ie,
des wart dô gar vergezzen.
Ir maht was in entwichen gar
si leitenz mit den swerten dar:
ûf Ecken wart gemezzen
Ein alsô ungefüeger slac,
daz er kam von den sinnen
unt vor im ûf der erde gelac.
Doch moht ern niht gewinnen,
unz ér ein niuwe maht gewan:
dô spranc Ecke von der erde,
unt lief in wider an.

128 **V**il manec wunden er im sluoc
durch den halsperc, den er truoc;
doch er in aber valte
Vil zorneclîchen ûf daz lant:
in kund verhouwen nie sîn hant,
er stuont ûf mit gewalte.
Des kund er niht erwëren dâ.
Der Berner hât gedingen,
ob er in nider valte sâ,
sô welt er mit im ringen.

Daz bluot im ûz den wunden wiel:
mit zorn sluoc er, daz Ecke
zem fünften mâle fiel.

129 Daz bluot ervarwte dô daz gras;
niht langers bîtens dô enwas:
ez fiel ûf in der recke.
Als er in underligen sach,
der helt gewalteclîch dô sprach:
„Wiltu genesen, Ecke,
Frumer degen, so ergip dich mir
durch aller vrouwen êre:
sô lân ich hie daz leben dir
(sus sprach der Bernære).
Swie unser zorn sî grôz gewesen,
durch dîne manheit stæte
sô lâz ich dich genesen.“

130 Her Ecke sprach: „Nu enwelle Got!
Wan ich wære al der welte spot
hinnen für iemer mère;
Sô hâzten mînen starken lîp
die werden man unt werdiu wîp,
unt hete sîn lützel êre.
Dîn grôziu vröud ûf mînen tôt,
diu frumt dich harte kleine:
dîn zwêne bræht ich noch in nôt,
unt slüeg iuch alters eine.
Dîn kraft ist dir ze nihte guot,
wan dich vil sêre krenket
die wunden und daz bluot.“

131 Her Dietrîch sprach: „Nu lose mir:
zwei spil, diu wil ich teilen dir,
als ich dir hie bescheide.
Du wirt geselle und wirt mîn man
(daz ist daz beste dir getân),
ald kius den tôd vreide.
Der dinge, der muoz einez sîn,
ê daz wir scheiden hinnen!
Mich hilft diu vorgâbe mîn,
ich wil an dir gewinnen.
Er sprach: „Mir ist dîn rede zorn:
nu fiht halt, swie du wellest,
du hâst den lîp verlorn.“

132 Her Dietrîch für die welt genomen
hæt, daz er dannen möht sîn komen,
Ecke druht in zuo den ringen;
Er sprach: „Waz hilft, dazd ob mir lîst?
den lîp du doch dar umbe gîst:
dir mac hie niht gelingen.“
Ez wâren vrouwen drucke niht,
daz zeigt im wol der herre:
er druht in, daz von sînr gesiht
daz bluot schôz harte verre,
unt vil gar begôz den klê:
vom touf unz an sîn ende
geschach im nie sô wê.

133 Dô druht er für baz ûf den man:
sô leiden tac er nie gewan.
Ecke was nâh ûf gestanden.
Do er under im im grase sleif,
in den halsperc er im greif
mit beiden sînen handen,
Dâ er unverschroten was. —
dâ zart er im die ringe
reht, als ez wær ein blœdez glas:
mit sölhem ungelinge
gelag er ob im harte blôz;
er zart im ûf die wunden,
daz bluot si beide begôz.

134 Der swerte wart vergezzen gar,
si nameu grôzer drücke war,
si kâmen ûf ein wîte.
Einander tâten sî sô wê,
daz bluot begôz den grüenen klê:
ze tal an einer lîte
Der berner Ecken sêre twanc
zeins boumes stammen grüene,
daz sîn bluot zen wunden ûz dranc:
betoubet wart der küene.
Der Berner druht in ûf daz gras
mit alsô grôzen kreften,
daz er vil kûm genas.

135 Guot was hern Ecken guldîn gewant.
Ob im lac allez der wîgant,
der edel Bernære;
Er sprach: „Du maht niht langer leben:
des solt du mir dîn swert ûf geben,
vil stolzer degen mære.
Tuost du des niht, sô muost den tôt
von mînen handen dulden:
des hilf dir selben ûzer nôt
unt kum gên mir ze hulden;
sô füer ich dich an mîner hant
gevangen für die vrouwen;
sô wird ich in bekant.“

136 Dô sprach Ecke der werde degen:
„Mîns swertes wil ich selber pflegen,
von Bern ein fürste rîche!
Mich santen her ûf disen tan
drî küneginne lobesan.
Daz wizzest sicherlîche:
Ê daz du mich gevangen dar
hin bræhtest gen Jochgrimme
für die küneginne klâr
(rief er mit lûter stimme),
ich wolt verliesen ê den lîp,
dan mîn ze Jochgrimme
spotten diu werden wîp!“

137 Dô sprach der herre Dieterîch,
von Berne ein vürste lobelîch:
„Neinâ, vil werder Ecke!
Gib mir dîn swert in mîne hant
(sô sprach der degen wît erkant),
vil ûz erwelter recke!
Got weiz wol, daz ich dir dîn leben
hie gar ungerne wende:
dâ von solt du dich ergeben,
ald ez nimet ein ende.
Daz rât ich ûf die triuwe mîn,
ald ez gât an ein sterben:
daz mac niht anders sîn.“

138 Gæb ich mîn swert in dîne hant,“
alsô sprach Ecke der wîgant,
„mich schulten iemer mêre
Ze Jochgrim man unde wîp.
Ich wil verliesen ê den lîp!
(so sprach der degen hêre)
Mîn swert, daz wirt dir niht gegeben.
Ist dir alhie gelungen,
sô soltu nemen mir daz leben:
des wirt dîn lop gesungen.
Ich kan dir anders niht gesagen:
ich gan dir baz der êren
an mir, denn einem zagen.“

139 Dô sprach der herre Dieterîch,
von Berne ein fürste lobelîch:
„Sô riuwest du mich, Ecke!

Mag ez nu anders niht gesîn,
sô hâst verlorn daz leben dîn,
vil ûz erwelter recke.
Dâ von sô wende dînen sin
durch alle werde vrouwen,
ald ez wirt dîn ungewin:
daz lâz ich dich beschouwen.
Dîn blic ist freislich getân:
kæmest ûf von der erde,
ich mües den tôt enphân."

140 Den helm er im dô ab gebrach;
swaz er dô ûf daz härsnier stach,
er kund sîn niht gewinnen
Alsô klein, als umb ein hâr.
Mit den knöphen stiez er dar:
daz bluot begunde rinnen
Enallenthalben durch daz golt.
Der rise wart âne wizze:
daz hât er an im wol verscholt.
Er huob im ûf die slizze:
die wâren beid von golde rôt;
er stach daz swert durch Ecken;
des twang in michel nôt.

141 Als er den sig an im gewan,
dô stuond er über den küenen man,
unt sprach vil jæmerlîchen:
„Mîn sig und ouch dîn junger tôt
machent mich dicke schamerôt:
ich tar mich niht gelîchen
Ze keinem, der mit êren gar
lebt: des klag ich dich feigen.
Swar ich in dem lande var,
sô hât diu welt ir zeigen
ûf mich, unt sprechent sunder wân:
„Seht, diz ist der Bernære,
der künge stechen kan!"

142 Er sprach: „Ecke, mich riuwt dîn lîp!
Dîn übermuot unt schœniu wîp
welnt dir den lîp verkoufen:
Des muoz ich dir von schulden jehen,
wan ich nie degen hân gesehen
sus nâch dem tôde loufen,
Alsam du, helt, hie hâst getân.
Du phlæg enkeiner mâze,
noch kundest weder hân noch lân
ûf dirre veigen strâze.
Er ist zer welt ein sælic man,
der wol an allen dingen
halten unde lâzen kan.

143 Dez muoz ich mich von schulden schamen.
Unt wær ich niuwan von dem namen,
ichn ruochte, wie ich hieze,
Daz ich eht anders wær genant,
ald wær vermûrt in ein steinwant,
daz mich der name lieze,
Daz ich von Bern niht wær geborn:
waz klagt ich danne mêre?
Sus hât mîn hant an dir verlorn
mit strîte aldie êre,
die ich bejagt in mînen tagen.
Jâ solte mich diu erde
umb diz mort niht entragen!"

144 Als er den risen dô erstach,
zehant huop sich sîn ungemach,
er begunde sêre trûren;
Er sprach: „Wê, waz hân ich getân!
Unsælde wil mich niht erlân.
Man solte mich vermûren,
Daz mich niht ruorte mê der luft:
daz verklagt ich lîhte.
Ê dô was mîn lop vil tuft;
nû ist ez worden sîhte,
daz ich kiuse wol daz griez.
Ouwê, Ecke, daz ich dich
niht langer leben liez!

145 Sît aber ichz nu hân getân,
des muoz ich âne lop bestân
und âne fürsten êre.
Wâ nu, tôt? du nim mich hin,
sît ichz der ungetriuwe bin.
Nu wer gab mir die lêre?
Daz ich dich, helt, erslagen hân,
daz ist mir harte swære,
unt muoz mîn klage ze Gote hân
(alsô sprach der Bernære):
ob ichz nu al die welt verhil,
swanu ich selbe dran gedenke,
mînr fröuden ist niht ze vil.

146 Sît aber ez mir ist geschehen,
sô wil ich alder welt verjehen,
daz ich in hân erstochen:
Man weiz ez wol, und ist ouch wâr.
Dâ mit verswend ich mîniu jâr,
unt wirt mir übel gesprochen:
Von reht ich daz verdienet hân.
Swie ich sölch guot nie gewinne,
iedoch sô wil ich wâgen gân
unt nemen dir die brünne:
sô hân ich rêroup dir genomen.
In weiz, war ich vor schanden
sol in die welt bekomen."

147 Dô begund er Ecken umbe wegen,
die brünne balde ab im legen:
diu lûhte gar von golde.
Hern Ecken heln er dô genan;
die liehten brünne leit er an,
als er si tragen wolde:
Diu was im dô ein teil ze lanc,
si gieng im ûf die grüene.
Vil balde er si ab im swanc;
si truoc der helt vil küene
ze einem ronen mit sîner hant:
er schriets ab mit dem sahse
ein klâfter alzehant.

148 Als er daz guote swert versuoht,
und in die hosen sich geschuoht,
den helm band er zen houbte;
Den schilt er bî den riemen vie;
er sprach, dô er von golde gie:
„Der nu des geloubte,
Daz ich slâfend niht envant,
— — — — —
sô würd ich sælic gar bekant."
Sîn ors vant er gebunden;
— — — — —
ez wart von sînem bluote
ze beiden sîten naz.

149 Her Dietrich welt von dannen traben;
Her Ecke bat in stille haben.
„Vil stolzer degen hêre,
Obd ie gewünnest mannes muot,"
sprach der werde helt vil guot,
„sô nim die widerkêre
Zuo mir, des wil ich biten dich:
wan ich bin gar betoubet;
unt laz alsus niht ligen mich!

Du slah mir ab daz houbet,
wan ich entrûwe doch niht genesen,
durch aller vrouwen êre."
Er sprach: „Zwâr, daz sol wesen!"
Her Dietrîch zhoubt im abe sluoc;
ze sînem satel erz dô truoc,
der edel Bernære;
Vil veste band er ez dar an;
dô sprach der wunderküene man·
„Ich sage leidiu mære
Von dir den küneginnen fîn,
die dich ze kenpfen walten
ûf daz ungelinge mîn:
des wil ich dich behalten
den, die dich hâten ûz gesant,
unt wil ouch niht erwinden,
ich bring dich in ir lant."

Der Rosengarten.

Es ist kein anderer Sagenstoff in so vielen Bearbeitungen auf uns gekommen, als derjenige, welcher den Wettkampf Dietrichs und seiner Helden mit den Burgunden und Siegfried behandelt. Zwar kann sich dieser Stoff, in welchem zwei ganz verschiedene Sagenkreise, der gothische und burgundisch-fränkische mit einander vereinigt werden, nur viel später niedergesetzt haben, und es liegt in dieser Vereinigung eine Willkür, welche dem Wesen der Sage widerstrebt, doch muß sie schon ziemlich lange vor der Zeit, aus welcher die hiehergehörigen Bearbeitungen stammen, im Volke Wurzel gefaßt haben und von ihm weiter ausgebildet worden sein, weil nur daraus die größere Anzahl der vorhandenen Bearbeitungen des Stoffs erklärt werden kann. Es sind deren vier auf uns gekommen, die sämmtlich nach dem Schauplatz, in welchem der Wettkampf Statt fand, genannt werden und unter dem Namen der „Rosengarten" oder auch, um sie von dem Zwerg Laurin oder dem „kleinen Rosengarten" zu unterscheiden, der „Große Rosengarten" bekannt sind. Wenn der Inhalt derselben im Wesentlichen auch der nämliche ist, so weichen sie doch in sehr wichtigen Punkten ganz von einander ab, und es zeigt dies nicht bloß, daß die Sage sehr beliebt, sondern auch, daß sie in steter Fortbildung begriffen war. Manches mag allerdings in den einzelnen Bearbeitungen als willkürlicher, oder besser als selbst erfundener Zusatz der Dichter erscheinen, und daher nicht aus der lebendigen Volkssage in die Dichtung aufgenommen worden sein, aber selbst diese Zusätze und Erweiterungen sind, mit Ausnahme weniger Einzelheiten, dem Wesen der Sage vollkommen angemessen, und machen durch die ächt volksthümliche Darstellungsweise die beste Wirkung. Ueberhaupt gehört der Rosengarten in seinen verschiedenen Bearbeitungen zu den besten Erzeugnissen der volksthümlichen Epik des vierzehnten Jahrhunderts; die Darstellung ist frisch und lebendig, die Charaktere sind kräftig und wahr gezeichnet, und wenn auch die Form mangelhaft ist (nur in Einer Bearbeitung ist sie besser gehalten), so wird der schöne Gehalt durch sie doch nicht zurückgedrängt. Wie im Ecken Ausfahrt, so nehmen wir auch im Rosengarten schon den Einfluß des bürgerlichen Elements wahr; er zeigt sich namentlich in der Persönlichkeit des Mönchs Ilsan, dessen ins Komische gezogene Derbheit ein Erzeugniß des städtischen Lebens ist, denn während die frühere volksthümliche Dichtung diese Seite der poetischen Auffassung gar nicht oder nur in schwachen Andeutungen zur Erfahrung gelangen ließ, tritt sie immer kräftiger hervor, sobald das Bürgerthum sich der Poesie bemächtigt, bis sie endlich im Fastnachtspiele ihre höchste Blüthe erreicht. Doch ist die Figur des Mönchs Ilsan gewiß nicht erst von den Dichtern eingeführt worden, sondern fand sich ihrem Wesen nach schon in der Ueberlieferung. Jedenfalls sehen wir in Ilsan eine Erscheinung, die im Mittelalter nicht selten gewesen sein mag, denn unter den vielen Rittern, welche der Welt entsagten und sich in Klöster zurückzogen, wird Mancher seine kriegs- und kampflustige Natur auch in den einsamen Mauern bewahrt haben und durch sie mit den Anforderungen, die das neue Leben an ihn stellte, in ernsten und komischen Widerspruch gerathen sein. So war Ilsan schon seit zwanzig Jahren im Kloster; aber er hatte seine angeborne Kampflust nicht verloren; trug er ja sogar sein Sturmgewand unter der Kutte. Seine Klosterbrüder behandelt er nicht anders, als wenn sie seine reisigen Knechte gewesen wären; er reißt sie an den Bärten oder an den Ohren, wenn sie ihm nicht gehorchen. So sind ihm Flüche und Verwünschungen viel mehr mundgerecht als Segensformeln. Als sein Bruder, der alte Hildebrand, ihn im Kloster aufsucht und ihn mit dem christlichen Gruße Benedicite anredet, antwortet er: „Führt Dich der Teufel wieder her?" Zur Selbstbeherrschung hat ihn das langjährige Klosterleben nicht gebracht; es braucht wenig, seinen Zorn zu erregen, dem er gewöhnlich durch einen Faustschlag ins Gesicht Luft macht. Ueberhaupt sind seine Sitten roh und er hat selbst Freude an dieser Rohheit. Sobald er in den Rosengarten kommt, wälzt er sich in den Blumen; als er von Kriemhilden den Siegespreis, einen Kuß, erhält, reibt er ihr die zarten Wangen mit dem Barte wund; den Mönchen seines Klosters drückt er, als er von der Fahrt nach Worms zurückgekommen war, die gewonnenen Rosenkränze auf das Haupt, daß die armen Klosterbrüder von den Dornen blutig geritzt werden. Doch ist er bei all dieser Rohheit nicht bösartig; Alles, was er thut und sagt, thut und sagt er in übermüthiger Laune; er will scherzen, aber bei seinem ungeschlachten Wesen erhält jedes Wort und jede That eine bedenkliche Form, die alle gesellschaftliche Sitte verletzt. So ist Mönch Ilsan das vollständigste Widerspiel der höfischen Zierlichkeit, die wie aus dem Leben, so auch immer mehr aus der Dichtung schwand.

Wir können hier nicht in die einzelnen Bearbeitungen der Sage eingehen und deren Abweichungen angeben; es wird hinreichen, eine kurze Uebersicht des ihnen allen gemeinsamen Inhalts mitzutheilen. Kriemhild, die Tochter des Burgundenkönigs Gibich in Worms, besitzt einen überaus prächtigen Rosengarten, zu dessen Wächtern zwölf Helden bestellt sind, unter welchen außer ihrem Vater und ihren zwei Brüdern, Günther und Gernot, vorzüglich Siegfried, der eben um die Jungfrau warb, Hagen und Volker aus den Nibelungen bekannt sind. Wie bei dem Garten Laurins ist auch bei diesem der Eintritt verboten; wer ihn dennoch zu betreten wagte, ward von den Helden bekämpft.

Voll Uebermuth schickte einst Kriemhild an Dietrich, von dessen Tapferkeit sie gehört hatte, die Aufforderung, den Kampf um den Rosengarten zu bestehen und seine tapfersten Helden mitzubringen, denen sie die ihrigen entgegenstellen würde. Die Sieger sollten einen Rosenkranz und einen Kuß von der Königstochter erhalten; die Besiegten aber sollten Lehensleute der Sieger werden. Anfänglich weigert sich Dietrich, die Ausforderung anzunehmen, aber von Hildebrand ermuthigt, entschließt er sich endlich, an den Rhein zu ziehen. Da aber nur eilf Helden bei Dietrich sind, welche den burgundischen Rittern entgegengestellt werden können, schlägt Hildebrand seinen Bruder Ilsan vor, der ein Mönch geworden war. Um ihn zu gewinnen, zogen die Helden zu seinem Kloster; es bedurfte nicht vielen Zuredens, um den alten Ilsan, in welchem die frühere Streitlust wieder erwachte, zu bereden; dagegen wollte ihn der Abt nicht fortlassen, aber der Mönch wußte bald seine Erlaubniß zu erzwingen, worauf die Helden aufbrachen. Als sie vor Worms angelangt waren, ritt Markgraf Rüdiger voraus, der jungen Königin die Ankunft der Helden zu melden; diese hieß sie willkommen, und es ward festgesetzt, welche Helden mit einander und in welcher Ordnung sie kämpfen sollten. Nun begann der Kampf; alle Helden Dietrichs und so auch Ilsan, der den Spielmann Volker zum Gegner hatte (s. das mitgetheilte Bruchstück), trugen den Sieg über die burgundischen Ritter davon, von denen sogar einige getödtet werden; aber als Dietrich mit Siegfried kämpfen sollte, weigerte er sich, weil dessen Haut hörnern und undurchdringlich sei. Da macht ihm der alte Hildebrand so bittere Vorwürfe über seine Feigheit, daß er, darüber ergrimmt, diesen anfällt, welcher sich stellt, als ob er von seinem Herrn getödtet worden sei. Da Dietrich den getreuen Meister für todt hält, geräth er in Wuth über die Burgunden, die er für die erste Ursache dieses Unglücks ansieht; er stürzt in den Rosengarten, fällt Siegfrieden an und besiegt ihn nach hartnäckigem Kampf. Nur Kriemhildens Bitten können ihn vom Tode retten. Auch König Gibich wird von Hildebranden besiegt, und er muß sein Reich von Dietrich zu Lehen nehmen.

Ilsans Kampf mit Volker.

Hiltebrant der alte rüefen began:
„Wâ sûmet sich sô lange münch Ilsân?
wie fürht er sich sô sêre? tar er niht her für gân,
den klê mit bluot begiezen, alsô man vor hât getân,

Unde ouch bedecken mit sîner kutten wit,
unze daz im diu künigin einen kenpfen gît?“
„Jâ, lieber bruoder,“ sprach münich Ilsân,
„swaz ir gebietent, daz sol sîn getân.

Dar zuo bin ich ze strîte wol bereit hie.“
Alsô frôlichen der münch ind rôsen gie:
dô truoc er ob den ringen ein grâwe kutten an;
ein swert in sîner hende truoc münich Ilsân.

„Sît daz der kunigîn ist ze strîte ger,
daz man vor ir strîte (drumb bin ich komen her),
sô gebe si mir ein kenpfen in die rôsen lieht:
wan ich zertrite si alle unt leibe ir keine nieht.“

Dô begunde sich walgen der münch Ilsân
an dem rôsengarten (nieman greif in an)
in den liehten rôsen; des wart der münch gemeit:
daz was der künigin ûzer mâzen leit.

Dô begunde münich Ilsân die rôsen gar zertreten:
in hâte diu künigîn lüzel drumb gebeten;
daz er in dem garten treip sô grôzen übermuot,
daz dûhte frouwen Kriemhilt niht gar guot.

Dô sprach diu künigîn: „Lieber vater mîn,
laz dir bevolhen unt geklaget sîn,
daz hie im garten trîbet der münich Ilsân:
hastu kein sô küenen, der in türre bestân?

Daz sîn grâwe kutte iemer werde geschant!“
Do begunde der münch Ilsân lachen zehant;
er sprach bescheidenlîche: „Edel künigîn klâr,
Huochen ist verboten: daz sage ich iu für wâr.

Ich weiz wol umb den orden: ich bin ein clôsterman.“
Dô sprach diu künigîn: „Sô hâstu unrehte getân,
hâst du dich underwunden, daz du wilt dienen Got,
unt hâst mir hie erzeiget dînen grôzen spot.“

„Den orden trage ich rehte: sich an mîn bredigerstap,
den mir in dem clôster der apt selbe gap;
er hât mich ûz gesendet: ich sol bihte hœrn.“
Dô sprach diu künigin: „Der münich wil uns tœrn.

Ich fürhte, uns welle betrügen der alte baltenær:
sîn rede mich verdriuzet, sîn spot lît mir swær;
ein scharpfez swert er füeret für sîn bredigerstap;
der apt was wol unsælic, do er dirz in die hende gap.“

„Edel küniginne, jô hât er wizze genuoc:
er sach an mîme lîbe, daz ichz mit êren truoc
in stürmen unde in strîten; ist grâwes ordens reht.“
„Nu geleite dich der tiuvel in die helle sleht!

Ich sage dir sicherlîchen: er gestât dir niemer abe,
wan du im dienst mit flîze mit dîme bredigerstabe.“
„Nu fürhte ich niht als sêre, frowe, daz helsche fiur,
ich müeze an schouwen manic mündelîn gehiur

In dem rôsengarten mit mînen ougen snel,
unt solte ich von strîte verliesen hie mîn sel!
Diu mære kâmen inz clôster, diu mich her truogen,
man gæb iedermanne ein küssen von einer frowen kluogen.“

Dô sprach gezogenlîche diu küniginne zart:
„Nu küsse dich der tiuvel an dînen rûhen bart!“
Mit haze unt mit nîde der künigin rede gelac:
„Dir wirt mit scharpfen swerten geben manic slac.“

„Des bin ich begernde in mîner bruoderschaft,
daz ûf mich werde geslagen mit hertes swertes kraft:
sô wil ich mich biegen und ouch daz wüllîn gwant,
daz ez zuo den Hiunen frou Herchen wirt bekant,

Und ouch den rôten mündelîn, der manegez bî ir wont.
Swie sêre mir mîn kutte über mînen lîp hie dont,

ir müezent selbe sprechen, ê dirr schinpf ende nint,
daz iuwer besten helde sî einer vor mir ein kint."

Dô ruofte künic Gibeke: „Wâ bistu, Volkêr?
Ich wil dir hinte klagen mîniu grôziu sêr,
diu mir hie erzeiget münch Ilsân.
Edeler degen küene, den soltu grîfen an

Mit dîme guoten swerte, helt gar unverzaget.
Hœrst du, wie spotlîchen er mîner tohter saget?
Wir sîn alle in dem garten sîn spot:
möhtestu in betwingen, des dir helfe Got,

Des hæten wir iemer êre unt grôzen ruom."
Dô sprach Volkêr der spilman, er wolte ez gerne tuon,
swaz sô er möhte ûf strîtennes vart,
und dem feigen müniche schütten sînen bart.

Volkêr der spileman was ze strîte bereit;
dô fuorte er an sîm schilde ein fidelen gemeit;
dô spranc in die rôsen Volkêr der spilman:
alsô tiuvellîche grifen si einander an.

Si sluogen ûf einander, die zwêne küene man:
starke, swinde slege gap im der münch hin dan.
Der münch sach an die frouwen, tuot daz buoch bekant:
dar umb begunde in strâfen der alte Hiltebrant:

„Pater noster! bruoder, wilt du den orden stœrn
durch willen schœner frouwen?" — „Swîc, lâ mich gehœrn!
Mîn ougen müezen schiezen ûf der minnen spil;
dar umb bin ich ein kenpfe ûf der heiden zil."

„Sô wer dich vaste, muosbart!" sprach meister Hiltebrant.
„Wir sîn durch êren willen komen in diz lant;
die lâz an dînem lîbe niht werden verlorn!"
Si sluogen ûf einander die helde hôch geborn.

Ez giengen ûf einander slege âne zal:
schilt, harnesch begunde klingen, daz ez lûte erhal;
die ringe begunden rîsen in die rôsen hin:
si lâgen zerströuwet, als wæren si gesæt dar in.

Dô brâhte der münich Ilsân ein ungefüegen slac,
daz im Volkêr der spilman undern füezen gelac,
doch lac er niht lange: Volkêr der spilman,
er spranc ûf geswinde; den münch lief er an.

Der münch begunde in trîben die heide entwer;
eine wîle jagte ern hin, die andere her.
Ûf spranc diu künigîn, von der man wunder saget,
unt schiet si von einander, die helde unverzaget.

Dô sprach diu künigîn: „Ein juncfrowe wil dich laden,
ein brief inz clôster senden unde dar in tragen,
daz man dir ze vasten seze alsô vil."
„Daz tuon ich gerne," sprach der münich, „ob ich wil.

Swaz ir hie klaget, daz tuot iu allez nôt:
wande iu lît erslagen risen unt ritter tôt,
der bîhte ich hân gehœret; diu buoze ist in ze swær,
die si hânt enphangen," sprach der bredigær.

„Dîn clôster müez verbrinnen," sprach der spilman,
dâ du inne soldest wesen, du alter grâwer man;
Dich und dîne bruoder wil ich dem tiuvel enpfelen:
du hâst mir mit dîme stabe grôze streiche geben."

„Nu müeze uns Got behüeten (daz ist wæger vil!)
mich unt mine bruoder, als ich dir sagen wil.
Mîn bredigerstap ist lieht unde dâ bî starc:
den füere ich ein mit kreften; dar zuo ich niemans darf.

Daz habe ich hiute erzeiget in den rôsen rôt."
„Daz dir dîn apt besezet hât, kleine ist dîn gebôt:
du möhtest für dîn kutte lieber klâre sîde tragen,
sît daz man muoz inz clôster ze strîte nâch dir jagen."

Ez tuot einer für den andern . . . .
ez ist mir an geborn (des bin ich hôchgemuot)
von den Wülfingen: die hânt ez dicke gehebet;
in stürmen unde in strîten wart ir nie keiner überstrebet.

Daz hân ich hiute geüebet den jungn ze bilde gar,
daz si den schinpf ane sehent hie ûf strîtes ban.
In stürmen unde in strîten was mir ie nâch êren gach:
swanne ich kum inz clôster, sô tuo ich ouch dar nâch."

„Ich weiz niht umb dîn clôster, ungewizen kappelân.
Wær ich bî dînen bruodern, ich hiezes vor dir gân,
alsô ich dîner hende bin worden gewar:
ez ist ein küener keller, der dîn pflegen tar."

Dô sprach der münich Ilsân: „Wâ ist diu küngîn hêr?
Hât si der hübschen videler bî dem Rîne iht mêr?
Swie suoze ir seiten hellent, ir videlboge ist kranc."
Dô truoc er einen bredigerstap, was ûzer mâzen lanc.

Dô hâte münich Ilsân übermuotes begangen vil
in dem rôsengarten, als ich iu sagen wil;
er hâte zertreten die bluomen und den klê:
des tet künic Gibeken unde sîner tohter wê.

Die Schlacht vor Ravenna.

Zu den volksthümlichen Gedichten, welche den Sagenkreis von Dietrich von Bern und seinen Helden behandeln, gehört endlich auch der „Strît vor Rabene" oder die Ravennaschlacht, welche in einer eigenthümlichen Umbildung der Nibelungenstrophe abgefaßt ist, wie denn der Dichter überhaupt das Nibelungenlied stets vor Augen hatte und demselben nachzueifern suchte. Wir besitzen die älteste Form des Gedichts nicht mehr; vielleicht dürfen wir sogar dasselbe, wie es uns überliefert worden ist, für eine ziemlich ungeschickte Verbindung und Erweiterung zweier oder noch mehrerer früherer Gedichte ansehen, denn es herrscht ein solcher Abstand zwischen den einzelnen Abschnitten, daß es kaum thunlich ist, sie für das Werk eines und desselben Dichters anzusehen. So steht zwar auch der Schluß

von Ecken Ausfahrt tief unter der ersten Hälfte; jener ist eben so matt und farblos, als diese lebendig ist und von poetischem Sinne zeugt; allein es ist bei alledem doch kein Zweifel, daß das ganze Gedicht nur Einen Verfasser hat, welcher nur den Kampf Dietrichs mit Ecken mit Vorliebe bearbeitete, die spätern Abenteuer dagegen gleichsam mit Widerwillen hinzufügte. In der Ravennaschlacht verhält sich die Sache ganz anders: es sind wenigstens zwei Dichter zu unterscheiden, von denen der Eine hochbegabt und von dem lebendigen Geiste des Volksliedes durchdrungen ist, auch wohl schon vorhandene Volksgesänge mit künstlerischem Sinne benutzt, während der Andere den ihm überlieferten Stoff in roher bänkelsängerischer Weise behandelt. Dieser Zweite hat sich wahrscheinlich das Gedicht des ersteren und früheren angeeignet, und in das seinige eingewebt, freilich zum höchsten Nachtheile des andern, indem er es erweitern und stellenweise verändern mußte, um es mit dem seinigen in Einklang zu bringen. Es ist Ettmüllern gelungen, diese bessere Dichtung aus dem Ganzen auszuscheiden; in seiner geschmackvollen Herstellung, die er unter dem Titel „daz mære von vroun Helchen sünen“ bekannt gemacht hat, scheint er jedoch öfters zu willkürlich oder, wenn man lieber will, zu kühn zu verfahren. So war die Tilgung des Binnenreims wohl nicht geboten, vielmehr ist es denkbar, daß der Dichter den in einzelnen Strophen des Nibelungenliedes erscheinenden Binnenreim durch die ganze Dichtung durchzuführen suchte.

Der Inhalt der Ravennaschlacht ist in Kurzem folgender: Dietrich ist nach seiner Vertreibung aus dem väterlichen Reiche durch seinen Oheim Ermenrich zu Etzel geflüchtet. Dieser und die Königin Helche suchen ihn zu trösten und versprechen ihm Hülfe, daß er das geraubte Erbe wieder erobere; ja sie geben ihm sogar die schöne Herrat zur Gemahlin. Nachdem die Hochzeit mit großer Pracht gefeiert worden war, versammeln sich die Fürsten und Helden, welche an dem Zuge gegen Ermenrich Theil nehmen wollen. Von dem Anblicke des mächtigen Heeres entflammt, bitten auch Etzels zwei Söhne um die Erlaubniß, mitziehen zu dürfen (hier beginnt das von Ettmüller herausgehobene mære). In der Nacht hatte es aber Fraun Helchen geträumt, wie ein Drache ihre Söhne auf eine Heide entführte, wo sie ein wilder Greif tödtete; deshalb wollte sie die Knaben nicht von sich lassen. Auch Etzel schlug es ihnen ab, doch wurden ihre Bitten so dringend, daß sich Etzel und die Königin endlich bereden ließen, ihnen zu willfahren, zumal Dietrich versprach, für ihre Sicherheit zu sorgen. Nun zog das mächtige Heer ab. Als es nach Bern gelangt war, wurden die beiden Knaben, Scharpfe und Ort nebst Diethern, dem jüngeren Bruder Dietrichs, auf den Rath der Führer dem starken Ilsan zur Obhut unter dem ausdrücklichen Befehl anvertraut, die drei Kinder nicht aus der Stadt zu lassen. Doch kaum ist Dietrich mit dem Heere abgezogen, um den Feind in Ravenna zu überfallen, als die drei Knaben Ilsan mit der Bitte bestürmen, sie aus der Stadt reiten zu lassen, um sie von außen zu besehen. Da er keine Gefahr dabei sieht, und er sie zudem selbst begleiten wollte, willigt er endlich ein. Während er aber seine Rüstung anlegt, verlassen die Knaben die Stadt, und als ihnen Ilsan bald darauf nachreitet, kann er sie nirgends erspähen, da ein starker Nebel alle Aussicht in die Ferne verhindert. So waren auch die Knaben auf einen falschen Weg gerathen, und da der Nebel nicht nachließ, mußten sie auf einer Heide übernachten. Wie sie am folgenden Morgen ihre Rosse satteln, sehen sie einen Krieger herbeireiten. Diether erkennt in ihm sogleich den starken Witegen, der von Dietrich abgefallen und zu Ermenrich übergegangen war. Des Verräthers Anblick erfüllt den jungen Diether mit Zorn; die Thränen treten ihm in die Augen, und als seine Gefährten sich nach dem Grund seines Kummers erkundigen, sagt er ihnen, wie jener Recke ihm Leid zugefügt habe und wie er sich an ihm zu rächen wünsche. Sogleich sind auch die jungen Fürsten zum Kampf bereit; sie rennen gegen Witege, Scharpfe ereilt ihn zuerst und greift ihn an. Dieser schont zuerst des Knaben, als er aber von ihm verwundet wird, ergrimmt er und tödtet ihn mit Einem Schlage. Nun kommt auch Ort herbei; vergebens warnt ihn der starke Held, der Knabe brennt vor Begierde, seinen Bruder zu rächen, aber auch er fällt. Nicht glücklicher ist Diether; zwar ist er älter und kampfgeübter, als jene, aber so tapfer er auch kämpft, muß er doch zuletzt dem starken Helden unterliegen. „Diesen Tod viel sehr zu beweinen begann Mit seinem ganzen Herzen der ungetreue Mann; Da küßte er an den Stunden Diethern recht an allen seinen Wunden. Könnte ich dir noch helfen aus aller deiner Noth, Gott möge mich verdammen, ich wollte gerne liegen todt! Nun muß ich sicherlich Räumen alle Lande vor Dieterich! — Er ging zu Schemminge und wollte reiten von dann; Von viel großer Reue zu trügen ihn die Kraft begann: Da ward ihm allererst gar leide; Er mußte sich niederlegen auf die Heide.“ (S. d. mitgetheilte Bruchstück.) Unterdessen ist das hunnische Heer vor Ravenna angekommen, welches sogleich belagert wird. Ermenrich versucht einen Ausfall, wird aber geschlagen und muß die Flucht ergreifen. (Die Schilderung der blutigen Schlacht, welche eilf Tage dauert, und an der alle bekannten Helden der Sage Theil nehmen — auch Siegfried kämpft, wird aber von Dietrich besiegt, dem er sein Schwert übergibt — gehört dem späteren Dichter oder Bearbeiter an). Als man hierauf die Todten auf dem Schlachtfelde aufhebt, kommt Ilsan herbei, der bis dahin immer nach den Knaben gesucht hatte. Während er Dietrichen berichtet, wie er sie verloren, meldet Helferich, daß man sie todt auf der Heide gefunden habe. Dietrich eilt sogleich hin; wie er die Knaben sieht, fällt er klagend auf sie nieder und küßt ihre Wunden. „Seine beiden Hände er in die Augen schlug: O weh großen Leides! daß mich meine Mutter je trug, Das müsse Gott erbarmen: Er erschuf nie einen Mann so armen. Nun weh mir immer mehr, daß ich je ward geboren! Das Haar aus dem Kopfe riß sich der Recke auserkoren. O weh, wo soll man mich nun schauen, Wenn man es sagt der Königin, meiner Frauen? — Ein Glied aus seiner Hand beißen er begann: Gott möge mich nur tödten! Unheil sei mir aufgethan! Nimmermehr werde ich geheilet! Alle Freude sei mir vertheilet (entrissen)! Mir wird in dieser Welt nimmermehr Rath! Wahrlich, wohin ich mich wende, an jeglicher Stadt Spricht man, in der Näh' und in der Ferne: Seht, der hat verrathen seinen Herren! Alle sprechen so, wie unschuldig ich

bin. O weh, armer Dietrich, wo willst Du Dich nun wenden hin? Wie soll ich mich nun gebaren? Wollte Gott, ich wäre gestorben vor manchen Jahren!" Als er hierauf die Wunden der Knaben betrachtet, erkennt er, daß Witeges Schwert sie geschlagen habe. Während er seine Klage erneuert, sieht Rüdiger den Verräther über die Heide hinreiten; er zeigt ihn dem Berner, der sogleich auf sein Roß springt und jenem nachjagt. Aber Witege flieht vor dem Feinde und läßt sich weder durch Bitten, noch durch den bittersten Hohn bewegen, den Kampf aufzunehmen. Er reitet bis an den Strand des Meeres, wo ihn ein Meerweib, seine Ahnfrau Waghild, in des Meeres Grund aufnimmt. Als Dietrich sieht, daß der Feind seiner Rache entzogen ist, reitet er auf das Schlachtfeld zurück, wo die Kinder bestattet werden. (Der spätere Dichter läßt nun den Berner wieder mit dem Heere gen Ravenna ziehen, wohin Ermenrich geflohen war; es beginnt eine neue Schlacht, in welcher Dietrich siegt und die Stadt einnimmt; doch gelingt es dem Kaiser wieder zu entfliehen.) Nun kehren die hunnischen Helden in die Heimat zurück. In der Stadt Gran, wo sich Helche aufhält, erblickt diese die Reste ihrer Söhne: die blutigen Satteln erwecken in ihrem Herzen traurige Ahnungen, die nur zu bald von Rüdiger bestätigt werden. Da bricht die Königin in die schmerzlichste Klage aus, verflucht Dietrich und ihre Milde gegen ihn; und als Herrat sie zu trösten sucht, verwünscht sie auch diese und befiehlt ihr, von nun an ihr Antlitz zu meiden. Erst als Rüdiger ihr erzählt, wie auch Diether todt sei und wie Dietrich den Fall ihrer Söhne so schmerzlich beklagt habe, läßt sie sich erweichen, dem Berner ihre Gnade wieder zu schenken, ja sie verspricht, denselben mit Etzeln auszusöhnen. Rüdiger eilt nach Bern und bringt Dietrichen an Etzels Hof, wo ihn die hunnischen Recken freudig begrüßen. Nur der König zögert mit seinem Gruße. Als aber Dietrich sein Haupt auf des Königs Füße neigt und ihn bittet, sein Leid an ihm zu rächen, hebt er ihn auf, umarmt ihn und versichert ihn seiner Verzeihung und Huld.

Der Tod von Frauen Helchen Söhnen.

Bî handen sich geviengen der reinen Helchen kint
und Diether der junge; si giengen trûreclîchen sint,
dâ si ir meister vunden;
si bâten Ilsânen an den stunden.

„Ilsân, meister hêre," sprach Orte der degen,
wir manen dich vil verre, wir sîn hie in dînen pflegen,
nû günne uns ze rîten
vür die stat; wir komen in kurzen zîten.

Wir wolden gerne schouwen disen bû hêrlîch,
die stat hie ze Berne; unt læge diu in Hiunischrîch,
waz bedorften wir dan mêre?
sîn het mîn vater Etzel iemer êre!"

Mit triuwen sprach dô Ilsân: „Vil lieben herren mîn,
die bete sult ir lâzen, wan daz enmac niht gesîn!
Wær iht, daz iu leides geschæhe,
den tôt ich lieber an mir selber sæhe."

„Jane rîten wir niht verre," sprâchen diu kint:
„Ilsân, lieber meister, ouch ensîn wir niht sô blint,
wir behüeten uns der mâze,
daz uns niht enwirret ûf der strâze!"

„Nu erlât mich maneger sorge," sprach her Ilsân,
„gegen dem Bernære ich mich des vertrûwet hân,
ez möhte lîhte mich geriuwen,
unt wære ouch iemer kranc an mînen triuwen."

„Swaz du unbillîches nû begâst dar an
gegen Dietrîche, ich daz wol versüenen kan;
ez enkumt dir niht ze swære:
wer wænst du, daz ez sage dem Bernære?"

Do sprach der starke Ilsân: „Nu sît der bete gewert!
Niht bestân ich hinder iu, sît ir ze ritenne gert,
sone mac ich daz niht gelâzen:
ich wil mit iu rîten ûf die strâzen."

Vrô der mære wurden diu kint wol getân:
die jungen künege rîche gâhten vrôlîchen dan,
dâ sî diu marc vunden;
si sâzen ûf diu ros bî den stunden.

Die vil hôhen künege gâhten ûz der stat;
sî kâmen leider ûf ein unrehtez pfat.
Owê! vervluochet sî diu reise:
an in geschach vil jâmerlîchiu vreise.

Ê daz sich Ilsân bereite zuo der vart,
mê dan ein wegestunde rîten die jungen helde zart;
dô gâhte er vaste nâch den kinden:
er kundes umbe di stat ninder vinden.

„Was sol ich nu kêren? ich armer Ilsân,
der mir daz sagen künde!" Lûte ruofen er began;
im was leide âne mâze:
im antwurte nieman ûf der strâze.

In sînem herzen lac im ungemach:
vor einem starken nebele er der kinde niht ensach:
sî riten im ûz den ougen;
dô begunde ers suochen alsô tougen.

Er gedâhte in sînem muote: „Waz ob diu kint
in ir tumben sinne nach dem here gestrichen sint?
Owê! nu werdent sî versêret:
si sint mir zuo dem here hin gekêret!"

Dô gurte er sînem Blanken baltlîchen baz:
mit vil manegen sorgen ûf daz guote ros er saz.
Ime was von herzen leide:
er reit nâch den kinden ûf die heide.

An dem andern morgen, dô ez wolde tagen,
dô begunde Diether sîne grôze sorge klagen:
„Nû râtet, lieben herren,
ich vürhte uns unser reise grôzen werren."

Si gurten ir marken mit willeclîcher hant;
die jungen rîchen künege sahen hin über daz lant:
vil heiter schein diu sunne.
„Nu vröuwe ich mich," sprach Scharpfe, „dirre wunne!"

„Wâfen iemer mêre!" sprach Orte zehant,
wie rehte schœne ist ditze hêrlîche lant!
Ouwê! voget von Berne,
ir müget hie wol iemer wonen gerne!"

An der selben stunde, als man mir sagete sint,
sâhen dort her rîten den starken Witegen diu kint:
er was in leider komen ze nâhen.
Diu kint sprâchen, dô si in gesâhen:

„Herre Got der guote, wer mac der recke sîn,
der sô frechliche dort haltet, trûtgeselle mîn?
Nu wellen wir zuo im rîten:
er gebâret rehte, sam er welle strîten.

Er haltet unter schilde mit manlîcher wer.“
Do erblicte in ouch von Berne der junge voget Diether;
dô begunde er siuften tougen:
im wurden sêre trüebiu sîn ougen.

Ein leit im in diu ougen von grunde ûf schôz:
er gedâhte an den smerzen und an die untriuwe grôz,
die er an im het begangen,
sîn lîp wart mit jâmer bevangen.

Vroun Helchen süne die jungen sâhen daz wol,
daz im was vil leide: sîn ougen wurden zehere vol;
sî vrâgeten in der mære,
waz leides im sô snelle geschehen wære.

„Mir mac wol wesen leide,“ sprach Diether sân;
der recke, der dort haltet, der hât mir leide getân.
Owê, solt ich mich an im rechen!
Daz tæte ich gerne: waz mac ich mê gesprechen?“

„Nû vrâge ich dich der mære,“ sprach Orte der degen,
„Diether, küuec hêre, wer ist der recke vil bewegen?
Wilt du uns in nennen,
ern kumt hin niht, wir suln in an rennen.“

Mit manegem herzeleide sprach Diether zehant
zuo den sînen herren: „Er ist Witege genant.
Hei! solt von mîner hende
er iezuo kiesen den ende!“

„Nu sîn wir junge recken,“ sprach Scharpfe zehant,
„wir suln an den küenen, houwen sînen schildes rant:
wir müezen mit im strîten;
getar er unser ûf der heide bîten.“

Witege rief lûte, dô er diu kint sach,
der edel recke hêre unvorhteclichen sprach:
„Nu saget mir, recken mære,
sît ir gesinde von dem Bernære?“

„Des werdet ir wol inne!“ sprach Diether sâ zehant;
wâr tâtet ir den sin, dô ir verkouftet unser lant?
Daz arnet ir vil sêre:
ir müezet drumbe geben lîp und êre.

Weiz Got, herre Witege, irn komt sô hin niht,
ir müezet hiute gelten die ungetriuwen geschiht;
jâ büezet ir die schande:
ir lât uns iuwer houbet zeinem pfande!“

„Ir sprechet kintlîche!“ sprach Witege alzehant.
„Waz bestât iuch Rœmischrîch? vart wider in Hiunischlant,
unde strâfet mich niht sêre,
od ir beschouwet Hiunischlant nimêre!“

„Zage, ungetriuwer, wi getarstu offenbâr
strâfen rîche künege? Daz muostu arnen vür wâr!“
Mit kuonheit si dô sâzen
ûf diu ros, der zageheit si vergâzen.

Eine strâze nidere über ein tiefez tal
ructen die vil jungen: dô nâhente in ir val.
Gegen Witegen sî dô randen:
si fuorten bariu swert an ir handen.

Als der starke Witege diu kint her rîten sach,
dô gurte er sînem marke: vil baltlichen daz geschach.
Der recke vil vermezzen
kam mit zorne ûf daz ros gesezzen.

Er gedâhte in sînem muote: „Da enist niht anders an,
ê daz ich in entriune, ez muoz mir an daz leben gân!“
Dô nam er Schemmingen
ze beiden sporn, dô liez er dar klingen.

Gelîch einem degene rîten er began.
Scharpfe, der vil küene, reit den starken Witegen an:
mit grimmeclîchem muote
ructe zswert der junge degen guote.

Manegen slac er vrumte, vil wol her Scharpfe streit:
swie stark her Witege wære, swie vil man wunders von im seit,
iedoch sluoc im zwô wunden
vroun Helchen sun, her Scharpfe, zuo den stunden.

Des zurnde Witege sêre, ez tete im harte wê,
unt lac im in dem herzen. Nu sult ir vernemen mê:
mit grimme er Mimigen zucte,
an den jungen Scharpfen er dô ructe.

Mit einem slage herte endete er daz spil:
enzwischen sînen ougen traf ern in des tôdes zil;
durch hirne unde durch zende
sluog er daz kint mit manlicher hende.

Ê daz der künec edele kam tôt ûf daz lant,
daz wizzet sicherlîche, daz swert mit ellenthafter hant
hete er geriden vaste:
er sluoc ûf Witegen, daz daz viure erglaste.

Dô starp der künec rîche von der Witegen hant:
nider von dem rosse schôz er tôt ûf daz lant.
Owê! dô sâhen in vil leide
die zwênc jungen künege ûf der heide.

Mit grimmeclîchem muote gegen dem recken dranc
Orte, den vil sêre sînes bruoder ende twanc;
vil dicke weinte der guote
sînen bruoder Scharpfen mit trûrigem muote.

Als dô sach helt Witege, daz er niht möhte dan,
mit güetlîchem muote sprach der unverzagte man:
„Owê! künec von Hiunischrîche,
ir habet getân hiute vil kintlîche!

Dar an sult ir gedenken (sprach der küene man),
edel künec rîche! Ich hân iu leide getân:

noch volget mîner lêre,
vart iuwer strâze, dran geschiht iu êre!

Ich slahe iuch ungerne, daz sult ir ûf mich hân:
dem edeln Bernære sît ir ze helfe gelân;
unde hânt ir guote sinne,
so entwîchet ir mir schiere von hinne!"

„Wer dich, mordære! ez muoz dîn tôt sîn:
nû erarnest sunder den vil lieben bruoder mîn,
der hie tôt lît ûf der heide:
daz kumt dir noch hiute ze leide!"

„Neinâ, künec rîche! nû lâz dînen zorn!
Dar an solt dû gedenken: ez ist ein schedel baz verlorn,
denne daz sîn werde mêre!
Belîbest dû gesunt, dêst dînem vater ein êre!"

„Vil zage, bœswiht, zwiu wænest, daz ich sî?
Der mir von jugende iemer solde wonen bî,
dâ hast dû mich von gescheiden:
mir muoz mîn leben iemer mêre leiden!"

Daz swert ze beiden henden nemen er began:
ze samene sî gesprancten zwei ûz erwelte kastelân,
mit nîde sî dô rungen;
si sluogen ûf die helme, daz si klungen.

„Noch möht irz allez lâzen," sprach Witege dô zehant;
ezn kumt iu niht ze guote, wirt iu mîn grôzer zorn bekant:
sô slahe ich iuch entriuwen!
So ez danne geschach, waz hilfet mich mîn riuwen?"

In der zît was ûf daz marc ouch komen Diether:
dar treip der edel vürste mit vil manlîcher wer.
Dô bestuonden sî in beide,
die jungen künege, Witegen ûf der heide.

Si habten in an vil vaste mit slegen âne zal;
die jungen künege hêre triben Witegen ûf dem wal
hin unde her vaste alumbe:
owê! si wâren ze strîte gar ze tumbe.

Vorne unde hinden habten sî in an;
daz viure rehte glaste ûz ir helmen, daz ez bran.
Owê! die recken ûz erkorne
bestuont alrêrst Witege mit zorne.

Mit dem guoten swerte, daz Witege dâ truoc,
Orten den jungen er vil krefteclîchen sluoc:
mit vil manlîcher hende
sluoc er den künec nider unz ûf die zende.

Von Hiunen Ort der junge von dem rosse schôz
ûf daz lant nidere: daz was ein unbilde grôz.
Vrouwen Helchen sûne beide
gelâgen dâ tôte ûf der heide.

Diethern harte sêre sîner herren tôt betwanc.
Dem vil jungen recken daz bluot ûz den ougen spranc:
im geschach nie leides mêre,
dô wolde er rechen die künege hêre.

Mit grimmeclîchem muote liefens einander an
(die edeln helde wâren von den rossen gestân);
ir swertslege hullen vaste:
daz viure rehte von ir ougen glaste.

Beidiu, dar unde dan Diether dicke spranc;
Witegen er dô wegete manegen slac ân sînen danc;
owê, daz vrumte ab im vil seine:
er was im an den kreften alze kleine.

Swie kint Diether wære, er tet doch Witegen wê:
grœzer slege envrumte nie kint deheinem recken mê.
Vil starker wunden viere
sluoc dô Witegen Diether der ziere.

Daz muote Witegen sêre: den schilt ûf daz lant
warf der küene recke, er nam daz swert in beide hant.
Ze einander sî dô ructen,
diu scharpfen swert mit zorne sî zucten.

Witege mit grimme lief Diethern an:
owê! dô wac in ringe der junge vürste lobesam.
Verteilet sî dem Witegen swerte!
ez traf in an der stat, dâ er sîn gerte.

Durch die ahsel und den lîp daz swert nider wuot,
daz ûf der gürtel daz vil edele wâfen stuot.
„Owê!" sprach er, „bruoder hêre,
Dietrîch, ine gesihe dich niemer mêre!"

Dem vil edeln künege diu kraft gar besleif;
nider zuo der erde mit beiden henden er dô greif,
unde bôt si zuo dem munde
ze unsers herren opfer an der stunde.

Disen tôt vil sêre weinen began
mit allem sînem herzen der vil ungetriuwe man;
dô kuste er an den stunden
Diethern rehte in alle sîne wunden.

„Künde ich dir noch helfen von aller dîner nôt,
Got müeze mir verteilen, dar umbe wolde ich ligen tôt.
Nû muoz ich sicherlîche
rûmen elliu lant vor Dietrîche!"

Er gienc ze Schemminge unt wolde rîten dan;
von vil grôzer riuwe beswîchen in diu kraft began;
dô wart im allerêrste leide:
er muost sich nider legen ûf der heide.

Ortnit.

„Es ward ein Buch gefunden zu Suders in der Stadt, Es hatte wunderbare Schrift, und dran war manches Blatt; Die Heiden voll Bosheit, die hatten es vergraben: Nun sollen wir von dem Buche gute Kurzweile haben." In Lamparten herrschte der mächtige König Ortnit; als er zu seinen Jahren gekommen war, und ihm die Seinen riethen, ein Weib zu nehmen, erzählte ihm sein Oheim, der Reussenkönig Ilias, von der schönen Tochter des Mohrenkönigs Marchorel in Suders. „Sie leuchtet aus allen Frauen, wie das rothe Gold Neben bleichem Blei: das du mir glauben sollt; Sie leuchtet aus allen Weibern, wie die lichte Rose thut: Nie war ein Kind so schön, man sagt, sie sei auch gut." Doch sei es gefährlich, um sie zu werben, fügte er warnend hinzu, denn der König lasse alle Boten tödten, die um die Jungfrau zu bitten kämen; man

könne auf den Zinnen der Stadt Montabure zwei und siebenzig Köpfe sehen, die er den Boten habe abschlagen lassen. Dies thue er, weil er sie selbst zum Weibe nehmen wolle, wenn ihre Mutter gestorben sei. Die Schilderung der schönen Jungfrau hatte solchen Eindruck auf Ortnit gemacht, daß er aller Warnungen ungeachtet darauf bestand, in das Morgenland zu ziehen und um die Königstochter zu werben. Alle Fürsten sagten ihm ihre Hülfe zu, so daß er auf ein Heer von 80,000 Mann rechnen konnte. Auf den Rath seines Oheims Ilias ward jedoch die Fahrt auf den Mai verschoben, weil die Winde erst zu jener Zeit günstig wären. Unterdessen ward dem jungen König die Zeit lang, und er beschloß, um sie zu verkürzen, auf Abenteuer auszuziehen. Gern hätte ihn seine Mutter davon abgehalten; da er aber auf seinem Willen beharrte, gab sie ihm einen Ring, der ihn zu Abenteuern führen würde, doch solle er ihn unter keiner Bedingung Jemanden geben. Durch seine Kraft würde er über das Gebirg zu einer breiten Linde kommen, wo seiner ein Abenteuer warte. Darauf nahm Ortnit Urlaub von seiner Mutter und ritt hinaus in die Wildniß. Am folgenden Tag kam er zur Linde, in deren Schatten er ein ritterlich gekleidetes Kind schlafen fand. Da rings herum Niemand zu erschauen war, dem der Knabe gehören möge, wollte er ihn aus Mitleid auf sein Roß heben; aber wie er ihn anfaßte, erhielt er von ihm einen gewaltigen Schlag. Ortnit erzürnte darob und warf ihn auf das Gras; aber ob er gleich die Stärke von zwölf Männern hatte, konnte er den Kleinen kaum festhalten, daß er ihm nicht entrann. Nun nahm er sein Schwert und wollte den Knaben tödten, dieser aber fiel vor ihm auf die Knie nieder, versprach ihm reiches Lösegeld, wenn er ihn am Leben lasse, und sagte, als ihn Ortnit frug, wer er sei, daß er Alberich heiße, und ein wilder Zwerg sei, dem in Lamparten manches Thal und Berg diene. Doch ließ ihn der König erst dann los, als er ihm versprach, ihm die schöne Königin gewinnen zu helfen (s. das mitgetheilte Bruchstück). Nun bat ihn der Zwerg um seinen Ring, spottete, als Ortnit sich auf die Bitte seiner Mutter berief, daß ein Held von zwölf Männer Stärke eines Weibes Gertenschlag fürchte, und es gelang ihm auf diese Weise den König zu bethören, dem er jedoch einen Eid schwören mußte, ihm den Ring wieder zu geben. Sobald ihn aber der Zwerg erhalten hatte, ward er unsichtbar und spottete des Getäuschten, dem er den Rath gab, künftighin den Geboten der Mutter besser zu gehorchen. Doch versprach er endlich, ihm den Ring wieder zu geben, wenn er geloben wolle, nicht zornig zu werden, was er auch von seiner Mutter sagen würde. Und nun erfuhr Ortnit, daß der Zwerg sein Vater sei; da die Königin keine Kinder gehabt hätte, und sie deshalb nach dem Tode ihres Gemahles verstoßen worden wäre, habe er sich ihrer erbarmt, und sie einst wider ihren Willen bezwungen. Hierauf gab er dem jungen König einen herrlichen Waffenschmuck und das Schwert Rose, und entließ ihn unter dem Versprechen, stets zu seiner Hülfe bereit zu sein, so lange er den Ring behalte. Als Ortnit heimkommt, kennt ihn Niemand in seiner prächtigen Rüstung: um die Treue seiner Ritter zu prüfen, gibt er sich für einen Heiden aus, der den König erschlagen habe. Da er jedoch bald ihre Treue erkennt, gibt er sich zu erkennen. Der Mutter aber erzählt er, was ihm begegnet war, und sie bestätigt die Rede des Zwergs.

Endlich war die zur Fahrt bestimmte Zeit herangekommen; Ortnit zog mit den Seinen nach Messina, wo er sich einschiffte. Nach langer Fahrt gelangten sie nach Suders, in dessen Nähe sich Alberich, der sich bis dahin unsichtbar auf dem Mastbaume aufgehalten hatte, seinem Sohne zu erkennen gab und dann auch die Botschaft an den König übernahm, der jedoch darüber in solche Wuth gerieth, daß er den Zwerg umgebracht hätte, wenn dieser nicht unsichtbar geblieben wäre. Nun wurde die Stadt angegriffen und nach tapferer Gegenwehr erstürmt; alle Heiden, welche nicht im Kampfe umgekommen, oder von dem wilden Ilias getödtet worden waren, wurden getauft. Hierauf zog Ortnit gegen Montabure; Alberich trug die Fahne, blieb aber Aller Augen unsichtbar, so daß ihn das Heer für einen Engel hielt, und deshalb hohen Muth gewann. Als die Helden vor der Burg lagen, stieg Alberich auf die Mauer und warf alle Waffen in die Gräben, worüber die Heiden sich so entsetzten, daß sie in den König drangen, Ortniten die Jungfrau zu geben, wovon dieser aber Nichts hören wollte, und eine wiederholte Botschaft Alberichs zornig zurückwies. Er ließ sogar, um sich an ihm zu rächen, Steine dahin werfen, woher die Stimme kam, aber Alberich wich ihnen aus, ergriff den Bart des Königs und riß ihn aus, worüber der Heide gewaltig jammerte. Am andern Morgen bestürmte Ortnit die Burg; es entspann sich ein blutiger Kampf. Die Jungfrau ging mit ihrer Mutter in ihr Bethaus, Apollen und Machmet anzuflehen. „Das Haar ihr von dem Nacken ging nieder auf den Fuß, Zerraufet und verworren: jämmerlich war ihr Gruß. Da schien ihr durch die Zöpfe ihr Hals gleich wie der Schnee: da that Alberichen der Jungfrau Jammer weh. Wo ihr durch die Zöpfe sich zeigte das Hälschen fein, Das glühte, als ob es wäre ein Karfunkelstein. Ihr Mund erglühte, wie eine Rose und wie ein Rubin; Dem Vollmonde gleich ihr schönes Auge schien: Sie war von rechter Größe, zu beiden Seiten schmal, Gedreht wie eine Kerze von den Armen hin zu Thal. Ihren Arme rund, ihren Händen Nichts gebrach; Ihre Nägel daran so helle, daß man sich drinnen ersach: Ihre Wänglein mit Thränen waren beidenthalben bestreut, Recht, als ob es Perlen wären, denn die Jungfrau war ungefreut.“ Alberich war ihr nachgegangen, und während sie auf den Knien lag, sprach er ihr zu, sich von ihren Abgöttern abzuwenden, und sich dem Könige Ortnit zum Weibe zu geloben. Nach langem Sträuben und erst nachdem er ihr den Helden in seiner glänzenden Rüstung gezeigt hatte, wie er vor Allen tapfer kämpfte, gab sie ihm ihren Ring, den er dem König brachte, worüber dieser so erfreut war, daß er fast des Kampfes vergaß und ihn auf Alberichs Rath wollte beendigen lassen. Doch gefiel dies dem wilden Ilias nicht, der auf die Fortsetzung des Kampfes drang. Die Heiden wurden blutig geschlagen, sie flohen in die Burg, in welche sie sich verschlossen. Nun befahl Alberich, daß das Heer sich zurückziehen solle; nur Ortnit sollte vor dem Burggraben halten. Er selbst aber ging in die Burg; es gelang ihm, die Jungfrau durch List herauszuführen, und sie dem König zu bringen, der sie hocherfreut halste und küßte und mit ihr zum Heere ritt. Sobald aber der Heide bemerkt hatte, daß seine Tochter entflohen sei, jagte

er ihr mit zwanzig tausend Mann nach, und ereilte sie, doch wehrte sich Ortnit so lange, bis Ilias ihm zur Hülfe herbeikam, und er, das Haupt auf den Schooß der Jungfrau legend, ausruhen konnte. Sie wischte ihm mit einem seidenen Schleier den Schweiß und Staub vom Angesicht; er aber tröstete sie, als sie jammerte, daß sie Vater und Mutter nicht wieder sehen sollte, und versprach ihr, aus Liebe zu ihr dem Vater das Leben zu lassen. So tapfer aber auch Ilias mit seinen Russen focht, ward er doch von Heiden schwer bedrängt; Ortnit mußte wieder das Schwert ergreifen. Die Heiden konnten vor ihm nicht bestehen; nach hartem Kampfe ergriffen sie die Flucht und schlossen sich in Montabure ein. Ortnit hielt sich jedoch nicht auf, er eilte mit dem Heere nach Suders und schiffte sich ein. Während der Fahrt ward die Jungfrau getauft, und Ortnit vermählte sich mit ihr, sobald er in der Heimat angelangt war.

Der Heidenkönig aber verschloß sich in seinen Palast und ließ Niemanden vor sich kommen, so zornig war sein Gemüth. Erst als ein wilder Jäger erschien, der den König an Ortnit zu rächen versprach, schloß er die Kemenate auf. Der Jäger hatte nämlich einem ungeheueren Wurme zwei Eier aus dem Neste genommen. „Die Eier“, sagte er, „will ich führen in der Lamparten Land, Und will die Würmer brüten in einer Steinwand. Kommen sie zu ihren Jahren und thut ihnen der Hunger weh, So wähn' ich, daß in dem Lande vor ihnen Nichts besteh'. Wenn über Vieh und Leute es dann also ergeht, So ist Ortnit so kühn, daß er die Würme besteht: So mag er sich auch nur Eines nicht erwehren wohl; Wenn er ihn ergreifet, trägt er ihn in seine Hohl (Höhle). So muß er von dem Wurme verlieren da sein Leben.“ Voll Freude darüber versprach ihm der König die reichste Belohnung, wenn ihm seine Absicht gelinge. Er gab ihm Geschenke und Briefe an seine Tochter, als ob er sich mit ihr und ihrem Gemahle versöhnt habe, ja er versprach sogar, sich taufen zu lassen, und zu seiner Tochter zu ziehen. Und so wurde der Jäger von Ortnit freundlich aufgenommen. Die beiden Würmer gab er für eine „abrahamsche Krot“ und einen „Helphanten“ aus, die aber im Gebirge aufgezogen werden müßten. Ortnit ließ ihm eine Steinwand bei der Stadt Trient anweisen, wohin er das Gezücht brachte. Zwölf Monde lang speiste er sie; in der Zeit waren sie aber so groß geworden, daß ein Rind nicht mehr hinreichte, sie zu sättigen; da öffnete er die Höhle, in der er sie bis dahin gehalten hatte, und die Ungeheuer stürzten sich auf Alles, was ihnen in die Augen kam; der Jäger selbst entrann ihnen nur mit Mühe. Nichts war vor ihnen sicher, sie verschlangen Menschen und Vieh, so daß sich Niemand mehr auf die Felder und Wiesen wagte. Viele Ritter suchten sie zu bestehen, aber alle wurden das Opfer ihres Muthes, so daß sich endlich Ortnit entschloß, selbst den Kampf mit den Ungeheuern zu wagen. Die Königin jammerte laut, als sie seinen Entschluß erfuhr. „Sie drückte ihn ans Herze und küßt ihn hundert Stund: Herr Gott im Himmel oben, was will mir werden kund? O weh, mir armen Frauen! was will mir nun geschehen? Wehe über die Augen, damit ich dich habe gesehen! Und wehe über die Arme, damit ich dich umfangen han! König und Herre mein, wem willst du mich nun lan (lassen)? Nun habe ich verlassen Vater und Mutter mein (sprach die Königin) um den Willen dein, Und alle meine Sippen (sprach die Fraue hehr); Müßte ich auch dich verliern, so habe ich Niemand mehr. Alle meine Sippen verließ ich, Herr, um dich: Reicher, edler König, wem willst du lassen mich? Während sie Ortnit zu trösten suchte, „Da schien durch das Fenster des Morgenblickes Licht; Da wollte er aus dem Bette, sie ließ ihn von sich nicht. Wie kühn sein Herz auch war, des Zornes er vergaß; Ihm wurden seine Augen von großem Jammer naß, Da ihn die schöne Fraue mit Armen fest umschloß: Sie weinten beide sehre, das Wasser über die Brust ihnen floß.“ Doch endlich sprang er aus dem Bette, legte sein Sturmgewand an und ließ sich ihren Ring geben. „Glaube nicht, was dir die Leute sagen,“ rief er ihr noch zu; „nur dem glaube, wer dir deinen Ring wiederbringt, denn dieser allein hat mich todt gesehen. Nur wer dir mein Schwert, meine Rüstung und des Wurmes Zunge bringt, der hat mich gerächt. Du aber gelobe mir, keinen zur Ehe zu nehmen, der nicht vorher den Wurm erschlage.“ Mit diesen Worten nahm er Urlaub, und ritt, von einem Bracken begleitet, fort, zuerst den Zwerg Alberich aufzusuchen, der ihn warnte, sich dem Schlafe hinzugeben, weil ihn der Wurm nur im Schlafe bezwingen könne. Nachdem er aber lange nach dem Wurme gesucht, überfiel ihn solche Müdigkeit, daß er sich hinlegte und einschlief. Bald darauf kam der Wurm, und so sehr der treue Bracke auch bellen und seinen Herrn kratzen und beißen mochte, er hörte und fühlte Nichts, so daß das Ungeheuer ihn bis an die Sporen verschlang, worauf es wieder zur Steinwand zurückkehrte. Der treue Hund lief ihm bis an die Höhle nach, doch wagte er nicht, ihm in dieselbe zu folgen. Dort warf das Ungeheuer den König seinen Jungen vor, die ihn durch die Rüstung aussaugten, weil sie ihn wegen derselben nicht zerreißen konnten.

Endlich kehrte der Hund in die Burg zurück; und nun ward es kund, wie Ortnit umgekommen sei. Alle seine Dienstmannen beklagten seinen Tod, aber keiner wagte ihn an dem Ungeheuer zu rächen. Da erhob sich großer Jammer im ganzen Lande; des Königs Mutter starb vor Kummer, und auch die Königin hatte keine Freude mehr. Nach drei Jahren wollte man sie zwingen, einen andern Mann zu nehmen, der des Reichs pflege, doch wollte sie sich nur dem vermählen, der den Wurm erschlage. Da ward sie vom Reiche verstoßen und in einen Thurm gesperrt, wo sie lange Jahre in Jammer verlebte, denn es war der noch ungeboren, der den Wurm tödten sollte: das war aber der Urahne Dietrichs von Bern.

Die Verbindung des Morgenlandes mit der deutschen, ohne Zweifel im Tyrol ausgebildeten Sage von König Ortnit und seinem Tode möchte auf eine frühere Bearbeitung hinweisen, welche, wie die Gedichte von König Rother, Herzog Ernst, Orendel und St. Oswald, mit welchen der König Ortnit mannigfache Vergleichungspunkte darbietet, gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts verfaßt worden sein mag. Die Meerfahrt nach dem Morgenlande, zu dem Zwecke ein ebenbürtiges Weib zu gewinnen, die daraus folgenden Kämpfe mit den Heiden, der Raub der königlichen Jungfrau, welche selbst jedoch dem kühnen Abenteurer gern über das Meer folgt, und endlich die damals so beliebte Zahl

zwei und siebenzig*), Alles dies sind Züge, die wir in jenen Gedichten, namentlich in Rother, Orendel und Oswald als Ergebnisse der damaligen Beziehungen zum Morgenlande haben kennen lernen (S. 237 u. ff.), die aber in keinem der späteren volksthümlichen Gedichte wiederkehren. Bei aller Aehnlichkeit des Königs Ortnit mit den erwähnten früheren Dichtungen in Inhalt und Ausführung unterscheidet es sich aber von ihnen in einem sehr wesentlichen Punkte, nämlich darin, daß ihm die geistlichen Beziehungen gänzlich mangeln, die ein charakteristisches Kennzeichen jener ältern Gedichte bilden. Es liegt darin schon ein nicht zweifelhafter Beweis, daß das Gedicht vom König Ortnit die Gestalt, in der es uns überliefert worden ist, nicht in jener früheren Zeit erhalten haben kann, weil in diesem Falle das religiöse Element viel entschiedener in ihm zur Erscheinung gekommen wäre. Noch unzweifelhafter wird dies dadurch, daß im Ortnit, trotz dem, daß die Sage zum Theil mit dem Morgenland in Verbindung gebracht wird, dieses doch von weit geringerem Einflusse auf den Gang, die Entwickelung und die einzelne Darstellung ist, das nationale Bewußtsein überhaupt weit weniger zurückgedrängt wird, als in jenen andern Gedichten. Endlich bürgt auch die Form, eine Nachbildung der Nibelungenstrophe, für einen späteren Ursprung. Und so dürfte das Gedicht, wie es uns vorliegt, als eine jüngere Bearbeitung eines älteren Werks gelten, welches aber durch die Umgestaltung eher gewonnen, als verloren hätte, weil ihm der Dichter die volksthümliche Grundlage gegeben hat, die es in seiner ursprünglichen Gestalt wohl nicht besaß.

Ortnites Kampf mit Alberich.

Mit zühten sprach sîn muoter daz minneclîche wîp:
„Du wilt in grôze sorge bringen dînen lîp;
du næmest billiche ze dînen vriunden rât:
ez ergêt vil selten ebene, swaz man âne rât begât.“

„Muoter unde frouwe,“ sprach der künec Ortnît,
„dune solt mir niht wern den willen noch den strît.
Swaz du mir gebiutest, vrouwe, daz geschiht:
hiet ich aber tûsent müeter, durch die enblîbe ich niht.“

„Ich solz niht widerrâten,“ sprach diu künegîn,
„vater unde herre, man unde kindelîn,
sît dichs sô sêre lustet, son wil ich dirz niht wern:
nu müeze dir gelücke unt sælde Got dar beschern!“

Dô sprach diu vrowe in zühten: „Du bist mîn liebez kint,
sît alle mîne mâge an dich gedigen sint,
und an mînen bruoder, dînen oheim Ilîas,
den künec von wilden Riuzen, der noch ie getriuwe was.“

„Bringet mir mîn ringe!“ sprach der helt balt,
„ich muoz nâch âventiure rîten in den walt.
Mirst mîn muot sô ringe, mir gelinget lîhte wol:
der biderbe an allen dingen sîn heil versuochen sol.“

Dô sprach sîn liebiu muoter: „Du wilt in sorgen leben.
Nu sihestu âventiure; ich wil dir mîn stiure geben.
daz du mir iemer mêre muost deste holder sîn:
swenn du von mir rîtest, sô gibe ich dir daz vingerlîn.“

„Muoter unde vrouwe, ich swer dir einen eit,
daz ichz gibe niemen, ist dirz anderz leit.“
„Sun unde hêrre, nu habe dir daz golt,
unt gîst ab duz iemen, ich enwirde dir niemer holt.“

Alse der Lamparte daz vingerlîn ersach,
er schouwet vlîzeclîchen, er lachet unde sprach:
„Nu westich harte gerne, vil liebiu muoter mîn,
wâ von sô liep dir wære diz kleine vingerlîn?“

„Daz vingerlîn ist rîche, und dünket nihtes wert.
Du suochest âventiure: sît des dîn herze gert,
wilt du in die wilde rîten, son lâz ez von dir niht!
Du vindest âventiure: von dem steine daz geschiht.

Du solt mir daz glouben: diz kleine vingerlîn,
daz du niht engæbest, ob diu rîche wæren dîn.
Daz golt hât nutzes kleine, der stein ist abr sô starc:
ez vrumt dir an disem jâre über vünfzic tûzent marc.

Sô du von Garten rîtest, sô kêr zer linken hant
über ronen und über gebirge ze tal die steinwant,
unt warte, wâ ein linde ûf einem anger stê,
und ein küeler brunne ûz der steinwende gê.

Diu linde, diu ist grüene, der anger, der ist breit;
vünf hundert rittern schône diu linde schate treit.
Komstu under die linden, sô muost du mir des jehen,
solt du âventiure vinden, daz muoz aldâ geschehen.“

Dô neic der Lamparte der lieben muoter sîn;
si sprach: „Du solt niht bergen, suon, daz vingerlîn!
Swar du wellest rîten, sô lâz ez blecken bar:
solt du âventiure vinden, die wîset ez dich dar.“

Dô reit der Lamparte vil unverzeiter dan
von der burc ze Garten ân alle sîne man:
daz was den getriuwen und den biderben leit,
daz er des niht enwolde, daz ieman mit im reit.

Dô meid er daz gebirge, als in sîn muoter bat,
unt kêrte in die wilde ân strâze und âne pfat.
Dô habte er gegen der sunnen daz golt an sîner hant:
er reit grôz ungeverte ze tal bî der steinwant.

Dô kam er in ein ouwe neben dem Gartensê:
dâ sprungen ûf der heide bluomen unde klê;

*) Tragemunt kennt 72 Länder (S. 162), so auch der Pilgrim Warmund im St. Oswald (S. 273), Orendel (S. 275) und St. Oswald (S. 278) fahren auf 72 Schiffen über Meer, und der Heidenkönig im Ortnit hat 72 Boten die Köpfe abschlagen lassen (S. 555).

die vœgele schône sungen, dâ hôrte er süezen dôz:
die naht het er gewachet, des rîtens in verdrôz.

Diu sunne gegen dem morgen durch diu wolken schein:
dô beschouwet er vil dicke daz golt und ouch den stein;
dô vant er über anger daz grüene gras geweten;
er sach mit kleinen vüezen ein smalez pfat getreten.

Dem selben pfade er volget under di steinwant,
da er den küelen brunnen und ouch die linden vant;
er sach die grüenen heide und ouch der linden ast:
si het ûf ir rîse vil manegen werden gast.

Die vœgele dar ûf sungen vil lûte wider strît.
„Ich wæn, ich reit rehte!“ sprach der künec Ortnît.
Dô vreute sich sîn herze, daz er die linden vant,
er erbeizte von dem rosse unde zôch ez an der hant.

Die linden schowet er lange, er lachet unde sprach:
„Daz wizze Got von himele, du hâst ein schœnez dach;
ez gie von einem boume nie sô süezer wint.“
Dô luoget er under deste, dô sach er ein kleinez kint.

Daz het sich gedrücket nider ûf das gras;
dan weste der Lamparte leider, waz ez was.
Ez truoc an sînem lîbe di aller beste wât,
die jungez oder altez inder in der werlde hât.

Mit edelm gesteine was gezieret sîn gewant.
Do er daz kint aleine under der grüenen linden vant,
„Ôwê, wâ ist dîn muoter?“ sprach der künec Ortnît,
„dîn lîp vil unbewarter under dirre linden lît.

Du hâst an dînem lîbe vil ritterlîchiu kleit.
Ich getar dich niht geschrecken: wie bin ich sô verzeit?
Durch dîn kindes schœne tar ich dir niht getuon:
daz wolde Got von himele, unt wærest du mîn suon!

Nu bist in kindes mâze des vierden jâres alt.
Ob ich dich mit mir fuorte, waz hulfe mich der gwalt?
Ich hiet sîn lützel êre, sît nieman hüetet dîn.
Ôwê, wâ ist dîn muoter, vil liebez kindelîn?“

Von golde und ouch von sîden was sîn gewant gar.
Dâ stuond er unde schouwet sîn lîp und ouch sîn hâr;
in dûhte harte schœne daz kint und ouch sîn dach:
ez kam von einem steine, daz er ez dâ ligen sach,

In einem vingerlîne, daz vuorte er an der hant.
Er stuont in manegem muote, do er ez ligende vant;
er sprach: „Dîn grôziu schœne und dîn wât ist alsô guot,
swie ich dich eine vinde: dune bist niht unbehuot.“

Sîn ros, daz hafte er vaste an ein lindenzwî;
er sprach: „Ich wil versuochen, ob ieman bî dir sî.
„Wenne wiltu wachen?“ der Lamparte rief:
der kleine brâht in inne, daz er niht ze vaste slief.

Er wolde in zuo dem rosse in kindes wîse tragen,
dô wart im zuo der brüste ein grôzer slac geslagen;
der kleine dô den grôzen mit der viuste sluoc:
dô half im des sîn sterke, daz er in niht hin truoc.

Dô sprach der Lamparte; „Swer sîn vînde spart,
unt sîn vriunde erzürnet, der hât sich niht wol bewart;
der mac vil lîhte an beiden grôzen schaden nemen:
smæher vînde unt kleiner wunden sol sich nieman schemen!

Wie bist als ungefüege?“ (sprach der künec Ortnît)
„wa von komt diu sterke, diu an dînem lîbe lît?
Dû wilt mir entrinnen lîhte ân mînen danc.“
Sich segent der grôze dicke, dô er mit dem kleinen ranc.

Der grôze was erzürnet, der kleine, der was vrô;
der eine lachete lûte, dem andern was ninder sô;
doch zôch an der lenge des grôzen sterke hin:
dô betruoc den kleinen sîn hôchmuot unt sîn sin.

Von sînem grôzen spotte wart im der prîs benomen:
enhiet er niht gelachet, sô hiet ern niht überkomen.
Der grôze nam den kleinen unt warf in ûf daz gras:
daz kam von sînen schulden, daz ez sîn wille was.

Zwelf manne sterke het der grôze man:
den kleinen behabter kûme, daz er im niht entran.
Alse von dem grôzen der kleine nider lac,
dô greif er zuo dem swerte, unde wolte im einen slac

Haben geslagen mit nîde, der im gienge an sînen lîp.
„Lâ stên!“ sprach der kleine, „du möhtest gerner slahen ein wîp.
Wiltu mich sêre schelten unt ze tôde erslân,
des hâstu lützel êre: du maht mich vil gerner vân.“

Dô sprach der Lamparte: „Des entuon ich niht:
ich hân sîn iemer schande, swâ man dich gevangen siht,
son getar ich dirre mære von dir niht gesagen;
sô geloubet ûf mich niemen, daz ich dich habe erslagen.

Swâ ich dich nu fuorte mit mir gevangen bin,
dâ spotten mîn die liute, wan ich der grôzer bin;
sô sprechent alle liute: Wie übl ez Ortnîde stât,
daz er ein kleinez kindelîn durch ruom gevangen hât!

Wil dich mîn swert snîden, sô muostu ligen tôt.
Ich kam von einem manne nie in sô grôze nôt:

du bræhtest mich in schande, liez ich dich lange leben."
„Entriuwen," sprach der kleine, „dû muost mir vride geben!"

Dô viel im ze vüezen daz vil lützel geschaft:
„Lâ mich, künec Ortnît, durch dîn hêrschaft;
sô gibe ich dir ze minne ein sô guote sarwât,
daz nieman in der werlde sô vestes niht enhât.

Vünfzic marc goldes ist din brünne wert.
Zuo dem halsperge gibe ich dir ein swert,
daz alle ringe schrôtet, als si nie gewunnen stâl:
jâ wart nie helm sô veste, ez entæte im schaden mâl.

Daz swert wil ich dir nennen, des varwe, diu ist lieht;
swaz du dâ mit gestrîtest, sô hât ez scharten nieht.
Diu klinget heizet Rôse, die nenne ich dir mit namen:
swâ man swert erziuhet, dû darft dich sîn niemer schamen.

Zuo dem halsperge gehœrt ein beingewant;
dâ ist ninder rinc sô kleiner, in smitte mîn selbes hant.
Werdent dir die ringe, du solt in wesen holt:
dâ ist niht valsches inne, ezn sî allez lûter golt.

Ich wæn ouch in der werlde iht sô guotes si;
ich namz in einem lande, daz heizet Arabî:
daz golt ist valsches âne, lûter sam ein glas,
ich namz an einem berge, der heizet Kaukasas.

Zuo den liehten ringen gibe ich dir einen schilt,
sô vesten und sô starken, ob du mirs danken wilt,
den nie geschôz verwundet, noch deheines swertes slac,
noch deheines viures hitze dâ durch dich gewinnen mac.

Zallem dem gesmîde gibe ich dir ein houbetdach,
daz man ob ritterhoubet sô schœnez nie gesach;
der man ist iemer sælic, swer den helm treit:
jâ kiuset man sin houbet über eine halbe mîle breit."

Dô sprach der Lamparte: „Sît du solhe gabe gîst,
sô wil ich dich niht lâzen, dun sagest mir, wer du sîst."
Dô sprach aber der kleine: „Ich bin ein wildez getwerc:
mir dient in Lamparten vil manec tal unde berc."
„Nu sage mir, wie du heizest," sprach der künec rîch.
„Wil du mich genennen, sô rüefe ot Alberîch."
Dô sprach der Lamparte: „Du bist lâzens ungewert:
jâ mac dich niht gehelfen din brünne und ouch dîn swert,

Noch daz du mir geheizest und ouch maht gegeben,
daz mac dich niht gehelfen, daz ich dich lâze leben.
Ich slahe dir under der linden abe daz houbet dîn,
dun helfest mir erwerben ein schœnez magedîn."
„Wer ist si, der du muotest?" sprach ab Alberîch;
„ist si liebes unde guotes ein küniginne rîch?
Mac ab si mit êren heizen wol dîn wîp,
so erwirbe ich dir die vrouwen, oder habe dir mînen lîp."

„Ir vater hât vil lande jenhalp an dem mer;
ich getrûwe ir niht gewinnen, ichn suoche sie mit her.
Ir vater ist alse unreine, der wil sie niemen geben:
ir tar niemen gemnoten, man ennæme im sâ daz leben.

Er ist ein künec rîche über aldie heidenschaft:
er hât über alle künege enhalp meres grôze kraft;
er ist ûf Montabûre, dâ hât er heimlich."
„Vil wol ich in erkenne," sprach aber Alberîch.

„Wiltu mich noch lâzen," sprach der kleine man,
sô wil ich dir leisten, daz ich dir gelobet hân."
Dô sprach der Lamparte: „Ich wæn, daz iht ergê,
du werdest ledec niemer, dune setzest mir bürgen ê."

„Du wilt mich hôhe twingen," sprach der wenege knabe,
du eischest von mir bürgen, ich wæn si ninder habe.
Du solst Gotes gedenken (sprach der kleine man);
lâ mich, ich wil dir leisten, daz ich dir gelobet hân."

Dô sprach der Lamparte: „Hie wirt lâzens niht,
unz an die liehten ringe, daz die mîn ouge siht."
„Entriuwen," sprach der kleine, „sie werdent niemer dîn,
die wîle ich muoz gevangen in dînem gewalte sîn!"

„Nu rât daz beste uns beiden!" sprach der künec rich.
„Des wil ich dich bescheiden," sprach ab Alberîch;
„lâ mich ûf min triuwe, dir mac guot von mir geschehen."
„Nein ich!" sprach der Lampart, „ich muoz ê die ringe sehen."

„Lâ mich ûf mîn triuwe, dir gêt vreude zuo;
du maht mich gerne lâzen, ich bin ein künec, als duo.
Mir jehent mîne genôzen, daz ich getriuwe sî:
swie vil du hâst der lande, ich hân mêre, dan dîn drî.

Dû hâst ûf der erde gewaltes michel vil,
sô hân ich aber dar under allez, des ich wil;
ich gibe wol, swem mich lustet, silber unde golt;
ein man, der wirt gerîchet, wirde ich im mit triuwen holt.

„Nu lâ mich!" sprach der kleine, „ich swer dir einen eit,
und gibe dir mîn triuwe unt mîn sicherheit,
daz ich dir niht enliuge," sprach ab Alberîch.
„Ich wâge ez ûf dîn triuwe," sô sprach der künec rîch.

Von im stiezern kleinen: vor ime er schône stuont
in zühteclîchen vorhten, als de gevangen dicke tuont.
Dô sprach der Lamparte: „Sît du ungevangen stâst,
nu hin unt brinc mir balde, daz du mir gelobet hâst!"

Hug- und Wolfdietrich.

Was wir oben von König Ortnit sagten, das gilt auch von den beiden Gedichten „Hugdietrich“ und „Wolfdietrich“, welche mit der Zeit zu einem einzigen Ganzen mehr äußerlich verbunden, als verschmolzen wurden. Auch sie mögen spätere, volksthümliche Ueberarbeitungen früherer, zwar von fahrenden Sängern verfaßter, aber unter den Einflüssen der Zeit bearbeiteter Dichtungen sein. Denn auch hier sehen wir die deutsche Sage mit dem Morgenlande verbunden, aber, wie im Ortnit, wird auch hier diese Beziehung vom nationalen Bewußtsein so sehr zurückgedrängt, als es die einmal ausgebildete Sage erlaubte; dagegen tritt das religiöse Element viel entschiedener hervor, als in jenem. Die uns erhaltene Bearbeitung stammt aus dem vierzehnten Jahrhundert und steht der des Ortnit bedeutend nach; dies gilt namentlich vom „Hugdietrich“, dem auch die innere Selbstständigkeit abgeht, da er mehr nur als Vorgeschichte zum Wolfdietrich erscheint. Beide sind zudem viel roher gehalten, als der Ortnit und die übrigen volksthümlichen Gedichte; es kommen darin schon die nackten Ausdrücke und die an das Unzüchtige gränzenden Schilderungen vor, welche wir in den Schwänken und Fastnachtspielen der folgenden Periode wieder finden werden, wie denn die beiden Gedichte schon vielfältig das Gepräge der spätern Zeit an sich tragen. Die tiefe Gemüthlichkeit, die einen Grundzug der volksthümlichen Dichtungen bildet, erscheint hier dagegen nur in wenigen Stellen und auch in diesen nur in abgeschwächter Darstellung. Es wird ein kurzer Abriß des Inhalts genügen.

Als Hugdietrich, König von Constantinopel, zu den Jahren gekommen war, daß er sich vermählen sollte, hörte er von der schönen Hildburg, der Tochter des Königs Walgunt zu Salveck. Da sie aber ihr Vater, der sie selbst später ehelichen wollte, in einem festen Thurm verschlossen hielt, war es schwer, sie zu gewinnen. Nur List konnte zum Ziele führen. Daher ließ sich Hugdietrich in allen weiblichen Arbeiten unterrichten und zog in Frauenkleidung mit großem Gefolge nach Salveck, wo er sich für seine Schwester Hildegunt ausgab, die von ihrem Bruder vertrieben worden sei, weil sie den ihr bestimmten Gemahl nicht habe nehmen wollen. Unter dieser Verkleidung gelang es ihm, zur Jungfrau zu kommen, welcher er sich bald darauf entdeckte, als er ihre Neigung gewonnen hatte. Er lebte nun mit ihr als Gatte, bis Hildburg Mutter ward. Unter dem Vorwande, Hugdietrich habe sich mit der Schwester versöhnt, kehrt der Held wieder nach Constantinopel zurück, Hildeburgs Kind aber wurde einem Wächter anvertraut, der es, da die alte Königin dazu kam, vor Angst in einen Hag legte, wo es von einem Wolf geraubt wurde, welcher es seinen Jungen zur Speise brachte. Doch thaten ihm diese Nichts zu Leide, und so ward es bald darauf von den Jägern des Königs gefunden, welchem sie es brachten. „Und was sich fügen sollte, geschah“: der König gewann das Kindlein lieb, er ließ es in die Burg bringen und einer Amme anvertrauen; auch wurde es getauft und es erhielt den Namen Wolfdietrich. Die Königstochter aber erkannte es an einem rothen Kreuz zwischen den Schultern; sie entdeckte sich ihrer Mutter, welche den König bewog, der Tochter zu verzeihen und in die Heirath mit Hugdietrich zu willigen. Dieser ward nach Salveck entboten, wo die Vermählung mit großer Pracht gefeiert wurde; nach derselben führte Hugdietrich seine Gemahlin nach Constantinopel, wo sie ihm noch zwei Söhne gebar.

Wolfdietrich war noch ein Kind, als sein Vater starb. Dieser hatte ihn vor seinem Tode dem Herzoge Berchtung von Meran anempfohlen, welcher ihn in sein eigenes Land führte, wo er ihn ritterlich erziehen ließ. Unterdessen nahmen aber seine Brüder das ihm vom Vater hinterlassene Reich in Besitz; sobald es Berchtung erfuhr, bot er alle seine Mannen auf und zog mit Wolfdietrich und seinen sechzehn Söhnen nach Constantinopel, dessen Land wieder zu gewinnen. Der Versuch, die ungetreuen Brüder in Güte zur Zurückgabe des widerrechtlich entrissenen Landes zu bewegen, scheiterte; es kam zum Kampf, in welchem Berchtungs sämmtliche Ritter erschlagen wurden; nur er, zehn seiner Söhne und Wolfdietrich entkamen in einen Wald, in welchem sie die Nacht zubrachten. Als alle außer dem jungen König eingeschlafen waren, kam ein wildes Weib; „sie ging auf allen Vieren, als ob sie wäre ein Bär“. Von Wolfdietrich angerufen, welcher Teufel sie hergebracht habe, sagte sie: „Nimm mich, so kommst Du von allen Sorgen und ich gebe Dir ein großes Königreich.“ Als dieser, vor dieser Zumuthung zurückschaudernd, nach Schwert und Roß sich umsah, hatte sie ihm Beides durch Zauberei entführt. Nun wollte er seine Begleiter aufsuchen, aber die nämliche Zauberkraft führte ihn immer weiter von diesen weg, und als er in der nämlichen Nacht viele Meilen gegangen war, kam er zu einem Baum, unter welchem er das wilde Weib, „die rauhe Else“ fand. Da ihre Bitten auch jetzt Nichts fruchteten, warf sie einen Zauber über ihn, daß er einschlief. Dann schnitt sie ihm zwei Haarlocken ab, wovon er zu „einem Thoren“ wurde und ein halbes Jahr im Walde herumlief. Als Berchtung erwachte und seinen Herrn nicht mehr fand, schickte er seine Söhne gen Constantinopel, daß sie den beiden Königen dienten, bis sie ihren rechtmäßigen Herrn wiedersähen; er aber ging, diesen aufzusuchen, und da er keine Spur von ihm fand, begab er sich ebenfalls nach Constantinopel. Gott hatte sich aber Wolfdietrichs erbarmt; er schickte der rauhen Else einen Engel mit dem Befehl, den Helden wieder zu heilen. Da führte sie ihn in ihr Land, und in diesem zu einem Jugendbrunnen, in welchen sie alsobald sprang. „Da ward sie getaufet; ehe war sie rauhe Else genannt, Nun hieß sie Frau Sigwin, die schönste über alle Land: Sie hatte die rauhe Haut in dem Brunnen gelan; Er hatte niemals gesehen eine Frau so wohlgethan.“ Nun ließ sich Wolfdietrich leicht überreden, sich mit ihr zu vermählen; aber im Rausche des Glücks vergaß er ganz des getreuen Berchtung. Dagegen kam ihm eines Nachts in den Sinn, daß er mit Kaiser Ortnit kämpfen sollte, der ihm als Kind Burg und Land habe entreißen wollen (daß dies mit der Erzählung im Ortnit im Widerspruch steht, braucht nicht erst bemerkt zu werden). Mit Einwilligung seiner Gemahlin fuhr er nach Lamparten. Bald traf er auf Ortnit; es kam zum Kampf, in welchem dieser einen solchen Schlag erhielt, daß er zu Boden stürzte; doch erholte er sich wieder, und beide Helden schwuren sich Treue. Als er wieder in der Heimat war, ging er einst mit seinem

Weibe in den Wald, um zu jagen. Ein seltsames Thier, dem er nachjagte, entfernte ihn von der Königin; als er an den Ort wiederkam, da er sie gelassen hatte, fand er sie nicht mehr, denn es hatte sie ein alter Ritter geraubt und über Meer weggeführt. Da zog er eine rauhe Kutte an und ging aus, das Verlorne aufzusuchen. Nach langen Irrfahrten kam er an einen Thurm, bei dem eine Linde stand, in dessen Schatten er sich erschöpft niederlegte. Es war derselbe Thurm, in welchem sein Weib eingeschlossen war. Von ungefähr erblickte sie den Pilgrim, und sie bat den alten Drasian, ihr denselben herbeizuführen, sie wolle dann, sagte sie, ihm zu Willen sein. Der Alte that es gern; kaum war aber Wolfdietrich im Gemach, als er einen wohlbekannten Umhang erblickte: er war in dem Zelt gewesen, aus dem sein Weib entführt worden war. So groß seine Freude war, suchte er sie doch zu verbergen; eben so verstellte er sich, als die Geraubte in das Gemach kam. Als sie aber Drasian in sein Schlafgemach führen wollte, zog er sein Schwert und gab sich zu erkennen. Drasian bot ihm den Kampf um den Besitz der schönen Frau an, und ließ drei Harnische bringen, aus denen Wolfdietrich zum großen Leid Drasians den ältesten und unscheinbarsten wählte. Grimmig liefen sie einander an; Zwerge, die in der Burg waren, halfen ihrem Herrn, aber endlich gelang es dem kühnen Helden, seinen Gegner zu tödten. Nun entflohen die Zwerge, und verbargen sich; da aber Wolfdietrich hörte, daß sie sein Weib mißhandelt hatten, legte er Feuer in die Burg und verbrannte sie nebst Allem, was drinnen war. Ein halbes Jahr, nachdem er sein Weib in die Heimat zurückgebracht hatte, starb diese. Um diese Zeit kam Ortnit in große Noth, denn es hatte ihm sein Schwäher einen Riesen, ein wildes Weib und zwei Würmer in das Land geschickt, welche großen Schaden anrichteten, weshalb er auszog, um sie zu bekämpfen. Als er von der Kaiserin Urlaub nahm, ermahnte er sie, keinen andern Herrn anzunehmen, als den, der die Würmer erschlage; er kenne aber keinen, fügte er hinzu, der sie bestehen könnte, als einen Gesellen Wolfdietrich, deshalb solle sie diesen zum Manne nehmen. Im Walde traf der Kaiser zuerst auf den Riesen, den er nach hartem Kampfe beide Beine abschlug. Da ließ dieser einen lauten, gar ungefügen Schall, daß Alles rings erdröhnte. Wie Frau Tuntze, sein Weib, diesen Schrei vernahm, eilte sie ihm zu Hülfe, doch auch sie mußte das Leben verlieren; Ortnit zog weiter, nach einer Weile hörte er einen ungeheuren Sturm: es kam von einem grimmen Drachen, der mit einem Elephanten kämpfte. Diesem helfend, erschlug der Held den Wurm.

Leider geht die Handschrift des Gedichts nicht weiter; aus der späteren Bearbeitung der Sage durch Caspar von der Roen wissen wir jedoch, daß Wolfdietrich Ortnits Tod rächte, die Würmer erlegte und des Kaisers Wittwe heirathete, worauf er nach Griechenland zog, seine Brüder gefangen nahm, die zehn Söhne des getreuen Berchtung, der unterdeß gestorben war, aus dem Gefängniß befreite und ihnen Griechenland zu Leben gab. Nach zwölf Jahren ging Wolfdietrich in ein Kloster, in welchem er selig verstarb.

Wolfdietrich bei den Wölfen.

Des morgens welt der künic jagen, als er pflac;
dô gesach er gânde den wolf bi einem hac;
dô wart daz gejegde ûf den wolf gelân:
si jagten in ze walde, der den schaden hete getân.

Er vlôch gên dem berge zen jungen in daz hol
(der alten wâren zwêne, als ich iuch bescheiden sol):
dô was nieman sô küene, der dar în wolte gân;
dô sprach künic Walgunt: „Ich muoz die wolve hân!

Ritter unde knehte muosten sêre graben
unde vor dem berge michel arbeit haben,
biz man die alten zwêne in dem loche erstach.
und ouch daz kleine kindel mit ougen dâ ersach.

Nû die alten zwêne dâ wâren gelegen tôt,
hin în slouf ein jegere, her vür er sî bôt,
und ouch diu vier jungen: ir mohten nie mê gesîn;
dô er her ûz wolt scheiden, dô weinte daz kindelîn.

Er truog ez zuo dem liehte, schouwen erz began:
er sach mit sînen ougen nie kint sô wunnesam.
„Schouwe von Salnecke künic Walgunt!
ich hân allhie vunden einen richen vunt.

Nu luoge, künic rîche, wie ein kindelîn!
Ich gloub, daz in der werlte kein schœnerz mac gesîn.“
In daz hol si giengen und suochten ouch daz wip,
ob die wolve hæten genomen ir den lîp.

Dô man dâ der vrouwen in dem berc niht vant,
vor des küniges ougen man daz kint ûf bant:
si sâhen dô wol alle, daz ez êrst war geborn.
„Du muost mich iemer riuwen, soltu sîn verlorn!“

Swaz sol sîn oder werden, daz muoz ouch geschehen.
Nu mac man dize wunder an künige wol spehen:
sîn vaterlichiu triuwe in dar zuo betwanc,
daz er daz best gewæte um daz kindelîn swanc.

Ern wolt ez nieman lâzen, er nam ez selbe an den arn.
„Wir sullen vrôliche gên Salnecke varn.“
Rittern unde knehten erz dô niht bevilt:
si vuorten gên Salnecke daz kint und ouch daz wilt.

Si kômen als hêrliche ûf den hof geriten,
si wurden wol enphangen nâch ritterlichen siten.
Der künic nam daz kindel unt gie vür die küngîn stân:
„Schouw, vil schœniu vrouwe, wie ein kint ich vunden hân!

Daz heten die wilden wolve in den berc getragen.“
Wie siz her ûf gewunnen, begunt er ir dô sagen:
„Wir sâhen dô wol alle, daz ez êrst wart geborn;
ez müest mich iemer riuwen, soltez sîn alsô verlorn.

Ir sult ez baden heizen, vil edele künigîn,
unt gebt ez einer ammen, daz kleine kindelîn,
unt heizt ez schône ziehen: wirt ez ein biderb man,
tûsent marc von golde mache ich im undertân."

Einer ammen rîche daz kint enpholhen wart;
si zoch ez alsô schône: dô wart ez alsô zart,
ez wart alsô schœne, daz ez nieman kan gesagen:
drî stunt in der wochen muost man ez vür den künic tragen.

Liebegart diu alte daz lenger niht enlie,
zuozir schœnen tohter ûf den turn sie gie;
si begund ir sagen mære von dem kindelîn:
zehant schôz ez ze herzen der jungen künigîn.

Dar nâch in kûrzen stunden diu muoter von ir gie.
Hilteburc diu schœne daz lenger niht enlie;
si sprach: „Sag, wahtære, trût gevatere mîn,
durch dîn beste güete, wie stât ez umb mîn kindelîn?"

„Gar wol, vrouwe hêre unt trût gevatere mîn!
Man ziuht nâch hôhen êren daz kleine kindelîn."
„Ich man dich an daz jungest urteil, daz Got über uns sol hân,
daz du mir sagest die warheit, wie ez umb mîn kint sî getân!"

Dô diu küniginne in alsô tiure ermant,
er begunde heize weinen, vor leit sîn hende er want.
„Ôwê, schœniu vrouwe, ich wil die wârheit sagen:
ich kund ez niht envinden; ich west niht, wer ez hin het getragen."

Dô gewan diu küniginne alrêrst jâmers gnuoc:
mit beiden iren vûsten zen brusten si sich sluoc,
daz daz bluot rôte von ir drâte ran.
„Ôwê! Got von himele, daz ez au die werlt ie gekam,

Unt von muoter lîbe ie solt werden geborn!
Nu hân ich Gotes hulde unt mîn kint verlorn,
und ouch Hûgdietherîch, den lieben herren mîn:
von guote unt von êren muoz ich gescheiden sîn!"

Dô sprach der wahtære: „Edele künigîn,
tuot ez dur Got von himele, unt lât iur weinen sîn:
iur vater hat gefunden ein kleinez kindelîn,
daz ziuht man ân unser arbeit: des sult ir wizzent sîn.

Welt ir die wârheit vinden, sô merkt, waz ich iu sage:
heizt ez an einem morgen zuoziu her ûffe tragen,
sô seht ir, küniginne, daz kleine kindelîn;
sô werdet ir wol innen, mag ez iwer gewesen sîn."

Liebegart diu alte ez lenger niht enlie,
zuozir schœnen toht r ûf den turn si gie;
si seit ir aber mære von dem kindelîn;
si sprach: „Liebiu muoter, wes mag ez gewesen sîn?"

„Swes ez sî gewesen, daz kan ich niht gesagen:
ez hetenz die wilden wolve in den berg getragen.
Ez ist als liep dem vater, er wil ez nieman lân."
„Trût muoter, heiz die ammen morgen zuo uns her ûffe gân."

Si sprach: „Liebiu tohter, des soltu gewert sîn.
Ich hân nie gesehen ein schœnerz kindelîn,
wanne ich ez vil gerne wil geschehen lân,
ob du etwaz kurzwîl mit im möhtest hân."

An dem andern morgen diu amme kam zehant;
Hilteburc diu schœne bant ûf daz windelbant:
dô vants im zwischen den schultern ein rôtez kriuzelîn,
dâ bî si wol erkante ir kleinez kindelîn.

Ein vingerlîn von golde zôch si ab der hant,
daz gap si der ammen: dâ was ez wol bewant.
„Nemt hin, vrouwe, lât iu daz kint bevolhen sîn:
wær ich dâ niden bî den liuten, ich wolt iu genædec sîn."

Zweiter Abschnitt: Prosa.

Aus dem ersten Zeitraum haben wir fast gar keine andern prosaischen Sprachdenkmäler, als Uebersetzungen biblischer oder anderer religiöser Schriften; die Geistlichen, bei denen allein Bildung und Gelehrsamkeit zu finden war, bedienten sich ausschließlich der lateinischen Sprache, was nicht bloß daraus zu erklären ist, daß ihnen als Gliedern der römischen Kirche diese Sprache als die Quelle aller Bildung galt, sondern auch zum großen Theil daraus, daß sie, aus den verschiedensten Ländern zusammengewürfelt, die verschiedensten Sprachen sprechend, nur in der allgemeinen lateinischen sich gegenseitig verständlich machen konnten. Es blieb dieses Uebergewicht derselben auch in dem vorliegenden zweiten Zeitraume. Der Zusammenfluß der lernbegierigen Jünglinge und Männer aus allen Theilen des germanischen und romanischen Europas in einigen wenigen Städten, in denen, wie in Paris, Bologna, Salerno, Padua u. a. die Wissenschaften mit regem Eifer gepflegt wurden, machte den Gebrauch einer Sprache nothwendig, in welcher sich Alle gegenseitig verstehen konnten; und als solche war aus den früheren Zeiten ja schon die lateinische gegeben. So wurde denn dieselbe ausschließlich Sprache der Wissenschaft, wie in Italien und Frankreich, so auch in Deutschland, wo einige hochbegabte Männer, unter denen wir nur den tiefen Denker Albertus Magnus (1205—1280) erwähnen, den höchsten Ruf erlangten, der sich weit über die Gränzen ihres Vaterlandes verbreitete. So natürlich aber und so nothwendig sogar der Gebrauch der lateinischen Sprache zur Darstellung wissenschaftlicher Gegenstände sein mochte, so hatte dies doch die eben so unausbleibliche als bedauernswerthe Folge, daß sich die Wissenschaft vollständig vom Volke abschloß und kaum mittelbaren Einfluß auf dasselbe haben konnte, so wie es ferner die nicht weniger bedauernswerthe Wirkung haben mußte, daß die Prosa noch kaum in den ersten Anfängen der Entwickelung stand, als sich die Poesie schon zur höchsten Blüthe entfaltet hatte. Doch sind auch in diesem Zeitraume einige Versuche gemacht worden, wissenschaftliche Gegen-

stände in deutscher Sprache zu bearbeiten. Dahin gehören zuvörderst der sogenannte „Physiologus", der vielleicht schon in den ersten Jahrzehenden des zwölften Jahrhunderts abgefaßt wurde, und mehrere Uebersetzungen aus dem Lateinischen, wie der Abhandlung Nortperts „von den Tugenden" und des sogenannten „Lucidarius", dessen Form Seifried Helbling in seinen Büchlein nachahmte (S. oben S. 206). Aus späterer Zeit endlich besitzen wir die gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts abgefaßte „Meinauer Naturlehre", in welcher die bekanntesten Naturerscheinungen nach den damaligen Ansichten erklärt werden.

Zwar bedienten sich die Geistlichen, wenn sie dem Volke predigten, natürlich der deutschen Sprache; allein da diese Vorträge nur für einen beschränkten Kreis und für vorübergehende Verhältnisse bestimmt waren, so wurden dieselben wahrscheinlich nur selten oder gar nicht niedergeschrieben; ja sie wurden vielleicht sogar zuerst in lateinischer Sprache abgefaßt und nur mündlich in deutscher vorgetragen. Allerdings besitzen wir eine nicht kleine Anzahl von Predigten und Homilien, die noch aus dem zwölften Jahrhundert stammen; doch waren diese, wie es allen Anschein hat, nicht für den öffentlichen Vortrag bestimmt, vielmehr sind sie höchst wahrscheinlich lediglich zu dem Zwecke niedergeschrieben worden, um jüngern Geistlichen als Muster und Vorbild zu dienen. Es sind dieselben ängstliche Nachbildungen, oft vielleicht sogar nur Uebersetzungen lateinischer Predigten, weshalb sie auch nur Werth für die Sprachforschung darbieten, dagegen für die Literaturgeschichte ohne alle Bedeutung sind. Eben so wenig und aus demselben Grunde können einige andere von Geistlichen verfaßte Schriften religiösen Inhalts auf eine Stelle in der Literaturgeschichte Anspruch machen; es gilt dies nicht bloß von verschiedenen „Uebersetzungen und Erklärungen von Psalmen", sondern auch von den uns in ziemlich reicher Anzahl erhaltenen Gebeten und andern kleinen Erbauungsschriften. Erst als gegen die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts die Predigermönche, welche um diese Zeit Eingang in Deutschland gefunden hatten, eine auf die Bildung des Volks gerichtete, eben so große, als fruchtreiche Thätigkeit zu entwickeln begannen, erhob sich die geistliche Beredtsamkeit aus ihrer bisherigen Bedeutungslosigkeit zu einer ungeahnten Höhe, besonders als die Franziskaner David von Augsburg und Bruder Berchtold, und bald nach ihnen der Dominikaner Eckehart die ganze Tiefe und Tüchtigkeit ihres Geistes in die Sprache legten. Obgleich diese Männer eine nicht gewöhnliche Gelehrsamkeit besaßen (Berthold scheint außer der lateinischen Sprache auch italienisch und französisch verstanden zu haben), so unterscheidet sich ihre Darstellung in ihren Schriften von denen der früheren Geistlichen wesentlich dadurch, daß sie bei aller ihrer gelehrten Bildung die Sprache von dem bisherigen Einflusse des Lateinischen befreiten, indem sie, statt, wie ihre Vorgänger, ihren Darstellungen das eigenthümliche Gepräge des lateinischen Styls zu geben, die Sprache des Volkes zum Vorbilde nahmen. Sie waren nicht allein selbst aus dem Volke hervorgegangen; ihr Beruf führte sie, mehr als alle andere Geistliche, mit dem Volke zusammen, und sie mußten, wollten sie anders mit dem Volke leben und auf dasselbe wirken, auch dessen Sprache sprechen, so daß durch diese ihre Bemühungen die rhetorische Prosa einen volksthümlichen, bürgerlichen Charakter gewann, der sich in der Folge noch entschiedener entwickelte.

Wie für rein wissenschaftliche Gegenstände, so war im vorhergehenden Zeitraume, und auch noch in der ersten Hälfte des vorliegenden die lateinische Sprache ebenfalls ganz ausschließlich zur Aufzeichnung der Gesetze und öffentlichen Schriften aller Art im Gebrauch, was zunächst darin seinen Grund hatte, daß es meistens nur Geistliche waren und sein konnten, welche mit dieser Aufzeichnung beauftragt wurden, vornämlich aber darin, daß die deutschen Stämme, welche Frankreich und Italien erobert hatten, die Gesetze, die sie ihren neuen Unterthanen gaben, nur in einer von denselben verstandenen Sprache, das heißt in der lateinischen, geben konnten. Als diese aber im Verlauf der Zeit von den neuen Mischsprachen verdrängt worden war, was nur allmählich und unvermerkt geschah, hatte sie sich schon vollständig als Rechtssprache festgesetzt, und zwar nicht bloß in den eroberten Ländern, sondern durch den Einfluß der fränkischen Herrschaft auch in Deutschland selbst. Sie mußte aber noch tiefere Wurzeln schlagen, als das römische Recht immer mehr Boden gewann und das dessen Studium sich immer mehr verbreitete, da sich die Rechtslehrer ganz ausschließlich derselben bedienten; und so war durch das Zusammentreffen aller dieser Verhältnisse auch diese Seite abgeschnitten, auf welche sich die deutsche Prosa schon vor Ausbildung der poetischen Sprache hätte entwickeln können. Zwar finden sich deutsch geschriebene Urkunden schon aus sehr frühen Zeiten, selbst schon aus dem eilften Jahrhunderte (wie die „Augsburger Schenkungsurkunde", die um das Jahr 1070 abgefaßt worden sein mag), und auch später finden sich ähnliche Denkmäler; allein sie stehen nur vereinzelt da, und beweisen nur, daß man sich zu allen Zeiten, wenn auch nur in einzelnen Fällen, der deutschen Sprache zur Darstellung von Rechtsverhältnissen bediente. Erst als die Städte Bedeutung zu gewinnen und der Bürgerstand sich kräftiger zu entwickeln begann, wurde der Gebrauch der deutschen Sprache bei Darstellung von Rechtsverhältnissen häufiger, und gegen die Zeit Rudolfs von Habsburg wurden auch die öffentlichen und Privat-Urkunden großen Theils deutsch abgefaßt. Unter den früheren Denkmälern sind besonders die „schwäbische Verlobungsformel" und der „Erfurter Judeneid" zu erwähnen, welche noch in das zwölfte Jahrhundert gehören; unter den spätern haben wir vor Allem die Stadt- und Landrechte zu nennen, deren es eine große Anzahl gab, da beinahe jede Stadt und jede Landschaft mit der Zeit ihr eigenes Rechtsbuch erhielt. Es sind dieselben übrigens auch dadurch merkwürdig und für die Sprachforschung wichtig, daß die meisten in den Mundarten der Städte und Länder geschrieben, für welche sie bestimmt waren. Wir erwähnen aus der großen Anzahl dieser Schriften nur das friesische „Asegabøk" (Richterbuch), welches übrigens noch in das zwölfte Jahrhundert gehört, und die „Willküren der Brokmänner" aus dem dreizehnten Jahrhundert, ferner das „Braunschweigische Stadtrecht" von 1232, den „Zürcher Richte-

brief" vom Jahre 1258 und das „Augsburger Stadtrecht" von 1276. Die zwei wichtigsten Rechtsbücher sind jedoch der „Sachsenspiegel" und der „Schwabenspiegel", weil sich diese bald einer allgemeinen Geltung erfreuten. Hieher sind ferner auch die sogenannten „Weisthümer" (Rechtsentscheidungen) zu ziehen, von welchen J. Grimm eine vortreffliche Sammlung veranstaltet hat. Endlich erwähnen wir noch als die älteste in deutscher Sprache abgefaßte politische Urkunde, den „Landfrieden Friedrichs II." Als derselbe nämlich im Jahr 1235 einen großen Reichstag in Mainz hielt, um die durch die Empörungen seines Sohnes tief erschütterte Ruhe Deutschlands wieder zu befestigen, veröffentlichte er eine Urkunde, welche als Grundlage der künftigen Gestaltung Deutschlands gelten sollte. Zwar war dieselbe ursprünglich lateinisch geschrieben; allein es ist die deutsche Uebersetzung höchst wahrscheinlich zugleich mit dem lateinischen Original bekannt gemacht worden und hatte, wie jenes, gesetzliche Geltung.

In diesen Zeitraum fallen die zwar schwachen, aber immerhin beachtenswerthen Anfänge der Geschichtschreibung. Manche ältere in Prosa geschriebene Chroniken scheinen verloren gegangen zu sein; es sind uns nur die sogenannte „Repgowische" oder „Sachsenchronik" und eine „Chronik der Abtei von St. Gallen" von Christian dem Küchemeister erhalten.

Noch haben wir ein kleines Bruchstück eines in niederdeutscher Sprache geschriebenen Romans aus dem Sagenkreise der Tafelrunde zu erwähnen. Es ist dasselbe so klein, daß sich kein Urtheil über dessen Werth oder Unwerth fällen läßt; doch darf man wohl behaupten, daß die Darstellung nicht ohne Leben und Beweglichkeit ist. Ob dieser Roman, der leider beinahe ganz verloren ist, einen ritterlichen Dichter zum Verfasser hatte, wie man aus dem Stoffe zu vermuthen geneigt sein möchte, läßt sich nicht bestimmen; doch wäre es von Interesse, dies zu wissen, weil wir außer einigen Briefen im Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein keine prosaischen Schriften adeliger Verfasser besitzen: denn der Adel, welcher eine so große poetische Thätigkeit entwickelte, konnte bei seinen durchaus auf das Phantastische gerichteten Bestrebungen durchaus keine Veranlassung finden, sich der prosaischen Sprache zu bedienen. Und es ist dies wiederum ein Beweis, wie sehr er sich von der Wirklichkeit zu unfruchtbaren Schwärmereien gewendet hatte, daß von den Tausenden, welche in das heilige Land oder nach Italien gezogen waren, kein einziger auch nur Eine Zeile von seinen Reisen, seinen Kämpfen, seinen Abenteuern und merkwürdigen Erlebnissen niederschrieb, die doch des Wunderbaren genug darbieten mochten, während die französische Literatur uns, wenn auch nicht zahlreiche, doch desto bedeutendere Prosadenkmäler aus jener Zeit darbietet, die von Adeligen verfaßt sind und die damaligen welthistorischen Ereignisse behandeln.

So ist denn die Prosa in Deutschland ihrer ersten Entwickelung nach ein Erzeugniß des Bürgerthums; alle Denkmäler, die Predigten und Erbauungsschriften sowohl, als die Gesetzbücher und die öffentlichen Urkunden, sind, sobald sich diese Sprache vom Einflusse des Lateinischen losgerungen hatte, entweder von Männern bürgerlicher Herkunft und bürgerlichen Standes oder mit vorzüglicher Rücksicht auf die Städte und deren Bewohner abgefaßt worden. Und diesen ursprünglich bürgerlichen Charakter bewahrte die Prosa durch die nachfolgenden Jahrhunderte, bis sich die Gelehrsamkeit wieder ihrer bemächtigte. Weil aber weder die Gelehrten noch der Adel sich der prosaischen Sprache bedienten (denn jener oben erwähnte Roman kann, selbst wenn er unzweifelbar einen adeligen Verfasser hätte, ebensowenig in Anschlag gebracht werden, als die wenigen Versuche, wissenschaftliche Gegenstände in deutscher Sprache zu behandeln) und weil sich die Prosa beinahe ganz unabhängig von der Poesie entwickelte, wenn diese auch nicht ganz ohne Einfluß auf jene blieb, gewann die Prosa einen viel freieren und selbstständigeren Charakter, als die Sprache der Poesie, welcher bei aller hohen künstlerischen Ausbildung doch niemals den Einfluß des Auslandes ganz verläugnen konnte, der sich selbst bei den trefflichsten Dichtern, wie Gottfried und Wolfram, nur zu sehr geltend machte, bei untergeordneten Geistern, wie dem Tanhäuser, bis zur Verzerrung führte. Eine solche Abirrung war bei der Prosa schon deswegen nicht möglich, weil sie vorzugsweise nur zur Darstellung rein deutscher im Volke wurzelnder Verhältnisse gebraucht wurde, und Alles, was in prosaischer Sprache geschrieben wurde, wie schon berührt, vorzugsweise für die Bewohner der Städte, nicht aber für bevorrechtete oder höher gebildete Stände bestimmt war. Daher werden aber die prosaischen Denkmäler des Mittelalters, die Gesetze und öffentlichen Urkunden aller Art, dann die Predigten und Erbauungsschriften seit der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts so überaus wichtig, weil sich in ihnen beinahe durchgehends die deutsche Sprache in ihrer vollsten Reinheit zeigt, und zwar nicht bloß rücksichtlich der Wörter und Wortbildungen, sondern auch in Bezug auf Satzbau und Satzformen. Doch ist dies nicht der einzige Vorzug der mittelhochdeutschen Prosa. Die Nothwendigkeit, in den Rechtsschriften nach der größten Genauigkeit in Wort und Ausdruck zu streben, gab der Sprache zugleich auch Klarheit und Bestimmtheit; durch die begeisterten Vorträge der wandernden Predigermönche, welche nicht bloß auf den Verstand, sondern auch auf die Phantasie ihrer Zuhörer wirken wollten, gewann sie den Reiz der Mannigfaltigkeit und der leichten Beweglichkeit. Und so müssen wir die Prosa der vorliegenden Periode als die vorzüglichste Grundlage deutscher Sprachentwicklung betrachten und zu ihr, als deren hauptsächlichste und reinste Quelle zurückgehen.

Die Denkmäler der Prosa sind in zu geringer Anzahl vorhanden, um eine strenge Scheidung derselben nach den Gattungen der Darstellung vornehmen zu können; wir werden daher in den nachfolgenden Betrachtungen die wichtigsten Denkmäler und Schriftsteller in rein chronologischer Ordnung auf einander folgen lassen.

Physiologus.

Johannes Chrysostomus verfaßte nach einem ältern griechischen Werke, welches unter dem Namen Physiologus eine Reihe von Beobachtungen über die Natur und insbesondere über die Eigenschaften der Thiere enthielt, eine Schrift, in welcher er die Eigenschaften der Thiere bildlich auf die

Menschen, auf Christus und den Teufel deutete und mit Nutzanwendungen begleitete. Diese Schrift wurde im Mittelalter vielfach bearbeitet, mit neuen naturhistorischen Beobachtungen, so wie mit neuen bildlichen Beziehungen bereichert, und so entstanden viele lateinische Physiologi, die selbst wieder die unmittelbare Quelle deutscher Werke dieser Art wurden. Eines derselben unter dem Namen „Reda umbe diu tier“ stammt noch aus dem eilften Jahrhundert, das andere, welches mit den Worten: „Ditze buoch redenot nude zellit michilen wîstuom von tieren unde von fogileu“ beginnt, und unter dem Namen Physiologus bekannt ist, ward gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts aus dem Lateinischen wenn auch nicht übersetzt, doch ziemlich genau nachgearbeitet. Es gewährt nicht bloß durch die naturhistorischen Beobachtungen (freilich werden auch fabelhafte Wesen unbedenklich eingereiht) mannigfaches Interesse, es ist auch dadurch von Wichtigkeit, weil es eines der frühesten in Prosa geschriebenen Denkmäler ist, in welchen die Sprache sich mit unverkennbarer Freiheit von dem lateinischen Vorbilde bewegt.

Die Natter.

Phisiologus zellit, daz diu natrâ driu geslahte habe. Ir êrist geslahte ist: sô si iraltet, sô negesihit siu nieht; sô vastet si denne vierzich tage unt naht, unze sich das fel ab ir lôsit; sô suochet si denne ein engiz loch an eineme steine unte sliufet dâ durch, sô vert ir diu obere hût abe. Sô wirdit si gejunget.

Diu portâ ist vile enge und daz phade ist vile ehleine, daz zuo dem êwigen lîbe leitet.

Daz ander geslahte ist: sô diu natrâ trinchen wile, sô spîwit si daz eiter von ire, ê si trinche.

Wir sculn die natron sus piledon: sô wir diu heiligen wort trinchen wellen, diu uns vorgescriben sint, sô sculn wir ûz spîen die unser wertliche sunte. Wir sculn unsih reinen von allen unseren sunden, unt sculen mit diemutiger iouch mit wârer pîhte in daz Gotes hûs gân, unt sculn dâ beten unde singen Gote in unserem herzen.

Daz dritte geslahte ist der natrun: sô si den man nahtten gisihit, sô fürhtet si in unt fliuhet; sô er ave gewâtôt ist, sô ähtit si sîn.

Dâ magen wir ane vernemen: dô unser vater Adâm in dem paradîsô nakchit was, dô nemahte im der tiefal nieht getaren.

Sô man die natrun slahen wil, sô nimit si den zagil unt tut in uber daz houbet unt lâzit sich alswâ slahen.

Alsô sculen wir tuon: sô unser vîant unser irslahen wellen, sô sculn wir mit unserem lichnamen daz houbet beseirmen, waute unser houbet daz ist Christ. Wir sculen unser houbet, den heiligen Christ, ze diu beseirmen, daz wir von ime in dem jungesten zîte mit gesuuteme houbite zuo êwiger genzi geladet werden.

Der Sachsenspiegel.

Eike, Euke oder Ecko von Repgow, ein Edelmann aus dem Anhaltischen, sammelte gegen den Anfang des dreizehnten Jahrhunderts (1215), vielleicht aber auch schon früher auf Veranlassung des Grafen Hoyer von Falkenstein die damals in Deutschland, namentlich im nördlichen Theile des Reichs (Sachsen) geltenden Gesetze und Rechtsgewohnheiten, denen auch Urtheilssprüche der Schöppen beigefügt sind. Diese Sammlung, welche der Herausgeber selbst „der Sachsenspiegel“*) nannte, erlangte bald gesetzliches Ansehen, ob sie gleich nur von einem Privatmanne ausgegangen war, und zwar nicht bloß im Norden Deutschlands, sondern auch in Polen, Dänemark und andern nördlichen Ländern. Zwar sind in ihr einzelne Spuren vom Einflusse des römischen und canonischen Rechts, welches später das deutsche Leben in seinem tiefsten Innern zerrüttete und verderbte, nicht zu verkennen; im Ganzen aber ist doch die ursprünglich deutsche Rechtsentwickelung durch den Sachsenspiegel vertreten, und er hat, wie schon darum, so auch aus dem weiteren Grunde hohen Werth, daß er längere Zeit hindurch dem Eindringen des fremden Rechts nicht ohne Erfolg widerstand, wie es denn auch dann noch allgemeines Ansehen behielt, als Gregor XI. im J. 1374 mehrere Sätze desselben für ketzerisch erklärte. Schon früher hatten die Geistlichen denselben bekämpft, weil er bei aller Anerkennung der päbstlichen Gewalt doch dieser die Macht des Kaisers gleichstellt. Der Sachsenspiegel ist nicht nur die älteste Quelle des rein deutschen Rechts; er wurde auch die Grundlage der späteren im südlichen Deutschland gesammelten Rechtsbücher, des Schwabenspiegels und des Kaiserrechts, die oft nur Umarbeitungen und Auszüge aus jenem sind.

Das Ganze zerfällt in zwei Theile, das Landrecht, d. h. das bürgerliche und peinliche Recht, und das Lehenrecht. Der erste Theil wird auch dadurch bedeutend, daß er vielfache und wichtige Bestimmungen über die allgemeinen politischen Rechtsverhältnisse enthält. Repgow hatte seine Sammlung zuerst lateinisch abgefaßt, erst später übertrug er sie in deutsche Sprache, was ihm, wie er in der gereimten Vorrede sagt, viele Schwierigkeiten darbot, so daß er die Arbeit nur aus Liebe zum Grafen Hoyer zu Ende führte. Aber gerade die von ihm erkannte und nicht ohne Glück besiegte Schwierigkeit, die Sprache frei und selbstständig zu behandeln, und sie von dem Einflusse des Lateinischen zu befreien, gibt dem Werke auch für die Literatur hohen Werth. Die Sprache desselben ist niederdeutsch; doch wurde es später öfters ins Oberdeutsche übersetzt und zudem vielfach überarbeitet und vermehrt.

Die zwei Gewalten.

Twei swert lît Got in ertrîke tô bescermene di kristenheit. Deme pâvese ist gesat dat geistlike, deme keisere dat wertlike. Deme pâvese ist ok gesat tô ridene tô bescedener tiet ûp eneme blanken perde, unde de keiser sal ime den stegerîp halden, dur dat de sadel nicht ne winde. Dit is de betêknisse, swat deme pâvese widerstâ, dat he mit geistlikeme rechte nicht gedwingen ne mach, dat it de keiser mit werltlikem rechte dwinge, deme pâvese gehôrsam tô wesene. Sô sal ok de geistlike gewalt helpen deme werltlikem rechte, of it is bedarf.

*) Spigel der Saxen
sal diz bûch sin genant,
wende saxen recht ist hir an bekant,
als an einem spigele de vrouwen
ire antlitze beschouwen.

Repgowische oder Sachsenchronik.

Gewöhnlich wird dem Sammler des Sachsenspiegels auch eine Chronik zugeschrieben, welche daher nach ihm die Repgowische oder auch die Sachsenchronik genannt wird; es scheint jedoch, daß Repgow nicht der Verfasser dieses Buchs ist, wenigstens könnte er nicht das Ganze verfaßt haben, er müßte denn ungewöhnlich lange gelebt und den Sachsenspiegel schon in seinen ersten Jünglingsjahren gesammelt haben, was vernünftiger Weise nicht angenommen werden kann. Es ist wahrscheinlich, daß die Erwähnung Repgows in der gereimten Vorrede der Chronik nur eine Anspielung auf eine Stelle in der Vorrede des Sachsenspiegels ist, und in diesem Falle fällt die Annahme, als ob er beide Werke abgefaßt habe, von selbst zusammen.

Was den innern Werth der Sachsenchronik betrifft, so ist derselbe schon deshalb bedeutend, weil sie uns mit zahlreichen Einzelnheiten bekannt macht, welche für Zeit- und Sittengeschichte gleich großes Interesse darbieten; noch größeren Werth gewinnt sie aber durch die einfache, schlichte und doch nicht ungewandte Darstellung, und ganz insbesondere durch den scharfen Blick in die Zeitverhältnisse, der selbst durch die chronologische Erzählung der Begebenheiten durchbricht. Doch ist gerade in dieser Beziehung ein nicht geringer Unterschied zwischen den früheren und den späteren Abschnitten, indem letztere von tieferer Einsicht in den Zusammenhang der Begebenheiten zeugen, als die vorangehenden. Ist dies nicht bloß Folge davon, daß der Verfasser die späteren Thatsachen, die er zum Theil selbst erlebt haben mochte, gründlicher kannte, so läge allerdings die Vermuthung nicht weit, daß das Ende von einem andern Verfasser herrührte, als der Anfang, und daß in diesem Fall Repgow gar wohl die Sachsenchronik begonnen hätte, welche dann von einem späteren, uns unbekannten Verfasser weiter fortgeführt worden sein wird.

Vrederîc de andere.*)

In deme M. CC. XVIII. jâre van Godes bort wart de koninc *Vrederîc*, des keisers *Hinrîkes* sone, koning âne werren, de LXXXXV. van Augustô, unde was dar ane . . . . jâr.

Deme antwarde de hertoge *Hinrîc*, des keisers *Otten* brôder, dat rîke tô Goslâre.

Bî den tîden was ein hûsman inme lande bî *Stade*, de hêt Ôtbern, unde underwant sic, dat he tèkene dede, unde wânde al dat mêne volc, dat he hêlic ware, unde sôchte ene dat volc van manigeme lande unde brâchten eme offer. In der tît wart *Vorde* gewunnen deme hertogen Hinrîke af van denestmannen van *Bremen*, unde wart *Ôtbernes* tûsken tôstôret.

Bî des koning Vrederîkes tiden wart ên vart over mere; dar vôr de koning van *Ungeren* unde karte weder mit sunde unde mit scande. De hertoge *Lippolt* van *Österrîke* vôr dar ôc hin unde was dâr mit grôten êren unde anders manich edele man. Se worden tô râte êne herevart vor Damiât, de vullenging. De Kerstenen wunnen de stat mit grôteme arbeide den heiden af; sint wunnen se êuen torn, de vore dere stat lach, mit grôteme arbeide. Dar nâ gaf en God silve de stat, wande de lûte sô sêk dar inne wâren, dat se tô der were nicht komen ne konden. De stat hêlden de Kerstenen wante in dat ander jâr. Dô vôren se aber êne herevart ûp achter dat vlêt; dar belêp se dat water, dat se nicht weder komen konden: des worden se al gevangen. Des gâven se de stat deme *Soldâne* weder, unde bedingeten dar mede alle kerstene vangene ledich unde sic silven. Dar tô gaf he en weder dat hilige krûze, dat de *Soldân* den Kerstenen af gerôvet hadde. De Soldân, de heidene man, lêste al sîn gelovede unde sîn geleite harte trûwelîke unde dede den Kerstenen grôt gemach unde leide se hir af.

An den silven tîden starf der marcgrêve van *Brandenborg*.

In den silven jâre legede koning *Vrederîc* ênen hof tô *Vrankenevorde*. Dar bat he de vorsten alle, dat se *Hinrîke*, sînen sone, tô koninge loveden: des volgeden de vorsten unde sworen ene tô koninge na des vader dôde. — — — —

De koninc *Vrederîc* vôr tô *Rôme* dur de wîgunge unde beval sînen sone *Hinrîke* deme kanzelære, dem biscope van *Spîre* unde dem biscope van *Werzerborg* unde grêven *Gêrarde* van *Diets* unde anderen sînen hêmlîken lûden. De biscove storven dâr nâ beide scire; dô wart dat kint bevolen deme biscope van *Kolne*.

De koning Vrederîc wart gewîet tô *Rôme* tô keisere van deme pâvese Honôriô unde sîn sone wart gewîet tô koninge hir tô lande (tô Âken).

Des anderen jâres wan de biscop van *Bremen Otterberge* grêven Bernarde af van der Welpe. De keiser vôr dô tô *Pulle*, dô he gewiet was, unde gewan dat, unde gewan *Sicilie* unde *Calâbre* unde alle de heideneske lant, de dar in binnen lâgen, unde alle de heideneske ôlant, de umme ene lâgen. He vordrêf ôc alle, de van eme kart wæren tô deme kaisere Otten, unde de em ovele hadden gedân. Somelike vordefede he an ereme live, somelike vordrêf he unde nam al ere gôt. — — — —

In deme anderen jâre dar nâ wart grôt hunger. — —

In deme silven jâre nam de konig *Hinrîc*, des keisers *Vrederîkes* sone, des hertoges *Lippoldes* dochter van Österrîke, unde des silven hertogen sone nam des lantgrêven dochter van *Doringen*. De hôchtît war tô *Nurenberg*. Dar sat ôc de koning *Hinrîc* tô gerichte umme den mort, de an deme biscope van *Kolne* gescâ. Binnen deme gerichte wort ên twinnge umme ên ordêl, dar manich sic tô kampe umme bôt. Dar vôr dat volc alle ûp unde begunde tô rugende von deme môshûse êne stêge neder, dar worden gedrungen wol viftich unde ses man dôt, der wâren drî unde twintich riddere sunder de in den herebergen storven, unde ôc lang dar nâ storven von deme silven drange.

In deme andere jâre dar nâ dô starf de koning *Lôdewich* van *Vranckrîche* vor *Aviniûn*, unde manich edele man. Ittelike segede, en worde vergeven. — — —

Nâ dem pâvese *Honôriô* wart *Gregôrius* pâves. De keiser wart sêk, unde vôr dô nicht over mere: dar umme dede en de pâves tô banne. — — —

*) Es sind alle Stellen, welche den Kaiser nicht unmittelbar betreffen, ausgelassen worden.

Dar nâ over ên jâr, dô sic de keiser mit dem pâvese nicht vorevenen kunde, he vôr under banne over mere, unde hadde lâten bedegedinget êne evenunge twischen den heidenen unde den kerstenen, dat men eme dat lant tô *Jerûsalêm* allet weder lâten solde. Des hinderede en de pâves unde de patriarcha van *Jerûsalêm* unde de *Temple* unde de *Spitâl*, unde umboden deme *Soldâne*, he wâre der evenunge ungewaret jegen den keiser unde de kerstenen. Dô bûwede de keiser *Driaf*, unde gaf eme de Soldân Jerûsalêm weder unde *Betlehêm* unde *Nazarêth* unde des landes vele. Dô ging de keiser krônet tô Jerûsalêm in deme sonendage vore mitfasten unde vore sante Marien dage. Dô was it ôc dat twelf hunderdeste unde negentwingeste jâr van Godes bôrt. Des anderen dages vorbôt de Patriarcha gotesdênest tô Jerûsalêm: dâ mede bedrôrede he al de kerstenen, de dar wâren.

De wîle dat de keiser over mere was, wan eme der pâves af sîner stede unde borge vele, wande he lêt prêdeken, dat de keiser dôt wære. Dô dit de keiser vornam, he vôr weder over mere unde gewan mit grôter kost unde mit grôteme arbeide sîne lande unde sîne borge weder mitter dûdischen pelegrime helpe. — —

In deme anderen jâre wart der pâves unde de keiser vorevenet unde lêt ene de pâves ûteme banne. — —

Bî den tîden wâren vele ketere unde ungelôveger lûde in der kerstenheit, beide tô *Rôme* unde in *walscheme* unde in *dûdischeme* lande. De worden gebrant wol dûsent van ême brodere, de hêt *Kônrât torsus*, unde ôc von anderen lûden. — —

Dô hadde de keiser *Vrederîc* ênen hof tô Ravene tô aller hîlegene missen. Dar lach he lange unde wachtide sînes sones, des koninges. Danen vôr he tô Venidie. Dar wart he untvangen mit grôten êren, unde vôr vort tô *Agleie*. Dar quam sin sone, de koning, tô eme. De keiser vôr weder tô *Pulle*, unde de koning tô dûdischeme lande. — — — —

An der silven tît was vele riddere unde hôher lûde, de man têch, dat se wæren ungelôvich. Dâr was ên der grêve van *Seine:* ûp den prêdekede meister *Kônrât* van *Marborg* dat krûze, unde it nam vele lûdes, unde wart der silve meister *Kônrât* geslagen umme de silve sake. De silven gâven sic ôc almêstich in des koninges gewalt.

Bî den silven tîden orlogeden de *Rômære* weder den pâves unde vorwisden ene van Rôme. De keiser halp deme pâvese ûp de *Rômære*. De koning *Hinrîc*, des keiseres sone, de hadde sic untsat weder sînen vader. Dar umme vôr de keiser tô dûdischeme lande unde brâchte mit eme grôten scat, unde wolde orlogen ûp den sone. Dô karten de vorsten alle von deme koninge tô dem keisere. Dô vôr de keiser tô *Wormeze*, unde nam dar sîn dridde wîf. Allerêrst hadde he des koninges dochter van *Arragûn:* bi der gewan he den koning *Hinrîke*. Dar nâ nam he des koninges dochter van Akers; mit ere nam he dat koningrîke tô Jerûsalêm: bî dere wan he den koning *Kônrâde*. Dar nâ nam he des koninges suster van *Engelant* tô *Wormeze*. Dar quam eme sîn sone tô hulden unde gaf sie in des vader gewalt. Des lêt ene de vader gevangen halden unde sende êne tô *Pulle*.

David von Augsburg.

Der Franziskaner Bruder **David**, mit dem Zunamen von Augsburg, was zu dem Glauben veranlaßte, daß er aus dieser Stadt stamme, wurde zwischen 1210 und 1220 aller Wahrscheinlichkeit nach in Regensburg geboren, da die ältesten Nachrichten, die wir von ihm haben, dahin weisen. Wir finden ihn nämlich zuerst als Novizenmeister und Professor der Theologie im dortigen Barfüßerkloster, worauf er in dieser Eigenschaft nach Augsburg übersiedelte, wo er lange Jahre hindurch als Lehrer und Prediger gleich tüchtig wirkte, so daß es nicht auffallen kann, wenn er seinen Beinamen von dieser Stadt erhielt. Er starb daselbst am 15. November 1271.

Bruder David erwarb sich unter seinen Zeitgenossen den höchsten Ruf als Lehrer, Prediger und Schriftsteller, und auch spätere Chronisten erwähnen ihn mit dem größten Lobe. Sie kannten freilich nur seine lateinischen Schriften, die allerdings des ihnen gespendeten Lobes sowohl wegen ihrer trefflichen Darstellung als ihres von tiefem Gefühl und edler Gesinnung zeugenden Inhalts vollkommen würdig waren; allein auch seine deutschen Schriften, die uns hier allein berühren, verdienen dieselbe Anerkennung. Es hat sich daher Franz Pfeiffer ein großes Verdienst um die deutsche Literatur erworben, daß er uns zuerst mit Bruder David bekannt gemacht hat, dessen Namen in der Geschichte unserer Literatur „fortan von gutem Klange sein wird". Denn David vereinigt alle Eigenschaften in sich, die dem Schriftsteller eine ausgezeichnete Stelle in der Literatur seines Volkes zusichern. Er ist nicht nur wegen der Tiefe, Vielseitigkeit und Wahrheit der von ihm ausgesprochenen Gedanken, wegen seiner edlen, für das Gute und Hohe wahrhaft begeisterten Gesinnung, sondern auch wegen seiner gebildeten und reinen Sprache, wegen der schönen und gewandten Form seiner Darstellung, deren ruhiger und klarer Ernst durch einen eigenthümlichen poetischen Hauch belebt wird, wahrhaft bewunderenswerth. Es sind von seinen deutschen Schriften (Reden, religiös-moralische Betrachtungen, Gebete) freilich nur noch wenige bekannt, aber diese wenigen sind in Form und Inhalt gleich bedeutend. Unter denselben verdienen namentlich die zwei größeren, „die sieben Vorregeln der Tugend" und der „Spiegel der Tugend" ausgezeichnet zu werden. In der ersten zeigt er, daß das tugendhafte Leben eine Kunst sei, die der Mensch, wie jede andere Kunst, durch Mühe und Uebung erlernen könne. Wie bei allen Künsten Vorkenntnisse und Vorübungen nöthig seien, so auch bei dem tugendhaften Leben; es seien aber vorzüglich sieben Vorregeln zu merken, deren Beachtung zum tugendhaften Leben führe. Der Mensch solle sich niemals durch Trägheit von dem, was ihm zu thun obliege, abhalten und unnütze Gedanken und böse Begierden in seinem Herzen nicht aufkommen lassen; er solle in allen weltlichen Dingen mäßig sein; er solle sich befleißen, mit sich selbst und mit Andern im Frieden zu bleiben; er solle mit rechtem Ernst nach dem Guten streben, in allen Dingen demüthig sein und endlich Gott alle Zeit vor Augen haben. „Diese sieben Regeln bedeuten die sieben Jahre," so schließt das Ganze, „die König Salomon brauchte, um den Tempel zu

Jerusalem nach der Lehre seines Vaters David zu bauen, der ihm auch die Mittel dazu gab, mit denen er ihn aufbauete. Und wie Niemand vor dem König Salomo den Tempel vollbringen mochte, also ist Niemand weise an geistlicher Weisheit, der diese sieben nicht kennt, noch sich befleißt, sie in seinen Werken zu gewinnen. Wer sie gewinnt, der hat die Mittel, mit denen er Gott einen geistlichen Tempel in ihm selbst macht, wozu uns auch der wahre Salomon helfen möge, Jesus Christus, des himmlischen Vaters eingeborner Sohn. Amen!" — Aus dem mitgetheilten Bruchstücke (die vierte Regel) werden sich unsere Leser überzeugen, daß Bruder David diese einfachen religiös-moralischen Lehren klar, eindringlich und in einer Geist und Gemüth gleich ansprechenden Sprache ausgeführt hat.

Der nämliche Ernst, aber auch die nämliche Milde ächter Frömmigkeit ist über den „Spiegel der Tugend" verbreitet, in welchem der treffliche Mann Christum als die lauterste Quelle, als das hellste Vorbild aller Tugend und wahrhaft christlichen Gesinnung darstellt, und dessen sanfte Demuth als die höchste Blüthe tugendhafter Gesinnung in begeisterter Ausführung gepriesen wird.

Aus den sieben Vorregeln der Tugend.

Diu vierde regel ist, daz der mensch sich vlîze vridesam sîn ime selben unde den andern. Der niemen beswæret, der ist im selben vridesam. Wir sîn als in einem strite gên den tieveln unt gên der werlde. Die tievel müent uns innen, diu werlt ûzen. Innen müent uns bekorunge: wider die bedürfe wir widerstrîtes unde huote. Ûzen müent uns widerwärtigiu wort unde werc von den menschen; da wider bedürfe wir der gedult schiltes, ûf den wir enphâhen diu schôzbölzelîn scharpfer worte und etwenne ouch einen kolbenstreich müelîcher site unt leider werke. Uns geschiht aber ofte als den, die strîtes ungewon sint: ê sie den schilt rehte vür gevazzent, sô ist in daz tref worden von ir unbehende. Als ist uns. Ê wir uns betrahten nâch der gedult, der wir uns vor vermezzen hêten, sô sî wir wunt worden von ungedult. Swer sich warnen wil gedult, der betrahte vor driu dinc. Des êrsten sol er im vür setzen mit betrahtunge allez, daz im mac widermuotes widervarn, an schaden, an wêtagen, an arbeit, an smæhe, an scharfen worten, an herter buoze, an rüegunge unschuldeclîchen; wan diu geschôz, gèn den man sich vor gewarnet hât, diu tuont minner schaden. Man sol die burc bûwen unde berüsten, die wîle ez noch vride ist, unt sol vor dem kamphe schirmen lernen, unt sol sich vor wâfenen, ê daz die vînde zuo sprengen; man mac anders wol sigelôs werden unde die burc verliesen, ob man sich denne êrst warnen wil, sô din nôt ûf dem rücke iezuo lît. Swes sich denne der mensch vor bewiget ze dultene, widervert im daz, sô lîdet erz deste lîhter; widervert ez im niht, sô ist er ze andern zîten doch deste unerschrockener unt hât ouch den lôn umbe den guoten willen. Dô künec Jôsaphât in vride was, dô bûwete er stete unt veste bürge, ob in ein urliuge angienge, daz er gewarnet wære. Alsô lêret uns ouch ein wîser man, daz wir unsern muot bereiten gên bekorunge. Zuo dem andern mâle sol der guote mensch vor betrahten, wie kleine im daz widermüete künne geschaden, allermeist von worten. Wort sint ein schal in dem lufte, den der wint hin vüeret, unt mugen von ir natûre niht geschaden (der sich selben dâ mite niht stichet), als wênic als ein ander schal. Dâ von lâzen wir gense und aglistern gêu uns schrien unt hunde bellen, und ahten des niht, wan ez uns anders niht geschaden mac. Ein wort mac mir niht an dem lîbe geschaden, die wîle ez niht wan ein wort ist, noch an dem guote, noch an den êren gên den liuten; wan vertrage ichz mit senfte, ich bin in dar nâch lieber unde werder, denne dâ vor; und hiete ichz halt verschuldet mit sünden, man wære mir deste genædiger, ob ich mîne bestrâfunge oder mîner sünden itewîz gedulteclîchen vertrage. Got ist mir ouch deste ungenædiger niht, ob mir ein mensch ein scharpfez wort hât gesprochen; er ist mir deste gnædiger, ob ich diemüeticlîchen lîde. Daz mir denne niht schadet an lîbe, noch an guote, noch an êren, noch an sêle, daz ist ein tôrheit, ob ich mich selbe dâ mite unnützlîche beswære, als der sich ze wer wider den vînt setzet âne nôt. Ze dem dritten mâle sol der mensch den schaden, den im sîn ungedult erwirbet, betrahten, unde den nutz, den diu gedult bringet; wan ungedult mêret ein iegelîch ungemach mit ir bitterkeit unde beswæret die gewizzen durch die sünde und ergert ander liute, unde machet den menschen selben unwerte Gote unde den liuten. Dâ wider diu gedult liebet uns Gote und ouch den liuten, und hœhet den lôn in himele, unt nimt die sünde abe, unt gît den andern guot bilde, unt machet daz herze ruowic und unerschrocken gên allen dingen; als der in einer guoten veste ist, der erschricket niht vor den reisæren, und als der gêu dem winter gewarnet ist, den machet daz ungewiter niht trûric.

Mac aber dich disiu vorbetrahtunge elliu niht helfen, daz daz herze unbeweget belîbe von ungedult, sô tuo zwei dinc: sweic und erstecke den zorn in im selben, daz er iht ûz slahe unde daz hûs iht brenne, unde die andern ouch iht enzünde; wan diu zunge ist vergiftic in zorne, als diu wisele; dar umbe sol man sî în sliezen, sô si eiter treit, daz si iemen hecke. Daz ander ist: nim dir ein ander unmuoze mit rede, oder mit geschefte, oder mit gedanken, biz daz dû des zornes vergezzest. Wenne er denne gesenftet wird, sô schiup in gar von dir, daz sich von den vunchen ein ander râchehitze iht enzünde. Lâ dir endanc sîn, ob der ber gestillet sî, unt hetze in niht anderstunt einem andern ze leide ûf dîn selbes vreisc, wan der tobige hunt bîzet den herren als schiere als den vremeden. Etelîche unwîse liute, sô in der trüebesal vergêu wil, den. sie habent von einem smæhen worte oder von andriu, sô habent sie sich wider, unde bindent ez ze herzen, daz sie sîn lange gedenken. Die tuont dem gelîch, der eine suht oder einen andern siehtuom hât erliten, unt sô er zergên wolte, sô machent sie mit willen, daz er lange anhaftet, unde die siehtuome sint dar nâch vil müelîch ze büezen, die alsô lange harrent. War zuo bite wir unsern hêrren, daz er kome zuo unserm herzen, sô wir im daz hûs vor verrünen mit unvride unt mit unminne? Er ist diu minne, unt swer unminne haltet in dem herzen, der haltet Gotes vînde; zuo den wil er niht

geladen sîn in eine herberge. Sîn ruowestat ist in dem vride; swer denne mit unvride lebet, in des herze mac er niht ruowe haben. *In pace factus est locus eius. Super quem requiescet spiritus meus, nisi super humilem et quietum etc.* Die wîle wir vride mit uns selben haben, sô mac uns ouch dehein ûzer unvride niht vil geschaden. Wir suln ouch den andern videlich sîn, als wir uns des selben gern. Wan ez ist dem heiligen geiste beidenthalp getân, swenne dû in ûz dînem herzen tribest mit unminne oder ûz eines andern herzen, betrüebende in âne reht. Ietwederez ist sîn hûs unt sîn wonunge. Dâ von verstôz den wirt niht ûz sîner herberge, ob dû gerst, daz er dich des himelischen heimôdes iht verstôze.

Bruder Berchtold.

Unter den Zöglingen des Bruders David ist nur Einer in weiteren Kreisen bekannt geworden; aber dieser Eine würde das Andenken und den Ruhm des Lehrers für alle Zeiten gesichert haben, selbst wenn sonst alle übrigen Spuren seines Wirkens vertilgt worden wären. Es ist dies der Franziskaner Berchtold, der die volle Entfaltung seines großen Talents, wie Fr. Pfeiffer mit Recht bemerkt, gewiß vorzugsweise der Leitung des trefflichen Lehrers zu verdanken hatte. Daß aber David die ganze Größe seines Schülers erkannte, daß er dessen seltene Talente mit Liebe und wohl auch mit Aufopferung pflegte, daß er ihm mit aller Hingebung zugethan war, geht unzweifelhaft daraus hervor, daß er ihm mehrere seiner Schriften widmete, welche er wahrscheinlich sogar für ihn niederschrieb, und daß er seinen Schüler auf dessen Predigerfahrten durch Deutschland begleitete, wie er denn von den Chronisten als der Gefährte des Bruder Berchtold, als der bezeichnet wird, „der mit bruoder Berchtolt gienc". Es hat etwas unbeschreiblich Rührendes, zu sehen, wie sich der ältere Lehrer dem jüngeren Schüler mit solcher Hingebung anschließt und sich mit ächt christlicher Demuth dem größeren Geiste unterordnet, der doch zunächst durch ihn und seine liebevolle Pflege zu dem geworden war, was ihn zum Gegenstande der allgemeinen Bewunderung machte.

Obgleich eine große Anzahl von Zeugnissen über Berchtold vorhanden sind und beinahe keine Chronik zu finden ist, die nicht von ihm und der wunderbaren Wirkung seiner Predigten berichtete, so wissen wir doch sehr wenig von seinen Lebensumständen; wir können sogar weder das Jahr noch den Ort seiner Geburt mit Bestimmtheit ermitteln. Man wird jedoch von der Wahrheit wenig abirren, wenn man die Zeit seiner Geburt zwischen 1220 und 1230 setzt, da er doch wohl zehn Jahre jünger gewesen sein muß, als sein Lehrer David. Was dagegen seinen Geburtsort betrifft, so ist es schwer, unter den verschiedenen Meinungen, die darüber herrschen, zu entscheiden. Einige geben Winterthur, andere Regensburg und wieder andere Augsburg als seine Heimat an, und alle haben für ihre Ansicht nicht unbedeutende Gründe. Daß aber Winterthur doch nicht wohl Berchtolds Geburtsort gewesen sein könne, geht daraus hervor, daß ein nicht viel späterer Chronist, Johann Vitoduranus (gest. 1348), nicht jene Stadt, sondern Regensburg als die Heimat Berchtolds angibt. Denn da Vitoduranus selbst aus Winterthur war und er viele Einzelnheiten aus dem Leben des von ihm hochgepriesenen Mannes kannte, die er von älteren Leuten gehört, welche Berchtolden selbst gesehen und gehört hatten, und da er namentlich auch erzählt, daß dieser sich während seines Aufenthalts in der nordöstlichen Schweiz nicht bewegen lassen wollte, in jener Stadt zu predigen, so darf man wohl annehmen, daß er es gewußt und angegeben hätte, wenn Berchtold wirklich in Winterthur geboren worden wäre. Sicherer ist, daß derselbe mit seinem Familiennamen Lechs hieß, daß er in Regensburg in den Franziskanerorden trat, dort, wie schon berichtet, der Schüler des trefflichen David wurde und auch daselbst im J. 1272 starb, nachdem er viele Jahre predigend durch Bayern, Oesterreich, Böhmen und Mähren, durch Schlesien und Thüringen, Schwaben und einen Theil der Schweiz gezogen war und durch die Kraft seiner Beredtsamkeit größere Wirkungen, als selbst die Kreuzprediger hervorgebracht hatte, wenn sie auch weniger in die Augen fielen; denn es ist weniger schwierig, eine leicht erregbare Menge zu abenteuerlichen Thaten zu reizen, als Einzelne zur Reue, Buße und bleibenden Bekehrung zu führen. Wo er erschien, sammelten sich Tausende um ihn, so daß keine Kirche groß genug war, die Zuhörer alle zu fassen, welche bei dem frommen schlichten Manne Erbauung und Erhebung suchen wollten; gewöhnlich bestieg er einen Baum, von welchem herab er zu den um ihn versammelten Menschenmassen sprach, von denen ihm viele folgten, wenn er weiter zog. Aus den zahlreichen Zeugnissen älterer Schriftsteller über die beinahe unerklärliche Gewalt seiner Beredtsamkeit („sein Wort brannte, wie eine Fackel," sagt einer derselben, „denn Gott hatte ihm einen Mund gegeben, der einem scharfen Schwerte gleich war") heben wir nur das des wohlunterrichteten Vitoduranus hervor: „Um jene Zeiten blühte Bruder Berchtold, ein ausgezeichneter Prediger aus dem Orden der mindern Brüder in Alemannien, der auf seinen Wanderungen Alemannien oft auf wunderbare Weise erleuchtete und unzählige Sünder durch Wort und Beispiel zum Herrn bekehrte und dessen Andenken gesegnet wird und noch jetzt zu meiner Zeit in den Menschen lebt. Er pflegte öfters auf den Feldern zu predigen, und dann strömte das Volk aus allen benachbarten und umliegenden Orten in größter Menge zusammen. Er war gewohnt, wenn er die auf der Ebene errichtete Bühne bestiegen hatte, um zu predigen, aus einer an einem Faden aufgehängten und in die Luft hinausgehaltenen Feder zu untersuchen, woher der Wind wehe, und er beredete das Volk, sich auf diese Seite zu setzen. Er selbst war beredten Mundes, frommen Wandels und von großer Gelehrsamkeit, wie es noch aus mehreren, von ihm verfaßten Predigten deutlich erhellt, die er Landpredigten nannte. Bei seinen Reden bekannten verhärtete, hartnäckige und ruchlose Sünder offen ihre Sünden, entsagten ihrem früheren schändlichen Leben, baten um Verzeihung derselben und versprachen Buße und Besserung. Er soll, wie Mehrere, die zur gegenwärtigen Zeit, d. h. im Jahre des Herrn 1340 noch leben und oft seinen Predigten beigewohnt hatten, wie uns Andere erzählten, einen prophetischen Geist gehabt haben; denn er hatte nach den Berichten

derselben Vieles und Verschiedenes vorher gesagt, was zu unsern Zeiten in Erfüllung gegangen ist. Er wollte in der Stadt Winterthur, von welcher ich gebürtig bin, und die im Thurgau liegt, das Wort Gottes niemals verkündigen wegen eines üblen Zolles und einer schändlichen Steuer, welche dort bis jetzt von den Armen eingetrieben wird. Und weil die Bürger dieser Stadt weder aus Rücksicht auf die Gnade Gottes noch auf seine dringenden Bitten von jener Steuer nachlassen wollten; so verschmähete er zu ihnen zu kommen, indem er ihre beständigen und beharrlichen Bitten, sie seines Besuchs zu würdigen, nicht achtete, ja dieselben zurückwies, ob er gleich herumliegende Orte, wie die Städte Wyl und Klingnau und die Stadt Zürich öfters besuchte, um dort zu predigen. Unter andern wunderbaren Thaten desselben will ich eine einzige erwähnen, aus welcher erhellen wird, daß er sowohl die Sünder bekehrt, als auch den Geist der Wahrsagung gehabt habe. Bei einer Predigt desselben stand eine öffentliche Dirne plötzlich auf und erklärte, daß sie ihrem schändlichen Leben absagen wolle. Als aber Bruder Berchtold der vor ihm sitzenden zahlreichen Menge von dem erhöheten Orte, auf welchem er stand, erklärte, daß, falls irgend ein Mann da sei, der seine sündhafte, durch ihn bekehrte und wiedergeborne Tochter aus Liebe zu Gott zur Frau nehmen wolle, er sie ihm geben und zudem aussteuern würde, und darauf sich Einer aus der Menge dazu bereit erklärte, so versprach er ihm zehn Pfund zur Aussteuer. Da er jedoch selbst Nichts hatte, so forderte er einige Männer auf, durch die wegen der Menge zusammengedrängten Haufen des Volks bettelnd zu gehen und von Jedem ein Almosen zu bitten, bis die Summe der zehn Pfund Pfennige voll sei. Als diese den Beitrag von einem Theil der Menge eingesammelt hatten und noch ein großer Theil übrig war, rief der heilige Vater von der Bühne mit lauter Stimme: „Es ist genug! Wir haben das Geld, das wir wünschen!" Jene gehorchten seinem Rufe, ließen vom Einsammeln ab, kehrten zu ihm zurück und zählten das eingesammelte Geld. Da fand sich genau die vorher bestimmte Summe, nicht mehr noch weniger, und es wurden nicht mehr noch weniger Pfennige gefunden, als gerade zehn Pfund, welche er sogleich dem Manne zu geben befahl, welcher sich mit der vorgenannten Sünderin verlobt hatte, die er ihm treulich anempfahl. — — Nach seinem Tode in der bayerischen Stadt Regensburg, wo er, wie man sagt, geboren und erzogen worden war, glänzte er lange durch viele Wunder im Kloster der mindern Brüder, wo er begraben liegt."

Ohne Zweifel hat der Vortrag des berühmten „Landpredigers", wie ihn eine älterer deutsche Schrift nennt, nicht geringen Antheil an diesen wunderbaren Wirkungen gehabt; er muß mit allen körperlichen Eigenschaften ausgestattet gewesen sein, ohne welche kein Redner bleibenden Eindruck zu machen vermag, am allerwenigsten auf eine zahlreiche Menschenmenge. Allein der wesentlichste Grund dieser Wirkungen muß doch in seinen Predigten selbst gesucht werden. Zum Glücke ist uns eine große Anzahl derselben erhalten worden (von denen leider nur etwa der vierte Theil durch den Druck bekannt gemacht worden ist), so daß wir aus ihnen selbst beurtheilen können, wie es ihm möglich war, seine Zuhörer in so hohem Maße zu fesseln, ihre Gemüther zu erschüttern und selbst auf verhärtete Sünder in so überraschender Weise zu wirken. Wir haben zunächst unsere Aufmerksamkeit auf den Inhalt seiner Reden zu wenden. Und da finden wir allerdings eine Reihe von trefflichen, fruchtreichen und für seine Zeit neuen Gedanken, wenigstens solcher, welche vor ihm kaum in Gegenwart größerer Menschenmassen ausgesprochen worden sein mögen, wenn wir sie auch schon bei den gleichzeitigen und selbst bei früheren Didaktikern finden. So erklärt er die äußerliche Religionsübung, Opfer und Wallfahrten für nichtig, wenn sie nicht von innerer Güte und Frömmigkeit begleitet wären. „Ja sitze nur," ruft er einmal aus, „und mache ein Kreuz für dich. Und hättest du ein gutes Herz, das wäre dir viel besser, als alle Kreuze, die du machst." Und an einem andern Orte sagt er, daß wer zu Hause andächtig und fleißig Messe höre, mehr Gnaden erwerben könne, als Einer, der zu St. Jakob laufe und wieder zurück. „Ihr Herren," heißt es weiter, „ihr thut mir gar leid daran, daß ihr manchmal zu St. Jakob laufet und reitet, so daß ihr leicht in zwölf oder zehn Wochen nicht zehen Messen höret. Das sage ich nicht darum, daß ich St. Jakob seine Pilger entführen wollte, da wäre er mir zu hoch: ich rede es um der Gerechtigkeit willen. Ihr laufet dorthin und verkaufet daheim, daß eure Kinder und Hausfrauen desto ärmer sein müssen oder ihr selber „nothaft und gültehaft". Und ein solcher mästet sich, daß er viel feister zurückkommt, als er ausfuhr, und hat dann viel zu sagen, was er gesehen, und läßt Niemanden hören in der Kirche und Predigt. Und was fandest du dort? St. Jakobs Haupt! Das ist ein todtes Bein und ein todter Schädel: Das bessere Theil ist im Himmel!" Nicht weniger eifert er gegen den Ablaß und dessen Verkündiger, die er Pfennigprediger nennt. „Der Pfennigprediger", sagte er, „ist dem Teufel einer der liebsten Knechte, die er irgend hat. Pfui, Pfennigprediger, Mörder der Welt, wie manche Seele wirfst du mit deinem falschen Gewinn von der wahren Sonne in den Grund der Hölle, daß ihr nicht mehr geholfen werden kann! Du verheißest um einen Heller oder um einen Pfennig so viel Ablaß, daß sich viele tausend Menschen darauf verlassen und nun wähnen, sie hätten alle ihre Sünden gebüßt mit dem Heller oder mit dem Pfennig, wie du ihnen vorschwätzest. So wollen sie nun nicht mehr Buße thun, und fahren also hin zur Hölle, daß ihnen keine Erlösung mehr wird. Und darum wirft man dich in den Grund der Hölle und wirft alle die auf dich, die du dem allmächtigen Gott entführt und deren Seele du verkauft hast um einen Pfennig oder um einen Heller!" An einem andern Orte sagt er: „Der Pfennigprediger führt uns unter die einfältigen Leute und predigt und ruft, daß Alles weint, was vor ihm ist. Und er sagt, er habe vom Pabste die Gewalt, daß er dir alle deine Sünden abnehme um einen Pfennig oder Heller. Und er lügt, daß man damit ledig sei gegen Gott, und krönet den Teufel alle Tage mit viel tausend Seelen. Ihr sollt ihnen Nichts geben, dann müssen sie abstehen vom Betrug!"

Meistens hat sich Berchtold jedoch an die gewöhnlichen Lebensverhältnisse gehalten, die er nach allen Seiten beleuchtet, um die Menschen zu einem wahrhaft frommen und tugendhaften Wandel anzuleiten, und wenn er dann auch die ewig wahren

Grundsätze des reinsten Christenthums verkündigt, die Menschen zur Herzensreinheit, zur Frömmigkeit, zur Ergebung in den heiligen Willen Gottes und zur Buße und Bekehrung ermahnt, so wiederholt er doch hiebei, was Tausende schon vor ihm ausgesprochen hatten. Weit entfernt, den allgemeinen Lehren der Kirche neue entgegenzusetzen, legt er vielmehr den höchsten Werth darauf, daß man diese Lehren in aller Strenge befolge und er warnt nicht selten mit einer Strenge und Härte, die von seiner gewöhnlichen Milde gar sehr absticht, vor den ketzerischen Ansichten, die zu seiner Zeit nicht geringen Eingang gefunden hatten.

Es kann also nicht eigentlich der Inhalt seiner Predigten gewesen sein, was so mächtige Wirkungen hervorbrachte, und wir müssen daher den Grund derselben in etwas Anderem suchen. Was dieses aber war, kann nicht lange zweifelhaft bleiben, wenn man nur wenige Seiten von seinen Predigten liest. Es war die eigenthümliche Darstellung, in die er seine Gedanken einkleidete, es war vor Allem die Sprache, in welcher er zu seinen Zuhörern redete. Anstatt der steifen, unbeholfenen, latinisirenden Sprache der damaligen Kanzelredner bediente er sich der einfachen, schlichten Sprache des Volks, von der sich die seinige nur durch die gebildetere Haltung unterschied. An die Stelle der matten, schleppenden Perioden des gelehrten Styls setzte er die einfachen, sich leicht bewegenden und leicht verständlichen Satzformen des täglichen Gesprächs, so wie er die fremden oder gesuchten Wörter der andern Prediger durch natürliche, aber kräftige, Herz und Gemüth erfassende Ausdrücke verdrängte. Schon diese Natürlichkeit und Verständlichkeit seiner Sprache mußte seine Zuhörer für ihn gewinnen, die darin eine freundliche Herablassung des allverehrten Mannes erblickten; noch mehr mußte dies die ganz populäre Weise bewirken, mit der er in der Entwickelung der darzustellenden Gedanken zu Werke ging. Gewöhnlich lehnte er dieselben an irgend eine äußere Erscheinung an, welcher er eine symbolische Bedeutung unterlegte, woraus er Veranlassung nahm, seine religiösen und moralischen Vorschriften zu entwickeln. Auf diesem Weg erhielt das rein Geistige eine körperliche Gestaltung, eine lebendige Anschaulichkeit, die mit dem Verstande zugleich auch die Phantasie des Zuhörers fesselte; so gewannen die äußern Erscheinungen eine bleibende geistige Bedeutung, die sich dem Menschen immer wieder darbot, sobald er sie in der Wirklichkeit wahrnahm. Und wie er die ihn und seine Zuhörer umgebenden Gegenstände zur Grundlage seiner Betrachtungen machte, so kleidete er auch die einzelnen Gedanken in Bilder ein, die er aus der nächsten Umgebung nahm, oder er verwandelte die abstracte Idee in einen einzelnen Fall, den seine Zuhörer selbst erlebt haben mochten, oder den sie sich doch leicht als wirklich denken konnten. Dadurch gewann seine Rede Leben und Wahrheit und konnte des Eindrucks um so weniger verfehlen, als er in der Wahl seiner Bilder, so wie in deren Darstellung wahrhaft poetisches Talent entfaltete. Will er z. B. die Furcht des Menschen vor dem entsetzlichen Anblick des Teufels schildern, so sagt er: „Der Teufel ist greulich anzusehen. Wie wir sterben würden vor Freude, wenn wir Gott sähen mit fleischlichen Augen, also würden wir vor Furcht sterben, wenn wir den Teufel sähen. Ginge er jetzt dorther vor dem Walde, und wäre diese Stadt ein glühender Ofen, Alles würde sich in diesen drängen." In einem eben so ergreifenden Bilde schildert er die Qualen der Hölle. „Auch die geringste Qual in der Hölle ist unsäglich. Wie Einem wohl wäre, wenn die ganze Welt ein Feuer wäre, und er mitten drin im bloßen Hemde, so ist Einem dort!" Die Nichtigkeit des irdischen Reichthums macht er durch folgendes Bild anschaulich. „Du magst wohl eine Weile Freude daran haben. Das ist aber im Vergleich zum ewigen Reichthum, wie wenn Einer auf einem schnellen Rosse vor einem Kramladen vorübersprengt, so daß er nur einen Blick mit den Augen in den Laden werfen kann, und dieser alsobald wieder vor seinen Augen verschwindet. So ganz Nichts ist der Reichthum, den du hienieden auf unrechtem Wege erwirbst, im Vergleich zur ewigen Armuth, die du darum ewiglich leiden mußt." Meistens sind seine Bilder nur kurz und schnell hingeworfen, aber eben durch diese Kürze bei ihrem kräftigen Ausdruck von desto größerer Wirkung: es sind Blitze, welche nicht bloß erleuchten, sondern auch zünden. Manchmal gibt er ihnen aber auch einen größern Umfang des Ausdrucks, und auch diese sind von der sichersten Wirkung. So kleidet er die Herrlichkeit Gottes in folgendes Gleichniß ein: „Seht, Alles, was wir davon immer sagen können oder mögen, das ist ganz dem gleich, wie wenn uns ein Kind sagen sollte, wenn es möglich wäre, dieweil es in seiner Mutter Leib verschlossen ist, von aller der Pracht und dem Glanz, den die Welt darbietet, von der lichten Sonne, von den lichten Sternen, von edler Steine Kraft und von ihrer mannigfaltigen Farbe, von der Kraft der edlen Gewürze und von ihrem Geschmacke, und von dem reichen Schmuck, den man aus Seide und aus Gold macht in dieser Welt, und von der mannigfaltigen süßen Stimme, die die Welt hat, von der Vögelein Sang und vom Saitenspiel, und von der mannigfaltigen Blumen Farbe und von aller der Pracht, die die Welt hat. So unmöglich und so unbekannt es einem Kinde davon zu sprechen wäre, das noch verschlossen ist in seiner Mutter Leib, welches nie Etwas ersah, weder Böses, noch Gutes, noch irgend eine Freude empfand; so unmöglich es dem Kinde ist, davon zu reden, eben so unmöglich ist es auch uns, zu reden von der unsäglichen Wonne, die da im Himmel ist, und von dem wonniglichen Antlitze des lebendigen Gottes."

Allerdings sind Berchtolds Predigten oft etwas breit, indem er manchen Gedanken lange hin und her wendet und ihn nicht eher verläßt, als bis er ihn gleichsam ganz ausgepreßt hat. Allein gerade dieses, was uns beim Lesen derselben zuweilen unangenehm berührt, muß beim mündlichen Vortrage von Wirkung gewesen sein. Er wird gewiß zu dieser Breite vorzüglich durch den Eindruck veranlaßt worden sein, den seine Worte auf seine Zuhörer machten; bemerkte er, daß dieser oder jener Gedanke die Gemüther besonders ergriff, so verweilte er bei demselben wohl länger, als er es sonst gethan haben möchte. Aus demselben Grunde sind die nicht seltenen Wiederholungen einzelner Gedanken in verschiedenen Predigten zu erklären. Gerade diese Wiederholungen bürgen uns aber auch dafür, daß uns seine Reden in der Form überliefert worden sind, in welcher er sie gehalten hat.

Wahrscheinlich hat er sie selbst nicht niedergeschrieben, denn sonst hätte er dergleichen nur auf den Augenblick berechnete Wiederholungen gewiß weggelassen; sie sind vielmehr von irgend einem seiner Zuhörer aufgeschrieben worden, der dabei mit solcher Treue verfuhr, daß er alle Eigenthümlichkeiten des Redners in Ausdrücken und Wendungen bewahrte. Eben deshalb müssen wir aber auch annehmen, daß wir die Aufzeichnung der Predigten nur einem einzigen Manne zu verdanken haben, der den Redner und seine Eigenthümlichkeiten tief erfaßt hatte; vielleicht war es sein Lehrer, Bruder David, der ihn ja, wie wir wissen, auf seinen meisten Zügen treulich begleitete.

Predigt von den sieben Tugenden.

Der almehtige Got hât uns gegeben zwei grôze buoch, uns pfaffen, dâ wir an lernen unt lesen unt singen. Alle diu dinc, der uns nôt ist zuo der sêle unt zuo dem lîbe, alle tugent, der wir bedürfen zuo Got und zuo der werlte, wie wir Got minnen süln, unt wie wir in loben unt êrn süln, unt wie wir die sünde lâzen unt vliehen süln, und die untugent und alle bôsheit lâzen unt smæhen süln, daz lesen wir pfaffen allesamt an zwein buochen. Daz ein ist von der alten ê, und daz ander von der niuwen ê; und einz lesen wir bî der naht und daz ander bî dem tage. Daz ist reht, als wîz unt swarz: diu alte ê ist diu naht; diu niuwe ê ist der tac. Und alsô hât uns Got alle naht unt tag in sîner huote und in sînem schirme mit disen zwein buochen. Und daz daz wâr sî, daz erzeigt uns Got in der alten ê. Da er daz israhêlsch volc fuort durch die wüstenunge in daz geheizen lant, dâ gap er in zweierleie wîsunge. Des tages giengen wolken über in, des nahtes wîset er sie mit dem lihte der stern. *Et fuit illis in velamento diei et luce stellarum nocte.* Und alsô gap er in die wîsunge des tages und des nahtes, wie sie in das geheizen lant solten komen. Und alsô hat uns Got disiu buoch gegeben zuo wîsunge, wie wir in daz geheizen lant süln komen. Daz ist daz himelrich, daz er uns sît anegenge der werlt bereitet hât. Wan iu laien himelrîchs als nôt ist, als uns pfaffen, dar umb hat iuch Got zwei grôziu buoch gegeben, dâ ir an lesen unt lernen süllet alle die wîsheit, der iuch nôt ist an lîbe und an sêle, diu iuch in daz himelrîch wîsen süln. Daz ist der himel und diu erde. Dar an sült ir lesen unt lernen allez, daz iuch nôt ist an lîbe und an sêle; an der erden bî dem tage, an dem himel bî der naht. Wan der almehtige Got hât uns alliu dinc zuo nutze und ouch zuo guote geschaffen, einhalp zuo dem lîbe und anderhalp zuo der sêle. Und alsô sült ir daz ertrîch mezzen unt niezen zuo des lîbes nutz, alsô daz ir ez bûwen sült mit korn unt mit wîne unt mit allen dingen, der ir zuo des lîbes nôt bedürfet; und alsô manigerleie tugent mügt ir ouch dran lernen unt lesen, die iuch zuo dem himelrîch wîsen sol in daz geheizen lant. ob ir kuntet, alse der guote sant Bernhart. Dô man den vrâgte, wâ von er sô wîse wære, dô sprach er: „Ich lerne an den boumen!“ Und alsô mügt ir ouch an den boumen grôze tugent lesen unt lernen. Wann ir gedenket in dem herzen: Wol dir, lieber Got! wie manievalt dîn gnâde ist und dîn gewalt, daz du uns sô vil zuo nutze und zuo guote hâst gegeben, daz die boume des winters sô dürre unt sô blôz sîn, unt nu gein dem sumer schône bluot unt loup ûz werfent, und dar nâch edelez obz treit, daz sô guot unt wol gesmac dunke; und daz die wînreben sô gar unahtber sîn, und daz sie doch sô guoten wîn gebernt, und den liuten sô wol zement und die liute sô vrô machent; und daz dû, hêrre, sô maniger hande krût ûz der erden ûf trîbest, daz nieman weder bûwet noch sæjet, daz ie zuo eteswô nütze unt guot ist. Sô ist diu wurze guot, sô ist der sâme guot, sô ist sîn krût guot, sô ist der bluome guot; sô gevar ist diu, sô ist ieniu sus gevar; diu rôt, diu gel, diu brûn, diu wîz; diu grôz, diu klein, diu kurz, diu lanc, und diu wurze vor den siechtuom guot ist, und disiu für einen andern; und alsô müget ir lîp unt sêle gesunt machen mit der geschepfede unsers herren. Swanne ir in alsô dar umb lobt, und in dar umb êrt mit gebet, mit lobe unt mit danken, sô machet irz iuch zwîvalt nutze, zuom lîbe unt zuo der sêle. Wann unser herre wil, das man in lobe von allen sînen werken, als ir frouwen dâ leset in dem salter. Sô sült ir des nahtes lesen an dem himele unt lernen. Dô hât Got inch vil guoter letzen an geschriben. Wann ich des willen hân, daz ich iuch hiute ein letzen welle sagen; die sült ir an dem himel lesen an siben sternen. Bitent alle unsern hêrren, daz er mir gebe zuo sprechen, daz er gelobt werde oben ûf in dem himel, und daz ir geseliget werdet an lîbe und an sêle. Und dar umb sprech ein ieglîchez ein Pâter noster und ein Avê Marîâ unser frouwen.

Ez stênt siben sternen an dem himel. Dar an sült ir lesen unt tugent lernen; wann unser herre hât uns alliu dinc zuo nutze und ouch zuo guote geschaffen, einhalp zuo dem lîbe und anderhalp zuo der sêle, als ich ê sprach. Und alsô hât unser herre die sternen ouch geschaffen. Die habent gar grôz kraft über alliu dinc, diu ûf erden sint unter dem himel. Als er den steinen und den wurzen und den worten kraft hât gegeben, alsô hât er ouch den sternen kraft gegeben, daz sie über alliu dinc kraft hânt, ân über ein dinc. Sie habent kraft über boum und über wînwahs, über loup unt gras, über krût unt wurze, über korn und allez daz, daz sâme treit, über die vogel in den lüften und über diu tier in dem walde und über die vische in dem wage und über die wurme in der erden; über daz allesamt, daz unter dem himel ist, dar über hât unser herre den sternen kraft gegeben, wann über ein dinc. Dâ hât nieman kein kraft über, noch keine gewalt, weder sterne, noch wurzen, noch worte, noch steine, noch engel, noch tiuvel, noch nieman, wan Got aleine: der wil sîn ouch nit tuon, der wil niht gewaltes drüber hân. Daz ist des menschen vrî wilkür: dâ hât nieman gewalt über, danne dû selber. Wolte Got gewalt haben über des menschen willen, sô würde unser deheinz niemer verlorn. Wann er den menschen nâch im selber gebildet hât, der edele vrîe herre, dâ wolt er im sîn wilkür niht binden noch twingen, als dem esel. Der muoz den sac tragen, er tuo ez gerne oder ungerne. Alsô muoz der ohse den wagen ziehen oder den pfluoc. Man

bindet ein mensche wol, wie man wil, aber sînen willen kan man nît gebinden noch betwingen. Swie grôze kraft die stern haben über regen und über wint und über allez daz, daz unter dem himel ist; sô hânt sie doch keine gewalt über des menschen willen. Der wille stêt an dir selber; Got, der hât dir übel unt guot für geleit; tuo wederz du wilt: daz stêt an dir, Got hât ez dîner vrîen wilkür bevolhen. Der almehtige Got, der bewîse dich des besten durch alle sine güete. Ich gebe iuch den wunsch; der almehtige Got, der gebe iuch den willen. Wan nieman deheine gewalt enhât über iuwer willekür, danne ir allein; sô gebe iuch Got daz beste! Des bite ich Got wol für iuch; ich mag aber iuwer nit betwingen. Wann möhte ich iuch betwingen, sô liez ich iuwer einz niemer kein sünde getuon. Nu hân ich deheinen gewalt dar über, noch stern, swie grôz kraft die stern hânt über alliu dinc. Sie haben kraft über dîn selbes lîp und über dîn gesuntheit und über dîn kraft; und über dînen willen habent sie keine gewalt. Sie habent halt sô grôze kraft über alliu dinc, und die hât in Got verlihen: ob des aller minnesten sterren gebreste, der irgent an dem himel ist, sô möhte aldiu werlt dester wirs sîn an gesuntheit, des lîbes krefte, an lanc leben; und allez, daz ûf erden lebt, und allez, daz ûf erden swebt, daz wær allez dester unberhafter und dester touber an sîner fruht und an sînem sâmen. Seht, als wîslîch hât unser herre alliu dinc geschaffen und alliu dinc geordent. Und dâ sprichet her Dâvît: „Hêrre, dû hâst alliu dinc mit wîsheit geschaffen!“ Und swie gar grôz kraft die stern allesamt mit einander habent, doch habent die siben planêten sunder grôze kraft vor allen den stern, die an dem himel sîn; und doch habent sie keine kraft über die willekür. Unt bî den selbn sternen sült ir siben tugende lernen, ob ir sie selber nit habt. Wann swer ir nit hât, der mac niemer kumen in daz geheizen lant. Und dar umb hât iuch Got die selben siben tugende bewîset an den siben planêten, daz sie iuch zuo dem himelrîch wîsen. Wan dâ kan niemer mensche hin komen, ez haben danne die selben siben tugende. Wann alle tugende sint zuo niht, du enhabest danne die selben siben tugende. Wann die habent alle die heiligen gehabt, die zuo himel sint. Wann die selben tugende als nütze sint, sô hât iuch sie Got an zwein enden erzinget. Die siben tage der woche sint geheizen nâch den siben stern, und die siben tugende sint dar nâch bezeichent, allez dar umb, daz ir die siben tugende dester lieber habent, uud deste ofter dar an gedenken sült. Als ir ie der stern einen seht, sô sült ir ie an der siben eine gedenken, unt sült sie lernen, daz ir sie an iuch selben üebet, unt sült Got mit allem vlîze biten, daz er iuch die selben tugende gebe, obe ir sie niht enhabt, die nâch dem selben stern ie geheizen. Und daz selbe sült ir tuon, swann ie der siben tage einer kumt, der nâch dem selben stern geheizen ist, der ie der tugende ein bezeichent. Wanne der siben sternen, der bekennent manige liute niht; dâ von sint die siben tage dar nâch geheizen. In latîn und in welschen landen und in frankrîche heizent die siben stern, als die siben tage, und ouch die siben tage, sam die siben stern; hie zuo diutschem lande heizet man sie nit sô gar dar nâch, als in latîn und in frankrîch und in welschen zungen. Und ist mir daz vil leit. Wan sô der suntag kumet, sô sültet ir an die tugent gedenken, die nâch dem suntage ist bezeichent, und an dem mântage daz selbe, und alle tage nâch ordenunge sô sülnt ir gedenken an die tugende.

Der êrste planête heizet *Sol*, daz ist diu sunne. Nâch dem selben planêten heizet der selbe tac suntac. Und als ir den selben planêten sehent, und als der selbe tac kumt, der suntac, sô sült ir an die tugent gedenken, die der selbe sterne betiutet, diu sunne, unt sült Got biten, daz er iuch die selben tugent vesteclîchen lêre unt sie stæte an iuwerm herzen mache. Wann hetter alle die tugent, die diu werlt hât, und het der einigen tugent niht, sô geseht ir Got niemer in sînen freuden und in sînen êren. Unt heizet lûter *kristen gloub*. Wann swaz der mensche tuot, daz gevellet Got niht ân den rehten kristen glouben. Vaste als vil, als Helŷas, und erleids als vil wêwetages, als der guote Iôb, unt wis als gedultic, als Iôb, unt tuo allez, daz du kanst oder maht; dir gît Got dehein himelrîch: wann daz gevellet Got allez nit ân den kristen glouben. Guotiu werc ân den glouben sint vor Gote tôt, unt guoter gloub ân diu werc ist vor Got alsam. Wann alse diu sunne liehter ist, danne alle sternen, und als diu sunne alliu dinc über liuhtet: alsô überliuhtet kristen gloube über alle glouben. Ketzer gloube, der stinct und ist vûl unt tunkel, unt schînet niuwan in der vinster in den winkeln. Zuo glîcher wîse ist ez umb den ketzer glouben: als man den zuo lihte dræjet, sô schînet er nit; wan er ist vûl, als daz vûle holz. Sô man daz zuo lîhte dræjet, sô stinct ez und ist eht vûl. Du unsæliger ketzer! mahtu den glouben dô her zuo mir an daz lihte tragen? Du solt ouch einvalticlîch glouben, waz du zuo rehte von Got glouben solt, und daz dir dîn kristen gloube seit. Du solt niht zuo vaste in die sunnen sehen: wanne swer vaste in die sunnen siht, in den brehenden glast, der wirt eintweder von ougen sô bœse, daz er ez niemer mêr gesiht. Zuo glîcher wîse als stêt ez umb den glouben: wer zuo vaste in den heiligen kristen glouben siht, alsô daz in vil gewundert, unt zuo tiefe dar inne rumpelt mit gedenken, wie daz gesîn müge, daz der vater und der sun und der heilige geist ein Got ungescheiden sint; und wie daz gesîn müge, daz sich gewâr Got unt wâr mensch verwandelt in ein brôt, und daz ein magt ein kint gebar; unt wie daz gesîn müge, daz ein priester, der selbe in sünden ist, ein sündic mensche von sînen sünden mac enbinden. Der almehtige Got, der alliu dinc wol mac getuon, als der guote sant Pêter dô sprach, der mag ouch daz wol getuon. Dar umb soltu nit trahten; wanne ez ist den hôhen meistern gnuoc. Wirt eht ein guot mensche; als diu sêle ûz dem lîbe gêt, sô gesihst du ez allez wol. Wiltu aber zuo vil dar nâch grüebeln, sô maht du eintweder sô kranc an dem glouben werden, daz du niemer mêr überwindest, oder du wirdest gar zuo mâle zuo einem ketzer. Und dar umb soltu vesteclîchen glouben ânc wanken und âne wundern einvalticlîche, daz dir dîn kristen gloube

seit, unt solt dich dann hüeten, daz er dir iht verstoln werde von ketzerlîcher lêre noch von keinem andern glouben.

Der ander sterne beziuget dir die ander tugent: der heizet der *Mân*, unt nâch dem selben sterren sol heizen der tac, der ander in der wochen, mântac. Als ir den mânen seht, sô sült ir an die andern tugent gedenken; und als ir an den mântac kumt, sô solt ir Got biten umb die selben tugent, diu dô heizet *diemüetekeit*. Wan der mân ist der aller niderste stern, der an dem himel ist; und als vil er niderre ist, dann ander stern, als vil sol sich der mensche diemüetigen. Daz sült ir an dem sterren merken unt lernen. Du solt dich selbe nit zuo hôhe setzen an die stat, dâ man die werden setzet, als unser herre in dem êvangêliô sprichet: „Swer sich selbe zuo hôhe setzet, unt kumt der wirt, der wil vil lihte ein andern dar setzen; sô muoz er lasterlîchen die stat rûmen, unt muoz vil lihte dort hinder der tür sitzen." Und dar umb sült ir iuch diemüetigen. Sô heizt iuch der wirt êrbærlîchen an die stat sitzen, daz verre wæger unt bezzer ist, daz iuch der almehtige Got hœhe, dan daz ir iuch selbe hœhet. Wan swer sich selbe erhœhet, den nidert Got; unt swer sich selbe nidert, den hœhet Got. Unt wære unser frouwe Sant Marîâ nit diemüetic gewesen, der heilige geist wær nie zuo ir komen, swie vil sie ander tugende hette gehabt. Nu maht irz nœtlîch, ir frouwen, daz iuch nieman erlîden mac; sô mit gewande, sô mit vorgange zuo dem opfer, mit êbentiure, mit tüechelin, mit gelwen gebende, mit sleigern unt mit wæhen næten; sô næjet ir hie den schilt, hie den stric, hie den torn, dâ den affen. Alsô ist dir diu tugent gar tiure, diu dâ heizet diemüete. Unt hâst du anders niht, danne lobelachen unt hôchvart, ach! sô hâst du weder hie noch dort nit. Ir man, ir trîbt ouch zuo vil hôchvart, mit wæhen sniten an iuwerm gewande, mit niuwen sniten an hüeten und an andern. Die habent der wîsunge unsers herren niet. Dâ von kument sie niemer in daz geheizen lant.

Der dritte stern heizet *Mars:* der zeiget uns die dritte tugent. Unt nâch dem selben stern heizet der dritte tac in der wochen ein wênic uiuwan in dem lande hie zuo Beiern. Der stern, der heizet Mars, sô heizet der tac ergetac. Wær niuwan ein buochstap mêr dâ, ein R, sô hiez er nâch dem stern. Der bezeichent uns eine guote tugent. *Sterke des geistes* heizet diu selbe tugent und ist aller tugende beste. Ir sült starc sîn gein der untugende, wan sie iuch ane vihtet; daz ist des vleisches gir unt der werlte süezekeit und des tiuvels ræte. Sô strît eht wider; sô gesigest du den drîn vînden an, als der guote sant Paulus dô sprichet: „Arbeit als ein guot ritter, biz daz du begrîfest die krône des lebens. Ich hân einen guoten strît gestriten: mînen louf hân ich vollebrâht; den glouben hân ich behalten." Alsô sült ir arbeiten unt strîten wider die sünde. Als du einer sünden gedenkest, sô strît eht wider unt wider, unt nim in dînen muot: „Ô hêrre, hilf mir, hêrre, daz ich dîn iht verliese mit keiner sünde!" Unt nim in dînen muot, daz diu sünde vil bezzer ist zuo lâzen, dann zuo büezene. Als du einer unkiusche gedenkest, ez sî von des lîbes gelust, oder von der werlte freude, oder von des tiuvels ræten; sô strît eht wider. Wiltu einen slahen oder wunden vor zorne, daz dir rehte daz herze bulzen herûz welle, sô strît eht wider unt gedenke dar an, wie hôhe Got und der werlte büezen. Sô du steln oder rouben wellest, sô strît eht wider. Sô du topeln oder spiln wellest, sô strît eht wider. Sô du eine vasten brechen wellest, sô strît eht wider; oder ein vîre von vrâzheit oder von gitikeit nâch guote, sô strît eht wider. Phî! gitiger unt wucherer und vürkoufer unt satzunger, du bist sigelôs worden. Des kumest du niemer in daz rîche unsers herren, dû geltest danne unt gebest wider. Ir andern sünder, wô ir sigelôs worden sît an iuwerm strît, und daz ir in sünde gevallen sît; sô gewinnet allesamt wâre riuwe unt tuot lûter bîhte, und emphâht buoze nâch gnâden Gotes unt nâch iuwern staten, unt strîtet fürbaz iemer mêr mit der tugende, diu dâ heizet sterke des geistes. Wann Got iuwern ernst sihet, sô hilfet er iuch strîten, daz ir gesiget an aller anvehtunge. Nu seht, ob ir strîten wellet oder sigelôs werden. Wellet ir, daz iuch der tiuvel âne wer iht hin ziehe an den grunt der helle? Nu wizzet ir wol, daz ez ein schandelîch wort ist, der zuo eim andern sprichet: „Du bist ein rehter zage!" Und dâ von mügt ir iuch herter schamen, dann ander liute, daz ir zagelîchen sîgelôs werdet bî sô manigem endehaften werc, diu uns Got zuo stiure hât gegeben in den strît wider die sünde: den heiligen touf, die heiligen firmunge, die siben heilikeit alle, daz heilige kriuze, den heiligen glouben (swanne du dise wâfen zuo dir nemen woltest, daz dir gein dem strîte ernst wære, dir künde weder dîn selbes fleisch, noch der werlte süeze, noch die tiuvel mit allen irn ræten nit geschaden; daz læst du niht, wanne von dîner vrîen willekür, daz du der werc bî dir nit ûf heien wilt); die heiligen bîhte, sô nie niht bezzers für die sünde wart, dann bîhte unt gebet, und der sich vlîzeclîch Got emphilhet mit dem heiligen kriuze. Unt gedenke, waz du Got enhieze in dem heiligen toufe, dâ dir der heilige kristen gloube bevolhen wart. Und dar zuo nim die heiligen minne, die du zuo Got haben solt, und daz gedinge, daz dir Got umb dînen strît daz êwige leben geben wil. Swanne du dise wer zuo dir nimest, sô wizze, daz du gesigest an allen sünden, die dich anvehtent.

Der vierde sterne heizet *Mercûriûs*, unt bezeuget uns die vierden tugent, die uns zuo dem himelrîche wîset in daz geheizen lant. Und nâch dem selben sterren heizet ouch der selbe tac mittewoch oder mittich. Der stern heizet Mercûriûs dâ von, daz er ein mitteler ist. Ez sint drîe vor im unt drîe nâch im; alsô sint ouch drîe tage vor der mittewochen und drîe tage dar nâch. Und als ir den selben sterren sehent oder hœrent nennen, sô sült ir der selben tugent gedenken. Wanne ir alle den selben sterren nit erkennent, sô sült ir die selben tugent lernen bî dem tage, der dâ ist mitten in der wochen. Und alsô sült ir mitteler sîn, daz ir *vride* machen sült. Under einander sült ir vride unt suone machen: wan daz ist ein grôze tugent, der vride machet; und dar umb sprichet Got in dem heiligen êwangêliô: „Sælic sint alle die, die vride machent!" Wanne er quam selber von himel rîche durch den reh-

ten vride. Durch drîerleige vride quam Got von himel rîch her abe: daz ein vride wurde zwischen dem menschen und dem menschen; der ander zwischen dem engel und dem menschen; der dritte zwischen Gote und dem menschen. Der èrste vride zwischen dem menschen und dem menschen, den sît ir rehte schuldic von Got zuo machen. Und ir herren und alle die, den der almehtige Got geriht unt gewalt geben unt verlihen hât ûf ertrîch, daz ir verrihtent und versüenent allez daz, dâ von vîntschaft unt kriec kumt und urlinge unt brant und ungnâde von komen mac; daz sült ir allez slihten und ouch süenen, als ir mügt und als verre und als ez iuch an gêt. Wanne der almehtige Got von himel rîch, der her abe quam umb den rehten vriden: dâ was daz sîn gruoz zuo sînen jungern unt zuo andern liuten: „Der vride sî mit iuch!“ Und dar umb, ir herren, ir sült vride machen, oder ir müezent Got an dem jungesten tage antworten vor allen den schaden, der von unvride geschiht, den ir zuo rehte süenen unt verrihten soltet. Ir armen liute, ir sült ouch under einander vride machen, niht einz zuo dem andern gèn, unt sagen bœsiu dinc, unt gereize unt gewerre machen. Ir sült ein ieglîch dinc zuo dem besten kêren unt machen zuo vride unt zuo suone. Pfî trüllerin! wie stêt ez umb dînen vride, den du an trühsest unt trüllest? Dîn vride heizet des tiuvels vride. Des kan er dir vil wol gedanken, im zerinne dan alles des fiures, daz er irgent hât. — Der ander vride, durch den Got ûf ertrîch quam, daz ist, daz ir sült vride machen zwischen dem menschen und dem engel; daz ist, daz ir iuch vor allen tœtlîchen sünden sült hüeten. Wanu als ir tœtlîche sünde getuot, sô werdent iuch die engele als vînt, daz sie iuch gerne ertœten, die iuwer dâ hüeten; als man liset in dem heiligen èwangêliô, dâ die hüeter sprâchen: „Hèrre, dine vînde habent unkrût gesæjet in den edelen weizen; lâ daz unkrût uns ûz brechen!“ — „Niht!“ sprach der hèrre, „lâ mirz mit einander wahsen, unz daz ez zîtic werde!“ Der herre, daz ist unser herre von himel rich, die engel, daz sint die hüeter. Und alse der mensch die tœtlichen sünden getuot, sô zehant ist vride ûz zwischen dem engel und dem menschen. Wanne die engel minnent Got als vesteclîchen, und dâ von werdent sie den menschen als herzeclîchen vient, daz ir wider Got tuot, unt sie tœten iuch vil wundern gern. Und dar umb sült ir iuch hüeten für allen tœtlîchen sünden, daz ein vride ist zwischen iuch und den heiligen engeln: sô behüetet er iuch deste baz vor allen üblen dingen; wan Gotes segen ist alle über des rehten menschen houbt. — Der dritte vride, durch den der almehtige Got ouch ûf ertrîch quam, daz ist der siben heilikeit eine. Daz ist, wô ir unvride habt gemacht zwischen iuch unt Got mit tœtlîchen sünden, sô sült ir zwichen iuch unt Got einen stæten vride machen mit der wâren riuwe unt mit der lûtern bîhte unt mit buoze nâch Gotes gnâden unt nâch iuwern staten, unt sült scharpfe pîn haben unt bitter leit umb alle iuwer sünde. Wanu swanne du bitter leit hâst, sô ist Gotes vride an dir. Und dâ von sungen die engel über der kripfen, dâ unser hèrre geboren wart: „Dîn êre in dem himel, Got hèrre! unt guot vride ûf der erden allen den, die guotes willen sint!“ Und dar umb sült ir zuo allen dingen guoten willen haben mit der wâren riuwe. Hast du dich vor tœtlîchen sünden wol bewart, sô soltu aber guoten willen haben, daz du dich unz an dînen tôt wellest behüeten für allen tœtlîchen sünden. Die dâ guot sint, die werdent bezzer; die dâ heilic sint, die werdent heiliger. Und alsô quam unser herre von himelrîch ûf ertrîch, daz er uns versüente mit dem vater in himelrich.

Der fünfte stern zeiget uns die fünften tugent, die uns ouch wîsunge gît in daz geheizen laut. Unt nach dem selben stern heizet ouch der fünfte tac in latînischer zungen oder sprache unt franzischer sprache und in welscher sprache. Hie zuo lant heizet er nirgent nâch dem sterren umb ein einigez hâr. Wann der stern heizet *Jôvis* oder *Jûpiter*, *Jôvis pater*, er heizet: ein helflich vater. Und dâ von zeigt er uns einerleie tugent, die uns lêrt helflich sîn gein unserm ebenchristen, swô dem der helfe nôt ist, und ist der edelsten tugende ein, sie selb sibende, die under allen tugenden ist. Und dâ von solte ouch der fünfte tac nâch dem fünften stern heizen hie zuo tiutscheme lande, als in andern landen; swanne der selbe tac quæme, daz ir an die selben tugent gedæhtet, unt lerntet, unt sie danne ouch an iuch selbe üebtent. Nu heizet er dunrestac oder pfinztac. Wie glich daz ist Jôvis oder Jûpiter! Ich wæne, diu tugende hie zuo lande tiuwer ist und vremede. Wann diu tugent heizet miltekeit, daz ir milte sült sîn mit dem, daz iuch Got verlihen hât; als mîn frouwe sant Mariâ, diu was gar milte, und sant Kunigunt unt sant Elsebèth, unt sant Ôswalt, unt sant Martin und der andern ein michel teil; manic tûsent heiligen sint mit ir miltekeit zuo himel rîch komen. Und dar umb sô sült ir helflîch sîn armen liuten. Phi! gîtiger, wes hilfest du disen armen Gotes kindern? Du hilfest in, daz sie vollen zuo almosenæren werden müezen. Wê dir und allen abbrechern und allen roubern! Wie tiure dir diu tugend ist! Ir rouber, ir abbrecher, unrehte vögte und unrehte rihter, und ir gîtiger wuocherer, waz welnt ir Got zuo antworte geben an dem jungesten tage, sô dise armen Gotes kinder über iuch ruofent an dem jungesten tage? Wann der sitzet maniger vor mînen ougen, der iezunt hundert pfunt solte hân von sînen arbeiten; der hât sô vil nit, daz er sich des vrostes müge erwern; und ist maniger dâ her geloufen in disem kalten rîfen barfuoz in vil dünner wæte. Ô wol iuch wart, ir sæligen Gotes kinder! Lîdent ieze iuwer arbeit; die nimet ende. Iuwer armuot nimet schiere ein ende; aber iuwer vreude und iuwer rîcheit, die nimt niemer ende. Und alsô wehseln ouch die abbrecher, die dâ hie gnuoc haben unt schône leben mit dem roube, den sie an iuch begênt mit unrehter stiure, mit unrehter vogtîe; mit herbergen, mit nôtbete, mit roube, mit brande, mit diepstâl, mit unrehtem gewalte, mit unrehtem gerihte, mit unrehten zöllen und ungelten, unt mit trügenheit, mit wuocher, mit fürkoufe, mit dingesgeben. Nu seht, ir armen liute, wie manigerlei sie ûf iuwer arbeit setzent! Und dâ von sît ir ouch sô arm, daz dise unsæligen sô manigen zîtigen list ûf iuch setzent, und dâ von habt ir sô wênig an, und habt gelebt sô mani-

gen übeln tac mit grôzer arbeit spâte unt fruo, unt müestent eht allez daz arbeiten, daz diu werlt bedarf; und des allesamt wirt iuch kûmeclîch mit nœten als vil, daz ir nit vil baz gezzent, dann iuwer swîn. Und hât ez Got durch iuwern willen als wol geschaffen, als durch den irn. Nu brecht irz in mit sô maniger valscheit abe, daz in nit blîben mac sô vil, daz sie zuo rehte iemer deheinen hunger oder vrost gebüezen mügen. Wanne daz sie dâ ezzent, dâ solte sich kûme ein swîn von nern. Nu wistet ir, abbrecher, nit, wes ir iuch genœten mügt, daz eht iuwerm lîbe wol sî unt sanft unt schône lebe; sô weist du niht, daz ez schiere ein ende nimt: aber iuwer martel nimt niemer mêr kein ende. Ir frouwen, ir maht sîn ouch zuo vil und ein michel teil, daz iuwer wirte abbrecher sint mit sô manigen unrehten gewinnen. Wann sô ir nit vierlei kleider habt oder sehslei, sô gelebent sie niemer guoten tac mit iuch. Und ê daz er iemer mit ir übel lebe, sô wirt er ein abbrecher, in welherlei wîse daz ist. Und alsô legent ir die schrîne vol, unt hangt die stangen wol, unt lât ez ob einander vüllen, ê daz ir einem nacketen dürftigen einen alten hadern gebt, den bœsten, den ir irgent habt. Unt hât ez iedoch Got geschaffen durch irn willen als wol, als durch iuwern willen. Wann er alliu dinc mit wîsheit geschaffen hât; dâ von hât er ouch mit wîsheit daz ouch geordent unt geschaffen, daz alliu disiu werlt gewant genuoges hât gehabt, unt fleisches unt brôdes, zuo trinken met unt wîn und bier, und visch, wilt und zam: des hât er allesamt glîch gnuoc geschaffen über alle die werlt, reht als gnuoc, als er die stern an dem himel hât geschaffen, ob einiges stern gebræste an dem himel, daz alliu diu werlt deste wirs möhte sîn an gesuntheit und an allen guoten dingen. Rehte als glîch, als er die stern geschaffen hât an dem himel, daz ir weder zuo vil noch zuo lützel ist, als glîch hât erz ûf ertrîch geschaffen, silber, golt, spîse unt gewant. „Owê, bruoder Berhtolt! sô hât erz gar unglîch geteilt! Wann ich unt manig armez mensche enbîzen selten iemer, daz dâ guot ist, ezzens oder trinkens, unt haben weder golt noch silber noch gewant!“ Sich! dâ hât dirs der abbrecher abe gebrochen, der mit wuocher, der mit roube, der mit diepstâl, der mit unrehtem gewalte! Dâ von ist ouch diu gîtikeit ein sünde, aller sünden wirste. Wann sie brechent iuch die selben armuot abe mit unrehte, daz iuch mit rehte Got beschaffen hât. Und irs dann kûme erarbeitent mit iuwerm sweize; sô legt sîn einer über einander, daz sîn zehen gnuoc heten. Etslîcher legt mit gîtekeit über einander, ez hetent tûsent dar an gnuoc zuo rehter wîse: wanne er hât sîn alles gnuoc geschaffen, unser hèrre. Und dâ von, daz ein ander gîtiger zuo vil hât, des habent anderswô hundert zuo wênic; oder ez hât einer, daz drîzic solten hân, unt lât ez ê ob im ervûln, ê dann er ez den liuten lâze zuo nutze werden. Phî! hördeler, wie tiure dir diu tugent ist, diu dâ heizet miltekeit! Des wirdest du ouch begraben an den grunt der helle, sam der rîche man. Man liset ez niht, daz er irgent einen pfenninc unrehtes guotes hete, wan daz er mit dem rehten guote sô gîtic was und der tugent niht hete, diu heizet miltekeit. Pfî! gîtiger mit dem unrehtvertigen guote, wes wiltu dich dâ bî trœsten? Ir armen liute, ir freuwet iuch âne nôt. Ir wænet alles, sie wellen iuch gelten unt wider geben durch mîner predige willen, oder ir wænent des, sie wellen milte werden? Daz geschiht iuch ân nôt. Jâ prediget Got selbe einem gîtigen drithalp jâr unt half an im nit, unz daz er den prediger verkoufete umb drîzic pfenninge. Er liez ez ê zehen stunt ervûln, ez sî daz korn oder wîn, ez sî vleisch oder kæse. Daz selbe tuont ir, frouwen, daz gewant in dem schrîne, ê daz ir ein miltekeit dâ von begienget. Und dâ von sprichet ein heilige gar ein guot wort, unt sprichet alsô: „Hèrre, wô von sint die vogel als schœne und als veizt, und enhabent weder diz noch daz, unt sint alle müezic? unt habent weder diz noch daz, unt habent gar gnuoc?“ Daz ist dâ von: sô einer gnuoc hât, sô lât er ouch den andern ezzen; als im einer gnuoc gizzet, sô lât er ouch den andern ezzen. Als dann ein gîtiger mensche hât, dâ zweinzic an gnuoc heten, dannoch het er gerne mêr, dâ hundert an gnuoc heten oder fünf hundert. Und dâ von müezet ir armen liute sô wênic haben. Wanu ez hât Got alles glîch gnuoc geschaffen, und allen den gebresten, den wir in der werlte mügen gehaben, den haben wir allen von den abbrechern unt von disen gîtigen liuten. Wir heten alle gnuoc, der ez glîch teilte. Und dar umb, ir sæligen Gotes kinder, gehabt iuch vil wol. Habt ir zuo lützel und sie zuo vil, sô habt ir dort gar gnuoc, dâ sie gar wênic habent. Und dâ sprichet Got selber: „Sælic sint die armen, wanne daz himelrîch ist ir!“ Und dar umb, ir armen liute, ir sült gar vrô sîn: wellent sie des himelrîches iht, die rîchen, sie müezent ez von iuch koufen mit der tugende, diu dâ heizet miltekeit, unt tuont sie des niht, sie gesehent daz himelrîch niemer mêr. Aber einer hande milte ist Got vor aller der milte, die diu werlt ie gewan oder iemer mêr gewinnen mac: daz ist gelten unt wider geben. Ob du allen tac drîe spende gæbest, daz wær Got nit als liep, als ob du einigen schilling gelten soltest; oder stifte alle tage ein klôster oder ein spitâl, daz wær Got als liep nit, als ob du einen schilling gelten sültest. Unt sült eim halt niuwan aht pfenninge, unt giltest du sie im nit, dîner sêle wirt niemer rât, und du muost als lange dâ zuo helle sîn, als Got ein herre in dem himel ist.

Der sehste stern zeiget uns die sehsten tugent. Unt nâch dem selben sterren heizet ouch diu sehste tugent, und der sehste tag in der woche zuo latîne unt welscher zungen und dennoch in frankrîch. In diutscher zungen heizt er wênic dar nâch. Wanne der sterne heizet *Vênus;* so heizet der selbe tac vrîtac. Vênretac solt er zuo rehte heizen: wanne als der selbe tac kumt, der dâ heizt vrîtac, sô sült ir an die sehste tugent gedenken, diu dâ heizet *minne.* Wann der almehtige Got hât uns die grœste minne erzinget an dem vrîtage, dâ er durch die rehten minne und durch die reht liebe gevangen wart, unt vür gevüert wart als ein diep und als ein schâchære, und angespiwen wart, und an der seule bitterlich gegeiselt unt geslagen wart; und ein scharpfin dürnîn krône ûf sîn houbt gedruckt wart unt getwungen, und den galgen des kriu-

zes selbe truoc, dar an er mit negelen geslagen wart und dar an er starp an dem durste. Und dar umb sült ir an die tugent von rehte wol gedenken an dem vrîtage. Ir sült iuch aber ze allen zîten selben üeben an der tugent durch die wochen und durch daz jâr: wann er uns mit grôzen triuwen geminnet hât. Er hât uns ouch an dem vrîtage alleine nit geminnet; er hât uns von anegenge der werlt geminnet. Und dâ von süln wir Got minnen von allem unserm herzen und von aller unser sêle, unt süln unsern eben kristen minnen als uns selben. Unser nâhster, daz ist unser eben krist. Du solt unsern herren minnen von allem dînem herzen unt von aller dîner sêle, daz ist alsô, daz du Gotes zuo keiner zît niemer vergezzen solt. Du solt im alle wege zuo dienste gedenken mit rehter andaht, unt nit durch glîchsenheit, noch durch lop. Owê! waz dar umb valscher pfenninge wirt geopfert und üppiger kirchgenge unt zuo predigen durch glîchsenheit! Dâ hüete sich alliu diu werlt vor: wanne dâ möhte ein lant von dester unsæliger werden. Daz ist daz, daz du iemer getürrest leben, daz du unsern herren nennest in houbt sünden durch glîchsenheit. Von der glîchsenheit beschirme alle die werlt der vater, und der sun, und der heilige geist! Glîchsenære unt glîchsenærîn! dich bekennet der almehtige Got vil wol, in welher glîchsenheit du dich erzeugest. Daz daz wâr sî, daz erzeuget uns Got in der alten ê. Dâ gieng ein künigîn in eins wârsagen hûs in vremeden kleidern. Und der wîssage was blint, und er sprach: „Gang her în, du bist des küniges Jerôboâmes hûs frouwe: ich bekenne dich vil wol!“ Alsô bekennet der almehtige Got dîu herze vil wol. Du bist in vremden gewande her komen; du maht Got nit betriegen. Der dir daz herze in dînen lîp hât beschaffen, der bekennet ez ouch wol. Dâ von sült ir in minnen von aller iuwer sêle ân alle glîchsenheit und allen argen wân und âne kranke list. — Und dînen nâhsten als dich selben minnen! Du solt dînem eben kristen günnen, daz du dir selben ganst, ob du dir guotes ganst. Wann der ist gar vil, die in selben nit guotes günnent, als die nescher und dise êbrecher, die günnen in selben keines guotes, noch keiner sælden. Swennē du des willen hâst, daz du dîn ê wellest brechen, und du dir der sünden ganst, der solt du doch dar umb nieman günnen; oder du bist valsch an dîner minne, die du dînem eben kristen schuldic bist, daz du im guotes günnen solt. Oder bist du ein triegære an dînem hantwerke, des solt du nieman mêr günnen, weder dir selben noch nieman anders, und soltes nieman râten noch lêrn; unt tuo dich sîn selbe abe, oder dîn wirt niemer rât. Du solt dir selben guoter dinge günnen, und des selben dînem eben kristen ouch günnen; oder du hâst der wâren minne keine, die der stern bezeichent, der dâ heizt Vênus und der heilige vrîtac. Pfî! gîtiger, wie gar dû verteilt bist vor allen sündæren! Wann dû stêst ouch allenthalben an dem blat bî dem bœsten. Wie minnest du dînen eben kristen? Du minnest den tiuvel verrer mêr, dan Got oder dînen nâhesten. Wann du tuost des tiuvels willen zuo allen zîten unt tuost wider Got unt wider dînen eben kristen. Wan du læst den lebendigen Got niemer mêr geruowen, als ich dô gester sprach. Sô günnest du dînem nâhsten wol, daz er iemer ein dürftige sîn muoste, den worten, daz du daz sîne armez güetel hetest zuo dînem guote, und daz du im daz angewonnen hetest mit wuocher oder mit vürkoufe oder mit triegenheit, oder mit andern dingen, diu wider Gotes hulde sint. Dir gebreste diser tugent nit eine, dir gebrestent ir gar vil, nâhe gar. Ir andern sündære gewinnent alle liute wâren riuwen unt wâre minne, daz ir Got vor allen dingen minnet, und alle dinge lât durch die liebe unsers herren und iuwern nâhsten als iuch selben. Daz ist alsô gesprochen, daz ir durch keines menschen liebe ihtesiht tuot, daz wider Got sî, und daz ir alle vîntschaft ûz iuwerm herzen lât, unt gein niemanne weder haz noch nît tragen.

Der sibende sterne heizet bî namen *Saturnûs:* der bezeichent iuch die sibenden tugent. Daz ist als vil gesprochen, daz er gar vil jâr erkumt, in drîzic jâren niuwan zuo einem mâle, unt gêt niuwan einmal umb, sô træge ist er, unt lêrt iuch einerleie tugent, die heizet *stætekeit.* Und als ir den sibenden stern hœrt nennen oder in seht, sô sült ir an die sibende tugent gedenken, unt sült Got biten, daz er iuch die selben tugent gebe, diu dâ heizet stætekeit. Und ir müget den selben stern wol erkennen: er gêt eteswanne morgens ûf, sô heizet ir in den morgensterren; sô gêt er eteswanne ûf, daz ir in seht wider âbent, sô heizet ir in dann den âbentstern. Und dâ von, daz er sô lange ist, ê daz er umb kume, sô siht man in niht in glîcher mâze, als den mâneden: den siht man wider âbent, eteswanne bî dem morgen, eteswanne umb mitte naht, eteswanne umb mitten tac gêt er ûf. Unz daz der mânet zwelf stunt umb kumt in einem jâre, daz loufet diser stern in drîzic jâren unt kumt nit, danne einist umb. Unt hât grôze kraft, swenne er ûf gât, swelhes jâres der stern mit im ûf gêt, der dâ heizet Mars, der urliugære und der strîtære. Ich mein aber nit, daz ir herren mit einander urliugen sült; ir sült strîten wider untugent. Sô lêrt iuch diser sterne, daz ir dise sehs tugent, die ich iuch hân genennet, iemer an iuch selben üebet, und dâ mit stæte unz an iuwern tôt blîbet, und ouch frümeclîch volle ûz hin loufet unz an daz zil iuwers lebens, daz ir dan vrôlîchen gesprechen müget, als der guote sant Paulus sprichet: „Mînen louf hân ich volbrâht, den glouben hân ich behalten!“ Seht, daz ist diu êrste tugent und vellet zuo der jungesten. Und dar umb müezt ir dise tugent alle sehse haben. Der die vier hât und der zweiger nit, des wirt niemer rât. Hâst du sie alle sehse, unt hâst der sibenden nit, diu dâ heizet stætekeit, dîn wirt niemer rât. Du muost die tugent alle sehse hân, und der sibenden dar zuo, daz du mit disen sehs tugenden stæte blîbest als ein adamas. Wann der stein ist gar stæte mit sîner kraft. Und der sibende tac, der heizet gar rehte nâch im *samstac*, aber in latîne noch baz und in welschen zungen und in frankrîch. Unt swann Mars unt Saturnûs ûf gent mit einander, sô kumt strît und urliuge unt sterben unt manslaht unt schelm unt hunger: sô ist nôt, daz sich Got über iuch erbarme. Und alsô habent die sterren grôze kraft über elliu diu dinc, diu ûf ertrîch sint, wann über des menschen vrîe willekür. Sît nu

über iuch nieman deheine kraft noch gewalt enhât, danne ir selber, sô helf uns Got durch alle sîne kraft, daz ir iuwer willekür zuo disen tugenden alsô gebindet, daz ir stæte dar an blîbet unz an daz ende, dô mit ir gewîset werdet in daz geheizen lant zuo den êwigen vreuden. Wann swer mit guoten dingen stæte blîbet biz an daz ende, der wirt behalten. Daz uns daz wider var, des êrsten an der sêle, und an dem jungesten tage an lîbe und an sêle, daz verlîhe uns allensamt, mir mit iuch und iuch mit mir, unser herre, der almehtige Got! Sprechent alle Âmen!

Der Schwabenspiegel.

Wie das sächsische Rechtsbuch, so ist auch der Schwabenspiegel nur das Unternehmen eines einzigen Mannes; doch erhielt er nie das Ansehen, in welchem der Sachsenspiegel stand, und wurde immer mehr vom römischen Rechte verdrängt, welchem er im 16. Jahrh. endlich ganz weichen mußte. Der Verfasser des Schwabenspiegels ist unbekannt; doch hat Fr. Pfeiffer in der neuesten Zeit, nachdem schon der gelehrte Herausgeber des Gesetzbuchs, W. Wackernagel, einen oberdeutschen Geistlichen in demselben erkannt hatte, es sehr wahrscheinlich gemacht, daß wir die merkwürdige Sammlung und Bearbeitung dem Bruder David zu verdanken haben. Wer aber auch der Verfasser sei, so hat derselbe unverkennbar den Sachsenspiegel zu Grunde gelegt, denselben jedoch in den Stellen verändert, wo das süddeutsche Recht sich von dem sächsischen unterschied, außerdem neue Artikel hinzugefügt, dem Werke überhaupt durch Benutzung einiger älteren deutschen Gesetzbücher, so wie des römischen und canonischen Rechts die größtmöglichste Vollständigkeit zu geben gesucht. Wie sein Vorbild, zerfällt es in zwei Theile, das Landrecht und das Lehnrecht. Es erlitt im Laufe der Zeit mehrfache Umarbeitungen, in welchen sich die besondern Rechte der Gegenden geltend machten, in denen die Bearbeiter lebten, so daß später die älteste Gestalt kaum mehr bekannt war. Der Verfasser hatte die Absicht, es als allgemeines deutsches Rechtsbuch den geistlichen und Provinzialrechten entgegenzustellen, weshalb es auch das Kaiserrecht hieß.

Wenn der vorzüglichste Werth des Schwabenspiegels auch darin gesucht werden muß, daß er nebst dem noch älteren Sachsenspiegel eine Hauptquelle des älteren deutschen Rechts ist, so ist er doch auch für die Literatur als eines der frühesten Denkmäler von hoher Wichtigkeit, in welchem die Prosa mit schon weit ausgebildeter Kunst des Styls erscheint, die sich namentlich in der reichen Mannigfaltigkeit und der Anmuth der Wendungen darstellt.

1. Von tiutscher liute êren (Art. 98).

Die tiutschen kiesent den künic: daz erwarb in der künic Karl. Swenne er gewîhet wirt, unt ûf den stuol ze Ache geseczet wirt mit der willen, die in erwelt hânt, sô hât er küniclîchen gewalt unde namen. Als in der pâbest gewîhet, sô hât er volleclîchen des rîches gewalt unde keiserlîchen namen. Den künic kiuset man ze rihter umbe eigen unde umbe lêhen unde über iegliches menschen lîp unde umbe allez, daz vür in ze klagen kumet. Der keiser mac in allen landen niht gesîn, unde mac allez ungerihte niht verrihten. Dâ von lîhet er den fürsten unde andern herren wereltlich gerihte. An die vierten haut mac dehein gerihte nimmer komen mit rehte, dâ man umbe menschenbluot rihten sol ode umbe alle vrevel.

2. Wer ze rehte künic mac gesîn (Art. 103).

Die fürsten sullen kiesen einen künic, der ein vrîer herre sî, alsô vrî, daz sîn vater unt sîn muoter vrî gewesen sint, unde sullen niht mitter vrîen sîn, unde sullen niemans man sîn, wan der phafen fürsten man; unde sol mitter vrîen ze man hân. Unde hânt si wîp genomen, sô man si kiuset, unde ist diu niht alsô vrî: sô sol man sin niht kiesen ze künige, wan daz wære wider reht.

3. Wâ man den künic kiesen sol (Art. 109).

Als man einen künic kiesen wil, daz sal man tuon ze Frankenfurt; unde lât man die fürsten in die stat niht, sô mugen si mit rehte kiesen vor der stat. Unde als si den künic erkiesent, sô sol er die stat unde die liute, die dar inne sint, ze æhte tuon, unde sol daz tuon, ê daz er von der stat vare. Unde als si sehs wochen in der æhte sint, sô sol si der bischolf von Meinze ze banne tuon. Unde als si in dem banne sehs wochen und einen tac sîn gewesen, sô sullen si mit rehte alle bischolfe ze banne tuon. Unde wil der künc, er mac si bringen in des pâbestes ban.

4. Wer den künic kiesen sol (Art. 110).

Den künic sullen drî phafen fürsten unde vier leien fürsten kiesen. Der bischof von Mênze ist kanzler ze diutschen landen: der hât die êrsten stimme an der kür. Der bischolf von Triere ist kanzler über daz künicrich Arel: der hât die andern stimme an der kür. Der bischolf von Kollen, der ist kanzler ze Lamparten, unde hât die dritten stimme an der kür. Daz sint driu fürsten ampt; diu hœrent ze der kür. Under den leien fürsten sô hât der phalenzgrâve von Rîne die êrsten stimme an der kür: der ist des rîches truhsæze, unde er sol dem künige die êrsten scüzel tragen. Der herzoge von Sahsen hât die andern stimme an der kür under den leien: der ist des küniges marschalc, unde sol dem künige sîn swert tragen. Der marcgrâve von Brandenburc, der hât die dritten stimme an der kür, unde ist des rîches kamerer, unde sol dem künige wazer geben. Der herzoge von Beiern hât die vierden stimme an der kür, unde ist des rîches schenke, unde sol dem künige den êrsten becher tragen. Dise vier sullen tiutsche man sîn von vater unde von muoter oder von eintwederme. Unde swenne si wellent kiesen, sô sullen si gebieten eine sprâche ze Frankenfurt. Die sol der bischolf von Meinze gebieten bî dem banne, unde der phalnzgrâve von Rîne bî der æhte. Si sullen dar gebieten ir gesellen ze dem gespræche, die mit in dâ welent, unde der andern fürsten als vil, als si ir gehaben megen. Dar umbe ist der fürsten ungerade gesetzet: ob vier an einen vallen unde drî an den andern, sô sol ie diu minner menige der mêreru volgen: daz ist an der

kür reht. Ê daz die fürsten kiesent, sô sullen si ûf den heiligen sweren, daz si durch liebe, noch durch leide, noch durch guotes miete, daz in geheizen sî oder gegeben sî, noch durch niht welen, daz geværde heize, wan als vil in ir guot gewizen sage. Swer anders welt, wan als an disem buoche stêt, der tuot wider Got unde wider reht. Unde wirt ir einer dar nâch überreit, als reht ist, daz er guot dar umbe habe gelobet ze nemen, oder hât genomen, daz ist symonîe; der hât sîne kur verloren, unde sol si nimmer mêr gewinnen, und ist dâ zuo meineide. Daz sol geschehen, dâ der künic einen hof gebiutet. Dar sol man dem selben ouch gebieten, er sî leien fürste oder phafen fürste; unde kumet er niht dar, man sol im anderstunt ze andern hoven gebieten. Unde kumt er ze den dritten niht, sô sol man in meineide sagen; unde swaz er von dem rîche hât, daz ist dem rîche ledic, unde der künic sol in ze æhte tuon. Unde ist ez ein phafen fürste, der künic riht über in, als über einen leien, unde sol dem pâbeste schrîben, wie übel er gevaren habe, unde wie er sîne triwe an der kristenheit gebrochen habe; unde heize daz bewæren vor dem pâbeste. Der sol in danne von allen sînen phaflîchen êren scheiden, unde sîn bischtuom einem andern lân; unde sol dar nâch leben, als in der pâbest heizet leben. Wan der pâbest hât vollen gewalt, unde mac im genâde tuon, unde mac im sîn bischtuom wider lâzen unde sîne pheflich êre, daz stêt an sînen genâden. Unde wirt der künic der selben schulden überkomen, sô ist er ze unrehte an dem rîche. Daz sol man über in klagen dem phalzgrâven von dem Rînc. Nieman mac gezinc über in sîn umbe die schulde, wan die fürsten, si sîn geistlich oder werltlich.

5. Wie der künic dem rîche hulde sweren sol (Art. 102).

Als man den künic kiuset, sô sol er dem rîche hulde sweren unde sol in den eit vier dinc nemen: daz er reht sterke, unde unreht krenke, unde daz rîche verspreche an sînem rehte, und daz rîche alle zît mêre unt niht ermer mache. Diz schrîbet der künic an allen sînen brieven, die er sendet, daz er daz rîch alle zît rîchende sî, unde niht ermer mache. Als der künic ûf den stuol ze Ache gesezet wirt mit dem mêren teile der fürsten, die in derwelt hânt, sô sol er niemer mêr deheinen eit gesweren, wan umb ein dinc: ob in der pâbest zihet, daz er an dem gelouben zwîvel. Er muoz ouch der frowen sweren, die er ze ê nimt. Daz hœret aber hie zuo niht: wan swie ofte daz geschiht, daz ist reht. Ob er geziuc sol sîn einer sache, des sol er helfende sîn, unde sol sagen bî des rîches hulden: daz sol man im gelouben. Unde umbe swelche sache ander liute swerent, für die eide sol er gelübde tuon: daz sol man gelouben. Lamen man unde miselsühtigen man, unde der in dem banne oder in der æhte ist, oder ein heiden oder ein jude oder ein ketzer ist, den sullen die fürsten niht kiesen. Kiesent si in aber, die andern fürsten verwerfent in wol an der stat, dâ danne der hof hin geboten wirt, ob man in diser dinge eines überkumet, als reht ist.

6. Wie man dem künige an den lîp gesprechen müge (Art. 105).

Dem künige mac nieman an den lîp gesprechen, im werde daz rîche ê widerteilet mit der fürsten urteile. Über des küniges lîp und über sîn êre mac nieman urteil sprechen, wan die fürsten. Unde krieget er mit iemande umbe guot ode umbe anders iht, daz des rîches ist, dâ sullen über sprechen fürsten unde grâven unde vrîen unde des rîches dienstman. Unde ist, daz ein künic eigen hât, sô er wirt erwelt, daz gît er mit rehte an daz rîche, ob er wil. Lât aber er kint hinder im, diu erbent ez mit rehte: wan die erbent des rîches guot niht. Unde stirbet der künic âne kint, unde hât er daz eigen niht an daz rîche gegeben, sô erbent ez die næhsten erben.

Meister Eckhart.

Heinrich Eckhart (Eckehard), in der zweiten Hälfte des 13. Jahrh. geboren, wird zwar von einigen frühern Schriftstellern ein Sachse genannt, scheint aber aus Straßburg gebürtig gewesen zu sein, wie er denn auch öfters nach dieser Stadt genannt wird. Er ging zur Vollendung seiner Studien nach Paris, wo er bald darauf selbst als Lehrer der Philosophie auftrat und als solcher so hohen Ruf erwarb, daß er von dem Pabste Bonifacius VIII. nach Rom berufen wurde und die Würde eines Doctors der Theologie erhielt. Nachdem er schon früher in den Dominikanerorden getreten war, wurde er im J. 1304 zum Provinzial von Sachsen, und im J. 1307 zum Generalvikar von Böhmen erwählt, in welcher Stellung er sich als Lehrer und Prediger großen Ruhm erwarb. Darauf begab er sich nach Straßburg und von dort nach Köln, wo er eine große Anzahl von jungen Männern um sich sammelte, unter welchen auch die später berühmt gewordenen Tauler und Suso waren. Diese seine Wirksamkeit war aber wohl der Grund, warum man seinen schon früher ausgesprochenen Meinungen, welche mit denen der Kirche nicht immer übereinstimmten, größere Aufmerksamkeit zuwendete. Der Erzbischof Heinrich von Köln erklärte ihn sehr wichtiger Irrthümer schuldig und Pabst Johann XXII. bestätigte dieses Urtheil, indem er in einer Bulle (vom 27. März 1329) über 26 von Eckhart aufgestellte Sätze und über dessen Schriften überhaupt die Verdammung aussprach. Doch war derselbe schon vor Veröffentlichung dieser Bulle gestorben.

Während Berchtold die Sprache des Volks in ihrer ganzen Einfachheit und natürlichen Beweglichkeit sich aneignete und sie nur in so weit veredelte, als es der Stoff oder die augenblickliche Erregung seines Gemüths erheischte, bildete sie Eckhart zur Sprache der Wissenschaft aus, indem er sie auf Theologie und Philosophie anwendete, und sie durch neue Wortschöpfungen bereicherte, wenn der vorhandene Sprachschatz ihm zur Bezeichnung seiner eben so neuen als tiefen Gedanken keine passenden Ausdrücke gewährte. Darin liegt aber seine Größe, daß er, von unsern neuern Philosophen sich vortheilhaft auszeichnend, die Bezeichnungen für die philosophischen Begriffe nicht in einer fremden Sprache suchte, ob er gleich durch seine ganze Bildung auf das Lateinische hingewiesen war, in welcher Sprache er die Philosophie mündlich und

schriftlich gelehrt hatte, sondern vielmehr sich bestrebte, seiner Muttersprache eine ganz neue Welt der Darstellung zu eröffnen. Welche Schwierigkeiten er dabei zu besiegen hatte, ist klar genug, da ihm noch Niemand den Weg gebahnt hatte und er Alles erst schaffen mußte. Denn es konnte ihm selbst nicht Berchtolds großartige Behandlung der Muttersprache, ja nicht einmal Davids Vorgang von wesentlichem Nutzen sein, da weder der Eine noch der Andere in die Tiefen der philosophischen Speculation sich versenkt hatte. Um desto größere Bewunderung verdient aber Eckhart, da es ihm wirklich gelang, eine philosophische Sprache zu begründen, die sich in den folgenden Jahrhunderten besonders durch seine Schüler zur höchsten Blüthe entwickelte. Seine Darstellung ist aber vorzüglich dadurch bewundernswürdig, daß sie bei aller Tiefe der Gedanken doch klar und verständlich ist, so verständlich wenigstens, als sie es bei dem Stoffe und der öfters mangelnden Klarheit der Gedanken nur immer sein konnte. Dieser überraschende Erfolg läßt sich aber nur daraus erklären, daß er eben die Volkssprache der seinigen zu Grunde legte, und in dieser unerschöpflichen Quelle des richtigen, angemessenen und verständlichen Ausdrucks diejenigen Wörter und Wendungen suchte und fand, die er zur Darstellung seiner tiefen und kühnen Ideen nöthig hatte.

Wir können hier auf die Entwicklung seiner philosophischen Ansichten nicht eingehen; es genügt zu bemerken, daß er der Gründer der deutschen Mystik wurde, und daß ihn seine Speculation zum Pantheismus führte. Von seinen Predigten ist nur eine sehr kleine Anzahl gedruckt (in den Basler Ausgaben der Taulerschen Predigten von 1521 u. 1522); bei weitem der größte und wichtigste Theil seiner Schriften, unter denen sich viele höchst merkwürdige, sein System begründende Tractate befinden, ist noch unbekannt.

Aus einem Tractate.

Die allerbesten meister sprechent, daz von dem aller nidersten engele, der in dem himel ist, ein tropfen sî gevallen ûf den obersten himel; dâ von hânt alle himel ir louf unt loufet ieclîch himel alsô verre, als im diu natûre gegeben hât, unt tragent den einen tropfen umbe. Von dem enpfindent alle crêatûre ir leben, die ie leben gewannen in der zît; hie inne îlent alle crêatûre zuo ir êrstem ursprunge; hie bevindet diu sêle, daz alsô wênic Gotes ist gewesen in der zît, daz wir werken sullen alliu werc obwendic der zît in êwikeit. Daz ist uns bewæret mit Kristô: er werket alliu werc in êwikeit. Hête Got ie kein werc ûzer im geworht, sô wær er Got niht gewesen. Alsô wirket Got alliu sîniu werc, daz si im blîbent; alsô sullen wir tuon unseren werken, sô bestênt si in êwikeit. Daz sullen wir alsô verstân. Daz heizet mîn unt blîbet in mir, daz mir nieman genemen mac. Hie wirt diu sêle geslagen unt sprichet: „Ach, daz ich alsô manic werc ûzer mir geworht hân!“

Hie sprechent die meister von natûr. Natûr unt natiurlikeit sint niht ein. Natiurlikeit ist angenomen in der zît; natûr ist êwic in ir selber. Diz sleht die sêle. Die meister sprechent, daz der tunre kome niergen von, denne von unglîcheit; des wellen die wolken niht in in lîden, daz in unglîch ist unt stôzent zuo samen: dâ von kumet der tunr und der widerblic. Alsus tuot der wint unt wæjet alsô lange, biz er her ûzer im getrîbet, daz im unglîche ist. Hie bevindet diu sêle, daz si dicke hât in ir gelâzen wonen, daz ir unglîch was. Si sprichet: „Alle crêatûren hânt mich gewîset zuo mîner sælekeit. Des tâten si Lucifer niht: er viel von im selber sunder enthalt, von der unglîcheit, die er an sich nam. Hie hât mich Got enhalten in im selber: daz wolt ich nie bekennen. Dar umbe mac ich nie gnâde gesuochen.“ Hie wil si ligen unt von ir selber nimmer ûf komen. Dâ sprechent die meister, daz Got muoz von natûre in sich ziehen sîn glîch von sîn selbesheit, als diu sunne ziehet ûf daz wazzer an sich. Dâ wirt diu sêle vereinet in der blôzen Gotheit, daz si nimmer mêr müge funden werden als vil, als vil ein tropfe wînes mitten in dem mere. Als vil Got vallen mac, als vil mac der mensch gevallen in keinen gebresten. *Der* mensch heizet ein Got formelich mensch. Got ist in der persônen ein wirkende werkmeister. Der mensch hât ein wâr bevinden aller dinge. Si stênt in im âne bilde, die wîle er ein ist in Got und alliu dinc in im sint. Hie bestêt daz wort, daz alliu dinc in dem menschen sint âne bilde. Die meister sprechent: wer eine sêle wolde mezzen, der sol si nâch Gote mezzen, wan der grunt Gotes und der grunt der sêle sint *ein* wesen. Daz minneste teil der sêle, daz ist, daz dem lîbe leben gît. Der mensch, der diz mit leben hete erfüllet, der hât in im ein niuwe wunne ân underlâz. Alleine der mensch wandeln muoz in der zît, doch sô stêt er in dem wesen sîner ewigen weselikeit. Er hât die stat besezzen der wârheit. Disen menschen sol man prüeven an fünf stücken. Daz êrste ist, daz er nimmer mêre clegelich wort gesprichet. Daz ander ist, daz er sich nimmer entschuldiget, swaz man ûf in ret, er lâze sich die wârheit berihten. Daz dritte ist, daz der mensch in himelrîch noch in ertrîch niht begert, dan als Got wil von im selber. Daz vierde ist, daz er in der zît nimmer berüeret wirt. Daz fünfte ist, daz er nimmer mê ervrewet wirt: er ist selber diu vrende.

Christian der Küchemeister.

Die Mönche des Klosters St. Gallen hatten schon frühe begonnen, die Geschichte desselben in lateinischer Sprache zu beschreiben; Einer setzte das Werk des Andern fort, und die ganze Sammlung führte den Titel Casus monasterii Sancti Galli. Nach Konrad von Pfäffers, der im Jahre 1230, vielleicht auch zwei oder drei Jahre später, gestorben zu sein scheint, blieb die Chronik, die er bis zu Abt Konrad von Bußnang fortgeführt hatte, ohne weitere Fortsetzung, bis sie mehr als ein Jahrhundert darauf Christian der Küchemeister wieder aufnahm. Doch schrieb er seine Fortsetzung, die bis zum Tode des Abtes Hiltpold von Werstein im J. 1331 geht und die er „die nüwen Casus monasterii Sancti Galli“ nannte, nicht lateinisch, wie seine Vorgänger, sondern deutsch, wodurch er den Ruhm und das Verdienst erwarb, das erste deutsche Geschichtswerk in hochdeutscher Sprache geschrieben zu haben. Freilich ist es weder in Bezug auf den

Stoff bedeutend, da er selten Gelegenheit hat, wichtigere Begebenheiten zu erzählen, noch rücksichtlich der Darstellung besonders bemerkenswerth, die sich ziemlich steif und unbeholfen fortbewegt, und weder dem leichten Redeflusse Berchtolds, noch dem gedrungenen, ernsten Style Eckharts an die Seite gesetzt werden kann. Christian hat seine Fortsetzung wahrscheinlich deswegen deutsch geschrieben, weil er der lateinischen Sprache wohl nicht kundig genug war, denn er scheint nicht ein Mönch des Klosters, sondern ein Bürger der Stadt St. Gallen gewesen zu sein.

Aus dem Leben des Abt Berthold von Falkenstein.

Ez starp ouch bî den zîten Uolrich, der truhsæze von Singenberc, des alten truhsæzen sun, ein kint, von dem wart dem gotes hûs ledic Singenberc und daz dâ zuo gehôrte, daz behuop er dem gotes hûs. Nu wârent bi den zîten (1268) die Schenken von Winterstetten mehtig lint unt hâten allwegen krieg und stœz mit dem bischof von Costenz unt wârent diener unt guot vrimnt allwegen unsers herren des aptes. Alsô wolt sie der bischof an rîten, als er ouch tet. Dô mant der bischof unsern apt sînes eides, wan er ouch ein eidgenôz war, der brâhte ein michel hilf, unt fuor selbe dâ mit, unt leitent sich für Winterstetten; daz wart dâ zemâl balde berihtet, wan unser apt was guot teidinger. Nû hâte unser apt dâ hin brâht vil kost (wan er hâte ouch vil liute) an wîn, an mel, an vleisch und an andern dingen. Alsô fuorent si alle dannen, unt unser apt hiez sînen küchen meister und ander ampt liut, waz kost er dâ hetti, daz sie die füertend ze Winterstetten durh die stat. Alsô nâment dei Schenken den wîn und daz brôt alles sament unt viengent den küchen meister. Dô sie den liezen gân, dô kouftent sie im ein gewant des besten tuoches, sô man vant. Ze der selben hôchzît gebrast nie nütes wan wazzers in den bechen, daz diu ros ân trinken stuondent unt nit ze trinken hâtent. Alsô klagt unser apt dem bischof, sie hettînt in beroubet unt sînen küchenmeister gevangen, daz er im hilflich wær, daz daz sîn wieder getân werd. Dô sprach der bischof: „Hettint ir es in nit gunnen, ir hettint es in die stat nit heizen füeren!“ Dâ mit was ez berihtet. Der selb Schenk Kuonrât unt sîn bruoder hâten mê dan tûsent marc geldes; der wart sider als arm, daz er unt sîn kneht zuo vuoz giengent von einem herren zuo dem andern unt betlotend. Alsô lebt unser apt allwegen mit grôzem kost, und daz selten kein jâr was, er hetti ein hôchzît, dâ er niuw ritter machet. Dar nâch stalte er ûf ein grôz hôchzît unt samnot dar zuo wîn und ander getreide. Diu hôchzît was ze pfingesten, unt sant gên Bôtzen unt gên Clêven unt nach Necker wîn unt gên Elsaz. Alsô fuor der bischof von Basel zuo, unt nam in den wîn, der im von Elsaz komen was. Nu was der her von Rötellon des bischoves mâc und unsers hêrren des aptes; der sprach zuo dem bischof: „Hêrre, lânt dem apt sînen wîn, unt wizzent, er getar dem von Habsburc wider iuch gedienen mit zwei hundert bereiten man.“ Dô sprach der bischof: „Jâ an einem umbehanc!“ Und dô diu hôchzît zesamen kam ze sant Gallen ze pfingesten, dô reitent unt rechueten die vârenden liute, daz dâ mêr was, dan niun hundert ritter. Dô wurden ouch dô zemâl LXXXX ritter, die der apt und ander herren machotent; dô warp der grâve von Habsburc an den apt, daz er im dienoti gên dem bischof von Basel. Dâ warp der apt an alle die herren, die zuo der hôchzît wârent, daz sie im dienôtin. Dar nâch dô fuor der apt unt wolt dienen dem grâven, als er ouch tet, unt brâht im mê dan CCC ritter unt kneht, die alle gezelt wurden zuo Seckingen über die brugg, die hiezent dô in hosen geschuoch. Nu lâgent ouch der bischof von Basel unt Basler stat mit grôzer macht bî Seckingen, daz ietweder teil als guot hât, daz er dem andren strît wolt gên. Alsô hât unser apt sîn panner bevolhen her Eberharten von Lupfen, der wolt sie gefüert hân; der was dô der tiurster ritter einer, den man bekannt. Alsô wart ez verteidiget, daz ez ongestrittet beleib, unt kâment die herren zesamen zu Buckain in daz klôster. Dô sprach der bischof von Basel zuo unserm apt: „Her von Sant Gallen, wâ gedienet unser frow ie den unfuog, den ir unt Sant Galle hânt getôn?“ Dô antwurtet der apt: „Her von Basel, wâ gedienet ie Sant Gall umb unser frowen, daz ir im sînen wîn nâment, den ritter unt kneht soltint hân getrunken?“ Dâ mit wart der red geswigen. Alsô fuor menclich heim.

Dritter Zeitraum.

Von der Mitte des vierzehnten bis zum ersten Viertel des sechszehnten Jahrhunderts.



Die eben so fruchtlosen als verderblichen Bemühungen der Hohenstaufen, das Reich Karls des Großen in seiner ganzen Macht und Größe wieder herzustellen, hatten Deutschland an den Rand des Verderbens, ja zur vollsten Auflösung gebracht, weil die Kaiser bei jedem neuen Zuge, den sie nach Italien unternahmen, um dort ihre Gewalt wieder herzustellen oder zu befestigen, einen Theil ihrer Macht im Vaterlande aufopferten, indem sie die größeren und kleineren Lehensträger nur dadurch für ihre Zwecke gewinnen konnten, daß sie denselben fortgesetzt neue Freiheiten einräumten, wodurch dieselben immer größere und gefährlichere Unabhängigkeit erlangten. Selbst die kräftige und staatskluge Hand Rudolfs von Habsburg hatte nicht vermocht, die aufgelösten Bande dauernd wieder zu knüpfen, und die kaiserliche Macht in ihrem vollen Umfange wieder herzustellen: seine kräftigsten Maßregeln halfen nur vorübergehend. Die nachfolgenden Kämpfe um die Kaiserkrone, zuerst zwischen Adolf von Nassau und Albrecht von Oesterreich, dem Sohn Rudolfs, dann zwischen Ludwig dem Bayer und Friedrich dem Schönen von Oesterreich mußten die kaum wieder aufblühende Ordnung wieder im Keime zernichten, um so mehr, als einige Kaiser (Heinrich VII. und Ludwig der Bayer) sich verleiten ließen, ihre Augen wieder auf Italien zu werfen, was, wie früher, so auch jetzt zu feindseligen Berührungen mit den Päbsten führte, welche durch Bann und Interdict das Reich in unsägliche Verwirrungen stürzten. Und um das Unglück voll zu machen, wurde das arme, zerrissene Deutschland zu jener Zeit noch von Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hungersnoth und einer furchtbaren Seuche, dem schwarzen Tod, heimgesucht, welche ganze Gegenden verödete. Dazu kam, daß die Kaiser weniger an das Reich dachten, als an die Vermehrung ihrer Hausmacht; das Beispiel, welches Rudolf von Habsburg in dieser Beziehung gegeben hatte, wurde von seinen Nachfolgern beinahe ohne Ausnahme nachgeahmt. Die Fürsten blieben nicht zurück, und vergrößerten ihre Macht auf Unkosten der kleinern Lehensträger, die sich selbst wieder durch Fehden mit den Städten zu entschädigen suchten. So wuchs die Gesetzlosigkeit und Zerrissenheit von Tag zu Tag, der nur ein kräftiger Herrscher hätte steuern können; allein es war keiner von ihnen, selbst nicht der staatskluge Karl IV., einer solchen Aufgabe gewachsen, der zudem bei Allem, was er that, nur selbstsüchtige Zwecke verfolgte. Es war das Reich und die kaiserliche Gewalt selbst in den Augen der Kaiser so sehr herabgewürdigt, daß Wenceslaus (1378—1400), der sich immer in seinem Erbreiche Böhmen aufhielt, den deutschen Fürsten, die ihn einluden, das Reich zu besuchen, zur Antwort gab, er werde dasselbe immer auf seiner Stelle finden. Es ist daher leicht erklärlich, daß unter solchem Kaiser die Gesetzlosigkeit das höchste Maaß erreichte, und daß sich das sogenannte Faustrecht ungestört entwickeln konnte. Es war kein adeliger Herr, der nicht auf seiner Felsenburg der Gesetze und der Ordnung gespottet hätte; ja der österreichische Adel trieb den Uebermuth so weit, daß er selbst dem Kaiser Friedrich III. (1440—1493) Fehdebriefe zuschickte, wie auch die Wiener ihn in seiner Hofburg belagerten. Nicht weniger endlich war Deutschland durch die mit unerhörter Grausamkeit geführten Hussitenkriege unter Kaiser Siegmund (1410—1437) erschüttert worden. Das traurigste Ergebniß dieser unglücklichen Zeit war aber, daß bei der Selbstsucht der Kaiser, der Fürsten und des Adels bei diesen ewigen Fehden Aller gegen Alle, bei dem Mangel an größeren Unternehmungen gegen das Ausland das Nationalbewußtsein immer mehr verschwand und dem engherzigsten Localpatriotismus weichen mußte. Es waren damals nur zwei Wege möglich, die Nation wieder zur Einheit zu führen. Entweder hätten die Kaiser, wie die französischen Könige, ihre Hausmacht zur einzigen machen und die größeren Lehensträger auf ihre frühere Abhängigkeit zurückführen, oder es hätten die Städte die Fürsten und den Adel vollständig besiegen und ihre Bündnisse zum allgemeinen Bund heben müssen: aber leider fehlte es den Städten an genialen und staatsklugen Führern, welche die Siege gegen Fürsten und Adel hätten benutzen können, und unter allen Kaisern der Zeit war kein einziger, der eines wahrhaft großartigen Entschlusses fähig gewesen wäre und sich an die Spitze der demokratischen Bewegung in Städten und Ländern gestellt hätte, um mit ihrer Hülfe die Macht der Fürsten zu brechen, der Gesetzlosigkeit des Adels zu steuern und die Einheit des Reichs auf neuer Grundlage wieder herzustellen. Denn alle, und selbst der sonst treffliche Maximilian I. (1493—1519), hatten den Blick auf die abgestorbene Vergangenheit gerichtet, die sie vergeblich wie-

der zu beleben suchten. Doch gelang es diesem Kaiser, durch den ewigen Landfrieden (7. Aug. 1495), dem unglücklichen, in seinen Grundfesten erschütterten Reich die lang entbehrte innere Ruhe wiederzubringen.

Unter so unglücklichen Verhältnissen konnte die Kunst und insbesondere die Poesie nicht gedeihen; war sie schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums von ihrer früheren Blüthe tief gesunken, mußte sie jetzt, wie das Reich, in vollständige Auflösung gerathen, und während in Italien, das sich jetzt seit dem Sturze der Hohenstaufen freier und selbstständiger entwickeln konnte, die Dichtkunst zur höchsten Blüthe gedieh, und Dante, Petrarca und Boccaccio ihre unsterblichen Meisterwerke schufen, hat Deutschland in dieser Zeit kaum Einen Dichter aufzuweisen, der sich über die Mittelmäßigkeit erhob; und es müßte die vorliegende Periode als eine Zeit der vollendetsten Trostlosigkeit erscheinen, wenn nicht in ihr wenigstens die Keime zu einer späteren Blüthe gelegt worden wären. Doch ehe wir näher betrachten, wie sich aus der alten, absterbenden Zeit eine neue zu bilden begann, müssen wir, um die Verhältnisse mit Sicherheit aufzufassen, noch einen Blick auf diese werfen.

Wir haben gesehen, daß im ersten Zeitraume die Bildung von der Geistlichkeit gepflegt und getragen wurde, daß diese aber schon im Laufe des zweiten Zeitraums eben so sehr von ihrer geistigen Höhe sank, als sie an äußerer Macht zunahm. In der vorliegenden Periode griff ihre Entartung immer weiter um sich; sie versank (und dies gilt besonders von der höheren Geistlichkeit, welche sich nunmehr meistens nur aus den fürstlichen oder adeligen Geschlechtern ergänzte) immer tiefer in Zuchtlosigkeit und Unwissenheit *), so daß sie selbst bei dem Volke in Verachtung gerieth, was natürlich von schädlichem Einflusse auf das religiöse Gefühl desselben werden mußte. Denn man erlaubte sich nicht nur, über das zuchtlose Leben und die gräßliche Unwissenheit der „Pfaffen“ zu spotten, man fing auch an, kirchliche Satzungen und Gebräuche lächerlich zu machen, wie denn sogar die schönsten Psalmen und andere religiöse Gesänge zu rohen Trink- und Liebesliedern umgedichtet wurden. Glücklicher Weise waren gerade diejenigen Klassen der Geistlichkeit, welche dem Volke näher standen, von der allgemeinen Entartung nicht ergriffen worden, vielmehr zeichneten sich besonders die Predigermönche, wie durch reines, frommes Leben, so durch Bildung, zum Theil selbst durch Gelehrsamkeit, vornämlich aber durch das Bestreben aus, das Volk zu geläuterten Ansichten über Gott und Religion zu führen, wodurch sie dasselbe auf die spätere Reformation vorbereiteten. In wie ferne dieselben auch für die Literatur einflußreich wurden, werden wir am besten später zeigen, wenn von den Leistungen im Gebiete der Prosa die Rede sein wird.

Mit den Fürsten und dem Adel stand es um Nichts besser. Es ist schon erwähnt worden, wie die Poesie, welche im zwölften und dreizehnten Jahrhundert von den Großen beschützt, von dem niedern, ja zum Theil auch von dem höhern Adel gepflegt worden war, schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums bei denselben in Mißachtung gerieth, so daß die fahrenden Sänger je länger je mehr über Kargheit der Großen klagten und der Adel die Beschäftigung mit der Poesie um so entschiedener aufgab, als dieselbe keine Aussicht mehr auf Erwerb oder Ehrenbezeigungen darbot. An den Höfen war der Geschmack so sehr gesunken, daß man für das Edlere keinen Sinn mehr hatte; die Fürsten suchten nur pöbelhafte Unterhaltung oder begnügten sich doch mit solchen; an die Stelle der wandernden Sänger traten nunmehr die Hofnarren, wenn nicht vielmehr, wie schon von Andern bemerkt worden ist, jene nur einfach die Rollen tauschten. Dies ist um so wahrscheinlicher, als wir gesehen haben, daß schon in der schönsten Blüthezeit der höfischen Poesie durch Neithart ein Vorgang gegeben war (s. oben S. 70), der gewiß Nachahmung fand. Erst im fünfzehnten Jahrhunderte finden wir wieder eine lebendigere Theilnahme der Höfe an der Literatur, jedoch blieb diese meistens auf die Frauen beschränkt, die in der neuaufblühenden Romanenliteratur eine angemessene Quelle der Unterhaltung, wie zum Theil auch der Beschäftigung fanden. Unter den Fürsten scheint allein Kaiser Maximilian I. Sinn für die frühere höfische Poesie gehabt zu haben, wie er denn viele alte Handschriften sammeln und neue schreiben ließ; allein seine Bemühungen mußten für seine Zeit fruchtlos bleiben, die von der höfischen Poesie schon zu weit ablag, als daß diese noch Theilnahme hätte finden können.

Den Adel, dessen Verwilderung schon im vorigen Zeitraume begonnen hatte und rasch fortgeschritten war, finden wir in dem vorliegenden ganz in Schlemmerei und Rohheit versunken; die Burgen waren zu Raubnestern geworden, von denen aus die edlen Herren die Städte brandschatzten, wenn sie mächtig genug dazu waren, oder die vorüberziehenden Kaufleute ausplünderten, wenn sie nicht genug Leute hatten, um größere Raubzüge zu beginnen. Das nannte man „sich vom Sattel nähren“, wie uns noch Murner in seiner Narrenbeschwerung berichtet. So weiß noch manches Volkslied vom Epple von Geilingen, vom Schüttensam, vom Junker Hammen von Reistett, vom Lindenschmidt und vielen andern edlen Rittern zu erzählen, welche der Schrecken der Städte und Straßen waren, und auf dem Rabensteine ihr Leben endigten. Wie hätten solche Menschen Freude an der Dichtkunst haben können? Freilich gab es unter der Unzahl von mehr oder weniger mächtigen Herren, deren Burgen alle Berge Deutschlands bedeckten, auch viele, denen das rohe Leben ihrer Standesgenossen ein Gräuel war; aber auch diese Besseren hatten allen Sinn für höhere Bildung verloren, so daß Einzelne, welche an der Kunst Freude hatten und alte Gedichte sammelten, wie der bayerische Ritter Jakob Püterich von Reicherzhausen, bei ihren nächsten Freunden und Bekannten nur Spott und Hohn einernteten, wie er selbst in dem sogenannten „Ehrenbriefe“ erzählt, in welchem er von den alten Dichtungen berichtet, die er in den Landen „zwischen Brabant und Ungarn“ gesammelt hatte. Daß unter solchen Umständen nur wenige Einzelne sich mit der Kunst selbst beschäftigten, bedarf kaum der Erwähnung.

So war denn die Poesie ganz in die Hände des Volks und namentlich der Bürger gegeben, wie

*) Es war schon im 13. Jahrhundert vorgekommen, daß die sämmtlichen Mönche des Klosters St. Gallen, den Abt inbegriffen, nicht schreiben konnten.

sie schon am Ende des vorigen Zeitraumes vorzugsweise von bürgerlichen Sängern gepflegt worden war. Es war dies aber nicht bloß eine natürliche Folge von der Verwilderung der höheren Stände, sondern es hat vorzugsweise in der immer mehr sich entwickelnden Blüthe der **Städte** seinen Grund, die gerade in dem vorliegenden Zeitraum die höchste Stufe ihrer Macht und Bedeutung erreichten. Obgleich manche Städte schon unter den Hohenstaufen einen erfreulichen Aufschwung gewonnen hatten, so waren die Kaiser dieses Geschlechtes im Allgemeinen doch nichts weniger als für die Städte günstig gestimmt; denn wenn sie auch einige derselben mit wichtigen Freiheiten beschenkten, so wurden doch weitaus mehr in ihren herkömmlichen Rechten beschränkt, weil sie die städtischen Freiheiten als der kaiserlichen Machtvollkommenheit nachtheilig ansahen. Auch mochten die schweren und langen Kämpfe, welche die Hohenstaufen mit den mächtigen italienischen Städten und Städtebündnissen zu bestehen hatten, sie befürchten lassen, auch in Deutschland ähnlichen Widerstand zu finden, wenn die Städte zu größerer Macht gelangen sollten. Diese wurden aber besonders während des Interregnums und der darauf folgenden Zeiten wichtig, weil sie durch ihre Mauern allein hinreichenden Schutz gegen die Angriffe und Raubzüge des Adels gewährten. Die Kämpfe, die sie mit diesem und den Fürsten zu bestehen hatten, gaben den Bürgern Gelegenheit, kriegerischen Muth zu entwickeln; die glückliche Abwehr mächtiger Feinde weckte in ihnen Selbstgefühl und männlichen Stolz; die vergleichungsweise große Ruhe, deren sie sich erfreuten, erlaubte ihnen, sich ihren Berufsgeschäften zu widmen, und so wuchs ihr Wohlstand sichtlich durch Handel und Gewerbfleiß. Dieser Wohlstand erzeugte wiederum ein politisch und geistig reges Leben, das sich schon in den mannigfaltigen Erfindungen kund gab, die sich zu jener Zeit einander drängten. Aber auch die **Kunst** wurde von den Bürgern befördert, besonders wenn sie mit dem praktischen Leben oder den Bedürfnissen der Stadtgemeinden zusammentraf. Daher erhob sich vorzugsweise die **Baukunst** zur Vollendung: in beinahe allen größeren, aber auch selbst kleineren Städten wurden die herrlichsten Kirchen, in vielen die prachtvollsten Rathhäuser errichtet, die wie von dem edlen, künstlerisch gebildeten Sinn, so auch von dem Reichthum und dem Selbstgefühl der Bürger zeugten. Dieses beurkundete sich auch darin, daß beinahe in allen Städten die bisherige aristokratische Regierungsform mit einer demokratischen (oft nicht ohne heiße Kämpfe) vertauscht wurde, und daß sich viele von der Oberherrlichkeit der Bischöfe oder Fürsten gänzlich frei machten oder doch von ihren Herren wichtige Freiheiten und Gerechtsame erzwangen. Diese Freiheit, diesen Wohlstand und diese Ordnung hatten die Städte allein dem tüchtigen Sinn ihrer Bürger zu verdanken, denn die Großen und selbst die Kaiser sahen nur mit scheelen Blicken auf die stets wachsende Macht derselben, wie sich denn selbst in der **goldenen Bulle**, durch welche Karl IV. die Verfassung des Reichs festzustellen suchte, die Absicht zeigte, dem Emporblühen der Städte entgegenzuarbeiten und ihre Macht einzuschränken; und wenn sich auch Maximilian I. in dem sogenannten „Schwabenkriege“ (1499) mit den schwäbischen und andern Städten gegen die Eidgenossen verbündet hatte, so galt sein Kampf offenbar nicht bloß diesen, sondern auch den übrigen freien Städten und Städtebündnissen Deutschlands, die er ohne Zweifel ebenfalls bekriegt haben würde, wenn es ihm gelungen wäre, die Eidgenossenschaft zu besiegen. Leider begriffen die Städte dieses nicht und ihr unglücklicher Kampf gegen die Schweizer vollendete nicht bloß die Trennung der Eidgenossenschaft von dem Reiche, sondern entriß jenen auch den einzigen sicheren Bundesgenossen, den sie in Zeiten der Noth hätten anrufen können.

So war denn die frische Entwickelung der Städte und des freien bürgerlichen Sinns ihrer Bürger der einzige glückliche Punkt in der an Unglücksfällen und traurigen Ereignissen jeglicher Art so überaus reichen Zeit, und diesem Umstande ist es auch allein zu verdanken, daß Deutschland nicht in die roheste Barbarei verfiel. Und wie die Bürger beinahe ausschließlich die Träger der besseren Sitte und der Bildung waren, so fand auch die **Poesie** in den Mauern der Städte ihren letzten Zufluchtsort. Es war schon gegen das Ende des vorigen Zeitraums die sittliche und zum Theil die wissenschaftliche Bildung von dem Adel auf die Städte übergegangen; in dem vorliegenden wurde das bürgerliche Element in der Literatur durchaus vorherrschend; es sind nicht nur vorzugsweise bürgerliche Sänger, bei welchen die Poesie Pflege fand; es gewann auch der eigentliche **Volksgesang** größere Bedeutung und reichern Umfang, und endlich setzte sich die **Prosa** fest, welche vor Allem den veränderten Verhältnissen des öffentlichen Lebens und der geistigen Bewegung in den Städten ihre rasche und glückliche Entwickelung zu verdanken hatte. Ja selbst die **Wissenschaft** kam um so entschiedener in die Hände der Bürger und bürgerlichen Laien, je tiefer die Geistlichkeit von ihrer früheren Bildungsstufe sank. Doch blieb die Gelehrsamkeit im Allgemeinen ohne Einfluß auf das Volk und somit auf die Literatur, weil die Gelehrten sich pedantisch abschlossen und, wie ihre geistlichen Vorgänger, nur lateinisch schrieben. Während in Italien gerade diejenigen, welche die klassischen Studien am eifrigsten beförderten, wie Boccaccio und Petrarca, auch in der Volkssprache Ausgezeichnetes lieferten, und für die Hebung und künstlerische Ausbildung derselben rastlos thätig waren, haben die Gelehrten in Deutschland ihre Muttersprache in unverantwortlicher Weise vernachlässigt; ja sie entfremdeten sich derselben so sehr, daß viele, welche die lateinische Sprache mit Leichtigkeit und sogar mit Anmuth behandelten, sich kaum in der deutschen zu bewegen wußten. Einige wenige Versuche, die Alten und die Italiener dem größeren Publicum näher zu bringen, blieben ohne Erfolg, weil die Gelehrten hiebei das nationale Leben zu wenig oder gar nicht berücksichtigten, und sie es nicht verstanden, den übersetzten Schriftstellern ein deutsches Gewand zu geben. Wenn sich die italienischen Dichter und Prosaiker nach dem Muster der lateinischen Klassiker bildeten, so hatte dieses in der genauen Verwandtschaft der Sprache seine volle Begründung; wenn ihnen aber die deutschen Schriftsteller hierin nachfolgten, so verkannten sie den Geist ihrer Muttersprache. Es war daher begreiflich, daß das Volk in seiner großen Mehrheit bei diesen Versuchen kalt blieb, die so reiche Früchte hätten tragen können, wenn sie mit mehr Geist und nationaler Selbststän-

digkeit ausgeführt worden wären. Eben so unbedeutend und wirkungslos waren die Versuche einiger Gelehrten, in deutscher Sprache zu dichten, da sie sich in Bezug auf Form und Darstellung nicht über die gewöhnlichsten rein bürgerlichen Dichter erhoben, ja diesen vielleicht noch nachstanden. Es ist eine Erscheinung, die sich leider selbst in den neuesten Zeiten wiederholt hat, daß Gelehrte, welche irgend einer fremden Sprache mächtig waren und in dieser Werke schufen, die an Form und Gehalt gleich ausgezeichnet waren, in ihren deutschen Schriften nicht bloß formell, sondern auch materiell ganz Ungenügendes leisteten. Wir erinnern nur an B a l d e und F r i e d r i c h II.

Wenn aber auch die Gelehrsamkeit und selbst die Gründung der U n i v e r s i t ä t e n *) keinen unmittelbaren Einfluß auf das Volk und die Literatur gewinnen konnte, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Gelehrten selbst durch die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum zu höherer und freierer Bildung gelangten; es ward nicht bloß die sogenannte scholastische Philosophie, die bis dahin alle Bildung beherrscht hatte, aus ihrem ertödtenden Formelwesen von Tag zu Tag mehr besiegt; es entwickelten sich auch unter den Gelehrten, je mehr dieselben aus den bürgerlichen Laien hervorgingen, freiere Ansichten über Kirche und Pabstthum, welche um so entschiedener zur Umgestaltung der bisherigen kirchlichen Verhältnisse führen mußten, als auch das Volk mit seinem gesunden Sinn und rein sittlichen Gefühl die Abirrungen der Geistlichkeit tiefer zu fühlen begann. Leider übte die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum in anderer Weise auf das Leben und insbesondere auf die öffentlichen Staatsverhältnisse in Deutschland bedauernswerthen Einfluß, indem das römische Recht, welches schon früher durch die Geistlichkeit angefangen hatte, Eingang zu finden, nunmehr auch von den Gelehrten dem heimatlichen Rechte entgegengesetzt wurde. Die Fürsten begünstigten dasselbe, weil es ihre Ansprüche auf Landeshoheit und Unterdrückung der Volksrechte unterstützte, und selbst in den Städten, wo sich aristokratische Verfassungen festsetzten, fand es aus demselben Grunde nur zu schnellen Eingang. Im Allgemeinen erhielt sich aber das heimatliche Recht auch jetzt noch in den meisten Städten, so wie in den freien Landgemeinden.

Doch blieb die Gelehrsamkeit nicht ganz ohne glückliche Wirkung auf die geistige Bildung des Volks, wenigstens auf das der Städte. Denn nun begann man auch in den Städten S c h u l e n zu gründen, welche bis dahin ausschließlich in den Klöstern zu finden waren und auch vorzugsweise theologische Bildung der Zöglinge zum Zwecke hatten. Es machten sich namentlich die „B r ü d e r d e s g e m e i n s a m e n L e b e n s“ um die Bildung des Volks verdient, eine geistliche Brüderschaft, welche gegen das J. 1376 von Geert Groote von Deventer (1340—1381) gegründet wurde und die sich vorzüglich mit Erziehung der Jugend beschäftigte. Zwar hatten sie anfänglich dabei mehr moralische und praktische Zwecke, als rein wissenschaftliche im Auge, indem sie sich vor Allem angelegen sein ließen, den in der Kirche herrschenden Mißbräuchen entgegenzuwirken; allein von jeder Einseitigkeit entfernt und den bildenden Einfluß der Wissenschaften nicht verkennend, wurden sie bald eifrige Beförderer der klassischen Studien, als dieselben aus Italien nach Deutschland drangen, und es gingen aus ihren Reihen manche bedeutende Männer hervor, unter welchen wir den trefflichen Thomas a Kempis, J. Wessel, Rudolf Lange, Hegius und Rud. Agricola nennen. In den Schulen der Brüder des gemeinsamen Lebens, welche zum Theil von den genannten Männern und deren Schülern geleitet wurden, wurde die scholastische Philosophie mit Hülfe des klassischen Alterthums mit Glück bekämpft und der Reformation kräftig vorgearbeitet.

Diese geistige Bewegung wurde gegen das Ende des Zeitraums durch die Erfindung der B u c h d r u c k e r k u n s t mächtig unterstützt, welcher nicht lange vorher die Erfindung des L u m p e n p a p i e r s vorangegangen war. Sie wurde nicht bloß dadurch wichtig, daß die Werke der Wissenschaft leicht und wohlfeil vervielfältigt wurden, sondern ganz besonders dadurch, daß auch die neuen Ideen über Religion und Kirche schnell unter das Volk verbreitet werden konnten, wie denn die Reformation kaum eine so mächtige Ausdehnung hätte gewinnen können, wenn sie nicht mit Hülfe der Buchdruckerkunst das Volk für sich gewonnen hätte.

Mit dem Uebergang der Bildung von den bevorrechteten Ständen auf die Bürger mußte die gesammte Literatur auch einen neuen, den nunmehrigen Trägern derselben entsprechenden Charakter annehmen. An die Stelle des phantastischen Elements, welches die höfische Dichtung, selbst wo sie am höchsten erscheint, doch nicht ganz abstreifen konnte, trat der praktische Sinn, der sich nur da verläugnet oder nicht entschieden durchdringen kann, wo man sich nicht völlig von den Ueberlieferungen der früheren Zeit loszusagen vermochte. Wie die Zeit des Minnegesangs im Allgemeinen eine Zeit der Schwärmerei war, weshalb die mächtigsten Bewegungen, wie Kreuzfahrten, Römerzüge u. s. w. ohne äußere unmittelbare Wirkung auf die öffentlichen Verhältnisse blieben; so war die Zeit, welche uns jetzt beschäftigt, eine Zeit der That, welcher nur der größere Spielraum fehlte, um noch Größeres hervorzubringen. Aus diesem praktischen bürgerlichen Sinn, der zum Theil in geradem Widerspruch mit der höfischen Richtung stand, ist es aber auch zu erklären, daß der Gedanke, der schon in den bürgerlichen Lehr- und Spruchdichtern des zweiten Zeitraums vorherrschend gewesen war, immer mehr Kraft gewann, daß sich eben deshalb die P o e s i e beinahe ausschließlich zur D i d a k t i k, ja sogar zur S a t y r e neigte, wo Leben und Kirche mit den Anforderungen der Vernunft oder der Sittlichkeit in Widerspruch standen, und daß endlich gerade jetzt die P r o s a, welche schon in erfreulicher Bildung vorangeschritten war, sich als die dem Gedanken und dem praktischen Sinn angemessene Darstellungsform immer kräftiger entwickeln und endlich vorherrschend werden mußte.

Ehe wir aber zur näheren Darstellung der Leistungen in diesen beiden Gebieten übergehen, müssen wir noch einige Bemerkungen über die S p r a c h e und deren Zustände in diesem Zeitraume vorausschicken.

---

*) P r a g 1348, W i e n 1385, H e i d e l b e r g 1387, K ö l n 1388, E r f u r t 1392, L e i p z i g 1409, R o s t o c k 1419, T r i e r 1454, G r e i f s w a l d 1456, F r e i b u r g 1456, I n g o l s t a d t 1472, M a i n z und T ü b i n g e n 1477, W i t t e n b e r g 1502, F r a n k f u r t a. d. O. 1506.

Wir haben schon in der vorigen Periode ein allmähliches Sinken der allgemeinen Schriftsprache wahrgenommen und gesehen, daß sie durch das Eindrängen der Mundarten an Reinheit und Schönheit, so wie an Beweglichkeit zu verlieren begann. Dieses Verhältniß dauerte nicht nur fort, sondern sprach sich je länger, je entschiedener aus. Im Allgemeinen war das Hochdeutsche zwar auch jetzt noch vorherrschend und blieb die eigentliche Schriftsprache, allein es ward durch das Eindringen der Dialekte immer mehr vergröbert; es entstanden die mannigfaltigsten Mischungen, die bei jedem Schriftsteller eine eigenthümliche Färbung darboten, und selbst bei Schriftstellern eines gleichen Landstrichs sich verschieden zeigten, je nachdem sie der bisherigen Schriftsprache mehr oder weniger Einfluß auf ihre Darstellung einräumten. Zwar mußte auf diese Weise der allgemeine Sprachschatz bedeutend bereichert werden, indem eine reiche Zahl von Wörtern, Ausdrücken und Wendungen aus den verschiedensten Mundarten in die Schriftsprache aufgenommen wurden, dagegen mußte dieselbe durch die Vermischung der Formen verwildern. Dazu kam, daß die Abschwächung der Endungen, welche schon in der Blüthezeit des Mittelhochdeutschen bedeutend eingerissen war, immer mehr um sich griff, wodurch die aus dem Stamm erwachsende Wortbildung endlich beinahe unmöglich wurde, so daß man nun noch häufiger als früher zur Zusammensetzung greifen mußte, was mit jenen schon berührten Uebelständen die Sprache schwerfällig, steif und unbeholfen machte. Dies war namentlich in der Poesie der Fall, in welcher man noch an den alten, aber abgestorbenen Formen hielt, die mit der Sprache, wie sie sich nun entwickelt hatte, den vollsten Widerspruch bildeten. Viel besser stand es in dieser Beziehung um die Prosa, weil sich diese viel entschiedener an die Volkssprache anlehnte, die alten Ueberlieferungen weniger auf sich wirken ließ und sich daher viel freier und natürlicher bewegte. Nur begann schon gegen die Mitte des Zeitraums der Einfluß des Lateinischen, besonders in den Werken der Gelehrten oder solcher, die wenigstens gelehrte Bildung erhalten hatten, nachtheilig auf die Prosa einzuwirken, die meisten Prosawerke sind in den Mundarten der Schriftsteller geschrieben, doch beginnt schon jetzt der Einfluß des Obersächsischen, das, aus Ober- und Niederdeutschem gemischt, gerade dadurch am ersten sich zur allgemeinen Schriftsprache eignete. Es machte sich dieser Einfluß zuerst in der Sprache der öffentlichen Urkunden geltend, indem schon vor Luther die meisten Reichsstädte und Fürstenhöfe die allerdings feinere und geschmackvollere Sprache der sächsischen Canzlei nachzunahmen begannen, wie denn auch Luther dieselbe theilweise zum Vorbilde nahm. Mit den übrigen Mundarten erhob sich auch das Niederdeutsche, welches im zweiten Zeitraume beinahe ganz zurückgetreten war; allein es konnte doch dem mächtigen Einfluß des Hochdeutschen nicht widerstehen, obgleich einige bedeutende Erscheinungen die Aussicht gaben, daß es sich zur selbstständigen Schriftsprache entwickeln könne. Dieses wurde aber namentlich dadurch vereitelt, daß von den verschiedenen Mundarten desselben keine einzige das Uebergewicht erhielt.

Erster Abschnitt: Poesie.

Aus den oben gegebenen allgemeinen Andeutungen über die Literatur überhaupt ergibt sich auch der Charakter der Poesie insbesondere. Auch in dieser wurde das bürgerliche Element, das schon am Ende des vorigen Zeitraums in die poetischen Darstellungen gedrungen war, beinahe ausschließlich vorherrschend. Doch zeigt sich dieser bürgerliche Charakter mehr in dem Inhalt und zum Theil in den Stoffen der Dichtungen, als in ihrer Form, welche, in sofern die Poesie von Kunstdichtern gehandhabt wurde, als Nachbildung und Nachklang der früheren höfischen Kunst erscheint. Denn wie schon die bürgerlichen Sänger der vorigen Periode sich rücksichtlich der Form den höfischen Dichtern angeschlossen und ihren Dichtungen nur in Bezug auf den Inhalt den Stempel des Bürgerthums aufgedrückt, das Minnelied mit dem didaktischen Spruche vertauscht hatten, so wurde auch jetzt noch die überlieferte Form mit strenger Gewissenhaftigkeit bewahrt, was jedoch nur zum großen Nachtheil der Poesie gereichte. Dem einfachen, schlichten, vorzugsweise auf Belehrung gerichteten Sinn der bürgerlichen Dichtung konnte die reiche Mannigfaltigkeit des höfischen Minnelieds nicht mehr entsprechen, und es mußte sich somit ein Widerspruch zwischen Form und Inhalt ergeben, der um so widriger ward, je ängstlicher man an jener hielt, und je weniger die vergröberte Sprache sich ihr anschmiegte. Die schöne Form des höfischen Gesangs war aus dem höfischen Leben selbst erwachsen; sie war ein getreues Abbild seiner leichten Beweglichkeit, seiner äußern Schönheit und Anmuth; als dieses mit der Bildung des Adels verschwand, hatte jene keinen innern Halt mehr und sie mußte nothwendig steif und unwahr werden. Es hatte sich dies schon bei den späteren Dichtern des vorigen Zeitraums gezeigt, welche in Künsteleien aller Art verfallen waren, weil ihnen der Sinn für die lebensvolle Einheit der Form und des Inhalts abging, und sie das Wesen der Poesie lediglich in der äußeren Erscheinung suchten. Je größeren Ruhm sie sich aber dadurch erworben hatten, um desto mehr mußte bei ihren Nachfolgern die Sucht nach Uebertreibung und Ueberkünstelung wachsen, was bis zur entschiedensten Geschmacklosigkeit führte. Es ist um so mehr zu bedauern, daß die bürgerlichen Sänger sich so ganz von der überlieferten, aber bei den veränderten Lebensverhältnissen und der veränderten Weltanschauung abgestorbenen Form beherrschen ließen, und sich nicht lieber an die einfachen und künstlerisch leicht zu hebenden Formen des Volksgesangs hielten, welche dem Inhalte ihrer Dichtungen vollkommen angemessen gewesen wären. Denn es ist begreiflich, daß selbst der schönste Gedanke bei der unbeholfenen, schwer sich bewegenden Darstellung herabgedrückt werden und die Dichtung alle Klarheit, ja alles innere Leben verlieren mußte.

Das starre Verharren an der abgestorbenen Form wurde endlich auch dadurch widrig, daß die Verskunst immer roher und unkünstlerischer wurde, ja in völlige Barbarei versank. Mit der Verwilderung der Sprache hatte natürlich auch die Versmessung ihren bisherigen Halt verlieren müssen, und man verfiel endlich darauf, statt wie früher die Verse nach den Hebungen zu messen, nur noch die Sylben zu zählen. Dies geschah besonders in den lyrischen

Gesängen der Kunstdichter; in den volksthümlichen Liedern erhielt sich dagegen wenigstens die Berücksichtigung des Hauptaccents. In den nicht strophischen Dichtungen, in den epischen, didaktischen und dramatischen Gedichten bediente man sich freilich immer noch des früheren Verses von vier Hebungen, doch trat auch in diesem die ärgste Willkür und der Mangel an künstlerischem Sinn scharf genug hervor. Uebrigens finden sich neben demselben auch Verse von nur drei Hebungen ziemlich häufig. In den Strophen erhielten sich die früheren Gesetze, insbesondere das der Dreitheiligkeit (s. oben S. 27); nur im Volksliede konnte dasselbe bei der Kürze der Strophen keine Anwendung finden. Die Kunstdichter ahmten zwar immer noch die früheren Strophenformen nach; doch erfanden sie deren noch eine reiche Anzahl, da eben die Erfindung neuer Formen nach damaligen Ansichten die Meisterschaft in der Kunst bewies. Daher kam es aber auch, daß die Dichter hierin in Künsteleien geriethen, die um so unangenehmer wirken, als die unbeholfene Sprache sich in den gesuchten und überkünstelten Strophenformen nicht bewegen konnte. Der gänzliche Verfall der Verskunst führte schon damals zu Versuchen, antike Versmaße zu gebrauchen, welche freilich noch sehr roh und unbeholfen ausfielen.

Der Reim verlor ebenfalls seine frühere Reinheit und Regelmäßigkeit, er wurde roh und hart; der ehemalige Wohlklang, der oft auch die schwächsten Dichtungen gehoben hatte, verschwand immer mehr und konnte durch die Reimspiele aller Art, wie sie schon im vorigen Zeitraume begonnen hatten, nicht ersetzt werden. Der Sinn für denselben war endlich so ganz verloren gegangen, daß man sich oft statt des volltönenden Reims mit dem bloßen Anklang begnügte, oder daß man die Wörter bis zur Verunstaltung verkürzte, dehnte oder sonst veränderte, um sie nur in den Reim zu zwängen.

Eben weil die Kunst so ganz gesunken war und nur noch in der rohen Nachahmung oder Nachbildung der alten Formen bestand, war die Ausübung derselben so leicht geworden, daß die Zahl der Dichter immer mehr zunahm. Man unterscheidet hauptsächlich zwei Klassen derselben, diejenigen, welche nach Art der früheren fahrenden Sänger die Kunst als Erwerbsmittel gebrauchten, Dichter von Gewerbe, und diejenigen, welche sich zu Vereinen gesellten und ausschließlich lyrische Gedichte nach bestimmten Gesetzen abfaßten: die Meistersänger. Außer diesen gab es jedoch noch eine nicht kleine Zahl von Dichtern, welche die Kunst in freierer Weise behandelten und entweder den eigentlichen Minnegesang fortzusetzen suchten oder als wahre Volksdichter im Sinne und Geiste des Volks dessen Empfindungen und Gefühle, dessen Freuden und Leiden besangen.

Die Dichter von Gewerbe zogen, wie früher, so auch jetzt noch, vorzugsweise an den Höfen der Fürsten herum, wo sie ihre Gedichte theils vorlasen, theils aber auch nach dem Vorgange der früheren Dichter absangen. Freilich machten diese wandernden Sänger, die man mit einem sehr bezeichnenden Ausdrucke Gehrende nannte, selten großes Glück und standen auch nicht in besonderer Achtung, doch gelang es einigen derselben, unter welchen hauptsächlich Michael Beheim zu nennen ist, sich an verschiedenen Höfen, selbst im fernen Auslande Ansehen zu erwerben. Ihre Stoffe nahmen die Gehrenden meistens aus der deutschen Volkssage, denn das Verfallen der höfischen Bildung hatte wenigstens den Nutzen, daß mit ihr auch die Vorliebe für die ausländischen Stoffe verschwand. Sie legten wahrscheinlich die großen epischen Gedichte aus der Heldensage zum Grunde, die sie nach ihrer poetischen Begabung mehr oder weniger frei bearbeiteten. In manchen blickt das Leben der volksthümlichen Dichtung noch durch, in andern ist es bis auf die letzte Spur verwischt. Doch behandelten die Gehrenden auch andere Stoffe; besonders verfaßten sie Gelegenheitsgedichte aller Art; eine wichtige Quelle des Erwerbs fanden sie in der Abfassung von Lob- und Preisgedichten auf die Fürsten und Herren, an deren Höfe sie zogen; freilich sinken in diesen Gedichten die Lobeserhebungen oft zur niedrigsten und geschmacklosesten Schmeichelei herab.

Unter den Gehrenden waren diejenigen am meisten geachtet, welche man durch den Namen Wappendichter von den übrigen unterschied. Sie machten poetische Wappenbeschreibungen, in welche sie das Lob der Wappenträger einflochten; wobei sie es freilich oft, wie sich denken läßt, an übertriebenen Schmeicheleien nicht fehlen ließen*); sie waren deshalb bei Turnieren beliebt, wo sie auch die reichsten Gaben erhielten. Es ist begreiflich, daß solche Dichter sich auch auf die Wappenkunde verstehen mußten, daher sie zugleich meistens auch Herolde oder deren Gehülfen waren, deren Aufgabe es war, die Unterscheide, die Visirung und Blasonnirung der Wappen auszulegen. Die berühmtesten Wappendichter sind Peter Suchenwirt und Hans Rosenblüt.

Was die Wappendichter bei den Turnieren der Fürsten und Ritter waren, scheinen die Pritschenmeister bei den Schützenfesten der Bürger gewesen zu sein; sie mußten die vorgeschriebene Ordnung erhalten, wie die Herolde, was sie wohl meistens in possenhafter Weise thaten, wie sie denn auch gewöhnlich als Hanswurste gekleidet waren. Zugleich lag ihnen aber auch ob, die Festlichkeiten zu beschreiben, Spruchgedichte für dieselben zu verfassen, so wie auch die besten Schützen oder auch die vornehmsten Theilnehmer an den Festen in Lobgedichten zu besingen. Manche unter diesen Pritschenmeistern wurden auch in weiteren Kreisen berühmt, doch erhoben sich ihre Reimereien selten oder nie zu höherer Auffassung des besungenen Gegenstandes oder zu einer auch nur erträglichen Form.

Als der Wohlstand und mit ihm die Behaglichkeit des geselligen Lebens bei den Bürgern zunahm, zog man auch bei Hochzeiten, Taufen und andern festlichen Gelegenheiten Dichter oder Reimer bei, welche, gewöhnlich improvisirend und die eben nicht erbaulichsten Possen reißend, Lobreime auf die Wirthe und Gäste machten. Solche Leute hießen Spruchsprecher und waren in manchen Städten, z. B. in Nürnberg, von der Obrigkeit in ihrem Amte bestätigt. Die bekanntesten unter ihnen sind: Wilhelm Weber von Nürnberg und Ulrich Wiry von Aarau, welche freilich noch in den folgenden Zeitraum gehören, wie denn die Spruchsprecher und Pritschenmeister erst im sechszehnten

*) So sagt schon der Teichner:
„Waz man von den wappen sait,
daz ist nicht als diu warhait,
da ist vil gelogen an.“

und siebenzehnten Jahrhundert recht zu Ansehen gelangten. Auch waren sie in der That oft mehr als bloße Lustigmacher, obgleich die Possenreißerei stets einen wesentlichen Bestandtheil ihrer Aufgabe bildete. *) Diese Spruchsprecher trugen einen weiten Mantel und an der Brust große silberne Schilde, welche die Handwerkszünfte zum Gedächtniß hatten machen lassen.

Den Dichtern von Gewerbe standen die Meistersänger gegenüber, und es schlossen sich diese um so entschiedener von jenen ab, je tiefer die Gehrenden in der öffentlichen Achtung sanken und je größeres Gewicht die Meistersänger auf sittlichen Ernst in Leben und Dichtung legten. Es ist daher ganz irrig, wenn man die Spruchsprecher auch zu den Meistersängern rechnet, wie es früher wohl zu geschehen pflegte. Diese bildeten, wie schon bemerkt, feste Vereine in den Städten, über deren Ursprung sich nichts Näheres ermitteln läßt. Nach einer alten von den Meistersängern hochgehaltenen Sage sollen zwölf Meister, darunter die berühmtesten aus dem 13. Jahrhundert **) und merkwürdiger Weise zum Theil gerade diejenigen, welche am Kriege zu Wartburg betheiligt waren, zur Zeit Kaiser Otto's I. im J. 962 den Meistergesang erfunden haben, alle zu gleicher Zeit, ohne daß jedoch Einer von dem Andern gewußt hätte. Da sie aber des Pabstes und der Klerisei übles Leben in ihren Gedichten gegeißelt hätten, seien sie bei dem Pabste Leo VIII. der Ketzerei beschuldigt worden; der Kaiser habe sie auf Ansuchen des Pabstes nach Pavia und dann später auch nach Paris berufen, wo sie in Gegenwart des Kaisers, des päbstlichen Legaten, vieler Edlen und Gelehrten herrliche Proben ihrer Kunst abgelegt, sich vom Vorwurf der Ketzerei gereinigt hätten, worauf sie vom Kaiser als Verein bestätigt und mit verschiedenen Freiheiten begnadet worden seien. Diese Ueberlieferung läßt sich freilich durch Nichts beurkunden, und sie verliert schon dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß Sänger des 13. Jahrh. als die damaligen Erfinder der „holdseligen Kunst" genannt werden. Dagegen ist es sicher, daß sich schon sehr früh Freunde des Gesangs zur gemeinschaftlichen Ausübung desselben vereinigten; wir haben oben (S. 147) die von der Sage bestätigte Vermuthung ausgesprochen, daß schon Heinrich Frauenlob einen Sängerverein in Mainz gegründet haben mag, welcher freilich die geregelte Form noch nicht hatte, welche wir bei den späteren Sängerschulen finden. Doch mag jener Verein den ersten Anstoß zu den Meisterschulen gegeben haben; dies scheint dadurch bestätigt zu werden, daß die Meistersänger jenen Frauenlob für ihren ersten Meister anerkennen und daß jene alte Sage noch hinzufügt, Kaiser Otto habe die den Meistersängern bei der erwähnten Zusammenkunft in Pavia und Paris ertheilten Freiheiten auf einem Reichstage in Mainz bestätigt und vermehrt, und sie mit einer goldenen Krone beschenkt (derselben, sagte man, die in der Mainzer Singschule aufbewahrt wurde), um denjenigen damit öffentlich zu schmücken, der im Singen den Preis erlange. *) Die älteste Urkunde, welche die Meistersänger betrifft, ist von 1387; es ist ein Freibrief Kaiser Karls IV., worin er den Meisterschulen Wappenrecht bewilligt oder bestätigt. **)

Seit dieser Zeit erscheinen Meistersängerschulen in den meisten großen Städten Deutschlands; nächst Mainz, welches gleichsam die hohe Schule und der Sammelplatz der Meistersänger war, und wo die Urkunden der Genossenschaft aufbewahrt wurden, weil die dortige Schule die älteste war oder doch als solche galt, waren Straßburg, Kolmar, Nürnberg, Augsburg, Ulm, Regensburg und Frankfurt durch ihre blühenden Schulen bekannt und berühmt; doch gelangten die meisten derselben erst im folgenden Zeitraume zu größerem Ansehen. †)

Daraus, daß die Meistersänger selbst einige der bedeutendsten höfischen Dichter für die Gründer ihrer Genossenschaft hielten, ist schon ersichtlich, daß der Meistergesang in der That nichts Anderes ist, als eine Fortsetzung des Minnegesangs, wie es denn ja die Aufgabe der Schulen war, die Reinheit der überlieferten Kunst zu bewahren. Es wird dies auch dadurch bestätigt, daß der Meistergesang, wie die höfische Poesie, vorzüglich im südlichen und mittleren Deutschland blühte; nur wenige nördliche Städte hatten Schulen (z. B. Görlitz und Danzig) und diese erstanden erst im sechszehnten Jahrhundert. Der einzige, aber freilich auch mächtige Unterschied zwischen dem älteren Minnegesang und dem späteren Meistergesang besteht darin, daß jener von höfisch gebildeten, meistens adeligen Dichtern, dieser dagegen von Bürgern, später sogar beinahe nur von Handwerkern geübt wurde ††), welche die Kunst nur nebenbei trieben, während die höfischen Dichter dieselbe, wenn auch nicht immer

*) So sagt Wagenseil von dem erwähnten W. Weber: „Dieser Mann hatte den Josephum, Virgilium, Ovidium, Plinium, wie sie hiebevor in das Teutsche übersetzet worden, fast gantz in Kopff, und also konnte man ihm nichts aufgeben, davon er nit hätte sollen so flugs einen langen Spruch sagen, besagte Autores immer allegirend." (Von der Meister-Singer holdseligen Kunst rc. 4. Altdorf 1697. S. 466.)

**) Es werden in einem alten Meistergesang und in andern älteren Schriften als solche folgende genannt: 1) Heinrich Frauenlob, der H. Schrifft Doctor zu Maintz; 2) Heinrich Mögeling, der H. Schrifft Doctor zu Prag; 3) Nicolaus Klingsohr, der freyen Künste Magister; 4) der starke Poppo (auch wohl Poppser), ein Glasbrenner; 5) Walter von der Vogelwaid, ein Landherr aus Böhmen; 6) Wolfgang Rohn oder Rahm, ein Ritter; 7) Hans Ludwig Marner, ein Edelmann; 8) Barthel Regenbogen, ein Schmied; 9) Sigmar der Weise, sonst der Römer von Zwickau genannt; 10) Konrad Geiger oder Jäger, von Würzburg, ein Musikant; 11) Cantzler, ein Fischer, und 12) Stephan Stoll, oder der alte Stoll, ein Seiler. Nach Andern sollen es nur vier gewesen sein, nämlich Frauenlob, Regenbogen, Marner und Heinrich von Müglin.

*) Daher hießen die Töne derjenigen Sänger, welche mit der Krone geschmückt wurden, gekrönte Töne; vorzugsweise werden aber diejenigen Töne so genannt, welche jenen in der vorigen Anmerkung bezeichneten vier Erfindern des Meistergesangs zugeschrieben wurden und für ihre besten galten.

**) Dieses Wappen ist ein geviertes Schild, in dessen erstem und viertem (goldenen) Feld der schwarze Reichsadler, im zweiten und dritten (rothen) Felde der silberne mit Gold gekrönte böhmische Löwe ist. Ueber dem Ganzen steht ein blaues Schildlein mit einer goldenen königlichen Krone. Auf dem Schild ist ein offener gekrönter Helm, aus welchem ein böhmischer Löwe hervorgeht, und hinter ihm ist ein doppelter über einander gelegter schwarzer Flügel mit goldenem Herzen.

†) Obgleich der Meistergesang in den nachfolgenden Zeiten seine Bedeutsamkeit ganz verlor, so erhielten sich doch einzelne Schulen bis in die neueste Zeit. Erst am 21. Oct. 1839 schloß die Schule zu Ulm feierlich den alten Meistergesang und gab die Lade, Schultafel, Tabulatur, Sing- und Liederbücher durch förmliche Urkunde dem dortigen Liederkranze.

††) In früheren Zeiten waren auch wohl Gelehrte und adelige Herren Mitglieder der Genossenschaft.

zu ihrem Lebenszwecke, doch sehr häufig zu ihrem Berufe machten; ferner darin, daß die Meistersänger eine geschlossene Genossenschaft mit festen, die Behandlung der Kunst genau bestimmenden Gesetzen bildeten, während die Minnesänger die Kunst in freier Weise behandelten und sich nur von den Gesetzen bestimmen ließen, die in ihr selbst lagen.

Die Sammlung der Gesetze und Ordnungen, nach welchen die Meisterlieder abgefaßt und vorgetragen werden mußten, hieß die Tabulatur; man fügte derselben auch wohl die Statuten bei, nach welchen die Singschulen eingerichtet waren, und die sagenhafte Geschichte von der Entstehung der Meistersängerkunst. Es ist die ganze äußere und innere Einrichtung der Genossenschaft so merkwürdig, daß eine kurze Darstellung derselben wohl als gerechtfertigt erscheinen wird.

Die einzelnen Schulen standen in keiner äußern Verbindung mit einander; doch wichen sie in ihren Tabulaturen nur in unwesentlichen Dingen von einander ab. Jede Schule hatte einen Vorstand, die drei Merker, deren Aufgabe es war, auf die Fehler der Singenden Acht zu geben, sie zu bestrafen und die Ordnung zu erhalten; sie saßen auf einer Bühne, welche das Gemerk hieß und auf der jederzeit die Bibel liegen mußte. Der älteste Merker hatte das Archiv und die Kleinodien der Singschule in Verwahrung; die Büchsenmeister führten Rechnung und Kasse. Die Versammlungen der Meistersänger zur Ausübung ihrer Kunst hießen Schulen, und man unterschied die Festschulen (an den drei höchsten Feiertagen) von den gemeinen Singschulen, welche gewöhnlich alle Monate gehalten wurden. Die Festschulen wurden in Kirchen, die gemeinen Singschulen in der gewöhnlichen Herberge der Genossenschaft gehalten, und hieß dann auch wohl Sitzung. Wer in der Schule „in der Kunst glatt war", d. h. keine Fehler machte und in seinem Gesange alle Gesetze der Tabulatur streng beobachtet hatte, erhielt als Preis „den König David", d. h. es wurde ihm eine silberne Kette mit dem Bildniß des Königs David um den Hals gehängt; die nächste Gabe war ein schöner Kranz aus seidenen Blumen. In der Singschule wurden auch diejenigen geprüft, welche sich in die Genossenschaft wollten aufnehmen lassen.

Jeder meisterliche Gesang hieß Bar und bestand aus Gesätzen oder Strophen, jedes Gesätz aus zwei Stollen mit gleichem Ton und gleichem Maß und dem Abgesang mit anderem Ton und Maß. Diese drei Abschnitte wurden an deren Ende durch Kreuze bezeichnet. Manchmal wurde noch ein Schlußstoll beigefügt, doch geschah dies im Ganzen nicht häufig. Die Versmaße hießen Gebäude, die Versart mit ihrer Singweise hieß Ton oder Weise. Die Töne hatten oft die seltsamsten Namen, denen man den Namen des Erfinders beifügte.*) Diejenigen, welche vollkommen regelrecht gebildet waren und daher nachgebildet wurden, hießen Meistertöne, deren es in späterer Zeit gegen 400 oder noch mehr gab. Die Reime mußten nach strengen Gesetzen behandelt werden; die einsylbigen hießen stumpf, die zweisylbigen klingend. Waisen nannte man die reimlosen Zeilen in der Mitte oder gewöhnlicher am Ende eines Gesätzes. Einsylbige Wörter, welche mit einander gebunden wurden, d. i. mit einander reimten und einen Vers bildeten, hießen Pausen; zweisylbige auf diese Art gebrauchte Wörter hießen Schlagreime. Die Tabulatur bezeichnete 33 Fehler, welche begangen werden konnten und bestraft wurden. Die bedeutendsten waren folgende: Fehler gegen die „hohe Teutsche Sprache", falsche Meinungen, d. h. alle „falsche, abergläubische, schwärmerische, unchristliche und ungeziemende Lehren, Historien, Exempel, und schändliche, unzüchtige Wörter"; falsches Latein; blinde Meinungen (wenn der Gedanke nicht deutlich genug ausgedrückt war), blinde (d. h. unverständliche) Wörter; Laster (d. i. willkürliche Veränderung eines Vokals, um ein Wort in den Reim zu zwängen). Willkürliche Verkürzungen von Wörtern nannte man Halbwörter, willkürliche Verlängerungen dagegen Anhänge, willkürliche Zusammenziehungen hießen Klebsylben, und Milben hießen des Reims wegen abgebrochene Wörter. Falsche Melodey bestand darin, wenn man den Ton durchaus anders sang, als ihn sein Meister gedichtet hatte, falsch Gebänd wurde begangen, wenn nur die einzelnen Verse anders gebunden wurden, als im ursprünglichen Ton. Diese Fehler wurden je nach ihrer Wichtigkeit verschieden bestraft; am strengsten die falschen Meinungen, denn wer solche vorbrachte, hatte sich „versungen" und konnte sogar ganz ausgeschlossen werden.

Wer die Tabulatur noch nicht verstand, hieß ein Schüler, wer Alles in derselben wußte, ein Schulfreund, wer mehrere Töne singen konnte, ein Singer, wer nach andern Tönen Lieder machen konnte, hieß ein Dichter, und wer endlich selbst einen meisterlichen Ton erfunden hatte, ein Meister. Alle, welche in der Genossenschaft als Mitglieder eingeschrieben waren, wurden Gesellschafter genannt; den Ausdruck Meistersänger gebrauchten sie von sich selbst nicht, sie nannten sich einfach und bescheiden „Liebhaber des deutschen Meistergesangs".

Es erhellt aus den obigen Bemerkungen, namentlich aus der Angabe der straffälligen Fehler, deren sich ein „Gesellschafter" schuldig machen konnte, daß die Bestrebungen der Meistersänger nach ganz äußerlichen Dingen gerichtet waren und daß schulgerechte Reimerei das Höchste war, was sie erzielen wollten. Man wird sich daher auch nicht wundern, daß ihre Leistungen in poetischer Hinsicht unter der Mittelmäßigkeit stehen, und daß sie weder in Bezug auf die Form, welche sie allzu sclavisch behandelten, noch in Bezug auf den Inhalt Bedeutendes hervorbrachten, da dieser ihnen mit Ausnahme der falschen Meinungen vollkommen gleichgültig war. Doch haben diese Vereine von schlichten Bürgern und Handwerkern zur Beförderung der deutschen Poesie gewiß viel Gutes gestiftet, wenn auch nicht gerade das, was sie zunächst beabsichtigten; es ist namentlich zum Theil ihnen der religiöse und sittliche Geist zu verdanken, der die Bewohner der Städte in jener Zeit so sehr vor dem rohen und zum Theil

*) So führt Wagenseil (a. a. O. S. 534 ff.) unter vielen andern folgende an: Die überkurtz Abend-Rötweis Georg Hagers; die kurtze Masseran-Weis Hans Findeisens, die Weber-Kratzen-Weis M. Ambrosii Metzgers, die abgeschiedene Vielfraß-Weis Carl Foders, die gestreift-Safran-Blümleinweis Hans Findeisens, der blaue Ton Heinrich Frauenlobs, der Abgeschiedenen Ton Leonhart Neubeckens, die Englisch-Zinn-Weis Kaspars Enderles, die blutglänzende Drathweis Jobst Zolners; die geblümte Paradißweis Josef Schmiters; die Vielfarb-Rockweis F. Fromers, der schlechte lange Ton Hans Sachsen u. s. w.

zuchtlosen Adel auszeichnete. Jeder Meistersänger war durch die Tabulatur zum frommen, sittlichen Leben, zu strengster Rechtlichkeit verpflichtet, und es ist natürlich, daß je mehr das Ansehen der Genossenschaft zunahm, desto größer auch der Einfluß ihres reinen Lebens auf ihre Mitbürger werden mußte. Auch auf die geistige Bildung der Städte wirkte die Genossenschaft segensreich: die Beschäftigung mit der Kunst, war sie auch noch so handwerksmäßig, mußte den schlichten Handwerker geistig erheben, seinen Verstand schärfen und vor Allem ihn für höhere Verhältnisse des Lebens empfänglich machen. Und es ist gewiß nicht zufällig, daß gerade die Städte, in welchen der Meistergesang blühte, sich vor Allen der Reformation zuwandten.

Bei der großen Verbreitung des Meistergesangs und der eigenthümlichen Entwickelung desselben mußte die Zahl derjenigen, welche sich mit der „holdseligen Kunst" beschäftigten, sehr groß sein; der von den Meistersängern herrührenden Gedichte gibt es eine zahllose Menge, doch sind die wenigsten durch den Druck bekannt, und sie werden auch wohl nie gedruckt werden, da sie in keiner Beziehung nähere Aufmerksamkeit verdienen. Daher sind im Ganzen auch nur sehr wenige Meistersänger näher bekannt, und auch diese sind mehr wegen ihrer übrigen Dichtungen, als wegen ihrer Meistergesänge berühmt geworden, wie Heinrich von Müglin, Suchensinn, Muscatblüt, der Teichner, Michael Beheim, Hans Rosenblüt und Hans Folz, die aber sämmtlich auch die Kunst als Erwerbsmittel gebrauchten (was bei den späteren Meistersängern nie wieder vorkam), und daher eher zu den Gehrenden zu rechnen sind. Der bedeutendste von Allen ist Hans Sachs, der jedoch erst in den folgenden Zeitraum gehört.

Wir haben schon oben den Grundcharakter der Poesie des Zeitraums bezeichnet: sie erscheint als directer Gegensatz der höfischen Dichtkunst. Die Phantasie und ihre Ausgeburt, das Phantastische, macht dem Verständigen Platz, wie schon gegen das Ende der vorigen Periode, so jetzt in aller Entschiedenheit, und dies gilt nicht bloß von den eigentlichen Meistersängern, sondern auch von den übrigen Dichtern, selbst denjenigen, die an den Höfen und für dieselben dichteten, da sich auch diese den Einflüssen des immer kräftiger sich entwickelnden Bürgerthums mit seinem praktischen Sinn nicht entziehen konnten. Einzelne Versuche, den ritterlichen Minnegesang in seiner alten Reinheit nachzubilden, mußten deshalb auch ohne nachhaltige Wirkung bleiben. Wahres poetisches Leben zeigt sich nur im eigentlichen Volksliede, das, aus der Tiefe des Gemüths hervorgegangen, auch bei unzureichender Darstellung die Wirkung auf das Gemüth nicht verfehlt.

Wir finden in diesem Zeitraume nicht bloß eine gänzliche Umgestaltung der geistigen Richtung; diese konnte auch nicht ohne Einfluß auf die poetischen Gattungen bleiben, welche nunmehr von den Dichtern vorzugsweise bearbeitet wurden. Während die ritterliche Poesie beinahe ohne Ausnahme auf fremden Vorbildern beruhte, holte die Poesie des Bürgerthums ihre Stoffe und Anschauungen aus den nächsten Verhältnissen; es mußte daher die epische Poesie, welche sich während der Herrschaft der höfischen Bildung so reich und mannigfaltig entwickelt hatte, immer mehr verschwinden, und der didaktischen weichen, in welcher auch das Bedeutendste geleistet wurde, was die Zeit hervorbrachte, besonders wenn sie sich als Satyre zeigte. Auch die lyrische Poesie ist nur in sofern beachtungswerth, als sie sich ihrem Inhalte nach an die didaktische Richtung anschließt. Der epischen Dichtungen sind nur wenige, und diese erscheinen entweder nur als matter Abglanz der vorigen Periode, oder sie neigen sich zur allegorischen Darstellung, welche schon gegen das Ende des zweiten Zeitraums aufzutauchen begonnen hatte. Der vorliegende Zeitraum wird aber vorzüglich dadurch wichtig, daß sich nun auch die dramatische Poesie zu entwickeln beginnt.

Ehe wir aber zur näheren Darstellung der einzelnen poetischen Gattungen übergehen, wird es nicht unzweckmäßig sein, einige Worte über Dichterkrönungen und gekrönte Dichter vorauszuschicken, indem die den Römern nachgeahmte Sitte, Dichter mit einem Lorbeerkranz zu krönen, im vorliegenden Zeitraume auch in Deutschland allgemeiner zu werden begann. Zwar hatten schon im 12. Jahrhundert die Kaiser angefangen, Dichter zu krönen, aber theils waren nur solche des Lorbeers gewürdigt worden, welche in lateinischer Sprache gedichtet hatten, theils beschränkte sich diese Auszeichnung nur auf wenige Männer, und es war dieselbe bald wieder in Vergessenheit gerathen. Selbst als die Krönung Petrarcas auf dem Kapitol (im J. 1341) allgemeines Aufsehen erregte, blieb dieser Vorgang in Deutschland unbeachtet, und erst Kaiser Friedrich III. führte diese Sitte wieder bei uns ein. Nachdem er schon im J. 1442 den berühmten Aeneas Sylvius (nachmals Pabst Pius II.) mit dem Lorbeerkranz geschmückt hatte, krönte er im J. 1491 auf einem Reichstage zu Nürnberg den großen Gelehrten Konrad Celtes mit eigener Hand zum kaiserlichen Dichter. Auch dieser hatte diese Auszeichnung für seine lateinischen Poesien erhalten, wie noch viele andere, welche der nämliche Kaiser mit der Dichterkrone beehrte. Maximilian I. setzte die von seinem Vater erneuerte Sitte fort, doch war er mit der Krönung weniger freigebig, als jener. Unter den von ihm auf diese Weise ausgezeichneten Männern nennen wir nur den kaiserlichen Rath Cuspinianus, den gelehrten H. Bebelius, den Satyriker Thomas Murner und vor Allem den großen Hutten, der übrigens die Krönung auch nur seinen lateinischen Gedichten zu verdanken hatte, denn als er im J. 1517 gekrönt wurde, hatte er noch Nichts in deutscher Sprache geschrieben.*) Eben deshalb aber, weil nur lateinische Dichter diese Auszeichnung erhielten, konnte sie in Deutschland nie recht volksthümlich werden, und auch später nicht, als auch Dichter wegen ihrer deutschen Poesien gekrönt wurden (Martin Opitz war der erste; er wurde im J. 1625 von Kaiser Ferdinand II. gekrönt). Denn da seit Maximilian I. auch die kaiserlichen Pfalzgrafen das Recht hatten, im Namen des Kaisers die Krönung zu ertheilen, auch die Universitä-

---

*) Ob Murner, der im J. 1506 gekrönt wurde, diese Auszeichnung wegen seiner deutschen Gedichte erhielt, kann ich nicht bestimmen, da mir die darüber ausgestellte Urkunde nicht zugänglich ist; unmöglich wäre es nicht, da seine Narrenbeschwörung vielleicht schon im J. 1506 erschienen ist.

ten dieses Recht erhielten, und in Folge dessen die Auszeichnung käuflich wurde, verlor sie immer mehr an ihrer Geltung.*) Mit dem Untergange des heiligen römischen Reiches deutscher Nation hörten die Pfalzgrafenwürde und so auch die zur völligsten Bedeutungslosigkeit herabgesunkenen Dichterkrönungen auf.

I. Lyrische Poesie.

Die Erzeugnisse der lyrischen Poesie im dritten Zeitraume scheiden sich in zwei Hauptklassen, in so ferne sie von **Kunstdichtern** herrühren oder aus dem **Volke** hervorgegangen sind. Die Kunstdichter lehnten sich, wie schon erwähnt, an den Minnegesang an, sei es, daß sie ihn mit glücklicher Benutzung des frischen, lebensvollen Volkslieds wieder zu verjüngen suchten, wie **Oswald von Wolkenstein** und **Hugo von Montfort**, sei es, daß sie nur die formelle Seite desselben beachteten, wie die **Meistersänger**, wodurch diese aber die freie Beweglichkeit verlor und in steifen, pedantischen Formalismus ausartete, zur vollsten Lebens- und Geistlosigkeit versank. Wir werden von den Versuchen, den lyrischen Minnegesang wieder zu beleben, bei den betreffenden Dichtern sprechen, hier genügt die weitere Bemerkung, daß diese Versuche schon deshalb ohne weitere Wirkung bleiben mußten, als die ganze Zeitrichtung denselben entgegenstand, und sie weder bei den Fürsten oder dem Adel, noch bei den Bürgern Anklang finden konnten; bei den ersten nicht, weil in ihnen der Geschmack für die höfische Kunst mit der feineren Bildung verschwunden war, und eben so wenig bei den andern, da ihnen bei dem sittlich-ernsten Geist, der sie beseelte, die sentimentalen Aeußerungen der ritterlichen Poesie eben so wenig zusagen konnten, als die derben Ausdrücke der Lust in den Volksliedern.

Die Meistersänger behandeln im Ganzen die nämlichen Stoffe, wie die bürgerlichen Lyriker des zweiten Zeitraums; sie schritten insbesondere auf dem Wege fort, welchen Frauenlob eingeschlagen hatte. Sie gefielen sich vor Allem in der Behandlung biblischer Stoffe; war ja bei dem Hauptsingen in den Singschulen Nichts vorzutragen erlaubt, als was aus der heiligen Schrift entnommen war. Die mystisch-allegorische Richtung, welche schon durch ihre Vorgänger gegeben war (s. oben S. 149), wurde durch den täglich mehr wachsenden Einfluß der Mystiker beinahe zum ausschließlichen Grundcharakter des Meistergesangs. Die ehrlichen Dichter versuchten auch wohl, die Spitzfindigkeiten der Dogmatik in das Bereich ihrer Darstellungen zu ziehen, sie dichteten über das Geheimniß der heiligen Dreifaltigkeit, über die Empfängniß Mariä, über das jüngste Gericht und dergleichen mehr; aber freilich wurde dies Alles ohne Geist mit der möglichsten Trockenheit und Geschmacklosigkeit in holperige Reime gebracht. Sehr häufig wurden auch Grundsätze der christlichen Sittenlehre in die Form von Meistergesängen eingezwängt, aber diese ermangelten des poetischen Lebens noch mehr, als jene mystischen Lieder, weil sie dann nicht einmal die allegorische Einkleidung mehr gebrauchen konnten, welche den biblischen Dichtungen doch wenigstens einen gewissen Schein von Poesie gaben. Unter den Tausenden von Meisterliedern, welche auf uns gekommen sind, finden sich nur höchst wenige, welche die **Liebe** oder die **Natur** besingen, und dies ist sehr begreiflich: die Liebe konnte den Meistersängern keinen Stoff darbieten, weil ihnen die leidenschaftliche Erregung des Gemüths ohne religiöse oder streng sittliche Unterlage bei ihrer ernsten Stimmung als Sünde erscheinen mußte; und von der Natur waren sie durch das Leben in den engen Mauern der Städte viel zu sehr abgezogen, als daß dieselbe sie zu poetischer Darstellung hätte reizen können.

Wenn auch viel anspruchsloser in ihrer Erscheinung, gewährt die **volksmäßige Lyrik** ein viel erfreulicheres Bild; sie überragt die Leistungen der Meistersänger, wie die der Gehrenden, an Lebendigkeit der Darstellung, an Mannigfaltigkeit und Tüchtigkeit des Inhalts, ja selbst an ächter Schönheit der Form, auch steht sie den Erzeugnissen der Meistersänger kaum an Reichthum nach. Denn je mehr sich das Volk zu Wohlstand und Selbstbewußtsein erhob, desto mehr gedieh auch der Volksgesang, der schon dadurch zu großem Umfang kommen mußte, daß die spätere Zeit sich auch die Lieder der früheren aneignete, welche nur in die neue Sprachform gebracht und zum Theil auch fortgebildet wurden. So bedeutend aber der Reichthum jener Zeit an alten und neuen Liedern war, so haben sich doch verhältnißmäßig nur wenige davon erhalten, da sie nur im Munde des Volks lebten, und nur eine mit Vergleichung des großen Reichthums sehr geringe Anzahl niedergeschrieben wurde. Allerdings gehören gewiß sehr viele von den in den nachfolgenden Jahrhunderten verzeichneten Liedern ursprünglich in den vorliegenden Zeitraum, jedoch nur dem Stoffe und dem Inhalte nach, nicht aber nach ihrer Form und Sprache, die, wie schon früher bemerkt wurde, mit jedem Jahrhunderte umgestaltet wurde. Ueber die Liederpoesie des 14. Jahrh. gibt die Limburger Chronik, wenn auch nicht erschöpfende, doch immerhin erfreuliche Auskunft. Sie führt nicht nur eine ziemlich große Anzahl von Liedern an, welche zu jener Zeit allgemein gesungen wurden (freilich werden meistens nur die Liederanfänge, selten hie und da ganze Strophen angeführt); sie enthält auch eine Stelle, aus welcher hervorgeht, daß gegen das Jahr 1360 die bisher gebräuchliche Form der Lieder eine Umgestaltung erfuhr und auch die Musik vervollkommnet wurde. Leider läßt sich aus den gegebenen Andeutungen nicht mit Sicherheit ermitteln, ob der Verfasser der Chronik die volksthümliche oder die künstlerische Liederpoesie und Musik meint, doch ist es wahrscheinlich, daß er jene im Auge hatte. „In demselbigen Jahre“, heißt es daselbst, „verwandelten sich die Carmina und Gedicht

*) Die meisten Dichterkrönungen kamen im 16. und 17. Jahrh., im 18. nur noch wenige Beispiele vor, und diese Krönungen wurden meistens nur Solchen zu Theil, die in lateinischer Sprache dichteten, da sie von Universitäten ausgingen, welche während der größeren Hälfte des 18. Jahrh. die deutsche Poesie noch gründlich verachteten. Daher ist auch keiner von den großen Männern dieser Zeit, weder Klopstock noch Lessing, weder Wieland noch Göthe, mit der Krönung beehrt worden. Nur der Freiherr von Schönaich wurde im J. 1752 auf Veranstaltung Gottscheds von der Universität zu Leipzig gekrönt, als Anerkennung für sein schlechtes Heldengedicht Hermann, welches er dem Messias von Klopstock entgegensetzen wollte, und das von Gottsched selbst der Iliade und der Aeneide an die Seite gesetzt wurde. Der letzte von den kaiserlichen gekrönten Poeten war Karl **Reinhard**, der Herausgeber von Bürgers Gedichten, welcher von einem Bürgermeister zu Münden, einem kaiserlichen Pfalzgrafen, gekrönt wurde.

in Teutschen Landen. Denn man bißhero lange Lieder gesungen hatte, mit fünf oder sechs Gesätzen. Da machten die Meister neuwe Lieder, das hieße Wiedergesang mit drey Gesätzen. Auch hatte es sich also verwandelt mit Pfeiffenspiel, und hatten aufgestiegen in der Musica, daß die nicht also gut war bißhero, als nun ausgangen ist. Denn wer vor fünf oder sechs Jahren ein guter Pfeiffer war im Land, der dauchte jetzund nit ein Flihen." Die in der genannten Chronik angeführten Liederanfänge sind aber deshalb wichtig, weil wir einigermaßen auf den Inhalt der damals gesungenen Lieder schließen können. Außer mehrern Liebesliedern, welche zum Theil noch an den alten Minnegesang erinnern, finden sich lyrisch-epische Gesänge verschiedenen Inhalts, von denen die einen die Treue in der Freundschaft, andere die Treue und Zucht der Frauen besangen; ferner rein lyrische Lieder, in welchen die Bitterkeit des Abschieds, die Hoffnung des Wiedersehens dargestellt wird, endlich auch Jägerlieder, Lieder auf das Schachspiel und geistliche Lieder. Unter allen ist aber die Klage der Nonne merkwürdig, weil sich dieselbe in späterer Fortbildung lange im Munde des Volks erhalten hat (s. unten). Begreiflicher Weise werden meistens keine Verfasser genannt, da es ja vorzugsweise Volkslieder sind, von welchen die Chronik spricht. Doch wird außer einem Ritter von Westerburg, von dem zwei Liederanfänge angeführt werden, noch ein anderer Ritter erwähnt, der ein vielgesungenes geistliches Lied gedichtet hatte, dessen Name aber eben so wenig genannt wird, als der eines Barfüßermönchs, von welchem es bei dem Jahre 1374 heißt: „Zu dieser Zeit, fünf oder sechs Jahre davor, was an den Maynstrom ein Barfüßer aussetziger Münich, der was von den Leuden verweiset, daß er nit reine was, der machte die besten Dictamina und Lieder mit Reimen, dergleichen keiner am Rheinstrom oder in diesen Landen machen kunnte, und was er machte, das pfiffen und sungen die Meister gern nach."

Wir sind glücklicher Weise nicht bloß auf die erwähnten Andeutungen und Mittheilungen der Limburger Chronik und anderer ähnlicher Schriften beschränkt; es ist uns auch eine immer noch ziemlich reiche Anzahl von Volksliedern des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts mit mehr oder weniger urkundlicher Genauigkeit überliefert worden, aus den wir den Charakter und die Stoffe des damaligen Volkslieds ermessen können.*) Die Form ist, wie das zum Gesang bestimmte Volkslied es verlangt, einfach und leicht, meistens besteht die Strophe nur aus vier Zeilen; nur da, wo ein Nachklang des Minnelieds sichtbar wird, wie in den Tagliedern, finden sich auch künstlichere Strophenformen. Die Sprache ist klar, und bei aller Freiheit der Behandlung in Reim und Versmaß meistens wohllautend und den dargestellten Gefühlen oder Thatsachen vollkommen angemessen, gewöhnlich mit dem schlichtesten Ausdrucke große Wirkung hervorbringend, weil derselbe, wie der einfache Naturlaut, die dargestellte Empfindung in aller Wahrheit, Kraft und Unmittelbarkeit ausspricht. Die Stoffe sind beinahe immer die nämlichen, welche wir aus der Limburger Chronik haben kennen lernen. Vorzüglich reich an Zahl und bedeutend an Inhalt sind die Liebeslieder, welche den Gegenstand bald von seiner ernsten Seite auffassen und ihn dann mit einer den Deutschen eigenthümlichen Innigkeit behandeln, bald ihn auch in einer mehr heitern Weise darstellen, wobei oft der liebenswürdigste Humor und die muthwilligste Schalkheit sich entfaltet. Auch Schilderungen der Natur und des Lebens in derselben sind ziemlich häufig; und diese Lieder sind durch die Tiefe der Empfindung und der poetischen Auffassung bemerkenswerth. Sie übertreffen die höfischen Naturlieder schon durch ihre größere Wahrheit, vorzüglich aber dadurch, daß sie sich nicht, wie jene, in den nämlichen stets wiederkehrenden Allgemeinheiten bewegen, sondern mit regem Sinn und tiefer Beobachtungsgabe das Naturleben bis in seine einzelnsten Erscheinungen verfolgen. Auch eigentliche Trinklieder werden jetzt schon häufiger, wenn auch noch nicht so gewöhnlich und in so mannigfaltiger Auffassungsweise, als in den nachfolgenden Zeiträumen. Manche derselben sind geradezu vortrefflich und gefallen sowohl durch die reine Lebenslust und den heitern, manchmal auch wohl muthwilligen Humor, der sich in ihnen ausspricht, als durch die leichte Beweglichkeit der Darstellung. Es darf wohl nicht bezweifelt werden, daß es schon in früheren Zeiten Trinklieder gegeben hat, viele uns aufbehaltene lateinische, von Geistlichen abgefaßte Lieder dieser Art haben einen so volksthümlichen Ton, daß sie gewiß Nachbildungen von älteren im Volke lebenden Trinkliedern sind. Doch scheinen von diesen keine aufgezeichnet worden zu sein. Dagegen finden sich besonders im fünfzehnten Jahrhunderte viele sogenannte Weinsegen oder Weingrüße, welche jedoch von Kunstdichtern herrühren. Unter diesen sind die von Hans Rosenblüt (s. u.) bei weitem die besten.

Außer den angegebenen Gattungen erscheinen auch einzelne Handwerkslieder, welche die besondern Handwerke theils rühmen, theils aber auch in neckischer Weise bespotten. Doch hat auch diese Art von Liedern erst in den folgenden Zeiträumen größere Entwickelung gewonnen, wo das städtische Leben sich mehr und mehr in sich zurückzog und sich die Thätigkeit der Bürger auf die einfachsten Verhältnisse innerhalb ihrer Mauern beschränkte, da sie sich, vom Kampfe gegen Fürsten und Adel ermattet, denselben immer mehr unterordneten. Früher als die eigentlichen Handwerkslieder erscheinen Jägerlieder und Bergreihen, jenen ungefähr gleichzeitig sind dagegen die Soldaten- und besonders die Reiterlieder. Endlich finden sich auch schon hie und da politische Lieder, welche entweder das erwachte Bewußtsein des Volkes den Fürsten und dem Adel gegenüber kräftig aussprechen, oder im Sinne der letzteren gedichtet waren und den Haß, zugleich aber auch den unmäßigen Zorn gegen die aufblühende Macht der Städte darstellten. *)

*) Die Hauptquelle des Volkslieds in jener Zeit ist das „Liederbuch der Clara Hätzlerin", einer Nonne in Augsburg, welche am Ende des 16. Jahrh. lebte. Es ist in neuerer Zeit von C. Haltaus herausgegeben worden. (Quedlinburg und Leipzig 1840.)

*) Von rein politischen Volksliedern aus früherer Zeit haben sich nur sehr wenige erhalten; daß aber dergleichen ziemlich häufig gesungen wurden, wird durch eine Stelle in Cyriakus Spangenbergs „Sächsischer Chronika" (Frankf. a. M. 1585. Fol. S. 557) bestätigt, welche wir hier mittheilen, weil sie über den Inhalt und Cha-

Wir erwähnen hier sogleich auch die *Volkslieder mit epischer Grundlage*; denn wenn sie auch ihrem Stoffe nach zu den epischen Dichtungen zu rechnen sind, so haben sie doch durch ihre für den Gesang bestimmte Form durchaus lyrischen Charakter. Es sind darunter sowohl die *balladenähnlichen Gesänge*, als die *historischen Volkslieder* im engern Sinne zu begreifen.

Die *ersteren* sind in großer Zahl vorhanden, und doch hat man allen Grund anzunehmen, daß viele derselben verloren gegangen oder nur in viel späterer Abfassung auf uns gekommen sind. Es sind diese nicht nur ihrer Form nach, sondern selbst von Seiten der poetischen Behandlung ganz lyrischer Natur; denn sie erzählen die ihnen zu Grunde liegende Begebenheit nicht mit epischer Ausführlichkeit und Behaglichkeit, sondern sie heben in ächt lyrischer Weise nur die Hauptmomente der Begebenheit hervor, während die untergeordneten Verhältnisse, als den Schwung der rastlos thätigen Phantasie hemmend, übergangen werden. Aber eben dadurch erhalten diese Lieder eine solche Frische und lebensvolle Innigkeit; es treten die Hauptpunkte mit so ergreifender Kraft hervor, daß Jeder, dessen Sinn für ächte Poesie nicht getrübt ist, unwiderstehlich hingerissen wird. Und in der That gehören diese lyrisch-epischen Volkslieder zu dem Vortrefflichsten, was die Volkspoesie aller Zeiten und Nationen aufzuweisen hat. Die Form derselben ist von der größten Einfachheit, dabei in voller Freiheit sich bewegend, jedoch bei der größten Kühnheit und scheinbaren Willkür doch immer rhythmisch schön. Sehr oft wird der Reim zur bloßen Assonanz; aber was bei dem Liede des Kunstdichters ein unverzeihlicher Fehler wäre, wird bei der freien Beweglichkeit des Volksliedes zur wirkungsvollen Schönheit, wie in der Natur die scheinbare Unregelmäßigkeit oft die höchste Schönheit hervorbringt: ist ja das Volkslied in der That nichts Anderes, als ein Erzeugniß des unbewußt, aber eben deshalb mit der vollsten Kraft wirkenden Naturlebens.*) Was die Stoffe dieser lyrisch-epischen Volkslieder betrifft, so sind dieselben sicherlich nicht erfunden, sondern der Wirklichkeit und dem Leben entnommen; denn so reich und schöpferisch die Phantasie des Volks auch ist, so wird es doch niemals willkürlich erdachte Thatsachen zum Gegenstande seiner Dichtungen machen. Es hat zu tiefen poetischen Sinn, als daß es in diese alle Poesie vernichtende Abirrung gerathen könnte; und darum ist auch das unbedeutendste Volkslied von einer Wahrheit und Objectivität, nach welcher manches selbst große Talent unter den Kunstdichtern vergebens strebt. Wenn daher die Volkslieder nur im Allgemeinen von Jünglingen, Mädchen u. s. w. reden, so lag doch immer eine historische Thatsache zum Grunde, deren Bewußtsein nur nach und nach verloren ging, weil sie eben durch die Dichtung aus der Besonderheit zur Allgemeinheit erhoben worden war, was bekanntlich Göthe mit vollem Recht für die eigentlichste Aufgabe der Dichtung erklärt. So wird es aber auch begreiflich, warum die Personen in diesen Liedern in so ausgeprägter und lebensvoller Individualität hervortreten, die auch selbst dadurch nicht vernichtet werden kann, daß sie häufig nur unter einer allgemeinen Bezeichnung erscheinen. Die lyrisch-epischen Lieder haben meistentheils die *Liebe* zum Gegenstand; doch behandeln sie denselben in wunderbarer Mannigfaltigkeit, die ihren Grund nicht weniger in der Verschiedenheit der erzählten Begebenheiten hat, als in dem unerschöpflichen Reichthum der dem Leben entnommenen Individualität der dargestellten Persönlichkeiten. Die meisten Gesänge dieser Art haben einen ernsten, schwermüthigen, oft selbst ächt tragischen Charakter; doch sind nicht wenige auch komischen Inhalts, und es gehören diese eben nicht zu den schlechtesten, da in ihnen die unerschöpfliche Fülle des lebendigen Volkswitzes zur Erscheinung gelangt. Unter den Liedern, welche nicht die Liebe zum Gegenstande haben (denn es werden in den ernsten wie in den heitern Gesängen auch noch mancherlei andere Stoffe behandelt), sind insbesondere die *Lügenmärchen* zu erwähnen, die schon im 13. Jahrh. erscheinen und sich bis in die neueste Zeit herab bei dem Volke einer besonderen Vorliebe erfreuten.

Sind diese lyrisch-epischen Volkslieder bei ihrem großen Reichthum und ihrer innern Vortrefflichkeit ein unzweifelhafter Beweis, daß sich in der Zeit, von welcher wir sprechen, das Volk in seinen untern Ständen, von denen jene Dichtungen beinahe ausschließlich herrühren, in erfreulicher Weise kräftig entwickelte; so sind es die *historischen Volkslieder* wohl in noch größerem Maße, weil sie uns darthun, daß die geistige Kraft des Volkes, wie noch nie früher und eben so wenig in späteren Zeiten, auch äußere Gestaltung gewann. Die bedeutendsten unter diesen Liedern besingen die zahlreichen Fehden zwischen den Städten und dem Adel, und rühren größtentheils von Dichtern her, die es mit den Städten hielten und selbst bürgerlicher Herkunft waren. Nur wenige haben im Interesse der Fürsten und Ritter gedichtet, und diese gehörten wohl ausschließlich zu den Gehrenden und fahrenden Sängern, wie *Peter der Suchenwirth* und der Waldshuter *Isenhofer*. Aber auch andere Kriege wurden besungen (unter welchen wir nur die Hussitenkriege erwähnen), ja selbst solche, welche das deutsche Volk nicht unmittelbar berührten; es wurde kaum irgend eine Schlacht oder auch nur ein unbedeutendes Treffen geliefert, das nicht einen oder mehrere Sänger fand, nicht bloß in der vorliegenden Zeit, sondern auch im folgenden Zeitraume, so daß noch der treffliche *Aventinus* sagen konnte: „Wie es denn bey uns noch der Landsknecht Brauch ist, die allweg von jren Schlachten ein Lied machen." Die mächtig aufgeregte Gesangeslust des Volkes beschränkte sich jedoch nicht auf die bedeutenderen, historisch wichtigen Begebenheiten; sie ergriff auch mit unwiderstehlichem Triebe selbst solche Thatsachen, die entweder nur für einen bestimmten Ort oder für eine bestimmte Zeit wichtig waren, ja selbst nur vorübergehend die Aufmerksamkeit auf sich zie-

rakter dieser Lieder genaue Auskunft ertheilt. „Daher wurden diese Zeit (1482) Lieder gemacht vnd gesungen, darinnen die Oberkeit erinnert vnd ermahnt ward, in der Regierung gleichmeßigkeit zu halten, den Adel nit zu viel Freyheit vnd Gewalt zu verhengen, den Bürgern in Stetten nit zu viel Pracht und Geprangs zu verstatten, das gemeine Bawervolk nit vber macht zu beschweren, die Strassen rein zu halten (d. h. wohl vor den adeligen Räubern zu sichern), vnd jedermann Recht vnd Billigkeit widerfahren zu lassen. Von welchen Liedern sind noch etliche Gesetzlin vorhanden, so etwan von alten Leuten, die sie in jrer Jugend von jren Eltern gehört, gesungen werden." Er führt hierauf 7 Strophen an, welche wir unten bei der Auswahl aus den Volksliedern mittheilen.

*) Vgl. hierüber, was oben S. 8 u. 9 gesagt wurde.

hen konnten. Eine nicht geringe Anzahl von Liedern beziehen sich auf die damals so häufigen Raubzüge der adeligen Herren, welche freilich oft genug am städtischen Galgen ihr Ende fanden. Auch die meisten derselben rühren von bürgerlich gesinnten Dichtern her, nur einzelne nahmen das ritterliche Handwerk in Schutz; doch mögen diese eher unter den Spießgesellen der adeligen Räuber, als unter diesen selbst gesucht werden. Die Lust am zügellosen Leben oder auch an der kriegerischen Thätigkeit wird gewiß manchen sonst tüchtigen Menschen in die Reihen jener Strauchdiebe gelockt haben, der dann seine Lust in wilden Gesängen aussprach, die nicht zu den schlechtesten gehören. Endlich wurden auch einzelne Thatsachen, wie z. B. Mordthaten, besonders die den Juden vorgeworfenen Kindermorde, sodann auch auffallende Naturerscheinungen, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Kometen und dergleichen besungen, doch wurden Lieder dieser Art erst in den nachfolgenden Jahrhunderten häufig, auch sind die meisten derselben gänzlich werthlos. Am bedeutendsten, sowohl rücksichtlich des Inhalts, als der Darstellung sind die **Schlacht- und Siegeslieder** aus den Kriegen der Städte und Landgemeinden mit den Fürsten oder dem Adel, und unter diesen zeichnen sich vor allen durch ihre Tüchtigkeit die der **Schweizer** aus. Die Schweiz hatte schon in der ersten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts ihre republikanische Entwickelung begonnen, welche sie seitdem mit fester Beharrlichkeit und unwiderstehlicher Kraft verfolgte; schon damals war das Volk, in den Städten, wie in den Gebirgsländern, zu so kräftigem Selbstbewußtsein gelangt, daß es den Anmaßungen des mächtigen Adels und der noch mächtigeren Fürsten zu widerstehen und seine Kriegsthaten durch Lieder zu verherrlichen begann. So haben wir ein freilich in Form und Sprache noch rohes, aber von tüchtiger Kraft zeugendes Lied vom Jahre 1243 über „**das Bündniß der beiden Städte Freiburg und Bern**", ein anderes von dem „**Streit am Morgarten**" (1315) und ein drittes von der gewaltigen „**Laupenschlacht**" (1339). Doch werden erst in der zweiten Hälfte des vierzehnten und im fünfzehnten Jahrhundert die schweizerischen Schlacht- und Siegeslieder großartig und zahlreich, wie die Thaten, die sie besangen; von nun an bleibt keine der großen Schlachten, die sie gewannen, unbesungen, ja von manchen sind sogar mehrere Lieder vorhanden. Die meisten derselben athmen die freudigste Schlachtlust und den Drang nach kriegerischen Thaten, in allen spricht sich das lebendigste Volksgefühl und die wärmste Vaterlandsliebe aus, worüber wir die hie und da unbeholfene Darstellung gern vergessen. Unter den bekannten Dichtern dieser Lieder sind vorzüglich zu nennen **Halb Suter** (s. unten), **Steinhuser** („das Waldshuterlied"), **Veit Weber** (s. u.), **Hans Viol** oder **Fiel** („Vom Strit ze Murten"), **Mathias Zoller** („die Schlacht bei Murten"), endlich **Johann Lenz**, **Ludwig Sterner** und **Peter Meyler**, welche die Siege im sogenannten Schwabenkriege besangen, die auch von mehrern unbekannten Dichtern in vortrefflichen Liedern verherrlicht wurden, unter welchen wir das treffliche „**Dorneckerlied**" (s. u.) erwähnen. — Den Liedern der Schweizer stehen die Heldenlieder der **Ditmarsen**, jenes kampf- und todesmuthigen, vaterlandsliebenden Völkchens im Norden des Vaterlandes, am nächsten, in welchen sie ihre großartigen Kämpfe gegen die Dänen besangen (s. u.). Diesen Liedern der Schweizer und Ditmarsen stehen die historischen Volkslieder des übrigen Deutschlands weit nach, sowohl an poetischem Werthe, als rücksichtlich der dargestellten Thatsachen, denn nirgends trat das Volk mit der entschiedenen Kraft und dem klaren Bewußtsein dessen, was es wollte, auf, wie jene Stämme an den äußersten Enden des Reichs, weshalb denn auch seine Versuche, sich von dem Drucke des Adels und der Fürsten zu befreien, meistens vereinzelt blieben und den entschiedenen Erfolg nicht haben konnten, den das treue Zusammenhalten der schweizerischen Länder und Städte so herrlich krönte.

Wir haben endlich noch das **Kirchenlied** zu erwähnen, in welchem zwar schon früher Versuche gemacht wurden, das aber erst in diesem Zeitraume zu selbstständiger Entwickelung gelangte. Das Kirchenlied, welches sich von dem rein religiösen Liede schon dadurch unterscheidet, daß es mit dem Zwecke gedichtet wird, einer ganzen Gemeinde oder überhaupt einer größeren Versammlung von Gläubigen zur Erbauung zu dienen, während jenes nur individueller Ausdruck des religiösen Gefühls bleibt, hat von seiner ersten Erscheinung an durchaus volksthümliche Grundlage, und wenn gerade diese Gattung der Poesie selbst in den traurigsten und unfruchtbarsten Zeiten der Literatur in verhältnißmäßiger Blüthe sich erhielt, so war dies nur dem Umstande zu verdanken, daß es diese Grundlage auch dann nicht verläugnete, als alle übrigen Gattungen das volksthümliche Element entschieden von sich geworfen hatten. Daß aber das Kirchenlied aus dem Volke erstehen mußte, lag in den Zeit- und Bildungsverhältnissen der übrigen Stände. Die Geistlichkeit, welche in ihrem hergebrachten Formenwesen erstarrt war, verharrte bei den von der Kirche gebotenen lateinischen Gesängen; die ritterlichen Dichter, von denen manche in Form und Gehalt gleich vortreffliche religiöse Lieder sich erhalten haben, standen dem von ihnen verachteten Volke zu fern, als daß sie für dasselbe zu dichten sich herabgelassen hätten. Die meisten religiösen Gedichte der Minnesinger, unter welchen wir einige treffliche haben kennen lernen, waren daher gewiß keine eigentlichen für die christliche Gemeinde bestimmten Kirchenlieder, selbst wohl nicht die des bürgerlichen Spervogel (s. o. S. 36 Nr. 9 u. 11). So war denn das Volk, welches bei dem lateinischen Kirchengesange keine Erbauung finden konnte, da es denselben nicht verstand und zudem auch keinen Antheil daran nehmen durfte, recht eigentlich gezwungen, sich selbst religiöse Lieder zu dichten. Wahrscheinlich waren dergleichen schon sehr frühe vorhanden, aus dem 13. Jahrh. haben sich einzelne Oster- und Pfingstlieder und andere Gesänge erhalten, welche ganz volksthümliches Gepräge tragen. Ob sie aber in der Kirche gesungen wurden, bleibt noch immer zweifelhaft, denn wenn auch Bruder Berchtold in einer Predigt seine Zuhörer ermahnt, das schöne Pfingstlied: „Nû biten wir den heiligen geist" (welches sich in vielfachen Ueberarbeitungen und Erweiterungen bis auf den heutigen Tag erhalten hat) „mit ganzer Andacht und mit innigem Herzen" zu singen, so geht daraus noch nicht hervor, daß er den Gesang in der Kirche

damit gemeint habe, vielmehr ist es wahrscheinlicher, daß er ihn bei der Privat- oder Hausandacht zu singen ermahnte. Zu den religiösen Volksliedern gehören auch diejenigen geistlichen Gesänge, welche nach althergebrachter Sitte vor, während und nach der Schlacht, so wie diejenigen, welche beim Beginn einer größeren Seefahrt gesungen wurden. Von einem solchen hat sich die Anfangszeile „In Gotes namen vare wir" erhalten.*) Eben so wenig ist es noch ausgemacht, ob im 14. Jahrh. deutsche Lieder in der Kirche vom Volke gesungen worden seien. Dagegen wissen wir, daß eine im Jahre 1492 in Schwerin abgehaltene Provinzialsynode den Beschluß faßte, den Geistlichen zu erlauben, die nach der Messe gebräuchlichen lateinischen Gesänge mit deutschen zu vertauschen. Dies beweist wenigstens, daß das Volk laut nach deutschem Kirchengesange gerufen haben mußte, und es ist wohl auch wahrscheinlich, daß schon vor der erwähnten Erlaubniß deutsche Lieder in der Kirche gesungen worden sind. Außerhalb der Kirche wurden geistliche Lieder im 14. und 15. Jahrhundert häufig gesungen, sowohl bei Darstellung geistlicher Schauspiele, als vom Volke bei besonders feierlichen Gelegenheiten, bei Bitt- und Wallfahrten oder bei seiner häuslichen Andacht. Die traurigen Zeitverhältnisse, welche wir in den einleitenden Bemerkungen erwähnt haben, mußten das Volk ernst stimmen und es drängen, seine Furcht und Hoffnung in Bitt- und Bußgesängen auszusprechen. Zu dieser Zeit erschienen auch die Geißler oder Flagellanten, eine Rotte Fanatiker, die in Prozessien durch Süd- und Westdeutschland zogen, religiöse Lieder sangen und sich durch Geißelung und Zerfleischung des Körpers die Gnade Gottes erwerben wollten. Von ihrem Treiben berichten die Limburger Chronik und die Straßburgischen Chroniken von Closener und von Königshofen ausführlich, welche auch ihre Gesänge, meistens jedoch nur in Bruchstücken, mittheilen (s. u. bei Closener). Ihre Bußgesänge oder Leisen**) erwarben ihnen zahlreiche Anhänger und Freunde unter dem Volke, weil sie in deutscher Sprache gedichtet waren. Eben so und aus demselben Grunde scheinen die religiösen Lieder einzelner Mystiker, unter welchen besonders Tauler in deutscher Sprache dichtete, bei dem Volke Beifall gefunden zu haben. Aus der nämlichen Zeit stammt endlich ein vielfach gesungener und berühmt gewordener Ostergesang, als dessen Verfasser Konrad von Queinfurt genannt wird, der Pfarrer zu Steinkirch am Queiß, und im J. 1382 zu Löwenberg gestorben sein soll.

Wie dieser, so begannen nun auch einzelne andere Geistliche religiöse Lieder in deutscher Sprache zu dichten; doch beschränkten sie sich meistentheils auf Nachbildungen lateinischer Kirchengesänge, wie z. B. der Mönch von Salzburg. Auch diejenigen Lieder, in denen lateinische Verse mit deutschen, oder auch nur lateinische Wörter mit deutschen willkürlich abwechseln, mögen von Geistlichen herrühren, und vielleicht sind diese Versuche sogar älter, als jene Nachbildungen oder Uebersetzungen der lateinischen Hymnen. Eines der berühmtesten dieser Art ist das Lied: „In dulci jubilo"; gewöhnlich, aber mit Unrecht, dem Petrus Dresdensis zugeschrieben, der im J. 1440 als Lehrer zu Prag gestorben ist; es stammt jedenfalls aus einer noch früheren Zeit. Ebenso rühren die Umdichtungen weltlicher Lieder in geistliche ohne Zweifel meistentheils von Geistlichen her, welche auch auf diesem Wege das weltliche Lied zu verdrängen suchten. Lieder dieser Art kommen schon im 14. Jahrh. vor, wenigstens ist die Umdichtung des Liedes von Steinmar „Sumer zît, ich vröuwe mich dîn" (s. o. S. 138) gewiß nicht aus späterer Zeit. Im 15. Jahrhundert ist besonders Heinrich von Laufenberg als Verfasser solcher Lieder zu nennen. Die Nachbildungen sowohl der lateinischen Kirchengesänge, als der deutschen weltlichen Lieder beschränkten sich oft nur auf die Anwendung der alten Melodien, nach denen die neuen Lieder gedichtet wurden. Die Melodien der lateinischen Gesänge benutzte vorzüglich Martin Myllius oder Miller; unter denen, welche nach den Weisen deutscher weltlicher Lieder geistliche Gesänge dichteten, ist Sixtus Buchsbaum zu nennen, dessen Lied: „Unser lieber Frauen Psalter, in Herzog Ernsts Melodey" erst in den „Catholischen Gesängen" von Ruof (Tegernsee 1577) abgedruckt steht, aber schon im J. 1500 gedichtet wurde.

Wir gehen nun zur nähern Betrachtung der vorzüglichsten lyrischen Dichter des Zeitraums über, welchen wir eine kleine Auswahl von weltlichen und geistlichen Volksliedern folgen lassen.

Johannes Tauler.

Johannes Tauler, über dessen Leben und schriftstellerischen Charakter wir bei Betrachtung seiner prosaischen Werke ausführlicher sprechen werden, hat außer seinen Predigten und Erbauungsschriften, durch die er vor Allem eine bedeutende Stelle in der Literatur einnimmt, auch eine kleine Zahl von geistlichen Liedern (so viel bekannt ist, sechs) gedichtet, welche leider nur aus einem späteren, die Sprache durchaus modernisirenden Drucke bekannt sind.*) Sie tragen sämmtlich in hohem Maße das Gepräge seiner mystischen Richtung: Der Mensch solle sich mit seinem ganzen Wesen in Gott versenken, sich selbst als persönliche Erscheinung aufgeben, damit er sich in Gott wiederfinde: dies sind die Gedanken, welche sich durch alle Lieder Taulers ziehen, und in einer nicht selten unklaren Bildersprache dargestellt werden, eine Eigenthümlichkeit, die wir auch in den prosaischen Schriften der Mystiker wiederfinden werden. Das Haschen nach Bildern verfällt hie und da schon in bloße Spielerei, die in den Liedern der spätern Brüdergemeinden nicht selten bis zur Verzerrung gesteigert wird und beinahe widerlichen Eindruck macht. Doch hat sich Tauler noch am meisten von dieser Abirrung freigehalten; sein kräftiger, männlicher Geist konnte doch an der weichlichen Sentimentalität, die einer solchen Sprache zu Grunde liegt,

*) Sie steht im Tristan von Gottfried v. Straßburg (V. 11536. S. o. S. 398). Auch von diesem Liede hat sich eine spätere Umbildung erhalten.

**) Das Wort „Leis" halten Einige für das französische lais; Andere behaupten, und wie es scheint mit größerem Recht, es sei das Wort aus Kyrie eleison entstanden, welches den ständigen Refrain alter Kirchengesänge gebildet habe. Jedenfalls ist Leis dasselbe, was Leich (S. o. S. 27). Der Ausdruck Leis zur Bezeichnung des geistlichen Liedes war im 14. u. 15. Jahrh. allgemein gebräuchlich, er kommt aber auch noch im 16. und selbst im 17. Jahrh. vor.

*) Joh. Taulers Werke, Köln 1543. Fol.

kein bleibendes Gefallen finden. Wenn uns übrigens auch die dunkle mystische Sprache seiner Lieder nicht behagen kann, so werden wir doch die reine Frömmigkeit nicht verkennen, die den edlen Mann erfüllte.

1. Von inwendige bloszheit und gelassenheit uns selbst und aller dinge.

1. Ich wil von bloszheit singen neuwen sanck,
wan rechte lauterheit ist onn gedanck,
Gedancken mögen da nit seyn,
so ich verloren hab das mein.
Ich bin entworden:
der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

2. Mich irret nummer mer meyne ungelich,
ich byn so gerne arm und reich,
Mit bielden mag ich nit ummegeen,
meins selbst muosz ich ledig steen.
Ich bin entworden:
der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

3. Wilt ir wissen, wie ich von den bielden kam?
Do ich rechte einicheyt in mir vernam.
Das ist rechte einicheyt,
so mich entsetzt noch lieb noch leit.
Ich bin entworden:
der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

4. Wilt ir wissen, wie ich von dem geiste kam?
do ich weder disz noch das in mir vernam,
Dan blosse gotheit ungegrundet;
do mogt ich langer schwygen nit: ich möstet kunden.
Ich bin entworden:
der zuomal entgeistet ist, der mag nit sorgen!

5. Sint ich alsus durchkommen bin vor dem ursprung,
Do mag ich langer alden nit, ich muosz da jungen.
Alsus sint alle die krefte mein zuomal verschwunden,
Und sein gestorben:
wer alsus entgeistet ist, der mag nit sorgen!

6. So wer nu alsus verschwunden ist
und hat befonden ein finsternis,
Ist so rich on allen kummer.
Alsus hat mich das lieben feür zuomal verbrunnen,
Und bin erstorben:
wer alsus entgeistet ist, der mag nit sorgen!

7. Wer nu alsus erstorben ist und ouch entworden,
der vatter ist jm offenbar,
Der sun, der geyst jrer beyde,
in Christo Jhesu ist alles guts wunne und weyde.
Es ist über alle massen:
wer noch ist ungelassen, den sol man straffen.

2. Weihnachtslied.

1. Uns kompt ein schiff gefahren,
es brengt ein schönen last,
darauff viel engelscharen,
und hat ein grossen mast.

2. Das schiff kompt uns geladen,
Gott vatter hats gesandt:
es bringt uns grossen staden
Jesum, unsern heilandt.

3. Das schiff kömpt uns geflossen,
das schifflein geht am landt,
hat himmel auffgeschlossen,
den sohn herausz gesandt.

4. Maria hat geboren
ausz irem fleisch und blut
daz kindlein auszerkoren,
wahr mensch und waren Gott.

5. Es liegt hie in der wiegen,
das liebe kindelein,
sein gsicht leucht wie ein spiegel:
gelobet mustu sein!

6. Maria, Gottes mutter,
gelobet mustu sein:
Jesus ist unser bruder,
das liebe kindelein!

7. Mögt ich das kindlein küssen
an sein lieblichen mundt,
und wer ich kranck, vor gwisse,
ich würd darvon gesundt!

8. Maria, Gottes mutter,
dein lob ist also breit!
Jesus ist unser bruder,
gibt dir grosz würdigkeit. Amen!

Heinrich von Müglin.

Heinrich von Müglin, oder eigentlich von Mügeln, denn er war aus Mügeln im Meißnischen gebürtig, soll nach der Ueberlieferung der Meistersänger einer der vier (oder zwölf) Erfinder des Meistergesangs gewesen sein; auch war sein langer Ton einer von den vier gekrönten Tönen des meisterlichen Hortes. Er lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts und scheint sich vorzüglich in Böhmen und Oestreich aufgehalten zu haben; wenigstens berichtet ein späterer Meistersänger (Ambrosius Metzger aus Nürnberg), daß er „In Böhem ward sehr hochgeehrt", und bei einem andern heißt er Doctor der Theologie zu Prag.*) Wenn sich auch hierüber nichts Bestimmtes ermitteln läßt, so ist dagegen sicher, daß er mit Kaiser Karl IV., der sich meistens in seinem Erbstaate Böhmen aufhielt, in näherer Verbindung stand, da er ihm sein didaktisches Gedicht „das Buch der Maide" zum Dank für erwiesene Wohlthaten widmete. Auch mit Herzog Rudolf IV. von Oestreich war er befreundet, denn er sagt selbst am Anfang seiner „Ungarischen Chronik", daß er diesem Fürsten alle seine Werke zueigne.

Außer dem angeführten Lehrgedichte, auf das wir unten zurückkommen, und der ebenfalls angeführten Chronik hat Heinrich von Müglin noch eine Uebersetzung des Valerius Maximus geschrieben, welche zu den ältesten Versuchen der Art gehört.

In seinen lyrischen Gedichten, von denen wir hier allein zu reden haben, schließt er sich ganz an Frauenlob und zum Theil an Regenbogen: Es sind meistens Sprüche, in welchen sich die ganze Afterweisheit jener Zeit darstellt; am meisten genießbar ist er, wenn er gewöhnliche Lebensverhältnisse be-

*) Doch beruht dies vielleicht auf einer Verwechselung zweier ziemlich gleichlautender Namen. Denn im Gesangbuch der Kolmarer Meistersänger findet sich unter den Dichtern nebst Heinrich von Mügelin auch ein Mülich von Prag. (Museum für altd. Lit. u. Kunst, 2, 184.)

spricht, oder, wie in dem unten mitgetheilten Gedicht, seinen Gedanken das Gewand der Parabel gibt. Außer diesen kleinen spruchartigen Gedichten hat er endlich noch einen größeren „Lobgesang auf die heilige Jungfrau“ geschrieben, in welchem er Konrads von Würzburg „goldene Schmiede“ nachzuahmen sucht, ihn aber nur im Abenteuerlichen überbietet.

Von eim übeln wyb.

Der tüfel zunserm herren sprach: „Sag, meyster myn,
warum beschuff du tugenthafften mannen pin
mit einem bösen wyb? kan nit wann rassen,
Wann sie den yren frummen man mit krieg bestat,
vil schelten, sweren, wo sie in dem husz umbgat,
daz man es hort so wyten an der gassen.“
Got sprach zu ym: „Ich wil dir sagen,
mit bösen wyben büszt man sine sunde.
Die yren man nit wil vertragen,
die für du, teufel, in der hellen grunde:
die man für ich ins himelrych,
darinn gib ich in freud on mysse wende;
nu nymm daz böse wyp an dich!“
Der tüfel sprach: „War sol ich mit ir lenden?“
„Du solt sie rytten berg und tal!“ sprach aller welt ein herre;
„daz sol ir kurze wyle sin:
in helle pin,
tüfel, nim hin
das böse wyp und für sie von uns ferre!“

Hermann, Mönch von Salzburg.

Hermann lebte in der zweiten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts, und war Benedictinermönch zu Salzburg, weshalb er auch gewöhnlich bloß der Mönch von Salzburg genannt wird.*) Er gehört zu den wenigen Geistlichen, welche schon im vierzehnten Jahrhundert für den deutschen Kirchengesang thätig waren, indem er lateinische Hymnen und Sequenzen in die Muttersprache übersetzte, wozu er von Pilgrim, Erzbischof von Salzburg und Legat zu Rom, aufgefordert worden war, der ihn auch für seine Arbeit mit einer Ritterpfründe belehnte. Hermann wurde in seinen Uebersetzungen von einem Laienpriester, Namens Martin, unterstützt; wie weit aber dessen Antheil an der Arbeit ging, läßt sich nicht bestimmen.

Die Sprache Hermanns ist freilich roh und unbeholfen: man sieht seinen Uebersetzungen die Mühe an, welche sie ihm gemacht haben, und es ist ihm auch keineswegs gelungen, die erhabene Einfachheit seiner lateinischen Vorbilder zu erreichen, da ihn der Reim oft zu breiter Weitschweifigkeit zwang; allein es bleiben seine Umdichtungen für die Geschichte der Literatur immerhin von Werth, weil sie zu den ersten von der Geistlichkeit ausgegangenen Versuchen gehören, dem lateinischen Kirchengesang deutsche Lieder entgegenzusetzen. In wie weit diese in der Kirche Eingang fanden, ist unbekannt, doch ist es nicht unwahrscheinlich, daß sie zu seiner Zeit wirklich gesungen wurden, da sie von einem Erzbischofe hervorgerufen worden waren.

Außer diesen Nachbildungen hat Hermann auch mehrere geistliche und weltliche Lieder selbstständig gedichtet, und es sind diese im Ganzen besser, als jene, ohne daß sie sich jedoch über die Mittelmäßigkeit erheben, so daß sie für die Literaturgeschichte von weniger Bedeutung sind. Wir theilen daher nur Eine von seinen Nachbildungen mit; es ist die der bekannten, vom König Robert von Frankreich († 1031) verfaßten Sequenz: „Veni, sancte spiritus“. Die Strophenform der deutschen Umdichtung ist dadurch merkwürdig, daß der Abgesang selbst wieder in drei Theile zerfällt, welche jedoch durchaus gleich sind, daher nicht als Stollen und Abgesang erscheinen.

Von dem heiligen geist.

1. Kum, senfter trost, heiliger geist,
sid du unser aller vatter heist,
din siben goben in uns volleist,
die du nun srüchenlichen seist:
gib götlich wisheit, als du wol weist,
gib reht verstantniz aller meist,
die lieb und sel behaltend.
Gib uns in lyden dinen rat,
gib güetikeit für übel tat,
gib kunst, die sich nit leychen lat,
gib kraft, die sünde widerstat,
gib götlich vorcht fruo und spat:
wann wer der siben gaben nit enhat,
des mag gelük nit walten.
Als Got geschuof in anevang
hoh, tief, liecht, vinster, wit und eng,
der sun was anvang der aneveng,
mit siner hand ze machend,
All form er bildet, kurz und leng:
du beder mitler on gedreng,
natur nimt von dir ir gespreng,
fruht, feld in allen sachen.
Durch dich haut stimm der engel seng,
durch dich gesamnet wirt die meng,
der gloub ist groben herzen streng,
den kan din güet wol vachen.

2. Din kraft nach dinem willen went
die himel und die element
in hœh und etlich sternen stent,
dar nach die andern all umbgent,
die siben planeten und die meont,
der yeglich sinen louf vol rent
in siner model reyffen:
Nim ab ir bœs natürlich gbünd,
da mit der mensch suocht süntlich fünd.
Dein lieplich für in uns enzünd,
din luft ler bitten unser wünd,
din wasser wesch uns ab die sünd,
din erd behüet vor helle gründ,
wend aller vyend abstreyfen.
Got vater, sun, dir daz gehillt,
daz du nun tuost, waz du wilt,
nun ler, waz menschlich sy gebilt,
all hie din huld erwerben,
Und ler uns, waz din güet befilt,
die leste reytung für uns gilt
durch all din überflüssig milt,
wenn wir hie müessend sterben.
Wenn unser tag sind uns gezilt,
und daz der tod daz leben stilt,

*) Wenn Andere ihn für einen Priester in Freiburg halten, der später (im J. 1445) in das Johanniterkloster von Straßburg getreten sei, so beruht dies auf einer Verwechselung mit Heinrich von Laufenberg. (S. u.)

so bys dort unser schirm und schild
für ewenclich verderben.

3. Durch dich so ist die heilig gschrift,
dar in man künftich ding begrift,
daz gar die nüwen e antrift;
du hast all geistlich ler gestift,
do man ir süessikeit durch dift,
do wirt der muot also geschifft,
daz er ze himel flüeget.
Durch dich sprach wissag liht gemüet,
durch dich der zwölfbott flamt und glüet,
durch dich der martrer frœlich blüegt,
durch dich jungfröwlich küsch wart bhüet,
durch dich Got vater lebt in güet,
durch dich einsydel flühet flüet,
und sich in wald versmüeget.
Din segen bringet heimlich dar
schœn in ein brot, daz ist so klar,
hilf, daz wir sin wol nement war
in priesters wandelunge.
Durch dich git tonf der sel ir nar,
öl cristen machet sünden par,
biht liept sich an der engel schar,
so herz redt mit der zungen.
Die helge e vor sünd bewar,
die leste salb an uns nit spar,
daz uns daz gentzlich wider var,
den alten und den jungen.

4. Du entzüntst siben candelier,
der siben gestirn ein vollgezier,
der siben gob ein durch florier,
der siben künst ein magistrier,
der siben sigill ein offen geschier!
Ze himel mit figuren vier
sach Johans solich wunder:
Nun rat den siben kilchen hie,
wo mit man Got dient, ald wie,
gen dem sich biegent alle knie,
won leider, sid die welt an vie,
so liess der mensch sin sünde nie:
wie hert es im dar umb ergie,
doch liept es im besunder.
Ler uns der siben kunst gediht,
ler, daz die red sy reht geriht,
ler falsch erkennen by der sliht,
ler reine wort ze bluomen!
Ler singen, daz sich Got verpfliht,
ler zal, die gar die sünd vergiht,
ler hoh messen geistlich gschiht,
ler himelsch kunst on ruomen!
Gedultig mach, wenn leid an viht,
won on din hilf so sind wir niht,
weltlich fröud an uns entwiht,
daz wir da von gestuomen.

5. O durch daz frühtig wort Mary,
o hœhster schatz, nun won uns by,
für zwifel und für ketzery;
sünd, die in dich gesündet sy,
der mach uns alle zite fry,
daz uns daz urteil nit beschry,
daz Jhesus tuot den veigen.
Mach durch din siben helgen gob,
daz yeder cristen reht geloub,
verbrenn nit dines gnistes schoub,
ob uns kein artikel iht betoub,
daz der vyend die sel nit beroub,
wer sin sinn ströwt als den stoub,
dem solt du hilf erzeigen.
Betrüepte herz trœst süessechlich,
und los sü hüt erbarmen dich,
in herzeleid die sünd nit rich,
bedenk die blœd naturen.
Bist milt, vertrag und übersich,
daz ist uns not besunderlich,
gewonlich guot ab uns nit brich,
loss uns din süess nit suren.
Gott vatter, herr, für uns vergih,
durch Jhesus bittern herzen stich,
helger geist, für uns versprich,
gib ewig fröud für truren. Amen.

Der Suchensinn.

Wahrscheinlich ist der Name Suchensinn kein Geschlechts-, sondern nur ein willkürlich angenommener Beiname; jedenfalls war es nicht ungewöhnlich, daß wandernde Sänger, und ein solcher war Suchensinn, in dieser Zeit, und wohl auch schon früher, dergleichen Beinamen wählten, durch welche sie sich oder ihre Dichtungen charakterisiren wollten. So findet sich unter den Namen jener wandernden Sänger außer dem berühmteren Suchenwirt auch noch ein unbekannter Suchendenk, ein Schmiecher und ein Hans Zukunft. Suchensinn lebte am Ende des 14. und am Anfange des 15. Jahrh.*), und er gehört zu denjenigen Dichtern, welche den Uebergang vom Minnegesang zum eigentlichen Meistergesang vermittelten. Es sind nur etwa zwölf oder dreizehn Lieder von ihm durch den Druck bekannt geworden, es reichen aber auch diese hin, ihm eine nicht untergeordnete Stelle unter den Dichtern seiner Zeit anzuweisen. Alle sind, unbedeutende Veränderungen abgerechnet, in einem und demselben Ton gedichtet, der daher auch nach ihm genannt wird, und alle besingen das Lob der Frauen, wobei der Dichter jedoch manchen Rath und manche gute Lehre einwebt, so daß bei einigen der didaktische Zweck beinahe vorherrscht. Es unterscheidet sich der Dichter in seinem Lobe der Frauen von den Minnesängern wesentlich dadurch, daß er es auf wirkliche Tugenden gründet, die sie in den alltäglichen Verhältnissen des Lebens, besonders in ihrer Eigenschaft als Gattinnen und Hausfrauen entwickeln, weshalb er sich denn auch in einem nicht vollständig erhaltenen Gedichte, welches weitaus zu seinen besten gehört, von einer Jungfrau den Vorwurf machen läßt, daß er die Jungfrauen den Frauen so offenbar nachsetze. Doch mag er nicht immer in diesem Sinne gedichtet haben; vielleicht hat er sogar frivole Lieder geschrieben, da er in einem seiner Gedichte sagt: „Wahrlich Suchensinne schwört einen Eid, Gott und der reinen Jungfrau: Und sollte ich leben tausend Jahre, So gedichte ich nimmer mehre So hart, als ich es habe gethan, den Weibern an ihrer Ehre. Aber doch (fügt er gleichsam entschuldigend hinzu) so gibt ein solches Gedicht Einem biderben Weibe Lehre." Suchensinns Gedichte sind sämmtlich voll Leben und Bewegung, weil der zu Grunde liegende didaktische

*) In dem Rechnungsbuche des Wolfhart Helttomps, Protonotars Alberts des Jüngern von Bayern, kommt unter den Ausgaben an fahrende Leute 1392 vor: „Item dem Suchensinn und seinen Gesellen gegeben 4 Pf. — Item so hat man ihn gelöst aus der Herberge von dem Hünermair 7 Sch. 6 Pf."

Zweck durch die dramatische oder epische Behandlungsweise glücklich verdeckt ist. Aber auch die rein lyrischen Gedichte stehen in dieser Beziehung nicht zurück. In allen spricht sich ein edler und reiner Sinn aus, der dem Dichter um so mehr zur Ehre gereicht, als man ihn bei wandernden Sängern nicht eben häufig zu finden gewohnt ist. Außer dem von uns mitgetheilten balladenähnlichen Liede (1), in welches der Dichter seine Ansichten über Frauenwürde glücklich einzuflechten weiß, gehört das Gedicht „von einem Priester und einer Frauen" zu seinen gelungensten, welches die Frauen dadurch verherrlicht, daß es dieselben mit den Priestern zusammenstellt, ja über diese erhebt; auch die Parabel „vom Fischer" ist gut. An diese reihen sich zwei kleinere Lieder, welche das Lob der Frauen in lyrischer Weise besingen; wir theilen auch von diesen eines mit (2).

1. Der Hirsch.

1. **I**ch ging durch lust in eynen walt,
ich fant eynen hirsz gar wol gestalt,
der stuont über eynem bornen kalt,
und freuwete sich in hertzen:
„**I**ch wæne, kein jeger leben mag,
der mir mynen stolzen lib erjag:
vier füesze bringen mich von clag;
nyemant mir bringet smerzen!"
Da hetzete der jeger mit sinen edelen hunden.
Do name der hirtze der hunde war;
er reckete durch lust sin oren dar:
da sleich der jeger heymlichen dar,
und schosz den hirsz zu stunden.

2. **D**er hirsz gedachte an argen wan:
„Des ich mich lange getrostet han,
dar umb muosz ich min leben lan,
sust mocht ich lenger alden!"
Dem hirsz glichet ein junges wip,
die spricht, sie trage eynen steden lip:
„Er lebet nit, der myn ere vertrip;
ich wil myn triuwe behalden!"
Es wenet manig wip, sie trage eyn stedes gemüete,
sie spricht: „Lasz rumen disen man,
lasz horen, was er rumes kan!"
Es stet ir werlich übel an,
sie krenket wibes güete.

3. **O** wip, lasz din oren rumen sin,
gedenke bringent dir jamers pin;
man findet licht ein wörtelin,
das din ere tuot krenken.
Die rede erhorte ein wibes klage,
die gern oren rumens heymlich plage,
sie sprach: „Din gediechte verbieten mag
wirtschaft und alle guote gedenke.
Sal nit ein wip mit gesten heymlich kosen?"
Do sprach ich: „Frauwe, wes get dich not?
Min gediecht dir kein freude nie verbot:
wirdestu aber doch mit schanden rot,
dich flinhet der eren rosen!"

4. **I**r biderbe wip, merket, was ich meyne,
gedencket an stahel und an steyne:
man cloppet als lange lieplich und reyne,
bisz sich eine flamme entzündet.
Man wirbet als lange durch lieb, durch leyt,
bisz man die ere din verjeit;
ich han dirs vil und dicke geseit:
hüet dich vor heubtsünden,
Wie dich der jeger durch die strüche felle.
Der jeger, das ist arger list,
der dich schüszet durch diner eren brüst:
oren rumen, das ist nit umb süst;
da von saltu laufen snelle.

5. **O**b nun orenmen mit eren wer
zwischen zweyen an alles gever,
so merket ein fremder diser mer
unt tuot im falsche gedenken.
Wie wol das wip ir oren kan
gerecken dar eyme frömden man,
flihe si dann in zyt von dann,
so mocht ez nyemand krenken.
O Suochensynne, gib frouwen rehte lere!
Wiltu huszere mit eren han,
so saltu semlich orerumen lan;
so wirt dir genzlich undertan
Gottes hulde und din husz ere.

2. Lob der Frauen.

1. **M**ich wundert, das eyn selig man
mag nimmer leyt in herzen han,
wan in ein wyp tuot sehen an,
fry vor missesteden.
Des tages mag yme kein leit geschehen,
wan yne an ein zertlich wip tuot sehen,
lachen durch ir ougen brehen
mit ganzen triuwen stete.
Wyp, hœster hort uber alle creature,
wyp, mannes trost vor ungemach,
wyp, aller selden oberdach,
Got selber mit syme munde sprach:
„Wip, edele frucht gehüre!"

2. **G**ot selber sprach: „Wer frauwen ert,
der wirt alles des gewert,
des sele und lip uf erden gert!"
Da von so lob ich frauwen.
Wip, sint dyne tugeude sint so grosz,
so halt dine triuwe in eren schosz,
Got selbe dich zu liebe erkosz,
da er dyne tugent wolde schouwen.
Wip, hœste sonne und liechter morgensterne,
der durchliuchtet das herze myn,
wip, aller selden ein edeler schrin,
wip, hochgeborne keyserin,
du klare, liechte lucerne!

Halb Suter.

Der tapfere Sänger der Sempacherschlacht, welche die Eidgenossen am 9. Juli 1386 gegen Herzog Leopold von Oestreich vornämlich durch die großartige Aufopferung des Unterwaldners Arnold Struthan von Winkelried erfochten, war aus der Stadt Luzern gebürtig, oder vielleicht auch nur dort ansäßig, wie man aus der letzten Strophe seines Lieds vermuthen könnte. Einige schweizerische Geschichtsforscher des 18. Jahrh. nennen ihn „Hans Suter", ohne daß wir ihre Gründe hiefür angeben könnten; vielleicht haben sie sich bestimmen lassen, den Namen Halb Suter, der unserm Dichter von allen Chronisten gegeben wird, welche dessen Lied mittheilen, auf die angegebene Weise zu verändern, weil jener Name sonst nicht bekannt ist, während das Geschlecht Suter in der Schweiz sehr alt und

verbreitet ist, wie denn selbst zwei Männer dieses Namens (der eine aus Luzern, der andere aus Schwyz) bei Sempach mitfochten. Daß auch unser Dichter unter den Kämpfenden war, erfahren wir aus der Schlußzeile seines Liedes; von seinen weiteren Lebensverhältnissen ist Nichts bekannt.

Aber es reicht sein herrliches Siegslied: „Von dem strit ze Sempach" hin, sein Andenken fortdauernd zu erhalten: es gehört dasselbe zu den trefflichsten Erscheinungen nicht nur der Zeit, sondern des historischen Liedes überhaupt. Der Dichter. der selbst mitten im Volke lebte, hat in Gang und Darstellung den Ton des alten Volksgesangs vortrefflich getroffen, so daß wir bei vielen Wendungen unwillkürlich an die volksthümlichen epischen Gedichte der früheren Zeit erinnert werden. Die Erzählung ist lebendig und rasch fortschreitend; die einzelnen Thatsachen werden nach Art des Volksgesanges nicht mit epischer Breite geschildert, sondern meistens nur mit wenigen, aber scharfen und höchst anschaulichen Zügen dargestellt. Oft begnügt sich der Dichter sogar, die Begebenheiten nur anzudeuten; aber bei alledem erhalten wir ein vortreffliches Bild der Schlacht, der kämpfenden Parteien, der Verhältnisse überhaupt und sogar der einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten. So ist der Uebermuth des östreichischen Adels mit wahrer Meisterschaft dargestellt, und es ist die bittere Ironie, in welcher sich der Dichter später gegen den überwundenen Feind ergießt, gerade hiedurch vollkommen begründet; denn sie erscheint als der Ausdruck der wärmsten Vaterlands- und Freiheitsliebe, des stolzen Bewußtseins männlicher Kraft und Tapferkeit gegenüber der übermüthigen Nichtigkeit des trotzigen Adels. Freilich hat es für uns etwas Verletzendes, wenn der Dichter auch die Wittwen der Erschlagenen mit Hohn überschüttet; allein er war eben ein Kind seiner Zeit und vor Allem ein Kind seines Volks, das in seiner rauhen Heldengröße eben so wenig Sinn für weiches Mitleiden hatte, als die Helden der Nibelungen. Er sah in den Erschlagenen nur die Todfeinde, mit deren Vernichtung allein die Freiheit hatte gerettet werden können — alles Uebrige ist ihm gleichgültig und untergeordnet; daher sein Lied ein fortgesetzter Jubel über den erfochtenen herrlichen Sieg ist. Dieser Grundton ist aber in vortrefflicher Weise durch das in der fünften Zeile jeder Strophe wiederkehrende „He!" auch denjenigen Stellen aufgedrückt, welche ihn sonst weniger aussprechen.

Von dem strit ze Sempach.

1. **I**mm tusent und drühundert
und sechs und achtzigsten jar
do hat doch Gott besunder
sin gnad thon offenbar
he! der Eidtgenoszschafft, ich sag:
tett iren grosz bistande
uff Sant Cirillen tag.

2. **E**s kam ein bär gezogen
gen Willisow in die statt;
do kam ein imb geflogen,
in dlinden er gnistet hat:
he! ans hertzogen waffen er flog,
als da der selbig hertzog
wol für die linden zog.

3. „**D**as dütet frömbde geste!"
so redt der gmeine man:
do sach man, wie die veste
dahinter zWillisow bran.
He! si redten usz übermuot:
„Die Switzer wend wir tödten,
das jung und alte bluot!"

4. **S**i zugend mit richem schalle
von Sursee usz der statt,
die selben herren alle,
so der hertzog gesamlet hat:
„He! und kosts uns lib und leben,
die Switzer wend wir zwingen,
und inen ein herren geben!"

5. **S**i fiengend an ze ziechen
mit ir kostlichen watt:
das völcklin fieng an fliechen
gen Sempach in die statt,
he! das uff den ackern was;
den hertzog sach man ziehen
mit einem hör, was grosz.

6. **W**elch frowen si begriffen,
namend si zu der hand,
hand inen abgeschnitten
wol ob dem gürtel ir gwand,
he! und liessends so schmächlich stou:
do batends Got von himmel,
er wells nit ungrochen lon.

7. „**I**r niederländschen herren,
ir ziend ins oberland;
wend ir üch da erneren,
es ist üch noch unbekandt;
he! ir soltentz vor bycht verjechen:
in oberländscher erne
möcht üch wol wee beschechen!"

8. **W**o sitzt dann nun der pfaffe,
dem einer da bychten muosz?" —
„Zu Switz ist er beschaffen;
er gibt eim herte buosz.
He! die wirt er üch onch schier geben;
mit scharpfen halenbarten
wirt er üch gen den segen!" —

9. „**D**as wer ein schwere buosze:
gnad herr, her *domine!*
So wir die tragen muoszten,
es tet uns iemer wee.
He! wem söltind wir es klagen,
wo wir ein sölche buosze
won Switzern müestind tragen?" —

10. **A**n einem montag frue,
do man die mäder sach
jetz mäyen in dem towe,
da von inen wee beschach,
he! und do si gemäyet hand,
do bracht man in zmorgenbrote
vor Sempach uf das lant.

11. **R**utschman von Rinach nam ein rott,
reit ze Sempach an den graben:
„Nun gend harusz ein morgenbrot!
das wend die mäder haben,
he! wann si sind an dem mad;
und komend ir nit balde,
es möcht üch werden schad!" —

12. **D**o antwurt imm gar gschwinde
ein burger usz der stat:
„Wir wend si schlan umb dgrinde

gar schier in irem mad,
he! inn gen ein morgenbrot,
das ritter und ouch grafen
am mad wirt ligen todt!" —

13. „**W**enn kumpt das selbig morgenbrot,
das ir uns wellend gen?"
„DEidgnossen kommend jetz gar guot;
so söllend irs wol vernen:
he! si werden üch richten an,
das üwer etwa menger
den löffel wirt fallen lan!"

14. **G**ar bald si da vernamend
von Sempach usz der burg,
wie das dEidgenossen kamend.
Do reit der von Hasenburg,
he! er spächet in der ban:
do sach er bi einandern
meng kluogen Eidtgnossen stan.

15. **D**ie herren von Lucerne
strecktend sich vestigklich,
an manheit gar ein kerne:
keiner sach nie hindersich:
he! jeder bgert vornen dran.
Do das sach der von Hasenburg,
wie bald er geritten kam!

16. **U**nd tett zum läger keren,
gar bald er zum hertzog sprach:
„Ach gnediger fürst und herre,
hettind ir hüt üwer gemach,
he! allein uff disen tag!
Das völcklin hab ich bschowet:
si sind gar unverzagt."

17. **D**o redt ein herr von Ochsenstein:
„O Hasenburg hasenherz!"
Imm antwurt der von Hasenburg:
„Dine wort bringend mir schmerz!
He! ich sag dir bi der truwe min:
man sol noch hüt wol sechen,
wedrer der zäger werde sin."

18. **S**i bundend uf ir helme
und tatends für her tragen;
von schnochen huwentz dschnäbel:
man hett gefüllt ein wagen.
He! der adel wolt vornen dran:
die andern gmeinen knechte
muosten dahinten stan.

19. **Z**usamen si da sprachend:
„Das völckli ist gar klein:
söltind uns die puren schlachen,
unser lob, das wurde klein;
he! man spräch: Puren hands than!"
Die biderben Eidgnossen
ruoffteud Got im himel an:

20. „**A**ch richer Christ von himel,
durch dinen bittern tod
hilf hüt uns armen sündern
usz diser angst und not,
he! und tuo uns bycstan
und unser lant und lüte
in schirm und schützung han!"

21. **D**o si ir bett vollbrachtend
Gott zu lob und ouch zu eer,
und Gottes lyden gdachtend,
do sandt inen Gott der herr
he! das hertz und manneskrafft,
und das si tapfer kartend
jetz gegen der ritterschafft.

22. **L**ucern, Uri, Switz, Underwalden
mit mengem bidermau,
zu Sempach vor dem walde,
da inen der löw bekam,
he! der ruch stier was bereit:
„Und löw, wilt mit mir fechten,
daz sig dir unverseit!"

23. **D**er löw sprach: „Uff min eide,
du füegst mir eben recht:
ich hab uff diser heide
meng stoltzen ritter und knecht:
he! ich wil dir gen den lon,
umb das du mir einst ze Loupen
gar vil ze leid hast ton.

24. **U**nd an dem Moregarten
erschluogt mir mengen man;
von mir muosts hüt erwarten,
ob ichs gefüegen kan:
he! das sig dir zugeseit!"
Do sprach der stier zum löwen:
„Din tröwen wirt dir leid!"

25. **D**er löw fing an ze ruuszen
und schmucken sinen wadel;
do sprach der stier: „Ruck uszhen:
wend wirs versuochen aber?
He! so tritt hie zuher bas,
das dise grüene heide
von bluot mög werden nasz!"

26. **S**i fiengend an ze schiessen
zu inen in den than;
man greiff mit langen spiessen
die frommen Eidgnossen an.
He! der schimpf, der was nit süesz:
die äst von hochen böumen
fielend für ire füesz.

27. **D**es adels hör was veste,
in ordnung dick und breit:
das verdrosz die frommen geste.
Ein Winkelried, der seit:
„He! wend irs genieszen lon
mim fromme kind und frowen,
so wil ich ein frevel bston.

28. **T**rüwen lieben Eidtgnossen,
min leben verlür ich mitt.
Si hand ir ordnung gstossen:
wir mögends in brechen nitt.
He! ich wil ein inbruch han:
des wellend ir min gschlechte
in ewig geniessen lan!"

29. **H**iemit do tett er fassen
ein arm voll spiesz behend:
den sinen macht er ein gassen;
sin leben hatt ein end.
He! er hat eins löwen muot;
sin manlich dapfer sterben
was den vier Waltstetten guot.

30. **A**lso begundentz brechen
des adels ordnung baldt
mit howen und mit stechen.
Gott siner selen walt!

He! wo er des nit het gethan,
so wurds dEidgnossen han kostet
noch mengen biderman.

31. **S**i schluogend uuverdrossen,
erstachend mengen man;
die frommen Eidgenossen
sprachend einanderu trostlich an.
He! den löwen es ser verdrosz;
der stier tett vintlich sperren,
dem löwen gab er ein stosz.

32. **D**er löw fieng an ze mawen
und tretten hindersich;
der stier startzt sine brawen
und gab im noch ein stich,
he! das er bleib uff dem plan:
„Ich sag dir, rucher löwe,
min weid muost mir hie lan!"

33. **D**er pfaff hat inen gebychtet,
die buosz ouch jetzund geben,
der löw fieng an ze wychen;
die flucht füegt imm gar eben;
he! er floch hin gen dem berg.
Der stier sprach zu dem löwen:
„Du bist keiner eeren wert!

34. **Z**üch hin, du rucher löwe:
ich bin bi dir gewesen;
du hast mir hert getröwet,
und bin von dir genesen.
He! züch recht wider heim
zu dinen schönen frowen:
din eer ist worden klein.

35. **E**s stat dir lasterlichen,
wo mans nu von dir seit,
das du mir bist entwichen
uff dieser grüenen heid;
he! es stat dir übel an:
du hast mir hie gelassen
gar mengen stoltzen man.

36. **D**arzuo din harnist klare
han ich dir gwunnen an,
ouch fünftzehen houptpanere,
die hast du mir gelan:
he! das ist dir jemer ein schand:
ich han dirs angewunnen
mit ritterlicher hand!"

37. **D**ie vesten von Lucernen
hand da ir bests gethan
und hand den frömbden herren
zur rechten adern glan:
he! si hands ze tod geschlagen;
ze Küngsfelden im closter
ligend ir vil vergraben.

38. **D**esglichen die vesten von Switze
mit mengem kluogen man,
mit mannheit und mit witze
griffends den löwen an:
he! si schluogend inn uff den tod;
si huwend inn in grinde,
das er imm bluot lag rot.

39. **D**arzuo die vesten von Uri
mit irem swartzen stier,
vil vester dann ein mure
bestrittends das grimme thier;
he! in irem grimmen zorn
schluogend si durch die helme
die herren hochgeborn.

40. **U**nd ouch von Unterwalden
die vesten uszerkorn,
die helden wunderbalde,
in irem ruchen zorn,
he! si schluogend tapfer drin,
und hiessend die frömbden herren
mit spiessen gotwüllkom sin.

41. **A**lso vertreib der stiere
den löwen usz dem korn:
sin tröwen und prangnieren
was gar und gantz verlorn:
he! es stat im übel an,
ja das der löw dem stiere
sin weid mit gwalt muosz lan.

42. **H**erzog Lüpolt von Oesterrich
was gar ein freidig man;
keins guoten rats beluod er sich,
wolt mit den puren schlan;
he! gar fürstlich tet ers wagen:
do er an dpuren kame,
hands in ze tod geschlagen.

43. **S**in fürsten und ouch herren,
die littend grosze not;
si tatend sich mannlich weren,
dpuren hand si gschlagen ztod;
he! das ist nun unverschwigen:
dann ob 600 helme
sind uff der walstatt bliben.

44. **E**in herre was entrunnen,
der was ein herr von Gree;
er kam zur selben stunden
gen Sempach an den see;
he! er kam zuo Hans von Rot:
„Nu tuos durch Gott und gelte,
füer uns usz aller not!"

45. „**V**ast gern!" sprach Hans von Rote;
des lons was er gar fro,
das er in verdienen solte;
füerts übern see also.
He! und do er gen Notwyl kam,
do winckt der herr dem knechte,
er solt den schiffman erstochen han.

46. **D**as wolt der knecht volbringen
am schiffman an der statt;
Hans Rot mercktsan den dingen,
das schiffli er bhänd umbtrat;
he! er warff si beid in see:
„Nun trinckend, lieben herren,
ir erstechend kein schiffman me!"

47. **H**ans Rot tet sich bald keren,
seit, wie es gegangen was,
zu sinen lieben herren:
„Nun merckents dester bas!
He! zwen fisch ich hüt gfangen han;
ich bitt üch umb die schuppen,
die fisch will ich üch lan."

48. **S**i schicktend mit im dare:
man zog sie usz dem see.
Der bulgen naments ware
und anders noch vil me;
he! si gabend im halbenteil:

des lobt er Gott von himel,
und meint, es wär wolfeil.

49. In wätschgern warend zwo schalen,
die waren von silber guot,
die wurdent Hansen Roten:
des was er wol ze muot.
He! er hat si nit verthon,
zLucern bi sinen herren
sind si behalten schon.

50. Do kam ein bott gar ändlich
gen Oesterrich ze hand:
„Ach edle frow von Oesterrich,
üwer herr ligt uff dem land;
he! zu Sempach im bluote rot
ist er mit fürsten und herren
von puren gschlagen ztod!“ —

51. „Ach richer Christ von himel,
was hör ir grosser not!
Ist nun min edler herre
also gschlagen ztod,
he! wo sol ich mich hin han?
Het er mit edlen gstritten,
man hett inn gfangen gnon.

52. Nun ylend wunderbalde
mit ross und ouch mit wagen
gen Sempach für den walde,
da sölt ir inn ufladen:
he! füerend inn ins closter in
hinab gen Künigsvelden,
da sol sin begrebnus sin!“

53. In und umb und uff dem sin
sig Hertzog Lüpolt erschlagen,
das tuond die herren ennert Rhin
von den Eidgnossen sagen:
he! ich setz ein anders dran,
wär er daheim beliben,
im het niemand leids gethan.

54. Mit im so tet er füeren
uff wägnen etlich fasz
mit hälsling strick und schnüren,
dann er der meinung was,
he! möcht er gesiget han,
so wolt er die Eidgnossen
allsamen erhencken lan.

55. Hett er kein unfuog triben
und nit sölch übermuot,
so wärind die edlen bliben
jetlicher bi sinem guot.
He! si tribends aber zfil:
des ist inen drusz erwachsen
ein sölich handvest spil.

56. Die frow von Mümpelgarten
und die von Ochsenstein,
si muostind langzit warten,
ob ir man kämind hein:
he! si sind ze tod erschlagen;
man hörtz in iren landen
gar jamerlichen klagen.

57. Die burger von Schafhusen
und die von Winterthur,
si kund gar sere grusen:
der schimpff, der dunckt si sur.
He! Diessenhofen und Frowenfeld,
die hand dahinden glassen
meng man uff witem veld.

58. Do rett sich ein burgermeister
von Friburg usz der statt:
„Wir hand ein reisz geleistet,
die uns geruwen hat.
He! wir müessend grosz schmache tragen,
das wîr uff fryer heide
von Switzern sind geschlagen!“

59. Die herren ab dem Rhine
und ab dem Bodensee,
hettinds zmäyen lan sine,
so wär inn nit gschechen wee.
He! wemm wend si das nun klagen?
man sach die selben mäder
gar wenig fuoder laden.

60. Desglichen die von Costenz,
die warend hoflich dran,
hand mit dem stier gefochten;
die flucht hand si genon,
he! ir paner dahinden glau:
zu Switz hangts in der kilchen,
da sichts meng biderman.

61. Von Lenzburg an dem tantze
da warend ouch die von Baden;
kuo Brüni mit irem schwantze
hat irn vil ztod erschlagen:
he! das tuot den herren wee;
si glust, keim sölchen pfaffen
ze bychten niemerme.

62. Und ouch der lange Frieszhart
mit sinem langen bart,
desglich der schenck von Bremgart,
die blibend uff der fart:
he! si sind ztod erschlagen:
ze Sempach vor dem walde,
da ligend si begraben.

63. Und namlich die von Zofingen
warend ouch an der not:
si hand gar redlich gfochten.
Ir vendrich ward gschlagen ztod;
he! ir paner, das was klein:
einer hats ins mul geschoben,
so kam es wider heim.

64. Desglichen die von Rinach,
die hand ein mordt getriben;
wie si das selbig hand volbracht,
das ist noch unverschwigen:
he! ouch warend si meineid:
und ee der schimpff ein ende nam,
do hat mans inen gseit.

65. Kuo Brüne sprach zum stiere:
„Ach sol ich dir nit klagen?
Mich wolt uff diser riviere
ein herr gemulcken haben:
he! ich hab imm den kübel umbgschlagen;
ich gab im eins zum ore,
das man in muoszt vergraben.“

Halbsuter unvergessen,
also ist ers genant;
zLucern ist er gesessen
und alda wol erkant:
he! er was ein frölich man:
dis lied hat er gedichtet,
als er ab der schlacht ist kan.

Muscatblüt.

Von den Lebensumständen des Dichters, dessen Name Muscatblüt (in einigen Handschriften auch Muscablnot oder Muscanpluot) ohne Zweifel angenommen war, ist uns Nichts bekannt; wahrscheinlich lebte er am Ende des 14. und am Anfang des 15. Jahrh., jedenfalls noch im Jahre 1437, da er ein Lied auf die Wahl Kaiser Albrechts II. gedichtet hat. Er war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, der, wie Beheim berichtet, mit Glück und Beifall an den Höfen der Fürsten sang. Daß er Böhmen genauer kannte und sich daher längere Zeit in diesem Lande aufhielt, scheint aus einem andern Gedichte (3) hervorzugehen.

Es sind nur wenige seiner Dichtungen durch den Druck bekannt geworden; von seinen übrigen, wie es scheint, ziemlich zahlreichen Liedern haben wir nur zum Theil genauere Kunde. Alle oder doch weitaus die meisten sind in einer ihm eigenthümlichen Strophenform von 22 kurzen Zeilen gedichtet, welche zwar nicht von einer gewissen Künstelei befreit ist, doch im Ganzen bei ihrem raschen Fortschreiten und ihrer reichen Mannigfaltigkeit nicht unangenehm wirkt, besonders wenn sie mit der Sicherheit, man könnte sagen, mit der Meisterschaft behandelt ist, die man ihm nicht absprechen kann. Da er außer den bekannten religiösen Gedichten, Minne- und Naturliedern auch noch lyrisch-didaktische, in die Allegorie sich versenkende Sprüche und Räthsel, so wie auch Erzählungen und Schwänke gedichtet hat, so darf er wohl mit Recht der vielseitigste Dichter seiner Zeit genannt werden. Es müssen die Schwänke oder schwankartigen Lieder zu seinen besseren Dichtungen gehören, wie umgekehrt die zum Theil bekannten Marienlieder bei einzelnen Schönheiten zu den schlechteren gerechnet werden müssen. In diesen schließt er sich einerseits an Frauenlob, dessen überkünstelte Manier und Sprache er nachzuahmen strebt, und andrerseits an die späteren Meistersänger, deren Formalismus schon hier im Keime zu erkennen ist, weshalb er bei ihnen auch in hohem Ansehen stand. Er kennt nicht bloß alle Wendungen und Bilder, deren sich Konrad von Würzburg und Frauenlob bedienten, er fügt ihnen noch manche neue hinzu, die freilich oft seltsam und geschmacklos sind. So ist ihm Maria „die Lade, da Gott selbst innen wohnt, die Gerte Aaronis, die Stärke Samsons, Ezechielis Port; in ihr ist uns das edle Wort: Ave entsprossen; sie ist eine wohldurchleuchtete Fackel, eine keusche Arche“. In einem andern Gedicht ist sie ihm „ein tiefer Teich, ein edles Myrrhenfaß, ein keusches Monstranzenglas“, in einem dritten ist sie „der Gnadenstengel in Gottes Hag, die wohlgepflückte Ruthe Aarons“, und in einem vierten endlich „eine österliche Sonne, ein wohlgeschickter Zedernbaum“ u. dgl. m. Wenn man sich hierzu noch vorstellt, daß Muscatblüt diese Marienlieder nicht bloß mit einzelnen lateinischen Worten, sondern mit vielen lateinischen Zeilen untermischt, die zum Theil ähnliche gesuchte Vergleichungen enthalten, so wird man ein genügendes Bild von ihrer Geschmacklosigkeit haben.

Viel glücklicher sind seine Naturlieder, in welchen er die höfischen Dichter durch die Wahrheit und Mannigfaltigkeit seiner Darstellung weit übertrifft. Es sind nicht bloß einzelne, stets wiederkehrende Allgemeinheiten vom Mai, Klee und Vogelsang, sondern lebendige Schilderungen einzelner Naturerscheinungen, die recht geschickt zu einem Ganzen vereinigt werden (1). Weniger gelungen sind seine Liebesgedichte, in welchen er weit weniger selbstständig ist, aber das alte höfische Minnelied nicht ohne Geschick nachahmt; auch sie zeichnen sich durch eine ungemeine Leichtigkeit der Sprache aus, welche an die besseren Zeiten der höfischen Kunst erinnert (2). Endlich hat Muscatblüt auch politische Lieder gedichtet, wozu ihm freilich der trostlose Zustand des Reichs, den er wahr und lebendig schildert (3), hinreichende Veranlassung gab; es ist aber auch dies ein weiterer Beweis von der Mannigfaltigkeit seiner dichterischen Bestrebungen und von seiner Objectivität, die sich nur in den religiösen Gesängen verläugnet. Außer dem mitgetheilten Gedichte dieser Art soll er, wie Cyriakus Spangenberg berichtet, ein Lied „Von dem Uebelstand des Reichs an die Kurfürsten“ gedichtet haben.

1. Frühlingslied.

1. Nach lust reit ich,
da freut ich mich
der sommer zyt;
der anger wyt
stund lusteclich gezieret. †

Do hat die heyd
ir winter cleit
gezogen ab,
mit richer hab
hat sie sich gemüszieret. †

Min hertz gantz voller frenden was,
ich sah die blumen knopfen;
so clein was nirgent nit ein gras,
dar an do hingen tropfen.
Von süssem taw
hat sich die auw
lusticlich überzogen
mit lilgen und mit rosen rot;
usz sender not
kam myn gemüt:
des meyen güt
hat mich noch nie betrogen.

2. Schaut, wie der walt
gar manigfalt
in grüne stat,
ein yglich blat
nach siner art gezynnet; †

Seht, wie das rysz
treit hohen brisz
ins meyen crafft:
sin linder safft
durch hertes holtz usz rynnet. †

Schaut an, wie wunniclichen stat
berg, heyd und auch der anger
mit manger lusticlichen sat;
das felt ist worden swanger
mit rechter frucht,
manch liebe zucht,
die nur der mey kan bryngen,
mit liechten blumen wol gefar;
die sonne clar
giebt liechten schin,
die vögelin
schœn in dem walde singen.

2. Minnelied.

1. Ich frä mich, das ich ye gesach
ein raines weib vor ungemach,
die mir zusprach
usz süssem lach:
mir was so gach,
bis das ich sy erchannte. †
Vil süsser red tett' sy mir kunt
usz irem rosenvarbem mundt:
ich ward entzundt
in hertzen grundt;
der eren funt
ich sy pillichen nante. †
Wan wan ain weib
tregt stätten leib,
die selben schreib
ich zu der ern prunnen.
Ir angesicht
ist mir ain liecht;
in meinem getîcht
gleich ich sy zu der sunnen,
wann sy durchleücht des mannes nam.
Wer frawen haszt, dem bin ich gram.
Ir weiplich scham,
die macht mich zam,
ir fruchtper stamm
mein dürres hertz durchprannte.

2. Ich sprach, das mir nye liebers wardt
dann raine weib in keüscher art.
An tugend hart
sind sy gelart;
die frawen zart,
sy tragn ein freys gemüte. †
Sy sind auch alles wandels on,
ir yede tregt der eren ein cron,
ich lob sy schon
in disem don:
ir werden man
lobt rainer frawen güte. †
Gebt in den preys
in diser weis:
das baradeis,
das künnen sy wol meren.
Ir weiplich zucht
tregt raine frucht:
habt zu in flucht
Got wil euch selber eren!
Wer rainer frawen nicht begert,
der ist an tugent usz gelärt,
sicher unwert
uff diser erdt,
und wird beswärt
usz haisser sorg gelüte.

3. Ain raines weib von anbegynn
ist aller tugent höchste mynn.
Ich fürcht, der synn
wöll mir zerrynn,
bis ich gespynn
ain lied von reinen frawen. †
Darumb bekümmert ist mein hertz,
nun ich mit meiner zungen lärtz.
Ir weiplich schertz
pringt goldes ärtz:
für sorgen schmertz
so künnen sy wol pawen. †
In sölichem trost
bin ich erloszt
usz sorgen rost
mit manigen senften grüssen.
Was mir gebrist
zu diser frist,
on argen list
das kan sy mir wol püssen.
Wann sy sind der tugent urspring
und trösten manigen jüngling,
der eren ring
pring sölich geding,
der ye empfieng
ir weiplich ane schwawen.

4. Nun wol dich, man, so du nun hast
ein raines weip, der eren ain last,
an sölichem gast
dir nye emprast!
Nun halt dich vast,
zart fraw, nach meinen worten, †
Wann ich grosz tugent von dir waiss;
du trittest wol in der eren kraisz.
Dein lieb durch raisz
mein hertz so haisz,
der mynne schwaisz
dringt durch meins hertzen garten. †
Zart fraw, verstee:
dein lob ich mer,
pflig stäter er
in deines hertzen clausen,
das du dich haltst
und mich nit spaltst,
auch nit drivalst,
so wil ich dich behausen
mit gantzen fräden manigvalt,
so wirst du, fraw, in eren alt.
Dein schön gestalt
hatt grosz gewalt
an sich gezalt
hie und in allen orten.

5. Nun wan ich in dem lande far,
so bist du, fraw, meins leibs bewar,
die mich gepar
on missevar.
Zart fraw, nym war,
wie edel ist dein name! †
Zu der sich Gott gemähelt hat
für aller sünder missetat,
dein er durchgat
des himels grat;
deins lobes pfatt
darff sich kain man nit schamen! †
Ich waisz mir ain,
ist keüsch und rain:
die ist allain
in meinem hertzen verschlossen.
Mein Muscanpluot
halt sy in huot
mit stättem muot,
so ist sy unverdrossen!
Wol dem ia, wem sy sind beschert!
Der sich von rainen frawen nert,
der ist gelert,
von Gott geert,
sein lob sich mert
von rainer frawen samen!

3. Ain grosse lug.

1. Ain purdin ich
hie lad uff mich,

die ist so swär
käm ainer her,
der mir sy haym hulff tragen, †
Das wär mir not,
das ich die pot
behallten möcht,
ob es dann töcht,
das ich nit wurd zerschlagen. †
Seid alle ding sind worden schlecht,
die symoney zergangen,
die priesterschafft, die helt sich recht,
in hochvart nymmer praugen
mit irem guot,
kain übermuot
hört man sy ietzunt treiben.
Ir fürsten, hörent newe mär:
kain wuochrer
vindet man mer
in kainem heer;
ir jarzal sol man schreiben.

2. **W**er wuochret hatt,
derselb durch Gott
das gibt hinwider.
Ich sprich, das seider
die fürsten reich sind worden. †
Wa ich hin gee,
ich hör nit me
von geittikait,
sey euch gesait,
aller gaistlicher orden. †
Die münich wol halb hailig sind,
ordentlich statt ir leben;
die nunnen tragn nymer kind,
ir keüsch behaltens eben,
wann ir gebett
ist allweg stätt,
der münich und ouch der nunnen.
Wer sich umb Got ergibt darein,
der selb on pein
in himel fert.
Wär ich gelert,
darein käm ich entrunnen!

3. **F**ürst, graf und herr
hallten ir er,
die frummen diet,
sy tuond sich nit
uf liegen und uff schmaichen. †
Ritter und knecht
hallten sich recht
in irer er:
es trübt sy ser,
das man arm lewt tuott laichen. †
Chain unrecht guott nemen sy ein
von iren armen lüten,
ir chainer darff nit leiden pein,
lieplich sicht man sy trewten.
Iren dienst sy nemen
mit grossem schämen,
poszhait lassen sy schleiffen.
So stand die lannd in guotem frid,
all by der wyd
darr nyemant nicht
in ir gericht
välschlichen greiffen.

4. **H**ört newe mär,
das die richter
behailigt sind
und ire chind
sind all ze engeln worden. †
Auch ire weib
mit sel und leib
die sind by Got,
es ist chain spott,
und ist ein hailiger orden. †
Darumb lob das englisch recht,
man chert sich nit an myeten,
man richt dem herren, als dem knecht,
dafür hilfft chaines pitten.
In irem gericht
darr nyemant nicht
kain falsche urtail sprechen.
Der gerichtzschreiber schreibet durch Got
alles, des not
in diser frist;
den argen list
tuot er gantz widersprechen.

5. **M**er ich bedeut:
all handtwercks lütt
sind triuer hanndt,
ich hör nyemant
über ir würcken clagen. †
Fürwar ich sag:
all masz und wag
die sind gerecht,
es dunckt mich schlecht,
ich wil nit fürbas fragen. †
Wie es ym lannd ze Behem stee,
das ist mir nun verschriben,
darynn vindt man chain hausen me,
der küng hatz all vertriben.
In kurtzer stund
küng Sigemund
ze Rom ist kaiser worden,
Venedig er gewunnen hatt;
mit weisem ratt
gwan er ein gaul
all vor Frigaul,
redlich hielt er sein orden.

6. **A**ller herschafft
hatt macht und crafft
in irem lannd:
ich hör nyemant
under das recht ichtz nemen. †
Alle amptlewt,
was hackt und rewt,
ist triues nutz,
unrechtes guotz
ist in gar wider zäme. †
Alle frawen und maid behalten ir scham
sy sind all keüsch und züchtig,
in Got sind sy gar fridesam;
all päum sin worden früchtig.
In diser frist
zwar nyemant ist,
der on recht werd betrogen.
Das pest, das ich eüch sagen wil,
das man chain spil
nit laiden tuot,
spricht Muscanpluot,
wie ferr hast du gelogen!

Hugo von Montfort.

Graf Hugo II. von Montfort, Herr zu Bregenz, geboren im J. 1357, machte mit dem

Dichter Oswald von Wolkenstein eine Wallfahrt nach Jerusalem, von welcher er in seinen Liedern manche Einzelnheiten berichtet, so von einem Sturme, der die Pilgrime des Nachts in einem Hafen von Syrien überfallen, und von den Plackereien, die er in Palästina von den Sarazenen zu erdulden hatte. Er starb im J. 1423, 67 Jahre alt, nachdem er, wie es scheint, bis zu seinen letzten Lebensjahren (die meisten seiner Gedichte stammen jedoch aus dem Jahre 1401 und den zunächst darauf folgenden) die Dichtkunst gepflegt hatte, die ihm stets treue Begleiterin war, ohne daß er jedoch nach Dichterruhm gestrebt hätte. Wenn er in seinen Gedichten an den Reimen Etwas vergessen habe, sagt er irgendwo, so möge es ein Andrer besser machen, er könne sich damit nicht abgeben; auch habe er meistentheils in Wäldern und Auen gedichtet und sei darzu geritten. Wenn seine Gedichte daher auch nicht ganz vollkommen wären, so solle man darob nicht lachen. Und in einem andern Gedichte sagt er, nachdem er berichtet, daß er den Titurel, die Blume aller deutschen Bücher, gelesen, und sich bemüht habe, nach dessen Vorbilde zu reimen, was ihm aber nicht gelungen sei: „So singt ja auch der Gauch Mit der Nachtigall in dem Maien; So dichte auch ich!" Daher erscheinen aber auch Hugo's Lieder als freie Ergüsse seines dichterischen Geistes, der sich in keine Form wollte einzwängen lassen, weil er auch nur für sich und zu seinem eigenen Vergnügen dichtete. So sehr seine Gedichte aber eben deshalb in der Form zurückstehen, so gewinnen sie nur desto mehr durch ihre Frische und ungezwungene Natürlichkeit. Allerdings ließ er die alten Minnesinger auf sich wirken, denen er, wenn auch nicht in der äußeren Gestaltung, doch in Inhalt und Anschauungsweise nacheifert; zugleich gab er sich aber auch dem Einflusse des Volksliedes hin, so daß sich in seinen Liedern eine merkwürdige, aber nicht unangenehme Mischung beider Richtungen kundgibt. Doch gilt dies vorzugsweise von seinen Minneliedern und Briefen, zu welchen ihm sein getreuer Knecht Burk Mangolt in Bregenz die Melodieen machte, während seine übrigen mehr didaktischen Gedichte oder Reden, wie er sie nennt, in ihrer meistens allegorischen Färbung sich über das Gewöhnliche nicht erheben.

1. Minnelied.

1. Mir bkam ain gsell am mayen tag
und bracht mir lufft von orient:
mit botschafft lieb, das ich euch sag,
die red, die ist mit lust benent.

2. Vil sach, die vacht mit grüenen an,
da mit die welt sich neren tuot:
der may mit fröden auff dem plan,
da von so habent hohen muot.

3. Die vogel singent über al
quint und quart mensur
mit mangem süeszen lieben schal,
etleicher halt tenur.

4. Ottaf die stimm erhellen tuot
in wald und auff gevilde
manig vogel frey gar hochgemuot,
sein fleigen, das ist wilde.

5. Meng blüemli rot und bla in blaw
gar liepleich sint entsprungen,
da bey so vindt man ytal graw,
grüen ist darin gedrungen.

6. Blüemli gel, brun und weysz
gar liepleich sind entsprossen;
der may mit allem seinem fleysz,
mit taw sind sy begossen.

7. Meng blatt gekrispelt und gebogen,
hin und her gezindelt,
auff mengem holtz gar unversmogen,
etleichs ist gewindelt.

8. Da für hort ich ein süessen don
ausz frawen mund erhellen;
das gæb mir frödenreichen lon
für vogel und für schellen.

9. Ir mündli rot für bluomen schein
ist liepleich anzesehen;
ir zenly weysz und da bey vein,
die sicht man auszher brehen.

10. Ir bræwli brawn by augen clar
mit scharpfen lieben blikken:
der selben bluomen nem ich war,
die kunnent hertzen strikken.

11. Ir har ist gel für bluomen schein,
blaw stæt in irem hertzen;
grüen ist sy gesund und ytal vein:
das kan wol wenden smertzen.

12. Es möcht leicht sein, ich red zevil,
meiner sel tæt bas ein swygen.
Ich lob die weyb für saiten spil,
für harpfen und für geigen.

13. Orgellen don und pfeiffen schal,
boggen laut erhellen,
das hat gen frawen doch kain wal,
als raussen gegen schellen.

14. Busunen schal und gloggen klang,
es ist als guot nit ze hœren,
und dartzuo aller vogelsang:
es mag nicht muot enbœren.

15. Als tuont die weib auff erden hie
vor allen creaturen:
lieber ding gesach ich nie,
sie sind zwar guot für trawren.

16. Wer schelkcht die weib und übel spricht,
es wird in noch gerewen,
ain zaichen, das er ist ain wicht,
sein ungelückh wird sich newen.

17. Verdorben hie, ald eren blosz,
es ist doch dikch beschehen;
der frawen wird er selten genosz,
hœr ich die weysen jehen.

18. Ir werden weib und töchterlein,
gedenkent mein zem besten;
Got hab euch in den hulden sein,
uwer lob wil ich ie gesten.

19. Ir bkent mich nicht, ich bkenn euch wol,
ir kunnent laid vertreyben;
die sælgen weib sind tugent vol,
glükch müesz zuo euch scheiben.

2. Ein Brief.

1. Ich schrib dir gern eluoge wort:
so hast du mein hertz gefangen;

mein lieber buol, mein hœchster hort,
du hasts in deinen banden.

2. Von gold ain ketten, die ist vein,
damit hast du es beschlossen:
dein aigen wil es yemer sein;
des ist es unverdrossen.

3. Und hat mir newleich potschaff getan,
es well sich von mir ziehen,
und well in dinem dinst bestan,
zuo deiner liebi fliehen.

4. Und spricht, das es kain anders treib:
es well by dir beleiben
(im gefiel auff erd nie bas ein weib),
zuo deiner liebi scheiben.

5. Also hast du mir das hertz abtrünig gemachen
mit gewalt an alle fürbott;
ich muoss meins schaden selber lachen.
Uns baide behüet der ewig Gott.

6. Ich chan mich zwar nicht ab dir clagen:
du tuost meinem hertzen guotleich;
so wil ich ye die warhait sagen:
bei dir so ist es frœdenreich.

7. Geben nach crists gebürt vierzehen hundert jar
(das schreib ich dir mit einem wort),
und in dem andern; das ist war,
mein lieber puol, mein hœchster hort!

Oswald von Wolkenstein.



Unter den wenigen ritterlichen Dichtern dieser Zeit, welche den abgestorbenen Minnegesang wieder zu beleben suchten, nimmt Oswald von Wolkenstein (oder, wie er auch einfach heißt, der Wolkensteiner) unstreitig eine der ersten Stellen ein, und das Interesse, welches er hierdurch auf sich zieht, wird noch durch sein bewegtes, an Abenteuern jeglicher Art reiches Leben nicht wenig erhöht. Denn Oswald ist auch zugleich einer der wenigen adeligen Sänger, von dessen Lebensumständen wir genauere Kunde haben, vielleicht weil er auch einer der wenigen Ritter ist, dessen Leben wahrhaft Merkwürdiges darbietet. Im J. 1367 zu Gröben in Tyrol geboren, fiel seine Jugend in eine äußerst bewegte Zeit, die auch für seine Heimat bedeutungsvoll war, denn in der Schlacht bei Sempach war der Kern des Adels von Tyrol an der Seite Leopolds gefallen. Einige Jahre darauf (1395) begleitete er nebst dem Grafen Hugo von Montfort den Herzog Albrecht auf seiner Wallfahrt ins heilige Land, und besuchte mit ihm die Nordküste von Afrika. Als er wieder in die Heimat zurückgekehrt war, fand er bald Gelegenheit, an den öffentlichen Angelegenheiten derselben Theil zu nehmen. In Folge der Siege, welche die Appenzeller (1403—1405) gegen ihren tyrannischen Abt Kuno von Stauffen und dessen Bundesgenossen, den Herzog Friedrich von Oestreich, erfochten hatten, war eine große Gährung im Landvolke von Tyrol entstanden, welches sich an die Appenzeller anzuschließen wünschte. Um dieser Gährung entgegenzuwirken und gegen allfällige Angriffe der Eidgenossen gerüstet zu sein, hatte der Adel von Tyrol den sogenannten Elephantenbund gestiftet, an welchem auch Oswald thätigen Antheil nahm. Doch drängte es ihn bald wieder hinaus in die Welt; er nahm Dienste bei Kaiser Siegmund, und er reiste nun bald als Gesandter, bald als Begleiter desselben nach England, Frankreich und Spanien zum Behufe der Kirchenvereinigung und des Constanzer Conciliums. In Spanien gewann er die Gunst der schönen Königin von Aragonien, die ihm eine goldene Kette schenkte und den Greifenorden verlieh, den er von da an beständig trug. Während des Zwistes der beiden Brüder Ernst und Friedrich von Oestreich, der zur Zeit der Kirchenversammlung in Constanz ausgebrochen war, schloß sich der Adel an Herzog Ernst an, während die Bürger und die Landleute auf die Seite Friedrichs getreten waren. Darob erzürnte dieser und sogleich nach geschlossenem Frieden zog er gegen den abtrünnigen Adel, zunächst gegen Oswald und seine Brüder, die er aus ihren Burgen vertrieb. Nur die Burg Greifenstein, wohin sie sich zuletzt geflüchtet hatten, widerstand den Angriffen des Herzogs, so daß er endlich die Belagerung aufgeben mußte und Oswald sich in Ruhe auf seine ihm noch übriggebliebenen Burgen zurückziehen konnte. Doch hatte er während eines Sturmes das rechte Auge durch einen Pfeilschuß verloren. Im J. 1419 zog er gegen die Hussiten nach Böhmen, wo er, wie immer, mit großer Tapferkeit focht. Dies war jedoch sein letzter Kriegszug; er kehrte nach demselben für immer nach seiner Burg Hauenstein zurück, wo er sich ganz der Dichtkunst widmete. Er starb 1445 in seinem 78. Jahre, nachdem er zweimal vermählt gewesen.

Leider sind seine Dichtungen noch nicht durch den Druck veröffentlicht, und wir müssen uns bei der Beurtheilung derselben auf diejenigen stützen, denen es vergönnt war, sie in der Handschrift zu lesen. Nach ihnen sollen sie in Bezug auf die Form, vornämlich aber ihrem Inhalte nach von

reicher Mannigfaltigkeit sein, welche den umfassenden, vornämlich durch seine Welterfahrung gebildeten Geist des Dichters beurkunden. Er hat zahlreiche Minnelieder und geistliche Gesänge, unter welchen sich auch Nachbildungen lateinischer Hymnen befinden sollen, sodann mehrere gereimte Lebensgeschichten, politische Lehr- und Spottgedichte verfaßt; diesen werden jedoch seine volksthümlichen Liebes- und Naturlieder weit vorgezogen, in denen sich ächt dichterische Begabung aussprechen soll. Wir kennen von diesen nur ein Trinklied, das allerdings in ächt volksthümlicher Weise gehalten ist und von Lebenslust sprüht, diese aber in so roher Weise ausspricht, daß wir Bedenken tragen mußten, es aufzunehmen. Andere mögen in edlerer Weise gehalten sein. In den Minneliedern suchte er, wie schon oben angedeutet, die höfische Poesie wieder zu verjüngen, und es ist ihm, wie selbst schon die wenigen bekannten Lieder zeigen, wenigstens in der Weise gelungen, daß er die Gefühls- und Anschauungsweise der ritterlichen Dichter sich völlig zu eigen macht. Viele von seinen Gedichten sollen merkwürdige Schilderungen enthalten, die er wahrscheinlich seinen vielfachen Reisen und Abenteuern entnommen hat, und diese mögen allerdings mannigfaches Interesse gewähren. In einer Reihe von Minneliedern besingt er die schöne Königin von Aragonien; alle aber sind trotz der immerhin rohen Sprache durch richtige musikalische Behandlung ausgezeichnet, wie er sie denn selbst componirte.

1. An die Geliebte.

1. Hercz, mut, leib, sel und was ich han,
das fröwt ein lieplich angesicht;
dem sol ich wesen undertan,
zu dienen stetiklich gericht.

2. Frow, du solt unvergessen sein
in meinem herczen ewiklich:
und wer das ouch der wille dein,
so ward nye kaiser mein gelich.

3. Ich wolt, du weszt an als gever
mein freuntschaft halb, die ich dir trag,
zwar du erfurst vil lieber mer
von dir zu mir an alle frag.

4. Wie ferr ich bin, so nahet mir
inbrünstiklich dein stolzer leib,
senlich darnach stet mein begier:
du fröwst mich zwar für alle weib.

2. Guter Rath.

1. Ich haisz es wol ain grosze not,
der lieb zu ainer frawen hatt,
und irs nit kunt sol tuon.
Der hat auch vil belangen,
wann scnen hat in umbfangen,
und hat ouch selten suon.
Wann er sy ane plicket,
die in umbfangen hatt,
sein hertz in lieb erschricket,
rott varb das an im schicket,
darnach in plaich er statt.

2. Wer lieb zu ainer frawen hatt,
der tuo irs kunt, das ist mein ratt;
das frät im scin gemüt.
Verlangen hilffet in gar clain,
so das nit waisz die zartt, die rain,
leicht tröstet dich ir güt;
Ob du dich ir erzaigest,
fräd mag dir werden kunt,
und dich ir friuntlich naigest
(schweigen ist das faigest),
dich tröst ir rotter mundt.

3. Gewert dich dann die rain, die guot,
die vein, die zart, die wolgemuot,
das sy pleibt an dir vest:
Friuntlich solt mit ir spilen,
gar haimlich und gar stille,
und schweig — das ist daz pest.
Wann schweigen, das ist allzeitt guot,
wer lieb nun pflegen wil:
schweigen beheltet er und guot,
das claffen warlich nit entuott,
und ist ein främdes spil.

4. Wann dich die lieb an schawet,
und dir im hertzen trawet,
das du verschwigen bist,
Wie mag sy dein emperen?
Ir fräd, die muosz sich meren,
und lebt on argen list.
Sy ist on alle sorgen,
waisz sy die stett by dir:
den aubent und den morgen
bist in ir hertz verporgen
in triu und lieber gir.

5. Wer wolt mer fräden begeren,
wann im sein morgenstern
lieplichen sich erzaigt?
So er wird schon umbfangen,
und sicht die vor im prangen,
zu der sein hertz sich naigt?
Fräd dient man wol mit schweigen
ja umb die fräwlin zart,
Gott tett die claffer faigen:
ich gib mich gantz ze aigen
meinem aller liebsten hort.

Heinrich von Laufenberg.

Wann Heinrich von Laufenberg geboren wurde, ist unbekannt, dagegen wissen wir, daß er aus Laufenburg am Rhein stammte. Er widmete sich dem geistlichen Stande und wurde Priester, später Dekan des Domkapitels in Freiburg im Breisgau, in welcher Eigenschaft er bis zum Jahre 1445 verblieb, in welchem er sich von der Welt zurückzog und in das Johanniterkloster zu Straßburg trat. Dort wird er wohl auch gestorben sein, doch ist das Jahr seines Todes unbekannt.

Heinrich von Laufenberg ist der bedeutendste und fruchtbarste Dichter geistlicher Lieder im fünfzehnten Jahrhundert, und er ist eben deswegen gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß auf die weitere Entwickelung des Kirchenlieds geblieben. Seine geistlichen Lieder sind sehr mannigfaltiger Art. Zu den frühesten mögen wohl die Nachbildungen oder Uebersetzungen alter lateinischer Kirchengesänge gehören, in denen er die Schönheit und den tieferen Sinn freilich oft der wörtlichen Uebertragung oder auch dem Reime aufopfert, wie in der Uebersetzung des schönen Ambrosianischen Lobgesangs: „Veni redemptor“ (3). Manchmal hat er sogar die deutsche Uebersetzung an den lateinischen Text, den er übrigens erweitert, unmittelbar angeschlossen.*) In

*) Solcher Art ist die Uebersetzung der bekannten Hymne: „Ave, maris stella“, deren erste Strophe also lautet:

dieser Weise hat er auch selbstständige Lieder gedichtet, sich aber nicht immer begnügt, die deutschen Zeilen mit lateinischen abwechseln zu lassen, sondern auch manchmal lateinische und deutsche Wörter wunderlich durcheinander gemischt. *) Unter seinen rein deutschen Liedern sind weitaus die meisten dem Preise der heil. Jungfrau gewidmet, unter welchen sich auch einige größere Gedichte befinden, die, wie „Unser frowen krenzlin", „Unser frowen vingerlin", „Unser frowen schäppelin" mit geschmacklosen Bildern überladen sind, indem er von diesem Kranz oder Ring ungefähr in der Art dichtet, wie Hugo von Langenstein von dem Kopfschmucke der heiligen Martina (s. o. S. 470). Weitaus die besten Lieder Heinrichs von Laufenberg sind diejenigen, in welchen er weltliche Gesänge und vorzüglich bekannte Volkslieder geistlich umdichtete, wie das „Lob der heiligen Jungfrau" (2) oder „An meine Seele" (4), vor Allen aber das schöne, tiefgefühlte Lied „Heimweh" (1), welches freilich seine andern Gedichte in Sprache, Darstellung und wahrhaft poetischer Anschauung so unverkennbar überragt, daß es Uhland nicht für ein Erzeugniß unseres Dichters, sondern für ein ursprüngliches Volkslied zu halten scheint. **)

1. Heimweh.

1. Ich wölt, daz ich deheime wer
und aller welte trost enber.

2. Ich mein doheim in himelrich,
do ich Got schowet ewenclich.

3. Woluf, min sel, und riht dich dar!
do wartet din der engel schar.

4. Won alle welt ist dir ze clein,
du kumest denne wider hein.

5. Dohein ist leben one tot
und gangi fröiden alle not

6. Do ist gesuntheit one we
und wäret hüt und iemer me.

7. Do sind doch tusend jor als hüt
und ist ouch kein verdriessen nüt.

8. Woluf, min herz und all min muot,
und suoch daz guot ob allem guot!

9. Waz daz nüt ist, das schetz gar clein
und jomer allzit wider hein!

10. Du hast doch hie kein bleiben nüt,
es si morn oder es si hüt.

11. Sid es denn anders nüt mag sin,
so vlüch der welte valschen schin!

12. Und rüw din sünd und besser dich,
als wellest morn gen himelrich!

13. Alde, welt! Got gesegen dich:
ich var dahin gen himelrich!

2. Preis der heiligen Jungfrau.

1. **I**ch weisz ein stolze maget vin,
ein edli künigin,
Ich weisz in himels landen
kein höher keiserin.
Sölt ich ir lob nun sagen
und all geschrift erfragen,
daz wer der wille min.

2. **G**ot grüesz üch, edli keiszin,
Got het üch userwelt
Ein muoter, maget reine,
ir zuht im wol gevelt,
Ir edler magetuome,
ein wisser gilgen bluome,
zu dem sich Got geselt.

3. **D**az wort des vaters eine
vom himel usse trang
In dich, du maget reine,
din küsch in dar zuo zwang,
Daz er us vaters schosse
wolt werden min genosse:
ich hatz begeret lang.

4. **G**ot nam si gar behende
bi siner gnaden hand,
Er furt si an ein ende,
do si all tugent vant.
Her Gabriel si priset,
der heilig geist si wiset
mit siner minne band.

5. **D**az edel weissen korne
het si gemalen wol,
Die maget hoch geborne
ist aller gnoden vol:
Si kan den stein wol billen
nach irem liebsten willen,
der uns behalten sol.

6. **S**i kan die müeli rihten,
da Got sin gnade malt,
Und unser sünd vernihten
won si het sin gewalt.
Ach, edli maget guote,
güss uber uns sin bluote,
wesch, waz im missevalt.

7. **L**osz an daz wasser fliessen
der edlen gnaden din
Jhesum den vil süessen,
wan ich ein sünder bin.
Ach keiserin gar stolze,
der für mich hieng am holze,
den bit mir gnedig sin!

8. **D**az körnli ward gemalen
ze reinem simel meal
All in der menscheit schalen,
do es ward bleich und gel:
Uf mittendag ze none
daz weissen körnli frone
gab für uns hut und vel.

9. **D**ar us so ward gebachen
daz edel himel brot:
Min sel, des soltu lachen,
wan es was dir gar not.

Ave, maris stella, bis grüest ein stern im mer,
tu verbi dei cella, du Gotes muoter her,
dei mater alma, du Gotz gebærerin,
tu virtutum pulma, du aller tugent schrin,
atque semper virgo, du muoter, küsche meit,
tu plena dei verbo, als Gabriele seit,
felix celi porta, die sah Ezechiel,
per te est salus orta, der war Emanuel.

*) So heißt die dritte Strophe des Lieds: „*Salve*, bis grüest."

Sancta celorum conditrix,
du edli Gotes *genitrix*,
quid sol ich *de te singen*,
cum cuncti de te
vil lobend wunder dingen?
So rüeffend wir dich *omnes* an,
und gerend din *levamen*;
alpha et o,
nun mach uns fro,
nun und ouch *semper*, *Amen*.

**) Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder. I, 2. S. 1037.

Daz sol dir spise geben
bis in daz ewig leben,
da als din leid zergot.

3. Veni redemptor.

1. Kum her, erlöser volkes schar,
erzöig din gburt der megde clar,
daz wundert alle welt gemein,
wan solich gburt zimt Got allein.

2. Nüt von mannlichem samen ist,
denn us des helgen geistes frist
Gotz wort die menscheit an sich nan,
die fruht des libs hat blüejet schon.

3. Der megde lib gewahsen hat,
ir küscher lib beslossen stat,
die van der tugent schinend har,
Got in sim tempel nement war.

4. Us gat er von dem gaden sin
und us der megde künglich schrin,
der zweiget ris in siner substanz,
daz er den weg lauf frölich ganz.

5. Sin usgang von dem vater was,
sin widergang in vaters schas,
sin uslouf unz in hellen pfuol,
sin widerlouf zuo Gotes stuol.

6. Glich bistu vaters ewikeit,
nun gürt dich bald in libes cleit,
die krankheit unsers libes ser,
mit tugent sterk uns iemermer.

7. Din kriplin nun uns allen schint,
ein nüwes lieht die naht enzünt,
daz onch kein naht erlöschen kan,
daz lieht sönd wir im glouben han.

8. Got vater si nun lob geseit
und sinem sun in ewikeit,
mit dem geist, der uns trösten wil
nun und allzit an endes zil. Amen.

4. An meine Seele.

1. Ach döhterlin, min sel gemeit,
wiltu der hell endrinnen
und schowen Got in ewikeit,
so ker din muot von hinnen.

2. Din fründ, vater und muoter din,
gewalt der zit und eren,
daz muost du alles lassen sin,
wiltu ze Got dich keren.

3. Die welt gat in der sünden naht
und irret in den sinnen:
ach edle sele, daz betraht
und ker din herz von hinnen.

4. Halt us mit rüwens bitterkeit,
din herz soltu verbinden,
und wer es aller welte leit,
so hüet dich vor den sünden.

5. Got füert dich zuo der rehten hand
us diser welt ellende,
und setzt dich in daz vater land,
do fröud het niemer ende.

6. Do blibst du dag und onch die naht
mit Gottes minn umbvangen,
waz herzen fröuden ie erdaht,
die hest on als belangen.

7. Stand uf, stand uf, du sele min,
ker dich ze Gotes muoter,
und bit die edle künigin,
daz si dich hab in huote.

8. Sprich wilkom, edli künigin,
die gnad vor Got het funden,
enphah mich in die gnade din
an mines todes stunden.

9. Es ist mir dick und vil geseit,
ich wolt es nie gelouben,
der valschen welte trugenheit:
nun sich ichs mit den ougen.

10. Slah mirs nit under ougen min,
lasz mich dich, herr, erbarmen:
ach, durch die edle muoter din,
enphah mich in din armen!

Michael Beheim.

Wir werden in dem der epischen Poesie gewidmeten Abschnitt auf Michael Beheim und dessen merkwürdiges Leben zurückkommen; seine lyrischen Gedichte, zu welchen wir auch die religiös-didaktischen rechnen, da sie in lyrischen Strophenformen abgefaßt sind, können nur zu wenigen Bemerkungen Anlaß geben. Es läßt sich von ihnen nur ihre große Anzahl rühmen, wenn dies überhaupt ein Ruhm sein kann, so wie die Mannigfaltigkeit des behandelten Stoffes; dagegen sind sie in Bezug auf Darstellung und Inhalt durchaus unbedeutend. Zwar läßt sich nicht läugnen, daß sich in seinen zahlreichen Liedern manche glückliche und selbst schöne Gedanken finden, aber sie werden durch einen solchen Schwall gewöhnlicher und geistloser Redensarten so sehr verdunkelt, und zudem durch die rohe und unbeholfene Sprache so verunstaltet, daß sie selten oder nie in ihrer Bedeutsamkeit hervortreten. Beheim gehört im vollen Sinne des Worts schon zu den späteren Meistersängern, welche das Wesen der Poesie in der äußeren Form suchten, die sie doch nicht zu beherrschen verstanden; deshalb tragen auch alle seine lyrischen Dichtungen den unwandelbaren Charakter der „Meistersingerkunst", sie mögen religiösen oder weltlichen Inhalts sein, sie mögen von der Poesie und den Sängern, von der Liebe und Natur handeln, oder das Lob der Fürsten besingen, oder ins Gebiet der epischen Poesie hinübergreifen und Sagen, Mährchen oder balladenähnliche Geschichten, oder endlich Züge aus seinem Leben erzählen, wie von seiner Meerfahrt oder von seiner Geburt und seinem Herkommen. Alles ist gleich steif und geschmacklos. Eines seiner besten Gedichte ist das von uns mitgetheilte. So wahr jedoch der Satz ist daß die Grube der Poesie unerschöpflich sei, so wenig kann uns der Dichter überzeugen, daß er diese Grube gefunden habe, und wir werden, seinem stolzen Selbstgefühl gegenüber, unwillkürlich an die bescheidene Aeußerung Marners erinnert, der doch ein Dichter im vollen Sinne des Wortes war (s. o. S. 90 u. 93. Nr. 15).

Trommeten-weisz.

Wie Michel Beham zuerst sein kunst hat funde.

1. Ich kam uf ein gevilde,
ich Michel Beham von Weinsperg Sültzbach,
in ein gebürg, was wilde,
da was vil wunderlichs gevertz.
Da stunt ein silber grube,

mein hertz was fro, da ich sie anesach,
dareyn ich mich nun hube
und wolt da suchen silber ertz.
Ich spurt vil greber, die da wern gewesene
und vor mir heten graben.
Das öberst, daz gut was zu gewinnen, daz was als dahin,
ich kund nichtz vinden me:
des must ich armer lang zeit schuaben.
Die ersten funden ertz gar mancherle,
wie sie es wolten haben,
darumb was grosz der ir gewin.

2. Wann sie nun gruben desse,
so furen sie dann hin und slugen gelt
dort in der künsten esse;
sie slugen mancher hande brech,
Die in den landen gingen,
wann sie gaben sie ausz in all die welt,
man hort sie noch erklingen,
reichleichen schallen ir gesprech.
Nu stalt ich mich gar emmszlichen do zu werk,
ich sprach: „Der abenteure,
der wil ich han, oder ich wil graben bis an mein end.
Ich grub mit gantzer sterck
durch herte vels und stein gemeure.
Do ich lang zeit und tieff grub in den berck,
do gab mir Got sein steure,
daz ich vant ertz wal neüner hant.

3. Davon so wil ich müntzen
daz brech, daz mir nieman verslahen kan;
mein hamer, der musz clüntzen,
ob mir nu Got daz leben frist.
Welt ich noch tieffer hawen,
ich fünd ir leihter mer, kæm ich daran,
ich sofft, cz solt mir zawen;
wann der berg nit zu leren ist.
Daz graben ist getiht, daz ertz beteutet dön,
die müntz geleichet singen,
den perck zel ich zu mussika der edeln kunst vil her.
Manch tumer hat die wön,
man kunn kain don nit mer volbringen:
ir sein noch vil on zal manchveltig schön,
die nummer gar entspringen;
wann musica, die würt nit ler.

Hans Rosenblüt.

Obgleich Hans Rosenblüt, zubenannt der Schnepperer, vorzugsweise durch seine Schwänke und seine Fastnachtspiele berühmt geworden ist, so gebührt ihm doch auch wegen seiner Weingrüße und Weinsegen eine ausgezeichnete Stelle unter den Lyrikern seiner Zeit, und dieselben sind seinen übrigen Dichtungen vielleicht sogar vorzuziehen, jedenfalls aber gleichzustellen. Während er in seinen Schwänken und Dramen den Uebermuth bis zur unanständigsten Ausgelassenheit steigert und Liebeshändel und Liebesabenteuer mit der nacktesten Wahrheit schildert, überschreitet er in den Weinliedern niemals die Gränzen der erlaubten Lebenslust. Die Freude am Wein und am Trinken ist nicht bloß sinnlicher Natur; sie wird vielmehr von der liebenswürdigsten Gemüthlichkeit getragen, vor welcher keine Rohheit bestehen kann, die aber auch über die untergeordnetsten Verhältnisse Reiz und Zauber verbreitet.

Rosenblüt hat diese Lieder oder vielmehr Sprüche, achtzehn an der Zahl, in einem Büchlein gesammelt, und zwar so, daß je auf einen Weingruß vor dem Trinken ein Weinsegen nach dem Trinken folgt. Wir theilen einige der schönsten mit.

1. Weingrusz.

Nu grusze dich Got, du edels getrangk!
frisch mir mein lebern, sie ist krank,
mit deinen gesunten heylsamen tropffen:
du kanst mir all meiu trawer verstopffen.
Selig sey der hecker, der umb dich hackt;
selig sey der leser, der dich abtzwackt
und dich in ein kubel legt;
selig sey der, der dich in die kaltern tregt;
selig sey der putner und die hant,
der dich mit reiffen umb pant,
und dir da macht ein hultzein hawsz;
selig sey der, der dich ruffet awsz;
selig sey der wirdt, der schenken erdacht;
selig sey der pot, der dich herebracht;
selig sey der, der dich hat eingeschenckt;
un selig sey der, der ein sollichs erdenckt,
das man die masz sol machen clein!
Nu behut dich Got vor dem hagelstein
und vor des kalten reiffes frost,
du gantze labung, du halbe kost!
Nu muszen alle die selig sein,
die do gern trincken wein;
den musz Got alltzeit wein bescheren
und speise, damit sie den leib erneren.
So wil ich der erst sein, der anfecht,
und wil einen trunck wol tun und recht.

2. Weinsegen.

Nu gesegen dich Got, du allerliebster trost!
Du hast mich offt von groszem durst erlost,
und jagst mir alle mein sorge hinwegk,
und machest mir alle mein glieder keck.
Wenn du machest manchen pettler frolich,
der alle nacht leyt auf einem bosen strolich;
so machst du tanntzen munchen und nunen,
das sie nicht teten, truncken sie prunnen;
so machst du manchen hantwergkman,
das er in einem zurissen cleyt musz gan.
Die alten pawren in den dörffen,
der hast du manchen in das kot geworffen,
wan sie sich nesteln an ein weinreben.
Das sey dir alles vor Got vergeben,
und ich gepewt dir bey bepstlichen bannen,
du seist bey frawen oder bey mannen,
so kum herwider zu rechten zeiten,
wenn ich den munt offt in die swem musz reyten.

3. Weingrusz.

Nu grusze dich Got, du lieber trunck!
Ich was dir holt, da ich was jungk:
so wil ich im alter nit von dir weichen;
ich wil dir nacht und tag nachschleichen.
Und wo du bist, da bin ich gern,
wenn ich kan krawsen und pecher lern,
und auch wol slawcheu awsz dem glasz:
das lernt ich wol, da ich jungk was;
doch dunckt mich, ich thu im alter auch recht.
Alle meine freunde haben dich nie versmeht,

wann du zewhest an dich, als der mangnet.
Mancher zu mittage zu dir geht,
der kawm von dir kumpt zu mitternacht:
das haben dein süesze zug gemacht.
Und wurffest du ir zehen nachts in das kot ernider,
so gingen sie doch des morgens alle gern hinwider,
und suchen sollich lieb und fruntschafft zu dir,
sam werest du ir leiplicher pruder.
Alle juden, heyden und crysten, die piten,
das Got beschawern wolle und befriden
den stock und die reben, daran du hangest.
Wenn du so lieplich vor mir prangest,
wie mochte ich dir das ummer versagen?
Ich muste dich herein gieszen in mein kragen.

4. Weinsegen.

Nu gesegen dich Got, du krafftreiche labung,
du wol zehende sanfft drabung,
du süeszes meyenpad meiner zungen!
Du frischt mir die lebern und feuchtest mir die lungen,
als wenn es auf durren acker tawt.
Wenn man dich in einem gleslein schawt,
so kan man deines herren frumkeyt schetzen,
ob er dich gefelscht hab mit dem vetzen,
das er mit dir treybt uber jar,
mit milch und ouch mit eyer klar,
mit steinsaltz und auch mit sweinen swartten,
damit der kelerknecht dein musz warten,
mit senuff, mit weydaschen und mit tropffwurtz,
davon dein edel nympt offt untersturtz.
Der zoll, der hat dich ubel gesmaltzen;
so hat dich das ungelt gar versaltzen:
das prufen die armen in der taschen.
Wenn man dir dann den spunt sol waschen,
so muszen zweintzig masz zulauffen.
Wer das dann für wein wil verkauffen,
der wil seinen nechsten als trewlich betzalen,
als einer, der gut mele awsz mewszkost wil malen.

5. Weingrusz.

Gott grusz dich weyn, und auch dein krafft!
an dir ligt grosze meisterschaft;
unmässig grosz ist dein gewalt,
denn du erfröuwest jung und alt,
und gibst auch sterck vil manchem man.
Wenn er zum sturm und streit sol gan,
so scheucht er weder wurff noch schleg;
er steygt durch stauden und geheg,
hat er den weyn mit kraft verschloszen:
er ist zu fechten unverdroszen.
Hat er den kerausz in der stiern,
so glangt im auch wol zu hofiern,
zu tantzen reyen und zu springen,
den stein zu werfen und zu ringen.
Fürwar, so darf sein nieman beyten:
er ist zu stürmen und zu streyten
gar kün und darzu unverdroszen.
Hat er des weynes krafft genoszen,
so streyt er künlich mit der parten,
und hawet manche grosze scharten
durch herten harnisch und durch platten;
auch niemand darf im darzu ratten.
Allein der weyn, der macht ju starck:
solt er verschlahen zehen mark,
das wer jm als ein schlehen kern.
Darumb wil ich dich trincken gern,
seyt du hast solch sterck und gewalt:
des sol dir dienen jung und alt.

6. Weinsegen.

Gott gesegen dich, wein, und ouch dein güt!
Sich kümmert seer das mein gemüt,
dasz ich ein wenig möchte dichten:
so kan ichs nirgends ausgerichten.
Ich wil mein leyd mit dir verschrancken:
du tröstest auch gar manchen krancken,
weyb und man, priester und leyen.
Ich wil noch tantzen an dem reyen,
dieweyl ich nur mag aufgehopffen:
dann deine süesz und edel tropfen
schmacken mir wol auf meiner zungen.
Darumb gebeut ich alt und jungen,
dasz sie halten den wein in eeren:
der kan uns unser leid verkeren.

Veit Weber.

Es wird allgemein angenommen, daß Veit Weber aus Freiburg im Breisgau gebürtig war; beweisende Gründe für diese Behauptung liegen zwar nicht vor, es ist vielmehr die Andeutung, auf welche sie sich stützt, sehr ungenügend; man wird sich jedoch an diese halten müssen, so lange es nicht gelingt, bestimmtere Beweise aufzufinden. Veit Weber schließt nämlich eines seiner Lieder mit folgenden Worten: „Vit Weber ouch ist er genant, Zu Friburg im Brisgawe Ist er gar wol erkannt.“ Es ist dies aber eine nicht ungewöhnliche Formel der damaligen Dichter, ihre Heimat oder ihren Wohnort zu bezeichnen. In einem andern Liede findet sich eine lobende Erwähnung von Freiburg, zwar ohne daß eine Beziehung auf den Dichter ausgesprochen würde, allein mit unverkennbarer Vorliebe für diese Stadt, da er ihr eine ganze Strophe widmet, während alle übrigen Städte und Länder nur in kurzen Zügen geschildert werden. *)

Veit Weber war ohne Zweifel ein wandernder Sänger, vielleicht war er daneben ein öffentlich angestellter Dichter, ungefähr in derselben Weise wie die etwas späteren Spruchsprecher (s. o. S. 587), nur daß er von mehrern Städten zugleich als solcher bezeichnet war, deren Schilde er zur Beglaubigung an sich trug. **) Der Gesang war, wie die

---

*) „Lob hör ich *Fryburg* jechen,
die warend gar wol gemuot,
man hat sy gern gesechen,
ir harnesch, der was guot;
es was gar ein hübsche schar:
wo sy im volck umbzugen,
man nam ir eben war.“

Lied von dem „Strit von Erikort“ 9. Strophe — daß aber Freiburg im Breisgau gemeint ist, erhellt daraus, daß es mitten unter den oberrheinischen Städten erwähnt ist, während die schweizerischen Städte und Länder erst später genannt werden.

**) Dies geht aus der ersten Strophe seines Lieds auf Freiburg im Uechtland hervor:

„Mit gesang vertrib ich min leben,
vom tichten kan ich nit lan;
darumb mir stett hand geben
die schild, ich an mir han,
daz ich mich dester bas mög erweren,
und erlich kum gegangen
für fursten und für herren.

eben erwähnte Stelle besagt, sein Lebensberuf, an welchen ihn aber auch innere, unwiderstehliche Neigung fesselte; wenn uns daher auch nur fünf Lieder von ihm überliefert worden sind, so darf nicht bezweifelt werden, daß er deren eine weit größere Anzahl gedichtet hat. Diejenigen, welche uns aufbewahrt worden sind, hat Diebold Schilling in seiner später zu erwähnenden Chronik mitgetheilt; sie beziehen sich sämmtlich auf die Burgunderkriege (1474—1476), an welchen der Dichter thätigen Antheil nahm; wenigstens wohnte er, wie er selbst erzählt, den Schlachten bei Herikort und Murten bei. Es sind freilich diese Lieder dem vortrefflichen Schlachtgesang Halbsuters nicht gleich zu stellen, welchen sie weder an Begeisterung und Schwung, noch an naiver Einfachheit erreichen; allein es gehören die besseren von ihnen und insbesondere auch die „Schlacht bei Murten" immer noch zu den gelungensten Kriegs- und Siegsliedern des Zeitraums, und übertreffen die gleichzeitigen Gesänge aus dem mittleren Deutschland durch Klarheit und lebendigen Gang, so wie durch größere Volksmäßigkeit und Darstellung, die sich namentlich auch in einzelnen ironischen Zügen kund gibt, welche hie und da mit Glück eingefügt sind, und in denen sich nicht bloß Hohn gegen den frühern Uebermuth der Besiegten, sondern auch das Selbstbewußtsein eigener Kraft und Tapferkeit ausspricht. Vortrefflich und eines großen Dichters würdig ist in dem Liede auf die Schlacht bei Murten die naive Schilderung der Kampflust, welche die Eidgenossen kund geben, als ihre Führer sich vor dem Beginn der Schlacht zum Kriegsrathe versammelt hatten (Strophe 14).

1. Von dem Siege bei Murten.

1. Min hertz ist aller fröwden voll,
darumb ich aber singen sol
und wie es ist ergangen:
mich hat verlanget tag und nacht,
bisz sich der schimpf nun hat gemacht,
nach dem ich han verlangen.

2. Der hertzog von Burgunn genant,
der kam für Murten hin gerant;
sin schaden wolt er rechen,
den man im vor Granson hat getan:
sin zelten spien er uff den plan,
Murten wolt er zerbrechen.

3. Thurn und muren schosz er ab;
darumb man im gar lützel gab:
sy lieszen es Got walten.
Darinn so warent mannlich lüht;
umb der Burgunnern gabents nüt:
die statt hant sy behalten.

4. An einer nacht da stürmt er fast:
er lies ihn weder ruh noch rast:
Murten wolt er haben.
Des kament die Walchen in grosze not:
wol tusent bliben wund und tod;
mit Walchen füllt man die graben.

5. All die in Murten sind gsin,
die hand gros ehre geleget in:
will ich von inen sagen;
und welcher es vermöcht am guot,
so riet ich das in meinem muot,
man het in zu ritter geschlagen.

6. Ein edler houptmann wol erkant,
von Bubenberg ist ers genant,
er hat sich ehrlich gehalten;
sin büchsenmeister schussen wol:
fürbas man nach im stellen sol,
wo man ein statt wil behalten.

7. Das wart den Eidgnoszen geseit,
und wie das Murten wer beleit;
den pund thet man in schriben:
sy solten komen, es thete not.
Wie bald man inen das entbott,
daheim wolt nieman bliben.

8. Dem edlen hertzog hochgeborn
von Lothoring, dem thet es zorn,
des Weltschen ungefuge;
er kam mit mengem edelman
zu den frommen Eidgnoszen:
sinen ehren thet er genuge.

9. Des fürsten züg von Oesterrich,
Straszburg, Basel desglich,
und ander puntgenoszen,
die kament in einer groszen schaar
wol zu den Eidgnoszen dar:
in nœten wend sys nit laszen.

10. Kein hübscher volck gesach ich nie
zusamen kommen uff erden hie
in kurtzer zit als balde.
Sy brachten büchsen one zahl,
vil helbarten breit und ouch schmal;
von spieszen sach man ein walde.

11. Do man zahlt von Christ fürwar
tusent vierhundert und sibentzig jar
und das sechst was kommen,
an einem samstag, ich üch sag,
an der zechen tusent rittern tag,
schuof man gar groszen frommen.

12. Do es wart an dem morgen fruo,
da ruckt man fast gen Murten zuo
durch einen grüenen walde:
des wurden die in Murten fro.
Den hertzogen fand man gewaltig do:
da huob sich ein schlachten balde.

13. Eh man kam durch den wald so grüen,
do schluog man mengen ritter küen,
die man thuot wol erkennen:
der hertzog von Lothoring, der was der ein.
Sy redten all zusamen gemein:
„Wir wellen vordann rennen!"

14. Ein schneller raht, der wart gethan,
wie man den hertzogen solt griffen an;
do hort ich mengen sprechen:
„Ach Got, wann hat ein end die sag?
Nun ist es doch umb mitten tag:
wenn sond wir howen und stechen?"

15. Jeglicher truog sin paner starck,
dahinten sich auch nieman verbarg,
sy hatten mannes muote;
menglich gedacht in sinem sinn,
wie man den hertzogen von Burgynn
wolt legen in rohtes bluote.

16. Die vorhuot, die zoch vornen dran;
darunder waren zwey schœne fahn:
Entlibuoch was das eine,

das ander Thun mit sinem stern;
sy warent by einander gern,
man sach ir tliechen keine.

17. **D**ie ritter ranten vornen drin;
sy leiten all ir glenen in,
do sy ir fiend sachen:
umb ir geschütz so gabents nüt;
sy wagten alle iro hüt:
zu inen thet man sich nachen.

18. **D**ie büchsen schuszen zmitten an:
sy lüffen mit inen vornen dran;
die langen spiesz desglichen.
Den hellenbarten was so not:
damit schluog man sy vast zu tod,
die armen und die richen.

19. **S**y warten sich ein kleine fast,
darnach sach man sie tliechen fast;
gar vil die wurden erstochen
der fuoszknecht und der kürisser:
das feld lag voller glen und sper,
die an ihn wurden zerbrochen.

20. **E**iner tloch her, der ander hin,
do er meint wol verborgen sin:
man tœt sy in den hursten;
kein grœsser not sah ich nie me:
ein grosze schar luff in den see,
wie wol sy nit was dürsten.

21. **S**y wuten drinn bis an das künn:
dennocht schos man fast zu ihn,
als ob sy enten weren;
man schifft zu inen und schluog sy zu tod:
der see, der wart von bluote rot;
jemmerlich hort man sy pleren.

22. **G**ar vil, die klummen uff die böwm,
wiewol ir nieman mocht haben gœm;
man schosz sie als die kregen:
man stachs mit spieszen über ab;
ir gefider inen kein hilff gab,
der wind mocht sy nit wegen.

23. **D**ie schlacht wert uff zwo gantze mil:
dazwüschen lagen Walchen vil
zerhowen und zerstochen:
des dancken Gott früe unde spat,
das er der frommen gesellen tod
zu Granson hat gerochen.

24. **W**ie vil ir nun ist kommen umb,
so weis ich doch nit gantz der summ;
doch han ich gehœret sagen,
wie man hab dem weltschen mann
sechs und zwentzig tusend uff dem plan
ertrenckt und ouch erschlagen.

25. **N**un glouben mir hie diser wort:
fürwar uff der Eidgnoszen ort
sind nit zwentzig mann umbkommen;
daby man wol erkenen mag,
daz sy Gott behüet nacht und tag,
die küenen und die frommen.

26. **W**er ihn zu fliechen niht gesin als not,
man hæt sy all erschlagen tod:
so wer es worden weger.
Die sonn den bergen was als noch,
das man nit bas zu inen zoch:
man schluog sich in sin leger.

27. **D**as was wol einer halben mile breit,
ob tusent zelten darnff gespreit:
darvon thet man in triben;
alle sin büchsen, die er hat,
mit denen er schosz zu der statt,
die muoszten alle beliben.

28. Und alle paner, die da waren,
die vor ziten sind verloren,
daran die schwenckel hingen,
die hat man inen genommen ab,
und ir ritterlichen hab,
die sy dazumal begingen.

29. Man zoch dem graffen in sin land,
schlosz und statt man ihm verbrant:
Reymond wolt nit stille sitzen;
ein schweiszbad hat man ihm gemacht;
wer er drin gseszen über nacht,
er hette müeszen schwitzen.

30. Man treib mit ihm schaffzabelspiel:
der fenden hat er verloren vil,
die hutt ist ihm zwürent zerbrochen;
sin roch, die mochten ihn nit verfan,
sin ritter sach man trurig stan;
schoch matt ist ihm gesprochen.

31. Die Eidgnoszen heuschen ihm kein brot,
wie wol er sy für bettler hat:
sy land sich nit erschrecken;
ir bettelsteb sind spiesz und glen;
die seck stoszt man ihm in die zen,
die spis wil ihm nit schmecken.

32. Vit Weber hat dis lied gemacht;
er ist selbs gewesen an der schlacht,
des schimpfes was er verdorben:
des danket er den Eidgnoszen
und denen, so er guotes gann;
hand ihm umb anders geworben. Amen.

Martin Myllius.

Martin Myllius, oder eigentlich Miller, war wahrscheinlich aus Ulm gebürtig, und trat dort in das Wengenkloster, wo er die Würde eines Chorherrn erhielt. Er reiste im J. 1511 nach Wien; zwar wurde er 1515 durch seinen Prälaten wieder nach Hause berufen, er soll jedoch der Aufforderung nicht gefolgt sein, sondern später als Präpositus im östreichischen Kloster Schratenthal, aber nur 2 Jahre lang, gelebt haben und im J. 1521 gestorben sein. Er hat im J. 1517 unter dem Titel: „Passio Christi“ eine Sammlung von geistlichen Liedern herausgegeben, welche er nach den Melodien lateinischer Kirchenlieder gedichtet hatte. Dieselben sind roh und hart gereimte biblische Sprüche oder Geschichten, in denen sich die streng orthodoxe Ansicht des Verfassers kundgibt. Sie sind aber deswegen merkwürdig, weil Miller sich bemühte, antike Strophenformen nachzubilden, z. B. die Sapphische Strophe (wie in dem mitgetheilten Gedichte), was wohl der erste Versuch dieser Art sein möchte, der freilich sehr ungenügend ausgefallen ist. Die meisten Lieder Millers beziehen sich, wie der Titel seiner Sammlung schon besagt, auf die Passion; es haben aber auch die einleitenden Lieder, z. B. das vom „Sündenfall“, einen Bezug auf den Tod und die Hingebung Christi.

Die Christenlich verkündung von Gabriele Ertzengel, zu singen vnder dem thon. Vt qucant laxis.

1. Nachdem den menschen Cherubin mit schaden
ausziagt von fröd des Paradysz, beladen
mit schwerer sünd, das er do solt beklagen
und sünd bewainen,

2. Do wurd gemainlich guot vnd bösz verloren,
es kem dann Gott, von rainer magt geboren,
die er von ewigkeit hat auszerkoren,
möcht unnsz verainen.

3. Nun bsasz die höchst treyainigkeit, mit namen
vatter, sein weiszhait, lieb bind sy zesamen
ain rott und bschlosz, das solt menschlichen samen
Gott selb erlösen.

4. Bhend zuo Mariam Gabriel ward gsendet,
der auch solch bschluszred Gottes recht vollendet,
sprach: Grüess dich, vol gnad, Gott hat dich gesegnet,
solt in geneszen.

5. Maria sagt: Gentzlich in meinem hertzen
bin ich so unwerd, das ich Gott on schertzen
soll, darzuo iungfrow bleibend, on all schmertzen
von mir geberen.

6. Ich bin des herren dienerin und maget,
mein will in Gott ist und mein gmüet behaget
in seiner lieb: beschäch mir in kurtzen tagen
nach deim begeren.

7. In diesem punckt das ewig wort verainet
ward mit der menschheit, drum das er berainet
sunderliche mackel, als es dann beschainet
nach seinem sterben.

Volkslieder.

Es würde die Gränzen unseres Buchs weit überschreiten, wollten wir auch nur eine Probe von den mannigfaltigen Gattungen der Volkslieder geben, die uns aus dem vorliegenden Zeitraume überliefert worden sind. Wir haben uns daher in der nachfolgenden Auswahl vorzugsweise auf das historische Volkslied beschränkt, weil dasselbe die Zeitverhältnisse, welche wir nur in kurzen Umrissen andeuten konnten, eben so lebendig als wahr zur Anschauung bringt. Aus der übrigen großen Masse haben wir nur wenige herausgehoben, in denen sich die charakteristischen Eigenthümlichkeiten des Volkslieds kräftig ausgeprägt finden. Die „Nonnenklage" (1) ist durch die Limburger Chronik aufbewahrt worden, sie gehört daher zu den ältesten Volksliedern, die uns in urkundlichem Texte überliefert worden sind. In der „Nachtigall" (2) vermischt sich das Epische mit dem Lyrischen in einer dem älteren Volksliede eigenthümlichen Weise, wie sich auch darin die Anlehnung an die Natur findet, die sich dem Volksliede stets so ungezwungen darbietet. Als Probe der komischen Behandlung ist der „Schreiber im Korb" (3) mitgetheilt, welches vielleicht einem älteren Gedichte nachgebildet ist, möglicher Weise aber auch auf einer im Volke lebenden Erzählung beruht. Das „Trinklied" (4), eines der frühesten Lieder dieser Gattung, erinnert in seiner Haltung an die Weingrüße von Rosenblüt.

Das erste politische Lied, das sich nur in einem Bruchstücke erhalten hat (5), ist schon oben (S. 592. Anm.) erwähnt worden; wie in diesem die Fürsten ermahnt werden, den Bedrückungen ihrer Räthe, welche mit Geiern verglichen werden, zu steuern, und für das Wohl der Städte und überhaupt des gemeinen Mannes zu sorgen, so wird dagegen im zweiten: „die Städte" (6) über den Uebermuth der Bürger geklagt, welche sich dem Adel und der Geistlichkeit zu widersetzen wagten. Der Dichter beklagt sich bitter darüber, daß die Bürger, welche er beständig Bauern nennt, es in Pracht und Aufwand dem Adel nachthun wollten; und er tadelt den König Sigismund, daß er den Städten Trompeten und Pfeifen erlaubt habe, welche nur den Großen gebührten. Der Krieg, den die Fürsten (er nennt die Bischöfe von Mainz, Bamberg und Eichstätt, den Markgrafen Albrecht von Brandenburg und den Grafen von Würtemberg) gegen die Städte erhoben hatten, ist ihm ein heiliger Krieg, weil diese auch Klöster und Kirchen zerstört und geplündert hätten, und er schließt, indem er dem Adel Glück zu seinem Unternehmen wünscht, auf daß die Städte sich endlich vor ihm schmiegen. — Die damals unter dem Adel herrschende Gesinnung ist mit schaudererregender Wahrheit in der „Edelmannslehre" (7) ausgesprochen; daß übrigens nicht bloß ärmere Ritter, sondern selbst mächtigere Fürsten, wie gerade der Markgraf Albrecht von Brandenburg, Kaufleute überfielen und beraubten, ist bekannt. Weniger schroff, aber ebenso anmaßend, erscheint diese Gesinnung im „Ritter und Bauer" (8), wo aber der Bauer den Anmaßungen des edlen Herrn mit naiver Kraft begegnet, und insbesondere dessen nichtigen Stolz auf „Hofzucht und Frauendienst" mit gebührender Verachtung zurückweist. In dem Gedicht: „Epple von Geilingen" (9) wird von dem Leben und Treiben eines der berüchtigtsten Raubritter des 14. Jahrh. berichtet, während das „Reiterlied" (10) uns das Leben und Treiben der untergeordneten, im Dienste eines adeligen Herrn stehenden Raubgesellen anschaulich macht.

Wenn die List, deren sich, wie gegen den grausamen Epple, so gegen die meisten übrigen in Volksliedern besungenen Raubritter die Städte bedienten, um sich ihrer adeligen Feinde zu bemächtigen, eben keinen guten Eindruck macht, weil darin das Geständniß der Schwäche liegt, durch welche auch die deutschen Städte allmählich von der früheren Macht und Blüthe in Bedeutungslosigkeit herabsanken, so erfreut dagegen der muthige Sinn, der sich in den nachfolgenden Schlacht- und Siegsliedern ausspricht. Eines der herrlichsten dieser Art ist das mitgetheilte „Lied auf die Schlacht bei Dorneck" (11), welche die Eidgenossen im J. 1499 gegen die Oesterreicher und deren Verbündete gewannen, eine kleine Zahl gegen eine große Uebermacht unter der Anführung des kriegskundigen Fürstenberg. Ein solches Lied konnte nur unter einem Volke erstehen, das Mann für Mann für seine Freiheit zu sterben bereit war, und das sich mit freudigem Muthe auf die feindlichen Schaaren stürzte. Es ist aber vorzüglich diese

Schlachtlust, welche die schweizerischen Kriegslieder von denen der übrigen deutschen Stämme unterscheidet; denn selbst die Lieder der „Ditmarschen" (12 u. 13) athmen nicht solche reine Freude an Krieg und Kampf, so kräftig sich in ihnen Vaterlands- und Freiheitsliebe und der unerschrockenste Heldenmuth ausspricht, der keinen Augenblick zögert, sich zur Vertheidigung der höchsten Güter auch dem mächtigsten Feinde entgegenzuwerfen. *)

1. Nonnenklage.

1. **G**ott geb im ein verdorben jar,
der mich macht zu einer nunnen,
und mir den schwarzen mantel gab,
den weiszen rock darunten!

2. **S**oll ich ein nunn gewerden
dann wider meinen willen,
so will ich auch einem knaben jung
seinen kummer stillen,
und stillt he mir den meinen nit,
daran mag he verliesen.

2. Die Nachtigall.

1. **A**ugspurg ist ain kaiserliche statt,
darinn da leit mein lieb gefangen
in ainem turn, den ich wol waisz,
darnach stat mein verlangen.

2. **I**ch laint mein laiterlin an die maur,
ich hort mein lieb darinnen,
da erfrewt sich alles, des darinnen was,
ich hort ain vogel singen.

3. „**S**o sing, so sing, fraw Nachtigal!
die ander waldvogelein schweigen,
so will ich dir dein gefidere
mit rotem gold beschneiden."

4. „**M**ein gefider beschneidst mir freilich nit,
ich will dir nümme singen,
ich bin ain klains waldvogelein,
ich truwe dir wol zentrinnen."

5. „**B**ist du ain klains waldvogelein,
so schwing dich von der erden,
daz dich des kiele maientaw nit nötz,
der kalte reif dich nit erfröre!"

6. „**U**nd nötzet mich des kiele maientaw,
so trieknet mich fraw sunne,
und wa zwai herzenlieb bei ainander seind,
die zwai sollent sich basz besinnen.

7. **U**nd wölcher knab in groszen sorgen leit,
und er ain schwäre burdin auff im trait,
der soll sich frewen gen der liechten sumerzeit,
dasz im sein burdin geringeret werd.

8. **S**o han ichs von den weisen hören sagen:
groszen unmuot soll man ausz dem herzen schlagen,
man soll in under die tiefen erden graben,
ain frischen freien muot, des soll ein krieger haben.

9. **Z**wischen berg und tiefem tal,
da leit ein freie strasze,
wer seinen buolen nit haben wöll,
der mag in wol faren laszen!"

10. **D**er uns das liedlein news gesang
und newes hat gesungen,
es hats getan ein krieger guot,
dem ist nit wol gelungen.

3. Der Schreiber im Korbe.

1. **N**un well wirs aber heben an
von ainem schreiber wolgetan,
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

2. **E**s gieng ain schreiber spacieren ausz,
wol an dem markt da stat ein haus.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

3. **H**e sprach: „Gott grüesz euch, junkfraw fein!
nun, wölt irs heint mein schlafpuol sein?"
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

4. **S**i sprach: „Kumt schier herwidere,
wann sich mein herr legt nidere!"
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

5. **W**olhin wolhin gen mitternacht
der schreiber kam gegangen dar.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

6. **S**i sprach: „Mein schlafpuol solt du nit sein,
du setzest dich dann in das körbelein."
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

7. **D**em schreiber gefiel der korb nit wol,
er dorft im nit getrawen wol.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

8. **D**er schreiber wolt gen himel faren,
do het er weder rosz noch wagen.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

9. **S**i zug in auf pisz an das tach,
des teufels nam fiel er wider rab.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

10. **E**r fiel so hart auf seine lend:
er sprach: „Dasz dich der teufel schend!"
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

11. **P**fui dich, pfui dich, du böse haut!
Ich het dir des nit zuogetraut!"
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

12. **D**er schreiber gäb ein guldin drum,
dasz man das liedlein nimmer sung.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

13. **A**in schreiber sol zu schuolen gan,
si soln ir puoln underwegen lan.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

14. **D**er uns das liedlein newes gesang,
ain guot gesell ist ers genant.
Hainrice Kuonrade, der schreiber im korb!

4. Trinklied.

1. **W**ein, wein von dem Rein,
lautter, claur und vein,
dein varb gibt gar liechten schein,
als cristall und rubein.
Du gibst medicein
für trauren; schenck du ein!
Trinck guot Kätterlein!

*) Ueber die dann folgenden zwei geistlichen Lieder „In dulci jubilo" (14) und „Wart umbe dich" (15) ist schon oben das Nöthige mitgetheilt worden (S. 595).

Machst rotte wängelein!
Du sœnst, die allzeit pflegen, veind ze sein,
den Augustein
und die Begein;
in baiden schaiden kannst du sorg und pein,
das sy vergessen teutsch und auch latein.

2. **N**ye kam in ein vasz
liebers, werders nasz;
die knaben laben kannst du basz,
dan her Yppocras.
Du scheinst durch ein glas
grœner, dann ein gras.
Der Momen senen kanst du das,
des sy nye vergasz.
Mit Götz und Gäblin machst du sämlichen plas,
das ainer masz
dem andern das
die löck flöck rüeren als den flasz.
Wer gab den rat? Von Pacharach er was.

3. **D**ein craft wunder tuot;
dem zagen gibst du muot,
dem argen kargen miltes pluot;
narren machst du fruot.
All mein unmuot
laszt du unverhuot
gen ainer rainen frawen guot,
die mir mein hertz durchwuot
mit süeszer, senender, ynneclicher gluot.
Da mir gepot
ir mündlin rot
gar pillich willig was ich in den tot.
Lons hab ich nit, dann jammer und not!

5. Bruchstück eines politischen Lieds.

1. **A**ber so wölln wirs heben an,
wie sichs hat angespunnen:
es ist in unser herren land so gestalt,
dasz der herren rähte treiben grosz gewalt;
darauff haben sie gesunnen.

2. **T**hüringerland, du bist ein fein gut land,
wer dich mit trewen thät meynen;
du gibst uns weitzen und desz weins so vil,
du köndtest einen landes herren wol ernehrn,
und bist ein ländlin also kleine.

3. **W**o der geyer auff dem gatter sitzt,
da drühen die küchlin selten:
es düncket mich fürwar ein seltzam narrenspil,
welcher herr sein rähten gehorcht zu vil,
musz mancher armer mann entgelten.

4. **E**in edler herr ausz Thüringerland,
hertzog Wilhelm von Sachssen,
liesset jr die alten schwerdtgroschen wider schlahn,
als euwer voreltern haben da gethan,
so möcht euwer heyl wol wider wachssen.

5. **S**o würden die stette von gelde reich,
so würd wider gut zietten,
so köndten auch euwr arme leut so wol beystahn,
wenn jr sie in ewren nöten thet ruffen an,
es wer zu stürmen oder zu streiten.

6. **W**o das gut geld im land umbfehrt,
das haben die pfaffen und jüden;
es ist dem reichen mann alles unterthan,
die den wucher mit den jüden han:
man vergleicht sie einem stockrüdden.

7. **H**at einer denn der pfenning nicht,
er musz sie warlich schicken:
der reiche mann, der hats daheim in seinem hausz,
er siht gleich wie eine steineule herausz:
so geschicht manchem armen offt und dicke.

6. Die Städte.

1. **J**ubileus ist uns verkündt,
wir solten tilgen unser sünd;
das hat der bös vernommen:
valschen samen hat er gesät,
der selen hail ganz hin gewät,
ablasz ist underkommen.

2. **D**en stetten hat er hochvart geben,
wie si dem adel widerstreben,
und den genzlich vertreiben
wider Got on alles recht,
auch damit gaistlichs geschlecht,
si lieszens wol beleiben.

3. **S**i bdunkt, er sei nit ir geleich,
und nennen sich das römisch reich,
nun sind si doch nur pauren:
si stand mit ern hinder der tür,
so die fürsten gand herfür,
die lant und leut beschauren.

4. **K**üng Sigmund was der sin beraubt,
da er trummet und pfeifen erlaubt
den stetten so gemaine;
das hat in pracht grosz übermuot,
es ghört nach rechter gwonhait guot
den fürsten zuo allaine.

5. **O**b si nuu tragen medrin gwand,
darumb ist nicht ir alles land,
als si sich land bedanken;
es stuond vil basz vor alter zeit,
do füchsin was ir pestes klaid,
und in die stiefel stunken.

6. **I**r weiber sind mit vech beschnitten,
gezieret wol nach edelm sitten:
wer kan si underschaiden?
Den adel danzen si gemain
und sind gaistlicher überpain,
es möcht in bringen laide.

7. **W**ie si die klöster hand zerbrochen,
und sich an Got mit fewr gerochen,
ist laider offenbäre:
Gottes dienst hand si gewendt,
und manige kirchen auszgeprennt,
den hailigen sinds geväre.

8. **S**i haben unverdroszen
mit püchsen grosz geschoszen,
die gotsheuser zerrüttet,
darin Got selber wachter was;
das sacrament auch nit genas,
schentlich wards auszgeschüttet.

9. **N**un merk ain ieglich cristenmann:
was grunds die stett im glauben han,
so si Got selbs bekriegen;
doch so sind si wol bekant,
besunder in der Pehem land,
die tuond si zwar betriegen.

10. **D**en fürsten gats ze herzen,
söleh untat pringt in schmerzen,

und wöllen des nit leiden:
si strafen si an leib und guot,
und müeszen iren übermuot
vil leicht hinfür vermeiden.

11. **B**ischof von Menz, ain gaistlich herr,
den zwingt darzuo sein trew und er,
dasz er beistand dem glauben.
Babenberg, Aistett dergleichen tuot,
und sparen weder leib noch guot
wider si, die Gots dienst rauben.

12. **M**arggraf Albrecht, der edel fürst,
den ie nach eren hat gedürst,
der will den adel retten;
Nüremberg erkennet das,
dasz er in was und ist gehasz,
si hand verschlafen die metten.

13. **E**r hat gemacht mang frewdenfewr,
all lust ist in worden tewr,
den selbigen ackertrappen;
etwenn was ir gemains geschrai:
„Wolauf mit mir zum malvensei!"
nun lernens waszer lappen.

14. **E**s ist nit: „Sebolt, richt den tisch,
und trag herzuo wiltprät und visch,
das rephuon pring am ersten!"
Der marggraf ist ein arzat weis,
verpeut in alle kostlich speis,
und erlaubt in muos und gersten.

15. **A**ugspurg hat ain weisen rat,
das prüeft man an ir kecken tat
mit singen, dichten und klaffen;
si hand gemachet ain singschuol,
und setzen oben auf den stuol,
wer übel redt von pfaffen.

16. **S**i sind gen veinden nicht als saur,
als do si unser frawen maur
mit gwalt darnider valten;
si streiten kecklich mit der zungen,
wer an si satzt mit pluotigen lungen:
ir kainer liesz sich bhalten.

17. **W**irtemberg, das edel pluot,
verdreuszt der Ulmer übermuot,
er will si visitieren:
si süllen fürbasz wollseck pinden.
Got wöll, dasz si mit iren kinden
land und leut verlieren!

18. **U**nd sol der krieg noch lenger weren,
so werden zwar der stangen geren
die stett an allen enden:
es gat in, als si hand verschuldt,
die gmaind hat pillich ungedult,
so glück sich nit will wenden.

19. **G**elück, bestand dem adel bei,
verpiet den pauren ir geschrei,
wünsch ich von ganzem herzen,
dasz si sich vor dem adel schmiegen,
und nicht gewinnen an den kriegen,
dann rewe, laid und schmerzen.

7. Edelmannslehre.

1. **D**er walt hat sich belaubet,
des frewet sich min muot,
nu hüet sich mancher bure,
der wänt, er si behuot!
Das schafft des argen winters zorn,
der hat mich beraubet:
des klag ich hüt und morn.

2. **W**iltu du dich erneren,
du junger edelman,
folg du miner lere,
sitz uf, drab zum ban!
halt dich zuo dem grüenen wald:
wann der bur ins holz fert,
so renn in freislich an!

3. **D**erwüsch in bi dem kragen,
erfrew das herze din,
nim im, was er habe,
span usz die pferdelin sin!
Bis frisch und darzuo unverzagt;
wann er nummen pfenning hat,
so risz im dgurgel ab!

4. **H**eb dich bald von dannen,
bewar din lib, din guot,
dasz du nit werdest zu schannen,
halt dich in stäter huot!
Der buren hasz ist also grosz,
wann der bur zum tanze gat,
so duukt er sich fürsten genosz.

5. **E**r nimt die Metzen bi der hant,
die gibt im einen kranz,
er ist der Metzen eben
derselbe fererswanz;
die dörpel dreppeln hinden nach,
das ist dem Metzen eben
und dem Conzen auch.

6. **I**ch weisz ein richen buren,
uf den han ichs gericht,
ich will ein wile luren,
wie mir darumb geschicht,
er hilft mir wol usz aller not.
Got grüesz dich, schöns jungfreuwelin,
Got grüesz din mündelin rot!

8. Ritter und Bauer.

1. **A**in ritter und ein pauman
begunden abenteuren,
iewder chempfen da versprach,
ir chrieg sol niemant steuren:
nu dar! la sehen, wer er sei,
der dem andern oblig,
und der mit rechter maisterschaft
dem andern angesig!

2. **D**er ritter sprach: „Ich bins geporn
von art ein edel chunne!"
Der pauman sprach: „Ich pan das chorn,
das dunkt mich beszer wunne;
dein edel macht du nicht lang verhügen,
wär ich nicht ackerman:
ich ner dich mit des pfluoges zügen,
wer mir des hailes gan."

3. „**H**ofzucht und ritterliche tat,
die stat mir wol ze preise,
so ner ich mich in heldes chraft
in söliches handels weise,
ich dien den zarten frauen gern,
die wellen sein haben recht;
so muostu, pauman, dienen mir
recht als mein aigen chnecht!"

4. „Umb dein hofieren gib ich nit
als chlain, als umb ain vesen,
ich han des paurechts ainen sit,
das dunkt mich beszer wesen.
Was hilft dein stechen und dein tanz?
Darin ich chain guot spür:
mein herte arbait, die ist ganz,
und tregt die welt pasz für.“

5. „Nu dar, nu dar, mein peuerlein!
ich muosz dich ains beschaiden:
wann ich muosz faren über mer
gein Preuszen an die haiden,
und muosz da leiden grosze not,
dasz ich dich, paur, erner,
die christenhait all vor dem tot
mit meines schwertes wer.“

6. „Ich sprich es bei dem werden Got:
wem es sein laid tuot wenden,
für war, du pist mein aigen, pot,
ich pauman tuo dich senden
mit meinem guot, das ich dir gib,
mein silber und mein gold;
darumb so lasz mich haben tail
der deinen eren sold!“

9. Epple von Geilingen.

1. Es was ein frisch freier reutersman,
der Epple von Geilingen ist ers genant.

2. Er reit zuo Nürnberg ausz und ein,
ist der von Nürnberg abgsagter feind.

3. Er reit zuo Nürnberg fürs schmids haus:
„Hör, lieber schmid, trit zuo mir herausz!

4. Hœr, lieber schmid, nu lasz dir sagen:
du solt mir meim rosz vier eisen aufschlagen!

5. Beschlag mirs wol und bschlag mirs eben!
ich will dir ein guotes lon drumb geben.“

6. Da greif er in die taschen sein,
gab im vil der roten gülden fein.

7. „Schmid, du solt nit vil davon sagen:
dein herren müeszen mirs wol bezalen!“

8. Er reit wol für das wechselhaus,
nam in ir silberins vogelhaus.

9. Er reit wol auf den Geiersperg,
und machet in ir vogelhaus lär.

10. Sie schickten im ein boten hinnach:
wo Eppele wolt ligen die nacht?

11. „Hœr, lieber bot, so ich dich muosz fragen:
was hœrst du vom Epple von Geilingen sagen?

12. Das magst du wol für ein warheit jehen:
du habst in mit dein augen gsehen!“

13. Da reit er under das Frawentor,
da hieng ein par reuterstifel vor.

14. „Torwechter, lieber torwechter mein,
wes mag disz par reuterstifel sein?“

15. „Sie sind eins freien reutersman,
Epple von Geilingen ist ers genant!“

16. Er nam die stifel auf sein gaul,
und schluogs dem torwechter umb das maul.

17. „Se hin, torwechter! da hast du dein lon,
das zeig dein herren von Nürnberg an!“

18. Der torwechter was ein bhender man,
sagts seinen herrn und der gmeinde an.

19. Sie schickten sibenzig reuter on gfär:
wo der Epple hin kommen wär?

20. „Söldner! eur gfangner will ich nit sein,
eur seind sibenzig, ich nur allein.“

21. Si triben in auf ein hohen stein,
der Epple von Geilingen sprangt in den Main.

22. „Ir söldner, ir seind nit eren wert,
eur keiner hat ein guot reuterpfert.“

23. Wie bald er sich ausz dem sattel schwang,
und zog im selbs das par stifel an!

24. Da reit er über ein awen, was grüen,
begegnet im ein kaufman, der daucht sich küen.

25. „Hœr, lieber kaufman, lasz dir sagen,
wir wöln einander umb dtaschen schlagen!“

26. Der kaufman was ein bhender man,
er gurt dem Epple sein taschen an.

27. Des kaufman er gar wol vernam,
ein beurin im auf der straszen bekam.

28. Die beurin er fraget auf der stet,
was man vom Eppele sagen tet?

29. Die beurin im ein antwurt gab,
der Eppele wär ein naszer knab.

30. „So sag mir, liebe beurin schon,
was hat dir Eppele leids geton?“

31. Epple von Geiling sich bald bedacht:
wie bald er da ein feur aufmacht!

32. Er nam das schmalz und machtes warm,
stiesz ir die hend drein bisz an die arm.

33. „Se hin, da hast du den rechten lon,
und sag, der Epple hab dirs geton!“

34. Er schickt sein knecht gen Farnbach hinab,
man solt im bereiten ein guotes mal.

35. Da kam der Epple von Geilingen ein,
da bot im der wirt ein küelen wein.

36. Der Eppele luogt zum fenster hinausz,
da schub man im vil wägen fürs haus.

37. „Lieber wirt, tuo mir die türen auf,
und lasz mich sprengen über ausz!“

38. Da sprangt er über acht wägen ausz,
am neunten gab er den gibel auf.

39. „So ligt mein muoter am Rein, ist tot,
darumb muosz ich leiden grosze not!“

40. Da zog er ausz sein guotes schwert,
erstach damit sein reisig pfert.

41. „Eppele, hetst du das nit geton,
beim leben wolten wir dich lon.“

42. Den Epple von Geilingen namens an,
brachten gen Nürnberg den gfangnen man.

43. Und füerten in auf den rabenstein,
man legt im den kopf zwischen die bein.

10. Reiterlied.

1. Wol uf, ir lieben gsellen,
die uns gebruodert sein,
und raten zuo! wir wöllen
dort prassen über Rein;
es kumt ein frischer summer,
daruf ich mein sach setz,
als ie lenger, ie dummer:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

2. Der sumer sol uns bringen
ein frischen freien muot,
leicht tuot uns irn gelingen,

so kum wir hinder guot;
sie sein vil e erritten,
dan graben, dise schetz,
wir han uns lang gelitten:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

3. **D**rumb last üch nit erschrecken,
ir frischen krieger stolz!
wir ziehen durch die hecken
und rumpeln in das holz;
man wird noch unser geren
und nit achten so letz,
all ding ein weil tuon weren:
hin hin! wetz, eber, wetz!
wack, hüetlein, in dem gfretz!

11. Das recht Dorneck lyed.

1. **A**n eynem mendag es beschach,
das man die Osterrycher ziechen sach,
und Dorneck wolten sy beschowen.
Und Dorneck, du vil höches husz,
du tuost jnen wee in den ougen.

2. **S**y zugent an der Piisz hinab,
uff Dorneck was menger Swytzerknab,
sy hand sich erlich gehalten;
sy sprachen: „Lant sy komen har,
so wend wirs Gott lan walten!“

3. **S**y kament fur basz uff dem plan,
die buchssen hand sy furher gethan,
Dorneck wolten sy erschiessen:
sy butten jnen mengen snöden wortt,
es begond sy ser verdriessen.

4. **S**y zugent noch necher hinzuo,
sy lüyeten recht, wie ein swytzer kuo,
es bgond die Eidgenossen verdriessen:
„So wend wirs Maria clagen,
und Jhesum, dem vil süeszen!“

5. **A**n einem mondtag es beschach,
das man das leger slachen sach
an Dorneck by der veste:
und Dorneck, du vil höches husz,
dir koment vil frömbder geste.

6. **D**er vogt, der was ein wiser man:
„Ach Gott, wie wellent wirs griffen an,
das wir die sach verendern?“
Er liesz schnell ein bott hinusz,
gen Liechtstall tett er jnn senden.

7. **U**nd do der bott gen Liestall kam,
die Eydgenossen warent vor jm do,
sy sässen im allem essen:
„Ich bitten üch, fromen Eidgenossen guot,
deren uff Dorneck wellent nit vergessen!“

8. **D**er schultheysz hinder dem tische sasz,
und er den bott anesach:
„Und bott, was ist dir angelegen?“
„Ach herr, liebster herre min,
und Dorneck, das ist umblegen!“

9. **D**er schultheis, der was ein wyser man,
sin essen, das hatt er vor jm stan,
dannocht wolt er nit bliben:
„Woluff, ir lieben Eidgenossen guot,
die lantzknechten wollen wir vertryben!“

10. **S**y zugend bald ze Liestall usz;
gegen den Osterrychern
hatten sy keinen gruosz;
keyner wolt daheymen blyben:
sy zugen usz früschen fryen muot,
von Dorneck wolteus sy vertryben.

11. **U**nd Dorneck, du vil hoches husz,
der koch, der sluog din kuche usz,
er tett die hefeu schumen;
eb es ward ein halbe stund,
da tett man jn die kuche rumen.

12. **S**y zugend an dem grüenen wald har;
der Oesterrichern was eine grosze schar,
sy hand sich unerlich gehalten;
sy fluchen über die grüene heide usz,
die köpf tett man jnen spalten.

13. **D**ie Eidgenossen hand ein list erdacht;
sy hand die Schwaben gon Dorneck bracht,
sy und jren gesellen;
ir sind ein teil von Straszburg gesin,
es müge, wem es welle.

14. **S**y sind gestanden uff vesten grund,
dry tusent blyben todt und wundt:
das plären tett man jnen vertryben.
Die büchssen, die sy hatten vor Dorneck bracht,
die sind den Eidgenossen blyben.

15. **D**er uns das liedlyn nüwes sang,
ein früscher Eidgenoss ist ers genant,
er hatts gar frölich gesungen:
er hatt mengen Swaben erstochen,
und mit den Straszburgern gerungen.

12. Ein Lied der Ditmarschen (1404).

1. **D**ar is ein nie raet geraden
to Gottorp up dem schlate,
dat helfft her Claes van Alefelde gedaen,
sinen edlen heren to bate.

2. **H**e let wol buwen ein gut schlot
unsem erlichen lande to gramme,
do sprack sich Roleffs Bojeken söne,
de beste in unsem lande:

3. „**T**redet herto, gi stolten Ditmarschen!
unsen kummer wille wi wreken,
wat hendeken gebuwet haen,
dat können wol hendken tobreken!“

4. **D**e Ditmarschen repen averlut:
„Dat lide wi nu und nummermere!
wir willen darumme wagen hals und gut,
und willen dat gar ummekeren!

5. **W**i willen darumme wagen goet und bloet,
und willen dar alle umme sterven,
er dat der Holsten er avermoet,
so scholde unse schone lant vorderven!“

13. Ein anderes (1500).

1. **D**e könig wol to dem hertogen sprack:
„Ach broder, hartleve broder!
ach broder, hartlevester broder min!
wo wille wi dat nu beginnen,
dat wi dat frie Ditmarschen lant
ane unsen schaden mögen gewinnen?“

2. **S**o balt dat Reinolt van Meilant vornam
mit sinem langen gelen barde,

de sprak: „Willn maken einen baden bereit
und schicken na der groten garde,
will uns de grote garde bistant don,
Ditmarschen schal unse wol werden!“

3. **So** balt de garde dese mere vornam,
se rüstete sick so mechtig sere,
se rüste sich wol vöfftein dusent man stark,
aver de grone heide to trecken.

4. „**Köne** wi men des königs besoldung erwarven,
unse fröukens, de schölen sulvest wol mede.“
De trummenschleger, de schlog wol an,
se togen aver de grone heide.

5. **Und** do de garde tom könige wol quam:
„Ach könig, min lever here!
wor licht doch nu dat Ditmarschen lant,
im heven odr up schlichter erden?“

6. **Dem** könige befil de rede nicht wol,
he dede balt wedder spreken:
„It is nicht mit keden an den heven gebunden,
it licht wol an der siden erden.“

7. **Der** garde her sprack do mit mode stark:
„Ach könig, min lever here!
is it nicht gebunden an den hemel hoch,
Ditmarschen, dat schal unse balt werden!“

8. **He** let de trummelen umme schlan,
de fenlin, de let he flegen,
darmit togen se einen langen breden wech,
bet se dat lant int gesichte kregen:
„Ach lendeken dep! nu bin ick di nicht wit,
du schalt min nu balde werden!“

9. **Darmit** togen se to hoger Wintbergen in,
se legen dar nun eine kleine wile,
se togen do vordan na Meldorp to,
eren avermot, den deden se driven.

10. **Se** steken des königs baner tom hagen torne ut
den Ditmarschen dar to grame,
se hengeden er schilt wol aver de mure,
daraver ist en nicht wol ergangen.

11. **Se** togen noch ein weinig wieder vort
wol na der Hemmingsteder velde,
dar blef ok de grote garde geschlagen
mit eren dapperen helden.

12. **Dat** wedder was nicht klar, de wech was ok schmal,
de graven weren vull water,
nochten toch de garde noch wieder vort
mit einem trotzigen mode.

13. **He** hadde einen harnisch aver sinen lif getagen,
de schinede van golde so rode,
daraver was ein panzer geschlagen,
darup dede he sick vorlaten.

14. **Mit** dem do sprank dar ein lantsman herto
mit einem langen spere,
he stack so stark, dat drut ein krumhake wart,
und hangede in dem panzer so schwere.

15. **Dem** landesman ein ander to hülpe quam,
dat sper wolden se wedder halen,
de garde was stark, drei hadden vull wark,
er se en konden averwinnen,
se togen en mit sadel und ross herdal
wol in den depen graven.

16. **Dar** wart ok der Holsten könig geschlagen
mit alle sinem groten here,
dar lach do sin pert, dar lach ok sin schwert,
darto de königlike krone:
de krone, de schal uns Maria dragen
to Aken wol in dem dome.

14. In dulci jubilo.

1. ***In dulci jubilo***
nu singet und seid fro!
Unsers herzen wunne
leit in *presepio*,
Und leuchtet als die sonne
matris in gremio.
Alpha es et o,
alpha es et o!

2. ***O** Jhesu parvule,*
nach dir ist mir so weh!
Tröst mir mein gemüete,
o puer optime,
Durch alle deine güete,
o princeps glorie!
Trahe me post te,
Trahe me post te!

3. ***O** Patris charitas,*
o Nati lenitas,
Wir weren all verloren,
per nostra crimina;
So hat er uns erworben
celorum gaudia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

4. ***Ubi** sunt gaudia?*
Nirgend mehr, denn da,
Da die engel singen
nova cantica,
Und die schellen klingen
in regis curia.
Eya, wer wir da,
eya, wer wir da!

15. Wart umbe dich.

1. **Himelriche**, ich frowe mich din,
das ich do mac schowen
Got und die liebe muoter sin
unser schone frowen,
Und die engele mit den cronen,
die do singent also schone.
Des frowent sü sich:
Got, der ist so minnenclich.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

2. **Lüzel** reden, das ist guot,
und ze mose lachen;
Quinc die ougen und den muot,
men sol lange wachen.
Bete gerne und wis alleine,
fliuch die welt, sü ist gar unreine,
ir valsches leben:
Got, der wil sich selbe uns geben.
Wart umbe dich,
hüetent iuch vor sunden, dast tugentlich.

3. **Sit** ich mich nu hüeten sol
vor des tifels lage,

Herregot, nu tuo so wol,
ferlich mir dine gnade.
Ich bit dich, herre, durch dine güete,
das der lip iht an mir wüete
und die welt,
wande sü git so böse gelt.
Wart umbe dich,
hüetent inch vor sunden, dast tugentlich.

II. Didaktische Poesie.

Bei der Neigung zum Beschaulichen, welche bei dem deutschen Volke weit mehr vorherrscht, als bei allen andern Nationen der neuern Zeit, hatte sich die didaktische Poesie schon früh zu entfalten begonnen. Wir haben gesehen, daß schon die ältesten Lyriker der vorigen Periode die Ergebnisse ihrer Weltanschauung in didaktischen Sprüchen mit lyrischer Form aussprachen, daß selbst in der Zeit, wo die lyrische und epische Poesie den höchsten Aufschwung genommen hatte und die vorherrschende höfische Bildung in diesen beiden Dichtungsarten beinahe aufzugehen schien, dennoch auch neben ihnen die didaktische Poesie die schönsten Blüthen trieb. Wir haben gesehen, daß dieselbe an Umfang und Bedeutsamkeit immer mehr um sich griff, so daß gegen das Ende des Zeitraums die didaktische Richtung beinahe allein vorherrschend wurde und sich namentlich die Lyrik fast ganz in den gnomischen Spruch auflöste. Wir haben endlich gesehen, daß diese didaktische Richtung vorzugsweise aus den bürgerlichen Dichtern hervorgegangen war, und daß sie daher um so entschiedener hervortrat, je mehr die Dichtkunst in die Hände der Bürger überging. Es ist daher eine nothwendige Folge dieses Entwickelungsganges, daß die didaktische Poesie in dem vorliegenden Zeitraum, in welchem das bürgerliche Element so mächtig wurde, als der wahre Mittelpunkt aller poetischen Bestrebungen erscheint. Die didaktische Poesie ist ihrer Natur nach polemisch und reformatorisch, da sie ja darauf ausgeht, die bestehenden Lebensverhältnisse als ungenügend darzustellen, und sie in Folge dessen sich bestrebt, die Menschen für andere empfänglich zu machen. Es ist daher natürlich, daß weder die Geistlichkeit, noch der Adel in seiner Gesammtheit (denn einzelne Erscheinungen können hier nicht maßgebend sein) Neigung oder Beruf fühlte, diese poetische Gattung anzubauen; waren ja diese beiden Stände in ihrer eigenthümlichen Bildung und Stellung mit den damaligen Lebensverhältnissen so verwachsen, daß ihnen dieselben als vollkommen genügend erscheinen mußten. Ganz anders verhielt es sich dagegen mit dem Bürgerstande, der sich erst eine Stellung erringen mußte, welche nur aus dem Umsturz des Bestehenden erwachsen konnte. Es mußte daher seine Aufgabe sein, zunächst nachzuweisen, daß die Verhältnisse jener Zeit weder in Bezug auf den Staat, noch in Rücksicht auf die Kirche als genügend erscheinen könnten. Je mehr aber der Staat seiner Auflösung entgegenging, je mehr die Kraftlosigkeit der Kaiser und des Reichs der rohen Zügellosigkeit der Fürsten und des Adels gegenüber zur Erscheinung gelangte; je trostloser die kirchlichen Verhältnisse sich gestalteten, um so entschiedener mußte sich der Wunsch nach Verbesserung in Staat und Kirche aussprechen. Freilich war die Bildung des Bürgerstandes noch nicht so weit vorgeschritten, daß er sich bewußt gewesen wäre, welche Form an die Stelle der bisherigen treten sollte; dagegen hatte er die Mängel der bestehenden Verhältnisse und die Quellen dieser Gebrechen zum Theil klar erkannt, und er sprach daher auch diese Erkenntniß in zahlreichen Dichtungen aus, welche freilich nur zum kleinsten Theil poetischen Werth haben, die aber doch nicht verfehlen konnten, großen Eindruck auf die Zeitgenossen zu machen, weil sie auf allgemein anerkannter Wahrheit beruhten. Hatten die Geistlichkeit und der Adel namentlich durch ihre Zuchtlosigkeit Veranlassung zur Klage und Unzufriedenheit gegeben, so war es natürlich, daß die didaktischen Dichtungen der Zeit vorzüglich gegen die Unsittlichkeit gerichtet waren, daß sie der leichtsinnigen, selbst frivolen Lebensanschauung der höfischen Dichter gegenüber reine Sittlichkeit predigten und diese auf die Lehren der Bibel und des Christenthums insbesondere zu gründen suchten. In so weit erscheint die didaktische Poesie des gegenwärtigen Zeitraums als eine Fortsetzung dessen, was die vorhergehende Periode angebahnt hatte. Aber während die früheren Dichtungen mehr die allgemeinen menschlichen Zustände und Beziehungen zum Gegenstande ihrer Darstellung machten, brachte es die Zeit mit ihren immer kräftiger ertönenden Forderungen und zugleich der praktische Sinn des Bürgerthums mit sich, daß nunmehr auch die speziellsten Verhältnisse der Betrachtung unterstellt, die Gebrechen und Thorheiten der einzelnen Stände und Klassen namentlich geschildert und selbst die politischen Verhältnisse der Zeit mit Kühnheit getadelt wurden, und zwar je mehr und schärfer, je näher die Zeit des Kampfes in kirchlichen Dingen heranrückte. Daraus erklärt sich aber auch zur Genüge, daß die didaktischen Dichtungen dieses Zeitraums an poetischem Werthe eben so sehr denen der vorigen Periode nachstehen mußten, als sie dieselben in praktischer Hinsicht überboten; sie versanken zu sehr in das Spezielle und Vorübergehende, als daß sie den höheren, allgemeinen Standpunkt hätten erfassen können, welcher allein zur wahren poetischen Gestaltung führen kann. So zahlreich daher die Erscheinungen im Gebiete der didaktischen Poesie sind, und so wichtig dieselben auch für Zeit- und Sittengeschichte sein mögen; so sind doch verhältnißmäßig nur sehr wenige für die Literaturgeschichte von Bedeutung, weshalb wir auch nur diejenigen berühren werden, die auf namentliche Erwähnung Anspruch machen können.

Bei weitem die meisten der didaktischen Dichtungen der Zeit sind Spruchgedichte oder Reden, obgleich auch noch viele in lyrischen Formen gedichtet wurden, wie im vorigen Zeitraume, und namentlich die Meistersänger ihre moralisirenden und allegorischen Reimereien als Lieder gestalteten. Die meisten dieser Spruchgedichte sind von verhältnißmäßig kleinem Umfang, da sie meistens immer nur Einen Hauptgedanken durchführen, über Ein bestimmtes Lebensverhältniß sich verbreiten. Als die bedeutendsten Spruchdichter sind vorzüglich Heinrich der Teichner und Peter der Suchenwirt zu erwähnen, sodann auch Suchensinn und Hugo von Montfort zu nennen. Erst gegen das Ende des Zeitraums erscheinen Spruchgedichte von größerem Umfang, indem die Dichter eine Anzahl von kleineren an sich unabhängigen

Sprüchen durch eine episch-allegorische Einkleidung zu einem Ganzen vereinigten. Solcher Art sind insbesondere die Gedichte von Sebastian Brant und Thomas Murner, in welchen zugleich das satyrische Element schon ganz entschieden hervortritt. Mehr zusammenhängend ist dagegen der „Spiegel des Regiments" und die besondere politische Verhältnisse darstellende „Welschgattung", beide von unbekannten Verfassern.

Wenn in Brants und Murners Gedichten die Allegorie nur zur verknüpfenden Einkleidung dient, liegt solche dagegen einigen andern didaktischen Dichtungen vollständig und durchgehends zum Grunde, weshalb sie daher auch weit weniger ins Praktische hinübergreifen, als jene. Es sind unter diesen Gedichten folgende namentlich zu bezeichnen: „das Buch der Maide" von Heinrich von Müglin, „das Buch der Tugend" von Hans Vintler, zwei mystisch-ascetische Gedichte Heinrichs von Laufenberg: „der Spiegel menschlichen Heils" und das „Buch der Figuren" und endlich der „goldene Tempel" von Hermann von Sachsenheim, eine verfehlte Nachahmung der goldenen Schmiede von Konrad von Würzburg.

Die Fabel wurde auch in diesem Zeitraum bearbeitet, jedoch weder mit der Vorliebe, noch mit dem Erfolg, wie in der vorigen Periode. Selbst die besten, die vom Dechant Gerhard von Minden um das Jahr 1370 in niederdeutscher Sprache gedichtet wurden, können denen der früheren Zeit nicht gleichgestellt werden.

Eine eigenthümliche Art des didaktischen Gedichts, welche in diesem Zeitraum, wenn auch nicht zuerst bearbeitet, doch unter diesem Namen zuerst erscheint, ist die sogenannte Priamel, über deren Charakter und Form weiter unten, wenn wir die vorzüglichsten didaktischen Dichter besprochen haben, das Nöthige berichtet werden soll.

Heinrich der Teichner.

Der fruchtbarste didaktische Dichter des vierzehnten Jahrhunderts ist Heinrich, mit dem Beinamen der Teichner, von welchem wir leider nur wenig wissen, da sich unsere Kenntniß von seinen Lebensumständen, wie bei so vielen der frühern Dichter, nur auf einzelne zufällige Andeutungen in seinen Gedichten beschränken. Er lebte in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. meistentheils in Wien, wo er auch ziemlich bejahrt gestorben zu sein scheint. Ein Sänger von Gewerb, erzählte und sang er, wie seine Berufsgenossen, um Lohn, nicht aber, wie die meisten derselben, in öffentlichen Wirthshäusern, sondern vorzugsweise nur in gebildeten Gesellschaften, denen er übrigens bei dem Ernst seiner Reden nicht immer gefallen mochte. Jedoch muß er dabei zu einigem Wohlstand gekommen sein, wenn er auch nicht so reich wurde, als er hätte werden können, wenn er die Welt nach ihrem Wunsch gelobt hätte. *) Er war nie verheirathet; in einem seiner Sprüche erzählt er nicht ohne Laune, wie einst eine Frau, die ihn während einer Krankheit — er mußte wegen eines Beinbruchs das Bett hüten — durch Zudringlichkeiten aller Art und sogar durch gerichtliche Klage zwingen wollte, sie zur Ehe zu nehmen, und daß es ihm nur mit Mühe und nicht ohne Opfer gelang, sich von ihren Bewerbungen zu befreien. Der größte Schmerz, sagt er, habe ihn nicht am Dichten zu hindern vermocht, aber als durch die Zudringlichkeit jenes Weibes sein guter Ruf gefährdet wurde, da habe er vier Wochen und länger nicht dichten können. So sittenrein, wie ihn diese Klage zeichnet, schildert ihn auch sein Freund Suchenwirt in einem Gedicht, in welchem er seinen Tod betrauert. „Der Tugenden Schatz (sagt er) begraben liegt Hie in des Todes Zimmer: Den sollten klagen immer Priesterschaft und werthe Weib. Er hat mit Keuschheit seinen Leib Bis an sein Ende behalten; Geistlicher Weisheit that er walten Mehr, als der Welt Spott (Tand); er liebte in dem Herzen Gott Vor aller weltlichen Ehre. Sein Rath, seine weise Lehre Ist in der Welt Garten Gesäet mit Worten zarten Der Welt zum Trost und Gott zu Lob. Mit guten Sitten schwebt er ob Allen, die Gedichtes pflegen. Spiel, Lotter ließ er unterwegen; Schwören, Schelten, böses Wort Ward nie keins von ihm gehort." Er war fromm und mäßig, heißt es weiter, er ward nie als Schmeichler und Lügner befunden, der große Herrn um Kleider oder Lohn betrog. „Was ihm Gott je bescheert, Das ward nicht üppiglich verzehrt: Der Spitäler, Kirchen nahm er wahr, Und theilte es mit der Armen Schaar In Gottes Liebe mit milder Hand." — „O Teichner, biderber Heinrich, Dein Leben war rein und gut: Des werd die Seele dein behut (behütet) Vor heißer Hölle Flammen!" Ganz, wie ihn Suchenwirt schildert, erscheint der Teichner auch in seinen Gedichten, die zwar nicht durch höheren poetischen Werth, aber wohl durch den trefflichen Inhalt der Auszeichnung würdig sind. Es finden sich unter denselben einige Erzählungen und Fabeln, mehrere Allegorien und selbst Schwänke, weitaus die meisten sind jedoch didaktische Sprüche oder Reden, die er auch wohl beim Vortrage sagte und nicht sang, wie er überhaupt das gesprochene Wort dem Gesange entgegensetzte und vorzog, weil nicht durch diesen, sondern durch die lebendige Rede Großes erreicht worden sei und erreicht werden könne.

Des Teichners Spruchgedichte, von denen uns in verschiedenen Handschriften mehr als dreihundert erhalten worden sind, verbreiten sich über die meisten Lebensverhältnisse seiner Zeit, sie berühren sowohl die religiösen und sittlichen, als die bürgerlichen und politischen Zustände, die er mit sittlichem Ernst in ihren Mängeln und Gebrechen tadelt, ohne hiebei jedoch in übermäßige Strenge oder in eigentliche Satyre zu verfallen; denn auch da, wo sein Tadel scharf zu werden scheint, ist doch die milde Gesinnung nicht zu verkennen, die den edlen Mann beseelte. Bei dem Reichthum der von dem Teichner behandelten Stoffe ist es nicht möglich, auf alle einzelnen einzugehen; wir werden uns daher darauf beschränken, auf diejenigen Spruchgedichte aufmerksam zu machen, in welchen er seine Zeit schildert, dagegen die Sprüche religiös-dogmatischen oder allgemein moralischen Inhalts um so eher außer Betrachtung lassen dürfen, als sie höchstens dazu dienen könnten, die oben gegebene

*) „Ich bin wol so künstlich,
daz diu welt mich machet rich
umb min kunst, und geb mir gnug,
wölt ich loben ir ungevug."
(Laßbergs Liedersaal, 3, 289.)

Charakteristik des Dichters zu begründen. Auch seine Spruchgedichte von der „Minne" sind nur in sofern bemerkenswerth, als er die vom höfischen Ritterthum verbreiteten Ansichten von der Liebe verspottet oder tadelt.*) Ueberhaupt ist er kein Freund des Ritterthums, und wenn er in vielen Gedichten die gute alte Zeit zurückwünscht, so meint er keineswegs diejenige, welche in den höfischen Dichtungen gepriesen wird. Die Ritterschaft, sagt er, sei zum Schutz der Armen und Unterdrückten eingesetzt, nicht um zu stechen und zu turnieren; damit sei nur der Welt gedient, welche auch ihren Lohn darum gebe: solchen Lohn hätten auch die Recken, von denen man noch singe und sage, erhalten, da sie in der Hölle dafür büßten. Eben so wenig, heißt es weiter (und diese Stelle erinnert an eine sehr ähnliche Aeußerung Bruder Berchtolds, s. o. S. 570), erfüllten die Ritter ihre Pflicht, welche gegen die Heiden in Preußen zögen; man behaupte, es geschehe zur Ehre der heiligen Jungfrau, allein damit sei ihr nicht gedient, wenn man daheim die Armen, die Wittwen und Waisen im Elend zurücklasse. Wer zu Hause Recht spreche und die Unterdrückten schütze, gewinne eben so viel Ablaß, als wenn er nach Preußen ziehe. Solche Fahrten untergrüben häusliches Glück und Sittlichkeit, denn manche Frau werde, wenn sie von ihrem Manne verlassen allein zu Hause sitze, zu bösen Dingen gereizt, an die sie sonst nie gedacht hätte. (1) Nicht weniger scharf tadelt er der Pfaffen Ueppigkeit: Wer Andere lehren und strafen will, muß nicht selbst voll Laster und Fehler sein. Christus hat seinen Jüngern nicht solche Lehren gegeben, wie die Pfaffheit jetzt befolgt, welche sogar die äußeren Zeichen ihres Standes ablegt und kriegerische Gewänder anzieht. Redet aber ein Laie dawider, so wird er in den Bann gethan. Weder Christus noch die Apostel haben Waffen getragen, die Pfaffen aber wollen heute beide Schwerter handhaben, das geistliche und das weltliche. Früher malte man die Pfaffen mit einem Buche in der Hand; jetzt müßte man sie mit dem Teufel an der Seite, mit einem Brettspiel in der Hand, mit Schwert und Dolch an der Seite malen. Sanct Peter und die andern Apostel waren Esel, daß sie sich so sehr quälten, in das Himmelreich zu kommen, wenn sie es mit Schwertern hätten erwerben können. Die Pfaffen sind daher selber Schuld daran, daß man sie geringer achtet und ihnen manches Leid zufügt, was nicht der Fall wäre, wenn sie nicht so üppig lebten. (2) — Viele Gedichte des Teichners enthalten allgemeine Klagen über das Verderbniß der Welt, aus welcher Treue und Wahrheit verschwunden sei, so daß nunmehr Brief und Siegel weniger gelte, als vordem ein Wort, und Einer, der treu und gewissenhaft lebe, ein Weltfeind heiße, verspottet oder gar aus dem Lande gejagt werde. In vielen andern tadelt er die Eitelkeit und Zanksucht der Frauen oder ihr unsittliches Leben, ihre Scheinfrömmigkeit, da sie nur in die Kirche gingen, um sich oder ihre schönen Kleider und ihr mit Edelsteinen geschmücktes Paternoster sehen zu lassen. Bei der allgemeinen Aehnlichkeit des Inhalts seiner meisten Gedichte ist es daher begreiflich, daß er sich häufig und selbst in der Einkleidung dieser Gedanken wiederholt; man sieht aber eben daraus, wie ernst es dem redlichen Manne war, der sich selbst durch die Erfolglosigkeit seiner Bemühungen nicht abhalten ließ, seine Stimme zu erheben, weil er der Ueberzeugung lebte, daß die Wahrheit endlich zur Anerkennung gelangen würde. „Das Wort ist frei," sagt er in einem seiner schönsten und inhaltreichsten Gedichte, „es geht durch die ganze Welt; alle Menschen vom König bis zum Dienstmann müssen frei von sich reden lassen und können es nicht hindern. So groß ist die Macht der Wahrheit, daß sie keine Gewalt fürchtet, und wer sich ihr entgegensetzen und diejenigen verderben will, welche die Wahrheit sprechen, thut wie ein thörichter Mann, der sein biderbes Weib schlägt, so oft er einen thörichten Streich gemacht hat. Schwert und Bann vermögen Nichts gegen die Wahrheit, und wenn sie auch hier unterdrückt wird, so kommt sie dagegen dort wieder zum Vorschein."

Die Darstellung des Teichners ist schlicht und einfach, wie sie den behandelten Gegenständen angemessen war; es liegt ihm nicht daran, durch poetischen Schmuck zu glänzen, sondern nur die von ihm erkannte Wahrheit klar und würdig auszusprechen. Von allen poetischen Mitteln bedient er sich daher auch nur des Gleichnisses, das er jedoch auch nur in so weit ausführt, als es zum Verständniß des Gedankens nöthig ist.

1. Daz die herren nicht frid schaffent.

Die werlt, dü ist gerichtes hol,
da von nieman wundern sol,
daz dü gewaltigen und die groz
werdent gah des lebens ploz,
daz dü arm lenger lebent,
diu nicht in gewalt swebent.
Man vint manigen arm man,
der zehen fürsten denchen kan
in einem lant leicht und mer.
Wann si besitzent gut und er,
so wænenz nicht anders treiben,
denn gut vertun mit tummen weiben.
Also ist es nicht gestalt:
Got, der füegt in er und gewalt,
daz sey recht richter seyn,
und di arm läut vrein
vor der ungerechten haz.
Wo si dar an sind zu laz,
so wirt gericht in ir leben;
daz in wär hin für gegeben,
noch zu leben manig jar.
Der ritter solt der arm schar
phlegen recht in aller zeit,
sam ein phaff der heilichait,
der daz nicht versitzen mag;
zu mitter nacht, zu mittem tag
wann in chumpt ein siechpot,
so muez er hin: also hat Got
dü ritterschaft dar zu gesatzt:
wann ein arm man beschatzt
chumpt gelauffen, wer der sey,

*) Merkwürdig ist folgende von Gervinus aus einer Handschrift angeführte Stelle, in welcher die sentimentalen Schwärmereien der Minnesinger geistreich verspottet werden: „Es sei eine gar harte Zeit, wo Herzelieb bei Liebe liege und des Morgens — Nichts zu essen habe. Im minniglichen Gespräch meint die Traute, ihr rother Mund müsse dem Geliebten jede Stunde versüßen können; er aber denkt doch unter diesen Süßigkeiten an seine gesetzten Nothpfänder. Sie will ihm diese Gedanken ausreden: ihr rother Mund habe der Freuden viel über alles Gut, wer es zu schätzen wisse; das will er auch nicht verreden; aber alle Freude wäre doch, meint er, nichtig, wenn nicht die Magenfreude dabei wäre."

den sol der ritter machen vrey.
Sein wappen sol zu aller zeit
pey im ligen, wann er schreit,
daz er sey bereit dar zue,
und daz unrecht wider tue.
Dar umb hat man ritterschaft
auf gesetzt und gezaft,
nich durich stechen und turniren:
daz ist nur der welt hoffiren,
diu geit iren lon dar umb,
als dü rechen habent genumb,
von den man noch singt und sait,
waz sey jamers habent bejait,
dü sind in der hell sweben;
samleich lon wirt im gegeben
dort, noch wuest leib und gut
in hochfart und in übermut,
und wirt den arm nimmer holt,
den er raten und helffen solt.
Als nu von der Präuzzen reiz,
des vräwt sich vil selten ein waiz;
ez sol durich unser vrawen sein —
er laet arm läut in peyn,
witiben und waisen in seim lant,
diu vechten mit ir selbs hant;
als ein pawr dem andern tuet,
des vint er nymmer recht noch guet.
so gedencht er spat und frue,
wie ers selb wider tue
mit valschait, mit ungeslecht.
Daz solt ein ritter — daz wär recht —
wider tuen und wider stan;
so hiet er als vil löz da van,
sam mit der Preuzzen vert.
Daz er dahaim diu arm nert,
ropphauser und ander schaden,
daz diu läut hat über laden,
und sew von dem iren schaiden;
er ist nymmer genueg ein haiden.
Der den arm übel tuet
umb ir leib und ir guet,
di solt man des ersten slahen,
darnoch auf diu haiden gahen.
Aber weil er übel waiz,
und ungericht in seinem chraiz,
und lat daz unbericht stan,
und vert da hin — da ist nicht an.
Well er rechten umbs himelreich,
so mach erz nur da haim geleich,
waz da unrechtez sey,
er wirt nymmer vechtens vrey.
Daz er in der schrannen sait
yedem mann diu warhait,
er wurd erslagen in churtzer zeit,
und wurd als heilig mit dem streit,
sam mit chainer Präussen vart.
Wer da haim laet unbewart,
diu er hat in seiner gewer,
und vert in hochvart über mer,
daz ist recht zu geleicher phlicht,
sam der den vreitag vast nicht,
und den samstag vasten tuet.
Nu gedench ich an die ritter guet:
prächtens doch ein guten sit,
oder ettleich tugent mit,
ein guet gericht in disew lant,
so taet ez mir doch nicht so ant.
Nu siecht sew nieman nicht pring,
si füren nur die phenning
auf dem land in di haidenschaft.
Ritter und chnecht, dü sint behaft
mit armuet in disem lant,
den tuet nieman ein helff bechant.
Dü leib und guet nacht und tag
mit in legent auf dü wag,
und muez all verdorben seyn,
sew pringt nicht anders zu dem pein,
zu der üppigen arbait,
dann daz man von in ret und sait:
„Hey, wie der gevaren hat!“
Er pringt nicht anders umb ein plat.
Wolt er recht gein Präuzzen varen,
so solt er sich dahaim bewaren,
daz sein nieman wär engolden,
sein arm diener, noch sein holden;
er solt peicht und puez bestan,
sam er wolt gein Rom gan.
Nu vert er hin mit solchem guet,
daz im maniger fluechen tuet.
So mag er auch sein e zuprechen;
ich han manigen horen sprechen,
wan er solt da haim beleiben,
er chæm nymmer zu andern weiben;
nu betwingt in nieman dar zue,
daz er hin varen tue —
er möcht als mer dahaim bestan,
und wär ein guet eman.
Wer gein Präussen varen tuet,
der solt haben käuschen muet,
sam er ein grawer münich wär.
Man wigt der vrawen unmazzen swär,
ob sew ir e zuprechen tuet
zu ainer stund, daz ist nicht guet;
und tutz der man leicht dreizzig mal,
wann der raiset auf und zu tal;
das sol allez nicht sein.
Diu vrawen sind nich stælein:
si habent auch fleisch und pain!
Er lät diu guten vrawen allein,
und vert dahin in vremdiu lant,
sam er hintz den Juden phant
umb di raiz gesetzet hiet.
Wann er sich dahaim beriet
(witiben, waisen, weib und chind
seiner sel enpholhen sind),
ich sag ew, daz pesser wär:
also sprach der Teychnär.

2. Von der Pfaffen Ueppigkeit.

Wer da straffen wil und tut,
der sol selber sin behut
vor den dingen, dü er strafft:
so gezimyt sin maisterschafft.
Wenn ich han ze straffent willen,
so beginnt mich ains ze stillen,
daz ich an mir selber sich
och vil ding strafflich.
Doch dry ding straff ich wol,
der waisz ich mich selber hol:
vechten, spilen, bösi wort,
der wirt nit von mir gehort;
da von mag ichz frilich straffen,
wa ichz sich an laygen, an pfaffen.
Unser her sin jüngern gab,
daz sy icht trügen täschen, noch stab,
und och nieman über weg

grüzzen solten mit der pfleg.
Do maint er allü priesterschafft:
wen dü werent tugenthafft,
so betorftentz stab, noch spiesz;
daz er sy nieman grüzzen hiez
uber den weg, da merkt da neben,
daz sy nieman solten geben
antwurt in uber mut.
Tättend sy daz, ez wer in gut,
so hett nieman mit in ze schaffen.
Aber wenn sy fürent waffen,
und stellent sich als dü ritter,
und sint och mit worten bitter,
so spricht offt ain tumber man,
man sol sechen, waz er kan,
daz er sich so freventlich machet,
und wirt da berobt und gesmachet,
daz im nieman tett kain smäch,
der in pfefflich riten säch.
Als ir secht naturhafft,
wa ain hunt an ainen traft,
swigt er still und slecht nit wider,
so swigt der hunt und swingt sich nider,
daz er nimer stim erschelt.
Aber wer sich grülich stelt,
und slecht umb mit ainer wer,
so koment hunt ain gantz her,
waz ir im ganzen dorf sy,
und wirt müglich von in fry.
Also ist och jener tat:
wa ain pfaff valschlichen gat,
der kont hin ze manger zit,
da der fraidig nider lit.
Ritter sullent wappen han,
und dü pfaffen pfefflich gan.
Dar uz hatt der pfaff gesprungen,
und ist in weltlichen orden drungen;
wann er swert und wappen trait,
frävenlich in uppikait.
Rett ain lay ain wort da wider,
den legt er in banne nider,
und hat lib uud sel verlorn.
Und wer doch in selber zorn,
der in griff in ir recht,
er wer ritter oder knecht,
der an sich lait ain mezzgewant,
oder nem ain kelch in dü hant,
oder ain stol, waz daz sy,
daz der kilchen wonet by:
er hat aller pfaffen bann,
daz sy in nimer lant da van.
Und dü pfaffen frävelhaft
tragent mit der ritterschaft
swert und wappen spat und fruo:
da solt nieman reden zuo;
und versten doch kain weg,
daz sy ez tunt in rechter pfleg.
Wan ez stet also geschriben,
waz Got werchs hab getriben,
do er gie uff dem gefild:
daz war nu den lüten ain bild,
die hintz ze himel wolten komen:
so hat ez nie kain man vernomen,
daz er nie getrug kain swert.
Och diu zwölff boten wert,
den trug nieman wappen nach,
als er zu sant Petter sprach:
„Leg daz swert von diner sit,
ez ist hie nit vechtentz zit!“
Solt der pan nu vechten baid,
so wer niender ain underschaid
an den Gotz swerten zwain.
Des ist nit: ez pant daz ain
und hat och den vor slag,
waz der pan nit twingen mag.
So sol den daz swert von ysen
och sin helff dar zu bewisen.
Also tailent sich dü swert.
Wer mit in baiden vechten gert,
der hat der e wider strebt.
Got, der sprach: „Dem kaiser gebt
sin recht und Got daz sin!“
Also solt der priester schin,
als im zäm, liez ritter gan,
och als sy gehöret an:
da mitt wärentz baid behalten.
Wa gemalt sten dü alten,
dü vor Got nu sint herkorn,
so stet ye gemalet vorn,
daz er ain buch hat in der hant.
Aber wer nu an ain want
malen wolt vil mangen pfaffen,
ez wirt wunderlich geschaffen;
an der ainen sitten dan
müst ain tiufel gemalt stan,
und ain spil brett in der hand,
und ain swert umb sich gespant.
Wa sy tafeln unt tinthorn
an der sitten trugent vorn,
daz hat nu ein swert umb geben,
und ain baszlar lang da neben,
und ain töpeln da by:
der wil och kainer wesen fry.
Daz sant Peter was unmer
und den andern was ir wer,
die nu sint im himel rich,
solten die nu haben glich
in dem himel rich mit in,
mit dem wunderlichen sin,
die man spilen sicht und stechen,
so wölt ich für warhait sprechen,
daz sant Peter ain esel wer,
und die andern, die vil swer
umb daz himel rich enphiengen,
daz sy och nit mit swerten giengen
uf der strasz sam pilian,
do sy doch furent verr hin dan
und diu haiden slugent ab
und ervochtent daz hailig grab.
So möchtz aber bezzer sin,
denn ir vechten dann zum win.
Wie ain pfaff gevechten mag
so istz im selber nu ain slag;
er verlüss sin ampt dar von,
und ist och nit eren dran,
daz er ain vechter ist genant:
ez ist schad, sünd und schant.
Ich waisz anders nichzit dran,
daz dü pfaffen fraiszlich gan,
denn daz man erkennt da neben
uppikait und torlich leben,
daz man sy dest swacher hat,
und vil sünd an in begat,
des man sust wol uberig wer.
also sprach der Tichner.

Heinrich von Müglin.

Außer den schon oben (S. 596) berührten lyrischen Dichtungen hat Heinrich von Müglin ein größeres allegorisch-didaktisches Gedicht verfaßt, „das Buch der Maide", welches auch wohl, obgleich fälschlich, „der Maide Kranz" genannt wird. Es ist dasselbe nicht gedruckt, doch ist sein Inhalt und Gang durch Mittheilungen von Wilken und Gervinus bekannt. Der Dichter hat es dem Kaiser Karl IV., „des waren Gotes frünt", zum Dank für die ihm erwiesenen Wohlthaten zugeeignet, auch hatte er wohl den besondern Zweck, diesen Kaiser darin zu verherrlichen. Die Künste und Wissenschaften, welche als Jungfrauen (Maide) personificirt werden (daher der Titel des Gedichts), kommen nämlich vor Karl IV., um den zwischen ihnen obwaltenden Streit, welcher von ihnen der Vorrang gebühre, durch ihn entscheiden zu lassen. Philosophie, Grammatik, Logik, Rhetorik, Musik, Arithmetik, Geometrie, Astronomie, Physik und zuletzt die Theologie treten nach einander auf, indem jede ihre Bedeutsamkeit, ihre Vorzüge und Verdienste in breiter Ausführlichkeit darstellt. Der Kaiser fragt hierauf seine Räthe, welcher er den Preis geben solle; und als diese die Entscheidung ablehnen, wendet er sich an den Dichter:

Der keyser sprach: „Von Mugellen
Heinrich, waz dunket dich gesein,
welch under in die wirdicheit?"
Er sprach: „Mein sin zu enge schreit,
daz er die waisheit nie erlief;
din wirde hoch, breit und tief,
dy sal von schulden daz verstan,
welch under in sal die wirde han."

Und so mußte sich der Kaiser entschließen, selbst das Urtheil zu sprechen. Er entschied für die Theologie. Doch schickte er alle Jungfrauen, reichlich beschenkt, in das Land der Natur, um von ihr das Endurtheil zu vernehmen, wobei er unter Anderm Folgendes sagte:

Und tut der frawen mein bekant,
waz ich euch hy geteilet han,
und mag daz urteil dort bestan,
so bit, daz sy chrone dy,
der ich dy wirde reichte hy,
daz ir dy andrin undertan
sint. Also wil ich einen man
euch geben uz dem rate mein;
der selbe sol ewr fürer sein,
er weiz wol der *Naturen* lant:
der riter *Site* ist genant.
Und volgt ir seyme spor geleich,
so mügt ir varen sicherleich.
Wenn ir kumpt in naturen stat,
der riter da ein swester hat,
dy ist gar reich und heizzet *Zucht*
bi der ir vindet all genucht.
Daselbst sult ir abe stan,
und bit dy frawn mit euch gan
zu der *Naturen*, daz ist mein rat
Wo Site, Zucht nit mit ewch gat,
ir blipt versaumpt gar der mer,
war ir der zweie bleibet ler.
Natura spricht, ez sein ein pan,
wer kunst wil ane siten han:
kunst ane zucht si ahtet nicht,
wan si hat alle kunst geticht.

Die zwölf „Maide" machen sich nun auf den Weg und kommen mit Hülfe der „Zucht" in den Palast der Frau Natur, obgleich die vier Thore desselben nach den vier Weltgegenden durch vier Riesen bewacht werden, von denen der dritte, welcher am südlichen Thor steht, besonders schrecklich ist. Frau Natur läßt nun auch die Tugenden berufen, deren Verhältniß zur Natur besprochen wird. Die Theologie hat dann einen ähnlichen Streit der Tugenden zu entscheiden, wie Karl unter den Künsten; und sie entscheidet so, daß sie behauptet, die Tugenden seien nicht von Natur, sondern ein Ausfluß von Gott, sonst wäre Jedermann tugendhaft; ehe je die Natur existirt, sei Gott gewesen und habe Tugend gehabt und habe ohne Tugend die Natur nicht schaffen können. Und dies ist auch des Dichters Endspruch, daß Gott die Natur und Alles gewirkt hat in Weisheit und in der Tugend Kraft, und darum solle sich die Natur nicht mit der Tugend vergleichen, da sie durch Tugend geschaffen sei, die Tugend, in der Gott die Dinge schuf, die selbst Gott war, so wie Gott die Tugend.

Man sieht aus diesem Abriß, besonders aus dem Schluß des Gedichts, daß Heinrich von Müglin seinen Gegenstand im Sinn und Geist der Mystiker auffaßte, und daß ihm auch wohl das Evangelium Johannis dabei vorschwebte. Es ist aber nicht sowohl dieses, was seinem Gedichte Interesse gibt, als vielmehr die mannigfaltigen, im Verlaufe der Entwickelung eingeflochtenen Mittheilungen über die damaligen Kenntnisse in den verschiedenen Wissenschaften, insbesondere in Philosophie und Naturkunde. Der poetische Werth ist dagegen nicht hoch anzuschlagen, da er seinen Gegenstand keineswegs in das Gebiet poetischer Auffassung und Darstellung zu erheben versteht.

Peter der Suchenwirt.

Peter, mit dem von seiner Lebensweise ihm beigelegten Zunamen der Suchenwirt (Suchd-en wirt) lebte und dichtete, so viel sich aus seinen Werken schließen läßt, um die Mitte und bis an das Ende des 14. und vielleicht noch am Anfange des 15. Jahrh.. Er war ein Oestreicher und hielt sich meistens in Wien auf, doch ritt er als wandernder Sänger auch oft in den Landen umher und besuchte die Höfe der Fürsten und die Burgen der Ritter, denen er seine Reden und Gedichte vortrug. Suchenwirt gehörte zu den sogenannten Wappendichtern, was ihn in nähere Verbindung mit Fürsten und Herren brachte, aus deren Mund er ohne Zweifel den größten Theil der Begebenheiten vernahm, die er mit der größten Genauigkeit und Ausführlichkeit erzählt. Ohne gelehrte Bildung zu besitzen (des Lateinischen war er unkundig), hatte er so viele Kenntnisse, als nur überhaupt ein Laie in jener Zeit haben konnte. Einige Stellen in seinen Gedichten beweisen, daß er mit den Werken der höfischen Dichter bekannt war (so erwähnt er, wenn auch nur vorübergehend, Wolframs Parzival, den Wigalois und Lanzelot, etwas ausführlicher spricht er von Gottfrieds goldener Schmiede); es würde sich diese Bekanntschaft mit den großen Meistern der frühern Zeit aber auch aus seiner Sprache und Darstellung ergeben, die bei allen ihren in der Zeit liegenden Mängeln doch weit gebildeter ist, als die seiner meisten Zeitgenossen.

Mit Heinrich dem Teichner lebte er in freundschaftlichen Verhältnissen; durch seine schöne Lobrede auf den Tod seines Freundes hat er sich, wie ihn geehrt (s. o. S. 624). Da Suchenwirt den Teichner überlebte, der selbst schon bejahrt war, als er starb, so muß er ein ziemlich hohes Alter erreicht haben.

Außer einer Anzahl historischer Gedichte, von denen erst später die Rede sein kann, hat Suchenwirt auch eine Reihe von didaktischen Spruchgedichten geschrieben, welche sowohl durch ihren Inhalt als durch die Gesinnung, aus welcher sie hervorgegangen sind, vielseitiges Interesse gewähren. Wie der Teichner, aber mit mehr Leben und überhaupt mit mehr Talent, schildert und tadelt er in denselben die Mängel und Gebrechen seiner Zeit, die er in seinen mannigfaltigen Beziehungen zu den verschiedenen Ständen und Lebensverhältnissen zu beobachten Gelegenheit hatte. Einige sind der Minne gewidmet; sie wiederholen in Form von Allegorien die alten Klagen, daß die ächte reine Minne und mit ihr Stätigkeit, Treue, Rittersinn und Edelmuth aus der Welt verschwunden seien, während die falsche Minne mit ihrem Gefolge bei dem entarteten Geschlecht Eingang gefunden habe. Alle ritterlichen Tugenden werden personificirt, und sie schildern in ihren Gesprächen die Sitten der Ritter jener Zeit, was auch der Inhalt der andern „Reden" ist, nur daß diese sich über verschiedenartigere Lebensverhältnisse verbreiten und daß in ihnen die einzelnen Sittengemälde ausführlicher sind. So ist seine Schilderung der Spielsucht und ihrer unglückseligen Folgen auf den Menschen voll Leben und Wahrheit; er zeigt uns, wie Alle, die sich dem Spiel ergeben, sich ins tiefste Verderben stürzen: der Mann vergesse seines Weibes und Kindes, die Frau ihrer Zucht, der Handwerker seines Berufs. Am traurigsten aber sei es, wenn der Priester vom Altar weg die Würfel in die Hand nehme und statt zu beten spiele, „ludere" und schwöre. „Spiel hat verderbet manchen Mann," schließt der Dichter, „An Leib, an Seel, an Ehre, an Gut: Drum laßt das Spiel aus Eurem Muth!" In den Reden von dem „Pfenning" und von der „Geitichait" geißelt er die Habsucht seiner Zeitgenossen, die um des Geldes willen allen Lastern sich ergäben. Verrath und Meineid sei an der Tagesordnung; die Geistlichkeit erniedrige sich durch schmachvollen Handel mit geistlichen Pfründen, der Adel durch gemeinen Wucher. Auch in dem „Brief" wiederholt er diesen Vorwurf, und fügt noch hinzu, daß die meisten Ritter untreu und falsch, Heuchler und Verläumder der Rechtlichen seien. Daran aber seien die Fürsten selbst Schuld, welche die guten Ritter von sich stießen, während sie unwürdigen und zudringlichen Schmeichlern den Vorzug gäben. Vor Allem aber, sagt er in der „Verlegenheit", (1) einem seiner besten Gedichte, habe die Verdorbenheit des Adels in der schlechten Erziehung ihren Grund; selbst die reichsten Ritter verwendeten aus Geiz Nichts auf die standesgemäße Ausbildung ihrer Söhne, so daß sich dieselben nirgends könnten sehen lassen. Nach des Vaters Tode heirathe der Sohn eine reiche alte Wittwe, die ihn eben so wenig in ritterlicher Weise ausziehen lasse. So werde er alt und verlegen und „verschlaiße seine Jahre kinderlos". Daß man bei dem jungen Adel keine „Geradichait", d. h. Gewandtheit in den Leibesübungen mehr finde, heißt es weiter, rühre von den „verschamten" Kleidern, so wie ferner davon her, daß der Jüngling an den Tischen der Fürsten verwöhnt werde und lieber an gutes Essen, als an muthige Ritterfahrten denke. „Er liebt das Genäsch mehr als Ritterschaft; Der Pfeffer hat solche Kraft, Wenn er darnach getrunken hat, Und zu den Frauen tanzen gat (geht), daß er wähnt, er hab den Gral Erfochten, wie Herr Parzival."

Das anziehendste und reichste Gemälde von der Rohheit, Untüchtigkeit und Verdorbenheit des damaligen Adels enthält die Rede vom „Widertail", welches in Form eines Gesprächs zwischen der Stätigkeit und der Minne den Gegensatz (widertail) zwischen den ächten Rittern (der Vorzeit) und den falschen Rittern seiner Tage schildert. Das Bild, das er uns von diesen gibt, ist freilich stark und grell, jedoch keineswegs übertrieben, ja wir vermissen sogar noch manche Züge, die der Dichter in andern Reden ausführt, die aber hier nach der Anlage des Ganzen keinen Platz finden konnten. Und wie düster ist dennoch das Gemälde: Prahlerei, Unmäßigkeit, Untreue und Falschheit in der Liebe, gemeines Betragen gegen die Frauen, Weichlichkeit, ja selbst Feigheit im Kampfe, das sind die Hauptzüge, welche der Dichter in lebendiger Darstellung entwickelt und welche dadurch noch kräftiger hervortreten, daß er in allen diesen Beziehungen das Wesen eines ächten Ritters entgegensetzt, das er mit Liebe und Talent ausmalt.

Sein Tadel richtet sich jedoch nicht bloß gegen das allgemeine Sittenverderbniß; er wagt es auch, seine Stimme gegen die Fürsten persönlich und gegen ihre Willkür zu erheben. So in dem „Rat von dem ungelt", in welchen er den Klagen des durch Steuern bedrückten Volkes mit männlichem Muthe Worte verleiht. „Laßt Tugend an Euch scheinen," ruft er den beiden Herzögen Albrecht und Leopold zu, „Das sichert Euch dort vor Peinen: Das Umgeld auf den Weinen Laßt ab durch Eure edle Zucht, Das bringt Euch Glück genung. Der allgemeine Fluch bringt wenig Frucht." Sie sollten, fährt er fort, nach dem Beispiel ihres Vaters auf Recht und Gesetz halten, treue Räthe wählen, Verläumder von sich weisen und an den geschwornen Briefen und Urkunden halten. — Ganz vortrefflich ist die Rede, in welcher er die Fürsten und Städte ermahnt, Frieden zu schließen, und die Gräuel des Bürgerkriegs mit lebendigen Farben schildert. (2) Es ist insbesondere erfreulich wahrzunehmen, daß Suchenwirt mit klarer Einsicht in die Zeitverhältnisse die Bedeutsamkeit der Städte erkannte, und daß er, der seinen Erwerb doch vorzugsweise bei dem Adel fand, von der rohen Gesinnung jenes unbekannten Dichters, dessen Lied „die Städte" wir oben (S. 618) mitgetheilt haben, weit entfernt war, der in dem Verderben und der Unterdrückung der Städte das einzige Heil für Adel und Fürsten erblickte.

Ohne gerade hervorragendes Dichtertalent zu haben, hatte Suchenwirt die nicht gewöhnliche Gabe, seine Beobachtungen über Welt und Menschen in einer klaren, eindringlichen Sprache darzustellen, in welcher sich der liebenswürdige Ernst seines frommen, wahrheitsliebenden Charakters abspiegelte. Nur selten gewinnt seine Darstellung höheren Schwung, wie z. B. in dem geistlichen Spruche von dem jüngsten Gericht, wenn er dem Sünder zuruft: „Du kannst nicht betrügen Den Richter,

der da vor dir sitzt, Der blutigen Schweiß für dich geschwitzt, In seiner großen Noth Und dir zeigt die fünf Wunden roth Zu Urkund seiner großen Marter.“ Dagegen versteht er durch glückliche Zusammenstellung der Gedanken und Thatsachen, so wie durch deren kernhafte Darstellung und endlich durch die Mannigfaltigkeit der Auffassung bleibende Wirkung hervorzubringen. Vor Allem aber ist sein männlicher Charakter zu bewundern, seine Wahrheitsliebe und die Furchtlosigkeit, mit welcher er dem Adel seine Gebrechen und Laster vorhält, von dem er doch ganz abhängig war. Daher durfte er auch mit lobenswerthem Selbstbewußtsein (in dem Spruch: „der neue Rath“) dem Klausner, der ihn um Namen und Beruf fragte, antworten: „Ich heiße der Suchenwirt, Der oft mit Rede so nahe schürt, Man möcht es greifen mit der Hand.“ worauf er dem Klausner folgende Entgegnung in den Mund legt: „Dein Nam ist mir bekannt; Du räthst den Herrn Zucht und Ehre, Und gibst ihnen manche weise Lehre, Und tadelst sie mit Bescheidenheit. Von dir wurde mir oft geseit (gesagt), Dieweil ich noch in der Welt war.“ Und ein gleichzeitiger Dichter, dessen Name unbekannt ist, sagt von ihm, beinahe mit seinen eigenen Worten: „Dazu gehört der Suchenwirt, Der oft mit Rede so nahe schürt, Man möcht' es greifen mit der Hand. Er ist in manchem Land bekannt: Drum sag ich Euch mit Einem Wort, Er ist der beste, den ich gehort, Von Gott und von den Wappen; Da treibt er keine Grappen*), Er fängts mit geblümten Worten an, Was ich leider nicht auch kann.“

1. Daz ist di verlegenheit.

Mich vragt ein minnechleiches weip
(die maht wol haissen Laitvertraip,
ir schön die gab wunsche tzier).
si sprach: „Geselle, nu sage mir,
wie lange chanst du daz verswigen,
wavon die jungen sich verligen,
die da habent grozzes guet?
Pey starchem leip, wa ist ir muet,
daz sy nicht nach eren stegen
und seint von jugent so verlegen
da haim reht sam ein ohzsen kalb?
Die mag triegen wol der alb!
Wenn si in daz alter chomen,
so hat man wenig von in vernomen,
da von ir lob würd praiter,
die steigent von der laiter,
da ir eltern clummen vor
in wirden auf, in eren spor.“
Ich sprach: „Fraw, ich sag euch daz,
vil manger, der muos wesen laz,
der wol hett ritterleichen muet.
Sein vater, der hett grozzes guet,
und gibt im niht (daz ist ein schant!)
da mit er ritt in vrömdiu lant,
da man solt leren ritters chunst,
derwerben rainer weiben gunst,
die Gotes huld und er.
Der vater fürhtet ser,
hiülff er dem sun mit clainer gab,
er müst verderben an der hab,
und lat in ligen in der gwalt,
pis er wehzet groz und alt.
Dar nach chumpt schier die tzeit,
daz der vater tot geleit
und let im alles, daz er hat:
so chumpt er denn ob chainer stat
pey starchem leip, pey grozzem guet.
Er gedencht in seinem muet:
„Tzu schimph, tzu ernst chan ich niht,
tzu hoff bin ich gar enwiht,
da sten ich als ain ander rint,
und pin ain haingetzogeu chint;
red noch antwurt ich nicht chan,
und pin doch als ain ander man
an leibes sterch und an der hab.“
Ich waiz noch ains, da manig knab
an eren von verdirbet.
Wenn sein vater stirbet,
der lat im lanch, weit und prait,
so seint sein vrünt tzehant perait
und sprechent denn dem jungen zue:
„Waz wir dir ratten, frunt, daz tue!
Wir wizzen aine witwen reich,
die nim, so tuost du sicherleich
reht, si pringt dir grozzes guet.“
Ist der knab frisch gemuet,
und spricht: „Hertzenlieben früut,
ich hab weder veld noch pünt
durch ritterschafft nit überritten,
und hab durch eren nie derlitten,
alz mein vatter hat getan,
der waz genant ain piderman,
der reit von erst in frömdiu lant;“
so sprechent seiniu fründ zu hant:
„Du maht noch wol mit eren varen,
daz weip, daz ist pey alten jaren,
die stirbet schier, dir pleibt die hab.“
Also volget in der knab
und nimpt daz weip in churtzer vrist.
Die chan mangen spæhen list,
wirt denn gehaissen ain pruet
und hat ain rüntzelehtiu huet.
Er went, sy schül sterben schir,
so möht er sterben e wol zwir:
si jüngt sich und wirt vröden vol,
ir ist mit dem knaben wol,
sein jugent macht ir frischeu muet
Mit gabe si inn gütleich tuet,
silbergürtel, reich gewant,
in den tzophf ein seidein pant
schön geflohten, mit der vart
si hat in liep, und tzült in tzart,
lindiu chöstel, guoten wein,
sprichet: „Lieber herre mein,
ezt und trinchkt, gehabt euch wol.
wa ir hin seht, da ist ez vol.“
So gewint ir ain chür,
daz er nie nimpt ain reiten für
durch ritterschafft, durch ere.
Daz weip, daz weinet sere,
und sprichet: „Hertzenlieber tzart,
reitest du von mir disiu vart,
ich stirb, daz wizz in deinem muet!
Du haust peidiu, er und guet;
die gant dir paid von handen,
war du verst in den landen:
ich chan laider nicht dartzue,
so haust du niemant, der dir tue
reht mit aller deiner hab.
Da von la dich nemen ab,

*) Das greift er nicht mit groben Krallen an.

la daz reiten underwegen.
Ain mül, die ist uns wol gelegen,
die hat akcher, wiz und veld,
die chauff umb daz selbe gelt.
Pleib noch ain jar hie haim pei mir,
des wil ich immer danchen dir.“
So lange volget ir der degen,
piz er wirt alt und gar verlegen,
so vert er fürbaz niender,
den sumer noch den winder,
durch ritterschafft, durch preisbejag:
er chümpt chum tzu ainem tag,
da in sein frünt hin piten.
So gewont er aines sitten,
er reit also verre,
daz man in nimmer haisset herre;
so eylt er wider haim,
sein er rümp tzuo reht, als der laim,
der under ainer rinnen lait.
Also vertzeret er sein tzeit
und versleisset seinin jar
one kinder.“ — „Du haust war,“
sprach die fraw, „ich wil dir jehen.
Nun sag mir, du haust vil gesehen
in fürstenhöf geradichait,
dar an die jungen seint vertzait,
daz si snell entspringen,
schirmen, schiessen, ringen,
lauffen, stozzen wol den stain,
paidiu, arm, rukk und pain
tzu ritterschafft üben,
wa man sol veint betrüben
tzu rozz, tzu fuz, da ist ez guet:
gradichait tziert ritters muet.“
Ich sprach: „Fraw, eiñ sey geseit,
daz machent de verschauten clait,
der man in der welte pligt,
da von geradichait verligt,
darein siht man sich pinden
mit riemen vor und hinden,
daz si regen az die scheit.
Wa ainer schymffet sunder neit
mit dem andern, als man tuet
in fröden und in hohem muet;
so wirt von im gesprochen:
„Hör auff, mir ist zerprochen
ain nestel all da hinden!
Geradichait muos swinden
von der lesterleichen wat,
die so schemleichen stat.“
Die fraw, die sprach: „Des gih ich dir.
Waist iht mer, daz sag mir,
seid wir tzu red chumen sein.“
Ich sprach: „Vil tzartes frölein,
ich waiz niht mer tzu diser stunt.“
Tzu mir so sprach ir roter munt
mit guotem muot vermessen:
„Du haust noch ainz vergezzen,
daz den jungen schaden tuet
an ritterschafft, an stoltzem muet.“
Ich sprach: „Hochgeloptiu fruht,
daz saget mir durch eurin tzuht.“
„Gern!“ sprach die frawe zart,
„der phfefferman hat vil verspart
an mangem held wol geporen,
der tzu den wappen ist erchoren.
Die herren lazzent irin chint
tzu hoff, die weil si knaben sint,
tzu den fürsten ume daz,
daz si geleren dester paz
tzu hoff tzuht und er:
nun geit man in die ler,
daz si tzu tisch der fursten phlegen,
wann si seint hübst und unverlegen.
Nun gwant vil manger pei dem tisch
wilpret, pheffer, gueter visch,
daz er chumpt nimmer mer hindan,
als sein vodern hant getan,
tzu stürmen nach den streiten,
tzu krieg, hertleichen reiten,
da man vergiessen sol daz pluet,
paidiu, leip und auch daz guet
manlich legen uf die wag
in frawen dienst, durch preizbejag;
im liept daz genesch für ritterschafft,
der phfeffer hat so grozziu chraft,
wenn er darnach getrunchen hat,
und tzu den frawen tantzen gat,
daz er went, er hab den gral
erfohten, als her Partzival.
Der wein, der leit im in dem har,
so let er ruoffen offenpar
ain stechen an dem anderen tag,
da tzu er wol gereitten mag
mit tzerung sunder mü der glid;
der erenst, der hat vor im vrid,
in gnügt an dem schimphe wol,
dar tzu, so chümpt er, als man sol,
hübst und waidenleich getziert.
Ich wil dich vragen, Suechenwirt,
hab ich recht? daz sag du mir.“
„Tzartiu fraw,“ sprach ich tzu ir,
„Ewr munt hat mir gesait
niht, wenn die waren rehtichait.“
Urlaub ich von der tzarten nam,
si danchk mir, als ir tugenden tzam,
hin kert ich und was unvertzait.
Die red, die haist verlegenhait.

2. Von der fürsten chrieg und von des reiches steten.

Ain chrieg hat sich gehebet an,
den schatzet man gar chlaine;
ich fürcht, daz in weib und man
noch chlægleich bewaine.
Sol er wern lange tzeit,
daz er nicht wirt verslichtet,
Got wais, waz jamers dar an leit:
der geb, ez werd verrichtet.
Die fürsten und des reiches stet
im chrieg sich vast verwerren,
ez werdent rukchen tzu dem pret
vil der grozzen herren.
Die fürsten, die haben tzuoversicht,
der chrieg werd in genem;
liezzen die stet an einander nicht,
daz würd gar widertzem.
So hebt sich rauben unde prant,
daz macht vil armer lewte;
der chrieg schat vil manigem lant,
als ich hie bedewte.
Wenn gepawrn nicht mer ist,
so wirt der schimph entrennet:
wes denn lebent die selben frist,
die herren sind genennet?
Die fürsten nicht mit phluegen gan,

die purger sich sein schamen,
so muozz man underwegen lan
auf ækcher werffen den samen.
Den steten weret man die chost
tzu veld und auf den strazzen,
den harnasch vegen si awz rost,
gar wenig si daz lazzen.
Den reichen sind die chasten vol,
den arm sind sie lære,
dem povel wirt der magen hol,
daz ist ain grozzew swere,
wan si sehent weib und chind
vor hunger gel gestellet,
die arm des undurfftig sind,
gar übel in daz gevellet.
Tzuhant der povel samet sich
mit manigerhant waffen
in den gazzen, dunchet mich,
fraysleich und ungeschaffen.
Ayn hauffen dringt dem andern vor,
werleich gar vermezzen:
„Den reichen schrotet auf die tor,
wir wellen mit in ezzen!
Pazz zimpt, wir werden all erslagen,
ee wir vor hunger sterben,
wir wellen daz leben frischleich wagen,
ee wir also verderben!“
So wirt ein plutvergiezzen groz
von arm und von reichen,
von ritter, chnechten, widerdoz:
daz stet gar chlegleichen!
Stet und fürsten sind tzwen tail,
in all der werlt die pesten:
.halten die nicht frides hail,
wie get ez dann tzum lesten?
Die lant verwuestet wurden gar,
daz mach, Got herr, wendig!
Ir edeln fürsten offenbar
dem frid seit peygestendig.
Die stet, die sullen hengen nach,
auf frid und suen genennet;
chrieg sagt lant und lewten schach,
wer daz recht erchennet.
Juden, haiden mach wir fro,
wann wir, edel christen,
an einander wuesten also,
und nicht daz leben fristen
mit frid und suen, als pilleich wer,
in pruederleichen trewen;
Juden, haiden ist unmer,
ob ez uns müzz gerewen.
In Pehem mawst der Adalar,
hat er icht schier gerekchet:
chunich Wentzla, des nempt war,
ewr flug die strekchet,
habt ir gehertet tzu dem flug,
hebt ew auf die raise,
tzewcht ein chayserleichen tzug
gen Rom durch manig prayse,
seit ir ein römisch chunich seit,
und habt den nam auf erde.
Hebet an, des ist wol tzeit,
schaffet, daz ew werde
preis und lob und wirdichait:
daz tzirt wol ewrn namen.
Seit mendleich, mild und unvertzait,
ir seit von chuniges stamen;
daz reich chainen chaiser hat
seit ewrs vater tzeiten.
Tret an chaiser Charls stat,
so nennet man ewch weiten,
daz ir daz reich und auch daz recht
mit trewen so besorget,
daz stet und fürsten pleiben slecht,
und nicht dem unrecht porget,
also daz ir guet richter seit
den arm und den reichen.
Ob ew Got die genade geit,
so lebt ir wirdichleichen.
Do dreitzehen hundert jar vil gar
nach Christ gepurt vergiengen,
darnach daz siben und achtzikist jar,
vil lewff sich anviengen,
chrumb und wunderleich gestalt·
in aller werlt gemaine
(daz mügt ir pruefen manigfalt),
scharff und gar unraine.
Frid und recht uns nu verpirt,
daz prueffet an manigem ende;
so wünsch ich Peter Suchenwirt:
Got seinen frid uns sende!

Hans Vintler.

Es ist wahrscheinlich, daß Hans Vintler nicht zu den wandernden Sängern gehörte, denn kaum hätte ein solcher Muße und Veranlassung gehabt, ein größeres Gedicht zu verfassen, wie das „Buch der Tugend“ *), aus welchem zudem erhellt, daß der Verfasser gelehrte Kenntnisse besaß, da er mehrere lateinische Werke benutzte, was eher einen Geistlichen, als einen herumziehenden Dichter voraussetzen läßt. Das Buch der Tugend, welches Vintler um 1411 dichtete, scheint im funfzehnten Jahrhundert zahlreiche Leser gehabt zu haben, da es im J. 1486 gedruckt wurde; doch hatte es diese Theilnahme sicherlich weniger seinem poetischen Werthe als seinem äußerst mannigfaltigen Inhalt zu verdanken. In seinem ersten Theile schließt es sich an die größern didaktischen Gedichte des vorigen Zeitraums an, indem es die Laster und Tugenden, von denen er ausführlichere Erklärungen gibt, an Beispielen aus der Vergangenheit anschaulich zu machen sucht, zu welchem Zweck der Verfasser, wie er selbst sagt, aus allen möglichen Büchern „klaubt“, weshalb er sich auch einen „hübschen vindeler“ nennt; doch war seine Hauptquelle ein italienisches (walsches) Buch, das er selbst flores virtutum betitelt. Interessanter und für die Sittengeschichte wichtiger ist dagegen die zweite Hälfte des Gedichts, in welcher er die Gebrechen seiner Zeit zum Theil in ausführlicher Entwickelung darstellt. Von der Geistlichkeit und ihrem zuchtlosen Leben, ihrer Habsucht und Prachtliebe spricht er nur mit einer gewissen Zurückhaltung, was wiederum auf seinen geistlichen Stand hindeuten möchte; dagegen läßt er seinen ganzen Grimm gegen die Hoffahrt und die Verdorbenheit des Adels aus, indem er alle die Vorwürfe,

*) Eigentlich die „Blume der Tugend“, wie aus dem Anfang des Gedichts erhellt. „Ich hab gethan recht als ein Mann, Der da kam auf einen Plan, Da er fand Blumen mancherlei, Wie sie bringen mag der Mai, Und der die Blumen aller Blumen nimmt, Ein Kränzlein macht, das ihm wohl geziemt: Daher will ich, daß mein Werk, das klein', Heiße die Blume der Tugend rein.“ — Den Namen „Buch der Tugend“ erhielt es im alten Druck, und es hat sich derselbe seitdem festgesetzt.

welche der Suchenwirt in seinen verschiedenen Reden gegen denselben erhebt, zu einem Gesammtbilde vereinigt. Aus jedem Worte spricht die tiefste Empörung des Dichters gegen das heillose Treiben des damaligen Adels, von dem er sagt, er wisse besser, wie der Mist den Acker dünge, als was Adel sei. Der merkwürdigste Abschnitt des Gedichts ist aber der, in welchem er von der Zauberei und dem Aberglauben handelt, dessen verschiedene Formen er mit großer Gewissenhaftigkeit aufzählt, so daß diese Stelle für die Sittengeschichte von höchster Wichtigkeit ist, wenn sie auch, wie begreiflich, keinen poetischen Werth haben kann. Doch hat er sich wenigstens redlich bemüht, auch hier das bei den mittelhochdeutschen Dichtern durchgreifende Gesetz zu beobachten, nach welchem die gepaarten Reime durch den Sinn auseinander gehalten werden (S. 12 u. 27). Wie bei den übrigen Abschnitten, so werden auch in diesem zahlreiche Beispiele und Geschichten erzählt, um die Richtigkeit des Glaubens an Zauberei, Wahrsagen, Traumdeutungen u. s. w. zu beweisen. Denn wenn auch der Anfang der mitgetheilten Stelle auszusprechen scheint, daß der Verfasser selbst an Zauberei glaubte, so wird man durch eine spätere Bemerkung eines Besseren belehrt. „Sollte ein altes Weib," heißt es, „das sich der Zauberei rühmt, Gott gebieten können, so wäre er nicht für einen Gott zu halten. Mancher heilige Mann hat große Arbeit darum gehabt, bis ihn Gott einmal der Eröffnung irgend eines Geheimnisses würdigte, wie sollte er sich zum Knechte eines alten Weibes machen!"

Von dem Aberglauben.

Die zaubry, die ist Got fast unwerd,
auch sprechen sy: „Mich hautz gelert
ain münch, wie möchtz pösz gesin?"
Daz sprich ich py den trewen mein,
daz man ain sollichen munch oder pfaffen
also solt straffen,
daz sich zechen stiessend daran:
wann sey sind alle sampt jm pan,
die den glauben also fast krenken. —
Wann es ist wider dich, du höchstes guot,
allez, daz man mit zaubry tuot,
und wie fast es wider dich ist,
dannocht findet man zuo diser frist,
die zaubry dannocht pflegen.
Etlich wellent *pfeyl auss segnen*,
do wellent si dem *tewffel bannen*,
das sy jn pringent guot zuo samen;
so wellent etlich *war sagen*,
und vil wellent den *tewffel fragen*,
wa gut lig und edel gestain.
Do habent denn ettlich gemain
mit der pösen Erodiana,
do wellent gelouben etlich an *Diana*,
die da ain falsche göttin ist:
und auch ettlich mainent haben den list,
als sey die leutt kundent schiessen,
und durch alles gemüre *giessen*
wechssinew pild mangerlay,
so wissen dissew *vogel geschray*
und auch darzuo die *trem auslegen*.
Ettich kunnent den *schwert segen*,
das sy nicht auf diser erden
von kainem dorf erstochen werden;
ettlich kunnent an *fewr* erkennen,
wie sich die sach hie sol enden:
so kunnent ettlich *jn der hand*
schouwen eyttel laster und schand.
Vil allte weib kunnend den handel
— — — — — — —*)
zu lieb oder findtschafft;
ettlich gebent *loszbüecher krafft*,
und ettlich kundent *patonicken graben*,
und vil wellent den *eysvogel* haben;
so nutzent etlich den *allrawn*,
und ettlich glaubent an die frawn,
die haisset *Precht mit der langen nas*.
So send ir vil, die gehen, das
die *hand gifft* sy alz wol getan,
das sie sy von ainem man
pesser, denn von dem andern;
und vil, die wellend nit wandern
an den *verworffen tagen;*
so send denn vil, die hie haben
glauben, es pring grossen frum,
ob jn des morgens ain *wolf* kum,
und ein *has* pring ungelücke;
und ettlich lütt hand die dücke,
das sy den *tewffel petten an*,
stern, sunnen und auch den *mann*.
Vil wellent *auf oblaut schriben*,
und daz *fiepper damit vertryben;*
ettlich segnent für daz *zene we*,
so hand ettlich den *fierde kle*,
das sy davon ganglen sechen.
Ist auch vil, die da yechen,
sy kunnend *ungewitter machen;*
und ettlich zaubrer, die wachen
dem stern *Venus* umb die mynne; —
so send auch ettlich, die schlinden
drey palmen an dem palmtag;
unt ettlich segnent den schlag
mit ainer *hacken* auf ainem *trischublen*,
und ettlich stellen auss den kublen
das *schmalz*, die weil mans rüert,
Ettlich der lewt füert,
das sey send *jnvisibilis*,
und ettlich habent den *piffys*,
so sprichet menger tumer lib,
die *teutte* sey ain altes weib
und kunne die lütt sugen,
und ettlich lütt, die gelauben,
der *albe* mynne die lutte;
so sagt mancher, die *tewtte*,
er hab den *orken* gar eben gesechen.
Und ettlich, die yechen,
das *schrättlin* sy ain klaines kind
und sy als ring, als der wind,
und sy ain verzwifflоter gaist.
So glauben ettlich aller maist,
das der *sigelstein* hab die kraft,
das er mach sygehaft,
und vil wissen des erkennen sitt.
So nutzent auch vil die *erdschnitt*
zu mangerlay zaubry,
und ettlich schribent auf das *ply*
under der *cristmessz* für den wurm;
so nemen ettlich fur den sturm
den *elsenpaum*, hör ich sagen;
und ettlich wellent kol graben,

*) Wahrscheinlich fehlt hier eine Zeile, etwa mit dem Sinn: „des Menschen Gemüth zu wandeln".

wann sy *den ersten schwalm sechen.*
Vill kunden jn jr *gwand spechen*,
ob es glucklich soll gaun;
so habent vil lütt den waun,
das *verbene*, daz selb krutt,
mach die lewt ain ander trut,
wann man sy grab ze abend:
und auch vil pösz lütt, die gend
des nachtes *durch verschlossen tür*,
und ettlich lütt tragen herfür
silber und gold, als ich hör yechen,
wenn sy *newen mon* sechen.
So tragent ettlich lutt auss
das *wasser* alles *auss dem husz*,
wenn man totten traitt
für das hus, als man saitt;
so send ettlich alz besint,
wenn man jn *junge höner* bringt,
so sprechent sy: „Plib herhaim,
als die fud pey meinem pain!“
Und vil, die yechen, die *wegwart*
sey gewesen ein fraw zart
und wart irs puollen noch mit schmertzen.
Ettlich legent des *widhoffen hertze*
des nachtes auf die schlauffende lütt,
das es in haimlich ding betütt
und vil zaubry unrain;
die sechend an dem *schulterpain*,
das menschen sol beschechen.
Und ettlich, die yechen,
das sy nicht guot, das man
den *tenggen schuoch* leg an
vor dem gerechten des morgens fruo;
und vil, die yecheu, man stel der kuo
die *milch* aus der wammen.
Do send ettlich der ammen,
die selben nement *die jungen kind*,
do sy erst geporen synd
und stossends *durch ain hole*,
do ist denn nichtsz wole,
oder es werd ain horenplässel darusz.
Auch treibt man mit der *fledermuss*
menig tewschlich spil,
und ist des ungelaubes so vil,
das ich es nit gar sagen kan.
Do habent ettlich lütt den waun,
das sy mainent, unser leben,
das unsz daz die ..... geben,
und daz sy uns hie regieren;
so sprechend ettlich *diernen*
sey ertailen dem menschen hie auf erden;
und ettlich sendent die *pferde*
fur elenpug und auch für rencken.
Und auch vil lütt, die gedencken
und habent sein auch gantzen syn,
si mugent nicht haben gwin
des tages, unz sy sechen
ain *pfeyfflin*, als sy yechen.
Es spricht manger: „Ich bin gogel,
ich haun gesechen *Sant Martis vogel*
hewt an dem morgen fruo,
mir stosset kain ungelück nit zuo.“
Do wellent ettlich dapey,
wenn es ungewitter sey,
das sy alles von der münch wegen,
die da gand affter der wege;
und auch ettlich mainent sicherlich,
wenn der *rapp kopp*, daz tütt ein lich.

Ettlich habent denn ainen newen fund,
sy behaltend den pisz in den mund,
wenn man *ave maria lütt.*
Do send denn ettlich *prwtt*,
die legent jr hemmet an jrs mans ort.
So kan auch manger drew wort,
das es nymmer *tewrer wirt*;
so ist ettlicher hirt,
der sein *vich segnen* kan,
das jm kein hase tret daran;
und ettlich nement jrew kind,
wenn sy ain wenig kranck sind,
und legends ouf ain *dryschuffel:*
vil kunnen *salben den kubel,*
das sy obnan ausz faren.
Ettlich *spynnen* am sampstag *garen*
und machen daraus *Sant Jorgen hemd;*
und seid ettlich so behend,
daz sy varent hundert meyl
dar in ainer kurtzen weil.
Ettlich *prechend* den lutten ab
die *pain*, als ich gehört hab,
und legent dar ein *porst* und *kol.*
Mangew maint, sy kund auch wol
segen hyn und her wenden;
ettlich die lütt *plendent*
mit ainer hand von dem galgen;
vill wend den *taig talgen*
an der *hailigen sampstag nacht.*
Mancher auch *karakteres* macht
ausz *pirmit virgineum;*
ettlich *puctieren den linium*
in der kunst geometria:
so nympt der den oben *praw*
von den *gerechten augen*
und daz *pluot von den krawen*,
und macht darusz zaubery.
Manger nympt ain *järiges zwy*
von ainem *wilden hasselpawm;*
so send denn ettlich frawen,
die erschlingen umb die kirchen gen,
und haissent die *totten auf sten*,
und niement den *ring von der kirchen tür*
jn die hand, und ruffend: „Her für!“
und sprechend: „Ich rür disen rink,
stett auf, ir alten pärtling!“
Do send auch ettlich man,
si nement *von dem galgen ain span*,
und legent den under der kirchtür,
so solt kain pfenuig gaun hin für;
und ettlich nützend den *strangen*,
da ain dieb ist erhangen.
Und an der *rauchnacht wirffet man*
die *schuoch*, als ich gehort han,
uber daz haubt erschlingen,
und wa sich der spitz kert hyn,
da sol der mensch beliben.
Und vil lutt, die tribent
wunder mit dem *huoffnagel*,
und ettlich steckend *nadel*
den lutten in die magen;
und sämlich laund nicht jagen
die *hund* auf der rechten fert.
Ettlich send so wol gelert,
das sy an sich mit gewalt
nemen ainer *katzen* gestalt;
so findt man der zaubrinin unrain,
die den lütten den wein

trinckend auss den *kelern* verstolen,
die selben haisset man unverholen.
So send denn ettliche,
wenn sy sechend ain *liche*,
so raunent sy dem totten zuo
und sprechend: „*Kum morgen fruo*,
und sag mir, wie es dir dort gee!"
So varet man uber see
die lewt mit guottem winde,
und ettlich nement jre kinde,
wenn es nit geschlauffen mag,
und treitz herfür an die haytren tag,
und legtz für sich *ain aichin prandt*,
und nympt *ain scheit* in sein hand,
und schlecht den prand mer denn zwir:
so get ain andrew denn by ir
und spricht: „Waz newestu?"
„De nae ich hie nu
meines kindes masslaid und *nachtgeschrey*
und alle meine zunge enzway."
So send denn ettlich also getan,
wenn sy den *ormutzel* han,
so nemend sy ain küssy in die hand,
und schlachends an den schlauff zehand,
und spricht: „Flewch, flewch, ormützel,
dich jagt ain küssi zypffel!"
Manig zauberin, die sein,
die nemend ain *hacken* und *schlachend wein*
auss ainer dur aichin saul,
und ettlich machend mit dem *knul*
vaden mangerlay traufferey
so nemt manger gersten pry
vur dryaffel, hör ich sagen;
mangew wil den *dieb laben*,
der an dem galgen erhangen ist;
auch habent vil lütt den list,
daz sy nützen daz *totten tuoch*,
und ettlich stelen aus der pruoch
dem man sein geschirr gar;
so *farent* ettlich mit der far
auff kelbern und auch pecken
durch stain und stecken.

Heinrich von Laufenberg.

Der uns schon als Verfasser geistlicher Lieder bekannte Heinrich von Laufenberg (S. 609) hat auch zwei größere didaktische Gedichte geschrieben, welche eine kurze Erwähnung verdienen. Das erste, der „Spiegel menschlichen Heils", ist eine gereimte Uebersetzung und theilweise Erweiterung des damals sehr beliebten und allgemein verbreiteten Speculum humanae salvationis. Es hat den Sündenfall und die Erlösung zum Hauptgegenstand, und beginnt nach einem Gebet an den dreieinigen Gott um Gedeihen der zu seiner Ehre unternommenen Arbeit mit der Geschichte von Verstoßung der abtrünnigen Engel aus dem Himmel, erzählt sodann die Erschaffung Adams und Evas, ihre Verführung durch die Schlange und die Vertreibung aus dem Paradies. Daran schließt sich sogleich die Erzählung von der Verkündigung und Geburt der heiligen Jungfrau und Christi, aus dessen Leben einige Hauptbegebenheiten mitgetheilt werden; ausführlicher wird die Geschichte seines Leidens und Todes, seiner Auferstehung und Himmelfahrt erzählt. Den Schluß bildet die Schilderung des jüngsten Tags, der Hölle mit ihren Qualen und des Himmels mit seinen Seligkeiten. Ueberall werden nach der damals beliebten Weise die mannigfaltigsten Geschichten und Anekdoten eingewebt; meistens sind sie dem Alten Testament entnommen, doch finden sich auch viele Erzählungen aus der weltlichen Geschichte.

Das zweite größere Gedicht Heinrichs, „das Buch der Figuren", welches er vielleicht auch, wie den Spiegel des menschlichen Heils, aus dem Lateinischen übersetzt hat, ist in vieler Beziehung mit jenem verwandt. „Es enthält nämlich", sagt Engelhardt, dem wir die nähere Kenntniß dieser beiden Werke verdanken, „die ganze Folge der Geschichten des Alten Testaments von der Schöpfung an, alle als Figuren oder Symbole zu Ehren der heil. Jungfrau betrachtet. Solcher Figuren sind 136; bei jeder ist nebst der Abbildung des Vorgangs zuerst die Erzählung desselben, dann die symbolische Beziehung auf Maria und zuletzt ein kleines Gebet an dieselbe. Die Vorrede selbst ist eine Anrufung an Gott, Bewunderung der hohen außerordentlichen Bestimmung Mariä."

Das Versmaaß in beiden Gedichten ist das gewöhnliche: Zeilen von 3 oder 4 Hebungen mit gepaarten Reimen; die Sprache ist, so weit sich aus den wenigen und kurzen Stellen entnehmen läßt, die bis jetzt durch den Druck bekannt gemacht wurden, ziemlich fließend und gewandt; vielleicht nicht ohne Einfluß von Konrads goldener Schmiede, mit welcher sich auch das Buch der Figuren hinsichtlich des Inhalts berührt.

Sebastian Brandt.



Unter allen didaktischen Dichtern des 15. Jahrh. nimmt Sebastian Brandt*) die erste Stelle

*) Der Sitte der Zeit gemäß nannte er sich auch mit lateinischer Uebersetzung seines Namens Titio.

ein, wie auch seine Werke von der größten Wirkung auf die Zeitgenossen und die ihm unmittelbar nachfolgenden Zeiten waren. Im Jahr 1458 zu Straßburg geboren, verlor er zwar schon im zehnten Jahre seinen Vater, doch wurde er sorgfältig erzogen, so daß er schon in seinem siebzehnten Jahre die Universität Basel beziehen konnte, wo er die Rechtswissenschaft, aber zugleich auch die alten Sprachen und die freien Künste mit großem Fleiße studirte. Schon nach zwei Jahren (1477) erhielt er den Grad eines Baccalaureus, und 1489 ward er Doctor der beiden Rechte, nachdem er sich 5 Jahre vorher die Licenz erworben hatte. Bald wurde er einer der einflußreichsten Lehrer in Basel, da er seine Schüler nicht bloß zur Wissenschaftlichkeit führte, sondern sie auch zum Studium der alten Classiker begeisterte und auf ihren Geschmack bildend einwirkte. Er stand mit den ersten Gelehrten der Zeit in naher Verbindung, und machte sich durch die Herausgabe vieler historischer, juristischer und philosophischer Werke bekannt. Im J. 1500 ward er Rechtsconsulent in seiner Vaterstadt, deren Rath ihn 1503 zum Stadtschreiber erwählte (er selbst nannte sich gern Kanzler und sogar Erzkanzler), was er bis zu seinem Tode verblieb. Er war in dieser Stelle äußerst thätig, wodurch er sich Ansehn und Dank erwarb. Auch Kaiser Maximilian I. erkannte seine vielfältigen Verdienste; er berief ihn einige Mal an seinen Hof, ernannte ihn 1502 zum Rath, später zum kaiserlichen Pfalzgrafen, gab ihm einen Jahresgehalt von 50 Gulden und beehrte ihn öfters mit literarischen Aufträgen. Wahrscheinlich verdankte er dem Kaiser auch die Stelle eines Beisitzers am Kais. Kammergerichte. Sein Ruf bewog auch andere Fürsten, ihn auszuzeichnen; unter Andern ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zu seinem Rathe. So sehr seine öffentliche Stellung seine Kräfte und seine Zeit in Anspruch nahm, war er dabei doch immer wissenschaftlich thätig, wozu ihm besonders auch das reiche Archiv seiner Vaterstadt Gelegenheit bot. So schloß er sich an die literarische Gesellschaft an, welche Wimpheling in Straßburg gestiftet hatte, und er ward auch Mitglied der von Conrad Celtes gestifteten rheinischen Gesellschaft der Wissenschaften. In den letzten Jahren seines Lebens war er sehr ernst, ja sogar trüb gestimmt; der immer mehr hervortretende Zerfall des deutschen Reichs, insbesondere aber die von Tag zu Tag steigende Bewegung gegen das alte hierarchische System, dem er mit aller Treue anhing, so kräftig er auch gegen die Gebrechen desselben gekämpft hatte, erfüllten ihn mit solchem Schmerz und solcher Hoffnungslosigkeit für die Zukunft, daß er sogar, wie es aus einem kleinen, im J. 1520 kurz vor seinem Tode niedergeschriebenen Gedichte hervorzugehen scheint, an die auf das Jahr 1524 verkündigte Sündflut glaubte, die selbst den Kaiser Karl V. mit Besorgniß erfüllte. In dieser traurigen Gemüthsstimmung starb der edle Mann am 10. Mai 1521.

So bedeutend auch Seb. Brandts wissenschaftliche Werke sind und so einflußreich sie auch waren, so haben wir uns doch hier nicht mit ihnen zu beschäftigen, da sie, wenn auch zum Theil in deutscher Sprache geschrieben, in keiner Weise literarisch-historische Wichtigkeit darbieten; eben so wenig kann von seinen lateinischen Poesien die Rede sein, ob sie ihm gleich bei seinen Zeitgenossen großen Ruhm erwarben. Unter seinen deutschen Dichtungen ragt aber besonders das „Narrenschiff" hervor, welches im J. 1494 zu Basel im Druck erschien, und sogleich ein so allgemeines Aufsehen erregte, daß es nicht bloß bis zum J. 1512 zehn ächte Auflagen erlebte, sondern auch zum Theil bald nach seinem Erscheinen ins Lateinische, Englische, Französische, Niederländische und Holländische übersetzt wurde, der zahlreichen Umbildungen, Erweiterungen*) und Nachahmungen nicht zu gedenken. Wie hoch es in Ansehen stand, geht aber daraus am deutlichsten hervor, daß der berühmte Kanzelredner Geiler von Kaisersberg eine Reihe von Predigten über dasselbe hielt.

Das Narrenschiff besteht mit Ausschluß der Vorrede und der zwei letzten Schlußkapitel aus 110 Abschnitten, in welchen eben so viele Gattungen von Narren geschildert werden; es stehen diese Abschnitte jedoch in keinem äußeren Zusammenhange, denn wenn auch der Titel eine allegorische Einkleidung vermuthen läßt und die Vorrede eine solche andeutet, so ist sie doch keineswegs durchgeführt, und es wird dieselbe im Verlauf des Gedichts nur hie und da vorübergehend angedeutet. Ja der Dichter verläßt sogar schon in der Vorrede diese Einkleidung, um zu einem andern Bild überzugehen. Die Welt sei so voll Narren, sagt er, daß nicht alle in das Schiff kommen können; er habe daher ihre Bildnisse beigegeben**), damit Jeder, der nicht lesen könne, sich in ihnen erkennen möge; es sei daher das Buch auch ein „Narrenspiegel", und mehrere Ausgaben des Gedichts haben wirklich auch diesen Titel. Wie der äußere, so fehlt auch der innere Zusammenhang; es folgen die verwandten Narrengattungen nicht unmittelbar auf einander, sondern dieselben sind willkürlich durcheinandergeworfen, so daß die gleichartigen Abschnitte oft weit aus einander stehen. So erscheint das Ganze als eine ziemlich willkürliche Vereinigung einzelner Spruchgedichte, welche nur durch die allgemeine Aehnlichkeit des Inhalts und den gleichen Zweck zusammengehalten werden, obgleich Brandt, wie sich aus mehreren Stellen ergibt, die einzelnen Abschnitte ursprünglich nicht als selbstständige Gedichte verfaßt und erst später vereinigt, sondern von Anbeginn die Absicht gehabt hat, die Thorheiten seiner Zeit in einer Reihe von Bildern darzustellen. Nur hat er hierbei keine vorher schon bestimmte Ordnung befolgt, sondern diese dem Zufall oder vielmehr der eigenen Gemüthsstimmung überlassen. Was hierdurch das Gedicht an Einheit und Uebersichtlichkeit verliert, gewinnt es an Mannigfaltigkeit, vielleicht sogar an Eindringlichkeit der Darstellung, da der Dichter auf diese Weise gezwun-

*) Schon im J. 1494 erschien eine Ausgabe mit fremden Zusätzen; dieselbe wurde, mehr oder weniger vermehrt, noch neunmal gedruckt. Die Zusätze sind zum Theil schlecht, zum Theil aber auch von Interesse und innerem Werth; sie sind öfters für die Sittengeschichte wichtig und können in nicht seltenen Fällen zur Erklärung des Originals beitragen, weshalb sie bei einer Ausgabe desselben nicht fehlen sollten, ohne daß sie jedoch mit dem Texte vermischt werden dürften. Brandt war übrigens über diese Zusätze ungehalten, so daß er sich in dem Vorwort zu einer späteren Ausgabe scharf gegen dieselben aussprach. „Es kann nicht Jeder Narren machen," heißt es am Schlusse dieser Erklärung, „Er heiße dann, wie ich bin genannt, Der Narr Sebastianus Brandt."

**) Das Gedicht erschien mit Holzschnitten, in welchen jede Narrengattung zum Theil mit viel Witz und Humor dargestellt wurde.

gen war, jedes Bild in einen möglichst kleinen Rahmen zu bringen. Uebrigens hätte er sich kaum über so viele und mannigfaltige Verhältnisse verbreiten, die einzelnen Gebrechen von so verschiedenen Seiten betrachten können, als es geschehen ist, wenn er eine zusammenhängende Darstellung derselben hätte geben wollen, und wir können bei diesen Vorzügen den Mangel an künstlerischer Anordnung und Entwickelung wohl verschmerzen.

Um eine genaue Darstellung des Inhalts zu geben, müßte man daher beinahe das ganze Buch abschreiben; es ist dies aber schon deshalb nicht nöthig, weil sich doch das Ganze auf mehrere Hauptpunkte zurückführen läßt. Ihm, dem frommen, der Kirche und ihren Satzungen mit Treue ergebenen Mann, lag vor Allem daran, den Unglauben und den diesem so nahe verwandten Aberglauben zu bekämpfen. Schon gleich am Anfange klagt er, daß man die heilige Schrift verachte, auf ihre eindringlichen Mahnungen, Buße zu thun, nicht höre. Stünde Einer wieder von den Todten auf, sagt er, so würde man auf hundert Meilen in der Runde herbeilaufen, um sich zu erkundigen, wie es in der Hölle zugehe, und ob viel Leute in dieselbe führen; aber um die heilige Schrift, welche doch über wichtigere Dinge den sichersten Aufschluß ertheile, bekümmere sich Niemand. In dieser heiße es aber ausdrücklich, daß wer hier Sünde thue, dort Pein leiden müsse, und daß der Tugendhafte in Ewigkeit geehrt werde. In ähnlicher Weise sagt er an einem andern Orte: Gott ist wohl barmherzig, aber auch gerecht, und wer sündigt, wird einst gewiß seine Strafe erhalten. Aber Viele leben, als ob Gott sie vergessen hätte, und sie sündigen darauf los; aber endlich kommt die Zeit, da sie es bereuen. Der Weg zur Hölle ist breit und wohlbetreten, der Weg zum Himmel schmal und schwer zu gehen: von den Sechshunderttausend, die Gott durch die Wüste führte, gelangten nur zwei ins gelobte Land. Wie er an mehreren Orten davor warnt, Gott und seinen Rathschluß zu lästern, da er doch Alles zum Besten wende, so legt er an andern Stellen viel Gewicht darauf, daß man auch des äußeren Gottesdienstes nicht vergesse, und er tadelt diejenigen wiederholt, welche die feierliche Stille der Kirche stören, Hunde mitbringen, herumgehen und, statt der Messe andächtig beizuwohnen, nur herumgaffen oder schwätzen. Sein Herz wird aber von tiefer Wehmuth erfüllt, wenn er daran denkt (Vom Abgang des christlichen Glaubens), wie das Christenthum nicht nur bei uns durch falsche Lehren verunstaltet, sondern auch im Orient und so vielen andern Ländern verdrängt worden sei. Dies, sagt er, ist die Folge unserer Sünden und der Zerrissenheit, der Zwietracht, welche die christlichen Völker ergriffen hat. Die Macht der Türken ist schon so groß geworden, daß sie selbst das Römische Reich bedrohen: es kann nur Einigkeit und Vertrauen auf Gott vor dem Verderben retten (2). Der Glaube ist verschwunden, dagegen wuchert der Aberglaube: ein jeder Narr will jetzt die Zukunft in den Sternen lesen. „Doch einem Christenmenschen es nicht zusteht, Daß er mit Heidenkünsten umgeht, Und merke auf der Planeten Lauf, Ob dieser Tag sei gut zum Kauf, Zum Bauen, zum Krieg, zur Schließung der Eh', Zu Freundschaft oder dergleichen meh'. All' unser Wort, Werk, Lassen und Thun Soll aus Gott kommen und in Gott allein ruhn. Darum glaubt der nicht recht an Gott, Der auf das Gestirn solchen Glauben hat." Wie schädlich aber der Aberglauben sei, zeigt er in einer andern Stelle an dem Beispiele der Kranken, welche sich den alten Weibern anvertrauen, statt dem Arzt zu gehorchen.

Nächst dem Glauben ist die Weisheit die Führerin, der sich der Mensch anvertrauen soll; denn von ihr kommt alles Gute. Die Weisheit ist ihm aber die auf Frömmigkeit und reine Tugend gegründete Lebensklugheit; daher ist sein Gedicht auch außerordentlich reich an den mannigfaltigsten Lebensregeln, die sich theils auf das Leben im Allgemeinen, theils auf besondere Lebensverhältnisse beziehen. Wir heben nur Einzelnes hervor, in welchem der Einfluß der früheren Spruchdichter und namentlich Freidanks, den er auch in erneuerter Gestalt herausgab, nicht zu verkennen ist. In allen diesen Stellen, welche besonders in der zweiten Hälfte des Gedichts häufig sind, liebt er, sprüchwörtliche Redensarten einzuflechten, was der Darstellung nicht wenig Kraft und Eindringlichkeit verleiht *) und jedenfalls bessere Wirkung macht, als die zahlreichen, in vielen Abschnitten angehäuften Anspielungen auf Personen und Begebenheiten der alten Geschichte, zu welchen sich der Verfasser durch seine Gelehrsamkeit verleiten ließ. Man soll sich, sagt er, aus dem Thörichten, was die Andern thun und ihnen Schaden bringt, ein heilsames Beispiel nehmen; dagegen achte Keiner auf das Geschwätz des Pöbels, weil man es doch nicht Allen recht thun kann. Wer sich in die Gefahr begibt, kommt darin um. Man soll den Frauen keine Geheimnisse anvertrauen, überhaupt Niemanden, wenn sie nicht allgemein bekannt werden sollen. Der Thor will keine Lehren anhören: der Weise freut sich der Weisheit, die ihm Andere mittheilen, weil er durch sie noch weiser werden kann. Der Weise bekümmert sich um seine Angelegenheiten, der Thor um fremde. „Ein Narr ist, der viel Land durchfährt, Und wenig Kunst, noch Tugend lernt, Der als eine Gans ist geflogen aus Und als Gigack kommt wieder nach Haus." Was hilft es auch, alle Länder zu bereisen und neue aufzufinden, wenn man sich selbst nicht kennt, und sich nicht bemüht, das ewige Reich zu gewinnen? Ueberhaupt dringt der Dichter bei jeder Gelegenheit darauf, daß der Mensch sich selbst solle kennen lernen, weil die ächte Weisheit nur aus der Selbsterkenntniß sprossen könne. Wer sich in dem Narrenspiegel recht beschaut, heißt es im Vorworte, der wird wohl lernen, daß er sich nicht für weise achten soll; wer sich aber dennoch für weise hält, der ist des Dichters Gevatter, und sollte das Buch behalten, das überhaupt für Weise und Thoren gleich gut ist. In diesen Spiegel sollen Alle schauen, Männer und Weiber; denn es sind nicht die Männer allein Narren, es gibt auch unter den Frauen viele, die sich schon durch ihre thörichte und unzüchtige Kleidung auszeichnen. Jeder suche daher in dem Buche fleißig nach; wer sich nicht darin findet, der kann sagen, daß er der Kappe frei sei. Meint aber Jemand, er sei vergessen worden,

*) Wir führen nur einige an: „Was man in neue Häfen schütt, Den selben Geschmack verlieren sie nit." — „Die Ruthe der Zucht vertreibt ohne Schmerz Die Thorheit aus des Kindes Herz." — „Der Freunde, wenn es geht an die Noth, Geben vier und zwanzig auf ein Loth, Und welche die besten glauben zu sein, Deren gehn sieben wohl auf ein Quentlein." — „Thue zuvor die Werke und darnach die Lehre, Willst du verdienen Lob und Ehre."

der gehe zur Thüre eines Weisen und warte, bis ihm der Dichter eine Kappe von Frankfurt bringt.

Man muß in dem Buche selbst nachlesen, wie der Dichter nach und nach alle Stände und Lebensverhältnisse bald mit strengem Ernst, bald in heiterer Weise zeichnet, wie er die Geizigen und Wucherer, die eitlen Modenarren, die Baulustigen, die Handwerker und Bauern, die Bettler, die Prozeßsüchtigen, die Spieler, Jäger, sogar die Köche mit ihren besondern Thorheiten und Lastern vorüberführt; wir müssen uns hier darauf beschränken, noch einige der bedeutendsten Stellen hervorzuheben. Eine der schönsten ist diejenige, in welcher er von der Kinderzucht spricht. Man soll die Kinder in der Jugend strafen, damit sie gut und tugendhaft werden. Gute Erziehung ist überhaupt das Beste, was ein Vater seinen Kindern hinterlassen kann: Philipp von Macedonien hat alle Länder nach einem tüchtigen Lehrer für seinen Sohn durchsucht, jetzt gibt man, oftmals aus Geiz, wenig Acht darauf, wer Lehrer sei, weshalb auch so viele Kinder ungerathen sind. „Denn Anfang, Mittel, Ende der Ehre, Entspringt allein aus guter Lehre. Ein löblich Ding ists, edel sein, Es ist aber fremd und nicht dein, Es kommt von deinen Eltern her. Ein köstlich Ding ist Reichthum gar, Aber das ist des Glückes Fall, Das auf und ab tanzt, wie ein Ball; Ein hübsches Ding der Welt Glorie ist, Doch unbeständig, dem allzeit Etwas gebricht; Schönheit des Leibs man viel acht't, Währt etwa doch kaum über Nacht; So ist auch Gesundheit sehr lieb, Und stiehlt sich weg doch, wie ein Dieb; Große Kraft achtet man für köstliche Hab, Nimmt doch von Krankheit und Alter ab. Darum ist Nichts untödtlich mehr Und bei uns bleibend, als die Lehr'." Nicht weniger vortrefflich ist eine andere Stelle, welche von der Verachtung der Armuth handelt (1). Wie er schon früher an vielen Orten herben Tadel gegen Alle ausspricht, welche nach Glücksgütern jagen, Aufwand in den Kleidern machen und sich über ihren Stand erheben, so klagt er hier, daß die Armuth von männiglich verachtet werde, obgleich alles Große aus Armuth und von Armen ausgegangen sei. „Armuth hat gegeben Fundament Und Anfang allem Regiment; Armuth hat erbauet alle Städt', Alle Kunst Armuth erfunden hat. — Bei allen Völkern auf der Erd' Ist Armuth lange Zeit gewesen werth: Voraus die Griechen dadurch hand (haben) Viel Städt' bezwungen, Leut und Land. — Das Lob hat Armuth in der Schrift: Nichts war auf Erden je so groß, Daß es nicht zuerst aus Armuth floß. Das Römische Reich und sein hoher Nam Anfänglich aus Armuth herkam." — Man solle daher seine Augen nicht auf Reichthum wenden, denn er gewinne bald Federn wie der Adler und fliege durch den Wind fort. Wäre es so gut, reich zu sein, so wäre Christus nicht der Aermste gewesen. Wer da sage, es fehle ihm Nichts, als Geld, sei aller Weisheit beraubt und ihm fehle mehr, als er sagen könne, er sei ärmer, als er glaube. Weil aber Jedermann nach Geld strebt, sagt er an einem andern Ort, und keine, auch die unredlichsten Mittel nicht scheut, Geld und Gut zu erwerben, so ist auch die ganze Welt voll Falschheit und Betrug. „Falsche Liebe, falscher Rath, falsche Freunde, falsch Geld: Voll Untreu ist jetzt die ganze Welt." Und nun entwirft er ein Bild der verschiedenen Betrügereien, die zu seiner Zeit eingerissen waren (3), wie früher schon Konrad von Ammenhausen (s. o. S. 232); aber so viele Arten von Betrug er auch genannt habe, heißt es in einer späteren Fortsetzung dieses Abschnitts, so habe er doch die Hauptbetrüger noch vergessen, diejenigen nämlich, welche den wahren Glauben verfälschen, die sich in ihrem Sinn so klug dünken, daß sie nach den Einfällen ihrer eigenen Vernunft die heilige Schrift auslegen, so daß falscher Glaube und falsche Meinung von Tag zu Tag zunehmen. Wenn diese Stelle schon deshalb merkwürdig ist, weil wir daraus ersehen, daß Brandt, so sehr er auch die Gebrechen der Kirche einsah, wie er sie denn auch in seinem Gedichte öfters berührt, dennoch den reformatorischen Bestrebungen seiner Zeit abhold war; so erhält sie noch dadurch ferneres Interesse, daß er in derselben auch seine Bedenken gegen die neu erfundene Buchdruckerkunst äußert, welche viel Böses verbreite, und daß er selbst gegen die Errichtung von Schulen eifert, weil die wahre Gelehrsamkeit durch die Afterbildung bedroht werde. Es thut Einem wahrlich leid, den sonst so trefflichen Mann in Vorurtheilen befangen zu sehen, die mit seinem übrigen Wesen einen so grellen Widerspruch bilden; allein es muß diese, wie so manche andere Stelle seines Gedichts aus der trüben Gemüthsstimmung erklärt werden, die ihn wohl erfassen mußte, wenn er das tiefe Verderben, das seine Zeit ergriffen hatte, in seinem ganzen Umfange betrachtete. Da er mit vollständiger Hoffnungslosigkeit in die Zeit blickte, wie er denn auch an die nahe Ankunft des Antichrists glaubte; so mußten ihn selbst diejenigen Erscheinungen mit Bangigkeit erfüllen, aus denen sich eine neue Zeit entwickeln sollte, weil er in denselben nur die Seiten wahrnahm, welche die bisherige Ordnung der Dinge umstürzen mußten.

Zu dieser trüben Gemüthsstimmung trug die Zerrissenheit des Reichs und die Hoffnungslosigkeit der öffentlichen Zustände nicht wenig bei, deren Gefahren er mit klarem Sinne erblickte. Von Zeit zu Zeit deutet er auf das nahe Verderben hin; so sagt er in dem Abschnitt von „dem Ende der Gewalt", nachdem er auseinander gesetzt, wie die mächtigsten Staaten zu Grunde gegangen seien: „Das Römische Reich bleibt, so lang Gott will: Gott hat ihm Zeit und Maaß gesetzt." Er gebe, fügt er mit frommem Wunsche hinzu, daß es noch so groß werde, daß ihm die ganze Erde unterthan sei, wie es von Rechtswegen sein sollte. Ganz entschieden spricht er sich in dieser Beziehung in dem schon erwähnten Kapitel „Vom Abgang des christlichen Glaubens" aus. „Den dunkt nicht, daß er Etwas hab', Wer nicht dem Römischen Reich bricht ab. Zum ersten ist in der Saracenen Hand Das heilige und gelobte Land; Darnach haben die Türken so viel, Daß es aufzuzählen nähme der Zeit viel. Viele Städte haben sich gestellt zur Wehr Und achten jetzt keines Kaisers mehr; Ein jeder Fürst der Gans bricht ab, Daß er davon eine Feder hab'. Darum ist das Wunder nicht groß, Wenn das Reich nun ist nackt und bloß. — Um Gott, Ihr Fürsten, sehet an, Welches Unheil zuletzt daraus würde gan (entstehen), Wenn auch hinunter käm' das Reich! Ihr bleibet auch nicht ewiglich! Ein jedes Ding mehr Stärke hat, Wenn es bei einander vereinigt staht, Als wenn es sollte zertheilet sein. Einhelligkeit in der Gemein Bald alle Dinge wachsen macht; Aber durch Mißhelligkeit und Zwie-

tracht Werden auch große Dinge zerstört. Der Deutschen Lob war hochgeehrt, Und hatte erworben solchen Ruhm, Daß man ihnen gab das Kaiserthum: Aber die Deutschen befleißen sich, Wie sie vernichten selbst ihr Reich!" (2)

Vergegenwärtigen wir uns den großen Reichthum von Gedanken und Anschauungen, welche das Narrenschiff enthält, so muß es uns in der That als eine wahre Schatzkammer der praktischen Lebensweisheit jener Zeit erscheinen, wie es zugleich das reichste und treuste Bild der damaligen Entartung ist. Von den früheren didaktischen Dichtern, welche ebenfalls die Gebrechen, Thorheiten und Laster ihrer Zeit schilderten, unterscheidet sich Brandt vorzüglich dadurch, daß er seine Lehren nicht, wie jene, auf kirchliche Satzungen gründete, sondern auf die ewigen, von Gott in die Menschenbrust gelegten Sittengesetze, daher er auch fortwährend auf Selbsterkenntniß drang. Und daraus mag auch zum Theil die große Wirkung erklärt werden, welche das Gedicht hatte, weil es gerade hierdurch, so kirchlich der Verfasser auch gesinnt war, doch von den Ansichten der Kirche abging und den Glaubenssätzen die Vernunft entgegensetzte. Nicht weniger trug die Haltung des Gedichts zu seinem Erfolge bei: so ernst und sogar streng die darin niedergelegte Moral auch ist, so wird sie doch von dem Geiste ächt christlicher Milde getragen, und der von dem Dichter in reichem Maße ausgegossene Tadel macht um so mehr Eindruck, als die mannigfaltigen Thorheiten und Laster nicht mit übertriebenem Zeloteneifer bekämpft, sondern nur mit einfachen Mitteln lächerlich gemacht wurden. Und eben darin beweist Brandt, wie richtig er seine Zeit begriffen hatte, daß er nicht auf die Phantasie, sondern auf die Vernunft zu wirken, und dies dadurch zu erreichen suchte, daß er die von ihm geschilderten Thorheiten als der menschlichen Natur und Vernunft widersprechend darstellte. Diese Auffassungsweise ist aber das Wesen der Satyre, und Brandt ist durch sein Narrenschiff recht eigentlich der Begründer dieser Gattung geworden, welche im Zeitalter der Reformation beinahe ganz vorherrschend wurde.

In künstlerischer Beziehung erhebt sich das Narrenschiff kaum über die übrigen Dichtungen seiner Zeit; insbesondere fehlt es ihm an aller Kunst der Composition. Auch die Ausführung ist im Ganzen keineswegs bedeutend, jedoch hat die Darstellung bei ihrer populären Haltung eine nicht gewöhnliche Lebendigkeit. Im Einzelnen finden sich oft die vortrefflichsten Ausdrücke, die er theils den Griechen und Römern mit großem Glücke nachbildete, theils aber auch aus seinem eigenen reichen Geiste schöpfte. So sagt er, den Horaz nachahmend: „Der dott mit glichem Füß zerschütt, Der kunig säl und hyrten hüt: Er acht keym pomp, gwalt vnd gût, Dem babst er wie dem buren dût." Besonders reich ist er an komischen, meistens der Volkssprache entnommenen Wendungen, und oft entfaltet er ächt poetischen Humor, so z. B. in dem Abschnitt „Von unnützen Büchern", mit welchem er sein Gedicht beginnt. Er trägt kein Bedenken, sich selbst mit seiner Thorheit an die Spitze der Reihe von Narren zu setzen, die er nun nach und nach vorführt. „Den vortantz hat man mir gelan," sagt er, „Dann ich on nutz vil bûcher han, Die ich nit lyß vnd nit verstan." Und so fährt er fort, sich mit ächtem Humor über seine eigene Thorheit lustig zu machen. Die Sprache Brandts, er schrieb im elsassischen Dialekt, ist hart und wird durch die metrische Form keineswegs gemildert, da er sich in Behandlung des Versmaßes und des Reims nicht über seine Zeitgenossen erhob.

Außer dem Narrenschiff hat Seb. Brandt noch Mehreres in deutscher Sprache verfaßt. Die Bearbeitung Freidanks ist schon berührt worden; sie hat zwar das treffliche Gedicht seiner schönen Form beraubt, aber immerhin hat er sich durch die Erneuerung desselben zu jener Zeit, in welcher das Andenken an die früheren Dichtungen beinahe ganz verschwunden war, ein nicht geringes Verdienst erworben, wie auch anerkannt werden muß, daß er mit Rücksicht auf die damaligen Verhältnisse keine bessere Wahl hätte treffen können. Ferner übersetzte er die „Sittensprüche des Facetus und die des „Cato", so wie das ascetische Büchlein: „Hortulus animae" in deutsche Reime; bedeutender aber sind seine kleineren Gedichte und unter diesen eine Reihe von Priameln, welche zu den besten Erzeugnissen dieser Gattung gehören und in denen sich der nämliche sittliche Ernst, die nämliche kirchliche und vaterländische Gesinnung, wie im Narrenschiff, ausspricht.

1. Dis narren freüwt nüt jnn der welt,
Es sy dann, das es schmeck noch gelt:
Sie ghören ouch jnns narren selt.

Von Verachtung armût.

Gelt narren sint ouch über al
So vil, das man nit findt jr zal,
Die lieber haben geltt, dann ere;
Noch armût frogt yetz nyeman mer.
Gar kum vff erd yetz kumen vß,
Die tugend hant, sunst nüt jm huß.
Man dût wißheyt keyn ere me an,
Erberkeyt mûß verr hynden stan
Vnd kumbt gar kum vff grûnen zwig,
Man wil yetz, das man jr geschwig;
Vnd wer vff richtûm flysset sich,
Der lûgt ouch, das er bald werd rich
Vnd acht keyn sund, mort, wûcher, schant
Des glich verretery der land,
Das yetz gemeyn ist jnn der welt.
All boßheit fyndt man yetz vmb gelt,
Gerechtikeit vmb gelt ist feyl;
Durch gelt kem mancher an eyn seyl,
Wann er mit gelt sich nit abkoufft;
Vmb gelt vil sünd blibt vngestrofft,
Vnd sag dir tutsch, wie ich das meyn:
Man henckt die kleynen dieb alleyn;
Eyn bräm nit jn dem spynnwep klåbt,
Die kleynen mucklin es behebt.
Achab ließ nit benûgen sich
Mit sinem gantzen kûnig rich,
Er wolt ouch Nabuhts garten han,
Des starb on recht der arm frumm man.
Alleyn der arm mûß jnn den sack
Was gelt gytt, das het gûten gschmack.
Armût, die yetz ist gantz vnwerdt,
Was ettwann liep vnd hoch vff erd,
Vnd was genem der gulden welt;
Do was nyemans, der achtet gelt,
Oder der ettwas hatt alleyn
All ding, die woren do gemeyn,
Vnd ließ man des benûgen sich,
Was on arbeit das erterich
Vnd die natur on sorgen trûg.
Noch dem man bruchen wart den pflûg,
Do fing man an, ouch gytig syn,
Do stund ouch vff, wer myn das din.
All tugend worent noch vff erd,
Da man nut dann zymlichs begerdt.
Armût, die ist eyn gob von gott,
Wie wol sie yetz ist der welt spott;
Das schafft alleyn, das nyeman ist,
Der gdenck, das armût nit gbrust,

Vnd das der nüt verlieren magk,
Der vor nüt hat in synem sack,
Vnd das der lycht mag schwymmen wytt.
Wer nacket ist vnd an hat nüt.
Eyn armer syngt fry durch den walt
Dem armen selten üt entpfalt.
Die fryheit hat eyn armer man,
Das man jn doch loßt båttlen gan;
Ob man jn schon sicht ubel an
Vnd ob man jm joch gar nüt gytt,
So hat er doch dest minder nitt.
By armůt fand man bessern ratt,
Dann richtům ye gegeben hat.
Das wiset Quintus Curius
Vnd der berůmbt Fabricius,
Der nit wolt haben gůt noch gelt,
Sunder ere, tugent er erwelt.
Armůt hett geben fundament
Vnd anfang allem regyment;
Armůt hat gbuwen alle stett,
All kunst Armůt erfunden hett;
Alls übels Armůt ist wol on,
All ere vß Armůt mag erston;
By allen völckern vff der erd
Ist armůt lang zyt gwesen werdt;
Vor vß die Kriechen dar durch hand
Vil stett bezwungen, lüt vnd land.
Aristides was arm, gerecht,
Epamynundas streng vnd schlecht,
Homerus was arm vnd gelert,
Inn wißheyt Socrates geert,
Phocion jnn nylt übertrifft.
Das lob hat armůt in der gschrifft,
Das nut vff erd ye wart so groß,
Das nit von erst vß armůt floß.
Das Römsch rich vnd sin hoher nam
Anfånglich vß armůt her kam;
Dann wer merckt vnd gedenckt do by,
Das Rom von hyrten buwen sy,
Von armen buren lang regiert,
Dar noch durch richtům gantz verfůrt,
Der mag wol mercken, das armůt
Rom baß hat gthon, dann grosses gůt.
Wer Cresus arm vnd wis gsyn,
Er hett behalten wol das syn.
Do man fragt Solon vmb bescheit,
Ob er het rechte sålikeyt,
Dann er was måhtig, rich vnd werd,
Sprach Solon: „Man solt hie vff erd
Keyn heyssen sellig vor sym todt,
Man weyßt nit, was her noher gat;
Wer meynt, das er vest stand noch hüt,
Der weißt doch nit die kunfftig zyt."
Der her sprach: „Ach sy we vnd leydt,
Ir richen, hant hie üwer freüd,
Ergetzlicheit jnn üwerm gůt;
Sellig der arm mit fryem můt!
Wer samlet gůt durch liegens krafft,
Der ist vnnütz vnd gantz zaghafft,
Vnd macht sich veißt mit sym vngluck,
Das er erwürg an todes strick.
Wer eynem armen vnrecht důt
Vnd do mit huffen will sin gůt,
Der fyndt eyn richern, dem er gibt
Syn gůt; so er jnn armůt blibt.
Nit richt dyn ougen vff das gůt,
Das allzyt von dir fliehen důt;
Dann er glich, wie der Adler, gwynnt
Fådern, vnd flügt bald durch den wynt.
Wer gůt vff erden rich hye syn,
Christus wer nit der ärmst gsyn.
Wer spricht, das jm sunst nüt gebrest,
Dann das on pfenning sy sin tåsch,
Der selb ist aller wißheit on;
Im gbrust me, dann er sagen kan,
Vnd vor vß das er nit erkennt,
Das er sy ärmer, dann er wånt.

2. Ich bit üch herren, groß vnd kleyn
Bedencken den nutz der gemeyn,
Lons mir myn narrenkopp alleyn.

Vom abgang des glouben.

Wann ich gedenck sümniß vnd schand,
So man yetz spürt jn allem land,
Von fürsten, herren, landen, stett,
Wer wunder nit, ob ich schon hett
Myn ougen gantz der zähern voll,
Das man so schmächlich sehen soll
Den krysten glouben nemen ab.
Verzych man mir, ob ich schon hab
Die fürsten ouch gesetzet har.
Wir nemen leyder gröblich war
Des krysten glouben nott vnd klag
Der myndert sich von tag zů tag.
Zům ersten hant die kätzer hert
Den halb zerrissen vnd zerstört;
Dar noch der schäntlich Machamet
In mer vnd mer verwůstet het
Vnd den mit sym jrrsal geschändt,
Der vor was groß jnn Orient,
Vnd was gloubig alles Asia,
Der Mören landt vnd Affrica.
Jetz hant dar jnn wir gantz nüt me:
Es möcht eym hertten steyn thůn we,
Was wir alleyn verloren hant
In klein Asyen vnd Kriechen landt;
Das man die groß Turky yetz nennt.
Das ist dem glouben abgetrennt.
Do sint die syben kirchen gsin,
Do hat Johannes gschriben hyn,
Do ist ein so gůt landt verlorn,
Das es all welt möht han verschworn.
On das man jnn Europa sytt
Verloren hat in kurtzer zyt:
Zwey keiserthům, vil kunigrich,
Vil mechtig land vnd stet des glich,
Constantinopel, Trapezunt
(Die lant sint aller welt wol kunt),
Achayam, Etholyam,
Boeciam, Thessalyam,
Thraciam, Macedoniam,
Atticam vnd beyd Mysiam
Ouch Tribulos vnd Scordiscos,
Bastarnas sambt vnd Thauricos,
Euboiam genennet Nigrapont,
Ouch Peram, Capham vnd Idrunt,
On ander schaden vnd verlust,
Die wir erlitten haben sunst
In Morea, Dalmacia,
Styer, Kernten vnd Croacia,
In Hungern vnd der Wyndschen mark.
Jetz sint die Turcken also starck,
Das sie nit hant das mer alleyn,
Sunder die Tünow ist jr gemeyn,
Vnd dünt eyn jnnbruch, wann sie went:
Vil bystum, kyrchen sint geschent.
Jetz grifft er an Apuliam,
Dar noch gar bald Siciliam;
Italia, die stoßt dar an;
So wurt es dan an Rom ouch gan,
An Lombardy vnd welsche landt:
Den vyndt, den hant wir an der handt,
Vnd went doch schloffend sterben all.
Der wolff ist worlich jnn dem stall
Vnd raubt der heiligen kyrchen schoff,
Die wile der hirtt lyt jnn dem schloff.
Die Römsche kirch vier schwestern hat,
Do man hielt Patriarchen stadt,
Constantinopel, Alexandria,
Iherusalem, Anthiochia:
Die sindt yetz kumen gantz dar von,
Es wůrt bald an das houbt ouch gon.
Das ist als vnser sünden schuldt:
Keyns mit dem andern hatt gedult
Oder mittlyden syner schwär;
Jeder wolt, das es grösser wär,
Vnd geschicht vns, als den ochsen gschah,
Do eyner dem andern zů sach,
Biß das der wolff sie all zerreyß:
Erst ging dem letsten vß der schweyß.
Jeder, der grifft yetz mit der hant,
Ob noch kalt sy syn mur vnd want,
Vnd gdenckt nit, das es vor lesch vß
Das für, ee es jm kumt zů huß
So kumbt jm dann ruw vnd leytt.
Zwytracht vnd vngehorsamkeit
Den krysten gloub zerstören důt.
On not vergůßt man krysten blůt.
Nyemann gedenckt, wie nach es jm sy,
Vnd wänt doch allweg blyben fry,
Biß jm vnglück kumbt für sin thür:

So stoßt er dann den kopff har für.
Die porten Europe offen syndt,
Zů allen sitten ist der vyndt,
Der nit schlossen noch růwen důt:
In dürst allein nach Christen blůt.
O Rom, do du haist kunig vor,
Do weßt du eygen lange jor;
Dar noch jn fryheit wardst gefůrt,
Als dich eyn gmeyner rott regiert.
Aber do man noch hochfart stalt,
Noch richtům vnd noch grossem gwalt,
Vnd burger wider burger vacht,
Des gmeynen nutzes nyeman acht,
Do wart der gwalt zům teil zergon,
Zů letzst eym keyser underthon,
Vnd under solchem gwalt vnd schyn
Bist funfzehen hundert jor gesyn
Vnd stäts genomen ab vnd von
(Glych wie sich myndern důt der mon,
So er schwyndt vnd jm schyn gebrist),
Das yetz gar wenig an dir ist.
Well Gott, das du ouch grössest dich,
Do mit du sygst dem mon gantz glich.
Den dunckt nit, das er ettwas hab,
Wer nicht dem Römschen rich bricht ab!
Zům erst die Saracenen hant
Das heilig vnd gelobte landt;
Dar noch die Turcken hant so vil,
Das als zů zalen näm vil wile:
Vil stett sich brocht hant jnn gewer,
Vnd achten yetz keyns keysers mer.
Eyn yeder fürst der gantz bricht ab,
Das er dar von eyn fäder hab:
Dar umb ist es nit wunder groß,
Ob joch das rich sy blutt vnd bloß.
Man byndt eym yeden vor das jn,
Das er nit vordern soll das syn,
Vnd lossen yedem jn sym stadt,
Wie ers bitz har gebruchet hat.
Durch Gott, jr fürsten, sehen an,
Was schad zů letst dar vß werd gan,
Wenn joch hyn under kem das rich!
Ir blyben ouch nit ewigklich!
Ein yedes ding me sterckung hatt,
Wann es bynander gsamlet stat,
Dann so es ist zerteilt von eyn.
Eynhellikeyt jn der gemein,
Vffwachsen die bald all ding macht;
Aber durch mißhell vnd zwytracht
Werden ouch große ding zerstört.
Der Tütschen lob was hochgeert
Vnd hatt erworben durch solch rům,
Das man jn gab das keyserthům;
Aber die Tütschen flissen sich,
Wie sie vernichten selbst jr rich.
Do mit die stůdt zerstörung hab,
Bissen die pferdt jr schwäntz selb ab.
Worlich! yetz vff den füssen ist
Der Cerastes vnd Basylist;
Mencher, der würt vergifften sich,
Der gifft dar schmeycht dem Römschen rich;
Aber jr herren, künig, land!
Nit wellen gstatten solch schand!
Wellent dem Römschen rich zů stan,
So mag das schiff noch vff recht gan.
Ir hoben zwor eyn künig milt,
Der üch wol fürt mit ritters schiltt,
Der zwyngen tüg all land gemeyn,
Wenn jr jm helffen wendt alleyn:
Der edel furst Maximilian
Wol würdig ist der Römschen kron.
Dem kumbt on zwiffel jnn sin handt
Die heilig erd vnd das globte landt,
Vnd würt sin anfang thůn all tag,
Wann er alleyn üch truwen mag.
Werffen von uch solch schmoch vnd spot,
Dann kleynes heres waltet Gott.
Wie wol wir vil verloren handt,
Sindt doch noch so vil kristen landt,
Frům kunig, fürsten, adel, gmeyn,
Das sie die gantze weltt alleyn
Gewynnen vnd vmbbringen baldt,
Wann man alleyn sich zamen haldt,
Truw, frid vnd lieb sich bruchen důt.
Ich hoff zů Gott, es werd als gůt!
Ir sindt regyerer doch der land,
Wachen vnd důnt von üch all schand,
Das man uch nit dem schiffman glich,
Der vff dem mer flißt schloffes sich,
So er das vngewitter sicht,
Oder eym hund, der böllet nicht,
Oder eym wächter, der nit wacht
Vnd vff syn hütt hatt gantz kein acht.
Stand vff vnd wachen von dem troum!
Worlich! die art stat an dem boum!
Ach Gott, gib vnsern höubtern jn,
Das sie sůchen die eren dyn,
Vnd nit yeder sin nutz alleyn;
So hab ich aller sorgen keyn,
Du gebst vns sigk in kurtzen tagen,
Des wir dir ewig lob thůn sagen.
Ich mane alle städt der gantzen welt,
Was würde vnd tyttel die sint gezölt,
Das sie nit důnt, als die schifflut,
Die vneynß sint vnd hant eyn stritt,
Wann sie sint mitten vff dem mer
Inn wynd vnd vngewitter ser;
Vnd ee sie werden eyns der für,
So nymbt die Galee eyn gruntrůr.
Wer oren hab, der merck vnd hör!
Das schifflin schwancket vff dem mer;
Wann Christus yetz nit selber wacht,
Es ist bald worden umb vns nacht.
Dar vmb jr, die noch uwerm stadt
Dar zů Gott vßerwelet hatt,
Das ir sönt vornan an die spytz,
Nit lont, das es an uch ersitz;
Důnt, was üch zymbt noch uwerm grad,
Do mit nit grösser werd der schad,
Vnd gantz abnem die sunn vnd mon,
Das houbt vnd glyder undergon.
Es loßt sich eben sörglich an.
Leb ich, jch man noch manchen dran,
Vnd wer nit an myn wort gedenck,
Die narren kappen jch jm schenck.

3. Man spürt wol in der alchemy
Vnd jnn des wynes artzeny,
Was falsch vnd bschiß vf erden sy.

Von falsch vnd beschiß.

Betrüger sint vnd fälscher vil,
Die tönen reht zum narren spiel,
Falsch lieb, falsch rott, falsch frünt, falsch gelt,
Voll vntruw ist yetz gantz die welt.
Brůderlich lieb ist blind vnd dott,
Vff betrogenheyt eyn yeder gat,
Domit er nutz hab on verlust,
Ob hundert joch verderben sust.
Keyn erberkeyt sicht man me an,
Man loßt es über die selen gan,
Echt man eyns dings mög kumen ab,
Gott geb, ob tusent sturben drab.
Vor vß loßt man den wyn nüm bliben,
Groß falschheyt důt man mit ym triben:
Salpeter, schwebel, dottenbeyn,
Weydesch, senff, milch, vil krut vnreyn
Stost man zům puncten jn das faß.
Die schwangern frawen drincken das,
Das sie vor zyt genesen dick
Vnd sehen eyn ellend anblick;
Vil kranckheyt springen ouch dar vß,
Das mancher fert jns gernerhuß.
Man důt eyn lam roß yetz beschlagen,
Das wol ghört vff den spittel wagen;
Das můß leren vff fyltzen stan,
Als solt es nachts zů metten gan;
So es von armůt hinckt vnd zelt,
Můß es doch geltten yetzt sin gelt,
Do mit beschissen werd die welt.
Man hat kleyn mossen vnd gewicht,
Die elen sind kurtz zů gerycht,
Der kouff lad můß gantz vinster syn,
Das man nit seh des tůches schyn.
Die wile eyner důt sehen an,
Was narren vf dem laden stan,
Gent sie der wagen eynen druck,
Das sie sich gen der erden buck,
Vnd fragen eyns, wie vil man heysch:
Den tumen wigt man zů dem fleysch.
Man ert den weg yetz zů der furch,
Die alte müntz ist gantz har durch

Vnd möcht nit lenger zyt beston,
Hett man jr nit eyn zůsatz gethon;
Die müntz, die schwächert sich nit kleyn,
Falsch geltt ist worden yetz gemeyn,
Und falscher ratt, falsch geystlicheyt,
Münch, priester, bägin, blotzbrůder dreit:
Vil wölff gont yetz jnn schäffen kleidt.
Do mit ich nit vergeß hie by
Den grossen bschiß der alchemy,
Die macht das silber, golt vff gan,
Das vor ist jnn das stäcklin gtan.
Sie goucklen vnd verschlagen grob,
Sie lont eyn sehen vor eyn prob,
So würt dann bald eyn vncken druß.
Der guckuß manchen tribt von huß,
Der vor gar sanfft vnd trucken saß;
Der stoßt sin gůt jnns affenglaß,
Bis ers zů puluer so verbrent,
Das er sich selber nit me kennt.
Vil haut also verderbet sich,
Gar wenig sint syn worden rich.
Dann Aristoteles, der gycht,
Die gstalt der ding wandeln sich nicht.
Vil fallen schwär jn dise sůbt,
Den doch dar vß gat wenig frůcht.
Für golt man kupfer yetz zů rüst,
Müsdreck man vnter pfeffer myst.
Man kan das beltzwerck alles verben
Vnd důt es vff das schlechtest gerben,
Das es beheltt gar wenig hor,
Wan mans kum treit eyn viertel jor.
Zys müß die geben bysem vil,
Des gstanck man schmeckt eyn halbe myl.
Die fulen hering man vermyscht,
Das man verkoufft sie gar für frisch.
All gassen sint fürkouffer voll,
Gremperwerck triben schmeckt gar wol.
Fyrn vnd nüw man vermänckeln kan,
Mit betrügniß gat vmb yedermann;
Keyn kouffmanschatz stat jnn sym werdt,
Jeder mit falsch vertriben bgert,
Das es syns kroms mög kumen ab,
Ob es gall, yberbeyn joch hab.
Sellig on zwiffel ist der man,
Der sich vor falsch yetz hütten kan.
Das kyndt sin elltern btrugt vnd mog,
Der vatter hatt keynr sippschafft frog,
Der wyrt den gast, der gast den würt,
Falsch, vntruw, bschyß würt gantz gspürt;
Das ist dem endkrist gůt fürlouff,
Der würt jnn valsch důn all syn kouff;
Dann was er gdenckt, heyßt, důt vnd lert
Würt nüt dann valsch, vntruw, verkert.

Spiegel des Regiments.

Unter dem Titel „Spiegel des Regiments in der Fürsten Höfe, da Fraw Vntrewe gewaltig ist", erschien im J. 1515 zu Oppenheim ein Gedicht, welches in späteren Ausgaben dem Joh. Morßheim, Hofmeister in der Pfalz, zugeschrieben wurde, der jedoch nur der Herausgeber desselben gewesen zu sein scheint. *) Vielmehr muß das Gedicht, das nach den einleitenden Versen im J. 1417 niedergeschrieben wurde, einen unbekannten Ritter zum Verfasser gehabt haben, der zwar keineswegs bedeutendes Dichtertalent hatte, aber von edler und tüchtiger Gesinnung beseelt war, die ihn antrieb, seine an den Höfen gesammelten Erfahrungen in Reime zu bringen, den Fürsten einen Spiegel des verderblichen Treibens der Höflinge vorzuhalten und ihnen zugleich Lehren und Ermahnungen zu geben, weshalb das Gedicht in späteren Drucken auch den Titel „Vom Hofleben" hat. Die vielfachen Ausgaben, die es erlebte (es wurde noch Anfangs des 18. Jahrh. eine solche veranstaltet), beweisen, daß es zu seiner Zeit in hohem Ansehn stand, auch wird es von Agricola in seinen Sprüchwörtern und in den Anmerkungen zu Reinecke Voß (als Werk Johann Morßheims) sehr häufig angeführt. Das Gedicht beginnt mit der Allegorie, wie Frau Untreue, die jetzt die Welt beherrsche und daher mit Fug und Recht Königin genannt werden könne, mit ihrem Troß auszieht, die Treue zu bekämpfen; doch bricht diese Einkleidung in der Mitte ab, und der Dichter schildert darauf in einigen scharfen Zügen, wie alle Diener der Fürsten darauf ausgehen, ihren Herrn zum Verderben der Unterthanen zu betrügen, woran er seine Mahnungen knüpft. Die Sprache ist hart, rauh und unbeholfen. Wir theilen nur ein kleines Bruchstück mit.

Aus dem Spiegel des Regiments.

Mylt vberwyndt der feint krafft:
Möcht ir vernemen auß botschafft
Von einem, der hieß Phisocratus,
Von dem dann ist geschrieben alsus,
Das er zu Athen hertzog was,
Als ich in alter Cronick las.
Der het ein dochter wunder schön,
Die ich hie mit nit schilt, noch krön.
In Athen was ein jüngling gůt,
Der trůg der junckfrawen holden můt,
Vnnd wart von yr in lieb entzunt
Sogar, daz er zu aller stundt
In Venus fewer thet quelen.
Das künt er lenger nit verhelen,
Gedacht eins tags in ym also:
„Eh das ich bleib alweg vnfro,
Ee wolt ich zwyrne sterben dot;
Doch möcht ich rürn yr mündlin rot,
So würd mein herz vnd sin gesunt."
Fügt sich zu einer andern stunt,
Die ym nit felt noch seinem won,
Můtter vnd dochter můsten gon
Vor ym hyn yrgant anderß war,
Zu rehtem ziel so quam er dar.
Im herzen het er große schwere,
Thet recht, als ob er dobig were;
Mit eyl lief er die junckfraw an,
On yr beger ein kuß er nam,
Schid züchtiklich vnd dacht alsus:
„Nun ist mir geraden der kus!"
Die můtter ward zu zorn onfro
Vnnd klagt es bald dem fürsten do,

*) Morßheim wurde in Folge eines Druckfehlers in der Frankfurter Ausgabe (1579) der Fabeln des Erasmus Alberus für einen Schweizer gehalten. In der Dedication sagt dieser nämlich: „Es haben auch vor dieser Zeit treffliche Leut durch Reymen gute lehre geben, Als Doctor Sebastianus Brant, Herr Freydank, Herr Hans von Schwartzburg, Johann Morßheim der Schweitzer, der Renner u. s. w." Es fehlt aber, wie sich durch schlagende Gründe beweisen läßt, ein Komma, so daß in der That zwei verschiedene Dichter, Morßheim und der Schweitzer, genannt werden. Wir würden hier kein Gewicht darauf legen, wenn wir nicht zugleich zu erwähnen hätten, daß Agricola in seinen Sprichwörtern, und der Commentator zum Reinecke Voß (Frankfurt 1572) Stellen aus einem Liede des Schweitzers „Von der Welt vntrew" anführen, aus denen sich ergibt, daß der Schweitzer zu den besseren Dichtern der Zeit gehörte, weshalb zu bedauern ist, daß das genannte Lied noch nicht wieder aufgefunden wurde. Wir theilen zur Bestätigung nur folgende Stelle (nach Agricola) mit:

Wer jetzt hat gelt in dieser Welt,
  Den stelt man vorn an spitzen,
Tracht nicht darbey, wie fromm er sey,
  Herfürher mus er sitzen.
Gewalt, gunst vnd gelt den pracht behelt
  Allhie auf dieser Erden:
On gut viel ehr, gilt nimmermehr:
  Was will es doch noch werden?
So mus der schlecht, der fromm vnd gerecht
  Allzeit dahinden bleiben.
Wer nicht hat hab, ist jetzt schabab
  Bey Mann vnd auch bey Weiben:
Vernunfft, kunst, witz gilt on gelt nichts.
  Allhie auf dieser Erden,
Wer hat guts viel, thut, was er wil,
  Was wil es doch noch werden?

Satzt gantz dar vff all yr begyrd,
Zu bitten yn durch seine wird,
Man solt des junglings houbt abschlan
Vmb frevel, den er het getan
An sein vnd auch an jrem kynd.
Der hertzog sah sich vmb geschwind,
Antwurt mit zuchten vnnd sprach:
„Fraw, behalten ewer gemach!
Solten wir enthoubten alle die,
So vns von hertzen liebten ie,
Wie solten wir thůn oder was,
Die vns von hertzen sein gehas?
Es tang nit allweg mit dem waffen,
So bald mit blůtvergieß zu straffen!" — —
— — — — — — —
O furst, in diessen spygel sehe,
Ker dich nit bald an hasses flehe;
Denck, das man dich nent hoch geborn,
Von Got vor andern auserkorn.
Das recht maß sol sein bei dir
Clar als die sonn, glaub du mir;
Du solt vmb wort nymant argwen,
Noch in vngenaden haben den,
Von dem dir wirt viel böß gesagt,
Biß du die notturft hast erfragt.

Thomas Murner.



Kein Schriftsteller des vorliegenden Zeitraums hat ein so bewegtes, unstätes Leben geführt, als Thomas Murner, dessen unruhiger Geist ganz den Charakter der damaligen Zeit an sich trägt. Er wurde am 21. December 1475 zu Straßburg geboren, besuchte als Knabe die lateinische Schule des dortigen Barfüßer Klosters, in welches er sehr frühe eintrat. Seiner seltenen Talente wegen wurde er von den Vorstehern des Ordens bestimmt, sich auf den berühmtesten Hochschulen weiter auszubilden, um später im Kloster als Lehrer zu wirken. Zu diesem Zwecke besuchte er Paris, Freiburg, Cöln, Rostock, Prag, Wien und Krakau, wo er die Würde eines Baccalaureus erhielt. An mehreren dieser Schulen war er nicht bloß Schüler, sondern nach der Sitte der damaligen Zeit zugleich auch Lehrer; so hielt er in Krakau Vorträge über Logik und über eine neue von ihm erfundene Methode, dieselbe spielend zu erlernen, in Freiburg über bürgerliches und kirchliches Recht. Ob er gleich aber später die Würde eines Doctors der Theologie und der Rechte erwarb, scheint seine Gelehrsamkeit keineswegs groß gewesen zu sein, und es mag der Ausspruch eines seiner Gegner, daß er von Vielem Etwas, im Ganzen Nichts wisse, vollkommen seine Richtigkeit gehabt haben. Doch wußte er die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und eine Zeitlang scheint er in nicht geringem Ansehn gestanden zu haben. Im J. 1506 wurde er vom Kaiser Maximilian auf einem Reichstag zu Worms zum Dichter gekrönt. Er war schon vorher wieder nach Straßburg gezogen, wo er jedoch bald mit einigen der bedeutendsten Gelehrten in Streit gerieth, die ihm so heftig zusetzten, daß er sich gezwungen sah, seine Vaterstadt zu verlassen. Er ging nach Frankfurt, wo er in der Kirche des Franciskanerklosters über seine Narrenbeschwörung predigte, wie früher Geiler über Brandts Narrenschiff. Doch ärndtete er wegen seiner possenhaften Vorträge nur Spott und Hohn, und als er sich in den Streit der Franciskaner mit den Dominikanern über die Empfängniß Mariä mischte und das Volk gegen diese aufwiegelte, wurde er, wie es allen Anschein hat, aus der Stadt gewiesen. Von da an führte er ein höchst unstätes Leben, und wir finden ihn nach einander in Straßburg, Freiburg, 1508 in Bern und 1511 wieder in Freiburg, wo seine ungeschliffene Predigtweise seine Entfernung veranlaßte, und er zog nach Trier, mußte sich aber auch dort bald wieder flüchten, da er durch seine Spöttereien die Geistlichkeit gegen sich aufgebracht hatte. Nun ging er nach Italien, hielt sich in Bologna, dann in Venedig auf, wo es ihm Anfangs glückte, sich einiges Ansehen zu verschaffen; doch als auch dort sein früheres Leben bekannt wurde, verlor er so sehr alle Achtung, daß er sich entschloß, nach Deutschland zurückzukehren. Anfangs hielt er sich in Basel auf, wo er juristische Collegien las; doch blieb er auch dort nicht lange, da wir ihn schon 1519 in seinem Kloster zu Straßburg wiederfinden, an dessen Schule er lehrte. In die Zeit von 1506 bis 1519 fällt seine größte literarische Thätigkeit, da er die meisten und wichtigsten Schriften in diesen Jahren abfaßte, was bei seinem unstäten, an Wechselfällen so reichem Leben beinahe wunderbar erscheint und jedenfalls eine außerordentliche Leichtigkeit der Darstellung voraussetzt.*) So ließ er im J. 1512 die „Narrenbeschwörung" **) und die

*) So sagt er selbst in dem „Beschluß der Geuchmatt": „Daß ich aber in Reimen dicht', Ich künn mich ihrer erwehren nicht: Wann ich schon anders reden soll, Wird mir der Mund von Reimen voll."

**) Doch ist diese wahrscheinlich früher, vielleicht schon

„Schelmenzunft“ drucken; 1514 erschien die „Badenfahrt“; 1515 die „Mühle von Schwindelheim“ und die Uebersetzung von „Virgils Aeneide“, 1519 endlich die „Geuchmatt“ und die Verdeutschung der „Institutionen“, mehrere lateinische Schriften nicht zu erwähnen, die er in derselben Zeit verfaßte. Von 1519 beginnt ein neuer Zeitabschnitt in seinem Leben, das er nun der Bekämpfung der Reformation widmete, nachdem er durch Schriften und Predigten so lange thätig gewesen war, dieselbe vorzubereiten und er noch im J. 1520 Luthers lateinische Schrift „Von der babylonischen Gefangenschaft“ ins Deutsche übersetzt hatte. Er ließ schnell nach einander eine Reihe von Schriften erscheinen, die sämmtlich gegen Luther gerichtet waren und denselben in einer oft pöbelhaften Weise angriffen. Dadurch zog er sich den Haß seiner Mitbürger zu, welche zum großen Theil der neuen Lehre zugethan waren, und er folgte daher (1523) gern der Einladung Heinrichs VIII. von England, den er in einem besondern Buche: „Ob der König vß engelland ein Lügner sey oder der Luther“ vertheidigt und dessen Schrift gegen Luther er übersetzt hatte. Doch blieb er nur kurze Zeit in England; er kehrte noch in demselben Jahre nach Straßburg zurück, wo er sein früheres Treiben wieder begann, und sogar eine Druckerpresse ankaufte, weil die Drucker Nichts mehr von ihm annehmen wollten; ja er trieb es endlich so arg, daß er, um der Rache der Bürger zu entgehen, nach Lucern flüchtete (1526). Dort wurde er in das Franciskanerkloster aufgenommen und zum Prediger und Professor ernannt. Er nahm an der bekannten Disputation zu Baden Antheil und war überhaupt hier unter den ersten Vorkämpfern für den alten Glauben und gegen die Reformation. Doch konnte er auch in diesen neuen Verhältnissen nicht lange bleiben: denn da er allerlei Schmähschriften gegen die Reformation herausgab, verlangten Zürich und Bern seine Vertreibung und er mußte 1529 die Schweiz wieder verlassen. Von da an fehlen alle weiteren Nachrichten über den unruhigen Mann; es ist weder bekannt, wo er sich nach seiner Vertreibung aus der Schweiz aufhielt, noch in welchem Jahre er starb, nur so viel scheint gewiß zu sein, daß er im J. 1537 nicht mehr lebte.

Der Haß, den sich Murner zuerst durch seine Angriffe auf die Geistlichkeit und dann durch seine Bekämpfung der Reformation, überhaupt durch seinen unruhigen, unverträglichen Geist zugezogen hatte, blieb nicht ohne Einfluß auf die Beurtheilung seines Charakters sowohl als seiner Schriften, und es sind daher alle Nachrichten, die uns von ihm überliefert worden sind, deshalb nur mit größter Vorsicht aufzunehmen. Zwar wird wohl nicht geläugnet werden können, daß er sich manche Unsittlichkeit zu Schulden kommen ließ, und das zuchtlose Leben der Geistlichen, das er so streng tadelt, wohl aus eigener, vielfacher Erfahrung kannte. Allein, wenn ihn seine Gegner geradezu als einen Abschaum der Menschheit schildern, wenn sie ihn den Freund der Laster, den Vater der Unkeuschheit, den Sporn der Wollust, den Vertheidiger des Ehebruchs nennen, wenn sie erzählen, daß er einst das Ordenskleid abgelegt habe, um ungehindert in den Bädern umherschwelgen zu können, wenn sie ihm den schmutzigsten Geiz vorwerfen, der alle seine Schritte geleitet habe, so daß er z. B. nur aus Habsucht und in der Hoffnung auf reichen Lohn die Reformation bekämpft habe; so sind dies Alles ohne Zweifel Uebertreibungen, die sich aus der feindseligen Gemüthsstimmung seiner Gegner leicht erklären lassen. Jedenfalls ist der Vorwurf des Geizes, und daß er nur des Geldes wegen geschrieben habe, ganz ungerecht, da wir wissen, daß er von den Druckern sehr schlecht bezahlt wurde, ja daß sich dieselben endlich sogar weigerten, irgend Etwas von ihm zu drucken. Weniger ungerecht ist der ihm gemachte Vorwurf der Unwissenheit, denn wenn er allerdings auch manche Kenntnisse in den verschiedensten Wissenschaften besaß, so fehlte ihm doch die Gründlichkeit, durch welche sich so viele seiner Zeitgenossen auszeichneten; denn zu tieferen, umfassenderen Studien ließ ihn weder seine angeborne Unruhe, noch sein bewegtes Leben kommen. Dabei war er in höchstem Grade eitel auf seine Gelehrsamkeit; und er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, mit derselben in übertriebener und anmaßender Weise zu prahlen, wodurch er sich nur Spott zuzog. Hatte man aber auch vielfachen Grund, in die Sittlichkeit seines Charakters und in seine Gelehrsamkeit Zweifel zu setzen, so that man ihm dagegen ganz offenbar Unrecht, wenn man ihm alles Talent absprach, denn er war sicherlich von der Natur mit vortrefflichen Anlagen ausgestattet, und er hätte ohne allen Zweifel höchst Bedeutendes geleistet, wenn er die nöthige äußere und innere Ruhe gehabt und seinen Werken größere Sorgfalt gewidmet hätte.

Er machte sich zuerst durch die „Narrenbeschwörung“ bekannt, einem didaktischen Gedichte, welches zwar unverkennbar durch Brandts Narrenschiff hervorgerufen wurde, wie denn Kaiser Maximilian es das zweite Narrenschiff nannte, aber keineswegs eine bloße Nachahmung desselben ist. Beide Gedichte sind in Wesen und Ausführung eben so von einander verschieden, als die Dichter: während sich im Narrenschiff Brandts milde, liebevolle und fromme Seele ausspricht, die von dem Anblick der Thorheiten und Laster seiner Zeitgenossen mit Schmerz und Wehmuth erfüllt wird, weshalb sein Spott selbst da nicht verletzt, wo er am schärfsten ist, tritt in Murners Narrenbeschwörung der leidenschaftliche Uebermuth, die Rücksichtslosigkeit, der Ungestüm des Franciskaners hervor, der von der Kanzel her gewohnt war, durch Schärfe und Uebermaaß der Darstellung auf die Menschen zu wirken. Auch unterscheidet sich Murner von seinem Vorgänger schon dadurch, daß er sich nicht, wie jener, nur in den allgemeinen Beziehungen bewegt, sondern seinen Spott auf die besondersten Verhältnisse ergießt und mit aller Kraft und Entschiedenheit ausspricht, was Brandt oft nur anzudeuten wagt. Während dieser nur die Laster und Thorheiten in ihrer allgemeinen Erscheinung bekämpft, greift Murner die Thoren und Lasterhaften selbst an; ja er wagt sogar, die mächtigsten Stände, die Fürsten, den Adel und die Geistlichkeit mit solcher Derbheit anzugreifen, daß man seinen Muth bewundern muß und sich daraus manche Verfolgung, die er zu bestehen hatte, leicht erklären kann. Zugleich ist seine Sprache kecker, beweglicher, frischer, volksmäßiger, als die des Narrenschiffs. Freilich ver-

1506, zum erstenmale gedruckt worden. — Das ihm zugeschriebene Gedicht „Von Celichs Standts nutz vnd beschwerden“ hat sein Bruder Johannes Murner verfaßt.

sinkt sie oft ins Gemeine und Pöbelhafte, allein dazu veranlaßten ihn zum Theil die Gegenstände, die er besprach, und zum Theil war dies überhaupt eine Eigenthümlichkeit der Zeit und eine Folge des sich bildenden Einflusses der niedern Stände, der sich schon darin kund gab, daß die höheren und gebildeteren auf sie Rücksicht zu nehmen sich veranlaßt fanden. Wie die Sprache, so ist auch die Darstellung kräftig und lebendig; es zeigt sich auch in der gebundenen Rede die rhetorische Kraft und Gewandtheit des Predigers. Viele Wendungen sind der Kanzel abgeborgt, viele haben aber auch wirklich poetisches Leben, so z. B. wenn er die Stände oder die Klassen von Thoren, die er schildert, individualisirt, sie als Personen darstellt, welche den ganzen Stand oder die ganze Klasse repräsentiren, wenn er dann diese anredet, mit ihnen verhandelt u. s. w., was der ganzen Darstellung eine dramatische Lebendigkeit verleiht, die von großer Wirkung ist.

Es ist begreiflich, daß Murner meistens die nämlichen Stoffe behandelt, wie Seb. Brandt, und daß er vorzüglich diejenigen Thorheiten und Laster bekämpft, welche damals an der Tagesordnung waren, den Geiz, den Wucher, die Hoffart, die Unmäßigkeit, die Unzucht und Buhlerei u. s. w.; wir heben deshalb auch nur diejenigen Abschnitte hervor, in welchen sich seine Eigenthümlichkeit am deutlichsten kund gibt. Zu diesen gehören ganz besonders diejenigen, in welchen er das Treiben der Geistlichkeit geißelt, da er sich hiebei nicht in allgemeinen Klagen bewegt, wie Brandt, sondern alle die speziellsten und geheimsten Verhältnisse berührt, die er aus eigener Erfahrung genau kennt. So wirft er den Geistlichen ausdrücklich vor, daß sie selbst das verspotteten, was sie den Laien als göttliche Lehre mittheilten, daß sie die gottesdienstlichen Handlungen durch ihr ungeziemendes Betragen herabwürdigten, so daß es Noth thäte, Christus käme wieder auf die Erde herab, um solche unwürdige Gaukler aus dem Tempel zu jagen. Die Habsucht der Geistlichen, ihre Prachtliebe und Ueppigkeit, so wie ihre Unwissenheit gibt ihm wiederholt Veranlassung zu bitteren Klagen. Weil die Einkünfte der Kirchen und Stifte von den Geistlichen verpraßt werden, sagt er, drängt sich Alles zum geistlichen Stand, besonders aber die Adeligen und die Fürsten, welche aber nur das Gut der Kirchen verpraßten und sich des Gottesdienstes schämten. Ja selbst Kinder in der Wiege erhalten jetzt schon Pfründen, (I. 2) welche überhaupt dem Meistbietenden zugeschlagen werden. Denn Alles ist käuflich und feil. „Käm Gott selbst jetzt auf die Erd', Und hätte kein Geld, er wär nichts werth: Es behielt ihn Keiner in seinem Haus, Wir schlügen ihn mit Kolben heraus. Mit Pfründen ist ein großer Kauf, Mit Sacramenten, mit heiliger Tauf —— Wer eine Pfründe hat zu verleihen, Dem muß man zuvor den Säckel weihen Wir kaufen unser Glück und Heil: Sag mir, was ist jetzt nicht feil? Tugend, Ehre und Ehrbarkeit Verkauft uns jetzt die Geistlichkeit; Reue und Leid um unsre Sünd', Dasselbig stets man käuflich findt. Vor Zeiten, wo ein Gelehrter saß, Und der Geschrift ein Meister was, Der mußte mit Lehr und Ehrbarkeit Regieren wohl die Christenheit: Jtzt wenn du schon ein Esel bist, Und alle Weisheit dir gebricht, Und nichts mehr kannst, als die Esel strieglen, Den Stall bewahren und verriegeln, So mußt bald eine Pfründe han, Weil du treuen Dienst hast gethan." Eindringlich warnt er davor, junge Mädchen wider ihren Willen in das Kloster zu thun, weil sie mit der Zeit doch ihrem Kleide Schande bringen, während sie als Frauen und Mütter ein viel heiligeres Leben geführt hätten. Doch freilich würde das unzüchtige Leben der Nonnen von den Pfaffen nicht so hart getadelt, als wenn sie den äußern Gottesdienst vernachlässigten. „Fiele ein Teller überzwerg, Und säßen sie nieder zu dem Tisch, Ehe sie ihre Kannlein hätten gewischt, So müßten sie ihre Schuld sprechen (beichten), Daß Gott die große That nicht wolle rächen." Wenn sie aber Kinder bekommen, fährt er fort, in alle Klöster und Pfarrhäuser laufen und Zwietracht stiften, dessen brauchen sie sich nicht zu schämen.

Wie die Geistlichen, so werden auch die Juristen, die Aerzte, die Fürsten und der Adel mit Bitterkeit getadelt, dieser namentlich wegen seiner Räubereien. Der hieher gehörige Abschnitt ist einer der gelungensten im ganzen Gedicht. „Man sagt vom König Ferdinand," läßt er einen Raubritter sagen, der sich vom Sattel nährt, „Wie er viel neuer Inseln fand Bei dem Calecutter Land, Darin man fand viel Spezerei, Silber, Gold war auch dabei. Inseln finden ist keine Kunst, Ich hab's Manchen gelehrt umsunst: Inseln find' ich, wann ich will. Ich schreibe meinen Gesellen in der Still', Die auch einen solchen Sattel haben, Und in dem Stegreif können traben. Wenn man fährt gen Frankfurt hin, Und ein Schiff weiß auf dem Rhein, Dann zwing' ich es fahren zu dem Land: Darin viel Spezerei ich fand, Silber, Gold und Tuchgewand. Solche Inseln find' ich mit meinen Kunden, Und habe sie auf dem Rhein gefunden, Was zuvor kein Mensch je hat gewißt (gewußt), Daß Spezerei da gewachsen ist. Ich bin der erste, der es gefunden hat, An der unbekannten Statt; Auch schadets mir nicht an meiner Ehre, Daß ich des Sattels mich ernähre (I, 1)." Wie schon Brandt, aber mit viel schärferen und lebendigeren Zügen, entwirft er in dem Abschnitt „die Schafe schinden" ein trauriges Bild von dem Drucke, in welchem das Volk, und namentlich die Bauern schmachteten: Der arme Mann kann jetzt kaum mehr leben, wenn er nicht seine Haut hergibt; es ist nicht genug an Zinsen, er muß auch noch all das Seinige verzollen; es lassen sich kaum alle Steuern und Abgaben nennen, die er entrichten muß: Umgeld, Brückenzölle, Zinsen, Gülten, Todtenfall werden nach einander von ihm gefordert. Hat sein Huhn ein Ei gelegt, so nimmt der Herr den Dotter, die gnädige Frau das Eiweiß, und der Bauer kann die Schalen essen. Und dann will der Priester noch den Zehnten haben, und dazu noch den Osterpfennig, Beicht- und Tauf- und Meßgeld; dann soll er noch Stiftungen machen und endlich kommt noch der Bettelmönch mit dem Sack, und verlangt Waitzen, Korn, Käs und Zwiebel; und das Wenige, was er noch behält, nehmen ihm Bettler, Vagabunden und die Kriegsleute weg, so daß er bei reichem Gut doch beinah Hungers sterben muß.

Wir würden jedoch nur ein unvollkommenes Bild von Murners Darstellungsweise geben, wenn wir nicht auch einen von denjenigen Abschnitten mittheilten, in welchen er die Zuchtlosigkeit und die sittliche Verdorbenheit seiner Zeit schildert, weil gerade in diesen seine Darstellung den höchsten Grad

der ihm eigenthümlichen Derbheit erreicht. Wir haben hierzu denjenigen Abschnitt gewählt, in welchem er ein Bild des buhlerischen Lebens und seiner Folgen entwirft, ein Bild, zu welchem ihm, wie er andeutet, seine eigne Erfahrung manchen Zug gegeben haben wird (I, 3). Denn wenn er auch am Schluß der Geuchmatt ausdrücklich versichert, er habe Alles, was er von den Weibern und ihrem leichtfertigen Wesen sage, in Büchern gelesen, so sagt er doch auch in demselben Gedicht: „Schämt ich mich nicht aus Geistlichkeit, Ich redete aus Erfahrenheit, Wie Einem solche Geucherei wird leid;" und an einer andern Stelle: „Die Weiber können das klagen nicht, Daß ich meinen Zins nicht habe gericht (gegeben)."

Die „Schelmenzunft", von welcher er selbst berichtet, daß er in ihr eine Reihe von Predigten, die er in Frankfurt gehalten, in Reime gebracht habe, ist in der That nur eine Nachahmung seiner eigenen Narrenbeschwörung; doch enthält sie schon deswegen manches Neue und Interessante, weil er in derselben mehr die Privatverhältnisse in ihrer Verdorbenheit schildert. Wie in jenem Gedicht, so legt er auch hier jedem Abschnitt ein Sprichwort oder eine sprichwörtliche Redensart zum Grunde, wie er denn überhaupt an dergleichen einen außerordentlichen, noch nicht genug benutzten Reichthum besitzt. Seine Darstellung ist in der Schelmenzunft noch derber und rücksichtsloser als in der Narrenbeschwörung; man sieht, daß er vorzüglich gerade dadurch zu wirken suchte. Seine Angriffe gegen die Geistlichkeit sind nicht minder heftig, als in seinem ersten Gedicht, ja er wagt es hier sogar, gegen kirchliche Verhältnisse und gegen die Kirche als solche seine Stimme zu erheben, so daß er hierdurch nicht wenig zur Verbreitung der reformatorischen Ideen beitrug, die er später so leidenschaftlich bekämpfte. So verspottet er den Gebrauch der lateinischen Sprache beim Gottesdienste (II, 1), an einem andern Orte tadelt er die zu seiner Zeit häufige Unart der Geistlichen, die abgeschmacktesten Dinge, ja selbst Stadtklatschereien, auf die Kanzel zu bringen, und er widmet einen eigenen Abschnitt den hohen Geistlichen, welche, ihres Amtes und Standes vergessend, nur an weltliche Freuden denken (II, 4). Meistens ist aber seine Satyre, wie schon gesagt, gegen die Thorheiten, Unarten und Laster im bürgerlichen Leben gerichtet, gegen die Renommisten und Eisenfresser, die Windbeutel, Lügner, Aufschneider, gegen die liederlichen Studenten, die faulen Knechte, die Verläumder und Zuträger, die er in seiner derben Sprache „Dreckrüttler" nennt, die Schmarotzer, die Klappermäuler, gegen diejenigen, welche nur auf das Geld sehen, wenn sie heirathen (II, 2), und endlich, was einen Blick in die politisch aufgeregten Gemüther zu werfen erlaubt, gegen solche, welche alle Welthändel besprechen und darüber ihre eigenen Angelegenheiten vergessen (II, 3).

Weder die „geistliche Badenfart", noch die „Geuchmatt", die sich zum Theil in den nämlichen Gedanken bewegen, wie die schon genannten Gedichte, können diesen an die Seite gestellt werden. Die Badenfahrt beruht auf der lächerlichen Vergleichung Gottes oder vielmehr Christi mit einem Bader, indem Alles, was zu einem Bade nöthig ist, symbolisch auf die Bekehrung und Besserung der Menschen gedeutet wird. Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß Murner hiebei oft in die größten Abgeschmacktheiten verfällt; auch zog ihm gerade dieses Gedicht die meisten und gewiß wohlverdienten Verhöhnungen zu. Nicht viel besser ist die „Geuchmatt", in welcher er die Weiberdiener und Buhler, „die Gäuche", verspotten wollte. Wie er sich in der Schelmenzunft zum Zunftmeister, in der Narrenbeschwörung zum Beschwörer macht, so tritt er hier als Kanzler der Gäuche in ihrer Versammlung auf. Diese Ehre, sagt er, gebühre ihm, wegen der Mühe und Arbeit, die er der Gäucherei halben gehabt habe. „Hätt' ich mich in der heiligen Schrift Und was meinen Orden anbetrifft, So viel geübt, als in der Gäuchmatt Tand, Man gäbe mir nicht den ersten Stand." Das Gedicht beginnt mit der Klage der personificirten jungfräulichen Schaam, die früher bei Jung und Alt geachtet gewesen, nun aber aus der Welt verstoßen sei; ihr entgegnet Venus, daß sie vom Anfang der Welt an die Menschen beherrscht habe, und sie auch besser und sicherer belohne, als die Schaam es vermöge. Nun läßt sie durch ihren Kanzler den auf der Matte versammelten Gäuchen die „geschwornen Artikel" der Gäucherei vorlesen, in welchen alle Thorheiten der Weiberknechte oft mit nur zu grellen Farben geschildert werden. So solle der Gauch seiner Herrin alle Jahre eine Badenfahrt gestatten, weil durch den Gebrauch der Bäder, wo sehr viele geschickte Männer zusammenkämen, die Unfruchtbarkeit oft geheilt würde; er solle ihr gestatten, sich einen geistlichen verschwiegenen Mann zu halten, und niemals Böses von ihnen glauben; er solle besonders die Kirche und die heiligen Zeiten benutzen, um der Geliebten Briefe zuzustecken: „Denn die geistlichen Männer und Ordensleute, gucken doch auch oft in der Kirchen herum, und es würde Gott oft übel gesungen, wenn wir nicht wüßten, daß die Gäuchin unsern Gesang hörte. Es thut uns Geistlichen gar wohl im Herzen, daß der arme gemeine Mann meint, wir sängen, pfiffen und orgelten Gott, während wir dem Gauch locken." Die Gäuche schwören hierauf einen Eid, diese Artikel treulich zu halten; aber statt nun in der begonnenen Allegorie fortzufahren, verläßt sie der Dichter plötzlich, und er schildert in einzelnen, mit einander in keiner Verbindung stehenden Abschnitten, wie die Weiber die Gäuche locken, fangen, berupfen und auf allerlei Weise betrügen, worauf er allerlei Geschichten aus der alten und späteren Zeit erzählt, aus denen er beweist, wie die Männer von jeher von den Frauen bethört wurden. Plötzlich kommt dem Dichter die Einkleidung wieder zu Sinn: es wird ein Zunftmeister der Gäuche erwählt, dessen darauf folgende Beichte mit der Entgegnung seiner „Geuchin" zu den besten Stücken des Gedichts gehören, wenigstens was die Darstellung und die Sprache betrifft. Aber eben so schnell verläßt Murner diese Einkleidung zum zweiten Male und nun ergeht er sich bis zum Ende in weitschweifigen und langweiligen Wiederholungen, worauf er sich wegen des Gedichts entschuldigt, das er zur Besserung der bösen und unzüchtigen Weiber geschrieben habe. Wenn seine Rede zuweilen selbst unzüchtig gewesen sei, so trügen die weltlichen Bücher daran Schuld, aus denen er alle seine Historien entnommen habe.

Wahrscheinlich ist die „Mülle von Schwindelsheim vnd Gredt Müllerin Jarzeyt" bedeutender und vielleicht ist es für die Kenntniß

der Sittengeschichte das wichtigste Buch Murners; leider ist es so selten, daß es noch kein neuerer Literarhistoriker zu Gesichte bekommen hat, und frühere Nachrichten sind so lückenhaft und oberflächlich, daß sich nicht einmal der Gang und Inhalt desselben daraus entnehmen läßt.

Weitaus das bedeutendste Gedicht Murners ist das „Von dem großen Lutherischen Narren, wie ihn Doctor Murner beschworen hat (1522), welches sich sowohl durch die Form als durch den Inhalt und die lebendige Darstellung vortheilhaft auszeichnet.*) Es wurde zunächst durch die maßlosen Angriffe, welche Murner von den Anhängern der neuen Lehre erfahren mußte, hervorgerufen; aber von der Abwehr geht er bald selbst zum Angriff über, und man muß gestehen, daß die schwachen Seiten, welche die Reformation darbot, nicht glücklicher ins Lächerliche gezogen werden konnten; und wenn ihm der Vorwurf gemacht wurde, daß er in seinem Gedicht alles Maß überschritten und allen Anstand verläugnet habe, so ist dies wenigstens in so weit unrichtig, als er nicht ansteht, das Große in Luthers Bestrebungen anzuerkennen. Wie dieser, sagt er, habe auch er die Mißbräuche in der Kirche bekämpft, und er wünsche auch jetzt noch, daß dieselben bis zur Wurzel ausgerottet würden; aber um dies zu erreichen, sei es nicht nöthig, die Kirche selbst zu vernichten.**) Wenn er sich also solchen Bestrebungen feindlich zeige, könne man ihm deshalb nicht vorwerfen, als ob er seinen frühern Ansichten untreu geworden sei. Auch bekämpfe er nicht sowohl Luther selbst, sondern diejenigen, die ihn nicht verstehen und seine „großen Sachen zum Hüppenfaß und Gaukel machen". Unter diesen begriff er vorzüglich den Günzburger Johann Eberlin, dessen Streitschriften, „die fünfzehen Bundtsgenossen", die wichtigsten von der Reformation angeregten Fragen in eindringlicher, dem Volke verständlicher Sprache erörterten, sodann die Verfasser zweier gegen ihn persönlich gerichteten Satyren: „Karsthans" und „Murnarus Leviathan", die ihn freilich auf das Derbste angegriffen, ihn der ärgsten Laster und Schandthaten beschuldigt, und unter Anderm auch, was ihn beinahe am meisten empörte, „seinen väterlichen Namen spötlich verändert" hatten.†)

Nachdem er in einem einleitenden Abschnitte die Gründe angegeben, die ihn zur Abfassung des Gedichts veranlaßt hatten††), beginnt er seine Satyre damit, daß er den großen Narren beschwört, welcher nichts Anderes ist, als die Personification der reformatorischen Bestrebungen der Zeit, wie denn auch alle einzelnen Erscheinungen jener Tage von ihm gleichsam geboren werden. Dies wird auch schon durch den Holzschnitt auf dem Titelblatt angedeutet: Murner in Franciskanerkutte und mit einem Katzenkopf, kniet auf dem „großen Narren" und zieht ihm aus dem offenen Munde mehrere kleine Narren heraus, von denen zwei schon in der Luft herumfliegen. Der Narr widersetzt sich zuerst der



Beschwörung, aber er muß sich endlich den mächtigen Worten des Beschwörers fügen. Zuerst kommen aus dessen Haupt die gelehrten Narren, welche die Bibel nach ihrem eigenen Sinne erklären, dann aus seiner Tasche diejenigen, welche nach den Gütern der Kirche lüstern sind; aus seinem Bauch kriechen hierauf die fünfzehn Bundsgenossen, welche in eben so viel Abschnitten mit Geist und Gewandtheit verspottet werden. Von da entwickelt sich eigentlich erst der Plan, den der Dichter nun verfolgt: die Bundsgenossen bilden noch keine hinlängliche Macht, den Feind mit Erfolg anzugreifen; es werden daher noch andere Hülfsvölker herbeigerufen: so der Bruder Veit, der Repräsentant der Landsknechte und Söldner, und drei Reisige, unter welchen wahrscheinlich einige im Interesse der Reformation geschriebene Flugschriften zu verstehen sind; den Troß bilden die gegen das Pabstthum verbreiteten Lügen. Der Bund muß nunmehr einen Hauptmann haben (I, 1), begreiflich wird Luther dazu ernannt. Sodann werden die Fahnen ausgetheilt: das Fußvolk erhält ein Banner mit der Ueberschrift „Evangelium" (III, 2), die Reisigen ein zweites mit der Umschrift „Fryheit" (III, 3), und der Troß das dritte mit dem Motto „Worheit" (III, 4), wie man sieht, lauter Schlagwörter der neuen Lehre. Nun stellt sich die Schaar der treuen Christen dem Bund entgegen; denn die Banner, welche dieser aufgepflanzt, sind in der That die ihrigen: sie sind ihnen vom Feind geraubt worden, und es gilt, sie wieder zu erobern (III, 5—8). Nachdem sich der Bund unterdessen noch mit neuen Hülfstruppen verstärkt hat, die noch im Leibe des großen Narren steckten (unter Anderm wird der Karsthans durch

*) Dieses Gedicht gehört zwar der Zeit und dem Inhalte nach der folgenden Periode an; doch schien es zweckmäßiger, es hier schon zu berühren, als die Darstellung der schriftstellerischen Thätigkeit Murners zu zerreißen.

**) In demselben Sinne äußert er sich auch in dem Liede „Von dem Untergange des christlichen Glaubens".

†) In diesen und andern Schriften heißt er Murmur, Murnar, Murmaw, Murrenthoma.

††) Schon auf dem Titelblatt deutet er an, daß er das Gedicht nur zur Abwehr unziemlicher Angriffe habe erscheinen lassen. Es steht nämlich dort unter dem Holzschnitt der Bibelspruch: Sicut fecerunt mihi, sic feci eis, worauf folgende Verse kommen:

Ich hab sie des geniessen lon,
Wie sie mir haben vorgethon.
Werden sie mein nit vergessen,
So wil ich inen besser messen.
Wa sie sich mit eim wort ma eigen,
Wil ich in baß den kolben zeigen,
Entgegnen in fürt solcher massen,
Das sie den narren rüwen lassen.

einen wirksamen Trunk zu Tage gefördert), läßt der Hauptmann den Fahneneid schwören und es beginnt der Angriff. Es werden Kirchen und Klöster zerstört, der Angriff auf die Hauptfestung mißlingt aber, weil Murner dieselbe vertheidigt. Deshalb sucht ihn Luther durch Versprechungen und Schmeicheleien zu gewinnen, und endlich verspricht er ihm sogar, ihm seine Tochter zur Frau geben zu wollen, wenn er die Feindseligkeiten einstelle. Nun wird Murner mit den Grundsätzen des Bundes bekannt gemacht, die ihm gar wohl behagen, so daß er den Vertrag eingeht und Frieden schließt. Er bringt der Braut sogleich ein Ständchen und bald darauf wird die Hochzeit durch ein großes Gastmahl gefeiert, zu welchem alle Feinde des Pabstthums eingeladen werden. Als Murner endlich seine Braut in die Hochzeitskammer führt, gesteht sie ihm, daß sie den Grind habe, worauf er sie mit Schlägen vertreibt.*) Bald darauf wird Luther krank; auf dem Todbett beruft er Murner, der ihn trösten soll; aber er weist die Tröstungen der Kirche zurück und er stirbt als Ketzer, als welcher er auch begraben werden muß. Zum Leichenbegängniß besorgt Murner eine Katzenmusik, denn wozu wäre er sonst der Murmaw? — Nun Luther todt ist, kann auch der große Narr nicht länger am Leben bleiben. Auch er wendet sich in seiner Krankheit an Murner, der ihm eine Beguine zur Pflege schicken will; aber der Narr will solche nicht, da sie nur Heuchlerinnen und unkeusch seien. Murner verspricht, ihm eine tugendhafte zu schicken; ganz im Geiste seiner früheren Schriften schickt er ihm eine a l t e, die der Narr alsobald verjagt. Dieser stirbt, und er wird mit allen ihm gebührenden Ehrenbezeigungen bestattet. Nach seinem Tode aber erhebt sich ein Streit um seine Erbschaft (wobei der Dichter vergißt, daß Luther schon gestorben ist), den er nach seiner Weise schlichtet, indem er selbst auf die Narrenkappe Anspruch macht.

Die Composition des Gedichts (wir wiederholen aus voller Ueberzeugung, was wir in der Einleitung zum Abdrucke dieses Gedichts gesagt haben) verdient alles Lob, besonders weil der Dichter die zu Grunde liegende Allegorie mit sicherer Hand ins Bereich des Sinnlichen gezogen hat, und dann weil die einzelnen Begebenheiten in einfacher, aber doch epischer Entwickelung sich an einander reihen, namentlich von dem Punkte an, wo dem Dichter die Idee klar wurde, seinen Kampf gegen die Reformation als einen Kampf der Kirche mit ihren Feinden darzustellen, in welchem er und Luther die Hauptrollen spielen. Auch der Ausführung im Einzelnen können wir unsere Anerkennung nicht versagen. Zwar fällt der Dichter einigemal aus der ironischen Darstellung; auch fehlt es hier, wie in seinen übrigen Schriften, nicht an überflüssigen Wiederholungen und weitschweifigen Erörterungen: allein diese Flecken können die Bedeutung des Ganzen nicht verringern. Zudem ist der Ausdruck überall lebendig und wahr, und die Ironie oft meisterhaft durchgeführt, welche überhaupt ein Zug in den Murnerischen Dichtungen ist, den man noch zu wenig hervorgehoben hat, der aber gewiß um so mehr alle Beachtung verdient, als er sich in den Erzeugnissen jener Zeit gar nicht so häufig findet. Und so ist Murners Lutherischer Narr ohne Vergleich weitaus die gelungenste Satyre, welche die vorliegende und die nachfolgende Periode hervorgebracht hat. Die vielen harten und derben Aeußerungen aber, und selbst diejenigen Stellen, welche, an sich betrachtet, mit Recht für anstößig gelten können, lassen sich, wie schon von anderer Seite bemerkt worden ist, poetisch vollkommen rechtfertigen, da sie natürliche Folge der satyrischen Anlage und Durchführung des Gedichts sind.*)

I. Aus der Narrenbeschwörung.

1. Die sattel narung.

Aller adel weißt im landt,
  Wann mir schon kein erbtheil handt,
Wir kynnendt vns der armůt weren,
  Allein von disem sattel neren.
Wann du des sattel nerest dich,
  So kanstu werlech me dann ich.
Es můß ein wilde narung syn,
  Den sattel pfenning bringen yn.
Hat der sattel solche krafft,
  Das nympt ein seltzam rechenschafft.
Ja frylich, herr, das mügt ir sagen,
  Sol ich myn kost vom sattel nagen
Vnd des stegreiffs mich erneren,
  Vil böser wörter můß ich hören.
  Hört mir zů, ich wils üch leren.
Man seit vom künig Fermandt,
  Wie er vil nüwer inselen fandt,
  By dem Calecutter landt,
Darin man fandt vil spetzery,
  Silber, goldt was ouch daby.
Inselen finden ist kein kunst,
  Ich habs ir manchen gelert vmbsunst;
Inselen find ich, wann ich will.
  Ich schryb min gsellen in der still,
Die ouch ein solchen sattel haben,
  Vnd in dem stegreiff künnendt traben.
Wann man fart gen Franckfurt hin,
  Vnd ich ein schiff weiß vff dem Ryn,
Dann zwing ichs faren zů dem landt,
  Darinn vil spetzery ich fandt,
  Silber, goldt vnd tůch gewandt.
Solch inselen find ich mit myn kunden
  Vnd habens vff dem ryn gefunden,
Das vor kein mensch nie hat gewist,
  Das spetzery da gwachsen ist.
Ich bin der erst, der es funden hat,
  An der vnerkanten statt.
Noch schadts mir nit an myner eren,
  Das ich des sattels mich erneren,
Erzuhe myn kindt kurtz von der handt
  Als der lanßknecht vff dem landt,
  Ich halts fürwar ein kleine schandt;
Solt man die strassen alzyt fryen,
  Das bilger, kouflüt sicher syen,
So wer doch nut der fürsten hůt;
  Wir machen in ir geleidt nun gůt.
Wann wir ein insel funden haben,
  Absagent wir mit rytter knaben,
Der wir keine me hondt thon,
  Wir hetten dann den roub dar von;
Es heißt by vns das rytter spil,
  Setz vff, der mit vns keglen wil.
Wir sindt die nüwen insel finder,
  Vnd lerendt vnsre iungen kinder,
Von dem sattel suppen kochen,
  Vnd wie man sol die puren bochen,
Landt vnd lüt vnd dörffer kriegen,
  Ein knebel zwischen die lefftzen fiegen,
Den stegreiff halten vnd den zoum,
  Ein puren binden an ein boum,
Fůß ysen werffen, feür yn legen,
  Wie man den fynden gat entgegen,

*) Unter Luthers Tochter ist ohne Zweifel dessen Thätigkeit zu verstehen, die nach Murners Ansicht auf den ersten Blick für sich einnehme, aber genauer betrachtet, nur verderblich sei.

*) Die prosaischen Schriften, welche sämmtlich gegen die Reformation gerichtet sind, sind von keiner Bedeutung: unter den schon beiläufig angeführten erwähnen wir nur noch „Der lutherischen evangelischen Kirchendieb und Ketzer Calender", der von Gemeinheit strotzt, ohne auch nur im Geringsten witzig zu sein.

Das korn verwüsten, rebstöck brechen,
Vnd einen vndern gul abstechen,
Fahen, fieren vnd verblenden,
Meisterlichen kören wenden,
Das der pur nit anders gloubt,
Er sy des tutschen landts beroubt.
So ist er an der selben statt,
Do ich in vor gesangen hatt.
Der arbeit müß er vns ergetzen,
So wir in fahendt an zů schetzen,
Dann hondt wir aber etlich ior
Zů brassen, als wir hattendt vor.
Kompt vns die armůt wider an,
So můß der sattel aber dran,
Vnd süchendt mer der spetzery,
Oder ob kein insel sy
Vff der Thonow, vff dem Ryn,
Den sattel zyns zů bringen yn.
Hett Absolon den sattel gspardt,
Do er syns vatters synde wardt,
Er wer im har nit bliben hangen,
Durchrant mit so vil scharpffer stangen.
Do in im stacken so vil spieß,
Wardt im die ryttery nit sieß.
Was darff ich vil von iuden sagen?
Mir gdenck, das wol in vnseren tagen
Hertzog Karle von burgundt
Durch ryttery gieng gar zů grundt.
Hanibel, der hatt groß macht,
Dennocht hat in der sattel bracht,
Das er dran erworget ist:
Der sattel narung vil gebrist.
Ja frylich heißt es rytter spil,
Setz vff, wer mit in spilen wil;
Sy kartens also wunderlich,
Eins vmbs ander, stich vmb stich.
Nüt schedlichers ist vff disen dingen,
Dann vmb ein hütlin fleisch zů springen.
Das rytterspil wils also han,
Des setzen wir all samen dran.

2. Stiel vff die benck setzen.

Jetz sag ich üch von gütten schwencken,
Wie die stiel stond vff den bencken,
Vnd iung lüt yetz regieren lat,
Das kein alter kompt in rat.
Die stiel vnd schemel all gemein
Sindt all yetzund so katzen rein,
Das sy schlecht ab nym wöllent stan
Vndern bencken, als vor an.
Die iungen löffel wendt regieren,
Do mit sy iung vnd alt verfieren,
Vnd in not, in lyden bringen:
Ich lug gantz nüt in disen dingen.
Verfierent selbs sich ouch domit,
Als Roboam das můß verschit.
Man wölt yetz künig, fürsten, herren,
Die man noch solt mit bappen neren.
Ich selber gdenck eins künigs tag,
Der selb noch in der wiegen lag;
Den namens zů der selben stundt,
Do er kein wort nit reden kundt,
Vnd setzt im vff eyn guldin kron.
Hett man in do für schlaffen lon,
Oder im ein bappen geben,
Ein wysen man erwölt do neben,
Nit ein kindt erwelet glych,
Das wer nützlich dem künigrych.
Wie vil dem armen volck gebrist,
Des künig noch ein kindlin ist!
Nein, sagent sy, wir hondt regenten.
Ocha, Mathis, es findt blaw enten;
Für einen wietrich hastu zwölff,
Vnd für ein künig zuckendt wölff.
Wie sy regieren, das weiß Gott,
Das es schanden ist vnd spott.
Das kindt hondt sie gekrönet drum,
Das sy sich wermen vmendum.
Sy zucken, was sy mögen ryssen,
Vnd londt den künig in die wiegen schyssen.
Also geschichts in aller welt,
Das man die stiel vff die bencke stelt.
Jederman nach herrschafft fecht
Vnd blib wol zweintzig iar ein knecht,
Wil vff den bencken ston besunder,
Vnd blib wol dryssig iar noch dar vnder.
Die geistlichen thůndts, ich darffs wol iehen,
Dann ich habs selber ouch gesehen,
Das man kindern in der wigen,
Die noch im pfuch in windlen ligen,
Ein solches ampt verluhen hat,
Daran ein gantzes stiffte stat.
Sy kynnendt yetz ein fundt erdencken,
Mit gaben, mietten, grossen schencken,
Thůmherren pfrundt eim kindt erwerben,
Damit der gotzdienst můß verderben.
Gebstu im ein bappen zů essen,
Er dörfft syn baß dann einer messen.
Ein thůmherr soll zů kirchen gon,
Vnd selb mit gsang im chor dinn ston,
Syn ampt ouch selbs hyn durch hyn ryssen
Vnd nit noch in die windlen schyssen;
Wie wol die alten freüent sich,
So man die pfründt eim kindt zů spricht.
Thůt man das kindt in henden fieren,
Die selbig pfründt participieren,
Vnd niemans in als gantz vnd gar,
Biß dann das kindt kompt in syn iar.
Wans ein alter thůmherr were,
Jn wurd der seckel nit so schwere.
Damit würdt aber nit erfült,
Darumb man geben hat die gilt,
Darumb die pfründt gestifftet ist.
Doch niemans ist, dem nüt gebrist.
Die irrung gang mit andern hin,
All sach hat yetz ein bösen sin,
Das niemans halt syn eigens orden,
Syt das der tüfel apt ist worden.
Sy wendt die stiel nit lassen ston,
Do sy die alten hondt gelon;
Sy miessent vff die benck mit gwalt,
Darob so mancher übel falt.

3. Ein luten schlaher im hertzen hon.

Mancher hat im hertzen sitzen
Ein luten schlaher mit sym fritzen,
Das er můß gumpen vnd ouch blitzen,
On all vernunfft mit wenig witzen.
Do ich vom luten schlaher dicht,
Verspottet mich ein böser wicht,
Vnd fragt mich, ob ich wißt die mer,
Wie ein schalck im hertzen wer.
Er meint, ich hett das selber triben,
Vnd mich anß schelmen bein geriben.
Er sprach: böß krut, ich kenn dich wol,
Vnd vordert mir den narren zol.
Ach gott, was darffs vil scharpffer wort?
Nun wardt doch bůlen nie kein mort.
Solch schwer frag hört in die schůl
Am iüngsten tag furn richter stůl.
Da můß ich an als wider streben
Ach leider darumb antwurt geben.
Hett ichs myn lebtag nie gethon,
Noch ließ ich myn entschuldigen ston.
Ich habs doch in dem anfang gseit,
Das ich ouch steck im narren kleidt,
Vnd der oberst apt bin worden
Ein narr in aller narren orden.
Darumb so töub mich nit mit fragen,
So wil ich von der luten sagen,
Sy hat mirs wol so fieß geschlagen,
Das ich vom dantz lieff narren iagen.
Der hat ein luten schlaher sitzen,
Der im schne můß louffen schwitzen.
Wann sy wil, so můß er louffen,
Wol hundert myl ein krentzlin kouffen
Vnd noch wol hundert mer dar zů,
Zů fragen, wa ers hine thů,
Ob er es leg vff süchte erd,
Das es nit bald im dürre werdt,
Oder mögs in brunnen hencken.
Ein bůler můß gar vil bedencken:
Welchen süß die lieb Margredt
Zům ersten setzet vß dem bett,
Das er lůg by lyb vnd leben
Ein gütten tag dem trütlin geben
Vnd ir das hembd biet an der statt,
Darau sy die zen gwischet hatt.
Solt ich die sach all schryben an,
O we, was miest ich dinten an;
Wem do brist, der stürbt daran.
Wann der luten schlaher kritzt,
Vnd dich der dippel gar besitzt,
Bistu dann ein geistlich man

Vnd fachst dyn metten betten an,
So stet myn trütlin vornen dran,
Vnd sůcht die lieb also genow,
Das sy dich schier macht engelsch grow.
Verraten, stelen, brennen, rouben,
Mörden vnd dem tufel glouben,
Gott verachten vnd verschweren,
Alle sacrament enteren,
Die sachen werden all vergeben.
Wann aber trütlin lůgt dar neben,
Das es ein byschlag hab zů dir,
Solchs würdt vergeben nymmer ir.
Das ist die gröste sünd vff erden,
Wann vß dem e ein x wil werden.
So mich der eyffer dann bestat,
Vnd trütlin noch ein zů mir hat,
So gang ich ir vff socken nach,
Zornigklich vß grymm vnd rach,
Vnd acht, ob ich sy möcht erspehen,
Vnd lern erst mit den ougen sehen,
Dann sy mich hett vor verblendt,
Mich vnd sich darzů gescheudt,
Do ich meint, ich hetts allein,
Do was sy aller welt gemein,
Die tusent schon die zart vnd rein.
Ich můß des trütlins dannocht lachen,
Das es so wol kan narren machen,
Wie wol ichs acht yetzundt nit me,
Es thet mir aber dann zů mal we,
Ich danck gott, das es was kein ee.
Wer es ein ee gewesen vor,
Ich nem myn trütlin by dem hor,
Vnd wolt die zöpff im also flechten,
Das nit ein yeder strel kündt schlechten,
Als ich in myner kunst wol kan.
Im strich ich ouch ein värblin an
Vmb die lenden, vmb syn oren:
Ich hab vor mer also beschworen,
Vnd kan darzů ein bsondern griff,
Wie das ich ir das härlin biff,
Vnd sag ir dann, was sy sol schaffen,
Das sy vß mir nym mach ein affen.
That sy es me, so kem ich wider,
Dann ging es erst an alle glider,
Vnd mießt ir erst das har vß ropffen,
Ouch noch vil baß den leimen klopffen.
Wen der luten schlaher betriebt,
Vnd in das trütlin also yebt,
Kan ich die narren von im iagen,
Von grossem glück mag er wol sagen.
Noch würt den trütlen offt der lon,
Das sy brot betlen miessent gon,
Vff das solch gůt das mal quesit
Ouch widerumb werd mal bedüt.
Wie gewunnen, so verthon,
Wie es kompt, so wider gon.
Wyl die kotz und valsche lung
Ist gesundt, ouch frisch vnd iung,
So findt sy keinen man für sich,
Dann sy acht keinen irs gelych.
Ein kranckheit bringt das alles sandt,
Das sy von niemans wurt erkandt.
Wie niemans ir was gůt genug,
Darnach würt sy ouch niemans füg,
Wann sy dann so ellendt gat
Vnd pülen, blattern gewunnen hat,
Vnd wirt ein kläglichs arms gesicht,
So spricht man, das ir recht geschicht.
Hat sy schon bůlen machen blitzen,
Noch můß sy vor der kirchen sitzen.
In allen zů erbarmen kummen.
Hett sy ein frummen eeman gnummen,
Des iamers wer sy gar vertragen,
Vnd dörfft nit all welt von ir klagen,
Das sy derselbig vnflat wer,
Der gsprenget hat vil hin vnd her.
All wyl sy ist myn liebes hertz,
So ist es als ein luter schertz.
Wann sy aber wirt ein lung,
Vnd darzu ein öde zung,
Gott so gats, wycht vff ein ort,
Vß großer lieb wirt dann ein mort,
Dann fahent sy ein zancken an,
Wie schwyn, die vor eim gatter stan.
Do rupfft man sich, da schlecht man dryn,
Myn teil ouch wach Ketterlyn.
Frisch vff die lüng, schlach dapffer druff,
Ach lieber, gib ir noch ein puff.
Ich wils by gott vmb dich verdienen,
Ir werd üch dannocht wol versienen.
Es ist doch hůrn vnd bůben recht,
Das ire krieg bald werden schlecht:
Laß redlich bengel vff sie regen,
Darnach küß sy von mynen wegen.

II. Aus der „Schelmenzunft".

1. Uß einem holen hasen reden.

Wer gelt nimpt, da keins ist,
vnd rupfft mich, da mir har gebrist,
Vnd sůchet lieb an leides statt,
ouch ist bereit, ee man in batt,
Als wir haserreder kynnen,
der ist von künstenrychen sinnen.
Pfaffen, münch, die geistlicheit,
nunnen, was die kutten treit,
Die nun zu der kirchen gondt,
vff das sy in der ordnung stondt,
Wen sy solten metten betten,
spacieren gondt sy ynher tretten.
Wen sy schon betten oder lesen,
so ist ir hertz im bad gewesen.
Sie wissent oft ouch selber nit,
warumb ir einer Gott erbitt:
Den das sy bitten mit dem mundt,
der keiner nye latyn verstundt,
Sag mir durch Gott, was ist das bett,
da einer kein verstandt nit hett?
Lesen, betten on verstandt,
als die nunnen gsungen handt,
das mag wol syn ein lürlis tandt
Vnd vß eim holen hasen claffen.
was kynnent sy mit betten schaffen,
So sy doch nit verstondt latyn,
vnd brockent doch die wörter yn,
Vnd küwendt alle wörter do,
als vnser kü das haberstro.
Wir sind versehen mit fürbitter,
als in der ern mit fulen schnitter.
Sy sollent vnser not Gott clagen,
und wissent selb nit, was sy sagen.
Ich wolt das einer lernt latyn
oder ließ die pfaffheit syn,
Nit betten, wie die iungen kindt:
In keim holen hasen wörter fint.

2. Tieffe wörter geben.

Wen ich ein sachen hab mit schmertz,
die mir gantz nit ist vmb das hertz,
Als wen ich nem ein altes wyb
mit einem runtzelechten lyb,
Vnd hett doch guldin vil dar neben,
so kan ich tieffe wörter geben.
Wer vor zytten wyben wolt,
der acht kein silber oder golt;
Wa er fandt ein züchtig magt,
von deren elter niemand clagt,
Die da waren erber lüt,
in gegenwürt vnd lange zyt,
Vnd wa man fandt ein gůtten namen,
so griffen sy dann eelich zamen.
Yetz fragt man nym nach zucht vnd ere,
ouch nach keim gůtten namen mere;
Die ersten fragen, die man thůt,
die ist, wie vil sy hab des gůtt,
Vnd ob ir sy der seckel schwere,
ob sy sunst gantz rotzig were,
Grindig, lieff voll luß vnd schöbig,
schellig, blindt, vnsinnig, töbig,
Das schadt ir nit; hett sy nur gelt,
bald spricht man, das sy wol gefelt.
Hett sy zwölf iar an krucken krochen,
vnd den arß in falten gstochen,
Noch ist sy ouch myn keiseryn,
dennocht die allerliebste myn,
Vff der sitten allermeist,
da du den schweren seckel weist.
O wie tieff schöpfft er die wort,
wen er spricht: myn höchster hort.
Ich wolt, wa ich ein schelmen findt,
dem kein gůtt wort im hertzen findt,
Vnd redt vns dennocht früntlich an,
er můst mir an das örtly stan,
Das er den frölich dörffte sagen,
der tufel hat mich her getragen.

3. Von rychstetten reden.

Mancher will als richten vß,
was in dem rych ist vnd darnß,
Wie das römisch rych bestandt
mit tutschem vnd mit welschem landt,
Vnd wen mans by dem liecht besicht,
so ist im doch beuolhen nicht.
Wer ander sachen mit sym schaden
vff syn rucken will beladen,
Vnd will mer tragen, denn er mag,
vnd für ander füren clag,
Der tag vnd nacht hat grosse sorgen,
wem die Venediger gelt erborgen,
Wie sy es wöllen wider geben,
vnd wie der bapst halt huß dar neben,
Vnd wie des römischen kunigs puudt
der Frantzoß nit halten kundt,
Vnd nimpt sich vil des künigs an,
der im doch nie kein beuelhe hett than,
der mag wol syn ein genckel man.
Wa wir trincken oder essen,
des künigs wendt wir nit vergessen,
Vnd fragent, wie der bapst huß halt
vnd clagen der Frantzosen gewalt,
Ouch wie er vns mit list darneben
eins vff den schwantz vns werde geben,
Vnd wie der kunig von Narragon
die von Venedig nit wöll lon,
Vnd der Thürck kum uber mere,
das kümmert vns im hertzen sere:
Der dreck lyt vns so nahe bym hertzen,
das wir da von hondt grossen schmerzen.
Die rychstett miessent ouch dar an;
die hondt vns das vnd diß gethan,
wir werdts nit vngerochen lan.
Lieber schelm, schiefsstu das dyn,
vnd liest die rychstett rychstett syn,
Vnd trinckst darfür ein gütten wyn,
der gieng dir doch dest gletter yn.

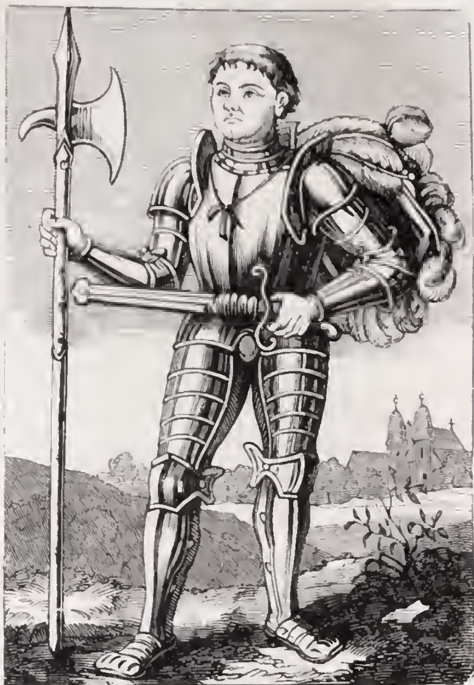
4. Der tüfel ist apt.

Das ist frylich ein frembder orden,
darinn der tufel apt ist worden;
Da hört nit hin daz heilig crutz:
der apt miest wychen sonst besytz.
Bettbücher lügt verbergent all,
das vnser apt nit druber vall.
Wie, dunckt das üch so frembde mere,
ob der tüfel apt schon were,
Man vindt wol semlich böß prelaten,
die vil tüfelicher thaten,
Den der tufel vß der hellen.
geistlich prelaten iagen wellen,
blasen, hülen, hoch gwild fellen,
Vnsinnigklichen rennen, beitzen
den armen lütten durch den weitzen
Mit zweintzig, dryssig, viertzig pferten.
sindt das geistlich prelatisch berden,
wen die bischoff iäger werden,
Vnd die hund die mettin singen,
mit hülen den gotzdienst volbringen?
In clöstern thündt das ouch die ept:
ich weiß wol, wie man dynnen lebt.
Die clöster sindt gestifftet worden,
zü halten ein geistlich orden:
So wölt ir yetzundt furstlich boren;
werdt ir duß, ir kratzt die oren,
Vnd miest schmale pfennig wert essen.
der tufel hat üch gar besessen,
Das ir doch vß geistlichen gaben
vil mer hundt gezogen haben,
Den brüder in dem closter sindt,
oder sunst geistliche kindt,
Und handt das closter gar vergifft,
die pfrienden vff die hundt gestifft.
Wol an, wol an, was wölt ir wetten,
die brüder werden üch ein metten
Ein mal singen von uwert wegen,
das üch der tufel gibt den segen,
So er doch on das apt ist worden
in üwern so schelligen orden.

III. Aus dem Lutherischen Narren.

1. Des bunds hauptman.

Der ist zü vnserm hauptman güt,
Der mit freuenlichem mut
Dem babst vnd keiser greifft in bart
Vnd sunst vff erden niemans spart.



So vnß der groß nar hat her bracht,
Zü füß vnd roß mit solcher macht,
Das wir der gantzen weiten welt
Streit vermügen in dem felt
Lifferen vnd ein schlachten geben,
So müsen wir auch ietz da neben
Hauptman, fendrich, lietenant,
Profoß vnd weibel hon zür haut.
So ich nun niemans wissen kan,
Dem diese sach ligt herter an,
Inbrünstiger ist in disen sachen,
Den wir züm hauptman solten machen,
Dan den Luther selb vff erden;
So muß er vnser hauptman werden.
Dan er darzü ist wol bereit,
Vnd hat die kut hin selbs geleit,
Vnd wil nit me im kloster betten;
So kan er gschmeidig ynhar tretten,
Vnd kan die menschen adhortieren,
Das sie den bunt mit eren fieren.
Auch kan er mit sein büchlin machen,
Das manchem würt die schwarten krachen,
Vnd darff den babst selbs greiffen an,
Mit dem keiser thün in ban,
Auch die pfaffen mit seim schwetzen
Darff er von ampt und eren setzen;
So darff er alle bischöff schenden
Vnd die cardinäl an wenden,
Vnd sie alle heissen weit mulaffen,
Darzü die münch vnd auch die pfaffen
Schelmen, büben, lecker nennen,
Vnd dem babst sein recht verbrennen.
Darumb er sich hat on not
Höher vff gesetzt dan Got.
Was dörfft er sur Got vffhin blitzen,
Warumb bleib er nit vnden sitzen,
Da ander heiligen sitzen zamen
In hundert tusent tüffel namen?
Darumb zuckt er im ab zwo kron,
Vnd hat im nur die kleinst gelon.
Auch hat den babst in gottes namen
Darzu die menschen allesamen,
Die bei dem babst auch wöllen ston,
In vngnaden Gottes gethon.
So nun der keiser bei im stat,
Vnd den babst beschirmpt hat,
So darff er in auch greiffen an
Mit seinem zorn vnd seinem ban.
Darumb ist er ein dapffer han,

Vnd ist vnß ein güter hauptman.
Warumb wolt er nit hauptman sein,
So er darff greiffen in bart hinein,
Vnd hat ab thon die sacrament,
Damit der babst vnß hat geblent?
Wan Got im nit entrunnen wer,
In himel gestigen also fer,
Er het in selber griffen an,
Der grim zinck vnd dapffer man.

2. Das Fußfenlin.

Hin flügt das ewangelisch fan:
Wer cristlich ist vnd wil daran,
Vnd liebet ewangelisch ler,
Der lauff zů disem fenlin her.
SO nun das spil nit mag zergon,
Es můß ein münch dar neben ston,
Den wir zům hauptman genumen hon,
Drü fenlin můß ich vff werffen,
Die wir fast wol im bunt bderffen,
Dem füßfolck eins vnd eins den rossen
Das drit wir geben vnsern trossen.
Das erst ist vnser ewangelium,
Wie man stifftung würffet vmb,
Vnd die klöster gar zerbricht,
Dan wir der messen dörffen nicht,
So wir vmbs ewangelium fechten
Mit allem bunt vnd den füßknechten,
Doch nur wa es vnß fieglich ist,
Vnd auch zů vffrůr ist gerist.
Es stat nit din: got geb, got grieß,
Das man dem babst küß seine fieß,
Vnd er vff trag drei guldin kron:
Wir wöllen im kum ein vff lon.
So dunckt mich auch, es sei nit recht,
Das ein babst streit oder fecht,
Ja vnser bunt gantz nichtz zů lat,
Was nit im ewangelium stat.
Alles das wir schuldig sind,
Vnd in der bůchlüt bücheren find,
Das sein zů bezalen nit gerist,
So es nit im ewangelium ist.
Der ist fürwar kein rechter crist,
Der nit mit disem fenlin wist.
Das ewangelium ligt vnß an,
Wie es der groß nar zöget dan.

3. Das reissig fenlin.

Zů hertzen fassen die freiheit,
Dan sie ist vnß im tauff zů geseit
CRistliche freiheit ist das fan,
Das wir den rütern geben an.
Wie der Luther geschriben hat,
Zů Babilonien in der stat
Sein wir alle gfangen gwesen,
Biß wir durch Luthern sein genesen,
Der vnß erlöst hat vß banden
Vnd freiheit geben zů den handen.
Got danck dem frumen erbern man,
Das wir ietzund in freiheit stan,
Vnd dörffen weder beichten, betten,
Der gleich nit me zu kirchen tretten,
Dapffer feiern, wenig fasten,
Am morgen in dem betlin rasten,
Kein messen horen, noch frü vff ston,
Dan er kein gůt werck me wil hon,
Allein das wir steiff glauben al,
Das Cristus berg vnd alle dal
Hat gleich gemacht für vnß verdienet,
Vnd mit Got vnß gar versünet.
Ich wil glauben, was er wil,
So starck vnd steiff, so wenig, vil,
Das mir nur cristlich freiheit gedei,
Vnd aller gůten werck sei frei,
Deßgleich am morgen mög lang schlaffen,
Vnd niemans hinfürt mich dörff straffen.
Wem ist die freiheit als vnmer,
Der vß gefencknis nit beger?
Frei zu sein, hie frei, hie frei,
Verspricht vnß Martins lutherei,
Darzu gelen hirsen brei.

4. Das troßfenlin.

Wes liegen niemans kan verston,
Der můß zů disem fenlin gon.
ICh sihe wohl, das sein eerliche sachen,
Das wir ein solchen bunt hie machen,
Mit christlicher freiheit gangen vmb
Und dem heiligen ewangelium.
Das droß fenlin laß ich fliegen,
Das niemans darff darunder liegen.
Das selb ich euch die warheit nen,
Dan ich den Luther also ken,
Das er in aller cristenheit
Kein lügin schreibt, noch iemans seit,
Vnd alle, die da lutherisch findt,
Den lügen sein von hertzen findt.
Doch ist die sach nit also schon,
Wan on geferd an dem für gon
On mein willen, on mein wissen,
So ich nit für mich sehe geflissen,
Vnß etwa zwölf seck oder zehen
Von lügen füllen, die wir sehen
Von vnsern nachburen, vnsern fründen
Vnd iemans sie würd bei vnß finden,
Das sol für vbel niemans hon:
Wie künnen wir on lügen ston?
Wir liegen vß der heiligen geschrifft,
Vnd künnen zilen, das man trifft,
Vnd sich des niemans hie kan widern,
Vnd künnen vnsere lügen fidern,
Schleiffen, gletten vnd ballieren,
Die grösten lügen wol glosieren,
Das niemans solichs mercken kan,
Darumb wir al zeit war wöln han.

5. Klag der gemeinen christen, das die drü fenlin die Lutherischen gestolen haben.

HErher, frisch dran, cristliche gemein,
Den waren glauben hat allein
Der gröffre huff der cristenheit;
Das cristlich bauer billich treit
Der cristen ein solch grose zal
Im keiserthům vnd vberal
In so vil manchem künigreich,
Die narren seind vnß nieudert gleich.
Ists gleublich, was vnß Cristus lert,
Wa zwen er von im reden hört,
Wil er den dritman bei in ston,
Warumb wolt er dan so verlon
Ein solchen huffen in sein eren
Versamlet vnd cristlicher leren?
Solt sie so manches ewigs iar
In irthům haben lassen zwar,
Vnd erst in vnsern letsten tagen
Die warheit zwenen, dreien sagen?
Das wer von Cristo hoch zůklagen,
Das er verließ ein solche gemein
Und stelt zů dreien sich allein,
Verließ ein solchen huffen gar,
Vnd stelt sich zů den narren dar.
Wie kan ich das im glauben halten,
Das haupt von seinen glidern spalten?
So nun die gemeine cristenheit
Die glider sein, als Paulus seit,
Wie kan das haupt, der reiche Crist,
Der al zeit bei den glidern ist,
So lange iar verlassen hon,
Sein arme glid in irthum ston?
Ich glaub, die heilige cristlich gemein:
Den artickel halt ich rein.
Ja, wie ich den geschworen hab,
Dem stand ich nimer ewig ab.
Mit hertz, mit hand vnd auch mit mund
Versprich ich Got mein eid vnd bunt,
Im leben hie und dort im grunt.
Bedenckt, ir cristen, euwern eidt;
Das ir zů gemeiner cristenheit
In dem tauff geschworen hant.
Nun lügt thůn ein trüwen stant,
Vnd weicht nit, als frum erber leut,
'Es gilt kein reimen von der heut;
Es gilt die seel, das himelreich
Zů diesem dort auch ewiglich.
Ach retten euwere sacrament,
Darin ir glaubt vnd hoffnung heut,
Die so böslich sein geschent,
Vnd mit den fiesen sein zertretten,
Als ob sie Gottes gnad nit hetten.

6. Das bauer der warheit.

DJe bauer, die sie lassen fliegen,
Wöln sie mit list euch mit betrigen.
Das erst das sie der warheit nennen,
Das selb wir baß, den sie erkennen
Vnd haben fünfftzehen hundert iar
Das selb getragen hoch embar

Mit aller warheit hergetragen,
Got geb doch, was drei ketzer sagen,
Ob dis vnd das ein warheit sei,
Cristlichen oder ketzerei,
Das hat die frum cristenheit
Mit grosem kosten, vil arbeit
Alles wol vnd recht erkant,
Gegeben trüwlich zů der hant,
Vnd hat euch warlich nit betrogen,
Vff dise stund auch nichtz erlogen,
Vß Got vnd nit den fingern gesogen.
Der warheit baner ist beliben,
On alle lügen hoch beschriben
Von den lerern vß der gemein,
Vnd nit von dreien erst allein.
Was vnsere lerer beschriben hant,
Warhafftig hon wir das erkant.
Vnß sol als billich geglaubt werden,
Als zwenen, dreien mit geferden.
Sol man zwenen glauben geben,
So glaubt man billicher da neben
So vil tusent cristen man,
Die nie kein mensch erzelen kan.
Darumb laß dich ir list nit scheidigen,
Wa du die lügner hörtest predigen.
Die warheit sag ich dir,
Würff in das cristlich baner für,
Vnd sag, ich glaub die cristlich gemein,
Vnd halt fur warheit das allein,
Was mir erkent die cristenheit,
Vnd nit was ieder prediger seit.
Die gemein hat zu erkennen das,
Was warheit oder lugen was;
Was antrifft die gantze gemein,
Das sol nit handlen einer allein.
Die cristen das fur warheit hant,
Was gemeine cristen hon erkant,
Vnd nit was einer in sunderheit
Für ein warheit predigt, seit.
Es sein freuel bösewicht,
Die irer eren achten nicht,
Vnd nemen sich zu erkennen an,
Das vor die gantze gemein hat than.
Der warheit baner ist der gemein,
Das sie in eren tregt allein.
Wer das vff würfft in sunderheit,
Thůt wider eer, sein pflicht vnd eidt.
Wa du nun hörst von wahrheit sagen,
Da soltu bald vnd ernstlich fragen,
Ob das die gemeine cristenheit
Auch für ein warheit halt vnd seit.
Halt sie es dan für warheit nit,
So weich vom selben schneller drit,
Vnd lauff dem grosen huffen zů,
Da findstu sicherheit vnd růw.
Dan billich mir zůhanden stat,
Wie es dem merern huffen gat,
Den Cristus nimmerme verlat.

7. Das ewangelisch baner.

DAs ander baner, das sie tragen,
Da můß ich sieren bitter klagen,
Het in vff erd kein mensch empfolhen,
Si hons der cristen gemein gestolen.
Die heilig gemeine cristenheit
Hat vnß vff erd allein geseit,
Vnd gelernet ire kind,
Welches die ewangelien sind.
Ja wan ir keins beschriben wer,
So blib dannocht Cristus ler
In lebendigen buchern beschriben:
Vnd wer in vnsern hertzen bliben,
Des sie vnß felschlich wöln berauben,
Der cristlich gemeinen nit glauben,
Der iederman glaubet baß.
Da noch kein ewangelium was
Beschriben von den ewangelisten,
Glaubten doch die gemeinen cristen,
Was sie die botten cristi lerten,
Vnd von iren mundern hörten.
Das ist also gehalten bliben,
Da noch kein bůch nit was geschriben.
Noch glaubt man gemeiner cristenheit,
Was sie von Cristo lernt vnd seit,
Biß sie nachgens angenumen hat
Die ewangelisch beschribne dat,
Die selbig lieblich frölich mer,
Von Got gesant von himel her:
Die hon sie an so manchem ort
Gerincklet wol vff tusent mort,
Vnd zerren daruß den verstant,
Den vnsere gemein nie hat erkant.
Wer kan das ewangely fron
Im grunt vff erden baß verston,
Den die frum vnd cristlich gemein,
Die weder lugt noch trügt kein?
Darumb wa du mir zögst ein span,
Den wil ich an die gemein lan.
Was mir die gemein erkent darin,
Das sei der ewangelisch sin,
Das nim ich für ein wahrheit an,
Vnd wil bei irem vrteil stan.
Die cristenheit hat nie gehuncken,
So wil es mich nit sicher beduncken,
Das ich weich von der cristenheit,
Vnd hör, was mir ein eintziger seit.
Die gemein, die mir vor hat gegeben
Das heilig ewangelisch leben,
Vnd mich bericht on argen list,
Welches das ewangelium ist,
Die thůt mir das auch wol bekant,
Welches sei der recht verstant:
Den wil ich von der gemein gern hören,
Vnd nit erst von eim weber leren,
Der me verwürt vff einen tag,
Dan ich mein lebtag schlichten mag.
Ich sag es noch, habs vor auch geseit,
Mein lerer ist die cristenheit,
Vnd laß mich kein eintzigen man
Bringen vff ein andern plan.
Das ewangelium fürwar
Ist me dan fünfftzehen hundert iar
Gewesen bei der gantzen gemein,
Die solches baner tregt allein:
Wem sie das selb nit hat empfolhen,
Der hat es wissenlich gestolen.

8. Das baner der freiheit.



NVn kum ich auch, das drit zůsagen,
Das sie vnß meinen vor zůtragen;
Cristlicher freiheit sie das nennen,
Das wir vil baß, dan sie, erkennen.
Sie klagen sich mit grosen meren,
Als ob sie hart gefangen weren,
Sie wolten gern in freiheit reissen,
Wider oberkeiten spreissen,
Vnd selber handlen irs gefallen;
Das selb gefiel den narren allen,
Das in kein boßheit würd vergolten,
Vnd theten alles, das sie wolten.
Ließ man den kinden iren willen,
Man kunt sie bald von weinen stillen,
Sie werffen hin alle menschen gebot,

Vnd hon kein obern me dan Got.
On Got wölln sie kein herren hon,
Dan sie in solcher hoffnung ston,
Er würd sie alles machen lon,
Vnd in weren nit ein meit
Vff erden hie in diser zeit.
Es ist vor me verstanden worden,
Wie dise freiheit bringt ein orden.
Wan der ochs verwürfft das ioch,
Vnd das roß sein kumat noch,
Vnd der buer laufft von dem pflůg,
So geschehe dem ackern nit genůg.
Ja wan ir in der freiheit weren,
Die ir so felschlich ietz begeren,
So dunckt mich ie, es wer nit gůt,
Vnd watten lengest in dem blůt.
Doch seht euch für und treffens zil,
Ich glaub, das Got nit leiden wil.

Die Welschgattung.

Unter dem Titel „die Welschgattung“ erschien im Jahre 1513 zu Straßburg ein Gedicht, welches bis jetzt noch kaum dem Namen nach bekannt ist, jedoch aus mancherlei Gründen ausgezeichnet zu werden verdient. Der Dichter hat sich nicht genannt; doch läßt sich aus dem Gedichte entnehmen, daß er ein gebildeter, ja wohl selbst gelehrter Mann war und vielleicht dem Kaiser Maximilian nahe stand, dessen Politik er verfocht. Einige Ausdrücke, Wendungen und Gedanken könnten beinahe auf die Vermuthung führen, daß Brandt der Verfasser sei, allein dagegen spricht nicht nur die ganze Darstellung, sondern auch der Umstand, daß der Verfasser sich in einer Weise gegen die gelehrten Juristen und das römische Recht äußert, die im vollsten Gegensatze zu Brandts Ansicht steht.

Das Gedicht beruht auf allegorischer Einkleidung, die beinahe vollständig durchgeführt ist. Nach einer gereimten Vorrede, in welcher der Dichter seinen Schmerz über die unglücklichen Zeitverhältnisse ausspricht, erzählt er, daß er einst Lust bekam, zu einem Waldbrunnen zu gehen, um sich dort zu erlaben. Die schöne Natur und der Gesang der Vögel stimmen ihn heiter; er setzt sich an den Brunnen und vergißt dort der schwülen Hitze. Als er aber die Vögel also hell ihre Stimme zu Gott erheben hörte, gedachte er seines früheren sündlichen Lebens und der schlimmen, lasterhaften Zeit. Wie er sich diesen Gedanken hingab, kam plötzlich ein wilder Mann, der ihn gefangen nahm und mit gebundenen Händen in eine Höhle führte. Dort ermahnte ihn der Wilde, sich nicht zu fürchten; er wolle ihn, sagte er, vor seine Herren führen, die, gut und weise, von Gott den Auftrag hätten, sich um die Angelegenheiten der Menschen zu erkundigen; er solle nur auf ihre Fragen die Wahrheit antworten. Diese Rede gab dem Dichter neuen Muth; der wilde Mann befreite ihn von seinen Banden und stieß in eine Posaune, worauf eine Frau erschien, die ihn in einen schönen Saal führte, in welchem zwölf Greise saßen. Der erste frägt den Dichter, wie es in der Welt zugehe? Er antwortet, daß es gar übel stehe, und nun gibt er einen weitläufigen Bericht über die politischen Verhältnisse, besonders über den Bund von Cambray gegen Venedig, gegen welches er nicht gut gestimmt ist, und über die italiänischen Verhältnisse überhaupt. Der zweite Greis nimmt hierauf das Wort: er dringt zunächst darauf, daß man dem Kaiser gehorsam sein solle; dann schildert er in langer Rede die Verdorbenheit, welche alle Stände ergriffen habe, und die so groß sei, daß wenn Christus wieder auf die Welt käme, er eine längere Geißel haben müßte, als dazumal, da er die Kaufleute aus dem Tempel jagte. Bei dieser allgemeinen Sittenverderbniß, sagt er, kann das Reich nicht länger bestehen, es muß in sich zusammenfallen. Niemand kann mehr zu seinem Rechte kommen, und es kosten die Advokaten so viel, daß Jeder zu Grunde gehen muß, der vor Gericht sein Recht geltend machen will. Die Advokaten verdrehen Alles; das macht das geschriebene Recht. Die Wahrheit ist unterdrückt, und die Gerechtigkeit aus der Welt verbannt. Nun tritt die Gerechtigkeit selbst auf und klagt über die Verfolgungen, die sie zu dulden habe. Sie sei, sagt sie, von Gott dazu ausersehen, im Rathe der Fürsten zu sitzen, allein jetzt habe man sie verstoßen und behaupte, sie sei nicht gelehrt genug und kenne das Recht zu wenig. Hierauf nimmt der Greis das Wort wieder, er kündigt dem Dichter an, daß er freigelassen werden solle, und legt ihm Alles, was er gehört, nochmals ans Herz. Es wird nicht eher besser werden, sagt er, bis alle Gewalt auf Einen vereinigt sei. Die Kaiser hätten von ihrer Macht viel zu viel abgegeben, so daß Niemand mehr gehorchen wolle. Nun solle er hingehen, fährt er fort, und die Häupter des Reiches ermahnen, sich zu vereinigen, so lang es noch Zeit sei, und dem Kaiser in Treuen unterthan zu sein, damit er die nöthige Gewalt habe, das Böse zu bestrafen, das jetzt die Welt erfülle. Am Schluß seiner Rede macht der Greis auf die drohende Constellation der Gestirne aufmerksam; Deutschland schwebe in großer Gefahr, es solle sich vor dem Süden in Acht nehmen. Nach einer längeren Episode ähnlichen Inhalts scheidet der Dichter von den Greisen mit dem Entschlusse, Alles, was er vernommen, zum Besten seines Vaterlandes zu veröffentlichen.

Die Welschgattung schließt sich durch die Klagen über das allgemeine Sittenverderbniß an Brandts und Murners Gedichte an; sie unterscheidet sich aber darin wesentlich von ihnen, daß sie zugleich eine ausgesprochene politische Tendenz hat. Der Dichter will nicht nur das Nationalgefühl gegen die auswärtigen Feinde, zunächst gegen das verhaßte Venedig erwecken, er will auch auf die Nothwendigkeit aufmerksam machen, der drohenden Auflösung des Reichs dadurch zu begegnen, daß man dem Kaiser die frühere Macht wieder gebe, durch welche allein die Einheit des Reichs wiederhergestellt und alle Uebel gehoben werden könnten, durch welche Land und Volk ins Verderben gerissen würden. Sein Blick ist frei und weit, seine Gesinnung ächt patriotisch; Beides gibt sich schon darin kund, daß er das einfache, altgermanische Gerichtsverfahren gegen das römische Recht mit seinen Schreibereien und Verdrehungen in Schutz nimmt. Der poetische Werth des Gedichts ist im Allgemeinen nicht gering. Zwar ermüdet es durch die nur zu häufigen astrologischen Betrachtungen, so wie durch viele Wiederholungen und eine gewisse Weitschweifigkeit; allein es ist dies ein Fehler, den der Dichter mit seinen Zeitgenossen gemein hat. Dagegen finden sich viele wirklich schöne Stellen mit ächt poetischen Zügen, besonders in Naturschilderungen, die von tiefem Gefühl und bei großer Kürze von wahrhaft dichterischer Auffassung zeugen.

Anfang der wälschen gattung.

In summers zeit lag ich ein nacht;
Die was fast heiß, das ich mir dacht,

Die hitz die macht dich schwach vnd kranck.
Mit dem kam mir jnn gedanck
Ein küller prunn, den jch wol wust
Jnn einem wald, zů dem mich glust,
Das jch mich da wol möcht erlabenn,
Vnd von dem wald den lufft möcht haben,
Mit dem jch mein natur kunt fristen.
Drum thet jch mich des morgens rusten
Gar vrn vor tag, als die sunn hár glost
Von orient, die sternen fest
Sich neigten gegen occident.
In dem zoch sich die sunn behendt
Mit jrm auffgang, frölich vnd schön
Thetz vbern orizont hergón,
Vnd wöckt auff all naturlich frucht.
Da dacht jch mir, nůn saum dich nicht,
Das du möchst kummen bey der zeit
Zům wald, ee dan die feuchtikeit
Auff zeihet von der sunnen gwalt.
Mit dem kam jch zům grünen waldt,
Der waß wunsam, lieblich vnd schön;
Mit manichem kraut vnd baum so grün
Was er gezierdt schön auß der massen.
Der waldfögel vil dar jnn saßen;
Die theten also lieblich singenn,
Jr stimm so gar frölich erklingen,
Das jch hertzlich fred da von nam.
Mit dem jch zů dem prunnen kam:
Beim prunnen jch da nider saß,
Der grossen hitz jch gantz vergaß,
Die jch gelitten het die nacht.
Jnn meinem gmüt jch mir gedacht,
Als jch an sáh den prunnenquáll,
Vnd hört die fögel also hell
Jr stim zů Gott mit lob erheben,
Gedacht jch mir: „Waß sol dein leben:
Dar jnn du hast verzört dein zeit?
Vnd bist vom weg der weißhait weit
Durch dein sundtlich leben gefiert,
Vnd sihst doch, das die welt fast jert.
Auff schlechtem weg bleigt sy stil stón,
Den krummen sy mit gwalt wil gón.
Noch wiltu deim wollust nach traben,
Nůn kan es kein bestand nit haben:
Du můst auff andren weg vnd pfadt!
Dein leben also gar zergadt
Jnn sunden hin biß zů deim end;
Nim die sach anderst jnn dein hend;
Dein leben sach zů bessern ann,
Wann es ist fast nach auff der bann,
Das du můst körn auß dißer welt.“ —
Jnn dem mir jnn meim sinn einfelt
Die ellendt vnd zwitrechtig zeit,
Dar jn die Christenhait yetz leit,
Jnn gaistlich vnd weltlichem stat,
Wie fast man sich verbunden hat,
Bapst, Kaißer vnd darzů Franckreich;
Noch siht es vil eim andren gleich,
Dan man dar von yetz reden wil.
Des Christen plůt vergüst man vil
On alle not, auch werden geschendt
Vil frummer frauwen, vnd verbrent
Das land, dar jun verdörbt die leit.
Es ist vur war ein hartte zeit,
Vnd niemant dar zů hertzen nimpt,
Waß sund und laster dar auß entspringt
Ob man nůn hat macht vnd gewalt.
    Mit dem sah jch jnn prunnen kalt,
In dißem danck vnd durst so schweer
Thet jch ein trunck nach meim begeer,
Der mir mein hertz erquicket gar.
In dem so nim jch etwas war,
Zů mir lauffen mit schneller eil,
Das mir mocht werden gantz kein weil.
Als ich mich will zů fliehen stöllen,
Thut es mir gar den weg verföllen;
Mit einem baum engt es die ban.
Das was ein grausam starck, wild man:
Mit lang vnd lockertigen har
Vmb wachßen waß sein leib für war;
Ein eichast trůg er jn seiner hend,
Mit dörner warent gürt sein lend.
Sein stimm was groß vnd vngeheür,
Sein augen brunnent wie das feuwr;
Ein pog jm an seiner seitten hieng.
Mit schneller eil er zů mir gieng;
Er sprach: „Gib dich gfangen behend!“
Mit dem so band er mir mein hend.
Jnn meiner angst rüfft jch Gott ann,
Das er mich heut nit wölt verlan
Vnd mir ein lenger zeit hie geben,
Zů bessern mein unrechtes leben
Vmb sund, die jch ee het begangen.
Also fürt mich derselb gefangenn
Hin durch den wald, vil rauher weg,
Vber groß wasser vnd schmale steg
Vnd durch vil grosser wüster hol:
Mein hertz waß aller angsten vol.
Mit dem sah jch ein thor, waß groß,
In einem fels; bald mans auff schloß
Vnd ließ uns ein zůr selben port.
Da sah ich erst ein grausam ort
Vnd finster hol auff alle end.
Durch die fürt mich der wild behend,
Vnd fieng doch zů letst mit mir ann
Reden vnd sprach: „Gsell, biß ein mann
Biß nit so weibisch gmütz vnd zag!
Wir kummen bald zů liechtem tag.
Danck Gott vnd seiner güttikait,
Das jch dich hon her ein gelait,
Vnd thů dich füren jnn die statt,
Da man gerechtikait jnn hatt,
Vnd da man rechte weißhait jnn lört
Vnd die gbot Gottes nit verkört
In glattem schein, mit schöm glosiern,
Vnd thů den menschen also fürn,
Das man aus grosser sach mach klein,
Als yetzund lebt die welt gemeinn.
Allain weißhait wurt da gespürt,
An grechtigkait kain ébrer jrt,
Die yedem gibt das jm zů hört.
Die warhait wurt da hoch geertt,
Man setzt sy an die öberst stat,
Vnd wan die höpter zönd zů rat,
Das erst vrtail die warhait felt;
Darnach würt grechtikait gestelt
Jnn jr mittel mit grosser eer.
Hoch würt gelobt da Gott der herr;
Dan ee das sy der ratschleg pflegen,
Thůnd sy vorhin ferr von jnn legen
Das jhen, das wider Gott ist thon,
Vnd andre laster, die nit sol hon
Ein öberst hanpt, das dan regiert.
Da wurt das recht auch nicht glosiert,
Noch mit geferbtem schein gespalten,
Da durch dem armen wert verhalten,
Das jm von Gott vnd recht zů stat.
Da wurt betracht jn jrem rat
Gemeiner nutz, den Römern gleich;
Weil sy regierten ßrömisch reich,
Wart angesehen gemeiner nutz;
so bald jnn aber wůchs der butz,
Vnd auch das aitter der hoffart,
Das burger wider burger wardt,
Vnd keiner mit dem andern wolt
Meer haben burgerlich gedůlt,
Vnd das jr gmüt ward vnd beger,
Wie jeder wurd allain ain herr,
Nach adels gnoß sein stand zů fürn;
Da gieng fast ab jr gůt regiern,
Das einer den andern ward ansehen
Vber dachsel vnd groß verschmehen.
Auß dem erwůchs jnn neid vnd haß.
Dar nach so kam gar bald auff, das
Jnn ir stat vnd gwalt ward gnummen;
Vnder ein herrn můstens kummen,
Vnd müsten werden aigen leit,
Als es dan steet noch zů der zeit.
Stend noch in grossen sorgen vil,
Dar von jch yetz nit sagen wil;
Dan es siht noch eim bößern gleich,
Wa sich hin lenden wöll das Reich,
Nach dem vnd yetz die red auß gandt,
Das es fast hart vnd übel standt
Vmb thrömisch kirch vnds regiment.
Gar bald bring jch dich an die endt,
Vnd auch jnn die stat, da man dich
Noch weitter fragen würt dan jch.
Dan jch nit mer bin dan ein knecht
Der herren, die dört halten recht,
Nach dem vnds Gott der her begert
Von eim yeden, der hie auff erdt
Will sein ein war vnd rechter hurt,
Das er seh, wa das schäfflin yrtt.

Noch kumm ich zů tieff in die sach,
Wan ich würd můd vnd du seer schwach,
Vnd saum mich selber lang dar an,
Das ich dich nicht bald bringen kan
An das ort, zů der selben stat,
Da du würst sehen einen ratt
Bey ein sitzen, alt, graw vnd weiß,
Die nit auff dorheit legendt fleiß,
Vnd darmit pflegent jr radtschläg.
Darumb merck recht, waß ich dir sag:
Von jnn würst gfragt auff deinen aid;
Darumb gedenck, gib recht beschaid,
Was man dich frag, das merck gar eben,
Vnd thů der warheit zeignüs geben,
Gar niemantz zů lieb, noch zu laidt.
Verschweig jnn keinen weg warhait!
Thů von derselben dich nit kören,
So würstu weißhait von jnn hören."
Da ich von dem wilden grausam
Jnn meiner angst sein red vernam,
Das er von Gott dem herren sagt,
Vnd sein gebot also fast klagt,
Dar zů von der gerechtikait,
Von der er mir dan so vil sait;
Da gwan ich wider vmb ein hertz,
Vergaß meinr not vnd auch meins schmertz,
Des finstern bergs, jn dem wir waren;
Vnd dorst doch mich nit offenbaren,
Noch reden von schrecken ein wort.
In dem sah ich ein andre port,
Hoch, fäst gebaudt, vnd hart verschrenkt.
An die was ein busaun gehenckt:
Die setzt der wild mann an sein mund
Vnd blüß; da gieng zůr selben stund
Die port auff, da sah ich den tag
Ein schön grien feld, dar auff dört lag
Ein hoches hauß, gar schön geziert
Vnd von gepeüw hüpsch auff gefürt.
Als band mir der grausam wild mann
Mein hend auff, ließ mich ledig gan.
In dem het ich mich selbs erholt;
Vnd als ich yetzund reden wolt,
So siend wir vor der burge thor.
Ein schön weibs bild, die stond dar vor;
Die nam vnd fürt mich phend hin ein
In einen sal von edlem gesthain,
Der waß geziert schon auß der massen.
An einem ring zwelff männer sassen,
Gepart, alt, grauw, erber persan:
Die fiengent mit mir reden an.

Priameln.

Eine eigenthümliche Form des didaktischen Spruchs, die Priamel, wurde in diesem Zeitraume vielfältig bearbeitet; doch ist sie keineswegs jetzt erst aufgekommen, vielmehr findet sie sich schon sehr frühe, z. B. bei dem Spervogel (S. o. S. 35 Nr. 2) und bei dem Kanzler; einzelne Stellen Freidanks sind nichts Anderes als Priameln, und wir finden selbst bei erzählenden Dichtern, z. B. in Hartmanns Jwein Satzstellungen, welche an die Priamel erinnern. Es ist daher ganz richtig, wenn Lessing und nach ihm Herder in ihr die ursprüngliche Form des deutschen Epigramms erkennen. Sie ist in Form und Darstellung durchaus volksthümlicher Art, und es ist daher begreiflich, daß sie während der Blüthe des Minnegesangs ganz zurücktrat, und sich erst wieder zeigte, als das Volksleben Kraft und Bedeutung gewann. Die besondere, fest ausgeprägte Form der Priamel besteht darin, daß auf eine größere oder kleinere Reihe von Vordersätzen, von denen jeder meistentheils eine Verszeile bildet, ein sie alle umfassender kurzer Nachsatz folgt, der gewöhnlich in einer einzigen Verszeile die Aehnlichkeit und die Bedeutung jener Vordersätze zusammenfaßt und eine Lehre enthält, die jedoch nicht ausdrücklich ausgesprochen wird, sondern nur aus dem Zusammenhange hervorgeht. Ihren volksthümlichen Charakter bewährt die Priamel vorzüglich dadurch, daß die Vordersätze meistens Anschauungen aus dem Leben enthalten, und die Lehren, die aus ihrer Zusammenstellung gezogen werden sollen, Lebens- und Klugheitsregeln sind, wie sie das Sprichwort gibt, so daß die Priamel in der That nichts Anderes ist, als ein zusammengesetztes oder erweitertes Sprichwort. Der Name scheint aus dem lateinischen Wort praeambulum, Prämbel, entstanden zu sein. „Es wird, sagt Herder, erst lange präambulirt, und dann folgt der kurze Schluß oder Aufschluß. Die Priamel ist also ein kurzes Gedicht mit Erwartung und Aufschluß; gerade die wesentlichen Stücke, in die Lessing das Sinngedicht setzt."

Wenn die Priameln auch äußerlich einander beinahe immer gleich sehen, so ist dagegen ihr Inhalt äußerst mannigfaltig, wie die Lebensverhältnisse, die sie darstellen, und die Lehren, welche sie andeuten. Die meisten sind, wie es schon die epigrammatische Schlußwendung mit sich bringt, witzig und voll des heitersten Humors, manche von nicht geringer Derbheit, die Alles mit den nacktesten Ausdrücken bezeichnet. Andere, es ist aber dies die geringere Zahl, haben einen mehr ernsten Charakter, aber gerade diese halten sich weniger streng an die Form.

Von bekannten Dichtern haben Rosenblüt und Hans Folz Priameln gedichtet; bei weitem die meisten aber stammen von unbekannten Verfassern, und bei vielen muß gewiß der Ursprung im Volke selbst gesucht werden, wie ohne Zweifel bei den meisten von denen, welche wir hier unten mittheilen. Das letzte Stück ist jedoch keine Priamel, ob es gleich in einer handschriftlichen Sammlung solcher Dichtungen steht; dagegen ist es deswegen merkwürdig, weil es der älteste Versuch in deutschen Hexametern ist; wir haben es hier beigefügt, weil wir ihm nicht leicht einen passenderen Platz hätten anweisen können.

1. Unnütze Arbeit.

Wer holtz vff musserin dischen hawet
und erbis an die stegen strawet,
und omais trug in ain bet,
und newe set ernider dret,
und bin tragt in ain bad,
und dorn straywet vf ein engen pfad,
und drinckvass mit nussschaln schwanckt,
der arbait, das jms niemand danckt.

2. Ein gleiches.

Wer baden wil ainen rappen weiss,
und daran legt sein gantzen fleiss,
und an der sunnen schne will derren,
und wint wil in ain kisten sperren,
und ungluck wil tragen fayl,
und alle wasser wil binden an ain sail,
und ainen kalen wil bescheren,
der tut, das da unnutz ist, gern.

3. Werthlose Dinge.

Ain vassnacht on frayden,
ain messer on schaiden,
ain munch on kutten,
ain jungfrau on dutten,
und ein stecher on ain pferdt:
die ding seind alle nichts wert.

4. Widernatürliche Dinge.

Ain junge maid on lieb,
und ain grosser jarmarckt on dieb,
und ain alter Jud on gut,

und ein junger man on gut,
und ain alte schewr on manss,
und ain alter beltz on lauss,
und ain alter bock on bart,
das ist alles widernatürlich art.

5. Was zusammengehört.

Ain stelender dieb und ain butel,
ain boss wayb und ain grosser kuutel,
und grosse gerten und böse kind,
und ain metzler und ain faisst rind,
und ain schneller lauffer und ain ebner weg,
ain hungrige sau und ain warmer dreck,
und saugende kind vnd melckend ammen:
die ding füegen gar wol zusammen.

6. Ursache und Wirkung.

Welcher man nit geltend guter hat,
und vil mit bosen weyben umb gat,
und vngern arbait und gern fayrt,
und vber tag bey dem spil umb layrt,
fruo vnd spat ligt bey dem wein,
und des besten alzeit wil vol sein,
und nit fleucht vor der schanden mayl,
der wurt gern dem hencker zu tail.

7. Ein guter Beichtiger.

Ain priester, der dreissig jar zu schul war gangen,
ehe er sein ampt hat angefangen,
und ain jar hat gereisst, gesturmt, gestritten,
und ain jar geraupt und umbgeriten,
und ain jar ein boess eeweib het,
die nymmer nach seinem willen tet,
und ain jar gedient, da die arbait war schwer,
da ain bosi fraw und ain zorniger her wer,
und ain jar war gangen in betler leben,
der kont Got bus in der beicht geben.

8. Ein schlechter Beichtiger.

Welcher priester ist zu krank und zu alt,
der nicht hat pabsts oder bischofs gewalt,
der selten in den büechern liest,
und allweg gerne trunken ist,
und in der schrift ist übel gelert,
und an seinen sinnen gauz versert,
und nie kein predigt hat gethan,
und dazu war in des pabstes bann,
und an der baichte säss und schlief,
so man im beicht von sünden tief,
und nicht wüsst, was ein todsunde wer,
der war nicht ein guter beichtiger.

9. Macht des Pfennigs.

Kommt kunst gegangen vor ein haus,
so sagt man ihr, der wirth sei aus;
kommt weisheit auch gezogen dafür,
so findt sie zugeschlossen die thür;
kommt zucht und ehr derselben maas,
so müessen sie gehn dieselbe strass;
kommt lieb und treu, die wär gern ein,
so will niemand ihr thorwart sein;
kommt wahrhait und klopfet an,
so muss sie laug vor der thür stan;
kommt gerechtigkeit auch vor das thor,
so findt sie ketten und riegel vor;
kommt aber der pfennig geloffen,
so findt er thür und thor offen.

10. Werthlose Dinge.

Ein böhmisch Mönch und schwäbisch Nonn,
Ablass, der die Karthauser hon,
Ein polnisch Brück und wendich Treu,
Hüener zu stehlen Zigeuner Reu,
Der Welschen Andacht, Spanier Eid,
Der Deutschen Fasten, kölnisch Maid,
Ein schöne Tochter ungezogen,
Ein roter Bart und Erlenbogen,
Für diese dreizehn noch so viel
Gibt niemand gern ein Pappenstiel.

11. Eintracht.

Ain rat in ainer stat vnd ain gemain,
wu die all gleich tragen vber ain,
ain pfarrer und sein vnderthenig,
die nit wider ain ander spennig,
dessgleichen ein convent und ir apt,
da zwischen es nymmer ufgnapt,
und ain herr und all sein hindersessen,
die nymer mit ainander kiffen esen,
und ain frommer eeman und sein weyb,
die zwu sel haben und ainen leyb:
wu die ding zusamen concordieren,
das ist Got ain vil pesser hoffiern,
denn saitenspil und orgelgesanck,
das von musica uff diser erd ye erklangk.

12. Haushaltungsregeln.

Sew korn Egidii, habern, gersten Benedicti,
und flachs Urbani, ruben, wicken Kiliani,
erwis Gregorj, linsi Jacobi minoris,
sew zwybeln Ambrosii, all felt gronen Tiburtii,
sayw kraut Urbani und grab ruben Sancti Galli,
mach wurst Martini, kauf kesz vincula Petri,
drag Sperwer Sixti, vach Wachtel Bartholomey,
kauf holtz Johannis, wiltu es haben Michaelis,
klaib Stuben Sixti, wiltu warm han natalis Cristi,
iss gans Martini, drinck wein per circulum anni.

III. Epische Poesie.

Keine Dichtungsform ist in dem vorliegenden Zeitraum im Vergleich zu den großen Leistungen der vorigen Periode so tief gesunken, als die epische Poesie. Denn wenn auch die Kunstlyrik von ihrer früheren hohen Ausbildung zur vollsten Bedeutungslosigkeit herabsank und in der geschmacklosen Nachbildung der alten Formen erstarrte, so erhob sich daneben das Volkslied in höchst erfreulicher Weise und es ließ den Untergang der höfischen Lyrik um so eher verschmerzen, als sich in demselben eine so ächt poetische Tüchtigkeit, eine so reiche und lebendige Mannigfaltigkeit entwickelte, wie sie selbst kaum bei den besten ritterlichen Dichtern zu finden war. Die didaktische Poesie verlor zwar ebenfalls ihre schöne, in manchen Dichtungen zur höchsten Vollkommenheit ausgebildete Form; was sie aber in poetischer Hinsicht verlor, gewann sie an praktischer Bedeutung und an unmittelbarer Wirksamkeit; sie erscheint als das treueste Bild der mannigfaltigen Bestrebungen jener vielbewegten Zeit, als die Grundlage, aus welcher sich ein neues Leben zu entfalten begann. In der epischen Poesie erblicken wir dagegen beinahe nur das fortgesetzte Absterben der früheren Blüthe, fast nirgends den Keim zu neuer Erhebung. Denn selbst die bedeutsamste Erscheinung der Zeit, der Reinecke Vos, bleibt in

poetischer Beziehung durchaus vereinzelt und ohne Einfluß, den es nur durch die didaktische und satyrische Richtung gewann, die theils in ihm lag, theils aber auch erst hineingelegt wurde. Ueberhaupt waren weder die Zeitverhältnisse, noch die praktische und reformatorische Richtung des Geistes der epischen Poesie günstig, welche vor Allem auf der ungefesselten, durch keine äußeren Rücksichten beschränkten Thätigkeit der Phantasie und dem freudigen Rückblick auf die Vergangenheit beruht. In einer Zeit aber, wo der entscheidendste Kampf gegen die Vergangenheit begann, wo sich gerade dasjenige, was den Glanz der früheren Zeiten bildete, Kirche, Kaiserthum und Ritterschaft in vollster Auflösung und Erniedrigung zeigte, einer Zeit, wo Bildung, Macht und Wohlstand bei denjenigen Ständen verschwand, die früher in deren Besitz waren, um auf einen neuen überzugehen, wo endlich die bedeutendsten geistigen Kräfte nach einer neuen Gestaltung der Dinge hinarbeiteten, konnte diejenige poetische Gattung am wenigsten gedeihen, welche ganz entgegengesetzte Forderungen und Richtungen erheischt.

Die Stoffe der epischen Dichtungen sind im Ganzen die nämlichen, wie in der vorigen Periode, doch gibt sich der Einfluß der neuen Zeitrichtung darin kund, daß die ausländischen Stoffe, zumal die brittischen, welche früher den Mittelpunkt der poetischen Thätigkeit bildeten, fast gänzlich zurücktreten, da nur ein einziger und zwar sehr mittelmäßiger Dichter, Ulrich Fürterer, die Sagen von Artus, der Tafelrunde und dem Gral bearbeitete. Die Karlssage fand mehr Theilnahme, allein die hieher gehörigen Dichtungen: Malagis, Retnold von Montalban und Ogier von Dänemark sind Uebersetzungen niederländischer Gedichte, welche selbst höchst wahrscheinlich französischen nachgebildet worden waren; und es sind diese Uebersetzungen keineswegs den ähnlichen der frühern Zeiten gleichzustellen, mit denen sie vornämlich in Beziehung auf Spracheund Vers in keiner Weise zu vergleichen sind. Diese Gedichte sind nur deswegen bedeutend, weil in ihnen die geistige Kraft der physischen gegenüber verherrlicht wird, und weil gerade diese stark hervortretende Absicht, welche mit der Zeitrichtung so ganz in Einklang stand, wahrscheinlich der hauptsächlichste Grund war, weshalb sie überhaupt hervorgezogen und nachgehends so beliebt wurden, daß sich aus ihnen die späteren Volksbücher bildeten. Johann von Soest (1448—1506, eigentlich Joh. Grumelkut aus Unna in Westphalen) wird für den Uebersetzer jener Gedichte gehalten, allein vielleicht mit Unrecht; dagegen hat er ein größeres Gedicht, „Margaretha (oder die Kinder) von Limburg" aus dem Niederländischen ins Deutsche übersetzt. Dem Französischen nachgebildet ist die „Geschichte von der Königstochter von Frankreich" durch Hans von Bühel. Alle diese Werke können, eben weil sie nur Uebersetzungen sind, unsere Aufmerksamkeit nicht weiter in Anspruch nehmen, ebenso wenig das Gedicht „Friedrich von Schwaben", von einem unbekannten Verfasser (ob es gleich ursprünglich deutsch ist, und eine Geschichte erzählt, die in ihrer Anlehnung an ältere deutsche Sagen mancherlei Interesse darbietet), weil es in Absicht der Darstellung noch viel ungenügender ist, als die oben erwähnten Uebersetzungen aus dem Niederländischen.

Nicht glücklicher sind die Bearbeitungen der deutschen Heldensage, die aus dem vorliegenden Zeitraume stammen. Nur in wenigen, wie z. B. in dem „Hürnen Siegfried" und in dem noch späteren „Hildebrandslied", ist noch die ursprüngliche Kraft des Volksliedes sichtbar; das Gedicht: „Dietrichs Drachenkämpfe" dagegen ist das durchaus rohe Machwerk eines unberufenen Sängers, dem es eben so sehr an poetischer Auffassung des zum Theil schönen Stoffes, als an der Gabe der Darstellung mangelte. Etwas besser sind diejenigen Ueberarbeitungen des Ortuit, Hug- und Wolfdietrich, des großen Rosengartens und des Laurin, welche unter dem Namen „Heldenbuch" vereinigt und oft gedruckt wurden, weil die Ueberarbeiter, vorausgesetzt, daß deren mehrere waren, hie und da noch so viel von den alten Gedichten bewahrten, als es bei der Umgestaltung der Sprache und der Umsetzung der vierzeiligen Heldenstrophe in eine achtzeilige möglich war. Endlich wurden alle diese Dichtungen nebst andern verwandten Inhalts um das Jahr 1472 von Kaspar von der Rön in verkürzter Form umgedichtet, und dies war der letzte Versuch, die deutsche Heldensage in einer der Zeit anpassenden Gestalt zu bearbeiten. Denn obgleich die Theilnahme des Volks an derselben noch keineswegs erloschen war, ja dieselbe noch in den folgenden Jahrhunderten fortdauerte, wie aus den dramatischen Bearbeitungen der Sagenstoffe durch Hans Sachs und den noch spätern Jacob Ayrer erhellt; so war sie doch nicht mehr so lebendig, daß sie im Volke selbst hätte frische Wurzeln schlagen und neue Blüthen treiben können. Sie war ihm lieb, als eine schöne Erinnerung an die große Vergangenheit, als ein theures Erbtheil seiner Väter; aber die vielbewegte Zeit mit ihren Forderungen und Bedürfnissen zog es zu gewaltig ab, als daß es sich der Sage noch mit ganzem Herzen hätte zuwenden können.

Nebst diesen Darstellungen der deutschen Heldensage wurden auch mehrere andere ältere, nicht zu derselben gehörende Gedichte neu bearbeitet und es sind diese Bearbeitungen zum Theil nicht unwichtig, weil sich von manchen derselben die ältere Gestalt nicht erhalten hat. Auch die hieher gehörigen Dichtungen haben keinen großen Werth, ob sie gleich zum Theil bei dem Volke sehr beliebt waren und häufig gesungen wurden, was sie aber wohl vorzüglich dem Stoffe zu verdanken hatten, an dem das Volk immer noch mit großer Liebe hing, denn in beinahe keinem derselben ist eine Spur des gewaltigen Geistes zu finden, der den Volksgesang belebt. Wir begnügen uns daher, nur die bekanntesten zu erwähnen. Die Sage vom „Herzog Ernst", welche schon im zwölften und dreizehnten Jahrhundert besungen worden war (S. 268), wurde zu einem Liede in der Strophenform, welche den Namen des Helden führt, verarbeitet; so zusammengedrängt aber alle einzelnen Abenteuer sind, und so viel auch in der Verkürzung verloren ging, so ermüdet das Gedicht doch durch die Weitschweifigkeit der Darstellung, in welcher selbst die bedeutendsten Züge der Sage wirkungslos verschwimmen. Das „Lied vom edlen Möringer" (vielleicht so viel als meringer, Meerfahrer) erzählt die alte, auch von Andern, z. B. von Karl dem Großen berichtete Sage, wie der Held, auf die Treue seiner

Gattin bauend, in entfernte Länder zog, dort durch einen Engel erfuhr, daß sie im Begriffe sei, ein neues Eheband zu knüpfen, durch den Engel auf wunderbare Weise in die Heimat gebracht wurde, sich seiner Frau beim Hochzeitsfest durch seinen Ring zu erkennen gab, den er in ihren Becher warf, worauf sie, die in der That ihre Treue bewahrt hatte, ihm zu Füßen fiel und ihm betheuerte, daß sie seiner noch würdig sei. Dem Herrn von Neifen aber, dem der edle Möringer seine Gattin zur Pflege anbefohlen und der sein Vertrauen getäuscht hatte, begnadigte er mit den Worten: „Herr von Neifen, es soll nicht sein, Vergeßt einen Theil Euerer Beschwer, Und habt für Euch die Tochter mein, Und lasset mir die alte Braut! Mit der kann ich mich wohl verrichten, Ich will ihr selber schlagen die Haut.“ Der Ton und die Sprache des Gedichts lassen auf ein höheres Alter schließen; auch kommen in demselben zwei Strophen eines Lieds Walthers von der Vogelweide beinahe wörtlich vor. Der „edle Möringer“ war zur Zeit sehr beliebt (diesem Liede laufen die alten Weiber nach, sagt Michel Beheim), wovon die wiederholten Drucke Zeugniß geben. Ganz in der breiten, meistersängerischen Weise ist das Lied „*von Heinrich dem Löwen*“, als dessen Verfasser sich am Schlusse ein sonst unbekannter Dichter *Michael Wyssenheer* nennt; und in keiner Weise bedeutender ist das Lied „*vom Ritter Trimunitas*“ von *Martin Mayer* aus Reutlingen, von dem außerdem noch zwei oder drei erzählende Lieder auf uns gekommen sind. Das merkwürdigste aller hieher gehörigen Gedichte ist aber das bekannte Lied vom „*Tanhäuser*“, in welchem sich auch der ursprüngliche Geist des Volkslieds am lebendigsten erhalten hat.

Die *Legendendichtung* war auch in der vorliegenden Periode noch sehr beliebt, aber von den zahlreichen größeren und kleineren Gedichten der Art hebt sich vielleicht kein einziges über die gewöhnlichste Mittelmäßigkeit. Gegen den Schluß des Zeitraums verlieren sie ihren epischen oder mystisch-allegorischen Charakter und werden im Sinne der Zeit moralisirend. Wir erwähnen nur die bedeutendste, das „*Leben der heiligen Elisabeth*“ von *Joh. Rothe*.

Die großen gereimten *Weltchroniken* verschwinden beinahe ganz; es hat sich ein einziger Dichter darin versucht, *Heinrich von München* (um 1350), der eine frühere Arbeit der Art, welche von einem Ungenannten am Hofe des Landgrafen Heinrichs von Thüringen (1247—1288) begonnen worden war, überarbeitete und fortsetzte, indem er die Chroniken Rudolfs v. Ems, des Enenkel (S. 453), Konrads von Würzburg Trojanerkrieg, Strickers Karl und andere wörtlich benutzte und in seine Darstellung einreihte. Ueberhaupt bemächtigte sich jetzt die Prosa der geschichtlichen Darstellung, und insbesondere wurden die Landes- und Städtegeschichten beinahe ohne Ausnahme in Prosa abgefaßt; dagegen wurden gleichzeitige Begebenheiten oder auch die Geschichten der merkwürdigen Zeitgenossen sehr häufig in Reimen dargestellt. Freilich haben diese Arbeiten keinen poetischen Werth, während sie für die Zeit- und Sittengeschichte mannigfaltiges Interesse darbieten. So wurde der „*Aufstand der reichen Zunft der Weber in Cöln*“ (1270) von einem Ungenannten besungen, *Rosenblüt* dichtete den „*Nürnberger Krieg*“, *Michael Beheim* erzählte in seinem „*Buche von den Wienern*“ den Aufstand derselben, und schon früher verfaßte der *Suchenwirt* mehrere historische Gedichte. Außerdem erwähnen wir noch die in niederdeutscher Mundart verfaßte Geschichte der „*Fehde zwischen der Stadt Soest und dem Erzbischof Dietrich von Cöln*“, die „*Geschichte des Constanzer Conciliums*“ von *Thomas Prischuch* von Augsburg, die „*Reimchronik des Appenzeller Krieges*“ von einem unbekannten Dichter, und die des „*Schwabenkriegs*“ (1499) von *Johann Lenz* aus Freiburg, dem wir die Mittheilung einer Reihe von vortrefflichen Kriegs- und Siegsliedern, z. B. des oben (S. 621) mitgetheilten „Dorneckerlieds“ verdanken. Wir haben endlich noch eine gereimte „*Chronik des Schwabenkriegs*“ von *Niklas Schradin*, Schreiber zu Luzern; es hat dieselbe zwar keinen poetischen Werth, sie ist aber deshalb merkwürdig, weil sich in ihr, vielleicht zum letztenmale in so entschiedener Weise das Bewußtsein ausspricht, daß die Schweiz zu Deutschland gehöre, während der Verfasser doch von der tiefsten Liebe zur Eidgenossenschaft und von der größten Begeisterung für ihren Ruhm durchdrungen ist, den er jedoch nicht bloß in den gewonnenen Schlachten, sondern ganz vorzüglich in der glücklichen Ruhe und Zufriedenheit findet, deren sich die kleinen Republiken erfreuten, während Deutschland von Unruhen und Gewaltthätigkeiten aller Art zerrissen war.*)

Auch die *Thiersage* fand erneuerte Bearbeitung, nachdem sie lange vergessen worden war. Zwar ist das hiehergehörige Gedicht „*Reinecke Vos*“ nur die Uebersetzung eines niederländischen Vorbildes, aber es ist nicht nur die weitaus bedeutendste Erscheinung der Zeit, es hat auch das Verdienst, die Thiersage wieder in die Literatur eingeführt zu haben.

Am reichsten und verhältnißmäßig auch weitaus am glücklichsten ist die Zeit an kleineren, zum Theil

---

*) Die eidgenoschafft hat jr land wol geregiert,
Ouch das vbel gestrafft vnd niemandß gehofiert,
Und mit jr hand verbracht gůt daten furwar,
Die sind gegen jnen vnd jren vordern offenbar.
Gemein eidgenoschafft hat das erlich bewart,
Wer das an sy hatt gesůcht oder begert,
Es sye zů ernst oder zů schimpff,
Ye nachdem sy bedunckt glimpff,
Des haben sy sich alltzyt geflissen.
Mir ist ouch wol kund vnd zů wissen,
Daß in iren landen das geschicht:
Mengklich halt man da gůt gericht,
Darzů die straß suber in jrem land,
Es sye lantfarer, bilgerin oder kauffman,
So hat jr keiner můessen in sorgen stan,
Das er des sinen wurde entsetzt oder ein gast,
Das an andern enden beschichet vast.
Zů ziten wirt an ein erbern man
Gewalt vnd hochmůt geleget an:
Das sin nimpt man jm on alle recht;
Thůnd selbs etlich edling ritter oder knecht,
Die das vbel solten hassen vnd straffen,
Auch beschirmen die straß mit gůten waffen,
So vben sy sich in laster vnd in boßheit.
Kompts der herschafft zů klag, die sagt, es sig jr leid;
Wirt dann etwa einem jr gleit geben,
Das mag kum einen schirmen by dem leben.
Das ist man in der Eidgenossen land vertragen;
Darin hort man solichs niemandß clagen:
Dann sollt einer tragen gold in siner hand
On gleit durch das ganz Schwytzer land,
Dem geschach niemer schmach noch leid,
Vff min trůw vnd by geschwornem eid.
Sollt daz gelten ein abentbür oder gewedtt,
So verlurß keiner, der sich das understanden hett.
(Schradin, Chronik. 4. Sursee, 1500.)

auch größeren poetischen Erzählungen und gereimten Novellen, deren Stoffe die Dichter theils aus den früheren Dichtungen, theils aus dem griechischen und römischen Alterthum entlehnten, welches durch mancherlei Uebersetzungen bekannt zu werden anfing, theils auch aus Novellen und Romanen, welche aus dem Lateinischen oder Französischen, insbesondere aber aus dem Italienischen übersetzt worden waren, namentlich aus dem Boccaccio, dessen Verdeutschung schon gegen das Jahr 1472 erschien. Vielfachen Stoff boten endlich mehrere Sammlungen, welche gerade damals große Verbreitung erhielten, wie das „Buch von den sieben weisen Meistern", „die Thaten der Römer" (Gesta Romanorum) und andere ähnliche Werke. Diese poetischen Erzählungen, deren Zahl außerordentlich groß ist, sind von sehr ungleichartigem Werth; am bedeutendsten sind die komischen Erzählungen (Schwänke), welche auch noch im folgenden Zeitraume mit vielem Glücke bearbeitet wurden, wie sie denn eine Lieblingslektüre der damaligen Zeit waren. Unter den größeren Gedichten zeichnen sich besonders aus der „Ritter von Staufenberg" von einem unbekannten Verfasser, „Diokletians Leben" von Hans von Bühel, nebst einer andern poetischen Bearbeitung des „Buchs von den sieben weisen Meistern" eines ungenannten Dichters. Der „Pfarrer von Kalenberg" von Philipp Frankfurter erscheint als ein späterer Nachklang des Pfaffen Amis, wie auch der „Salomon und Markolf" von einem Oberpfälzischen Dichter, Gregor Hayden (um 1450) neu bearbeitet wurde. In beiden Dichtungen, namentlich aber in letzterer tritt, wie im prosaischen Eulenspiegel, der Gegensatz des angebornen Mutterwitzes zur erworbenen Gelehrsamkeit und Weisheit hervor; eine satyrische Beziehung erhält der Salomon und Markolf dadurch, daß er mit der Bemerkung schließt, es verfange die einfache Wahrheit bei dem jetzigen Weltlaufe nichts mehr, da nur der Klaffer und seine List bei den Fürsten beliebt seien. Eine ganz andere Richtung hat „der Ring" von Heinrich Wittenweiler, eines der bedeutendsten Gedichte der Zeit, in welchem der rohe Uebermuth der reichen, sich über Adel und Bürger erhebenden Bauern in höchst lebendigen Zügen geschildert wird. Ueberhaupt hat sich der Aerger über den immer mehr zum Selbstbewußtsein erwachenden Bauernstand öfters in den Dichtungen der Zeitgenossen Luft zu machen gesucht, und es ist daher ganz natürlich, daß der Dichter, welcher in den früheren Zeiten durch seine den Bauern gespielten Streiche berühmt geworden war (S. o. S. 70), gleichsam als der Repräsentant des Bauernhasses plötzlich wieder auftauchte. Nun war der alte Minnesänger Nithart, der zur Zeit Herzog Friedrichs II. von Oesterreich lebte, zum Hofnarren Ottos des Fröhlichen († 1339) gemacht worden, auf welchen die Späße und Streiche des ersteren übertragen wurden. So erscheint dieser Neidhardt Fuchs schon im ebengenannten „Ring" als derjenige, welcher die Bauern und ihren Uebermuth verhöhnt; in einer späteren Sammlung von rohen und pöbelhaften Gedichten, „Wunderbarliche Gedichte und Historien", die zum Theil aus den Liedern des Minnesängers hervorgegangen sind, werden Geschichten und Anekdoten erzählt, in welcher Neidhardt stets den Mittelpunkt bildet, indem er theils die Zielscheibe roher Späße der Bauern ist, theils diesen nicht weniger rohe Streiche spielt. Sein Name war so sehr mit pöbelhaften Späßen dieser Art verschmolzen, daß überhaupt alle Lieder, welche Schwänke, Schalksstreiche und Abenteuer mit Bauern erzählten, Neidharde genannt wurden. — Der kleineren, einzelstehenden Erzählungen, namentlich komischer Art, gibt es eine nicht geringe Menge. Ihre Stoffe, die sie entweder aus dem Munde des Volks entnahmen, häufiger aber aus älteren Gedichten oder aus französischen, italienischen und lateinischen Novellen schöpften, sind sehr mannigfaltiger Art; doch werden am häufigsten die Beziehungen der Geschlechter in freier und muthwilliger, ja nicht selten in der keckften und selbst unanständigsten Weise dargestellt. Die bedeutendsten Dichter dieser Gattung sind Hans Rosenblüt und Hans Folz. Neben ihnen dürfte wohl auch Laydnitz Fröschel genannt werden, dessen (noch ungedruckte) „Wehen Pullerey" in Anlage und Ausführung gleich lobenswerth ist.

Die Vorliebe zur Allegorie, die sich schon im zweiten Zeitraume gezeigt hatte, nahm in dem vorliegenden noch mehr zu. Neben den schon oben berührten didaktischen Dichtungen mit allegorischer Einkleidung findet sich eine ziemlich große Zahl von Gedichten mit didaktischer Grundlage, welche zu vollkommenen epischen Allegorien geworden sind, indem die Tugenden, Laster, Leidenschaften und selbst die Zustände der Seele personificirt und als handelnd dargestellt wurden. Obgleich auch einzelne bürgerliche Dichter ähnliche Dichtungen verfaßt haben, so ist diese Gattung doch besonders von adeligen Sängern bearbeitet worden, oder doch von solchen, die auf irgend eine Weise mit dem Adel in Beziehung standen. Es ist daher die epische Allegorie gleichsam als der Ausgangspunkt des ritterlichen Epos anzusehen: wie denn auch den Allegorien ganz vorzüglich solche Stoffe zu Grunde liegen, welche den Mittelpunkt der höfischen Dichtkunst und des höfischen Lebens bildeten, und besonders war es die Minne, welche auf diese Weise verherrlicht oder deren Verfälschung getadelt und beklagt wurde. Es sind viele Allegorien dieser Art gedichtet worden, in welchen die alte und die neue Minne einander entgegengestellt werden; manche sind nicht ohne Werth, viele dagegen sind frostig und überhaupt haben die meisten eine solche Familienähnlichkeit, daß man immer wieder auf die nämlichen Gedanken und Formen stößt. Namentlich ist der Anfang fast beständig derselbe: der Dichter oder der Held des Gedichts verirrt sich in einem Wald oder in einer wüsten Gegend und trifft dann auf irgend eine seltsame Erscheinung, ein abgelegenes Schloß, auf ein einsames Zelt, oder einen Brunnen, wo er die Frau Venus, gewöhnlich auch personificirte Tugenden und Laster, die Ehre, die Treue, die Beständigkeit, die Falschheit, die Unminne und dergleichen findet, zwischen welchen sich dann Verhandlungen entspinnen, welche der Dichter fortführt, bis er die Herrlichkeit der Minne dargethan zu haben glaubt. Solcher Art sind z. B. „der Minne Kind" (gewöhnlich „Gott Amur" genannt), „die Minne vor Gericht", Frau Venus und die Minnenden", „die Jagd der Minne", „die alte und die neue Minne", „das Kloster der

Minne", „die Schule der Minne" u. s. w., alle von unbekannten Dichtern. Unter denen, deren Namen bekannt sind, ist Meister Altswert aus dem Elsaß zu erwähnen (doch ist sein Name vielleicht nur angenommen), in dessen Gedichten: „der Kittel", „der Schatz" und „der Spiegel" die Sittenlosigkeit seiner Zeit, namentlich die niedere Minne, in kecker, oft nackter Sprache gerügt werden. Auch der Suchenwirt hat, wie schon oben (S. 625) erwähnt, einige religiös-allegorische Gedichte verfaßt, und Johannes Rothe eine moralisch-religiöse Allegorie von der „Keuschheit" gedichtet; die größten und bedeutendsten sind aber die „Mohrin" von Hermann von Sachsenheim und der „Theuerdank". Letzterer gehört zu der besondern, damals nicht seltenen Gattung, in welcher wirkliche Begebenheiten in Form einer Allegorie erzählt werden.

Peter der Suchenwirt.

Zu neunzehn historisch-biographischen Gedichten, welche man gewöhnlich Ehrenreden nennt, hat der Suchenwirt (s. o. S. 624) fast die ganze Geschichte seiner Zeit berührt, indem er darin die Begebenheiten und Thaten der berühmtesten Helden jener Tage, vorzüglich aber österreichischer Edlen erzählt und zwar mit einer solchen Genauigkeit, selbst bei denjenigen Begebenheiten, die sich weit von seinem Vaterlande ereignet hatten, daß er die nöthigen Angaben von den betreffenden Fürsten und Herren erhalten haben muß. Es gibt beinahe kein Land von der Straße von Gibraltar bis Babylon, welches nicht von ihm erwähnt würde; wir treffen seine Helden in Spanien, Frankreich, England, Schottland und Irland, in Schweden und Dänemark, besonders häufig im Lande der heidnischen Preußen und Litbauer, in den südlich von Ungarn gelegenen Ländern Servien, Bulgarien und Rascien, im nördlichen und im südlichen Italien, auf den Fahrten nach dem gelobten Lande, ja bis Babylon und Indien, und es sind seine Darstellungen hierdurch nicht nur für die Geschichte, sondern auch für die Geographie jener Zeit höchst merkwürdig. Die Ehrenreden des Suchenwirts haben alle eine bestimmte Form der Darstellung: sie beginnen damit, daß der Dichter die Kunst, den Sinn, den göttlichen Geist anruft, oder daß er sich wegen seines Unternehmens entschuldigt, weil seine Kräfte der Würde der von ihm besungenen Helden nicht entsprächen. Darauf folgt die Erzählung der einzelnen Thaten, an welche sich, wenn von Verstorbenen die Rede ist, das Lob des Helden und die Klage um ihn anreiht. Den Schluß macht die Beschreibung des Wappens und die Empfehlung des Verstorbenen an die Gnade Gottes. Die Darstellung der Begebenheiten ist nicht ohne Lebendigkeit; man sieht, daß der Dichter von Theilnahme für die von ihm gepriesenen Helden erfüllt ist und daß er sich in die ihm mitgetheilten Verhältnisse hineingelebt hat. Darin liegt aber auch der größte Werth seiner historischen Dichtungen, welche weder von Phantasie, noch von poetischer Erfindungsgabe zeugen. In dieser Beziehung ist vielleicht die Rede „Von fünf Fürsten" die beste, welche wir jedoch nicht bloß deshalb, sondern auch aus dem weiteren Grunde mittheilen, weil sie eine Darstellung der Schlacht bei Sempach vom österreichischen Gesichtspunkte enthält, und dies Anlaß zur Vergleichung mit Halbsuters Lied (S. 600) gibt, gegen dessen volksthümliche Kraft und vaterländische Begeisterung die meistersängerische Darstellung Suchenwirts und seine beschränkte Hervorhebung des Herzogs Leopold freilich sehr zurücktritt. Die Rede hat den Zweck, durch die Schicksale der fünf unglücklichen Fürsten und aus einigen unheilbringenden Naturerscheinungen, die sich im J. 1386 zu jenen traurigen Ereignissen gesellten, die Großen zu warnen, und ihnen die Lehre einzuschärfen, daß, wenn auch Einer heut in hohen Ehren stehe, das Glück sich in Ach und Weh verwandle, und mit bitterem Verlust an Leib, an Gut und Blutsverwandten ende.

Von fünf fürsten, von dem von Maglan, von marchgraf Sigmund, von Karlus, von hertzog Wilhalm von Osterreich, und von hertzog Lewppold von Osterreich.

Ir chünig, ir fursten, nu secht auf,
Und alz menschleich geschlächte,
Wie manig wunderleicher lauf
Regnirt mit starker mächte:
Secht, wie es in der welde get,
Und wie die zeit sich handelt;
Der hewt ie hochen eren stet,
Des gluk sich morgen wandelt
In ach, in we, in pitterchait,
An leib, an gut, an magen;
Der wechsel grozzen chummer trait
Mit sewffzen und mit chlagen.
Des schimphes ist geswigen gar;
Der ernst ist gewaltig,
Das mugt ir prüven offenbar
Mit chriegen manigvaltig.
Yederman stelt sich darnach,
Er well das sein behalten:
Des wirt gesprochen manigen schach
Mit newen und mit alten.
Mit dem von Mailan hub sich an
Vil wunderleicher sache:
Herr Barnabo, der listig man,
Der wart mit ungemache
Gevangen von seinem aigen pluot,
Davon er muost verderben,
In half nicht weiszheit, noch sein guot,
Er muost gevangen sterben.
Aller erst chund ich hie die zeit,
Dapey man ir gedenchet,
Mein mund des rechte urchundt geit,
Der warheit ungechrenkchet,
Da dreytzehenhundert jar furwar
Nach Christi gepurt hin waren,
Darnach das sechs und achtzigst jar
Chund schedleich geparen,
Wind, regen, ungewitter groz
Sach man in allen landen,
Desz arm und reich ser verdroz
Von grozer sorgen panden:
Daz wazzer fluhen weib und man
Auf dächer und auf stiegen,
(Chlegleich stunt!) sovil hin ran
Der chindlein in den wiegen;
Hawser, pruk und manig steg,
Teych, mül mit samt den würen
Furt das wazzer vil hin weg,
Daz man ez lang muoz spüren.

Und vil abentewr geschehen sind
Und wunderleicher mere:
Von Pehaim chaiser Karls chind
Must leiden groze swere,
Marchgraf Sigmund ist sein nam,
Dabey man in erchennet,
Er nam eiu magt, als im wol zam,
Die wart ein chunig genennet:
Zu Weissenburg wart daz bechant,
Man chrönt sey sunder smaichen,
Man hicz sey chunig in Ungerlant,
Unt het doch frawen zaichen.
Sigmund wolt man ermorden han,
Der rat, der was geprawen,
Got half im seelichleich von dan,
Dem sul auch wir getrawen:
Er went, waz uns geprechen leit
An leib, an sel, an eren.
Darnach schir in churtzer zeit
Begund sich jamer meren:
Ein furste was Karlus genant,
Nach dem sant man gen Pullen,
Der wart gechrönt in Ungerlant,
Des wir gedenkcheu sullen;
Sechs wochen trug er chünigs nam
Mit zepter und mit chrone,
Man sêt auf in des mordes sam,
Der tot wart im zu lone;
Die chünigin selb zu im sant,
Er wont, es wær in trewen,
Es tet dem edeln fursten ant,
Und must auch in gerewen.
Zu hant er tugentleichen gie
Hin zu der chüniginne,
Beschaidenhait noch zucht cham nie
Auz seines hertzen sinne;
Er wont, er solt gar sicher sein
Zu Ofen in der veste;
Im wart gesaget jamers pein
Mit todes uberleste:
Ein morder im sein haubt verschriet,
Daz was ein grozze schande,
Im was gehaizzen da tzu miet
Ein vest, leit in dem lande.
Drey meil man in des nachtes fürt
Unghefft und ungepunden,
Den fursten grozze chrankait rürt
Von swaiz der frischen wunden.
Si daucht, der mort wær noch ze chlain,
Der rat aus falschheit wête,
Man gab im ein getrank unrain,
Die leber von im schrête.
Zu der purg sein ende nam
Vil gar an alle schulde.
Got, dem alle tugent ye tzam,
Der geb im dort sein hulde!
Darnach zway moneid chaum ergie,
Der mort wart gerochen:
Der deu rat falschleich anvie,
Der wart darum erstochen;
Den morder man ze stukchen schniet,
Daz fleisch wart deu hunden;
Er hat den solt mortleicher miet
Mit grozzem jamer funden.
Der den mort mit trewen rach,
Als die urchund sagen,
Zu der chünigin er da sprach:
„Steig bald her von dem wagen,
Du hast vil gewunschet vor,
Zu waten in dem pluote.“
Daz must si tun auf laides spor,
Wie we ir was zu muote.
Darnach in Krakawer lant
Vil untrew wart erchoreu:
Ein hertzog Wilhalm ist genant,
Zu Osterreich geporen;
Des jugent und vil werder leib
Veratnüss tet vil ande.
Der must lazzen dort sein weib
Zu Krakaw in dem lande,
Wenn er mit falsches gutes hab
Wart von dann verchauffet:
Ein haiden man sein frawen gab,
Der falschlich was getauffet
Mer umb die leut und umb daz lant,
Denn umb den christen glauben.
Gold, silber, reich gewant,
Pferd und manig schawben
Gab er den herren da zu miet,
Die in gen Krakaw prachten,
Recht als Judas Got verriet.
Alsus si iu gedachten,
Wie si den edeln fursten jungk
Præchten von dem lande:
Ir trew von eren nam den sprungk,
Das dauchte si chain schande.
Got her, durch die parmung dein,
La sein darumb verderben
All, die daran schuldig sein,
Daz si mit laster sterben.
Ob ichs verswig, weib und chindt
Ir zeit damit vertriben;
Vil winken in den landen sindt,
Da es wirt angeschriben:
Cometa ist gesehen hewr
Vir tag nach halben mertzen,
Des sterues glast flamt, als daz fewr
Und als die prynnnd chertzen.
Man spricht also, in welchem jar
Der stern werd gesehen,
In vir sachen offenbar
Ime schull geschehen:
Daz reich well ein vercherung han,
Ein tewrung werd gemaine,
Ez muz uber die fursten gan,
Oder uber die juden unraine.
Schimph und freud und hocher mut,
Euch darff wol belangen;
Verrêtnüss, mort, manslechtig blut
Haben ew ubergangen.
Vil chlagunder uot sich fügen wolt
Schir in churtzen tagen:
Von Osterreich hertzog Lewppolt
Laider wart erschlagen.
Daz unvermessenleich geschach
Zu Ergau in der gegent,
Ein stat gehaizzen ist Sempach,
Da man mit chrieg was phlegent.
Die Schweintzer wolten nicht enlan,
Si zogten durch beschawen,
Die wart man schir da sichtig an,
Daz was vou missetrawen.
Ain veint west von dem andern nicht,
So si zu velde chamen,
Es geschach an zuversicht.
Ich clag den edeln stamen!

Der furst wolt rawmen nicht daz velt
Den veinden da zu tratze,
Chlain was sein her, groz was die welt
Auf seinem widersatze;
Man riet im: „Herre, reyt davon,
Wir wellen mit in rechten!“
Er sprach: „Di schand tet mir gedon
Vor fürsten, ritter und knechten.
Biderby helt, nu rat darzue,
Wir sullen preys erwerben:
Daz yederman daz peste tue!
Genesen oder sterben
Wil ich mit ew in diser not,
Des sult ir mir getrawen;
Pezzer ist mit eren tot,
Den schemleich sten vor frawen!“
Swaben und Etscher hetten stoz,
Daz was umb daz vorvechten,
Ygleicher nach dem alten loz
Wolt bleiben pey den rechten.
Die piderben helt, die vielen ab,
Und traten zu dem hawffen;
Ein veind dem andern lutzel gab
Sein harnasch da tzu chauffen.
Mordax, swert und auch die spiez
Sach man nicht vermeiden,
Den veinden man zu widerdriez
Daz leben chund versneiden,
Daz si lagen in dem bluot
Tot mit tiefen wunden.
So wart der edl fürste guot
Mit wernden henden funden,
Piz daz er sein ende nam
Pey seinen getrewen herren:
Der hochgetewrt edel stam
Chund sich von schanden verren.
Grafen, ritter, edel knecht
Mit eren da verdurben,
Di mit gantzen trewen slecht
Pey dem fursten sturben.
Got, der hab ir aller sel,
Die mit im sind verschaiden,
Der heilig engel sand Michel
Sol si zu himel chlaiden!
Ir hielten vil zu rossen still,
Und sachen zu mit schanden,
Ir hertz und auch ir aigen will
Het tzegleich mut bestanden.
Hieten all die recht getan,
Die mit dem fursten riten,
Den veinden wær gesiget an:
Die sælde si vermiten.
Hertzog Lewppold von Osterreich,
Got hab sein sel in hute,
Er hat gelebet wirdigleich
Mit eren und mit gute.
Daz sechs und achtzigst jar regnirt
Mit maniger hande smertzen:
Daz chlag ich Peter Suchenwirt
Mit trewen in dem hertzen.

Der Ritter von Staufenberg.

Peter von Temringer, vom Schlosse Staufenberg in der Mortenau, ritt eines Tags nach Nußbach, um dort die Messe zu hören. Unterwegs fand er eine wunderschöne und reichgekleidete Frau, die einsam auf einem Steine saß; kaum hatte er sie erblickt, als er sich von heißer Liebe zu ihr hingezogen fühlte. Sogleich stieg er ab, grüßte sie züchtig und als er sie erstaunt befrug, wie es komme, daß ein so hohes Weib so einsam dasitze, erwiederte sie, daß sie ihn erwartet habe. Seit seiner frühesten Jugend, fügte sie hinzu, sei sie ihm zugethan gewesen und habe ihn in Allem, was er unternommen, treulich beschützt. Der Ritter wünscht, sie bis zu seinem Tode niemals verlassen zu müssen. „Das mag wohl geschehen,“ sagte das Weib; „so oft du es wünschest, kannst du mich bei dir haben, auch soll dir Alles werden, was dein Herz begehrt; nur darfst du bis an deinen Tod kein eheliches Weib nehmen, denn sonst müßtest du am dritten Tage sterben.“ Gerne beschwor der Ritter, unverehlicht zu bleiben; da umarmte sie ihn, und er küßte sie voll heißer Liebe; als er aber in sie drang, ihm die höchste Liebesgunst zu erweisen, ermahnte sie ihn, seinem Vorsatze getreu zur Messe zu gehen, des Abends wolle sie zu ihm kommen, wenn er in seiner Kammer sei und sie zu sehen verlange. Sobald die Messe geendigt ist, eilt er heim und auf seinen Wunsch erscheint das holde Weib, welche ihm nunmehr die zärtlichsten Beweise ihrer Liebe gibt; doch ehe sie scheidet, ermahnt sie ihn nochmals, seinen Eidschwur zu halten, dagegen verheißt sie ihm, ihm so viel Reichthum zu gewähren, als er nur wünsche; und in der That gab sie ihm so viel, daß er allen seinen Freunden davon mittheilen konnte. Hierauf durchzog der Ritter, wie er schon früher gethan, viele fremde Länder; aber wo er sich auch befand, stets erschien die Frau, sobald er sie rief und er allein war. Als er in die Heimat zurückgekehrt war, drangen seine Brüder und Verwandten in ihn, ein Weib zu nehmen, doch wies er ihre wiederholten Bitten so entschieden zurück, daß sie ihn endlich in Ruhe ließen. Jetzt erlaubte ihm die Frau, wenn man ihm wieder Anträge mache, öffentlich zu erklären, daß er schon ein Weib habe; aber sie warnte ihn zugleich, sich unter keiner Bedingung bereden zu lassen, sich mit einer andern zu verheirathen, weil er sonst in drei Tagen sterben müßte. Um diese Zeit hielt der König einen großen Hof in Frankfurt; der Staufenberger begab sich ebenfalls dahin, und erwarb sich bei den Turnieren Ehre und Ruhm, so daß ihm der König seine Nichte, die Erbin von Kärnthen, zur Gemahlin anbot. Erschrocken sucht der Ritter den König auf andere Gedanken zu bringen, und als ihm dies nicht gelingt, offenbart er seine geheimnißvolle Ehe. Nun erklären die Pfaffen, es sei der Teufel, mit dem er sich verbunden habe, sie drohen dem Ritter mit ewiger Verdammniß, wenn er den höllischen Bund nicht löse, so daß er sich endlich überreden läßt, die Nichte des Kaisers zum Weib zu nehmen. Die Hochzeit soll auf Staufenberg gefeiert werden. Dort aber erscheint ihm das wunderbare Weib, und verkündigt ihm, daß er drei Tage nach der Hochzeit sterben müsse; so gerne sie es auch thäte, sie könne es nicht verhindern. „Ich werde“, fügte sie hinzu, „zum Zeichen meinen bloßen Fuß sehen lassen; sobald du ihn erblickst, so lasse Priester holen und beichte, denn dein Ende ist nahe!“ Und so geschah es: als die Hochzeitsgäste fröhlich beim glänzenden Mahle saßen, erschien durch die Decke des Saals der schönste Fuß, allen Anwesenden sichtbar. Entsetzt springt der Ritter auf und verkündet der Braut sein bevorstehendes Ende; dann eilt er zu Bette und läßt Priester her-

beirufen. Seine Brüder mahnt er, der jungen Wittwe Alles zu geben, was ihr gehört, diese aber weist jede Gabe zurück; da sie an seinem Tode Schuld sei, sagt sie, wolle sie in ein Kloster gehen und nie sich von eines Mannes Auge sehen lassen. Der Ritter nimmt nun von Allen Abschied, empfiehlt Gott seine Seele und stirbt. Nach seiner Bestattung erfüllt die Braut ihr Gelübde und zieht in die Heimat ins Kloster.

Dies ist der kurze Inhalt des Gedichts, welches nach dem Namen des Helden „der Ritter von Staufenberg“ genannt wird. Der Verfasser ist unbekannt, zwar nennen die gedruckten Ausgaben des Gedichts (es erschien schon gegen 1482 im Drucke) einen gewissen Eckenolt, jedoch nur in einem späteren Zusatze, den die bis jetzt allein bekannte Handschrift nicht hat; Fischart, der das Gedicht umarbeitete, schreibt es einem Erckenbold zu. Eben so wenig läßt sich die Zeit genau ermitteln, in welcher das Gedicht abgefaßt wurde, die Handschrift selbst ist jedoch spätestens um das Jahr 1437 geschrieben worden. Der Sprache und dem Reime nach dürfte es nicht in eine viel frühere Zeit gehören, dagegen ist die Haltung und der Gang desselben, die leichte und bewegliche Darstellung, vor Allem die ächt poetische Auffassung der schönen Sage so vortrefflich, daß man sich geneigt fühlen möchte, ihm ein weit höheres Alter zuzuschreiben. Da der Dichter sich auf eine geschriebene Urkunde beruft (V. 248), so ist das Gedicht in der uns überlieferten Gestalt vielleicht nur die Umarbeitung eines früheren, von dem sich jedoch keine Nachricht erhalten hat. Jedenfalls steht es unter den Dichtungen des vorliegenden Zeitraums ganz allein da. Die Charaktere sind mit großer Kunst und Wahrheit gezeichnet, wie wir es nur bei den besseren Dichtern der früheren Zeiten finden. In andern ähnlichen Sagen ist das überirdische Weib, welches sich dem Manne in Liebe hingibt, gewöhnlich eine Nixe oder Elfe, auch in der im Munde des Volks lebenden Sage vom Ritter Staufenberg ist es ein Wasserweib, eine Undine, mit welcher der Ritter den heimlichen Liebesbund schließt; in unserem Gedichte bleibt die Natur der wunderbaren Erscheinung unerörtert, wodurch die ganze Begebenheit noch geheimnißvoller erscheint. Nur so viel theilt uns der Dichter mit, daß sie kein Menschenkind und daß sie mit wunderbarer Macht begabt ist. Doch weiß er uns sogleich dadurch für sie zu gewinnen, daß er sie als ein gutes, freundliches und frommes Wesen darstellt, die an Gott und Christus glaubt; die Warnungen, die sie dem Ritter gibt, erscheinen nicht als Drohungen, sondern als Zeichen der treuesten Liebe, die sie dem Auserkornen widmet. Und der Dichter hat dieses Verhältniß mit hohem Zartgefühl auch dadurch rein zu erhalten gewußt, daß er die Strafe, die den Meineidigen ereilt, als einen von höherer Macht ausgehenden Spruch darstellt, dem sie sich selbst unterwerfen muß, so gerne sie das Leben des Geliebten erhalten möchte. Mit eben solcher Zartheit ist die fürstliche Braut geschildert, und es ist gewiß kein geringer Beweis von dichterischem Talent, daß auch diese uns im höchsten Grade interessirt, obgleich Alles darauf berechnet ist, unsere Theilnahme für das geheimnißvolle Weib zu erwecken. Endlich zeugt der Charakter des Ritters selbst von großer Kunst; denn selbst die Schwäche, die sein Verderben herbeiführt, kann ihm nicht zum Vorwurf gereichen: er erliegt den Vorurtheilen der Zeit, dem Einflusse der Geistlichkeit, deren inquisitorisches, gemüthloses und beinahe rohes Verdrängen der Dichter verständlich genug hervortreten läßt, ohne sich geradezu auszusprechen. Und so erhält das Ganze einen ächt poetischen Charakter, der durch die Hingebung, mit welcher sich der Ritter zum Tode vorbereitete, die höchste Weihe gewinnt.

Wie dem Ritter ein schöne frow erschein.

Uff einen tag füegt sich daz,
daz diser helt daheime was
ze Stauffenberg uf sinr vesti guot
bi sinen fründen hoh gemuot;
die waren siner kunfte fro,
wan der selbe ritter do
von in was lange zit gewesen.
Der helt, an manheit uzerlesen,
sprach sinem knaben also zuo
an einem pfingstage fruo:
„Gang hin, bereite mir ein pfert,
wande diz daz herze min begert,
daz ich zu disen ziten
well hin gen Nussbach riten:
do will ich messe hœren,
daz Gott well zerstœren
miner grossen sünden teil,
wan ich ze allen ziten veil
min leben trag und minen lip
durch ere und durch werde wip
und ouch durch diser welte ruon.“
Der knabe sprach: „Herr, ich tuon,
wan ich vil gern gehorsam bin.“
Also lief er zum stall hin in
und zoh harus ros und ouch pfert;
huot, mantel, sporn und ouch daz swert
truog er dabi an siner hant.
Da er bald sinen herren vant,
si sazent uf und rittent dan:
da liez der tugenthafte man
sinen knaben riten vor,
wan er noch sinr gewonheit kor
wolte sprechen sin gebett,
als er dick geton hett.
Der knabe rit den burgweg ab:
zehant so siht derselbe knab
sitzen uf eim steine
eine frowe alterseine,
die so rehte schœne was,
und seit die ofenture daz,
daz Got an dise welte ie
schœner wip liez werden nie
von fleische noch von beine,
also die zarte, reine.
Schœner wip wart nie gesehen:
reht als der liehten sunne brehen
git liehten wunnebernden schin
für allez daz gestirne hin,
also tet die frowe schon
für alle frowen wol geton:
ir schœne über alle schein.
Die from, die saz muotterein.
Nach der oventüre sage
so lag der stein bi einem hage,
da si der knabe uf sitzend vant;
ouch hat si an ein wiz gewant,

daz also schœne luhte,
daz den knaben duhte,
si wer vom himelriche komen,
ald uz dem paradis genomen,
und füere in der engel schar.
Von palmat sidin wunebar
so was ir wunecliches cleit;
dar uf von golde was geleit
vil manig tier erhaben,
von gold wol durchgraben.
Von dem richen cleid erschein
manig wunnenclich edel stein,
was meisterlich gewürkt dar in,
als ich underwiset bin,
die man so rich an krefte vant,
wem man si leite in die hant,
wer der mensche siech gewesen,
die steine machtend in genesen,
als ich ir kraft vernomen han.
Si truog ouch ein rich vürspang an,
dieselbe schœne frowe zwar,
vor irme herze, daz ist war,
als ir vil wol gezæme was;
da ich es ouch geschriben las,
vil koste was dar an geleit
von manger hande schœnheit;
darinne ein karfunkel,
die naht wart nie so dunkel,
man gesæhe wol da von.
Der stein was so lobesan,
daz er gab wuneclichen schin,
und war geleit da mitten in,
und umbe fieng vil mangen stein,
bede groz und ouch clein,
der besten, so man iena vant;
den minsten möchte nit ein lant
vergolten han nach sinem werde:
ez enwart als uf der erde
keiser nie so lobesan,
der sie vergolten möhte han
mit allem sinem riche.
Si was so lobeliche
und so wunnenclich gevar.
Der knabe nam der frowen war
und reit doch für und sweig.
Mit zuhten im die frowe neig
und gruozt also den knaben.
Er torft nit stille haben,
wan er den heren sin entsaz,
der im also nohe was
geritten zuo der selben stunt:
des wart sin herze ser verwunt
und was dem knaben vaste leit,
daz im sin her so nahe reit.
Davon torft er nit stille haben;
von note muost er für sich traben,
und neig ir doch mit züchten gar.
Nun was der ritter komen dar
vil schiere, da uf dem steine
die schœne saz muotereine.
Do si der ritter angesach,
verswunden was sin ungemach;
da er die schœne alleine vant,
sin herz durchschoz der minne brant:
von herzen wart er sunder fro,
vil züchteclich sprach er also:
„Got grüez üch, frow, durch alle zuht,
Got grüez üch, hohgelopte fruht,
ich grüez üch aller schœnstez wip,
daz ie gewan sel unde lip,
die mir uf erden ie wart kunt;
ich grüez üch, frowe, tusent stunt!“
sprach der ritter da zu ir.
„Min lieber frünt, nun danke dir
der werde Got von himel rich:
du grüezest mich als tugentlich.“
Hie mit die frowe uf gestunt.
Des ritters herz wart enzunt,
er sprang von dem perde sin:
die frow bot ir hendelin;
da huob der wandels eine
die frowe ab dem steine,
da von sin truren gar zergieng.
Mit armen er sie umbevieng,
und bat die frowe sitzen nider;
da ret die schœne nüt dar wider.
Si sazeut nider in daz gras;
der ritter redte für baz:
„Gnade, frowe hohgeborn,
getar ich reden ane zorn
mit üch, des min herz begert?“
Die frowe sprach: „Du bist gewert.“
Des wart der ritter harte fro
und sprach vil tugentlich also:
„Genade, werde, reine,
wie sint ir hie so eine,
daz üch niemant wonet bi?“
Die frowe schœne, unzühten fri,
den ritter güetlich ane sach,
daz wort sie lachenliche sprach:
„Daz mag dich wol wunder han!
Ich sag dir, ritter lobesan,
wie sich het gefüeget daz,
daz ich hie so einig saz:
da han ich, frünt, gewartet din.
Dir sag ich uf die truwe min,
daz ich dir bin mit truwe mitte;
sid du pferd ie überschritte,
so han ich, ritter, din gepflegen:
beide an straz und an stegen,
in stürmen und in striten
hüet ich din zu allen ziten,
als ein frünt des andern sol.
In turnern hüet ich din wol,
daz dir leides nie geschach:
wa man ze hofe stach,
da pflag ich, ritter milte,
din mit dinem schilte.
Ouch ane alle widerhabe
bi dem fronen Gotes grabe,
da dir wurde, ritter wert,
als din herze hat begert,
wie manger da erslagen wart,
da hüet ich din, frünt, so zart:
mit miner frien hende
hüet ich din im ellende,
davon din lob wart wit erkant
in Swaben, Peyern, Ungerlant;
ouch hüet ich din in Prüssen,
vor Walhen und vor Russen;
in Engellant und Frankenrich
pflag ich din gar meisterlich;
ze Tuskan, in Lamparten
kund ich din wol gewarten.
Ich hüet in allen landen
din vil wol vor schanden;

und war ie gestuont dins herzens gir
da was ich alle zit bi dir,
daz du mich doch gesæhe nie.
Min frünt, nun schowest du mich hie,
wan ich din ie mit truwen pflag.“
„Wol mir, daz ich disen tag
gelebte ie, des fröw ich mich!
(so sprach der ritter lobelich)
Daz ich üch, schœnes wip sol sehen,
mir kunde liebers nit geschehen;
wan solt ich nach dem willen min,
genade, frowe, bi üch sin
iemer unz an minen tot.“
Die frowe sprach uz mundc rot:
„Min lieber frünt, daz mag wol sin!
Jo volgest du dem willen miu,
als ich nun hie bescheiden dich,
weun du denn wilt, so hastu mich,
wa du alterseine bist.
Und sage dir bi diser frist,
wiltu truten minen lip,
so muostu du ane elich wip
iemer sin unz an dinen tot,
und lebest gar an alle not
biz an dinen jungesten tag,
daz dich nüt gekrenken mag,
und ouch niemer krenker wirst.
Ob du elich wip enbirst,
nim wel du wilt, nur nit zer e!
Darzuo hastu iemer me
guotes: wes din herz begert,
des bistu, frünt, von mir gewert.
Aber nimst ein elich wip,
so stirbet din vil stolzer lip
darnach am dritten tage.
Für war ich dir daz sage,
wan ez nieman erwenden kau:
darumb so soltu mich verstan
in herzen und in muote.“
Da sprach der ritter guote:
„Frowe, ist die rede war?“
„Ja!“ sprach die minnenclich clar;
„ich wil dir Got ze bürgen geben,
uud darzuo lip und lebeu,
ob ich unrechte sage dir,
daz Got niemer gehelfe mir!“
Do sprach der tugenthafte man:
„Got, den wil ich ze bürgen han,
wanu er getrüwes herze nie
mit der hilfe sin verlie,
er hulfe im uz aller not.
Lip und sele an Gote stot:
der müeze unser beider phlegen!
Frow, so han ich mich verwegen,
daz ich lip und leben
für eigen üch wil iemer geben,
die wile mir Got daz leben gan.“
Sie umbevieng den werden mau,
und er daz minnencliche wip;
die truhte er an sinen lip,
und kuste sie an iren muut:
also tet ouch si zer stunt,
und kust in tugentlichen wider.
Man seit, daz weder e noch sider
grœzer liebe nie enwart,
da man mit treib der minne art,
als si da hattent beide.
Da wolte uf der heide
der helt bi ir geschlafen han;
da sprach die frowe lobesan:
„Da vor behüete uns min Crist,
der unser aller helfer ist,
daz daz iht hie geschehe,
und kein mensch niemer sehe
unser erste hohgezit
uf dirre grüene heide wit.
Min frünt, des wil ich bitten dich,
ach herz liep, des gewere mich,
und la ez nun ze male varn!
Wir sond ez hein ze huse sparu:
da wil ich tuon den willen din.“
Er sprach: „Genade, frowe min,
waz ir gebitent, daz tuon ich.“
Do sprach die frow züchteclich:
Des mahtu du wol geniezeu:
ez sol dich uit verdriezen.
Du sitz reht wider uf din pfert
und scheide von mir, ritter wert.
Du bist uf Gotes verte:
er sündete, wer dirz werte;
der süud wil ich entladen sin.
Und se, min trut, diz vingerlin,
dar inne so lit ein edelstein,
die sunn nie bezzern überschein.“
Er sprach: „Mag ez nit anders sin,
so trag ichz durch deu willen din:
wan daz ich von üch scheide,
so geschach mir nie so leide,
als mir von üch hie wil beschehen.
Ach weune sol ich üch aber sehen?
Daz tuont mir, werde frowe, kunt.“
Si sprach: „Man het bi diser stunt
gelütet, frünt, daz erste mol:
für war ich dir, liep, sagen sol,
du solt varn hœren messe,
durch daz Got vergesse
alle dine missetat.
So mau den segen geben hat,
so rit, guot ritter, wider heim,
und gange denne altersein
da heime in die kammer diu;
werlich, da wil ich bi dir sin:
wenu du einest wüuschest uach mir,
so bin ich endelich bi dir,
und leiste, wes din herze gert.
Do sprach der edel ritter wert:
„So wil ich frœlich riten!“
Si sprach: „Du solt nit biten,
du solt da hin din straze varn:
von himel Got muoz dich bewarn
und tüeg uns beden hilfe kunt!“
Mir urlob er da uf gestuont
und sazte die frowe werde
nider uf die erde
uf die geblüemte heide.
Da lachetent sie beide
ein ander tougenlichen an:
hie umbe vieng der werde man
daz schœne wünuecliche wip.
Sie umbeschloz ouch sineu lip
und von ir beder gluste
ieglichs daz ander kuste
an roten munt, an wengelin.
Er sprach: „Genade, frowe min,
wem sol ich üch hie eine lan?“
Do sprach die frowe wol getan:

„Min liep, daz la besorgen mich!
Wa ich wil, da bin ich:
den wunsch, den het mir Got geben,
da von han ich ein friez leben,
des du wol geniczen maht."
Do ruoft der ritter wol geslaht
sinem guoten pferde do:
daz hat er gewent also,
wenn er im „Geselle" rief,
daz er behend zuo im lief.
Do ruoft er im: „Geselle min!"
Ez kam geloffen bald für in.
Mit fröuden er dar uf gesaz:
urloubs er da nit vergaz,
und reit geschwinde sinen pfat.
Der knabe sin gebeitet hat.

Philipp Frankfurter.

Wir haben in den einleitenden Bemerkungen gesagt, daß der „Pfaffe von Kalenberg" ein späterer Nachklang des Pfaffen Amis sei; dies ist allerdings richtig, was das Wesen und die Absicht beider Gedichte betrifft, denn in beiden soll dargethan werden, wie der angeborene Mutterwitz mit seiner Klugheit und Menschenkenntniß den Unterschied wieder ausgleicht, der zwischen vornehmen und niederen Ständen besteht, indem diese jene ihre geistige Ueberlegenheit fühlen lassen und mit Hülfe derselben sich Erwerbsquellen eröffnen, die ihnen sonst durch die politischen und bürgerlichen Verhältnisse unbedingt verschlossen wären. Dagegen sind die beiden Gedichte in der Ausführung des bezeichneten Gedankens so weit von einander verschieden, als die Zeiten, in denen die Helden oder vielmehr die Verfasser derselben lebten, von einander abliegen. Der Stricker lebte zu einer Zeit, da die höfische Bildung noch in ihrer vollen Blüthe stand, es kann daher selbst sein Held dieselbe nicht verläugnen: bei seinen muthwilligsten Streichen verletzt er niemals den äußeren Anstand im Begriffe jener Zeit. Der Verfasser des Pfaffen von Kalenberg lebte dagegen zu einer Zeit, wo der Adel und die höheren Stände überhaupt in die tiefste Rohheit versunken waren, wo die Sänger an den Höfen der Fürsten den Hofnarren hatten weichen müssen, und sich Witz und Talent nur im Gewande des Possenreißers zeigen durfte, wenn sie geduldet sein wollten; es war daher hierdurch dem Verfasser vorgeschrieben, in welcher Gestalt sein Held erscheinen müsse. Ob derselbe wirklich gelebt habe, ist unsicher; das Gedicht versetzt ihn in die Zeiten Ottos des Fröhlichen von Oesterreich, an dessen Hofe er später neben dem Neidhard als förmlicher Hofnarr gelebt habe. Als armer Student hatte er sich durch einen Schalksstreich, der schon seine niedrige Gesinnung an den Tag legte, die Gunst des Herzogs von Oesterreich erworben. Als er diesem nämlich einst einen Fisch von seltener Größe bringen will, ließ ihn der Pförtner nur unter der Bedingung ein, daß er das Geschenk, das er von dem Herzog zu erwarten habe, mit ihm theilen wolle. Der Student, welchen Fugger in seinem Spiegel des Hauses Oesterreich Wigand von Theben nennt, erbat sich eine tüchtige Tracht Prügel, sorgte aber auch dafür, daß der Thürsteher seinen Antheil erhielt. Bald darauf wurde er zum Pfarrer in Kalenberg ernannt, wo er nun allerhand tolle Streiche spielte, welche um so größeren Beifall gewannen, je roher und schweinischer sie waren. Zuerst waren die Bauern die Zielscheibe seines Witzes und Muthwillens, die er auf mancherlei Weise betrog, indem er hiebei nicht selten seine Stellung als Geistlicher mißbrauchte und die religiösen Gebräuche auf das schändlichste herabwürdigte. So zwang er einst seine Gemeinde eine neue Prozessionsfahne zu kaufen, weil er in Ermangelung einer solchen seine Hosen an einer Stange herumgetragen hatte. Aber auch seine geistlichen Vorgesetzten blieben nicht verschont, besonders wenn er merkte, daß sie nicht das reinste Leben führten, ob er gleich selbst nichts weniger als keusch war. Als ihm der Weihbischof von Passau, den er einst bei seiner Kellnerin überrascht hatte, bei Strafe des Bannes befahl, seine junge Köchin abzuschaffen, und eine von vierzig Jahren zu sich zu nehmen, nahm er zwei, jede von zwanzig Jahren, zu sich und sagte, dies mache just vierzig. Selbst der Herzog mußte die Wirkung seines Witzes und Muthwillens erfahren, wobei er oft alle Gränzen des Anstandes und der Sittlichkeit überschritt, weil er wohl wußte, daß er gerade auf diesem Wege seine meistentheils eigennützigen Zwecke am sichersten erreichen würde. Und so ist das Gedicht, wenn auch ohne Werth der Darstellung, wenigstens eine sprechende Urkunde von dem trostlosen Zustande der damaligen Zeit, in welcher das Talent beinahe kein anderes Mittel hatte, zur Anerkennung zu gelangen, als daß es sich zur rohesten Possenmacherei herabwürdigte, weil die Großen nur hiefür Sinn hatten.

Von dem Verfasser des Gedichts wissen wir Nichts, als daß er Philipp Frankfurter hieß und zu Wien lebte, und auch dies wird nur durch eine einzige Ausgabe des Werks berichtet, während alle übrigen diese Angabe nicht enthalten. Eben so wenig läßt sich die Zeit bestimmen, wann das Gedicht abgefaßt wurde; wahrscheinlich besitzen wir es nicht einmal in seiner ursprünglichen Gestalt.

Aus dem „Pfaffen von Kalenberg".

Darnach der Pfarrherr kundte dencken,
Wie er sein Wein wolt ausz schenken,
Die waren all kanig vnd zäch,
Dasz jm nicht schad daran geschech.
Ein abenthewr er bald zuricht
Wol vor der Bawrn angsicht,
Vnnd saget jn da one triegen,
Er wolte vber die Thonaw fliegen
Wol ab dem Thurm vom Kalenberg.
Es war doch niergen Risz noch Zwerg
Beide von Mannen vnd von Frawen,
Sie wollten all das wunder schawen
Vnd wie er doch nu fliegen wolt,
Pfawen federn hett er verholt,
Die hieng er hinden vnd vorn an sich,
Vnd daucht sich gleich als ein Sittich.
Also trat er da hin vnnd har,
Vnd bran recht wie ein Engel klar,
Der da kompt ausz dem Paradeisz.
Er trieb seltzame geberd vnnd weisz,
Schwang da gar offt sein gefider,
Als wolte er gleich fliegen hernider,
Vnd sprach allweg: „Nu beit, nu beit,
Es ist noch nicht an meiner zeit!"
Das Volck leidt durst von grosser hitz,
Wol von der Sonnen heissen glitz;
Daher der Pfarrherr, als ich sag,

Sein Wein bracht auff den Kirchtag.
Dem Volck war da die weil so lang,
Den Wein es allen da ausztranck,
Eh sie der abenthewr innen wurn.
Der Meszner lieff hin auff den Thurn,
Vnnd saget das baldt dem Pfarrherr:
Von hertzen frewet er sich der mär,
Das jm sein Wein also auszgieng.
Mit hübschen Worten er anfieng,
Er sprach zu jn mit Worten lind:
„Nu losend all, mein lieben Kind!
Eh das ich fliege, so sagt mir hie,
Solch Wunder nun, wo saht jhrs je,
Das ein Mensch je geflogen hat?“
Mit fleisz er jhm das sagen bat.
Sie sprachen all mit gmeinem Mundt:
„Wir haben nie zu keiner Stund,
Ja Herr, wir sahen es noch nie!“
„So solt jr es auch sehen hie,
Das ich nicht will des fliegens pflegen.
Nun fahrend heim in Gottes segen,
Vnnd sprecht, jr seit all hie gewesen.
Gott der Herr lasz euch wol genesen!
Das jr mir mehr ausztrinckt den Wein,
Will ich gen Gott ewer bitter sein:
Des solt jr keinen zweivel han,
Ich will sein der ewer Caplan!“
Das ein jm danckt, das ander nit,
Das dritte sprach: „Schütt dich der ritt
Zu einem betrogenen Pfaffen!
Du hast heut gemachet viel Affen!“
Das vierdt, das schmuntzt vnd lachet;
Das fünfft, das schalt, das krachet;
Einer redt disz, der ander das.
Dem Pfarrherr war es ein Aderlasz,
Vnd war jm gar ein kleine Klag:
Damit nam ein endt der Kirchtag.

Hans von Bühel.

Hans von Bühel oder, wie er sich selbst nennt, der Büheler, lebte am Anfang des 15. Jahrh.; er war „Diener“, d. h. Hofbeamter Friedrichs von Seewert, Erzbischofs von Cöln. Weiteres ist von ihm nicht bekannt; dagegen ist sein Name und sein Andenken durch zwei größere epische Gedichte erhalten worden, die zu den besseren Erscheinungen der Zeit gehören, ja die übrigen, mit Ausnahme des Ritters von Staufenberg (wenn dieser in der That nicht in eine frühere gehört), des Rings und des Reineke Vos, weit überragen, da er sich an den bessern Dichtungen der früheren Zeit gebildet hatte. Zwar erreicht er diese keineswegs; am wenigsten konnte es ihm bei der rohen, verwilderten Sprache seiner Zeit gelingen, die schöne Form der höfischen Dichter wieder hervorzurufen, und seine Nachahmung derselben beschränkt sich mehr auf einzelne Aeußerlichkeiten und Formeln; allein er erzählt doch mit einer unverkennbaren Leichtigkeit und Gewandtheit, welche von der schwerfälligen Art seiner Zeitgenossen vortheilhaft absticht. Das erste Gedicht „Von eines Königs Tochter von Frankreich“, welches wahrscheinlich nach einem französischen Vorbilde bearbeitet ist, erzählt die in vielen Formen sich wiederholende Geschichte von einer Königstochter, welche, um der sträflichen Neigung ihres Vaters zu entgehen, in die Fremde flieht, als Magd dient, die Liebe des fremden Königs gewinnt, und dessen Gemahlin wird, ohne sich jedoch zu erkennen zu geben. Doch mitten im höchsten Glück ereilt sie wieder das härteste Schicksal; sie muß von Neuem fliehen, um nicht unschuldig getödtet zu werden, und erst nach langen und bitteren Leiden wird sie wieder mit ihrem Gemahle und ihrem Vater vereinigt, der seine sündhafte Liebe aufrichtig bereut. Ohne weder in Anlage, noch in der Ausführung bedeutend zu sein, ist das Gedicht nicht ohne Interesse: einzelne Stellen zeugen von tiefem Gefühle des Dichters.

Wichtiger ist jedoch sein zweites Werk, „Diokletians Leben oder von den sieben weisen Meistern“, welches er nach einer etwas ältern prosaischen Uebersetzung des merkwürdigen Buchs bearbeitete, von dem Görres sagt, daß es in Rücksicht auf Celebrität und die Größe seines Wirkungskreises die heiligen Bücher erreiche und alle classischen übertreffe. Es ist dasselbe ohne Zweifel indischen Ursprungs, obgleich bis jetzt noch kein Werk aufgefunden worden ist, auf welches man es mit Bestimmtheit zurückführen könnte. Uebersetzungen oder Nachbildungen finden sich in beinahe allen orientalischen Sprachen; eine griechische Bearbeitung stammt aus dem 11. Jahrh. nach Christus, eine lateinische ist vielleicht noch älter. Im Mittelalter war das Buch außerordentlich beliebt und verbreitet; es erschienen Nachbildungen in beinahe allen europäischen Sprachen, von denen die französischen wohl die ältesten sind. In Deutschland scheint das Buch erst im 15. Jahrh. größere Verbreitung gewonnen zu haben; aus dieser Zeit stammen aber mehrfache prosaische und gereimte Bearbeitungen, unter welchen die des Bühelers, dessen deutscher Quelle ein lateinischer Text zu Grunde lag, die wichtigste ist. Die verschiedenen Bearbeitungen stimmen in der Einkleidung oder in der sogenannten Rahmenerzählung im Ganzen überein; dagegen weichen sie in den einzelnen Erzählungen mehr oder weniger ab, indem die einzelnen Bearbeiter gerade hierin ihre Selbstständigkeit zu beweisen trachteten oder wenigstens die alten Geschichten mit neuen vertauschten, die ihnen angemessener schienen. In der Bearbeitung des Bühelers lautet die Rahmenerzählung also: In Rom herrschte ein Kaiser, Namens Pontianus, dessen Weib ihm einen Sohn gebar, welcher in der Taufe den Namen Diokletian erhielt. Als dieser sieben Jahre alt, starb die Kaiserin; vor ihrem Tode aber bat sie ihren Gemahl, er möge ihren Sohn fern vom Hofe in allen Künsten und Wissenschaften erziehen lassen. Er übergab ihn nun sieben weisen Meistern, die ihn auf das Beste unterrichteten, so daß er zusehends an Weisheit zunahm. Unterdessen hatte Pontianus eine andere Gemahlin genommen, auf deren Bitte er seinen Sohn wieder an den Hof berief. Die Meister aber erkannten aus den Gestirnen, daß der Jüngling sterben müsse, wenn er vor dem siebenten Tage am Hofe ein einziges Wort spreche; es wird daher beschlossen, daß er so lange schweigen müsse. Sein Vater ist über sein Stillschweigen erzürnt, die Kaiserin aber verliebt sich in den Jüngling; als sie sich jedoch von ihm verschmäht sieht, ergrimmt sie und klagt ihn nun bei dem Kaiser an, daß er ihr Ungebührliches zugemuthet habe, und dieser läßt sich durch sie überreden, seinen Sohn zum Tode zu verurtheilen. Des Nachts erzählt sie ihm eine Geschichte, aus welcher hervorgeht, daß ein böser Sohn oft des Vaters

Verderben ist, wodurch der Kaiser bewogen wird, das Urtheil gleich am folgenden Tage vollstrecken zu lassen. Nun kommt aber Einer von den weisen Meistern und erzählt eine Geschichte von einer Frau, die ihren Mann zu unüberlegter That verleitet, wodurch der Kaiser wieder umgestimmt wird und die Hinrichtung verschiebt. Auf diese Weise erzählt die Kaiserin noch sechs Geschichten, denen die sechs andern Meister eben so viel entgegensetzen, bis am siebenten Tage die Gefahr für den Prinzen vorüber ist und er nunmehr seinen Vater von der Falschheit der Kaiserin überzeugt, die einen Buhlen in Frauenkleidern unter ihren Dienerinnen versteckt hielt. Pontian ließ sie sammt ihrem Buhlen verbrennen. Diokletian aber wurde nach seines Vaters Tod Kaiser in Rom.

Die einzelnen Geschichten sind zwar etwas breit, aber im Ganzen doch recht hübsch erzählt; wir theilen die „vom redenden Vogel“ mit, welche der dritte Meister, Kato genannt, vorträgt. Dem wesentlichen Inhalt nach findet sich diese Geschichte zwar schon in den orientalischen Bearbeitungen; doch hat sie hier eine ganz abendländische Färbung angenommen: so ist der Vogel bei den Morgenländern ein Papagei, in den europäischen Nachbildungen ist es eine Elster, und als ihr Herr sich überzeugt, daß er sie unschuldig getödtet habe, verläßt er sein Weib und geht ins heilige Land, während er in den orientalischen Erzählungen der unzüchtigen Frau das Haupt abschlägt.

Der redende Vogel.

Es sasz ein burger in einer statt,
Ein atzel er gar liep hat;
Die hat er geleret wol
Reden, als ein vogel sol:
Hebræis, die sprach rett sy recht,
Es gieng herusz ir gar slecht.
Die sprach der burger ouch wol kuonde
In derselben zit und stuonde.
Was die atzel sach und hort,
Des versweig sy im nit ein wort.
Der burger hat ein junges wip,
Die hat er liep, als sinen lip;
Sy hett aber sin gar wol enborn.
Irs manes alter tett ir zorn,
Wand er ir nit gewarten kunde
Nach libes lust zuo maniger stunde.
Darumb sy einen buolen nam,
Der ir do zuo eben kam;
Und wenn der burger usz der statt
Fuor, als er gewonet hat,
Und sin kouffman schatz treib,
Unlange der ander hie us beleib:
Wenn sy schick nach ym snelle
Und fuort in jn ir kamer zelle,
Und leitent sich zuo samen slaffen,
Darumb getorst sy niemant straffen;
Denn die atzel nam sin war,
Und do der huszwirt wider dar
Kam in sin selbes husz,
So huob sich ein huorlebusz:
Die atzel des nit vergasz,
Sy seit, was do beschehen was,
Und seit des als vil und gnuog,
Das von der frowen cluog
Ein grosz rede wart in dem lande,
Das ir was laster und schande,
Es berett der wise und der tuome.
Der burger strafft sy dik darumbe,
Es moeht aber gehelffen nicht,
Als uns die aventure vergicht.
Die frowe, die sprach zuo irem man:
„Dise rede ich von diner atzeln han;
Der gloubst du alzyt basz, denn mir.
Die atzel macht, das beide wir
Niemer me fröude gewinnen,
Du tœttest denn sy, das sy kome von hynen:
Wann ir claffen uns beide verirret,
Mit liegen sy uns beide verwirret.“
Der burger sprach: „Frow, sunder wan,
Min atzel nit liegen kan:
Wenn was sy hœret und sicht,
Das seit sy und liget nicht;
Darumb so gloub ich ir basz, denn dir;
Sy seit zwar nie kein lingen mir.“
Einsmals fuogt es sich also,
Das der burger anderswo
In frœmde lant faren wolt
Nach kouffman schatz, als er solt.
Als balde er ie ein weg kam,
Zuo stuont die frowe ir maget nam,
Und seit ir, das sy nit enliesz,
Iren buolen sy komen hiesz,
Als bald es finster wuorde und nacht,
Das er denn mœcht keinen bracht,
Das sin iemant würde gewar.
Sy tett also: er kam ouch dar,
Do ez vinster nacht wart;
Uff stuont die frowe zart,
Die türe sy heimlichen uff entslosz:
Wie wenig sy das vertrosz!
Die frowe, die sprach: „Gant frœlich in!
Ir sollent gar one angst sin,
Wenn uns nieman mag gesehen.“
Ir buole, der wart zuo ir jehen:
„Frowe, ich vœrchte, iuwer atzel uns hœre,
Und das sy unser fröude zerstœre.
Der tiufel hat si her gesant:
Ich vœrchten, wir werden von ir geschant:
Wenn sy lustert nacht und tag,
Das sy irem herren ettwaz sag;
Mit iren claff wuorten
Wir sint wol mit ir gesorten.“
Sy sprach: „Nuo gant frœlichen herin!
Ir sollent des gewisse sin,
Ich wil uns an der atzeln rechen,
Ir hertze möcht ir davon brechen.“
Und als er durch den sal in gieng
Zuo der frowen, er an vieng
(Vor der kamern es do was),
Er sprach: „Aller tuogent ein adamasz,
Ich vœrchte die atzeln harte sere,
Und tuon das durch iuwer ere.“
Als balde als er ie gesprach das wort,
Zuo stuont die atzel das erhort;
Sy sprach: „O du veiger wicht,
Wie wol ich dich ansihe niht
Von der vinsternüsse der nacht,
So hœre ich doch dinen bracht:
Ich han gehœret iuwer beider kallen.
Sol daz mynem herren wol gefallen,
Daz min frouwe dir hat gezilt,
Und du by ir slaffen wilt?
Für gantze warheit ich dir sage,
Das ich ez mynem herren clag,

Als bald er yemer kompt her heym,
Das du mit ym hast gemein.“
Do sprach er zuo der frouwen:
„Frouwe, ir muogent nuo wol schauwen,
Das ich iuch recht han geseit:
Die atzel bringet uns herzeleit.“
Sy sprach: „Du solt nit sorgen!
Du erferst ander mere bis morgen.“
Hie mit sy in die kamer gieng,
Ir sache sy friuntlich an fing,
Und leitent sich zuo samen nider.
Dar nach die frouwe uff stuont wider;
Sy ruofft snelle ir maget dar.
„Lasz uns nemen der atzeln war!
(Sprach die frouwe zuo der magt)
Sy hat als vil geklafft und clagt,
Darumb muosz sy haben ungemach.
Bring har ein leiter! (sy do sprach)
„Wir wöllent uff das tach stigen:
Ir swatzen muosz ir zwar geligen.“
Sy stiegent uff das tach hoch,
Und brachent da durch ein loch,
Und nament cleine kieselinge,
Und sant und waszer und ander dinge.
Durch das loch wuorffent sy das
Uff die atzel, do sy sasz,
Das sy vil nahe was tot:
Die gantze nacht leit sy die not.
Und als der atzelen das beschach,
Die frouwe steig wider ab dem tach;
Und fruog wart an dem morgen
Ir buole gieng usz mit sorgen.
Darnach der burger kam her heym;
Zem ersten er sinr atzeln erschein:
Desselben er nit vergasz,
Wenn es sin gewonheit was.
Er sprach: „Uff die triuwe din,
Sag mir, min liebez ätzelin,
So ich var in frœmde lant,
Wie denn myn ding sy gewant
Mit mynem wibe und andern dingen?
Des soltuo mich ynnen bringen!“
Die atzel zuo irem herren sprach:
„Herre, liden und ungemach
Han ich gelitten und grosze not:
Ich was vil nahe gestorben tot.
Ich wil es dir nit vertagen,
Ich wil dir es alles gar sagen,
Was ich gesehen han und gehœrt.
Ich sagen dir mit einem wort:
Die wil du bist gesin uff der stroszen,
So hat din wip in gelaszen
Iren buolen alle nacht.
Ummb daz mich das versmacht
Und ich in wart darumb straffen,
Noch denn gieng er mit ir slaffen.
Ich sprach zuo ym, ich welt dirs sagen.
Nu muosz ich dir erst recht clagen,
Wie ich dise nacht han gelitten not,
Das mir so nahe kam der tot:
Hagel, regen und der sne
Hat mir getonn dise nacht so we;
Dise lange nacht viel es uff mich;
Ich was nahe tott sicherlich.“
Do die frowe das erhort,
Sy sprach zuo ym mit einem wort:
„Herre, nuo merkestuo wol,
Das din atzel liugenheit ist vol,
So sy von hagel und snee seit.
Ich sprich by myner warheit,
Das in einem halben jar
Nie hübscher wetter wart vür war,
Denn es hinnacht ist gesin.
Nu gloubestuo basz der atzeln din,
Denn mir biderbem wibe?“
Der burger sprach: „Dinem libe
Yst nit zuo gloubende, das du seist:
Du bist nit schaff, als du wollen treist.
Du darfft mit mir nit bagen:
Ich wil die nachgeburen fragen.“
Als er ouch tett; er gieng hin,
Und fraget snell under in,
Ob es des nahtes gehagelet hette?
Sy antwurten ym an der stette,
Und sprachent: „Unser ein teil gewachet hant,
Und das wir uns nit anders verstant,
Das in eins gantzen jares frist
Nüt schœner nacht gewesen ist.“
Als der burger das vernam,
Heym zuo dem wibe er do kam;
Er sprach: „Ich han vernomen
Und bin des zuo eym ende komen,
Das mir die atzel hat gelogen,
Und uns beide hat betrogen;
Und was du mir hast geseit,
Das ist war uf mynen eit!“
Die frouwe sprach: „Herre und lieber man,
Hie by macht du wol verstan,
Das die atzel gelogen hat;
Und bin doch durch die gantze statt
Durch sy in ein wort komen,
Das mich übel mag gefromen.
So hat sy zweyung gemacht
Zwüschent uns beiden tag und nacht.
Wie wol ich unschuldig bin,
Doch muosz ich in dem worte sin:
Das tuot mynem hertzen innerlichen we;
Das clag ich Got und niemant me!“
Der burger zuo der atzeln gieng,
Ein rede er mit ire an vieng;
Er sprach: „Das dich Got schende,
Das ich mit myner hende
Dich vil und dik gespiset han,
Und du min wip und mich armen man
Hast verworren und verlogen,
Und uns beide hast betrogen;
Und das myn liebes wip vil wert
Ir hertze ist so sere beswert,
Das hat sy alles von dir gar!“
Die atzel sprach: „Es ist war,
Das zühe ich an den werden Got,
Der alle ding weis ane spott,
Das ich dir nie kein liugen seit:
Ich kan nit liegen, uff myn eit!
Waz ich gehœret und gesehen han,
Das han ich dich ouch wissen lan.“
Der burger sprach: „Du liugest zwar!
Es ist schin und offenbar,
Das du mir hast geseit,
Du habest gehebt herzeleit
Von hagel, regen und sne,
Und dir sy sere beschehen we,
Da liugestu sicherlichen an:
Die nachgepuren ich gefraget han,
Die dir doch alle sere holt sint.

Sy sprechent, dise nacht hint
Sy gewesen so wunnenklich,
In einem jare würde nie jr glich.
Sit du nu mir hast gelogen,
So hastuo dich selber betrogen,
Und din selbs gar vergessen:
Die katzen müessent din houpt essen!“
Die atzel sprach: „Herre, uff mynen eit,
So sterbe ich umb die gerechtekeit,
Wenn ich den tot nit han verschult.
Lieber herre, habe gen mir gedult,
Bis da du erfarest die rechten mer!“
Hie mit der burger
Die atzel by dem kopffe nam,
Und tett das in zornes gram.
Er zoch das houpt ir von dem libe:
Das gefiel wol sinem bœsen wibe.
Do sie die atzeln tœtten sach,
Zuo jrem man sy do sprach:
„Herre, du hast zwar recht getoun:
Wir süllent nuo guoten friden han!“
Und do dis alles was beschehen,
Der burger wart über sich sehen,
Er sach das loch durch das tach,
Und sant und kieseling und alle sach
Vant er, als im die atzel seit.
Nu hœrent, wie sin hertze leit
Erste zuo recht angieng.
Mit luter styme er an vieng,
Er schrey: „Waffen! morda! jo!
Niemer me so wird ich fro,
Die wil mir Got mins lebens gan,
Das ich myne atzel ertœttet han,
Die do alle myn frönde was!
Das ich ie geloubte das,
Das mir myn wip von ir seit,
Das ist mir jeneklichen leit.
O herre Got, ich armer man,
Was groszen mordes han ich getann,
Vmmb das sy mir die warheyt
Gantz und gar hat geseyt,
Und sy das tett in groszer triuwe!“
Der burger gewan so groszen riuw,
Das er verkouft, was er hatt,
Uff dem velde und in der statt,
Und fuor enweg bin alzuo hant
Uber mere in das heilig lant,
Und kam mit sinem libe
Niemer me zuo sinem wibe.

Der hörnene Siegfried. — Das Hildebrandslied.

Unter den neueren Bearbeitungen der deutschen Heldensage können nur das „Lied vom hörnenen Siegfried“ und das „Hildebrandslied“ Anspruch auf nähere Betrachtung machen, da in ihnen trotz der zum Theil rohen Behandlung die ursprüngliche Kraft des Volksgesangs noch durchbricht, während sie in den übrigen gleichzeitigen Dichtungen vollständig verschwindet. Das Lied „vom hörnenen Siegfried“ erzählt die Jugendgeschichte desselben, zuerst seinen Kampf mit dem Drachen, von welchem Hagen im Nibelungenliede berichtet (S. 482). Bald hierauf vernimmt er, daß Kriemhilde, die Tochter des Burgundenkönigs Gibich von einem Drachen geraubt worden sei; er zieht in den wilden Wald; er bekämpft den Riesen Kuperan, der den Zugang zum Drachensteine, in welchem die Jungfrau eingesperrt ist, bewacht, und besiegt ihn nach langem furchtbaren Kampfe, in dessen Schilderung noch der Geist des alten Heldenlieds lebt. Der Riese trägt eine stählerne Stange, die an den vier Ecken wie ein scharfes Messer schneidet und im Kampfe erklingt, wie die Glocke auf hohem Thurme; er hat einen Helm, der wie die Sonne leuchtet, welche sich im Meere abspiegelt. So trotzig der Riese thut, kann er der Heldenkraft des Jünglings nicht widerstehen; er ergibt sich ihm und verspricht, ihn auf den Drachenstein zu führen. Doch treulos erneuert er den Kampf noch zweimal, zuletzt auf dem Stein: da ergrimmt Siegfried, er greift in des Riesen weit klaffende Wunden, reißt sie auseinander und wirft den Feind den Felsen hinab, an dem er in tausend Stücke zerschellt. Nun beginnt der Kampf mit dem Drachen; doch auch diesen besiegt Siegfried und er führt die Jungfrau in ihre Heimat, wo er sich mit ihr vermählt. Hiermit schließt das Gedicht, sich auf ein anderes, „Siegfrieds Hochzeit“ berufend, in welchem des Helden weitere Schicksale erzählt seien. Dieses Gedicht ist verloren gegangen, wenn nicht vielleicht der erste Theil unseres Nibelungenlieds darunter verstanden ist. Der hörnene Siegfried hat sich nur in alten Drucken aus dem 16. Jahrh. erhalten; der Sprache nach stammt es aus dem 15., der Versbau zeigt jedoch auf das 13. oder 14., denn es ist in der Umgestaltung der Nibelungenstrophe gedichtet, welche sich auch im Ortnit, dem Hug- und Wolfdietrich wiederfindet, die aber im 15. Jahrh. ganz außer Uebung gekommen war.

In der nämlichen Strophenform ist auch das „Hildebrandslied“ gedichtet (nach demselben wird sie gewöhnlich sogar der „Hildebrandston“ genannt), welches schon deshalb merkwürdig ist, weil es denselben Stoff behandelt, wie das älteste Denkmal deutscher Poesie, das niederdeutsche Hildebrandslied (S. o. S. 9), woraus sich wiederum ergibt, wie treu das deutsche Volk an seinen Sagen und seinen Dichtungen hielt, da es noch nach sieben Jahrhunderten alte Mären wiederholte, die schon längst verschollen zu sein schienen und die jedenfalls von der ritterlichen Poesie unberührt geblieben waren. So sehr beide Dichtungen in der Form auch von einander abweichen und so deutlich sich in den jüngeren der Einfluß der späteren Zeit auch zu erkennen gibt, so weht in ihr doch der Geist der früheren Heldenzeit und Heldendichtung noch ganz unverkennbar; und da der Dichter das alte Lied gewiß nicht kannte, so steht die Vermuthung nahe, daß der nämliche Stoff wohl auch im 12. oder 13. Jahrhundert bearbeitet worden war, und daß eine solche Bearbeitung dem neueren Liede zum Grunde liegt.

1. Aus dem hörnenen Siegfried.

Es sass im Niederlande Ein künig so wol bekant,
Mit grosser Macht und gewalte, Sigmund was er genant;
Der hatt mit seyner frawen Ein sun, der hiess Seyfried:
Des wesen werdt jr hören Alhie in diesem lied.

Der knab was so muotwillig, Darzuo stark und auch gross

Das sein vatter und muotter Der ding gar seer verdross:
Er wolt nie keynem menschen Seyn tag sein underthon,
Im stund seyn sinn und muote, Das er nur zug dar von.

Do sprachen des künigs räthe: „Nun lass jn ziehen hyn,
So er nicht bleyben wille: Das ist der beste syn;
Und lass jn etwas nieten, So wirdt er bendig zwar,
Er wirdt ein held vil küne, Und lebt er etlich jar.“

Also schied er von dannen, Der junge küne man.
Do lag vor eynem walde Ein dorff, das lieff er an;
Do kam er zuo eym schmiede, Dem wolt er dienen recht,
Im schlahen auff das eisen, Als ein ander schmidsknecht.

Das eysen schluog er entzweyn, Den amposs in die erd:
Wenn man jn darumb straffet, So nam er auff kayn leer.
Er schluog den knecht vnd meyster Und trib sie wider und für;
Nun dacht der meyster offte, Wie er sein ledig wür.

Do lag ein mercklich trache Bey einer linden all tag;
Do schickt jn hin seyn meister, Das er solt haben frag,
Ein koler sass im walde, Das solt er warten eben
Hinder der selben linden: Der solt jm kolen geben.

Da mit, so meynt der schmide, Der wurm solt jn ab thon.
Als er kam zuo der linden, Den wurm thet er beston;
Er thet jn bald erschlagen, Der junge küne man:
Do dacht er an den koler; zuo dem gieng er in den than.

Do kam er in ein gewilde, Da so vil trachen lagen,
Lindtwürm, krötten vnd attern, Als er bey seynen tagen
Hat ye geschen ligen: Zwischen bergen in eym tal
Da truog er zamen die baumen, Ryss die auss uberal.

Die warff er auff die würme, Das keyner auf mocht farn,
Das sie all müsten bleyben, Als vil, als jr da warn.
Da lieff er hin zum koler, Da fand er fewr bey jm:
Das holtz that er an zünden Und liess die würm verbrinn.

Das horn der würm gund weychen, Ein Bechlein her thet fliess:
Des wundert Seyfrid sere; Ein finger er dreyn stiess.
Do jm der finger erkalte, Do was er jm hürneyn:
Wol mit dem selben bache Schmirt er den leybe seyn,

Das er ward aller hürnen, Dann zwischen den schultern nit:
Vnd an derselben statte Er seynen tode lidt,
Als jr inn anderu dichten Hernach werdt hören wol.
Er zoch an künigs Gybichs hoffe Und was auch manheyt vol.

2. Das Hildebrandslied.

„Ich will zu land außreiten,“ Sprach sich maister Hiltebrant,
„Der mich die weg tät weisen Gen Bern wol in die lant;
Die sint mir unkunt gwesen Vil manchen lieben tag,
In zwai und dreißig jaren Fraw Uten ich nie gesach.“

„Wilt du zu lant außreiten,“ Sprach sich Herzog Amelung,
„Was begegent dir auf der Haide? Ain schneller degen jung;
Was begegent dir auf der marke? Der jung her Alebrant:
Ja rittest du selb zwölfte, Von im würdest angerant.“

„Ja rennet er mich ane In seinem übermut,
Ich zerhaw im seinen grünen schilt, Es tut im nimmer gut;
Ich zerhaw im seine brünne Mit ainem schirmenschlag,
Und daß er seiner mutter Ain jar zu klagen hab.“

„Das solt du nicht antune!“ Sprach sich herr Dieterich,
„Wann der jung herr Alebrant Ist mir von herzen lieb:
Du solt im freuntlich zusprechen Wol durch den willen mein,
Daß er dich laße reiten, Als lieb ich im mög gesein.“

Do er zum rosengarten außrait Wol in des Berners mark,
Do kam er in große arbait Von einem helden stark,
Von einem helden junge Wart er do angerant:
„Nun sag an, du vil alter, Was suchst in meines vaters lant?

Du fürst dein harnisch lauter und rain, Recht seist du ains königs kint,
Du machst mich jungen helden Mit gsehenden augen blint;
Du soltest dahaime bleiben Und haben gut hausgemach
Ob ainer haißen glute.“ Der alte lacht und sprach:

„Solt ich dahaime bleiben Und haben gut hausgemach?
Mir ist bei all mein tagen Zu raisen aufgesatzt,
Zu raisen und zu fechten Biß auf mein hinefart,
Das sag ich dir vil jungen, Drumb grawet mir mein bart.“

„Dein bart will ich dir außraufen, Sag ich dir vil alten man,
Daß dir dein rosenfarbes blut Über die wangen muß abgan;
Dein harnisch und dein grünen schilt Mußt du mir hir auf geben,
Darzu must mein gefangner sein, Wiltu behalten dein leben!“

„Mein harnisch und mein grüner schilt, Die teten mich oft ernern,
Ich trawe Christ von himel wol, Ich wöll mich dein erwern.“
Sie ließen von den worten Und zuckten scharpfe schwert:
Was die zwen helden begerten, Des wurden sie gewert.

Ich waiß nicht, wie der junge Dem alten gab ein schlag,
Daß sich der alte Hiltebrant Von Herzen ser erschrack;
Er sprang sich hinderrucke Wol siben klafter weit:
„Nun sag an, du vil junger, Den straich lert dich ein Weib.“

„Solt ich von weibern lernen, Das wär mir immer ain schand,
Ich hab vil ritter und knechte In meines vaters land;
Ich hab vil ritter und grafen An meines vaters hof,
Und was ich nicht gelernet hab, Das lern ich aber noch.“

Er erwischt ihn bei der Mitte, Da er am schwechsten was.

Er schwang in hinderrucke Wol in das grüne gras:
„Nun sag mir, du vil junger, Dein beichtvater wil ich wesen:
Bist du ein junger Wölfing, Vor mir magst du genesen.

Wer sich an alte keßel reibt, Der empfahet gerne ram,
Also geschicht dir jungen Wol von mir alten man;
Dein beicht solt du hin auf geben Auf dieser haide grün,
Das sag ich dir vil eben, Du junger helde kun.“

„Du sagst mir vil von wolfen, Die laufen in dem holz:
Ich bin ain edler degen Auß Kriechenlanden stolz;
Mein mutter haiß fraw Ute, Ain gewaltige herzogin,
So ist Hiltebrant der alte Der liebste vater mein.“

„Haist dein mutter fraw Ute, Ain gewaltige herzogin,
So bin ich Hiltebrant der alte, Der liebste vater dein.“
Er schloß im auf sein guldin helm Und kuß in an sein munt:
„Nun muß es Gott gelobet sein! Wir sint noch baide gesunt.“

„Ach vater, liebster vater! Die wunden, die ich dir hab geschlagen,
Die wolt ich dreimal lieber In meinem haubte tragen.“
„Nun schweig, du lieber sune! Der wunden wirt gut rat,
Seit daß uns Gott baide Zusammen gefüget hat.“

Das weret von der none Biß zu der vesperzeit,
Biß daß der jung herr Alebrant Gen Berne einher reitt;
Was fürt er an seinem helme? Von gold ain krenzelein;
Was fürt er an der seiten? Den liebsten vater sein.

Er fürt in mit im in sein sal Und setzt in oben ann tisch,
Er bot im eßen und trinken, Das daucht der mutter unbillich:
„Ach sune, lieber sune! Ist der eren nicht zu vil,
Daß du mir ain gefangnen man Setzst oben an den tisch?“

„Nun schweige, liebe mutter! Ich will dir newmär sagen:
Er kam mir auf der haide Und het mich nahet erschlagen;
Und höre, liebe mutter! Kain gefangner sol er sein:
Es ist Hiltebrant der alte, Der liebste vater mein.

Ach mutter, liebe mutter, Nun beut im zucht und er!“
Do hub sie auf und schenket Und trug ims selber her;
Was hat er in seinem munde? Von gold ain fingerlein,
Das ließ er inn becher sinken Der liebsten frawen sein.

Heinrich Wittenweiler.

Wie früher der Adel, so sah später der Bürgerstand, sobald er zur Macht gelangt war, mit Geringschätzung auf die Bauern herab, und wie einst der Adel das Emporblühen der Städte mit scheelem Auge betrachtet und deren Bestrebungen nach Freiheit und Unabhängigkeit für gotteslästerliche Empörung hielt; so sahen die Bürger jetzt nur mit Unwillen auf den zunehmenden Wohlstand der Bauern und auf ihre Bemühungen, den Druck abzuschütteln, der auf ihnen lastete — so schwer hält es für den Menschen, sich zu der im Christenthum liegenden Idee der allgemeinen Gleichheit zu erheben und Andern zuzugestehen, was er für sich selbst anstrebt. Diese unglückliche Beschränktheit der Städte, die sie ins Verderben führte — denn sie hätten die durch viele und schwere Kämpfe erworbene Freiheit nur mit Hülfe der Bauern auf immer begründen können — trat nicht nur im öffentlichen Leben hervor, sie drang selbst in die Literatur, und sprach sich in Liedern und selbst in größeren Dichtungen oft und herb genug aus. Viele Fastnachtsspiele sind von dieser beschränkten Gesinnung erfüllt, und so auch das komische Gedicht „der Ring“ von Heinrich Wittenweiler, welches erst in neuester Zeit bekannt geworden ist. Hier, wie dort, scheint es zwar, als ob die Satyre nur gegen den rohen Uebermuth der Bauern gerichtet sei, aber man wird durch die Bitterkeit, von der diese Dichtungen erfüllt sind, bald überzeugt, daß es nicht bloß sittliche Entrüstung über das rohe und unzüchtige Leben der Dorfbewohner ist, was den Dichter leitet, sondern gewiß auch versteckter Ingrimm über deren steigenden Wohlstand. *)

Heinrich Wittenweiler stammte, nach der Sprache und verschiedenen Andeutungen des Gedichts zu urtheilen, aus dem südlichen Deutschland, höchst wahrscheinlich aus Bayern; er lebte ohne Zweifel im 15. Jahrh., gehörte zum Bürgerstand und war vielseitig unterrichtet, wie sich aus vielen Stellen seines Werkes ergibt, in denen er die mannigfaltigsten Kenntnisse an den Tag legt. Abgesehen von der angegebenen Absicht des Gedichts ist dasselbe wirklich vortrefflich und zeugt von der Erfindungs- und Beobachtungsgabe, so wie von dem ächt komischen Talente des Verfassers, der an Einfällen unerschöpflich ist und die lächerlichsten Situationen mit Geschick herbeizuführen weiß. Das Ganze schildert die Begegnisse einer Bauernhochzeit in ihren Anfängen, Festlichkeiten und nächsten Folgen, ein Stoff, der auch früher schon mehrfach dichterisch bearbeitet worden war, obgleich nicht mit der epischen Ausführlichkeit, wie es hier geschieht.

Nach einer höchst komischen Schilderung eines Bauernturniers, an welchem Herr Nithart Theil nimmt und die ungeschickten Bauern aufs Ergötzlichste foppt, werden die Liebeswerbungen des Helden, Bertschi Triefnas von Lappenhausen, um seine Geliebte, Mätzen Rurenzumph erzählt, z. B. wie er sie im Stall beim Melken überrascht, bei seiner Zudringlichkeit die Milch verschüttet, daß die Kuh darüber ergrimmt und ihn mit den Hörnern stößt und er nur mit Mühe entkommt; wie er ein anderes Mal auf das Dach steigt und durch ein Loch mitten in das Feuer herabfällt, um welches die Geliebte mit Vater und Geschwistern sitzt, was Mätzen eine Tracht Prügel von ihrem Vater zuzieht, da er ihr die Schuld des hierdurch verursachten Schadens zuschreibt. Endlich entschließt sich Bertschi, ihr einen Brief zu schreiben und wendet sich deshalb an den Schreiber Henritze Nebelreiber, der ihm nun langen Unterricht in der höfischen Minne ertheilt, und ihm einen höchst sentimentalen Brief schreibt, welchen Bertschi, mit einem Steine beschwert, der Geliebten zum Fenster hineinwirft, die davon an den Kopf getroffen wird, daß sie hinfällt. Da sie aber nicht lesen kann, so geht sie zum Arzt Chrippenchra — die Kopfwunde gibt ihr dazu erwünschte Gelegenheit — der ihr den Brief liest und eine Antwort schreibt, doch nicht ohne sich zuvor auf eine Weise bezahlt zu machen, die dem Bertschi am wenigsten behagt hätte, ihr aber gar nicht mißfiel. Zwar war sie über die möglichen Folgen in Angst, doch gab ihr der Arzt guten Rath und die Versicherung, daß der Brief, den er in ihrem Namen schrieb, die erwünschte Wirkung haben würde. In der That war dieser Brief ein wahres Meisterstück voll Allegorien, Traumdeutungen und in einem hochtrabenden Styl abgefaßt, wie es überhaupt

*) So heißt es einmal:
„Seu (die botten) möchten vor gwissel haben,
Daz ein gpaur vil selten tät,
Was man in mit züchten pät,
Dem daz haubet grosser gar,
So man in gbitten glar,
Und tuot allaine, daz er muos:
Gewalt, der ist sein rechten buoss.

der Dichter liebt, seinen Personen Reden in den Mund zu legen, welche mit ihren Handlungen und ihrem ganzen Wesen den lächerlichsten Gegensatz bilden. So hatte Mätzlein ausgerufen, als sie den Brief ihres Liebhabers erhalten hatte: „Weh mir am heutigen Tag, Daß ich so wenig gelernet hab Lesen und auch schreiben! Das bringt mir Jammers Leiden, Und macht mir Schaden, Scham und Leid. Wie soll ich meine Heimlichkeit Oeffnen einem fremden Mann, Dem ich leider nicht kann Eigentlich vertrauen wohl? Die Welt ist böser List so voll. O weh, Kunst, du werthes Gut, Du höchster Hort, du edler Muth, Gewisser Schatz, du blühnde Frucht, Der Seele Heil, des Leibes Zucht, Hätt ich deinen Samen gesäit (gesäet) Mit Sorgen und mit Arbeit, So könnte ich jetzt schneiden Mit Freuden ohne Leiden." — Als Bertschi den Brief erhalten und sich hatte vorlesen lassen, rief er freudig alle seine Freunde zusammen*), denen er seinen Entschluß, eine Frau zu nehmen, mittheilte, sie um ihren Rath befragend. Die Versammlung war stürmisch; denn die Männer riethen ab, weshalb die Frauen in Zorn geriethen und die Vortheile des ehelichen Lebens in langen Reden auseinander setzten. Von beiden Seiten wurde vortrefflich gesprochen; da aber Niemand von seiner Meinung abstehen wollte, wurde der Schreiber aufgefordert, das Urtheil zu sprechen, der zu Bertschis großer Freude sich dahin aussprach, daß dieser heirathen solle. Auch Mätzlis Vater, dem nunmehr Bertschis Wunsch kundgethan wurde, versammelte die Seinigen zum Rath; sie waren bald einig, es sei die Tochter je eher, je besser an den Mann zu bringen, und so ward eine Zusammenkunft mit Bertschi veranstaltet, um ihn selbst zu hören. Da er nun erklärte, daß er Mätzli zur Frau nehmen wolle, und nachdem sich deren Vater überzeugt hatte, daß er im Christenthum wohl unterrichtet sei (Bertschi sagte das Vater Unser, das Avemaria und den Glauben ohne Fehler her), wollte man die beiden Liebenden zusammengeben. Doch warnte Lastersack vor zu großer Eile; in langer Rede legte er dem Bräutigam alle Pflichten eines Christen ans Herz (eine Stelle voll der schönsten und reinsten Moral), worauf ihm ein Anderer, der Arzt Straub, eine eben so lange und eben so vortreffliche Anweisung gab, wie er sich verhalten müsse, um stets gesund zu bleiben, und ein Dritter, Uebelgeschmack, mit wohlgesetzten Worten von den Tugenden sprach, nach denen er streben müsse, um sich bei den Menschen beliebt zu machen. Noch Andere sprachen von anständigem Betragen, von der Haushaltung und dem Benehmen des Mannes gegen sein Weib; und als Bertschi versprochen hatte, alle die guten Lehren zu befolgen, ward Mätzli herbeigeholt, um die Verlobung zu vollziehen. Nun nimmt das Gedicht wieder den früheren komischen Charakter an, das durch beinahe dreitausend Verse die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens eben so schön als ernst und würdig besprochen hatte (es erinnern diese Stellen und ihr Gegensatz zur lächerlichen und thörichten Haltung der Hauptpersonen an die Lehren, welche Don Quixotte seinen getreuen Schildknappen ertheilt). Mätzli fiel in Ohnmacht, als sie die frohe Mähre vernahm; und als sie gefragt wurde, ob sie den Bertschi zum Manne nehmen wolle, begann sie sich zu wehren (denn dies hatte man ihr gerathen): „Mit Füßen und mit Ellenbogen, Schlug sie um so wohl gezogen, Daß der Frauen wohl gegen vier Fielen nieder also schier." Nun wurden die Bekannten aus den benachbarten Dörfern Nissingen, Seurenstorf und Rützingen zur Hochzeit geladen, die am folgenden Tag gefeiert wurde. Nach der kirchlichen Feier begaben sich Alle in Bertschis Haus, wo die Hochzeitsgeschenke dargebracht wurden, welche freilich sehr mager ausfielen. So gab der Vater der Braut zur Aussteuer sieben Hennen nebst einem Hahn, eine Decke, einen Strohsack und einen Kittel („Hast Du Leintücher gern," fügte er hinzu, „so heiße Deine Frau spinnen Tag und Nacht"); Andere schenkten einen Hund, eine Katze, eine junge Ziege, ein erst gebornes Kalb („Mit der Zeit möge wohl eine Kuh daraus werden") u. s. w. Darauf Hochzeitmahl, wo es bunt genug herging und die schönen Lehren Lastersacks von dem anständigen Benehmen bei Tische wenig Beachtung fanden. Da ward übermäßig gegessen und getrunken; und als weder Wein noch Most mehr da war, wurde saure Milch und dann Wasser herumgeboten, was denn für manche Gäste gar üble Folgen hatte. Nach dem Mahl, welches mit großer Lebendigkeit geschildert ist, wobei freilich der Dichter oft in die ärgste Unfläthigkeit verfällt, begann der Tanz, der auch nicht ohne die größte Unordnung verlief, ja mit einer allgemeinen Prügelei endigte, die nicht wenig Blut, ja sogar mehrere Menschenleben kostete. Um der Verwirrung ein Ende zu machen, läutete der Bräutigam Sturm; die ganze Bevölkerung des Dorfs eilte herbei, fiel auf die fremden Gäste her und verfolgte sie bis Nissingen. Als der Bürgermeister dieses Dorfes die Trauerkunde vernahm, berief er den Rath zusammen, in welchem beschlossen wurde, von den Lappenhausern Auslieferung der gefangenen Mädchen und Schadenersatz zu verlangen. Da aber ihr Gesandter mit Hohn zurückgejagt ward, ergrimmten die Nissinger und sie ließen ihre Freunde in der ganzen Nachbarschaft entbieten, ihnen zur Hülfe zu kommen. — Unterdessen hatten die Lappenhauser bis spät Abend gegessen, getrunken und getanzt; am folgenden Morgen aber, als sie erfuhren, daß die Nissinger ihre Boten in die Lande nach Hülfe geschickt hatten, versammelte sich auch ihr Rath, in welchem wieder mancherlei Gutes und Ernstes besprochen ward. So sehr auch die kühleren Alten wehrten, so drang doch die Meinung der Jungen durch, welche den Krieg wollten, und so wurde der Meßner geschickt, den Nissingern abzusagen. Auch sie vergaßen nicht, sich um Hülfe umzuthun; sie sandten Boten in alle Städte der Erde, nach Rom, Barcelona, Neapel, Constantinopel, Botzen, Lausanne, Paris, Leyden, in alle Rheinstädte von Köln bis Basel, Ulm, Augsburg, Zürich, Wien, Ofen, Krakau u. s. w., welche nun einen Tag hielten, um sich über das Begehren der Lappenhauser zu berathen: es wurden von dem Prior von Florenz, dem Hauptmann von Paris, dem Ammann von Constanz gar schöne und kluge Worte gesprochen, und man beschloß, zwischen den Parteien

*) Auch die Namen sind vortrefflich gewählt, um den komischen Effekt zu erhöhen: Fahrindiekuh, Rührdenmost, Hafenschleck, Schlinddenspeck; an andern Orten finden sich noch: Fülldenmagen, Kutzeldarm, Leckdenspieß, Ochsenkropf u. s. w. So sind auch die Ortsnamen gut erfunden: Lappenhausen, Mätzendorf, Rätzingen, Futzenswille u. s. w.

zu vermitteln. Die Lappenhauser aber verwarfen solchen Antrag, und sie schickten nun in die Dörfer um Hülfe, nach Narrenheim, Rupfenweiler, Thorenhofen, nach Läusau, von wo Riesen, Zwerge und Hexen ihnen zu Hülfe zogen. Es werden die Hauptbelden beider Parteien genannt, bei den Lappenhausern kämpften Siegenot, Herr Ecke, Roland, bei den Nissingern die Schweizer, Dietrich von Bern, Hildebrand, Dietlieb und Wolfdietrich. Ehe die Nissinger auszogen, erhob sich Strudel und hielt eine wohlüberlegte Rede über das, was zu thun sei, um den Feind mit Ehren bestehen zu können, wobei er eine gründliche Kenntniß des Kriegs an den Tag legte und für alle mögliche Fälle kluge Vorsorge traf. Mit Anbruch des folgenden Tages zogen beide Heere aus, und bald entspann sich ein heißer Kampf, dessen nähere Beschreibung zu weit führen würde; es genügt zu sagen, daß die Riesen, Zwerge, Hexen, die obengenannten Helden und die Schweizer, deren Kriegsmuth überhaupt stets hervorgehoben wird, das Beste thaten. Der blutige Kampf dauerte bis in die finstre Nacht. Am andern Tag aber gelang es den Nissingern durch Kriegslist und Verrath, die Lappenhauser zu vernichten und das Dorf zu verbrennen. Nur Triefnas entkam, der dann in den Schwarzwald zog und dort als Einsiedler nach großem Leid das ewige Leben verdiente.

Das Gedicht heißt „der Ring", sagt der Verfasser in der Einleitung, weil es uns der Welt Lauf in einem Kreise (Ring) darstellt. Es besteht aus drei Theilen: „Der erste lehrt hofieren Mit Stechen und Turnieren, Mit Sagen und mit Singen, Und auch mit andern Dingen. Der andre kann uns sagen wohl, Wie ein Mann sich halten soll An Seel und Leib und gegen die Welt (Habe dir das für den besten erwählt); Der dritte Theil dir kündet gar, Wie man am allerbesten fahr In Nöthen, Kriegeszeiten, In Stürmen, Fechten, Streiten." Doch, fährt er fort, weil der Mensch den Ernst nicht immer vertragen könne, habe er das Ganze in ein komisches Gewand gekleidet, damit die Lehre desto sanfter bekehre. So ist das Gedicht eine seltsame Mischung vom höchsten Ernst und der niedrigsten Komik, was nicht verfehlt, die höchste Wirkung nach beiden Seiten hin hervorzubringen, in deren Darstellung der Dichter gleich sicher und glücklich ist. Die ernsten Stellen sind in einer gemessenen und würdigen Sprache vorgetragen und geben vortheilhaftes Zeugniß von der edlen Gesinnung des Dichters, von seiner tiefen Lebens- und Menschenkenntniß. Manche derselben reihen sich in würdiger Weise an das Beste, was die didaktische Poesie des vorigen Zeitraums hervorgebracht hat. Auch ist ihm dieses nicht unbekannt: öfters werden Sprüche eingereiht, die dem Freidank*) und andern früheren Dichtern entnommen oder nachgebildet sind. Ueberhaupt liebt der Verfasser die kurzen, kernhaften Sentenzen, deren viele ausgezeichnet zu werden verdienten. Wir heben nur folgende heraus: „Gott hat mir geruht zu geben Ohren zwei und Einen Mund: Dabei soll euch werden kund, Daß Einer wenig reden soll, Hören viel — so thut er wohl." — „Eigen Haus und eigen Kind Machen große Müh zu Wind, Und kleine Freude zum Paradies."

*) We dem lande, daz ein kint
Haben muoss ze einem herren!
(Vgl. Freidank 72, 1.)

Noch andere finden sich in dem unten mitgetheilten Stücke. Und nun welchen merkwürdigen Gegensatz bilden neben diesen ernsten, in Ton, Darstellung und Inhalt gleich würdigen Stellen, die übrigen Theile des Gedichts, welche in poetischer Hinsicht jenen vorzuziehen sind. Wie unerschöpflich ist der Humor, mit welchem er das Leben und Treiben der übermüthigen Bauern schildert, wie bewundernswerth die Leichtigkeit, mit der er stets neue und stets komische Situationen erfindet, wie groß die Lebendigkeit, mit welcher er dieselben, ohne zu ermüden, bis ins kleinste Detail ausmalt, wobei er freilich oft nicht bloß ins Niedrige — denn dieses könnte man ihm billiger Weise nicht zum Vorwurf machen — aber selbst ins Pöbelhafte, Anstößige und Gemeine verfällt. Dies hat er freilich mit andern Dichtern der Zeit gemein, und darin allein, so wie in der oft rohen und harten Sprache erkennt man, daß er der vorliegenden Periode angehört: in allem Uebrigen reiht er sich den bessern Dichtern der früheren Zeit an; seine vortreffliche Schilderung des großen Kampfs beweist, daß er fähig gewesen wäre, auch größere und edlere Thaten zu besingen.

Bertschi fragt seine Freunde um Rath.

17 c Sein parlament so huob er an:
„Hört, ir frawen und auch man
Lieben freunt, vernempt mich eben,
Und geruocht, mir rat ze geben!
Ich mag nicht lenger sein an weib,
Scholz mich chosten meinen leyb.
Ich han mir einen ausderkorn,
Die mir ze sälden ist geporn.
Ich muoss sey han, es tuot mir not,
Anders ich würd ligen tot.
Daz ist ein dink, daz ich euch bitt,
Und traun, ir sayt mir treuleich mit
An rat und auch an hilf dar zuo."
Des antwürt im do Farindiekuo,
Der sein nächster öhaym was:
„Ich chan dir nicht geraten bas,
Tuo ein dink, das wesen muoss,
Und acht nicht umb einr hennen fuoss,
Was man sing und was man sag!
Des hilf ich dir, so vil ich mag.
Des wunders mich joch gar bevilt,
Daz du von uns nu haben wilt
17 d Rat umb sach nach deiner sag,
Die anders nit gewesen mag."
Hin wider sprach do Triefnas:
„Wetter ziegel, was ist das?
Wer chan iedermann gevallen
In ernst, in schymph und auch in schallen?
Nie chayn dink, daz ward so schlecht,
Güter rat, der chäm ym recht.
Dar umb, Cumpost, wiczen vol,
Rat mir, wie ich faren sol!"
Gumpost, der huob an und sayt:
„Ich brüf, daz in der christenhayt
Dreu ding man vindet guot von art,
Zuo den nie guot ze raten wart
Durch der grossen fluochen wegen,
Die man geyt den ratgeben:
Daz ist, zu einem münch ze werden,
Weyt ze farn auf diser erden,
Und auch zuo der heiligen e.
Also sag ich dir nit me."
„Doy, was wunders was ist das?"

sprach do Bertschi Triefnas,
„Wie mag yemer misselingen
Weisem rat zuo guten dingen?
Nu dar, mein lieber Rürenmost,
Gib mir warm in disem frost,
Mach mir chuol in diser hiez
Mit deinem rat von ehluoger wicz!“
Rürenmost, der sprach aldo:
„Dein dink, das ist gestalt also,
Daz du jo reuwich muost beleiben,
Welhen weg du dich wilt scheiben.
Nimpst ein weib, diez wesen muos,
Daz dir wirt sorgen niemer buoss,
Arbayt get dir selten ab;
Merk vil eben, was ich sag!
Hast du danne weibes nicht,
Chäin sälde deinen leib geschicht,
So wilt dein äygen pluot verderben,
Ein frömder gast, der wirt dich erben.“
Do daz nu Bertschi so vernam,
Von läid er von ym selber cham,
18 Er sprach: „Nu we mir heut den tod!
Umb und umb ist angst und not.
Fesafögili, sag an,
Was tät noch ein cristen man?“
Des huob der guot man an und sprach:
„Wir horrend, daz in disem bach
Jeder furt ist bös ze reyten;
Dar umb so lassen wir die seitten,
Die die böser ist genant,
Und kerin zuo der bessern hand!
Daz ist, du scholt also beleiben,
An eim weib dein zeyt vertreiben.“
Scheyssindpluomen diez vernam,
Wie schier sey huob ir chläffen an.
Des auch nicht zersweigen was!
Sey sprach: „Her Niggel, wisset das,
Ein weiser man, der chan her zellen
Alleu stuck und dar us wellen,
Was das bester wesen schol;
Dar inn man spürt sein wieze wol.
Daz böser habt ir aus gelesen,
Des muost ir unser narr wesen.
Ist nicht wäger, daz ein man
Hab ein frawen wol getan,
Die sein phlege nacht und tag
Mit flisse, so sey beste mag,
Dann daz er also beleib
Arm und ellend an ein weib?
Was sorgen wil er dann haben?
Der sich vekent mag betragen,
Daz ym gesund ist an dem leben,
Wil er gutter sinnen phlegen.“
Snellagödili vil drat
Sprach: „Diez dink wil haben rat
Und bedarff noch wiczen vil:
Es ist nicht ein chindenspil.
Wistz, das besser ist, ze sterben,
Dann ein böses weib erwerben,
Die dich sirtet durch daz jar
Taugenleich und offenbar
Mit schelten und mit fluochen,
Mit straffen und versuochen.
Nieman mag vor ir genesen.
8 b Pist du aus dem haus gewesen,
So schnarchelcz her in irm zorn
Und spricht: Du hast dein trew verlorn
Gen mir, des muost du liden;
Du gest zuo anderu weiben.
Stest du aver in dem haus,
So sprichtz: „Die nunn kümpt niemer aus:
Mich duncht, es sey ein stubenritter,
Er stinkt so saur, er feist so bitter
In der äschen bi dem feur,
Daz mir alleu fröd ist teur.
Emphilhst du ir das haus mit sampt,
So wil sey herschen in dem ampt.
Wilt du dir ein teil behalten,
So sprichcz: Sein müss der tievel walten!
Getar er mir getrüwen nicht?
Ich stift im gift, dem bösen wicht.
Seczt sey dir dann hürner an,
So muost tu tuon recht, sam ein man,
Der sein laster schol verswigen,
Und sam ein wolf gefangen lygen.“
Dar zuo sprach frow Follipruoch:
„Mich zympt, du seist der weiben fluoch.
Waistu nicht, daz in aller hab
Guot und bös man vinden mag?
Dar umb spricht ein wiser man:
Suoch ein weib nicht verr hin dan!
Wilt du aber einen herren,
Sich, den vinde dir von verren,
Von dem dich mügest brechen wol,
Halt er dich nicht, sam er schol.
Hie pey macht du merken gar,
Wie ein man ym recht dervar
Ein weib geschikt von guoter art,
Vor der käin dink nie besser ward;
Wenn beleibst du in dem haus,
Sey ist dein phleg, sey wart dir aus;
Verst du aus, sey ist dein segen!
Gest du ein, sey kümpt hin gegen
Mit irem minnechleichen gruos,
Er tuot dir alles leides buoss.
So hacz mit trewen schon behuot
Haus und er und ander guot.“
Haffenschlek enmocht diez nit leiden;
18 c Er sprach: „Waz schol ich fürbas sweigen?
Siha, wunder, was die chlaft!
Sey wil uns leren kauffmanschaft
Zuo weiben, dar an ieder man
Betrogen wirt, wie vil er chan.
Man versuochet älle dinch,
E daz man den chauff volprinch,
Dann alläin die fäigen frawen,
Die sich so selten lassen schauwen
Äigenchleichen vor der e.
Daz pringt vil mangem jamers we,
Der im da lernet gar ze spat
Die tädel, die sein weibe hat.“
Erenfluoch, der ward sô gach
Ze reden, daz sey sich vil nach
Besäichet hiet ze stunde.
Seu ruoft aus irem schlunde:
„Her Hafenschlek, ir seicz ein chnecht,
Der wider Got und widers recht
Wüsten vil die häiligen e;
Daz tuot mich ser und tuot mir we.
Sagt mir, wo habt irs gelesen,
Daz yecleich weib schol ubel wesen?
Habt ir noch nicht daz gesehen,
Daz man iedem wol schol jehen,
Alle die wil er nicht enist
Bewärt ein mensch mit böser list?“

Dis verhörret Nagenllek,
Er schre: „Sim, scha durch ein zwek!
Die hat gelernt nach irm versehen
Der siben künste vierzehen.
Noch wäiss sey wenich, daz die schrift
Für wars von allen frawen spricht:
Von natur ist ieclich weib
Unkeusch gar an irem leib!"
Snattereyna dicz verreit;
Sey sprach: „Und ist es noch nicht wett,
So hörr noch eins, das sag ich dir.
Wer nach seines herczen gir
Leben wil, der tuot nicht recht,
Es sey ritter oder knecht.
Dar umb so hat uns Got gegeben
Beschäidenhait, nach der wir leben
Gmäynchleich und nit, sam die hund,
Den käyn er ist worden chunt."
18 d Schlinddenspek sich macht herfür,
Er sprach: „Hy, yo, was ich noch spür
Mü und zerung pey der e!
Gnuog und vil und dannocht me
Haben muost du so zehant
Gelt uud reiches pettgewant,
Frawencläynet, hausgeschier,
Cläyder vil für ander vier,
Wein und brot und fläisch und visch,
Und anders ghört zum tisch,
Haus und hof und knecht und vich,
Äker, wisen. Bertschi, sich,
Merk und höre, was seyn wirt,
Das uns armen leute syrt."
Töreleyna: „Sim so,
Mich dunkt, du seyst gemacht us stro,
Also get dir von dem mund
Toren red ze diser stund.
Du sprichst, wil er ein frawen haben,
So muoss er gelt im päutel tragen,
Dar zuo gewand und ander ding.
Hörr ein anders, daz ich sing!
Sag mir, wie tet Adam,
Der dhain phenning nie gewan
Und lebt neun hundert jar und mer
Mit eren in der alten e.
War zuo ist das bette guot?
Sichstu nit, wie ein Unger tuot,
Der nie kain vedergwand gesach,
Und schaft im dannocht guot gmach?
Wilt du haben ander gewand,
Sich ein weib von Spangenland,
Die kain andren chläider hat,
Ein leinlachen ist ir wat,
Gestrichet ob der achseln zuo,
Da mit so hütet sey der kuo
Und gat zuo fuoss, wie schon sey spint,
Und trägt ein wiegen mit eim kint.
Frawen chläynet, was ist daz?
Daz ist ir tugent, die vil bass
Zierent schon ein yecleich weib,
Dan mit perlen chrönter leib.
Hausgeschier, daz ist wol guot,
So tuo, sam oft ein soldner tuot,
Der ym umb einen schilling vint
Küchingrait zuo seim gesint.
Mag er dan nicht wein gehaben,
19 So schol er sich mit wasser laben,
Sam ein man von Reussenland,
Dem chäyn weinreb ist derkant.
Wem ist dann des fläisches not?
Ein prediger hat wangel rot,
Dar zuo fäissü angesicht
Und doch kains ochsen nicht.
Du retst umb visch? Du bist nicht weis.
Wis, es ist ein herren speis.
Der wein und pfeffer niht enhab,
Der tuo sich aller vischen ab.
Haus und hoff, daz ist ein er.
Hörr, wie tuot ein Lamparter,
Der in eins andern herberch stet,
Und sich noch drei stunt bas beget
Mit seinem gelte fru und spat,
Dan der haus geschaffet hat.
So sprichst du: Wo ist knecht und dirn?
Mich dunkt, du seist ein tabigs hirn.
Wer nicht haben mag en knecht,
Der dien ym selber, daz ist recht.
Nu muoss oft einr eim andern dienen
Und ym in seinen drüssel gienen.
Vich ist nücz nach deiner sag:
Ja, äss es weder nacht noch tag,
Geschäch ym von kaym schalmen layd.
Noch von wolfen auf der häid.
Acker, wisen wärind guot,
Bhielt seu Got vorm schaur behuot
Und vor frömder sichel gar,
Vor mausen und vor vogel schar.
Protz! des ist uns allen not:
Gelobt sey er, der uns es bot!
Doch bedarff man sein nicht vil,
Der nach der masse leben wil.
Nach der weisen lerer sag
Kainem man gebresten mag,
Der sich benügt, die weil er wert,
Des, da die sein nataur begert."
Ofenstek dar uber sprach:
„Jamer, not und ungemach
Ist noch an den weiben vil,
Sam ichs euch beschaiden wil.
Ist sey schön und junger tagen,
Kain guot du macht von ir gehaben.
19 b Du pist versmacht, so kans auch nicht,
So ist es swär nach meinr versicht,
Ein dinck ze holten sunderbar,
Nach dem man stellet durch daz jar.
Ist sey alt und ungeschaffen,
So mag sey anders nicht, dan klaffen.
Du bist versaumpt, sey fröwt dich nicht;
So ist auch hart, sam man da spricht,
Ewekleich ein dinch ze halten,
Des da niemant wil gewalten.
Hat sey dann der freunden vil,
So träyst du sorg zuo allem spil,
Ob ir einer richt scand
Und pring dich sampt mit ym vom land.
Die armen nagend dich aufs päyn,
Die reichen achtend dein vil kläyn.
Wilt du leben ungeschlagen,
So muost sey für ein frawen haben.
Ist sey ungefreund und arm,
So hast du wirser nie gevarn.
Wie oft man dirs in dangen schlecht,
Du hast dich gnidert und gswecht,
Du bist ze einem bettler worden,
Mit weib und kindern gar verdorben."
Junchfraw Fina sprach zehant:

„Yederman, der sayt seiu tant,
So wil ich auch den meinen an
Heven, so ich beste kan.
Ofenstech, noch bist ein gpaur!
Waz sayt der maister von nataur?
Spricht er nicht, daz seubreu gstalt
Rains gemüt in ir behalt?
Dar umb schol kain weiser man
Schones weib für übel han.
Ist sey jung und chan nicht vil,
Dar zuo ich dir sagen wil,
Daz sey noch gelernet wol,
Was ein hausfraw kunnen schol.
Sey lat sich piegen und auch smiegen,
Sam ein kindel in der wiegen,
Muost du dann eiu alten haben,
Daz scholt du dannocht wol verklagen.
Sey ist dein amm und peut dirs wol,
Sey tuot dir alles, das sei schol.
Mag sey dann nit kinder tragen,
So scholt sey für ain muoter haben.
19 c Ist sey dann nicht hubsch, daz sey,
So scheint sey dester bas da pey.
Wie schon ich das bewaren mag
Nach der chluogen logich sag,
Ye ungestalter ist ein weib,
Ye mer sey zieret iren leib
Mit bstreychen und aufmachen,
Mit gwand und anderen sachen:
Ye me sey dann gezieret ist,
Ye schöner scheint sey ze der frist!"

Johannes Rothe.

Johannes Rothe, aus Luxemburg gebürtig, war Mönch zu Eisenach und Kapellan der Landgräfin Anna von Thüringen, die ihn zur Abfassung seiner Thüringischen Chronik veranlaßte, von welcher weiter unten die Rede sein wird. Er starb im J. 1434. Wir besitzen von ihm außerdem noch ein „Leben der heiligen Elisabeth", welches er wahrscheinlich nach einem lateinischen Originale bearbeitete; vielleicht benutzte er auch zugleich die ältere Dichtung (S. o. S. 467), doch steht sein Werk jener in jeder Beziehung weit nach, ob es gleich immerhin die bedeutendste Sagendichtung der Zeit ist. Es fehlt ihr sogar die religiöse Begeisterung, durch welche jener ältere Dichter die Mängel des Talents oder des Stoffes verdeckte, und wenn uns der ehrliche Rothe alle die Wunderthaten und die nicht selten ekelhaften Kasteiungen seiner Heiligen noch so ausführlich und gläubig berichtet, so nehmen wir doch bald wahr, daß sein Glaube ihn kalt läßt: er spricht, wie ein trockner Ascetiker, der in den Wundern und in der aufopfernden Hingebung der Heiligen nicht die Erhebung des Gemüths erblickt und begreift, sondern nur die mönchische Selbstquälerei sieht, die er den Menschen als das beste Mittel empfiehlt, den Himmel zu gewinnen.

Von dem tode vnd abscheidong der heyligen sant Elysabet von dieser werlt in dy ewigen seligkeit.

Dä es Gotte behaget deme Herren,
Das er dy scharn wolt merenn
Seyner seligen in dem ewigen leben,
Ouch wolte inen Gott ewig lon geben,
Vnd seyne arme dyuerin belonen
Mit der ewigen frölichen kronen,
Dä erschiene er ir in einer nacht,
Als sy lag in des schlaffes macht,
Vnd sy erkende in einem gesichte
Gar ein wunderschön lichte.
Vnd er sprach zu ir vbirlaut:
„Kom zu mir, du ausserwelte brawt,
Kom du süsse innigklich,
Vnd gehe frölich in das ewige reich,
Das dir ist mit schonem gebew bereit:
Dä wil ich dich selber eingeleyten."
Zu hant als es dä morgen wart,
Lyes sy bereyten auf der fart
Alles, das sy solt vnd wolt haben
Zu irem begengnis vnd begraben,
Vnd gieng zu allen iren syechen nu,
Vnd gesegnet sy vnd was frö,
Vnd teylet ine mit, was sy hatte.
Vnd dä sy es alles wol bestatte,
Dä lonet sy irem gesynde
Mit deme, das sy bey ir mochte finde.
In ain kranckheit begonde sy sich keren,
Vnd sante nach irem beichtherren,
Vnd sprach in demut ire schult,
Vnd setzte sich in grosse gedult.
Vnsers Herrn leichnam sy da nam
Mit grosser andacht, als ir gezam,
Vnd lyess sich ölen ouch damit,
Als es ist der Christen syt,
Vnd gesegnet dy leute zu den stunden,
Alle dy dä bey ir wurden funden,
Darnach alle dy edlen frawen,
Dy zu ir quamen vnd wolden sy schauen.
Vnd alle leut, wie dy waren gethan,
Dy musten ir vrlaub han,
Dy gesegnet sy vnd lyes sie gehen.
Sy wolt nymant da lassen stehen,
Sondern sich bekommern mit Gott alleine.
Vnd begunde bedencken vnd beweyne
Das gestrenge gericht vnd dy klage,
Dy sich hebet an dem jungsten Tage,
Das sy dan ouch solt vbirgehen.
Dä begunde sy Got mit innigkeit flehen,
Das er seine barmhertzigkeit vbir sy wendet,
Wan er ire gerechtigkeit erkennet.
Ir beichtiger dä bey ir säs
Vnd was irs hawssgesindes was,
Vnd fraget sy von irem gut gar eben,
Wou man das hien solt gebenn.
Dä sprach sy: „Alles das ich hab,
Wen man mich bringt zu deme grab,
Vnd wen ich nymmer hab mein leben,
So sal man das armen leuten geben,
One den besten rock, den ich habe,
Dä sol man mich inne begrabe."
Also lag sy stille biss zu der vesperzeit,
Vnd wart dä der leute alle queit,
Vnd bekommert sich dä mit der heyligen schrieft,
Wu dy irgent guts hatte gestieft,
Vnd was sy gouter predigten hat gehört,
Dy bedachte sy alle zuvort,
Wy Cristus vns das zu nutze schickte,
Das er Lasarum wieder erquicken,
Vnd selbst von deme tode erstundt:
Dys anderweit und ofte redt das ir mundt,
Darnach sy mit dem houbte neiget,

Eine lange weile sy schweig,
Das sy gesprach ny kein wort.
Abir gleichwoll so wurde gehört
Gar eine süsse stymme in ir kele,
Dy wär tunckel vnd nicht helle.
Der mond ir abir zu was,
Das man nicht gemercken kont das,
Das sy den mond beweget,
Adir dy lippen irgent reget,
Dä begunden sy dy frawen fragen,
Dy ir warten solden vnd pflegenn,
Was doch were dy stymme vnd dy wort?
Sy antwort: „Habt ir sy nicht gehört,
Da dy engell also mit mir syngenn?
Ich bewege doch meine zungenn."
Also lag sy in freuden vnd was betrachten,
Biss dy hannen melden dy mitternacht.
Dä sprach syhe: „Sehet, nu kombt dy stunde,
Als die Jungfraw Maria geberen kunde
Jesum Cristum, vnsern heylant,
Den uns Got zu erlosen hat gesandt.
Der wil mich nu ouch erlösenn
Von der schnöden werlt vnd der bösen.
Nu wirt vns ouch die zeit kont,
Dä Cristus vom tode entstondt,
Vnd nam aus dem kercker alzuhant,
Was er derselbigen darinne fant.
Also wölle er meine seli in seine hende
Entpfahen von dysem elende!"
Also gab sy dä uf iren geyst.
Dä wart also süsser roch geleyst,
Als ob dy wurtes auf erden
Musten zu einem pulver werden.
Wol das sy an irem leben wolt,
Das man sy armutlich begraben solt,
So sach man doch zu irem begrebnis kommen
Vil grosser leute, die das vernommen,
Edel und unedel, weib und man,
Das ir begrebnis wurde eerlich gethan.

Hans Rosenblüt.

Mit Hans Rosenblüt*) beginnt die Reihe der bekannten Nürnbergischen Meistersänger, die


Die Veste Nürnberg.

mit Hans Sachs ihren Höhepunkt erreichte. Von seinem Leben ist wenig bekannt; nur so viel ist sicher, daß er schon im J. 1431 und noch nach 1460 dichtete. Er gehörte zu den Wappendichtern*), ob er aber auch ein Wappenmaler war, wie man aus einer Stelle seines Gedichts auf Herzog Ludwig von Bayern-Landshut schließen will, ist wenigstens ungewiß. Wie sein Beruf es mit sich brachte und er selbst in dem angeführten Gedichte ausdrücklich erwähnt, suchte er „an den Höfen seine Nahrung" und reiste daher „zu Fürsten und Herren, zu Königen und Kaisern"; doch muß er sich meistens in seiner Vaterstadt aufgehalten haben, welcher er mit der glühendsten Liebe zugethan war und an deren Fehde gegen die benachbarten Fürsten und Herren er persönlichen Antheil nahm, wie er auch die Streifzüge gegen die Hussiten als Freiwilliger mitmachte. Er hatte den Beinamen „der Schnepperer", mit welchem er sich selbst in seinen komischen Dichtungen (seltener in seinen ernsthaften) bezeichnet: dies heißt so viel als der Schwätzer, wie er sich selbst auch einmal nennt.**)

Rosenblüts lyrische Gedichte haben wir schon erwähnt (S. 612); seine dramatischen Dichtungen, durch welche er unter uns am berühmtesten geworden ist, sind erst weiter unten zu erwähnen; hier haben wir nur seine epischen Gedichte zu betrachten, in welchen sich sein Talent am glänzendsten zeigte, und es ist daher sehr zu bedauern, daß bis jetzt nur sehr Weniges von denselben gedruckt wurde. Obgleich Rosenblüt durch seinen Beruf in die Nähe der Fürsten und Herren gebracht wurde, und er dieselben in seinen „Wappenreden" wohl auch übermäßig lobte, so war er doch in der That ganz bürgerlich gesinnt. Sein Aufenthalt an den Höfen hatte dem scharfblickenden Mann die ganze Erbärmlichkeit gezeigt, in welche der Adel und die Fürsten gesunken waren, es hatte sich ihm die Ueberzeugung aufgedrängt, daß Gutes und Großes von dieser Seite nicht mehr zu erwarten sei, daß vielmehr in den bürgerlichen, wie in den geistlichen Verhältnissen ein völliger Umschwung eintreten müsse, um dem allgemeinen Verderben zuvorzukommen. So sagt er in dem Gedichte „vom Einsiedel" (wir führen nach Gervinus an, da uns die Handschrift nicht zu Gebote steht): „Die Frommen sieht man jetzt äffen, das Recht hängt an der Wand, die Wahrheit taugt nicht mehr an den Hof. Es sind keine Fürsten mehr, deren Wort ohne Wandel ist, sie drücken und beschweren die Menschen mit falscher Münze, mit Zöllen und Mauthen; die Ritterschaft hat ihr rechtes Schwert verloren, mit dem sie sonst Wittwen und Waisen

*) Rosenplüt, Rosenplut, Rosenplüet, auch wohl Hans von Rosenplüt.

*) Um dieselbe Zeit lebte zu Nürnberg noch ein anderer Hans Rosenblüt, welcher Prior im Dominikanerkloster war, und der öfters mit dem Meistersänger verwechselt wird, da auch er dichtete, und unter Andern einen Spruch von der Reichs-Stadt Nürnberg geschrieben hat.

**) Noch ein anderer gleichzeitiger Dichter, Peter Schmieher, führt den Beinamen Schnepperer; es scheint also, daß derselbe mit Bezug auf den Dichterberuf ertheilt wurde. Wurden ja sogar zu derselben Zeit die Priameln Schnepperer genannt, und solche Gedichte mit religiösem Inhalt hießen „geistliche Schnepperer". Auf keinen Fall bezeichnet dieses Wort einen „Bader", wie Tieck es erklärt. Eine andere Ableitung hat mehr Wahrscheinlichkeit: „Schnepper", „Schnepperlein", hieß vordem eine stählerne Armbrust; noch heute heißt ein Theil des Nürnberger Stadtgrabens „der Schnepperleinsgraben", weil wahrscheinlich in demselben Uebungen im Schießen mit der Armbrust vorgenommen wurden. Bezeichnete vielleicht „Schnepperer" einen glücklichen Schützen? „Schnepperer" nannte man übrigens auch diejenigen Metallarbeiter, welche dergleichen Armbrüste machten; war etwa Rosenblüt ein solcher?

schützte und Unrecht spaltete, so ist Fürst und Adel von Schande entstellt, ihre Gerechtigkeit besteht nicht mehr, das hört man die frommen Herolde klagen, die nicht mehr die Wahrheit reden dürfen, weil man sie zum Hof hinausjagt.*) Zum Pabst wählt man nicht mehr den Frommen, sondern den Mächtigen, und ins Stift den, der große Freunde hat, vor welchen den Armen graust, da sie im Lande sengen und brennen; Leute mit vergiftetem Rufe, die vielleicht selbst hinterm Busche gepaßt haben, werden zu Domherrn gewählt, die heilige Dinge lehren sollen. Hat ein solcher dann mit der Pfründe erst Hab und Gut erhalten, und braucht auf Gold nicht mehr auszutraben, so geht er auf schöne Weiber aus. Dieweil stirbt der Bischof, so wählt man ihn an seine Stelle, da er im Stift mächtig geworden; von seinen alten Sitten hängt ihm noch ein gut Stück an, nun raubt er im Lande im Eisenhut und Panzer, zum Schrecken der Kühe und Kälber, welche die Armen nähren sollten. Kaum daß die arme Priesterschaft in den kleinsten Pfründen das Volk noch belehrt." Dieser Erbärmlichkeit gegenüber stand ihm sein freies Nürnberg, das an Wohlstand und Macht von Tage zu Tage zunahm, und es mußte daher nicht bloß die angeborene Liebe für die schöne Vaterstadt, sondern ganz vorzüglich das rege, nach allen Seiten hin sich tüchtig entwickelnde Leben der freien Gemeine ihn für das Bürgerthum gewinnen, ihm dasselbe als die Grundlage einer bessern Zukunft erscheinen lassen. Zwar übersah er auch die mannigfaltigen Gebrechen nicht, welche sich in den Städten zeigten, aber wenn er sie auch tadelte, so trat auch selbst im Tadel seine Vorliebe für den Bürgerstand kräftig genug hervor. Wie schon gesagt, nahm er an dem Kriege der Nürnberger mit den zwei und zwanzig gegen sie verbündeten Fürsten (1450) persönlichen Antheil; seine Freude über den Sieg der Seinigen sprach er in einem längeren Gedichte aus, welches freilich den Kriegsliedern der Schweizer in keiner Weise gleichzusetzen ist, diese insbesondere weder an Kraft der Begeisterung, noch an Lebendigkeit und Klarheit der Darstellung erreicht. Obgleich alle einzelnen Begebenheiten weitläufig erzählt sind, so tritt uns doch kein so lebendiges Bild entgegen, als z.B. in Halb-Suters Lied, der nur die Hauptpunkte heraushebt. Selbst die bessern Gedanken, deren das Gedicht nicht wenige enthält, verlieren durch die breite Darstellung. „Die von Nürnberg", heißt es darin, „schickten aus ein Thier, Das war so grausamlich gestalt't, Das ging aus in der Woche zwier (zweimal): Das Thier hat viele ihrer Feinde bezahlt; Das haben Ritter und Knecht eingenommen. Das Thier gab aus Blei und Pfeil: In Tag und Nacht reist' es zwölf Meil Und ist allezeit ganz in die Heimat gekommen. Sie haben oft auf dasselbe gemarrt (gejagt), Mit Reiter und mit Wagenburgen: Das Thier stand so fest und hart, Daß es Niemand konnte niederwurgen. Das Thier, das hatte einen Rüssel vorn Mit tausend Büchsen und Armbrustschützen: Ein König mocht' wohl fürchten seinen Zorn, Das Thier mit seinen messingenen Sprützen.*) Zwei tausend Spießträger waren seine zwei Seiten Und auch sein Bauch, das ist kein Scherz; Sein Schwanz waren sechshundert Reiter, Achthundert Schweizer waren sein Herz. Eine W a g e n b u r g, so heißt sein Nam': Das Thier hat Manchen nachgezogen; Wenn es gegen den Markgrafen Albrecht gezogen kam, so ist er vor dem Thier geflohen." Die Tapferkeit der Schweizer wird noch an andern Orten gebührend anerkannt. Der gute Nürnberger, der wohl nicht die vortheilhafteste Meinung von dem Muth der Reichsstädter hatte**), scheint jede Gelegenheit zu ergreifen, ihnen die Schweizer als Muster vorzuhalten, denen sie nacheifern sollten, wenn es ihnen daran liege, ihre Freiheit gegen die Anmaßungen der Fürsten zu behaupten, und namentlich gegen den wilden Markgrafen Albrecht von Brandenburg, dessen Tapferkeit ihm den Beinamen Achilles erworben hatte. Wir theilen noch eine dahin bezügliche Stelle mit. Nachdem er den Beginn der Schlacht bei Hempach erzählt, fährt der Dichter fort: „Der Markgraf schrie: „Wenn sie sich verschießen, So wollen wir dann in sie rennen; Die Schweizer mit den langen Spießen, Die wollen wir am ersten trennen." Da schrie ein Ritter: „Fürst, edler Herr, Laßt uns so jämmerlich nicht morden! Hört zu: sie schießen je länger, je mehr, Sie sind zu eitel Teufeln worden. Für sie hilft weder Kreuz noch Segen, Und auch kein Harnisch von Stahl und Eisen; Sie fürchten weder Schwert, noch Degen: Dieses Volk kann Niemand abweisen. So nehmen die Schweizer Niemand gefangen: Darum laß uns von hinnen wenden: Der grimme Zorn hat sie umfangen, Sie werden den Adel hie morden und schänden." — „Da hub sich ein Fliehen von ihnen Allen, Und sie sind also schnell von dannen gerückt, Und wäre ihrer Einem ein Auge entfallen, Er hätte sich nicht darnach gebückt."

Wenn das eben angeführte Gedicht „vom Krieg zu Nürnberg" für die Charakteristik des Dichters und seiner Zeit von vielseitiger Wichtigkeit ist, so ist es dagegen in Rücksicht auf den poetischen Werth eines seiner schwächsten Erzeugnisse; er hatte für die größere epische Dichtung kein Talent, eben so wenig für religiöse und allegorische Dichtungen, unter denen wir nur „d i e s e c h s A e r z t e" erwähnen, deren mühsam gesuchte Bilder, Ausdrücke und Wendungen bei der durchweg platten Haltung des Ganzen eine ganz unerfreuliche Wirkung hervorbringen. Dagegen hat Rosenblüt ein ausgezeichnetes Talent für die kleinere, namentlich komische Erzählung. Er hat eine nicht geringe Zahl von Schwänken geschrieben, von denen bis jetzt nur wenige durch den Druck bekannt geworden sind. Die meisten sind von großer Derbheit, sowohl des Stoffs, als der Darstellung, da er keinen Gegen-

*) Dies erklärt wohl auch, warum Rosenblüt die Fürsten in seinen Wappenreden so übermäßig lobte, und vielleicht übertrieb er das Lob aus Schalkheit, um den Gegensatz zwischen der Wahrheit und seiner Dichtung recht handgreiflich zu machen.

*) Wahrscheinlich meint der Dichter die Feuergewehre.

**) In einem von Gervinus angeführten Spruchgedichte Rosenblüts auf die Züge gegen die Hussiten sagt er: „Man kommt um Gottes willen, und trachtet doch nur darnach, seinen Beutel zu spicken; man zankt um den Alleinbesitz einer Stadt, noch ehe man sie hat; man unterhandelt, man beräth, man spinnt ungehecheltes Werg, man veruneinigt sich über das Bannertragen, man vermißt sich hoch und theuer, und setzt die heiligsten und ehrenrührigsten Schwüre daran, daß man mit tapfrer Hand streiten wolle, und wie der Feind anrückt, läuft das ganze Heer ohne Schwertstreich davon, so daß eine gleiche Zahl von Bademägden ein Besseres geleistet hätten."

stand zurückweist, wenn er nur Gelegenheit zum Lachen darbietet, und keinen Ausdruck, selbst den kräftigsten nicht verschmäht, ja solche geradezu den feineren, aber weniger sinnlichen immer vorzieht, die er in der Volkssprache fand. Er erzählt mit großer Leichtigkeit, ja oft mit Anmuth, besonders wenn er Gelegenheit findet, seinen heitern Humor, seine Schalkheit durchblicken zu lassen. Unter seinen Schwänken theilen wir einen der bekanntesten mit, „den Mann im Garten“ (1), der außer einigen wenigen bedenklichen Stellen noch ziemlich züchtig gehalten ist. Hat er den Stoff zu diesem Schwank wahrscheinlich einer älteren oder einer fremden Erzählung entnommen, so hat er dagegen im „Gredlein zu Lichtmeß“ (2) ein Bild aus dem häuslichen Leben seiner Zeit gegeben, welches freilich eben nicht sehr erbaulich ist. Solche Gespräche zwischen Frau und Magd finden sich auch bei Hans Sachs, dessen Stoffe und Darstellungsweise sehr häufig an seinen Vorgänger im Schwank und im Drama erinnern.

So sehr sich Rosenblüts Talent vorzüglich zum Komischen neigte, so war er doch auch in der ernster gehaltenen Erzählung glücklich; davon geben seine bekannten Gedichte: „der kluge Narr“ und „der König im Bade“ vollgültiges Zeugniß, in denen er tief religiöse und edle Gesinnung beurkundet. Auch „die Beichte“ (3), welches, wie das Gredlein, bis jetzt noch nicht im Druck erschienen ist, beweist, daß derselbe Mann, der sich in seinen Schwänken so leichtsinnig erweist, der, wie wir oben gesehen haben, die argen Gebrechen der Kirche tief erkannte und durch seinen Tadel wohl nicht wenig dazu beigetragen hat, die Gemüther seiner Mitbürger für die Reformation empfänglich zu machen, der ernstesten Ueberlegung fähig war und lebendigen Sinn für die religiösen Uebungen hatte.

1. Der mann im garten.

Ein reicher man het ein knecht,
Der dienet jm manch jar gerecht,
Bisz auff ein stund und auff ein zeit,
Das er stark um die frawen freit,
Und kam sie mit groszer bet,
Das sie seinen willen thet;
Darumb so wolt er sein jr eigen
Und sich in jrem dienst erzeigen
Ze aller zeit mit leib, mit gut,
Mit krafft, mit macht, mit fleisch, mit blut.
Die fraw, die sprach: „Es ist dein schimpff,
So zeuch ich dir in ein glimpff;
Ist es dir aber in deinem mut,
Fürwar, es tut dir nymmer gut.
Ich wil es deinem hern sagen,
Und wil jms kleglich von dir klagen,
Das du jm sein ere also wilt steln.
Der weiten zilstat wirst du veln:
Darumb reisz ab dein geschosz!
Es ligen hundert tausend schlosz
Vor dem, das du hast begert:
Darumb lasz ab, du wirst nit gewert!“
Er sprach: „Nu fraw, bedenck euch basz,
Und seht in meines herzen fasz,
Do findt jr einen solchen fundt,
Grosz lieb und trew bisz auff den grundt.
Ir habt mirsz lang genug auffgeschoben;
Mein hertz vor leid ist auffgecloben;
O fraw, bint mir das wider zu!
Gar klein undw enig ist mein ru:
Darumb versagt mir nit so hart:
Wann ich wil steen allzeit in wart,
Dieweil ich mag haben mein leben.
Mein hoffnung wollt ich noch nicht geben
Umb hundert tausent goldes marckt:
Darumb, frawe, seit gegen mir nit so karckt!“
Sie sprach: „Dein zung ist wol geschmirt,
Die mir mit worten sussz hofirt;
Deine wort sein sussz und dabey hel.
Ich sag dir zwar, du wurfft noch fel,
Du vehst nit visch in disem see,
Wer dir nach mir noch eins als wee!
Dein necz, das ist zu weit gestrickt,
Und ist zu vischen nit geschickt:
Darumb schiff wider an das lant.
Mein herez hat sich von dir gewant:
Ich hab ein frummen elichen man,
Der mir ein solchs wol bussen kan,
An dem mich allzeit wol genuckt.
Kein mensch mich doch nit uber duckt.“
Er sprach: „Fraw, erst pin ich erschrocken:
Ir lent mir gar die totliche glocken;
Der schwengel schlecht mir an mein herez.
Noch hoff ich, fraw, es sey ewer scherez.
Wann ir mir recht het verseit;
Kein scharsach nie als wol verschneit,
Der mir mein herez macht verschneiden.
Versagen, fraw, das solt jr meiden:
Solt ich ewer gunst nit erwerben,
Vil senffter wolt ich neunmal sterben.
Darumb schliest auff ewers hertzen thor,
Mit grosser wart stee ich darvor:
Last mich ewern liebsten pfortner sein,
So wurd ich schir gelassen ein;
Darmit erlengt mir mein tag:
Ein schwere burd ich auff mir trag,
Das ist nichts, denn grosse lieb und trew;
Auff mir do leit ein schwere pew,
Den hebt mir ab; und das ich ru,
Da kert, fraw, ewer gunst zu:
Denn wer ich alt, so wurd ich jung;
O fraw, vollent, sein ist genung!“
Sie sprach: „Hore auff, ich ger der stangen.
Du erreihst, das kein man hat mugen erlangen.
Deine wort, die haben mich erweicht,
Dein zung hat mir so sussz geschweicht
Mit worten klug und auch subtil,
Das ich mich dir ergeben wil:
Wenn ein sach, die geheisz mir her,
Das du nun auch wolst, was ich beger,
Wenn ich dich man, das du nit brechst,
Und mit nichten widersprechst,
So get für sich dein gleiches werben.
West es dein her, so müst sterben,
Das du jme sein ere also hast gestolen:
Die sach, die musz wir thun verholen.“
Sie sagt jm gantz den jren syn,
Und furten in jr kamer do hin,
Und hiesz in krichen unnder das bett,
Und eben mercken, was sie rett,
So solt er kummen, es wer eben,
So wolt sie sich dann im ergeben;
Der knecht, der volget der frawen do,
Und kroch unter das pett, und was fro.
Do ging sie hin zu jrem man;

Sie sprach: „Wir wollen schlaffen gan;
Die zeit ist hie und zimpt uns wol,
Wann wir sein bede schlaffes vol."
Der man, der volgt der frawen gir;
Do legten sie sich schlaffen schir.
Do si nu an dem pett lag,
Nu hort wunder, was geschach!
Sie sprach: „Hore frembde mer, mein lieber man,
Der ich dir nit verschweiggen kan;
Hore grosse boszheit von deinem knecht,
Der hat mit mir ein solchs geprecht,
Das ich jn auch las bey mir ligen,
Ich sey jm in sein hertz gedigen.
Der hat so lang umb mich gefreit;
Es hat gewert ein lange zeit,
Bisz ich im hewt gezilet hab
Zu mir in unsern garten hinab:
Do find er mich bey einem baum;
Do sol er mein eben nemen gaum.
Nu bruff, ob er nit sei ein schalck.
Ich sprich, du solt jm seinen balck
Mit einem scheit gar wol erdresschen,
Ob jm sein bosszheit muge erlesschen,
Dem ungetrewen boszwicht!"
Der man sprach: „Fraw, ich hoff, es sey nicht."
Sie sprach: „Gelaub meinen worten nicht,
Du solt basz gelauben deinem gesicht.
Stee auff und leg mein kleider an,
Und steld dich in weiplichs an,
Und wart auch sein, ob er nicht kum,
So sihstu, ob ich sey bosz oder frum."

Der man, der volget der frawen zc hant,
Er leget an seins weibs gewant,
Er ging von jr hinab in den garten,
Und thet nach seinem knecht warten.
Sie sprach: „Knecht, kum herfür, es ist zeit,
Der acker noch ungeschniten leit:
Tracht, das er bald wer geschniten."
Der knecht liesz sich nicht lenger biten,
Er schneit, do er nit het gepawt.
Sie sprach: „Dein herr uns des nit trawt!
Nu man ich dich, als du gehiest,
Das du mir doch mein ere beschliest,
Das du nit sagst, die weil du lebst,
Das du mir des dein trew gebst.
Ein klugen sin wil ich dich lern,
Der behält uns beide bey den ern;
Ich hab geleint dort an die want
Ein knuttel, den nim in die hant,
Und gee auch in den garten hin ab
Und richt dich an dein herrn da,
Und sprich: Du veyge lose hawt,
Wie wenig het ich dir des getrawt!
Ich hab dich damit nur versucht;
Ich het mir dein sunst nit geflucht.
Die warheit wolt ich an dir schawen,
Ob mein herr het ein frumme frawen!"

Der knecht, der folget der frawen ler,
Er ging in garten und fand den seinen her:
Er gab jm manchen grossen schlack,
Er sprach zu jm: „Du schnoder sack,
Ich hab dich damit nur versucht,
Ich het mir dein sunst nit geflucht.
Die warheit wolt ich an dir schawen,
Ob mein her het ein frumme frawen.
Ich sprach, es were keine nie frum;
Mand fund das end und ouch das drum,
Das man sie uber kem mit worten;
Damit warst du mit mir versorten.
Ich wil es sagen deinem man!"
Der herr dem knecht gar kaum entran,
Er lieff hin heim in sein gaden,
Er kunt der frawen den kummer klagen,
Wie jn der knecht geschlagen het,
In welcher meynung er das thet;
Er sprach: „Er wolt dich versuchen neur,
Ob du jm werst wolfeil oder teur."
Sie sprach: „Nu getrawt jr mir ein solche ere;
So gut gewint ers nimmer mere,
Als ers hat gehabt bisz her:
Keins anders mans ich nit beger."
Der man sprach: „Das woll wir Got lassen walten;
Wir wollen jn gancz für frum halten,
Wann jm wont grosse frumkeit bey.
Was geschehen sey, das sey!
Wann Got hat mir in selber her gesant;
Ich hab jn recht erst erkant."

Er saget dem knecht gar grossen dank,
Und kauffet jm ein newes gewant
Von scharlach und von seyde:
Er must sein lebentag bey im bleiben.
Des selbigen erschrack die fraw schnel,
Sam wenn eim esel der sack empfeld.
Also wurd der man geleicht,
Kein man nie so hoch reicht,
Das weyp, das langt uber in.
Also hat ein end hie dieser sin.
Das Got alle frawen und man behut,
Das hat gedicht Hans Rosenblut.

2. Das gredlein zu lichtmesz.

Nu wil ich an heben
Und will ein winig reden
Von gar hübschen sachen,
Und wil sein nicht vil machen,
Und wil von schönen kriegen sagen,
Den die meid vnd die frawen mit einander haben,
Den sie mit ein ander treiben,
So die diern nicht wil peleyben,
Die man doch gern hat.
So die lichtmesz vergat,
So wil die diern von dannen streben,
Und will eim andern zu dinst leben.
So sie nu will darvon gan,
So hebt die frawe an
Mit gar guten syten,
Und begint die mayd zu piten:
„Gredlein, wiltu es noch thon,
Ich gib dir ein guten lon."
Die diern sprach: „Ich entweisz,
Ich wiedersag, noch verheisz."
Sie tet rochtfert als heur,
Vnd macht yren dienst teür.
Hort wie die fraw die diern pat,
So sy yn dem hausz umbgat:
„Du herczes liebes gredlein mein,
Ich wil dich furen zu dem wein,
Und wil zu dem tancz gen mit dir;
Liebes gredlein peleib noch pey mir!

Wie hastu dich so übel gestellet?"
„Fraw, mir ener dinst nicht gefellet!"
„Gredlein, wiltu dich dann scheiden,
So wil ich auch nicht vermeiden.
Ich wil dir abslahen an deinem lon:
Was thu mir heur schadens host getan,
Das thut mir auch gar zorn.
Du host mir heur verlorn
Ein sychel vnd ein grasztuch,
Und hast mir zuprochen ein krug,
Und hast mir den keler offen gelassen,
Das mir die kaczen dass malcz ausfrassen,
Und host mir auch die kaczen geyagt,
Das sie mir die schüssel und die löffel zutrat,
Das ich alezeit pat den hern dein,
Das ers neür gut lies sein.
Darzu will ich das auch rechen,
Und wil mir sein nymant lan absprechen,
Das du mir liest fressen die kaczen die höner mein,
Und sprachst vor dem hern dein,
Sie wern ym prunen ertrunken:
Sol es mich alles gut dünken."
„Fraw, ir mögst mit warheit nit als sprechen:
Ir wolt mir süst mein lon abprechen,
So wil ichs euch ye nicht vertragen.
Ich wil auch meinem hern sagen
So gar on allen wann,
Das ich heür gesehen han,
Wenn mein her wolt ausz wandern,
So gieng es schon durch ein andern.
Wenn er sich vermas,
Das er ein tag oder zwen aussen was,
So sandt yr ans poten,
So warn gensz vnd hönner gesoten.
Darzu so hab ich alezeit stil geswigen,
Das pfaffen hinten und vorn einstygen."
Die fraw sprach: „Gredlein, hab gelimpff:
Es ist gewesen neur ein schimpff,
Du solt mich nicht melden:
Du darfft mir nichs gelden,
Und solt sein ye nicht thun,
So wil ich dir geben ein guten lun.
Und lasz mich noch mit dir gemachen ein geding,
Ich geb dir xxx verstolner pfening,
Und gib dir zu lon zwen schuch,
Und leinbat vj eln, das ist gut tuch,
Und eynen schleir zweinzig groschen wert:
Und effen wir deinen herrn hewr als fert."

3. Dy Beycht.

Es kom zu mir ain sünder grosz,
Und offenpart mir sein hercz plosz,
Und sprach zu mir: Nu ler mich peichten,
Das ich mein schwersz hercz müg leihten,
Darauff mir ligen grossz sünden perg,
Darynn graben dy hellischen zwerg
Und mayn, yn da ain wonung zu machen,
Und wie ich das künd unterzuachen,
Das es mir unter wegen plib,
Das ich das pös unczifer ausztrib."
Ich sprach czu ym: „Mein lieber freunt,
Wenn rew dein hercz hat aufentleunt,
So scholtu dich ains priesters remen
Und gancz und gar vor ym verschemen,
Der wol gehör und wol gelert sey.
Dem won auff payden knyen pey,
Und an dem ersten ym verkünd:
Ich gib mich schuldig aller meiner sünd,
Die Got mein schöpfer an mir erkentt,
Darümb er sich von mir hat gewentt.
Darnach deinn sak denn reht auff pind,
Und was dein dencken darynn find,
Das schüttell rawsz dem priester für,
Und ob es dir hallt an dein er rür
Und dich der Briester an werd plarrn,
Noch ler gancz ausz die poden scharrn,
Und such herfür das rawh, das grob.
Willtu des kempffens ligen ob,
So schleyff vnd wecz ausz all dein scharte,
Darawff dy hellischen wolff wartten,
Wenn du ligst in dein leczten zügen:
Nach peiht sie dir nymer schaden mügen.
Darnach so schlewss auff dein fünff synn,
Da schollta nichts lassen ynn,
Mit sehen, hörn, greyffen un schmecken.
Das ker her für ausz allen ecken,
Das grosz, das clain, das gancz, das halb:
So machstu deiner sel ain salb,
Die all yr wunden gancz zu haylt,
Das Got sein sterben mit jr taylt.
Darnach dy Sechs parmherczigkayt,
Die du deim nechsten hast versayt,
Das lasz dir in deim herczen layden,
Den Elenden herbergen, den nacketen clayden,
Den gefangen trösten, und auch den kranken,
Das scholt vor dem priester auszschwanken.
Den hungrigen Speysen, den turstigen trenken,
Dein hawpt das sneh, dein hercz sol denken,
Ob du den toten hast pegraben.
Willtu deiner sünden rost abschaben,
So lasz dich dein pösen willn nit zupfen,
Das du der ding kains wolst vberhupfen.
Darnach die Siben todsünd meld,
Wie du hast gefreuelt in irm veld,
Mit hofart, vnkewschayt ausz der Ee,
Darümb du müst in ewiges wee,
Mit czorn, mit geicz, mit Neyd, mit hasz;
Die heffen ler ausz deins herczen vasz,
Und trakhayt an gotzdienst und frasz;
Der stück du kains da hinten lasz.
Und wat ausz den Siben tümpfelln tieff,
So tilgest dw gancz ab dein prieff,
Da all dein Sünd an geschriben ist,
Das sie kain pöser gayst mer list.
Nu meld dy Syben Sacrament,
Ob dich icht zweyfflung davon wend,
An tawff, an firmung, an deiner Ee,
Wie das iu deym gewissen stee,
Das dir kain pöser glawb ein kem,
Das dir dye peicht kain sünd ab nem,
Und der gesalbten priesterschaft
Icht hest in vbel nach geclaft.
Und wem der heylig fronleichnam würt,
Das dem all sünd werden hin gefürt,
So er enpfelt dy heyligen ölung,
Ob dein hercz yendert hab kain hölung,
Darein sich zweyfflung het verschloffen,
Das treyb gancz ausz und lasz nit offen,
Und mawr of veszt zw das loch,
So speyst dich reht der priesterlich koch,
Dein sel dort für den ewigen tot,
Wann er geyt dir das lebendig himelprot.

Darnach schlewssz auff deins herczeu tür,
Und süch dy zehen gepot herfür,
Ob dw in aynn Got glawben habst,
Das du nit hinden umbhin trabst,
Und pey seim heiling namen geschworn,
Ob spil, in trunckenhayt, in zorn
Und heylig panfeyrtag zu prochen,
Das dort so gar schwerlich wirt gerochen;
Und vater und muter hast gunert,
Davon sich grosses unhayl mert;
Und yemant getödt mit henden, mit zungen,
Und wie dir sey gen Got misslungen
An Ee prnch und mit Stelerey,
An lewmut oder wie das sey,
Und fremder hawsfraw hast pegert,
Da mit dein sel wirt ser peschwert,
Und fremder güter hast gemutt,
Damit dein sel werd vbel pehutt,
Und valsch gezencknusz hast gegeben.
Den stok hack reht vnd schneyd die reben,
So tregt er trawben vil grösser und mee,
Denn Kalepff vnd herczog Josue
Trugen aussz dem globten lantt
Zw den, die wonung heten in sandt.
Darnach so meld dem Briester vor
Das heylig geticht der zwelff doctor,
Den heyling cristenlichen glawben,
Davon da scholtu nichtz nit rawben
Mit ungelawben noch mit zawberey,
Wann sein Metall ist nit von pley.
Zwelf münczer haben gemünczt daran,
Wann er hat lxxxxvj karan,
Und xxiiij karatt an dem strich:
Des glawb du gancz warhafftigklich.
Denn wie du der stück ains hest geschwachtt,
Das unglawb wer pey dir penachtt,
So scholtu es dem priester melden,
So wirstu hayl vnd lebst in selden.
Wenn du hast ausz gelert deinn sak,
So hat dein Müncz aynn rechten schlak.
Dann wer ain sünd mit wissen verhelt,
Des peyhten ist eytel küpffrein gelt.
Willtu, das dein mas reht sey geeicht,
So gehörn vier ding zw der peicht:
Das erst, das ist rew vmb dein Sünd,
Das schreyben und sagen aller lerer münd,
Das ander, wenn du reht hast gepeicht,
Damit dein sel wirt also gereicht,
Das sy, das reych der himel an erbt,
Wenn das dy lüg peicht nit verderbt:
Das dritt, man die pus recht hallt,
Und sy nit vonainander spallt,
Und sie ab richt zu rehter zeyt,
Als gancz als sie der priester geyt;
Das vierd, das ist ain gancz fürnemen,
Sich fürpas vor allen sünden schemen,
Und sy gancz fliehen mit ganczem ernst.
Wenn du das peichten also lernst,
Und sie peschlewszt mit den vier dingen,
Mit rew, warer peicht, mit pus volbringen,
Und nymer thun in dein hercz pflanczen,
So gibt dir der priester ain quitanczen,
Das all deiu sünd sein schach und matt,
Als da man dich ausm tauffstain padt."
Der Sünder sprach: „Dein ler ist gut,
Die mir hat auff geweckt meinn mut,
Wann mich hat grossz rew angeczüntt,
Wann du hast mir so gar durch grüntt
Dy rehten warhayt göttlicher ler.
Wenn ich mich nicht von sünden ker,
So ist das vrtayl auszgesprochen,
Das es wirt schwerlich an mir gerochen.
Der rehtt lon geber aller wercker,
Der uns löst ausz dem hellischen kercker
Mit seinem heyling plutverrern,
Der peczal dir dort dein getrewlichs lern
Das du mir hast hie mit getaylt.
Dann hett der todt mich an gesaylt,
Und mir mein leben hin gezückt,
Ee mir dein ler het gelückt,
So wersz umb mich nit worn weger,
Dann das mein sel der hellisch jeger
Gefangen het yn seinem garn.
Mein peychten wil ich nit lenger sparn."
Mit dem schyd er von mir hin dannen.
Darümb so schol man Nyemant an zannen:
Wer hilff pegert, dem schol mansz mittayln,
Wersz kan, der schol dy krancken hayln,
Wer gesiht, der sol dy plinden weisen,
Wersz hat, der schol dy hungring speisen,
Der angethan schol dy nacketen clayden,
Der weis, der schol dy torn peschayden,
Der gesuntt, der schol dy siechen laben,
Der lebendig schol dy toten pegraben,
Der reych, der schol dy armen trösten:
Das ist der will des allerhöchsten
Und auch das rechtt war götlich reht.
Got selber ward vnser aller dienstknecht:
Den rüff wir an Got unsern herrn,
Das er vns auch woll peichten lern,
Ee das der tod uns hie erschleicht,
Das wir vor reht haben gepeicht
Mit ganczer Rew, mit warer erkentnusz,
Das das auff wachs in unser verstentnusz,
Und wir den heyling leychnam enpfahen,
Das uns solch hail und seld wöll nahen,
Das geb uns, her, dein veterliche güt;
So hat geticht Hanns Rosenplüt.

Hermann von Sachsenheim.

Hermann v. Sachsenheim, ein schwäbischer Ritter, von dem nichts weiter bekannt ist, als daß er noch in seinem hohen Alter, 90 Jahre alt, den oben (S. 624) erwähnten goldenen Tempel dichtete, im J. 1458 starb und zu Stuttgart in der Pfarrkirche begraben wurde, erwarb sich durch sein großes allegorisches Gedicht „die Mörin", die er im J. 1453 verfaßte und einem bayerischen Fürstenpaare widmete, bei seinen Zeitgenossen großen Beifall, der noch im folgenden Jahrhunderte fortdauerte, in welchem dies Gedicht mehrere Male (zuerst 1512) gedruckt wurde. Der erste Herausgeber desselben, Johannes Adelphus, Physikus zu Straßburg, der sich durch die Veröffentlichung auch anderer älterer Dichtungen verdient gemacht hat, sagt in der Vorrede, es sei die Mörin zur Warnung allen denen geschrieben, die sich von der Liebe hinreißen ließen. Denn wenn diese bloß auf die Gestalt gegründet sei, reiße sie den Menschen zu allem Bösen hin und mache ihn gegen alles Gute blind. Seiner selbst nicht mehr mächtig, hänge er bloß von der Geliebten ab, die ihn oft mißbrauche. Der Dichter wolle uns an die rechte Liebe weisen, die von Gott stamme und ein Anfang aller Reinheit und Zucht sei. Doch auch in dieser solle man Maß halten, und dies

zu zeigen, sei die Absicht des Dichters. „Selig ist," schließt der Vorredner, „der es begreifft, vnnd im trewlich nachkommet, das mittel vnd die maß der liebe triffet. On zweiffel er vberkommet vnd erlangt, was sein hertz begert. Wa er sich aber den lust laßt vbergon, in was schad vnd schande er fallet, weiset diß büchlin mit schönen lieplichen worten, darin der welt lauff wurt vß gelegt." Der Anfang der Mörin und zum Theil die Ausführung hat manche Aehnlichkeit mit der Welschgattung und mit andern allegorischen Gedichten dieser und der frühern Zeit, besonders denen, welche, wie die Mörin, die Minne zum Gegenstande haben. Der Dichter geht (dies ist der kurze Inhalt des Gedichts) einst in der lichten Sommerzeit in einen Wald spazieren, vertieft sich in denselben, und findet bei einer Quelle einen Greis und einen Zwerg, welche ihn binden und zur Frau Venus bringen, wo er vor Gericht gestellt wird, weil er sich mehrerer Verbrechen gegen die Göttin, namentlich der Treulosigkeit gegen die Geliebte, schuldig gemacht habe. Eine Mohrin, Brinhild genannt, wird von Frau Venus zu ihrem „Procurator vnd Fürsprechen" ernannt; dagegen vertheidigt der getreue Eckart des Dichters Sache; der Gemahl der Königin Venus, Herr Danhäuser, führt den Vorsitz. Die Richter sind uneinig, die Mörin bewegt aber den König, sich für die schärfere Meinung auszusprechen; nun appellirt der Angeklagte an Frau Abenteuer. Unterdessen wird er abgeführt; er unterhält sich mit dem Großhofmeister, dem er Manches über die Zustände in Deutschland mittheilt, bei welcher Gelegenheit er die bekannte Zuchtlosigkeit der Geistlichkeit bitter tadelt, und auch die Fürsten hart anklagt, vorzüglich aber sich als einen Feind der Städte erweist. Endlich, da man nicht recht weiß, was man mit ihm anfangen soll, wird er freigelassen und er findet sich plötzlich wieder bei der Quelle, bei welcher man ihn gefangen hatte.

Es scheint aus mehreren Stellen des Gedichts allerdings hervorzugehen, daß Hermann wirklich die Absicht hatte, jene von dem Vorredner bezeichnete Idee zu Grunde zu legen; doch tritt sie nicht mit der gehörigen Kraft und Klarheit hervor. Ueberhaupt ist das Ganze höchst mittelmäßig und ohne Wirkung; auch ist die Darstellung breit, und ergeht sich in vielfachen Wiederholungen; so wird unter Anderem der Dichter zu drei verschiedenen Malen angegangen, seinen Glauben zu verläugnen, was er jedesmal mit weitläufiger Rede von sich weist. Die besten Stellen sind älteren Dichtungen nachgebildet; daß Hermann aber mit der früheren Literatur, sowohl mit den Erzeugnissen der höfischen Poesie, als mit den Dichtungen aus der deutschen Heldensage sehr vertraut war, geht aus unzähligen Anspielungen und Citaten in seinem Gedichte hervor, welche aber nicht zum Vortheil des Werks gereichen.

1. Wie ein strenger ritter genant her Herman von Sachßenheim eins mals von seinem schloß in des Meien lust ein clein weil wolt spacieren gon, vnd in der weg hindan trůg, biß das er von einem zwerg gefangen vnd also durch zauberlist hinweck gefurt ward.

Ir weisen, mercken mein gedicht
vnd lassen euch verdriessen nicht,
Ob ich ein weil von torheit sag:
es ist nit lang an einem tag.
In einer liechten summerzeit
als sich die vogel zů widerstreit
Erbrachen nach gesanges weiß,
vnd manger ast sein blugend reiß
Nach allem wunsch erzöget hat,
da ward ich mit mir selbs zů rat,
Vnd gieng spacieren in einen wald,
darin die vogel manigfalt
Mit freuden sungen ir gesang,
fand ich einen fůßpfad lang,
Der trůg mich in ein clingen tieff,
da manig vogel sang vnd rieff
Mit luter stim, als in gezam.
Gar schier ich an ein wasser kam:
Das gieng ich schawen hin zů tal,
da manig brunn vß felsen qual
Von hohen bergen hie vnd dort.
Sunder bei eines brunnen ort
Sach ich glesten gen mir her
von maniger reicher kost schwer
Ein schon gezelt von samet blaw;
davor stund ein man, was graw
Mit einem schonen langen bart,
als ob es wer der getrew Eckhart,
Von dem man sagt in Venus berg;
bei ihm da stund ein cleines gezwerg,
Das trůg ein seil in seiner hand
von blauwer seiden von palmand,
Die mangem kauffman ist bekant;
Sie trůgen beid das best gewandt,
Das menschen augen ie erschein
von berlin, gold vnd edelm gestein
Vnd von manger hand gezierde vil.
„Entruwen, das ist ein fremdes spil,"
Gedacht ich mir in meinem můt.
Ich gieng zů in vnd ruckt den hůt,
Vnd bog mich vast, als billig was:
sie thetten weder wirsch noch baß,
Wan das sie mich erwusten beid.
Von hertzen gschach mir nie so leid,
das ich zů wer nit kommen mocht.
Mein trauer noch flehen nit antaucht:
Ich můst mich gefangen geben.
Der alt, der sprach: „Es kost dein leben,
Gibst du dich nitt gefangen bald.:
ich hab lang zeit in disem wald
Vff dich gewartet frü vnd spat,
bis das es sich gefieget hat,
das du mir bist worden zů teil.
Das zwerglin, das nam her ein seil
Vnd wolt mich gefesselt hon.
Ich sprach zů im: „Nu farent schon,
Ir wisset villeicht nit, wer ich bin?"
Der alt der sprach: „Es hat kein sin!
Ich weiß wol, das du ein ritter bist,
Vnd wie dein nam geheissen ist,
Der ist mir kunt vor mangem iar
Damit fiel er mir in das har
vnd warff mich nieder zů der erd.
Das edel zwerglin clein vnd werd
Band mir zůsamen hend vnd fieß.
Ich sprach da: „Gott geb, Gott grieß,
Ir mögen mich tödten, ob ir wölt,
zwölff hand bald einen schilling gezelt,
Ich mag mich euwer nit erwern."
Der alt der sprach: „Ich sol dir bern
die haut noch wol mit einem scheit."
„Nun weiß ich nit wol, wer ir seit,"
Sprach ich zů yn vß grimen zorn.
„Wie bedunckt er sich so hoch beschorn,"
Sprach der groß vnd auch der clein,
„vnd werstu noch als katzen rein,
Du můst mit vns in fremde land."
„Wer hat vch nach mir gesant?
Des wundert mich in meinem můt!"
Er sprach: „Das hat ein küngin gůt,
Vor aller mißtat wandels frei"
„So sagent mir doch, wer sie sei,
Vnd wie ich hab verschult dis not?"
„Was gibst du vns zů botten brot?
So thůn wir dir irn namen kunt."
„Ja het ich goldes tausent pfundt,
Ich geb vch nit ein imperion!"
Der alt der sprach: „Es sy gethon!
Ich ler dich wol ein ander meer!"
Damit so trat das zwerglin her,
Vnd nam bei henden, fiessen mich,

Vnd zog mich gar vntugentlich
Inwendig in des gezeltes port.



Het ich gehabt der nobling hort
Vnd allen schatz von Yndion,
das wolt ich gegeben hon,
das ich zů Rom gesessen wer.
Das zwerglin, das trat aber her
Vnd wolt mich vff gehangen hon.
„Nein!" sprach der alt, „das wöll wir lon
Durch willen seiner gelben sporn."
Das ich nit wieten ward vor zorn,
Das war der siben wunder eins.
„Maria, durch dein kind vil reins,"
Gedacht ich dick in diser not,
„wa mit hab ich beschult den todt,
Das ich so schamlich sterben můß?"
Das zwerglin trat mich mit eim süß
Vntugentlich vff meinen nack,
vnd trůg mich hin als einen sack
Zů einer truchen, die stund dort:
darin warn löcher vil gebort.
Da wurffen sie mich ockers yn,
doch lag darin von seiden fein
Ein cleines pfülblin schmal vnd lanck.
Ich sprach zů in: „Nun haben danck,
Das ir mich binden als ein diep.
Vnd wer vch euwer ere liep,
Ir solten vch bedencken bas!"
Das zwerglin vff die truchen saß
Vnd nam den schlüssel in die hant.
Der alt mich da mit namen nant,
Vnd sprach: „Wie nun fraw metzenknecht?
ia kument dir die schůch nit recht,
So leg ich dir zwen ander an!"
„Nein, lieber herr, seind mir nit gram
Durch euwer frauwen wirdikeit,
vnd sagent mir den vnderscheit:
Wer ist die küngin hochgeborn,
der huld vnd gnad ich hon verlorn,
Vnd weß gefangen ich sol sein?"
Er sprach: „Der werden frauwen mein,
Die man Venuß nennen thůt."
„So möcht es noch wol werden gůt,"
Gedacht ich mir in meinem sinn;
„es ist fraw Venus, die edel min,
Zů der mich dick belanget hatt."
Der alt der sprach: „Schlüß zů getrat
Das er vns nit entrinnen mug."
„Nein, lieber her, vnd das ich flüg,
Ich stånd vch sicher zů der hand.
Wöllen ir mich fieren in fraw Venus land,
Das zel ich mir fur glück vnd heil:
Darumb so stricken vff das seil,
Ich will vch schweren einen eid
bei gůter feld sicherheid,
Das ich von vch nit wencken wil."
Der alt der sprach: „Du claffst zů vil:
Ich leg dir schier ein bremiß an."
Ich sprach: „Seind ir ein edelman,
Dem thůnd ir doch gar vngeleich:
weren euwer cleider nit so reich,
Ich gdecht, ir wern von Schweitzer art."
Der alt der schmiert vnd griff an bart,
Vnd sprach: „Rat zů mein lieber zwerg,
wie kumen wir zů Venus berg?

2. Wie dz zwerglin sich vnd den parsifant mit zauberlist vber meer fürt.

Das zwerglin sprach: „Dz kan ich wol."
Dort hing ein fleschlin clein mit ol
Das můßt ich trincken über nacht:
zů hand ward es mir vinster nacht,
Das ich ein sticken nit gesach.
Ich weiß nit wol, wie mir geschach,
Wan das ich ye dauon entschlieff.
Das zwerglin, das nam her ein brieff,
Daran mit blůt geschriben was
vil karacter, die es da laß,
Damit es das gezelt beschwůr,
Das es hoch in die luffte für.
Durch alle wolcken firmament
geriet er hin gen orient,
Das ist der sunnen vffgang.
Es bedunckt mich weder kurtz noch lang,
Wan ich so hart entschlaffen was,
dz ich nit wißt vmb dis noch dz,
Biß das wir kamen vber meer
mit disem wunder cleinen heer
In ein das allerschonste land,
darumb das wallen meer mit sand
Begriffen was in inßlen weiß:
ich wont, es wer das paradeiß.

Hans Folz.

Nicht lange nach Rosenblüt, schwerlich noch gleichzeitig mit ihm, erfreute Hans Folz (oder Volz) die Nürnberger mit seinen Schwänken und Fastnachtsspielen. Aus Worms gebürtig, scheint er schon frühe in die reiche Handelsstadt gezogen



Dom zu Worms.

zu sein, die seinen Talenten mehr Spielraum darbot, als die eigene Heimat. Er war seines Berufs ein Barbirer, und er übte wohl dabei auch, wie damals gewöhnlich, die Wundarzneikunst aus: wenigstens beweist er in mehreren seiner Gedichte man=

nigfaltige ärztliche Kenntnisse.*) Daneben entwickelte er noch vielseitige Thätigkeit; so hatte er eine eigene Presse, mit welcher er seine Dichtungen selbst druckte. Dieselben müssen sehr beliebt gewesen sein, da er in einem Gedichte über ungebetene Herausgeber und Nachdrucker klagte. Weil er aber, wie es scheint, jedes Stück, so klein es auch sein mochte, einzeln druckte, die meisten derselben aber nur aus wenigen Blättern bestehen, und er eine Gesammtausgabe zu veranstalten versäumte oder nicht für belohnend hielt, so mag wohl eine größere Anzahl verloren gegangen sein; manche sind wohl auch noch vorhanden, aber noch nicht wieder aufgefunden. Selbst diejenigen, die sich noch erhalten haben, sind sehr selten und nur in wenigen Exemplaren vorhanden. Das älteste von seinen bekannten Stücken ist vom J. 1474; wann das letzte erschienen ist, läßt sich nicht bestimmen, da mehrere auch nach seinem Tode wieder aufgelegt wurden, und sich von manchen derselben der erste Druck verloren hat.

Hans Folz wurde von der Nürnbergischen Gesangschule als der letzte von ihren zwölf alten berühmten Meistern genannt, und man schrieb ihm die Erfindung von sieben Meistertönen zu. Von seinen Meistergesängen ist nur Weniges bekannt, nur zwei oder drei sind gedruckt erschienen, und auch diese, wenn gleich formell zu jener Art Dichtungen gehörig, erheben sich ihrem Inhalte nach über die Beschränktheit des Meistergesangs, z. B. das „Lied genannt der pöß rauch", in der Flammweis, welches mit vielem Witze der Männer spottet, die unter dem Pantoffel seufzen, wobei er nicht unterläßt, mit heiterem Humor sich selbst den Verspotteten beizuzählen: „Des freu ich mich irs außgangs ser, Wan die weil ich pin man im haus Vnd sunst mein lebtag nummer mer." So sehr sein ganzes Wesen für komische Darstellung geschaffen zu sein schien, so war er doch auch edlerer Empfindungen fähig; so schildert er das Glück der Ehe mit wahrhaft tiefem Gefühl in einem andern Gedicht „Wider den pöß rauch", wo es unter Anderm heißt: „Ob im Gott kindelein beschert, Die ein solch reine mutter nert Auß iren zarten prüsten, Do ydes seinen lust an sicht, Wie wol ju peiden do geschicht, Was möcht böchers er lüsten! Dan wo also getrifacht wirt Die lib, so sie fort haben, Was lib vnd gegenlib gepirt, Dut lib in lib vergraben; Darmit vater, muter vnd kint-Ju ein gelipt werden also, Das grösser lib nymant enpfint." Diese Zartheit der Gesinnung in dem erwähnten Gedicht steht freilich mit andern Darstellungen in grellem Widerspruch, deren derbe, rohe, selbst schmutzige Ausdrücke alles Maß überschreiten; aber wenn wir solche selbst in denjenigen Gedichten wiederfinden, die von edler und sittlicher Gesinnung zeugen, wie unter Anderm in dem Gedichte „Von zweyer frawen krieg" (2), so wird es klar, daß der Dichter dem Geschmack seiner Zeit huldigte, und er dürfte deshalb auch für solche Dichtungen, die sich ganz in jener rohen Art bewegen, Entschuldigung finden, um so mehr als in ihnen eine reiche Ader von Witz und keckem Humor nicht zu verkennen und die Darstellung im Allgemeinen rasch und lebendig, auch nicht ohne ächt poetische Seiten ist. Die meisten seiner erzählenden Gedichte, wenn nicht alle, haben einen größten Theils längeren beschaulichen Schluß, worin er sich von Rosenblüt unterscheidet, und sie lehnen sich dadurch an die älteren „Beispiele" an. Einige haben die Natur der Parabel, wie der mitgetheilte Spruch „Von dreyr Pawrn frag" (1), andere sind legendenartig, wie das Gedicht: „Von wannen die Affen kommen". Mehrere sind wahrscheinlich älteren Gedichten nachgebildet; so die Erzählung: „Von dreyen weiben, die einen porten funden" und die mit einander übereinkommen, das gefundene Band solle der von ihnen gehören, welche ihren Mann am schlauesten betrügen könne. Doch ist diese Erzählung vielleicht einer italienischen Novelle entnommen, wie die „Von einem kauffman, der gen Rom zooch" und der Schwank „Von der Juden Messias", in welchem erzählt wird, wie ein lockerer Geselle sich für den Messias ausgibt, um ein schönes Judenmädchen zu verführen. Doch hat Hans Folz seine Stoffe auch aus dem Leben entnommen: das Gedicht „Von zweyer frawen krieg" (2) führt uns in Form eines Gesprächs zwischen einer Buhlerin und einer sittsamen Jungfrau das Leben und Treiben der sittenlosen Geschöpfe, welche damals unter dem Namen der „armen Frauen" bekannt waren, vor; der mitgetheilte Spruch „von dreyer Bauern frag" (1) erklärt auf lustige Weise, woher es komme, daß die Geistlichen den Weibern der Bauern nachstellen, und wahrscheinlich verbreitet sich auch die „Histori vom pfarrer im loch", die wir nicht kennen, über die Zuchtlosigkeit der „Pfaffen". Ganz eigenthümlich endlich und ein schönes Zeugniß von der vaterländischen Gesinnung des Dichters ist das historische Gedicht: „Von wannen das heilige römisch reiche seinen vrsprung erstlich hab, vnd wie es darnach in deutsche land kumen sey", welches, von ihm selbst gedruckt, im J. 1480 erschienen ist. Es beginnt mit der vorzüglich in den allegorischen Gedichten beliebten Einleitung, daß der Dichter eines Morgens auf das Feld gegangen sei, wo er sich am lieblichen Gesang der Vögel und an den Blumen ergötzt habe; da sei „ein alter persofant" zu ihm gekommen, der ihm den Ursprung der Reiche von der Sündfluth an bis auf Karl den Großen erzählt habe. Den Beschluß macht des Dichters Klage über den Verfall des Reichs nebst einem Gebet, daß sich Gott über den Nothstand desselben erbarmen und ihm beistehen möge.

*) So in dem größeren Gedichte: „Der Veter leben", in dem büchlein „Von den warmen Bädern" und in dem Spruch: „Wem der geprent wein schad oder nutz sei."

1. Von dreyr pawrn frag.

DRey pawrn pey einander sassen,
Die dreyer frage sich vermassen;
Der erst fraget, wo von doch wer,
Das die gelerten so gefer
Iren weybern möchten gesein:
Es wer ym offt gewest ein pein.
Der ander sprach: „So frag ich dich,
Warumb die wölff so gepzigklich
Nach vnserm viech steln nacht und tag:
Das ist ye auch ein sundre plag."
Do sprach der drit: „Syt ich sol reden,
So hört ich gern von euch peden,
Wo von kum vnd was vrsach sey,
Das wir pawren so gar vnfrey
Vor den rosen stawden besten:
Wie offt vnd dick wir fur sie gen,
Zu reyssens vns vnser gewandt,
Lassen vns nymer hin an pfandt,
Vnd wann nit wer der rosen schmack,
Die vns erfrewen manchen tagk,
So wer nit vil darnach zu fragen,

Das man jr keine auff liß ragen."
Der vierdt pawr ſprach: „Wiſt jr des nicht,
Wie ſich die ding haben verpflicht?
Eins mals ein frumer pawrs man was,
Der diſe ding alſo auß maß:
Er het ein über ſchöne tochter,
Vnd von jr zartheit wegen mochter
Die keinem pawrn lan wider farn,
Vnd weſt jr auch nit zu bewarn
Mit einem herten hantwercker;
So war der adel ym zu ſchwer.
Deshalb er ſie nit hin wolt geben,
Die weyl er ſelber het das leben;
Do aber nehen ward ſein endt,
Bedacht er der tochter elendt,
Vnd was ym faſt leydt vmb jr zarthet,
Das jr nun nymant mer auffwarthet,
Als er ſie ſtet mit fleys verſach;
Vnd was ſein hertzlichs vngemach,
Sie alſo hinter ym zu lan.
Yedoch do er ſich lang beſan,
Vnd manchen ſtandt ym name für,
Het hin vnd herwyder ſein ſpür,
Viel ym die werd prieſterſchafft ein,
Bey der möcht jr am paſten ſein,
Vmb das ſie alweg Got zu ern
Singen vnd ſtet frölichen wern;
Ob ſie wol offt auff ſtunden fru,
Brecht jr das doch nit ſunder mü:
Darumb er ſie den prieſtern ſchuff.
Nun hat derſelbig pawr den ruff,
Wie er das aller ſchönſt kalp het,
Welchs er den wolffen ſchicken thet,
Wan ſie vor jn gewonet worn,
Alweg der ſchelmen fleyſch zu forn,
Darumb man jn das fryſch ſolt geben.
Auch het der ſelbig pawr dar neben
Ein rock, den er zu eren trug,
Vnd wan es ſunſt mer hate fug;
Gut lündiſch rot von tuch er was:
Weſt er nit zu verſchicken bas,
Dan einr dorn ſtawden jn ſeym garten,
Den winter jr mit auß zu warten,
So kelt, eys, ſchne ſein jar gang het,
Das man ſie mit beſchirmen thet,
Vmb das ym ſumer manchen tag
Die roſen geben ſuſſen ſchmack.
Nun ſtarb der man vnd ließ ein frawen,
Die wardt jn die ding anders ſchawen,
Vnd gab die tochter jrem knecht,
Dem was der rock auch gantz gerecht:
Das kalp wart auff der hochzeyt geſſen.
Seyt handt ſich die drey ſtent vermeſſen,
Die pawren nümer zu verlan,
Fechten ſie on vnterlaß an.
Wann pfarrer vnd jr mitgeſeln
Allein nit nach den töchtern ſteln,
Beſunder auch nach jren weyben,
Die meydt kün auch nit vor jn pleyben,
Layſten ſo ſtarck mit auff die pawrn,
Byß ſie ein mal die zeyt erlawrn,
Das jr geſchefft jn werdt verſtreckt,
Dar zwyſchen es jn als nit kleckt,
Wann man helts mit jn vnbeſcheyden.
Jn laſſen auch die wolff nit leyden,
Kelber, rinder, pferd noch ſchoff,
Vnd iſt der pawrn andre ſtroff.
Zum drytten, wo ſie han zu handeln,
Jn ſtawden oder jn hecken wandeln,
Sint ſie nit ſicher vor den dornen,
Zu reyſſen ſie hinten vnd vornen."
Daß peyſpil mercket, jung vnd alt,
Das man der elter gſchefft recht halt.
Was iſt dir doch geholffen mit,
Das genr, der das geſchefft beſchit,
So lang ym fegfewr quelt vnd acht,
Vnd du, der es nit haſt verpracht,
Darnach an ſein ſtat ſitzt vnd pretſt?
Wann du dan auch ein für dich hetſt,
Wer deinthalb gut, wo man jn ſundt;
Jch ſorg, wem das gſchefft ſey verkündt
Vnd nit ym leben es außtrag,
Er prat piß an den jüngſten tag,
Ob es ym anders iſt beſchert,
Das er nit auſſen vmbhin fert,
Wann neben hin get auch ein weg.
O lieber Got, ſeyt nit ſo treg!
Aber dem gſchicht freylich je nit recht,
Der ſich ym leben wol bedecht,
Wo er wyder Got etwas het,
Vnd es wol zeytlich von ym thet,
Auch der von recht gewunnem gut
Jm gar wol ſchickt ein hinder hut,
Vnd thet es, weyl er ſein het macht,
So weſt er, das es wer verpracht.
Vnd wer ein pfenning jn ſeym leben
Vil mer dann nach ſeym todt gegeben,
Rechts goldes gar ein groſſe ſum,
Sag, was magſtu doch kauffen vmb
Ein gelt, das eines andern iſt
Vnd du nit mer gewaltig piſt?
Wann der dein ſel dir ſcheyt vom leib,
Desgleich von kinden vnd dem weib,
Scheyt dich zu vorauß von deym gut;
Vnd ders nach dir beſitzen thut,
Gedenckt darmit nit anders dein,
Dann das ſein zweintzmal mer ſolt ſein.
Do acht, was er dir guts mit thu;
Dan thuſt du hie nit ſelbs darzu,
So gſchichts von andern ſelten mer:
Alſo ſpricht Hanns Foltz Barwirer.

2. Von zweyer frawen krig.

Yneſt gab mir mein ſyn den rat,
Das ich ging auß ſpatziren ſpat:
Ein enge gaß wardt mir bekant,
Da ſchlaych ich durch zu einer want,
Do ich erhört zwey weybes pild,
Der red mich ſeltzam taucht vnd wild.
Jch ſatzt mir für, weiter zu gen,
Gedacht: „Doch pleib recht ſtil hie ſten,
Laß ſehen, was wirt ſein das end."
Alſo ſchmuckt ich mich zu der wend,
Vnd merckt auff ir beder geſprech:
Die ein was ſtil, die ander frech.
Die frech, die redt der ſtillen zu,
Vnd ſprach: „Mein traut geſpil, nu thu
Ein teyl deines weſens mir hie kundt:
Sag, wirbeſtu zu keiner ſtundt
Nach einem pulen, dem du dein hertz
Gantz offenbarſt in ſchimpff vnd ſchertz,
Vnd der des gleichen dich ergetz,
Vnd all ſein willen zu dir ſetz
Jn maß, als du ym piſt gewegen?
Jch pit dich, du welſt mir begegen;
Vnd auff all frag antwürten mir:
Des gleich will ich hin wider dir."
Der ſtilln vor ſcham ein röt her prach,
Doch ſie mit ſuſſen worten ſprach:
„Geſpil hie iſt nit geudes not,
Ob ſchon mein hertz verlangen hat
Nach einem, der ſich mir ertzeigt
Jn maß, als ich ym pin geneigt,
So iſt vnd wardt nye beſſers dran,
Dan das man es verſchweigen kan,
Vnd das auch keins des andern ger
Anders, dan das jr peyder er
Alſo behüt ſey vnd bewart
Das all vntrew vnd falſche art
Sich von in fern gib an ir endt,
Vnd keyns dem andern werd erkent
Anders, dan als die kirch geyeüt.
Wan mir ein ſolcher wurd vertreüt,
So hofft ich, mich mit im zu halten,
Das vnſer lieb nit wurd geſpalten."
Die frech mit lautem lachen ſprach:
„We mir, das ich dich ye geſach!
Nun haſtu doch in aller welt
Weder leypding, noch ewigs gelt
Zwar gleich als wenig, als auch ich,
Vnd wolſt alſo verpinden dich
Etwar zu einem angeſer,
Wie ſo dir der nit dinſtlich wer
Jn dem, das du dein follen heteſt
Vnd nit gantz nach deym willen theteſt
Alsdan gelangt dein mut vnd hertz,
Wie wurd dir ſo gewent der ſchmertz,
So er ſtedt müſt nach narung trachten?
Wer wird dan dein des nachtes achten?
Wan deglich ſorgen vnd ſich grimen
Jn ſolcher freüd gar wenig zymen.
Jch glaub, das du vol vnſin ſeyſt,
So du dich ſolcher Thorheit fleyſt,
Allein nach eren zu trachten welln.

Ir findt so vil, die dar nach stelln,
Das ich mich sein gar hab verwegen.
Dan wiltu dich auff die weg legen,
So kumstu numer mer do hin!
Do ich offt werdt gewesen pin,
Dan liestu dir raten gern,
Ich wolt dich gar vil anderst lern.
  Die stet sprach: „Ler wer mir fast not,
Also das ich mit eren vnd Got
Mein kurtzes leben hie verbrecht
An armut vnd an groß gefecht,
Die manche hot mit einem man,
Dem sie doch muß sein vntertan.
  Dy frech sprach: „Het ich nur geschwigen!
Wan du auff deiner schantz wilt ligen,
War fur wer dan die lere mein.
Du must dich anders schicken drein.
Hör zu, nerrin, wie ich ym thu:
Ich sprich eim nit ein wörtlein zu,
Noch thu vor keinem des geleich,
Wie offt vnd einer fur mich schleich,
Er sey dan reich vnd dar zu milt.
Wirt mir dan von ym nit gezilt,
So kan ich selbs gleich wol die ee,
Das ich dest öffter fur in gee
Vnd ste ym in der kirch entgegen,
Vnd thu kein aug sust nirn bewegen,
Dan das ich stetigs auff in plick.
Sich, das thu ich so offt vnd dick,
Biß ich enwenig an getzundt;
Darnach ich aber dieffer grundt,
Biß er zu worten mit mir kumpt,
Was mir dan dar nach nutzt vnd frumpt:
Do ist er stet gewegen zu,
So lang piß ich sein willen thu.
Sich dan, so streyff ich nacht vnd tag;
Sunst ich ir kein lang leyden mag.
Lieb ane gab pringt kleinen nutz,
Des trutz eim sey vnd wider trutz.
Das keiner meines fleischs versuch,
Es sey dan, das er vor geruch,
Mir pfant vnd gelt zu geben dran:
Sunst ich der prü ym nit gern gan.
Wan ye das sprich wort ist gemein,
Bey schlaffen, artz gelt vnd der wein,
Wo man die drew nit par bezalt,
Wirdt gar nicht drauß, wen es eralt.
Darumb gespil, so folg du mir:
Das rat ich gantz mit trewen dir.
Wer kan sich als mit frumkeit nern?
Man muß zu zeyten drucken schern."
  An hub die stet vnd sprach zu jr:
„Ymer durch got, was sagstu mir?
Ach das die suñ dich ye beschein!
Bistu dan yderman gemein
Schlechts vm der schnöden narung willn?
Wer wirt sich dan ym alter stilln,
So dir dein röblecht farb verget,
Vnd dich dein stoltzer gang verlet?
Wo roter mundt, wo euglein klar,
Wo helslin glat, wo goltfarb har?
Wo zenlin weyß, wo lichte kel?
Wo subtil hendt, wo klares fel?
Nun findt nit hundert jar noch dar,
Das dir die ding begegen gar,
Vnd dan so wirt dir ein getrenckt
Die neyg, die du hast auß geschenckt."
  Die frech sprach: „Ey du weist sein vi..
Wie offt kumpt dan, meiñ libe gespil,
Das manche sich so frumcklich helt,
Do man auch nit gar fast nach stelt.
So ein nit schön, noch freünlich ist,
Vnd etlich, die sich aller list
Vil iar vnd zeyt gepraucht hat,
Wurdt an der letz offt gar gut rat,
Vnd ergreyfft ein nach all jrm willen:
Vnd die sich gantz helt in einr stilln
Vnd meint sich nymant lan benaschen,
Schlecht manch mal die hend in d'aschen,
So sie ergreifft ein kussen pfennig,
Oder wo sunst deß gutz ist wenig.
Ja wer mich wil, der muß mich neren!
Solt ich ym hauß vnd hoff vertzeren,
Dannoch sol er nit werden in,
Ob ich ym feint oder holt pin."
  Die still sprach: „Ey so klag ichs Got,
Das vntreu solchen furgang hot,
Do von du falsches weyb thust sagen,
Vnd solt doch frawen namen tragen.
Ey daß die erd sich nit auff thut,
Vnd dich mit deinem vblen wut
Verschlint, so du mit schmirn vnd ligen,
Laychen, essen, thoren vnd trigen
Die leut so schendtlichen verfurst,
Vnd bey aller poßheyt geschwurst,
Ich solt dir drin auch folgen nach!
Pfuy dich des lasters vnd der schmach!
Nun dar ich wilen leyden pein
Vnd allenthalb dest ermer sein,
Ee ich recht trew veracht so gar,
Wie ich mein leben sunst bewar.
Was ligt dir aber dran, du tawsch,
Wie ser man mit dir zanck vnd rawsch?
Du hast dich aller eren verwegen!"
Mit dem wolt sie die frech gesegen
Vnd von ihr nemen den abschweyff.

  Die frech sie pey dem rock ergreyff,
Vnd sprach: „Gespil, gehab dich paß!
Ich sag dir doch jn trewen, daß
Wan nicht auff erden wyrser dut,
Dan eym getrew sein ane gut,
Vnd das es war sey, das ich sag,
So sichstuß selber alle tag
Von den, die vns weysen vnd leren,
Ob sie nit hab dar vmb begeren.
Der pfarrer vnd seyn prediger,
Sein mit gesellen, sein pfrundteuer,
Vnd ander vil geistlich person,
Hetten sie nit etwas dar von,
Vill dings liessen sie wol hin gen.
Ja kund ich sulches nit auch versten,
Vnd wie vill mancher pfrunde hot,
Dunckt yn, ym sey ir aller not
Vnd het jr dennoch gern noch mer.
Ob ich dan einen gar verker,
Vnd nütz ein andern auch ein weil,
Wirt genr villeicht einer zu teyl,
Der ich in dan nit vngern gan,
So ich den rogen vor hin han."
  Die still sprach: „Sag, was folgt darno,
So dir der kopff wirt kal vnd gro,
Dein naß spitzig, die wangen fal,
Die backen dun, die lefzen schmal,
Ein stinckentz maul, schwartz zen vnd gel,
Dein hawt gleich dinem igels fel?
Wem du dan vntrew hast gethan,
Der wirt sein spot erst mit dir han."

  Die frech sprach: „Da laß mich sorgen:
Ich merk, dir ist noch vil verporgen,
Du pist noch nit zu schul gewesen,
Ein anders wil ich dir her lesen:
Hör, weß ich mich bey zeyt must niten.
Ich ward jung pey der milch verschniten,
Das pracht ein alte hur zu wegen;
Nun ist mir nit vil dran gelegen.
Ich pin die erst nit, noch die letzt,
Damals mich die not erst dran hetzt.
Thu ich jm alter mit einr andern,
Wan ich im hin vnd wider wandern
Vill alter kuplerin vnd hurn
Mit mir hin pringen muß vnd furn,
Vnd habs nit gar gethan vmb sust.
Hör, so niemant mein mer gelust,
Schleich ich dan auch die selben steig;
Darumb heb zu dein maul vnd schweig,
Sorg nit, wie ich mich dan erner:
Darumb so halt dich meiner ler."

  Die still mit zorn beweget wart
Vnd sprach: „Ach Got, was schnöder art
Magstu von einem weibspild sein!
Sag an, denkstu nit an die pein,
Die du vmb solch verfluchte art
Dort ewigklich must leyden hart?
Wie sol dein ymer werden rat,
So vntrew vnd auch falsch getat
Dein sel piß gantz in grundt vergifft,
Wo nicht dein rew das vber trifft
Vor deinem abschyd an dem endt
Vnd es hie nit wird abgewendt?"

  Die frech sprach: „Ey was sol das leben
Hat vns der ritt den prediger geben?
Gespil, schweig! du pist vil zu weyß!
Kunt ich dir sagen still vnd leyß,

Das niemant hört, dan ich vnd du,
Ich wolt dir nennen mer dan zwu,
Die auch zu zeiten abwegs traben,
Vnd vnser reichtum tausent haben.
Was meinstu, das der fyrwitz thu?
Er spricht auch offt einer edeln zu.
Wan so mer gutz vnd paß gelebt,
Ye mer der mut abwegs strebt:
Wan man vindt gar vil junger gsellen
Die nit nach grosser arbeyt stellen,
Vnd doch röck, wammes, hosen, kappen
Allein in frawen dinst ergnappen.
Die warheyt weiter dir zu sagen,
Manche ist mit eim mann erschlagen,
Der pesser in einer kutten wer,
Den pey eim jungen weyb, die er
Des nachts lest grossen zadel haben.
Ist die nit lebendig begraben?
Wie den, do eyne hat ein alten,
Der auch nit alle schantz mag halten?
Ich wil vil ander list geschweygen.
Ja werstu weiß, du solst mir neygen:
Es ist nit halbs golt, das do gleist.
Manch weib wirt gar gering gespeist,
Die sich wol anders het verpflicht.
So wollen als die freunde nicht.
Dan schweig, ich hab dir ein gepilt
Das du wol frey pleibst, ob du wilt,
Vnd nit verpunden pist eym man,
An dem du alweg genug must han."
Hie mit die still geschweigt wart
Weych ab vnd flucht jr tawsend fart.
Do dacht ich mir: „Wo hawt vnd har
Gantz ist entwicht, do wirt fürwar
Kein guter peltz auß nümer mer."
Hie bey, ir iungen gsellen, nempt ler:
Ladt euch so gar pald nit erschleichen,
Vnd das füß vmb die meüler streichen.
Wem nit ein solche sey bekant,
Merck auff jrn gang vnd jr gewant;
Doch auff jr schue von erst, das wist:
Man kent bald wol, was ein ganß ist.
Pleckender hals, geferbte wang
Machen manchem die zen lang,,
Das sie im illgern nacht vnd tag,
Biß er zu jr sich reyden mag.
Ich sag dir, hüt dich, mein pfert schlet dich,
Deüchstu dich noch so meisterlich.
Auch welche junge dirn jr er
Behüten wöl vor falscher ler,
Die selb weit von einer solchen ker:
Das spricht Hanß Foltz Barwierer.

Michael Beheim.



Michael Behaim, den wir schon oben (S. 611) bei den lyrischen Dichtern erwähnt haben, wurde den 27. Sept. 1416 zu Sülzbach im heutigen Königreiche Würtemberg geboren. Von seinem Vater, einem Weber, erlernte er dessen Handwerk, doch sagte ihm das kriegerische Leben besser zu und er trat in die Dienste seines Grundherrn Konrads von Weinsberg, bei dem er bis zu dessen Tod im J. 1448 verblieb, worauf er sich vom Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg anwerben ließ, in dessen Fehde mit den Rothenburgern er von diesen gefangen und übel behandelt wurde. Nach seiner Befreiung bat er den Markgrafen um Entlassung, und von da an wanderte er unstät und mit abwechselndem Glücke von Hof zu Hof bis nach Dänemark und Norwegen, wo ihm die Dichtkunst, die er seit seiner frühen Jugend betrieben zu haben scheint, freundliche Aufnahme verschaffte. Nach Deutschland zurückgekehrt, hielt er sich eine Zeitlang bei Albrecht VI. von Oesterreich auf, zog dann mit König Ladislaus von Böhmen gegen die Türken bis Belgrad, begleitete diesen später nach Prag, wo er jedoch nicht lange verweilte, da seine katholische Gesinnung, die er ohne Scheu bekannte, an dem hussitisch gesinnten Hofe ihm mächtige Feinde zuzog. So wendete er sich nach Wien, wo ihn Kaiser Friedrich eben seiner Gesinnung wegen freundlich aufnahm. Bald nach seiner Ankunft brach 1462 der Aufruhr der Wiener gegen den Kaiser aus, welchen sie neun Wochen lang in seiner Burg belagerten. Dem Kaiser treu ergeben, theilte er alle Gefahren und Leiden der hartnäckigen Belagerung, die er nachher in seinem „Buche von den Wienern" besang, durch welches er sich Verfolgungen von Seiten der Bürger zuzog, so daß er sich im J. 1465 gezwungen sah, Wien und die österreichischen Lande zu verlassen, und sein Heil wieder in der Fremde zu suchen. Er kam im J. 1467 nach Heidelberg, und trat in die Dienste des Pfalzgrafen Friedrich, dessen Thaten er nachher besang. Dort scheint er auch (nach 1474) gestorben zu sein.

Behaims epische Gedichte zeugen eben so wenig, als seine lyrischen, von wahrhaft poetischem Talent, aber sie haben großen historischen Werth, da er in ihnen bedeutende Begebenheiten erzählt, die er zum größten Theil mit erlebt, an denen er sogar persönlichen Antheil genommen hatte. Das bedeutendste ist das schon erwähnte „Buch von den Wienern", welches er strophisch, in der „Angstweise" abfaßte, damit man es „singen oder sagen" könne, ein Beweis, wie sehr es ihm an künstlerischem Urtheil und Geschmacke fehlte. Noch unangenehmer berührt das Buch durch die höchst partheiische Auffassung der Verhältnisse; denn wenn wir ihm als Menschen auch nicht verdenken können, daß er dem Kaiser zugethan war, dem er Manches zu verdanken hatte, so ist es für den Historiker und Dichter unverzeihlich, daß er sich von persönlichen Rücksichten leiten läßt, und über diesem das Große vergißt, welches doch allein in dem muthigen Ausstreben der Wiener Bürger zu finden war. Gegen diese legt er bei jeder Gelegenheit einen kleinlichen Bedientenhaß an den Tag, der ihn zu den gemeinsten Schmähungen verleitet. In seinen persönlichen Rücksichten befangen, hat er keinen Sinn für die Charaktergröße, die er an den Feinden zu bewundern Gelegenheit hatte, macht aber viel Wesens von den unbedeutendsten Einzelnheiten, welche die fürstlichen Herrschaften betrafen, z. B. davon, daß der junge Erzherzog (nachmals Kaiser) Maximilian keine Erbsen essen wollte, und stets nach Fleisch ver-

langte, das nicht zu haben war. Wir haben an dem Gedichte in der That nur zu loben, daß Behaim Alles erzählt, was er weiß, und er uns daher gegen seinen Willen mit Männern bekannt macht, die selbst aus seiner partheiischen Erzählung großartig hervortreten, so mit dem Bürgermeister Wolfgang Holzer, der, eines Becken Sohn, sich zur höchsten Würde in seiner Vaterstadt hinaufgeschwungen und während des Aufruhrs eine hervorragende Stellung eingenommen hatte. Bei seiner Gefangennehmung zeigte er eine Seelengröße, die eines schöneren Endes würdig gewesen wäre, die der befangene Dichter freilich nicht begreift (s. das mitgetheilte Bruchstück), ob er sie gleich durch die Entgegenstellung mit dem ihm ebenso verhaßten Herzog Albrecht hervortreten läßt, der, wie früher seinen Bruder, den Kaiser Friedrich, so später die Wiener verrieth.

Nebst dem Buche von den Wienern hat Behaim die schon erwähnte „Geschichte Friedrichs I.", Kurfürsten von der Pfalz, in Reimen beschrieben, ferner mehrere andere Gedichte über die Türkenkriege, die ungarischen Verhältnisse u. s. w. verfaßt, welche noch ungedruckt sind und ohne Zweifel, wie das Buch von den Wienern, bei großem historischen Interesse ohne poetischen Werth sind.

Wie der Holczer floh.

Da nun der Holezer ersah, daz
Der anslag nit geroten waz
und dis hafleut gevangen warn,
do hub er sich pald zu den tarn,
und flah auss diser erge
hin zu dem Kalenperge.

Daz waz ain gslass und lag ein meiln
von Wien, da hin begund er eiln.
Das gsloss hort auch zu dem land
und lag under dez Halczers hand.
Am dritten tag der lawer
sich klaidet als ein hawer,

Und wolt wider haimlich gen Win.
Da er kam pis gen Nustarff hin,
in disem darff wart er bekant,
und auch gevangen alzu hant.
Ffur war Got daz nit wolte,
daz diser böswiht solte

So leihtlich hin kummen sein,
und nit han gelitten straff und pein
umb dy pesen passhait vervaigt,
dy er dem kaiser het erzaigt:
zwar ez wer schad gewesen,
solt der schalk sein genesen!

Er wart gevangen von zwain weinzürn,
dy in wider gen Wien warn fürn:
dy selben wein zurl furten in
gevangen für den herczag hin.
Dez wart van Osterreiche
herczag Albreht fraleiche,

Und sprach: „Pöswiht! nu sag mir mer,
wu kumt dir solche passhait her,
daz du so grosse verreterei
und schalkait tust so mancherlei,
als sich in kurczen stunden
hy zu Wien hat er funden?"

Der Holezer sprach: „Herczag, sag mir,
welcher ist under mir und dir
der aller grössest pöswiht hy?
Des solt du mich peschaiden! Wy
du pist von vater und muder
des kaisers rehter pruder,

So bin ich nur sein undertan:
schau, wer dy grösten schuld mög han!
Wann als daz, daz ich han er daht
und tun, dar zu hast du mich praht,
mir den ruken gehebet!
Ich tarst nit han erlebet,

Daz ich solch grass ding het volent,
het ich dein hilff nit hie erkent!"
Der herczog sprach auss zornes trub:
„Du later, schalk und leihter pub!
wie tarst mit solchen fürsten
reden zu ainem fürsten?"

Diser Halczer für sein prust slag,
er antwurt im und sprach: „Herczag,
hy han ich, da ich mit pezal!
Dez will ich hie auff diser wal
mir genug dar umb reden
und nit varchten kein scheden!"

Der herczag sprach: „Red dir genug
nach allem deinem sinn und fug,
wann dein reden sal han ein end!
er lebt nit, der daz wider wend!"
Dy herczager in liessen
in dy gevanknuss sliessen.

Kaspar von der Rön.

Es ist noch nicht ausgemittelt, ob Kaspar von der Rön, der aus Münnerstadt in Franken gebürtig war und um die Mitte des 15. Jahrh. lebte, ein herumziehender Bänkelsänger war, oder ob er nur seine Dichtungen für solche verfaßte. Doch hat die erste Meinung die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Er bearbeitete die alten Gedichte der deutschen Heldensage, und er hat sich in so fern ein Verdienst erworben, als durch ihn einige Mären aus dem deutschen Sagenkreise erhalten wurden, die sonst unbekannt geblieben wären. Dagegen ist seine Bearbeitung roh und geistlos und geht vorzüglich darauf hinaus, die großen epischen Gesänge so weit zu verkürzen und zusammenzuschmelzen, daß sie für einen kurzen Vortrag brauchbar wurden, „das man auf einem sitze Dick mög hörn anfanck vnd endt". So verschwand die schöne epische Ausführlichkeit, die jenen Liedern so reiches Leben verlieh, um einer gedrängten und geschmacklosen Aufzählung der einzelnen Begebenheiten Platz zu machen, worauf er aber so stolz war, daß er sich dieser Verstümmelungen wegen selbst lobt; und wohl nur gegen seinen Willen klingen öfters die großartigen Laute des alten Volksgesangs durch. Seine sämmtlichen, in einer ganz barbarischen Sprache abgefaßten Dichtungen sind unter dem Namen des „neuen Heldenbuchs" bekannt; sie umfassen jedoch nicht bloß Stoffe aus der eigentlichen Heldensage (Ortnit, Wolfdietrich, Etzels Hofhaltung, Ecken Ausfahrt, Riese Sigenot, Dietrich und seine Gesellen, Zwerg Laurin, Rosengarten und Hildebrandslied), sondern auch noch eine Bearbeitung von Herzog Ernst und ein Gedicht, das Meerwun-

der genannt. Alle sind in der achtzeiligen Strophe oder in der Berner Weise geschrieben. Wir theilen ein Bruchstück aus „Etzels Hofhaltung“ mit, welches den Kampf Dietrichs mit einem wilden „Wunderer“ erzählt, der eine schöne Jungfrau bis an den Hof Etzels verfolgte und sie aufzufressen drohte, weil sie ihn nicht zum Manne nehmen wollte, ob sie ihm gleich verlobt sei. Weder Etzel noch Rüdiger wollten den Kampf wagen; der achtzehnjährige Dietrich allein stellt sich dem Wunderer entgegen und erschlägt ihn.

Die Jungfrau.

10. Konick Etzel zu tisch do sasse
pey andern kongen gut,
und mit in liplich asse:
die fursten hoch gemut,
die sassen auch alleine,
des gleich die graffen feinn,
die edelmann so feine
genasten pey den graffen sein.

11. Kein tor nit was beschlossen,
und nye beslossen wart:
„Man sol mirs offen lassen,“
sprach Etzel der konig zart,
„wan ich hab doch kein feinde
auf aller welte preit;
die tor mir vast auf leinde,
es darf nimant glait.“

12. Do kom wol an die pforten.
dye hubste magettein,
sie sprach mit sussen worten:
„Hor, lieber wachter mein,
dein genedig lieber here,
wo mag des genade sein?
Wer er mir nit ze fere,
hort er die rede mein.

13. Pit jn durch meynen willen,
daz er mein pet verhor,
und thuen das in der stillen,
so wird mein laid zu stor.“
Der pfortner, der lif palde
für Etzel den konick her,
er ging do in den salde,
do sasz der konick mit er:

14. „Ewr mechtig koncklich krone,
die pit ich umb gelait,
pis ich euch sag so schone,
als man mir hot gesait:
die aller schonste junck frawe;
so ichs noch nye gesach,
vor wunder macht ir die schawe
fur alles ungemach.“

15. Konick Etzel sprach zu hande:
„So heiss sie komen her!“
Der pfortner sie pald fande
und saget ir die mer.
Do trat die junck fraw schane
in den wunickliehen sal:
die kong, die saches ane,
die fursten uber all.

16. Sie hot das schonste hore,
als nye kein mensch gewan,
dar auf ein harpant clore,
von dem ein glantz her pran:
von golt und von gesteine
gab es so lichten schein;
vorn an dem harpant feine
do stunt clarfunckel stein.

17. Den rock, den sie an hete,
der war von perleinn weisz,
die waren drauf genede,
der stunt jr wol noch preisz;
der rock war also swere,
das sie in kawn getrug:
edler stein war er nit lere,
er het ir gar genung.

18. Sie prunnen also helle,
das sie do gaben glast;
ir hals und auch ir kelle
lauch um den gestein so fast,
dar zu ir rode wange,
die prunnen als rübein,
ir roter munt so ange,
mit worden was er rein.

19. Ire stirn und ir augen,
wen man die ane sach,
niemant mocht sie berauben
mit lait noch ungemach,
dar zu ir stolt gerade,
und wol geschickten leib;
an ir war ye kein schade,
das junckfraweliche weib.

20. Ir leib, der war umbfangen
mit eyner gurtel clein,
dar auf manck gulde spangen,
und ye dar nach ein stein
mit varb do under setzet,
mit steinen das geschach;
ir wat was unbeschetzet:
maug kong ir lobes jach.

21. Dye junckfraw war geporen
des aller pesten geschlecht
nit weit im lant zu Moreu
auss grosser konges mecht;
des halb der widen mere
was er eyn konick reich;
mit macht was er so swere,
kawm lebt, der im geleich.

22. Er was so grosz geporen,
mit grosser sterk er facht;
zwen sun so grosz auch woren,
die fachten auch mit macht:
die komen umb ir leben,
als ir noch wert verstan,
von eim, dem must man geben
zu essen mangen man.

23. Got lies den konick sterben
do komen was die zait,
die sun das konckreich erben;
die tochter war inn lait:
do gehisz sie Got dem heren
ir kausz und reynickeit
behalten ymer mere;
ir frumckait sait man weit.

24. Got gab ir do zu lone
der junckfraw wolgethann,
wen sie ein mensch sach ane,
das sie palt wissen kont,

was eygenschaft er hete,
und was sein dancken was,
das sagt sie eim so stete:
die erst genad was das.

25. Dye ander gnad so here
het do die rayne mait,
welch reck wol mit der were
welt gen zu eynem streit,
wen sie jm den das gunde,
so segnet sie den helt,
das er zu keyner stunde
erslachen von keinem felt.

26. Dye dritte genad so schlechte
het sie al tag ein mal,
wo sie nawr hin gedachte,
do hin so kam sie wol
in eyner cleynen weyle,
wo sie hin setzt den sin,
das geschach in sneller eylle,
das sie kam pald dohin.

Ulrich Füterer.

Noch trauriger, als die letzten Umdichtungen der deutschen Heldensage sind die Bearbeitungen der von den höfischen Dichtern vorgezogenen Sagenkreise: bei jenen konnte der lebendige Stoff, es konnten die alten Gesänge noch ihre Wirksamkeit äußern und den Dichter hie und da über sein Talent erheben, ihn mit einem Hauch von Poesie beleben, während die künstlerische Weise der höfischen Dichter viel zu weit ablag, als daß ihre späteren Nachfolger davon hätten berührt werden können. Nur in Einer Hinsicht scheinen sie ihre Vorgänger nachgeahmt zu haben, in der breiten Ausführlichkeit, welche auch die geringfügigsten Dinge bis zum Uebermaße weitläufig darstellt. Dies war schon der Charakter des Titurel (S. o. 466), dessen Verfasser den guten höfischen Dichtern noch näher stand; noch mehr ist es der Fall bei Ulrich Füterer oder Fürterer, welcher den bretonischen Sagenkreis zuletzt bearbeitete. Er war ein Briefmaler zu München und lebte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. Unter dem Titel: „Buch der Abenteuer" bearbeitete er in der Strophe des jüngern Titurel die sämmtlichen Zweige des bretonischen Sagenkreises nebst dem des heiligen Gral, denen er eine Art Einleitung von dem Ursprung der Helden- und Ritterorden und seltsamer Weise auch vom Trojanischen Krieg und dem Argonautenzug voranschickte. Das Gedicht, welches er dem Herzog Albrecht IV. von Bayern (gest. 1508) gewidmet, ist zwar dadurch wichtig, daß der Verfasser verschiedene uns unbekannte Dichtungen und anderweitige Quellen benutzt hat, sonst ist es aber ohne allen poetischen Werth, geschmacklos, langweilig und in einer ganz barbarischen Sprache, die sich dem Bau der Titurelstrophe nur mit Widerstreben fügt und dadurch geradezu lächerlich wird, daß der Verfasser die bei den höfischen Dichtern gebräuchlichen Redeweisen und Ausdrücke in seine rohe Darstellung zu zwingen sucht. Um einen Begriff der Sprache und Auffassungsweise zu geben, genügt es, das kleinste Bruchstück aus dem großen Gedichte mitzutheilen; wir geben die Stelle aus dem Iwein, in welcher erzählt wird, wie der Held einen Löwen aus den Umstrickungen eines Wurmes befreit.

Er urlaupt sich all palde
Von all der werden diet;
Genigen manigvallde
Ward im von in; hie mit er danne schied.
Ains tags er hort vor im ain starken sturm:
Do strait ain leo willde
In ainem walld mit aim grimigen wurm.

Ir würgen und auch peissen,
Das sach Ywan wol,
Ir chratzen und ir reissen;
Er dacht: „Ob ich der ainem hellffen sol!
Welchem von mir hie wirt sterben erweret,
Ich gnews nicht meiner trewen,
Ich wird ett von im todes unerkeret."

Dem wurm aus seinem munde
Gienng ain aislicher stannck;
Bedächtlich an der stunnde
Her Iban in des leoen hellffe sprangh,
Der in auch pracht zu angstlichen nötten.
Her wider von des wurmes pluot
Musst sich der gruene was mit alle rötten.

Mit seinem scharffen swertte
Den wurm er durch das haupt
Schlueg, alls er des begerte,
Davon der valannt lebens ward beraubt.
Erst ward sein sorg, wie er vom leoen chäme:
Der leo mit suesser par erzaigt,
Daz er im ward mit lieb und gar genäme.

Reineke Vos.

Im J. 1498 erschien zu Lübeck ein Buch, welches seiner innern Trefflichkeit wegen die Aufmerksamkeit aller bedeutenden Zeitgenossen auf sich zog und in der Geschichte der Literatur schon deshalb äußerst merkwürdig und wichtig ist, weil es, wie kein anderes, die alte Literatur mit der neuen verbindet, ja die älteste Sagenwelt, wenn auch nicht zu neuem Leben erweckt, doch wieder ins Bewußtsein des Volkes zurückgeführt hat. Es ist der in niederdeutscher Sprache verfaßte Reineke Vos, durch welchen die Thiersage plötzlich wieder auftauchte, die seit dem Reinhart des Glichsenäre und dessen späterer Ueberarbeitung (S. o. S. 298) in Deutschland beinahe ganz vergessen worden war, oder sich höchstens nur noch in einzelnen Fabeln und Erzählungen erhalten hatte. In der Vorrede der Lübecker Ausgabe heißt es ausdrücklich, daß Heinrich von Alkmar, Schulmeister und Zuchtlehrer der Herzoge von Lothringen, das Gedicht aus wälscher und französischer Sprache in die deutsche umgesetzt habe; dagegen behauptete schon Rollenhagen (1542—1609), daß Nicolaus Baumann der Verfasser des „Reineke Vos" gewesen sei. Dieser Baumann, „beim Ursprunge des Weserstroms bürtig", sei eine Zeitlang bei dem Herzog von Jülich angestellt gewesen, sei aber, von Verläumdern angefeindet und vertrieben, an den Mecklenburgischen Hof gegangen und Rath des Herzogs Magnus geworden; er sei im J. 1526 zu Rostock gestorben und liege in der dortigen St. Jakobskirche begraben. Den Reineke Vos habe er aber geschrieben, um sich an den Unbilden zu rächen, die ihm am Jülichschen Hofe widerfahren seien, er habe darin das ränkevolle Hofleben zeichnen wollen und unter dem Fuchs sei Niemand anders zu verstehen, als der Jülichsche Kanzler, durch dessen Umtriebe der Dichter ge-

zwungen worden, Jülich zu verlassen. Da nun aber die neueren Forschungen dargethan haben, daß der Reineke weder aus dem Französischen übersetzt, noch eine selbstständige Arbeit, sondern daß er eine Umdichtung, ja zum Theil sogar nur Uebersetzung eines mittelniederländischen Gedichts ist, so erscheinen die beiden angeführten Angaben als unrichtig, und es kann weder von Heinrich von Alkmar aus dem Wälschen in das Deutsche übertragen, noch von Nic. Baumann selbstständig gedichtet worden sein. Das Wahrscheinlichste ist, daß Letzterer das niederländische Gedicht in der That bearbeitet hat, daß er sich aber unter einem angenommenen Namen zu verbergen suchte, weil er durch die beigefügte prosaische Glosse satyrische Beziehungen hinein legte, unter welchen er allerdings möglicher Weise den Jülichschen Hof verstanden wissen wollte. Und da er gefunden hatte, daß der niederländische Dichter sich in der Einleitung seines Werks auf französische Vorbilder berief, so lag die Behauptung nahe, daß er selbst unmittelbar aus der französischen Quelle geschöpft habe. Eine andere Möglichkeit ist folgende: Das niederländische Gedicht besteht aus einer älteren Hälfte, deren Verfasser, Willem die Matoc, im 12. Jahrh. lebte, und einer etwa hundert Jahre späteren Fortsetzung, deren Verfasser, welcher auch den ersten Theil überarbeitete, unbekannt ist. Vielleicht war dieser eben der in der Vorrede genannte Heinrich von Alkmar; vielleicht besaß Baumann eine Handschrift, welche die Vorrede, somit auch den Namen des Umdichters und Fortsetzers enthielt, und die er ganz einfach übersetzte.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher, daß der niederdeutsche Reineke Vos aus dem niederländischen Gedicht hervorgegangen ist, so wie auch fest steht, daß dieses ohne Vergleich die gelungenste Bearbeitung der Thiersage ist (S. o. S. 298 f.). Das niederdeutsche Gedicht hat aber jenes in der vortrefflichsten Weise wiedergegeben, und der Bearbeiter hat sich in jeder Beziehung als einen Mann von ächt poetischem Sinn, geläutertem Geschmack und gesundem Urtheil beweisen. Die Bearbeitung ist zugleich genau und frei; sie ist beinahe wörtliche Uebersetzung, wo das Original schon das Beste getroffen hatte; sie bewegt sich dagegen in größerer Freiheit, ja beinahe in voller Selbstständigkeit, wo Gründe vorlagen, von dem Texte abzuweichen, sei es ihn zu erweitern, sei es auch ihn zu verkürzen. Doch erscheint das wahre Talent des Dichters noch in einem andern, bedeutenderen Punkte. Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß er seinem Gedichte eine satyrische Beziehung geben wollte, daß er die Bearbeitung vielleicht vorzugsweise aus diesem Grunde mit unternahm; denn es läßt sich nicht verkennen, daß der Reineke die bitterste Satyre gegen die Geistlichkeit, gegen die von ihr anempfohlenen Werke der Scheinheiligkeit, gegen den Mißbrauch der bekanntesten Satzungen der Kirche, so wie zugleich gegen die Fürsten und die Nichtswürdigkeit der Höfe ist. Allein so sehr es nun den Dichter gedrängt haben mag, im Sinne seiner Zeit diese satyrischen Beziehungen hervortreten zu lassen, so hat er sich doch hierin auf bewundernswürdige Weise gemäßigt: er hat sich mit eben so sicherem Geschmack und gesundem Urtheile als poetischem Sinn niemals hinreißen lassen, aus der rein epischen Darstellung in eine didaktische zu verfallen; mit festem Takte weiß er vielmehr die erzählten Begebenheiten so darzustellen und seine Personen (die handelnden Thiere) so vortrefflich zu charakterisiren, daß auch ohne weitere Andeutungen von seiner Seite die satyrische Beziehung zum Bewußtsein gelangt. Aber eben deshalb, weil der Dichter nirgends mit seinen Reflexionen hervortritt, weil die satyrische Tendenz nicht durch bestimmte Aeußerungen desselben bezeichnet wird, sondern nur als Wirkung der erzählten Begebenheiten erscheint, stellt sich die alte Thiersage in ihrer ursprünglichsten Reinheit und Wahrheit dar; sie bleibt an sich von der didaktischen Richtung unberührt, und wer dieselbe nicht im Gedichte sucht, sie nicht durch eigene Reflexion herausfindet, wird die in ihm dargestellte Thierwelt in ihrer ganzen Natürlichkeit und Naivetät auf sich können wirken lassen; es wird ihn, um den kühnen Ausdruck Grimms zu wiederholen, der Waldgeruch anwehen, der das ganze Gedicht durchzieht.

Die Vergleichung mit der älteren Bearbeitung der Thierfabel durch den Glichesäre und dessen Umdichter mit dem „Reineke" fällt durchaus zum Vortheil des letzteren aus, sowohl hinsichtlich der Anlage und künstlerischen Composition, als in Bezug auf die Darstellung im Einzelnen. Des Glichesäre Reinhart trägt noch ganz den Charakter der sich erst entwickelnden Kunst: bei allem Talent des Dichters ist die Darstellung noch hart, ja sogar rauh; er entwirft glückliche Skizzen; aber es fehlt ihm das Colorit, das dem Kunstwerk erst Leben und Bewegung gibt. Dagegen ist der Reineke mit großer Kunst ausgeführt; es ist auch nicht das kleinste Detail vernachläßigt, und jeder Punkt in der ihm angemessenen Weise, bald mehr, bald weniger ausführlich, immer aber lebensvoll ausgemalt. Was die Composition anbelangt, so übertrifft der Reineke schon deshalb den Reinhart, weil er eine viel größere Masse von Begebenheiten zu einem wohlgeordneten, zusammenhängenden Ganzen mit solchem Geschick verarbeitet hat, daß auch keine einzige von den erzählten Thatsachen als müßig oder gar als überflüßig erscheint. Vielmehr tragen sie alle dazu bei, entweder die Haupthandlung fortzuführen oder die Personen zu charakterisiren; und der Dichter, der ohne Zweifel gar manchen Zug aus der überlieferten Thiersage kannte, welchen er nicht in sein Gedicht aufnahm, hat eben dadurch, daß er solche nicht eingereiht, einen weiteren Beweis seiner künstlerischen Mäßigung gegeben.

Wir theilen nun eine kurze Uebersicht des Inhalts und seines Gangs mit.

Nobel, der König, läßt einen Hoftag ausrufen und allgemeinen Landfrieden gebieten: alle Thiere erscheinen, nur Reineke, der Fuchs, nicht, denn er fürchtete harte Anklage, die auch nicht ausblieb. Manche Thiere hatten von Reineken Böses erfahren, besonders Isegrim, der Wolf, der denn auch vom König Genugthuung verlangte. Niemand nahm sich des Abwesenden an, als Grimbart, der Dachs; aber als er eben seine Vertheidigungsrede geschlossen hatte, erschien Henning, der Hahn, welchem Reineke neunzehn Kinder erwürgt hatte. Dieses neue Verbrechen empörte den König, und es ward beschlossen, den Fuchs vor Gericht zu laden. Brun, der Bär, wurde an ihn abgeschickt, aber auch dieser ward ein Opfer von Reinekes Bosheit. Denn dieser, der sich gegen den Gesandten gar freundlich

stellte, lockte ihn zu dem Bauern Rusteovl, und zeigte ihm dort einen gespaltenen Baum, wo viel Honig zu finden sei. Als der Bär auf Reinekes Anrathen Kopf und Vorderpfoten in die Spalte gesteckt hatte, um die süße Speise zu suchen, riß dieser den Keil heraus, daß Brun nun gefangen war. Auf das Geheul, das der Bär erhob, eilte der Bauer mit vielen Leuten herbei, und Alle schlugen gewaltig auf ihn ein, daß er vor Schmerz Kopf und Pfoten herausriß und mit Verlust seiner Mütze und seiner Handschuhe sich befreite. Als er wieder am Hofe erschien, ergrimmte der König noch mehr; es ward beschlossen, den Fuchs durch einen zweiten Boten vor Gericht laden zu lassen. Hinz, der Kater, ward mit der Sendung beauftragt; doch auch er mußte Reinekes Bosheit erfahren. Denn dieser verlockte ihn, in die Scheuer des Pfaffen zu gehen, wo viele Mäuse seien; der Schalk wußte aber wohl, daß des Pfaffen Sohn dort eine Schlinge aufgestellt hatte, die ihm selbst bestimmt war, weil er schon manchen Hahn geholt. Hinze ward von der Schlinge gefaßt, und als er darob laut wimmerte, kam Martinet, des Pfaffen Sohn, der den Fuchs zu finden hoffte, mit Vater und Mutter herbei; Alle schlugen tüchtig auf den armen Kater los, dem es endlich gelang, den Strick zu zernagen und zu entfliehen. Nun ward Grimbart selbst an Reineken abgesendet, welcher es denn auch für das Klügste hielt, sich vor des Königs Gericht zu stellen. Er nahm von Weib und Kindern Abschied und machte sich mit dem Dachs auf den Weg, dem er in Ermangelung eines Pfaffen seine Sünden beichtete; er gesteht nicht bloß ein, Alles begangen zu haben, wessen er angeklagt wurde, sondern entdeckt seinem Gefährten noch manche Missethat, die bis dahin verborgen oder unbekannt geblieben war. Grimbart legte ihm eine Buße auf und gab ihm die Absolution, worauf sie weiter gingen; doch schon unterwegs vergaß Reineke seinen Vorsatz, sich zu bessern, und er war schon im Begriff, einen Hahn, der ihm unter die Klauen gerathen war, zu erwürgen, den er erst wieder losließ, als ihn Grimbart mit Ernst warnte. Der König nahm ihn sehr ungnädig auf und wollte seine Verantwortung gar nicht anhören; doch ließ sich Reineke dadurch nicht einschüchtern, und obgleich nunmehr beinahe alle Thiere Klagen gegen ihn erhoben (1), so wußte er doch auf Alles zu antworten und sich mit bewundernswürdiger Gewandtheit zu vertheidigen, daß alle die Herren sich darüber wunderten. Aber nun traten gewichtige Zeugen gegen ihn auf, in deren Wahrheitsliebe man keinen Zweifel setzen konnte; der König ging in den Rath, welcher Reineken einstimmig zum Tode verurtheilte (2). Als das Urtheil verkündigt war, entfernten sich Reinekes Freunde, wie Martin, der Affe und Grimbart, dagegen jubelten seine Feinde, und sie machten sich bereit, bei der Vollziehung des Urtheils Hülfe zu leisten (3). Nun war Reineke in großer Angst; er sah wohl ein, daß nur eine klug ersonnene List ihn vom Tode befreien könne. Er bat daher den König, seine Beichte öffentlich vor Allen ablegen zu dürfen, was ihm dieser auch gestattete. Indem er nun seine Sünden beichtete, ließ er einige Worte von einem großen Schatze, den er besitze, und von einem Anschlag auf das Leben des Königs fallen (4), was einen solchen Eindruck auf diesen machte, daß er den listigen Fuchs von der Leiter herabsteigen ließ und ihn ganz allein verhörte (nur die Königin durfte dabei gegenwärtig sein), um das Nähere darüber zu erfahren (5). Nun erzählte Reineke, sein Vater habe einst König Ermenrichs Schatz gefunden, und habe sich, dadurch stolz und übermüthig geworden, mit Isegrim, Brun, Grimbart und Hinze verschworen, den König Nobel zu ermorden und den Bären zum König auszurufen. Durch einen glücklichen Zufall habe er von der Verschwörung gehört und den Entschluß gefaßt, den Ausbruch zu verhindern (6). Deshalb habe er seinen Schatz auf die Seite gebracht, denn er habe wohl begriffen, daß sein Vater ohne diesen Nichts ausrichten könne (7), wie es denn auch in der That gekommen sei; denn als die gedungene Mannschaft dreiwöchentlichen Sold zum Voraus verlangte, habe man sie nicht befriedigen können, und Reinekes Vater habe sich aus Gram aufgehängt (8). In der Hoffnung, den Schatz zu gewinnen, und von der Königin, der es noch mehr darnach gelüstete, überredet, verzieh der König dem Fuchse alle seine Missethaten (9); Reineke aber beschrieb dem König den Ort, wo er den Schatz verborgen habe; er liege, sagte er, beim Busche Husterlo und dem Brunnen Krekelput, doch müsse der König selbst hingehen und Reinekes Frau solle ihn begleiten (10). Nobel aber traute dem listigen Fuchs nicht ganz und verlangte, daß dieser selbst ihn begleiten sollte: jene Namen, meinte er, könnten wohl erdichtet sein, denn er habe noch nie Etwas von ihnen gehört. Das war freilich dem Fuchs nicht recht; doch faßte er sich schnell, rief Lampen, den Hasen, zum Zeugen herbei, welcher sogleich bestätigte, daß Husterlo und Krekelput in der Wüstenei gegen Osten von Flandern lägen, und der König entschuldigte sich wegen seines Mißtrauens. Reineke aber sagte, er könne nicht mitgehen, denn er sei im Bann, der König möge ihm daher erlauben, nach Rom zu wallfahrten, um Ablaß zu gewinnen, und von dort wolle er dann über Meer fahren, um völlig von seinen Sünden gereinigt zu werden, was der König billigte (11). Nun erklärte dieser öffentlich, daß er Reineken alle seine Missethaten verziehen habe und daß er ihm vollen Schutz gebe; auch gebiete er, daß man Reineken, seinem Weibe und seinen Kindern bei Tag und Nacht und wo man sie antreffe, Liebe und Ehre erweisen solle. Isegrim und Brun waren damit höchst unzufrieden, aber als sie Einwendungen zu machen versuchten, ward der König zornig, er ließ sie fangen und binden; ja er befahl sogar auf Reinekes Bitten, daß ein Stück Fell aus Bruns Rücken zu einem Ränzchen für den Pilgrim geschnitten würde, und so mußten ihm auch Isegrimm und sein Weib Giermund jeder ein Paar Schuhe abtreten. Der Kaplan des Königs, Bellin, der Widder, mußte nun den Segen über Reineke sprechen; dieser nahm vom König unter Thränen Abschied und er zog, von Lampen und Bellin begleitet, nach seiner Feste Malepartus. Bellin blieb vor der Thür stehen, Lampe ging mit Reineken hinein, aber zu seinem Unglück, denn sogleich fiel der Bösewicht über ihn her und verzehrte ihn. Reineke steckte des Hasen Kopf in das Ränzchen, gab es dem Kaplan mit dem Auftrag, es dem Könige zu bringen. Es seien wichtige Briefe darin, sagte der Schelm, und wenn er sich beim Könige beliebt machen wolle, so solle er sagen, daß er bei ihrer Abfassung mitgeholfen habe. Als aber der König das Ränzchen hatte aufmachen lassen und Lampens Kopf darin erblickte, sah

er, daß er von Reineken schändlich betrogen worden sei. Auf des Leopards Rath ward Bellin dem Bären, dem Wolf und der Wölfin zur Sühnung überantwortet, weil er doch nach seinem eigenen Geständnisse zu Lampes Tod gerathen habe. Brun und Isegrim wurden in ihre Würden wieder eingesetzt.

Der König ließ den Hof verlängern; die Thiere und Vögel erschienen in großer Menge und Alles war gar fröhlich. Die Lust wurde aber bald unterbrochen, denn es kamen das Kaninchen und die Krähe und klagten Reineken an, daß er sie überfallen habe und sie sich kaum vor seinen Klauen gerettet hätten. Darob ergrimmte der König gewaltig, und es ward beschlossen, den Fuchs in seiner Veste zu belagern. Grimbart eilte nach Malepartus mit der Nachricht, doch Reinecke gerieth keineswegs in Angst; er beschloß vielmehr, selbst an den Hof zu gehen und seine Sache persönlich zu führen. Auf dem Wege sagte er, er wolle weiter beichten, was er inzwischen gesündigt und was er in der früheren Beichte vergessen habe, und so erzählte er, wie er einst den Wolf durch eine Stute in Lebensgefahr gebracht habe. Grimbart ertheilte ihm hierauf Vergebung seiner Sünden; doch stehe es schlimm um ihn, fügte er hinzu, da er Lampen getödtet und die Frechheit gehabt habe, sein Haupt dem Könige zu schicken. Reineke entschuldigte aber seine Frevelthaten mit dem Beispiele der Prälaten und Herren. Selbst der König raubt, sagte er, und was er nicht selbst nimmt, läßt er durch Wölfe und Bären holen; dabei glaubt er doch, er thue recht, weil ihm Niemand, nicht einmal sein Beichtvater oder sein Kaplan sagt, daß er unrecht thue, weil sie des Raubs mit genießen. Wer klagen will, wird nicht angehört, und Jeder sieht bald ein, der König sei ihm zu mächtig. „Denn der Löwe ist ja unser Herre; Und hält Alles für eine große Ehre, Was er für sich rauben kann. Er sagt, jeder von uns sei sein eigner Mann; Als ob es adelich wär gethan Zu drücken seinen Unterthan.“ Zudem hat er schlechte Rathgeber, denen er allen Glauben schenkt; Wolf und Bär können thun, was ihnen beliebt; wenn aber der arme Reineke nur Ein Huhn stiehlt, entsteht gleich großes Geschrei: kleine Diebe läßt man hängen, große finden den mächtigsten Schutz. Freilich regt sich bei mir das Gewissen von Zeit zu Zeit, fuhr er fort, aber wenn ich auf die vielen schlimmen Prälaten sehe, dauert die Reue nicht lang. Es ist dies überhaupt das Verderben der Welt, daß die Geistlichen kein gutes Beispiel geben, denn wenn man Einem seine Sünden vorhält, so erwiedert er sogleich, es könne nicht so bös sein, da es auch die Pfaffen thäten. Die meisten treiben Buhlerei, gewinnen Kinder, wie verheirathete Männer, und wenn in früheren Zeiten solche Bastarde verachtet waren, nennt man sie jetzt Frauen und Herren. „Denn das Geld hat nun die Oberhand, Und selten gibts ein fürstlich Land, Wo nicht die Pfaffen den Zoll verwalten Und über Dörfer und Mühlen schalten. Sie sinds, die erst die Welt verkehren, Und andren Leuten Böses lehren, Wenn sie mit fremden Weibern leben Und dadurch böses Beispiel geben. Wenn Blinde so die Blinden leiten, So müssen beide von Gott sich scheiden.“ Die Pfaffen reden viel von Almosen und milden Gaben, aber sie geben selbst Nichts her. „Sie halten dies für die beste Weise: Schöne Kleider und leckere Speise, Haben viel zu thun mit weltlichen Dingen: Was kann ein Solcher beten oder singen?“ — Unterwegs begegneten sie dem Affen, der nach Rom reisen wollte; dieser sprach Reinecken Muth ein, und versprach, ihm in Rom Ablaß zu verschaffen; er solle nur an den Hof gehen und sich an die Aeffin wenden, die bei dem König und der Königin beliebt und ein sehr kluges Weib sei. Als Reineke vor den König trat, nahm ihn dieser sehr ungnädig auf; der Fuchs aber behauptete keck, das Kaninchen und die Krähe hätten ihn verläumdet, und er sei bereit, seine Unschuld in einem Zweikampf zu beweisen; jene aber erschraken und wollten den Zweikampf nicht wagen. Vom König befragt, warum er Lampen getödtet und Bellinen dessen Kopf mitgegeben habe, stellte sich Reineke, als ob er Nichts davon wisse und als ob Bellin den Hasen getödtet habe; zugleich bedauerte er den Tod der Beiden, da er ihnen große Kostbarkeiten für den König mitgegeben hätte. Unterdessen war die Aeffin zur Königin gegangen, und als der König nun in sein Gemach trat, fand er sie dort. Frau Rukenouwe säumte nicht, zu Reinekes Gunsten zu sprechen, sie erinnerte den König, wie oft jener ihm schon durch seine Klugheit großen Nutzen gewährt habe. Der König wußte nicht recht, wie er sich bei der Sache benehmen solle; er ging in den Saal zurück und befrug Reineken nochmals nach den näheren Umständen von Lampes Tod. Reineke aber behauptete wiederholt, Lampe sei von Bellin ermordet worden; er habe beiden herrliche Kleinode, einen Ring, einen Kamm und einen Spiegel, an den König mitgegeben, und diese habe der Widder ohne Zweifel für sich behalten wollen. Die nun folgende Beschreibung, welche Reineke von diesen Kleinodien gibt, ist ganz vortrefflich, sie übertrifft durch die Lebendigkeit, Wahrheit und Anschaulichkeit der Darstellung Alles, was die höfischen Dichter in dieser Art geleistet haben. Sie erinnert an die Schilderung, welche Homer von dem Schilde des Achilleus gibt, und wenn der Dichter des Reineke nicht auch, wie der Grieche, jene Kleinode vor unsern Augen entstehen läßt, so weiß er dagegen eine Anzahl von Zügen aus der Thiersage, denen er sonst keine schickliche Stelle anweisen konnte, hier in kunstreicher Weise einzuflechten. Der Spiegel, sagt er, sei von einem schönen hölzernen Rahmen eingefaßt und dieser mit den schönsten Bildern bemalt gewesen, welche die Fabeln vom Mann und Pferd, vom Esel und Hund, vom Fuchs und Kater, vom Wolf und Kranich dargestellt hätten, die der Dichter mit der höchsten Lebendigkeit erzählt, indem er jene Bilder schildert. So wußte der listige Fuchs den König wieder für sich zu gewinnen, und dieser hätte ihn unbedingt freigelassen, damit er die Kleinode wieder aufsuche, wenn nicht Isegrimm Verwahrung eingelegt, neue Klagepunkte vorgebracht und ihn zum Zweikampf gefordert hätte. Reineke nahm die Ausforderung an und bereitete sich zum Kampfe, zu welchem ihm die Aeffin kluge Rathschläge gab, z. B. sich glatt scheeren zu lassen, sich mit Oel zu salben und dergleichen mehr. Am folgenden Morgen fand der Kampf vor dem Könige und dem versammelten Hofe Statt, der mit großer Lebendigkeit und epischer Ausführlichkeit geschildert wird. Durch List und Betrug gelang es Reineken, den Wolf zu bewältigen, der ihn schon einmal ganz in der Gewalt hatte, bis endlich der König auf Bitten von Isegrims Freunden dem Kampfe ein Ende machte. Reineke aber, der den Löwen durch kluge

Worte ganz für sich gewann, wurde von diesem zum Reichskanzler ernannt, es ward ihm das Reichssiegel anvertraut, und er lebte von nun an in großem Ansehen.

1. (1, 19.) Wo Reinke kumt in den hof vor den konnink, deme he otmodichlik tonyget, unde vindet dar welke, de over en klagen.

Do in dem hof dat was vernomen,
dat dar Reinke was gekomen,
al de dar weren, grot un klen,
begerden alle Reinken to sen.
Dar weren nicht vele in deme tage
se hadden over Reinken sunderlike klage.
Dat dochte Reinken nicht vele van werde,
des dede he alse de unvorverde
mit syneme ome deme grevink
drystichliken he so vor sik gink,
zyrliken dorch de nogesten strate,
also modich van gelate,
efte he were des konninges sone,
un eft he nymande up ene bone
edder sus nymande hadde misgedan.
  Vor Nobel den konnink ging he stan
mank de heren in dem pallas,
un helt sik bet wan eme was.
He sprak: „Eddele konnink, guedige here,
dorch juwe eddelheit un dorch juwe ere
ik bidde, dat gy my horen to recht.
It en hadde ny here so truwen knecht,
alse ik juwer vorstliken gnaden bin,
wowol dat der vele hier syn,
de my juwe vruntschop menen beroven
mit loggen, wan gy en des wolden loven.
Men juwe rat is vrot erst un lest;
gy loven nicht draden, dat ist das best,
wat ju desse valschen alle vorelesen
mit legen un dregen in mynem afwesen,
se haten, dat ik juwe beste mene,
un ju alle tyt truwichliken dene." —
De konnink sprak: „Swyget, latet af!
juwe smeken helpet ju nicht en kaf.
Juwe undat wert ju nu vorgolden,
wo gy den vreden hebben geholden,
den ik gebot, un hebben gesworen.
Hier steit de hane, de hest vorloren
syn slechte. O valsche untruwe def
Dat gy vele seggen, gy hebben my lef!
dat hebbe gy in deme laster myn,
un is an mynen luden wol schyn:
arm man Hinze vorlos syne sunt
un Brun is noch syn hovet vorwunt.
ik wil ju nicht vele mer schelden,
men juwe hals schal des entgelden.
Hier syn vele klagers un schynbar dat
dit alle wil ju wesen quat." —
„Gnedige here," sprak Reinke, „wat schadet my datte,
eft Brunen noch blodich is syne platte?
Worumme was he so vormeten
un wolde Rustevilen syn honnich eten
un em de bur laster andeden?
Brun is ja so stark van leden!
Is he geslagen, efte vorsproken
were he gut, he haddet gewroken,
er he quam in dat water.
Echter ok mede Hinze de kater,
den ik herbergede un wol entfenk,
un he do ut umme stelen gink
to des papen hus sunder mynen rat,
un eme de pape dede quat,
seker, scholde ik des entgelden
un ik darumme lyden schelden?
Dat were to na juwer vorstliken kron!
Doch wat gy wilt, dat moge gy don
un also gebeden over my,
wo gut un klar myne sake ok sy:
gy mogen my vromen, gy mogen my schaden,
ja, wil gy my seden efte braden,
hangen, koppen efte blenden,
so bin ik in juwer gnaden henden.
Wy syn jo alle in juwem bedwank:
stark sy gy, un ik bin krank;
myn hulpe is klen, de juwe is grot.
Vorwar, al sloge gy my ok dot
dat were ju ene kranke wrake!
Doch wil ik al in desser sake
rechtferdich un uprichtich syn." —
Do sprach rambok, de het Bellyn:
„It is recht tyt, wille wy nu klagen." —
Dar quam Ysegrim mit al synen magen,
Hinze der kater un Brun de bare,
un der deren ene grote schare:
Lampe de hase und de esel Boldewyn,
Wackerlos de klene, ok de grote hunt Ryn,
Metje de zege un Hermen de bok,
ekeren, weselken, hermelken weren dar ok,
de osse, dat perd, de weren ok dar,
veler wilder deren ene grote schar:



dat herte, dat re un Bokert de bever,
kanynen, marten, un ok de wilde ever,
Bartolt de adebar un Marquart de hegger,
ok Lütke de kron weren dar alle degger;
Tibbeke de ant un Alheit de gos:
desse klageden alle over den vos.
Henniuk de hane vn alle syne kinder
klageden gans ser eren hinder.
Noch weren dar der vegele mer
un andere der deren en grot her
de ik nu nicht al kan nomen:
desse alle wolden den vos verdomen,
un dachten darup mit scharpen sinnen,
wo se em syn leven mochten afwinnen.
Se gingen vor den konnink al,
dar horde men klage ane tal.

2. (1, 20). Wo Reinke van velen synen wedderparten vorklaget wart in swaren saken, wo he islikem antwort gaf, doch int leste mit tügen overwunnen wart unde to deme dode vorordelt.

Alsus wart dar en grot parlement.
De deren, de da stunden ummentrent,
wolden Reinken syn lyf afwinnen;
se spreken en an mit allen sinnen,
mit velen klagen, de men dar horde:
ja, islikem gaf he schon antworde.
Ny wart gehort up enen dach
mere klage, alse dar geschach
van vogelen un wilden deren,
van nouwem rade un mannich viseren,
dat men dar horde un vornam.
Men do Reinke to antworde quam,
wart ny schonre entschuldinge gehort,
alse Reinke darsulvest brachte vort.
He entschuldigede sik in all den dingen,
de men over en mochte bringen,
dat al den heren dat wunder dede,
dat Reinke wuste so schone rede,
un sik al der sake wolde entleggen,
de men dar over en konde seggen.
Int leste, dat ik korte desse wort,
quemen etliche tüge dar vort,
dat weren uprichtige waraftige mans;
se tugeden over Reinken hel un gans,
schuldig to wesen in der missedat.
Do gink de konnink in den rat;
se sloten endrachtigen un enes modes:
„Reinke de vos is schuldich des dodes!
Men schol in binden un vangen
darto by syneme halse uphangen!" —
Syne kloken worde hulpen nicht vele,
do gink it Reinken ut deme spele.
De konnink dat ordel sulven afsprak,

darumme Reinke gans sere vorschrak,
un wart to der sulven stunden
gevangen un harde gebunden.

3. (I, 21.) Reinke gevangen unde gebunden wart unde wart geforet nach deme dode, unde wo Reinkens vrunde orlof nemen.

Do Reinke alsus was gevangen,
un dat ordel was, men scholden hangen,
un Reinken vrunde dit hadden vornomen,
de ok to hove weren gekomen,
alse Marten de ape, de ok was to rechte;
un Grimbart mit velen, de in Reinken slechte
horden un em toquemen van blode,
de dit ordel horten gans node,
un worden hierumme ser bedrovet,
mer wan jennich rechte lovet,
wente Reinke was en banrehere,
un wart gewyset van aller ere,
darto in enen schendigen dot:
Se en-mochten nicht desse not
vordragen, men se nemen orlof
van deme konninge un rumeden den hof.
De konnink betrachte desse dink,
dat mannich knape van em gink,
der vele was ut Reinken slechte:
„It were gut, dat ik bedechte,"
sprak he to enem ut syneme rat,
„al were ok Reinke noch so quat,
in synem geslechte is doch mannich man,
den de hof ovel entberen kan." —
Ysegrim, Hinze un Brun de bare,
desse nemen Reinkens mest ware;
Dit weren, de en bunden un vengen,
desse dachten en ok up to hengen.
De konnink hatte en bevolen dat,
dit deden se gern, went se weren em hat.
Do de do sus mit em quemen,
dar se to hant den galgen vornemen,
do sprak Hinze to deme wulve:
„Her Ysegrim, gedenket nu an dat sulve,
wo Reinke, desse quade def,
dat to werke brachte un ok dref,
un he ok sulven mede utgink,
dar men juwe beden broder uphink,
des Reinke do vro was in al syneme gelate;
betalet ene nu mit der sulven mate!
Ok, Brun, gedenket, wo he ju vorret
to Rustevylen hus, dat mannich wet,
dar ju slogen bede manne un wyf,
dat ju blodich was bede hovet un lyf.
Set to, wente Reinkens liste syn grot!
Entqueme he wech ut desser not,
sus wroke wy uns nummermere.
Darumme latet uns hasten sere;
he heft it an uns grot vorwracht,
dar mote wy nu syn up vordacht." —
Do sprak Ysegrim alse vort:
„Wat helpen doch also vele wort?
Hadde wy enen rep este lyne,
draden wolde wy eme korten de pyne." —
Se spreken Reinken al entjegen.
Alse he sus lange hadde geswegen,
so begunde Reinke ok to spreken;
he sprak: „Nu gy ju doch willen wreken,
my wundert, gy nicht na dem ende slat.
Hinze wet wol guden rat
to ener lynen stark un gut,
dar he to des papen hus inne stot,
dar he noch wechquam ane alle ere.
Ok Ysegrim un Brun, gy hasten sere,
dat gy juwen om tom dode bringen;
gy menen, jü schal denne wol gelingen." —
De konnink un al syne heren,
de dar do mit to hove weren,
ok de konniginne des gelyke,
se volgeden alle na, arm un ryke;
van Reinken wolden se sen den ende.
Ysegrim bevol al, de he kende,
synen magen un synen vrunden,
dat se jo vaste by em stunden,
un dat se Reinkens nemen war,
dat he nicht wechqueme ut de var.
Sunderliken bevol he syneme wyve,
he sprak: „Se to by dyneme lyve,
help holden vaste dessen vos!
Ik segget, vorware, queme he nu los,
he worde arger in korter tyt
un scholde uns schenden mit allem vlyt."
Sus sprak he ok Brunen an:
„Gedenket, wat schande he ju heft gedan!
Dit wil wy em nu al betalen.
Hinze schal de lyne uphalen,
he is behender un lichter, dan wy.
Holdet un stat my alle by.
Ik wil de ledder to rechte vlyen:
nun betale wy em syner tuscheryen." —
Brun sprak: „Settet de ledder wisse an!
Ik wil en holden alse en man." —
Reinke sprak: „Juwe sorge is grot,
dat gy juwen om bringen in den dot,
den gy bildichlik scholden beschermen,
un gy ju syner ser entfernen,
dat he so nicht en queme in schade.
Dorste ik, ik bede half genade.
Ysegrim hatet my boven al:
he büt, dat syn wyf my holden schal.
Wolde se denken an olde dat,
nummermer dede se my quat.
Doch it mot nu over my gan;
ik wolde, dat it were gedan.
Myn vater starf ok in sorgen grot,
men do he nam synen dot,
do was it kort mit em gedan;
ok volgede em nicht so mannich man.
Schande mote ju weddervaren,
wo gy Reinken lenger sparen!" —
Brun sprak: „Hore gy, dat he vloket uns al?
Syn tuschen nu ende nemen schal!" —

4. (I, 22.) Wo Reinke bat umme tyt, syne bicht oppenbar to don, unde wat he bichtede in meninge, sik los to dedingen unde andere in de sulve last to bringen, so it geschach, do he by den galgen quam.

Reinke was in angste grot;
he dachte: „Mochte ik in desser not
un recht nu in desser stunt
vinden enen nyen vunt,
dat my de konnink dat leven geve
un by dessen dren de schande bleve."
So sprak Reinke to sy sulven van binnen:
„Hier mot ik up denken mit allen sinnen,
allent wes ik nu bruken kan,
wente de not, de geyt my an.
Al is de konnink gram up my
un mannich ander, de em is by,
wattan? dat hebbe ik al vordent.
It mochte noch werden unmegewent;
de konnink is stark, syn rat is vrot,
nochtan en do ik em nummer gut.
Queme ik to worden, dat hope ik nach,
ik worde nicht gehangen up dessen dach." —
Sus was Reinke in angste grot,
he sprak: „Ik se vor my den dot,
deme ik nu nicht mag entgan.
Hierumme gy alle, de nu hier stan,
ju bidde ik ene klene bede,
er ik van der werlde schede,
dat gy willen bidden den konnink un,
dat ik mage spreken vor ju
myne bicht mit allem vlyt,
dat my de konnink wille gunnen de tyt,
up dat ik de warheit moge vormelden,
un dat myner undat nicht dorve entgelden
en ander unschuldich, we he ok sy,
un nicht betegen werde umme my,
up dat god, de alle dink recht wil lonen,
myner selen desto bet wille schonen." —
De meste del, de dit horden,
worden bewogen van den worden;
se spreken: „It is twar ene klene bede!"
un beden den konnink, dat he dat dede.
Des gaf de konnink orlof darto.
Reinke wart wedder en weinich vro;
he dachte, it mochte noch beter vallen,
un sprak alsus vor en allen:
„Nu help my, spiritus domini,
wente ik en se hier nymande by,
dem ik nicht hebbe entjegen dan.
Vorder, do ik noch was en klen kumpan
un ik nicht mer en soch de brusten,
do gink ik vaken na mynen lusten
mank de jungen lammer un zegen,

wan se gingen buten den wegen.
Ere bleken un stemmen horde ik gern.
Do begunde ik ersten lekkerye to lern,
wente ik vorbeter en to dot,
dar lerde ik ersten lapen dat blot.
Darna vorbet ik junger zegen ver;
ik taste to, un dede dat noch mer.
Sus wart ik dryster un koure,
ik sparde wedder vogel este houre,
ek aute un gose, wor ik se vant:
ik hebbe der vele gerakket int sant,
de ik al van deme levende brochte,
wan ik se nicht al eten mochte.
Darna quam ik by Ysegrine
in eme winter by deme Ryne;
he schulede under enem bom,
un rekende sik, dat het were myn om.
Do ik en horde sus de mageschop vortellen,
alsus worde wy aldar gesellen,
dat my nu wol mit rechte mach ruwen;
wente wy leveden dar mit truwen
gute geselschop de ene dem anderen,
un begunden to samende alse to wanderen:
he stol dat grote un ik dat klene;
dat wy kregen, dat was gemene,
doch nicht so mene, so it scholde,
wente he delede it, so he wolde:
numme krech ik rechte myn del half;
wente so wan Ysegrim hedde en kalf,
ene zegen, enen weder este enen ram,
so grimmede he un makede sik gram,
uppe dat he so my van sik dref
un em myn del allene blef.
Noch was dit dat minste al;
men alse wy hadden solk geval,
dat wy enen ossen este ene ko
gevengen, ja, denne quemen darto
syn wyf un mit er seven kinder,
denne mochte ik klagen mynen hinder,
ik krech denne nouwe den minsten rebben;
nochtan er ik den mochte hebben,
hadden se dat vlesch al afgegnagen,
darmit moste ik my vordragen.
Doch god dankes ik haddes nen not,
wente ik hebbe noch den schat so grot
bede an sulver un an golde,
dat den en wagen nicht dregen scholde
to sevenwerf un so wechvoren." —
De konnink begunde hierna to horen,
alse he den schat horde nomen,
un sprak: „Von wanne is de ju gekomen?
segget it nu, ik mene den schat." —
Reinke sprak: „Wat hulpe my dat,
dat ik ju des nicht en sede?
Wente ik en neme des nu jo nicht mede.
Ik wilt ju seggen, nu gy it my het:
wer dorch lef noch dorch let
schol dat nu lenger blyven vorholen:
wente de schat was-gestolen;
it was bestelt, men scholde ju morden,
hadde de schat nicht gestolen worden.
Gnedige here, merket gy dat?
Dit makede de vormaledyede schat.
Dat de schat sus gestolen wart,
des dede myn vader ene quade vart
van desser werlde to ewigem schaden,
doch was it nutte to juwen gnaden."

5. (I, 23.) Wo de konnink let swygent beden unde Reinken van de ledderen wedder afstygen, up dat he ene bet vragede.

Alse de koniginne van Reinken horde,
dat he sprak van desseme morde,
de andrepende was erem heren,
se begunde sik ser to vorveren.
Se sprach: „Ik vormane ju, Reinart,
up de lange hennevart,
de juwe sele un varen schal,
dat gy de warheit seggen al,
wot it is umme dessen mort." —
De konnink sprak do alse vort.
„Men schal beden enen isliken to swygen,
un laten Reinken nedderstygen.
Desse sake geit my sulvest an,
dat ik de bet moge vorstan." —
Do krech Reinke enen beteren mot
up der ledderen, dar he stot,
se mosten en do alse wedder
afstygen laten van der ledder.
De konnink nam en by sik allene,
ok de konniginne un vrageden ene,
wo desse sake were getacht?
Ja, do welde Reinke legen mit macht.
He dachte: „Mochte ik nu wedder winnen
des konninges hulde un der konniginnen,
un mochte dat darto vorwerven,
dat ik desse alle mochte vorderwen,
de sus nu stan na myneme dot,
un ik so queme ut desser not,
dat mochte ik reken vor grote bate;
men ik mot ser legen utermate."

6. (I, 24.) Wo Reinke openbar wroget unde besecht synen egenen vader unde syne anderen vrunde, uppe dat in sodaner maneren syne vyende mede worden besecht, unde wo he by sodanen stucken wart vorloset.

De koniginne sprak wedder an:
„Reinke, latet uns recht vorstan
von desser sake de warheit vast,
und dat juwe sele blyve unbelast." —
Reinke sprak: „Syt des bericht,
ik mot nu sterven, dat it anders nicht;
scholde ik denne myne sele alse beladen,
darmit se queme in ewigen schaden,
un se des ewig scholde entgelden?
beter isset, dat ik de nu mot melden,
wowol se syn mene levesten magen,
de ik vilnode scholde bedragen.
Ik vruchte der hellen pyne, de dar is grot
darumme ik it jummer seggen mot." —
Demme konnink wart dat herte swar;
he sprak: „Reinke, sechstu ok war?" —
Reinke sprak. „O eddele here,
it is war, al bin ik sus sundich sere.
Wat scholde my dat to bate komen;
dat ik my sulven wolde vordomen?
Gy sen jo wol, wo it mit my is:
sterven mot ik nu, dat is wis;
scholde ik nu nicht spreken de warheit,
to my de dot vor ogen steit?
My mach nicht helpen bede este gut." —
Sus bevede Reinke, dar he stot,
in eneme gevinseden schyn von vruchten.
Vort sprak de koniginne mit tuchten:
„Reinkens not entfermet my sere:
hierumme bidde ik ju, myn here,
dot Reinken etlike gnade,
up dat nablyve groter schade,
latet ene nu in desser stunt
uns witlik don den rechten grunt,
un dat en islik swyge stil,
up dat he nu spreke, wat he wil." —
De konnink bot swygent alse vort.
Reynke sprak: „Nu horet myne wort!
Is dat myneme heren deme konnink lef,
ik wil ju lesen sunder bref
un de vorrederye openbaren,
dar ik nymande denke an to sparen." —
Nu mach men horen enen nyen vunt!
Reinkens losheit hadde nenen grunt,
wo he synem egen vader mede
quat un unere oversede,
ok dem grevink, synem levesten vrunt,
de em doch in allen noden bystunt.
Dit dede he al in der andacht,
dat men synen worden desto bet geve macht
dat he alse mit syner sprake
syne vyende brochte in der sulven sake,
de sus nach syneme lyve stunden.
He sprak: „Myn here vader hadde gevunden
des mechtigen konninges Emerikes schat
in eneme vorholentliken pat;
un do he hadde sus grot gut,
wart he so stolt un hoge van mot,
un helt alle deren in unwerdicheit
mit syner gekliken hochvardicheit,
de tovoren syne gesellen waren.
He let Hinzen de kater varen
in Ardennen, dat wilde lant,
dar he Brunen den baren vant;
he enbot eme dar syne hulde,
un dat he in Vlanderen komen scholde,
este he konnink wolde wesen.

Do Brun un Hinze den bref hadden lesen,
he wart kone, vrolik un unvorwert,
wente he des lange hadde begert.
He reisede in Vlanderen altohant,
dar he mynen heren vader vant,
he entfenk ene wol un sande tor stunt
na Grymbart dem wysen, unsen vrunt,
un na Ysegrim ok also vort.
Desse ver handelden mannich wort;
Hinze de kater was de vyfte.
Dar licht en dorp, dat het Yfte.
Twischen Yfte un Gent
hadden se sus dit parlement
in ener dusteren langen nacht.
Nicht mit got, men des düwels macht,
un mit mynes vaders gewelde,
de se dwank mit syneme gelde,
sworen se dar des konninges dot.
En islik deme andern syne hulde bot.
Se sworen up Ysegrimes hovede vorware
alle vyfe, dat Brun de bare,
den wolden se to konninge maken,
un voren en in den stol to Aken,
un seten eme up de krone van golde
Were ymand, de dit keren wolde,
van des konninges vrunden efte magen,
de scholde myn vader al vorjagen,
mit syneme schate dat ummedryven,
mit umme to kopen, mit breve to schryven.
Dit krech ik to weten also:
It geschach up enen morgen vro,
dat Grymbart den wyn trank ungespart,
darvan he vrolik un drunken wart,
un sede dat hemeliken syneme wyve;
he sprak: Se, dat dit by dy blyve!
Se swech so lange, vorstat my recht,
dat se it myneme wyve ok heft gesecht.
Se swor er, dar se weren tosamen,
by der dryer konninge namen,
by erer ere und truwe,
wer dorch lef noch dorch ruwe,
nymant dat scholde seggen vort.
Men myn wyf helt nicht ere wort:
wente dat erste, dat se by my quam,
sede se my al, dat se vornam.
Se sede ok en warteken darby,
dat ik enket vorstunt by my,
dat it war was allerdink.
Ik was al drovich, wor ik ok gink.
Ik wart andenken der poggen al,
de ens to god repen mit grotem schal,
dat he en enen konnink wolde geven,
dat se in dwange mochten leven,
wente se weren fry in allem lant.
God horde se un sande en to hant
den adebar, de se noch hatet
un se nummer in vreden latet,
alle tyt deit he en ungenade.
Nu klagen se vast, nu isset to spade;
se syn bedwungen allerdink
under den adebar, eren konnink." —
Sus sprak Reinke to al den heren,
de dar stunden un de dar weren. —
„Set, sus vruchtede ik ser vor uns allen,
dat ik ok mit uns sus mochte vallen.
Here, sus sorgede ik ok vor ju,
des gy my weinich danken nu.
Ik kenne Brunen schalk un quat,
un vul van groter overdat:
darumme vruchtede ik ene ser.
Ik dachte, worde he unse her,
dat wy denne alle weren vorlorn.
Ik kenne den konnink wolgeborn
ser mechtich un ok guderteren,
un ok genedich allen heren.
Ik dachte vaste up desse dinge;
it were ene quade wesselinge,
dat men enen bur, enen unedelen vrat,
brochte in alsodanen stat;
Ik dachte darup mannige weken,
wo ik desse sake mochte tobreken.
Boven alle sake vrodede ik dat,
behelde myn vader synen schat,
he scholde mit syneme valschen spele
to plasse bringen vele un vele,
un den konnink bringen van syner ere.
Dit betrachtede ik gans sere,
wor de schat wesen mochte,
up dat ik en van dannen brochte.
Wor myn vader, de listige olde,
in deme velde efte in deme wolde
hennetoch efte hennelep,
was it het, kold, nat efte drep,
was it by nachte efte by dage,
jummer was ik ok in der lage.

7. (I, 25.) Wo Reinke sprikt unde vorvolget syne upgehavene laggen van deme schate, unde sprikt, so hier volget.

Ik lach up ene tyt in der erde
un wachtede, alse de ser begerde,
wo ik best geweten konde,
un wor dat ik den schat gevunde,
dar ik gerne van hadde vornomen.
Do sach ik mynen vader komen
ut ener stenritsen, de was depe.
Ik lach vorborgen efte ik slepe;
nicht en wuste he van my,
dat ik em was so na by.
He begunde syk wide umme to sen;
. do he vornam, dat he was allen,
un alse he sus nymande sach,
dede he, alse ik ju seggen mach:
he stopte dat hol wedder mit sande
un makete dat gelyk deme anderen lande.
Dat ik dit sach, dar wuste he nicht van.
Ok sach ik, er he schede van dan,
dat he den stert let overgan
dat syne vöte hadden gestan;
he vorwildede ok syn votspor mit dem munde.
Dit lerede ik dar in der stunde
van myneme olden valschen vader,
de desse liste wuste allegader.
Sus lep he wech nach syneme gewinne.
Ik dachte vast in myneme sinne,
efte dar mochte wesen der schat?
Ik ging to werke, un opende dat gat
mit mynen vöten un krep darin.
Dar vant ik groten gewin,
synes sulvers vele un rot golt.
Hier en is ok nymant also olt,
de des ye so vele tolyke sach!
Do sparde ik wer nacht efte dach;
ik ging slepen un dragen
sunder karen un sunder wagen.
My halp myn wyf, vruwe Ermelyn;
wy hadden arbeit un pyn,
er wy den ser ryken schat
brochten in ene ander stat,
dar he bet lach to unser lage.
De wyle was myn vader alle dage
by den, de den konnink sus vorreden.
Nu moge gy horen, wo se deden!
Brun un Ysegrim sanden ut to hant
ere breve in mannich lant
an alle, die soldye winnen wolden.
Brun de bare scholde se upholden,
un dat se schere to em quemen
un ere soldye tovoren nemen;
he scholdet en geven mit milder hant.
Myn vater lep do dorch de lant
un droch erer tweer breve.
Wo luttik wuste he, dat de deve
em synen schat hadden genomen.
Ja, haddet em ok mogen vromen
al de werlt to den stunden,
he en-haddes nicht enen pennink gevunden."

8. (I, 26.) Wo Reinke noch sprikt van syneme untruwen vader, unde wo de syn ende nam, darmit he syne loggen slut.

„Do myn vader al umme mit pyne
twischer der Elve un dene Ryne
hadde gelopen dorch de lant,
dar he mannigen soldener vant,
de he wan mit syneme golde,
de Brunen to hulpe komen scholde;
alse de sommer queme int lant,
do kerede he wedder, dar he vant
Brunen un de gesellen syn.
He sede en van de groten pyn
un der mannichvoldigen sorge,
de he vor de hogen borge
int lant van Sassen hadde geleden,

dar de jegers na em reden
mit eren hunden alle dage,
un so syn lyf hangede in der wage:
se hadden eme dan vele to wedderen.
Dit sprak he vor den vorrederen.
He togede ok de breve van den gesellen,
de Brunen do ser wol bevellen;
de lesen se alle vyve to samen,
dar twalf hundert kempen by namen:
van Ysegrims magen al in stunden
mit scharpen tenen un wyden munden,
sunders de katers un de beren,
de alle in Brunen hulpe weren.
Al de velvraten un de dassen,
bede van Doringen un van Sassen,
desse hadden al mit em gesworen
in deme, dat man en geve tovoren
van dren weken eren solt,
so wolden se komen mit gewolt
to Brunen by dem ersten bode.
Det hinderde ik alle, des danke ik gode.
Do dis alsus al was bestelt,
gink myn vader over gint velt
un wolde ok den schat beschouwen,
men to gink it to grotem ruwen:
jo mer he sochte, jo min he vant,
al syn sokent was men en tant;
syn schat was al wechgedragen.
Dar dede he, dat ik mach klagen,
wente he van torne sik sulven hink.
Alsus blef na Brunen dink
by mynen behenden listen al.
Nu merket hier myn ungeval!
Ysegrim un Brune de vrat
hebben nu den nouwesten rat
by dem konnink tor hogen bank,
un arm man Reinke is sunder dank,
heft synen egen vader overgeven,
umme dem konnink to beholden syn leven.
Wor syn se hier, de dit don scholden,
syk sulven to vorderven, umme ju to beholden?" —

9. (I, 27.) Wo Reinke den konnink unde de koniginne vorleidet mit loggenen unde se in wanhopeninge bringt van dem schatte.

De konnink un de koniginne,
se hopeden bede up gewinne;
se nemen Reinken up enen ort
un spreken: „Segget uns nu vort,
wor gy hebben den groten schat?" —
Reinke sprak: „Wat hulpe my dat;
scholde ik nu wysen myn gut
deme konninge, de my hangen dot?
un lovet den deven un den mordeneren,
de mit legende my besweren,
un willen my vorretliken myn lyf afwinnen?" —
„Nen, Reinke," sprak de koniginne,
„myn here schal ju laten leven,
un ju vruntliken vorgeven
altomalen synen ovelen mot.
Gy scholen vortan wesen vrot
un myneme heren alle tyt getruwe." —
Reinke sprak: „Myn leve fruwe,
in dem dat my de konnink nu
dit vast loben wil vor ju,
dat ik mach hebben syne hulde,
un al myne broke un schulde,
ok allen unmot my wil vorgeven,
so is nen konnink nu in deme leven,
so ryke, alse ik en maken wil,
wente des schattes is boven mate vil
un wil eme wysen, wor he licht." —
De konnink sprak: „Vruwe, lovet eme nicht!
legen, stelen un roven,
sodanes moge gy eme toloven;
he is der argesten loggener en. —
De koniginne sprak: „Here, nen!
Al was Reinke quat van leven,
nu moge gy em wel love geven,
wente he de grevink, synen vrunt,
mede besecht in desser stunt,
darto ok synen egen vader,
de he beschonen mochte allegader,
un mochte dat seggen van andern deren
wolte he wesen quaderteren:
he wert nicht mer syn so ungetruwe." —
De konnink sprak: „Mene gy dat, vruwe,
un der gy dat vor ju beste raden,
dat dar nicht na kome groter schaden,
so wil ik desse broke nemen uppe my
van Reinken, wo grot de sake ok sy,
un wil echt loven synen worden schone.
Men ik sweret em by myner krone,
weret dat he hierna mer misdede,
al de em toboren tom teinden lede,
we se ok weren, se scholden al
komen in schaden un ungeval,
darto in vele parlement!"
Reinke sach sus ummewent
den konnink, un krech enen beteren mot.
„Here," sprak he, „ik were unvrot,
wan ik nu spreke alsodane wort,
de ik so nicht bewysede vort,
ja in korter tyt spade un vro."
De konnink menede, it were also,
un vorgaf Reinken allegader
erst de ungunste van syneme vader,
un syne egene schulde ok also.
Do wart Reinke uterwaten vro,
dat en konde ok anders nicht wesen,
wente he was van deme dode genesen.

10. (I, 28.) Wo Reinke deme konninge danket un der konniginnen, unde syne loggene vorvolget, up dat he moge entkomen ut der last.

„O konnink," sprak Reinke, „eddele here,
god mote ju lonen desser ere
un myner vruwen, de gy my dot!
Ik wil des denken, bin ik vrot,
un ju des danken so hochliken;
wente in allen landen un ryken
levet nu nymant under der sunne,
deme ik den schat also wol gunne,
alse ju beden, wene gy
dit sus hebben vordenet umme my.
Ik geve ju den ane allen hat,
so vry alse den konnink Emerik besat.
Nu wil ik ju seggen, wor he licht,
un wil de warheit sparen nicht.
Int osten van Vlanderen, merket my,
dar licht ene grote wosteny;
dar is en busch, de het Husterlo,
syn rechte name, de is also;
dar is en born, het Krekelput,
gnedige here, merket ju dit,
desse steit nicht vern darvan.
Dar kumt nicht hen, wer wyf este man,
ja in enem gantsen jar,
so grote wiltnisse is aldar,
sunder de ule un de schuffut.
Here, dar licht de schat behut!
De stete it geheten Krekelputte,
vorstat dit wol, it is ju nutte.
Gy scholen dar hen un ok myn vruwe,
wente ik nymande wet so getruwe,
den gy senden alse en bode;
wente juwen schaden wolde ik node.
Here, gy sulven moten dar hen!
Wan gy Krekelputte vorby syn,
werde gy dar vinden twe junge berken,
here her konnink, dit schole gy merken,
de harde by deme putte stat.
Gnedige here, to den berken gat,
dar licht de schat under begraven,
dar schole gy kratsen un schraven;
denne vinde gy mos an ener syde,
denne werde gy vinden mannich gesmyde
van golde rykliken un schone;
gy werden dar vinden ok de krone,
de Emerik droch in synen dagen,
de scholde Brune hebben gedragen,
wan syn wille hadde geschen.
Gy werden dar mannige zyrheit sen
eddele gestente un guldene werk,
de werdich syn mannich dusent mark.
Her konnink, alse gy hebben dit gut,
wo vaken wille gy in juweme mot
gedenken: o Reinke, getruwe vos!
de hier sus gravede in dit mos
dessen schat mit dyner list.
God geve dy ere, so wor du bist!"

11. (I, 29.) Wo Reinke valsche, jedoch schynende orsaken vorwendet, worumme he mit dem konninge na deme schatte nicht reisen dorve.

De konnink sprak: „Horet my, Reynart,
gy moten mit my up de vart;
ik kan de stede allene nicht raken.
Ik hebbe wol horen nomen Aken,
Lupke, Kollen un Parys;
men wor Husterlo este Krekelput is,
dar en hebbe ik ny er van gehort;
ik vruchte, it is men en dichtet wort.“ —
Dit en horde Reinke nicht gerne,
he sprak: „Here, ik wyse ju so nicht verne
alse wente to der groten Jordane,
dat gy my sus holden in quademe wane.
It is hier harde by in Vlanderen;
myne worte wil ik nicht voranderen:
horet, ik wil hier vragen etlike gesellen,
de ok dat sulve scholen vortellen,
dat Krekelput by Husterlo
belegen is un het also.“ —
He rep Lampen, un Lampe vorschrak;
to hant Reinke to eme sprak:
„Lampe, weset nicht vorveret!
Komet, de konnink juwer begeret.
Ik vroge ju by juwen eden,
de gy kortes myneme heren deden,
segget it by deme sulven eit,
wete gy nicht, wor Husterlo steit
un Krekelput in der wosteny?“ —
Lampe sprak: „Wil gy it horen van my?
Krekelput is by Husterlo,
dat is en busch, de het also;
wente Symonet de krumme müntede dar
syn valsche gelt so mannich jar,
un lach dar mit den gesellen syn.
Ik hebbe dar vaken geleden pyn
van hunger un van groteme vroste,
wan ik in noden lopen moste
vor Ryne deme hunde, de my was hart.“ —
Do sprak vortan de vos Reinart:
„Lampe gat wedder mank jenne knecht,
gy hebben myneme heren genoch gesecht.“ —
De konnink sprak: „Reinke, weset to vrede,
wente ik in hastigem mode dat dede,
dat ik ju betech mit unrechten dingen;
men set, det gy my dar hennebringen.“ —
Reinke sprak: „Des were ik gans vro,
wan myne sake stunde also,
dat ik mit deme konninge mochte wanderen,
un mochte eme sulven volgen in Vlanderen;
men, myn here, it were ju sunde,
de sake segge ik ju in desser stunde,
wowol ik my des van rechte mach schamen.
Wente Ysegrim ens in des düwels namen
in enen orden gink hier bevoren,
un to eneme monnike wart beschoren.
Eme konde an der provene nicht genogen,
de em ses monnike updrogen;
he klagede alle tyt un kermde
so ser, dat it my entfermde,
wente he wart krank un trach.
Do halp ik eme alse myneme mach:
ik gaf eme rat, dat he quam van dan.
Hierumme bin ik in des pawes ban.
Mit juwene willen wil ik morgen
ok mit juwenem rade myne sele besorgen,
un wil vro, alse de sunne upgat,
na Rome umme guade un aflat.
Van dar wil ik over mer,
un er ik do ens wedderker,
wil ik so vele hebben gedan,
dat ik mit eren mach by ju gan,
Reisede ik nu mit ju, wor dat ok were,
en islik spreke: set, unse here,
heft nu sus syn meste bedryf
mit Reinken, deme he wolde nemen dat lyf;
darto is Reinke ok in deme ban.
Set, gnedige here, wilt dit vorstan!“ —
„It is war,“ sprak de konnink, „na dem gy syt
in deme banne, dat were my vorwyt,
wan ik ju lete mit my wanderen.
Ik wil Lampen este enen anderen
mit my nemen to der putte.
Men vorwar, Reinke, it is ju nutte,
latet ju absolveren ut deme ban!
Gy hebben myne hulde, gy mogen gan;
ik wil en juwe bedevart nicht weren.
My dunket, gy willen ju gans bekeren
van deme quaden to guden dingen.
God late ju der reise vullenbringen.“ —

Der Theuerdank.



Maximilian

Maximilian I., welchen ein neuer Dichter mit Recht den letzten Ritter nennt, war eine der merkwürdigsten Erscheinungen auf dem deutschen Kaiserthron; und wenn er für Deutschland nicht das gewesen ist, was man von ihm erwartete und hoffte, so ist der Grund keineswegs darin zu suchen, daß es ihm an irgend einer Tüchtigkeit mangelte, sondern vielmehr darin, daß er seine Zeit nicht begriff, daß er, statt die kräftig ausgesprochene Bewegung derselben zu erkennen, sich ihr anzuschließen, sie zu fördern und in heilsamer Weise zu leiten, mit Vorliebe auf die abgestorbene Vergangenheit zurückblickte und diese wieder zu beleben suchte. Wie wenig ihm dies in der Politik gelang, ist bekannt genug; man weiß, daß er am Ende seines vielbewegten Lebens selbst mit tiefer Betrübniß auf die im Ganzen geringen Erfolge seiner vielseitigen Thätigkeit zurückblickte. In gleicher Weise waren auch seine Bemühungen um die Wiederbelebung der

alten Poesie erfolglos: so viel er auch für Aufsuchung alter Manuscripte und Verfertigung neuer Abschriften derselben that, es blieb dieses ohne alle Wirkung und ward höchstens seinen nächsten Umgebungen bekannt. Nach seinem Tode blieben sie im Staube der Bibliotheken vergraben, bis die neueste Zeit sie, vielleicht sogar nur zum Theil, wieder aus der Vergessenheit hervorzog. Auch er selbst beschäftigte sich mit der Dichtkunst, und es ist wohl kein Zweifel, daß der „Theuerdank“, was die Erfindung, Anlage und erste Ausführung betrifft, sein Werk ist. Da er jedoch bei seinen überhäuften Geschäften keine Zeit fand, denselben auszuarbeiten, so übergab er ihn wahrscheinlich zuerst seinem Geheimschreiber Treitzsauerwein, um die einzelnen Kapitel nochmals zu überarbeiten und in ein Ganzes zu bringen, und da dieser durch andere Geschäfte zu stark in Anspruch genommen war, dem Melchior Pfinzing*), welcher aber an dem Gedicht nicht bloß, wie es scheint, besserte, sondern es im Einzelnen auch weiter ausführte. Er setzte einige Abenteuer und Thaten des Kaisers hinzu, von denen er, wie es in seiner Vorrede ausdrücklich heißt, theils Augenzeuge gewesen, theils durch den Kaiser selbst oder durch Andere in nähere Kenntniß gesetzt worden war. Ferner scheinen die didaktischen Stellen, die Reflexionen und Reden der handelnden Personen von ihm herzurühren, so wie mehrere ganze Abschnitte, in denen die didaktische Absicht ganz besonders hervortritt.

Das Gedicht, welches nach dem Helden desselben „Theuerdank“ heißt (d. h. der seine Gedanken auf Theueres, Herrliches richtet), ist ohne allen poetischen Werth, und wenn es bei seinem Erscheinen (Nürnberg, 1517. Fol.) großes Aufsehen erregte, so ist der Grund weniger in seiner innern Bedeutsamkeit, als in äußern Verhältnissen zu suchen. Unter diesen ist zunächst die prachtvolle Ausstattung zu erwähnen, welche Alles übertrifft, was bisher von der Buchdruckerkunst geleistet worden war. Die schönen großen Lettern waren besonders dazu gegossen worden, viele waren mit zierlichen Schnörkeln versehen und paßten eben nur für die Stellen des Werkes, für welche sie bestimmt waren. Noch größeren Werth erhielt es durch die zahlreichen Holzschnitte, welche von Hans Schäufelein, einem Schüler Albrecht Dürers gestochen waren, und zu den bessern Leistungen in diesem Gebiete gehörten, wenn sie auch die Werke des Meisters nicht erreichten. Auch der Inhalt erregte die Aufmerksamkeit, da es bald bekannt wurde, daß das Gedicht die Lebensgeschichte des Kaisers behandle; am meisten wurde aber die Neugierde dadurch erregt, daß sich bald das Gerücht verbreitete, es sei Maximilian selbst der Verfasser. Endlich mochte auch die allegorische Behandlung, welche so ganz im Geschmacke der Zeit lag, bei all ihrer Trockenheit und Dürftigkeit manchen Leser für sich gewinnen. So lange diese Gründe wirkten, blieb das Gedicht in großen Ehren; es erlebte in kurzer Zeit drei Auflagen, es wurde in das Lateinische, Französische und vermuthlich sogar in das Spanische übersetzt, mehrere Mal umgearbeitet, zuerst und am besten von Burckhard Waldis, dessen Umdichtung vier Auflagen erlebte, und noch gegen das Ende des 17. Jahrhunderts von Matthäus Schultes. Später ward es aber ganz vergessen, und wird auch nie wieder zu größerer Geltung kommen, da es, wie schon berührt, in keiner Weise befriedigen oder auch nur ansprechen kann. Wie ebenfalls schon angedeutet, erzählt das Gedicht eine Reihe von Abenteuern aus dem Leben des Kaisers Maximilian, welcher Theuerdank genannt wird. Es beginnt mit der Brautwerbung des Helden um die Königstochter Ehrenreich (Maria von Burgund), zu deren Besitz er jedoch nicht eher, als nach vielen im festen Vertrauen auf Gott glücklich überstandenen gefährlichen Abenteuern und heldenmüthigen Thaten gelangen kann. Die Erzählung dieser Abenteuer und Thaten macht den größten Theil des Gedichts aus, und obgleich sich in demselben Alles um den Besitz der schönen Braut zu drehen scheint, so sind doch jene eigentlich die Grundlage, auf welcher das ganze allegorische Gebäude aufgeführt wurde. Denn alle von dem Kaiser auf Jagden, in Kämpfen aller Art und sonstigen Verhältnissen bestandenen Abenteuer werden als Gefahren dargestellt, die ihm auf seiner Reise nach der Braut von seinen Feinden, den Hauptleuten Fürwittig, Unfalo und Neidelhart bereitet werden. In der allegorischen Durchführung erhalten diese Begebenheiten oft ein komisches, ja ein kindisches Gepräge, z. B. wenn der Dichter, als es sich darum handelt, die Lebensgefahr darzustellen, in welcher sich einst Maximilian auf der Schelde befand, uns erzählt, der boshafte Unfalo habe den Helden so geführt, daß er beinahe in einen mit langem Gras überwachsenen Brunnen gestürzt wäre. Ueberhaupt ist das ganze Gedicht von ärmlicher Erfindung, langweiliger Ausführung und matter Darstellung, so daß es den Leser ermüdet und ihn kalt läßt. Das einzige, was daran gelobt werden könnte, ist die im Obigen schon angedeutete Composition, durch welche alle in Zeit und Raum noch so weit von einander abstehenden Begebenheiten aus dem Leben des Kaisers in die Erzählung von der Brautreise zusammengedrängt werden, wodurch sie eine bedeutsame Einheit erhalten. Da diese Anlage ohne Zweifel von Maximilian selbst herrührt, so ist dieser Beweis künstlerischen Sinnes auch auf ihn allein zu übertragen.

Wie der Edel Tewrdannck seinem vater dem Künig vnd der Künigin schreyben sollich rayß verkündet vnd Er Im vnterweysung vnnd leer gab.*)

Tewrdank, dem Tewrlichen Heldt
Lag die Künigin außerwölt
Für vnnd für In seinem syn:
Darumb Er bald gienge hin
Zu seim herren vnnd vater.
Demselbigen erzelt Er
Den brieff, darbey alle wort
So Er vom rotten het gehort,
Vnnd wie Er wolt auf die fart,
Gewinnen die Künigin zart
Durch ritterlich that vnnd eer,
Oder in der welt nit mer
Leben; sprach: „Herr vater mein,
Mag es mit Ewrm willen seyn,
So vergunt mir diese rays.“
Der vater was klug vnnd weys,

*) Melchior Pfinzing, geb. 1481 zu Nürnberg, ging nach Vollendung seiner Studien nach Wien, wurde bald darauf Geheimschreiber Maximilians, dessen Gunst und Vertrauen er sich erwarb. Im J. 1512 ward er Probst zu St. Sebald in Nürnberg, später ernannte ihn Maximilian zum kaiserlichen Rath, Domherr zu Trident und in Nürnberg, zuletzt Probst in St. Viktor zu Mainz, wo er den 24. Nov. 1535 starb.

*) Siehe Abbildung auf der folgenden Seite.

Betrachtet die waglichait,
Das darauf angst, not vnd layd
Mocht dem Sun widerfaren,
Dann Er an seinen Jaren
Noch jung vnnd nit erstarckt was:
Die väterlich trew macht das.
Herwider das erlich gemüt
Dem alten vater riet,
Das Er nach allen eren
Dem Held das nit solt weren,
Dann ein ritterlicher Held
Darumb wer khomen in die welt,
Das Er sein leib nit solt sparn,
Sonnder in dem lanndt vmbfarn
Vnnd treiben ritterlich that.
Also in des Künigs Rat
Väterlich lieb vnnd mans eer
Wider einander stritten seer.
Doch zog für das mandlich gemüt,
Das in dem alten Künig wüt,

Vnd sprache zu seinem Son:
„Die rays will Ich erlaubt han!
Doch so ist mein trewer rat,
Das du Got in alle that
Wöllest vor augen halten,
So wirdest du groß glückh walten
Yetz vnnd zu allen zeitten,
Wo du vmb wirdest reitten."
Der held solch leer behalten thet
Dann Er fleissig sein gepet
Alltag sprach mit innigkait,
Lobt Got, Maria die mayd:
Darumb Im Got hat gefrist
Sein leben wider all list
Vnnd betrug auf diser erd.
Tewrdanck, der Teurlich Held werd,
Als wetter zu reyssen kam,
Von seim Vater vrlaub nam,
Das Er Im erlaubet gern,
Dann die rays beschach nach ern.



IV. Dramatische Poesie.

Die ältesten Versuche, das Drama zu bearbeiten, fallen zwar in eine weit frühere Zeit, als diejenige, welche uns jetzt beschäftigt; da jedoch nur wenige der uns erhaltenen Denkmäler über die Mitte des 14. Jahrh. hinausreichen, so schien es zweckmäßig, die Nachrichten, welche wir von den frühesten Versuchen im Drama besitzen, erst an diesem Orte mitzutheilen, weil sich nur auf diesem Wege eine Uebersicht des Ganges und der Entwickelung der dramatischen Poesie in Deutschland geben läßt, so weit dies überhaupt bei den im Ganzen dürftigen Nachrichten erreicht werden kann, die wir darüber haben.

Die ältesten Denkmäler der dramatischen Poesie behandeln geistliche Stoffe und sind ohne Zweifel auch von Geistlichen verfaßt. Ueberhaupt nehmen Viele für das moderne Drama, und so auch für das deutsche, einen kirchlich-religiösen

Ursprung an, und glauben daher, daß es sich ungefähr auf dieselbe Weise entwickelt habe, wie das altgriechische. Wir werden weiter unten sehen, daß diese Ansicht wohl nicht ganz richtig ist; aber wie dem auch sei, so ist es doch ganz unverkennbar, daß die Kirche den größten Einfluß auf die Entwickelung des modernen Dramas gehabt hat; und es erscheint das Drama so innig mit der Kirche verknüpft, daß leicht zu begreifen ist, wie man zu jener Ansicht gelangen konnte. Man hat schon früher darauf aufmerksam gemacht, daß in den Gebräuchen der katholischen Kirche mannigfaltiges dramatisches Element liegt, das sich von selbst weiterer Entwickelung darbot. Die Wechselgesänge der Liturgie, die Responsorien des Priesters und der Gemeinde, die Messe mit ihren mannigfaltigen Gebräuchen, die verschiedenen Processionen, in welchen zum Theil einzelne Züge aus der biblischen Geschichte repräsentirt werden; alles dies hat einen wesentlich dramatischen Charakter. Einen solchen haben auch manche Abschnitte des Neuen Testaments, und besonders diejenigen, in denen die Geschichte von der Geburt, dem Leiden und der Auferstehung Christi erzählt wird, da sie sich zum großen Theil in dialogischer Form bewegen, so daß es nahe lag, die Reden der einzelnen Personen auch durch verschiedene Personen vortragen zu lassen, und die ganze Handlung auf diese Weise sinnlich zu vergegenwärtigen. Anfangs bestanden solche dramatische Darstellungen der heiligen Geschichte wohl nur aus Wechselgesängen zwischen dem Priester und der Gemeinde oder einem Chor, welcher diese vorstellte. Diesen Gesängen, welchen der biblische Text zu Grunde lag, fügte man die nothwendigste Handlung bei, welche im Gehen, Kommen und Räuchern bestand; doch waren die handelnden Priester schon costümirt, z. B. als Engel und Frauen, wenn die Auferstehungsgeschichte dargestellt wurde. Solche dramatische Versinnlichungen kommen schon sehr frühe vor; gewiß schon vor dem 13. Jahrh., aus welchem uns einige wenige Stücke überliefert worden sind. Diese sind durchgängig in lateinischer Sprache abgefaßt, was in dem doppelten Umstand seinen Grund hat, daß die Verfasser Geistliche waren, und das Lateinische ja ausschließlich als Sprache der Kirche galt. Später wurden auch einzelne Zeilen oder auch größere Stellen in deutscher Sprache eingeschoben, wahrscheinlich weil auch Laien zur Darstellung beigezogen wurden, was wohl der Fall war, als die Stücke an Umfang zunahmen und so viele Personen bethätigt wurden, daß die Geistlichen zur Darstellung nicht mehr ausreichten. Was die Laien zu sagen oder zu singen hatten, wurde daher in der Muttersprache abgefaßt; was die Geistlichen vortrugen, war und blieb dagegen lateinisch. Dieser Schritt führte bald zu weiterer Umgestaltung; denn schon im 14. Jahrh. wurden diese Dramen in ihrem ganzen Umfange deutsch abgefaßt. Aber nun verloren sie auch ihren rein kirchlichen Charakter, wenn schon der religiöse Stoff ausschließlich vorherrschend blieb und sie immer noch von der Geistlichkeit ausgingen und von ihr geleitet wurden, wie schon daraus ersichtlich ist, daß selbst bei den rein deutschen Stücken die Bemerkungen, welche sich auf Darstellung, Scenerie u. dgl. beziehen, immer noch in lateinischer Sprache beigeschrieben wurden.

So lange diese Vorstellungen in ihrer ursprünglichen Einfachheit blieben und nur als Erweiterungen der kirchlichen Gebräuche und Ceremonien erschienen, waren sie, wenn auch nicht in das Ritual der Kirche aufgenommen, doch von derselben geduldet. Als sie aber wirklich dramatischen Charakter annahmen, als der ursprüngliche Zweck der Erbauung durch die Absicht, dem Volke Unterhaltung zu gewähren, zurückgedrängt und zu diesem Behufe immer mehr theatralisches Schaugepränge eingeführt wurde, als man die Laien zu den Darstellungen immer häufiger und entschiedener beizog, und sogar, wie wir sehen werden, die biblische Grundlage mit weltlichen Elementen vermischt wurde, erließen Päbste und Concile wiederholt Verbote gegen dieselben und untersagten den Geistlichen alle Theilnahme an Schauspielen in den Kirchen und an Vermummungen bei gewissen Festlichkeiten. Zwar scheinen diese Verbote, die seit dem 13. Jahrhundert oft wiederholt wurden, weniger auf Deutschland Bezug gehabt zu haben, als auf die romanischen Länder und besonders auf Frankreich, wo die kirchlichen Spiele bis zur höchsten Ausgelassenheit ausgeartet waren; wenn sie aber auch vorzugsweise durch die unwürdigen Ausartungen in jenen Ländern hervorgerufen worden waren, von denen Deutschland beinahe ganz frei blieb, so waren natürlich die in diesem Lande gebräuchlichen Spiele doch auch in jenen Verboten inbegriffen. Allein diese haben hier, wie dort, wenig Erfolg gehabt, und es gelang nur sehr allmählich, die Spiele, zwar nicht zu vernichten, aber doch aus den Kirchen zu entfernen. Denn wie aus ihren Anfängen ersichtlich ist, wurden sie in denselben aufgeführt; und nur bei besondern Gelegenheiten, oder wenn die Kirche nicht hinlänglichen Raum darbot, fand die Aufführung an andern Orten, am häufigsten wohl im Freien auf besonders dazu aufgestellten Gerüsten Statt.

Es ist begreiflich, daß diese kirchlichen Dramen*), selbst in ihrer ersten und einfachsten Gestalt, nicht alle Sonntage, sondern nur bei besonders feierlichen Gelegenheiten aufgeführt wurden, d. h. an den Hauptfesttagen der Kirche, also zu Weihnachten, am Charfreitag und zu Ostern, wie sie sich denn auch in der That schon frühe in W e i h n a c h t s-, P a s s i o n s- und O s t e r s p i e l e schieden. Damit war natürlich auch der Stoff vorgeschrieben, den sie zu behandeln hatten: die Geschichte der Geburt Christi, seiner Leiden und seines Todes und endlich seiner Auferstehung, an welche sich öfters die Geschichte seiner Himmelfahrt anschloß. Doch wurde diese auch in selbstständigen Spielen dargestellt, überhaupt wurden schon ziemlich frühe auch andere Abschnitte der heiligen Geschichte dramatisch bearbeitet, und sogar der Stoff aus der Legende genommen, wozu die Feste der Schutzheiligen eines besondern Ortes die nächste Veranlassung boten. Daß

*) In neuerer Zeit ist es Sitte geworden, dieselben M y s t e r i e n zu nennen, doch ist dieser Name in Deutschland selbst früher niemals gebräuchlich gewesen, vielmehr hießen sie, wie alle dramatischen, für die Aufführung bestimmten Dichtungen überhaupt, S p i e l e, und wurden nur durch die näheren Bezeichnungen als O s t e r s p i e l e, W e i h n a c h t s s p i e l e, g e i s t l i c h e S p i e l e u. s. w. von einander unterschieden. Der Ausdruck M y s t e r i e n stammt wohl aus Frankreich, wo er besonders häufig war, und zuerst nur diejenigen Dramen, in welchen die Kreuzigung und die Auferstehung Christi dargestellt wurden, später aber alle geistlichen Spiele überhaupt bezeichnete.

insbesondere die heilige Jungfrau, ihr Leben, ihre Wunder und ihre Himmelfahrt zum Gegenstande dramatischer Vorstellungen gewählt wurde, ist in einer Zeit, wo ihre Verehrung so allgemein war und sie gleichsam einen besondern Cultus hatte, leicht begreiflich, und so finden wir daher mehrere Spiele, welche die Klage Mariä bei Christi Tod oder ihre Himmelfahrt darstellen: ein Stück, der niederdeutsch geschriebene Theophilus, erzählt die bekannte Legende, in welcher Theophilus, der sich dem Teufel ergeben hatte, durch die wunderbare Einwirkung der heiligen Jungfrau bekehrt und gerettet wird. Ein anderes Stück behandelt die Geschichte der „heiligen Dorothea"; ob es dasselbe ist, welches nach dem Berichte eines alten Chronisten im J. 1412 in Bautzen aufgeführt wurde, und bei dessen Darstellung ein Theil des Hauses, in welchem man spielte, einstürzte und 33 Personen erschlug, ist uns unbekannt. Es haben sich keine Spiele erhalten, in denen andere, das Leben Christi nicht betreffende Abschnitte der Bibel den Stoff gegeben hatten; dagegen finden sich auch von solchen Dramen ältere Berichte: so wurde im J. 1322 zu Eisenach ein Spiel „von den klugen und thörichten Jungfrauen" aufgeführt, von dem J. Rothe in seiner Thüringischen Chronik erzählt, es habe auf den Landgrafen Friedrich von Thüringen einen solchen Eindruck gemacht, daß er bald darauf vom Schlage getroffen wurde und bis zu seinem Tode, der dritthalb Jahre darauf erfolgte, lahm und stumm blieb.

Aus dem Ursprunge der kirchlichen Spiele läßt sich ihr eigenthümlicher Charakter erklären, der sich auch dann in aller Entschiedenheit bewahrte, als sie von den ersten skizzenhaften Anfängen zu größerem Umfange sich entwickelt hatten. Zuerst bestanden sie, wie schon oben erwähnt, aus bloßen Wechselgesängen zwischen dem Priester und der Gemeinde; jener erzählte in der Person des Evangelisten den Theil aus Christi Lebensgeschichte, welcher dem Kirchenfeste zum Grunde lag, und die Gemeinde oder der Chor fiel mit passenden Gesängen ein, wo sich die Gelegenheit darbot. Die Erzählung des Priesters hielt sich streng an den biblischen Text, und so war sein Vortrag im strengsten Sinne des Wortes durchaus episch. Und diesen epischen Charakter behielten die Spiele fortwährend: es ist daher in ihnen keine Spur von dem zu finden, was die Alten und die Neueren unter dramatischer Anlage und Composition begreifen; vielmehr haben die Schauspiele des Mittelalters keinen andern Zweck, als irgend eine Geschichte, wie sie durch die heilige Schrift oder die Legende überliefert war, in ihrer Gesammtheit darzustellen. Daher werden alle Handlungen und Begebenheiten ohne irgend eine Ausnahme vorgeführt, mochten sie nun für die endliche Entwickelung als nothwendig erscheinen, oder nicht. Es wurde mit Einem Worte Alles vorgestellt, was überhaupt geschehen war, und was nur irgend Bezug auf die Hauptperson hatte. Besonders gediehen die Passionsspiele zur größten Breite, weil man sie sehr häufig nicht auf die Darstellung der Geschichte von den Leiden und dem Tode Christi beschränkte, sondern in ihnen sein ganzes Leben vorführte, ja sogar die von ihm erzählten Parabeln als Episoden dramatisch behandelte und einflocht. Eines von diesen „Passionsspielen" (das Frankfurter), von welchem übrigens nur der scenische Gang aufbewahrt worden ist, umfaßte die Zeit von den Prophezeihungen des Alten Testaments bis auf Christi Himmelfahrt. Ja es wurden wohl auch der eigentlichen Geschichte noch andere, sie gar nicht berührende Begebenheiten angeschlossen, wie das Spiel „von der Himmelfahrt Mariä" bis zur Zerstörung Jerusalems fortgeführt wird. Aus dieser epischen Auffassungsweise erklärt sich auch die große Menge der Personen, welche bei der Aufführung bethätigt waren, es war die Zahl der Schauspieler oft wirklich massenhaft; bei einigen stieg sie auf mehrere hundert; so traten in dem eben erwähnten Passionsspiel nicht weniger als 267 Personen auf. Waren nun schon die epischen Gedichte des Mittelalters, selbst die der besseren Dichter, ohne künstlerische Einheit, erschienen sie uns als mehr oder weniger ausführliche Biographien der Helden (s. o. S. 291), so verhält es sich mit den Dramen nicht anders; auch sie wurden ihrer Anlage und Entwickelung nach zur reinen Biographie, wie das Epos, und sie unterschieden sich nur in der dialogischen Form von den epischen Gedichten; ja es war dieser Unterschied nicht einmal wesentlich, da im Epos die Reden der Personen nicht berichtet, sondern mit ihren eigenen Worten angeführt wurden, und dagegen im Drama die scenischen Bemerkungen, also das, was im Epos der reinen Erzählung entspricht, in früheren Zeiten von dem Herolde, welcher auch den Prolog sprach, vor den Zuschauern recitirt wurden. *) So wurde jede einzelne Person, wenn sie zum ersten Male auftrat, durch den Herold oder Einführer (praecursor), wie er in der dramatischen Kunstsprache zuerst hieß, den Zuschauern genannt, gleichsam vorgestellt und nach ihren wesentlichsten Eigenschaften bezeichnet, ehe sie zu reden begann. Später hörte diese undramatische, unbeholfene Weise allerdings auf, es erhielten sich aber doch noch Spuren davon, indem die Personen ihre Reden damit anfingen, daß sie sich selbst den Zuschauern vorstellten, diese mit sich bekannt machten.

Es blieb, wie sich aus den vorangehenden Bemerkungen ergibt, das kirchliche Drama auch in der späteren Zeit auf der Stufe, von welcher es begonnen hatte: es entwickelte sich nur nach Außen, nur im Umfange, nicht aber nach Innen, nicht in künstlerischer Weise; sogar der Dialog erscheint in den späteren Stücken noch in großer Unvollkommenheit: nur selten erhebt er sich zur raschen Rede und Gegenrede, welche nothwendig aus einander entspringen. Dieser nach größerer Breite und größerem Umfang gerichtete Gang der Entwickelung, welcher dem epischen Charakter vollkommen entspricht, zeigt sich auch darin, daß mit der Zeit auch längere Episoden aufgenommen wurden, welche nicht nur im biblischen Text nicht begründet waren, sondern sogar mit ihm in vollstem Widerspruche standen. Daß einzelne Personen und Geschichten aus dem Alten Testamente eingeschoben worden, wird weniger befremden, da in den Evangelien ja oft genug auf dieselben verwiesen wird; unerwarteter ist es jedoch, auch selbst in den ernstesten Stücken, in denen, welche das Leiden und Sterben Christi behandelten, komische Zwischenspiele anzutreffen. Diese kamen begreiflich erst auf, als in den Dramen die deutsche

*) In den ältesten französischen Spielen sind diese Bemerkungen sogar gereimt.

Sprache vorherrschend oder ganz ausschließlich gebraucht ward, und ohne Zweifel hatte man dabei die Absicht, die Zuschauer anzulocken und sie zu gewinnen. Als komische Figuren gebrauchte man zuerst die Teufel, und auch später waren sie als solche beliebt, da schon andere erfunden und mit Vorliebe gebraucht worden waren. Es lag übrigens nahe, die Teufel in komischer Weise zu behandeln. Denn da eine, vielleicht die hauptsächlichste Quelle des Komischen darin zu suchen ist, daß der Mensch mit seinen Schwächen und Thorheiten in Widerspruch mit den Anforderungen erscheint, welche das Leben an ihn macht, oder auch mit dem, was er von sich selbst hält: so ist ein Mensch, der sich selbst überhebt, der von Stolz und Hochmuth erfüllt ist, lächerlich; eben so der, welcher sich für klug und listig hält, und dennoch stets betrogen wird. Als solche Charaktere erscheinen aber die Teufel, deren Uebermuth ihren Fall veranlaßte, aber die troß ihrer List und Klugheit die Erlösung der Menschen durch Christus nicht verhindern konnten. Fehlgeschlagene List erscheint als Dummheit, und so bildete sich leicht der Charakter eines „dummen Teufels", welche Benennung ja noch sprichwörtlich geblieben ist. In eben solcher Weise und aus den nämlichen Gründen erhielten auch die Juden, die Wächter am Grabe komischen Zuschnitt; doch können alle die hieher gehörigen Scenen nicht als eigentliche Zwischenspiele, nicht als Episoden angesehen werden, da sie mehr oder weniger doch im Stoffe begründet waren. Eben so wenig können die Scenen, in welchen das ausgelassene Leben der Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung dargestellt wurde, als eigentliche Episoden gelten. Dagegen tragen diejenigen Scenen der Osterspiele, in denen der Marktschreier, Quacksalber oder, wie er gewöhnlich heißt, der Kaufmann den drei Marien die Salben verkauft, vollkommen den Charakter eines Zwischenspiels, weil sie sich selbstständig entwickeln, mit der Haupthandlung nur lose verbunden sind, und mit ihr in keinem innern Zusammenhang stehen, so daß sie auch in einzelnen Osterspielen gänzlich fehlen. Es sind planlose Bauernkomödien, die sich gewöhnlich um Schlägereien drehen und entweder gar keine Entwickelung oder nur schlecht begründeten Ausgang haben. Daß ein Kaufmann, dessen Weib und Knecht die Hauptfiguren dieser komischen Zwischenspiele bilden, läßt schon die Veranlassung derselben errathen. Es wurden nämlich zur Zeit der großen Kirchenfeste gewöhnlich Jahrmärkte abgehalten, zu welchen die umwohnende Bevölkerung herbeiströmte, und von ihnen gewiß eben so sehr angezogen wurde, als von der kirchlichen Feier. Je größere Bedeutung aber diese Jahrmärkte und Messen gewannen, desto näher lag es, auch in den kirchlichen Spielen auf sie Rücksicht zu nehmen und ihnen in denselben ebenfalls eine Stelle anzuweisen, abgesehen davon, daß gerade die lustigen Zwischenspiele vorzüglich geeignet waren, die Zuschauer herbeizuziehen.

Diese komischen Episoden gaben den kirchlichen Dramen ein volksthümliches Gepräge; aber sie hatten dieses in der That schon, ehe jene Zwischenspiele gebräuchlich wurden, da sie ja nur für das Volk, und nicht für die höheren Stände verfaßt wurden. Sie waren so volksthümlich, als es die Predigten sein mußten, wenn sie auch, wie diese, von Geistlichen verfaßt waren, da dieselben ja durch sie auf das Volk zu wirken suchten. Die Spiele standen aber nicht bloß durch diese allgemeine Haltung dem höfischen Leben und der höfischen Kunst gegenüber, sondern auch ganz entschieden darin, daß sich in ihnen oft das Bestreben kund gibt, das Ritterthum in seinen verschiedenen Erscheinungen lächerlich zu machen oder es nach Art der didaktischen Dichter zu tadeln. So findet sich hie und da eine leise, aber doch unverkennbare Verspottung des ritterlichen Minnegesangs; ganz entschieden aber wird die Unthätigkeit, Prahlsucht und Feigheit des entarteten Ritterstandes in den Wächtern des Grabes Christi, die stets als Ritter gedacht und dargestellt werden, verspottet und lächerlich gemacht. Ueberhaupt ergreifen die Dichter der kirchlichen Dramen, insbesondere der späteren, gern jede Gelegenheit, diejenigen Gedanken auszusprechen, die wir als die Grundlage der didaktischen Poesie jener Zeiten erkannt haben, und es treten daher auch hier die bürgerlich reformatorischen Elemente hervor, welche als der Mittelpunkt aller damaligen Bildung erscheinen. Daß aber die geistlichen Spiele von jeher eine volksthümliche Richtung hatten, geht auch aus dem Umstande hervor, daß die höfischen Dichter niemals Versuche machten, solche zu bearbeiten, ja es findet sich auch, so viel uns bekannt ist, in den Gedichten der ritterlichen Lyriker und Epiker keine einzige auch noch so kurze Andeutung dieser Spiele, woraus sich unverkennbar ergibt, daß sie dieselben als ganz außerhalb ihrer Kunst stehend ansahen.

Um die Charakteristik der geistlichen Dramen des Mittelalters zu vervollständigen, haben wir noch einige Bemerkungen beizufügen. Es ist bei näherer Prüfung unverkennbar, daß diejenigen Dramen, welche den nämlichen Gegenstand behandeln, insbesondere aber die Passionsspiele auffallende innere Aehnlichkeit mit einander haben, daß sie nicht bloß in dem Inhalte, sondern auch in der Ausführung übereinstimmen. Bei den ältesten Versuchen war diese Uebereinstimmung schon dadurch geboten, daß ihnen unabänderlich der biblische Text zu Grunde lag, der in seiner ganzen Reinheit beibehalten werden mußte. Als man sich späterhin an irgend einem Orte Erweiterungen erlaubte, mögen diese auch in andern Kirchen nachgeahmt oder vielmehr angenommen worden sein, so daß sich allmählich ein allgemeiner Text bildete, der allen weiteren Bearbeitungen zu Grunde gelegt wurde, und zu welchem man größere oder kleinere Zusätze und Erweiterungen hinzudichtete, je nachdem die besondern Verhältnisse es mit sich brachten, unter welchen das Stück aufgeführt wurde. So mögen diese Zusätze bald aus einzelnen Gesängen oder Reden, bald aus ganzen Scenen bestanden haben; aber so groß sie auch waren, so blieb doch die Anlage und die Ausführung im Allgemeinen unberührt. Weil diese aber eben deswegen bekannt war, so wurde sie auch nicht immer aufgezeichnet; man begnügte sich öfters, wie es scheint, den scenischen Gang nebst den Anfangsworten der einzelnen Reden aufzuschreiben, und nur die einzelnen Abschnitte, welche selbstständig bearbeitet waren, z. B. die Klagen der heiligen Jungfrau am Kreuze Christi, vollständig aufzuzeichnen.

Wie schon gesagt wurde, und wie überdem aus der obigen Darstellung von selbst schon erhellt, sind die Spiele höchst kunstlose Zusammenstellungen einzel-

ner Scenen und Dialogen, deren Anordnung auf rein chronologischen Gründen beruht. Wie aber das höfische Epos, ohne sich zur künstlerischen Gestaltung zu erheben, doch im Einzelnen ächt poetisches Leben darbot, so verhält es sich auch mit den geistlichen Dramen. Es finden sich auch in diesen einzelne Stellen, Reden, ja selbst längere Dialogen, welche von außerordentlicher Wirkung sind und den größten Dichtern zur Ehre gereichen würden. So sind namentlich die Klagen Marias ganz vortrefflich, namentlich die in einem Bruchstücke, welches auch zugleich das älteste dramatische Denkmal in deutscher Sprache ist (S. 716). Und so zeugen noch viele andere Stellen, in welchen die Empfindungen, die leidenschaftlichen Regungen der Personen dargestellt werden, von tiefem, ächt poetischem Gefühl. Nicht weniger Beachtung verdienen die komischen Episoden, welche bei ihrer ganz volksmäßigen Haltung von überaus komischer Kraft sind, und sich im heitersten, lebendigsten Humor bewegen, der sich freilich oft in den derbsten Ausdrücken Luft macht.

Aus dem oben angegebenen Umstande, daß ein und derselbe Text den verschiedenen Spielen zu Grunde lag, ergibt sich, daß diese nicht in sehr großer Anzahl vorhanden sein konnten, und wenn auch unzweifelhaft manche verloren gegangen sind, namentlich solche, welche die Geschichten einzelner Heiligen darstellten, so ist doch wahrscheinlich deren Anzahl nicht sehr groß. Von denen, die sich erhalten haben oder bis jetzt aufgefunden worden sind, erwähnen wir nur die wichtigsten. Als das älteste gilt bis jetzt „das Osterspiel von der Ankunft und dem Untergange des Antichrists“, welches dem Wernher von Tegernsee zugeschrieben wird. Es ist ganz in lateinischer Sprache abgefaßt, und wurde wahrscheinlich von den Mönchen des Klosters aufgeführt. Unter denen, bei welchen deutsche Stellen in den lateinischen Text eingeschoben sind, ist ein Spiel von „Christi Leiden“ zu erwähnen, welches noch ganz gesungen worden zu sein scheint. Es stammt dieses ohne Zweifel noch aus dem dreizehnten Jahrhundert. Nicht viel jünger ist eine „Marienklage“ (s. u.), welche sich in zwei verschiedenen Bearbeitungen erhalten hat. Von den „Passionsspielen“, welche nach dem Orte unterschieden werden, an denen die Handschriften aufbewahrt wurden, ist das „Frankfurter“ zu nennen, von welchem jedoch nur der scenische Gang aufgezeichnet ist (s. o. S. 706) und sodann das „Alsfelder“ (s. u.) und das „Donaueschinger“, welches einem französischen Mysterium nachgebildet zu sein scheint, wie denn sich überhaupt ein zum Theil tief eingreifender Einfluß der französischen geistlichen Spiele auf die deutschen nicht verkennen läßt. Eben so kennen wir mehrere „Osterspiele“. Eines derselben, das unter dem Titel: „Ludus de nocte Paschae“ bekannt ist, gehört zu den ältesten dramatischen Versuchen, da es noch halb lateinisch ist. Wahrscheinlich nach demselben gebildet, ist ein deutsches „Osterspiel“, das in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. niedergeschrieben wurde und einen Schlesier oder Deutsch-Böhmen zum Verfasser hatte. Viel älter ist ein drittes, welches sich in einer Innsbrucker Handschrift vom J. 1391 erhalten hat (s. u.); ein viertes endlich, welches im J. 1464 im Mecklenburgischen geschrieben wurde, ist niederdeutsch, ob es gleich wahrscheinlich nicht ursprünglich in dieser Mundart abgefaßt, sondern erst später in dieselbe übertragen wurde. Es weicht dieses in der Anlage von den übrigen Osterspielen ab, z. B. fehlt das gewöhnliche Zwischenspiel von den drei Marien und dem Salbenhändler, und es übertrifft die meisten andern in der glücklichen Zeichnung der Charaktere. Von „Weihnachtspielen“ scheint sich nur eines erhalten zu haben, das in einer St. Galler Handschrift des 14. Jahrh. aufbewahrt ist und unter dem Titel: „Die Kindheit Jesu“ bekannt gemacht wurde. Es ist dasselbe aber schon deswegen besonders wichtig, weil in ihm die erste Spur der lustigen Person vorkommt, die später als Hofnarr und Hanswurst bekannt wird. Er erscheint hier als Bote, der zwar nur leise, aber doch verständlich den Hochmuth des Herodes verhöhnt. Von einem andern Weihnachts- oder Drei-Königsspiel wissen wir nur, daß es am 24. Januar 1417 auf Veranstaltung der englischen Geistlichkeit bei dem Concil zu Constanz aufgeführt wurde. In der nämlichen St. Galler Handschrift ist ein Spiel erhalten, welches das ganze öffentliche „Leben Jesu“ darstellt, und daher eine Erweiterung der Oster- und Passionsspiele ist. Es beginnt mit der Hochzeit zu Kana und der Taufe Christi durch Johannes und endigt mit der Auferstehung. Es zeigen sich an demselben einzelne Spuren von dramatischer Anlage und Composition. Von den Spielen endlich, welche ihren Stoff aus der Legende gezogen haben, sind die schon erwähnten von „Mariä Himmelfarth“, von der „heiligen Dorothea“ und das niederdeutsche von „Theophilus“ zu nennen. Zum Theil hiehergehörig ist auch das „Spiel von Frau Jutten“, als dessen Verfasser Theodor Schernberg genannt wird (s. u.).

Es bleibt uns übrig, noch einige Worte über die Aufführung der kirchlichen Spiele zu sagen. Daß sie am Tage und nicht des Abends aufgeführt wurden, erhellt schon daraus, daß sie ursprünglich eine Erweiterung des Gottesdienstes waren, und daher zu derselben Zeit Statt fanden, wie dieser. Und auch als sie sich selbstständiger gestaltet hatten, konnten sie nur am Tage aufgeführt werden, weil sie ja für eine große, zum Kirchenfest und dem damit verbundenen Markt strömende Menschenmenge berechnet waren, welche zum Theil aus entfernteren Ortschaften kam, und daher nicht bis in die tiefe Nacht am Orte der Aufführung bleiben konnte, abgesehen davon, daß es auch nicht leicht möglich gewesen wäre, die Bühne so zu beleuchten, daß auch entfernter stehende Zuschauer Alles gut und deutlich hätten sehen können, wie sich aus den nachfolgenden Bemerkungen über die Einrichtung der Bühne ergeben wird. Als die Stücke immer mehr an Umfang zunahmen, wurde es unmöglich, sie in dem Raume eines halben oder selbst eines ganzen Tags aufzuführen, daher kam es oft vor, daß die Aufführung eines Spiels zwei, ja selbst mehrere Tage dauerte, obgleich man immer den ganzen Tag spielte, und nur während des Mittagessens aussetzte.

Es ist schon gesagt worden, und es geht übrigens auch aus dem kirchlichen Ursprunge der geistlichen Spiele hervor, daß sie in der Kirche aufgeführt wurden: erst später, als die Stücke umfangreicher wurden, so daß selbst eine größere Kirche zur Aufführung nicht hinlänglichen Raum mehr dar-

bot, und als sie zugleich von dem ursprünglichen, rein biblischen Charakter abgingen, ja sogar ganz weltliche Zwischenspiele aufnahmen, wurden sie im Freien, auf Markt- oder andern angemessenen Plätzen vorgestellt, auf denen ein passendes Gerüste errichtet war. Dieses war sehr groß, schon deshalb, weil man keinen Wechsel der Scene kannte, und die verschiedenen Oertlichkeiten, in welchen ein Stück spielte, neben oder übereinander auf der Bühne angebracht waren. So bestand bei der Darstellung eines von Mone veröffentlichten Passionsspiels die Bühne aus drei Hauptabtheilungen, welche aber selbst wieder in kleinere Abtheilungen zerfielen, und besondere Oertlichkeiten bezeichneten. In der ersten Hauptabtheilung waren die Hölle, der Garten Gethsemane und der Oelberg zu sehen, in der zweiten die Häuser des Herodes, des Pilatus, des Kaiphas, der Anna und das Haus, in welchem das Nachtmahl Statt fand; dazwischen stand die Säule, an welcher Jesus gegeißelt wurde, und eine andere, auf welcher der Hahn angebracht war. Die dritte Abtheilung endlich enthielt die Gräber, die Kreuze, das heilige Grab und den Himmel. Bei andern Bühnen waren die Abtheilungen wie Stockwerke über einander angebracht; gewöhnlich waren es ebenfalls drei, manchmal auch mehr: so wird uns von einer 1427 zu Metz errichteten Bühne berichtet, welche aus neun Stockwerken und einer Unzahl scenischer Bilder in der künstlichsten Anordnung bestand. Oft reichten diese Abtheilungen nicht einmal hin, weil für den Inhalt der Schauspiele noch weit mehr Oertlichkeiten nöthig waren, als daß sie überhaupt auf der Bühne nebeneinander hätten aufgestellt werden können. Daher mußte man einen und denselben Ort zum Schauplatz verschiedener Handlungen gebrauchen, ohne daß man dies auch nur andeuten konnte, weil eine Veränderung der Scene in der jetzigen Weise unmöglich war. Nur wenn die Spiele mehrere Tage dauerten, oder auch während der Pause, die das Mittagessen herbeiführte, wurden die Scenerieen nach Bedürfniß gewechselt.

Die Bühne hatte, wenn sie auf einem großen, freien Platze aufgestellt war, keinen Hintergrund; sie war nur an den beiden Enden abgeschlossen und die Zuschauer saßen oder standen sowohl auf der vordern, als auf der hintern Seite, wenn man diesen Ausdruck überhaupt gebrauchen kann. Dies konnte auch füglich geschehen, da die auf der Bühne dargestellten Häuser aller Wahrscheinlichkeit nach keine Wände hatten, sondern nur durch Pfähle und Bedachung angedeutet waren, und man daher von beiden Seiten gleich gut Alles wahrnehmen konnte, was auf der Bühne geschah. Die Schauspieler konnten aber in Folge dieser Einrichtung die Bühne nicht verlassen; sie saßen daher an den vier Seiten derjenigen Abtheilung, in welcher sie zu spielen hatten, und sie traten erst dann auf den Spielraum, wenn die Reihe an sie kam. Hatten sie ihren „Part" vollendet, wie Zettel in Shakspeare's Sommernachtstraum ganz bezeichnend sagt, so gingen sie wieder an ihren Platz, wo sie ruhig sitzen blieben, bis sie in einer andern Scene wieder auftreten mußten, oder, was häufiger der Fall war, bis das ganze Stück oder wenigstens eine Hauptabtheilung zu Ende gespielt war, und alle Schauspieler die Bühne, so wie die Zuschauer den Platz verließen.

Bei dieser Einrichtung der Bühne konnte freilich eine täuschende Nachahmung der Wirklichkeit nicht Statt finden, man begnügte sich mit den allerdürftigsten Andeutungen: so diente ein Flintenschuß zur Nachahmung des Donners; ein aufrecht stehendes Faß oder auch ein besonderes Gerüste bedeutete einen Berg. Doch waren auch einige Anfänge von Theatermaschinerie vorhanden. So wurde der Selbstmord des Judas als eine Hinrichtung desselben durch den Teufel dargestellt: dieser stieg dem Judas auf der Leiter voran und zog ihn an dem Stricke nach, befestigte ihn oben an einem Haken und setzte sich hinter ihm auf einen Bengel. Judas hatte vorn im Kleide einen schwarzen Vogel und Gedärme von einem Thiere, so daß, wenn ihm der Teufel den Bauch, d. h. das Kleid aufriß, der Vogel davonflog und die Gedärme herausfielen, worauf beide auf einem schiefen Seile in die Hölle rutschten. Solche und ähnliche Maschinerien waren freilich gefährlich, und die Darstellungen fielen in der That zuweilen unglücklich aus.

Neben den geistlichen Spielen haben wir noch die weltlichen zu betrachten, von denen sich eine ziemlich große Anzahl erhalten hat. Zwar stammt keines derselben, scheint es, aus einer früheren Zeit, als der Mitte des 15. Jahrhunderts, aber es ist kein Zweifel, daß dergleichen schon viel früher gedichtet und aufgeführt wurden, ja man darf mit aller Sicherheit annehmen, daß die Deutschen von jeher dramatische Spiele hatten. Denn wie der Gesang, wie die Poesie innig mit der menschlichen Natur zusammenhängt und eine nothwendige Aeußerung derselben ist, so liegt auch insbesondere die Form der Dichtkunst, welche wir unter dem Namen Drama begreifen, tief im Wesen des Menschen begründet. Das Bestreben, äußere Lebensverhältnisse, Erlebtes jeglicher Art von Neuem wieder ins Leben zurückzurufen, findet man bei allen Kindern, es findet sich bei allen noch so ungebildeten Nationen, deren Tänze und feierliche Spiele in der That nichts Anderes sind, als dramatische Darstellungen. Es wäre daher eben so vergeblich, nach dem Ursprunge des Dramas zu fragen, als nach dem Ursprunge der Poesie überhaupt; und es ist, genau betrachtet, eben so thöricht, behaupten zu wollen, daß dieses oder jenes Volk das Drama von einem andern erborgt habe, als es lächerlich wäre, die Behauptung aufzustellen, es habe irgend eine Nation die Poesie überhaupt von einer andern gelernt. Wohl kann ein Volk in künstlerischer Entwickelung und Gestaltung andern vorangehen, und diese in dieser Beziehung von ihm lernen; aber das Wesen des Dramas ist sicherlich bei allen Völkern ursprünglich und selbstständig zur Erscheinung gelangt. Auch die Deutschen haben von jeher dramatische Vorstellungen gekannt und gehabt. Es waren dieselben ohne Zweifel zunächst religiöser Natur, und solche haben sich bis auf die neuesten Zeiten in vielen Volksgebräuchen erhalten, die freilich von Tag zu Tag mehr verschwinden. So stammt das sogenannte Austreiben des Todes in manchen Gegenden Deutschlands, d. h. die sinnliche Darstellung der Ankunft des Sommers, welcher den Winter bekämpft und vernichtet, aus den Zeiten des Heidenthums, und vielleicht ist auch der Ursprung anderer Gebräuche, wie der Umzug der heiligen drei Könige, des Knechts Ruprecht, des heiligen Nikolaus mit seinem Bedienten, in welchen die dramatische Anlage nicht zu verkennen ist, im Heiden-

thum zu suchen, wenn sie auch zum Theil christliches Gewand angenommen haben. Daß übrigens in Deutschland schon in sehr früher Zeit dramatische Vorstellungen Statt gefunden haben, ist unzweifelhaft; denn wenn auch die Nachricht, welche Gottsched in einem alten Chronisten gelesen haben wollte, nicht zuverlässig ist, daß schon am Hofe Kaiser Karls des Großen ein Schauspiel in friesischer Sprache aufgeführt worden sei; so ist es sicher, daß es unter seinen Nachfolgern Schauspieler gegeben hat, wie aus dem Verbote hervorgeht, daß kein solcher bei Leibesstrafe und Verbannung das Kleid eines Priesters oder Mönchs oder einer Nonne, oder überhaupt ein solches anziehen solle, welches mit denen der Geistlichen Aehnlichkeit habe. Daß sich aber dieses Verbot nicht auf die geistlichen Spiele beziehen könne, leuchtet von selbst ein; es müssen daher schon damals Vorstellungen von weltlichen Dramen gebräuchlich gewesen und es können diese nicht erst damals aufgekommen sein, weil dies gewiß in jenem Verbote bemerkt worden wäre. Ein weiteres Zeugniß des hohen Alters dramatischer Vorstellungen liegt in der Erzählung eines alten Chronisten, daß der fränkische Kaiser Heinrich III. Schauspieler und Gaukler, die sich im J. 1043 zu Ingelheim bei Gelegenheit seiner Vermählung zahlreich eingefunden hatten, ohne irgend eine Zehrung fortschickte. Auch im 12. und 13. Jahrh. kommen Schauspieler vor: dieselben waren an den Höfen der Großen beliebt, dagegen waren sie von den Gesetzen für recht- und ehrlos erklärt; ja wenn sie starben, fiel ihre Erbschaft der Obrigkeit anheim. Es gab daher unzweifelhaft schon Schauspiele, ehe das geistliche Drama sich zu entwickeln begann, und es liegt allerdings die Vermuthung nicht fern, daß dieses von jenen hervorgerufen wurde, indem die Kirche, vielleicht in der Absicht, dieselben, als an das Heidenthum erinnernd oder auf ihm beruhend, zu verdrängen, ihnen geistliche Spiele entgegen zu setzen suchte. Freilich schienen die oben (S. 705) erwähnten päbstlichen und andere kirchlichen Verbote mit dieser Voraussetzung in Widerspruch zu stehen; allein es kommen dieselben doch erst dann vor, als die Mysterien schon mit weltlichen Elementen versetzt zu werden anfingen und ihr kirchlicher Charakter untergraben wurde. So lange dies nicht geschah, wurden sie von der Kirche geduldet, und die ersten Verbote traten sogar in sehr milder Form auf: selbst Innocenz III. untersagte (im Jahr 1210) nur den Gebrauch der Meßgewänder bei den in den Kirchen aufgeführten dramatischen Vorstellungen.

Wenn aber auch, wie es sehr wahrscheinlich ist, die weltlichen Spiele weit älter sind, als die geistlichen, so darf es doch nicht verwundern, daß wir keine bestimmteren Nachrichten über dieselben haben: denn da sie gewiß nur für das Volk bestimmt waren, und bei festlichen Anlässen, wie Hochzeiten der Fürsten, Kaiserkrönungen u. dergl. nur zur Belustigung der Menge zugelassen wurden, wenn sich auch die höhern Stände im Geheimen daran erlustigt haben mögen, so ist es begreiflich, daß die ältern Chronisten, denen das Volksleben überhaupt verborgen oder zu untergeordnet war, als daß sie demselben Aufmerksamkeit geschenkt hätten, von den Belustigungen der Menge, also auch von den Schauspielen Nichts berichten. Noch weniger wird es auffallen, daß wir bis in das 15. Jahrh herab keine Aufzeichnungen weltlicher Dramen antreffen; es ging ihnen wie mit den Volksliedern: sie blieben von den Gebildeten unbeachtet, oder waren vielmehr von ihnen verachtet. Sind ja selbst in unserer Zeit die Puppenspiele, auf welche man jetzt erst aufmerksam zu werden anfängt, da sie unrettbar verloren zu sein scheinen, nicht aufgezeichnet worden, ob sie gleich noch bis in das gegenwärtige Jahrhundert herab auf den Jahrmärkten und Kirchweihen die Lust und Freude des Volkes bildeten.

Ein unzweifelhafter Beweis, daß das weltliche Drama uralt ist, liegt unseres Bedünkens in der einfachen, ja rohen Form, in welcher es zuerst erscheint. Hätte es sich aus den geistlichen Spielen entwickelt, so würde es sicherlich schon bei seinem ersten Erscheinen die Breite und Mannigfaltigkeit angenommen haben, zu welcher jene gediehen waren; es würde gewiß gesucht haben, gerade in den Punkten mit jenen zu wetteifern, durch welche dieselben so allgemein beliebt geworden waren. Die Form aber, in welcher wir das weltliche Schauspiel bei seinem ersten Erscheinen finden, ist noch so unentwickelt, daß sie auf ein viel höheres Alter zurückweist. Da es seit den frühesten Zeiten ohne alle Pflege geblieben war, und sich nur bei den niedern Ständen des Volks erhielt, so konnte ihm eine künstlerische Entwickelung nicht zu Theil werden, so wie es auch erst dann in weiterem Maße sich entfalten konnte, als das Volk in Bildung und äußerer Geltung zunahm. So ist es erklärlich, daß es gerade zu der Zeit hervortritt, in welcher das Bürgerthum mächtig und reich wird. Aber dann kommt es auch sogleich in solcher Fülle zur Erscheinung, daß auch diese wieder eine Bürgschaft seines früheren Daseins ist, und wir dürfen wohl annehmen, daß manche Dramen, die uns jetzt entgegentreten, nur Umarbeitungen und Umgestaltungen früherer Volksschauspiele sind; denn sonst wäre es kaum zu erklären, wie in dem kurzen Zeitraume von kaum mehr als fünfzig Jahren eine solche Menge von Dramen hätte gedichtet werden können. Es sind aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. gegen 150 Stücke bekannt, und wahrscheinlich sind noch viele verloren gegangen.*) Endlich verhält es sich mit den weltlichen Dramen auch darin, wie mit den Volksliedern, daß nur sehr selten Dichter genannt werden, was wiederum die Behauptung unterstützt, daß viele derselben aus älterer Zeit und von Volksdichtern stammen, und nur in späteren Bearbeitungen auf uns gekommen sind. Von hiehergehörigen Dichtern sind nur wenige bekannt; am berühmtesten sind Hans Rosenblüt und Hans Folz, beide in Nürnberg lebend und wirkend; doch ist es sicher, daß auch in andern Städten weltliche Schauspiele aufgeführt wurden, so ganz gewiß in Augsburg, und einige, z. B. „Elßli Tragdenknaben“ und „der kluge Knecht“ weisen in die Schweiz, wo zudem auch Pamphilus Gengen-

*) Bis jetzt kannte man kaum ein Dutzend Stücke; von ungefähr so vielen hatte man nur dürftige Nachrichten. Der rastlosen Thätigkeit des eben so geschmackvollen als gelehrten Adelbert Keller ist es gelungen, eine Sammlung von mehr als 120 Stücken zu veranstalten, welche in Kurzem im Druck erscheinen wird. Die große Güte des Herausgebers, welcher uns mit der zuvorkommendsten Gefälligkeit während des Drucks Einsicht in seine Sammlung gestattete, machte es uns möglich, über diesen noch so sehr unbekannten Theil der deutschen Literatur einläßlicher zu berichten, wofür wir ihm hiermit auch öffentlich unsern wärmsten Dank aussprechen.

bach lebte, von dem sich einige Stücke erhalten haben. Mehrere sind in niederdeutscher Sprache geschrieben; es ist daher kein Zweifel, daß sich die Lust an den dramatischen Darstellungen über ganz Deutschland verbreitet hatte, wenn auch immerhin feststeht, daß sie vorzugsweise in Nürnberg blühten.

Weitaus die meisten weltlichen Dramen des 15. Jahrh., welche man unter dem Namen **Fastnachtspiele** zu begreifen pflegt, weil sie gewöhnlich zur Zeit der Fastnachtlustbarkeiten aufgeführt wurden, sind, wie schon angedeutet, in Anlage, Ausführung und Darstellung noch sehr einfach und sogar roh: wir sehen in ihnen das Drama noch in seiner ersten Kindheit. Von irgend einer künstlerischen Anordnung, von einer Exposition, von Handlung oder gar von Intriguen und Charakteristik der Personen ist im Allgemeinen keine Spur zu finden; selbst der Dialog ist noch ganz unentwickelt, indem sehr häufig die Personen des Stücks nur einmal auftreten, und dann gleich Alles auf einmal vortragen, was sie zu sagen haben. Daher sehen auch alle Stücke einander äußerst ähnlich; viele behandeln den nämlichen Stoff auf die nämliche Weise, und unterscheiden sich beinahe nur darin, daß die nämlichen Gedanken in andern Worten und Wendungen ausgedrückt werden; sie erscheinen als verschiedene Paraphrasen eines und desselben Textes. Alle beginnen damit, daß der **Einschreier** *) (seltener eine Person des Stücks) den Wirth, das heißt den Bürger, in dessen Wohnung gespielt wurde, auch wohl die Hausfrau und die übrige Gesellschaft anredet und um die Erlaubniß zu spielen bittet, worauf das Stück sogleich seinen Anfang nimmt. Hat die letzte Person gesprochen, tritt der Einschreier hervor, welcher aber dann **Ausschreier** heißt, dankt für die dem Stücke geschenkte Aufmerksamkeit und bittet um Entschuldigung, wenn man sich etwa zu große Derbheiten erlaubt haben sollte, was freilich beinahe immer der Fall ist. **) Er bittet auch wohl um Trank für die Schauspieler, oder fordert zum Tanze auf, der überhaupt die Vorstellungen oft geschlossen zu haben scheint und an welchem auch wohl die Zuschauer Theil genommen haben. Diese Schlußverse hießen „**Gesegen Reim**", daher der Ausschreier in einigen Stücken „**Gesegner**" genannt wird. ***) Im Verlaufe des Stückes beginnen alle Personen ihre Reden damit, daß sie sich nennen und sich überhaupt den Zuschauern bekannt machen, was an die Zeichnungen und Holzschnitte der damaligen Zeit erinnert, denen Zettel aus dem Munde hingen, auf welchen ihre Reden geschrieben standen, um das Bild dem Beschauer verständlich zu machen. In derselben holzschnittmäßigen Weise bewegt sich das Ganze, wenn überhaupt da von Bewegung die Rede sein kann, wo kaum Spuren einer Handlung wahrzunehmen, und die Situationen selten oder nie dramatisch entwickelt sind, selbst wenn sie Anlaß dazu bieten, was freilich nicht häufig der Fall ist. Nur wenige machen hievon eine Ausnahme, wie das „**Spil von dreien brudern**", das bei ziemlicher Mannigfaltigkeit des Inhalts nicht ohne Bewegung und fortschreitendes Interesse ist, oder das „**Spil von einem keiser und eim apt**", welches überhaupt zu den besten Stücken gehört. Einige andere, welche von größerem Umfange sind, werden wir noch im Verlaufe der Darstellung berühren. Am meisten dramatische Anlage haben diejenigen Spiele, welche in Form von Prozessen und Gerichtssitzungen sich bewegen, da Anklage, Vertheidigung, Untersuchung, Berathung der Richter und Urtheilsspruch an sich schon eine Reihe von Handlungen mit gesteigertem Interesse bilden; aber freilich verstehen es die Dichter nicht, den in dieser Form liegenden Keim fruchtbar zu entwickeln. Es liegt dieselbe einer ziemlich großen Zahl von Fastnachtspielen zum Grunde; sie beweist jedenfalls, daß die Theilnahme des Volks an dem öffentlichen Gerichtsverfahren im 15. Jahrhundert noch sehr groß war.

Die Stoffe, welche den Fastnachtspielen zu Grunde liegen, sind nicht sehr mannigfaltig; auch haben sie zum großen Theil wenig oder gar kein dramatisches Leben. Es finden sich sogar Stücke, in welchen nur zwei Personen auftreten, von denen jede nur einmal spricht. Bei diesen, wie auch bei einigen andern, die etwas mehr ausgeführt sind, geht das Bestreben des Dichters allein darauf hinaus, irgend eine derbe Zote oder einen plumpen Scherz anzubringen. In diesen bestand überhaupt vorzugsweise die komische Kraft der Fastnachtspiele, und bei aller übrigen Armuth derselben sticht der große Reichthum an unzüchtigen Späßen mächtig hervor. Sie finden sich daher auch beinahe in allen uns bekannten Stücken, selbst in solchen, deren Stoff weniger Gelegenheit dazu bot; in denjenigen aber, welche von selbst darauf führen mußten, sind unfläthige Scherze der wesentlichste Bestandtheil. Solcher Art sind insbesondere diejenigen Spiele, in welchen zwischen Aeltern, Nachbarn und Brautleuten über eine abzuschließende Heirath verhandelt wird. Doch wird auch wohl die komische Wirkung dieser Spiele dadurch erhöht, daß lange Verhandlungen über Aussteuer und Hochzeitgeschenke gepflogen werden, als welche, wie im Ring von Heinrich Wittenweiler (s. o. S. 674), meistens nur schlechte, zerrissene oder zerbrochene, überhaupt unbrauchbare Gegenstände angeboten werden, so z. B. im „**Spil vom Münch Berchtolt**". Aehnlich sind die Stücke, in welchen ein Bursche um eine Frau wirbt, oder ein Mädchen Mehreren zur Frau angeboten wird, oder eine Dirne ihren Liebhaber wegen nicht gehaltenen Versprechens verklagt. Vielfachen Anlaß zu unzüchtigen Scherzen geben auch die Spiele, welche von der Buhlerei handeln, sei es, daß irgend eine Person eine andere im Buhlen unterrichtet, oder daß junge und alte Männer erzählen, wie sie von Frauen zum Besten gehalten und betrogen wurden. Mehrere Stücke stellen häusliche Streite zwischen Mann und Frau vor; in die-

*) Er heißt auch **Vorläufer**, Praecursor, Exclamator; in einigen Stücken, welche höhere Lebensverhältnisse darstellen, wird er **Herold** genannt.

) In „der Baurn Rugvasnacht**" von Rosenblüt sagt der Ausschreier (um nur Ein Beispiel zu geben):

Herr der wirt, habt unsern schimpf vergut!
Wir tragen ainn jungen frischen mut.
Wir hoffen, ir schült uns loben,
Wann die jugent musz vertoben.
Wenn sich das alter an uns wirt mern,
So wirt es sich alles selber wern.
Und ob wir zu grob heten gespunnen,
So hab wir uns doch nit pas besunnen,
Wann wir sint in freuntschaft herein gangen.
Mit urlaub schaid wir wider von dannen.

***) In einem Stücke: „**die alt und neu Ee**" von H. **Folz** tritt sogar der „**Dichter**" als Ausschreier auf; spricht ein **Herold** den Prolog, so sagt er auch die Schlußrede.

sen ist die Frau gewöhnlich bös, tyrannisirt den Mann auf jede mögliche Weise und bringt ihn, wenn er es etwa wagt, sich gegen ihre Herrschaft aufzulehnen, durch tüchtige Schläge wieder zum Gehorsam. — Behandeln die angeführten Spiele vorzugsweise häusliche Verhältnisse, so haben andere dagegen ihren Stoff dem Leben auf der Gasse und dem Markte oder dem Tanzplatze entnommen. Ein Krämer bietet seine Waaren aus, oder es kommen Käufer und handeln allerlei Eßwaaren ein; und auch hier sind die Reden der Personen reichlich mit Zoten gewürzt: ein Arzt oder vielmehr ein Charlatan schlägt seine Bude auf, die Kranken kommen herbei, um Heilung ihrer Schmerzen bei ihm zu suchen, der Knecht des Quacksalbers reißt Possen und das Ganze läuft dahin aus, daß Arzt und Patienten sich gegenseitig betrügen. Wenn in den Stücken der letzteren Art, welche mit den komischen Episoden in den geistlichen Spielen Aehnlichkeit haben, die Zoten nur als Nebensache erscheinen, so sind sie dagegen in anderer Weise schmutzig und unfläthig. Die Fastnacht gab selbst öfters Stoff zu den Spielen. So wird sie in dem Einen verklagt, daß sie dem Adel, den Bürgern, den Handwerkern, den Bauern, den Frauen Anlaß zu Thorheit und Ausschweifungen gebe, worauf nach Vernehmung der Angeklagten der Richter das Urtheil spricht, daß die Fastnacht eben die Zeit der Thorheit sein und bleiben müsse. In zwei andern Stücken wird ein Streit zwischen der Fastnacht und der Fastenzeit in ähnlicher Weise geschlichtet.

Nur wenige Spiele berühren die Zeitverhältnisse, aber es gehören diese zu den besten, wenn auch nicht in der dramatischen Entwickelung, denn diese ist in beinahe allen gleich roh und unbeholfen, doch rücksichtlich des Inhalts. Es sind dies zunächst die Spiele: „Vom Bapst, Cardinal und von Bischoffen", „des Künigs auß Schnokenlant Vasnacht" und „des Türken vasnachtspil", sämmtlich von Hans Rosenblüt, von dem auch das einzige Drama herrührt („der Walbruder"), welches das zuchtlose Leben der Geistlichkeit ausschließlich zu seinem Gegenstande macht, während andere Spiele dasselbe nur vorübergehend, obgleich oft in kräftiger Zeichnung, berühren. Hieher gehört auch „der Nollhart" von Pamphilus Gengenbach, in welchem die Zeitverhältnisse mit grellen Farben geschildert und die künftigen Schicksale der verschiedenen Staaten von den heiligen Methodius und Brigitte und dem Bruder Nollhart vorausgesagt werden. Das Ganze ist breit, langweilig und ohne alles Talent; die beste Stelle ist die, in welcher von den Verhältnissen in der Eidgenossenschaft gesprochen wird, welche der Dichter aus eigener Anschauung kannte.*)

Weitaus die meisten Fastnachtspiele bewegen sich in den angegebenen Stoffen, und es ist dies begreiflich, weil diese die einfachsten Lebensverhältnisse berühren, die Beziehungen zwischen Mann und Frau, Brautwerbung und Hochzeit, das Leben auf dem Markt und dem Tanzplatz, überhaupt Alles, was auch in den frühesten Zeiten den komischen Volksdichtern am nächsten lag, von den komischen Personen der Seiltänzer, Quacksalber und anderer wandernder Gaukler zur Belustigung und Anlockung der Zuschauer dargestellt und daher auch im vorliegenden Zeitraume, als sich das weltliche Schauspiel selbstständiger zu entwickeln begann, als bekannte und beliebte, auch wohl schon bearbeitete Stoffe von den Dichtern vorzugsweise ergriffen wurden. Doch finden sich in einigen Spielen auch noch anderweitige Stoffe behandelt, und diese Stücke sind meistens entwickelter und reicher; es ist in ihnen zwar ein Fortschreiten der dramatischen Gestaltung kaum wahrzunehmen, aber sie sind breiter gehalten, sie reihen zum Theil schon zwei oder mehrere Handlungen an einander, und es sind eben deswegen, wenn dieselben Personen an den verschiedenen Handlungen Theil nehmen, schon einige Spuren von Charakterzeichnung zu erkennen. Zunächst erwähnen wir diejenigen Spiele, welche ihren Stoff aus älteren Erzählungen entnommen haben. Dahin gehören „Salomon und Markolf" von Hans Folz (s. u.) und das Spiel „Von Fürsten und Herrn", in welchem die im Alterthume beliebte Geschichte dargestellt wird, wie Aristoteles sich durch die Schönheit eines Weibes verleiten läßt, sich trotz seiner Weisheit, seines Ernstes und Alters von ihr reiten zu lassen. In der alten deutschen Erzählung (S. 298), so wie auch in der altfranzösischen, ist es die Geliebte des Alexander, welche den Aristoteles also äfft, um ihn dafür zu bestrafen, daß er seinem Zöglinge Vorwürfe über seine Liebe gemacht hatte; im Fastnachtspiele geht die Begebenheit am Hofe des Königs „Soldan" vor, die Zöglinge des „Hofmeisters Aristotiles" sind die Königssöhne aus Zipperland, Frankreich und Aragon, und die Frau des Königs Soldan verleitet den Weisen, sich ihr als Pferd hinzugeben, wodurch er zum Gelächter des ganzen Hofes wird. Eine andere Erzählung, welche fälschlicher Weise dem Konrad von Würzburg zugeschrieben wurde, liegt dem Fastnachtspiele „Von aim thumherrn und einer kuplerin" zum Grunde, ein Stoff, der auch von Hans Sachs bearbeitet wurde. Zwei Stücke, welche gleichmäßig „das Neidhartspil" heißen, stellen die bekannte, in den oben (S. 600) erwähnten Schwänken erzählte Geschichte von dem Veilchen dar. Das Eine beschränkt sich auf dieselbe, das andere fügt dagegen noch andere Schalksstreiche und Possen hinzu, ja es bringt überhaupt alle möglichen damals bekannten theatralischen Effekte, Personen und Situationen an; aber es ermüdet durch seine Länge (es enthält über 2500 Verse), weil es aller Feinheit und Uebersichtlichkeit ermangelt, es sich in weitschweifigen Wiederholungen ergeht und der Dichter überhaupt den größeren Stoff nicht beherrschen konnte. Im Uebrigen ist das Stück roh und schmutzig, wie die meisten andern.

Auch alte im Volke lebende Räthselfragen geben den Stoff zu einem Fastnachtspiel („Von dem Freiheit), wie sie schon früher zu lyrisch-epischen Gedichten verarbeitet worden waren (S. o. S. 161 f.). Es lag nahe, sie mit ihren Antworten in dramatische oder wenigstens rein dialogische Form zu bringen, aber immerhin zeigt die Benutzung derselben zu einem Spiele, daß sie mit ihrem lebendigen Witze stets eine Lieblingsbelustigung des Volkes waren. Hieher gehört auch das schon erwähnte „Spiel von einem Kaiser und

*) Von Gengenbach haben sich außerdem noch zwei Spiele erhalten, „die zehn Alter dieser Welt", in welchen die Thorheiten der verschiedenen Altersstufen geschildert werden, und „die Gouchmatt", ein mißlungener Versuch, das bekannte Gedicht Murners (s. o. S. 646) zu dramatisiren.

eim Apt, auf welches wir später nochmals zurückkommen. Ein alter, seit Jahrhunderten im Munde des Volks lebender Schwank ist das „Spil von den zwelf Pfaffenknechten“, von denen jeder der faulste sein will und Beweise seiner Trägheit beibringt.

Es hat sich ein einziges Spiel erhalten, das seinen Stoff aus der alten Heldensage entnommen hat, und wahrscheinlich ist sie in früheren Zeiten selten dramatisch behandelt worden, vielleicht schon deshalb, weil die alten Volksgesänge den Stoff in solcher Trefflichkeit und Ausführlichkeit behandelten, daß man eine rohe dramatische Darstellung nicht daneben aufzustellen wagte. Erst als diese Gesänge sich beim Volke immer mehr verloren (im 16. Jahrh.), wurde auch die Heldensage häufiger dramatisch bearbeitet. Das uns überlieferte Spiel, welches diesen Stoff behandelt, „von dem Perner und Wundrer“, hat übrigens eine Sage gewählt, welche weniger allgemein bekannt gewesen zu sein scheint, so daß man durch dasselbe nicht wie bei andern an alte beliebte Gesänge erinnert werden konnte. Es ist dieselbe Sage, welche wir nur in der spätern Bearbeitung Kaspars von der Rön unter dem Namen „Etzels Hofhaltung“ haben kennen lernen (S. o. S. 691). Aus dem bretonischen Sagenkreise finden sich noch zwei Spiele, „das Vasnachtspil mit der Kron“ und „der Luneten Mantel“, beide von Rosenblüt.

Es scheint, als ob auch ursprünglich geistliche Dramen zu Fastnachtspielen umgearbeitet worden seien; doch beschränkt sich die ganze Bearbeitung darauf, daß am Ende einige zum Stück nicht gehörige Personen, Bauern, in gewöhnlicher Weise auftreten, zum Tanze einladen und die Spielleute auffordern, „aufzupfeifen“. Ein solches Stück ist der „Kaiser Constantinus“, in welchem die von Konrad von Würzburg erzählte Legende vom heiligen Sylvester (S. o. S. 458) dramatisch bearbeitet ist, wobei natürlich die Reden zwischen Juden und Christen (Tischputatzen, d. h. Disputationen, heißen sie bei dem Dichter) über die Vorzüge und die Göttlichkeit ihrer Religionen den Mittelpunkt bilden. Die von den Christen gebrauchten Gründe erinnern an Regenbogens Gedichte ähnlichen Inhalts (S. o. S. 154 und 158).

Endlich geben auch die italienischen Novellen, die damals bekannt zu werden anfingen (S. 660), Stoff zu den Fastnachtspielen, zwar nur noch selten, denn in den uns bekannten Dramen des 15. Jahrh. erscheint nur ein einziges der Art („Von ainem Edelmann und einer Frauen“, auch unter dem Titel: „Von dem paurern und dem Bock“ bekannt); dagegen wurden sie, wie wir später sehen werden, im 16. Jahrh. sehr häufig benutzt.

Alle die bis jetzt erwähnten Dramen wurden zu Fastnacht aufgeführt, und heißen eben deshalb auch Fastnachtspiele; es gab aber auch weltliche Dramen, welche zu Neujahr dargestellt wurden. Ursprünglich geistlichen Inhalts und in der Kirche aufgeführt, arteten sie zu solcher Ausgelassenheit aus, daß sie schon ziemlich früh aus der Kirche verbannt wurden. Es haben sich leider keine Texte derselben erhalten, allein wir wissen aus einer Urkunde vom Anfang des 14. Jahrh., daß bei diesen Schauspielen Maskeraden in die Kirche gebracht, außerhalb der Kirche Gastmähler gehalten, Musik gemacht und in Häusern, wie auch auf der Straße getanzt wurde, daß nach dem Gastmahl der Priester, welcher am Johannistag (27. December) den Bischof machte, auf einem Pferd oder Esel durch die Straßen ritt und die Leute beim Eintritt in die Kirche mit Wasser überschüttete. Wenn auch aus der Kirche verdrängt, erhielten sich diese Spiele dennoch fortwährend; doch haben sie wohl allmählich ganz weltliche Stoffe angenommen und alle Beziehungen zur Kirche aufgegeben. Dagegen ist vielleicht ihr früherer Zusammenhang mit den geistlichen Spielen darin zu erkennen, daß sie einen größeren Umfang hatten, als die gewöhnlichen Fastnachtspiele. Wenigstens ist das einzige Neujahrspiel, das wir bis jetzt kennen, gegen jene gehalten, sehr groß, da es über 900 Verse enthält. Es ist dies das Spiel „der kluge Knecht“, welches aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammt und ohne Zweifel in der Schweiz gedichtet wurde. Sind alle Neujahrspiele diesem an Umfang, Anlage, Ausführung und Zeichnung der Charaktere gleich gewesen, so ist es sehr zu bedauern, daß sich deren nicht mehr erhalten haben, denn es ist in der That in diesen und andern Rücksichten den meisten Fastnachtspielen weit vorzuziehen. Es ist in Acte eingetheilt, was bei jenen, selbst den größeren nicht gefunden wird, und hat überhaupt schon mehr theatralische Ausbildung, was ebenfalls auf einen Zusammenhang mit den Mysterien hinweisen möchte. Das Ganze beginnt mit einer einleitenden Rede des Exclamators, welche aber, länger als die gewöhnlichen Prologe, auch weit bedeutsamer ist, indem sie nicht bloß den Inhalt des Stückes kurz angibt, sondern auch die tiefere Bedeutung desselben ausspricht*), worin wir die Anschauung und die Lebensansichten wieder erkennen, welche bei den didaktischen Dichtern so häufig wiederkehren, was wiederum einen gebildeteren Dichter voraussetzt, als die der Fastnachtspiele zum größten Theile gewesen sein mögen. Es ist im „klugen Knecht“ auch weit mehr Handlung, als in den meisten andern Spielen, und die Handlung bietet mehr Interesse dar. Ein Bauer, dessen Frau Herr im Hause ist, hat ganz zerrissene Kleider, aber die Frau will ihm kein Geld geben; da findet zur glücklichen Stunde der Knecht im Stall ein Päckchen Geld (acht rheinische Gulden), welches die Frau versteckt hatte; er bringt es seinem Herrn, der ihn damit in die Stadt schickt, um ihm Tuch zu einem neuen Kleide zu kaufen. Der Knecht behält aber das Geld, nimmt das Tuch auf Credit, und behält auch dieses, indem er dem Bauer sagt, er habe nicht recht gewußt, was für Tuch er nehmen solle, er habe aber den Kaufmann vorausbezahlt, so daß der Meister nur hingehen und das Tuch, das ihm am besten gefalle, auswählen dürfe. Als aber Rüedi, so hieß der Bauer, zum „Dochman“ kommt, ergibt sich bald, daß der Knecht beide betrogen hat. Sie führen ihn vor den Richter und verklagen ihn. Der Knecht gesteht seinem „Fürsprechen“ den Betrug ein, verspricht ihm aber acht

*) Nur sehr selten wird in den Fastnachtspielen irgend ein höherer Gedanke, eine Lebens- und Klugheitsregel zur Anschauung gebracht. Außer den schon erwähnten Spielen: „Lunetens Mantel“ und „Von Fürsten und Herrn“ ist es noch in dem Spiel „Vom Paurn und Bock,“ durch welches der Dichter den Gedanken versinnlichen will, daß Wahrheit über List gehe.

Gulden, wenn er ihm aus der schlimmen Lage helfen wolle; dieser gibt ihm den Rath, sich stumm zu stellen und auf keine Frage zu antworten. Er folgt diesem Rath, und was der Richter ihn auch fragen mag, sagt er immer nur: „Weiw", und was auch die Kläger einwenden mögen, die Richter weisen sie ab, weil sie durch einen Stummen nicht auf die Weise hätten betrogen werden können, wie sie behaupten. Als aber der Fürsprech die versprochenen acht Gulden verlangt, beharrt der Knecht in der ihm angerathenen Verstellung, so daß er den Fürsprech in der eigenen Schlinge fängt. — Es hat dieses Stück eine ganz auffallende Aehnlichkeit mit der bekannten ältesten Posse der Franzosen „Maître Pierre Pathelin", welche ebenfalls aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. stammt. Doch ist es kaum anzunehmen, daß es ihr nachgebildet sei, weil sonst gewiß noch viele komische Züge und Verwickelungen des französischen Spiels beibehalten worden wären, die sich im deutschen Stück nicht vorfinden. Dieses steht dem französischen zwar in jeder Beziehung weit nach, es hat weder die dramatische Lebendigkeit, noch die ächt komische Kraft, die man mit Recht an jenem bewundert; allein immerhin bleibt es eine merkwürdige Erscheinung, besonders dadurch, daß die Hauptcharaktere, der Bauer, seine Frau und der Knecht scharf und richtig gezeichnet sind, und daß der Dichter eine Anzahl glücklicher Züge einzuflechten weiß, welche theils von komischer Wirkung sind, theils über Personen und Verhältnisse dramatisches Leben verbreiten.

Die Darstellung der Fastnachtspiele und der übrigen weltlichen Dramen ist im Ganzen hart und unbeholfen, die Sprache roh und die gemeinen Dinge auch mit den gemeinsten Ausdrücken bezeichnend, worin sich freilich ein ungemeiner Reichthum kund gibt, so daß Lessings Ausspruch über Murner sich in noch größerem Maße auf sie anwenden läßt. Im Uebrigen ist die Darstellung geradezu trocken, nur in wenigen Stücken erhebt sie sich zu größerer Lebendigkeit; nur selten finden sich Wendungen, in denen sich Humor und Witz kund geben und zugleich zur Charakteristik der Personen dienen, wie wenn z. B. in dem Spiel „Von ainem arzt, genannt maister Uncian" der Ausschreier (oder vielleicht des Arztes Knecht), der die Leute zur Bude des Quacksalbers herbeizulocken sucht, das Lob desselben damit schließt, daß er sagt: „Er heißet maister Uncian, Der siben künst er achthalb kan." Doch bleiben solche Wendungen sehr vereinzelt, nur ein einziges Stück: „Das vasnachtspil von pulschaft" zeichnet sich hierin vortheilhaft aus. Wie der „Precursor" ankündigt, soll man darin vernehmen, „Mit welcher zucht ein junger Man Sol werben an ein Frauen zart, Das in nit renen werd die Fart". Nun treten nach einander fünf Buhler auf, welche den Geliebten ihre Liebe erklären. In diesen Reden nun ist die Sprache der ritterlichen Minnesinger geschickt nachgeahmt und in den Antworten der Frau glücklich persiflirt, die ihnen zu verstehen gibt, daß mit ihren sentimentalen Redensarten nichts von ihr zu erhalten sei, bis der fünfte Buhler endlich, klüger als die andern, ihr mit seinem vollen Säckel zu dienen verspricht, was die Frau bereitwillig und mit Freuden annimmt. „Jr schoner Jungling hochgeporn," sagt sie, „Zu puolschaft hab ich euch erkorn. Was ir begert, das sol geschehen, On augen niemant mag gesehen: Wo muot und jugent ist on guot, Do hat die lieb kein hinderhuot." Daß in dem Ganzen sowohl das sentimentale Ritterthum als die von späteren Minnesingern so oft getadelte Neigung der edlen Damen, ihre Liebe um Geld hinzugeben, verspottet wird, ist nicht zu verkennen. — In Bezug auf die Darstellung haben wir endlich noch zu bemerken, daß die Dichter ziemlich häufig ihre Personen in der beliebten Priamelform (S. o. S. 656) sprechen lassen, wobei wir auch solchen Priameln begegnen, die anderweitig bekannt sind.

Während die geistlichen Spiele öffentlich und mit allem damals möglichen Theatereffekt vorgestellt wurden, fand die Aufführung der Fastnachtspiele dagegen nur vor größeren oder kleineren Gesellschaften Statt, die sich in irgend einem Privathause versammelt hatten, um daselbst die Fastnacht zu feiern. Es wurde in dem Saal oder in dem Zimmer, in welchem die Gesellschaft versammelt war, gespielt, daher ohne irgend eine Zurüstung oder theatralische Vorbereitung; von eigentlichen Bühnen war jetzt, wie noch lange Zeit später, keine Rede. Von Schauspielern, deren es früher viele gegeben haben muß (S. o. S. 710), findet man jetzt keine Erwähnung mehr; sie scheinen in Abgang gekommen zu sein, als das Drama in die Hände der Bürger überging. Wenigstens wurden die Fastnachtspiele von jungen Leuten aus dem Bürgerstande dargestellt, welche von Haus zu Haus zogen*), und überall, wo man sie freundlich aufnahm (oft wohl unter Leitung des Dichters, der wahrscheinlich den Prolog und Epilog sprach) ein von ihnen eingelerntes Gedicht aufführten, worauf ihnen von dem „Wirthe" Wein und Erfrischungen dargereicht wurden, um welche der Ausschreier übrigens gewöhnlich geradezu bat. Auch mögen sie wohl Geld angenommen haben, etwa um die mit dem Spiel verbundenen Auslagen zu decken, vielleicht machten aber auch Einzelne eine Art Gewerbe aus den dramatischen Darstellungen, wie wir denn in der That finden, daß sie von den Zuschauern nach vollendetem Spiel durch den Herold, oder wie immer der Epilog hieß, Spenden an Geld erbaten. (So im Spiel: „der Luneten Mantel" von Rosenblüt.) Die Schauspieler waren ohne Zweifel verkleidet, ihr Anzug entsprach so viel als möglich dem Charakter der dargestellten Personen, doch hatten sie wahrscheinlich, dem Wesen der Fastnacht entsprechend, die Kleidung ins Abenteuerliche und Komische gezogen. Die weiblichen Personen wurden von Jünglingen dargestellt; Frauen oder Mädchen hätten doch wohl kaum die mehr als schmutzigen Reden sprechen können, die ihnen von den Dichtern in den Mund gelegt wurden. Es widerstrebt schon dem Gefühle, zu denken, daß solche Stücke auch vor Weibern und Jungfrauen aufgeführt werden konnten, und doch darf man dies nicht in Zweifel ziehen, da in den Prologen Frauen und Töchter des Wirths oft genug angesprochen werden.

*) „Ade, her wirt, zu guter nacht!
Hab wir icht unzucht hierinn verpracht,
das sult ir uns nachlassen fein!
Kumpt iemant nach uns fragen herein,
so sagt im, wir sind alsampt ausz,
man find uns in dem nechsten haus."
(„Spil vom Walbruder".)
„Herr wirt, wir wollen urlaup han,
wann wir muszen noch ferrer gan."
(„Spil vom Frauenriemen".)

So roh und unentwickelt das Drama des 15. Jahrh. auch war, so lag in ihm doch der Keim zu tüchtiger Entwickelung; und vor Allem ist daran erfreulich, daß es, wie beinahe keine andere Dichtungsform, oder vielmehr, daß es wie der Volksgesang überhaupt in voller Selbstständigkeit zur Erscheinung gelangte; denn wenn auch das französische Drama nicht ganz ohne Einfluß namentlich auf die geistlichen Spiele geblieben sein mag, so war diese Einwirkung doch nicht so groß, daß das nationale Gepräge verloren oder auch nur zurückgedrängt worden wäre. Leider hat das deutsche Drama diese nationale Selbstständigkeit nicht bewahrt, ja wir müssen jetzt schon auf äußere Einflüsse aufmerksam machen, die freilich erst später in die Entwickelung des Dramas eingriffen, zu denen aber doch schon im 15. Jahrh. der Keim gelegt wurde: wir meinen den Einfluß des antiken Dramas.

Es waren schon im 10. Jahrh. Versuche gemacht worden, die römische Komödie nachzubilden, welche freilich ohne allen Einfluß auf das deutsche Drama blieben, weil sie selbst in lateinischer Sprache geschrieben waren, welche aber doch zu merkwürdig sind, als daß sie ganz übergangen werden dürften. Es sind dies die Dramen der gelehrten Nonne Roswitha*), von Gandersheim (um 970), welche schon darum für die deutsche Literaturgeschichte von großer Wichtigkeit sind, weil aus ihnen bewiesen werden kann, daß sie zur Aufführung bestimmt, und daß theatralische Unterhaltungen zu jener Zeit nicht ungewöhnlich waren. Noch größeren Werth aber erhalten sie durch ihre eigenthümliche Gestaltung; denn wenn es einerseits sicher ist, daß sie den lateinischen Dichter Terenz zum Muster nahm, so ist es dagegen eben so gewiß, daß sie ihn nichts weniger als sclavisch nachahmte, wie man früher stets behauptete; vielmehr sind ihre sechs Dramen in Inhalt und Composition durchaus selbstständig, man könnte sie als vorgreifende Entwickelung der Mysterien bezeichnen, mit denen sie die Wahl der Gegenstände und die Formlosigkeit der Ausführung theilt. Wie jene geistlichen Spiele, wurzeln auch Roswithas Dramen ganz in den Ansichten ihrer Zeit: in allen ist es auf Verherrlichung des Christenthums abgesehen und zwar ganz in mönchischer Auffassung. Wie die Stoffe und Motive, so gehören auch die handelnden Personen dem christlichen Mittelalter an, und selbst die äußere Form läßt keine Vergleichung mit Terenz zu. Denn es ist in ihnen eben so wenig, als in den späteren Mysterien, irgend eine künstlerische Anlage wahrzunehmen; Roswithas Komödien bewegen sich ebenfalls episch und nicht dramatisch, wenn auch der Dialog öfters gelungen genannt zu werden verdient. Ohne Rücksicht auf Einheit von Ort und Zeit schreitet die Geschichte in ihrem einfachen Entwickelungsgange vorwärts, und überall ist gesorgt, daß man, was geschieht, auch zu sehen bekommt, wie bei den späteren Spielen.

Es läßt sich kaum denken, daß Roswitha so ganz vereinzelt da stand, vielmehr ist aus dem Umstande, daß ihre Dramen für die Aufführung bestimmt waren, mit Sicherheit anzunehmen, daß noch andere dramatische Versuche gemacht worden sein mögen; allein es sind uns außer den ihrigen keine weitern erhalten worden. Eben so verschwindet von nun an jede weitere Beziehung auf das antike Drama, welches erst im 15. Jahrh., als überhaupt die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum größere Bedeutung gewann, wieder die Aufmerksamkeit auf sich zog. — Die Vorliebe, welche sich im Volke für das Schauspiel zeigte, hatte ohne Zweifel nicht geringen Antheil daran, daß Gelehrte von Fach auf den Gedanken geriethen, Stücke des klassischen Theaters ins Deutsche zu übersetzen, wahrscheinlich mit der guten Absicht, dadurch auf das vaterländische Drama heilsamen Einfluß auszuüben, welche Absicht jedoch nicht gelingen konnte, da die Uebertragungen meistens so steif und unbeholfen waren, daß sie beim größeren Publikum unmöglich Anklang finden konnten. Es blieben daher diese Uebersetzungen zur Zeit ihres Erscheinens ohne alle Wirkung; und erst als durch wiederholte Versuche die Uebersetzungen leserlicher und einigermaßen volksthümlicher wurden, konnte das antike Drama auf die weitere Gestaltung des deutschen Schauspiels Einfluß ausüben, wie es im 16. Jahrh. allerdings geschah. Doch würden jene Uebersetzungen auch an sich, als Versuche, die Bekanntschaft mit dem klassischen Alterthum unter einen größern Kreis zu verbreiten, Beachtung verdienen, wenn auch nicht schon in ihnen der Keim zur späteren Entwickelung des deutschen Dramas läge. Hans Nydhardt war der erste, welcher einen Versuch der Art machte: er übersetzte den „Eunuch" des Terenz, der zu Ulm im J. 1486 im Druck erschien. Ihm folgte ein Unbekannter, der den Terenz vollständig verdeutschte (Straßb. 1499); und im J. 1511 übersetzte Albrecht von Eyb die „Menächmen" und die „Bacchides" des Plautus. Von tieferem Verständnisse der alten Dichter zeigten die Nachbildungen desselben in lateinischer Sprache, unter welchen ein Stück des trefflichen Reuchlin den ersten Rang einnimmt, welches einen zeitgemäßen und vaterländischen Stoff in der klassischen Form und Regelmäßigkeit behandelte und später von Hans Sachs verdeutscht wurde. Es wurde nun auch Sitte, auf Schulen und Universitäten lateinische Komödien aufführen zu lassen, um die Schüler im Sprechen zu üben, und es trugen diese ohne Zweifel viel zur allgemeineren Bekanntschaft mit dem Wesen des antiken Dramas bei, und sie gewannen eben deshalb wenigstens mittelbaren Einfluß auf die fernere Ausbildung des deutschen Schauspiels.

Wir lassen nun die nähere Betrachtung der bedeutendsten Dramen und dramatischen Dichter der Zeit folgen, indem wir mit den geistlichen Spielen, als den älteren, beginnen.

Marienklage.

Es hat sich die älteste Marienklage in zwei verschiedenen Bearbeitungen erhalten, von denen die jüngere den ursprünglichen Text nicht zu dessen Vortheil verändert hat. Die ältere stammt spätestens aus dem Ende des 13. Jahrh.; sie ist jedoch nicht vollständig (wir besitzen nur 172 Verse), so daß sich über die dramatische Anlage kein Urtheil fällen läßt. Was davon erhalten ist, hat keinen dramatischen Charakter, sondern besteht größtentheils nur aus Wechselgesängen ohne alle Handlung. Sie ist beinahe ganz in Strophenform abgefaßt, der je-

*) Oder richtiger Hrotswitha. Die Behauptung, daß sie eigentlich Helena von Rossow geheißen habe, ist ganz unbegründet.

doch keine kirchliche Melodie zu Grunde liegt; in der Schlußrede hingegen, welche halb lateinisch und halb deutsch ist, bedient sich der Dichter der epischen Reimpaare, in welchen auch überhaupt die Mysterien gedichtet sind. Die Wechselgesänge zwischen der heiligen Jungfrau und Johannes zeugen von tiefer Empfindung und glücklicher Auffassung der Personen und Verhältnisse, und enthalten manche äußerst glückliche Züge.

Anfang der Marienklage.

Maria.

Awe der jemerleichen clag,
di ich muter eine trag,
von des totes wane!
Weinen was mir unbechant,
sit ich muter was genant,
und doch mannes ane:
Nu ist ze beinen mir geschehen,
seit ich deinen tot muz sehen.
Aube der laiden merre!
Wæinen, clagen muz ich han,
sam der freude ni gewan
von meines hertzen swerre.
Aube tot,
diseu not
maht du mir wol enden,
wilt du von dir
her zu mir
deinen poten senden.
Awe der kleglechen not,
daz ich niht heut pin tot
von dem laiden mere:
Daz ich armeu lewen sol,
da von pin ich jamers vol
von meiner starchen swerre.
Ich was ane swere gar,
do ich muter dich gepar
ane mannes malle:
daz ich dich also sehen muz,
da von wirt mir nimer puz
meiner starken quale.
Awe, kint,
deineu wengel sint
dir nu gar erplichen,
dein maht
und auch dein kraft
ist dir gar entwichen.
Johannes, sun, nu hore mich,
seit ich nimant han, wan dich,
so hilf mir heute wainen;
Grosser clage get mir not,
daz mein kint ist laider tot,
daz klag ich dir allaine,
Da von hilf klagen mir mein kint,
seit heute alle, die hie sint,
tunt in nit, wan strafen;
si jehent, er sei ein poser wiht,
und teten si im anders niht,
so ruf ich immer wafen!
Aube, wer
hat sein sper
also her gestochen,
daz der dir
und mir
daz hertze hat zerbrochen?

Johannes.

Liewen mum und muter mein,
la dein wainen, frawe, sein,
la dein grozzeu swerre:
Io wer bir verloren gar,
raineu muter, daz ist war,
wi daz niht enwerre,
Daz er lide diseu not
und disen piterleichen tot,
wir wern alle verloren gar.
Daz er solte ersterben so,
daz was gedaht allez do,
e er wurd geporn.
Frawe, sein plut,
daz ist gut,
daz nit den welde verdurbe:
da von la sein
diseu pein,
e daz wir ersterwen.

Maria.

Grozzer klagen get mir not,
wer ich armeu fur in tot
und also verpunden,
Daz wer mir min liebster tach,
den ich mir gewinen mach.
Aube deiner wunden!
Die tun mir von herzen be,
dennoch clag ich michels me,
daz lat euch erbarmen,
daz mein herzen liebez traut
gegen mir nit mach berden laut,
awe mir vil armen!
— — — — —
Ain swert mir gehaisen was,
do ich muter sein genas,
das sneit mich hie ze stunden,
Ez gat durch daz herze mein.
Awe sun, daz ich niht ein
pin heut für dich verpunden.
Cruzes ast, nu naiga dich,
zu dir solt du zihen mich,
zu meines kindes seiten;
dor an tust du mir vil wol,
wan ich armeu, jamers vol
mach niht lenger peiten.
— — — — —

Das Innsbrucker Osterspiel.

Unter den oben erwähnten „Osterspielen" heben wir dasjenige heraus, welches wir nach der Handschrift, in der es aufbewahrt wurde, zur Unterscheidung von den übrigen das Innsbrucker nennen. Die Handschrift ist im J. 1391 verfertigt worden, das Spiel mag vielleicht etwas älter sein. Abgesehen vom Prologe, welcher die darzustellende Handlung ankündigt, zerfällt es in vier zwar nicht bezeichnete, aber leicht zu unterscheidende Abschnitte.

Es beginnt damit, daß die Juden den Pilatus bitten, das Grab Jesu bewachen zu lassen; denn sie fürchten, er möchte wieder aufstehen und das Grab verlassen. Es werden vier „Ritter" als Hüter bestellt. Diese schlafen aber ein, der Engel kommt und fordert Jesum auf, des Vaters Gebot zu erfüllen und der Hölle Band zu brechen. Bald nach Christi Auferstehung schickt Pilatus einen Boten an die Wächter: „Heiß die Ritter nicht schlafen, Und heiße sie bei sich haben ihre Waffen. Ob Jesus wolle aufstan, Daß sie ihn wieder niederschlan." Als

aber diese merken, daß Christus nicht mehr im Grabe ist, schieben sie sich gegenseitig die Schuld zu und kommen endlich von Worten zu Schlägen.

Im zweiten Abschnitte kommt Jesus mit den Engeln an die Hölle, Lucifer befiehlt, das Thor zuzuriegeln, und als er erfährt, wer in sein Reich eindringen wolle, ruft er aus: „Balde heiße weg ihn gehn, Sonst wird ihn ein böses Wetter bestehn, Her mit Hacken und Kelle, Ich will ihn senken in die Hölle." Doch bricht Jesus ein, er befreit Adam und Eva, worüber Lucifer lauten Jammer erhebt. Um sich wieder zu entschädigen, befiehlt er dem Satan, ihm alle Sünder herbeizuholen, deren er habhaft werden könne, „den Pabst und den Cardinal, Den Patriarchen und Legat, Die den Leuten geben bösen Rath," den Kaiser, die Fürsten, schlechte Richter, Pfaffen und Mönche. Und so nennt er alle möglichen Stände und Berufsarten. Kaum hat er ausgesprochen, als Satan schon mit einer Anzahl Seelen vor ihm erscheint. Die eine ist die eines Bäckers, der zu kleine Brode machte; die andere war ein Schuhmacher, der den Leuten schlechte Schuhe verkaufte; eine dritte, die eines Kaplans, klagt sich an, mit zwei schönen Frauen gebuhlt zu haben, wenn ihn die Glocke zur Kirche rief u. s. w. Sie werden in die Hölle gestoßen, und der Abschnitt schließt mit einem Monologe Lucifers, in welchem er seinen Abfall bejammert, zu dem ihn die Hoffart verleitet habe.

Der dritte Abschnitt enthält das Zwischenspiel, welches mit der Klage der drei Marien (sie heißen insgemein in den alten Spielen die „drei Personen") beginnt, worauf die unten mitgetheilte Stelle folgt. Wir haben über diese nur zu bemerken, daß sie, theils mehr zusammengedrängt, theils ausführlicher behandelt (am ausführlichsten aber im vorliegenden Stücke) auch in andern Oster- und Passionsspielen vorkommt, und allen offenbar der nämliche frühere Text zum Grunde liegt, woraus sich allein die Aehnlichkeit erklären läßt, welche sie in Anlage und in der Ausführung mit einander haben. Die komischen Zwischenspiele tragen so ganz den Charakter der weltlichen Dramen, daß deren Einfluß auf jene nicht zu verkennen ist, wenn sie nicht vielleicht sogar ursprünglich solchen entnommen sind, und zwar, was kaum zu bemerken nöthig ist, schon weit früher, als weltliche Dramen aufgezeichnet wurden. Im Knecht Rubin finden wir den Typus der Possenreißer, wie sie sich noch heut zu Tage bei den wandernden Seiltänzern und ähnlichen Gesellschaften vorfinden; es ist der nämliche aus Einfalt und Schalkheit zusammengesetzte Charakter, der von jeher den Jubel der Zuschauer hervorrief; die Witze tragen den nämlichen Stempel, wie die des heutigen Bajazzo. So wenn der Kaufmann (V. 459 f.) sagt: „Dem wollte ich solchen Lohn geben, Daß er das Jahr nicht könnte überleben"; oder wenn Rubin den Zuschauern die Vortrefflichkeit seines Herrn anpreist und dabei sagt: „Was man ihm an Gesunden bringt, die macht er alle siech" (V. 537 f.), und an einer andern Stelle: „Die Blinden macht er sprechen, Die Stummen macht er essen, Er kam zu Arzneien also viel, Wie ein Esel zum Saitenspiel." Die komischen Episoden haben meistens keine Entwickelung; im vorliegenden Spiele ist der Versuch zu einer solchen gemacht, indem der Knecht die Frau des Kaufmanns entführt, welche über die Schläge zürnt, die sie von ihrem Mann bekommen.

Der vierte Abschnitt endlich stellt die Auferstehung dar. Die „drei Personen" kommen an das Grab und finden es leer; auf ihre Klage erscheinen ihnen zuerst die Engel, dann Jesus selbst. Als Maria darüber in lauten Jubel ausbricht, kommt Thomas, der, zuerst ungläubig, durch Christum selbst überzeugt wird, worauf Johannes das Ganze mit einer Anrede an die Zuschauer beschließt, worin er ihnen die Auferstehung und deren Bedeutung ankündigt, zugleich aber auch die Bitte hinzufügt, an die „armen Schüler", also die Schauspieler, zu denken. „Sie haben Nichts zu essen," sagt er; „Ihnen sollt ihr bringen Braten, Schinken und auch Fladen: Wer ihnen gibt seinen Braten, Die will Gott heute und immer gut berathen; Wer ihnen gibt seinen Fladen, Den will Gott in das Himmelreich laden."

Zwischenspiel.

Mercator exit cum uxore et ancilla et dicit:

Got grüess uch, ir hern ubir al:
als sprach der wolf und küchte in den gensze-
stal.
Der mir kende gewisen einen knecht,
der mir zu dinste were recht,
dem welde ich sulich lon geben,
daz er daz jar nicht kende ubir leben.

Rubin venit et dicit:

Here, wie duncket uch umme mich?

Mercator dicit:

Truwen, knecht, waz weiz ich?

Rubin dicit:

Ich bin gar ein getruwir knecht,
zuo frawen dinste fuge ich recht.
Wult ir mir sin dancken,
ich zie mit uch kegen Francken
mit uwer frawen kapeltreten;
ich helf ir ouch den flachs geten
und dar zue die mæn riben,
als man tuot den jungen wiben.
Zu Francken han ich vil gelogen,
zu Beigern hau ich vil lüte betrogen;
wult ir mit mir durch die lant,
wir werden beide geschant.

Mercator dicit:

Mich duncket, du sist ein wol gezogener
knecht;
zu minem dinste bistu mir recht:
du solt mir sagen alzu hant,
wi din name si genant.

Rubin dicit:

Here, ich bin Rubin genant,
und werde uwer knecht alzu hant.

Mercator dicit:

Du sprichz gar an argen wan:
ez ist gar ein stolzer nam.

Rubin dicit:

Here, der name ist nicht allein min:
ir moget selber ein schalk sin.

Mercator dicit:

Nu sage an, lieber Rubin,
wie grin ist daz lon din?

Rubin dicit:

Here, funf schillinge,
daz ist min gedinge.

Mercator dicit:
Wie mag gesin diu lon so grœz?
Nu bistu doch under der huben blœz.

Rubin dicit:
Ich bin under der huben nirgent so kal,
ich habe in dem nacke kulpechte har.

Mercator dicit:
Rubin, nu beite vorbaz,
so gronet daz graz,
und loubit der stock
und zickelt der bock,
so gebe ich dir von lechtgen ein rock,
ouch gebe ich dir von semden eine bruoch
und ein hemde und min alden hosen dar zuo,
die züest du an spot und fruo.

Rubin dicit:
Here, grifet vorbaz,
und derloubet mir daz,
daz ich die zit vortribe
mit uwerm jungen wibe
des obendes bi dem füre:
daz were mir sust gar türe.

Mercator dicit:
Von mir hab ich die laube,
und thoe dez nicht vor minen augen.

Rubin dicit:
Dank habt, here, meister min,
daz ir selig muszet sin.

Mercator dicit:
Rubin, min vil liber knecht,
nu tho deine dinge recht:
an lauffen saltu sin gar snel,
und salt singen lut und hel;
daz volk dringk von ein ander,
daz ich müge gewander
mit miner schonen frawen
dort hin in die awe,
dar zuo tho ein gelesze,
biz daz ich kom uf daz gesesze.
Nu heb uff korp und stab,
und ge wir kei Hallab.

Rubin dicit:
Here, daz thon ich, ein wigant,
mit miner rostigen hant.

Item dicit:
Nu wicht, ir hern al gemeine,
beide groz und kleine,
lat minen meister gen hen vor,
fleht al ubir hor:
er ist der besten meister ein,
so en ie kein flige getet an einem bein.

Item cantans:
Hie komt meister Ypocras,
de gratia divina,
sin muoter eim meister ein slegel vras
in arte medicina;
er sprach, er welde ein meister sin,
und was von kunsten riche:
waz man em der gesunden bring,
di macht er alle siche.

Mercator dicit:
Rubin, liber knecht min,
laz dir die rede befalen sin
und sage minen namen den lüten:
nicht mer wil ich dir bedüten.

Rubin dicit:
Daz thon ich, here, alzu hant,
daz wir den luten werden bekant.

Item dicit:
Nu swiget alle gliche,
beide, arm und riche,
beide, frawen und man,
die sich hie gesammet han.
Uns ist kunt in die lant
ein arczt wit bekant,
der ist geheiszen Ypocras,
vorwar sult ir wiszen daz.
Er hat durchfaren manche lant,
Hollant, Probant, Ruszenlant,
Pruszen, Cabernie, Almenie:
noch vorbaz in der wosten Romanie
ist er ein meister uber alle erztige:
Noch mer ich uch gesagen kan.
Min meister ist ein kloger man:
wirt einer in den mantel wunt,
kumt er zu em, her macht en gesunt;
dennoch sage ich uch wol mere
von siner heiligen lere:
die blinden macht er sprechen,
die stummen macht er eszen;
her quam zu erztige also vil,
also ein esel zu seiten spil.

Mercator dicit:
Rubin, laz din schallen sin,
und schla mir uff den kram min.

Rubin dicit:
Ich mag die lenge nicht getrage,
ich muoz ouch ein knecht habe.

Mercator dicit:
Rubin, warte dir um einen knecht,
der dir zu dinste fuge recht.

Rubin dicit:
Nu horet al gemeine,
beide, groz und kleine,
kan mir iemant gewisen einen knecht,
der mir zu dinste were recht?
Ich sprech ez uf die truwe min,
ich gebe em ein grint hotelin
und eine alde hosze,
der konde ich nie gelosze,
an dem knie ist sie dunne,
an dem fusze ist nirgent kein kunne,
uud eine bruch
sinem wibe zu einem schlager toch.

Pusterbalk venit et dicit:
Here, daz wil ich von uch haben,
und wil uch under dem kurbe traben.

Rubin dicit:
So schawe, welch ein knappe!
Er kumt gesprungen als ein trappe,
Eya, waz kan er swatzen!
Er hat eine nase, also ein katze,
er ist über die schultern breit,
sin rucke manchen hocker treit.
Nu sage, helt knebelin,
wie ist geheiszen der name din?

Pusterbalk dicit:
Here, ich heisze Pastuche
und lege under dem struche,
wenn der herte zu velde tribet;
wilch mait da hinden blibet,

die werf ich da neder,
und erswinge er ir geveder,
ich ribe er kletten in den bart.
Ich heisze der krum Eckart;
ouch han ich gelogen als ein schalk:
ich heisze zwar Pusterbalk.

Rubin dicit:

Nem nu uf den hals den sag,
und laufe wir alle desen tag,
biz daz wir komen zu jungen wiben;
mit den wollen wir die zit vertriben.

Tunc Pusterbalk recedit cum sacco. Mercator dicit:

Rubin, laz din schallen sin,
und schlach mir uf den kram min.

Rubin dicit:

Daz thon ich, here, alzu hant,
mit miner rostigen hant.

Et sic circumspicit se pro servo et clamat alta voce:

Wie, mir ist leide und zoren,
ich han min knecht Pusterbalk verloren
mit mines heren salben,
und ich furchte, er lege kalben.
Pusterbalk, bistu bederbe,
so kom mit mines heren salben wedere.

Pusterbalk respondet et dicit:

Wa na, meister Stosel,
waz kont ir klaffens also vil!
Nemet hin uwirn korb und uwern sag,
ich wil uch keinen tag
nummer mer gedine:
ir wert geschant schire.

Rubin dicit:

Wol hen an den Rin,
ir rechter Henekin!

Et sic percutiunt se, unus dicit:

Slach!

alter dicit:

Fach!

Mercator dicit:

Last darvon, ir schelke beide,
ez komt uch anders zu groszem leide.

Rubin dicit:

Welde nu niemant nemen solt,
beide, silbir und golt,
und welde an Pusterbalkes stat trete,
daz er mir hulfe die disteln uz den rosen jeten.

Lasterbalk dicit:

Dobroytra, dobroytra.

Rubin dicit:

Hort, here, waz hore ich da?

Lasterbalk ut prius:

Dobroytra, dobroytra.

Rubin dicit:

Hort, here, waz hore ich da?

Lasterbalk dicit ad Rubinum:

Eya, bistu da, Rubin?
Du vil liber geselle min,
so sage, wie machstu dich gehabe,
du herze truter knabe?

Rubin dicit:

Ja bin ich worden eines arcztes knecht.

Lasterbalk dicit:

Werlich, da zu fugestu recht,
wenn du kanst wol stelen.

Rubin dicit:

Swig, daz soltu helen.

Lasterbalk dicit:

Eya, waz gebit er dir zu lone?

Rubin dicit:

Daz wil ich dir sagen schone:
er hat mir grœsz lon benant;
ich furchte abir, ez si ein tant.
Er spricht, wolle ich zu rittere werde,
er wolle mir helfen mit sinem pherde.
Truwen, ich furchte, ez fuge mir nicht,
ez si dan, daz sich babest mit dem keiser bericht,
Lasterbalk, alrerst fuget mir wol,
daz ich zu ritter werden schol.

Lasterbalk dicit:

Ab dir als mag wedervaren,
wie schal ich denn kein dir gebaren?

Rubin dicit:

Geselle, daz wil ich dir sage:
du salt mir min swert noch trage,
und salt mir uf setzen mine rittirs hube,
und salt mir die federn uz dem hare klubeu,
und salt dinen unvorspart
Anthonien, miner frawen zart.

Lasterbalk vertit se ad mulierem et cantat:

Min her, der hat mich uz gesant
zu einer schonen frawen,
sie ist schon ubir alle wip,
sie swanzt in gener awe.

Lasterbalk dicit:

Got grüez dich, du togentliches wib!
Ach schelde ich truten dinen lib,
wenn du bist so wol gestalt,
grosser schonheit mannicfalt,
so müest ich lange lebe;
dar um welde ich minen mantel geben.

Antonia dicit:

Lasterbalk, du macht wol swigen,
oder ez wirt dich betrigen;
wiltu schonen frawen holt wesen?
Du kanst nicht hundes pulver lesen!
Jo bistu krump und hockerecht,
du fugest baz zu einem baderknecht.
Waz libe scholde ich zu dir han?
Nu bistu doch in den lenden lam.

Lasterbalk dicit:

Eya, wer hat uch gesaget von mineu lenden?
Daz en der tufel musze schende!
Nu wolde ich wene, ich wustes alleine,
nu wiszens alle lute gemeine.
Zwar ich wil uf deser fart
laszen wachsen minen bart
und wil mich in ein closter geben,
dar inne wil ich vorzeren min leben:
Hir umm so bit ich uwir stüre,
wurste, flecke, wampan zu dem füre.
Nu wicht, ir frawen und ir man,
nymant hindere mich dar an.

Mercator dicit:

Rubin, liber Rubin,
schla mir uf den kram min.

Rubin dicit:
Daz thon ich here, alzu hant,
daz wir den luten werden bekant.
Item dicit:
Aleporta kurion
xitas exitas termax! —
Min fridel, iz ist nae bi dem tage,
ein esel solde ein sag trage.*)
Hie ist nirgnnt keine mer;
die erste schal ouch alhie ste,
so ist daz die andere,
die brachte min hirre von Flandere;
so ist daz die dritte,
die brachte min herre von Egypten;
die virde hat die togent,
welich frawe hat die jogent
und hat einen alden man,
der nicht wol gebruten kan,
so geb em viel schiere
ein schlag ader viere
vil naen zu sinem herzen,
so mert sich sin smerze.
Der funften hatte ich nae vorgessen;
die sechste hat mir der tufel fressen;
so ist daz ein kobenie koren:
wellich mait er maitum hat vorloren,
und verschlunder küne alle morgen,
helfe er Got, so mochte an dem ersten erworgen.
Mercator dicit:
Rubin, ich se dort vil lüte.
Rubin dicit:
Here, da ist jarmarkt hüte.
Mercator dicit:
Rubin, laz din klaffen sin,
und stœz mir die worze min.
Rubin dicit:
Daz thon ich, here, alzu hant
mit miner rostigen hant.
Rubin et Pusterbalk terunt in via. Mercator dicit:
Rubin stampes du die worze?
Rubin dicit:
Nein, here, ich stamphe esels fürze.
Mercator dicit:
So nem abe die hulszen,
und wirf sie under die alden wib, dasz sie laszen ir pulszen.
Rubin dicit:
Seht ir, alden zigen,
da mit si ouch genegen,
seht ir, alden hellekrucken,
der tufel huck uch uf den rucke,
ja sit ir alle bose,
und last mich uwer gekose.
Mercator dicit:
Rubin, liber Rubin,
waz stamphestu zu der salben min?
Rubin dicit:
Here, habet guten mut,
die salbe wert uz der masze gut:
da quam zu daz getummele von einer brucken,
daz smalz von einer mucken,
und daz blut von einem slegele,
daz geherne von einer flegele,
und der groszen glocken klank,
und waz der kucket hure gesank,
und eines alden monches fist;
hei, hei, wie gut der zu der salben ist!
Tertia persona cantat:
Heu nobis internas mentis
quanti pulsant gemitus
pro nostra consolatione,
qua privamur miseri,
quam crudelis Iudaeorum
morte dedit populo.
et dicit:
Awe uns vil armen frawen!
Man mag nu wol schawen
groz jamer und not:
er ist nu tot,
min liber here, den die Juden haben ermort
an schulde, als ir dicke habet gehort.
Awe der jemerlichen stunt,
die uns nuwelich ist worden kunt,
daz wir unsern heren nicht schullen sehen,
wenn uns grosz leit ist geschen.
Secunda persona cantat:
Iam percusso ceu pastore
oves errant miseri,
sic magistro discedente
turbantur discipuli,
atque nobis eo absente
dolor crescit nimius.
et dicit:
Awe, we jemmerlich daz stet,
wo das vie ane herten get,
daz mag man wol schawen
an uns vil armen frawen,
sint wir Jhesum haben vorloren,
der uns zu troste was geboren.
Tertia persona dicit:
Sed eamus, et ad ejus
properemus tumulum,
si dileximus viventem,
diligamus mortuum,
et ungamus corpus ejus
oleo sanctissimo.
et dicit:
Ez zimt wol guten wiben,
wer en lib ist an dem libe,
daz sie en noch dem tode clagen;
wir wullen gen zu dem grabe,
daz wir unsern hern sehen,
wenn uns grœz leit ist geschen.
Tunc mercator vocat Rubinum ter:
Rubin! Rubin! Rubin!
Rubin non respondet nisi tertio et dicit:
Beite, here, beite,
ich bin noch umbereite:
ich han min sack verloren,
den haben mir die alden wib gestolen.
Mercator convocat Rubinum ut prius.
Rubin! Rubin! Rubin!
Rubin silet et tacet. Mercator dicit:
Mir ist komen vorhanden,
ein werk han ich bestanden;

*) Diese Zeilen sind wahrscheinlich die Anfangsverse eines Volksliedes. Was darauf folgt, entbehrt des Zusammenhanges; wahrscheinlich sind einige Verse ausgefallen, welche die folgenden Zeilen einleiteten, in welchen Rubin von den Arzneien spricht, die er in Ordnung stellt.

ich schal eim alden wibe
den harmstein schmide
mit einer halben schussel:
der tufel var er in den drossel!

Mercator vocat Rubinum et dicit:

Rubin! Rubin! Rubin!

Rubin dicit:

Beite, mir ist ubel gelungen:
ein alt wib hat mir min sack abe gedrungen.

Item Mercator dicit:

Rubin! Rubin! Rubin!

Rubin dicit:

Waz wult ir here, meister min?

Mercator dicit:

Du machst wol ein schalk sin.

Rubin dicit:

Waz dar umme, liber here?
Man vint er noch wol mere
in dorfern und in steten,
die mir sin nimmer abe getreten.
Schelde man alle schelke steine,
da müste manick kint um sin vater weine;
scholde man alle schelke uz der stat jagen,
zir müst man ein mile vor heu drabe;
scholde man die stat mit schelken um müre,
man setzt uch zu einer torsüle:
ir sit ein meister ubir alle schelke,
get hen, ir sult die gensze melke.

Mercator dicit:

Rubin, liber knecht min,
nu laz ven dem zorne din,
du hast mir ubel gesprochen,
dar an hast du dich wol gerochen.
Ich sehe dort in einer awen
dri schone frawen,
sie weinen sere und clagen:
ich wene, ir here si erschlagen.
Ge hen und heiz sie her komen,
da mit schicken wir unsere fromen.

Rubin dicit:

Daz thon ich, here, gerne,
und were ez noch dri stunt so verne,

Et sic Rubin currit ad personas et dicit:

Got grœz uch, ir dri frawen!
Waz ist uch in den auwen?
Sint uwer nicht, wenn dri?
ich wende, uwir schelde funfe si.

Item dicit:

Got grusz uch, ir dri frawen schir,
baz, wann ander vier.

Tertia persona.

Got danke dir, stolzer jungeling,
daz Got gebeszer dine ding!

Rubin dicit:

Ir frawen, kunt ir mir gesagen,
wor um ist uwir wein und uwir clage?

Prima persona dicit:

Ja wir, stolzer jungeling,
(daz Got gebeszere dine ding!)
daz ist um den heiligen man,
den die Juden zu tode haben geschlan.
Kanstu icht uns gewiszen einen man,
der zu artztige uns gerate kan?

Rubin dicit:

Get mir nah, ich gen uch vor,
unt tret mir noch uf minen spor,
ich wil uch wisen einen man,
der uch wol geraten kan.

Tunc praecedit eis et cantat:

Ibant, ibant tres mulieres,
Jhesum, Jhesum, Jhesum quærentes,
Maria Jacobeua, Maria Cleophea et Salomena,
Re vemasti tu tres mulieres,
dare mihi narium,
dabo tibi sal salium. *)

Rubin dicit:

Here, ich habe ez volant,
dar noch ir mich habit gesant,
si kün uns wol riche gemache:
nu müge wir wol gelache.

Mercator cantat:

Huc propius flentes accedite,
hoc unguentum si vultis emere,
cum quo bene potestis ungere.

Personæ cantant:

Corpus domini sacratum.

Item cantant:

Dic tu nobis mercator juvenis,
hoc unguentum si tu vendideris,
dic pretium, pro quanto dederis.
Heu quantus est noster dolor!

Mercator dicit:

Hoc unguentum si multum cupitis,
unum auri talentum dabitis,
aut aliter non deportabitis.

Personæ cantant:

Heu quantus est noster dolor

Rubin dicit:

Waz heu, waz heu, waz heu?
was sagit ir von häu?
Saget uns von zygner und von keszen,
des mœge mir wol genesen!

Secunda persona dicit:

Got grüez dich, kremer, guter frünt,
ist dir um artztige icht kunt,
adir hastu icht salben guot?
Dor noch stet unser muot.

Mercator dicit:

Ja ich, frawe, selig wib,
ich han sleszen minen lib
noch ertztige manig jar:
waz ich uch sage, daz ist war.
Hie stet ein macraci,
so stet da ein laurina bi,
so ist daz ein nardi pisti,
so stet ein allabastrum hie,
die beszer sin, wen ander vier.

Tertia persona dicit:

Sage meister, daz dich Got lasze lebe,
wie wilt du uns die salben gebe?

Mercator dicit:

Ich gebe eine um ein phunt,
die andiru um ein virdung,
die dritte um rotes goldes eine mark.

Prima persona dicit:

Meister, die rede were uns zu stark.

*) Diese drei letzten Verse sind verderbt und ganz unverständlich.

Mercator dicit:
Ir frawen, koufet schire!
Ich were liber zu dem wine wen zu bere.
Rubin dicit:
Here, du redest recht,
ich bin gar ein zorniger knecht:
schal der mark icht lenger weren,
ich worde ie der phaffen geren.
Tertia persona dicit:
Meister, daz dir Got holt si,
hie sint guter betzantzen dri,
dar um gib uns die masze,
daz dich Got lebe lasze.
Mercator dicit:
Wie, ir frawen, ir kouft selden,
uwir besantzen wil ich uch abe gelden:
nemt die worze dar umbe,
die ist beszer, wenn andere funfe.
Uxor mercatoris dicit:
Wie, daz ir wert zu onheile!
Wie macht ir uns so wolveil,
daz uns kost so manche mark?
Welt ir dar um wesen kark?
Mercator percutit uxorem et dicit:
Facculdei, malaventure!
Ach du alde ungehure!
Uxor mercatoris dicit:
Ach, daz ist wol gethan,
dar ein unvorwiszen man
sal schlan sine frawen!
Daz dir kein heil müesze gezawen!
Iz ist des tufels minne,
was die alden wib beginnen.
Mercator dicit:
Swiget und laszet uwir klaffen stan!
Ez duncket mich nicht wol getan,
wenn lüte her zu uns komen,
daz ir sie hindert an irem fromen.
Uxor dicit:
Ja, ja, leider!
Sin daz die nuwen cleider,
die du mir zu desen ostern hast gegeben?
Daz du daz jar nimmer must ubir leben!
Rubin dicit:
Eya, here, daz ist mir leit,
daz ir vorgeszet uwir hobescheit!
Ir habet unbeheschlich getan,
daz ir habit mine frawen geschlan
vor aller werlde offentlich.
So thæt ir unbehischlich,
libe frawe, ich sage uch daz:
vortraget minen hern vorbaz.
Ancilla dicit ad Rubinum.
Thue zu din flantz, du büser wicht!
Wie tarstu reden icht
zu miner frawen zu unart?
Du scholdes ez wol haben bewart.
Er loz uns diner teidinge,
adir du hast bose gedinge.
Rubin dicit:
Ach du alte tempeltrete,
daz ist allez din gerete,
daz iz miner frawen miszget,
daz sie min here zu schlet.
Wie, du alde tempelrinne,
daz dich der tufel füere von hinnen!
Ich sach, daz dich der phaffe füerte hinder den alter
und larte dich den salter:
er stiz dich mit dem arme,
ez mochte Schabedeie den Juden erbarmen.
Ancilla dicit:
Frawe, ich wil uch sagen mere,
wult ir volgen miner lere,
ich wil ez wol erdenke,
daz wir ez em iugetrenken.
Rubin dicit:
Nu hort, liben lüte,
die da itzunt man nemen, daz sint brüte.
Min here hat sine frawen geschlagen
mit der fust an den kragen
durch der drier pulken willen:
daz sie der tufel fure von hinnen!
Mercator dicit ad personas:
Ir frawen, get mit heile:
um daz gelt ist die salbe wolveile.
Mercator dicit:
Rubin, ez mag dem tage nehen,
ich wil mich schlafen legen:
ich lasz dir den kram bevalen sin,
und hüet mir der frawen min.
Rubin dicit:
Liber here, daz schal sin,
daz sprech ich uf die truwe min.
Mercator ponit se dormitum. Rubin dicit ad uxorem mercatoris.
Frawe, laz den alden man sin
und zuch mit mir an den Rin!
Uxor dicit:
Rubin, liber Rubin,
als din wille ist, als ist der mut min.
Rubin, liber bule,
fure mich nicht in die schule:
kæm ich in daz schulhus,
ich kome nimmer mait heruz.
Tunc Rubin et uxor recedunt. Post hæc mercator surgit et dicit:
Awe, ich was ubel gehut!
Mir ist gestolen min wib und min gut!
Die fusze mich en nach mœgen tragen,
selde ich dar umme werden zuschlagen!

Das Alsfelder Passionsspiel.

Unter den uns erhaltenen Passionsspielen ist dasjenige, welches in Alsfeld (Großherzogthum Hessen) aufbewahrt wurde, eines der vollständigsten und eigenthümlichsten. Die Handschrift, in welcher es sich erhalten hat, stammt aus dem Ende des 15. Jahrhunderts und wurde ohne Zweifel in Alsfeld selbst geschrieben, da das Spiel in der halb niederdeutsch-hessischen Mundart abgefaßt ist, wie sie noch heute in der Stadt und Umgegend mit geringen Abweichungen gesprochen wird. Auch wurde das Stück, wie in einigen der Handschrift beigehefteten Notizen bemerkt steht, dort öfters aufgeführt. Es ist in drei Tage eingetheilt, gehört also zu den umfangreichsten Passionsspielen (das Donaueschinger brauchte nur zwei Tage zur Aufführung), was hauptsächlich darin seinen Grund zu haben scheint, daß viele Stellen aus andern Spielen in dasselbe aufgenommen worden sind; wenigstens findet sich darin die alte Marienklage in

der jüngeren Bearbeitung mit Ausnahme einiger Abweichungen, Zusätze und Auslassungen beinahe ganz wörtlich, und so hat auch das Zwischenspiel mit dem des (schlesischen) Osterspiels (s. o. S. 708) auffallende Aehnlichkeit. Leider ist das Alsfelder Passionsspiel noch nicht vollständig durch den Druck bekannt gemacht; doch haben wir es vor den andern hervorgehoben, weil es bei aller Stammähnlichkeit mit den übrigen in einigen Stellen sich ganz selbstständig und bedeutend erweist. Dies ist namentlich in der von uns mitgetheilten Scene der Fall, welche die Bekehrung der Maria Magdalena darstellt. Während diese Scene in den übrigen Spielen nur höchst flüchtig skizzirt ist, ja die Bekehrung der Sünderin ohne alle innere oder äußere Begründung plötzlich und in beinahe ganz unerklärlicher Weise Statt findet, wird hier sowohl das sündliche Treiben der Magdalena lebendig zur Anschauung gebracht, als ihre bald darauf folgende Bekehrung nicht ohne Geschick motivirt. Lucifer lobt ihre schöne Gestalt, er greift sie bei ihrer schwächsten Seite, der Eitelkeit, an, und besiegt sie durch dieselbe. Sie besieht sich in dem Spiegel, den ihr ein Teufel reicht, schmückt sich, und von Freude über ihre eigene Schönheit erfüllt, wirft sie sich Allen in den Arm, die ihre Gestalt rühmen. Sie will ihre Schönheit und Jugend genießen, sie stürzt sich in den Strudel der Lust, die hier durch das Tanzen repräsentirt wird, und sie ist schon so ganz darin verfangen, daß sie kein Maß mehr kennt. Ein Ritter, mit dem sie getanzt hat, entfernt sich, weil er von dem ausgelassenen Toben ermüdet ist; sie fühlt dagegen noch keine Müdigkeit; sie tanzt allein fort, jauchzt, singt lustige Volksliedchen und ruft dem Ritter nach: „So, so, Herr, so! Wie viele wollte ich solcher Gesellchen tanzen aufs Stroh! Der ist bereits müde geworden do! Wären ihr mehr, ich thäte ihnen also!“ Nun kommt ihre Schwester Martha und sucht sie auf bessere Gedanken zu leiten, aber vergebens, worüber die Teufel jubeln. Unterdessen war Christus herbeigekommen; er hebt an, mit Bezug auf Magdalena, seinen Jüngern zu predigen, und seine Rede macht einen solchen Eindruck auf die Sünderin, daß sie ihren Schmuck wegwirft und ihrer Schwester erklärt, fortan in Frömmigkeit leben zu wollen.

Bekehrung der Maria Magdalena.

Maria Magdalena superbo habitu incedit cum Lucifero et aliis demonibus corisans. Luciper dicit:

Wan, Maria, bie schone bistu gestalt!
Die man werden nummer alt,
die dich an schawen.
Die schonheit aller frawen
die hostu gentzlich wol an der,
des saltu gleuben mer.
Nu sich her an diz spiegel glas
der schonesten schone, der du hoist,
nach schoner, dan noch ie kein wip:
sich, so schone ist din lip.
Man sal uns aber lieren,
ich wil dich wol dentzeren.

Maria Magdalena respondet demonibus:

Ja, viel lieben knecht,
er kommet mer wol gerecht.
Da fugest mer freiden genung,
du bist woil min gefug:
du hilfest danzen und singen,
ich wel mit dir springen
manchen frolichen sprung. (*Natyr spiritus sit apud Mariam.*)

Diaboli omnes clamant.

Das was ein gud fund.

Et sic vigellator incipit vigellare, et corisant Luciper cum Maria Magdalena et alii demones. Maria Magdalena dicit:

Ich wel zieren minen lip,
want ich bin ein schones wip,
und wel auch gern reien
mit paffen und mit leien:
dar umb wel ich springen
und ein gut litgen singen.

Quo finito cantat corizando sola:

Ich breite minen mantel in die awe,
do begunde mich zu fragen mine frawe,
wo ich so lange were gewest.
Was wolde sie des?
Sal ich mines jungen
libes nich gewaldig sin?
Wole mich, wole mich der seligen stundt!
Nach freiden wil ich ringen:
freide ist meinem herzen kunt
mit tanzen und mit springen.
Wole mich, wole mich der lieben zit!
Die blümlin in der auwe,
Der hot mich also groszen nit;
die gesellschaff kan mich erfrauwen.

Et tunc primus miles Herodis descendet de castro ad Mariam Magdalenam salutando eam. Et dicit:

Got grusze dich, frewlin zart!
Du bist geborn von hoher art:
Alles, das da lebet
und in den lüften swebet,
das mocht mer nit so lieb gesin,
als du, usserweltes frewelin!

Maria amplexando militem dicit:

Dank habe, her jungeling!
Is mag gut werden uwer ding,
want uwer rede kont er vorzelen wol:
von recht man uch eren sail.
Nu nemmet hin das krenzelin,
dar zu wel ich uwer eigen sin,
unt mit uch danzen und springen,
und mit uch frolichen singen.

Maria vertit se ad ancillam et dicit:

Eya, nu gib mer her den scheiben hut,
der ist mer vor der sonnen gut;
mer woln gehen uf die awen,
und woln da springen und uns da frawen.

Ancilla sua dicit:

Gerne, liebe frawe min!
Was ir gebiedet, das sal sin.
Disen hut solt er uf uwer heubt setzen
und dar under gar wol ergetzen.

Maria dicit ad servum, scil. dyabolum Natyr:

Wo bistu, knecht Natyre?
Brengt mer den spiegel gar schire.

Servus scil. dyabolus Natyr offert ei speculum et dicit:

Nemmet hen den spigel, frawe,
dar in sollet ir uwer schone schawen.

Maria dicit ad servum scil. diabolum Natyr:
Alle hobescheit hon ich von der,
lieber frunt und knecht Natyre;
des muss ich ummer wesen fro,
want min gemüde heldestu ho;
an der wel ich nit vorzagen,
ich wel um dint willen hoch gemude tragen.

Maria suspiciendo speculum dicit:
Min frunt spiegel, habe dank,
want min herz nimmet manchen wank,
wan ich die schone klarheit min
beschawe in dines glanzes schin.

Et Maria corizando cum milite et servus dyabolus cum ancilla. Et cantat ut supra: „Ich breite etc.“ *Miles dicit:*
Frewlin, er sollet mer orlaup geben;
Got loss uch mit freiden lange leben!

Maria regraciando ei dicit:
Ich danken der des danzes din,
loib saget der das herze min.

Miles revertitur ad castrum suum. Et Maria incedendo jubilat, canit ut: „Ich breite“, *postea hoc dicit:*
So, so, her so,
was wolde ich der geselchin danzen uf ein stro!
Der ist gereide müde worden jo:
wer er mer, ich tede en allen also!

Post hoc Martha obviando ei dicit:
Maria, liebe swester min,
werlich, ich focht sere din,
das du vordienes Godes zorn:
so mussestu sin ummer vorlorn.
Das enhostu gude gelesse:
ach thu, das ich dich heisse,
und thu nit also torlich.
Liebe swester, bekere dich,
und nim an ein gotlich leben,
so wel der Got daz ewige rich geben.
Du salt mer nu horen.

Maria dicit:
Nu hore umb die alde thoren,
kan sie nicht ir kibbeln gelan?
Ich wel min freude han;
sie mag es woil begeben,
ich wel hon ein freies leben.
Eya, liebe swester,
ich wen, der treimet gestern:
das frage disse lude,
was der traum betude.
Loss mich an disser wise faren!
Kundestu din eigen sele vorwaren,
das gonde ich der von herzen woil:
min freide ich doch triben sail.
Swester, auch bidden ich dich sere,
want du dich wilt zu himmel keren,
so loss mich des entgelden nicht,
und steube mir in die augen nit.

Martha dicit:
Ach, Maria, das ie wordest geborn!
Du host din sinne vorlorn.
Loss disse unwiplich mere:
du host nicht gude gebere,
din lip ist torheit vol.
Maria, swester, horestu das woil?
Du host viel zu viel gethan,
du magest nach wol abe lan.
Liebe swester, hore mer ein wort!

Maria respondens:
Ich hon dich genung gehort,
loss din allen effen fort.

Luciper dicit:
Nu hore auch mer, Maria,
Du solt mit mer bliben,
wir wellen freide triben.

Maria respondet:
Das behaget mer viel wol;
ich wel thun, was ich sail,
und springen aber einen sprung.

Dyaboli respondent omnes:
Das was ein gut fund!

Martha dicit:
Ach liebe swester, bedenk dich noch,
und loss dir nit sin nach der dorheit goch!
Ich fochte, es neme ein bosse ende,
so werden dich die tufeln alle schenden.

Maria respondet vertendo se ad populum et dicit:
Warte, her, warte,
was wil min swester Marthe?
Er klaffen ist gar umb nicht,
wie clein geben ich dar uf icht.
Min herz ist mit freiden vormist:
ich wel lieber in disser frist
mich zieren und prisen,
und minen bolen fruntschaft bewisen.
Solde ich also ein stulzes leben
umb miner swester klaffen begeben?
Wer wolt mir dar zu raden?
Ich wel er schier ein boden
schicken, der si sere sail slan,
wil si mich nit mit freiden lan,
und loszen mich in disser wisse faren.
Kondestu din sele selber vorwaren,
das gonde ich der von herze wol;
min freide ich doch triben sail.

Martha dicit:
Maria, swester min,
kere dich von den sunden din,
und kere dich zu Godes wort,
so mag din woil werden rait.

Maria dicit:
Martha, hettestu sinn und witzen,
du hissest din honer uber die eier sitzen,
adder spinnest dinen rocken;
ich wil mich mit den jungelin zucken.
Solde ich dar umb dinen willen loszen?
Du peltenerszen, gank din straissen,
und kastige dinen lip,
want du bist ein aldes wip.
Du kirchenfistern, gank von mer,
das raden ich sicher der.
Gank hen, du bitter galle,
und lasz mich in freiden schalle.

Angeli canunt: Silete! Hoc facto ordinantur sessiones, predicaciones et Christus sedendo predicat discipulis et Marthe et Magdalene ponendo thema, scil. Dico vobis gaudium est angelis dei super uno peccatore agente penitentiam, et dicit:
Ir seligen lude, ir Godes kint,
all die nu hie gesammet sint,

vornemmet heilsamen rait,
das er umb uwer missetat
habet ruwe und leit;
das himmelrich ist uch bereit.
Ich sagen uch auch vorware,
das sich aller engel schare
frewet werdecliche,
wan ein sonder sich
bekeren wel von sunden.
Dar umb ich uch vorkunden,
daz er mit ganzen truwen
uch losset uwer sunde ruwen.

Hoc facto Sinagoga cantat cum Judeis. Interim Jhesus vadit ad alium locum faciendo sermonem Marthe et Magdalene ponendo thema scil. „Beati pauperes spiritu“ et dicit:

Selig sint die armen,
want Got wel sich erbarmen
uber sie und wel en geben
das himmelrich und das ewige leben.
Die sint auch selig anderwert,
die hie halden myldikeit.
Die das ertrich besitzen truerlich,
die sint auch selig ewiglich.
Der leben hie ist frolich,
die sollen dort sin truerlich.
Und die sint Godes kint gnant,
selig sint sie auch erkant.
Der von herzen rein ist sunder spot,
Der schauwet auch ewiglichen Gott.
Die sint auch selig sunder wan,
die hie betrubet leben han,
die da truren und weinen hie;
Got wil selber trosten sie.
Selig sint auch die Godes kint,
die hie barmherzig sint;
die sollen alle wolle genessen,
Got wel en barmherzig wesen.
Selig sint aber alle die,
die sich lossen tersten hie
und hongern nach gerechtikeit:
den wirt gnung bereit.
Ir sit selig alle gar,
wan uch die lude schare
beginnet hassen hie dorch mich;
do widder wel uch sicherlich
min vater dar zu lone geben
in dem himmelrich das ewige leben.

Sermone facto surgit ancilla Marthe de loco predicacionis et clamat: „Beatus venter, qui te portavit“, et dicit:

Gebenediget ist der lip,
und selig gar uber alle wip,
der den herren hot getragen;
die brust sal man selig sagen,
die du, herre, host gesogen,
und dich liplich hant erzogen!

Jhesus respondet: „Beati qui audiunt verbum dei etc.“

Ja, du host vil recht gehort:
Selig sint, die Gottes wort
horen und die behalden woil;
mines vatter rich en werden sail.

Hic Jhesus manet stare. Maria Magdalena convertitur recedens a Christo et dicit circumeundo circulum:

Nu geseine mich lude aller meist,
Gott vatter, sone und heiligeist!
Owe rosenkrenz!
Owe miner swenz!
Owe gele gebende!
Owe miner wiszen hende!
Owe miner hoffart!
Owe das ich ie geborn wart!
Nach ist miner sunde me,
dan wasser troppen in dem see,
und laubes hot der walt,
do zu des meres sant ungezalt.
Nach mer ist der sunde min,
wann stern in den himmel sin.
Ich bin nit wirdig, das ich gehen,
das min augen sollen sehen
die hohe von dem himmelrich!
Ich bin nit wirdig, das die erde trage mich!
Ich hon gesundiget leider.
Woil hen, ir vorfluchten kleider!
Ir hot mich gar vorwont
und gesenket in die helle grunt.
Vorfluchet musz der spiegel sin,
da ich en besach die schone min!
Owe du unreines hare,
du host mer gemachet die sunde gar.
Woil hen, er vorfluchten lock!
Ich wel nicht mere gehen als ein tock.
Vorbass wel ich nit springen:
nach buss wel ich ringen.
Min hobscheit wel ich lan,
dar in ich mich gepriset han.
Verworfen sin augen und wengelin,
die dick wollen hobsche sin:
min sele hon sie gar vorwont.
Dar zu der unselige mont,
und auch min spitzen schoe,
verworfen sint sie ummer nu!
Wes ich nu mit uch gegangen han,
des wel ich vorbas nu mer lan.
We mer, das ich ie wart geborn!
Wie ein torlich leben hat ich usserkorn!

Hoc facto chorus cantat, ut sequitur: Mirabantur omnes de his quae procedebant de ore dei. Sub tali cantico Maria Magdalena mutat habitum et dicit Marthe:

Swester Marthe, nu gleube mer,
ich wel sicher volgen der,
ich wil dit torecht leben
uf nach dinem rade geben.
Ich sehen woil, es ist der selen loid.
Das her Jhesus nu gebot,
man solde mit ganzen truwen
haben stede leide und ruwen
umb alle suntlich taid,
das was sin lere und sin raid.
Ach, were mich nu entbunde
von minen groissen sunde,
die ich arme hon gethan!

Martha respondet:

Unser herre Jhesus Crist
so barmherzig ist,
der uns zu trost wart gesant
vom himmel herre in disse lant:
zu dem ich hoffnung han
sicher gar an allen wan;
hie dut uns gnade kunt
und hilfet uns zu disser stund,

das mer von sunden werden fri,
und sin barmherzikeit si uns bi!

Quo facto angeli canunt canticum aliquid. Et Martha et Maria Magdalena recedunt.

Theodorich Schernberk.

Im Jahr 1565 gab Hieronymus Tilesius von Hirschberg unter dem Titel: „Ein schön spiel von fraw Jutten" (Eisleben) ein Drama heraus, welches nach des Herausgebers Versicherung im J. 1480 „durch einen Meßpfaffen Theodoricum Schernberk in einer Reichstatt gemacht vnd geschrieben worden, wie man mit des Authoris eigen Handschrifft in Originali darthun könne."

Das Stück wird durch eine Rathsversammlung der Teufel eröffnet; Lucifer trägt ihnen auf, eine schöne Jungfrau, Jutta genannt, für die Hölle zu gewinnen, die eben im Begriff ist, als Mann verkleidet, mit einem Schreiber aus England nach Paris zu ziehen, um sich an der dortigen Hochschule den Wissenschaften zu widmen. Zwei Teufel, Satan und Spiegelglanz, übernehmen die Sendung; sie bestärken die Jungfrau in ihrem Vorhaben, indem sie ihr künftigen Ruhm versprechen. Jutta kommt mit ihrem Buhlen, der nun als ein Clericus bezeichnet wird, nach Paris; beide begeben sich zu einem berühmten Meister, der sie zu Schülern annimmt, und sie in kurzer Zeit so weit bringt, daß sie zu Doctoren ernannt werden. In der Hoffnung, zu großen Ehren zu gelangen, ziehen sie hierauf nach Rom, wo sie durch die Vermittlung einiger Cardinäle dem Pabste Basilius vorgestellt werden, der sie bald liebgewinnt und sie zu Cardinälen ernennt. Nicht lange darauf stirbt Basilius, und Jutta wird vom Cardinalscollegium zum Pabste erwählt. Kaum hat sie aber das höchste Ziel ihrer ehrgeizigen Wünsche erreicht, als sich ihr unaufhaltsam und schrecklich das Verderben naht. Ein römischer Rathsherr bringt seinen Sohn, der vom Teufel besessen ist, zum Pabste, damit dieser vermöge seiner Allgewalt den bösen Geist austreibe; Jutta fürchtet sich vor dem Teufel, und gebietet daher den Cardinälen, denselben zu beschwören. Der Teufel, er heißt Unversün, erklärt aber, er würde nur dem Pabste weichen, und so muß sich Jutta entschließen, die Beschwörung selbst vorzunehmen. Aber kaum hat sie vollendet, als der Teufel laut ruft, er würde zwar den Jüngling verlassen, aber nicht weil es der Pabst gebiete, sondern weil Gott es haben wolle. „Nun höret zu, alle gleich," fährt er fort, „Die hier in diesem Saal versammlet sind: Der Pabst, der trägt fürwahr ein Kind, Er ist ein Weib und nicht ein Mann; Daran sollt ihr keinen Zweifel han." Jetzt müsse er weichen, schließt er, weil sie eine Päbstin sei, aber wenn sie einst wieder in seine Gewalt komme, wolle er ihr es hundertfach vergelten, daß sie ihn vertrieben habe.

Nun spielt die Scene im Himmel. Christus will die Sünderin verderben, Maria bittet für sie; der Heiland läßt sich endlich bewegen, er schickt den Engel Gabriel zu Jutten, um ihr zu verkündigen, daß, wenn sie sich wegen ihrer Missethat der Welt Schande unterwerfen wolle, ihre Seele gerettet werden, wenn sie sich aber nicht dazu bequeme, sie ewiglich in der Höllengluth brennen solle. Jutta wählt voll tiefer Reue das Erstere, Christus befiehlt dem Tode, Jutten zu tödten. Nach langer Rede, in welcher dieser viel Rühmens von seiner Gewalt macht, eilt er zu Jutten und kündigt ihr an, daß sie sterben müsse; sie ergibt sich in den Willen Gottes, schickt aber zuvor ein heißes Gebet zu Christus und Marien, welche ihr erscheint und sie ihrer Fürbitte versichert. Der Tod erzürnt über den langen Aufschub, und versetzt ihr einen Schlag, daß sie hinfällt, ein Kind gebiert, und stirbt. Das Volk läuft hinzu, hebt das Kind auf, der Teufel Unversün ergreift ihre Seele und führt sie unter wildem Hohne zu Lucifer, der dann sogleich seine Teufel beruft, die arme Sünderin mit ausgesuchten Qualen zu martern. Jutta ruft Maria an, die Teufel drohen ihr mit noch größerer Pein, wenn sie ihr nicht entsagen und Gott verläugnen wolle, aber sie läßt sich durch keine Drohung, durch keine Marter erschüttern. Maria und St. Nicolaus, die sie in ihrer Qual anruft, wenden sich, von Mitleid bewegt, an den Heiland, der sich endlich erbitten läßt und den Engel Michael in die Hölle schickt, die arme Seele zu befreien, welche Christus freundlich aufnimmt. „Sei willkommen, du liebste Tochter mein! Du sollst mit mir fröhlich sein In meinem Himmelreiche. — Und was du gethan hast in deinem Leben, Das soll dir Alles sein vergeben, Denn Maria, die liebe Mutter mein, Hat dir gethan ihrer Hülfe Schein Mit dem heiligen Nicolao: Drum sollst du sein wohlgemuth und froh!" Das Ganze schließt mit Gebet und Danksagung von „Bapst Jutten Seel".

Die ernste Haltung des Stücks, so wie die Stellung, welche die heilige Jungfrau als mächtige Fürbitterin darin einnimmt, bürgen dafür, daß es nicht von einem Anhänger der Reformation geschrieben sein könne, auch hätte ein solcher gewiß einen ganz andern Schluß gefunden. Jedenfalls muß es vor den Zeiten der Reformation abgefaßt worden sein, weil sich kaum denken läßt, daß ein Katholik den Bestrebungen der Protestanten gegenüber einen so heiklen Gegenstand gewählt hätte. Wenn es aber unzweifelhaft ist, daß das Spiel von „Frau Jutten" noch im 15. Jahrhundert abgefaßt wurde (denn es muß wohl auch die Versicherung des ersten Herausgebers in Anschlag gebracht werden, an dessen Wahrheitsliebe zu zweifeln kein Grund vorliegt), so ist es den Mysterien beizuzählen, deren Charakter es auch ganz an sich trägt. Wir finden in ihm den nämlichen epischen Gang, den wir an den ältern geistlichen Spielen wahrgenommen haben, die nämliche Formlosigkeit, aber auch den nämlichen Tiefsinn, und die nämliche Gesammtwirkung. Wie in jenen, so sind auch hier die untergeordneten Scenen, die bei mehr künstlerischer Behandlung ganz oder zum Theil verschwunden wären, nur skizzenhaft ausgeführt; dagegen sind die Hauptsituationen kräftiger und breiter gehalten und es läßt sich darin, wie in der markigeren Zeichnung der Charaktere, etwelcher Fortschritt in der dramatischen Behandlung wahrnehmen. Ein solcher scheint aber auch schon in der Wahl des Stoffes selbst zu liegen, der nicht, wie die biblischen Geschichten oder selbst die Legenden, einen bestimmten Gang vorschrieb, und an bestimmte Thatsachen band, sondern den Dichter zu selbstständiger Erfindung nöthigte.

Juttas Tod und Höllenfahrt.

Christus spricht zum Tode:

Nu gebiete ich dir, Tod, zu dieser frist,
das du mir gehorsam bist,
und machst dich auf die bahn,
da dir die fraw wirt unterthan,
die solche missethat
wider mich begangen hat,
und tötest sie gar drothe:
darauf bis schnell und bald berothen!

Mors der Tod:

Hie bin ich bereit, heiliger Gott,
und wil gern halten dein gebot,
wenn ich bin greulich und grausam.
Alles, das mir ie für quam,
sei stark oder dicke,
wenn ich es recht erblicke,
ich geb im ein solchen schlag,
das er ewiglich an mich gedenken mag.
Ich messe ihm in die lenge und in die breiten,
das er meiner kaum mag erbeiten.
Ich treibe solchen gespug,
darzu solchen ungefug,
das ihm die seele in dem leibe
nirgend mag gebleiben.
Ich kan ihm ein koll gekochen,
das ihm gnacken alle knochen.
Auch gebe ich im zu trinken bier von starkem hopfe,
das sich ihm verwenden die augen im kopfe.
Zu letzt kome ich ihm auf das herze,
da mus die seele leiden grosze schmerze,
bis das sie reumet dieselbige stadt,
die sie lange besessen hat.
Es kan mich nicht erbarme;
mir ist der reiche, wie der arme,
der Deutsche, als der Wahle;
ich rücke sie alle aus irem sahle,
und müssen von mir leiden den tod.
Auch wart noch nie kein munt so rot,
ich mache ihn wol missefahr.
Ich breche die liechten augen klar,
ich hawe sie hin, als das hawe:
ich fürcht auch niemands drawen.
Ich werke, ich werke grewlich:
mir ist der riese mit dem zwerge gleich.
Was von der erden ist geborn,
das ist zumal mit mir verlorn.
Hierumb wil ich, himlischer Gott,
mich aufmachen also droth
und wil nicht lenger gedagen,
und wil das weib darumb fragen,
was sie damit gemeinet hat,
dass sie solche missethat
hat wider dich begangen.
Darumb wil ich sie anlangen;
und wer sie noch so klug und weise,
so sol sie doch nichts aus meinen henden reiszen.

Salvator:

So gehe hin zu hant,
das die sache werde volant,
die ich dir befohlen han,
und mache dir underthan
dasselb böse weib gar balde,
das sie in den sünden nicht veralte!

Der Tod kömpt zu bapst Jutten.

Ich habe dir gar lange nachgekrochen,
manchs jar und manche wochen:
des hab ich dich nu begriffen hie;
darumb solt du mir nicht entpfliehn.
Ich wil mit dir machen ein spiel
nach alle meinem lust, wie ich wil,
wenn Gott hat mir die laub gegeben,
das ich dir sol nemen dein leben,
darumb, das du hast wider ihn gethan
und hast gegangen, wie ein man,
und hast solch ungefug in der christenheit getrieben,
und bist nicht ein weibsbild geblieben;
auch das du dich hast ubersehen,
das du must mit schwangerem leibe gehen,
und tregst ein kind also verborgen.
Darumb wil ich dich bringen in sorgen,
und solt hie kleglich sterben auf dieser erden
und für allen leuten zu schanden werden.

Bapst Jutta.

Sint ich denn nu sterben mus
und dafur ist kein bus,
des stehe ich in groszer not.
Darumb erbarm dich mein, du ewiger Gott:
Las die bitter marter dein
an mir armen sünder nicht verloren sein,
und sich an dis grosze leid
und beweise mir, herr, deine barmherzigkeit!
Auch sich an, herr, meine schmerzen,
die ich leide in meinem herzen!
Darzu, lieber herr Jesu Christ,
bedenk heut und zu aller frist,
das da gesündigt hat mancher man,
der doch deine huld wieder gewan.
Adam brach das erste gebot,
das vergabst du ihm, lieber Gott!
Petrus hat die seligkeit mit dir,
der dich doch dreimal verleugnet gar schier.
Thomas was ein zweifeler:
dem vergabestu, lieber herr!
Paulus, der that manch leid
zuvor in der christenheit,
und kam doch zu deinen gnaden
on alle seinen schaden.
Mattheus, der vom zoll entran,
dem vergabstu, herr, one wahn.
Theophilus sich dem teufel ergab:
du halfest ihm, herr, darab.
Maria Magdalena vieler sünde pflag;
die hat mit dir manchen guten tag.
Zacheus, der was ungerecht:
der ward dein wirt und dein knecht.
Longinus dich durch dein herze stach,
das es Maria ansach;
er hat gnade bei dir funden
all zu denselben stunden.
Der schecher, der mit dir am creuze starb,
dein gnade er da erwarb.
Das sind alles gewesen sündige man,
die doch nu die seligkeit von dir han.
Vergib mir auch die sünde mein,
barmherziger Gott, durch die bitter marter dein,
und las mich, herr, nicht verderben
und in meinen sünden so kleglich sterben!

Der Tod:

Was hilft dich dein groszes kallen?
Du must doch mit mir wallen.
Und küntest du noch so wol bitten und flehen,
so mus doch mein will an dir ergehen.
Des bis von mir bericht
und hab daran keinen zweifel nicht!
Ich wil mich gar meisterlich zu dir schmücken
und mit meinem stricke berücken,
und wil mich an dir nicht sparen.
Des glaub mir fürware!

Bapst Jutta singet und rufet Mariam an, da sie geberen sol:

Maria, muter reine,
aller sünder ein trösterin,
ich klag dir gemeine,
das ich ein sünder bin.
Des weine ich, dasz blut so rot
meine augen trenen gieszen.
Das las mich, fraw, geniessen,
und bit für mich dein liebes kind!
Nun ich denn sol sterben,
so hilf, Maria, himmlische königin, mir erwerben
deines lieben kindes barmherzigkeit,
die doch manchem sünder ist bereit!
Darumb, du keusche jungfraw reine,
ich befehle mich dir alleine,
und bitt für mich den barmherzigen Gott,
wenn ich stehe in groszer not
und bin aller sünden vol.
Des wil ich mich an dir erholn,
wenn du bist vol der barmherzigkeit.
Erbarm dich uber mein herzleid
und verleihe mir, mutter und frawe,
das mir Gott sende den himmeltawe
und lasze von mir seinen zorn.
Thuet er das nicht, so bin ich verlorn.
Des bit für mich, mutter heere,
durch dein mütterliche ehre!

Maria:

Ich wil alle disen tag
bitten für dich, was ich mag.
Ich hoffe, du solt gnade finden
bei meinem lieben kinde,
das er gnediglich sich erbarme
uber dich sünderin arme.

Bapst Jutta:

Nu wil ich gerne leiden
itzund zu diesen gezeiten,
was mir zusendet der ewige Gott,
darzu anleget der bitter tod
umb meine sünde, die ich hab gethan.
Darumb befehle ich on argen wahn
meine seele zuhand
Maria zu einem pfand.
Ich hoffe, sie lasze sie nicht verderben,
darzu ewiglich ersterben,
und wil mich in gedult keren.
Nu tröste mich, du himelkönigin heere,
darzu der ewige Gott,
und helfe mir aus aller not!

Der Tod:

Nu höre auf mit deinem klaffen!
Ich mus mein geschefte schaffen
Allhier an dieser statt,
wenn du machst mich mit deinem reden matt,
das du in bepstlichem wesen hast gestanden;
Des soltu werden zu schanden.
Nim hin den schlag bei das ohr zu hand!
So wird dir wol bekand,
warumb ich bin geschickt zu dir:
das solt du genzlich glauben mir.
Darnach hab dir den herzenstosz!
So wirdest du des todes genosz.
Fall nieder zu der erden
und las dein kind geborn werden,
das du lange hast gedragen!
Nu schlag ich dich auf deinen kragen
und gebe dir den letzten schlag,
und schlaf bis an den jüngsten tag!

Hie felt pabst Jutta zu der erden, gebiert ir kind und spricht:

Ahwe, ohwe der groszen not,
die mir thut der bitter tod!
Nu erbarm dich uber mich, Gott mein herre,
durch deiner lieben mutter ehre,
wenn meines lebens mag nimmer gesein.
Nu tröste mich, du himelkönigein,
mit aller engelischer schar löbelich!
Das bitt ich mit ganzem herzen inniglich.

Der Tod:

Nu stirb hin so balde,
zu deinem groszen unfalle
und habe dir den schlag bei das heubt!
Damit sei dein leben geteubt,
als du verdienest hast auf erden:
dagegen wird dir dein lohn wol werden.
Nu wil ich mich schnell von dir wenden,
denn ich gebracht hab die sach zum ende.

Bapst Jutta stirbt in der geburt. Das volk leuft zu, hebt das kind auf und der teufel Unversün führet Bapst Jutten seel hin und spricht:

Schawe, schawe, liebe fraw bepstin,
wie seid ihr zu uns komen herein!
Sint das ihr mir seid gefallen,
so wil ich führen mit reichem schalle
für Luciper unsern herrn;
der sol euch beweisen ein besonder ehre.
Dieweil ihr ein bapst seid gewesen,
so wollen wir mit euch singen und lesen
den greuslichen teuflischen gesang,
und wollen euch dazu schenken den helletrank,
das ist schweffel und pech;
das sollet ir haben zu ewer zech.

Nottir, ein teufel:

Traw, fraw bepstin, ihr seid uns ein lieber gast:
wir wollen euch behalten gar fast.
Ir sollet unser sangmeister sein
allhier in dieser helle pein,
wenn ihr seid gewesen ein gelerter man,
darumb wollen wir das von euch han,
das ihr uns sollet vorsingen.
Dar zuo sollen unser kelen mit erklingen
itzund in dieser helle,
und sollet sein unser eigen geselle.

Diese beiden teufel bringen bapst Jutten seel zum Luciper. Unversün:

Frewe dich, herr, Luciper!
Ich bringe dir hie nach deinem beger
die bepstin in unsern rath,

die uns lange gedienet hat.
Die solt du wol bedenken,
und ihr was trefflichs schenken,
denn sie hat verdient gar schon,
das man ir gebe ein herrlichen lohn.
Daran gedenk an diesem tage
und mir mein bitt nicht versage,
die ich hie für sie thu!
Da gib mir dein antwort zu!

Lucipcr:

Trawen, die will ich frölich entpfahn
und einen guten mut mit ir han
hie in dieser hellen
mit allen meinen gesellen.
Die sollen sie quelen sere,
das sie mag schreien uber die ehre,
die sie auf erden hat gehat.
Auch sol sie werden satt
von dem hellischen stanke,
der sol ir gemacht sein nicht zu danke,
und wil zie darzu wol bedenken,
und wil ihr schweffel und pech schenken.
Damit lohne ich ihrer missethat,
die sie wider Gott begangen hat;
und ihr sol geschehen solch ungemach,
das sie nicht mehr hat, denn weh und ach.
Nu kom her, teufel Krenzelein,
und gens ihr zu dem hals hinein
den faulen und stinkenden hellentrank:
so wird ihr die zeit nicht lang.

Krenzelein, ein teufel:

Hie hab ich den trank gereide
zu ihrem groszen herzeleide:
den wil ich ihr in den hals gieszen
und sanfte laszen hinein flieszen.
Der sol ihr ungemachs gnug anthun,
beide spate und auch frue;
denn sie ist der ehre wol werd,
das ihr solchs widerfert.

Astrot, teufel:

Gesell Krenzelein, mach das nicht lang,
denn es ist allen wol zu dank,
das du sie herrlich begabest:
denn sie ist gewest ein babest,
denn sie sol ie des genieszen,
des sie sich nicht hat laszen verdrieszen,
und ist uns gehorsam gewest.
Darumb wollen wir mit ihr han unser eigen fest,
und wollen uns genzlich geraumen:
das gehet uns allen zu fromen.

Da geust ihr Krenzelein aus einer flaschen in hals und spricht:

Fraw bepstin, den hellentrank sauer und nicht süsze
trinket! Damit solt ihr büszen,
was ihr wider Got habt begangen.
Darnach wolln wir euch mit fewrigen zangen
jemmerlich zukratzen und zureiszen
(das sol uns gar nicht verdrieszen)
und wolln euch die haut wol beren
und mit scharfen krawel verzeren,
das du solt nit wissen, wer du bist:
des bis bericht zu dieser frist!

Bapst Jutten seel:

O weh, o weh und immer ach!
Welch gros leid und ungemach
ich arme sünderin mus dulden
umb meine groszen schulden,
die ich wider Gott hab gethan:
des wird mir nu mein lohn.
Nu erbarm dich uber mich, Maria himel-königin,
und las dich erbarmen mein
und tröste mich in dieser not,
und bit für mich den barmherzigen Gott!

Sattanas:

Wiltu viel Marien nennen,
so wollen wir dich lernen bas erkennen
die pein, die du leiden solt,
darzu dein ungemach manigfalt
das dir bescheret ist
und darinne du gereide bist.
Darumb lasze sie ungenant,
oder du solt werden bas geschant!
Und wilt du daran nicht gedagen,
und uns von Gottes mutter viel sagen,
so wil ich dich schlan und prellen
mit allen meinen gesellen,
das du ihr wol solt vergessen,
und küudest du dich doch noch so hoch auf sie vermessen.

Bapst Jutten seel:

Mariam der reinen magd,
an der hab ich noch nie verzagt,
der wil ich auch nicht vergessen sein,
und thetet ihr mir noch so grosze pein.

Spiegelglanz:

Nu schweig, du böser lasterbalk!
Ich schlag dich anders auf deinen balg
mit hawen und mit küllen,
das du es müglich solt fülen.
Wiltu denn nicht von reden lahn,
so wil ich dich werfen und schlan,
das es dich verdriessen mag
bis an den jüngsten tag.

Bapst Jutten seel:

Maria, himelkönigin,
las mich nicht verloren sein
in solcher jemmerlichen angst und wehe,
und las mich in deiner vorbitt stehn,
und kom mir mit deiner seel zu stewer
in disem engstlichen fewer,
darin ich kleglich not mus dulden.
Dagegen erwirb mir deines lieben kindes hulde!

Fedderwisch:

Ihr herrn, wir wolln ein weile friede han,
bis das wir sie der sach bas verman;
und lasset euch nicht erschrecken!
Wir wolln sie noch wol erwecken,
das wir uns an ihr rechen,
und könte sie noch so hohe wort sprechen,
denn sie kan doch nicht von uns weichen.
Darumb was wir nicht können erschleichen,
das können wir auch auf einmal nicht erjagen:
darumb sollet ihr gedagen.
Ich wil sie wol unterrichten der mehre,
das ich sie von solchen worten kere.

Luciper:

So wollen wir deinem rath gehorsam wesen,
noch sol sie nimmer von uns genesen:
wir wolln ihr pein gnug anthun,

und unglücks gar satt darzu,
das sie Gottes mutter wol vergessen sal;
und künte sie singen, als ein nachtigal,
so sol sie doch tanzen nach unserm reien
in laster mancherleie.
Nu fahret hin in alle lande
und brawet laster und schande,
und betrieget die leute, wie ihr künt,
bis das wir erfüllen der hellen gründ,
den uns Gott geeignet hat
allhie an dieser statt.

Hans Rosenblüt.

Rosenblüt ist auch als dramatischer Dichter von großer Fruchtbarkeit gewesen, wenn die 54 Spiele, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von ihm herrühren. Es läßt sich zwar, wie Adelbert Keller versichert — und hier ist dessen Ausspruch allein maßgebend — nur bei einem einzigen Stücke „des Königs von Engellant Hochzeit" mit Sicherheit nachweisen, daß er es verfaßt habe; dennoch halten wir es für geeignet, der gemeinen Ueberlieferung zu folgen, und ihm diejenigen Fastnachtspiele beizulegen, welche ihm gewöhnlich und zum Theil seit beinahe hundert Jahren zugeschrieben werden, weil doch kein bestimmter Grund vorliegt, sie ihm abzusprechen. Wir übergehen aber diejenigen Spiele, in welchen er die gewöhnlichen Stoffe von Ehestreitigkeiten, Heirathsverhandlungen, Hochzeiten, Aerzten und Quacksalbern u. dgl. behandelt, da er sich in denselben weder in der Anlage, noch in der Ausführung von andern Dichtern unterscheidet, und wir zudem einige derselben schon oben erwähnt haben (das Spiel vom Münch Berchtolt, von einem Edelmann und einer Frau, von einem Arzt, genennet Meister Ucian, von den zwelf Pfaffenknechten, der Bauern Rugvasnacht, die zwei Spiele von der Vasnacht und Vasten Recht). Es läßt sich von allen diesen in der That nicht viel mehr sagen, als daß sie die andern Spiele an Nacktheit der Darstellung, an Zoten und Unfläthigkeiten nicht nur erreichen, sondern sie sogar wo möglich noch überbieten. Doch sind Rosenblüts Stücke gerade diejenigen, in welchen sich noch am meisten Witz und Humor zeigt (s. o. S. 714), und manche enthalten auch hie und da einen schönen und gut ausgedrückten Gedanken. Am reichsten ist in dieser Beziehung das „Spil, wie Frauen ein Kleinot aufwurfen". Es lassen nämlich, dies ist der kurze Inhalt des Stücks, einige Frauen bekannt machen, daß sie den Mann mit einem kostbaren Kleinode beschenken wollten, der zu seinem Weibe die größte Liebe trage und diese auch am besten „auslegen" könne. Zehn Männer bewerben sich um den Preis, indem sich jeder von ihnen bemüht, die Größe seiner Liebe in den stärksten Ausdrücken zu schildern. „Alle Berge zusammen genommen wären ein kleiner Ball im Vergleich zu meiner Liebe," sagt der Eine; „Mein Weib ist mir lieber, als alles Gold und Silber, als alle Perlen und Edelsteine, die unter dem Himmel sind," rühmt der Andere. „Meine Liebe ist so mannigfalt," sagt der Dritte, „daß wenn ein Wald tausend Meilen lang und voll singender Vögel wäre, ihr Gesang mich nicht so fröhlich machen könnte, als meine Frau, wenn sie lacht." „Meine Liebe brennt so heiß," versichert ein Anderer, „daß wenn man einen stählernen Berg hineinwürfe, dieser neunmal eher darin zerschmelzen würde, als der Schnee in einem heißen Ofen." „Wenn das Meer lauter Dinte wäre," sagt der Siebente, „Das schriebe man aus trocken und leer, Daß nirgends ein Tropfen darin blieb, Ehe man von meiner Liebe halb nur schrieb, Die ich habe Tag und Nacht zu ihr: So unaussprechlich lieb ist sie mir." *) Freilich kann der schalkhafte Dichter auch hier seinen Muthwillen nicht ganz zurückhalten, und mitten unter diesen Versicherungen läßt er den Einen mit verstelltem Ernste sagen, er habe sein Weib lieber, als Bartausreißen, Schläge, Blindheit, Fasten und Frühaufstehen, und ein Anderer behauptet ganz keck, daß, wenn sein Weib hundert Jahre alt und schwärzer, als eine Mohrin, dazu eine Närrin wäre und eines wilden Affen Gestalt hätte, sie ihm dennoch neunmal schöner dünken würde, als die Königin Esther.

Doch sind solche Stellen, in denen Gedanken und Ausdruck einen höhern Schwung nehmen, wie schon gesagt, im Ganzen selten; was aber Rosenblüt vor den übrigen Dichtern von Fastnachtspielen auszeichnet, ist, daß er auch bedeutendere Stoffe behandelt und hiedurch die Gränzen der dramatischen Darstellung wesentlich erweitert, daß er sie aus dem engen Kreis der Jahrmarktsposse gezogen und den Keim zum eigentlichen Lustspiel gelegt hat. Wenn es wahr ist, daß der „Kaiser Constantinus" von ihm verfaßt ist, so ist auch ihm der Versuch zuzuschreiben, die geistlichen Spiele in weltliche umzuwandeln (s. o. S. 713). Wahrscheinlich ist auch „des Entkrist Vasnacht" auf ähnliche Weise entstanden; und es ist dieses Spiel zudem noch dadurch merkwürdig, daß sich darin des Dichters freie Anschauungsweise keck und unverhüllt kund gibt. Er stellt uns nämlich dar, wie sich der Entkrist trotz den Warnungen der Propheten Enoch und Elias durch Drohungen, Versprechungen und Wunder allgemeine Anerkennung verschafft, so daß nicht bloß die Juden, sondern auch der Kaiser und seine Ritter, Bischöfe, Aebte und Mönche ihn als den wahren Gott anbeten und Christum verläugnen. Daß er es gewagt hat, die Zuchtlosigkeit der Geistlichen zum Gegenstande eines Spiels (der „Walbruder") zu machen, ist schon oben berichtet worden (S. 712). Auch die politischen Zustände und Verhältnisse versuchte er dramatisch zu behandeln, und es gehören die hiehergehörigen Stücke, in denen er die Nichtswürdigkeit des entarteten Ritterthums, das er durch eigene Anschauung hatte kennen lernen, mit lebendiger Wahrheit und nicht ohne treffenden Witz schildert, weitaus zu den hervorragendsten dramatischen Versuchen der Zeit. In dem Spiel: „Vom Bapst, Cardinal und von Bischoffen" klagt ein Ritter bei dem Pabst, daß die geistlichen Fürsten die Armen bedrängen und den weltlichen Herren darin gleich thun, statt sich ihrer Pflicht gemäß der Unterdrückten anzunehmen. Der Bischof entschuldigt sich damit, daß er mit den weltlichen Fürsten halten müsse, weil diese ihm ihrerseits auch Hülfe gewährten. Cardinal, König und Graf klagen nach einander über die Gewaltthätigkeiten der Fürsten, worauf der Herzog, vom Kaiser aufgefordert, sich zu verantworten,

*) Vgl. damit eine ähnliche Stelle bei Reinbot v. Dorn S. 445.

ziemlich trotzig erwiedert, daß er sich seiner Ritter und Mannen annehmen müsse, die oft in schlimmer Lage steckten. „Herr Kaiser," schließt er, „laßt Gott sorgen: die paurn und die stet wurden zu reich, Ließ wir sie sitzen friedleich!" Und ein Ritter fügt hinzu: „Solt es alweg Frid beleiben, Die paurn würden den adel vertreiben, Sie würden hinten nach so gail, Sie machten uns pürg und stet fail. Der paur wil als der purger gan, Der purger als der edelman: Darumb mag uns der krieg gefrumen, Das sie nit über uns kumen." Nicht ohne Geschick läßt nun der Dichter den Narren auftreten, durch welchen das Ganze abgeschlossen wird, indem er erklärt, worin das Treiben des Adels seinen Grund habe, und den Bürgern und Bauern einen guten Rath gibt, wie sie sich verhalten sollten, um sich vor dem Uebermuth des Adels sicher zu stellen. Dem Kaiser konnte diese oder eine ähnliche Rede nicht in den Mund gelegt werden, weil sie dann keine innere Begründung gehabt hätte und mit der Wirklichkeit in Widerspruch gestanden wäre. „Der Adel", sagt der Narr, „wil ern erjagen An stechen und turnirn, hör ich sagen, Darzue schön frauen und spil: Dasselb kostt sie gelts vil. Darümb versetzen sie pürg und lant; Das ist dem adel ain grosse schant; Das wollen sie denn ümbsüst wider han: So hebt sich denn ain kriegen an. Davon rat ich auß meinem geschicht: Kauft in nicht ab und leiht in nicht (das ist der narrenrat mein), Wolt ir fürpas mit frid sein!" (1) — Noch kecker ist „des Künigs auß Schnokenlant Vasnacht", welche wir gerne mitgetheilt hätten, wenn nicht die Sprache an manchen Stellen zu sehr ins Gemeine verfiele. Der muthwillige Dichter hetzt darin die Ritter und Herrn gegen einander auf, so daß sie, aller Klugheit vergessend, einander ihre Streiche aufdecken und sich gegenseitig als Feiglinge, Wucherer, Räuber, Ehebrecher, Jungfrauenschänder, Geizhälse, Verschwender u. s. w. erklären, und sich uns auf diese Weise in der ganzen Nichtswürdigkeit darstellen, welche den didaktischen Dichtern so häufigen Stoff des Tadels gegeben hat. „Die verdient ritterschaft" zeigt uns recht anschaulich, wie tief der Ritterstand in der öffentlichen Achtung gesunken war. Der Kaiser aus Schnokenlant fordert seine Ritter auf, anzugeben, auf welche Weise sie ihre Würde erworben hätten. Ihre Beichte ist aufrichtig, weil sie das, was sie gethan, in der That für ehrenvoll halten, aber eben deshalb tritt die Versunkenheit des ganzen Standes desto greller hervor, der durch solche nichtswürdige Dinge erworben werden konnte, wie die sind, deren sich die einzelnen Ritter hier rühmen. Von Abenteuern, Kriegszügen, Schlachten, Kämpfen ist keine Rede: die tapfersten sind die, welche sich ihre Würde auf dem unblutigen Turnierplatz, durch ihre Reit- oder Fechtkunst erworben haben, während Andere sich rühmen, sie ihrer Fertigkeit im Singen, Tanzen und Springen zu verdanken; und Einer sagt sogar: „Auf meinem Haupte trage ich Haar, Das ist kraus und goldfarben, Dadurch bin ich Ritter geworden. Ich wollte nicht, daß ichs hätte abgeschoren; Da mir mein Haar solche Ehre hat gebracht, Darum pflege ich sein Tag und Nacht. Ich laß es jetzund Niemanden sehen, Ihm möchte vom Wetter Schaden geschehen."

Umfassendere Bedeutung hat „des Turken vastnachtspil", in welchem sich der Dichter über die meisten sittlichen und politischen Zustände der Zeit verbreitet, die er in kurzen, aber scharfen und kecken Zügen schildert. Der Großtürke, der so eben Griechenland unterworfen und Constantinopel erobert hatte, hat gehört, wie traurig es in der Christenheit aussehe, und da er in den Büchern gelesen hat, daß eben deshalb der Christen Unglücksstunde geschlagen habe, kommt er unter Geleite der Stadt Nürnberg, um die Sünden auszurotten, in welchen die Christen befangen sind. Vor Allem sind die Klagen der Bauern und Kaufleute zu ihm gedrungen, welche von den adeligen Straßenräubern ausgeplündert werden; aber es haben sich, sagt er, noch viele andere Laster über die ganze Christenheit verbreitet: Hoffart, Wucher, Ehebruch, Meineid, Abtrünnigkeit vom Glauben, verkäufliche Rechtspflege, Simonie, Zölle und Abgaben und Tyrannei der Obern sind überall an der Tagesordnung. „Ihr seid alle ungetreu gegen einander," fügt ein Rath des Türken hinzu, „Ihr habt falsche Münze, ungetreue Amtleute, Juden, die Euch mit Wucher fressen, Pfaffen, die hohe Rosse reiten, während sie für den Glauben kämpfen sollten, böse Gerichte und ungetreue Herren, die Ihr alle mit Euer Arbeit ernähren müßt. Allen diesen Beschwerden kann Niemand abhelfen, als der Großtürk, der, wie man in den Gestirnen lesen kann, von Gott dazu berufen ist." — „Die Kuchen der Fürsten", fügt ein Anderer hinzu, „sind viel zu fett, ihre Rosse zu glatt; sie erhöhen von Jahr zu Jahr die Abgaben der Bauern, und wenn Jemand wagt, sie darum zu tadeln, so schlagen sie ihn nieder, wie ein Rind, und sollten auch Weib und Kinder Mangel leiden und Hungers sterben." Die Boten des Pabstes, des Kaisers und der Kurfürsten protestiren auf das Feierlichste gegen die Einmischung des Großtürken, sie bedrohen ihn sogar mit Krieg, Mord und Todtschlag; aber der Bürgermeister (von Nürnberg) erklärt ihnen mit aller Entschiedenheit, daß die Stadt ihm trotz Kaiser und Pabst das versprochene Geleite halten würde, wofür der „türkisch kaiser" ihn seines Dankes und seines Schutzes versichert, wenn er einst in sein Land kommen sollte. Erhebt sich dieses Stück bezüglich der Composition auch nicht über die andern Fastnachtspiele, so wird es durch die Keckheit merkwürdig, mit welcher der Dichter die weltlichen und geistlichen Mächte angreift: eine größere Verhöhnung derselben läßt sich nicht denken, als die, daß der Dichter ihnen durch den türkischen Sultan ihre Untüchtigkeit und Schlechtigkeit vorhalten läßt zu einer Zeit, wo die Grausamkeit der Türken alle Völker mit Entsetzen erfüllte und schon sprichwörtlich geworden war. In dem ganzen Bilde, das uns der Dichter von den damaligen Zuständen mit erschreckender Wahrheit entwirft, ist Nichts erfreulich, als das stolze und kühne Bewußtsein, das sich in der Rede des Nürnberger Bürgermeisters ausspricht; der Dichter hätte dem kräftigen und freien Geist seiner Mitbürger keine schönere Lobrede halten können, es drückt sich in ihr die tüchtige bürgerliche Gesinnung aus, welche es den Nürnbergern möglich machte, sich den Anmaßungen der sie umgebenden Fürsten mit siegreichem Erfolg entgegenzusetzen.

Sind die eben erwähnten Spiele ihrem Inhalte nach bedeutend und von Interesse, so gehören die

zwei, welche Stoffe aus dem bretonischen Sagenkreise behandeln, in formeller Beziehung zu den besten, denn wenn sie sich auch noch nicht zu dramatischer Gestaltung erheben, so zeichnen sie sich doch durch verhältnißmäßig große Mannigfaltigkeit und Bewegung aus, und die Personen sind zum Theil so gut gezeichnet, daß sie schon ein individuelleres Gepräge haben. „Der Luneten Mantel“ behandelt die Sage vom Zaubermantel, welche Ulrich von Zazikhoven ausführlich erzählt (s. oben S. 350); dem „Vasnachtspil mit der Kron“ liegt eine ähnliche zum Grunde. Wie man in jener aus dem Mantel ersieht, ob ein Weib ihrem Manne treu geblieben ist, so wird in dieser aus der Krone sichtbar, ob ein Mann die eheliche Treue bewahrt hat, denn sie paßt nur einem getreuen Manne; dem ungetreuen schießen Hörner auf dem Kopfe hervor, sobald er die Krone aufsetzt. Sie ist vom König von „Albian“ dem König „Arthaus von Engellant“ übersendet worden, an dessen Hofe sich die Könige von Orient und von Zypern befinden. Diese setzen sie nach einander auf, aber ohne günstigen Erfolg, worauf beschlossen wird, dieselbe als ganz überflüssig bei Seite zu schaffen, da ja jeder König schon eine Krone habe. Die Könige, sagt ein Herold, sind herbeigekommen, um den zarten und frommen Frauen zu dienen, und wollen sich nicht verspotten lassen. Darum, schließt er, möget ihr, o edle Könige, vor Allem der werthen Königin (Arthurs Gemahlin) dienen. Dem widersetzt sich aber Lunete, des Königs Schwester, indem sie die Königin der Untreue gegen ihren Gemahl anklagt. Darob erzürnt Arthur und verbannt sie von seinem Angesichte. Es scheint, daß sich „Lunetens Mantel“ unmittelbar an das vorige Stück anschließt, wie denn dieses in der That ohne den gewöhnlichen Schluß ist, dagegen die letzte Rede eine Andeutung auf das folgende Stück enthält; die zwei Ueberschriften sind vielleicht daraus zu erklären, daß das Ganze in zwei Akte abgetheilt war, zwischen deren Aufführung eine Pause Statt fand. Jedenfalls ist das zweite Spiel als Gegenstück, wenn nicht als Fortsetzung des ersten anzusehen, indem durch dasselbe Lunetens Behauptung gerechtfertigt wird. Aber nicht bloß des Königs Gemahlin, sondern auch alle andern hohen Frauen erweisen sich als untreu, mit Ausnahme der Königin von „Spanigan“, welche zudem noch den ältesten Mann hat. Mit vielem Glück ist auch in diesem Spiele der Narr eingeführt. Seine Frau will ebenfalls den Mantel probiren, er gibt es aber nicht zu, denn man wisse doch nicht recht, sagt er, wie die Sache ablaufen würde; so lange sie den Mantel aber nicht anziehe, werde sie ihm und allen Andern für treu gelten. *) Recht schön und fein ist ferner der Zug, daß, als der jungen Königin der Mantel angeboten wird, der alte König, von des Narren Rede belehrt, ihr nicht zumuthen will, sich der Probe zu unterwerfen; er wolle es ihr keineswegs übel aufnehmen, wenn sie es nicht thue, sagt er; aber die Königin nimmt im Bewußtsein ihrer Unschuld den gefährlichen Mantel, der ihr auch wie angegossen steht, während er den andern Frauen zu lang oder zu kurz, zu breit oder zu eng war. Es fehlen zwar auch in diesem Stücke die freien Beziehungen auf die ehelichen Verhältnisse nicht, doch sind sie im Ganzen mit einer Zurückhaltung ausgedrückt, die man im Vergleich zu den übrigen Spielen als züchtig und keusch bezeichnen könnte. Vortrefflich sind die letzten Reden des Königs von Spanigan und des Herolds über die reinen Frauen; sie zeugen von wahrem und edlem Gefühl, das sich freilich mit der frivolen und unzüchtigen Redeweise des Dichters in andern Spielen nicht leicht vereinigen läßt. Wie dem aber auch sei, so ist die hier ausgesprochene Anerkennung der Frauen und ihres belebenden, veredelnden Einflusses auf die Männer unendlich tiefer und wahrer, als alle sentimentalen Aeußerungen der höfischen Dichter. (2)

*) Auch in dem schon angeführten Spiele: „Von Fürsten und Herrn“, von einem unbekannten Verfasser (wenn es nicht etwa auch, wie man aus mehren Gründen vermuthen sollte, von Rosenblüt ist), wird der Narr mit seiner Klugheit recht geschickt dem weisen Aristoteles entgegengesetzt. Es verlangt nämlich die Närrin von ihrem Manne, daß er sich ebenfalls von ihr reiten lasse; aber trotz aller ihrer Versprechungen und Drohungen will er sich nicht dazu hergeben. „Ein Mann“, sagt er, „soll keiner Frauen Auf ir süße wort getrauen. Du hast es selber wol gesehen, Wie diesem meister ist geschehen: Ein weip hat ihn zu gespot gemacht, Darumb man sein oft frot und lacht.“

1. Vom babst, cardinal und von bischoffen.

Der herolt spricht:

Nu hört und schweigt still,
und merkt, was ich euch sagen will,
und wie da pei ainander ist
der pabst, der kaiser on argen list,
darzue der künig und der cardinal,
fürsten, pischoffen und grafen auf dem sal,
darzu ritter und auch knecht.
Ich main, die innhalten das recht,
die wollen hie all sach schlecht machen:
geschicht das, so müg wir alle wol lachen.

Der erst ritter:

Herr babst, nun merkt, was ich euch sag!
Vernempt, was sei der armen clag,
wie sie teglich verderbt werden
durch krieg und unfrid hie auf erden.
Da helfen eur gaistlich fürsten zue
und verderben ir scheflein spat und frue.
Das solten sie den andern fürsten wern,
so helfen sie ir scheflein selber verhern.
Das lat euch hie zue herzen gan,
und solt das mit kraft understan,
und richtet recht in kurzer zeit,
seint doch der gewalt an euch leit.

Der babst:

Herr bischof, nu gebt antwort,
wann ir die clag habt wol gehort,
das ir eur schaf so oft thut schern
(ausz welcher schrift wolt irs bewern?)
und thut sie darzu rauben und prennen.
Ich kann es in keinem capitel erkennen,
das ir eur hert behüett vor not,
die euch mein gewalt entpfolhen hot.
Eur infel vor stahel glitzen,
eur stab hat ain eisene spitzen:
wo habt ir das in der gschrift gelesen?
Ir mügt nit lenger bischof wesen,
wann ich dem kaiser enpfolhen han
und darzu meinem cappelan,
daz sie schüllen solch bischof ab setzen,
die hie ir arme schaf also letzen.

Der bischof antwurt:
Herr babst, ir sult vernemen mich!
Mein sach ist nicht al frevelich,
als man euch oft von mir thut schreiben.
Wil ich nun hie pei eren bleiben,
so musz ich mit den fürsten sein,
die mir haben geholfen ein:
den musz ich helfen, wenn sie mein begern,
des ich vil lieber wolt enpern.
Eur genad das pillich mag verstan,
das ichs musz mit den fürsten han.
Der cardinal:
Hört, herr könig, es get euch an,
ir schült ein solches unterstan,
und ir scholt solchen fürsten schreiben,
das sie müsten pei dem rechten bleiben,
und scholten niemant kriegen wider recht.
Fürsten, grafen, ritter oder knecht,
das solt ein künig bestellen wol,
ain kaiser rechtes helfen schol,
und solten solch unrecht unterstan,
das hie den armen wirt getan.
Der künig:
Herr kaiser, hört hie, was man sagt,
wie man über die fürsten clagt,
das sie verheren alle lant
mit raub und mort und brant,
wann sie doch leiden grosze not,
man klempts, man stöckts und stichts zu tot.
Herr der kaiser, das lat euch erparmen!
Lat uns zu hilf kumen den armen!
Der graf:
Herr kaiser, vernempt auch mich!
Ich clag euch also cleglich,
das diser fürst, der hie stat,
mich von meinem lant vertriben hat
wider recht, das sol eur gnad verstan.
Kein sach er nie zue mir gewan.
Ich hab im recht und ere nie versagt,
das sei hie euren genaden geclagt.
Ich bin ain graf, ich wolt mich schemen,
wenn ich nit recht wolt geben und nemen.
Der kaiser:
Herzog, verantwurt dich hie drat,
wann grosze clag hie auf dich gat.
Du hast verweist geistlich orden,
vil bischof sein rauber worden,
das pringstu mit süszen worten zu
und machst den armen grosz unru.
Hestu recht, du hest uns wol geschriben
und werst deiner sach pei uns pliben;
so möchstu wol mit recht pestan,
hestu dein sach an uns gelan.
Der herzog:
Nu hört, ir edler kaiser her,
ich het euch wol zü klagen mer,
das ich durch kürz doch musz lan.
Wir haben ritter und manchen man,
den oft nit rechtes mag ergan;
denselben müsz wir pei gestan.
Auch müg wir euch nit alwegen schreiben,
wenn man gewalt wil mit uns treiben.
Des müsz wir uns doch hie auf halten.
Herr kaiser, nun laszt sein Gott walten!
Die paurn und die stet wurden zu reich,
liesz wir sie sitzen fridleich.
Der dem kaiser das schwert vortregt:
Herr kaiser, ich musz die warheit jehen,
ich hab der lant nit vil gesehen,
den grosz glück möcht wonen mit,
wann sie doch stunden in unfrid.
Darümb ain herr zu loben ist,
der frid den scinn macht zu aller frist.
Die seinen müssen im steurn und geben,
und teglich pitt man ümb sein leben.
Bei gutem frid so wirt man reich,
das solt ir mir glauben sicherleich.
Der ritter:
Nu hört, ich musz auch raten als ein tor,
doch ist sein ain tail wor.
Solt es alweg frid beleiben,
die paurn würden den adel vertreiben,
sie würden hinten nach so gail,
sie machten uns pürg und stet fail.
Der paur wil als der purger gan,
der purger als der edelman.
Darümb mag uns der krieg gefrumen,
das sie nit über uns kumen.
Si müszen mit uns tailen zwar
gleich heur, als vor hundert jar.
Der narr:
Ich bin ain narr, das secht ir wol,
doch ich auch nit gar sweigen sol.
Der adel wil ern erjagen
an stechen und turniern, hör ich sagen,
darzue schön frauen und spil;
dasselb kost sie gelts vil:
darümb versetzen sie pürg und lant,
das ist dem adel ein grosze schant;
das wollen sie denn umbsüst wider han,
so hebt sich denn ain kriegen an.
Davon rat ich ausz meinem geschicht,
kauft in nicht ab und leiht in nicht
(das ist der narrenrat mein),
wolt ir fürpas mit frid seint.
Der ritter:
Des narren wort thut mich verdrieszen:
man sol in mit eim wasser begieszen.
Er tulwatzst, er weisz selbs nicht, was.
Ich main, er trag dem adel hasz;
Darümb woll wir in vom hoff stoszen,
und wollen in ungefreszen loszen.
Es wer peszer, wir lieszen in ertrenken,
denn das er uns an unsern ern sol krenken
Der auszschreier:
Nu schweigt, ir herrn, mit gemach!
Geschoben hat man all eur sach.
Da pei lest man euch nun sagen,
man hat heut noch mer sach auszzutragen;
und wiszt von heut über ein jar
so schol wir her wider kumen zwar.
Herr der wirt, wir wollen dervon:
was wir schuldig sein, das schreibt uns an!
Wenn wir ain fart herwider kumen,
so hab wir villeicht mer gelts zu uns genumen,
so wöll wir euch bezallen schon,
als denn solch gest schüllen thon.
Herr der wirt, gebt uns eurn segen!
Wir schaiden von euch: Got, der sol eu pflegen!

2. Der Luneten mantel.

Der Auszschreier:
Ir herrn, wolt ir schweigen und betagen,
ich wolt euch hübsch obenteur sagen.

Es ist her kumen ein magethein,
die hat den allerhübschten mantel fein.
Wolt es euch nit verschmohen, frauen und herrn,
die maget wolt euch den mantel vereern,
den zarten frauen wol gethan:
welcher er am pasten müg gestan,
die solt in in eeren tragen.
Darümb leszt euch die magt fragen,
ob es mit eurem willen müg gesein,
das sie den mantel schenk der künigein.

Der kunig Arthaus:

Hofmaister, haisz mir die junkfrau schon
zu mir sicherlich und frölich gan!
Wil sie mir in meiner wirtschaft schenken,
ich wil ir allzeit in gut gedenken.
Wer mich eeret und mein gest für war,
umb den wil ichsz wol verdienen zwar.
Wil sie mich in meiner wirtschaft eern,
ich wil ir das wol wider keern.
Und haist sie zu mir geen herein:
sie sol haben di hulde mein.

Der hofmaister:

Set her, ir hübsche junkfrau fein:
ir habt di huld des herrn mein,
ir habt glait gut, recht und wol,
das niemants wider euch thun sol.
Ir solt euch kürzweil mit im nieten,
darümb wil er euch eeren vil erpieten;
darümb ir im sein geste wolt eern,
das wil er manigfaltig wider keern.

Di Luneta:

Got grüsz euch, edler künig Arthaus,
und alle eur geste in disem haus!
Mir ist eur hof gar unbekant.
Darümb so pin ich auszgesant:
ich wil euch erpieten grosze eer,
und den mantel schenken der frauen her.
Ir wolt den mantel di frauen laszen tragen
in mas, als euch der herolt thet sagen;
und welcher er denn am pasten mag gestan,
die sol in in eeren tragen an.

Der künig Arthaus:

Nu dar, ir zarten frauen fein,
welche wil die erste zu dem mantel sein,
und wil in tragen mit den spangen
und herlich drinnen her prangen?
Und welcher er dann am pasten müg gestan,
die schol in in eeren tragen davon.

Die künigin Arthaus:

Künig Arthaus, liebster herre mein,
lasz mich die erste zu dem mantel sein!
Kain mantel hat mir nie pas gefalln.
Ich hoff, mir günnens die andern künig alle,
das ich den mantel hie müg tragen:
darumb wil ich in grosz dank sagen.
Der mantel stet wol nach meinem leib:
wenn ich in trag, so seht ir doch kain schöner weib;
des mügt ir euch wol dünken gemeit,
das eur frau den schönsten mantel treit.

Der künig Arthaus:

Mein frau, das zimpt uns nit wol an,
das ir ie wolt den vorgank han:
man scholt allwegen die geste vor eern,
so möcht sich unser lop dester pas gemeern.
Doch musz ich thun, als mancher man,
ich musz euch mer verhengen, denn ich derschwingen kan.
Darümb pit ich euch, ir frauen und ir künig fein,
das ir den mantel günt der frauen mein.

Ain herolt:

Ir edler künig von hoher art,
möchten euch die fürsten und frauen zart
mit einem gröszern hie vereern,
nach irem vermügen das theten sie gern:
darümb sol man der künigin den mantel langen
darinnen sie vor herren und frauen sol praugen.
Nu seht, ir frauen und ir man,
wie wol ir müg der mantel stan.

Ain herolt:

Wie wol die frau hie prangen kan,
so sah ich kainn mantel nie übler stau.
Ir herr mag sich wol freuen hie,
das seiner frauen geet der mantel über di knie,
und hat die zipfel neben hin ab gehangen,
recht sam zwu hosen über ain stangen;
und welcher schneider den mantel hat gesniten,
der gevellt mir nit wol mit seinem neuen siten.

Ain alter herolt:

Nu hört, ir herrn, zu diser stunt:
mir ist des mantels siten kunt;
ir sült sein spangen lesen lan
und was geschriben stet daran,
so werdet ir inn in kurzer frist,
was uns der mantel pedeuten ist.

König Arthaus:

Hofmaister, mein lieber knecht,
lis uns die spangen und sag uns recht,
das wir wissen in diser frist,
was uns der mantel bedeuten ist.

Der hofmaister:

Ach, edler herr, solt ich sie lesen, als taugen,
ich törst der zarten frauen nimer für ir augen.
Ich pit euch, liebster herre mein,
ob ich des lesens möcht übrig sein.

Der künig Arthaus:

Hofmaister, lis mir die spangen pald!
Hie sol geschehen kain gewalt
vor fürsten und vor frauen clar.
Du solt mich reht vernemen zwar:
ich gib dir darümb meinen solt,
was ich dich haisz, das dusz thun solt;
und thu bald, was ich dir gepeut,
und lis, was uns der mantel pedeut.

Der hofmaister:

Nu hört, ir fürsten hochgeporn,
seit ich darzu pin auszerkorn,
das ich euch sagen sol den list,
was an den spangen geschriben ist:
welche frau den mantel wil tragen an,
und thut ir der mantel übel stan,
die hat gethan irem man grosz schaden,
si hat ainn fremden kromer gelaszen in ir gaden,
und hat einen andern pauen laszen ir felt,
das keiner hin liesz ümb gelt;
und welche ir eere hat übergangen,
die mag in disem mantel nit wol prangen.

Der künig Arthaus:

Wo pistu nu, die grosz eere wolt han
und wolt in zum ersten tragen an
und wolt alweg di peste sein?

Nun ist es an dir worden schein;
der mantel stet dir lesterlich:
des musz ich allzeit schemen mich.
Ich geb da für ain ganzes lant,
das du den mantel nie hest erkant.
Ich kund dirsz nie gewern, noch gesagen,
du wolst den mantel ie zum ersten tragen.

Di künigin Arthaus:

Künig Arthaus, liebster herre mein,
wie mügt ir als zornig sein?
Nu habt ir anders an mir nie erfarn,
denn ich künt mein eer alzeit wol bewarn.
Der teufel hat mich in den mantel pracht,
der in selber hat erdacht,
der treibt darinn sein zauberei
und ist auch ganz des teufels gespenst da pei.
Ach, herr, darümb solt ir mir vil gelauben pas,
denn dem mantel; fürwar sag ich euch das.
Ich wolt, er wer in dem wilden mer versunken,
und verprent mit den hellischen funken,
ee es uns ie zu schaden wer kumen:
des het wir alle guten frumen.

Der künig Arthaus:

Fürwar ich dir nit glauben sol.
Der mantel stund der junkfrau wol;
und wiltu lüg auf den mantel sagen,
darümb wil ich dir es nit vertragen;
und gee mir ausz den augen trat,
ee du von mir müst leiden not.

Ain ritter:

Ich haisz ritter Maienplan.
Mit nichte lasz ich es zu gan,
das ir euch also solt vergessen
vor eurn edlen herrn und gesten,
wan es würde in aller welt
ain solches von euch gemelt,
das man von euch solt sagen,
das ir eur frauen het geschlagen.
Ob sich die frau vergessen hot,
was leit euch daran so grosze not?
Solt man sie all darümb strafen,
die pei den köchinn und pei den grasmaiden schlafen,
und solt sie all in ain wasser senken,
man müst euch villeicht auch ertrenken.
Darümb laszt hie von disen dingen,
bis wir die kürzweil gar volpringen.

Des kaisers herolt ausz Kriechen:

Nu hört, ir herrn, in disem sal!
Man leszt euch wissen über al,
seit das die künigin hochgeporn
den mantel gut hat hie verlorn,
ist es nu worden also erkant,
so sol in tragen mein frau ausz Kriechenlant.
Der mantel sol ir aigen sein,
stet er ir anders recht und fein.

Der kaiser ausz Kriechen:

Wir sein ain kaiser ausz Kriechenlant
und sein in eeren wol erkant,
und wollen hie nit die pösten sein.
Nu seht darzu, zart fraue mein,
ob uns in eeren müg gelingen,
das wir den mantel von dannen pringen.
Man zeuht uns hie in eeren her für.
Nun hab wir doch die höchsten kür,
auf allen herrnhöfen und wirtschaft
sein wir in eeren wol behaft.
Darümb solt ir zierlich her zaffen,
das euch niemant müg gestrafen
in eeren und in wirdigkait.
Es müszt mir imer wesen lait,
scholt uns die schande hie übergeben
und wir alle zeit nach eeren streben.

Des kaisers herolt:

Habt dank, ir edler kaiser gut,
das ir meiner frauen wölt hochgemut
disen mantel hie tragen lan:
des werd ir preis und eere han.
Wir wollen in ir an legen mit groszen ern,
so wirt sich alle ir freude meern.
Es ist der künigin nit wol darinn ergangen.
Tret her, mein frau, ir müst auch drin prangen:
ich hoff, es sol euch pas ergan,
denn der künigin, die in hat tragen an.
Ich main, euch sol wol gelingen,
das wir den mantel von dannen pringen.
Mein frau, das seh ich also gern,
das wir nit hie zu schanden wern.
Und solt ir haben eur eere verlorn,
es thet dem kaiser also zorn,
er geb da für wol zehen lant,
edle frau, wol allzuhant.
Und pedenket auch den mantel fest!
Gar vil sein hie der fremden gest,
die triben ausz euch den iren spot.
Edle frau, das thut durch Got,
und leget an den mantel recht,
so lobet euch ritter und knecht.

Des kaisers herolt:

Schauet zu, edle kaiserein,
der mantel wil auch nit unser sein.
Ich waisz nit, wie irsz habt gehalten:
der mantel hat gar vil krumer falten,
er get euch nit gar in di waden,
und habt in auf den rück geladen,
er ziert euch eben und auch wol,
als man ain schulsak tragen sol.
Ist es ein neur hofschnit,
so taugt er keiner kaiserin nit.
Als sie denn neu siten tichten,
ander frauen wollen sich auch darnach richten.
Wer einen neuen siten erdenken kan,
es maint, es hab ein gutsz gethan.
Ich wil es auf mein warhait jehen,
ich hab kein hübschhait da von euch gesehen.

Der kaiser:

Bist du mein frau ausz Kriechenlant?
Wie gar übel steet dir ditz gewant!
Wie wol du pist ain kaiserin,
so pfligst du doch haimlicher minn?
Was hat dir an mir misvallen?
Ich maint, ich wer ain man vor in allen;
ich pin hie mit der clainst gesehen;
ich maint, euch solt ain genug von mir geschehen;
ich pin stolz und darzu frei:
ich maint, ich möcht als vil, als ander drei.
Hastu mir das zu schanden gethan,
mein hulde soltu nimmer han.

Die kaiserin:

Herr, laszt eur zürnen sein!
Es ist die schuld vil mer eur, dann mein:

ir thut oft von mir lang aussen pleiben
und geet darzu ümb mit andern weiben;
das empfind ich auch an euch gar wol,
das ir nit thut, als ein eeman sol,
der sein frau thut lieben und trenten.
Ir wolt mir kain solche freuntschaft pedeuten;
ir ligt pei mir, sam ir seit tod und begraben:
das macht, das ir einer andern habt geben, das ich solt haben.
Seit ich hab than, als ir,
des habt nit verübel mir!
Es behielt oft einer ain piderb weib,
brech ersz selbs nit mit seinem leib.
Nu hört, ir herrn all gemein,
weder ist die schulde mein oder sein?

Der künig von Kerlingen:

Ich pin ain künig von Kerlingen.
Mich wundert ser von disen dingen,
was in dem mantel mag gesein,
das er den zarten frauen fein
allen thut so übel stan,
und ist doch der mantel wol gethan.
Frau, ich getrau dir, als ich pillich sol:
ich hoff, der mantel sol dir steen gar wol,
und sol mir auch daran nit feln;
wann du kanst mir doch nichz verheln,
das ich ainn guten getrauen han,
wir wollen den mantel wol pringen davon.

Der herolt:

Ir edler künig von Kerlingen,
ir werdt den mantel von dannen pringen.
Ir seit wol als ain weiser man,
das euch eur frau nichts verheln kan.
Sie hat euch liep, das wais ich wol,
drüm sie auch drinn her treten sol.
Sie ist hübsch und wol gethan.
Nu tret her, mein frau, und legt den mantel an!

Der herolt:

Tret her, edle künigin hochgeporn!
Ich main, ir seit ain grasmait worn:
der mantel steet euch recht und wol,
als man ain graspürd tragen schol.
Wie steet er euch so ungelachsen!
Ich main, ir seit darausz gewachsen,
oder der schneider hat in zu kurz geschniten.
Aber ir habt auch erdacht ainn neuen siten,
damit ir wolt eere erjagen;
ich wolt mich schemen, solt ich in an tragen.

Der künig von Kerlingen:

Was rümens hab ich mich denn vor hie gethan?
Sih, wie übel thut dir der mantel nu stan!
Ich wil es auf mein warhait jehen,
es ist kaim als recht, als mir, geschehen;
wann ich wolt es gar gewis haben,
so hat mir ain ander den tham abgraben;
darümb peger ich hie der stangen,
das ich des zils hie nit mag erlangen;
und zwar es thut mir auf dich ant,
das du mich pringst in solche schant.

Ain ander herolt:

Ach hört auf in disen sachen,
das ir die frau zu gespöt wolt machen:
wir wollen von der torheit lan.
Der nerrin sol man in legen an;
wil es Hans Narrolt,
so wirt im die nerrin holt;
Sie wirt sich auch des tünken gemeit,
das sie den schönsten mantel an treit.

Di Nerrin:

Hör, Hans, lasz dir sagen!
Lieber man, lasz mich auch den schönen mantel an tragen!
Ich weisz, er stünd mir gar wol.
Awe, lieber, sehst du mich, wenn ich drin her prangen sol!
Ich pin an meiner eeren also frei,
ich hab zu dir nit mer, denn ander drei.

Der Narr:

Awe, Gütel, du grosze nerrin!
Wiltu nich als weis sein, als ich pin?
Du must dich ie des mantels derwegen,
oder ich wolt dein mit eim groszen knütel pflegen.
Nu thet dir der mantel übel stan,
im schol niemant selber kain sorge auf than,
als geschehen ist den künigin und hern.
Der süst bleiben möcht pei eern,
der solt sich solcher sorg nit unterwinden,
da mit man in in schuld möcht finden.
Wer zu vil eern haben wil, das thut selten gut:
Ein ieder denke in seinem mut,
da mit er müg in eeren pleiben.
Also wollen wir unser narrnweis treiben,
und trag des mantels nimmer mer,
so pleib wir wol pei unser eer.

Die Nerrin:

Awee, Hansel, sol ich des mantels enpern?
Du pöser, unseliger Hensel, ganstu mir nit so vil eern?
Nu merk, wie es dir dar nach gefall!
Ich will mich legen zu den puben in den rosstall,
und wil deinen willen nimer mer thon,
du pöser, schemlicher Hensel! Das mustu dir haben zu lon!

Der künig von Spanigan:

Ich rede es wol on argen list,
das der narr der allerweist ist:
er hat uns geraten recht und wol,
das mein frau des mantels nit tragen sol.

Sein herolt:

Herr künig, des het ir doch kain eere,
das ir wolt folgen ains narren lere.
Ein narr, der rett hin und her;
gibt er gut ret, si kumen on gever;
ain pöser schütz trifft auch das zil.
Darausz ich euch wol beschaiden wil,
die narrn, die sein nit all weissagen.
Ich rat, last eur frauen den mantel tragen!
Es mainten sust alle fürsten her,
ir wert der schwechst an eur er.
Villeicht mag es euch wol ergan,
Das ir den mantel fürt davon.

Der künig von Spanigan:

Ich pin ain künig von Spanigan,
und pin auch hie der allerelst man:
wie türst ich als fürnem sein, ich alter man,
das ich mein frau den mantel solt tragen lan,

seit doch, ir stolzen jüngelingen,
eur kains frau den mantel von dann mocht bringen,
die noch zu allem schimpf gar wol tügen
und ir frauen wol getrösten mügen?
Mein liebe frau, des ich nit kan;
darümb wil ich dirss nit verübel han,
das du den mantel lest haben ru:
ich wil dir sein nimer sachen zu.

Sein frau:

Mein herr, das thut mir auf euch ant,
das ir mich an legt solche schant,
und wolt mir pesser eeren nit getrauen;
des schem ich mich vorn herrn und frauen.
Doch wil ich mich des mantels nit verwegen.
Ich hoff, ich hab kainer uneer pflegen,
als es sich wol erfinden sol,
als ich trau Got dem herrn wol;
wann ich der mer ward nie holt.
Hab wir nit lant, silber und golt,
so sei wir doch an eren reich:
ich trag den mantel willigleich
Nun her und legt mir den mantel an,
und seht, wie wol er mir müg gestan.

Der herolt:

Künigin, ir thut euch selbs wol trauen!
Nu solt euch pillich vor dem mantel grauen,
wann ir habt mit eurn augen wol gesehen,
das kainer frauen gut ist darinn geschehen;
und seit ir nit an eeren frei,
man spot eur mer, denn ander drei.
Doch sol man euch erfülln eur peger:
laszt sehen, wie wol ir künt prangen her!

Die künigin:

Ich hab mich auf prangen nie gewegen,
da man mit thut vil hofart pflegen.
Wil mir der mantel nit anders stan,
denn ich das prangen gelernt han,
so fürchte ich, er stec mir nit wol;
doch wil ich her treten, als ich sol.

Ain herolt:

Nu seht, ir künig und ir frauen fein,
der mantel wil der jüngsten künigin sein.
Er steet ir recht an irem leib,
als in denn tragen sol ain piderweib:
er thut ir ümb und ümb wol stan.
Nu seht sie hinten und vorn an!
Sie ist die jüngst und wol gethan,
und hat auch hie den allereltsten man,
den sie allein hat lieb und wert,
da pei sie kains andern pegert
vor allen fürsten und frauen her:
des hat sie preis und grosze er.

Ir man:

Hab dank, du minnikliches weib,
seit mich dein tugenthafter leib
erfreuet hat so manigfalt.
Wie wol ich pin ain man so alt,
so hastu mir mein freud gemert.
Wol dem man, dem ist peschert
ain raines weib in solchen ern!
Der mag mit lieb sein tag verzern.
Ich waisz nit peszers, denn ain rains weib;
die mag erkücken mannes leib
ausz jamer und ausz herzenlait,
wenn sie stete lieb in herzen trait.
Darümb wil ich reiner frauen nimer vergessen;
ir lob auf erden nie ward auszgemessen.

Der herolt:

Lob haben alle raine weib,
die den iren zarten leib
allein den machen untertan,
der sie zu rechter lieb sol han:
Die selb in hohen eren fert:
Wol ir, und dem es ist peschert
ain raines weib also pehut!
Der hat wol freude und hohen mut.
Was freuden möcht auch hie gesein,
het wir nit frauen und den wein?
Und hat die werlt süst, was sie wil,
busaunen, pfeufen und saitenspil,
so wer unser freude entwicht,
und het mir rainer frauen nicht;
het wir nicht weib, die uns trost geben,
so het wir gar ain elendes leben.
Darümb ich nit volloben kan
die ausderwelten frauen schon,
wan sie meeren Got dort sein schar,
Got helf uns mit ainander dar!
Got behüt uns vor den hellischen flammen!
Wer des peger, der mag wol sprechen Amen!
Also hat ain ende unser schallen:
herr wirt, laszt euch unsern schimpf gefallen!
Den hab wir euch zu eeren volbracht:
nu wollauf mit guter nacht!

Der letzt herolt:

Nu dart, ir herrn, ir habt vernumen,
von wann die künig all her sein kumen.
Si haben verzert bürge und auch lant.
Darümb so sein sie ausz gesant
mit irer kürzweil wunnesam,
ob in iemant hilf daran wolt than
mit einer klainen steur on allen hasz,
das sie auch möchten kumen fürpasz.
Man sol uns solch fürsten und hern
mit nichte laszen wern.
Mügen sie es nit pasz gerechen,
sie wollen ain recht drüm laszen sprechen,
ob si pei der kron mügen pleiben,
oder wil man sie denn gar davon treiben.
Aber wie es im rehten wirt erkant,
so müszen sie haben pfenning in der hant,
das sie geben dem richter und dem schreiber:
damit wirt in der pentel ler.
Darzu ist in auch gar not,
das sie haben wein und prot,
damit sie sich auch ferrer pringen,
pisz auf die pfingsten, ob in mag gelingen.
Wen wir heut nit frölich funden,
den wollen wir pis suntag inn pan kunden.

Hans Folz.

Es haben sich nur wenige Spiele von Hans Folz erhalten; dagegen ist es bei den meisten sicher, daß sie von ihm herrühren, weil er selten unterließ, der Schlußrede des Epilogs seinen Namen beizufügen, woraus man etwa den Schluß ziehen könnte, daß er an den Vorstellungen seiner Spiele persönlichen Antheil nahm, wie er denn auch den Epilog einmal ausdrücklich dem „Ichter"

in den Mund legt (s. o. S. 711). Hans Folz scheint bei weitem nicht so fruchtbar gewesen zu sein, als sein Vorgänger; auch ist er in seinen Stoffen weit weniger mannigfaltig, als jener, indem er nur in zwei Stücken andere als die gewöhnlichen Gegenstände behandelt. In dem Einen: „Die alt und neu Ee, die Sinagog von Ueberwindung der Juden in ir Talmut u. s. w.“, streiten Synagoge und Kirche, Rabbiner und christliche Doctoren über die Vorzüge ihrer Religion, ungefähr wie in „Kaiser Constantinus“ von Rosenblüt, welchen H. Folz an Gelehrsamkeit überbietet, während er ihm in der Darstellung nachsteht. Gründe und Gegengründe sind mit einer gewissen, aber deshalb auch ermüdenden Vollständigkeit entwickelt. Das zweite Stück „Salomon und Markolf“ behandelt die bekannte Geschichte zum Theil nach dem alten Gedicht (s. o. S. 284 b), welches sich leicht in Gesprächsform umsetzen ließ. Markolf kommt an Salomos Hof und es entspinnt sich alsbald zwischen dem König und ihm ein Gespräch, in welchem er Salomons weise Sprüche auf eine meistens unfläthige Art verspottet, hiebei aber oft recht gesunden Menschenverstand durchblicken läßt. Darauf folgt die bekannte Geschichte der zwei Frauen mit dem Kinde; Salomons Urtheil gefällt dem Markolf nicht; es sei, sagt er, keinem Weibe zu trauen. Da der König ihn mit Strafe bedroht, wenn er dies nicht beweise, vertraut er seiner Schwester, er habe im Sinne den König zu ermorden, worauf er sie vor Salomon in solche Wuth zu versetzen weiß, daß sie diesem entdeckt, was ihr Bruder ihr anvertraut hat. Eine genaue Untersuchung beweist bald, daß Nichts an der Sache ist, und Markolf wiederholt seinen Satz; aber noch ist Salomon nicht überzeugt. Nun behauptet Markolf, daß der König selbst das Lob, das er den Weibern ertheile, zurücknehmen würde. Und in der That, es gelingt ihm, die Frauen gegen den König aufzuwiegeln, so daß dieser in höchster Wuth ausspricht, es gebe nichts Böseres, als ein Weib. Als er aber erfährt, wie sich die Sache verhält, verurtheilt er den Markolf wegen seiner Bosheit zum Tod, gewährt ihm jedoch auf seine Bitten die Erlaubniß, sich den Baum auszusuchen, an dem er gehängt werden solle; während dieser aber mit dem Henker herumgeht, gelingt es ihm zu entspringen.

Die übrigen Stücke ergehen sich in den gewöhnlichen Stoffen von Buhlerei, Heirathsverhandlungen, Quacksalbern u. dgl.; sie sind in der gemeinsten und rohesten Sprache abgefaßt und haben auch nicht die geringste Spur von Witz oder Humor: ein einziges: „das Paurnspil; sagt ietlicher, was im auf der puolschaft gegent ist“, hat durch die Erzählung einiger Liebesabenteuer einige komische Wirkung, deren Salz freilich auch hier zum größten Theil in der unfläthigen Sprache liegt.

Aus dem Spiel: Von König Salomon und Markolfo.

Do kumen die zwu frauen. Die gut frau spricht, so tregt die pos das kint:

Herr konig, nu gib uns urtail darumb!
Die frau pracht heint ir kindlein umb
und leget es tot zu mir verholn,
hat mir mein lebendigs kint gestoln.
In einer kamer was unser ru.

Salomon:
Freulein, was sagt ir darzu?

Die pos frau:
Herr kunik, sie leugt: mein kint, das lebt;
darumb ir mir das nit vergebt!
Laszt ir ir totes kindelein!

Salomon dicit:
So tragt mir pald ein schwert herein!
Das lebendig kint ich tailen wil,
so werden wir des krieges stil.

Die gut frau:
O kunik, gib ir das kint allein hin!
Meines tails ich gern 'geraten wil:
des pit ich dich durch all dein er,
solt ich es sehen nimmer mer.

Die pos frau:
Herr konik, dein urtail halt fest,
als du erkennt hast zu lest;
acht nit, ob sie vast clag und wein!

Salomon:
Hör, weip, reich ir das kint allein,
wann sie des kinds rechte mutter ist.

Die gut frau:
O konik, zu loben du des pist!
Du pist allzeit gerecht und weis,
des ich dich fürpas ewig preis.

Salomon:
Markolf, sag mir, warumb dein kopf sich senk!

Markolf:
Ich schlaf nit, sunder ich gedenk,
wie keinem weib zu trauen sei.

Salomon:
Es sei dann, das du es bringest bei,
sunst sol man dir dein recht darumb thun,
seit du die frauen schendest nun.

Markolf spricht zu seiner schwester:
Hör, Fusita, traut schwester mein,
der konik wil mir ie abholt sein:
im gefelt ganz nichts, was ich thu.
Mein schwester, rat mir selbs darzu!
Wolst du sein still und nit sein schwetzig,
so wer ich an mir selbs so tretzig,
ich dorst im darumb sein hals abstechen,
ob ich mich an im mocht gerechen;
darumb ich das messer zu mir thu.
Mein schwester, nu schweig still darzu!

Fusita:
Se hin, mein treu und mein ait,
von mir wirt niemant nichts gesait
zu keinem menschen junk noch alt.
Thu es auf mich, und nit verhalt,
seit wir im nit gut genuk sein,
lasz sehen, wer sich misch darein!

Salomon:
Wo mag Markolfus hin kumen sein?

Markolf:
Hie bin ich und die schwester mein,
die ist ein hur und wil doch ie
geleichen erbtail haben hie,
die pillich abgeschiden ist
umb ir hurerei und falsche list.

Fusita dicit:
Du schalk, dein mue, die ist verlorn,
hat mich nicht auch Starkolf geporn?

Markolfus:
Ja, gleich als wol, als par er mich;
aber all dein schuld verdammen dich.

Fusita:
Nu dar, ich wil dir nit mer fluchen.
Konig, laszt im in seim stifel suchen!
Darein er heut ein messer stiesz,
damit er bei seiner treu gehiesz,
euch eures lebens darmit remen.
Findt ir des nit, so laszt mir nemen
mein erbtail und alles, das ich hab.
Findt irs aber, so tut in ab,
ee das euch, herr, der schalk erfar.

Der ritter, der das schwert tregt:
Markolf, leih pald das messer her!
Wolst du ein solcher morder sein?
Find ich es in dem stifel dein,
so must du sterben in schneller eil.

Markolfus:
Suoch an und nim dir wol die weil!
Die hur hatsz auf mich erticht.

Ritter dicit:
Herr konik, ich find kein messer nicht.

Markolf:
Herr konik, sagt ich dir nit von frauen,
wie das keim weib nit wer zu trauen?
Darumb so wundert mich gar vast,
wa bei du vor erkennet hast,
welchs weibs vor das kindlein wer.

Salomon:
Das haben uns verkundt ir zeher
und verwandlung an irem angesicht,
die uns mochten betriegen nicht.

Markolfus:
Welcher konik frauen zehern gelaubt,
der wirt warlich von in betaubt.
Si wain mit augen und mit mund
und lachen in ires herzen grund,
beweisen mit dem angesicht
vil anders, dan ir mut vergicht.
Die frauen haben kunst an zil.

Salomon:
Ja zwar sie haben liste vil,
dar wider sie auch frumkeit haben.
Ein weip tut mannes muot oft laben
und sein ir rechten treuen pieglich.

Markolf:
Ja, konik, du sprichst halt wol betrieglich.

Salomon:
Wir sprechen, wer frauen schent all frist,
das der keins weibs nit wirdig ist.
Was nutzt golt, silber und edel gestein,
weren uns die frauen nit gemein?
Ich sprich: der ist der werlt wol tot,
der nit freuntschaft zu frauen hot.
Die frau ein haus regiren kan,
und ist sorgveltig auf iren man,
wann sie pirt kint und nert die,
ein freud und lust des manns ist sie,
ein zier dem tag, wollust der nacht.

Markolf:
Ja, konik, des han ich auch gedacht.
Dein adel, schon, reichtum, weishait
stet wol bei weibes frolichkait.
Es zimt nit ausz zu speien drat,
was man gern lang im munde hat.
Du tust in billich ubersehen,
dir ist vil guts von in geschehen.
Aber eins merk auch darbei hie:
als fast du itzund lobest sie,
noch fester wurst du sie heint schenden.

Salomon:
Ge, das dich der teufel musz pfenden,
von mein augen und kom nit mer,
du unverschemter lugner!

Spiel vom Kaiser und vom Abt.

Unter den zahlreichen Fastnachtspielen, deren Verfasser unbekannt sind, heben wir das „vom Kaiser und Abt“ hervor, welches schon dadurch Interesse gewährt, daß es, so viel bis jetzt bekannt, die älteste deutsche Bearbeitung eines in Deutschland, Italien, England und Spanien seit alten Zeiten gleich beliebten Stoffes ist, der uns durch Bürgers vortreffliches Gedicht wieder nahe gerückt wurde. Zwar hat die Erzählung vom Pfaffen Amis, der allerlei verfängliche Fragen seines Bischofs witzig beantwortet (s. o. S. 427 u. 433), einige Verwandtschaft mit der vorliegenden Geschichte; allein in jenen tritt das Hauptmerkmal nicht in die Erscheinung, welches der Erzählung vom Kaiser und Abt schon an sich poetischen Reiz verleiht, der Gegensatz zwischen der Unbeholfenheit des Gelehrten und dem gesunden, praktischen Mutterwitz des gemeinen Mannes. Abgesehen aber von dem Interesse, welches der Stoff gewährt, verdient das Stück auch noch wegen der vergleichungsweise ganz lobenswerthen Anlage und Ausführung hervorgehoben zu werden, wie es sich auch in Sprache und Haltung vor den meisten übrigen Fastnachtspielen vortheilhaft unterscheidet, indem es sich der unzüchtigen und gemeinen Ausdrücke, welche bei den andern Dichtern so beliebt waren, beinahe durchgehends enthält. Noch merkwürdiger wird das Spiel dadurch, daß es einen Versuch enthält, in der einleitenden Scene das Nachfolgende zu motiviren: der Abt hat das Vertrauen des Kaisers erworben; die darüber eifersüchtigen Großen ergreifen die Gelegenheit, sich an ihm zu rächen, indem sie den Kaiser, der in seiner bedrängten Lage bei ihnen Rath sucht, höhnisch an seinen Liebling verweisen. Da dieser aber nicht helfen kann, erzürnt der Kaiser: er beginnt an seiner Tüchtigkeit zu zweifeln, und um ihn zu prüfen, legt er ihm drei verfängliche Fragen mit der Drohung vor, daß er allen Schaden ersetzen müsse, den ihm die Feinde zufügen, wenn es ihm nicht gelinge, die aufgegebenen Räthsel zu lösen. Der Dichter hat sodann auch dadurch beurkundet, daß er Gefühl für dramatische Composition habe, daß er nicht alle Zwischenglieder und Nebenumstände der Handlung ausführt; so ist des Abtes erste Berathung mit seinem Prior ganz weggelassen und nur in einem nachfolgenden Gespräche angedeutet. Es ist dies aber um so mehr hervorzuheben, als die übrigen Dichter von diesem Kunstmittel keine Ahnung haben, sondern vielmehr jeden Nebenumstand mit derselben Ausführlichkeit behandeln, wie die Hauptbegebenheiten. Es zeichnet sich das Spiel ferner durch eine zum Theil glückliche Charakterzeichnung aus; besonders ist der Müller gut aufgefaßt, da er nicht bloß als ein witziger Mann mit dem gesundesten Menschenverstande, sondern auch, was viel zur Lebendigkeit des Ganzen beiträgt, als ein muthwilliger, wenn gleich nicht bösartiger Schalk erscheint. Recht gut erdacht ist der Einfall am Schluß, daß, nachdem der Müller die ihm vom Kaiser ertheilte Würde nicht ohne Behagen und Selbstge-

fälligkeit angenommen hat, ihn einer seiner Bauern anklagt, früher gar zu oft Korn gestohlen zu haben, wodurch der durchblickende Uebermuth desselben zur rechten Zeit gedemüthigt wird. Auch dies ist ein guter Zug, daß der rathlose Abt, wie früher den Kaiser, so jetzt die Großen durch Schmeicheleien zu gewinnen sucht; es wird dadurch klar, daß er in sich keine anderen Mittel besitzt, sich aus der Verlegenheit zu helfen, es wird erklärlich, wie er sich seinem Müller so ganz unbedingt in die Arme werfen mußte. Endlich zeichnet sich auch die Darstellung vortheilhaft aus. In einzelnen Scenen finden wir einen wirklichen Dialog, der sich in schneller Rede und Gegenrede bewegt; und da dies namentlich in den Stellen der Fall ist, wo der Müller auftritt, weil er mit seinem rührigen Geist auch die Andern zum rascheren Gespräch antreibt, so trägt auch dies wiederum bei, dessen Eigenthümlichkeit anschaulicher hervortreten zu lassen. Endlich finden wir das von den übrigen dramatischen Dichtern gar nicht oder nur selten und zufällig beobachtete Kunstmittel, den Reim durch den Sinn zu trennen (s. o. S. 12. 27), durchgehends in Anwendung gebracht, und zwar so, daß die Rede einer Person mit der ersten Reimzeile schließt, und die Entgegnung mit der zweiten beginnt, was der Darstellung viel Leben und Bewegung gibt.

Ein spil von einem keiser und eim apt.

Precursor:

Nu schweigt und habt ein weil eur ru,
hort unserm herren keiser zu!
Er wil sich an seinen reten erfaren,
wie er sich sol gar wol bewaren,
das raub und mort werd abgestelt.
Ein pose rott hat sich zusamen geselt,
prunst, rach die schacher han bedacht,
die hie behausen tag und nacht;
die drei, die sind ir heubtman,
ir namen ich nit aller nennen kan.
Durchleuchtiger keiser, fragt die ret,
das man solch puben henken thet.
Ir edeln ret, lats euch erparmen!
Solch not get neur uber die armen.

Der keiser dicit:

Ich han nit gewest mein arme leut schaden.
Rat uns, lieber herr marggraf von Paden,
was dunkt euch zu den dingen gut?

Der marggraf:

Herr keiser, es get mir nit ze mut.
Was ich ie guts riet zu euren sachen,
das west eur apt als besser zu machen:
den ruft in disen dingen an.

Der apt dicit:

Keiser, ich bin kein kriegsman,
sunst riet ich euch das peste schier.

Der keiser dicit:

Herr von Meichsen, was ratend ir?

Der von Meichsen:

Der apt hat euch ie wol geraten
zu gutem trank und feistem praten:
so es nu zu den streichen get,
so secht ir wol, wie er dort stet
und sorgt, wir reiten im ins futer.

Der apt:

Ach, herr von Meichsen, wie tut ir?
Ir machet mir gern ungelimpf.

Der keiser:

Her apt, herr apt, es ist kein schimpf.
Sagt, wie bleibt ir dan vor den feinten,
die sich ie an eur kloster leinten?
Sagt, wie ir euch gen in kauft ab.

Der apt:

Herr keiser, die weil ich gelt hab,
han ich mich pald mit in verricht.

Der keiser:

Ratet, herr von Sachsen, in die schicht!

Der von Sachsen dicit:

Herr keiser, den apt laszt metten singen!
Last euch zu keiner richtung dringen!
Euch hat nie treulich geraten der apt,
habt in allzeit lieb gehabt.

Der keiser:

Herr apt, her apt, nu ratet an! *)

Der apt:

Herr keiser, eur ret tragen mir hasz.
Fragt den pfalzgrafen am Rein umb das,
der hat drei fursten uberriten,
zu Preuszen hat er auch gestriten,
man helt in fur den pesten man.

Pfalzgraf dicit:

Herr apt, sagt, was get euch das an?
Ich bin an euren schaden da gewesen!
Ir kunt mel plasen und feder lesen,
ir laszt euch nicht ausz der stuben treiben,
so musz wir aber oft auf dem veld bleiben,
dennoch wolt irs alsamt auszricht.

Der keiser:

Herr apt, furwar, das taug uns nicht;
darumb, das ir seit ein geistlich man,
drei sach must ir uns raten schon:
das erst, wie vil wassers im mer sei,
und wem das geluck auf nechst wonet bei,
das dritt, was ein keiser wert wer,
was man solt fur in zalen angever.
Rat ir der dreier ret nicht,
so must ir mir das alles auszricht,
was mir die feind thun schadens mer.

Der apt:

Keiser, die sach ist mir zu schwer!
Acht tag gebt mir ein schup der sach,
pisz ich ein capitel gemach,
wann ich nit allein der schrift durchgangen bin.
Herr keiser, damit far ich dohin.

Der von Meichsen:

Herr keiser, ir habt recht gesprochen:
ich hoff, wir werden an im gerochen,
das er von uns hie werd erslichen,
das macht er mit sein hinderstichen.

Der apt get zu seim prior, der hiesz herr Loi:

Habt ir die ret funden, herr Loi?

Der prior:

Herr, ich han gelesen die wibel und Troi,
damit und auch der Romer geschicht:
ich fand in keiner histori nicht,
darinn ich fund solch schwenk.
Ich mein, es sein neur pos klenk.
Herr, unser mulner vor dem wald,
der riet die ret alle drei gar pald,
wann er ist solcher ding gar frei
und ist doctor in aller pubrei,

*) Hier scheint eine Zeile ausgefallen zu sein.

von alleu puoben abgefaumt:
schickt nach im, so seit ir ungesaumt.
Die sach ist uns allen zu schwer.

Der apt dicit:

So gee und bring den mulner her!
Sprich, das er kum zu mir gar drot,
sag im, ich darf sein zu groszer not!

Der munch spricht zum mulner:

Nu grusz dich Got, lieber müller!

Der mulner:

Got dank euch, lieber bruoder trüller!

Der munch:

Mulner, Got frist gesunt dein leip!

Der mulner:

Habt euch die drues! Wes fragt ir nach meim weib?
Hat euch der teufel herein pracht?

Der munch:

Mulner, deins weibs ich nie gedacht,
wir keren uns nit an solich sachen.

Der mulner:

Was den wolt ir dan hie machen?
Ich wil dich schier in die kutten slagen.

Der munch:

Mein mulner, hor, ich wil dir sagen,
mein herr, der apt, der darf dein.

Der mulner:

Wer wart mir dann der mule mein
und schutt mir die weil korn auf?

Der munch:

Ei lieber mulner, lauf pald hin auf!
Wolst du meim herren ein solchs versagen?

Der mulner dicit:

Ei, hat dich der teufel her getragen?
Wie machest du dich neur so beschissen?
Den wec kan ich an dich wol wissen.

Der munch:

Furwar, der wec hat nit vil krumm.
Lieber mulner, mir ist nit darumm,
meim herrn leit nit ein kleins daran.

Der mulner:

Peit mein, so wil ich mit dir gan.

Der apt dicit:

Mulner, pis mir gotwilkumm her!
Dreier ret ich von dir beger:
du pist ein abenteuerlich man.
Wer mag das geluck am nechsten han?

Der mulner:

Herr, das ist gar gůt zu erraten,
als wurst zų essen, wenn sie sein gepraten:
vil leicht kan ich euch das gesagen.

Der apt:

Mulner, ich wil dich mer fragen:
was gult ein keiser, solt man in kaufen?

Der mulner dicit:

Must ich dann ausz der müle laufen,
das wundert mich von herzen ser.

Der apt:

Wie vil ist wassers in dem mer?

Der mulner:

Sein das die ratnus alle drei?

Der apt:

Ja, lieber mulner, hab fleisz da bei,
wann mir leit nit ein kleinsz daran.

Der mulner:

Ei herr, was wer ich fur ein man,
kund ich des nit und het es gesehen?

Der apt:

Die ret muszen vor dem keiser geschehen.
Wann du sie erretst, so wil ich dir geben
genuc, die weil du magst imer leben.

Der mulner:

Herr apt, ir sult mir warlich getrauen,
oder laszt mir den kopf abhauen.

Der apt:

Mein mulner, ich gelaub dir gern!
Du muszt dir laszen ein platten schern,
und leg auch an ein kutten frei,
das der keiser maint, das ich das sei.
Kum, setz dich zu dem tisch herzu!

Der mulner dicit:

Ja, lieber herr, wie gern ichsz thuo!
Laszt mir neur ein kutten anschneiden
wann ich wil sie gar wol anleiden.
Die ret ich pald erraten sol.

Der apt:

Lieber mulner, du trost mich wol!
Ge pald und leg die kutten an
und ge gleich her in meiner person.
Wann du nu fur den keiser kumst,
wart, das du vor im nit erstumst!

Der mulner kumpt in der kutten und spricht zu dem apt:

Mein herr der apt, bona dies!

Der apt:

Semper quies, semper quies!
Herr Cunrat, wie ratent ir in sachen?

Der mulner dicit:

Her apt, heiszt uns vor zu essen machen!

Der apt:

Wagenknecht, span an und eil!

Der mulner:

Mein herr, es sein nit lange meil.

Der wagenknecht dicit:

Die pferd, die han schon angefretzt.
Herr apt, ich hab schon angesetzt,
ich fur euch zu dem keiser hin ab.

Der mulner dicit:

Peit mein, wenn ich genug gessen hab!

Der apt:

Benedicite deus, gustate!

Der mulner:

Lieber herre, ich bin noch nich sate.

Der apt dicit:

Lieber herr, ich red nicht mit euch.

Der mulner:

Herr apt, eszt, ir dorft niemant scheuh.

Der apt:

Nu eszt und trinkt, seit guts muts!

Der mulner:

Ja, lieber herr der apt, so tutsz:
der wein, der leszt sich gar wol trinken.

Der apt:

Wart, das euch nit die zung werd hinken,
wann euch der keiser der ret wird fragen.

Der mulner:

Es ist kein prunn unter wegen.
Ich beleip dennoch bei meinen witzen.

Der apt:

Herr, ir wert nu aufsitzen.

Nu sitzt der mulner auf das wegenlein, so ziehen in die pauren in die stuben fur den keiser. Der herolt:

Ir durchleuchtiger keiser her,

eur apt ist hie und hat beger,
woll euch die drei rete raten hie.
Der keiser:
Wir wollen in gern horen, wie;
wann groszer weisheit tet im note,
sol er uns die drei sach errote.
Der keiser:
Herr apt, habt ir die sach nu bracht?
Der neu apt:
Herr keiser, ich habsz kaum erdacht;
kein dink ist mir nie seurer worden,
mir und mein brudern in dem orden,
pisz wir die sach erfunden han.
Der keiser dicit:
Herr apt, herr apt, nu ratent an,
wie vil ist wassers in dem mer?
Der neu apt:
Das sag ich euch, genediger herr,
das solt ir mir gelauben wol:
das mer ist neur drei kufen vol.
Der keiser dicit:
Herr apt, sagt, wie mag das gesein?
Tet man all kufen darausz und drein,
so kunt man es umb ein tropfen nit sehen.
Wie tort ir dann ein solchs jehen,
des mers sei neur drei kufen vol?
Der neu apt:
Des wil ich euch bescheiden wol.
Wenn grosz genuc weren die zuber,
so belieb des mers nit ein tropf uber.
Der keiser spricht zun reten:
Ir herrn, wie gefelt euch die sach?
Was sol ich thun, dan das ich lach?
Musz mich dar an benuogen lan.
Das ander musz er mich auch laszen verstan:
was sei wir keiser an gelt wol wert?
Der neu apt:
Herr, gilt der grosch heur als fert?
Der keiser dicit:
Herr apt, er gilt der pfennig siben.
Der neu apt:
Ich find in mein puchern geschriben,
das eur genade gult vier groschen.
Der keiser:
Meint ir, wir sein als gar erloschen,
oder wir sein ausz teig gemacht?
Der neu apt:
Genediger keiser, habt selbs acht!
Cristus, der ward umb dreissig geben,
ir gelt kaum achtundzweinzig darneben.
Der keiser:
Herr apt, herr apt, ich straf euch nit,
Nu ratend uns hie auch das dritt,
wer ie das geluck am nechsten gewan.
Der neu apt:
Genediger keiser, so hort an!
Ich bin der, herr! des gelauben habt!
Vor was ich ein mulner, iez ein apt;
und kunt ich lesen, singen und schreiben,
man must mich lan im closter bleiben.
Der keiser:
Nu tret zu uns, ir alter apt!
Seit ir mit im gewechselt habt
und er fur euch die dinc erriet,
darumb solt ir eur lebtag nit
mer apt sein, und gebt im das regiment!
Mulner, die schlussel nim in die hent
und nim von im weis und ler.
Der neu apt:
Euren keiserlichen genaden dank ich ser!
Ich bit euch, erlaubt mir acht tag,
pis ich mein mul verkaufen mag,
das ich sag meiner mulnerin,
wie sie nu sei ein eptissin,
und meinen tochtern und knaben,
das sie ein munch zu eim vater haben,
im kloster sei ich das hochste haupt.
Der keiser:
Ja, mulner, das sei dir erlaupt!
Der neu apt:
Ir edeln fursten und herrn, seit gewert,
wer fur mein kloster reit, get oder fert,
dem wil ich guten willen beweisen
mit kost, mit futer, nagel und eisen,
und tut mich darumb nit versmehen,
das man mich ein mulner hat gesehen.
Ein paur dicit:
Mulner, seit ir der neu apt und her,
ich bin eur klosters nechster nachtper.
Ir habt mir oft gemaln korn;
ir wiszt wol, ob es mir ist als wider worn.
Das muszt ir als im closter püeszen,
darein wir pauren nit müszen.
So euch das geluck dan troffen hat,
so eszt neur ol, wasser und prot.
Der ander paur:
Du rotziger paur, was hast du do verkunt?
Und du hast dich itzo an meim apt versunt:
ich han dein gespei wol vernumen.
Mein her apt, der ist mir gotwilkumen.
Warumb heist du in ein mulner?
Furpas geschweig du solicher mer!
Der dritt paur:
Herr apt, erlaubet uns ein tanz
neur pisz hinausz die vasnacht ganz!
Ich musz ie thun ein schnellen lauf.
Mein herr, der apt, zieht auch auf.
Ir must uns hie machen kirchweih:
pfeif auf und pfeif in die schalmei!
Der erst rei, der ist mein,
es sol dir wol gelonet sein.
Auszschreier:
Herr wirt, merkt, unser herr der keiser
und der neu apt und sein mitraiser,
die danken euch eur miltigkeit.
Unser apt wil auch sein bereit,
euch in eim solchen wider eren.
Hett wir euch mugen kurzweil meren
und machen ein guten mut,
darumb so nemt von uns vergut,
eur weip und kinder und das hausgesind!
Got woll, das euch alles leit verschwind!

Zweiter Abschnitt: Prosa.

In demselben Maße, in welchem die Poesie an innerem und äußerem Reichthum verlor, hob sich die *Prosa*, deren Entwickelung erst gegen das Ende des vorigen Zeitraums begonnen hatte, zu immer größerer Blüthe; sie wuchs gleich mächtig an Umfang, Mannigfaltigkeit und allseitiger Bedeutsamkeit, so daß nicht nur alle Gattungen der prosaischen Darstellung bearbeitet wurden, sondern auch in jeder einzelnen zahlreiche und zum Theil

höchst wichtige Werke ans Licht traten. Hatte die Prosa schon im vorigen Zeitraum einen vorwiegend bürgerlichen Charakter, so mußte sich dieser in der vorliegenden Periode noch viel entschiedener ausprägen, als sich auch in dieser vorzugsweise nur Schriftsteller bürgerlichen Standes der Prosa zuwandten und ihre Werke beinahe ausschließlich für ihre Standesgenossen berechnet waren. Nur an denjenigen Erzeugnissen, welche wir am füglichsten mit dem Namen Prosadichtungen bezeichnen können, nehmen auch die höheren Stände noch Antheil; doch auch in diesem Gebiete überwiegt im Ganzen die Thätigkeit der bürgerlichen Schriftsteller, und es ist sogar ein Theil der hiehergehörigen Werke aus dem Volke hervorgegangen. In den übrigen Gattungen der prosaischen Sprachdarstellung herrscht dagegen das bürgerliche Element unbestritten vor, ja sie haben ihre eigentliche Begründung erst im Bürgerthum gefunden. Dies ist namentlich bei der historischen Prosa der Fall, die ausschließlich von den Bürgern gepflegt wurde, welche nun die Geschichten ihrer Stadtgemeinden in zusammenhängender Darstellung aufzuzeichnen begannen. Und waren auch diejenigen Schriftsteller, welche die rhetorische und didaktische Prosa bearbeiteten, wie es die dahingehörigen Werke mit sich bringen mußten, von Geistlichen ausgegangen, so mußten sie doch, da sie vorzüglich auf die große Menge zu wirken beabsichtigten, in ihren Darstellungen den Standpunkt ihrer Zuhörer und Leser festhalten, und ihnen den Charakter bürgerlicher Popularität aufprägen, wobei sie übrigens nur die Bahn weiter zu verfolgen hatten, welche von ihren großen Vorgängern eingeschlagen worden war. Daß jedoch diejenigen didaktischen Werke, welche sich mit philosophischen oder religiösen Speculationen beschäftigten, diesen populären Charakter nur bis zu einem gewissen Grade bewahren konnten, ist in der Natur dieser Werke begründet; aber es ist doch nicht zu verkennen, daß auch in ihnen das bürgerliche Element den Grundcharakter bildet, wie denn jene Schriftsteller selbst bürgerlichen Standes waren und diesem ihre ganze Liebe und Thätigkeit zugewendet hatten.

I. Prosadichtungen.

Es ist schon im vorigen Zeitraume von einem Versuch gesprochen worden, epische Stoffe in Prosa darzustellen (s. o. S. 564); jetzt, da die Sprache der Prosa sich immer kräftiger entwickelte, konnte es nicht fehlen, daß dergleichen Versuche wiederholt wurden und immer größeren Anklang fanden. Die Liebe zu den alten Rittergeschichten war in den höheren Kreisen, in so fern dieselben geistiger Beschäftigung fähig waren, noch keineswegs erloschen; dagegen verstand man die Sprache nicht mehr, in welcher sie geschrieben waren; es war daher natürlich, daß man darauf verfiel, sie in ein allgemein verständliches Gewand zu bringen, und so entstanden prosaische Umarbeitungen der alten epischen Gedichte. Weil diese zunächst von den höheren Ständen veranlaßt und für deren Unterhaltung geschrieben wurden, so ist es erklärlich, daß bei deren angeerbter Abneigung gegen alles rein Volksthümliche kein einziges Gedicht aus der deutschen Heldensage eine prosaische Umarbeitung erfuhr. Es ist davon allein der Anhang zum Heldenbuch ausgenommen, welcher unter der Ueberschrift: „Von Helden, Gezwergen und Riesen" prosaische Auszüge aus ältern, zum Theil verlorenen Gedichten enthält; aber es ist diese trockene Uebersicht sicherlich nicht zur Unterhaltung für Personen höheren Standes abgefaßt und auch nicht durch solche veranlaßt worden. Außer dieser haben sich noch prosaische Erzählungen „vom hörnern Siegfried" und „vom Herzog Ernst" erhalten, allein diese stammen nicht aus den älteren gleichnamigen Gedichten, sondern sind Uebersetzungen, die erste aus dem Französischen, die zweite aus dem Lateinischen. Selbst von den deutschen Gedichten, welche die fremden Sagenkreise behandelten, sind nur sehr wenige in Prosa umgearbeitet worden; wir suchen vergeblich nach Umbildungen der Meisterwerke Hartmanns, Wolframs oder Gottfrieds; von den bekannteren Gedichten der älteren Zeit finden wir nur prosaische Bearbeitungen des „Wigalois" von Wirnt von Gravenberg (1472) und des „Tristan" von Eilhart von Oberg. Wie die höfischen Dichter ihre Stoffe und Vorbilder dem Auslande abgeborgt hatten, so suchten auch jetzt die vornehmen Stände ihre Unterhaltungslektüre in der Fremde, besonders bei den Franzosen, die auch schon früher begonnen hatten, ihre alten Rittergedichte in Prosa aufzulösen. Diese französischen Prosaromane wurden nun in zahlreichen Uebersetzungen nach Deutschland verpflanzt; sie wurden hauptsächlich von fürstlichen Frauen begünstigt, ja mehrere sind selbst von solchen abgefaßt worden. Elisabeth, Gräfin von Nassau und Saarbrücken, übersetzte (1437) die Geschichte von „Lother und Maller" (welche in neuerer Zeit von Fr. Schlegel nach einer Handschrift neu bearbeitet wurde) aus dem Französischen, in welche Sprache sie (1407) von ihrer Mutter Margaretha, Herzogin von Lothringen, aus dem Lateinischen übertragen worden war; später verdeutschte sie die Geschichte des „Hug Schapeler", welche lange Zeit ein Lieblingsbuch gewesen zu sein scheint. Eleonore von Schottland, Gemahlin Herzog Sigmunds von Oesterreich, übersetzte den Roman „Pontus und Sidonia" ebenfalls aus dem Französischen. Niclas von Wyle, auf den wir unten zurückkommen, wurde zum großen Theil durch fürstliche Frauen, mit denen er in näherer Verbindung stand, zu seinen Uebersetzungen veranlaßt. Unbekannt ist dagegen, ob auch die „Geschichte von den Haimonskindern", von der wenigstens zwei von einander abweichende Uebersetzungen vorhanden sind, und die Erzählung „von der schönen Melusine", welche Thüring von Ringoltingen (oder Ruggeltingen) von Bern im J. 1456 aus dem Französischen in die Muttersprache übertrug, auf ähnliche Veranlassung nach Deutschland verpflanzt wurde; doch wenn dies auch nicht der Fall war, so haben doch die Uebersetzer ohne Zweifel bei ihrer Arbeit nur die höhern Stände im Auge gehabt, oder waren durch deren Vorgang angeregt worden; und so mag es wohl auch mit den übrigen Werken der Art der Fall sein, von denen wir noch folgende erwähnen. „Valentin und Namelos" wurde schon im J. 1465 und später wieder (im J. 1521) von Wilhelm Ziely von Bern aus dem Französischen übersetzt; letzterer fügte noch die Geschichte von „Olivier und Artus" hinzu. Ein Unbekannter verdeutschte

den Lanzelot aus dem Französischen des Gautier Map; es ist dies der umfangreichste aller Romane der Art. Bekannter als alle diese ist der „Fortunatus", dessen wahrscheinlich sehr alter Stoff sich an die Sage vom Roland anschließt. Es ist nicht bekannt, aus welcher Sprache er ins Deutsche übersetzt wurde, es ist jedoch wahrscheinlich, daß dem Bearbeiter ein französischer Text vorlag, ob gleich Alles vermuthen läßt, daß der Stoff spanischen Ursprungs ist.

Alle diese und einige andere Romane haben für uns, eben weil sie nur Uebersetzungen fremder Vorbilder sind, nur untergeordneten Werth, um so mehr, als sie sich beinahe durchgehends keineswegs durch eine erfreuliche und selbstständige Darstellung auszeichnen; vielmehr ist der Styl derselben rauh und unbeholfen und trägt nur allzusehr das Gepräge der fremden Sprache, aus der sie entnommen wurden, ohne daß es jedoch den Uebersetzern gelungen wäre, sich die naive Anmuth auch nur von ferne anzueignen, welche der französischen Prosa der damaligen Zeit einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht. Dagegen gewinnen die meisten dieser Romane für die deutsche Literaturgeschichte dadurch hohe Bedeutung, daß sich aus ihnen im folgenden Jahrhundert diejenigen Erzählungen entwickelt haben, welche wir unter dem Namen Volksbücher begreifen. Daß dieses aber geschehen konnte, liegt nicht allein in ihrem abenteuerlichen und märchenhaften Inhalte, der das Volk allerdings mächtig anziehen mußte, sondern auch in dem eigenthümlichen Gange der darin erzählten Geschichten. Denn in beinahe allen finden wir eine für jene Zeit merkwürdige Vermischung der Stände, von welcher die alten Rittergedichte keine Ahnung hatten. Während in diesen der Adel allein den Mittelpunkt aller Erzählungen bildete und Personen aus den nichtadeligen Ständen nur in untergeordneten Beziehungen erschienen, die Kluft zwischen Volk und Adel so mächtig war, daß sich nicht einmal der Versuch zeigte, sie zu überschreiten*), herrscht in den neueren prosaischen Romanen dagegen beinahe durchgängig das Bestreben, diese Kluft zu vernichten. Bald sind die Helden Leute aus den niedersten Ständen, welche sich zur höchsten Würde schwingen, wie im „Hug Schapeler", bald sehen wir, wie die Liebe fürstliche Frauen mit Männern untergeordneten Ranges, oder umgekehrt und häufiger, wie sie einfache, aber durch Schönheit und Tugend hervorragende Bauermädchen mit Fürsten und andern Großen verbindet. So bricht auch hier der wachsende Einfluß des bürgerlichen Elements hindurch, und wie später im achtzehnten Jahrhundert, so haben auch im fünfzehnten die höhern Stände unbewußt und gegen ihren Willen die Schranken durchbrechen helfen, welche sie von den untergeordneten Klassen schieden, indem sie diejenigen Ideen in ihre Dichtungen aufnahmen und durch sie verbreiteten, welchen sie in der Wirklichkeit so schroff und feindselig entgegenstanden.

Neben diesen größern Romanen finden wir eine reiche Zahl von kleineren Erzählungen, Novellen, Schwänken, Anekdoten und Märchen, Fabeln und moralischen Beispielen, welche theils aus Umbildungen alter Gedichte entstanden, theils aber ebenfalls aus der Fremde entlehnt sind. Eine hauptsächliche Quelle derselben waren die alten Novellen- und Märchensammlungen, die „sieben weisen Meister" und die „Thaten der Römer", welche wir unten genauer betrachten werden. Wenn auch nicht so häufig benutzt, geben zwei andere Sammlungen doch mannigfaltigen Stoff zu kleineren Erzählungen und Novellen. Die eine ist das „Directorium humanae vitae vel parabolae antiquorum sapientum" des Johannes von Capua, welches unter dem Titel: „Buch der Beispiele der alten Weisen" (auch: „Buch der Weisheit" oder „der alten Weisen Exempelsprüch") häufig ins Deutsche übersetzt und gedruckt wurde.*) Die andere ist die „Disciplina clericalis" des Petrus Alfonsus, eine Sammlung von neun und dreißig Geschichten, welche die Ermahnungen eines Vaters an einen Sohn erläutern sollen.**) Neben ihnen wurden hauptsächlich die italienischen Novellisten benutzt, unter welchen außer Boccaccio noch Sacchetti, Grazzini und Straparola zu erwähnen sind, deren Novellen auch von den dramatischen Dichtern benutzt wurden. Es ist begreiflich, daß der größte Meister der italienischen Novellendichtung am meisten anzog; Boccaccio wurde schon sehr frühe vollständig übersetzt: die älteste Ausgabe erschien wahrscheinlich schon gegen 1472; einzelne Novellen wurden von Niclas von Wyle und Albrecht von Eybe übersetzt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß auch andere Uebertragungen verfaßt wurden, die entweder noch nicht wieder aufgefunden worden oder ganz verloren gegangen sind. Wie Boccaccio's Decamerone, so wurde auch sein lateinisch abgefaßtes Buch „Von den berühmten Frauen" übersetzt; diese Uebertragung verdanken wir dem Heinrich Steinhöwel, welcher überdem noch den „Apollonius von Tyrus", einen weitschweifigen Roman, dem eine griechische Erzählung zu Grunde liegt,***) aus dem Lateinischen übersetzte. Wichtiger ist seine Uebersetzung der „Fabeln des Aesop", welcher er eine sagenhafte Lebensgeschichte des Dichters vorsetzte; es bietet dieselbe in ihrer Auffassung wesentliche Aehnlichkeit mit der Geschichte des „Tyll Eulenspiegel", welche wahrscheinlich gegen Ende des Zeitraums zum ersten Male gedruckt erschien, so wie auch mit der von „Salomon und Markolf", die im 15. Jahrhundert aus einem lateinischen Original in deutsche Prosa gebracht wurde.

Die sieben weisen Meister.

Wir haben über den Ursprung des Buchs „von den sieben weisen Meistern" schon oben,

*) Die Geschichte vom „Armen Heinrich" (s. oben S. 337) kommt hier nicht in Betracht, da in derselben überhaupt nicht Verhältnisse des ritterlichen Lebens dargestellt werden.

*) Dieses Buch ist indischen Ursprungs; es wurde gegen Ende des 6. Jahrh. ins Persische, im 8. Jahrh. unter dem Titel „Kalila und Dimna" ins Arabische, sodann vom Rabbi Joel ins Hebräische und im 13. Jahrh. aus dieser Sprache von Johann von Capua, einem getauften Juden, ins Lateinische unter dem oben angegebenen Titel übersetzt.

**) Petrus Alfonsus, ein spanischer Jude, welcher zu Anfang des 12. Jahrh. zum Christenthum übertrat, entlehnte seine Erzählungen, wie er selbst sagt, arabischen Märchenschreibern.

***) Schon früher, gegen Anfang, hatte Heinrich von der Neuenstadt (s. o. S. 165) diesen Roman in deutsche Reime gebracht.

als wir die gereimte Bearbeitung desselben besprachen, in kurzen Umrissen das Nöthige gesagt (S. 668); es bleibt uns hier nur noch übrig, die prosaische Bearbeitung desselben näher zu betrachten. Wann dieselbe verfertigt wurde, ist unbekannt; doch scheint sie kaum früher als in die Mitte des 15. Jahrh. gesetzt werden zu können, da selbst die ältesten Handschriften nicht viel älter sind, als die Drucke, deren frühester vielleicht der von 1473 (Augsburg, Joh. Bäumler, Fol.) ist. Die einzelnen Handschriften und Drucke weichen zwar in so ferne von einander ab, als sie offenbar von verschiedenen Bearbeitern herrühren, jedoch stammen sie eben so unzweifelhaft von einer und derselben Quelle. Leider konnten wir nur Eine Ausgabe, die von 1486 (Augsburg bei Hans Schönsperger, Fol.) benutzen, welche zudem in dem uns zugänglichen Exemplare unvollständig war. Die Einkleidung ist dieselbe, wie in der poetischen Bearbeitung des Bühelers, und auch die einzelnen Geschichten, die von der Kaiserin und den Meistern erzählt werden, sind die nämlichen. Die Sprache ist einfach, von großer Lieblichkeit und naiver Anmuth, welche einen eigenthümlichen Zauber über das Ganze verbreitet; es ist die Darstellung um so mehr hoch zu schätzen, als sie sich, obgleich das Buch gewiß unmittelbar aus dem Lateinischen übersetzt wurde, durchaus an die Sprache des Volks lehnt, und alle fremden Formen und Wendungen beinahe durchgängig vermeidet, welche bei späteren, selbst guten Schriftstellern so unangenehm berühren und auf die weitere Entwickelung der Prosa von schädlichem Einflusse waren.

Wir theilen die schöne Erzählung von dem Hunde und der Schlange mit, welche auch später öfters, in Deutschland von Hans Sachs, bearbeitet wurde.

Des ersten meisters Bancillas beyspil von der schlangen.

Es was ein ritter, vnd der hett neür einen sun, als ir auch habent. Vnd den hett er als lieb, daz er im drey ammen zůgab, die sein pflegen solten, besunder eine, dye in füret, die ander, die in seubert, die dritt, die in solt rayezen ze schlaffen. Dar zů hett er zwey dinge, die selben er auch über alle masse lieb hett, mit namen einen fast gůten falcken, vnd auch einen gůten hund. Vnd was der hund der art, wann der herr wolt reiten in einen streit, vnd solt im woll gelingen, so thet der hund drey oder vier sprüng vor dem rosse; solt es im aber übel geen, alsbalde der herr auff das roß gesasse, so nam der hunde des roß schwaneze in das maul vnd schreye vnd heület greülichen. Vnd bey den zwey zeichen ward der ritter alle mal jnnen, wann es im wol oder übel solt geen in dem streyt. Auch hatt er den falcken darumb lieb, dann als off er mytt jm auß reytt bayssen, so rienge er alle mal, das er nymmer nit ler kam. Dem ritter was auch auß der massen woll mit stechen vnd thurniern. Vnd darumb so berüffet er eines malz ein hose zů seinem schlosse, dahin auch vil gůter leüt komen. Alse wapnette sich der ritter vnd rait aüch ezů dem schimpff. Nach dem do gienge sein haußfrauw hynach vnd auch das ander hoffgesinde, vnd auch des kindes ammen all vnd liessen das kind einig ligen in der wiegen; vnd beleib nyemandts in der pürg, dann das kind, auch der hunde vnd der falck: derselbe stůnd auff dem rick. Nun lag ein schlang in der pürg verborgen jn einem loch, vnd das west nyemandt. Vnnd als der schlang niemandt mer in dem schloße mercket, do thet er sein haübt auß dem loch vnd sach niemandt, dann dz kind in der wiegen liegen. Vnd also gieng er herauß gegen der wiegen vnd wolt das kind da jnen ertötet haben. Do nun der falcke das ersach, das der schlang gegen der wiegen gieng vnd das kinde töten wolt, do sahe er den hund an vnd gewartett, das er schlieff, vnd ward sich nun fast auf dem rick schwingen, vnd schlůg fast mit den fettachen, recht als ob er sprech: hunde, stee auff vnd komme dem kind ze hilff gegen dem vnrainen schlangén. Der hund erwacht von dem gedon der flugel des falcken vnnd sach den schlangen gegen der wiegen geen; do sprang er in zorn an im vnd sy wurden vast mit einander streiten. Nun was der schlange fast vngeheur vnnd groß, vnd wolt nit erwinden: er wolt das kinde ye töten. Der gůt vnd getreu hunde wolt das nit verhengen, er wolt ee darumb sterben. Vnd do sy also mit einander faste vnd lang gefachten, do bayß der schlang den hund fast sere, also das vil plůtes von im vergossen warde vnnd auch daz ertreich vmb die wiegen allenthalb plůlig vnd schwaissig warde. Vnd als nun der hunde entpfand, dz er so seer wunde was, do fůr er gar vngestümigklichen an den schlangen, daz sy die wiegen vmb wurffen. Doch so hette die wieg vier stollen, also das des kindes antliez das ertrich nit berůren mochte. Also zůleezt überwand der hund den schlangen vnd tödtet auch jn; nach dem selben leget sich der hund zů der maur vnd lecket sein wunden.

Als nun der schimpf des hoses ein end nam vnd zergieng, do kamen des kindes ammen des ersten eingelauffen vnd sahen, daz die wiege vmbgeworffen was, vnd daz die erd vnd der hund blůtig waren. Do sprachen sy zů einander: „O wee! Der hund hat daz kind getöt!“ vnd waren nit als weiß, daz sy die wiegen auf hůben vnd den schaden eygentlichen erfůren, wie groß der ware. Darnach sprachen sy zů einander: „Wir söllen fliehen, daz vns vnser herr die schuld nit zůziehe vnd vns tödt!“ Do sy also in der flucht waren, do begegent jn die frau vnd sprach zů jn, wo sy also bald hin wolten? Do sprachen sy: „O wee, frau! wee eüch vnd vns! Wann eüwer hund, den der herr lieb hat gehabt, der hat eüwer kindt, daz vns empfolhen ist gewesen ze bewaren, ze tod gebissen, vnd ligt des kindes blůt allenthalben vmb die wiegen geschütt.“ Als nun die frauw, des kinds můter, daz erhort, do viel sy auf die erd vnd gehůb sich übel vnd sprach: „Ach mir armen, was sol jch nun thůn? Yetz bin ich beraubet meines eynigen lieben suns!“ Vnd in dem als sy die klag fůret, do kam der ritter geritten von dem schimpf, vnd fraget die frawen, warumb sy also thet? Do saget sy jm, als jr gesagt was. Des ward der ritter ser betrübt vnd stůnd von dem roß vnd gieng in den palast, do der hund lag. Als nun der getreu hund seinen herren sahe, do stůnd er auff in der kranckheit, als er mocht vnd als er ein gewonheit het, vnd grůsset seinen herren mit seiner gebärde. Der ritter zoch sein schwert auß vnd schlůg seinem getreüen hunde daz haubt ab. Do nun daz geschach, do gieng er zů der wiegen vnd hůb die auff vnd fund sein kind gesundt vnd den schlangen bey der wiegen tod ligend vnd sere zerbissen. Do erkennet er vnd empfund bey gewissen zeichen, das der hund den wurm getödt het, auch dem kind, das in der wiegen lag, ze hilff kommen was vnd von dem tod erlößt het. Do schry er mit lauter stymm vnd sprach also: „O wee vnd ymmer wee! Ich habe meinen gůten hund getödt von meines weibs wegen, der auch meinem kind sein leben behalten hat vor der schlangen! Ich wil mir selbs bůß darüber geben!“ Vnd alsbalde zerbrache er sein gesper in dreü stück, vnd gieng zů dem heyligen grab vnd dienet gott vnd tet sich aller üppikeit der welte ab vnd belib sein lebtag ein sälig man.

Gesta Romanorum.

Eine ähnliche, nur noch viel größere und reichhaltigere Sammlung ist die, welche unter dem Titel „Gesta Romanorum“ bekannt und um das Jahr 1430, nach Andern schon im 13. Jahrh. in lateinischer Sprache verfaßt worden ist. Es gibt verschiedene, zum Theil sehr abweichende Bearbeitungen des lateinischen Buchs, und auch die deutschen

Nachbildungen weichen sowohl voneinander, als von den lateinischen Vorbildern ab; so ist das Buch von den sieben weisen Meistern in einige derselben ganz, in andere nur zum Theil übergegangen; die nächste Quelle des ersten Verfassers mag aber die Sammlung des Petrus Alfonsus (s. o. S. 744) gewesen sein. Daraus ergibt sich schon, daß der Titel des Buchs „von den Thaten der Römer“ keineswegs seinem Inhalte entspricht; weit entfernt, eine Geschichte des mächtigen Volks mitzutheilen, enthält es vielmehr eine Menge erdichteter Erzählungen, welche mehr oder weniger bekannten Personen aus dem römischen Alterthum zugeschrieben werden; ja meistens sind sogar die „Ritter“ oder Kaiser, denen die erzählten Begebenheiten beigelegt werden, selbst erdichtet. Es sind die Gesten der Römer somit nichts Anderes, als eine Sammlung von Erzählungen, Anekdoten, Sagen, Märchen und Legenden, welche sämmtlich auf die römische Kaisergeschichte zurückgeführt werden, die aber zugleich das Gepräge der Zeiten und Sitten des Ritterthums an sich tragen. Späteren Ursprungs scheinen die den Erzählungen beigefügten moralischen Betrachtungen zu sein, in denen irgend eine Lehre aus den erzählten Begebenheiten gezogen wird. Die Sammlung erhält dadurch eine große Wichtigkeit, was auch von den andern ähnlichen Büchern gilt, daß sie uns durch die mitgetheilten Erzählungen ein recht anschauliches Bild von den Sittenzuständen des früheren Mittelalters und der späteren Zeiten gibt, in welchen sie zur allgemeinen, weitverbreiteten Lieblingslektüre wurde. Diese Zustände sind jedoch keineswegs erbaulich, indem verbotene Liebe, Sinnlichkeit, Ehebruch und die mannigfaltigsten listigen Anschläge, die Sünde zu verbergen oder ihre Folgen unschädlich zu machen, den Grundzug der aufgenommenen Erzählungen bilden, unter welchen sich jedoch auch manche befinden, welche schöne und erfreuliche Seiten des Menschenherzens eröffnen, und uns mit dem Troste erfüllen, daß selbst in den verdorbensten Zeiten immer tüchtige und wahrhaft tugendhafte Gemüther zu finden sind, welche von der allgemeinen Verderbniß unberührt bleiben und die Gewähr darbieten, daß auch diese mit der Zeit überwunden werden könne.

Die Gesten der Römer sind für die Prosadichtung von außerordentlicher Wichtigkeit, indem sie zum großen Theile als die unmittelbare Quelle der zahlreichen Novellen und Erzählungen angesehen werden können, die besonders in Italien hervortauchten und sich von dort über das übrige gebildete Europa verbreiteten. Dagegen haben sie auf die deutsche Literatur keinen großen Einfluß ausgeübt, ob sie gleich vielfältig sowohl im lateinischen Text herausgegeben, als in die Muttersprache übersetzt wurden; doch haben sie unter Anderen auch den späteren Dramatikern, namentlich dem Hans Sachs, Stoff zu ihren Dichtungen gegeben.

Es ist unbekannt, von wem und wann die deutschen Uebersetzungen der Gesten abgefaßt worden sind. Es hat deren wahrscheinlich schon im 14. Jahrhundert gegeben, doch scheinen sich keine Handschriften aus dieser Zeit erhalten zu haben; die ältesten Drucke stammen aus den siebenziger Jahren des 15. Jahrhunderts.

Wir theilen den Abschnitt mit, in welchem vielleicht die erste Gestaltung des Märchens vom Fortunatus zu erkennen ist.

Von künig Dario, der seinen dryen sünen schüff, einem das erbe, dem andern die beraitschefft, dem dritten die kleinat.

Darius was eyn gewaltiger künnig zů Rom, der hete drei sün, die warend im gar lieb. Vnnd da er sterben solte, da schůff er dem ersten sun daz reich vnnd alles erbe, dem anderen die beraitschefft vnd alle farende habe; dem dritten schůf er drey kleinat: ein fingerlin, ein hefftlin vnd ein edeles tůch. Das fingerlin hette die tugent, wer es an der hant trůg, dem můßt aller mengklichen holde vnd genädig sein, vnd was er von im begeret, des warde er alles geweret. Das hefftlin hette die tugent, wer es an seinem herezen trůg vnd des er müglichs begert, das geschahe. Das tůch hette die tugent, wer darauff saß vnd begeret, wa er in der welt wolt sein, do was er zehand, vnd die kleinat het Virgilius mit zaubrei also zů wegen pracht. Vnd da er dem jungsten sun die drey kleinat geben hete, do sprach er: „Mein lieber sun Jonatha, die drey kleinat gibe ich dir, vnd die hat dein můter in jrer gewalt; vnd wenn du eines bedarffst, so sol sy dir es geben.“ Vnd zehand nach dem geschefte starb der künig; do warde er wirdigklichen zů der erden bestätet. Darnach vnderwunden sich die zwen brůder des, das in geschaffet was; der dritt sun vordert daz fingerlin, denn er wolt in frembde lande der lernung nach ziehen. Do sprach die můter: „Ich gib dir das fingerlin, das du vast lernest, vnd hůte dich vor bösen weyben, das du das vingerlin nit verlierest!“ Do zohe Jonathas zů der lernung vnd lernet gar vast. Vnd nit überlange darnach begegnet jm gar aussermasen ein schöne junckfraw vnd tugenthaft; die fůrt in mit jr heym, dabey er lang belib vnd hat sy gar lieb. Nun het Jonatas das fingerlin an der hant, dauon er lieb gehabt warde von aller mengklich, vnd warumb er sy bat, des warde er geweret. Nun sprach sy eins tages ezů jm: „Es spricht aller mengklich, seyd du weder golt, noch silber hast, so nem si wunder, das du so wol lebst vnd keinen geprechen hast.“ Da antwurt er jr vnd sprach: „Got mag mir mer, dann gold vnd silber geben, dann er ist gewaltig.“ Doch überkame sy in mit listen vnd mit gůter rede, das er jr saget von dem fingerlin vnd seiner tugent. Do sprach sy eins tags: „Du bist alltag bey den gesellen in wirtschafft vnd in freüden, du möchtest wol der tag eins das fingerlin verlieren: dauon gib mirs zů behalten, denn ich wil es dir treülichen behalten.“ Da glaubet er jren worten vnnd gab jrs zů behalten, vnd zehande verlor er den gunst gegen den leüten, so das jm zerunge abging. Do er das empfande, do vorderet er sein fingerlin wider, das sy jm das gäb. Do sprach sy, sy wölt es thůn vnd ging in die kamer vnd tete die kisten auff vnd sprach: „Wee, wee! es sind die dieb kummen vnd habend die kisten aufgeprochen vnd haben mir das fingerlin gestolen!“ Da mochte er nit wider vnd kam also vmb das fingerlin. Do Jonathas hort, das man jr das fingerlin mitsampt anderem solt genummen haben, da erschrack er gar sere vnd wainet bitterlichen, wenn er nit mer zerung hete; vnd bedacht sich darnach nit laneg, vnd machet sich auff den weg, vnd gieng heym mit grossem laid vnd klaget die geschicht seiner můter. Die sprach: „Habe ich dir nit gesagt, du solt dich vor weiben hůten, durch daz du daz fingerlin nit verlierest? Daz hastu nit getan! Nun gibe ich dir noch daz hefftlin, vnnd zeuhe wider ezů der lernung. Do begegent jm sein freindin, die empfieng in schon vnd fůrt in mit jr heym. Da lebet er aber frölich mit grosser zerung, als er vor het getan. Do daz sein freündin empfand, die erforschet es jm aber ab, daz er jr saget, er genusse der tugent des hefftlins; vnd da sy daz hort, da überredet sy in mit gůtter rede, vnd gehieß jm, sy wölt sein bas hůten, wenn des fingerlins, das ers jrs ezů behalten gäb. Vnd do sy des auch in jr gewalt pracht het, da laichet sy in aller sach gleich darumb, als si in vor vmb das ringlin gelaichet het. Do das geschahe, da ward er erzürnet vnd sprach: „Du hast mich vor vmb das fingerlin gelaicht vnd laichest mich nun vmb

das hefftlin, das ich dir auff dein treue vertrauet hab.“ Sy laugnet ser vnd sprach mit vil schwüren, sy hette es verloren vnd wäre ir gestolen worden. Do er sahe, das er das hefftlin ye verloren het, da gieng er trauriger mit grossem czorn von jr vnd gieng wider heim zů der můter. Vnd da er jr sagt, wye er vmb das hefftlin kummen waz, do erschrack sy sere vnd sprach: „Lieber sun, warumb hastu jr souil getrawet, seyd sy dich vor betrogen hete? Dauon biß noch witzig, wann du hast nichtz mer, dann das edel tůch; vnd so du das an wirdest, so bist du verdorben: dauon hůt sein, ob du wild; vnd auch wiß das, ob du es verleurest, so frage zů mir nit mer, wann jch dir nichs mer eze geben hab.“ Do name der sun das tůch, vnd gieng damit von dannen, vnd gedacht anderwegen, wie er sich an seiner freundin rechen wölt. Vnd da er in die statt kam, da gieng er in jr hauß, vnd da sy in ersahe, da empfieng sy in schone. Darnach eins tages braitet er das tůch auf in dem hauß vnd saß darauf vnd bat sy, das sy zů im säß; vnd do sy das tete, da winschet er, das sy zů eunde der welt in eyner wildtnus, da nie kein menische ein kummen was, wären. Das geschahe zehand. Vnd do si ersahe die wildin, da sy inn waz, do fraget sy in, wa sie wäre; do saget er, sy wär zů ende der welt, vnd sprach: „Nur allein du sagst mir, wa du mein fingerlin vnnd mein hefftlin hingetan habest, vnd das es mir auch wider werde, sunßt fare ich von eir vnd laß dich hie die wilden tier verezeren vnd essen.“ Do sy das erhorte, da saget sy jm, sy het sy deheim vnd wölt jms gerne geben, sobald sy heim käm. Vnd da Jonathas das hort, der was fro, vnd in den freüden entschlieff Jonathas. Vnd do si das ersahe, do stůnde sy gemachlichen auff von jm vnd ezohe das tůch bey aintzigen auß jm, biß das sy es gar gewan. Do saß sy darauff vnd winschet heim: das geschahe. Sy fůr zehand heym vnd verließ in dort in der wildtnuß. Vnd do Jonathas erwachet vnd sahe, das er von dem weib also betrogen waz, do wainet er gar ser vnd tete jämerlich vnd sprach: „Verflůcht sei der tag, an dem jch geporen bin, seid jch von dem weib als vil leiden sol!“ vnd west nit, wie er thůn solt, vnd hůb sich doch auf vnd gieng lang mit großen forchten, biß er doch zum letsten an ein wege kam; dem gieng er nach vnd kam vorletste zů einem baum, der was voller schöner frücht: der prach er vnd asse, wann er gar hungerig was. Vnd als bald er jr nur ambiß, da warde er voller aussezikeyt. Vnd da er das empfand vnd sahe, da sprach er aus grossem grimen: „Ach Got, ich sihe erst, das mein vngelück kein ennd haben wil!“ vnd bat Got, das er in sterben ließ. Vnd do er lange also klaget, do kam er ezů einem andern baum, der waz auch voller früchte. Vnd do er dye sach, do gedacht er in jm selb: „Jch wil die frücht auch essen, ob jch villeicht gar sturb, damit jch doch auß meiner vnselde erlediget werde.“ Vnd do er die asse, zehand ward er rain von aller aussezikeit. Vnd do er das empfant, do sprach er: „O Got, was hast du nur mit mir gedacht, das du mich souil laste verzůchen?“ Vnnd nam ezehand diser frücht vnnd auch der ersten vnd trůgs mit jm; vnd gieng also manigen tag, daz er sich nur der feigen neret. Vnd kam zeletste in ein groß künigreich, vnnd sahe vor jm ein groß mechtigs hauß; von dem lieffen zwen man wolbeklaidet vnnd fragten in, wer er wär. Do sprach er: „Jch bin ein bewärter arezet, der alle siechtumb wol büssen kam.“ Do sprachen die zween: „Versehend jr euch, das jr vnserem herren dem künig gehelffen möchtent von seinem prechen, der ist außseezig, so wissent, das euch belonet wirt nach allem eurem willen; ist es aber, das jr des nit thůn mügt, so nemt ewch vmb in nit an, wann manger das leben darumb geben hat, der jm nit helffen kund.“ Doch sprach er: „Mit Gotes hilffe wil ich im helffen!“ Do ward er zů hand mit großen freiden für den künig gefürt, der lag in einem pedt vnd was kranck; vnnd da er in ersahe, des freüwet er sich gar sere. Do gabe jm Jonathas der gůten feigen eine zeessen, die wurcket an jm also, dauon er vor dem dritten tag gantz rain vnd gesundt was, also das er gieng, wa er wolt, vnd jm nichs geprach. Des dancket jm der künig ser, vnd gab jm vnmeßlich großes gůt. Nun enthielt sich Jonathas so lang da, biß das schif kament von der stat, darinnen das studium oder vniversitas was, da er zů der lernung gegangen was; darauf leget er die hab, die jm der künig hat geben, vnd saß selb auch darauff vnd für dahin in die selben statt; vnd da er dahin kam, da gab er sich fur, er wär ein bewärter arezet. Nun als sich dann ein ding schicken, oder, als man gemainklich spricht, fügen sol, was sein freündin von hilff der dreyer kleinat so reiche worden, das man sye für die reichesten eine scheezet, so ye in der stat wär. Die was nun kranck, vnd da sy vernam, das so ein gůter arezet dahin kumen was, da sandt sy nach jm; vnd do er kam, do bat sy in sere, das er jr hulffe, was er joch gestůnd vnd erkannt sein nit. Aber er kannte sy wol. Do sprach er: „Fraw, wölt jr gesund werden, so müssent jr gauntz beichten, ob jr jchts vnrechtes güttes innen habt: das bekennt, vnd so jr das gethan habt, so hoff jch, jch wöll euch mit der hilff Gots wol helffen zů eur gesuntheit.“ Do das die frawe horte, die zwange jr großer schmereze vnd krankheit, das sy im gantz beichtet, wie sy dem jungen Jonatha vmb drew elainat gelaichet hete, vnd die lägen ezu jren haubten; sy wißt aber nit, ob er lebendig oder tod wär. Vnnd da er das hort, sprach er: „Nun wil jch euch wol helffen!“ vnd gab jr der feigen eyne, dauon sy zehand aussezig ward, vnnd von den überigen weetagen ward sy zehand überladen vnd rang mit dem tod. Vnnd do nam Jonathas die drew kleinat vnnd ander jre kleinat, vnd saß auf daz tůch vnd für sein straß heim zů seiner můter vnd brudern. Vnd do die můter hort, das er dye kleinat noch alle drew hatte, die was des gar froh: vnd über trafe darnach die auderen brůder all an weißheit. Vnd warde nach dem tode des eltern brůders zů keiser, vnd het daz reich gewaltigklichen jnnen biß an sein ennde.

Niclas von Wyle.

Das Städtchen Bremgarten im Aargau, welches wir schon als Geburtsort Walthers von Rheinau (S. o. S. 296) genannt haben, war auch die Heimath des trefflichen Niclas von Wyle, der

unter den Prosaikern der Zeit eine hervorragende Stelle einnimmt. Im ersten Viertel des 15. Jahrh. geboren, erhielt er wahrscheinlich seine erste Bildung im nahen Zürich, wo er Verwandte hatte, denen er vielleicht auch seine Anstellung als Schulmeister in der durch Wohlstand und Bildung blühenden Stadt verdankte. Wann dies geschah und wie lang er dort verblieb, ist ungewiß; wir wissen nur, daß er zu dieser Zeit die Freundschaft des eben so edlen als unglücklichen Felix Hemmerlin erwarb, von dem er selbst berichtet, daß er ihm damals und auch später mehr Gutes gethan habe, als ihm nach Vater und Mutter von irgend einem Menschen erwiesen worden sei. Dieser gelehrte und gemüthreiche Mann blieb sicherlich nicht ohne großen Einfluß auf die wissenschaftliche Bildung und den Charakter seines jungen Freundes, der noch in späten Jahren seiner mit so viel Liebe gedachte. Von 1445 bis 1447 war Niclas Rathschreiber in Nürnberg, wo er sich verehelichte und das Bürgerrecht erwarb. Ob er auch dort, wie später in Eßlingen, nach der gewöhnlichen Annahme, junge Leute in seinem Hause hatte und diese in der „Kunst des Schreibens und Dichtens“ unterrichtete, ist wenigstens ungewiß. Von 1447 bis 1450 verschwinden alle bestimmten Nachrichten über ihn; es ist daher zu vermuthen, daß die weiteren Begebenheiten, von denen er beiläufig berichtet, in diese Zeit fallen. Er erzählt nämlich, doch ohne Angabe der Zeit und der näheren Verhältnisse, zweimal in Botschaft eines Fürsten bei der Markgräfin Barbara von Mantua, gebornen Fürstin von Brandenburg, in Italien gewesen zu sein, ferner daß er mit der Markgräfin Katharina v. Baden, gebornen Herzogin v. Oesterreich, als deren Kanzler an dem Hofe des römischen Kaisers sich aufgehalten habe. Im Jahre 1450 ward er Stadtschreiber zu Eßlingen, was er, wohl nicht ohne Unterbrechung, bis 1469 verblieb, in welchem Jahre er wegen eines Streits mit dem Rath aus der Stadt flüchten mußte. Doch trat er gleich darauf (1470) als Kanzler in die Dienste des Grafen Ulrich von Würtemberg, in welcher Stellung er noch im Jahre 1478 war, aus welchem die Vorrede zu seinen gesammelten Schriften datirt ist; von seinem weiteren Leben ist uns eben so wenig bekannt, als von seinem Tode.

Die mannigfaltigen Beziehungen, in welchen Niclas stand*), lassen ihn schon als einen bedeutenden Mann erscheinen, der gleich tüchtig und erfahren in Geschäften, als angenehm und geistreich im Umgange gewesen sein muß. Er war vielseitig gebildet, ja selbst gelehrt und er war ganz besonders mit der Literatur der Römer und der neuen Italiener innig vertraut, deren geistige und künstlerische Seiten er mit sicherem Takt und Geschmack auffaßte. Schon früh, als er noch in Nürnberg war, zeigte er große Liebe zur Muttersprache, aber wahrscheinlich mag sein Aufenthalt in Italien, wo er sich überzeugte, wie die klassischen Studien so wohlthätig und erfolgreich auf die Ausbildung und Entwickelung der italienischen Sprache und Literatur gewirkt hatten, den Entschluß in ihm zur Reife gebracht haben, auf demselben Wege und durch die nämlichen Mittel die deutsche Sprache zu heben. Er benutzte die Muße, die ihm sein Amt in Eßlingen von Zeit zu Zeit gewährte, zu Uebersetzungen bedeutender Schriften theils alter Schriftsteller, wie des „goldenen Esels“ von Lucian, vorzüglich aber Neuerer, die in klassischem Latein geschrieben hatten. Bei diesen Uebersetzungen ging er mit außerordentlicher Sorgfalt zu Werke, und bemühete sich namentlich, die rhetorischen oder poetischen Wendungen und Ausdrücke mit der größten Genauigkeit, aber in der That auch mit Geschmack wiederzugeben. Zwar ist er, ohne Zweifel von dem Vorgange der Italiener verleitet, in seinen Uebersetzungen oft geradezu sclavisch, und seine Darstellung wird dadurch öfters steif und unklar, ja sie erhält durch seine Bemühung, den lateinischen Periodenbau nachzubilden, ein fremdartiges Gepräge, das ihr viel von der Schönheit raubt, nach welcher er so unablässig strebte, und es ist anzunehmen, daß gerade diese Schattenseite seines Styls viel dazu beigetragen hat, daß seine Schriften in der nachfolgenden Zeit nicht einen noch viel größeren Einfluß gewannen, als sie jedenfalls hatten. In den Vorreden zu seinen „Tütschungen“ oder „Translationen“, wie er sie auch nennt, wo er kein bestimmtes Vorbild hat, dem er nachzueifern strebte, ist seine Darstellung viel reiner, freier und lebendiger, und manche Stellen sind geradezu vortrefflich.*) Die deutsche Sprache war ihm Herzenssache, man darf sagen, ohne der Uebertreibung beschuldigt zu werden, daß ihre Veredlung ihm Lebensaufgabe war. Wie er schon in Nürnberg bedeutsame Gespräche über dieselbe führte, in Eßlingen junge Männer in sein Haus aufnahm, um sie in der „kunst schreibens vnd dichtens zu vnderwysen“, so schreibt er noch im Jahre 1478, da er schon lange Kanzler war, einem ehemaligen Zöglinge, dem Rathsherrn Harscher in Ulm, einen langen Brief über Rechtschreibung und Titulaturen, wobei er gesunde und für seine Zeit auffallende Ansichten entwickelt und welchen er mit dem Versprechen schließt, „die farben und zierung hofliches dichtens, von Marco Tulio Cicerone gesetzt“, was er „all zů tütsch tranßferyrt und braht hab“, und wozu er „mer etwas nutzlichs vnd gůtes, das notariate antreffen, setzen“ wolle, „truken vnd vßgeen“ zu lassen, „vmb das“, fügt er hinzu, „myne translation, die ich gemachet han, dester bas verstanden: vnd die zierlicheit vnd farben, darinn begriffen, eigenlich gemerckt werden mügen“. Diese Uebersetzung aus dem Cicero ist freilich nicht erschienen**), aber es geht aus dieser Stelle doch

---

*) Außer den schon genannten Personen sind noch zu erwähnen Mechtilt, geborne Pfalzgräfin bei Rhein und Erzherzogin von Oesterreich, Karl, Markgraf von Baden, Margarethe, Herzogin von Savoyen und Gräfin zu Wirtemberg, Eberhard, Graf zu Wirtemberg, der berühmte Rechtsgelehrte Gregor von Heimburg in Nürnberg, Albert von Bonstetten und viele andere mehr, mit denen er in genauem Verkehr stand. Die schon erwähnte Markgräfin Katharina erzog ihm sogar eine Tochter „in irem gezymber, das ich nit wölt, die zyt darfür in eym closter gereformierter schwestern gestanden syn“.

*) So z. B. folgende Stelle aus der Vorrede zur sechsten Translation, die an seinen Vetter, Heinrich Essinger, des Raths in Zürich gerichtet ist: „Dir ist (als ich vernymm) tods abgangen dyn elich hußfraw, die ich hab erkent syn vnder küschen frawen die küschest, vnder wysen die wysest, vnder demůtigen die demůtigest. In ir sint gewesen wollust, nutz vnd erberkeit; mit ir ist dir gewesen ein tisch, ein seckel, ein bet: was dir gefiel, was ir zů hertzen, vß dynem angesicht nam sy lachen vnd weinen.“ u. s. w.

**) Ob vielleicht Niclas an dem „Formulare vnd tütsch Rhetorica“ Antheil gehabt hat, das von 1483 an in so vielen Ausgaben erschienen ist?

hervor, wie sehr ihm auch noch im späteren Alter daran lag, für die Ausbildung der Muttersprache zu wirken.

Obgleich weitaus der größte und bedeutendste Theil seiner Schriften in Uebersetzungen besteht, so liegt sein Verdienst doch nicht bloß in der gelungenen Darstellung; er hat sich auch dadurch verdient gemacht und auf die Hebung des besseren Geschmacks gewirkt, daß er den zu seiner Zeit allgemein beliebten Ritterromanen, von denen in den einleitenden Bemerkungen gesprochen worden ist, Schriften entgegensetzte, deren Werth nicht in der Anreihung zahlloser Abenteuer, sondern vielmehr in der geistreichen Darstellung einfacher Geschichten bestand, in denen das innere Leben der Menschen, ihre Leidenschaften und Bestrebungen in tief psychologischer Weise entwickelt wurden, wie in der Erzählung von „Euriolus und Lucretia" von Aeneas Sylvius, oder in der Geschichte von „Guiscardus und Sigismunda" von Boccaccio, die er jedoch nach Aretins lateinischer Uebersetzung verdeutschte. Durch diese anziehenden kleinen Romane gewann er die höheren Stände so sehr, daß er, wie wir aus seinen eigenen Aeußerungen wissen, von Fürsten und Fürstinnen aufgefordert wurde, noch mehr dergleichen Uebersetzungen zu machen. Nun aber, da er darauf rechnen konnte, gelesen zu werden, wählte er zu seinen Verdeutschungen solche Aufsätze und Abhandlungen, in denen die bedeutendsten Lebensverhältnisse und bürgerlichen Zustände in geistreicher Weise behandelt wurden, wodurch er eine ganz neue und in Deutschland bis dahin zum Theil ganz unbekannte Welt von Gedanken eröffnete und seine Leser zum Nachdenken reizte, während sie sich bloß von der geistreichen Entwickelung gefesselt wähnten. Dadurch erhalten seine Uebersetzungen eine außerordentliche Wichtigkeit: er suchte durch dieselben zu bewirken, was er durch eigene Schriften nicht ohne Gefahr oder wenigstens ohne Unannehmlichkeiten jeglicher Art hätte bewirken können; denn weil es eben nur fremde Schriften waren, die er seinen fürstlichen Gönnern vorlegte, die er ihnen als Muster schöner und geistreicher Darstellung empfahl, konnte er ihnen Dinge sagen, die sie von ihm nicht angenommen hätten oder die wirkungslos geblieben wären. Indem er Poggio's Bericht über den Proceß und den Tod des Hieronymus von Prag übersetzte, der durch Inhalt und klassische, vom Geist des Alterthums durchdrungene Darstellung gleich ausgezeichnet ist und das Gespräch Hemmerlins von den Bettelmönchen und der vernünftigen Weise, Almosen zu geben, verdeutschte, machte er seine Leser mit den Lehren jener Märtyrer bekannt und verbreitete neuerdings ihre reformatorischen Ideen. Durch die Uebersetzung des vortrefflichen Schreibens, welches Aeneas Sylvius an den Herzog von Sigmund von Oesterreich über den Werth und Nutzen der klassischen Studien gerichtet hatte, legte er seinen vornehmen Gönnern die Nothwendigkeit an's Herz, nach ächter Bildung zu streben und zeigte ihnen, daß diese höher zu achten sei, als alle weltliche Macht, als Reichthum und Glanz. Durch das Ansehen des hochgeachteten Mannes gedeckt, der damals schon unter dem Namen Pius II. den päbstlichen Stuhl bestiegen hatte, durfte er es wagen, den Fürsten gegenüber Wahrheiten auszusprechen, die ihnen sonst selten oder nie zu Ohren kamen; er durfte wagen, sie zur Milde, Menschenfreundlichkeit und Gerechtigkeit zu ermahnen, was er nicht ungestraft hätte thun können, wenn er in seinem eigenen Namen gesprochen hätte. Wie vorsichtig, aber gewiß auch sicher Niclas in allen diesen Dingen zu Werke ging, erhellt ganz besonders aus der „Translation von dem Adel", welche er dem Grafen Eberhard von Wirtemberg zueignete. Sie enthält den Streithandel zweier römischen Jünglinge, welche sich um eine Jungfrau bewerben, die ihrem Vater erklärt, sie würde sich für den edelsten entscheiden. Die Angelegenheit wurde vor dem versammelten Senat vorgetragen. Publius Cornelius, ein Abkömmling des berühmten Geschlechts der Scipionen, hält eine von Uebermuth und Selbstüberhebung strotzende Rede über die Vorzüge des Geburtsadels; der zweite Bewerber, Cajus Flaminius, dagegen entwickelt in eindringlichem und geistreichem Vortrag „des menschen adel syn in eygner vnd warer tugend des gemûts, vnd nit in fremder eere oder in falschem des glückes gût." Ein Urtheil erfolgt nicht, weder Seitens des Senats noch von der Jungfrau; Niclas aber sagt in seiner Zueignungsschrift, der Graf Eberhard möge selbst entscheiden; er könne es, wie auch sein Vortheil ausfalle, denn „ist, das grösser vnd alter richtûm adel geberen sol, wer vnsers lands edler sy, dann eüer gnad, weiß ich niemant. Ist aber, das der adel syn sol in ûbung der tugend, so weyß ich ouch niemant vnser landen, dem ir hierin entwychent." Und so kann es nicht zweifelhaft sein, was Niclas von der Sache hielt, die er, wie ein ächter Weltmann dem Grafen in seiner Weise so vorlegte, daß dieser der persönlichen Tugend den Vorzug vor der zufälligen Auszeichnung des Geburtsadels geben konnte und geben mußte. *)

Von der schönheit Lucrecie vnd Eurioli, vnd anfang irer lieb.

Was grosser eren angelegt vnd erboten worden syen keyser Sigmunden, da er des ersten zu Senis inreit, ist yetz allenthalben kuntbar vnd offen. Im was gebuwen vnd zûgericht ein palast by sant Marten kyrchlin vff der straßen, die da fûrt vnd geet zû der port gen Cophorum. Vnd als demselben die ere geistlicher ordnung vnd heilikeit volbracht was, vnd er daselbß hyn kam, het er im engegen gôn vier frawen all vermehelt, von adel, gestalt, iugent vnd gezierde gar nach gelych. Niemant thet die fur dôtlich menschen, sunder fur gôttin achten vnd schetzen; vnd weren ir allein try gewesen, so mechte man vermeint haben, sie gewesen syn die frawen, die man sagt, Paridem durch rûw vnd schlafe gesehen haben. Sigismundus aber, wiewol er alt was der iaren, was er doch schnel vnd behend in lyplichen begirden, het groß ergêtzlichkeit in gesprech vnd anredung schöner, redlicher, wolkûnender frawen, vnd erfrôwte sich in allen wyplichen schimpffen; vnd was im nichtzit sûsser noch kurtzwyligers, dann angesicht mynnigelicher frawen. Darumb als Er dise frawen ersahe, sprang er von dem pferde, vnd ward in dern hend empfangen, vnd kêrt sich vmb gegen synen mit kommenden dyenern vnd sprach: „Hônd ir ye dern glych frawen gesehen? Ich zwyfele, ob es syen menschlich oder englisch angesicht. Furwar, sye sint hymmelsch!" Die frawen neigten ir augen gegen der erde, vnd als vil sie schemiger wurden, als vil

*) Es ist sehr wahrscheinlich, daß Niclas zu seinen bekannten Verdiensten als Lehrer, Geschäfts- und Staatsmann, als geschmackvoller Gelehrter und Schriftsteller noch das eines nicht unbedeutenden Malers verband. Hierüber Näheres in meiner Ausgabe von Niclasens 10. Translation nebst Bemerkungen über dessen Leben und Schriften.

wurden sye schöner und hypscher gesehen: dann von röty zwischen iren wenglin vßgespreitet, gaben sy solche farben, als da gybt das indisch helffenbein, gerőttet in dem plůt des ostrumß. Aber vnder denen lychtet für die andern mit vil sunder schöny Lucrecie, ein iünglingin vnder zweintzig iaren, geborn von dem geschlecht Camillorum, vermehelt dem yberrichen mann Menelao, der vnwyrdig was, das im ein sölch tzierd zů synem bőt vnd tisch dyenen solt, aber wolwyrdig, den syn hußfraw betrůg vnd machte (als man spricht) zů einem gehörnten hyrsen. Derselben gelydmasse an gerede vnd lange die andern frawen ybertraff: Ir har was dick vnd lange, vom farb glych dem gold, das sye nit nach sitten der iunckfrawen hinden abflůgen lyeß, sunder mit gold vnd edelm gestein zyerlich hat geflochten vnd vffgebunden. Ir styrn wz zymlicher breity, mit keiner runtzel entschöpfft. Ir ougbrawen, in böglin wyse gestellet, waren mit wenig vnd nit dickem schwartzem har in rechter wyty von einander gescheiden. Ir ougen mit solchem schyn lůchtend, das es, glych wie die sunn, die gesichten der anschawenden menschen theten letzen vnd bekrencken. Mit welchen ougen sy ouch, wann sy wolt, möcht dötten, vnd dieselb gedötten (ob sy gelust) wyder in leben bringen. Ir nase, recht in mitten gesetzt, thet die rosenfaren wenglin mit glycher mensur vnd masse vnterscheiden. Nichtzit was lieplichers, noch der gesicht lustichers, dann dise wenglin: als die fraw lachet, so vil me wurden darinne cleine grůblin tzů beden seyten gefellet. Nymant sahe die, der sie nit von hertzen innerlich begerte zekyssen. Ir munt was zymlicher cleiny vnd roter karallen farb, vff das allerlustsamlichst geschickt daryn zebyssen. Ir zen clein, in glycher ordnung gesetzt, als vß crystalyn gemacht, da durch ir bewegbar zung lauffend nit allein lieplich red, sunder ouch gesprech, glych allersůssestem gesang ließ hören vnd lutten. Was sol ich sagen von der gestalt irs künß, vnd von der wyssy irer kelen vnd halses? Nůtzt was an irem leib onloblichs. Ir vßwendig form und gstalt gab tzemercken geschicklichkeit inwendiger übung vnd vernunfft. In irem mund waren vil hoflicher schympred voll gůtter schwencke. Ir gesprech was (wie man sagt) gehebt hab Cornelia, ein můter der Graken, oder die tochter Orthesy. Nichtz was lieplichers zehören, dann die messigen wolgesetzten wort irs munds. Ir erberkeit ertzeygt sye nit, als vil frawen thůnt, mit ernsthafftigem, sunder mit güttigem vnd frölichem angesicht lyeß sy ir gemůt erschynen. Ir tugentryche messigkeit, nit zeuil pleig noch förchtende, oder zeuil gehertz oder turstig, sunder mit mittelmessiger forcht vnd scham trug sy ein menlich gemůtte. Ire cleider waren manigfaltig, vnd was daran kein mangel oder gebruch, weder an hefteln, an schlossen, gyrteln, brysen, noch an anderm. Die zierungen des houptz waren ouch wunderbar mit vil gemechts vnd zesamenfůgung goldes vnd edelgesteins in dem krantz vnd an den fingern gesehen. Vnd ich mag nymer glouben, Helenam hypscher gewesen syn zů zytten, da Menelaus lůd zegast Paridem in syn huse; noch getzierter erschinen seyn Andromachen, da sy in der heiligen ee Hectori des ersten ward vermehelt. Vnder den obgemelten frawen was auch Katherina Petrusij, die yber wenig tag darnach gestorben ist, vnd den keyser hat by irer lyche vnd begrebnůß, der ouch iren sun vor dem grab mit ritterschaft begoubet, wiewol er dannocht ein iunges kynd was. Diser Katherinen wundersam getzierd vnd schöny der gestalt alda ouch erschyn, doch mynder dann Lucrecie. Alle red waren von Lucrecia: die sahen, dye beschaweten, die lobte der keyser vnd die andern alle. Wohin dye sich köret, dohin volgten ir nache die ougen aller vmstenden menschen. Vnd glycher wyse (als man sagt) Orpheus mit dem gethön syner harpffen mit im hintzug wald, stein vnd felsen, also fůrte die ouch mit ir gesicht die vmstender, wohyn sie wollt. Aber doch ward einer vnder inen allen me, dann glych vnd gebůrlich was, mit gesicht in sye gefůret, nemlich Euriolus, ein Franck, den weder gestalt noch rychthům machten ongeschickt zů liebe. Er was eins alters von zwei vnd trissig iaren, nit vast langs leibs, aber einer frölichen vnd güttigen gestalt, mit lieplichen lůchtbären ougen, stetigs zů gnaden vnd güttiger tugend gericht vnd vermerckt, nit on die andern syner glyder lydmaß vnd geneme geschicklichkeit nach loblicher goub der natur. Die andern hoflůt warn langs vmtziehens halb vnd von ferry wegen des wegs alle worden bloß an gelt vnd an gold, aber dieser Euriolus, dwyl er doheim rych was, vnd im auch von kuntschafft wegen des keysers stetz groß vnd vil geschenckt ward, da erschyne er von tag zetag der menschen angesicht köstlicher vnd getzierter, ein lang zal syner diener nach im fůrende. Etwen angethan mit cleidern geschlagens golds, etwen gemusyrter güldener tůcher, etwen samatz vnd carmesyntz, gerőttet in dem plůt der schlangen Thyri, vnd des glychen andrer köstlicher vnd wercklicher tůcher, gespunnen vnd geweben in den aller vssersten vnd wytesten der welt landen. Ouch furter so waren im sölche pferd (als man sagt in einer fabel gewesen sein die pferd Menonis gen Throy kommende). Nichtzit was im gebruchs zůerweckung der senften sůssen hytz vnd grossen krafft des gemůttes, die wir nennen die lieby, dann allein můssy. Darumb gesigt in im iugent, můtwil vnd gailikeit, ouch das frölich gůt des geliks, damit dieselb lieb wurd gefůret, also das Euriolus fůrter syn selbs nit me mechtig was, vnd Lucretiam ansehende, die inbrinstigclichen anhůb lieb tzehaben, vnd nichtz meint gesehen han, er sehe dann die, dern gestalt er stets anhängt vnd die er trůge in synem hertzen. Er het ouch die nit lieb vergebens vnd on widergeltung der liebe. Es ist ein wundersam ding zesagen. Es warn da vil iunger mann, hůpscher, vßpuntlicher gestalten; aber allein disen thet Lucrecia ir selbs erwelen. So waren ouch daselbs vil frawen, wolgestalter formen vnd lyben, aber allein dise thet im Euriolus erkiesen. Doch so wyßt, noch erkante desselben tags keins das ander, nemlich weder Lucrecia den flammen Eurioli, noch hynwiderumb Euriolus gegen im den flammen Lucrecie, sunder so meint ir yedes sich vmb sust liebhaben. Als aber die geistlich eer erbietung, des keisers houpte zůgericht, ein ende gehept het und Lucrecia heimkam, ist ir gemůt gantz gefůrt in Euriolum vnd Eurioli gemůt in Lucreciam. Wer wil nu wundern die fabel vnd rede, die da ist von Tisbe vnd Pyramo, zwischen denen doch des ersten nachpurschafft thet machen bekanntnůß vnd die ersten staffeln irer liebe; dann dwyl ire hůser einander gelegen worn, da wůchß durch zyt ir liebe. Aber dise hetten vor einander nye gesehen, noch durch hörsagen einander ye erkennet, vnd was dieser ein Franck vnd sy ein Welhin; so warn sy auch mit einander nye zů rede komen, sunder ist dis ding allein mit den ougen geůbt, das yedes dem andern ist wolgefallen worden.

Heinrich Steinhöwel.

Um dieselbe Zeit, da Niclas von Wyle in Schwaben als Schriftsteller und Staatsmann wirkte, lebte Heinrich Steinhöwel aus Weil an der Wirm als Doctor der Arzneikunst in Ulm. Es ist wohl anzunehmen, daß beide Männer, die so ganz gleichartige Bestrebungen hatten und die auch zum Theil mit den nämlichen fürstlichen Personen in Verbindung standen, sich gekannt haben mögen, um so mehr, als Niclas ja selbst eine Zeit lang in Ulm verweilte; doch läßt sich bei dem Mangel an allen Nachrichten nichts Bestimmtes darüber sagen; überhaupt beschränkt sich das, was wir von Steinhöwels Leben wissen, auf das Wenige, was wir eben mitgetheilt haben.

Wie Niclas von Wyle hat sich auch Steinhöwel dadurch verdient gemacht, daß er den Sinn für klassische Bildung und die Meisterwerke des Alterthums zu eröffnen trachtete, denen er selbst seine

höhere und freiere Bildung zu verdanken hatte. Zu diesem Zwecke übersetzte er, wie jener, vorzugsweise solche Schriften italienischer Schriftsteller, welche in lateinischer Sprache geschrieben und diese mit meisterhafter Gewandtheit im Geiste des römischen Alterthums behandelt hatten; so mehrere Erzählungen und Schwänke von Poggio, von denen wir einen mitgetheilt haben (2), und das Buch „von den erlychten frawen" des Boccaccio nebst dessen schöner Novelle von der Griseldis. Mehr des romanhaften Stoffs, als der schönen Darstellung wegen übersetzte er auch den Roman „Apollonius von Tyrus" aus dem Lateinischen des Gottfried von Viterbo (12. Jahrh.), hierin wohl dem Geschmacke der Zeit und besonders der fürstlichen Personen, zu denen er in genaueren Beziehungen stand, nachgebend, weshalb gerade dieses Buch auch unter allen seinen Arbeiten am wenigsten Bedeutung erhielt. Weit bedeutender ist seine Uebersetzung der Aesopischen Fabeln, (denen er auch Fabeln einiger neuen lateinischen Fabeldichter, sowie die erwähnten Schwänke Poggio's beifügte), weil er darin und ganz besonders durch das vorangeschickte fabelhafte Leben Aesops, das er ebenfalls aus dem Lateinischen übertragen hatte, eine mehr volksthümliche Richtung kund gab, von der dagegen bei Niclas keine Spur zu finden ist. Aesop erscheint in diesem Leben als der ebenbürtige Genosse des gerade um diese Zeit auch auftauchenden Eulenspiegels; wie in diesem soll auch in jenem zur Anschauung gebracht werden, wie hoch der gesunde Menschenverstand, der von keinerlei Art vorgefaßter Meinung befangen ist, über der handwerksmäßigen Gelehrsamkeit und systematischen Philosophie steht, welche sich selbst die freie Aussicht in das Leben durch ihre Formeln verbaut. Aesop ist ein armer Sclave, der nach und nach an verschiedene Herren, zuletzt an den Philosophen Xanthus verkauft wird, welchen er durch seine schalkhafte Klugheit zur Verzweiflung bringt. Dieser hatte ihm befohlen, alle seine Aufträge wörtlich zu befolgen; Aesop thut es, indem er den Worten seines Herrn öfters einen tieferen Sinn unterlegt, und ihm auf diese Weise Lebens- und Klugheitsregeln gibt, die der Philosoph in seinen Speculationen sich nicht hatte träumen lassen. So weiß er einmal, zugleich um sich an der Frau seines Herrn zu rächen, die ihn oft mißhandelte, diese mit ihrem Manne zu entzweien, so daß sie dessen Haus verläßt; aber es gelingt ihm auch durch klug ausgedachte Reden, dieselbe wieder zur Rückkehr zu bewegen, während sein Herr in vollster Trost- und Rathlosigkeit verzweifelt. (1) Ein anderes Mal erlöst er seinen Herrn, der gewisse öffentliche Zeichen nicht zu deuten wußte, aus gefahrvoller Lage, indem er deren Bedeutung angibt, und auch hier beweist er, daß der gesunde Sinn im Leben von höherem Werthe ist, als mühsam erworbene Schulweisheit. Dieß bewährt sich nicht weniger glänzend, als er in großartigere Verhältnisse kommt; die ägyptischen Weisen müssen seinem einfachen Witze nachstehen, und Fürsten werden zu ihrem Vortheil von ihm belehrt; als er aber in Delphi die Schliche der Priester aufdeckt, sie für ihre Stellung und ihre Einnahmen besorgt macht, wird er ein Opfer ihrer Rache: ein höchst bedeutungsvoller Schluß zu einer Zeit, welche den Märtyrertod des Huß und des Hieronymus noch in frischem Andenken hatte.

Die volksthümliche Richtung Steinhöwels blieb nicht ohne Einfluß auf seine Darstellung; weniger kunstreich, als die seines Zeitgenossen Niclas, ist sie weit klarer und verständlicher, vor Allem aber weit mehr dem Charakter der Sprache angemessen, weshalb sein Einfluß auf die weitere Entwickelung und Bildung derselben auch größer und entschiedener sein mußte.

1. Aus dem Leben Aesops.

Nach etlichen tagen, als die schòlar bey Xanto in der schòlen sassen, het der ein zůbereit eyn kestlich nachtmál, vnd als sy assend, do nam Xantus eyn teil vnd gab es Esopo vnd sprach: „Gee heim vnd gib das meinem gòtwilligesten!" Esopus gieng hin vnd red in im selber: „Da kumpt eyn vrsache, das ich mich an meiner frawen rechen mag vmb das schmehen vnd scheltwort, die sy mir gethan hat: wann da můß man lauter mercken, wer dem herren das gůtwilligeste seye." Als er aber in das hauß kame vnd gesaß, setzet er das kratzlin mit der speise zů der frawen vnd nennet sy bey irem namen vnd sprach: „Fraw, von diser speiß wurst du nit versuchen!" Die frawe sprach: „Du bist allwege vnsinnig vnd úbel gesund." Esopus sprach: „Xantus hat dir ditz essen nit heissen geben, sunder seynem gůtwilligesten"; vnd rúffet dem hundlin, das alwege das hauß hutet, vnd sprach: „Kumb her, du fráßigs wúlflin! Mit diser speiß zertene deinen bauch vnd fulle dich." Das hundlin smeichet im mit dem swantz vnd volget nach dem geschmack der speyß. Esopus bót dem húndlin eyn beynlin nach dem andern vnd sprach: „Der herre hat geschaffet dir vnd suß niemandt das zegeben." Als aber Esopus wider zů Xanto kumen was, sprach er: „Hast du das meyner gůtwilligesten gebracht?" — „Ja herr!" sprach er; „sy hatt es in meynem beiwesen alles gessen." Xantus sprach: „Was saget sy, die weyl sy áß?" Esopus sprach: „Nichtz, aber mich bedúchte, sy verlanget nach dir." Das weib gieng suftzend vnd trawrend in die schlaffkamer. Do man aber genůgsam geessen vnd getrunken hat, do wurden mancherley fragen hin vnd her auff gebotten. Vnd fraget eyner, zů welchen zeiten die aller gróste beschwerd den tótlichen menschen wurd an ligen? Esopus was schneller synn, vnd stůnd hinder den andern vnd sprach: „Wann die totten alle yeglicher seynen leib wurd suchen." Von der red schmolleten die schóler vnd sprachen: „Fúrwar diser knab ist scharffer synn vnd nicht torócht, vnd ist wol von Xanto geleret worden." Eyn anderer fraget, warumb das wár, so ein schaff zů dem tód gefúrt wúrt, das es stilschwigend nachuolgt vnd nit schreit, aber eyn saw volget nicht nach, sunder greynet sy vnd schreiet alweg? Esopus sprach: „Darumb das ein schaff gewonet hat, das es yetz gemolken wúrt, yetz geschorn, so last es sich geren ziehen; wenn es meynet, man wól es schern oder melken, vnd furchtet das eysen nicht. Aber es ist anders vmb ein schwein, wan weder sein wol noch milch ist dem menschen nútzlich, sunder allein das fleisch vnd das blůt; darumb, wan man sy zů dem tod zeuhet, so furchtet sy sich hart vnd greinet so ser." Do lobten die schůler Esopum gemeyncklich. Do stunden sy al auff vnnd gesegneten ye einer den anderen, vnd giengen yeglicher in sein hauß. Als aber Xantus heim kam, gieng er in sein schlaffkamer vnd ward seinem trawrigen weib schmeychwort geben. Aber sy keret sich von im vnd sprach: „Behalt dein hend vnd gee hin wegk!" Xantus sprach: „O du mein wollust, es ist vntzimlich, das du trawrig seyest gegen deinem manne." Do sprach sy: „Laß mich nun mit gemach, wann ich beleib fúrbas nit meer hie! Růff deynem hundlin vnnd schmeich den selben, den du deiner speyß gesendet hast zeessen!" Xantus was der ding vnwissend vnd sprach. „Was hat dir Esopus gebracht?" — „Mir nichtz!" sprach sy. Xanthus sprach: „Bin ich dann truncken? Ich hab dir dein teil bey Esopo gesendet." — „Mir?" sprach sy. — „Ja dir!" sprach Xantus. „Nicht mir, sunder dei-

nem hundelin, als Esopus sagte." — Do sprach Xantus: „Berůf mir einer Esopum!" Als er kam, sprach Xantus zů im: „Sag an, wem hastu das essen gegeben?" Esopus: „Als du gebotten hast: deinem gůtwilligesten!" Do sprach Xantus zů dem weib: „Hörestu das?" — „Ja, ich hör es wol," sprach sy, „aber ich hab gesaget vnd sag es noch, mir sey nichtz gegeben worden! Merckest du das?" Xantus keret sich zů Esopo vnd sprach: „Sag an, wem hast du es gegeben, galgentreger?" Esopus: „Als du mich geheissen hast." — „Meiner gůtwilligesten hieß ich." — „Das hab ich geton!" sprach Esopus. Xantus sprach: „Welche ist die selb, du flichtiger schalck?" Do růst Esopus dem hundelin vnd sprach: „Die ist dein gůtwillige! Wann welcher eyn weib lieb hat, den hat sy nit lieb; wann, wirt sy in dem mynsten von im geletzet, so schendet vnd lesteret sy in: sy wůtet, sy wurt vnsinnig vnd laufft hin weg. Aber ein hundt, so du in schlechst oder stösest, laufft nit hin weg; aber so bald du im wider růffest, so schmuckt er seinen swantz vnd kreyset auff der erden wider zů dir vnd liebet sich. Darumb soltest du gesprochen haben: Bring das meiner haußfrawen oder weib, vnd nicht meiner gůtwilligesten." Do sprach Xantus zů seinem weib: „Nun sichstu klårlich, das die schuld des botten ist, nit mein, vnd ich bitt dich, du wöllest růwig seyn in deinem gemůt, wann ich wil ein vrsach finden, durch die ich in rechtlich schlagen mag." Do sprach sy: „Schaff mit im, was du wilt, wann mit mir sol kein geschefft fůrbas geriben werden." Sy wartet einer fůglichen zeyt vnd gieng heymlich auß dem hauß czů irem vatter. Aber als Xantus vmb iren außgang vberleydig was, sprach Esopus zů im: „Nun sichst du gewislichen, das dich dein weib nit, sunder das hundlin recht lieb hat." Do aber die fraw etlich tag nit wider heim kame, ward Xantus betrůbt vnnd ließ die vast bitten, das sy wider zehaus kåme; aber sy ward nun dester wider speniger vnd herter in irem furnemen. Do das Esopus sach, sprach er zů Xanto: „Her, hab gůten můt! ich wil schaffen, das sy selber eylens her wider heim wurt lauffen vngebetten." An dem andern tage nam er gelt vnd gieng auff den marckt vnd kauffet hůner, hennen, genß vnd tauben, vnd darnach gieng er durch die gassen, dar in seynes herren weib wonet. Er gebaret aber nit, als ob er es wuste, vnd fraget eynen knecht, der auß dem selben hauß gieng, ob ichts sayls zů eyner hochtzeit geburlichs in dem hauß wer? Do aber der selb knecht fraget, wer dann hochtzeyt haben wolt, antwůrt im Esopus, Xantus, der natůrlich meister, wůre morn ein weib nemen. So balt der knecht das erhöret, gieng er eylend in das hauß vnd sagt dem weib Xanti, was er von Esopo hat gehöret. Von stunden an ward sy von bitterkeit der gallen ertzurnet, vnd schreyend vnd růffend lieff sy in das haus Xanti ires mannes vnd sprach: „Das ist die sach, darumb du hast deynen schalckhafften knecht lassen vmb treyben vnd verspotten; aber dir sol nicht wyderfarn, dar auff du hast gehoffet: wan die weil ich lebe, so sol myr kein ander weib uber die türschwell kummen! Ja, Xante, Xante, ich sag dirs, Xante!"

2. Von einem listigen weib eynes weingarters.

Kein böser tier auff erden ist, wan eyn weib von argem list: des hör dises argument. Eyn bauman gieng auß in seynem weingarten, den ze bawen. So bald das seyn fraw ersach, meynet sy, er wůrde aber so lang darin beleiben, als er gewonlichen was; vnd sendet noch irem bůlen, in freůden mit im zeleben. Den empfieng sy in jeyner zůkunfft wol vnd schon vnd pflage seyn mit gůter speiß vnd sůssem getrank, so best sy mocht, darumb das er der göttin Veneri dester bas gedienen möchte. Es fůget sich von gesicht, das eyn reb den man in ein aug schlůge, das er nit mer dar mit gesehen mocht, darumb er bald heim lieffe vnd klopffet an das haus. Do das die fraw mercket, erschrack sy ůber ser vnd verbarge iren bůlen in die kamer; darnach öffnet sy die tůr irem ee man, vnd so bald er in gieng, trauriger sein ang klagent, hieß er die kamer auf sliessen vnd das bet bereiten, das er sich an sein růw legen möchte. Die fraw besorget aber, wa er so gehe in die kamer gieng, das ir bůl von im gesehen wurde, vnd sprach zů im: „Warumb eilest du so ser an das bett? Sag mir doch vor deynen gebrechen vnd warumb du so betrůbet seiest?" Do ir der gůte man all ding gesagt hatte, sprach sy czů im: „O du aller liebster gemahel! so du dan sollichs wee an dem eynen aug hast, so laß vns das gesund aug bewaren, das es von dem geletzten nit auch krank werde, als doch gewonlichen beschicht. Aber mit meyner kunst kan ich dir wol dar vor seyn, das mir meyne augen, noch dir dein gesundes auge nit mügent geletzet werden von den bösen, als vns beyden not ist, wann vnser yetliches leid oder schad ist vns beiden gemein." Der man gelaubt der frayen; do gebaret sy, als ob sy im einen segen ůber das gesund aug sprechen wölte vnd mit irem mund verdecket sy irem manne das gesund auge, vnd huchtzet im so lang dar eyn, vntz das ir bůl getrůwlich on irrung auß der kamer hinweg kame. Do sprach das listig weybe: „Meyn man, nun bist du sicher, das dir kein schade dem gesunden auge von dem krancken mag zů gestan; nun magst du sicher on alle sorg, ob du wilt, an das bet geen!" Durch den behenden böβlist der frawen ward der bider man betrogen, als auch vor zeiten in Kriechenlant beschehen ist. Gelöbt sey Got, das solichs bei vns nit wůrt ersunden!

Eulenspiegel.



„In dem Lande Braunschweig," sagt das alte Volksbuch, „ist in dem Walde Seib ein Dorf gelegen, Kneitinger genannt; da wurde der fromme Tyll Eulenspiegel geboren; sein Vater hieß Claus Eulenspiegel, seine Mutter Anna Wert-

beck.“ Daß es wirklich einen Tyll Eulenspiegel gegeben habe, ist unzweifelhaft; dagegen läßt sich die Zeit, in welcher er gelebt hat, nicht mit voller Sicherheit ausmitteln; wahrscheinlich in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Schon in früher Jugend durch seine Schalksstreiche berüchtigt, zog er nach dem Volksbuche durch die Welt und soll sogar nach Rom und Paris gekommen sein; doch hielt er sich meistens in Norddeutschland auf, das er nach allen Richtungen durchkreuzte. Zuletzt soll er sich in Möllen bei Lübeck aufgehalten haben, wo auch sein Grabmal gezeigt wird; eine nicht mehr vorhandene Inschrift an demselben, welche das Volksbuch anführt, gibt das Jahr 1350 als das seines Todes an. Es ist ungewiß, wann seine Schalksstreiche zuerst aufgezeichnet worden sind; handschriftlich haben sie sich nicht erhalten; die erste gedruckte Ausgabe in niederdeutscher Sprache mag aus dem Jahre 1483 stammen, aus welcher es Thomas Murner (1519) ins Hochdeutsche übertrug; und diese Ausgabe ist ohne Zweifel die Quelle, aus welcher alle späteren Drucke und Bearbeitungen hervorgegangen sind. Die zahlreichen Streiche, welche von ihm erzählt werden, sind gewiß nicht alle von ihm ausgeführt worden: wie im Faust alle bekannten Sagen von Teufelsverschreibungen und Zaubereien zusammenflossen, so sind alle im Volk lebenden Erzählungen von witzigen Schalksstreichen nach und nach auf Eulenspiegel übertragen worden, welcher eben deshalb eine ganze Seite des Volkswitzes repräsentirt, diejenige nämlich, in welchen sich das Volk mit dem Bewußtsein seines gesunden Menschenverstandes den höheren und gebildeteren Ständen entgegenstellt. Daher finden wir manche Einzelnheiten aus dem Pfaffen Amis auch im Eulenspiegel wieder, z. B. wie er einen Esel lesen lehrt, wo er die Gelehrsamkeit der Professoren und Doctoren der Prager Universität zu Schanden macht; eben so sind manche Streiche des Pfaffen von Kalenberg in den Eulenspiegel übergegangen, wie auch umgekehrt manche von seinen Possen auf spätere Spaßmacher und Hofnarren übergingen, oder in der That von ihnen nachgemacht wurden. So wird von dem Italiener Gonella und dem Franzosen Roquelaure erzählt, daß sie, wie einst Eulenspiegel, in ein fremdes Land verbannt, Erde desselben auf einen Karren luden, und auf dieser stehend wieder in dem Land erschienen, aus welchem sie verwiesen worden waren.

Da Eulenspiegel ein Bauer war, so ist es begreiflich, daß sich sein Witz nicht bloß auf die höheren und gelehrteren Stände bezog, sondern auch und zwar ganz besonders auf die Städter und Bürger, welche ja zu seiner Zeit die Repräsentanten der Bildung und des durch dieselbe erworbenen Wohlstandes waren, und alle die Streiche, die er den Schuhmachern, Schneidern, Kürschnern, Bäckern u. s. w. spielt, müssen von dieser Seite aufgefaßt werden, es spricht sich in ihnen daher zugleich das erste Erwachen des Selbstbewußtseins in den auch von den Städtern verachteten Bauern aus, die zwei Jahrhunderte später ihre Rechte freilich in ganz anderer und blutiger Weise geltend zu machen suchten. Uebrigens ist Eulenspiegel zugleich auch der Repräsentant jener zahlreichen Klasse von fahrenden Schülern, welche damals die deutschen Länder durchzogen und ihre hauptsächlichsten Erwerbsquellen in den muthwilligen Schalksstreichen fanden, die sie auf ihren Wanderungen verübten. Es ist daher auch begreiflich, daß er später das Lieblingsbuch der Handwerksbursche werden mußte, die in den nachfolgenden Jahrhunderten zum Theil an die Stelle der fahrenden Schüler traten.

Eulenspiegels Schalksstreiche drehen sich meistens darum, daß er, wie auch Aesop bei Steinhöwel, die ihm ertheilten Befehle wörtlich ausrichtet und eben deshalb Alles ungeschickt macht, so seine Meister in Schaden bringt; aber wie bei Aesop, ist es nicht Dummheit, sondern schalkhafter Muthwille, der ihn dazu treibt; er will den Leuten recht begreiflich machen, daß der Buchstabe tödtet und nur der Geist lebendig macht; und nur in diesem tieferen Sinn liegt auch die Erklärung, wie das Buch nicht bloß in Deutschland so vielfältige Verbreitung gewinnen konnte (hat ihn ja doch selbst Fischart in Reime gebracht), sondern auch in beinahe alle europäischen Sprachen übersetzt wurde, was kaum zu begreifen wäre, wenn man nur die meistens unflätigen und schmutzigen, in ihrer Form sich stets wiederholenden Späße an sich ins Auge fassen wollte.

Wie Vlenspiegel zu Berlin einem kürßner Wolff fur Wolffspeltz machet.

Gros listige leute sein die Schwaben, vnd wo die des ersten hinkomen vnnd narung vnd die nicht finden, da vertirbet ein anderer gar; doch sein jr etliche auch mehr geneiget auff den bierkrug vnd auff das sauffen, denn auff jhr arbeit, deshalb jhre werckstatt wüst ligen u. s. w. Auff ein zeit wonet ein kürßner zu Berlin, der was ein Schwab, seines hantwercks seher kunstreich, auch guter anschleg; er was reich vnnd hielt ein gute werckstat, denn er mit seiner arbeit an jhm het, den fürsten des landts, die ritterschaft vnnd viel guter leut vnnd burger. Also begab es sich, das die fürsten des lands ein grossen hoff mit rennen vnnd stechen des winters halten welten, darzu er sein ritterschafft vnd andere herren beschreib; als denn keiner der hinderst sein wil, worden zu denselben zeiten vil wolffspeltz bey dem vorgemelten kurßner zu machen bestelt. Das ward Vlenspiegel gewar, kam zu dem meister vnnd bat jhn vmb arbeit. Der meister bedorfft auff die zeit gesinde, was seiner zukunfft fro, vnnd fragt jhn, ob er auch Wolff machen künd; Vlenspiegel sagt ja, er wer nicht der minß jm Sachssen land bekant. Der kürßner sprach: „Lieber knecht, du kömpst mir eben recht! Kom her, des lohns wollen wir vns wol vertragen.“ Vlenspiegel sagt: „Ja, meister, ich sehe euch wol so redlich an, jhr werdet selbs erkennen, wenn jhr mein arbeit sehet. Ich arbeit auch nicht bey den anderen gesellen: ich mus allein sein, so kan ich mein arbeit nach willen vnd vngeirt machen. Also gab er jhm ein stüblin ein, vnd legt jhm für vil wolffshaut, die zu peltzen bereit waren, vnd gab jhm die mass von etlichen peltzen gros vnd klein. Also begund Vlenspiegel die wolfsfel an zu gehn, schneid zu vnd macht aus allen den fellen eitel wolff, vnd füllet die mit hew, vnnd macht jhn bein von stecken, als ob sie all lebten. Da er nu die fell all zerschnitten, vnd die wolff aus macht het, da sprach er: „Meister, die Wolff sind bereit. Ist auch etwas mehr zu thun?“ Der meister sprach: „Ja, mein knecht, nehe sie als viel du das jmer thun kanst.“ Mit dem gieng er hinaus jnn die stuben; da lagen die Wolff auff der erden, klein vnd gros. Die sahe der meister an vnd sprach: „Was sol das sein? Das dich der ritt schit! Was hastu mir grossen schaden getan! Ich wil dich fahen vnd straffen lassen.“ Vlenspiegel sagt: „Meister, ist das denn mein lon? Ich hab es doch nach ewren eigen willen gemacht: jhr hiesset mich doch Wolff machen. Hettet jhr gesagt: mach mir Wolffs peltz, das het ich auch gethan; vnd het ich das gewost, das ich nicht mehr danck solt verdient haben, ich wolt so grossen fleis nicht gebraucht

haben!" Also schied der gut from Blenspiegel von Berlin, vnd lies niergent guten rhum hinder jhm: auch ward jhm selten etwas gutes nach gesagt, vnd zog also gen Leiptzig.

II. Historische Prosa.

Während im vorigen Zeitraume die rhetorische Prosa schon einen hohen Aufschwung genommen hatte, waren nur wenige Versuche in der historischen Darstellung gemacht worden. In der That konnte das Bedürfniß nach Aufzeichnung der Geschichte erst mit den Städten und ihrer selbstständigen Entwickelung entstehen. Denn da die Thaten des Adels, so bedeutend sie im Einzelnen auch sein mochten, doch immer nur als abgerissene Begebenheiten erschienen, da sie ohne lebendigen Zusammenhang, zum Theil ohne bedeutsamen Grund, meistens ohne nachhaltende Wirkung waren, so konnte man an eine Aufzeichnung und historische Darstellung derselben allerdings kaum denken, und zudem war die Geistesrichtung des Adels nicht von der Art, daß er sich mit solchen Arbeiten hätte beschäftigen mögen. Die größeren und umfassenderen Begebenheiten, welche das ganze Volk und Land berührten, konnten nur von denjenigen aufgefaßt und dargestellt werden, welche ihnen und den handelnden Personen nahe standen; dies waren aber meistens Geistliche, die als Kanzler oder in ähnlichen Stellen die Geschäfte der Großen besorgten, und diese bedienten sich bei ihren Aufzeichnungen ausschließlich der lateinischen Sprache. Erst als die Städte, fest nach Einem Punkte hinzielend, ihre ganze Thatkraft auf Freiheit und Selbstständigkeit richteten, und unentwegt durch lange Reihen von Jahren ihrem Ziele zusteuerten, als daher denkwürdige, für diese oder jene Stadtgemeinde wichtige Begebenheiten sich mehr oder weniger schnell an einander drängten, deren Aufzeichnung für die Zukunft bedeutsam werden konnte, erwachte dringenderes Bedürfniß nach schriftlicher Darstellung derselben; und da sie für die gesammte Bürgerschaft einer Stadt oder doch für die Rathsversammlungen bestimmt waren, deren Mitglieder meistentheils keine gelehrte Bildung hatten, so war es eine nothwendige Folge davon, daß diese Aufzeichnungen in der Allen verständlichen Muttersprache abgefaßt wurden. (S. u. bei Closener S. 756). Auf diese Weise entstanden die Stadt- und Landchroniken, welche Anfangs freilich nur in einer einfach chronologischen Aufzählung der denkwürdigsten Begebenheiten oder merkwürdiger Zustände und Verhältnisse bestanden, sich aber allmählich auch zu einer immer mehr künstlerischen Auffassung und Darstellung der Geschichte entwickelten, namentlich als die nach und nach auftauchenden Uebersetzungen der alten klassischen Historiker einen wohlthätigen Einfluß auf den Styl zu üben begannen. Unter den zahlreichen Chroniken, welche in dem vorliegenden Zeitraume geschrieben wurden, sind die Straßburger von Fritsche Closener und Jakob von Königshoven die beiden ältesten; die Limburger Chronik eine der interessantesten für die frühere Sittengeschichte. Neben diesen sind noch Rothe's „thüringische Chronik", Eschenloers „Chronik von Breslau", und die „Cölner Chronik" eines unbekannten Verfassers zu erwähnen. Weniger bedeutend und daher nur übersichtlich zu erwähnen sind folgende Geschichtschreiber und Chroniken: Ulman Stromer (1329—1409) schrieb ein „Büchel von mein Geschlecht und Abentheuer", eine Chronik, in welcher er sowohl die Geschichte seines Geschlechts, als auch Nürnbergische und allgemeine Reichsangelegenheiten behandelt. Obgleich manche interessante Stellen enthaltend, darunter namentlich den Krieg der schwäbischen, fränkischen und rheinischen Städte (1388), und für die Zeitgeschichte von großer Wichtigkeit, ist sein „Büchel" doch weder durch Darstellung noch durch Auffassung ausgezeichnet. Gregor Hagen schrieb im Jahre 1406 eine „Oestreichische Chronik", welche nach Art der alten Reimchroniken mit der Erschaffung der Welt beginnt; seine Berichte über die ersten Zeiten Oesterreichs sind durchaus fabelhaft; dagegen ist die spätere Geschichte sehr getreu und wahrhaft, weshalb sie auch von nachfolgenden Historikern stark benutzt ward. Von gleichem historischen Interesse ist die „Preußische Chronik" von Johannes von der Pusilje, Official in Riesenburg, welche über die Zeit von 1360—1417 berichtet. Wigand Gerstenberger (1457—1522) endlich verfaßte eine „Thüring-Hessische" und eine „Frankenbergische Chronik". Die „Ungarische Chronik" von Heinrich von Müglin ist schon gelegentlich erwähnt (S. o. S. 596); weniger bedeutend ist die „Bayerische Chronik" von Ulrich Füterer; zwar selbstständiger, aber sonst einer weiteren Auszeichnung nicht werth ist die „Schwäbische Chronik" von Thomas Lirer (oder Lirar), welche mehrfach in Ulm (zuerst vielleicht 1486) gedruckt wurde.

Unter allen Ländern deutscher Zunge ist die Schweiz an Städte- und Länderchroniken weitaus am reichsten, wie sich diese auch zum größeren Theil durch die lebendigere, hie und da selbst kunstreiche Darstellung, so wie insbesondere durch die hohe Bedeutsamkeit und Großartigkeit der erzählten Begebenheiten vor den meisten übrigen Werken der Art vortheilhaft auszeichnen. Es ist begreiflich, daß dasjenige Land, in welchem sich das freie Bürgerthum am kräftigsten entwickelte, auch durch die Menge sowohl als durch die innere Wichtigkeit der historischen Aufzeichnungen vor allen andern hervorragen mußte. Und wie an innerer Bedeutung, so überragen die schweizerischen Chroniken die übrigen auch an Zahl; es können daher auch nur die hervorragendsten hier genannt werden, wenn gleich manche andere, wie die von Joh. Fründ, Wagner, Bendicht Tschachtlan nicht ohne historische Wichtigkeit sind. Die Aufzeichnungen schweizerischer Stadtgeschichten beginnen schon im vorigen Zeitraume; eine „Züricher Chronik" wurde bald nach 1339 begonnen, eine andere vom Schultheißen Eberhard Müller in den Jahren von 1336—1364 niedergeschrieben. Bedeutender an Umfang, wie an innerem Gehalt und vollendeter Darstellung sind die „Berner Chroniken" von Konrad Justinger, besonders aber die von Diebold Schilling und die Geschichte des „Twingherrnstreits in Bern" von Thüring Frickard, und eben so verdienen die „Chroniken der Eidgenossenschaft" von Melchior Ruß und Petermann Etterlin, beide von Luzern, ausgezeichnet zu werden.

Nur Wenige haben es versucht, die Geschichte des gesammten Deutschlands zum Gegenstande ihrer Darstellung zu machen. Wenn auch viele Orts- und

Länderchroniken ihre Erzählung mit der Erschaffung der Welt oder doch wenigstens mit der Sündfluth beginnen, und ihre Werke anheben, als wollten sie eine vollständige Weltgeschichte schreiben, so beschränken sie sich doch immer, wenn sie einmal in raschem Lauf bis zur Geschichte der Gründung ihrer Heimat gelangt sind, ganz auf dieselbe, ohne auf die stammverwandten Länder und Völker mehr Rücksicht zu nehmen, als es die nothwendigsten Verhältnisse mit sich bringen. So müssen Heinrich Steinhöwels freilich beinahe nur tabellarisch ausgeführte „deutsche Cronika“ und Eberhards von Windeck „Leben Kaiser Sigismunds“ als seltene Erscheinungen auf diesem Gebiete betrachtet werden. Noch seltener wurde die allgemeine Weltgeschichte und die Geschichte des Alterthums behandelt, und wenn es doch geschah, begnügte man sich mit Umschreibungen alter Reimchroniken in Prosa*) oder mit Uebersetzungen lateinischer Werke, zuerst solcher, welche, im früheren Mittelalter abgefaßt, die Geschichte des Alterthums in ein ritterlich, romanhaftes Gewand eingekleidet hatten, später erst und mit verständigerem Sinn die Meisterwerke der römischen Geschichtschreiber. So erschienen nach einander die Geschichten des Livius (1505), des Cäsar (1507), des Sallustius (1515) in deutscher Uebersetzung, letztere von Dietrich von Pleningen, welcher auch des Plinius „Lobsagung“ auf Kaiser Trajan übertrug, sich überhaupt um die Verbreitung der Kenntniß des klassischen Alterthums verdient machte, und außer den angegebenen Werken auch noch einige Gespräche des Lucian übersetzte. Früher schon hatte Heinrich von Müglin den Valerius Maximus ins Deutsche übertragen (S. 596).

Wir rechnen auch die Reisebeschreibungen, welche während des gegenwärtigen Zeitraums in ziemlicher Anzahl erschienen, um so mehr zur historischen Prosa, als sie meistens zugleich die Lebensgeschichten der Verfasser enthalten oder sich vorzüglich um ihre Erlebnisse und Abenteuer auf ihren Wanderungen drehen. Die merkwürdigen und abenteuerlichen Reisen des Italieners Marco Polo und des Engländers John Maundeville, deren Berichte schon früh ins Deutsche übersetzt und gedruckt wurden, hatten, wie nicht minder die fromme Sehnsucht, das heilige Land zu sehen, die Wanderlust mächtig geweckt, und viele zogen dahin, vielleicht auch in der Hoffnung, im wunderbaren Orient Reichthümer oder zauberhafte Kenntnisse zu erwerben, während Andere, wie Hans Schildberger von München (1395) als Kriegsgefangene bis in die Mitte von Asien gebracht worden waren. Die meisten haben ihre Reisen aufgezeichnet; viele derselben sind gedruckt worden, doch ist von allen diesen Berichten nur der des Mainzers Bernhard von Breydenbach näher zu betrachten, während es genügt, andere einfach zu erwähnen, wie des Nürnberger Gabriel Tetzels Beschreibung „der Ritter-, Hof- und Pilgerreise des böhmischen herrn Leo von Rozmital“ (1465—1467), welchen der Verfasser selbst begleitet hatte, und „des Schwäbischen Ritters Georg von Ehingen Reisen nach der Ritterschaft“ (1454—1457); noch unbedeutender ist das Werk Hans Tuchers aus Nürnberg, welcher im Jahre 1479 nach dem heiligen Lande fuhr und in seiner Reisebeschreibung (die schon 1482 und später öfter gedruckt wurde) beinahe nur von den Kirchen, Kapellen und anderen heiligen Oertern spricht, die er als Pilgrim besuchte, aber auch von diesem in einer ganz farblosen Sprache erzählt.

Den Uebergang von der Prosadichtung zur eigentlichen Geschichtsdarstellung machen einige Werke, welche auch bei jener hätten erwähnt werden können. Dahin gehören zunächst die prosaischen Legenden, deren sehr viele vorhanden sind, die zum Theil wohl nach älteren Gedichten, deren überaus große Zahl (s. o. S. 296) zur Umbildung in Prosa reizen mußte, zum Theil nach lateinischen Texten abgefaßt wurden. Sie sind jedoch zum größten Theil werthlos; und wir erwähnen nur das „Leben der Heiligen“ von Hermann von Fritzlar, welches wohl die älteste, so auch die hervorragendste Legendensammlung ist, und sodann noch eine andere, welche unter dem Titel: „Sommer- und Wintertheil“ die Lebensgeschichten der Heiligen meistens nach lateinischen Bearbeitungen erzählt, schon bald nach Erfindung der Buchdruckerkunst im Druck erschien und bis zur Reformation vielfältig aufgelegt wurde.

Wie in diesen Legenden, so herrscht auch in einigen andern Werken, welche geschichtliche Grundlage haben, das Wunderbare vor: dies sind die prosaischen Umbildungen der alten „Kaiserchronik“ und die „Geschichte vom trojanischen Krieg“, von welcher sich mehrere Abfassungen erhalten haben, unter denen die von Johannes Mair aus Nördlingen (um 1390) am häufigsten gedruckt worden ist; ferner die „Geschichte Alexanders des Großen“, welche Johann Hartlieb aus dem Lateinischen übersetzte, der noch mehrere andere Bücher, unter Anderen „Ovid's Kunst zu lieben“ verdeutschte. Hieher gehört endlich noch der „Weißkunig“, eine allegorisirende Geschichte Kaiser Maximilians I., welche in jeder Beziehung das Seitenstück zum „Theuerdank“ bildet.

Hermann von Fritzlar.

Hermann, nach seinem Geburtsorte von Fritzlar zubenannt, stammt aus demselben Städtchen in Hessen, aus welchem gegen 150 Jahre früher der Dichter Herbort (S. 353) hervorgegangen war. Er blühte gegen die Mitte des 14. Jahrh.; und machte große Reisen, von denen er in seinem „buch von der heiligen lebine“ berichtet. Nach seiner eigenen Aeußerung hat er die Grabstätten sämmtlicher Apostel besucht, mit Ausnahme der des heiligen Thomas, der in Indien begraben liege, und des Evangelisten Johannes, der mit Leib und Seele im Himmel sei. Er scheint sich am längsten in Italien aufgehalten zu haben, außerdem hat er Frankreich, Spanien und selbst Portugal bereist. Ob er ein Dominikaner gewesen, wie Einige vermuthen, oder ein gelehrter Laie, wie Andere behaupten, läßt sich nicht mit voller Bestimmtheit entscheiden, doch hat letztere Ansicht die größere Wahrscheinlichkeit für sich. Uebrigens wissen wir von ihm Nichts weiter, als daß er sein Buch in den

*) Doch wurden auch einige Weltgeschichten aus dem Lateinischen übersetzt, so der fasciculus temporum Werner Rolfink's unter dem Titel: „Ein bürdlin der zyt“ (Basel, 1481) und Hartmann Schedel's liber Cronicarum von Georg Alt („Buch der Croniken und geschichten mit Figuren“, Nürnb., 1493).

Jahren 1343—49 vollendete, und daß er noch ein anderes Werk, wahrscheinlich ganz mystischen Inhalts, die „Blume der schowunge“, verfaßt hat, welches jedoch verloren gegangen ist.

Das „Heiligenleben“ ist, wie Hermann selbst gesteht, aus vielen anderen Büchern und Predigten zusammengelesen. Wenn einerseits sein eigenes Verdienst dadurch geschmälert erscheint, so wird dagegen das Buch selbst um so wichtiger, weil es uns auf diesem Wege aus älteren Schriften, die wahrscheinlich gänzlich verloren gegangen sind, viele bedeutende Stellen erhalten hat, welche für die geschichtliche Entwickelung und Ausbildung der Mystik im Mittelalter von großer Bedeutung sind. Selbstständiger sind die Stellen seines Buchs, in welchen er von den Heiligen und ihrem Leben erzählt; dann ist die Sprache lebendig und gewandt und dabei von einer gedrängten Kürze, wie sie zu jener Zeit selten gefunden wird. Die Erzählung gewinnt durch manche hie und da eingestreute Schilderungen von Sitten und Gebräuchen, die er in den fremden Ländern hatte kennen lernen, so wie durch die Mittheilung von legendenartigen Sagen und Geschichten mannigfaches Interesse; auch wird man oft durch ächt poetische Züge und einzelne Stellen von wirklich großer Schönheit überrascht.

Sancte Bonifacien tac.

Nun beget hute sancte Bonifacien tac und siner gesellen, di di marter liden mit ime durch Gotes ere. Von diseme herren sancto Bonifacio were vil zu sagene, wan wir lesen groze buch von sinen tugenden und von siner lere, da vone uch lanc zu sagene were. Doch sullet ir enwenic von ime vorneme, daz ir wizzet, war umme ir in zu rechte eren sullet. Dirre heilige Bonifacius was burtic von Britannjen von hoheme kunne und ergap sich in siner kintheit an Gotes dinst ane sines vater willen, und wart an Gotes dinst also gelart und also vollekumen, daz her Gotis wort vollechlichen und redelichen predien mochte. Dar umme liz her frunt und lant und schone erbe und quam in die heidenschaft und bekarte der vile zu deme rechten glauben unsers herren Jesu Kristi. Zu dem ersten quam her zu Vrisenlant. Do vant er einen heiligen bischof, sanctum Willebrodum; deme half er an Gotes worte und bekerte der Vrisen vile. Dar nach fur her zu Rome; do wihete in der babist Gregorius zu bischove und bevalch ime daz bistum zu Menze, und bevalch ime, daz her gewaldic legate were uber allez dutschez lant. Also bekarte sanctus Bonifacius Ostervrankenlant und Beierlant, Duringen und Hessen und di Vrisen. Dirre heilige Bonifacius wart in sinem drizigesten jare gewihet zu pristere und getranc sider nummer mer weder win noch dikeinerleie tranc, der kraft hete, und hate Got also lip, daz her ime vorlech di gnade, daz her der merterere genoz ist in himelriche. Zu Vrisen leit her di martel mit anderen heiligen luten, di ime hulfen Gotes wort predien, und toufte di lute, di si bekart haten. Her hate eines males gewihet einen herren zu Menze zu bischove, der hiz Lullus, do her sine lesten vart zu Vrisen tet. Do der selbe bischof erfur, daz sanctus Bonifacius gemartelt was, do quam her mit biderben luten von Menze zu Vrisen und brachte dannen den heiligen lichamen sancte Bonifacii und siner gesellen ein teil, die mit ime gemartelt wurden. Also sancte Bonifacius vore geheizen hate, alsus wart des heiligen merterers lip zu Fulde bracht, also Got wolde und alse her selber vore geheizen hate. Do ruwet her erlichen und tut groze gnade allen den, di in ane rufen. Disen heiligen herren sanctum Bonifacium sullet ir eren mit uwerre vire und mit anderen guten dingen, und sullet in ane rufen, daz her uch helfende si mit sime heiligen gebete vor deme almechtigen Gote, wanne her iz wol getun mac. Daz ir von Gote nimmer gescheiden werdet, des helfe mir und uch der vater und der sun und der heilige geist. Amen.

Fritsche Closener.

Fritsche (Friederich) Closener ward im ersten Viertel des 14. Jahrh. zu Straßburg aus einer reichen Patrizierfamilie geboren. Als er seine Studien vollendet hatte, trat er in den geistlichen Stand und ward zuerst Vicarius an dem großen Chor der Domkirche, später Domherr mit bedeutenden Einkünften. Die Muße, die ihm diese Stelle gewährte, wandte er zu verschiedenen literarischen Arbeiten an, von denen ein „lateinisch-deutsches Wörterbuch“, dann eine historische Darstellung der „Ceremonien und Gebräuche der Straßburgischen Kirche“, vor Allem aber eine Chronik seiner Vaterstadt zu erwähnen sind. Er starb am 26. Oktober 1384.

Die „Straßburgische Chronik“, eines der ältesten Denkmäler deutscher Geschichtschreibung, ist schon durch die Art ihres Entstehens merkwürdig. Wie nämlich der Sieg bei Hausbergen (9. März 1262) die Unabhängigkeit Straßburgs von der bischöflichen Oberherrlichkeit gesichert hatte, so rief sie auch ein Jahrhundert später den ersten Versuch hervor, die Geschichte der Stadt in der Muttersprache abzufassen, nachdem sie schon 70 Jahre vorher die erste historische Aufzeichnung in lateinischer Sprache hervorgerufen hatte. Im J. 1271 hatte nämlich ein edler Bürger, Namens Ellenhard, die Geschichte des Kriegs zwischen Straßburg und dem Bischof Walther von Geroldseck, vornämlich aber der eben erwähnten Schlacht, durch einen Notar, Gottfried von Emmingen, abfassen lassen, welche der Städtemeister Johann Twinger im Jahr 1360, als wiederum drohende Uneinigkeiten zwischen der Stadt und dem damaligen Bischofe ausgebrochen waren, durch Closener ins Deutsche übersetzen ließ, um daraus zu entnehmen, was hundert Jahre früher unter ähnlichen Verhältnissen geschehen war. Closener begnügte sich jedoch nicht, ihm die gewünschte Uebersetzung zu verfertigen, sondern fügte noch passende Notizen verschiedener Art, die er wohl theils handschriftlichen Ueberlieferungen, größeren Theils aber andern Geschichtsbüchern entlehnte, unter welchen er besonders die hochdeutsche Uebersetzung der „Repgowischen Chronik“ (s. oben S. 566) benutzt haben mag. Diese Arbeit vollendete er am 8. Juli 1362, an demselben Tage, an welchem nach seinem eigenen Bericht ein Erdbeben seine Vaterstadt erschütterte.

Außer der Geschichte von Straßburg, welche den dritten Theil der Chronik bildet, gibt Closener in den zwei einleitenden Abschnitten eine Chronik der Päbste von Jesus Christus bis auf Clemens VI. und eine Chronik der Kaiser von Jul. Cäsar bis auf Karl IV.;

der vierte und letzte Abschnitt enthält eine Geschichte der Hohenstaufischen Kaiser von Philipp bis auf Konradin. Obgleich die Kaisergeschichten viel Interessantes enthalten und manche Biographien (z. B. die Rudolfs von Habsburg) ziemlich weitläufig behandelt sind, so ist doch die eigentliche Straßburgische Chronik bei weitem der wichtigste Theil des Werks und nicht nur von großem historischem Werth, sondern auch durch die Darstellung erfreulich. Diese ist zwar öfters trocken, aber immer gedrängt, klar und den dargestellten Thatsachen angemessen; und wo einflußreiche Begebenheiten erzählt oder merkwürdige Verhältnisse und Zustände geschildert werden, erhebt sie sich zu einer Lebendigkeit und Wärme, welche von der innigen Theilnahme des Verfassers an den berichteten Thatsachen zeugt. Dagegen mangelt es ihr freilich an aller Kunst der Anordnung; dieselbe war ihm etwas so Untergeordnetes, daß er die Thatsachen oft in der Reihenfolge berichtet, in welcher sie ihm selbst bekannt geworden waren. Unter den durch die Darstellung ausgezeichneten Stellen heben wir die Erzählung des schon erwähnten Kriegs zwischen dem Bischof Walther und der Stadt hervor, dann den Bericht über die Erscheinung der Geisselbrüder, von welchem wir den Anfang mittheilen, in welchem er die Gesänge der Geisseler aufbewahrt hat (s. o. S. 595) und endlich die Schilderung der innern Unruhen, welche die Stadt oft mächtig bewegten und durch das Bestreben der Bürgerschaft hervorgerufen worden waren, sich von der Patrizierherrschaft zu befreien.

Die grosze geischelfart.

Do man zalte MCCCXLIX jore, vierzehn naht noch sungihten oder uf die mosze, do koment gen Strosburg wol CC geischeler, die hettent lebeu unde wise an in, als ich hie ein teil beschribe. Zum ersten: sü hettent die kostbersten fanen von semetduechern, ruch unde glat, unde von baldecken die besten, die man haben möhte; der hettent sü vil lihte X oder vjjj oder vi, unde vil lihte alse manig gewunden kertzen; die trug man vor, wo sü in die stette oder in dorfer giengent, unde sturmede alle glocken gegen in, unde giengent den fanen nach, ie zwen uude zwen mit enander, unde hettent alle mentel an, unde hüeteline uffe mit roten krützen, unde sungent zwene oder viere einen leis vor, unde sungent in die andern noch. Der leis was alsus:

„Nu ist die bettevart so her:
Crist reit selber gen Jherusalem,
er füert ein krütze an siner hant;
nu helf uns der heilant!
Nu ist die bettevart so gut:
hilf uns, herre, durch din heiliges blut,
daz du an dem krutze vergoszen hast,
uude uns in dem ellende geloszen hast.
Nu ist die strosze also breit,
die uns zu unserre lieben Frowen treit,
in unserre lieben Frouwen lant;
nu helfe uns der heilant!
Wir sullent die busze an uns nemen,
daz wir Gote deste bas gezemen
aldort in sines vatters rich:
des bitten wir dich sünder alle gelich.
So bitten wir den vil heiligen Crist,
der alle der welte gewaltig ist.“

So sü alsus in die kirchen koment, so knüwetent sü nider unde sungent:

„Jhesus wart gelabet mit gallen,
des sulleu wir an ein krütze vallen.“

Zu dem worte fielent sü alle krützewis uf die erde, daz es klaperte. So sü ein wile also gelagent, so hub ir vorsenger an unde sang:

„Nu hebent uf die üwern hende,
daz Got diz grosze sterben wende!“

So stundent sü uf. Daz dotent sü dri stunt; so sü zu deme dirten mole uf gestundent, so ludent die lüte die bruedere: eins lut XX, eins Xij oder X, iegliches noch sinen staten, unde furtent sü heim, unde büttents in wol.

Nu was dis ire regel. Wer in die bruderschaft wolte, unde an die busze tretten, der muste XXXiiij dage dinne sin unde bleben, unde derumbe so muste er han alse vil pfenninge, daz im alle tage iiij pfenninge angeburtent, die wil er in der busze was: daz worent Xl sol' unde iiij d'. Derumbe getorstent sü nieman heischen, noch fordern, noch in kein hus kummen, so sü zum ersten mole in ein stat oder in eiu dorf koment, man lude sü danne unde fuert sü one ir heischen drin. Donoch mohtent sü wol in dü hüser gou, die wile sü in der stat worent.

Sü getorstent ouch zu keiner frouwen gereden; welre aber daz brach, daz er zu einre frouwen rette, der knüwet für iren meister unde bihtetes ime, so satte ime der meister busze, unde schlug in mit der geischeln uf den rücken, unde sprach:

„Stant uf durch der reinen martel ere,
unde huet dich vor der sünden mere.“

Sü hettent ouch eine gesetzede, daz sü pfaffen möhtent under in han, aber ir keinre solte meister under in sine, noch an iren heimelichen rot gon.

Wenne sü nu woltent bueszen, also nantent sü daz geischelu, daz was zum tage zume minsten zwei mole, fruege unde spöte — so zogetent sü zu velde us, unde lüte man die glocken, unde sametent sü sich, alse do vor geseit ist; unde so sü koment an die geischelstat, so zügent sü sich us barfus, untze in die bruech, und dotent kittele oder andere wisze duch umbe sich, die reichetent von dem gürtel unz an die fusze, unde so sü woltent anfohen zu buszende, so leitent sü sich nider an einen weiten ring, unde wernoch iegelicher gesundet hette, dernoch leit er sich: was er ein meineidiger boswiht, so leit er sich uf eine site unde recket sine drie vinger uber daz houbet herfür: was er ein ebrecher, so leit er sich uf den buch. Sus leitent sü sich in maniger hande wis noch maniger hande sunde, die sü geton hettent: dobi erkante man wol, welre leie sünde ir iegelicher begangen hette. Su sü sich alsus hettent geleit, so vienge ir meister an, wo er wolte unde schreit uber einen, unde ruert den mit siner geischel uf den lip unde sprach:

„Stant uf durch der reinen martel ere,
unde hüet dich vor der sünden mere.“

Süs schreit er uber sü alle, unde uber welen er geschreit, der stunt uf unde schreit dem meister noch uber die vor im logent. So sü zwene uber den dirten geschriteut, der stunt denne uf, unde schreit mit in uber den vierden, unde der vierde uber den funfteu vor ime. Sus dotent sü dem meister noch mit der geischeln unde mit

den worten, untz das alle uf gestundent unde uber enander geschritten. So sü alsus worent ufgestanden zu ringe, so stundent ir etwie maniger, die die besten senger worent, unde viengent einen leis an zu singende: den sungent die bruder noch, alse man zu tantze noch singet. Die wile giengent die brudere um den ring, ie zwen unde zwene, unde geischeltent sich mit geischeln von riemen, die hettent knöpfe vornan, darin worent nolten gestecket, unde schlugent sich uber ire rücke, daz maniger sere blutete. Nu ist der leisz oder leich, den sü sungent:

„Nu tretent her, die buszen wellen!
Fliehen wir die heiszen hellen:
Lucifer ist ein bose geselle:
sin mut ist, wie er uns vervelle,
wande er hette daz bech ze lon:
des süllen wir von sünden gon.
Der unserre busze welle pflegen,
der sol bihten unde widerwegen.
Der bihte rehte, lo sunde varn,
so wil sich Got uber in erbarn;
der bihte rehte, lo sunde ruwen,
so wil sich Got selber im ernüwen.
Jhesus Crist, der wart gevangen,
an ein krütze wart er erhangen,
daz krütze wart von blute rot;
wir klagen Gots martel unde sinen tot.
Durch Got vergieszen wir unser blut:
daz si uns für die sünde gut.
Des hilf uns, lieber herre Got,
des biten wir dich durch dinen tot!
„Sünder, womit wilt du mir lonen?
Drie nagel unde ein dürnin kronen,
das krütze fron, eins speres stich,
sünder, daz leit ich alles durch dich:
waz wilt du liden nu durch mich?“
So rufen wir us lutern donc:
Unsern dienest gen wir dir zu lone,
durch dich vergieszen wir unser blut:
daz si uns für die sünde gut!
Des hilf uns, lieber herre Got,
des bitten wir dich durch dinen tot!
Ir lügener, ir meinswerere,
dem hohesten Got sint ir unmere!
Ir bihtent keine sünde gar,
des muszent ir in die helle dar:
do vor behuet uns, herre Got,
des biten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüwetent sü alle nider, unde spiendent ir arme krutzewise unde sungent:

„Jhesus, der wart gelabet mit gallen:
des sullen wir an ein krutze vallen!“

Nu vielent sü alle krutzewis uf die erde unde lagent ein wile do, untz das die sengere aber anhubent zu singende, so knüwetent sü uf die knü unde hubent ir hende uf, unde sungent den sengern noch, alse knüwende:

„Nu hebent uf die uwern hende,
das Got dis grosze sterben wende!
Nu hebent uf die uwern arme,
daz sich Got uber uns erbarme!
Jhesus durch diner namen dri
du mach uns, herre, vor sünden fri!
Jhesus durch dine wunden rot
behuet uns vor dem gehen tot!“

Nu stundent sü alle uf, unde giengent umbe den ring, sich geischelnde, alse sü vormols hettent geton, unde sungent alsus:

„Maria stunt in groszen nöten,
do sü ir liebes kint sach töten,
ein swerte ir durch die sele sneit:
daz lo dir, sünder, wesen leit.
Des hilf uns, lieber herre Got:
des biten wir dich durch dinen tot!
Jhesus riefe in himelriche
sinen engeln alle geliche,
er sprach zu inen vil senedeclichen:
„Die kristenheit wil mir entwichen,
des wil ich lan die welt zergon,
daz wiszent sicher one wan!“
Do vor behuet uns, herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot!
Maria bat den sun, den suszen:
„Liebes kint, lo sü dir bueszen,
so wil ich schicken, daz sü müeszen
bekeren sich: des bit ich dich;
vil liebes kint, des gewer du mich!“
Des bitten wir sünder ouch alle gelich.
Welich frouwe oder man ire e nü brechen,
daz wil Got selber an sie rechen:
swebel, bech unde auch die gallen,
güszet der tüfel in sü alle,
furwar sü sint des tüfels bot.
Dovor behuet uns, herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot.
Ir mordere, ir strosroubere,
uch ist die rede enteil zu swere;
ir wellent uch aber nieman erbarn:
des muszent ir in die helle varn.
Dovor behut uns, herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüwetent sü unde vielent denne unde sungent, unde stundent denne wider uf, unde hettent alle geberde, als sie vormols hettent gehabet vor deme sange: „Jhesus, der wart gelabet mit gallen“ untz an den sang: „Maria stunt in groszen nöten.“ So stundent sü danne aber uf, unde sungent disen leich, sich geischelnde:

„O we, ir armen wucherere,
dem lieben Got sint ir unmere:
du lihest ein marke al umbe ein pfunt,
daz zühet dich in der helle grunt,
des bistu iemer me verlorn,
derzu so bringet dich Gotes zorn.
Dovor behut uns, herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot!
Die erde bidemet, ouch erklungent die steine:
ir herten hertzen, ir sullent weinen.
Weinent tougen
mit den ougen!
Slahent uch sere
durch Cristus ere!
Durch Got vergieszen wir unser blut:
daz si uns fur die sünde gut.
Des hilf uns, lieber herre Got:
des biten wir dich durch dinen tot!
Der den fritag nüt envastet,
unde den sundag nüt enrastet,
zwar der muesze in der helle pin
eweklich verloren sin!
Dovor behuet uns, herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot!
Die e, die ist ein reines leben,
die hat Got selber uns gegeben:

ich rat, frouwen unde ir mannen,
daz ir die hochfart laszet dannen;
durch Got so lant die hochfart varn,
so wil sich Got uber uns erbarn.
Des hilf uns, lieber herre Got:
des bitten wir dich durch dinen tot!“

Nu knüwetent sü aber, unde vielent und sungent, unde stundent denne wider uf, unde hettent alle geberde, alse sü vormols hettent gehebet von deme sange: „Jhesus, der wart gelabet mit gallen,“ untz an den sang: „Maria stunt in groszen noten.“ Sus was daz geischeln us; so leitent sü sich denne nider, alse sü hettent geton, do sü anviengent, unde schrittent über enander, unde hieszent enander ufstan, alse do vor, unde giengent denne in den ring unde dotent sich wider an. Diewile sü sich us unde andotent, so giengent biderbe lüte, unde hieschent an dem ringe den lüten, daz sü die bruder stürtent zu kertzen unde zu vanen: domit wart in vil geltes.

Jakob Twinger von Königshofen.

Ein jüngerer Zeitgenosse und Landsmann Fritsche Closeners sollte das Gebäude vollenden, welches dieser in so tüchtiger Weise begonnen hatte; es ist dies Jakob Twinger von Königshoven, welcher im J. 1346 zu Straßburg geboren wurde und, wie sein Vorgänger, aus einem angesehenen Patriziergeschlechte stammte. Auch er widmete sich dem geistlichen Stande; 1382 ward er zum Priester geweiht; und nachdem er kurze Zeit die Pfarrei in Drusenheim verwaltet hatte, wurde er 1386 zum Chorherrn am Münster in Straßburg ernannt, zu welcher Stelle ihm später mehrere andere Pfründen und Aemter, wie das eines Domherrn am St. Thomasmünster, zugetheilt wurden. Er starb im 74. Jahre seines Alters am 27. Decbr. 1420 und ward im St. Thomasmünster begraben.

Königshofen entwickelte während seines Lebens eine außerordentlich große Thätigkeit, die er zum großen Theile sowohl seinem geistlichen Amte, als den weltlichen Interessen des Münsters widmete, dessen Urkunden er aufsuchte, ordnete und in ein Urkundenbuch eintrug, eine Arbeit, die er bis zu seinem Tode mit unermüdlicher Sorgfalt fortsetzte. Doch blieb ihm unter diesen Beschäftigungen noch Zeit und Lust zu andern rein wissenschaftlichen Arbeiten, und so vollendete er im J. 1399 ein „lateinisch-deutsches Wörterbuch“, zu welchem er Closeners und Anderer Vorarbeiten benutzte. Mit entschiedener Vorliebe gab er sich aber schon seit seinen früheren Jahren geschichtlichen Forschungen hin; noch ehe er Priester war, schrieb er eine lateinische Chronik, welche er aus größern Werken schöpfte; im J. 1382 begann er dieselbe umzuarbeiten und zu vervollständigen, wobei er insbesondere die Geschichte seiner Vaterstadt, die er in der lateinischen Chronik nur vorübergehend erwähnt hatte, mit großer Ausführlichkeit behandelte. Den „klugen Laien zu Liebe, die von solchen Dingen eben so gerne lesen, als die gelehrten Pfaffen“, schrieb er aber diese Umarbeitung in deutscher Sprache. Endlich machte er im J. 1386 von derselben einen Auszug, wie es scheint auf Bitten seiner Mitbürger, ja sogar vom Rath seiner Vaterstadt ausdrücklich dazu aufgefordert. Außer vielen lateinischen Chroniken und andern Geschichtswerken, so wie den zahlreichen, ihm zugänglichen Urkunden benutzte er zu seiner größern deutschen Chronik namentlich die seines Vorgängers Closener, die er zum weitaus größten Theile wörtlich in seine Arbeit aufnahm. Aber wenn dies auch sicher steht, so ist sein Verdienst doch noch immer sehr bedeutend, da er nicht nur Closeners Berichte an vielen Stellen verbessert und erweitert, sondern auch die neuere Geschichte von da an, wo Jener aufhört, bis zum J. 1414 selbstständig fortgesetzt hat, und gerade dieser Theil seines Werks in historischer Beziehung, so wie in Absicht auf Darstellung entschieden der bedeutendste ist.

Die größere Chronik zerfällt, wie auch die kleinere, die überhaupt nur eine Verkürzung jener ist, in fünf Hauptabschnitte, von denen der erste die Weltgeschichte von der Schöpfung bis zu Alexander dem Großen erzählt, der zweite die Geschichte der römischen Kaiser bis zu Karl IV., der dritte die der Päbste von Christus bis zum Costnitzer Concilium berichtet; der vierte Abschnitt behandelt die Geschichte der Straßburger Bischöfe und der fünfte endlich die des Elsasses und insbesondere der Stadt Straßburg, deren Kirchen und geistlichen Stiftungen er große Aufmerksamkeit schenkt. Das Ganze beschließt ein ausführliches Register. Die Darstellung ist im Ganzen einfach, klar und tüchtig, wie bei Closener, doch ist sie beweglicher und mannigfaltiger, wie er ihn an einigen Stellen, z. B. in den Abschnitten von den Einfällen der Engländer, vom Krieg zwischen dem Grafen von Würtemberg und den schwäbischen Städten u. a. in der Kunst der Schilderung weit übertrifft.

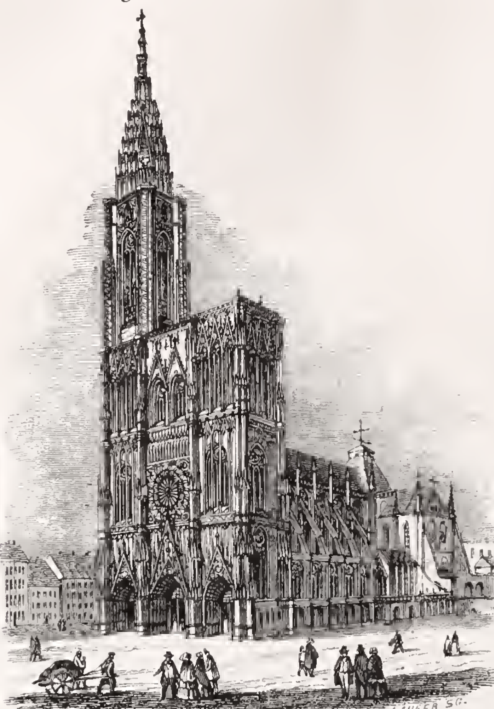
1. Von unser frowen münster.

Unser frowen münster, die hohe stift zu Strosburg, wart zum ersten mole ane gefangen unde gestiftet in hoher würdikeit unde friheit von eime künige von Frangrich, genant Clodoveus, do men zalte noch Gotz gebürte fünf hundert und zehen jor, also in dem cappitel bi den künigen von Frangrich geseit ist, unde ist die erste unde eilteste kirche zu Strosburg unde in dem bistum, die do gemaht wurdent, nochdem also Strosburg unde Elsas anderwerbe bekert wurdent, also ouch ist vor geseit. Doch was das münster, do es zum ersten mole gemaht wart, nüt als gros unde also kostper an gebuwe, also es ignoten ist, wan hie vor mahte men die kirchen vaste mit holtzwerke unde mit slehten steinen, unde men hette nüt not umb kostper steine, noch um grosse gezierde.

Do nu das münster, also es zum ersten mole gemaht wart, gestunt uf fünf hundert ior, do kom ein gros übel wetter mit tunre unde blixende zu Strosburg, unde von dem selben tunre verbrante unser frowen münster und sant Thomans munster, bede gerwe abe untz in den grunt, unde wol die halbe stat, uf einen tag nach Gotz gebürte tusent und syben ior.

Das nuwe münster wart anegefangen. — **Do** noch samelte man gelt, steine unde gezüg, ein ander münster zu buwende, unde in dem iore, do men zalte noch Gotz gebürte MXV ior, do ving men das münster, das ignoten ist, von grunde uf ane zu machende mit eime tieffen starken fundamente unde mit kostpern steinen unde gezierden, und gieng von tage zu tage uf, das der kor unde das münster one die zwene vorder türne

wurdent geweilbet unde gedecket unde vollebroht noch Gotz gebürte MCCLXXV ior.



Münster zu Straßburg.

Do noch über zwei ior an sant Urbans tage, do ving man anc zu machende den nuwen turn des münsters wider die brediger, unde wart vollebroht untz an den helm noch Gotz gebürte MCCCLXV ior. Hie zwüschent wart der ander turn wider den fronhof, der do heisset der alte turn, ane gefangen unde gebuwen unde gerwe vollebroht.

2. Von den andern Engelendern.

Do men zelte MCCCLXXV ior, am nehesten fritage noch sant Michels tage, do kam aber über die steigge her in Elsas zogende ein gros volg, genant die Engelender. Doch worent sü nüt Engelender, sunder sü worent Brituner von dem lande Britanie, one uf fünf hundert glefen, die do von den Dütschen worent zu in gesamelt. Dis volkes was unzellichen vil, das men sprach, ir werent uf VI tusent gutes stritbers volkes zu ganzem gutem harnesche noch nuwen sitten wol bereit. Und des andern volkes under in, die ouch harnesch furtent, aber nüt also gut, unde das buebesche volg, das noch lief unde reit, der was ouch vil. Unde sprach menglich, die sü sohent, das sü nie so vil volkes hettent by nander gesehen. Sie hettent XXV capitanien under in, der ieglicher etwie vil volkes under ime hette. Die capitanien koment zu samene, wenne sü woltent, und wurdent zu rote, was sü tun oder angriffen woltent. Unde e sü in dis lant koment, do was dis lant vaste gewarnet, unde hette men geflœhet in die stette unde vesten: wan was sü fundent, das was verlorn. Unde was sü ouch lütes begriffent, die bundent sü also herte, das die bant den lüten durch das fleisch ossent, unde marteltent sü umb gut, die riehen umb gülden, unde umb hengeste, unde umb sydin unde güldin dueeher, wan aller ir werben was nach gute. Unde die armen, die nüt hettent gülden zu gende, die schetzetent sü umb roszysen unde umb rossenagel unde umb schuhe. Aber die von Strosburg liessent der dinge keis us der stat fueren, umb die die armen geschetzet wurdent.

Sü brantent ouch etwie manig dorf, so sü in dis lant koment, unde truewent ouch, sü woltent dis lant gerwe verbürnen, men gebe in denne gut, unde hieschent LX tusent gülden unde LX gülden dueeher unde LX hengeste. Dis was den von Strosburg ungehœrt, unde woltent in nütschet geben. Doch gobent in das bistum unde des riches stette drü tusent gülden, das sü soltent us dem lande varen, also sü ouch dotent. Unde was frowen oder dochter sü erwüschetent, mit den begingent sü ungewonliche unküscheit unde schande. Sü logent in dem lande, wo sü woltent, zu Pfaffenhofen, zu Lampartheim, zu Altdorf, zu Berre, zu Erstheim, allumbe unde umbe.

Ein stryt zu Marley. — Do sü nu also lagent, wo sü woltent, do mahtent sich die geburen zu Marley unde in den dœrffern do umb zusamene mit einre baner, unde über vielent wol XXIIII Engelschen zu Marley. Do sattent sich die Engelschen zu gewer, also sü wol vehten kundent zu rosze unde zu fusze, unde erslugent der geburen uf IIII hundert zu tode, unde vingent ir etwie vil. Es getürste ouch nieman gewandeln in dem lande one ir geleite oder wortzeichen, unde wen sü trostent, dem hieltent sü es ouch, wie das men in nüt wol getruwete, wan man hete sü für übel tetige lüte unde für mœrder, also sü ouch worent, wan sü ermürdeten ire gefangen lüte, wele in nüt hettent gut zu gende. Doch entgingen in vil gefangen, die sich nahtes von in verstulent.

Ire kleider worent lang unde kostper. Ir külhuete mit stumpfen zippfeln, also münieches kutten zippfele, unde die worent einre spannen lang. Ire schüsseln unde dring geschirre worent silberin. Aber die armen gingent barfus unde nacket, unde was sü junger knaben bi fundent, die behubent sü bi in zu rennern.

Unde do sü etwie manigen dag worent in dem lande gewesen, do zogetent ir ein michel schar von Munoltzheim gein Schafoltzheim, das sü zwüschent der stat unde Husbergen furent an sant Lucas tage, do men mit krüzen ging. Do rufte der wahter her abe, das das volg do her zogete. Do hies der ammeister die mortglocke lüten. Do lief menglich an sine hute unde an die letzen, do sü hin gehortent, unde die überigen zogetent für das münster zu rosse unde zu fusse. Do noch am Samestage, do koment sü an dem morgen für die stat, unde hubent ginesite der Ketzer gruben unde bi dem galgen. Do wart die mortglocke aber gelütet, do ging men aber an die huten. Do zwüschent etwie maniger, die do mutwillen woltent, die rittent us der stat uf das velt, unde etliche koment in so nohe, das sü mit in rettent. Doch geschach kein battellen do. Unde do sü gehieltent untz mitten dag, do zogetent sü enweg wider Husbergen, unde koment do noch

nüt me mit mahn für die stat. Doch furent sü nahtes gar nohe umb die statt uf den beiag.

Die vorstette unde die clœster hettent in die stat geflœhet lip unde gut, wan meister unde rot hettent sich der vorstette begeben, das men sü nüt behut wolte han. Do botent die lüte under Wagener unde an Steinstrosse, das men in gunde, ir vorstette zu behutende: das gunde men in unde gap in etwie vil schützen us der stat zu helfe. Men leite ouch hute uf alle türne mit geschütze unde mit bühssen. Dis befundent die bœsewihte, unde koment nüt me hinzu, wie doch sü hettent gesworn, sü woltent in die vorstette kumen. Aber Crutenouwe die vorstat bleip gerwe unbehut. Doch kam ir keinre drin. Man satte ouch werke in des probestes hof zum jungen Sant Peter unde in den kirchhof zum alten sant Peter unde bi sant Steffan, der umb, werent sü in die vorstette kumen, das men hette zu in geworffen. Die hüsere, die uf dem burggraben stundent, den brach men die wende abe, die gegen der ringmuren stiessent, das men keine enthaltnysse dinne möhte haben. Item den spittel unde zum grüenen werde leite men obenan vol wellen unde stro. Wer es, das die bösewihte werent hin zu komen, so hette mens ane gestossen.

Wangen wart gewunnen. — Dis volg, die Engelender, stürmetent an menig stettelin unde vesten, doch gewunnent sü keine, denne Wangen das stettelin. Das selbe gewunnent sü mit schalgheit unde nüt mit gewalte oder mit stürmende. Unde do inne dotent sü vil unlustes den frowen, unde dœtetent vil kinde, unde roubetent, was do inne was. Doch gewunnent sü die burg nüt, die in Wangen stet.

Brumat. — Ouch globetent sü zweigen mannen vil gutes, die in Brumat woltent hin han gen. Do versohent es die von Brumat, unde wurdent dise zwene verreter von Brumat gefangen unde uf reder gesetzet.

Der herre von Küssin. — Do die Engelender alsus mit gewalte unde one allen widersatz in dem lande herschetent, do kam zu in der herre von Küssin mit XV hundert glefen. Und von des wegen worent sü ouch in dis lant kumen, das sü ime woltent helfen kriegen wider den hertzogen von Oesterich, den er ane sprach umb sin teil der herschaft, das er zu erbe was kumen von sinre muter, diē do was herzoge Lüpoldes dohter von Oesterich. Der bleip ouch etwie lange in dem lande bi den Engelendern. Do zwüschent brante der herzoge abe sine eigen dörffere unde der umbsossen, sü werent vient oder fründ, untz her abe gein Sunthus, das ehte das volg keinen leger noch spise möhte haben in sime lande.

Do noch an sant Kathrinen tage, do zogetent sü us Elsas uf den herzogen. Unde do sü in des herzoge lant koment, do möhtent sü von bresten wegen der spisen nüt lange do bliben. Do zogetent sü gein Basel über den Howenstein, unde koment über das wasser, genant die Are. Do leitent sich ir ein teil in ein closter, genant Frowenburne. Do koment die von Berne mit iren helfern eines nahtes unde umbe zugent das closter unde stiessent es ane. Unde die do her us fluhent, die wurdent erstochen, unde die do dinne blibent, die verbrantent, das ir wol tusent gutes volkes do wurdent verbrant unde erstochen.

Do flohent sü von dannen unde koment her wider abe untz gein Watwilre, unde das stettelin gewunnent sü ouch mit stürmende, unde erslugent ir wol hundert manne unde vingent ir etwie vil. Do noch furent sü wider enweg gein Welschen lant. Unde sprach men, das der herzoge dem lande vil me schaden hette geton mit bürnende, denne die viende: wan hettent sü gewellet, sü hettent dis lande wol gerwe abe gebrant.

Die Limburger Chronik.

Es ist noch nicht mit Sicherheit ermittelt, von wem die für die Sittengeschichte so merkwürdige Limburger Chronik herrührt. Zwar spricht der Verfasser am Anfange derselben von sich und versichert, daß er Alles, was er berichtet, selbst erlebt und daß er seit seinem dreißigsten Jahre alles Merkwürdige aufgeschrieben habe; aber er nennt sich leider nicht, und das Einzige, was man mit einiger Bestimmtheit aus der angeführten Stelle schließen kann, ist, daß er wahrscheinlich im J. 1390 geboren wurde, und im J. 1420 anfing, seine Aufzeichnungen in Ordnung zu bringen, die er offenbar auch bis zu diesem Jahre fortführen wollte, woran ihn aber wahrscheinlich der Tod unterbrach. Gegen die Mitte der Chronik wird ein Stadtschreiber Johann genannt, und man glaubte, schon früher in diesem Johann, der den Geschlechtsnamen Gensbein geführt haben soll, den Verfasser des Werks zu erkennen; allein in dem Wortlaut der betreffenden Stelle liegt dies keineswegs. Große Wahrscheinlichkeit scheint die Behauptung für sich zu haben, daß Tielmann Adam Emmel, Stadtschreiber zu Limburg, die Chronik abgefaßt und sie von 1336 bis 1398 fortgeführt habe und daß diese sodann um 1473 von Joh. Gensbein abgeschrieben worden sei. Sicher ist es, daß sie von da an durch Georg Emmel, Kanonikus zu Limburg (gest. 1538) und dann durch Adam Emmel bis 1561 fortgesetzt worden ist; und dieser Umstand, daß zwei des gleichen Namens das Werk fortführten, läßt es als ein Familiengut, als ein literarisches Erbe erscheinen, wodurch die Angabe, daß auch der erste Begründer zu demselben Geschlechte gehörte, nicht wenig Gewicht erhält. Uebrigens rührt diese Angabe zuerst von Joh. Mechtel, Dekan der Limburger Collegiatkirche, welcher zu Anfang des 17. Jahrh. eine Chronik der Stadt Limburg verfaßte, welcher er die ältere mit ihren Fortsetzungen zu Grunde legte.

Wie dem aber auch sei, so ist die alte Limburger Chronik von großer Wichtigkeit und mannigfaltigem Interesse, wenn sie auch bezüglich der Form und Sprache den schon genannten historischen Werken nicht an die Seite gesetzt werden kann. Doch läßt sich allerdings über die Darstellung kein sicheres Urtheil fällen, da wir die Chronik nicht in ihrer ursprünglichen Abfassung, sondern nur in einer spätern Ausgabe (1617) kennen, in welcher die Sprache durchaus modernisirt ist. Ist sie aber in Beziehung auf die Sprache von geringer Bedeutung, so wird sie dadurch sehr wichtig, daß sie nicht bloß reiche und interessante Mittheilungen über den Volksgesang (s. o. S. 591 f.) gibt, sondern sich auch sehr ausführlich über die Sitten und Gebräuche des vierzehnten Jahrhunderts, über die Kleidertrachten, die Waffen und merkwürdige Zeiterscheinungen verbreitet.

Von Waffen, Kleidung und Tänzen.

In derselbigen zeit (1351) vnd manch Jahr zuuor, da waren die Wafen, als hernach geschrieben stehet. Ein jglich gut man, Fürst, Graf, Herr, Ritter vnd Knecht, die waren gewapent mit platten vnd auch die burger mit ihren wapenröcken darüber, zu stürmen vnd zu streiten, mit schossen vnd lipeisen, das zu der platten hörte, mit jhren gekrönten helmen, darunder hatten sie kleine bundhauben. Vnd furthe man jhnen jhr schilt vnd jhre tarschen nach vnd glene. Vnd den gekrönten helm furth man jhnen nach vff einem globen. Vnd fürthen sie an jhren beinen streichhosen, vnd darüber grosse weite lersen. Auch furten sie beingewand, das war vornen von leder gemacht, also armbleder oder also von syreck gestipt vnd eisen bocklein vor den knien. Da wurden die reisige leut geacht an hundert, zwey hundert ꝛc. gekrönter helm.

Die Kleidung von den Leuten in teutschen Landen was also gethan. Die alte leut mit namen trugen lange vnd weite kleider, vnd hatten nit knauf, sondern an den Armen hatten sie vier oder fünf knäuf. Die Ermel waren bescheidenlich weit. Dieselben röck waren vmb die brust oben gemützert vnd geflätzert, vnd waren vornen aufgeschlitzt bis an den gürtel. Die junge menner trugen kurtze kleider, die waren abgeschnitten auf den Lenden, vnd gemützert vnd gefalten mit engen armen. Die kogeln waren groß. Darnach zu hand trugen sie röck mit vier vnd zwentzig oder dreissig geren vnd lange Hoicken, die waren geknauft vornen nider bis auf die füß. Vnd trugen stumpe schuch. Etliche trugen Kugeln, die hatten vornen ein Lappen vnd hinden ein Lappen, die waren verschnitten vnd gezattelt. Das manches Jahr gewehret.

Herren, Ritter vnd Knecht, wenn sie hoffarten, so hatten sie lange lappen an jhren armen biß auf die erden, gefüdert mit kleinspalt oder mit bund, als den Herrn vnd Rittern zugehört, vnd die Knecht, als jhnen zugehört.

Die Frauwen gingen gekleidet zu Hoff vnd Dentzen mit par kleidern vnd den vnderrock mit engen armen. Das oberste kleid hieße ein Sorkett, vnd war bei den seiten neben vnden auf geschlissen vnd gefüdert im winter mit bund oder im sommer mit zendel, das da zimlich eim jglichen weib was. Auch trugen die Frawen die Burgersen in den stetten gar zirliche hoicken, die nennte man Fyllen, vnd was das klein gespense von disselet, krauß vnd eng beysammen gefalten mit einem same, beynahe einer spannen breit, deren kostet einer neun oder zehen gulden. — — — —

Darnach da das Sterben, die Geiselfarth, Romerfarth, Judenschlacht, als vorgeschrieben stehet, ein end hatte, da hub die welt wider an zu leben vnd frölich zu sein, vnd machten die mann neuwe Kleidung. Die röck waren vnden one geren, vnd waren auch abgeschnitten vmb die lenden, vnd waren die röck einer spannen nahe vber die knie. Darnach machten sie die röck also kurtz, eine spann vnder den gürtel. Auch trugen sie hoicken, die waren alle vmb rund vnd gantz. Das hiese man Glocken, die waren weit, lang vnd auch kurtz. Die Frauwen trugen weite hembe außgeschnidten, also daß man jhnen die brust bey nahe halb sahe.

In dieser zeit vergingen die Platten in diesen landen, vnd die reisigen leut, Herrn, Ritter, Knecht vnd Burger, die furten alle schupen, pantzer vnd hauben. Da achtete man reisige leut also, an hundert oder zwey ꝛc. mann mit hauben. Die Mainirung von den schaupen hatten bescheiden leng, vnd die arm waren eins theils einer spannen von der achslen oder zweyen spann, vnd eins theils hatte nit mehr, dann da man die arm ausstoset, vnd hatte seidene quasten hinden nider hengen: das was freudig. Die Vnterwammes hatten enge arm, vnd in dem gewerb waren sie benehet vnd behaft mit stücken von pantzer: das nante man Museisen. — — —

In dissem Jahr (1362) vergiengen die grosse weite Ploderhosen vnd stifeln. Die hatten oben rot leder, vnd waren verhauwen, vnd die lange ledersen mit langen schnäbeln gingen an. Dieselben hatten krappen, einen bey dem andern, von der grossen Zehen biß obenauß, vnd hinden aufgenestelt halb biß auf den rücken. Da ginge auch an, daß sich die menner hinden, vornen vnd neben zunestelten, vnd gingen hart gespant. Vnd die junge menner trugen meistlich alle geknaufte kugeln, als die frauwen. Vnd disse kugeln wereten mehr dann dreissig Jahr, da vergingen sie. — — —

Darnach zu hand (1370) gingen gemeinlich die Tappert an, die trugen man vnd frauwen. Auch trugen die man kurtze hoicken vnd weit vf beyden seiten geknauft. Vnd das werete nit lang in dissen landen. — —

In derselbigen zeit (1371) da gingen an die Westphälische Lendener, die waren also, daß Ritter, Knecht vnd reisige leut führeten Lendener, vnd gingen an der brust an, hinden auf dem ruck hart zugespant, vnd waren also fern, als die schoppen lang war, hart gestept, bey nahe eines fingers dick. Vnd kame das auß Westphalenland. ——

In derselbigen zeit (1389) gingen Frauwen vnd Jungfrauwen, Edel vnd Vnedel, mit Tapperten; vnd hatten die mitten gegürtet. Die gürtel hiese man Dupfeng. Vnd die menner trugen sie lang vnd kurtz, wie sie wolten, vnd machten daran grose weite duch eins theils auf die erden. Du junger man, der noch sol geboren werden vber hundert jahr, du solt wissen, daß die kleidung vnd die manirung der kleider disser gegenwertigen welt nichts an sich genommen hat von grobheit oder von herrlichkeit. Dann sie disse kleidung vnd sitt von grosser hoffart erfunden vnd gemacht hant. Wiewol man findet, daß dieselbe kleidung vor vier hundert Jahren auch etlicher massen gewesen seind, als man wol siehet in den alten stiften vnd kirchen, da man find solche stein vnd bild gekleidet. Auch furten Ritter, Knecht vnd Burger Schecken vnd Scheckenröck, gestitzert hinden vnd neben mit grosen weiten armen, vnd die Preisgen an den armen hatten ein halb elen oder mehr. Das hinge den leüten vber die hende. Wann man wolte, schlug man sie auf. Die hundskugeln furthen Ritter vnd Knecht, Burger vnd reisige leut Brust- und Glattbeingewand zu storm vnd zu streidten, vnd keinen tartschen noch schilt, also daß man vnder hundert Rittern vnd Knechten nit einen fand, der einen tartschen oder schilt hette. Vorher trugen die menner ermel an wembsern vnd an den schauben vnd an anderer kleidung. Die hatten Stausen, bey nahe auf die Erden. Vnd wer den allerlengsten trug, der was der man. Die Frawen trugen Behemische kogeln, die gingen da an in dissen landen. Die Kogeln stortzt ein Frauw auf jhr haubt, vnd stunden jhnen vornen auf zu berg vber das haubt: als man die Heiligen mahlet mit den Diademen. — —

Anno 1347 zu mitten im Sommer, da erhub sich ein wunderlich ding auf Ertreich, vnd sonderlich in Teutschen landen, auf dem Rein vnd auf der Mosel, also daß leut anhuben zu dantzen vnd zu rasen, vnd stunden je zwei gen ein, vnd dantzeten auf einer statt, ein halben tag, vnd in dem dantz, da fielen sie etwan dick nieder, vnd liesen sich mit füssen treten auf jhren leib. Davon namen sie sich an, daß sie genesen weren, vnd liefen von einer Statt zu der andern, vnd von einer Kirchen zu der andern, vnd huben gelt auf von den leuten, wo es jhnen mocht gewerden. Vnd wurd des dings also viel, daß man zu Cöln in der Statt mehr dann fünffhundert Dentzer fand. Vnd fand man, daß es eine Ketzerey was, vnd geschach vmb gelts willen, daß jhr ein theil Frauw vnd Man in vnkeuschheit mochten kommen vnd die volnbringen. Vnd fand man da zu Cöln mehr denn hundert Frauwen vnd dienstmegd, die nit eheliche menner hatten. Die wurden alle in der Dentzerey kindertragend, vnd wann daß sie dantzeten, so bunden vnd knebelten sie sich hart vmb den leib, daß sie desto geringer wären. Hierauf sprachen ein theils Meister, sonderlich der guten Artzt, daß ein theil wurden dantzend, die von heiser Natur weren, vnd von andern gebrechlichen natürlichen sachen. Denn deren was wenig, denen das geschach. Die Meister von der heiligen Schrift, die beschworen der Dentzer eins theils, die meinten, daß sie besessen weren von dem bösen Geist. Also nam es ein betrogen end, vnd werete wol sechzehen wo-

chen in dissen landen oder in der maaß. Auch nahmen die vorgenante dentzer Man vnd Frauwen sich an, daß sie kein rot sehen möchten. Vnd war ein eitel teuscherey, vnd ist verbotschaft gewest an Kystum nach meinem bedüncken.

Konrad Justinger.

Mit Konrad Justinger beginnt die lange und merkwürdige Reihe von schweizerischen Chronisten, welche in dem großen Aegidius Tschudi ihren Abschluß, wie ihren Höhepunkt erreicht haben. Leider wissen wir von Konrad Justinger nicht viel mehr, als daß er von 1411 bis zu seinem Tode (1426) Stadtschreiber in Bern war, und daß er vielleicht auch schon von 1384 bis 1393 diese Stelle bekleidete, wenn sie in dieser Zeit nicht vielmehr von seinem gleichnamigen Vater versehen wurde. Seine Chronik verfaßte er aus besonderm Auftrag der Räthe der Stadt Bern; sie haben an Sant Vinzenzien Abend 1420 „begert vnd geheissen, daß man von dem anfang, als die vorgenante statt Bern gestift ist, vntz vf disen hentigen Tag, als diß chronick angefangen ist, alle der vorgenanten statt Bern vergangen vnd groß Sachen, die namlich treffenlich nutze vnd gůt zů wissende sind, zůsammenbringe vnd mit der warheit zů einandere lese vs den alten bůchern vnd chronicken, so die warheiten wisen, vnd das sie vnd jr nachkommen wissen mögen der statt Bern harkommen vnd gelegenheit“. Dieses in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigte Konrad auf durchaus erfreuliche Weise, indem er die alten Bücher und Chroniken, so wie die Urkunden des städtischen Archivs mit Fleiß und Geschick und nicht ohne Kritik benutzte. Denn wenn er auch hie und da manchmal irrte, auch wol von seltsamen und wunderbaren Dingen erzählte, die aller Glaubwürdigkeit ermangeln, so gilt jenes doch beinahe nur von Begebenheiten, welche das entferntere Ausland betrafen, und dieses hat er mit den übrigen Chronisten, ja mit seiner ganzen Zeit gemein, welche dem Glauben an übernatürliche Dinge so ganz hingegeben war. Daß er sich bemüht, das Meiste in vortheilhaftem Lichte für die Stadt Bern und deren Regierung erscheinen zu lassen, wird man dem vaterländisch gesinnten Manne und dem Stadtschreiber zu Gute halten; doch darf nicht verschwiegen werden, daß er sich auch an verschiedenen Stellen mit männlichem Freimuth äußert; und bei der unzweifelhaften Wahrheitsliebe des Verfassers darf sein Werk immerhin als eine tüchtige und reiche Quelle der Zeitgeschichte angesehen werden, wie sie denn auch von späteren Chronisten vielfältig benutzt, ja wörtlich abgeschrieben wurde.

Ist Justingers Buch aber nur eine Chronik und kann sie schon deshalb nicht auf den Namen eines Kunstwerks Anspruch machen, so ist es dagegen rücksichtlich der Darstellung sehr beachtungswerth. Er erzählt klar, einfach und treuherzig; es spricht sich in seiner Darstellung jene schlichte Größe und naive Mannhaftigkeit aus, welche auch den Grundzug des schweizerischen Volks in den Zeiten seiner Heldenkämpfe bildete. Einige Abschnitte, wie z. B. die Geschichte der Schlacht bei Laupen (1339), in welcher die Berner mit Hülfe der Waldstätter den übermüthigen Adel vernichteten und die Freiheit ihrer Stadt begründeten, sind mit besonderer Sorgfalt und Ausführlichkeit behandelt, ohne daß jene oben bezeichnete charakteristische Eigenthümlichkeit dadurch vernichtet würde.

1. Das her Ruodolf von Erlach gen Bern kom und zu einem houptman erwelt wart.

Nuo was in den ziten schultheisz zuo Bern her Johannes von Buobenberg, ritter, der älter; die heimlichen warent Burkart von Bennenwil, meister Burkart, werkmeister, Hans von Sedorf, Berchtold Glockner und Peter von Krattingen, und warent venner Peter von Balin, Ruodolf von Mulran, Peter Wentschatz und Hans von Herblingen. Die selben alle mit den räten und burgeren ze Bern gar dick rieten, wie sie iren vyenden widerstan möchtent und ir grosz anligen zu einem erlichen ende bringen. Nuo was in denen zitten herr Ruodolf von Erlach, ritter, bi dem grafen von Nidow, und was sin diener, wann er lechen von im hatt. Do der gesach, das die ding nit wendig mochten werden und man sich für Louppen slachen wolt, so sprach er zuo dem grafen also: „Gnediger herr, mich bedunket wol, das der krieg nit wendig möge werden, dann das ir und ander herren mit denen von Bern kriegen weltent. Solt ich nuo bi üwern gnaden bliben, so müest ich verlieren alles min guot, das ich under denen von Bern han, es were dann, das ir mir das ersetzen wöltend und in ander wege ergetzen, als ouch das billig wære; und ob das üwer meinung nit sin wolt, so far ich heim und tuon mein bestes.“ Do antwurt im der herr, er wolt sich haruf mit sinem rat bedenken; und gab im dar nach ein antwurt und sprach: „Lieber herr Ruodolf, soltent ir den krieg bi mir beliben, und darumb das üwer zuo Bern verlieren, das wære üch zuo schädlich; solt ich üch danne das bezalen, das wære mir ouch zuo swer. Umb einen man weder minder noch me! Ir mügent heim faren und do üwer bestes tuon!“ Do antwurt im der von Erlach und sprach: „Herr, sider ir mich schätzent für ein man, so sönd ir wissen, das ich ouch eins mans wert wil sin oder aber dar umbe sterben!“ Also fuor der von Erlach gen Bern; do wart er gar wol empfangen, und wart menglich fro, wann er ein bewerter frommer ritter was, ganz unerschrocken, das er in kurzen tagen dar nach wol bewiset und ouch vormalen in sechs veldstriten gar wol erzöugt hatt. In dem und von stunt an wart er für ein rat und zweihundert besant und im alle sachen für geleit, und wann nuo har zuo anders nit gehœrt, dann das die von Bern die iren entschütten, das aber an einen strit nit beschechen mocht: dar umb wart der selb von Erlach zu eim houptman erwelt, sie gemeinlich zu underwisen und leren, waz sie tuon soltent, da mit man bi eren möchte bestan. Dar umb woltent sie ouch irem libe und guot we tuon, wann in allen kriegen wisheit und vernunft besser ist, dann stärke, als man dick gesechen und vernomen hat. Des halb man in gar mit groszer bitt ankam, das er houptman werden solt. Des werte er sich vast; doch am letsten wart er mit groszer bitt über kommen, daz er dero von Bern houptman wart in den worten, das im die ganze gemeine swuor gehorsam sin in allen sachen, und ob er deheinen ungehorsamen slüege, wundete oder ze tode slüege, dar umb wolt er urfech sin von der stat und den fründen.

2. Hie nach folget der grosz strit von Lauppen, und wirt underscheiden, wie die Waltstätt mit den herren und dem roszvolk stritten und die von Bern mit dem ganzen hufen, als das har nach underscheiden stat.

Und also wurdent die Waltstätt geordent von ir bit wegen an die herren und an das roszvolk; aber die von Bern, von Haszle und von Libental an die von Friburg und das ander volk mit ein andern, dero gar vil was. Do bereit sich menglich ze beiden siten sin nasbant für sich zuo slan, ouch die werinen ordenlich und recht in ire hände zuo nemen. Do sprach der fromm ritter, herr Ruodolf von Erlach, houptman: „Wo sint nu die mit den grüenen reben, die zuo Bern uf den gassen als müelich sint? Die solten nuo vor der paner stan als ein mur. Dar umb so tretten har für!“ Das warent die metzger und die gerwer zuo Bern. Die traten ouch von stunt an hin für und sprachent: „Herr, wir sint hie, und tuont waz ir uns heissent!“ Do waren ouch alle hantwerk und menglich gehorsam, niemant usgenommen, unt tæt iederman, waz er tuon solt, usgenommen die, so in den forst fluchent. In dem als man glich zustrittet und man anfachen wolt zuo strittende, do hatt iederman zwen oder drig stein zuo im genommen; do hiesz der houptman das volk hinder sich tretten an den rein umb das sie bergs halben stuonden. Do wondent die hindern, die vordern woltend fliechen und floch gar ein grosz volk vom hufen. Do sie aber sachent, das iederman bestuont und niemant floch, do karten sie von stunt an wider umb und tatent als biderb lüte, und vochtent und strittent als helden, usgenommen etliche, die in den forst fluchen und nit wider kartent: die selben ouch iemer mer forster hiessen. Man wolt sie ouch dar nach an irem libe und guote haben gestrafet; dann das es gelassen wart, dar umb das man die fiend nit erfröwet. Doch wurdent sie dar nach niemer mer wert, und muostent menglichen versmächt und unwert sin. Als nuo die hindersten fluchen, das mochten der houptman und die biderben da vor nit gesechen; die es aber sachent, die sprachent zuom houptman: „O herr, da hinden fliechen gar vil lüten von uns!“ Do antwurt der houptman: „Es ist guot, das die bœsen bi den biderben nit sind, die sprüwer sint gestoben von dem kernen!“ Und also nach vesper zit hat sich der strit erhaben, namlich die Waltstätte an daz roszvolk und die von Bern an den ganzen hufen des andern volkes — der warent me dann vier und zwenzigtusend — mit manlichem angrif und friem muot, alle forcht hindan gesetzt. Do warf iederman sin stein in die fiend und zestunt dar uf mit werlicher hand stachent und sluogent sie als fiendlich, das sie bald ein grosz lucke in die fiend brachent, und das sie von angst und not wegen hinder sich muosztent wichen und ir gar vil ertœt wurdent. Zehand sach man den houptman von Erlach mit dero von Bern paner in die fiend tringen, und weg und straszen durch sie machen, und tatent den fienden so not und al we, das die venner, die der fienden paner truogent, ze tode erslagen wurdent, und griffent nach den panern und nament die an sich. Do wurdent die von Bern bald als sieghaft, das wer vor inen gestuond oder stan wolt, der wart ertœt oder aber mit schantlicher flucht von dannen getriben.

3. Das die Waltstätt die von Bern in iren nœten gar mit groszem ernst anruofent.

In den dingen, da man als hertenlichen facht und streit, do schrei einer von den Waltstätten mit luter stimm drüstund: „O biderben Beruer, kerent üch zu uns!“ Do sach man, das die Waltstätt überladen warent mit den herren und dem roszvolk, und kert man in aller not zuo inen. Do huob sich erst der bitter ernst mit den herren. Do streit fründ bi fründ, und stachent und sluogent als fientlich in die rosz und lüte, das ouch bald die von Bern und die Waltstätte oberhand gewunnen, das der rossen und helmen als vil nider geslagen wart, das sich die andern zuor flucht richtent und schandlich und unerlich entrunnen; und waz von Walchen was, die als schandlich dannen kament, die nament ir flucht obwendig Louppen über die Sensen, welhe aber von tütschen landen warent, die fluchent nidwendig Louppen hin. Und also wert der strit wol bi anderthalb stunde, e das man die sach erobert. Do nun alle sachen ganz ergangen warent, do hiesz der houptman das volk alles zesamen kommen und sprach; „Wir söllen alle Got loben, wann er ist selber bi uns gewesen und hat das grosz volk überwunden. Ich danken üch ouch aller der gehorsami, so ir mir gewesen sind, und der manheit von üch begangen, das ich mit üch und ir mit mir als erlichen bestanden sind.“ Er hiesz ouch von stund an die toten, die uf dero von Bern teil erslagen warent (der was zwen und zwenzig) an ein ende tragen und zuo den verwundeten, dero gar vil was, luogen, das die verbunden und denen rat getan wurde. Und do die fiend uf der walstat ab gezogen warent, do giengent der houptman und der von Wissenburg von einem zuo dem andern und erkanten die groszen herren alle zuo guotem teil: die hiesz er zuosammen tragen. Under den selben warent graf Hans von Saffoy, graf Ludwigs, des uszern grafen sun, graf Ruodolf, herr zuo Nidow, graf Gerhart von Valendis, herr Johannes von Maggenberg, ritter, einer von Steffians. Die andern edeln, ritter und knechte, so da erslagen bliben, sind nit geschriben worden, und wær wol, das ir vil an geschriben wære, umb das mans in künftigem ouch wissen möchte; wann nach dem strit was von den edlen in Swaben, in Elsesz, Briszgäuw, Suntgäuw und in welschen landen grosz klage, iederman umb den sinen. Das was ein zeichen, das vil edler da belibent, der namen hie nit geschriben sind. Es blibent ouch uf der walstat tot der schulthesz von Friburg, genant Füllistorfer, selb vierzechen siner gebornen fründen dar zuo ander herren, ritter und knechte, schiltknehţ, burger, geburen und allerlei volk, als dann mit den herren züchet. Und also gewunnent die von Bern sieben und zwenzig panern, die sie mit inen heim fuortent, da bi man wol merken und erkennen mag, was groszen volks dar bi gewesen is. Die von Bern gewunnen ouch grosz guot an rossen, kleinötern, kleidern und andern dingen. Do aber

graf Peter von Arberg ersach, das es den herren bald wolt übel gan, do macht er sich zuo den hütten, do die watsecke mit dem silbergeschirre und gelt warent, und nam das und fuort es mit im schandlichen gen Arberg. In dem selben zite hatt sich ouch der graf von Kiburg mit aller siner macht versampnet, und wolt ouch an dem strit sin; und als er kam gen Arberg mit sinem volk uf den vor genanten Mentag und vernam, wie es zuo Louppen ergangen was, da zuch er gar bald von dannen, und meint, sins dings wær nit me.

Eberhard Windeck.

Aus einem alten bürgerlichen Geschlechte zu Mainz im Jahre 1378 geboren, kam Eberhard Windeck, 15 Jahre alt, mit einem „grossen mechtigen“ Kaufmanne nach Böhmen. Seine Kenntnisse im Rechnungswesen verschafften ihm die Aufnahme in die Dienste des Luxemburgischen Hauses, aus denen er im J. 1402 in die des Königs Sigmund trat, den er in den Jahren 1416 und 1417 nach Frankreich und England begleitete. Die Gewandtheit und Hingebung, die er bei verschiedenen Gelegenheiten an den Tag legte, erwarben ihm das Vertrauen des Königs in solchem Maße, daß ihn dieser nunmehr auch zu Staatsgeschäften gebrauchte. Er folgte dem König auf dessen Wanderungen durch das Reich; 1418 war er mit demselben in Breslau, 1422 in Regensburg, wo ihn dieser mit einem verfallenen Reichslehen, so wie später auf seine Bitten mit einer Gülte auf den Zoll zu Mainz belehnte. Von 1426 an hielt er sich meistens in seiner Vaterstadt auf, an deren Angelegenheiten er den thätigsten Antheil nahm. Die Bürgerschaft war mit der Regierung der „Alten“ oder Patrizier unzufrieden, welche die Stadt in eine große Schuldenlast gestürzt hatten, und sie nöthigte den Rath hauptsächlich durch Windecks Einfluß zehn Männer aus den Zünften zur Verwaltung der Geschäfte beizuziehen. Unter diesen befand sich auch Windeck, dessen geübtem Blick es bald gelang, sowohl die Unfähigkeit des Raths als dessen unpatriotische, nur auf selbstsüchtige Zwecke gerichtete Gesinnung aufzudecken, was zur Folge hatte, daß derselbe abgesetzt und ein neuer von den Zünften gewählt wurde. Windeck, der in den neuen Rath gewählt worden war, mußte bald darauf aus demselben treten, und es scheint überhaupt, daß er nach und nach Einfluß und Ansehen verlor, wozu insbesondere manche Thatsachen aus seinem früheren Leben, welche nicht zu seinem Lobe gereichten, beigetragen haben mögen. Während seines Aufenthalts in Mainz verfaßte er die „Lebensgeschichte König Sigmunds“, welche er durch seinen Schreiber Heinrich von Nürnberg niederschreiben ließ und die er bis zu der Krönung Friedrichs III. im Jahre 1442 fortführte, in welchem Jahre er auch gestorben zu sein scheint. Diese Biographie ist ohne Zweifel aus vereinzelten bei den betreffenden Veranlassungen niedergeschriebenen Bemerkungen entstanden, welche er später in Ordnung brachte. Ihr größtes Verdienst liegt in der Treue und Wahrhaftigkeit der Erzählung, so wie in der freien, ächt bürgerlichen Gesinnung, die ihn beseelt; seine Darstellung ist dagegen breit und schleppend, oft verwirrt und unklar, und Windeck steht hierin überhaupt den meisten andern Geschichtschreibern seiner Zeit weit nach.

Mandeville's Reise.

John Maundeville (gewöhnlich Johann Mandeville oder auch Joh. von Montevilla genannt) aus St. Albans in England, „Doctor in der Artzney“ und Ritter (gest. 1372 zu Lüttich), machte in den Jahren 1322 bis 1355 eine Reise ins Morgenland, welche er alsobald nach seiner Rückkehr (1356) in französischer Sprache beschrieb. Dieselbe fand so großen und so allgemeinen Beifall, daß er sie selbst ins Englische übersetzte und sie auch schon bald nach ihrer Abfassung ins Lateinische übertragen wurde. Auch in Deutschland fand sie großen Anklang, so daß mehrere Uebersetzungen derselben veranstaltet wurden, von welchen zwei größere Verbreitung durch den Druck erhielten, die eine von Michelfelser, die andere von Otto von Diemeringen, Domherrn zu Metz, der bei seiner Arbeit die französische Urschrift zu Grunde legte, aber auch die lateinische Uebersetzung benutzte. Diese, obgleich etwas später erschienen, als die erst genannte, erhielt den größten Beifall, so daß sie häufig wiedergedruckt (sie ward noch im Jahre 1696 neu aufgelegt) und dem Volksbuch vom „Ritter Montevilla“ zum Grunde gelegt wurde. Daß die Reisebeschreibung Mandeville's so großen Anklang fand, und die des älteren und weit vorzüglicheren Marco Polos ganz zurückdrängte, mag wohl darin seinen Grund haben, daß der Engländer eine weit größere Menge von wunderbaren Erscheinungen berichtet, als der Venezianer, und er selbst da, wo er Erlebtes und Wahrhaftes erzählt, den mitgetheilten Thatsachen einen märchenhaften und romanhaften Anstrich gibt, was die nach Wundern begierige Lesewelt unwiderstehlich anzog. Doch mag vielleicht ein nicht geringer Theil der berichteten Wunder erst von dem Metzer Domherrn hinzugefügt worden sein — so wenigstens behauptet Görres, und seitdem sind unseres Wissens keine weiteren Forschungen angestellt worden — und wenn es sich wirklich so verhält, so ist es auch erklärlich, warum sich gerade die Uebersetzung Otto's von Diemeringen des größten Anklangs erfreute, ob sie gleich der älteren an Tüchtigkeit nachsteht. Merkwürdig ist jedenfalls die häufige Einflechtung der Thaten des bekannten Helden Ogiers (aus dem Sagenkreise Karls des Großen, s. o. S. 658), wodurch die entlegensten Verhältnisse des Orients mit der europäischen Sagenwelt in Verbindung gebracht und den Lesern so zu sagen ganz nahe gerückt werden. Neben diesen abenteuerlichen Zuthaten finden sich jedoch auch viele Stellen, die von der Wahrheitsliebe, wie von der trefflichen Beobachtungsgabe des Verfassers zeugen, und manche derselben, wie die von der Hofhaltung des großen Khans, erfreuen durch Frische, Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung. Zu den besten und dankenswerthesten Abschnitten gehören endlich diejenigen, in welchen Sagen und Märchen berichtet werden, die im Munde des Volks lebten, wie z. B. die hier mitgetheilte Sage von der in einen Drachen verwandelten Königstochter auf der Insel Langor.

Das 9. Capitel des I. Buchs.

Wenn ouch vil leüt geen höeten wundeebere ding, die sie nit gesehen hant, daeumb will ich sagen ein wunder, das da ist in der inseln Langho, von Ypocras tochter. Die selb tochter lyt inn dee inseln in eines trachen wyse, vnnd ist der teache woll hundeet elafteren lang, vnnd die

leüt in der selben inseln sprechent den selben trachen des lands fraw. Doch han ich in nit gesehen, vnd lyt in einem alten castelle in einer wůsten. Der trach goͤt alle iore zwei oder try mol heruß vnd thůt niemant kein schaden, so man in nit ertzürnt, vnnd man meinet, es sey gar ein schoͤn iunckfraw gewesen vnd sey in eines trachen form vertzaubert worden von einer goͤttin, die hyeß Dyana. Ouch meinet man, sy werde noch widerkommen in ein recht wyplich form vnd gestalt, also wann ein ritter getarr als manlichen seyn, das er den trachen in den mund küsset; vnnd wann das geschicht, so wurt sy dornoche nit lang leben. Nun was vff ein zyt ein ritter sant Johans ordens von der inseln zů Rodis, die nahe da by ist gelegen, der vnderstůnd, den trachen zů kissen, vnd ritt in das lohe, da der trach in lage, da hůb der trach das houpt grusamlichen vff gegen dem ritter, aber der ritter vnd syn roß erschracken ob des trachen forchtsamen gestalt so übel, das in das roß wider hinder sich mit kreften trůg vnd über ein hochen felssen in das moͤre abwarff, vnnd man vnd roß verdarb. Ouch was vff ein zyt ein junger gesell vff dem moͤre in einem schiff, vnd ward das schiff gen Langho zůstossen, do zerůwende, vnd der gesell trat da vß dem schiffe vff das land vnd wolte sich do ergoͤtzen vnd ouch süßes wasser nach syner notturfft in das schiff tragen, vnd wisset nit von dem trachen zesagende, vnd kam on geuerde zů den alten muren, die verfallen warent; darinnen sahe er sitzen gar ein schoͤne iunckfrawen, die strelet ir har vnd zieret sich gar koͤstlichen, vnd besach sich in einem spiegel vnd het sich zierlichen bereitet. Do das der gesel sache, do wonde er, sy were ein gemein türn vnd wartet der gesellen. Vnd do sy syn gestalt ersach in dem spiegel, do keret sy sich herumb vnd fragt in, was er woͤlt. Do sprach er, er woͤlt gern ir bůl syn. Do fragt sy in, ob er ritter were; er sprach: „Neun!" Sy sprach: „Louff bald zů dynen gesellen vnd heis dich ritter machen, vnd kom morgen her wider, so wil ich gegen dir komen in eins trachen wyse, vnd dann kissz mich in den munt, so würt ich erloͤst vnd belyh dyn. Diser schatz vnd das gantz land wurt dyn eigen. Vnd wie wol du mich in einer anderen form sehen wurst, so foͤrcht mich nit, ich wil dir kein übel thůn. Wann ich bin also vertzoubert worden vnd mag anders nit erloͤst werden." Der iung man gieng wider dannen, vnd lies sich ritter machen, vnd saget die obentür, vnd gieng den andern tag wider dar. Vnd do im der trach so grulichen entgegengieng, do erschrack er vnd floch. Der trach schleich im nohe vnd schrey iemerlichen lut, vnd der ritter lebte nit lang dornoch. Vnd wer den trachen ie gesahe, der starb zestund, die in wolten kissen, das sy herr werent vnnd das lant besessent.

Johannes Rothe.

Zu den bessern Erzeugnissen der Geschichtschreibung im vorliegenden Zeitraume gehört unstreitig die in niederdeutscher Sprache abgefaßte „Thüringische Chronik" von Johannes Rothe*), dem Verfasser des gereimten „Lebens der heiligen Elisabeth" (S. oben S. 678). Sie beginnt zwar auch mit der Schöpfung, wie so viele andere gleichzeitige Werke der Art, doch geht sie im Ganzen schnell über die einleitenden Perioden, um sich desto umständlicher über das Land zu verbreiten, dessen Geschichte der Verfasser vorzugsweise berichten will. Aus der Anlage des Werks ergibt sich, wie aus der Ausführung, daß der Verfasser mit den Mustern der Alten nicht ganz unbekannt war und daß er dieselben so weit auf sich wirken ließ, als es bei der Bildungsstufe jener Zeit überhaupt möglich sein konnte. Dies erhellt schon daraus, daß er einen großen Unterschied zwischen den wichtigeren und den untergeordneten Begebenheiten und Verhältnissen macht, indem er jene durch ausführlichere Behandlung hervorhebt, die minder bedeutenden dagegen oft nur vorübergehend berührt und andeutet. Doch versäumt er keineswegs, alle die ihm aus andern Schriften oder aus mündlicher Erzählung bekannten kleinen Züge und Anekdoten mitzutheilen, welche bei scheinbarer Bedeutungslosigkeit doch so sehr geeignet sind, den Charakter der Personen und Begebenheiten recht anschaulich zu machen und zum klarsten Verständniß zu bringen. Ueberhaupt besteht sein größtes Verdienst in der glücklichen Zeichnung der Hauptpersonen, deren hervorstechende Eigengenschaften er glücklich darzustellen und zu einem lebendigen Gesammtbilde zu vereinigen weiß. Seine Darstellung ist klar, genau und im Ganzen einfach, doch ist er dabei von unverkennbarem Reichthum an glücklichen Ausdrücken und Wendungen, und er versteht es in hohem Grade, seine Erzählung an passenden Stellen durch Anwendung poetischer Wörter zu beleben, was vielleicht beweisen möchte, daß er in poetischer Darstellung nicht ungeübt war.

*) In neuerer Zeit ist behauptet worden, daß nicht Joh. Rothe, sondern ein anderer Geistlicher zu Eisenach, dessen Namen unbekannt sei, diese Chronik verfaßt habe. Allerdings sind die zur Begründung dieser Ansicht aufgestellten Gründe nicht ohne Gewicht, doch sprechen auch andere, nicht minder wichtige für die bisherige Meinung, weshalb wir bei derselben festhalten zu müssen glaubten, bis die Frage gänzlich aufgeklärt und entschieden ist. Wer aber auch der Verfasser der Chronik gewesen sein mag, so ist sicher, daß derselbe sie im hohen Alter (und zwar nicht als sein erstes Buch) auf Veranlassung der Landgräfin Anna geschrieben hat.

1. Wi grafe Lodewig der springer gefangen wart.

Solchis grossis obilz, das grafe Lodewig von Doringin getan hatte an deme phalczgrafen Frederiche von Sachsin, daz her den dorch synes wibis willin unschudiclichin irstochin hatte, wart von synen frundin nicht vorgessin. Es was yndez keyser Conrad gestorbin, der eme gewegin waz unde en sere schutzte, unde wart gekorn eyn andir czu romischin konnige, konnig Henrich der derte. Vor den quam der erczbischof von Brehemen, phalczgrafin Frederichz brudir mit andirn synen frundin und klagetin, wy grafe Lodewig von Doringin alzo untogintlichin erin frunt irstochin hette umme synes wibis willin, unde muttin gerichtes. Alzo liez der konnig heymechilin uf en wartin unde en vahin, unde liez en furin czu Gebichinsteyn und en in eynen stog unde vessirn slissin. Unde do were her gestorbin, were her nicht gefristit wordin von bethe wegin sente Ulrichis kegin Gothe, deme her gelobit hatte eyne nuwe kerchin czu buwene, daz her eme uz deme gefengnisse hulfe. Der schickete ez alzo, daz der konnig uz deme lande czoch, unde grafe Lodewig alzo zcwey jar in dem gefengnisse sas; unde do der konnig wedir quam, do vornam her, daz her mit dem lebin nicht darvon mochte kommen, unde bad en, daz man synen schrieber unde synen knecht vor en liesse, daz her sin selgerethe lisse beschribin unde bestellin. Unde daz geschach. Do bestalte her mit syme knechte, daz her synen wissin hengist, der hiez der swane, uf eynen bestaktin tag unde zeid undir daz sloz, daz hoe obir der Sal lid, brengin solde unde in dy Sal swemmen, do kegin her gefangin waz.

2. Wi grafe Lodewig von Gebichiensteyn sprang.

Trurin begonde sere grafe Lodewig umme den tod, den her vor eme wuste, unde az unde trang unde sliff wenig, unde klagete dem, dy sin huttin, syne krangheyt. Alzo wart her uz geslagin unde uz den vessirn geslossin, unde ging uf deme muez huez an eyme stabe, unde hatte vele mentil obir eyn ander unde kleyder augeczogin, wan her sprach, en frore. Unde dy syn huttin, dy hattin daz muez huez wol unde veste beslossin. Der was sechse, dy mit eme dariuue warin, unde speletin uf deme brete, unde her ging do vor en uf unde nedir an syme stabe megelichin unde warte, wan her czu deme venstir quam, synes knechtes. Unde alzo der in dy Sael kegin eme reid, do ging her von deme venstir, waz her ummer mochte, unde sprang ummassin hoch hin ab in dy Sael, unde dy kleyder, dy her anhatte, dy schucztin en, daz her in der luft senfte uf daz wassir vil. Do warte syn knecht mit dem hengiste uf en, unde half eme uz. Do licz her dy nassin mentil legin unde satzte sich uf synen wissin hengist unde reid kegin Sangirhusin, unde dankete sente Ulriche, unde buwete do eyne schone kerchin in syme ere, alzo man dy noch hute dessis tagis do schowin mag, unde liez in dy steyne an dyselben kerchin do mit grossin buchstabin doczu latine eynen solchin rym howin:

Enphach du heiliger sente Ulrich
Diz huez von mir, umme daz du mich
Von den vessirn hast enpundin,
Daz ich dir gelobete czu den stundin.

3. Wi Lantgrafe Lodewig der andir czu erst getan were.

In syner jogunt was dessir lantgrafe zcu Doringin czu male gutlich unde demutig kegin den ediln und den unediln, unde grossis vortragis unde weich; darumme so achtin sin dy ediln nicht, unde dy unediln, dy vorchtin syn nicht. Dez gewan her undir synen mannen mutwillige luthe, unde ungehorsamne undir synen borgern, unde synes landes ynwonern, dy vortorbin. Dez hildin en syne erbar luthe unde syne man vor eynen torin, unde dy borger unde gebuer, dy fluchtin eme unde gedachtin syn obil umme daz sy von syns anendelichkeyd vorarmetin unde vortorbin; unde dez woldin eme syne gewaldigin umme eris genissis willin nicht sagin, so torstin ez dy unediln vor den synen nicht thun. So sprachin dy formundin, ez were schade, daz her eyn herre wordin were, wan her tochte nichte darczu; unde dessin spot muste her hindirweyt von allin luthin lidin. So waren dy armen luthe, borgere und gebur, in stetin engestin unde betrupnisse von grossin unde bethe, von dinste, von bosir gewalt, von ungerichte, bosin ufseczin, rouberige von den fiendin unde gedrengnisse von den frundin. Nu geschach ez czu eynen geczytin, daz her iagete in deme walde dorch korczewile, daz her vele phlag, unde wenig vordir me sorgete, unde quam von den synen, dy sich mit deme wilde bekummertin, unde benachte uf deme walde, unde quam in dy Rula unde bat herberge czu eime waltsmede. Unde der fragete her en, wer her were; do sprach her: „Ich bin ez ein iegerknecht lantgrafin Lodewigis." Do antwerte her eme der smed: „Phy, phy, des konczin herrin! wer synen namen nente, der solde alle wege synen munt darnach waschin." Unde schalt en czu male obil unde sprach: „Ich wel dich gerne herberge, adir umme synen willin nicht. Zchuch dyn pherd in dy schouppin, do vindistu graz, do behilf dich mede desse nacht: hi en ist keyn bettegewant."

4. Wi en der smed in der Rula herte.

Nu phlag der smed in der Rula grossir unde hartir erbeid dy nacht, unde brante unde hitzcete das ysin unde slug danne mit deme grossin hamir dar uf, unde fluchte unde schalt czu allin malin deme lantgrafin unde sprach: „Nu wert herte, du schmelichir, bosir, unseligir herre! Was saltu dynen armen luttin lengir gelebin?" Unde nante eme dy erbarn luthe: „Dy merin dir in deme munde; der beschaz dir dy dynen; der underwindet sich des dynen; der voruurecht dir dy dynen; der beroubit sy; der wettit dyr daz dyne ab unde smerit dich mit dyme eigin smalcze; der werdit von dir riche unde du vorarmist mit den dynen!" unde nande eme alliz, daz erre in syme lande ging unde fluchte eme in dy helle. Der herre horte deme smede czu, unde sliff die nacht gar wenig, unde bildete daz in sich. Des morgins fru, do reyt her von dannen, unde hatte gelernit von deme smede in der nacht, daz her dar nach baz czu sach, unde wolde dez nicht me statin noch lidin, alzo her vor getan hatte; unde begonde do dy wederspenischin czu twingen. Unde daz muwete sy, unde vorbundin sich wedir den herrin, unde do suchete her sy, unde sy besammentin sich unde quamen mit eme czu strite, unde God, der halff syner gerechtikeid, daz her gesegete unde sie alle geving. Unde do sprach her her: „Sal ych uch nu totin, unde myn eigin land verwustin? Daz thu ich nicht gerne. Sal ich uch beschatzcin, daz lutit mir unerlich: ich wel uch suz demutigin." Unde furte sy uf eynen ackir, do vant her eynen phlug, unde spien er fyre daryn, unde mustin in erin hemmedin, nackit alzo dy pherde zcihin, unde her treib sy mit der gesslin. Alzo ir her mit den eyne vorch unde mit andirn fyren dy andern also lange, bis der acker gearin wart; syne dyner hildin den phlug.

5. Von lantgrafin Lodewige, deme togintsammen.

— — — Dessir lantgrafe Lodewig waz eyn clarer jungir forste, eyn liplichir jungling, unde eyner czemelichin wanderunge, eynes heiligin lebins. Do her obir syne bluwindin jogunt czu vornunftigen aldir quam, do waz her czu male gutlichin wedir eynen iclichin, wan yn eyne luchtin alle toginde. Her waz von libe eyn wol gesicketer man, nicht czu lang, noch czu korit, czu male mit schonen forstlichin geberdin in genediger czuvorsicht; siu angesich waz frolich, syn antlicze subirlich. Unde ez waz nymant, der en sach, her worde eme gunstig. Her waz schemel mit synen wortin, geczuchtig mit synen geberdin, rynlich unde kusch mit syme libe, warhaftig mit syner rede, getruwe in syner fruntschaft, torstlich mit syme rathe unde menlich in syme wedirsatzce, vorbedechtin in synen globedin, ge-

recht mit syme gerichte, milde mit syme belonen; unde was man toginde gesagin kan, der gebrach eme nicht.

Peter Eschenloer.

Im ersten Jahrzehend des 15. Jahrh. zu Nürnberg geboren, kam Peter Eschenloer schon in früher Jugend mit seiner Familie nach Görlitz. Er widmete sich einer wissenschaftlichen Laufbahn, erwarb sich die Magisterwürde und wurde, nachdem er sich wahrscheinlich an andern Orten aufgehalten und wohl auch Lehrstellen bekleidet hatte, im Jahre 1450 zum Rector der Schule in Görlitz ernannt. Doch blieb er nicht sehr lange in dieser Stellung, da er schon im Jahre 1455 als Stadtschreiber nach Breslau berufen wurde, welches Amt er 26 Jahre lang unter schwierigen Verhältnissen mit rühmlichem Eifer und seltener Umsicht verwaltete. Er starb am 12. Mai 1481. Er scheint eine besondere Neigung zu geschichtlichen Studien gehabt zu haben, wie mehrere von ihm abgefaßte Werke bezeugen. So übersetzte er im Jahre 1465 des Aeneas Sylvius Geschichte von Böhmen und im Jahre 1466 „zu Eren und auf Befel eines ersamen Rates zu Breslau" eines Ungenannten Geschichte des ersten Kreuzzugs. Von größerer Wichtigkeit ist jedoch sein Hauptwerk: „die Geschichte der Stadt Breslau vom Jahre 1440 bis 1479", welche zu den bedeutendsten Leistungen des 15. Jahrh. gehörte, und sich namentlich dadurch vortheilhaft auszeichnet, daß er alle kleinlichen städtischen Vorfälle, die in andern Chroniken oft als Dinge von der größten Wichtigkeit behandelt werden, ganz mit Stillschweigen übergeht, dagegen die Verhandlungen im Rath und in der Gemeine, auf Land- und Fürstentagen, so wie die diplomatischen Unterhandlungen mit den benachbarten Fürsten und Herren ausführlich und unter Mittheilung der betreffenden Aktenstücke berichtet, worin sich schon der staatsmännische und geschäftskundige Charakter des Verfassers ausdrückt, welcher sich auch in der Ausführung des Ganzen nicht verläugnet, aber freilich zugleich der Darstellung eine gewisse Breite und Weitschweifigkeit aufprägt, durch welche die juristischen und politischen Schriften jener und der folgenden Zeit gewöhnlich so unerquicklich wurden. Uebrigens ist seine Kenntniß der lateinischen Sprache nicht ohne merklichen Einfluß auf seinen Styl geblieben. Die ursprüngliche Handschrift von Eschenloers Chronik ist verloren gegangen, was um so mehr zu bedauern ist, als die noch vorhandenen Abschriften sämmtlich in der Rechtschreibung eines späteren Jahrhunderts abgefaßt sind, und gewiß auch die Sprache in ihnen wesentliche Veränderungen erlitt.

Wie der strite vor Grichisch Weiszenburg zugegangen hat (1456).

Der türkische keiser hatte sein heere zu lande und zu Wasser umb diese Stat geschlagen, und engstete ufs höchste die Christen darinne. Mit groszen unglaublichen büchsen schosz er die Mauern und Turme darnieder, dasz die in der Stat frei über die Maner heraus und die Türken wieder darein laufen mochten. Wann das zerschossene Gemäuer föllete zu die Gräben, dasz sie zusammen rennen und laufen möchten als in einem Felde. Die Creuziger mit wenigem Harnisch stunden in diser Stat mit Spiszen, Schwertern, Armbrosten, schwach an der Zal, aber an dem Gemüte stark, durch unsern Herrn Jesum Christum. Die Türken liefen und stürmeten in groszen und viel Haufen hinein, und word ein harter Streite. Capistranus aus einem Turme schriee die Christen an, machte sie manhaft mit mancherlei Troste und Gelübde des ewigen Lebens; er vermaledeiete den Feind, er zeigete das Panir des h. Creuzes und schrie in Himmel umb Hülfe: es tat auch ganz Not. Hans Huniad als ein christlich Ritter mit seiner Ritterschaft rante oberall vor; wo die Not am gröszten war, da kame er den Creuzigern zu Hülfe; so etliche erschlagen worden und die Spitzen nider fielen, die richtet er wieder auf und ordnete ander an die Stat; welche müde waren, tat er zurücken zu Ruhe und frische an ire Stelle. Er hatte kein Ruhe, sondern übete eines erlichen Ritters Ambt. Da ward mit ganzer Kraft uf beiden Teilen gestritten, itzund die Türken, itzund die Christen zurücke wichen; da hörte man der Sterbenden geschrei und das Seufzen der Verwundeten, da flosz das menschliche Blut, dasz es auch allen Staub leschete. Die besten und die ersten an beiden Teilen wurden erschlagen, dasz auch die andern auf toten Leichnam gehen und streiten muszten. Die Türken worden mit Macht aus der Stat geschlagen, die der türkische Keiser mit grosser macht wieder hinein zu Sturm trieb, und mit andern geruheten Haufen zum Streit kamen. Aber es worde hartiglichen gestritten, dasz auch die Christen in die letzte Not kamen; wenn die Menge überwand do die Sterke. Bis ufs letzte, da es anders nicht galt, denn sterben, da ermaneten sich die Christen, und Huniad mit aller seiner Ritterschaft fielen vor die Creuziger in die Spitzen und schlugen die Türken aber aus der Stat mit groszem Schaden der Türken. Und als die Türken das sahen, dasz sie solchen schaden hatten empfangen, und dasz ir Menuig und Sterke also beschämet ward, torsten sie nit mehr in die Stat stürmen, sondern flohen von dannen eilende mit Ufsatz und Betrüglichkeit. Die Ritterschaft und die Creuziger in irem Grim folgeten den Türken nach und huben den Streit wieder an. Da wichen die Türken nach irer Gewonheit, auf dasz sie die Christen ferre von der Stat möchten bringen, und hatten einen Haufen gestelt, der uf der Seite der Christen solte angreifen und hindern, dasz sie nicht wieder in die Stat möchten kommen. Die Christen in irem Zorn hatten darauf keine Achtung, und one Zweifel sie weren in grosse Gefärlichkeit, Angst und Not kommen, dann ie vormals. Wie wol das Huniad erkennete, mochte er doch nicht die Creuziger wiederumme bringen, darum er mit seiner Ritterschaft zu der Stat zuzoge. Diesz sah Capistranus von der Mauer aus dem Schlosz. Er hub an zu schreien und zu widerrufen die Seinen, oder er ward nicht gehört von dem Getümmel der Pauken, Trommeten und Geschrei. Resch lief er aus der Stat und gab sich zwischen beide Spitzen, da die Pfeile, samb die Fliegen über ein Honig, flogen; das es nicht achtet. Er hatte keinen Harnisch, dann alleine das Creuze Christi trug er in seiner Hand; er sagte den Seinen die Liste und Ufsetze der Türken, und bezwunge sie widerumb zu der Stat

zu keren. Die Creuziger hatten kein Vertrauen zu Huniad und den Seinen, wie wol er doch gar wol an inen tat, und so er nicht da gewest mit seiner Vernunft, Ordnung und Sterke seiner Ritterschaft vermittelst götlicher Hülfe, so were kein Fuszvolk an der Christen Teile lebendig blieben; die Türken hetten sie alle erschlagen. Aber es hulfe den edlen Herren nichts, One Zweifel, weren ihme die Creuziger gehorsam gewest, so were kein Türk iren Handen diesen Tag entgangen, und hetten sich alle gereichet, dasz sie ire Lebetage Herren gewest weren. Ober der Ungehorsam, und zu voraus im Felde, ist gewisse Niderlage. Got füget es alles zum besten. Da die Türken sahen, das ir Anschlege und Ufsetze umbsonst waren, da zogen sie die Macht gar weg mit schendlicher Flucht, und sie lisszen stehen die schwere Wagen, alle ire grosze Büchsen und sonst viel grosz Gut, auch vil geladene schiffe. Also nam dieser streit diesen Tag ein End. Frue mit der Sonnen Untergang flohen die Türken weg. Viel Volks blieb auf beiden Teilen tot, aber vil mehr bei den Türken, dasz auch der Keiser selbs tötlich verwundet war. Das gemeine Geschrei ging, dasz über sechzig tausend Türken worden erschlagen. Wenn one Zweifel es muszte gar ein groszer schade sein, der diesen mechtigen Keiser zu solcher Flucht bracht hat, der doch nit kommen war, zu fliehen, sondern daz Königreich in einem rischen zu gewinnen und alle christliche Lande zu bezwingen. Hundert funfzig tausend Manne hatte er mit ihme zum streit bracht. O gütiger Herre, wem wollen wir diesen Sieg anders, denn dir, zuschreiben? Wer hat die Türken anders in die Flucht bracht, denn du? Es waren die Helfte also viel der Christen zum Strite nit kommen, als viel noch der Türken flohen, und mehr denn die Helfte erslagen waren, und die andere Helfte müde, und das gröszte Teil wund war. Aber Christen woren über dreiszig tausend nicht, und bei funfzehn tausend wurden erschlagen und die besten. Du allmechtiger Got tatest hier nicht anders, denn bei deinen Kindern Israel, da sie von den Heiden in der Stat Samaria belegert waren, die uf eine Nacht gar hinweg flohen, da du ir Hertze in die Furcht satztest, und frue die Aussetzigen zu den Gezelten liefen und fröliche Botschaft den betrübten Kindern brachten, die da ausliefen mit Freuden, und funden, als der Prophet gesagt hatte. Also tatest du auch hier mit deinem Volke, das umb deines Namens, Leidens und Creuzes willen sein Blut vergosz. Frue am andern Tage liefen die Christen naus aus Weissenburg und funden gar viel Wägen mit groszem Gute, viel Büchsen, viel geladene Schiffe, viel hundert Türken, die noch im Felde lagen und lebeten, die, vorwundet, nicht hatten mögen hinweg fliehen, auch grosse Herren: die wurden alle vollend getötet und mit sambt andern Erschlagenen ausgezogen. Viel Goldes und Edelstein und köstliche Kleider und vil Harnisch die Christen funden, und eine schöne Beute macheten und unter sich teileten. Hieraus zu mercken ist, wie grosz die Furchte gewest der Türken, dasz sie die lebendigen groszen Herren verlieszen mit sambt solchen groszen Gute; vielmehr verbranten dennoch die Türken ires eigenen Gutes, das sie schentlich lieszen. Die Creuziger teilten diesen Gewinn alleine, und wollten der Ritterschaft nichts geben, deren doch bei viertausend zu Rosze da waren; allein die Büchsen und ander Gezeug gaben sie Huniadi zu des Königreichs Henden. Dess achtet Huniad nicht, sondern tat der Ritterschaft von dem Seinen iren Willen, uf dasz fort, ap das immer not tun würde, die Christen desto williger sein würden, wider die Türken Hülfe zu tun. Bei diesem Streite sind also die Obersten gewest: Capistranus mit seinen Creuzigern, und Johann Huniad mit seiner Ritterschaft, der seinem Könige Laszla diese streit also zugeschriben hat.

Thüring Frickard.

Wie Bremgarten an der Reuß, so hat auch das kleine Städtchen Brugg an der Aare mehrere in der Geschichte der deutschen Literatur bedeutende Männer hervorgebracht, unter welchen als der erste und wohl auch der größte Thüring Frickard (oder Fricker) zu nennen ist. Um das Jahr 1429 geboren, kam er 1449 nach Bern, wohin sein Vater als Stadtschreiber berufen worden war. Er widmete sich der Rechtswissenschaft und besuchte aus diesem Grunde wahrscheinlich eine italiänische Universität, Bologna oder Pavia, wo er sich auch die Würde eines Doctors der Rechte erworben haben mag. Im Jahre 1469 wurde er zum Stadtschreiber von Bern ernannt, kurze Zeit also vor Beginn des Twingherrnstreits, zu dessen meisterhafter Beschreibung er seine amtliche Stellung benutzte. Seine Talente und Geschäftsgewandtheit erwarben ihm so hohes Vertrauen bei seiner Regierung, daß er mit mehreren wichtigen diplomatischen Sendungen beauftragt wurde. Dreimal (1474, 1475 u. 1479) wurde er nach Rom in verschiedenen geistlichen Angelegenheiten gesandt, die er zwar nicht immer zu glücklichem Ende brachte, aber doch mit solcher Geschicklichkeit führte, daß er sich die Anerkennung selbst der Römer erwarb, die ihm die Würde eines Doctors der geistlichen Rechte ertheilten. Im Jahre 1474 nahm er als zweiter Abgeordneter an dem fruchtlosen Friedenscongresse zwischen Bern und Burgund Theil, und 1476 nach der Schlacht bei Murten wohnte er den Verhandlungen zu Freiburg bei, in welchen der Friede zwischen Savoyen und der Eidgenossenschaft abgeschlossen wurde. Auch in den innern Angelegenheiten der Stadt war er vielfach thätig, und immer rechtfertigte er das ihm bewiesene Vertrauen. Zwar gab er im Jahre 1496 wegen seines vorgerückten Alters seine Entlassung als Stadtschreiber, doch wurde ihm dieselbe nur unter der Bedingung ertheilt, daß er seine Dienste dem Staate auch fernerhin als Mitglied des Raths widmen möge. Auch ward er im Jahre 1497 an den Reichstag nach Freiburg im Breisgau gesandt, wo er den Kaiser Maximilian zu friedlichen Gesinnungen gegen die Eidgenossenschaft stimmen sollte, was ihm freilich nicht gelang. Glücklicher ward er 1499 auf dem Friedenscongresse zu Basel, wo ihm mit Anderen der Auftrag wurde, die Artikel zu entwerfen, welche dem Friedensschlusse zum Grunde gelegt werden sollten. Die großen Verdienste, die er sich in diesen und späteren Sendungen erwarb, konnten ihn vor Undank nicht schützen; er wurde im J. 1512 „als wegen Alters unbrauchbar" aus dem Rathe entlas-

sen. Zwar wurde er zwei Jahre später wieder in den Kleinen Rath gewählt, aber es scheint nicht, daß er sich von seiner Vaterstadt Brugg, wohin er sich nach seiner Entlassung zurückgezogen hatte, wieder entfernt und an den Regierungsgeschäften Theil genommen habe. Nach dem Tode seiner ersten Gattin nahm er in seinen letzten Jahren, als er schon in Brugg war, ein Bauernmädchen aus der Gegend als Tisch- und Bettgenossin zu sich, mit dem Versprechen, sie zu heirathen, wenn sie ihm einen Sohn gebäre; sein Wunsch ging nach vorhergegangener Geburt einer Tochter in Erfüllung, worauf er die Mutter ehelichte. Er starb bald darauf in einem Alter von mehr als 90 Jahren.

Im Jahre 1470, bald nachdem Frickard Stadtschreiber geworden war, entstand ein Zwiespalt zwischen der Bürgerschaft von Bern und den adeligen Herren, welche zwar das Bürgerrecht der Stadt hatten, aber zugleich auf ihren Besitzungen außerhalb der Stadt herrschaftliche Rechte ausübten, welche die Volkspartei aufzuheben suchte, um die größere Macht der adeligen Geschlechter einzuschränken; die Volkspartei drang durch, und die „Twingherrn" verließen Bern. Diesen Streit, der zwar schon im folgenden Jahr gütlich beigelegt wurde, der aber eine Zeit lang die Stadt in solche Aufregung brachte, daß selbst die Eidgenossenschaft in Sorgen gerieth, hat Thüring Frickard in so ausgezeichneter Weise beschrieben, daß man tief bedauern muß, daß derselbe nicht auch die andern wichtigen Begebenheiten seiner Zeit, an welchen er so regen Antheil nahm, der Nachwelt erzählt hat. Da der Streit sich vorzüglich in den Rathsälen bewegte, so gewährt uns die Beschreibung desselben einen interessanten Blick in die parlamentarischen Verhandlungen jener Zeit, welche mehr geeignet sind, uns von der Verfassung, den Sitten, den äußern und innern Verhältnissen der merkwürdigen Republik zu geben, als selbst die Aufzeichnungen der bedeutenden Chronisten; ja es werden selbst frühere Zustände im Verlauf der Darstellung aufgeklärt. Wenn auch Frickard offenbar für den Adel günstig gestimmt ist, und er deshalb die Volkspartei und ihre Bestrebungen nicht mit der gehörigen Unbefangenheit beurtheilt, so darf ihm doch keineswegs Parteilichkeit vorgeworfen werden, da das Recht im Anbeginn des Streits unzweifelbar auf Seite des Adels war. Wie nach dem ganzen Gang des Streits die Reden der Parteien den Mittelpunkt desselben bilden mußten, so hat ihnen der Geschichtschreiber auch die größte Aufmerksamkeit zugewendet, und sie, wie Wackernagel mit gewohntem Scharfsinn bemerkt, nach dem Vorbild aufgeschmückt, welches Sallust gewährte. Es ist daher um so mehr zu bedauern, daß Thürings Arbeit bis auf die neueren Zeiten, wie es scheint, beinahe ganz unbekannt geblieben ist und nicht späteren Geschichtschreibern als Muster voranleuchtete. Es ist selbst die Urschrift des „Twingherrnstreits" verloren gegangen, der sich nur noch in einer Abschrift aus dem 16. Jahrhundert erhalten hat.

Rede Adrians von Bubenberg.

Do fieng her Adrian von Buobenberg und erzelt von der stifftung der statt, wem sy bevolen zuo regieren im anfang, und das noch der selben geschlechter drü hie zuo gegen stündint, die von Erlach, Urban von Muoleren und er, so sampt anderen, die ire vorderen gsin, hinin inn die statt gezogen, ouch etwan genœtet, dise statt hättent uffbracht, und der selben mit iren herschafften ein Landtschafft zuo ring umb die statt gemachet, mit welicher mannschafft sy einen grossen teil oder all ir land hättent überkon, dann daz sy schon erkoufft, wære inen nit zuokouffen worden, dann von forcht wegen der weidenlichen ritterschafft, so inn der statt warend und der hüpschen manschafft, so die statt von dem yngezognen adel hat überkon, so die grossen graffen und fürsten an etlichen enden erkundet hattend.

„Und wer het ouch die erkoufften herrschafften bezalt? Warlich der gmein schlecht burger nit oder doch nit vil, so ioch ein teil darumb ufgleit worden. So hatt noch die statt do wenig rennt und gült; dann ir gseend, so die statt ietz inn grosz rennt und guot kon ist, und die vile der landen überkon het, und denocht ietz kum mag fürkon, das oft wirt gredt, wo der jetzig sekelmeyster nit so vil jaren so kündig der statt husz hette ghalten, oder bald abgan sölte mit todt, das die statt etwasz bösz an die hand müeszte nemmen, damit sy usz schulden käme. Warlich, die grossen rychen geschlecht, die inn der statt warend, hend diesz köuff vast müessen bezalen!"

„Wer het die langwyrigen krieg gegen denen fürsten mögen tragen und erhalten? Zwar der stattsekel nit, dann sy hat kein landtschafft, von deren sys neme. So hætte es der schlecht burger und hanndtwerkersmann ouch nit vermögen. Aber der rych, mechtig adel, desz alle rennt und güllt inn diser landtschafft inn zweyen oder dryen mylen wegs inn alle rünnde harumber war, der ouch die gemeinen handtwercksl üt diser statt erzog, der hett die schweren krieg erhalten. Was rychtagen sy ghept habind, findent ir wol inn so vil klösteren inn diser statt und in der gantzen landtschafft (so man kurtzlich genempt die vier landtgericht), die sy gestifft und begabet hend. Und sonderlich wenn etliche geschlecht abgiengendt, so gabend sy all ir rennt und güllt dahin, daz nun der statt nüt mer zuo hilff kumpt, weder in lieb noch leid; wie zuvor bleib es usz der statt. Und hend die eerlichen gschlecht vermeint, Gottes eer zuo schaffen und ir eer und seelenheil, so förcht ich, sy heigend vil huoren und buoben gestifft. Wo sy daz betrachtet hättend, hättendt sys on zwyfel lieber der statt verordnet, wie ouch etlich getan; dann vil eerliche absterbende geschlecht hend ir guot der statt verordnet, so ich wol wüszte zuofinden."

„In summa so ist ein sämlicher träffenlicher adel in diser statt gewesen, das wir ietz zuo unseren zyten weder den lyb noch personen und noch vil minder an guot vermöchten zuoverzeenden. Die hand der statt eer und uffnung gesuocht, und da weder lyb noch guot gespart, ouch irn underthanen inn der gantzen landtschaft darzuo gehalten. Do sy gemachet, daz sich daryn etlich frömbdling und nüwe Berner setzten, daz wir inen nit verbönnend, hetten ouch gern eer und fründtschaft, wie ein burger dem andern schuldig, bewysen, understönd uns umb unsere alte und eerbare räht zuobringen, wo es an inen stüende, und nemmend der statt nutz, den sy nie gsuocht, und der selben fryheit von köni-

gen und keyseren gegeben, die sy nit verstöndt. und redent von redlichen Bernern, gebend lieber das ihr, denu sy sich wider die statt legtind. Wie redlich sy sigind, sölte man noch wol yugedenk sin syt dem nechsten früeling, so man mit den Österrychern ghept: oder ietz hend sy uoch der statt des iren geben oder nummen nachgelassen? Ich gsich nüt, dann daz sy stets von der statt nemmendt, glebend und rych würdendt, die kurtzlich arm gsin sind. So sy nummeu untz gan Höchstetten oder Stettlen rytendt und einmal usz essend, so muosz es alles wol bezalt sin. Do aber in Frankrych, zum keyser, zuo dem hertzogen von Burgundt, hinab inn die Niderlandt, gan Turyn zum hertzogen von Saffoy zryten ist gsin, da sich eerliche ufrüstung von üwer miner herren wegen gebürt, hat herr Niclaus von Dieszbach, min herr schultheis, min alter herr schultheis von Ringgeldingen und ich müessen ryten. Ich wölt, das dieselben au miner stadt werendt gewesen. Ich wölte gern gseen, waz sy der statt wurden han gschenkt. Ich aber wil können rechnung geben, daz syt herrn Heinrichs, mines vatters, todt, daz nit lang ist, ich von diser statt wegen ob den 500 rynischen guldinen verritten han, so ich noch zum teil üweren waat und handtwerkslüten schuldig bin. Ich weisz wol, daz die anderen miner herren dry iren teil ouch hend ghept. Das betruret mich nüt, dann unsere vätter mer gethan hendt."

„Dise wend aber, dz wir gebind und der statt nüt meer zuo dienen oder geniessen habindt, oder sy wend es uns sonst anrichten thuon; müessen sy einen frächen puren zum dorff anreysen. Und gloub fürwaar, umb dise und unserer vorderen wolthaten hassind sy uns, und verdarbten uns gern, damit sy uns kein danckbarkeit schuldig werend. Sy aber können der statt nüt gen, sonder nemmen; wend toub werden, so ein frommer Berner die wolthat unser vorderen und unsere dienst anzücht. Ja die zuo verkleinern und andere wider uns anzuohetzen, dorffend sy hin und wider sagen, es wölle ein nüwer muotwilliger adel ufstan, so statt und land überlegen wölle sin; und ire vorderen habind sy nie mögen dulden, sonders vertriben und daran ir schweis und bluot verret, und thüend dz andern zräten, mit uns ouch also zmachen, und schemend sich nüt, offenlich lüg und ding zuo sagen, von denen sy nüt wüssendt. Dann wie hievor gseit, so hat ein regiment von Bern, welches der adel ye welten geführt hat, keinen adel ye vertriben, aber wol grosse krieg mit graffen und fürsten gehept und denen an gesiget; und daz hat die statt durch den adel uszgerichtet. Und wie hette sy den selben vertriben, so der gröst adel diser landen in dise statt, wie ouch etliche stett, gezogen, und hie abgestorben ist? Deren ich wol wölte wüssen etwan uff die 40 geschlecht zuoerzellen."

„Wer aber der nüw, muotwillig und überlegen adel sige, der ufstan wil, denken ich nit, sy sigind denn dieselben. Dann wir hend noch in der statt Bern von niemants keinen muotwillen noch überlegenheit gehört oder gespürt, were ouch nit geduldet worden. Sind aber hie in wenig jaren nit etlich ufgestanden, so etwen schlecht arm gsellen warend, kontend wercken, handtwerck tryben, aber sy könnendt nümmen, dann allein grosz junckherren sin, die man gruoszt und nempt meister Peter, meister Ruodolf, meister Hans, u. s. w. Jetzünd solt man sich nit vor jhnen tieff bucken, ein halb myl wegs mit enteecktem houpt gegen jnen kon, nit junkher und herr, ja ouch gnediger herr sagen, wurde es übel gan."

„Wie oder war mit hendt sys so schnell überkon, so sys doch nit ererbt hend, und vor kurtzen jaren arm gsin sind? Jetz fahend sy aber an muotwillen und wend uns und unse vätterlichen und müeterlichen eerb nemmen, ja ouch deszhalb unverhört, dann sy weder unsere brieff noch sigel nie ghört, noch wöllen hören, dann des einigen hern Niclausen von Dieszbachs: dieselben geltend ouch nüt by jnen, obglych wol die alten wysen, thüren Berner dieselben under der statt sigel hend lassen uszgan. Ist daz nit gemuotwillet, so weisz ich nit, waz gemuotwillet heiszt. Lieber Got, wenn sömliche gricht und recht von einem grossen Fürsten uszgschrüwen wurden, wurdent dise nit selber sagen: O waz grosser tyrannen sind das? Und sy thüends selber! Sind ouch sömliche wyse, hübsche, gerechte bekanntnussen von uns ye gehört oder gegen jemants ye gemuotwillet? Sy könnents nit erzeigen; oder warinn sind wir jemants überlegen? Villicht in dem, das all unser renut und gült hie in diser statt verthan und verzeert wirt und vil mer dartzuo, etwan daz ich ouch, wenn der waatman bezalt wil sin, und nit ein matten oder hoff nemmen wil, ouch jm muosz zinsbar machen?"

„Wir füerend unser korn haryn usz pit der handwerkslüten und gend jnendz an bezalung und zweyer plaparten neher, dann die landlüt. Deszglychen mit unserem wyn, den wir allen haryn füerend. Da behaltend wir einen zimlichen schlag und gang der gantzen gemeind und bezalend der statt ein grossez umbgelt und bösz pfenning, des wir wol entprosten werend, so wir den in hüser vor der statt ynleytend und denselben ouch da truukend. So kämen wir nit also in schulden, das ich fürwar by lengem entsitz, daz wir by unserem dienen oder unsere kind zuo armuot müessind kommen, und daz unsere güeter ouch etlichen, so uns ietz gern das unser nemend, in die handt werden. Also muotwillend wir hie und sind einer gemeind überlegen!"

„Wo sy aber wöltend sagen, ist es nit in der statt, so ist es uff dem landt, so wil ich sy gebetten han, daz sy uns einen einzigen anzeigindt, mit dem gemuotwillet sige worden, oder der klage, daz wir jm überlegen sygind. Es were denn etwan ein böser leker, so nach bekannter urteil von uns und denocht gnedigklich gestrafft worden. Gange einer herfür, der könne klagen, das wir einichem daz sin understanden zuo nemmen oder wyb und töchtern zuo schmehen! Es wirt sich nit finden!"

„Und in summa, so sindt wir unseren underthanen also überlegen, das so wir in der statt dienst, wie vor gemelt, uns so wol husz hendt, daz wir understuondent, etwan etliche unser herschafften hie minen gnedigen herren und anderen zuo verkauffen, das wirs von jrer grosser pit

wegen, das ouch für ze kon, sy sich selber geschetzt und angeleit, und darmit unsere schulden zum teil bezalt, hendt underlassen, daz vil miner herren zuogegen wüssend."

„Wie ist jm nun zthuou, das wir mögend unser eer und eerb vor disen ufsetzigen lüten bewaren, weliche beide unträglich zuo verlieren sind? Lichtlich wüssend wirs zuo thuon, wenn wir diser statt ruow, eer, guoter ordnungen u. s. w. als wenig wöltend verschonen, als sy uns heissend hinus gan, sünderen uns von einandren, uff daz sy uns das unser mögind mit allen listen und alefantzen nemmen: und wir duldends alles von der statt und regiments ruow wegen uff künftiges end, das guote ordnungen nit ufghept würdint. Dann so wir uns nit, wie sy wend, liessent sünderen und hinus tryben, als wir wol möchtend, was hettend sy, oder waz möchten sy uns thuon? Nüt! Und wellends denocht in der statt namen thuon, mit welchem deckmantel sy allen jren gewalt und ungerechtigkeit verdeckendt, daz billich Urban von Muoleren redt, und by vilen frommen inn ein sprüchwort kon ist, er wölle der statt gern dienen, aber für die statt nit in d'hell faren. Und umb daz nun jnen zue zyten, wie billich, daz für kumpt, dann sind wir juen ein überlegner adel. Und sind aber also geleert, wenn man niemants wider recht das sin endtfrömbdet und da obleige, daz sy denn der statt nutz und eer und den eydt gehalten."

„Nu duldend wirs, obwol sy nüt die statt sind, als sy sich uszgend, sonder vil mer uff unser syten die statt ist; dann in den ämpteren und meereren zaal der personen, die inn dasz regiment verordnet sind, wirt die statt benamset. Wir hend uff unser syten den nüwen und die alten schultheissen, nüw und alt venner, und als wir hoffend den meren teil des kleinen rats. Und wer zwyflet, so wir by einandren werend und uns wider zuo samen thätind, das sy uns, ob wir wölten, nit weeren möchtend, sy ouch wyt übertreffend? Aber wir wend disz regiment in kein gfar oder unordnungen bringen, sonder wend den selben nüwlingen umb ire nüwerungen ein zimliches recht erbieten und ein, das sy suochindt, fromme, unverlümbdete menner im landt oder ussenthalb, wo sy wöllendt, oder ioch im kleinen und grossen rat diser statt, uszgeschlossen dise, die also unerturet, schnell und gar noch unverhört und unser eer und eerbguot hend wöllen nemmen. Was dieselben by jren eeren und eyden, so wir verhört werdent, mögendt erkennen, darby wöllend wir in guoten trüwen blyben."

„Doch hinzwüschen würdent wir uns mit der hilff Gottes by unserem harkommen, eerb und rechten, wie biszhar, erhalten und darvon nit kommen. Daz wellendt wir denselben anzeygt und darby vermaunt haben, disere gebürliche erbietung nit in wind zuo schlagen, sonder discr loblichen statt zuo verschonen, unserem rechtlichem fürschlag dermassen zuo begegnen und antworten, das er zuo der statt uffnung und ruow möge dienen, weliches uf unser syten die höchst begird ist, die wir hend."

Melchior Ruß.

Melchior Ruß wurde in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts zu Luzern geboren, wo sein Vater Stadtschreiber war. Nachdem er seine Studien in Basel (1479), vielleicht auch im entfernten Auslande vollendet hatte, erhielt er die Stelle eines Gerichtsschreibers in seiner Vaterstadt, in welcher er sich das Vertrauen seiner Mitbürger in so hohem Grade erwarb, daß er Mitglied der Gesandtschaft wurde, welche man im Jahre 1476 an den König Ludwig XI. von Frankreich schickte. Drei Jahre später ging er in gleicher Eigenschaft nach Ofen, um mit König Matthias Hunyad von Ungarn, der mit den Eidgenossen in Bündniß zu treten wünschte, weitere Verhandlungen zu pflegen. Er wurde vom König eigenhändig zum Ritter geschlagen; aber es fiel dies, wie ein späterer Luzerner Chronist meldet, zu seinem Verderben aus, denn er machte große Schulden, um seiner Ritterwürde gemäß leben zu können, und da der König ihm seine Versprechungen nicht hielt, gerieth er zuletzt in Armuth. Von seinem späteren Leben ist Nichts bekannt; zwar wird berichtet, es sei im sogenannten Schwabenkriege am 20. Juli 1499 ein Melchior Ruß im Treffen bei Rheinegg gefallen, allein es scheint dies ein anderer gewesen zu sein als der Luzerner Geschichtschreiber.

Wie Ruß selbst sagt, begann er seine Chronik im Jahre 1482, als er von seinen diplomatischen Reisen heimgekehrt war; ohne Zweifel hat er dieselbe bis auf seine Tage geführt, allein sie ist nicht vollständig erhalten, sondern geht nur bis zum Jahre 1411. Ob er gleich im dem Vorberichte seine Chronik als eine Luzernische ankündigt und er in der That auch mit dem Ursprung seiner Vaterstadt beginnt, so nimmt sie doch bald den Charakter einer allgemein eidgenössischen Geschichte an, den sie auch fortwährend bewahrt, wenn auch die Luzerner Verhältnisse öfters mit großer Ausführlichkeit berichtet sind. Seine Darstellung ist einfach, schmuck- und kunstlos, ja es fehlt seinen Perioden öfters sogar alle Gestaltung; dagegen ist sie nicht ohne naive Kraft. Er erzählt die einzelnen Thatsachen beinahe durchgängig, ohne ihren innern oder äußern Zusammenhang zu berühren, hie und da macht er jedoch Bemerkungen, aus denen zu entnehmen ist, daß ihm ein tieferer Blick in die geschichtliche Entwickelung der erzählten Begebenheiten keineswegs mangelte.

Wye die von Lutzernn erworben haut, Hörhörner oder Harschhörner zuo füeren.

Vor langen alten zytten, do der grosz keyser oder küng Karolus regierte, als die waren hystorien sagent, zog der selb küng Karolus und mit jm ein küng von Ungeren, ein hertzog von Oesterrych, die von Lutzern, von Ure und die von Schwitz, und von allen anderen enden und landen vil lüten in dem jar des herren acht hundert und eynliff jar; zügen also gen Salin de Cran*), das am merr lag. Und lagent aber die heyden ennet dem arm des meres, jemers das küng Karolus mit siner macht nit wol mocht zuo sinen vigenden kummen, er were dann über berg und misslich weg gezogen. Also batt küng Karolus Gott den allmechtigen und sin würdige

*) Saline de Cran zwischen Marseille und der Rhonemündung.

mutter die magdt Marian, das sy im sieg und weg zu sinen vigeude ze kummende geben und wisen wölte. In der grossen andacht und in sinem gebett erhört jn Gott, und liess das mere zwüschent den bergen dry mill breyt und vij mill lang hinweg gon, darüber ich selbs persönlich geritten bin. Also zugend sy durch den selben weg, da vor hin das mer was geweseu, zuo den heiden, und strittent und schluogent zuo Arly vor der statt mit einander, das so grosse welt von Christen und heyden umkam, das es on zall was; und stritt des küngs sun Rulandus ouch mit jnen; der wart aber gefangen. Und als der strytt ein end nam, do was yederman abgezogen und emplündert, das man die Cristen nit woll vor den heyden erkennen köndt; so bat küng Karolus aber Gott, das er ym das zeychen gebe, welche Cristen werent, damit er sy könde bestatten. Also in der nacht wurden die Cristen all von Gott und den engeln vergraben in erhaben marmersteynin greber und andere, als man das hye und anderschwan den fürsten pflicht zethüende. Der selben greber sind ob fünffzehen tusyg, so in ettlichen greber fünff oder vj Cristen in ligent, das ich gesehen hab; so wol zuo glouben ist, etlicher Lucerner, Urner oder Schwitzer von Gott ouch da bestattet syen; und beliben die heyden unvergraben in wytem feld offentlichen ligen. Da erwurben min herren von Lutzernn von dem groszen küng Karly, das sy herhörner dörffen füeren nach sitten Rulandi sines suns; dan sy die warent, das sy an allen enden, wan die nacht huot für kam, so verbranten sy ally hüser und *habitationes*, damit das wytt gesamlett volk, so keyser Karolus mit jm füert, dester minder hinder sich flühen möchte, das jnen vast wol kümmen was; dan were dasselbig nit beschechen, ettlich des strits mit herwartett hetten. Man sagt ouch, die von Ure haben die ablösung in ir panner erworbenn, und die von Schwitz das crucifix in der roten paner. So sagen aber ettlich, sy habentz zu Erikurt und des wegs hin erworben: das lass ich an die, so das wol wüssenn.

Diebold Schilling.

In Solothurn geboren, scheint Diebold Schilling schon früh nach Bern gegangen zu sein, wo er im Jahre 1468 zum Mitglied des großen Raths ernannt wurde, nachdem er Bürger der mächtigen Stadt geworden war. Im Jahre 1473 wurde er Unterschreiber und Seckelmeister, nahm an den burgundischen Kriegen Theil und wohnte insbesondere (1476) der Schlacht bei Murten bei; einige Jahre darauf (1482) ward er zum Gerichtsschreiber befördert, welches Amt er bis zu seinem bald darauf im Jahre 1485 erfolgten Tode bekleidete. Seine Muße benutzte er zur Abfassung einer großen Chronik von Bern, welche noch im Original auf der Bibliothek dieser Stadt aufbewahrt wird und aus drei großen Foliobänden besteht, welche mit vielen interessanten Gemälden geschmückt sind. Doch ist nicht die ganze Chronik seine Arbeit, ob sie gleich durchgängig von seiner Hand geschrieben zu sein scheint; vielmehr hat er das Werk seines Vorgängers Justinger nebst den Fortsetzungen von Wagner, Fründ und Tschachtlan einfach abgeschrieben, ihnen jedoch vielleicht auch, was noch nicht mit Sicherheit ausgemittelt ist, einzelne Bemerkungen und Notizen beigefügt. Dagegen ist der letzte Band, welcher die Geschichten der Stadt von 1460 bis 1480 enthält und mit besonderer Ausführlichkeit von den burgundischen Kriegen erzählt, sein unbestrittenes Werk, durch welches er sich den Dank der Nachkommenschaft und einen ehrenvollen Platz unter den deutschen Geschichtschreibern der Vorzeit erworben hat. Aber auch schon zu seinen Lebzeiten ward ihm die verdiente Anerkennung zu Theil; denn als er (wie eine spätere handschriftliche Notiz berichtet) am Weihnachtstage 1484 seine Chronik den „Räten und gemein Burgern zu Bern und ihren ewigen Nachkommen zu einem guten seligen Jahr" schenkte, nachdem sie schon vorher „vor Räth und Burgern verhört und corrigirt worden", befahl der Rath, sie „in der Stadt Gwelb zu andern Briefen und Schätzen zu legen, daß die zu sonderbarer Ergetzung und Trost aller Nachkommen behalten werde".

Wenn sich auch Diebold Schilling zur klassischen Kunstdarstellung Thüring Frickards keineswegs erhebt, so trägt seine Geschichte der burgundischen Kriege doch nicht mehr den Charakter der einfachen Chronik, und es ist in ihm ein Fortschritt der historischen Kunst unverkennbar, nicht nur darin, daß er die einzelnen Begebenheiten in ihrem ganzen Verlaufe ausführlich berichtet, sondern ganz besonders darin, daß er auch in ihre Ursachen und Wirkungen einzudringen und durch Ausmalung der Nebenumstände ein möglichst anschauliches Bild der Zustände zu geben sucht. Seine Darstellung ist, besonders in der Schilderung der Heldenschlachten, bei aller schlichten Einfachheit doch kräftig und voll Leben; ein ganz besonderes Verdienst hat er sich aber noch dadurch erworben, daß er uns die Schlacht- und Siegslieder von Veit Weber, Mathias Zoller und Hans Viol (S. 594 und 599) aufbewahrt hat, die ohne seine Aufzeichnung wahrscheinlich unwiderbringlich verloren gegangen wären.

1. Belagerung von Granson.



Grandson in der Schweiz.

Das der vorgenant hertzog von Burgunn sin leger für Granson schluog und das mit gantzem gwalt und macht belag.

Darnach in kurtzen tagen, als der vorgenant hertzog von Burgunn mit sinem gwalt und so grossen machten harüber in das land was kommen,

da schluog er sich angendes für die statt und schlosz Granson mit so vil lüten und anderes züges, das es kum gloublichen ist. Es wurden ouch so vil zelten, hüser und hütten uffgeschlagen und gemachet, das es nit anders was, dann ein gros mechtig statt; und was ouch das leger zuoringumb gar wit und gros und darin allerlei feil von koufmann schatz und andern dingen, das man erdencken mocht; dann ouch gar vil mechtiger kouflüten mit im waren gezogen, und was under inen gros hochfart.

Das der vorgenant hertzog von Burgunn den ersten sturm an Granson tuon liesz und sy gar hart angriff.

Und als das leger geschlagen wart, da liesz er die statt stürmen am sonnentag vor sant Matthis tag, des heiligen zwelfbotten, in dem vorgenannten jare mit grossem gwalt und vil lüten. Also warten sich die frommen lüte von Bern und Fryburg so trostlich und manlich, das sy inen den sturm vorbehielten und der fienden an dem sturm gar vil umbbrachten, und muoszten also mit schanden und schaden abziechen, dadurch der hertzog von Burgunn fast entsetzt wart.

Das Granson zuom andern mal gar hartiglich gestürmt wart.

Dar nach an der nechsten mitwuchen des vorgenanten jares stürmten aber die fiend an die statt Granson so mit grossem gwalt und machten, das sy an einer seiten neben darin kamen und die statt gewannen. Und wart die angst und not als gros, das die frommen lüte von Bern und von Fryburg in dem barfuossen closter der statt warent, und nit wiszten, das die statt gewunnen was. Und als sy die fiend so mechtiglichen und mit als grossen scharen in der statt gesachen, und der innen wurden, da gingen sy usz dem closter und trungen mit gewerter hand durch alle fiend und kamen in das schlosz, und empfingen leider etwas schaden (doch kamen der fienden an dem selben sturm ouch vil umb), und enthielten sich da in dem schlosz, bis sy darnach leider schantlich verraten und umbbracht wurden, als das harnach bas gelüttert wird.

2. Schlacht bei Murten.

Von dem grossen und erlichen stritt zuo Murten, und was ordnung darinn für genommen und angesechen ward.

Und also an einem samstag fruo, der da was der heiligen zechen tusent rittern tag, wart einhelliglich geordnet und abgeredt, das jederman am ersten das ampt der heiligen mesz hœren und Got umb gnad und barmhertzigkeit bitten, ouch zuo morgen essen und sich dann zuorüsten und bereiten solt. Doch fand man mengen biderman, der weder essen noch trincken wolt, bis die sachen ergangen warent. Indem kament die frommen handvesten lüte von Zürich, als vorstat, ouch mit jr paner und gantzer macht, und warend fast müed und hellig, dann sy tag und nacht gezogen warend. So hat es ouch die gantze nacht geregnet und was tieffer bœser weg, und regnet ouch samstag us der massen fast, also das sy dennocht der jren hinder inen muoszten lassen in den höltzeren, me dann sechs hundert man, die von rechter müede niendert hin mochten kommen. Nützit dest minder kament sy harnach und zugent von stund an mit andern frommen lüten manlich dran, und was ouch ir guoter will und meinung, das man umb jrentwillen nit me beiten noch firen solt, das man jnen ouch zuo guotem nit vergessen sol.

Und also wart von stund an ein vorhuot gemacht, und darin die von Thun und Entlibuoch geordnet mit jren panern und einem treffenlichen züge von allen andern Eidgenossen, und wart ouch in die selbe vorhuot zuo eim obersten houptman geordnet herr Hans von Hallwil, der gar ein thürer ritter und ein burger von Bern was, und ouch mit grossem ernst und vernunfft semlich sachen nach aller notturfft versach, und wart ouch der selben vorhuot der reisig züg zuogeordnet, uff sy ze warten mit sampt den büchsen und armbrest schützen, die ouch by jnen warent, darzuo ouch vil langer spiessen, die neben jnen uff einer siten ouch giengen.

Dar nach giengen alle paner und zeichen von stetten und lendern mit einandern mit hellenparten und mord axen, der us der massen vil was; den selben panern und frommen lüten ouch zuogeben und geordnet waren by tusent mannen mit langen spiessen, die zuo beiden siten neben den panern gingen, die zebeschirmen; und uff die selben wart ouch ein gros und stark nachhuot geordnet und gemacht, der houptman was Caspar von Hertenstein von Lutzern, der darin ouch vernünfftiglich handlet.

Und also nach semlichen ordnungen allen zoch jederman mit manlichem hertzen und unerschrocken in dem namen des allmechtigen barmhertzigen Gottes, der hochgelobten künigin magt Marien und der heiligen zechen tusent rittern, an der tag es ouch was; und hatten die von Bern ein besunder gros hoffen zuo den selben zechen tusent rittern, dann jnen me dann vor hundert jaren am stritt von Lauppen, der ouch uff den selben tag beschach, wol und glücklich gelungen was, da ouch ir hertz fründe und alten Eidgnossen by inen warent, als man dann das in der Berner alten Cronicken gar luter findet; und zugen also oben durch den buochwald wider Murten und gegen des hertzogen leger zuo an einen hag, da des hertzogen vorhuot was, und ouch in guoter ordnung und ganz gerüst warent. Und als sy einandern ansichtig wurden, und etlich von den fordersten anfingen scharmutzen, da wart jederman, je einer von dem andern, von den Eidgnossen nach jrem loblichen harkommen und alten guoten gewonheiten angerüst und ermant, dem heiligen bittern leiden unsers herrn Jesu Christi und ouch den zechen tusent rittern fünf pater noster und ave maria mit zertanen armen ze betten und sin götlich gnade und barmhertzikeit anzeruoffen; das ouch wol zuom fünften mal von jederman mit grossem ernst beschach.

Das der hertzog von Lotringen und etlich herren und ander vor Murten zuo rittern wurden geschlagen.

Es wurden ouch vor dem angriff, als nit unbillich was, gar vil rittern geschlagen, namlich der hertzog von Lotringen, der des von gantzem hertzen begert, darzuo ander graffen, fryen, her-

ren, edel und ander fromm lüte, der ob drühunderten was, und es nachmalen wol verdienten.

Und also glich dem selben nach beschach der angriff und wart uff beiden siten mit grossen stein schlangen und andern büchsen gar vast geschossen, des etlicher übel entgolten hat; und mit unverzagtem muot hüwent die reisigen drin und neben jnen das fuosz volck als helden, büchsen schützen und die langen spiesz, und wurden alle ordnungen von stund an zerbrochen. Und kamen am ersten an einen hag, darüber man nit mocht kommen, dann das sy widerumb muoszten keren und neben zuo durch ein engen weg zuo rosz und fuosz brechen muoszten, das leider etlichen übel kam. Dann wer der selb hag nit gewesen, sy hettent an dem selben ersten angriff gros lob und ere ingeleit, nach deme dann die Burgunner am ersten ritterlich bestuonden und ouch in ganzer ordnung waren.

Das der fienden gar ein mercklich zal in dem see verdurben und gar jemerlich umbkament und ertrunckent.

Und also zoch jederman mit friem muot gar manlichen wider des hertzogen leger und in sin wagenburg mit einem semlichen schalle, das der burgunsch hochfertig hertzog und die sinen zuo flucht kamen, und wart der ernst also gros, das alles, das sy mochten erriten und erlouffen, von jnen nidergeschlagen und ertöt wart; und kam ouch semlich gros angst und not under sy, das gar vil von rechtem jammer und schrecken in den Murten see riten und louffen muoszten, das er von der statt Murten bis oben us an das mos, da er ein ende hat, aller voll luten stuond und lag, die alle darinne erstochen und erschlagen wurden, und sich ouch selber von rechter angst und not muoszten ertrencken, das die niemand mocht zelen noch überschlagen von menge der lüten; und warent merenteils alles Lamparter, dann die selben jr leger by der statt under den nuszböwmen neben dem see hatten. Und als die in der statt innen wurden und gesachen, das die Burgunschen also fluchen, da marckten sy wol, das man sy entschütten wolt.

Das etlich soldner von Murten us der statt in das Lampersch heere lüffen.

Do nun der houptman in Murten des innen wart, und er geriet mercken, das die von Bern und ander im feld waren und an den hertzogen zugen, da lies er endlich etlich knechte in das Lampersch heere harus louffen; die brachtent sy am ersten zur flucht, das sy also in den see wichent. Was gelts sy ouch by inen hatten, das tatent sy alles us jren secken und verwarffents in den see, damit es niemand zuo nutz kæme.

Do ritten ouch vil grosser herren und ander mechtig lüte, der namen ich nit weis, mit jren guldinen scharinen, verdachten rossen und andern köstlichen dingen von harnesch, kleidern und anderm in den see und under stuonden über schwimmen; sy zarten ouch jren harnesch, kleider und anders, was sy dann konden oder mochten, von jnen zuo uffenthalt und lengerung jr lebens, und wann sy lang gezabelten, und nit erschossen oder erschlagen wurden, so giengent sy von rechter angst und not mit den rossen gantz under, das doch ein gros not und jemmerlich ding was. Sy hatten aber umb den allmechtigen Got mit jr hochfart wol verdienet, daran all fromm Berner und biderben lüte gedenken, sich vor unnützer hochfart hüeten und in Gottes gebotten und gehorsamkeit bliben söllent, so mag jnen niemermer miszlingen.

Das der feinden etlich uff den hochen böwmen erstochen und umbbracht wurden, ouch in bachöfen und hüseren.

Do wurden ouch etlich uff den hochen böwmen, daruff sy dann von rechter tœtlicher angst und not gestigen waren, erstochen: die muoszten leren fliegen on alles gefider. Darzuo waren ouch frouwen unter jnen, die sich in harnesch hatten angeleit, der wurden ouch etlich unerkant erstochen und umbbracht; doch wo man die mocht erkennen, so tet man jnen nüt; dann es etlichen darzuo kam, das sy jr brüst entdecken und erzeigen muostent.

Die von Bern und der gantz huff mit allen panern von stetten und lendern, zugent allwegen gestracks für sich durch des hertzogen leger, und mit jnen der reisig züg, merenteils bis für Wiblispurg hinus, ein langen weg, und was sy dazwüschen ankommen möchten, das wart von jnen alles ze tode und darnider geschlagen. Und als man für Wiblispurg ferre hinus was, da kament mere von denen von Murten us der statt, das der graff von Reymond mit allem sinem volck in dem leger vor Murten were: und die wile nun des hertzogen volck erschlagen und jnen die flucht angewunnen, so hette man dennocht zween schütz us der grossen büchsen us der statt Murten getan; daruff angendes still gehalten und geraten wart, das man also bliben und menglich uff sinen knüwen mit zertanen armen dem almechtigen Got, der küngin magd Marien, allem himmlischen heere und den zehen tusent rittern fünf pater noster und ave maria sprechen und ernstlichen dancken solten der grossen gnaden und grundlosen barmhertzigkeit, uns allen von jnen menigfaltiglich erzeigt. Und solt man also angendes gegen dem graffen von Reymond ziechen und in ouch angrifen, nachdem man des hertzogen volckes nieman me erylen mocht. Und als man wider herzuo bis für des hertzogen leger zuo der statt Murten kam, da kament mere, der graff von Reymond were von sinem leger uffgebrochen und gewichen und hette die flucht genommen. Also blieb man und zoch jederman in des hertzogen leger zuo herberg; doch wurden derselben ouch gar vil erstochen und erschlagen an der flucht, es wer uff dem mos, oder die obenus fluchen, und beschach dem graffen von Reymond leider nüt, wie wol er ouch kum entran.

Bernhard von Breidenbach.

Obwohl dem geistlichen Stande bestimmt, hatte Bernhard von Breidenbach, Dekan des Hochstiftes Mainz, aus altem Geschlecht stammend, seine Jugend in Leichtsinn zugebracht, worüber er später, da er Kämmerer des Hochstiftes war, solche Reue fühlte, daß er sich zur Buße entschloß, eine Pilgerreise nach Jerusalem zu machen. Damit aber dieselbe nicht bloß ihm, sondern auch andern Men-

schen nützlich werde, faßte er sogleich den Vorsatz, Alles genau zu erforschen und die Beschreibung seiner Reise bekannt zu machen, weshalb er auch einen guten Maler mit sich nahm, der von den merkwürdigen Städten Zeichnungen machen mußte, um sie seinem Buche beizufügen. Mit seinen Begleitern, dem Grafen Hans von Solms und dem Ritter Philipp von Bicken reiste er 1483 von Oppenheim nach Venedig, wo er sich mit noch andern Herren einschiffte. Im Jahre 1484 kam er glücklich nach Mainz zurück, wo er am 5. Mai 1497 starb. Die Reisebeschreibung, welche zuerst (1485) lateinisch und ein Jahr später in deutscher Bearbeitung erschien, zerfällt in zwei Theile, deren erster die Reise zum heiligen Grab und den Aufenthalt in Jerusalem erzählt, der zweite die Reise durch die Wüste nach dem Gebirg Sinai zur Kirche der heiligen Katharina berichtet; doch verbreitet sich der erste Theil auch über die Sitten, den Glauben, die Secten und Irrthümer der verschiedenen Völkerschaften, deren Länder er durchzog. Die Schilderung der einzelnen Oertlichkeiten ist meistens ausführlich und genau und gibt ein anschauliches Bild ihres damaligen Zustandes; dagegen erhebt sich die Darstellung nicht über die Mittelmäßigkeit. Man hat in neuester Zeit nachzuweisen versucht, daß Breidenbach weder die lateinische, noch die deutsche Bearbeitung seiner Pilgerfahrt selbst verfaßt habe; es wird behauptet, daß der oben erwähnte Maler, Erhard Rewich aus Utrecht, der eigentliche Verfasser der deutschen Beschreibung sei: doch sind die für diese Behauptung aufgestellten Gründe, so viel Wahrscheinlichkeit sie auch haben, nicht entschieden genug, um diesem das Werk zuzusprechen; nur so viel ist sicher, daß das Buch von dem Maler und in dessen Haus gedruckt wurde. Wie beliebt Breidenbachs Reisebeschreibung zu ihrer Zeit war, geht daraus hervor, daß sie in der deutschen, wie in der lateinischen Bearbeitung mehrere Auflagen erlebte und in die holländische und französische, ja selbst in die spanische Sprache übersetzt wurde.

Bethlehem.

Bethleem lyget vff eim hohen berg, aber eng, deß lenge ist von orient gegen occident. Von occident ist der ingang, vnd da ist auch die eistern by der port, vß welcher Dauid begeret trincken, als er in eim stryt was wider die Philister, vnd Dry der starckosten man vß siner ritterschafft drungen durch der vindt here mit gewalt vnd schöpfften wasser vß der selben eistern, vnd brachten eß Dauid, der eß doch nit tranck, als man lyßt am ersten bůch Paralipomenon am Vj capitel. Am end aber der statt gegen orient vnder eim velsen, (was by der statt vsser, vnd nach sitten deß selbigen landes ist eß gewesen, ein stall, habende ein krufft in ein velsen gebuwen, als man da gewonlichen krupffen machet) ist geborn worden von der jungfrauwen Maria vnd vffgangen die sonn der gerechtikeit, Cristus Jhesus, vnser gott. Doch by den vß obgenanten velsen ist ein ander noch grösser, vier schů wyt von dem vorigen, vnder welchen die krupff was, darin das kindt Jhesus alß bald ward geleget für den ochsen vnd den esel, mit schlechten tůchlin vmbwickelt; aber als mich beduncket, ist eß nitt mee dan eyn velß gewesen, vnd ist ein thür in mitten dar durch gemachet worden, durch die man noch von der capel ingeet in das chor. Vnnd zu der statt der geburt vnsers herrn geet man vß der kirchen in die Capel herab V staffeln, der vrsach ob bezeychnet ist; vnd die selb Capel gemachet inwendig mit musiertem werck, vnd mit marmelstein das pauiment besetzet vnd gar kostlich gemacht. An dem selben ende, do die jungfrauw Maria hatt geboren Jhesum, mag man meß lesen vff einer marmelsteinen taffel, die do selbet ist gesetzet. Man sicht auch ein teil von dem blossen stein, do Cristus geboren ist. Deß glichen auch ein teil der krupffen, darin Cristus geleget ward, ist bloß gelassen worden, welche zwey ende die pilger gar mit grosser andacht küssen. Ich hab noch nit gesehen oder gehöret einigen man, der do saget, er hette der kyrchen glich gesehen als andechtig vnd kostlich, als die kyrch zu Bethleem ist, dan gar vil vnd groß edel marmelstein sülen sein in ir nach vier ordnung gesetzet, darzů die vsserlich kyrch, das schyff der kyrchen genant, von ob den sulen biß an die balcken ist gemachet von schönem vnd adelichem vnnd musiertem werck von allen hystorien von anbegyn der welt biß an den jungsten tag. Auch das gantz ober pauiment der kyrchen ist von marmelstein mancherleyer farbe besetzet, das schön gemeld gar wol zieret, alles also kostlich, das vil meynen, eß möge nicht geschetzet werden. Die Sarraceni eren alle kyrchen vnser lieben frauwen, aber besunder disse zu Bethleem. Eyn Soldan auch vor zyten sehende in disser kirchen so köstlich ornat, sulen, taffelen vnd ander gezierde, gebott alles sollichs abgehebet werden vnd hynweg in Babiloniam gefürt werden, wollende da mit sein palast da von besseren vnnd buwen. Aber als bald die werck meister dem gebott wolten nach kommen, vnd der Soldan noch zu sahe vnd dar by stunde, nem man war, vß einer gantzen vnd gesunden wandt, den nitt ein nodel hett mögen durch stechen, kam ein grosser schlang, vnd die erst taffel, die in begegent, durchbiß er, vnd von stund an zersprangk die selb taffel vber zwerch; deß glichen kam er zu der andern, zů der dritten, zů der vierden, biß zu der drissigsten, vnd geschahe allen, wie der ersten, also das der Soldan mit allen, die by im waren, des ein groß verwundern hetten, dar zu der Soldan sein willen vnd fürsatz enderet. Also verschwand der schlang vnd ward nit mee gesehen: da mit ist die kyrch beliben vnd belybet noch hutt, wie vor. Aber die fůßstapfen des schlangen syhet man noch hutt in allen taffelen, die er vber gieng, vnd schynet eben, wie ein brandt mit füer gemachet. Vnnd was diß besunder wunderbarlich, wie der schlang hatt mögen also gan an der wende, die so eben vnd so glatt was, als ein glaß.

Die Cölner Chronik.

Der Verfasser der „Cronica van der hilliger stat van Coellen", welche im J. 1499 gedruckt erschien, ist unbekannt; es ist jedoch wahrscheinlich, daß er, wie die meisten Chronisten jener Zeit, irgend ein Amt bei der Stadtverwaltung bekleidete, wodurch ihm die Archive zur Benutzung geöffnet waren. Die Chronik, welche in vorherrschend niederrheinischer Mundart geschrieben ist, beginnt mit der Geschichte der Schöpfung, von welcher sie rasch bis auf Christi Geburt fortschreitet; dann erzählt sie in chronologischer Ordnung von allen römischen Kaisern bis auf Maximilian I., indem sie zugleich die Geschichte der Päbste, der Könige von Frankreich, der Fürsten von Brabant, Geldern, Jülich, Cleve, Berg, Flandern, Seeland, Holland und anderer in der Nähe von Cöln oder am Rhein liegenden Länder berührt, besonders ausführlich aber sich über die Geschichte der Stadt Cöln und ihrer Bischöfe verbreitet. Manche Abschnitte sind ganz aus der gereimten Chronik von Gottfried Hagen (s. o. S. 455) entnommen; die späteren Geschichten sind selbstständiger bearbeitet, überall zeigt sich aber, wie Wackernagel ganz bezeichnend charakterisirt, „ein eigenthümliches Gemisch kritiklosen Aberglaubens und schon der gelehrten Kritik". Ohne die schweizerischen Chroniken an Tüchtigkeit der Darstellung zu erreichen, ist sie doch weitaus die bedeutendste Erscheinung in der niederdeutschen

Mundart. Wir haben ein Bruchstück aus der Geschichte der für Cöln so wichtigen Empörung der Weber und Wollarbeiter gegen den Rath mitgetheilt, von der auch, wie schon berichtet (S. 659), eine gereimte Darstellung vorhanden ist.

Streit der Weber und Wollarbeiter mit dem Rath zu Cöln.

Wye die weuer eynen mysdadigen man tzer doit verordelt nae Scheffen ordel mit gewalt in dem velde namen vyss der richterboden hende ind wederumb bynnen Coellen brachten.

In dem vurß jair MCCClxxij geschach idt vmbtrint sant Materns misse, do hadde der Rait ind die Stat van Coellen verboden all yr burgeren vp liif ind vp goit, dat nyemans zo dem Guylcher strijde gain ensoulde, noch rouffgoit noch anders bynnen Coellen brengen. Zwen van dem wullen ampt lieffen dair ind brachten rouff bynnen Coellen, ind yn wart naegevolget ind wurden beelaget. Disse tzwene wurden angetast ind in die hacht gelacht, ind der Greue mit den Scheffen erkanten, dat Sy des doitz plichtig weren, ind dem scharprichter wart beuolen, dat he eyn, genant Hencken vamme Turne, vyss der hacht halen sulde ind voren in dat velt ind aldae richten; dae geschiede Scheffen ordell, ind hie wart verwijst tzom dode in dat velt gevoirt. Zo der selner tzijt quam eyn weuer gelouffen vp yrre beyde huser, dae die weuer waren, ind sprach tzo yn: „Yr heren, vnser gesellen eyn wirt geleit vyss Coellen, ind man soll eme syn haufft affslain. Ich hain yn synn vyss leyden tzo velt wart." Eynre van den ouersten des wullen ambochtz ran tzer vinsteren ind rieff tzorinchlich van dem huse heraff, das Sij tzo velde lieffen ind hailden den man mit gewalt. Der weuer eyn groyss deill rusten sich mit geweren ind lieffen tzo velde wart, ind woulden den man hoillen. Her Euerhart Hardvuyst was Greue tzo der seluer tzijt. Die weuer quamen gelouffen in dat velt zo dem Greuen her Euerhart vurß, dan he sas vp syme hengste. Eyn weuer, genant Henrich Bachstraisse, der quam gerant an den Greuen ind sprach: „Yr Richter, den man willen wyr gevyrst hain, ind doet yrs nied, id wirt vch leit!" Her Euerhart, der Greue vurß antworde ind sprach: „Ich en kan vch geynen man gevirsten, dae Scheffenordell ouer gegangen is, idt sij myr leiff off leyt. Wat hulpe dat, dat ich vch vil tzosage, dat ich doch niet moechte doin?" Do die weuer dese antwort gehoirt hadden, ind dat der Greue ym den man niet woulde ouergeuen, so traeden Sy tzo, ind namen yn mit gewalt ind brachten yn wederum in die Stat.

Wie sich vergaderde der Rait tzo Coellen ind die broderschaften vmb tzo keren ind afs tzo stellen den groissen homoit ind gewalt der weuere.

Alles dinges eyn tzijt der weuer gewalt ind homoit was so grois, dat der Rait hadde gheyn macht vur dem wullen ampt; Sy hadden die macht ind die gewalt in Coellen, as vyss den vurß punten is offenbairlich tzo myrcken. Do nu der ouermoit ind moitwil vp dat hoechste komen was, ind got der idt niet langer gestaden woulde, dat die hillige Stat van Coellen vngetroest bleue ind vur dem quaden vuyr der partijlicheit verhoit wurde, so gaff got der hillige geist, eyn geuer ind lieff hauer der eyndrechticheit, dat die gemeynde ind der Rait sich verdrogen ind versamelten vmb vyß tzoraeden das vurschreuen quait vnkruyt. Ind dat geschiede alsus.

Dae die weuer sulchen groissen vnrechtferdigen gewalt ind wreuel bedreuen intgeyn got ind die mynschen, dat brachten tzwen eirbar manne, der eyn hiesch Her Johan van Troyen, ind Tilman van Conelschouen, an die Broderschaften, ind quamen gerant bynnen Coellen, ind gingen tzo sent Briden, dae die Broderschaft vergadert was, ind vertzalden den dae die gewalt intgeyn die kayserliche gerechticheit, die die weuer bedreuen hadden. Dae die van der vurß Broderschaft dat vernamen, mallich gesan sijnre wapen, ind lieffen tzo huyss, die van Raede mit den Broderschafften, ind wapneten sich, ind vortan allit, dat in der Stat was. Der Raid hadde sich sere risch bereit ind quam sent Brijden myt der Stat Banneyr tzo der Broderschaffte. Eyn ander geselschaft was, dat waren die Loiere, die waren mit den eyrsten tzo dem Rait ind tzo der vurß broderschafft.

Item die geselschaft van dem issermart quamen ouch geschairt by dem Raid, item die kouflude van dem alden mart. Dat waren die van der Wintecke, quamen ouch mit yren wapen; item die gesellen vam hemelrijch, die lieffen sich niet vill maynen, ind quamen ouch sere haestelich. Item die Vischmenger quamen ouch tzo dem banneyr der Stede van Coellen ind tzo der vurß geselschafte. Ein ander boich schrijfft alsus. Der Rait versoicht alle ampte, wye Sy sich by yn bewijsen woulden; Sy gauen alle gelijch dese antworde, dat Sy in der sachen stille woulden sitzen. Doch waren Sy dem Rait gehult; Sy hadden goiten troist van den Broderschafften mit namen Windeck, Goltsmede, Bontwerker, Becker ind Bruwer, Vleischhouwer ind Vischmenger, ind dair tzo mere ambochten.

So wie der Rait van Coellen mit den Broderschafften gewapent tzogen mit der Stat Banneir zu Airsburch up der Bach ind van dan vp den weit mart, dae eyn groiss schlachtunge was, ind vortan vp den kriech mart, dae geschiede des gelijchen.

Do nu der Rait mit den vurß broederschafften ind anderen vergadert waren, verdroiss Sij der hoemoit sere, ind bespraichen sich vnder eyn ind mit allen anderen Ambochten, wie Sij die gewalt wolden affstellen. Ind der Rait mit den anderen machten eynen vpsatz, dat Sij des gantz Ambochtz mechtig wurden, vnd sloigen Sij doit vp der straissen. Ind dat geschiede alsus.

Do die vurß Burger ind gemeynde by ayn waren, staechen Sij vyss der Stat Banner vp den Aldenmart vur dem gebuyr huyss zo sent Brigiden, ind dem Banner voulchde mannich duysent man. Sij gyngen ouer den Aldenmart ind Hewmart, ind quamen vor Airßburch, dat was eyn huyss, dat dem Wullen ampt zo behoirde. Do die Weuer sulche mere vernamen, wye der Rait ind die gemeynde intgeyn Sij gewapet quemen, so machten sich die Weuer risch vp mit eynre groisser schair, ind versamelden sich by vnser lieuer frauwen Broederen, ind hadden ouch yr Banner. Do der Rait mit der gemeynde dat vernamen, treckden Sij mit dem Banner vort die Bach vp, vmb dat ort, ouer den weitmart. Niemantz van den beiden parthien gedachten nae vreden. Eyn yecklich zoich syn swerde ind lieffen zo samen. Ind dan wart eyn groiss Strijt. Do die weuer sayn, dat yr wederparthye so starck wart, begonnen Sij vlyen, ind vluwen in Peter Nielais huyss. Ind van groissen ylen liessen Sij dat Banner her vyss, ind tzwen man bleuen vur der duyr; der eyn wart erslagen, der ander leyt groisse noit. Do wart der Weuer Banner zerhauwen, zorissen ind tzosplissen zo allen stucken. Alsus tzoich der Rait mit den Broederschafften van dan bis vp sent Johans kyrchoff, ind dae bleuen doit vj man van den Weueren.

Item do der Rait mit den Broederschafften vernamen, dat die Weuer van dem kriechmart ouch quamen getzogen mit yrem Banner vp Sij, do stalten Sij sich intgeyn yn ind tzoigen yn tzo gemoite. Do dat die Weuer gewair wurden ind sagen, dat men so starck vp Sij dringen quam, ind dat yrre geselschaft vp dem Weitmart ind vur der vrauwen broeder kyrche geschoffiert weren, do keirden Sij yre heuffder vmb, ind lieffen die versen syen ind deden schoine sprunge. Do die Burger vernamen, dat die Weuere ouch dye vlucht genommen hadden, do macht sich mallich vp, groiss ind cleyn, ind wat Sij erwisten, dat sloigen Sij doit vp der straissen, ind by der Butgassen bleyff yr vil doit. Sij treckden vortan mit dem Banner

ind sloigen die Weuer hie ind dae. Sij quamen zo sent Peter, dae vernamen Sij eyn vp dem Cloister gain, vnd der wart ouch doit geslagen. Die heren mit yrme Banner ind mit den Broederschafften durchgyngen alle straissen, beide kriechmart ind Airßburch ind anderswae, dae Sij geren inthalt moichten hauen, vnd vingen die mit gewalt; mer doch envonden Sij niet vill. Die Weuer moysten moult wurme werden ind laegen vnder der erden.

Item der Rait liess machen vp dem Hewmart eyn gesteyger, ind liessen yn yre heuffder afflain by dem Schupstoill, so vill Sij der Weuer kriegen kunden, desgelijchen Volre.

Item do die Weuere alsus gevluwen waren ind sich verborgen hadden, do zoigen de herrn mit den Broederschafften widderumb zo Airßburch ind bleuen dae die nacht, ind dae wart geleuert broit ind wijn, ind des genoich.

Petermann Etterlin.

Petermann Etterlin war höchst wahrscheinlich der Sohn Eglof Etterlins, welcher, aus Brugg im Aargau gebürtig, nach Luzern übersiedelte und im Jahre 1427 dort Stadtschreiber wurde. Dieser machte mit großem Fleiße eine Sammlung von allen ihm zugänglichen Urkunden, welche Luzern betrafen, und eine andere von den wichtigsten Rechten und Ereignissen, die auf diese Stadt Bezug hatten, welche sehr schätzenswerthe Sammlung im Archiv niedergelegt und wegen der silbernen Verzierungen des Einbandes das silberne Buch genannt wurde. Auch Petermann beschäftigte sich mit historischen Studien, zu welchen er nebst der Chronik seines Vorgängers Melchior Ruß wohl vorzüglich die Sammlungen seines Vaters benutzt haben mag. Von seinen Lebensumständen ist wenig bekannt, doch auch dieses Wenige ist nicht ohne Interesse; denn ob er gleich Gerichtsschreiber in seiner Geburtsstadt war, nahm er doch am burgundischen und am Schwabenkriege thätigen Antheil und zeichnete sich durch Tapferkeit aus. So war er 1475 eine Zeitlang Hauptmann der eidgenössischen Besatzung in Ifferten, und kämpfte mit Heldenmuthe gegen die Burgunder, als diese durch Verrath der Einwohner in die Stadt drangen.

Seine „Kronika von der loblichen Eydtgnoschaft, jr harkommen vnd sust seltzam stritten vnd geschichten", welche noch bei seinen Lebzeiten im J. 1507 zu Basel im Druck erschien, geht bis in die frühere Sagengeschichte der Völkerwanderung zurück, hat aber für die Zeiten vor der Entstehung des eidgenössischen Bundes in kritischer Beziehung wenig Werth; wichtiger ist sie für die Geschichte seit Rudolf von Habsburg, ob er gleich seine Vorgänger vielfach benutzt; am bedeutendsten für die zweite Hälfte des 15. und die ersten Jahre des 16. Jahrh., da Etterlin theils als mithandelnder Zeuge, theils als Zeitgenosse erzählt. Er hatte sie dem Bürger und Fürsprech des Stadtgerichts zu Basel Rudolf Husenegg mit dem Gesuch übergeben, „sie zu erbessern, corrigieren, mindern oder meren, ye nach gelegenheit vnd gestalt der sach"; was denn dieser auch that; doch hat er, wie er selbst in einem Briefe an Petermann sagt, „der substantz dies vergriffs nütz genommen", sondern nur besser „tütschen vnd die colores rhetoricales regulieren wellen".

Der Bund auf dem Grütli und Wilhelm Tell.

Wo von die gemein eydgnoschafft entsprungen ist, vnd was müttwillens der Landvogt zû Vry und Swytz getriben hätt.

Als alles, wie ir vor gehört handt, zû Vnderwelden vergangen was, fûgte es sich, das in den selben zytten Eyner von Swytz, genant der Stöffacher, der saß zû Steinen hie dißhalb der burg, der hatt gar ein hübsch huß gebuwen. Do reitt vff ein zytt der Grißler, der dann ouch zû des Ryches handen zû Vry vnd ze Swytz vogt was, da für, vnd rûfft dem Stöffacher, fragt in, wes die hübsch herberg wer. Der Stöffacher forcht im, dann er wüst wol, das er ein tyrann vnd böser mensch was, antwurt im züchtenklichen vnd sprach: „Gnediger herr, sy ist üwer gnaden vnd min lehen," und bedorfft von forchten wegen nit sprechen: „Sy ist min." Der herr schweyg stil vnd reitt da hin. Nu was der Stöffacher gar ein witzig vernünfftiger man, hatt ouch des glichen eyn from, wyse frouwen, was darzû wolhabent vnd mügent. Der nam sich nun der sachen an vnd satzt die zû hertzen, bekümbret sich vnd forcht alwegen, der herr näme im lyb vnd gût. Die frow merckt an dem man, das er vol kumers was, thett, als noch from frowen tättent, fragt inn, was im doch were oder was im gebreste, dann sy hett vast gern gewüst, was im angelegen, oder was im gebresten hat. Er wolt ira das nit sagen, ye doch viel sy mit sölicher pitt an inn, das er ira die sach seyt vnd erzalt, was syn kumber vnd anligen was. Do sy die sach vernam, do für sy zû vnd strafft inn mit züchtigen worten vnd sprach: „Min hußwürt, du solt dich der sach nit so übel bekümberen, dann dera wirt noch ratt," vnd fragt inn, ob er in dem land ze Ury yemant hette, der im heimlich were, dem er bedörfft vertruwen vnd sin not klagen. Die frow erzelt im allerley geslechten; er antwurt: „Ja, ich hab wol lüt, denen ich wol vertruwen dar;" vnd gedocht in im selber, der frowen ratt möcht nit böß sin, vnd gedacht dem ratt noch. Er für gen Ury vnd lag da als lang, biß das er ein fand, der ouch sömlichen kumber hatt. Die frow hatt in ouch heissen frogen ze Vnderwalden, dann sy meynt ye, er söltt der lütten mer vinden, denen als wol ettwas angelegen were, als im. Nu was, als ir vor gehört hand, des armen manns sun, der des von Landenberg knecht den finger entzwey geschlagen hatt, endrunnen, darumb der herr den vatter erblent: der ruw in so übel, das er in gern gerochen hett. Der kam ouch zûm Stöffacher, vnd kament also ira drig zesamen, namlichen einer von Vry, der Stöffacher von Switz vnd der vß dem Melchtal von Vnterwalden. Die klagtent also yeglicher dem andren synen kumber vnd wie es im ergangen was, vnd wurdent da mit einandren ze ratt, wie sy der sach tûn wolltent, vnd schwûren die drig den ersten Eyde der pünden anfang, das sy wollten das recht meren vnd das vnrecht nyder trucken, das böß zestraffen. Darumb gab inen gott glück, als er ouch noch denen tût vnd tûn wil, die dz vnrecht werent vnd dz recht vffnent.

Wie die dryg landtman, so zesamen geschworen, ander from lütt, den ouch allerhand begegnet, zû inen zugent.

Vnd als die drig man also einandren geschworen hattent, do was ir anschlag, das iegklicher vnder inen sûchen vnd heimlichen fragen seltten, wo sy mer lütten möchten finden vnd zû inen bringen. Also funden sy den, der den herren im bad hatt ze tod geschlagen von finer frowen wegen, als ir dann das hie vor gehört hant; der selb schwûr ouch zû inen, vnd funden also nach vnd nach lüt, die sy dann ouch heimlich an sich zugent, das ira ein michel teyl ward, vnd schwûrent da aber zû samen, einandren trüw vnd warheit zehalten, ir lyb vnnd gût ze wagen, vnd sich des gewaltz vnnd der bösen herschafft ze erweren. Vnd wan sy ettwas heymlicher anschlagen thûn wolttent, so fûrent sy für den mitteustein an ein ende, heist „im betlin"; da tagtten sy zesamen, vnd bracht yeglicher alweg lütt mit im, denen sy möchten vertrüwen, vnd tagtent in denen tagen niuna anderschwa, den an dem obgenanntten ende, vnd fûrent alwegen nument in der nacht dar oder vast frûg, vnd vor tag widerumb dannen, da mit sy ir sachen dester heimlicher möchten haltten, das die herren syn nit innen wurden, biß das sy sich baß gestarckten ꝛc.

Was vppigen Frevel vnd müttwillens die herschafft mit den frommen lütten anfiengen.

Nun merckent alle die, so dise geschicht werdent lesen oder hören, ob nit schantlicher böser mütwillen mit den wald lütten getriben würde, darumb nit vnbillich inen gott glück geben hatt, sich sölichs schantlichs müttwillens ze erweren rc. Es fügt sich vff ein mal, das der Landtuogt, genant der Grißler, gan Vry für; vnnd als er do ettwas zytt wonet, lyeß er eynen stecken vnder die Linden, da mengklich für gan müß, vff stecken, leit eynen hüt daruff, vnnd hat darby stätz einen knecht sitzen. Der herr lyeß ein pott tün vnd vßrüffen offentlichen, wer der were, der da fürgienge, der söltte dem hüt Reuerentz tüon vnnd sich neygen, als ob der herr selbs personlich do were, vnd wellicher sölichs über säche vnd das nit tätte, den wölt er straffen vnd schwarlichen büssen; vnnd solltte ouch der knecht daruff warten vnd im sölich leyden rc.

Von Wilhelm Tellen, dem frommen landtmann, der sinem aigen kind ain öpffel müß ab dem houpt schiessen, vnd wie es im ergieng.

Nun was ein redlicher mann im lande, der hies Wilhelm Tell, der hat ouch heymlichen zü dem Stöffacher vnd siner gesellschaft geschworen. Der selbig gieng nun etwa dick vnd menig mal für den hüt vff vnd nider, vnd wolt dem stecken vnnd hüt nit neigen. Der knecht, der des hütz verwartet, der verklagt Wilhelm Tellen vor sinem herren. Do der herr solichs vernam, für er zü vnd beschickt den Tellen für inn, vnd fragt inn freuenlichen, warumb er sinen gepotten nit gehorsam were, dem stecken vnd dem hüt neigte, als er gepotten het. Der Tell antwurt vnd sprach: „Lieber herr, es ist angefärde beschechen, han ouch nit gewüst, das üwer gnad sölichs so hoch achten oder fassen solte; were ich witzig, so hiesse ich anders, dann der Tell. Darum, gnediger herr, so söllent ir mirs verzichen vnd miner torheit zü rechnen." Nun was der Tell gar eyn gütter schütz, als man inn im lande yena fünden möcht, hatt ouch darzü hübsche kind, die im lieb warent. Der herr, der von böser natur was, schickt heimlichen nach des Tellen kynde, vnd do sy komen warent, fragt der herr den Tellen, ob die kind syne, vnd welliches im das aller liepst wäre. Antwurt der Tell: „Ja, gnediger herr, sy sind alle myn, vnnd synd mir ouch alle glich lieb." Do sprach der herr: „Nun, Wilhelm, du bist ein gütter schütz, vnd findt man im lande nit dins glichen: nun wirst du dich yetz vor mir beweren, wie ein güt schütz du syest. Dann du wirst diner kynden eym eim öpffel ab dem houbt schiessen. Tüst du das, so wil ich dich für einen gütten schützen haltten!" Der güt Tell erschrack vnd begert gnaden, batt den herren, das er im sölichs erliesse, denn es were vnnatürlich; was er inn sust hiesse, wöltte er gern tün. Der Wilhelm Tell rette, was er woltte, er zwang inn mit synen knechten, das er dem kind den öpffel müst ab dem houbt schiessen, vnd leyt der herr den öpffel dem kinde selbs vff sin houpt. Nun sach der Tell wol, das er beherret was an dem ende, müst dün, was der herr wolt. Er nam ein pfil vnd stackt den selben hinden in syn göller; den andren nam er in sin hande vnd spannet domit sin armbrest vff, bat gott vnd sin würdige mütter, das sy im glück geben, vnd im sin kinde behüten woltten, vnd schoß damit dem kynde on allen schaden den öpffel ab dem houpt. Do das beschach, do gefiel es dem herren wol vnd lopt inn, wie das er ein gütter schütz wär; doch sprach er züm Tellen: „Du würst mir eyns sagen" vnd fragt inn, was das bedutte, das er den ersten pfil hinden in das göller gestossen. Der Tell hette die sach gern züm besten verantwurtt vnd sprach also, es were der schützen gewonheit. Der herr ließ aber nitt ab, er wolt ye wissen, was meinung er darinne gehebt het. Der Tell forcht im vnd besorgt, die wil er doch also uberheret was, vnd niemantz siner gesellen sach, die im zü hilff möchten kommen, seitte er im nütz süren, dann wie vor. Vnd als der herre, der dann voller bösen listen wz, das merckt, verstünd er glich des Tellen sorg vnd sprach: „Lieber Tell, sag mir nun frölich die warheit, warumb du den pfil inn das göller gestossen habest; ich wyl dich dynes lebens sicheren vnnd dich nit tötten." Da sprach Wilhelm Tell: „Nun wol an, sydmalen ir mich mines lebens gesichrett habent, so wil ich üch die warheyt sagen!" vnnd fieng an vnd sprach: „Ich han es darumb tan, hette ich des öpffels gefelt vnnd myn kinde geschossen, so woltte ich üch selbs oder der üweren ettlich nit gefelt, sünder inn mit dem pfil, so ich im göller hatt, ze tode erschossen han!" Do der herr das vernam, er sprach: „Nun, wolhin! Es ist war, ich han dir zü geseyt, ich wölle dich nit tötten, die wil vnnd ich aber verstan dinen bösen willen, das du mir min leben woltest genomen han, so wil ich für das hin sicher vor dir sin, vnd wil dich an ein ende leggen, das du weder sunn noch mon niemer mer sehen solt!" ließ in fachen vnd hert binden, vnd leittent in die knecht also gebunden in einen nauwen oder schifflin vff das hinder gepiett, vnd leittent sinen schieß züg zü im, stiessent an, vnd wolttend widerumb faren gen Switz. Do sie also fürent biß an Axen hin vß, do bekam inen ein sömlicher grosser grusamlicher vnd starcker winde, das der herr vnd die knecht vermeinten, sy müsten ertrincken vnd schantlich verderben. Indem do sprach einer vnder ynen: „Herr, sechent ir nit, wie es gatt? Tünd so wol vnd heissent den Tellen vff binden; er ist ein starcker mechtiger man vnd kan wol faren, vnd verstat sich vff das wetter: heissent ime, das er vns von hinnen helffe." Do rüfft der herr dem Tellen vnd sprach zü im: „Wiltu vns helffen vnd din bestes tün, das wir von hinnen komment, so wil ich dich heissen vff binden." Da sprach der Tell: „Ja, gnediger herr, ich wil es gern thün vnd getruwen, vnß mit der gotts hilff wol hinnen ze helffen." Also ward er vffgebunden, vnd stünd an die stüre vnd für redlich da hyn; doch so lügt er allwegen vff sinen vorteil vnd vff sinen schießzuge, der nach by im an dem pietten lag. Do der Tell kam gegen einer grossen blatten, die man syd har allewegen genempt hatt des Tellen blatten, vnd noch hüt by tag also nennet, do in bedücht, das es zit wär vnd wol entrünnen möcht, do rüfft er sy mit frölicher stymm alle an, vnd sprach, das sy alle vast zügent, biß das sy für die blatten käment, dann man sy dar für käment, so hettent sy das böst uberwunden. Also zugent sy alle vast vnd do sy der blatten nahent, das in ducht, das er wol daruff springen möcht, do schwang er mit gewalt, als er dan ein mechtig starck man was, den Nauwen oder das schifflin hinden zü der blatten, vnd nam syn schieß züg, der nach by im am piett lag, vnd sprang vß dem Nauwen vff die blatten, stieß den Nauwen von im vnd ließ sy also schweben vnd schwancken vff dem See, vnd lüff durch Switz vß schatten halb, biß das er kam gän Küßnach in die holen gassen. Da was er vor dem herren dar kommen, vnd wartet sin da selbs; vnd als er kam mit synen dieneren ryten, do stünd er hinder eynem poschen studen, vnnd hört allerley anschlegen, so uber inn giengen. Er spyen sin armbrest vff, schoß eyn pfyl inn herren, vnd schoß inn ze tode, vnd lüff wider hinder sich hin über die berg gen Vry. Da fand er syn gesellen vnd seyt inen, wie es ergangen was rc.

Der Weißkunig.

Wie der Theuerdank, so enthält auch der „Weißkunig" die Geschichte des Kaisers Maximilian und ist, wie jener, von dem Kaiser angelegt und zum Theil abgefaßt worden. „Diß puech", sagt der Vorbericht, „ist nun allein ain Materj vnd ain vnvolkumenlich werckh, vnd nichts anders, dann ain gestalt, die Jme der kayser Maximilian u. s. w. in dem XVc vnd XIIII Jar fürbereit hat, daraus mit lieblicher wolsprechung der teutschen sprach, Mit Rechter ordnung der menschenvernunft vnd mit

aller seiner notturfftigen Zugehörungen der kuniglichen warhait ain volkumenlich werk zu machen;" und in der Schlußschrift, welche an Maximilian selbst gerichtet ist, heißt es: „Nach Ewr kaiserlich Mayestät Ernstlich beuelch, muntlich anzeigen vnd schrifftlich Vnderricht Mir Marxen Treysaurwein von Erntreitz gethan, hab ich ditz puch, genant der Weiß kunig, mit schriff vnd gemel in ordnung gebracht, als vil Ewr kayserliche Mayestät mir darynnen geoffenbart hat vnd mir wissend gwest ist." Es kann demnach kein Zweifel sein, wer der ursprüngliche Verfasser des Buchs ist. Doch konnte der Kaiser wegen überhäufter Geschäfte nicht die letzte Hand daran legen, und er übergab daher seinem vertrauten Sekretär Marx Treitzsauerwein alle dazugehörigen Manuscripte, damit er dieselben ordnen und das Ganze vollenden möge. Doch war dies bei der eigenthümlichen geheimnißvollen Darstellung, der Unordnung, in welche die Aufsätze gerathen waren, nicht eben leicht, da selbst der Kaiser nicht immer gehörige Auskunft geben konnte; und da dieser unterdessen starb, so blieb das Ganze unvollendet.

Da der Weißkunig die von ihm selbst aufgezeichnete Geschichte Maximilians erzählt, so hat das Buch hohen historischen Werth und verdient wohl deshalb nähere Prüfung und Erläuterung; als Kunstwerk hat es dagegen keine Bedeutung. Abgesehen von der allegorischen Weise, in welcher nicht die Begebenheiten, aber doch die Personen eingeführt werden*), ist die Darstellung sehr ungleich; selten oder nie aber erhebt sie sich zu höherer Vollendung, und die Begebenheiten sind in rein chronologischer Ordnung an einander gereiht, so weit es wenigstens bei der erwähnten Unordnung der Papiere und häufigen Dunkelheit des Inhalts geschehen konnte. Das Ganze zerfällt in drei Theile, von denen der erste die Heirath und Krönung Friedrichs III. erzählt, der zweite die Erziehungsgeschichte Maximilians bis zu seiner Vermählung und der dritte endlich dessen Kriege und sonstige politische Thätigkeit berichtet. Am interessantesten ist der zweite Theil, weil er uns mit den Bestrebungen Maximilians in seiner Jugend bekannt macht, und uns zugleich ein Bild von dem Umfange der damaligen Bildung gibt; dagegen ist der dritte Theil wegen der äußerst trockenen Erzählungen der Begebenheiten ganz unerquicklich und zudem wohl nur mit großer Vorsicht zu gebrauchen, da die Thaten Maximilians in gewiß zu hellem Lichte geschildert und nicht mit der einem Geschichtschreiber geziemenden Unbefangenheit und Unparteilichkeit erzählt werden: überhaupt macht das zu häufig wiederholte und in übermäßiger Weise ausgesprochene Lob des Kaisers selbst auf den keinen guten Eindruck, welcher dessen große Eigenschaften anerkennt und bewundert.

Wie der Jung Weyß kunig kunstlich was mit der Artalerey.

Der Jung weiß kunig hat auch in seiner Jugent grossen lust, begier vnd neygung zu allem geschutz vnd was zu dem geschutz gehöret, als Swebl, Saliter vnd anders, vnd setzet vil gedännckh auf das geschutz; vnd wo Er in seiner Jugent in gehaim über das geschutz komen mocht, so fieng Er mit Ime selbs dermassen ain schiessen vnd ain arbaiten an, das man Inn zu lest verhuetn mustet, damit Ime von dem geschutz kain schad beschahe. Vnd sölich lieb vnd naigung, so Er in seiner Jugent zu dem geschutz het, belib jme albegen in seinem hertzen; vnd als Er in die Regirung vnd zu seinem Rechten Alter kam, da richtet Er in seinen kunigreichen vil grosse Zewgheuser auf zu seiner krieg notturfft, vnd erdacht wunderperlich Newe geschutz, die Ich Nun zum tail antzaigen wil. Nemblich Er hat mechtige grosse hauptstuck giessen lassen mit ainer Newen kunst in den pulfersecken; Etliche hauptstuck haben Stain vnd Eisen, Etliche haben nichts annders dann Eisen von vil zenten geschossen. Er hat auch ain besonder geschutz in verporgner kunst vnd gelicher größ giessen lassen, vnd hat dieselben puchsen genannt die Scharfen Mützen: die haben auch nichts anders dann Eisen geschossen, vnd kain Maur hat vor demselben geschutz besteen mugen; vnd wo Er mit krieg in ain veindt land zogen ist, hat er dasselb geschutz fur ain Sloß oder Stat gelegert: die hat Er in kurtzn tagen vnnd nemlichn in etlichen stunden zum Sturm geschossen. Er hat auch ain annder New mitlmässig geschutz erdacht vnd giessen lassen vnd genennt Nachtigaln, Singerin vnd Dorntral; vnd haben auch nichts anders geschossen, dann Eysen. Dasselb geschütz hat Er auch mit Ime gefuert in alle krieg vnd streit; vnd welchem dasselb geschutz ist kumen fur sein hauß, dem haben Sy gesungen also ain grausamlich gesang, Das kainer demselben gesang widersteen hat mugen. Vnd er hat jegelichem geschutz zu seiner maß vnd zu mer wurckung seiner New erdachten kunst ainen besondern vnd Newen form geben lassn. Mer hat Er ain besonder haimlich geschutz erdacht, das Eysen stanngn geschossen vnd vil schaden in den streiten vnder dem volck gethan hat; Aber dasselb geschutz hat Er nit offenbaren wellen lassen. Verer hat Er erfunden vnd gantz Eiszin purn schmiden vnd in das gantz Eyßn den ror poren lassen. Dieselben Eyßin purn haben die andern Eyßin purn, die auf den kern geschmidt sein worden, wie dann noch der gebrauch ist, weit vbertroffen; vnd aus etlichen vrsachen hat er dieselb New kunst nit volkumenlichn eröffnen wellen. Diser weiß kunig hat die puren, genannt die kortannen, die vor zeiten mit grosser Mue auf dem Ertrich mit ansetzen geschossen sein worden Auf wägen mit Reter dermassen zurichten lassen, Das man dieselben kortannen auf denselben wägen abgeschossen vnd dartzu darauff vber laund gefuert hat. Insonnderhait het Ich vil zuschreiben von dem fewrschiessen vnd von dem fewrwerckh vnd von dem klainen haglgschutz, die Er von Newem erdacht hat; Aber pesser ist, Ich laß dasselb vnderwegen, Nemlichn aus der Vrsach, so der kunig selbs dieselben kunst verporgen hat, warumb wolt Ich dauon meldunng thun? Vnd ain jeder mag mir in warhait gelaubn, das Ich von seinem Neven geschutz nit den hundertistn tail beschreib. Dartzn so were Es nit guet, das solichs beschriben solt sein, Als er dann selbs nit hat haben wellen. Das nym Ich aus dem, das Er dieselbn kunst selbs widerumb in gehaim vnd mit stilsweigen abgethan hat jn der vorcht Gotes vnd zu seligkait seiner seel hail. Diser kunig hat auch durch sein aigen angeben in seinem kunigreich ain perckwerch von Swebl Erhebt, auch dartzn ain besondere Newe kunst erfunden, mit dem gewär vnd sieden des Saliters. Er hat auch zu ainem Jedem geschütz besonder purenpulfer machen lassen, das den purenmaistern verporgen gewest ist. Der Jung weiß kunig hat auch in dem schiessen mit grossem vnd klainem geschutz alle purenmaister vbertroffen, vnd wil hierjnnen lauter anzaigen, aus was vrsach. Es ist wissend, das ain jeder purenmaister mit dem grossen geschutz mit dem quatrande scheust: das hat diser kunig nit gethan; sonder wann Er mit seinem geschutz vor ainer Stat oder vor ainem Sloss gelegen ist, vnd das die purenmaister nit wol geschossn haben, ist Er selbs zu dem geschutz ganngen vnd hat ain yede puchß besonnder gericht, vnd keinen

*) Alle haben Namen, die zum Theil von den Farben und andern Kennzeichen der Wappen entnommen sind; so ist unter dem „rothen König" der König von England, unter dem „blauen" der von Frankreich zu verstehen. Nur Friedrich III. heißt von seiner Weisheit der „alt weiße Kunig", und sein Sohn Maximilian aus demselben Grunde der „jung weiß Kunig".

quatrandn, sunder Nur ain vergeben hölzl gepraucht, vnd alle schuß getrossn, Warauf Er das geschutz gericht hat. Merer so hat Er oftmalen zu ainem gesagt, Er sol Richtz ain hauptstuckh bey dem tag auf ain Zil, so welle Er ain anders hauptstuck bey der nacht auch auf dasselb zil richten, so Er das zil nit sach, vnd welle neher zu demselben zil schiessen, dann Er. Das hat Er auch albegen gethan vnd bwert. Dise zwo kunst sein allen purenmaistern verporgen gwest. Er hat auch mechtige grosse zewgheuser in seinen kunigreichn gehabt mit hauptgeschutz, kriegßgeschutz, hausgeschutz vnd allerlay kriegswaffen vnd mit genugsamer zugehörung, das Ich oder ander nit beschreiben mugen. Dann Er hat alle kunig damitt vbertroffen. Ich hab nit bedurffen wagen, das Ich die zall seins geschutz hier Inn het beschriben, von wegen der grossen Anzal vnd aller seiner zugehörung, die Er gehabt hat; Aber ain Jeder Ermeß selbs: alle kunig haben seins grossen gueten geschutz vnd streitpern volcks halben auf Ime sorg tragen. Wie wunderperlichen diser kunig gewest ist! Vnd alle seine krieg hat Er allain gefuert in gerechtigkait. Er ist gewesen der streitperist, der gerechtigist vnd parmhertzigist. Es möcht ainer gedenncken, Ich het in dem zu vil geschriben: Nun sol man dise meine schrifft nit darfur achten; frag ainer die gelerten darumb, so die historv lesen.

III. Didaktische Prosa.

Zwar hatten schon seit dem 12. Jahrh. die reformatorischen Bestrebungen der Waldenser und anderer ketzerischen Secten Eingang in Deutschland gefunden, namentlich in Straßburg und Cöln große Verbreitung gewonnen; doch konnte das Streben, sich von dem drückenden, vor Allem für Deutschland so verderblichen Joche der kirchlichen Herrschaft zu befreien, erst dann Kraft und Erfolg gewinnen, als sich auch im Staatsleben das demokratische Element siegreich entwickelte. Daher finden wir auch gerade in denjenigen Städten, welche im Kampf mit Fürsten, Adel und Bischöfen nach politischer Freiheit rangen und diese auch mehr oder weniger entschieden erwarben, ein immer stärkeres Hervortreten ketzerischer, oder, wenn man lieber will, reformatorischer Bestrebungen. Dieselben wurden ganz insbesondere durch diejenigen religiösen Orden unterstützt, welche zur Verfolgung und Vernichtung der Ketzereien gegründet worden waren, welche aber, dem Volke näher stehend, als die andern, durch Gelehrsamkeit, Reichthum oder Zusammenhang mit dem Adel von ihm strenger abgeschlossenen religiösen Körperschaften, von dessen Bestrebungen nach politischer Freiheit ergriffen wurden, und diese auch auf das kirchliche Gebiet übertrugen. Und so sieht man gerade zu der Zeit, wo die Dominikaner am grausamsten gegen die Ketzer wütheten und halb Europa mit ihren Scheiterhaufen in Schrecken setzten aus ihrem Schooße Männer hervorgehen, welche, wie Hieronymus Savonarola in Italien, die politische und kirchliche Freiheit verkündeten. Allerdings hatten die Franciskaner, welche im 13. Jahrhundert dem Volke sich näher anschlossen, und durch Predigten auf dessen sittliche und kirchliche Bildung in so ausgezeichneter Weise wirkten (S. 563. 569), sich äußerlich streng an die Kirche gehalten, ja Berchtold hatte sogar ausdrücklich gegen die von ihr verdammten Ketzer gepredigt; wir haben aber gesehen, daß er auch manche Ansichten vortrug, welche mit den rein kirchlichen Glaubenssätzen in offenbarem Widerspruch standen, wodurch manches Gemüth zum Nachdenken und wohl auch zum schrofferen Gegensatze getrieben worden sein mag. In viel entschiedenerer Weise, als die Franciskaner im 13., traten im 14. Jahrh. die Dominikaner der Kirche entgegen welche die unglückliche Zeit, da die Menschen durch Pest, Wassers- und Hungersnoth so fürchterlich heimgesucht waren (S. 582), benutzten, um die jedem Eindrucke empfänglichen Gemüther von dem Aeußerlichen auf das Innere zu leiten und sie für ihre religiösen Ansichten zu gewinnen; so als einer der ersten Tauler, so mit und nach ihm alle diejenigen, welche man unter dem Namen Mystiker begreift und die zum weitaus größten Theile dem Dominikanerorden angehörten. Ohne, wie Eckart und die sogenannten Brüder des freien Geistes, mit dem biblischen Christenthume ganz in Widerspruch zu gerathen, und dasselbe, wie jene, in einen zum Theil poetischen, zum Theil aber auch trostlosen Pantheismus umzusetzen, entwickelten sie doch solche Ansichten, welche mit jenen eine gewisse Verwandtschaft hatten und sie von der Kirche entfernen mußten. Sie hielten die biblischen Geschichten für bloße Symbole, erwarteten die Gottähnlichkeit nicht von der Gnade Gottes, sondern von der innern Kraft des Menschen selbst, und suchten, in der Verläugnung der Persönlichkeit zur Gemeinschaft mit Gott zu gelangen, weshalb sie sich denn der dunklen Ueberschwänglichkeit des Gefühls hingaben und Manche derselben im Gedanken an die Möglichkeit einer ewigen Vereinigung mit Gott so sehr überreizten, daß sie sogar in Verzückungen fielen und Visionen zu haben wähnten. Sie nannten sich selbst Gottesfreunde; ihr offenkundiger Zweck war, die Kirche, von der sie sich keineswegs trennen wollten, auf ihre reinste Form zurückzuführen; auch waren nur Geistliche, Priester, Mönche, Nonnen ihre Häupter. Jedoch standen sie mit einer andern Secte, die sich ebenfalls die Gemeinschaft der Gottesfreunde nannte, aus der Secte der Waldenser hervorgegangen war, und sich der Kirche vollständig entgegensetzte, in genauer Verbindung, und sie scheinen sogar manche bedeutende Führer derselben als ihre eigenen Leiter anerkannt zu haben.

Da die Mystiker, wenn auch nicht mit der Kirche an sich, doch jedenfalls mit ihrer damaligen Gestaltung in Widerspruch standen, und sie nach einer Veredlung derselben trachteten, die sie von der hohen Geistlichkeit nicht erwarten durften, wandten sie sich mit ihren Ansichten und Lehren an das Volk, auf welches sie, wie durch Predigten, so auch durch religiöse Abhandlungen und Erbauungsschriften aller Art zu wirken suchten; sie mußten sich daher, wie früher Berchtold, bei ihren Vorträgen der Sprache des Volks bedienen; doch wurde dieselbe durch die Nothwendigkeit, die tiefsten Gedanken darzustellen, eben so sehr gehoben, als bereichert. Es können die Dominikaner daher als die eigentlichen Begründer der didaktischen Prosa betrachtet werden (war ja auch Eckhart ein Mitglied dieses Ordens, s. o. S. 579), da sie es zuerst versuchten, die deutsche Sprache zur Darstellung von abstrakten Gedankenreihen zu gebrauchen und darin sowohl große Selbstständigkeit als bewundernswürdige Meisterschaft erreichten. Unter denselben sind besonders Joh. Tauler, Heinrich von Nördlingen, Heinrich Suso, Otto von Passau und der Verfasser der „deutschen Theologie" im Nachfolgenden einer nähern Betrachtung zu unterwerfen.

Nicht ohne Einfluß auf religiöse Bildung sowohl, als auf die Entwickelung der Sprache blieben auch

die Versuche, die Bibel in die deutsche Sprache zu übertragen, obgleich keine einzige Uebersetzung von solcher Bedeutung war, daß sie sich allgemeine Gestaltung hätte erwerben können. Der erste Versuch, die gesammten Bücher der heiligen Schrift in die Muttersprache zu übertragen, fällt noch in die letzten Jahre des vorigen Zeitraums; der Uebersetzer war Matthias von Beheim, ein Mönch in Halle (1343); im 15. Jahrh. wurden durch die reformatorischen Bestrebungen und die regere Theilnahme des Volks an den religiösen Fragen mehrere Uebersetzungen hervorgerufen, und Drucke solcher erscheinen schon seit 1466, unter welchen der von Koburger in Nürnberg (1483) durch seine Holzschnitte und schöne Ausstattung am berühmtesten geworden ist.

Im Allgemeinen blieb die lateinische Sprache für die wissenschaftlichen Gegenstände nicht theologischer Natur (und auch solche wurden mit Ausnahme der Schriften der Mystiker meistens lateinisch abgefaßt), vorherrschendes Darstellungsmittel; doch finden sich auch mehrere zum Theil treffliche Versuche, andere nicht rein theologische Gegenstände in deutscher Sprache abzuhandeln, besonders solche, welche in das Gebiet der Moralphilosophie gehören, unter welchen die Schriften Albrechts von Eyb vor allen übrigen auszuzeichnen sind; auch die später angefügten moralischen Glossen zu den „Thaten der Römer“ (s. o. S. 745) gehören hieher. Ferner ist eine nicht geringe Anzahl von Werken zu erwähnen, welche die Naturgeschichte behandeln, sei es ganz, wie das „Buch der Natur“ von Konrad von Megenberg oder in einzelnen Theilen, wie die ziemlich häufigen „Kräuterbücher“, welche jedoch auch, wie Konrads Werk, medicinischer Natur waren. Hieher gehören auch die „Kalender“ des Magister Johannes von Küngsberg, in welchen astronomische Beobachtungen mit astrologischen Verirrungen bunt durch einander gemengt sind, Leonhard Reynmanns „Wetterbiechlin“ (Augsb. 1511) und ein merkwürdiger „Nativitätskalender“ von einem unbekannten Verfasser *). Endlich wurden auch die im vorigen Zeitraum so glücklich begonnenen Aufzeichnungen der Rechtsverhältnisse in dem vorliegenden fortgesetzt, wobei meistens auf den Grund der früheren Werke dieser Art weiter gebaut wurde, ohne daß dieselben jedoch weder an innerer, noch an äußerer Bedeutsamkeit erreicht wurden. Außer zahlreichen Aufzeichnungen von „Weisthümern“, „Schöffenurtheilen“, „Urbarbüchern“, „Urkunden“ aller Art wurden auch viele Stadtrechte theils erneuert, theils erst abgefaßt. Die älteste Anweisung zur schriftlichen Darstellung (Niclas von Wyle hatte schon die Absicht, ein solches Werk abzufassen, scheint jedoch dieselbe nicht ausgeführt zu haben), besonders aber zur Abfassung von gerichtlichen Schriften, von Geschäftsaufsätzen für das öffentliche und bürgerliche Leben ist „der Spiegel der wahren Rhetorik“ (Freiburg 1493 u. öfter) von Friedrich Riederer, welchem sich die von Seb. Brant herausgegebenen unter dem Titel: „Laienspiegel“ und „Richterlicher Klagspiegel“ mit rein juridischer Haltung anschließen.

Johannes Tauler.

Mit Johannes Tauler beginnt die Reihe der Mystiker, welche durch Eckhart mit der vorigen Periode zusammenhängen und durch den Verfasser der deutschen Theologie, welche Luther herausgab, mit dem nachfolgenden Zeitraum zusammenhängen, wie sie denn durch ihren oben angedeuteten, wenn auch nicht offenen Widerspruch gegen die römische Kirche auch ihrerseits die Reformation begründen halfen. Von Taulers Heimat und Geburtsjahr haben wir keine ganz sicheren Nachrichten, nur ist es wahrscheinlich, daß er im J. 1290 zu Straßburg geboren wurde. Doch scheint er schon früh nach Cöln gezogen zu sein, wo er in den Dominikanerorden trat und Eckharts Schüler wurde, dessen Ansichten er jedoch nicht in ihrem ganzen Umfange annahm, indem er vor deren letzten Folgerung, dem Pantheismus, zurückschauderte. Im J. 1340, da er schon hohen Ruf erworben hatte, wurde er von Nicolaus von Basel, dem geheimen Oberhaupte der Gottesfreunde, einem Laien, belehrt, daß er in seinen Predigten den rechten Weg verfehle, da er nur sich selbst suche, nicht aber nach jener höchsten innern Beschaulichkeit strebe, welche allein zu Gott führen könne. Die großartige Erscheinung jenes Mannes machte auf Tauler solchen Eindruck, daß er sich zwei volle Jahre des Predigens enthielt, nach dieser Zeit aber, in welcher er sich ganz der Leitung jenes Nicolaus überließ, trat er wieder auf und predigte im Geiste seines neuen Meisters mit noch viel größerem Beifall, als früher, weil er nun auch praktischer und volksthümlicher zu reden und selbst die tiefsten Gedanken in klarer, durchsichtiger Sprache darzustellen verstand. Die Geschichte seiner „Wiedergeburt“ ist in einem Vorbericht zu den ältern Ausgaben seiner Predigten in einer eben so schönen als gläubigen und treuherzigen Sprache in wahrhaft rührender Weise erzählt. Seitdem galt nun Tauler als Oberhaupt der Gottesfreunde, die in ihm ihren gottbegeisterten Meister verehrten. Von Cöln zog Tauler nach Straßburg, wo er nach einer Reihe von Jahren als Prediger und geistlicher Führer wirkte und im J. 1361 (16. Juni) starb. Tauler hatte sich sowohl durch die hohe Sittlichkeit seines Lebens, als durch die eindringliche Kraft seiner Predigten einen solchen Ruf erworben, daß man nach seinem Tode von Wundern erzählte, die bei seinem Grabe geschehen sein sollten. Die Entschiedenheit aber, mit welcher er auf dem eingeschlagenen Weg nach der Wahrheit strebte, wobei er sich freilich in manchen wesentlichen Punkten von der Kirche und ihren Glaubenssätzen entfernte, zog ihm mancherlei Verfolgungen zu, wie er denn sogar vom Pabste in den Bann gethan wurde. Aber gerade dieses sicherte ihm auch nach seinem Tode fortdauernde Wirksamkeit, und Luther, der seine Schriften unablässig studirte und sich aus denselben viel aneignete, verehrte in ihm Einen derjenigen, welche der Reformation wesentlich vorgearbeitet hatten.

*) Der gereimte Titel dieses im J. 1515 zu Nürnberg gedruckten Buchs lautet:

„Welcher well sein leyb vnd leben
Fursehen vnd bewaren eben,
Auch allem vnglück entrinnen,
Substantz, hob vnd gut gewynnen,
Glori, lob vnd Er erlauffen,
Der solle diß buchlin kauffen:
Das weyset jn die rechte straß
Zu gluck vnd heyl on vnderlaß
Nach natgung vnd einfluß der stern,
Was nutzlich ist leyb, gut vnd ern.“

Von seinen Predigten wird im folgenden Abschnitte die Rede sein; hier berühren wir nur seine didaktischen Schriften, deren er eine nicht kleine Zahl geschrieben hat. Die meisten derselben scheinen noch ungedruckt zu sein; die größte und wichtigste ist die von der „Nachfolge des armen Lebens Christi“, in welcher er, wie später Thomas a Kempis, Anweisung zu einem christlichen, gottgefälligen Wandel gibt. Taulers Schriften sind für die Entwickelung der Sprache von dem wesentlichsten und bleibendsten Einfluß gewesen. In seinen früheren ganz der mystischen Richtung und Ausdrucksweise seines Vorgängers Eckhart zugewandt, hat er in demselben Sinne gewirkt wie jener; später mehr einer populären Darstellung sich befleißend, hat er die Gewandtheit, Mannigfaltigkeit und Schärfe, so wie die bildliche Lebendigkeit des Ausdrucks zu bewahren, sie aber zugleich zur anschaulichsten Klarheit zu heben gewußt.

Vorrede zu der nachfolgung des armen Lebens Christi.

Diz ist ein nütze und ein notdürftige minnecliche rede in allen vernunftigen tiutschen buochen und zuo eime inwendigen, lidigen, abe gescheiden, geistlichen lebende.

In der ewiger wisheit unsers herren Jesu Kristi sullent wizen alle, die diz buechelin lesent oder hœrent lesen, wie daz die nochgeschriben lere gantz lutere, einvaltige warheit si, so ist si doch gar sorglich allen den zuo lesende und zuo wizende, die ir selbes niut willeklichen zuo mole verzigen und gelozen hant, gegenwürteklichen und künfteclichen, in einer sterbender üebunge irs bluotes und irs fleisches, irre sinne und irre vernunftiger werke, noch dem also siu son Gote und von sinen heimelichen friunden vermanet werdent und getriben werdent. Aber nuo richsent vier groze bekorunge in der welte. Daz erste: uzewendig zuo wonende nach naturlicher wisheit der sinne, mit einer lewer unahtsamkeit alles indewendigen geistlichen ernstes, und unratsamkeit, und niut mit grozer indewendiger minne, Gotte on underloz zuo lebende wirclichen und gegenwerteclichen, und an ime alleine blözlichen zuo hangende mit luterre einvaltiger meinunge und mit lüstlicher liplicher neigunge in sime allerliebesten willen, und darinne ston in habende und in darbende liplicher und geistlicher dinge.

Die ander bekorunge ist indewendig oder uzewendig offenborunge von liehten und formen und sprechende und visionen noch frömder ungewonlicher wisen; und wie doch ist, daz Got sinen friunden under wilen ettewaz worheit offenbart hie, und so ist doch dise wise niut balde zuo glouhende noch zuo getruwende, wanne des menschen geistlich nutz lit wenig dar an, wen manigvaltiger grozer geistlicher schade, und ouch liplicher begegent den menschen, die von disen wisen vil halten wellent.

Die dirte bekorunge ist ein groz vernunftig flogieren von warheit mit alleme underscheide uz zuo sprechende, aber mit indewendigen vernunftigen werken an zuo sehende, noch bewegunge und reizunge des grozen lustes natürliches liehtes, mit eime unbekentnisse sin selbes wol gevallen; und har zuo sint alle menschen von naturen geneiget; und dise bekorunge ist vil sorglich eime ungestorbenen menschen, wan siu gebirt geistliche hochvart und ein betrogen leben und groz irrunge in eime geistlichen schine.

Die vierde bekorunge ist ein indewendige, itele, blinde lidekeit sunder würklich minne und begerunge mit eime liplichen nidersitzende, schedelichen widergeböget uf sich selber, entslaffen oder ein entsinken in ime selber, daz do geschiht eime anhebenden oder eime jungen menschen oder eime ungestorbenen menschen, sunderlichen also dise menschen zuo vil her zuo keren wellent, mit einre friheit zuo vil da von halten wellent, und alle zit sich dar in gebent, als obe ez der fride und die gobe Gots si; und hie inne werdent sin swerlichen betrogen, wanne ez ist der naturen und des vigendes rat und würket in in ein sorglich verleiten. Mer, der mensche, der disen bekorungen entfliehen wil und Gote erlichen und ime selber nutzlichen leben nach diser nochgeschriben lere, der sol sich mit eime geordenten ernste uzewendig üeben on alle eigenschaft uf enkeinre wisen ze bliben, emzlichen bescheidenlichen warnemende des gotlichen tribendes in ime; und die wisen und der materjen, die aller meist reizent uzewendig und indewendig zuo guoten werken und zuo göttelicher minnen, die ensol er niut balde obe lozen, bis daz siu selber abe vallent, wer noch denne, daz ime ein neherz gezöiget und bekant würde. Doch alle die wile daz der mensche under sinen vierzig joren ist, so ensol dekeine, indewendige noch uzewendige, zuo vil friden noch lidekeit noch richsenen zuo genzlichen getriuwen, wenne es ist noch danne vil vaste mit naturen vermüschet; und er sol sich me halten und lozen zuo der würklicher minnen von innen und von uzen, und ouch in allez darben würklicher minne und indewendiger ruowe, in senftmüetiger demüetikeit sich selber do inne zuo lidende, also ez Got let vallen oder der mensche die üebunge der minnen ernstlichen gesuochet hat noch sime vermügende, so mag er deste sicherlicher sich liden und darben. Und daz alle menschen den geistlichen friden und richeit niut balde sich dar in lazen süllent und ime getruwen süllent, daz bewerent Sanctus Gregorius, do er sprach, daz die priester in der alten e, als siu fünfzig jor alt würdent, daz siu denne alrerst würdent hüeter des tempels; mer, die wile daz siu under fünfzig joren worent, do worent siu trager des tempels mit arbeitender üebunge. Mer, von welichem alter der mensche ist, der sinen indewendigen grunt mit ernste üebet mit einre einvaltiger luterre göttelicher meinunge in geordenter demüetiger blibender vorhten, ist danne, daz ime der selbe underwilen entsinket mit gebruchlicher minne in indewendigem friden ruowende in verlornheit und in vergezenheit sin selbes, der enpfahet unsprechenliche unbekante richeit in göttelicher vereinunge. Und zuo diser wisen und aller uzewendiger tugentlicher ordenunge sol alle vernunftige richeit ein zuodiende kneht sin, und gotteliche heimelicheit sol unbekant bliben. Und diz sprach Sant Dyonisius: „Laz alle sinneliche und vernunftige werg und stant unbekennende uf zuo der einunge mit Gotte, die do ist über alle vernunft.“ Der sich alsus ordenlichen indewendig üebet, deme wurt dicke daz indewen-

dige tabernakel unbekantlichen gezöiget gottelicher einikeit inne wonende und ruowende; mer, gebruchliche und göttliche schowende, dem ist niut zuo getruwende in allen menschen vor den fünfzig joren. Wer nu dise vor und nach geschriben lere verstan wil und Gotte erlichen und ime selber nutzlichen leben, der sol sich mit innigem ernste und mit demüetiger üebunge und gebetten indewendeclichen zuo Gotte keren und bitten, daz im diz bekant werde noch sinre notdurft in dem liebesten willen Gottes.

Des helfe uns die ewige wisheit, unser lieber herre Jesus Kristus. Amen!

Heinrich von Nördlingen.

War Tauler das Haupt und der Mittelpunkt der Gottesfreunde, zu dem sie wanderten, um sich in Glaubenssachen Raths zu erholen, so erscheint dagegen Heinrich, ein Priester aus der Reichsstadt Nördlingen (daher sein Beiname), als ihr wandernder Apostel. Er wurde im J. 1331 mit Tauler bekannt, den er in Basel antraf, wohin er aus seinem Vaterlande geflüchtet war, weil er, dem Bannfluche des Pabstes gehorchend, den bayerischen Ludwig nicht anerkennen wollte und sich stets weigerte, Gottesdienst zu halten. Doch hielt er sich in Basel nicht lange auf, sondern setzte seine Wanderungen fort, kam bis Avignon, dem damaligen Sitze des Pabstthums, und erst gegen 1348 wieder nach Basel, von welcher Zeit alle weiteren Nachrichten über ihn verschwinden. Der mystischen Richtung Taulers sich zuneigend, entwickelte er vornämlich die gemüthliche und weichliche Seite derselben, woher es auch kam, daß er vorzüglich bei dem weiblichen Geschlechte beliebt wurde, das er durch die Tändelei und das süßliche Spiel gewann, in welches seine kindliche Glaubensinnigkeit nur zu gern umschlug. Daher verkehrte er im Leben, wie in Briefen, vorzugsweise mit Frauen, am liebsten mit Nonnen, denen er allerlei durch einander schickte, „Ermahnungen, Fürbitten, mühsam verdeutschte Erbauungsbücher, Reliquien, Hauben, Zeug zu Kleidern und zierliche Messer". Von seinen Briefen haben sich die an Margaretha Ebnerin, eine Klosterjungfrau zu Maria-Medingen bei Augsburg, erhalten, von der wir auch eine von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung besitzen. Diese Briefe, aus welchen wir ihn am besten kennen lernen, sind schon deswegen nennenswerth, weil sie zu den ersten Versuchen gehören, Briefe in deutscher Sprache zu schreiben.

An Margaretha Ebnerin.

Dir meinem aller liebsten in unserm heren enbüt ich, dein unwirdig fründ in Got, als das einigklich werke ze verstan und ze minnen, das Jesus Kristus din lieb in im, in siner muoter Marien, in allen sinen erwelten engel und menschen wirken ist.

Ich laz dich, min getruwes lieb in got wizen, das ich von gots gnaden wol mag und gesunt bin, daz es mich guot dünkt; und wisz ouch, daz ich nach den ostern kum von Costenz und kam zuo miner frouwen, der küngin von Ungern Agnes in dem closter Küinigs velde und schuof da nit. Dar nach kam ich gen Basel zuo minem und ouch dinem lieben getruwen vatter dem Tauler, der mit mir bi dir was und der half mir mit ganzen truwen, als vil er maht. Do was ich lang, daz ich nit ein wesen fant nach minem willen; dar nach, do es Got wolt, do gab man mir herberg in dem spital ze Basel; do han ich gewalt ze predijen und hon alle tag gepredijet und etwan zwei malen an dem tag. Und do kumt daz best volk, das in Basel ist, von armen gotz kindern und von richen, von man und von frouwen, von pfaffen, minchen, pruodern, chorhern und gemeinen lüten, also daz si vor mettin kument und fahent stat mit grozen begirden, da von ich nit gesagen kan. Dizer schuoler, Hans Schnoster, unser lieber bot, der sache es wol; den laz dir wol enpfolhen sin, wan der kumet wider zuo mir, wan du und ouch ander min fründ wellent. So sprich ich ouch alle tag messe da ze den tuischen heren ze Basel: da han ich ein herren tisch, und die tetten mir, waz si mochten, daz si mich bi in gehaben sölten. Daz best volk, das in Basel ist, pichtet mir geren, mocht ichs nur gehœren. Die besten heren und burger ze Basel, die erwurbent mir, fierzig tag antlosz geben an den predijen, daz ich dar umb nit west. Wunderlich genad git Got dem volk ze mir und mir zuo in. Man büt mich an pfarr, capeln, pfründ und orden und vil dinges, daz vil ander fro werint, also daz ich nit weiz, waz ich nemen sol.

Diz schrib ich dinem getruwen hertzen vor Got ane ruom, mer dar umb, daz du Got für mich dankest mit eime nüwen dienst und in bitest, daz sin ere an mir mit sinem willen vol bracht werd, und daz er mir kraft verliche und fürhin gebe, sin werk mit warhafter trüw ze wirken bis in den tot, wann man muosz liden nit und haz. —

Got dank dir aller diner truwe, die du mir und miner muoter und allen den minen so geutzlich erzeigist, und laz dir enpfolhen sin min muoter, also daz du si trœstist mit dinen innerlichen briefen. Wær daz, daz der Baier vom lant fuer, so mocht ez sich füegen, ich gesech dich.

Ez begert ouch unser lieber vatter, der Tauler, und ander gotz frünt, daz du uns in der gemein etwaz schribest, waz dir din lieb Jhesus geb, und sunderlichen von dem wesen der Kristenheit und siner frünt, die dar under vil lident. Hie tzuo tuo, waz dir Got gebiet.

Heinrich Suso.

Heinrich, der sich von seiner Mutter, einer gebornen Seuse (latinisirend Suso) nannte, welche einen ganz besonderen Einfluß auf seine geistige und religiöse Entwickelung gehabt hatte, stammte aus dem edeln Geschlechte derer vom Berg im Hegau. Er wurde gegen das Jahr 1300 (am 21. März) zu Constanz geboren. Seine erste Erziehung leitete seine fromme Mutter; in seinem 18. Jahre trat er in den Dominikanerorden, ward aber schon bald darauf von den Vorstehern seines Klosters nach Cöln verwiesen, wo er ein eifriger Schüler Eckharts wurde und mit Tauler in enge Verbindung trat. Auch er führte, wie Heinrich von Nördlingen, ein wanderndes Leben, überall predigend und lehrend, was ihm bei seinem frommen Eifer, der keine weltlichen Rücksichten kannte, vielerlei Verfolgungen zu-

zog, die er stets mit freudigem Muthe erduldete. Gegen das Ende seines Lebens verweilte er in Ulm, wo er im Jahr 1366 starb. Gleich Tauler wurde auch er nach seinem Tode wie ein Heiliger verehrt; und wie lange sein Andenken in der Nachwelt lebte, beweist die Sage, daß 248 Jahre nach seinem Tode sein Leichnam sammt den Ordenskleidern unversehrt gefunden worden sei und einen lieblichen Geruch von sich gegeben habe. Seine Zelle wird jetzt noch in Ulm gezeigt.

Heinrich der Seuse, ein Mystiker im edelsten Sinne des Worts, hatte bei großer Aehnlichkeit mit Heinrich von Nördlingen einen männlichern Sinn, der ihn vor dessen sentimentaler Abirrung schützte. Mit großer Kraft der Phantasie begabt, behandelt er die religiösen Fragen, die sein ganzes Wesen und Leben in Anspruch nehmen, mit dichterischem Schwung, wodurch seine Vorträge und Schriften den gewaltigsten Eindruck auf Zuhörer und Leser machten, die von seiner blühenden, bilderreichen Darstellung hingerissen wurden. Unter seinen Schriften sind sein „Leben" und das „Büchlein von der ewigen Weisheit" auszuzeichnen, in welchem er seine Ansichten über religiöse Dinge darlegt und auf deren Grundlage zu einem christlichen, tugendhaften Wandel ermahnt, so daß auch hier, wie in Taulers „Nachfolge", die praktische Bedeutsamkeit vorwiegt. Es ist in Form von Unterredungen zwischen der ewigen Weisheit, d. h. Christus und dem Diener oder, wie er auch in einer Handschrift heißt, dem Jünger abgefaßt. Der Seuse stand ebenfalls in häufigem Briefwechsel mit den Gottesfreunden; seine Briefe wurden von einer „geistlichen Tochter" gesammelt und von ihm später durchgesehen, mit Rücksicht auf allgemeinern Gebrauch abgekürzt und nach Bedürfniß umgestaltet, auf daß „das kurze Büchlein eine Unterhaltung und Ergötzlichkeit gebe und eine Leichterung einem abgeschiedenen Gemüthe".

Aus dem Büchlein von der ewigen Weisheit.

Das dritte, warumbe ez Got sinen friunden als reht übel gestatet in zit:

Der diener: Herr, so ist ein dinge in meinem herzen: getörsti ich daz ze dir gesprechen! Ach, süesser herr, wan getörst ich nu mit dinem urloup mit dir disputieren, als der heilig Jeremias! Zarter herr, nu zürn nit, und hœr ez gedulteklich! Herr, sin sprechent also, wie inneklich süesse diu minne und diu friuntschaft sie, so last du sie doch dinen friunden understunden gar sur werden mit mengem bitterlichen lidenne, daz du in zuo sendest von verschmehede von aller der welt, und von menger widerwertekeit beidiu uswendig und inwendig. So ein mensche doch erest getritet in din friuntschaft, so ist der ereste trit darnach, daz er sich bereite und bewegenlich setze uf liden. Herr, durch dine güeti, waz mugen sin süessekeit hier inne han? ald wie mahstu ez allez erliden an dinen friunden? oder geruochest du ez nit zewissenne?

Entwürt der ewigen wisheit: Alz mich min vatter minnet, also minne ich mine friunde. Ich tuon minen friunden nu, alz ich in han getan von anegenge der welte biz an disen hiutigen tag.

Der diener: Herr, daz ist, daz man da klagt; und darumbe so sprechent sin, daz du so weinig friunden hast, wan du ez in so gar übel in diser welt gestatest. Herr, darumb ist ir ouch fil, so sin diu friuntschaft erwerbent, und sin in lidenne beweret son werden, daz sin dir ab gant. Owe und daz ich mit herzklichem leid und mit biterlichen trehen minez herzen muoz sprechen, daz sin denn wider hinder sich gant, uf daz sin gelassen durch dich hatten. Herr mine, waz sprichest du hier zuo?

Entwürt der ewigen wisheit: Disiu klag ist dero menschen, diu krankes gelouben sint und kleiner werke, lawes lebens und ungeveptes geistes. Aber du geminnetiu wol uf mit dinem muote usser dem horwe und der tiefen lachen liplicher wollust; entsliuss diu inren sinne; tuo uf diniu geistlichen ougen und luog. Nim eben war, waz du bist, wa du bist und war du hœrest; sich, so maht du grifen, daz ich minen friunden daz aller minneklicheste tuon. Du bist nach dinem naturlichen wesenne ein spiegel der gotheit; du bist ein bild der drivaltekeit und bist ein exemplar der ewikeit. Und als ich in miner ewigen ungewordenheit bin daz guot, daz da ist endeloz, also bist du nach diner begirde grundeloz; und als weinig ein kleinez tröpheli erschiusset in der hohen tiefe des meres, als weinig erschusse an der erfüllunge diner begirde allez, daz diu welt geleisten mag. So bist du in dem ellenden iamertal, in dem liep mit leid, lachen mit weinenne, frœd mit trurkeit vermischet ist, in dem ganze frœd nie herz gewan. Wan ez tringet und liuget, alz ich dir sagen wil; ez geheisset vil und leistet weinig; ez ist kurz, unstet und wandelber; hiut liebez vil, morn leidez ein herz vol. Sich, daz ist dises zites spil.

Deutsche Theologie.

Zu den Gottesfreunden gehörte auch der Verfasser des Buchs, welches von Luther, der zuerst darauf aufmerksam machte und es herausgab, den Titel: „Eyn deutsch Theologia" erhielt, während es in der Ueberschrift zur Vorrede „der Franckforter" heißt, wahrscheinlich mit Beziehung darauf, daß der Verfasser in Frankfurt a. M. (oder vielmehr in Sachsenhausen) lebte. Denn er berichtet in dem kurzen Vorwort, daß er Priester und Custos in dem dortigen Hause der Deutschen Herren war. Dies ist aber auch das Einzige, was wir von ihm wissen, und wir können nur noch vermuthen, daß er gegen Ende des 14. Jahrh. lebte, weil sich später keine Spuren von den Gottesfreunden mehr finden; jedenfalls ist er jünger als Tauler, den er an einer Stelle erwähnt. Die Absicht des Büchleins ist, die Hauptgrundsätze der mystischen Anschauungsweise und ihrer nothwendigsten Folgerungen in meist kurzen, übersichtlichen Abschnitten zu entwickeln, und insbesondere nachzuweisen, daß der Mensch nur durch „Vergottung" seines Wesens zur Seligkeit gelangen könne. Ueberall lehrt er, wie auch Tauler und die übrigen Gottesfreunde, Selbstverläugnung und das vollständigste Aufgeben des eigenen Willens, weil nur dadurch der Wille Gottes erfüllt werden könne. Alles dies wird in einer Sprache vorgetragen, die bei aller Einfachheit doch lebendig und selbst begeistert, bei der mystischen Anschauungsweise doch verhältnißmäßig klar, ja selbst anmuthig ist und überhaupt von einer erfreulichen Kunst der Darstellung zeugt.

Das xvj Capitel. Was da si der alde mensch vnd ouch was da si der newe mensch.

Ouch sol man mercken, wenne man spricht von dem alden menschen und von dem newen menschen, was das si der alde mensche, das ist Adam und ungehorsam, selbheit und icheit und des glichen. Aber der newe mensche ist Kristus, und der ware gehorsam, ein vorziehen vnd vorleugnen sin selbes aller zitlichen dinge und alleine die ere gotes suchen in allen dingen. Vnd wenne man spricht von sterben und vorderben und des glichen, so meint man, das der alde mensche solte zu nicht werden und des sinen nichts suchen weder in geist noch in natur. Wan wa das geschicht in einem waren gotlichen liecht, da wirt der newe mensche wider geboren. Man spricht ouch, der mensche solte an im selber sterben, das ist, der menschlichen lustigkeit, trost, freude, begirlikeit, icheit, selbheit und was solches ist in dem menschen, dar an er haftet oder uf dem er noch ruwet in genugsamkeit vnd etwas da von helt, es si der mensche selber oder ander creature, was halt das si, das muß als abe und sterben, sol anders dem menschen recht geschehen in der warheit. Dar zu vermant uns sanctus Paulus und spricht: „Leget von uch den alden menschen mit allen sinen werken und ziehet an ein newen menschen, der nach got geschaffen und gebildet ist.“ Wer nu in siner selbheit und nach dem alden menschen lebet, der heißet und ist Adams kint. Er mag ouch also flissik dar inne leben, er ist joch des bosen geistes kint vnd bruder. Wer aber in demutiger gehorsam lebet und in dem newen menschen, der da Kristus ist, der ist ouch Kristi bruder und gotes kint. Sich, wa der alde mensch stirbet und der newe geboren wirt, da geschicht die andere geburt, da von Kristus sprach: „Ir werdet dan anderweide geboren, so kompt ir in das rich gotes nicht.“ Ouch spricht sanctus Paulus: „Als alle menschen in Adam ersterben, also werden si in Kristo wider lebendik.“ Das spricht als vil: alle, die Adam nachfolgen in hochfart, in wollustigkeit des libes und in ungehorsamkeit, die sint alle an der sele tot und werden nimmer lebendik, dan in Kristo. Das ist dar umb, wan alle die wile der mensche Adam ist oder sin kint, so ist er ane got. Kristus spricht: „Wer nit mit mir ist, der ist wider mich.“ Wer nu wider got ist, der ist tot vor got. Hie nach volget, daß alle Adams kint tot sint vor got. Wer aber mit Kristo ist in warer gehorsam, der ist mit got und lebet. Ouch ist vor gesprochen: Sunde, das ist, das sich die creature ab keret von dem schopfer. Das ist hie disem glich und ist das selbe. Wan wer in ungehorsam ist, der ist in den sunden, und die sunde wirt nimmer gebußet oder gebessert, dan mit einem widerkeren in got. Das geschicht mit demutiger gehorsam. Wan alle die wile der mensche in der ungehorsam ist, so werden sin sunde nimmer gebußet, er tu glich, was er tue, das hilfet in alles zu male nichts. Das sol man gar eben merken. Wan die ungehorsam ist selber die sunde. Aber kompt der mensche in die gehorsam, so ist es alles gebessert und gebußet vnd vorgeben, vnd anders nicht. Diß ist merklich vnd mochte der bose geist zu der waren gehorsam komen, er wurde wider ein engel, und alle sin sunde und bosheit wer gebessert und gebußet und were zu male vorgeben. Und mochte ein engel zu der ungehorsam komen, er wer als balde ein boser geist, und ob er anders nichts mer tete. Were es dan muglich, das ein mensche sich sin selbes und aller dinge vorzüge und also gar und luterlich lebete in warer gehorsam, als dan Kristi menscheit was, der mensche were ganz ane sunde und wer ouch ein dink mit Kristo, und das selbig von gnaden, das da Kristus was von natur. Aber man spricht, es müge nicht gesin. Dar umb spricht man ouch, es si nimant ane sunde. Aber wie das si, also si es. Doch ist das war: so man der waren gehorsam ie neher ist, so ie minder sunde und so man ie verrer ist, so ie mer sunde. Kurzlich: ob der mensche gut, besser oder aller beste si, böse, böser oder aller böste si, sundig oder selig vor got, das lit alles an diser gehorsam. Dar umb ist ouch geschriben: so ie mer selbheit und icheit, so ie mer sunde und bosheit. Ouch ist geschriben: so Min, Ich, Mir, Mich, das ist icheit und selbheit, so das ie mer in dem menschen abe nimpt, so gottes Ich, das ist got selber, ie mer zu nimpt in dem menschen. Weren nu alle menschen in der waren gehorsam, so were ouch kein leit noch liden. Wan were im also, so weren alle menschen eins und niemant tete dem andern leit noch liden an, so lebte und tete ouch nimant wider got. Wa von solte dan leit und liden komen? Aber es sint nu leider alle menschen und die ganze welt in ungehorsam. Were nu ein mensche luterlich und genzlich in gehorsam, als Kristus was, im were alle ungehorsam ein große bitterlich pin. Wan ob alle menschen wider in weren, die mochten in alle nit bewegen oder betruben, wan der mensche wer in diser gehorsam ein dink mit gote, und got wer ouch selber der mensche. Sich, nu ist alle ungehorsam wider got und anders nichts. In der warheit gote ist nicht wider: weder kein creatur oder der creature werk und alles, das man genennen oder erdenken kan, ist alles nicht wider got oder got ungeneme, dan allein ungehorsam und der ungehorsam mensche; kurzlichen: alles das da ist, das behaget und gesellet got alles wol an alleine der ungehorsam mensche: der gesellet im als gar übel und ist im als gar wider und clagt als sere davon, ob es müglich were, das ein mensche hundert tode möcht erliden, die lide er alle gern vor einen ungehorsamen menschen, uf das, das er ungehorsam in einem menschen ertöte und sin ungehorsam wider geberen möchte. Sich! wie wol das ist, das kein mensche in diser gehorsam als gar luterlich und volkomenlich gsin mag, als Kristus was, so ist es doch müglich einem ieglichen menschen, als nahe dar zu und hie bi zu komen, also das er gotlich und vergottet heist und ist. Und so der mensche disem ie neher kompt und gotlich und vergottet wirt, so im alle ungehorsam, sunde, bosheit und ungerechtigkeit ie leider ist und wirser tut. Ungehorsam und sunde ist ein dink, wan es ist kein sunde, dan ungehorsam, und was uß der ungehorsam geschicht, das ist alles sunde. Darumb ist sich allein zu huten vor ungehorsam.

Otto von Passau.

Einer der späteren Gottesfreunde und Anhänger Taulers war Otto von Passau, Lesemeister im Franziskanerkloster zu Basel, welcher sein Buch „Die vier vnd zwenßig alten oder der guldin tron der minnenden selen“ im J. 1386 (nach andern Zeugnissen erst 1418) vollendete. Titel und Ausführung beziehen sich auf eine Stelle der Offenbarung Johannis, in welcher es heißt, daß der Apostel Gott auf seinem Throne sitzen sah, vor welchem vier und zwanzig Alte in weißen Kleidern um ihn standen. Diese läßt der Verfasser nach und nach in eben so viel Abschnitten die Hauptlehren des Glaubens und der christlichen Moral vortragen, wobei er nicht bloß die Kirchenväter und frühere theologische Schriftsteller, sondern auch die Alten vielfältig benutzt hat. Ueberhaupt ist sein Buch in der That nichts Anderes als eine Blumenlese von Sprüchen, Sentenzen und größeren Stellen aus andern Werken (er selbst zählt 104 von ihm benutzte Schriftsteller auf), die er so gut als möglich nach ihrem Inhalte geordnet und unter die 24 Abschnitte seines Werks vertheilt hat. Freilich ist bei ihm von der Begeisterung und der Ueberschwänglichkeit der früheren Mystiker kaum eine Spur mehr wahrzunehmen; aber sein Buch verdient doch schon deswegen Beachtung, weil es die Aussprüche der von ihm angeführten, meist lateinischer Schriftsteller in einer durchgehends gebildeten Sprache und mit vieler Selbstständigkeit der Behandlung wieder gibt.

Der acht alle leret, was mynnen sey.

Habent dych, mynnende sele, meine gesellen vor mir geleret vil gütter weysunge, darmit du das ewig leben besiezen magest, kunde ich dann dich, minnende sele, wol leren, wamit sich got innigkliche zů dir vereinigen mage, vnd dich in sich mynniklich geformen vnd gebilden: das müste ich fůgen mit dem edlen bande der lieb, dauon du, mynnreiche sele, den namen hast, daz man dir spricht gemynnte sel. Wann von der lieb spricht Paulus in seiner epistelu einer: „In lieben söllent jr gewurczelet vnd gegrundet sein, das jr mit allen heiligen begreyffen mügen, was die lenge, die breyte, die tieffe gottes sey." Vnd dauon spricht Augustinus von dem lobe der lieben: „Wann liebe nit in dir ist, so magst du gütte werck nit volbringen." Dem gleich spricht Gregorius in einer omelien: „Alles das, das gott ye gebotten hat, das ist alles gewurczlet vnd gefestiget in liebe." Vnd darumb so spricht Johannes, der geliebte junger in seiner Canonicken: „Gott ist die liebe, vnd der in der liebe beleibet, der beleibet in gott vnd gott in jm." Darumb ich, achtender alte, lere dich, mynnende sele, das du alles dein leben in liebe sollt wurczelen, auß liebe solt lassen wachsen, mit liebe solt lassen wurcken vnd in liebe beschliessen. Wann es spricht Ysidorus in dem bůch von dem höchsten gůt: „Liebe hot den höchsten preiß ob allen dingen vnd ob allen tugenten, vnd ist ein band der vollkommenheit, wann sy vollbringet alle wercke nach götlichem wolgefallen." Der lerer von dem geyste vnd von der selen spricht: „Liebe ist ein weg von got zů dem menschen, vnd von dem menschen zů got widerumb; in lieben ist got mensch worden, mit liebe ward der mensch in got geistlich vereiniget vnd geborn vnd vergůtet vnd verheymischet; vnd beleibet got bey niemant, wann der gantze liebe bey jm hat." Daran solt du, mynnende sele, wol wissen, was liebe sey.

Es spricht sanctus Paulus in seiner episteln einer: „Mynne ist ein ende der gebot von einem lautern hereczen vnd einer gůten conscientie on betrogen gelauben." Das ist als vil gesprochen: Mynne ist ein volbringen vnd ein beschliessen aller götlichen gebot von einem lautern hereczen einer ganczen vernünfftikeit; wenn der got yemer vnd yemer verstat vnd weißt, waz er ist, der minnet got ye baß vnd ye baß mer; vnd der in mynnen hat gůt Conscienciem, der hat zů got gůt zůuersichte on allen betrogen gelauben, der nit kranck noch bruchlich ist, vnd alle zeit vest vnd starck ist.

Es sprichet Prosper in dem buch von dem schawenden leben: „Mynne ist ein gerechter wille, der von aller jrrdischen vnd gegenwürtigen sachen gekert ist vnd got vnderscheinliche jm ist, als ein hiczigez feüer, das durch den heiligen geiste erzündet ist." Mynne ist aller vnsauberkeyt ledig, vnd aller böser vnwandelbarkeyt ledig vnd vnbehennecket, vnd ist über alle leipliche begirde, sunder aller begirde ist sy die öbreste vnd die höchste. Mynne ist götliches schawen, das allezeit begirig vnd der aller höchsten wercken fleissig. Mynne ist ein beginnen vnd ein mittel vnd ein beschliessen, aller tugenden ein sterckin vnd ein überwinderin alles streites, vnd anuechtunge ein vertreiben. Mynne ist den säligen ein verdienung, ein vrsach vnd eyn volbringen alles lones. On mynne mag got niemandt wolgefallen; mit mynne mag got niemandt mißuallen; mit mynne kan noch mag niemant sünden. In mynne sicht man got den almächtigen, enpfindet man got, neüsset man got, vnd von mynne werdent alle gůte wercke volbracht. Lere mynnen erkennen, ezů ubende, zů volbringend: was du dann würkest, do mag dir nichß an mißuallen. Wann es sprichet sanctus Augustinus in dem bůch von den sitten der cristenheit: „Es ist nit als hert vnd als stähelin, das feuer götlicher mynne müg es wol erweichen, vnd künde vnd müge es fůgen ezů got nach dem allerbesten." In dem bůche von dem růme der liebe růmet Augustinus die liebe vnd spricht: „In liebe ist der arm reych, on lieb ist der reich arm, in durchächtung ist die liebe vnträgenlich, in gelück ist sy mäßig, in widerwärtigkeit gedultig; in scharpffen leiden ist die liebe starck vnd krefftig, in gůten wercken frölich, in zeit die reychest, in geistlichkeit die aller miltest, vnder brůdern vnd schwestern ist liebe zůtättig. Aber dem Noe was lieb ein lieplich opfer in der sintfluß vnd ein sicherheit; Abraham, dem waz lieb der aller gröst trost; Moyses, dem was sy der beste horde, Davib das gröste gelück; in Susannen was sy kewsche vnd reyn; in sant Paulus was sy demütig, in sant Peter dem heiligen zwelffbotten was sy gehorsame; in Mariam, gotes mütter was sy heilig vnd götlichen in Jhesu Christo, erkennelich über alle seine erwölten. Lieb ist aller propheten außsprechen, aller sacrament ein loblich kraft, aller menschen heyl vnd ein frucht des ewigen lebens vnd ein ewig niessen götlicher klarheit. Wer alle sacrament hett on alle liebe, der mag böß werden; wer aber liebe hat, der mag böß nymmer werden. Liebe überwynnt alle ding, vnd alle sachen seind on liebe unuerfangen." Dises sprichet alles Augustinus, vnd hat ein yegklichs wort einen manigfaltigen synne in jm beschlossen von der götlichen liebe. — — —

Konrad von Megenberg.

Noch ist nicht mit voller Sicherheit ausgemittelt, wer Konrad von Megenberg war; doch ist es sehr wahrscheinlich, daß er der durch eine Anzahl lateinischer Schriften bekannte Conradus de monte puellarum ist, welcher, im J. 1309 geboren, später Domherr zu Regensburg wurde und bis in die achtziger Jahre des 14. Jahrh. als Schriftsteller thätig war.



Dom zu Regensburg.

Das „Buch der Natur", welches ihm eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur sichert, hat er aus dem Lateinischen übersetzt, jedoch mit solcher Freiheit und Selbstständigkeit, daß er nicht ansteht, mancherlei Zusätze zu machen, welche er stets ausdrücklich als von ihm herrührend bezeichnet. Das Buch ist eine allgemeine Naturgeschichte, welche in 12 Hauptabschnitten von dem Menschen, dem Himmel, den vierfüßigen Thieren, Vögeln, Meerwundern, Fischen, Schlangen, Bienen und Würmern, Bäumen, Kräutern, Steinen, Metallen und endlich von „wunderlichen prunnen vnd selczamen wunderlichen menschen" handelt, indem es sich

fortwährend auf die „götlich vnd natürlich lerer, poeten und ander bewärt Doctores der erczeny" bezieht, zu welchen freilich nebst Aristoteles und Plinius auch die h. Augustinus, Ambrosius und Basilius gerechnet werden. Bei jedem einzelnen Thiere, Kraut oder Stein werden nicht nur deren in die Augen fallende Eigenschaften, sondern auch ihre Anwendung in der Medizin besprochen, und vielerlei Sagen und abergläubische Meinungen angeführt, denen Konrad nur selten widerspricht; es ist das Buch aber gerade durch die verhältnißmäßige Vollständigkeit, mit welcher diese abergläubischen, zum großen Theil im Volke wurzelnden Ansichten von den wunderbaren Eigenschaften und Wirkungen der Thiere, Pflanzen und Steine angeführt werden, von nicht geringem Interesse für die Culturgeschichte. Ein anderes Werk Konrads, welches er im Buch der Natur beiläufig erwähnt: „deutsche Sphäre" scheint verloren zu sein.

Von dem Hanen.

Gallus heißt ein Han. Der Han hat die art, wann er singen oder kräen will, so schlecht er sein flügel zůsamen. Er hat auch die art, das er in der nacht leüter vnd vester singt, darumb das er dester myndrer sey; vnd zů mittinzeyt gegen dem tag singt er senfftiger. Es sprechent auch etlich, das der han des nachtes mit seinem gesang die vnrechten fürsetz oder böß gedancken an den kranckmütigen leüten vertreibe. Es ist auch manig kraut, das den hanen widerbringt vnd daz doch ander tier ertödt. Er hat auch die art, wann er schlaffen wil, so fleugt er hoch auff vnd rüet auff einem baum. Der leo fürcht den weissen hanen. — Aristoteles spricht, daz der han kräe nach dem streyt vnd gesig, vnd nit die hennen. Wann der han vnd die wachtel jr ebenpild sehen in einem spiegel, so schwynnt in jr krafft. Er rüfft seinen weyben mit seinem senfften quitlen zů dem essen, so er das korn findet. Es geschicht auch vnder weilen, wann der han allt wirt, daz er ein ey legt; das brüt dann ein krot auß: darnon kompt ein vnk, der zů latein heißt Basiliscus. So die hennen all von dem hanen tod sind, so nympt der han ab vor leyd vnnd singt nit mer vor grossem trauren.

Albrecht von Eyb.*)

Aus dem alten reichsfreien Geschlechte von Eyb entsprossen. welches seinen Namen von dem gleichnamigen Dorfe bei Ansbach führte, wurde Albrecht den 24. August 1420 geboren. Nachdem er zu Padua studirt hatte, wurde er im J. 1449 Domherr zu Bamberg, später zu Eichstätt und Würzburg, und daselbst auch Archidiaconus. Er war, was bei den Geistlichen jener Zeit ziemlich häufig der Fall war, Doctor beider Rechte; Pabst Pius II. (Aeneas Sylvius), der ihn hochschätzte, hatte ihn zu seinem Kämmerlinge ernannt. Er starb den 24. Juli 1475 (nach Anderen erst 1483).

Wie Niclas von Wyle und Steinhöwel, war auch Albrecht vom Geiste der Alten durchdrungen, und, wie jene, suchte auch er ihre Kenntniß zu verbreiten; er machte, wie sie, auf die Italiener aufmerksam und bemühte sich, die aus diesen und den Alten geschöpfte künstlerische Bildung auf die deutsche Sprache und Darstellung zu übertragen. Doch ließ er sich durch die schöne Form der römischen Satzbildung nicht, wie Niclas, verleiten, dieselbe auch mit strenger Consequenz nachzubilden; und wenn seiner Darstellung hierdurch die merkwürdig schöne, aber freilich fremdartige Gestaltung abgeht, so gewinnt sie dagegen an Natürlichkeit und Wahrheit. Er ist namentlich durch zwei Schriften bedeutend geworden, von denen die eine: „Spiegel der Sitten", meist nur nach Art Otto's von Passau aus Uebersetzungen von zahlreichen Stellen der Kirchenväter, der Römer und der neuern Italiener besteht, welche er nach ihrem Inhalte anordnet; es ist dasselbe eine immerhin interessante Sammlung von Denksprüchen, denen gewöhnlich allerlei Geschichten beigefügt werden, die freilich bei ihrem oft frivolem Inhalte einen merkwürdigen Gegensatz zu den in den Sentenzen vorgetragenen Lehren bilden. Bedeutender und selbstständiger ist sein zweites Werk: „Ob einem manne sey zenemen ein eelich weib oder nit", welches er im J. 1472 dem Rathe zu Nürnberg als Neujahrsgeschenk überreichte. Zwar werden auch in diesem die Kirchenväter, so wie die klassischen Schriften der Lateiner und der neueren Italiener vielfach angezogen und benutzt; manche lange Stellen bestehen nur aus solchen Citationen: doch sind auch viele Abschnitte, die ihm allein angehören, und diese reihen sich würdig denen der von ihm angeführten Schriftsteller an. Es werden in dem Buche freilich allerlei Gegenstände behandelt, welche kaum oder doch nur in sehr entfernter Beziehung zu der eigentlichen Frage stehen, aber gerade dies erhöhet das Interesse und gibt dem Verfasser die erwünschte Gelegenheit mancherlei ernste und heitere Geschichten zu erzählen, an denen er unerschöpflich war. Am bedeutendsten sind die drei größeren Erzählungen, welche er an verschiedenen Stellen anbringt; die Eine ist die auch von Niclas von Wyle übersetzte Novelle Boccaccio's von „Guiscardus und Sigismunda", die zweite die durch Göthe erneuerte Geschichte „vom klugen Procurator" („Wie sich ein fraw halten sol in abwesen irs mans") und endlich die Legende von Gregorius auf dem Stein (S. 335), als



*) S. nebenstehende Abbildung.

deren Held bei Albrecht der heilige Albanus genannt wird. Diese Geschichten, welche weitaus den bedeutendsten Theil des Buchs bilden, sind ganz vortrefflich erzählt, mit einer Feinheit und Anmuth, mit einer naiven Treuherzigkeit, welche selbst bedenklichen Stellen einen unnachahmlichen Reiz gibt, und denen wir nur die Franzosen des 15. und 16. Jahrh. vergleichen können, wie denn auch Albrecht wegen seines naiven Tons und seiner reichen Weltkenntniß mit Montaigne zusammengestellt worden ist, dem er gewiß in keiner Weise nachstehen würde, wenn er in eben so vortheilhaften äußern Verhältnissen gelebt hätte, wie jener. Gern hätten wir eine dieser Erzählungen, namentlich die Novelle vom Procurator, mitgetheilt, wenn nicht der große Umfang derselben, noch mehr aber die oft nackte, wenn auch keineswegs unzüchtige Darstellung davon zurückgehalten hätte.

Von lieb vnd sorg der kinder vnd wie sy ertzogen söllen werden.

Nun so ein fruchtbare frawe kind gebürt, was sorge, was vleyß, was mú vnd arbeyt vnd was lieb da ist, schreibt Macrobius also, dz die lieby der kind über all sach vns die natur gegeben hat, die selben mit sorgen vnd arbeyten zû erneren, zû zyehen, zu vnderweisen vnd lernen zelassen. Vnd spricht, dz vatter vnd mûter nit liebers noch leybers mag geschehen, dann an den kinden; wann kein liebe vnd begir ist grösser, dann des vatters gen dem sun. Der vatter hat den sun lieber, dann sich selb; der vater wirt serer gestrafft an dem sun, dann an im selbs. Der vater vnd der sun werden geschätzet vnd gehalten für ein person, vnd seind ein fleysch, vnd ist der sun ein teil des leibs seins vaters, vnd der vater nach seinem tod wirt bedeütet in der person des sunes.

Darumb schreibt Paulus, der heylig zwelffbot, das die väter söllen samlen vnd schätz machen den sünen, vnd nicht die sün den vätern, als söllichs vor vnd nach geschriben auch geschribne recht auß weisen vnd lerend. Vnd der vater, der sein gût vnd hab übel auß gibt vnd vertzert, den sünen des zû berauben, der thût wider das gesetz der natur vnd ist ze hefftig vnd vngütig seinen sünen. Der vater soll all zeit auff gütickeyt gegen dem sun geneiget sein, vnd soll gedencken, das er ein vater sey, vnd nit, das er ein richter sey, als Therencius schreibt. Vnd für große sünd vnd schuld des suns soll eine kleine straff vnd peinung genûg sein dem vater gen dem sun.

So aber ein sun nit wölt volgen noch gehorsam sein dem vater, vnd die straff der zungen vnd rûte nit erspriessen noch behelffen möchte, als Petrarcha spricht, so mag der vater den sun im kärcker vnd gefancknuß behalten, als Cassius vnd Fulvius vnd ander Römer haben gethan, die ire kind zûm letsten auch mit peinigung des tods gestrafft haben. Vnd mag also die hertickeit des vaters nutz bringen vnd heylsam sein dem sun, so im ze vil lindickeyt schädlich ist.

Vnd wann sich der sun last beduncken, er hab ein herten vater, so hat er eynen nüczen vater, vnd hat, darbey er die lieb des vatters vnd seine scham vnd forcht, vndertänikeit vnd gedult mag erkennen vnd beweren. Aber die jugent will nit bedencken, dann das vor augen ist, so das vernünfftig alter alle ding, dye ergangen, gegenwertig vnd zûkünfftig sein, außmisset. Es ist kein gewalt auf erden gerechter, dann des vaters gegen dem Sun, vnd keyn dienstbarkeit erwerger, dann des suns gegen dem vater. So ist nichts als eygen, als der sun des vaters, vnd wirt nichts vnzimlicher genomen, dann der Sun dem vater. Darumb so sol der Sun nit klagen, das im sein vater zûhert seye, sünder vor bedencken, ob er das verschuldet hab; so sol auch der vater dem sun nit zûhert sein, sünder dye messikeyt sol gehalten werden, als Quintilianus schreybt: „Die kinder süllent nicht zûhertiglich noch zû senfftiglich erzogen werden, wann durch hertikeit werdent sy vnwillig vnd vngeschlacht, hassen die lernung vnd verzweyfeln. So sy alle ding fürchten, so mügen sy nichts güttes geschaffen, aber durch senfftikeit wänen die Kinder vnd lassend sich beduncken, wie sye allzeit recht tünd, vnd sey in alles zymlich vnd erlaubet." Therencius schreybet, es sey besser, die kinder mit schame, mit freyheit vnd auch mit gûtikeyt zû halten, dann mit übriger forcht; doch sollen sye mit messigen träen ertzogen werden, das sye nicht vnrecht, sünder recht thûnd vnd sich geben auff erberkeit vnd nit auff boßheyt, vnd süllendt auch in gûtter steter hütt gehalten werden, wann die jugent ist auff boßheyt, vnkewsch vnd wollust geneigt vnd behende. Vnd wye wol aller fleyß vnd grosser hütt der kinder angekert wirt, ye doch so kompt es wol zû zeyten, das sy gar übel geratten, sam wäre sy marwunder geboren, wann sy werden er groß vnd wachsend an boßheit, dann an dem leib, vnd thûnd er vnrecht, dann sy vnrecht versteend. Vnd so der vater das kind will straffen, so will es die mûter entschuldigen vnd dem kind helffen: so hilfft zû zeiten der vater dem kind, so es dem schûlmeister die tafeln an dem kopff erschlagen hat, als Plautus schreibt vnd die clag für den vater kompt, sprichet der vater: „Hab dank, mein lieber Sun, du bist mein kind, so du dich weist weren." Das sollt von vater vnd mûter vermitten werden, das in nit die missetat des kinds werde zû gemessen. Also hast du gütte fromme kind, so bist du in stetter vorcht, das sye nicht werden verwandelt in boßheyt; seynd aber die kinder böß vnd vngeratten, so hastu ewigen schmertzen vnd bekümernuß. Vnd die weil es ist in zweifel, wie sy werden geraten, so ist auch dein hoffnung in zweifel vnd bist mit grosser sorg beladen.

Von der liebe des vaters gegen dem sun setzet Valerius Maximus ein hüpsch exempel, das Antiochus, der da ist gewesen ein sun des künigs Seleuci, was gefangen mit grosser vnmäßlicher lieb vnd begir gen seiner styeffmûter, der doch die wunden der lieb verholen vnd verborgen hielt, biß er durch söllich groß lieb in tötlich kranckheit des leibs gefallen was. Da beschicket der vater einen artzet. Als derselbig bey dem sun saß, da gieng ein die stieffmûter; da errötet sich der kranck sun mit blûte vnd ward erkicket sein geyst. Als aber die stieffmûter wider auß gieng, da entweych im die farb wider vnd erpleychet. Das vermercket der artzet, vnd als die stieffmûter wider eyn gyeng, begriff er den puls des krancken vnd entpfand, das der puls starck vnd krefftig was; nach widerraußgang der stieffmûter da vand er den puls in einer andern gestalt schwach vnd kranck. Also erkant der arczet die kranckheit des suns, dz sy was auß lieb der stieffmûter, vnd offenbaret es dem vater. Der selb vater durch grosse lieb seins eynigen suns ließ im widerfaren sein aller liebste hauß fraw nach des suns begir vnd willen vnd masse, vnd ezält das der vatter fur vnglick, das der sun in sölliche lieb gefallen was, vnd hielt es für weißheit vnd grosse schame des suns, das er söliche lyeb biß in den tod hett mugen verbergen.

Das auch die kinder süllent vater vnd mûter lieben, sy eren, fürchten, vndertänig vnd gehorsam seyn, gibt zûuersten die natur, dye best meysterin, vnd außweysen die ewangelia, alle geschribne recht vnd lerer, vnd sagen, das got vnd vater vnd mûter nichts genüglichen vergleicht müg werden. Vnd schreibt Valerius, das die lesterung gottes vnd vaters vnd mûters gleych gestrafft vnd gepeyniget werdent, vnd gibt die lieb der kinder gen vater vnd mûter in etlichen exempeln zûuersten.

Da Coriolanus, der großmûtig man, sich wider die Römer streitberlich saezt, kam zû im in das feld sein mûter. Als sy der sun vmbfahen wolt, do sprach sy zû im auß zorn: „Vmbfach mich nicht, wann ich will wissen, ob ich zû einem veind oder zû einem sun kommen sey. Wie magstu ymmer wider die Römer vnd das ertreich sein, das dich hatt geboren vnd erneret?" Da antwurt der Sun vnd sprach: „Dein leib, der mich hat getragen, zû eren, süllen die Römer von mir erlediget

vnd gefridet sein!" die also durch die müter gen dem sun wurden erlöset.

Fürbaß schreibt Valerius, das zů Rom ein erbere fraw zů dem tod ward geurteylt, in einem kärcker hungers ze sterben. Da ward ir tochter zů etlichen zeiten zů ir gelassen vnd wol ersůcht; die erneret ire müter mit irer eygnen milch auß den prüsten. Vnd als der richter söllich lieb der tochter vnd neuickeyt vernam, da ließ er ledig die selben frawen.

Auß söllicher natürlicher lieb, begir, gůtickeyt vnd einickeyt, die vater vnd müter gen den kinden vnd die kind gen jnen haben, außweisend das götliche vnd all geschribne recht, das der sun billich sol erben vater vnd müter, vnd ist schwer vnd nit ze leiden, so der sun von dem vater on redlich vnd rechtlich vrsache enterbet wirt. Vnd hat der sun dise hilff, das er in rechten mag vernichten das gantz geschafft seines vaters als ein geschaffte, das geschehen vnd gemacht ist wider das ampt der liebe vnd wider die gůttickeyt des vaters.

Es schreibt Crates, dz ein vater mer lieb vnd sorg vnd achtung haben soll auff ein sun, wie er mit gůten sitten vnd tugenden werd getzogen, dann wie er jm groß reichtumb vnd erbteyl soll lassen. Vnd spricht auch Plutarchus, das der vater, der mer sorg hat auff das vergencklich gůt, dann auff den sun, der thůt recht sam einer, der mer flaiß legt auff den neuwen schůch, wie er im schön vnd glatt anlige, dann auf den fůß, wie in der schůch nit trucke. Wie mag nun einem vater baß gesein, so er ein weisen, beschciden vnd auch tugenthafftigen sun gar mit einem zimlichen erbteyle nach seinem wesen nach im laßt? Die selb weißheit vnd bescheydenheyt des suns ist bald in der jugend zu erkennen, als Valerius schreybet. Da Alcibiades noch mit der kinttheyt begriffen was vnd mercket, das Pericles sein öham traurig vnd bekümert saß, fragt das kind, durch was sach er sich also bekümert? Antwurt der weiß man, wie im die von Athenas hatten befolhen, in dem tempel Mynerue die porten zů bauen; da hatt er so vil gelts auß geben, dz er nicht zů der rechnung kommen mocht. Da sprach das kind zů im: „So du dann nicht zů der rechnung der summe gelts kommen magst, so gedencke nit, wye du rechnung tůst, sunder gedenck darauff, wie du der rechnung vertragen mugst sein." Also folget der weiß man des kindes rat vnd bracht zů wegen, das dye von Athenas gar mit grossen kriegen vmb geben vnd auch beschwärt wurdent, da durch dye rechnung ward vergessen.

Fürbaß sol eyn vater nit zů sorgseltig sein noch zweyseln an dem Sun, ob er sein sey oder nit. So im die müter den geben hab, warumb will der vater baß glauben frembden lewten, dann seinem eygen weyb, die doch sölichs am basten weyß, als Petrarcha spricht: „Die fraw hat im den sun geben, den ander lewt wöllen nemen." Hastu nit gelesen in der gedächtnuß der vätter, wie ein mechtiger wol geborner man hat ein weib an gestalt vnd geschlecht seins gleichen; doch was sy etwas der vnkeuschheit verdacht. Mit der selben hat er ein hübschen eynigen sun. Als die fraw hat den sun in der schoß vnd mit im schertzet, da erseüffczet der man; da fraget in dye fraw, durch was sach er also ersuffzet. Da ward der man aber seüffzen vnd sprach: „Ich wolt mein gůt halb darumb geben, dz ich west vnd gewiß wäre, das dises kind mein wär, als du das gewiß bist." Dye fraw ward gar nichts von sölichen wortten weder an gestalt noch an gemüt bewegt vnd sprach frölich zů im: „Lieber man, du bedarfft nit so vil geben; wilt du mir geben zwaintzig tag werck wißmads, da mit ich mein schäfflein erneren mag, so will ich dich gewiß machen, das dises kind dein ist." Der man hielt ir das für vnmüglich vnd versprach ir das also. Da berůffet vnd vordert die fraw ir freünd all sampt vnd vil edler vnd ander dartzu, vnd in irer aller gegenwirtickeyt nam sy das kind in jre arm vnd sprach: „Lieber man, ist nit das kind mein?" Da antwurt der man vnd sprach: „Ja es ist dein!" Da recket die fraw da dem mann das kind dar vnd sprach: „Ist es nun mein, so nym hin, ich gib dir das kind. Nun bist du on zweifel, das es dein ist, wann was man einem gibt, das ist sein." Da ward yederman bewegt zů grossem gelechter vnd gaben ein gemeyn vrteyl für die frawen, sy hett die wißmäder gewunnen. Also gibt dir dein weib ein kind, so ist es dein vnd zweifel nit.

IV. Rhetorische Prosa.

Da dieselben Männer, welche auf die Ausbildung der didaktischen Prosa einen so gewaltigen als heilsamen Einfluß ausübten, die Predigermönche und Mystiker, auch zum Theil diejenigen waren, welche als Kanzelredner durch ihre Predigten die rhetorische Prosa, wenn nicht schufen, denn sie hatte ja schon im vorigen Zeitraume, besonders durch Berchtold eine großartige Entwickelung genommen, doch in ihrer Blüthe erhielten; da ferner eben deshalb auch in den Denkmälern der rhetorischen Prosa die nämliche Richtung und der nämliche Geist zu erkennen ist, den wir bei denen der didaktischen wahrgenommen haben: so genügt es, auf die einleitenden Bemerkungen zum vorigen Abschnitt zurückzuweisen, welche auch für diesen ihre vollständige Geltung haben. Obgleich die dort genannten Geistlichen gewiß alle, wie durch ihre didaktischen Schriften, so auch durch ihre Predigten sich ausgezeichnet und großen Beifall erworben haben (von Heinrich von Nördlingen wissen wir es sogar bestimmt, S. o. S. 784), so haben sich doch mit Ausnahme Taulers von ihnen keine Predigten erhalten. Dagegen haben wir zwei andere Männer zu erwähnen, von denen der eine, Nicolaus von Straßburg, in den Anfang des Zeitraums gehört, der zweite dagegen, Geiler von Kaisersberg, erst am Ende desselben blühte, beide würdig, neben dem großen Tauler genannt zu werden. Freilich hat sich noch eine ziemlich reiche Anzahl von einzelnen Predigten Einzelner erhalten, namentlich aus dem 13. und 14. Jahrh.; allein sie können doch, wenn auch manche derselben von großer Schönheit sind, auf eine Stelle in der Geschichte der deutschen Literatur keinen Anspruch machen, weil sie entweder zu vereinzelt dastehen oder weil sie nur dem Schwung ihrer großen Vorgänge folgten, weit entfernt, daß sie selbst neue Bahnen eingeschlagen hätten. Wir müssen schließlich noch einen schnellen Blick auf die politische Beredtsamkeit werfen, welche sich im vorliegenden Zeitraume zu entwickeln begann. Zwar wird uns auch aus der vorigen Periode von manchen Reden berichtet, die sich durch Tüchtigkeit und rhetorische Kraft auszeichneten, einzelne sind uns sogar aufbewahrt worden, so unter andern die meisterhafte, von ungewöhnlicher Gabe zeugende Rede Friedrichs I. an die römischen Abgesandten, welche Otto von Freisingen mittheilt; allein da alle Geschichtschreiber jener Zeit in lateinischer Sprache schrieben, so sind auch die von ihnen aufbewahrten Reden in dieser Sprache mitgetheilt, und können daher hier nicht in Betrachtung kommen. Uebrigens, wenn auch einzelne Männer, wie Friedrich Rothbart, durch angebornes Rednertalent hervorragten, so waren dies nur einzelne Erscheinungen; eine allgemeinere Ausbildung der politischen Beredtsamkeit war in jenen Zeiten nicht möglich, wo das Volk am Staatsleben keinen Antheil hatte. Erst als sich die Städte von dem Joche der Bischöfe oder des Adels befreiten, und sich in ihren Mauern eine immer regere Theilnahme Aller an den Zuständen der Gemeinde entfaltete, als die Leitung der Geschäfte einem meistentheils zahl-

reichen Rathe anvertraut wurde, in dessen Schooß alle Angelegenheiten mündlich verhandelt wurden, erst da konnte auch die politische Beredtsamkeit einen lebendigeren und erfreulicheren Aufschwung nehmen. Und die Chronisten der Zeit wissen in der That Manches von bedeutenden Rednern zu erzählen; allein nur wenige von ihnen wissen Näheres aus diesen Reden zu berichten oder sie gar ausführlich mitzutheilen. Der einzige Thüring Frickhart macht hiervon eine erfreuliche Ausnahme (S. o. S. 769). Ueberhaupt scheint, als ob die politische Beredtsamkeit in der Schweiz am tüchtigsten sich ausgebildet habe, wo allerdings auch die Verhältnisse eine weit großartigere Gestaltung hatten, als in den meisten deutschen Reichsstädten. Doch war in der Schweiz, wie in den freien Gemeinden am Rhein, in Schwaben und in Franken von einer künstlerischen Ausbildung des rhetorischen Talents immerhin keine Rede, und wenn auch Einzelne sich durch ihre Vorträge bemerkbar machten, so sind dieselben doch immer nur als Ergießungen des angebornen Talents anzusehen, das nur zuweilen durch eine ungewöhnlichere, theilweise auf Bekanntschaft mit dem Alterthum begründete Bildung unterstützt und gehoben wurde.

Nicolaus von Straßburg.

Nicolaus, aus Straßburg gebürtig, war ein Dominikaner und in schon früher Zeit Lesemeister im Kloster dieses Ordens zu Cöln. Im J. 1326 übertrug ihm Pabst Johann XXII. das Amt eines Nuntius mit der Aufsicht über die Dominikanerklöster in der deutschen Ordensprovinz, wofür er ihm eine lateinische Schrift über die Ankunft des Antichrists und die Wiederkunft Christi widmete, die sowohl von vernünftigen Ansichten als von großer Kenntniß des klassischen Alterthums der Kirchenväter und der theologischen Schriftsteller des Mittelalters zeugt. Sonst ist noch von ihm bekannt, daß er in Freiburg im Breisgau und zu Adelhausen in der Nähe dieser Stadt predigte. Es haben sich noch dreizehn Predigten von ihm erhalten, in welchen sich seine mystische Richtung in dem Bestreben zu allegorisiren kund gibt; doch ist er im Ganzen faßlich und populär und weniger spekulativ als die übrigen Mystiker. Seine Sprache ist einfach, jedoch nicht ohne rednerischen Schmuck. Manche Predigten sind von auffallender Kürze, daß man sie für bloße Gebetsbetrachtungen halten möchte; aber auch diese lassen seinen reinen und frommen Sinn erkennen.

War zuo onevehtungen nütze si.

Ich spreche, daz unser herre sprach: „Diu welt, diu wirt iuch hazzen. Man liset hinte in dem ewangelio, daz unser herre dicke sine lieben friunden lat vallen in onevehtunge und in bekorunge des tiufels, daz si ir krankheit deste baz bekennen und demüetig werden und ouch lon verdienen. Und wenne er aber siht, daz si in der bekorunge vallen went und ane sine helfe nit mügen gestan, so leit er sine hant dar zuo und kummet inen ze helfe. Ja, er kumet inen ze helfe, unt tuot rehte, als diu muoter, diu leit dem kinde eine groze bürdi uff ze tragende, und gat daz kint alles under der bürdi und lachet und ist gar fro und wenet, ez trage die bürdi, so treit ez diu muoter. Als tuot min lieber herre Jesus Kristus: der leit uns underwilent ein groz ioch uf ze lidende: aber er hilfet ez uns tragen, und schinen wir niuwen under der bürdi. Also tuot diu muoter: diu lat daz kint wol swindelon, si lat ez aber nit stouchen. Unser herre lie sant Petern wol sinken uf dem mer, er liez in aber nit ertrinken. Wenent ir, daz er iuwer dar umbe vergezzen habe, daz er iu bekorunge und liden sendet? Nein er! Nu kument si etwenne und sprechent: „O we, herre, mir vallent also bœse gedenke in, mir ist also we der mit!“ Ich spriche, si sin, wie bœse si iemer wellen: al die wile ez dir leit ist, und mit dime frien willen mit luste der uf nit enblibest, ez enschadet dir niut. „O we, herre, ez sint also bœse gedenke: ich enweiz, wie ich tuon sol, ich möchte verzwivelen.“ Ich spriche, si sin, wie bœse sie mögen sin, von gotte ald von den heiligen: ist ez dir leit, ez enschat dir niut. „Ja ez, herre, ez ist mir von allem herzen leit.“ So la si varen alder komen, und gedenke nit der nach, wand ein mensche mag so vil gedenken: o we, wie ist mir so unreht! ald nach eime andern dinge, im getroumet nahtes der von und vellet in schulde. Da von wer dich sin: ez ist gennog, daz du dich sin werest und dir leit ist. Welle es denne nit hœren, so laz varen, biz du sin lidig wirdest. Daz wir aller schulde also lidig werden, des helfe uns Got! Amen.

Johannes Tauler.

Was wir von Tauler's Lebensumständen wissen, haben wir schon im Abschnitt von der didaktischen Prosa (S. 782) berichtet, wo wir auch von seinem schriftstellerischen Charakter im Allgemeinen gesprochen haben. Als Kanzelredner nimmt er eine nicht weniger hervorragende Stellung ein. Leider sind seine Predigten nur in späteren Ausgaben gedruckt, in welcher nicht bloß die Sprache ganz erneuert, sondern auch der Text bald mehr, bald weniger wesentlich verändert ist, indem der Herausgeber manche dunkle oder ungebräuchliche Ausdrücke durch andere ersetzte, Wörter und selbst ganze Sätze erklärend hinzufügte oder den Gedanken paraphrasirte, wobei er freilich den Text öfters falsch auslegte; manchmal sind dagegen größere oder kleinere Stellen ganz ausgelassen. Es ist daher um so verdankenswerther, daß wenigstens einzelne Predigten in neuerer Zeit nach Handschriften herausgegeben wurden. Unter der großen Zahl von Taulers Kanzelreden sind diejenigen, welche er vor seiner „Bekehrung oder Wiedergeburt“ hielt, leicht von denen zu unterscheiden, welche er erst nach dieser vortrug, schon äußerlich dadurch, daß er sich von nun an aller lateinischen Citate aus der Bibel oder den Kirchenvätern enthielt, welche er in den früheren Predigten nach dem allgemeinen Gebrauch häufig eingeschaltet hatte. Und überhaupt sind auch diese späteren Reden viel volksmäßiger und verständlicher gehalten, als die aus der ersten Periode seiner Wirksamkeit. Dies rührte jedoch zum großen Theil daher, daß er die mystischen Speculationen, denen er sich nach dem Vorbild seines Meisters Eckhardt hingegeben hatte, zurückdrängte und sich bemühte, mehr auf Herz, Gemüth und Phantasie seiner Zuhörer zu wirken, als ihren Verstand mit scharfsinnigen Zergliederungen zu beschäftigen. Daher finden sich meistens nur in seinen früheren Predigten die küh-

nen und sinnreichen Wortbildungen, durch welche er sich allerdings ein großes Verdienst um die Fortbildung der philosophischen Sprache erworben hat, und wodurch er den späteren Mystikern als bewunderter Meister vorleuchtete, denen sie nachzueifern strebten. Haben aber seine späteren Reden diesen Charakter nicht mehr, so ragen sie dagegen durch die Lieblichkeit und Anmuth der Darstellung, die seine Zeitgenossen so überaus fesselte, hervor. Der Grundgedanke dieser Predigten, den er in mannigfaltiger und immer neuer, immer anregender Gestaltung vortrug, ist der, daß der endliche Geist sich in den unendlichen versenken, in ihm aufgehen müsse, um zum inneren Frieden und zur wahren Glückseligkeit hienieden und jenseits zu gelangen.

Predigt über Paulus zweite Epistel an die Korinther, 3. Cap. 6. Vers.

Item die bredic usser sancte Pauwels epistele des zwölften sunnendages leret, wie wir Got liden söllent in allen sinen goben, in allen sinen bürden mit rehter langbeitikeit.

„Die geschrift, die tœtet, und der geist machet lebende.“ Es sint zwo wisen des volkes und der friunde Gottes. Die eine, das was die alte e, das alte gesetzede; die ander, die niuwe e, das niuwe gesetzede. Die alte gesetzde, die muosten alle menschen halten, die behalten solten werden, bitz das Christus geborn wart und mit allen iren ampten, bitz die niuwe e kam mit iren gesetzeden und iren ampten. Und ist dise alte gesetzede gewesen ein weg, ein gantze figure der niuwen gesetzede, und siht ein ieklich disem niuwen rechte under die ougen, und würt mit dem alten bereit zuo deme niuwen. Wan ein ieglich ding, das enphohen sol, das muos zuo dem ersten enphenglich werden. Die alte gesetzede, die hatte vil untregenliche bürden und hatte griuweliche urteile und strenge bewegunge der gerechtikeit Gottes und ein vinstere, verre hoffenunge einre erlœsunge: wanne die pforten warent in gar und zuo male beslossen, das siu mit alme irme lidende und iren werken mit hiu en mohten. Aber siu begerten sere, und muostent lange und swerliche beiten, e danne die niuwe e keme, das ist fride und fröide in dem heiligen geiste. Wer nu zuo dem niuwen wil kummen, an allen zwifel er muos mit dem alten vereinet werden. Er muos liden und tragen die burden, und böigen sich under die gewaltige hant Gottes, daz siu lident indewendig und ussewendig, wonne es her kumet. Kinder, sehent für iuch: dem dinge muos vil anders sin, danne ir wenent; und haltent die lere Gottes vaste; und wer enpfangen hat, der halte vil wislich, wie lange ir siu habent. Und underbiegent iuch, und tragent Got in allen den wisen und durch wen er kummet.

Wellent ir iemer zuo dem niuwen kummen, so müessent ir das alte vor liden, und forhtent iuch in demüetikeit iuwers hertzen, so wo iuch iemer trost geschit von innen und von ussen, wan es en mag den weg nit durch: es muos disen weg und keinen andern: kerent es, wie ir wellent, es muos sin. Dar umb getrostent uch der sacramente geistlicher erliuchtunge, göttelich gefuelen und alle menschliche helfe. Ir lieben, böigent den alten menschen under die ambaht der alten e mit aller demüetikeit und gelassenheit, und lident Got in allen sinen goben, mit allen sinen bürden: in der worheit, siu bürden sind lihte und sin ioch, das ist senfte.

Lieben kinder, ich bevilhe iuch von grunde mins hertzen under das gevengnisse des criutzes unsers herren Jhesu Christi, das das sie in iuch und usser iuch, hinder iuch und für iuch, und mit starker truckunge, mit grundeloser gelossenheit, wie Got wil uud ewecliche gewellet hat; dan für iuch mit verwegenheit aller zuokünftiger lidunge, noch iuch mit vernichtunge aller menschen unde smacheit und hinder reden. Alsus undertrugt den alten menschen under die alte e, bitz das Christus in der worheit geborn wurt in iuch in der niuwen e, do wor fride und fröide uf stet in der worheit. Die heiligen vettere, wie sere siu begertent, do muostent siu dennoch beiten fünf tusent ior. Aber in der worheit, woltent ir iuch alsus lossen, ir endürftent niemer ein jor gebeiten. Gedenkent, ob ir ein viertegigen ritten hettent ein ior oder zwei, ir müestent in liden.

Die ander lidunge der alten e, das worent griuweliche ürteil und swere bewisunge der gerechtikeit Gottes. Das bewiset sich mit maniger wis, mit lidunge, mit bissender conciencien. Das wollent soliche us würken mit bichtende: daz du tusent werbe bichtest, es hilfet dich niut. So wanne totsünde verrichtet sint mit genuog tuonde, so sol man das ander Got lassen und liden, bitz das es Gott guot machet; bichte ime die andern mit verdüsterunge indewendig: das wellent siu abe legen mit fragende uud mit hœrende, und hoffent ie, siu süllent do int niuwez hœren, und senent sich darnach. Nu louf alle dine ior: es enhilfet dich niut: du muost es von inuen warten und do nemmen, oder do würt niut us. Ich han ouch gesehen den heiligesten menschen, den ich ie gesach indewendig und ussewendig, der nie denne fünf bredigen allen sinen leben gehort hette. Do er wuste und sach, was der mere was, do gedochte er, es were genuog, und starp, dem er sterben solte und lebete, dem er leben solte. Las das gemeine volk loffen und hœren, das siu niut verzwifelnt noch in unglouben en vallent: aber alle, die Gottes indewendig und ussewendig wellent sin, die kerent sich zuo in selber und in sich selber. Und wellent ir iemer tiurre werden, so müessent ir iuwer us suochen begeben und iuch in keren. Und mit worten gewinnet ir es niemer, horent, wie vil ir wellent; danne alleine minnent und meinent Got von grunde iuwers hertzen und iuwern nehsten also iuch selber. Und lassent alle ding uf in selber ston, und tuont iuwer hertze mit den heiligen vettern Gottes zuo begerende, und begerent, das ir begerent, und lossent alle ding.

Das dritte, das die alte e hatte, das was ein vinster hoffenunge und verre einer erlœsunge: wanne die pforten worent beslossen, und en was enkein prophete, der sprechen mohte, wenne die losunge beschehen solle. Also muos der mensche sich Gote lassen einvalteclichen in gantzer getruwunge und sinen ewigen willen, wanne er wil, daz ez geschehe in gebeitsamer gelossenheit; sicher so kumet er. Er würt geboren.

aber wanne? das los ime; ettelichen in irme altere, ettelichen an irme ende; dis bevilhe als ime, und du endarfst dich enkeinre sunderlichen üebunge annemen, dan halt die gebot und den heiligen glouben. Die artikele des glouben, die lerent und die heiligen gebot, und lident inch und lassent inch in allen dingen, sicher so würt in inch geboren Christus, die niuwe e, fride in der worheit und fröide in dem heiligen geiste. Würt in inch geborn ein engelsch leben in subtilheit, in vernuft, das dunket inch ein groz ding; nein, des ist vil me: der geist machet lebende, ein wor göttelich leben sin selbes über alle engelsch leben oder menschen verstentnisse, über alle sinne und vernuft. Aber durch disen weg und niut anders wolkummet der mensche dar zuo, das er dis edel wesen verstet und floyeret mit den synnen hie inne und in der vernuft. Aber das man es sie und das man es gewerde, do en mag man niut zuo kummen, dan disen weg wore gelassenheit: dan vindet man es sicherlichen.

Die leviten truogen die arken; me hie tragent uns die arken. So wer Got nu niut wil liden in sinre gerechtikeit und in sinen urteilen, on allen zwifel er vellet ewiklichen under sine gerechtikeit und in sin ewig ürteil. Des en mag niut anders sin. Kere es, wie du wilt, du muost dich lossen und liden in der worheit. So treit uns Got in allen dingen: in allem lidende, in allen burden so biutet Got sin achsele under unser burden, und hilfet uns liden und tragen. Durch Got lident: wan litten wir uns werlichen under Got, so en würde uns kein liden noch niut unlidelich. Wan wür nu sint one Got und stent in unserre eigenre krangheit, dar umb en mugen wir niut geliden noch ouch gewürken. Das wir dis ioch Gottes alle tragen würdeclichen, des helfe uns Got! Amen.

Johannes Geiler von Kaisersberg.

So fruchtbar das vierzehnte Jahrhundert an didaktischen Schriftstellern, die zum Theil auch bedeutende Kanzelredner waren, so wenig hat dagegen das 15. Jahrhundert in beiden Beziehungen geleistet. Wie der einzige Albrecht von Eyb als didaktischer Schriftsteller in dieser Zeit zu nennen war (höchstens könnte auch Niclas von Wyle wegen seiner Vorreden beigefügt werden), so haben wir ebenfalls aus diesem Jahrhundert einen einzigen Kanzelredner zu erwähnen, der erst gegen 150 Jahre nach Tauler lebte. Freilich ist dieser einzige sowohl durch den trefflichen Gehalt als die Menge seiner Predigten gleich ausgezeichnet. Es ist dies Johannes Geiler von Kaisersberg. Derselbe wurde am 16. März 1445 zu Schaffhausen geboren, wo sein Vater Gehülfe des Stadtschreibers war, der jedoch bald nach des Sohnes Geburt nach Ammersweiher im Elsaß zog, wo er sich als Notar niederließ, aber schon 3 Jahre später an einer lebensgefährlichen Wunde starb (ein Bär hatte ihm den Schenkel zerrissen). Johannes ward von seinem Großvater, der in Kaisersberg wohnte, aufgenommen, und von ihm, nachdem er die ersten Anfangsgründe der Wissenschaften erlernt hatte, nach Freiburg geschickt, wo er zuerst das Gymnasium und dann (seit 1460) die Universität mit solchem Erfolge besuchte, daß er schon 1462 Baccalaureus und 1463 Magister wurde. Im Jahre 1471 zog er nach Basel, um sich dort ganz der Theologie zu widmen, in welcher er nach rastlosen Studien 5 Jahre später den Doctorgrad erlangte. Auf Verlangen der Studenten wurde er 1476 in Freiburg als Professor der Theologie angestellt, wo er durch seine Predigten einen solchen Ruhm erwarb, daß er schon im folgenden Jahre beinahe zu gleicher Zeit nach Würzburg und nach Straßburg berufen wurde. Er nahm den Ruf nach letzterer Stadt an, wo er 33 Jahre segensreich wirkte und sich die allgemeinste Liebe und Verehrung erwarb. Kaiser Maximilian, der ihn wegen seiner Gelehrsamkeit und seines reinen Lebens außerordentlich schätzte, berief ihn mehreremale, aber er hielt treu bei der ihm anvertrauten Gemeinde bis zu seinem Tode aus, der am 10. März 1510 erfolgte. Er wurde mit großer Feierlichkeit unter Begleitung vieler Geistlichen, Bürger und des ganzen Raths unter der nämlichen Kanzel begraben, auf welcher er so oft Worte des Lebens verkündigt hatte. Geiler war von Gestalt lang und hager; er hatte krauses Haar, ein mageres Gesicht und war, Nierenschmerzen ausgenommen, keinen körperlichen Leiden unterworfen.



Ehe er von der Krankheit ergriffen wurde, an der er starb, kündigte ihm eine Augsburger Jungfrau in einem Briefe an, daß er bald sterben würde; ohne darüber bestürzt zu werden, sagte er zu seinen Freunden, daß er zu sterben und mit Christus vereinigt zu werden wünsche.

So viele Predigten Geiler in seiner langen Laufbahn gehalten hat und so viele derselben auch gedruckt worden sind, so hat er selbst doch keine bekannt gemacht, auch diejenigen nicht, welche noch während seines Lebens im Druck erschienen sind. Ja er mag sie zum größten Theil nicht einmal deutsch niedergeschrieben haben, sondern lateinisch, eine Gewohnheit, die wir schon bei früherer Gelegenheit zu erwähnen Gelegenheit hatten (S. 563). Vielleicht liegen den in lateinischer Sprache herausgegebenen Predigten die ursprünglichen Aufzeichnungen Geilers zum Grunde, was um so glaublicher erscheint, als mehrere derselben schon zu seinen Lebzeiten erschienen. Der hohe Ruf, in welchem der verehrte Kanzelredner stand, bewog manche seiner Zuhörer,

seine Predigten nachzuschreiben oder sie aus dem Gedächtniß wieder zu reproduciren; auf diese Weise wurde das Meiste erhalten, was von ihm bekannt gemacht worden ist, sehr vieles durch den Franciscaner Johannes Pauli, einen getauften Juden, der sich aber mancherlei willkürliche Veränderungen und selbst Zusätze an dem ursprünglichen Text erlaubt zu haben scheint.

Geiler, der von der hohen Wichtigkeit seines Berufs als Prediger durchdrungen war, hatte sich die heiligen Chrysostomus und Bernhard, vorzüglich aber den berühmten Kanzler Gerson zu Mustern genommen, ja er hat letzteren oft nur übersetzt, so im „dreieckigen Spiegel", im „Eschengrüdel", im „Clappermul" und im „Trostspiegel". Die äußere Form seiner Reden ist beinahe in allen unwandelbar dieselbe. Nachdem er den Text der Predigt angegeben, den er oft auf allegorische Weise und mit der größten Willkür erklärt, spricht er die Wahrheit aus, die er beweisen will, und gibt deren Hauptheile an, deren jede eine große Menge Unterabtheilungen hat; der Haupttheile sind gewöhnlich sieben: „eine werthe, wunderbarliche Zahl". Selten findet sich eine Einleitung oder ein Schluß; doch faßt er zuweilen die von ihm entwickelten Wahrheiten in wenigen Worten zusammen, und wenn er eine Gersonische Predigt vorgetragen hat, schließt er gewöhnlich mit dem Lobe desselben. Es ist schon aus diesem ganz logischen Gang seiner Predigten zu erkennen, daß Geiler seine Zuhörer nicht sowohl zu rühren, als zu überzeugen suchte; dies ist auch aus der Ausführung ersichtlich, da er alle ihm zu Gebote stehenden rhetorischen Mittel anwendet, um seinen Zweck zu erreichen. Manchmal beginnt er zum Beispiel damit, daß er Sophismen auf Sophismen häuft, indem er sie für wahr anzunehmen scheint, worauf er ihre Unrichtigkeit nachweist und zuletzt die Wahrheit im vollsten Lichte zeigt. Diesem Bestreben, die Zuhörer zu überzeugen, entspricht auch der häufige Gebrauch von Vergleichungen, Bildern und Allegorien, die oft von der größten Wirkung, aber auch öfters läppisch, ja selbst geschmacklos sind und unsern Begriffen von der Würde der Kanzel widersprechen. Auch liebt er, Legenden, Fabeln, Witzworte, Geschichtchen, Anekdoten aller Art einzuflechten, und seine Predigten sind eine wahre Fundgrube für solchen Stoff, den er aus allen möglichen älteren und neueren Büchern, oft auch aus dem Munde des Volks schöpft. Eben so reich ist er an Sentenzen, Sprichwörtern, Wortspielen und komischen Alliterationen, wodurch er nicht selten das Lachen der Zuhörer erregt haben mag, ob er gleich selbst zu wiederholten Malen die Prediger tadelt, die sich Solches erlaubten. Diese Auswüchse lagen aber nicht sowohl in ihm selbst, als in seiner Zeit, von welcher die Glaubenstiefe der Mystiker längst verschwunden war, und die auf dem Wege der Satyre der Reformation mit schnellen Schritten entgegenging. Auch Geiler war seinem ganzen Wesen nach dieser reformatorischen Richtung zugethan, überall gibt sich sein Bestreben kund, die in der Kirche eingerissenen Mißbräuche zu bekämpfen und für deren Ausrottung zu wirken, ohne daß er jedoch die Kirche selbst oder ihre Glaubenssätze zu erschüttern gesucht hätte. Während die Mystiker durch den Glauben zum sittlichen Leben führen wollten, suchte er dagegen durch Verkündigung einer gesunden und reinen Moral für den Glauben wieder empfänglich zu machen, den er jedoch nicht in äußere Ceremonien und Andachtsübungen setzte, da er vielmehr ausdrücklich lehrte, daß diese nur dann von Werth seien, „wenn sie von innen haruß geordnet seien".

Von seinen Predigten sind vorzüglich diejenigen berühmt geworden, welche er über seines Freundes Seb. Brandt's „Narrenschiff"*) hielt; doch sind gerade diese am wenigsten geeignet, seinen eigenthümlichen Charakter als Kanzelredner zu eröffnen, da er dem Vorbild zu genau sich anschloß. In eben dieser Weise, wie über das Narrenschiff predigte er auch über des Albertus Magnus Buch „von den Tugenden". Diese Predigten, welche er im Kloster der seiner geistlichen Leitung anvertrauten „Reuerinnen" hielt, wurden von einer Nonne dieses Klosters aufgeschrieben und von Geiler selbst durchgesehen. Sie sind unter dem Titel „Der selen Paradieß" (1510) gedruckt erschienen und gehören zu den besten, da sie auch von den oben erwähnten Auswüchsen mit am reinsten sind. Die meisten übrigen seiner Predigten beruhen auf Allegorien, die er gewöhnlich aus dem täglichen Leben nahm. So gab ihm der Hase mit seinen verschiedenen Eigenschaften, die Jagd und Zubereitung desselben den Stoff zu einer Reihe von Vorträgen, die unter dem Titel: „Ain gaistliche bedeutung des Häßlins" u. s. w. oder „der Haß im pfeffer" vereinigt sind. Als einst in Straßburg ein Löwe gezeigt wurde, predigte er längere Zeit über „den hellischen Löwen". In einer langen Reihe von Predigten vergleicht er den Christen mit einem Pilger, und dessen Ausrüstung, Sack, Stab und Mantel, Hut, Schuhe und Zehrgeld mit Glauben, Hoffnung, christlicher Liebe, Geduld, Tugend u. s. w., worauf er eben so die verschiedenen Begegnisse des Pilgers mit dem menschlichen Leben zusammenstellt. Diese Predigten, „die christenlich bilgerschafft zum ewigen vatterland" enthalten weit weniger Geschichten, Witzworte und Gleichnisse als die meisten übrigen, und zeichnen sich, wie durch Reinheit des Styls, so auch durch klare und bündige Auseinandersetzung der bedeutendsten religiösen Wahrheiten aus. Der Zug aus der Legende der heiligen Elisabeth, daß dieselbe in ihrem Elend sich mit Spinnen beschäftigen mußte, gab ihm den Stoff zu acht Predigten von „der gaistlichen spinnerin". Als Gegenstück zu den Vorträgen über das Narrenschiff erscheinen seine Predigten über „das schiff der penitens oder des hails", in welchem das „christenlich leben" und dessen mannigfaltige Zustände mit einem Schiff, dessen Theilen und Ausrüstung und seiner bald glücklichen, bald stürmischen Fahrt verglichen wird. Es enthalten diese Reden bei vielen Auswüchsen viele neue, schöne und reine Ideen über Kirche und Christenthum. Auf Verlangen seiner Zuhörer hielt er im Jahre 1508 eine Reihe von Predigten über das „Pater noster" oder „Ußlegung über das gebette des Herrn", in welchen er die reinsten und klarsten Gedanken über den Einfluß des Gebets auf den Menschen entwickelt. In 48 Predigten sprach er über die „Sünden des Mundes"; es sind dies treffliche Vorträge, in welchen er in meistens ernster und würdiger Sprache Lehren der reinsten Moral er-

*) Brandt war namentlich durch Geilers Vermittelung von Basel nach Straßburg berufen worden.

theilt. Eine der schönsten ist die unten mitgetheilte, in der er gegen die Priester eifert, welche die Laster ihrer Zuhörer verschweigen.

Ueberhaupt ist Freimüthigkeit einer der hervorstechendsten Züge in Geilers Charakter: was er für unrecht und unchristlich hielt, das tadelte er offen auf der Kanzel, mochte es die hohe Geistlichkeit oder die weltlichen Behörden betreffen, wovon uns die folgende Predigt einen Beweis gibt. Aber grade dies verschaffte ihm beim Volke ein außerordentliches Ansehen, und machte es seinen Vorträgen um so zugänglicher, die bei der tiefen Menschenkenntniß, die er darin zeigte, bei ihrer ruhigen, klaren Entwickelung, und vornämlich bei der ganz volksthümlichen Haltung der Sprache eines großen Eindrucks nicht verfehlen konnten.

An dem sontag Jubilate geprebigt von der XXV blattern des Munds, vnd sagt vom vnuernünfftigem zeuil schweigen.

Die XXV blatter vnd die letst, die einem menschen vff dem mund wachset ist Indiscreta taciturnitas, vnbescheiden vnd vnvernunfftiges schweigen, wie ein mensch sich mag versunden im schweigen. Wann wie sich ein mensch mit vil schwetzen mag versünden, also mag er sich auch versünden oder verhönen mit stil schweigen, so er also sitzt vnd redt nichts. Vnd als ir biß her die gantz fasten habent gehört von mancherlei blattern vnd namlich von rriiij. die einer vff dem maul gewinnt, also ist diße blatter die allerletst, so man schweigt, wan man reden solt. Dargegen ist ein blatter geweßen, das man nit reden sol, so ist des schwadern zeuil.

Nun fragstu, was ist vnuernünftig schweigen? Waz schades erwachset daruß? Vnd wie sol man diße blater heilen?

Zu dem ersten hast du gefragt, was vnbescheiden oder vnuernunftig schweigen sei? Ich antwurt kurtzlich vnd sprich: Es ist dreierlei schweigen. Zů dem ersten so ist ein löblich schweigen: es ist, so ein mensch schweigt vmb eins gůten ends willen, vnd das mag geschehen in dreierlei weg,

Propter

Mansuetudinem	Vmb tugenthafft willen
Fatuitatem	Vmb der thorheit willen
Oportunitatem	Vmb schickung willen.

Zů dem ersten geschicht schweigen vmb tugenthaffte willen. So einer merckt, wann er mit eim redt, daz der selbig ein klapperman ist, so schweigt er, den er möcht im nit gnůg antwurt geben. Wan er ein wort redet, so můß er dreissige dargegen hören. Darumb spricht der weiß man: „Mit einem züngigen menschen soltu nit kriegen, du solt nit scheiter werffen in das feuer, dan ie me du wort woltest geben einem klapperer, ie me sich der krieg einflicht vnd grösser würt." Mit einem frumen man, der ein gůte conscientz hat vnd nit gern leugt, ist gůt reden, dan er ist nit wider die gerechtigkeit. Aber mit einem klapperman kan niemant naher kumen; er leugt vnd streußt sich wider die gerechtigkeit vnd erberkeit, als auch die fürsprech vnd solich bůben volck thůt: sie liegen eins vber daz ander. Darumb ist das ein löblich schweigen, so einer also eim züngigen menschen schweigt auß tugenthaffte.

Es ist zů dem andern löblich, da einer schweyget auß seiner thorheit. Es ist, so einer sitzt bei weißen leuten, vnd er merckt, das er zů einfaltig vnder sie ist vnd zenerrisch, so kan er auß seiner torheit nit zů den sachen reden; dan ließ er ein wort schiessen, so würt gemerckt sein thorheit: darumb so schweigt er, so er das nit weiß vnd nit geschickt darzů ist. Er hat der ding nit gepflogen, deßhalben vnderwint er sich der sach nit, die er nit gelert hat. Daz schweigen ist vernunftig, da einer schweigt zů den dingen, die er nit geleret hat. Wan ich welt reden in den rechten, damit die Juristen vmbgond, oder solt von der artzenei reden, so stund es mir vbel an, dan ich wußt kein grunt in dißen kunsten. Item wan ein Jurist wolt reden von der heilgen geschrifft, das wurd im eben anston, als wan ich welt iegerisch oder weidisch reden, vnd sprech: „Ich wil ein haßen schinden", so ich doch solt sprechen: „Ich wil den haßen streifen". Auch kan ich dem schůmacher nicht sagen, wie er die schůh machen sol; ich sag im wol, wo sie mir zů eng sein vnd mich trucken. Einem iegliche̅n menschen ist zeglauben in seiner kunst. Ein ieglicher redet von dem, das er gelernt hat vnd von denen dingen, damit er zeschaffen hat. „Nemo mittat falcem in messem alienam." Niemant sol sein sichel lassen in ein frembde ern. Es sol niemants von den dingen reden, daruon er nichts gelert hatt, dan es stot ein gar übel an, so er alwegen wil reden von dingen, die er nit weiß noch erfaren hat. Dan so er lang redt, so ist es Luris liris leres. Darumb was der selben seeloßen menschen seint, sölich klapperer sein, die da hinein in ein sach reden, es treff an, was es well, es sei erlogen oder war, das achten sie nit. Vnd mit irem schreien so geschweigen sie ein andern, der vileicht die warheit vnd den grunt aller Ding weiß, von denen sie reden. So spricht man dan: „Das ist ein gesell, der kan ein geschweigen." Die selben zeucht man herfur, damit gedt ietz die welt vmb. Man darff ietz kein reuter fragen, ob ein krieg recht oder vnrecht sei, dan es gilt in alwegen gleich. Aber frum vnd gelert leut sol man fragen, ob es ziemlich vnd billich sei, das man krieg. Sölich verflůcht klapperer sprechen: „Alle Doctores sein nit eins pfenigs wert, sie haben soliche Ding ir leben lang nie gesehen." Wie man aber den krieg angreiffen soll, vnd wie man soll halten vff der haltstat, da můß man fragen die reißigen, die köch vnd keller, den fůter meister, ob man das volck müg erziehen. Sehent, das verderbt vns, das wir in allen dingen kein vernunfft wellen brauchen.

Zů dem driten so schweigt ein mensch vernünfftiglichen, so es nit zeit noch stat hat zereden. Als wan ich seß in eim wirtzhauß vnder andern leuten, vnd sie fiengen an zereden von schamperen dingen oder von vnkeuscheit, als man dan thůt; da ist es nit zeit, das ich red, dan ich möcht geschlagen werden, so ich einen ströfft. Er sprach: „Was get es dich an, was ich red?" Aber wan er alein wer, vnd da ich meint, das er es für gůt von mir vffnem, vnd ich sprech zů im: „Lieber gesell, du hast vnrecht gethon, laß es hinfür vnder wegen!" dan ist zeit zereden. Man můß nit an allen stetten vnd zů allen zeiten die warheit sagen. Darumb ist das ein böß argument, als da einer spricht: „Ich hab die warheit gesagt, darumb so hab ich recht gethon." Der weiß man spricht: „Es ist ein zeit zereden, vnd ist ein zeit zeschweigen." Es ist ein zeit zereden, so man reden sol, so es zeit vnd stat hat vnd so es nutz bringt; dan so mag vnd sol ein mensch reden, aber so es nicht not ist, so ist es dan zeit zeschweigen, da sol man an sich halten.

Isocras ward einist gefragt von bößen schamperen dingen; er schweig still vnd gab kein antwurt daruff. Da sprachen sie, warumb er nit antwurt geb, so er doch gelert wer? Da sprach er: „Antwurt zů dißer frag ist schweigen." Darumb wan es sich also begibt, so ist kein besser antwurt, dan schweygen. Sehent ir nun, das ist das erst, darumb schweigen loblich ist, als da einer schweigt auß tugent, darumb daz der zorn nit grösser werd, oder das kein größer vnglück dar uß küm. Vnd er schweigt darnach auß seiner thorheit, oder darumb, das er weder zeit noch stat hat, das man reden sol.

Das ander schweigen ist Taciturnitas mortalis, tötlich schweigen; das ist ein blatter, die ein menschen erwürgt. Vnd solich tötlich schweigen geschicht in sechs weg:

Auß faulheit,	Auß vngeschicklichkeit,
Auß entrichtung des zorns,	Auß neid,
Auß hoffart,	Auß scham.

Zů dem ersten so ist schweigen tötlich, so ein mensch schweigt auß faulheit: es ist dann, da einer solt reden vnd redt nichts, als in den Prelaten, die da lassen hin-

gon vnd ihre vnderthonen nit straffen, vnd sie schweigen darzů auß liederlichkeit vnd auß faulheit. Ich mein die prelaten vnd die oberen in zeitlichen vnd in geistlichen dingen. Do der bischoff reden solt wider seine vnderthonen, so schweigt er; deßgleichen der Dechan gegen denen, die im zůston. Also thůt auch der apt in dem kloster gegen seinen münchen; dan so er die würffel leget, so ist dem Conuent erlaubt zespilen. Item so die lieberlichen regenten schweigen gegen iren vnderthonen, so sie mißhandeln vnd allein ir sach daruff setzen, daz man sich füllet vnd der seckel vol daruon wirt; vnd so man in sunst gehorsam ist, so fragen sie nit weiter. Sie schweigen vnd lassen hingon, so man sündet vnd eebricht. Wie wellen aber sie straffen, so sie selbs dar an schüldig sein, vnd sie schweren, die Eebrecher zerügen. Welcher wil aber den andern verrügen? Der teuffel. Vbersich du mir, so vbersich ich dir; da strafft keiner den andern: daz macht es, sie seint gleich als wol schüldig, als die vnderthanen. Das schweigen ist totsünd. Also get es durcheinander zů vnd farent also mit einander den teuffel heim, vnd werden ewig verloren. Item wan einer nit vrteilet nach dem, als in sein conscientz leret, vnd weißet, sunder den vorigen nach hottet, dan solt er recht vrteil sellen vnd damit den selbigen ir vrteil vmbstoßen, wan wolt er dan ein Funffzehener werden oder ein Ammeister? Das schweigen ist alles tötlich, vnd es trifft an die prelaten von dem Bapst oben abher biß vff den Meßner, vnd von dem Keißer abher biß vff den armen hirten.

Zů dem andern so ist schweigen tötlich auß vngeschicklichkeit, als wan du deinem gesind gestattest zesünden vnd wilt es nit straffen. Du sprichst: „Es ist noch vmb ein fierteil iars zethůn, so wil ichs ein andres lassen straffen vnd ziehen; es möcht mir bößes nachreden.“ Nit also: du solt dich halten vor deinem gesind, das sie dich mit der warheit nit künden verklappern; du solt sie straffen, dann thůstu es nit, so würstu theilhafftig aller der sünden, die du inen gestattest vnd es wol mochtest weren.

Es ist zů dem dritten tötlich, da ein mensch schweigt, auß entrichtung des zorns, haß vnd neids. Der groll steckt dir in dem hertzen, als da ist die vnordentliche entrichtung, das du bist vol zorns vnd bist vol vnwillens; darum so schweigstu still. Darumb so es hergodt auß dem grund, so würt es todtsünd.

Schweigen ist tötlich zů dem vierden mal, so du eim zeleid schweigst vnd wilt dich damit rechen. Chrisostomus spricht: „Wan du ein schlagen wilt, so kannstu dich nicht baß rechen, dan so du schweigst vnd nit zů im redest.“ Es ist tötlich, als Thomas spricht. Es ist, so der man im hauß vmbget brumen, vnd niemant kan nichtz gůts an im haben. Er redt me mit hunden vnd katzen, dan mit der frauwen oder mit dem gesind. Vnd herwiderumb thůt die frauw auch: sie murt, vnd ret mit niemant, sie můß es dan thon; vnd ob sie schon redt, so geschicht es auß dem bößen grund des rochs, vnd redt nichts auß anschlag der vernunfft. Damit gat man gemeinlich teglich vmb.

Zů dem fünfften so schweigt man auß hoffart. Das ist, wenn einer wil gesehen sein witzig, so schweigt er, daz man sol gedencken, er sei weiß vnd man sol sprechen: Wie ist das so ein witziger mensch vnd schweigt darzů? Daz ist tötlich gesündt!

Nun zů dem sechsten, so ist schweigen vnrecht, als wan man schweigt auß scham. Das ist, so einer in der beicht solt reden, waz not wer, aber er schwigt. Es waz ein brůder sancti Francisci orden; der selb wolt schweigen halten; wan er beicht, so beichtet er mit deuten vnd nit mit worten. Nun das kam sancto Francisco für; der sagt: „Es mag nichts gůts auß schweigen kumen.“ Es geschah auch, dan bald darnach luff der brůder in die welt vnd volbrach vil vbels.

Zů dem letsten so ist ein schweigen, das heißt Venialis taciturnitas, teglich schweigen. Es ist, so ein mensch nit schuldig ist, zereden, es wer aber nütz vnd zimlich; aber er schweigt auß farlessigkeit; das ist teglich sünd, dan sein reden ist nit not gewesen. Die salb für diße blatter ist, man sol anhangen got mit demut vnd in bitten, das er vns helff, das wir nit irren.

Vff das ander, so du fragest: „Was schadens kümpt aber darauß, so ein mensch also vnuernünfftiglichen schweigt, so er reden sol?“ ich antwurt: es bringt drey grosser schaden:

Priuationem multorum fructuum
Beraubung grosser früchten;
Mortem perpetuo luendam,
Den ewigen todt zů leiden;
Vindictam sanguinis effusi,
Roch des vergossenen blůts.

Der erst schad ist Beraubung grosser früchten, die ein mensch ableßen mag von seinem mund. Catho spricht: „Virtutem primam puto compescere linguam, Ich schetz vnd mein, das es die erst tuget sei, da einer die zung geschweigt.“ Dann es ist fürwar nit ein klein ding, da sich ein mensch vnderstot, sein zung zemeistern vnd in meisterschafft zehalten, vnd ist ein tugent. Der ist aller nechst got dem herren, der da kan wol schweigen. Darumb also vnuernünfftiglichen schweigen bringt beraubung grosser früchte. Ein mensch mag got loben, daz ist ein frucht; darnach mag er got dancken vnd in anrüffen. Er mag betten vnd beichten; verschweigt nun einer ding, die er beichten soll, so würt er von der frucht beraubt, die von der beicht kümpt. Darnach ist ein frucht abzebrechen, heissen straffen die laster vnd das vnrecht vnd vestiklichen streiten für die warheit vnd widerston der boßheit. Dißer frücht beraubt sich ein mensch aller samen. Darumb seint wir geboren, daz wir got sollen loben vnd im on underlaß danck sagen vmb alle gůtthat, die wir von im empfangen haben. Auch seint wir schüldig vor got, einander zehelffen vnd in allen dingen beistandt zethůn.

Der ander schad ist der ewig todt. Nemlich die Obersten, die da solten recht reden, recht vrteil sprechen, vnd thůnd daz nit, daz ist inen der tot. Das haben wir ein Figur Exodi an dem xxviii. ca., das got der almechtig gebot, wie der oberst priester becleidet solt sein, so er in den tempel wolt gon zů dem ampt des diensts, vnd was er an den selben kleidern haben solt; vnden daran glocken vnd schellen uff das, das er würt gehört in dem angesicht des herren, so er ein oder auß gieng in die heiligkeit, vnd solt nit sterben. Diße figur legt auß Chrisostomus vnd spricht: „Die kleider der öberen seind nichts anderst, den erberkeit vnd gerechtigkeit; die sol von inen gehört werden, als die schellen, vnd sie sollen reden die gerechtigkeit.“ Dauon spricht Dauid: „Deine priester sollen angelegt werden mit gerechtigkeit, vnd das sol man hören vnd sol außgeredt werden mit worten.“ Wan das seint die cleider der oberen, da mit sie her sollen schellen, als getreuw diener gottes des herren, also das sie mit den wercken vnd mit den worten der gerechtigkeit von iren vnderthonen gehört werden. Wo sein sie aber, da man mißhandelt wider gotlich vnd christenliche gesatz, das sie darwider schreien vnd predigen? Wan predigen die prediger einist vnd schellen, das der artickel falsch sei, da man armen leutten etwas besetzt vnd vermacht an dem totbett, welcher artickel man dez entwert vnd irret, das inen nit werden mag? Vnd wan sagen sie, das die tötlich sünden, die solichs in halten? vnd wan schellen sie wider den artickel, den man gelopt zehalten, vnd darnach vrteilet vnd erkennt, das man zweihundert güldin, die etwan den armen leuten vermacht sein, den erben sol lassen, die doch vorhin dar ein on genötigt verwiliget vnd gehollen hond, dz die selben seint schüldig ein widerker denen, das vermacht ist worden, oder sie mügen nümer selig werden? Wann schellen darnach die prediger ein mal, daz man von inen hört die gerechtigkeit, daz die, die da solich Artickel schweren zehalten, ein meineid schweren? (vnd sie seint meineidig, dan sie seint offentlich wider das heilig Euangelium) vnd das der das nit

behalten mag dem da das zůerkant würt? Die selben prediger förchten, sie erzurnen dich, vnd das ir seckel deß entgelten müß: daruon so sprechen sie zů dir: „Genad her, genad her!" Solich schweigen ist todtsünd! Es wer nit zeachten, das die, die sólich artickel machen vnd vff satzten allein verdurben; dan die selben müst man in die schantz schlahen und daran wagen. Aber alle die, die darnach vrteilen, handelen vnd sich des gebrauchen, die verderben vnd verfaren und dar durch verfert ein gantz gemein. Sol man da schweigen? Vnd ob du sprechest: „Es ist nit ein gemeiner nutz, als du es für wendest", ich antwürt dár vff, das ir daran irrent vnd ist falsch. Diße artickel haben keinen grundt, vnd ist nit der nutz vnd die eer der statt, da man dan solich vnchristenliche ding handelt, es sei hier oder an andern enden. Man solt darein speuwen. Pfuch! Ich acht nit, das du mich ietz zetod schlechst, oder du sprichst, man solt mich ertrencken. Was ist das geredt? Detend ir aber eins, als ander stett thůnd, vnd sůchtent gelert, gůt, frum leut, vnd citiertent mich, zů verantwurten, das ich gesagt hab, vnd sprechest dan zů mir: „Das vnd daz hastu geredt; nun wellen wir hóren, ob du daran recht oder vnrecht hast gesagt"; kónnt ich mich dan nit verantwurten, oder ich hett vnrecht, so welt ich mich lassen weißen. Das welt ich gern, vnd ich beger nit mer, dan man thů es.

Der drit schad ist Rach des vergoßnen blůts. Wan das blůt der vnderthonen würt verwůstet, vnd gott wirt daz blůt auß den henden irer oberen fordern. Sprach der her zů dem propheten Daniel: „Ich hab dich gesetzt zů einem gůcker, wan du sichst, das daz schwert kumpt, vnd du dan hürnest vnd schreiest vnd warnest das volck; wer sich dan versenmt, der hab im den schaden. Schweigstu aber, vnd sie verfaren, so wil ich das blůt von deinen henden vorderen." Das blůt der vnderthonen wirt got der almechtig vordern von allen denen, die da oberckeit haben in geistlichen oder in weltlichen stenden, deren, die sie verfürt haben auß liederlichkeit, vnd schweigen zů iren sünden vnd lasteren. Darumb hab ich euch diße ding gesagt in warnungsweiß vnd niemants zů schmach oder zů schanden, das mir vnd eim jeglichen prediger zethon befollen ist von gott dem allmechtigen. Vnd ich hoff, er werd euwer blůt nit auß meinen henden fordern an dem iüngsten tag; wan ich hab das mein gethon, vnd ich wil mein hend waschen. Ich hab nun euch hie gepredigt vnd gehürnt xxviii. iar; vnd manicher sůcht in zeitlichen dingen vppig eer, vnd er wagt leib vnd leben daran als in einem krieg: warumb wolt dan nit einer leib vnd leben wagen, die warheit zesagen vnd die gerechtigkeit zů beschirmen vmb ewiger gůter willen. Dauon ist das nichtz geredt, das du sprichst, man solt in ertrencken; ein ieglicher bůb kan das auch. Ich bin ietz vff dem Palmtag alt worden sechtzig iar, vnd waz ich lenger leb, das ist eitel gewin: ich můß doch sterben. Aber ich halt, das die beichtiger, die dich absoluieren, ketzer seint. Vnd so du also zů dem Sacrament gast, bist auch ein ketzer. Ich glaub nümerme, daz ir christenleut seint, vnd ob schon etlich frum sein (als mir dan nit zweiffelt), denen solich artickel, die da zů dem merern teil falsch seint, nit gefallen. Also hondt ir die drei schäden, die da einem ieglichen menschen erwachßen auß dem vnuernünfftigen schweigen, da man reden solt vnd es nit thůt.

Zů dem dritten so gehören drü stuck in die salben, damit man diße blatter heilen mag. Das erst ist Exemplum Christi Jhesu; das ander stuck ist ein stark gebet, das man vffüren sel zů got dem herren, vnd es ist das aller nöttigst; das drit, das darein gehórt, ist saltz.

Das erst stück ist das Exempel Christi, der da stůnd vor Annas, der in vil fragt von seiner ler vnd von seinen iungern. Da antwurt der herr im: „Ich hab offentlich geredt der welt, ich habe alle zeit gelert in der Synagog vnd in dem tempel, dahin alle Juden zesamen kumen; in geheim hab ich nichtz geredt. Waz fragstu mich? Frag die es von mir gehórt hond, was ich mit in geredt hab, die wissen, was ich hab gesagt." Sehent da, wie frey der herr geredt hatt wider den alten Bischoff, vnd er hat nit geschwigen, da es not was zů reden; er gab nichtz vmb in. Das hat auch gethon sanctus Bernhardus, der da scharpff geschriben hat wider den Bapst; deßgleichen auch sanctus Chrisostomus wider die keißerin. Das sol ein menschen frisch machen, die warheit zů beschirmen vnd nit geschweigen, so es not ist zereden.

Zů dem andern so gehórt in die salb andechtig gebet zů got dem herren, vnd das ist dir aller nötst, daz du gott bittest, dir ze geben, das du redest vnd schweigest, wann du das thon solt. Sprich mit Dauid: „Her, du wellest setzen die hůt meinem mund vnd die thür meiner lefftzen." Er bat nit vm ein mauer; dan so ein mauer vor dem maul wer, so künt man nit reden; sunder er batt umb ein thür, die dan vff vnd zů gat. Nit soll das maul alwegen offen sein, sunder so es not ist zereden, so soll die thür vffgon; wan es aber nit not, so soll der mund beschlossen bleiben. Vnd daz můß ein mensch erlangen durch demůt vnd durch sein gebet; wan es kan niemants recht thůn, es kan auch niemants erbarlich thůn, got můß es im geben. Darumb soltu in treulichen bitten, so gibt er dir das auch.

Zů dem dritten, so můß man saltz in die salben haben. In dem winter henckt man daz fleisch hin auß, daz es gefrier vnd mürb werd, vnd man darff es nit saltzen; aber in dem Summer henckt man es in dem keller vnd saltzet es vor. Solt man es herauß an den lufft hencken, als in dem winter, so verdürb es, vnd wüchsen würm darin. Also die zung můß man in dem keller behalten vnd saltzen mit dem saltz der bescheidenheyt des schweigens. Dan ein priester, so er ein kindt einseget, so legt er im saltz vff die zung vnd spricht: „Nim hin das saltz der weißheit" zu einem zeichen, so die zung nit gesaltzen ist, so würt sie bald zerstochen von den wurmen, die darin wachßen. Darumb laß sie in dem saltz ligen, vnd thů sie etwan herauß in dem winter; daz ist, du solt reden, wan es not ist. Vnd also ist saltz das drit, daz in die salben gehórt des vnuernünfftigen schweigens, daz ist, daz man bescheidenheit darin sol haben, also, wan es not ist, daz man red oder schweig.

Wörterverzeichniß.

Auf vielseitigen Wunsch wird dem ersten Band der Literaturgeschichte ein Wörterbuch beigefügt, dem wir einige Bemerkungen voranschicken.

Es gibt kein besseres Mittel, sich das Verständniß der älteren Sprache zu erleichtern, als laut zu lesen, weil sehr viele Formen, welche in der Schrift dem Auge fremd erscheinen, dem Ohre bekannt und verständlich tönen. Dann muß man sich mit dem gegenseitigen Verhältnisse der Laute in der älteren und neueren Sprache vertraut machen; wir fassen die wichtigsten Punkte kurz zusammen: (**mhd.** = mittelhochdeutsch; **nhd.** = neuhochdeutsch; **nd.** = niederdeutsch; **ndrh.** = niederrheinisch)

1) **Mhd** î entspricht dem **nhd. ei**, z. B. wîn, Wein.
2) „ û „ „ „ **au**, z. B. hûs, Haus.
3) „ ou „ „ „ **au**, z. B. boum, Baum.
4) „ uo entspricht dem **nhd. u**, z. B. buoch, Buch.
5) „ iu entspricht dem **nhd. ie, eu, au** und **äu**, z. B. tiufe, Tiefe; viuhte, Feuchtigkeit; vliuge, fliege, fleug; biuwe, baue; miuse, Mäuse.
6) „ üe entspr. dem **nhd. ü**, z. B. küene, kühn.
7) „ (öfters) ai, æi entspricht dem **nhd. ei** = gemain, gemein; hæiz, heiß.
8) „ v entspr. dem **nhd. f**, z. B. vorhte, Furcht.
9) „ z entspr. dem **nhd. s, ß**, z. B. daz, das; daz, daß.
10) „ sl, sw entspr. dem **nhd. schl, schw**, z. B. slac, Schlag; swîn, Schwein.
11) „ w entspr. öfters dem **nhd. b**, z. B. verwen, färben.
12) „ h entsp. dem **ndh. ch**, z. B. wehsel, Wechsel.
13) „ (öfter) c entspr. dem **ndh. z**, z. B. cirkel, Zirkel; cit, Zeit.
14) „ (oft) ch entspr. dem **ndh. k**, z. B. chleiu, klein.
15) „ (öfters) ph entspr. dem **udh. pf**, z. B. phluoc, Pflug.
16) „ (öfters) v entspr. dem **ndh. b**, z. B. heven, heben.
17) „ dw, tw entspr. dem **ndh. zw**, z. B. dwingen, zwingen; twanc, Zwang.

Außerdem ist noch Folgendes hauptsächlich zu merken:

1) Das Dehnungszeichen h des **Nhd.** fehlt im **Mhd.** ganz, z. B. nemen, nehmen; lam, lahm.

2) d erscheint im Auslaute stets als t, z. B. lant, Land, dagegen landes, des Landes, sowie

3) g immer als c (k), z. B. tac, Tag; *Gen.* tages.

4) s vor Substantiven im Genit. ist öfters s. v. a. des, z. B. smorgens, des Morgens.

5) ne vor Verben bezeichnet die Verneinung, die aber außerdem beinahe immer noch durch ein anderes Wort ausgedrückt wird, z. B. ich nemac, ich mag nicht; sehr häufig wird es dem vorgehenden angefügt, z. B. ich*ne* vernam, ich vernahm nicht, und dann erscheint es öfters als bloßes *n*, z. B. ich*n* wolde niht, ich wollte nicht; si*n* nement, sie nehmen nicht.

6) *en* ist dasselbe, z. B. si *en*kam, sie kam nicht, oder, getrennt geschrieben, dâ *en* kumt nieman în, da kommt Niemand herein. Es lautet auch in, z. B. ich *in*wil nimmer, ich will nicht mehr.

7) *ge* vor Verben ist oft bedeutungslose Vorsylbe, z. B. geroufen, raufen; oft verstärkt sie den Begriff des einfachen Worts, z. B. geleben, erleben.

8) Dieses ge wird oft mit nachfolgendem Vokal verschmolzen, z. B. *g*ezzen = *ge*-ezzen, essen; *g*irren = *ge*-irren, stören, so wie es auch vor Consonanten häufig zum bloßen g wird, z. B. *g*louben statt *ge*louben.

9) Statt ge steht oft gi, z. B. *gi*heilen, heilen.

10) Eben so geht be oft in bi, er in ir über, z. B. *bi*saz = besaz, besaß; *bi*runnin = berunnen, benetzt; *ir*wecken = erwecken, aufwecken.

11) Die Endung e oder en bildet Adverbien, z. B. bescheidenlich*e*, bescheidenlich*en*, auf bescheidene Weise.

12) Die Endung ec oder ic, im Genit. iges, entspricht dem neuhochdeutschen *ig*, z. B. led*ec*, *Gen.* led*iges*, ledig; heil*ic*, *Gen.* heil*iges*, heilig.

13) Die Endungære entspricht dem **nhd. er**, z. B. lugen*ære*, Lügner.

14) z am Anfange eines Worts ist häufig das verkürzte zuo, ze, z. B. zeiner, zu einer; zêren, zu Ehren; zir, zu ihr; manchmal wird auch das zuo noch vorgesetzt, z. B. zuo zir.

15) Kleinere Wörter werden oft an vorgehende angelehnt und zugleich meistens verkürzt; so erscheint

a) s am Ende der Wörter statt si, z. B. scheide*s* = scheide si, auch statt es, z. B. er*s* = er es, er dessen; hete*s* = hete es, hätte davon.

b) û, u, am Ende der Wörter für du, z. B. wænest*û* = wænest du, wilt*u* = wilt du.

c) r statt er, z. B. da*r* = dâ er, sande*r* = sande er, sandte er.

d) z statt ez und daz, z. B. er*z* = er ez, du*z* = du daz.

e) n statt in, z. B. er*n* = er in, er ihn und er ihnen.

f) d statt diu, z. B. dâventiure = diu âventiure, die Geschichte.

g) ez statt daz, z. B. durchez mos = durch daz mos, durch den Sumpf.

h) st statt ist, z. B. mir*st* = mir ist.

i) Außerdem werden noch ohne Verkürzung ich, er, ez, es, im, ime, in, ir und iu an das vorhergehende Wort angelehnt, z. B. gib*ich* = gibe ich, gebe ich; mit urloub*er* schiet = mit urloub er schiet, gib*iu* = gibe iu u. s. w.

16) Die Infinitivendung en lautet nach Präpositionen enne, z. B. ze leb*enne*.

17) Bei Adjectiven ist die Endung iu a) Nom. Einz. weibl. Geschlechts blindiu vrouwe, b) Nom. u. Acc. Mehrz. sächl. Geschlechts blindiu kint.

Uebrigens sind zur Erleichterung des Verständnisses nicht nur die meisten angeführten Formen, sondern auch alle die nicht hier berührten, namentlich die vom Neuhochdeutschen abweichenden Verbalformen, in ihrer alphabetischen Reihenfolge in das Wörterverzeichniß aufgenommen worden.

A.

â, Ausruf; oft andern Wörtern nachgehängt, meist einem Imperativ (bekêrâ, hackâ, hilfâ, hœrâ, leselâ, snitâ, swerâ, wachâ), dann nach Substantiven mit imperativ. Bedeutung (sperâ) und endlich nach Interjectionen (ahâ, eyâ, neinâ, wafenâ).
ab, s. abe und aber.
abbet, Abt.
abbrecher, der den Leuten vorenthält, was ihnen gebührt.
abe, 1) *Präp.* (mit Dat.) von, von — her, herab von, weg von; 2) *Adv.* ab, herab, weg (dâr abe, davon); abermals.
abegân, herunterkommen.
âbent, Abend.
âbentimmez, Abendessen.
aber (abr, abe, ave, aver), 1) *Adv.* abermals, wieder; 2) *Conj.* aber.
aberelle, April.
abetuon, losmachen, befreien; *sich* abetuon, entsagen.
abevallen, aufhören; sich verlieren.
abgefaumt, abgefeimt, verschmitzt.
abiss, abyss, Abgrund.
abgot, Götze.
abnemen, Jemanden von einem Dinge abbringen.
âbnt, Abend.
abrechen, abbüßen.
abvallen, absitzen.
achs, s. ahs.
acht, s. aht.
adale, adele, Adel.
adamant, adamas, Diamant.
adebâr, nd., Storch.
adelar (adalar), Adler (als des Kaisers Zeichen auch der Kaiser selbst).
âdem, Athem.
adir, nd., aber, nur.
af, aff, nd., ab.
affgegain, ndrh., verweigern.
afgegnagen, nd., abgenagt.
aflât, nd., Ablaß.
afspreken, nd., absprechen; aussprechen, versagen.
affslain, ndrh., abschlagen.
afstygen, nd., herabsteigen.
afterreif, Schwanzrieme.
afterriuwe, Nachreue.
after wege, hinweg; gemäß.
afwesen, nd., Abwesenheit.
afwinnen, nd., abgewinnen.
agelster, aglister, Elster.
âgraz, Stachelbeersaft.
aha, Wasser, Fluß.
ahsel, Achsel, Schulter (Dat. Pl. ahsilun, den Achseln).
aht, ahte, æhte, Achtung, Beachtung, Ueberlegung, Meinung; Zustand, Eigenthümlichkeit, Art u. Weise; Stand, Geschlecht.
aht, ahte, æhte, Acht, Bann.
aht, ahte, acht.
ahtede, der achte.
ahten, æhten, beachten, überlegen, erwägen, schätzen, beurtheilen.
ahten, æhten, ächten, verfolgen.
ahzec, achtzig.
äigeneleichen, genau.
æuic, beraubt, ermangelnd.
aiehter, ndrh., hinter, nach.
ain, ndrh., ohne.
æislîch, schrecklich, fürchterlich.
akesstil, Axtstiel.
âkust, Schlechtigkeit, Bosheit, Falschheit.
al, all, jeder, ganz (all da hinten, ganz hinten).
al, nd., als ob, obschon, wenn auch.
alb, neckischer, boshafter Geist, Alp.
alblôz, ganz nackt.
alde, oder.
aldentac, alle Tage, jeden Tag.
alder, all der; aldie, alle die; aldiz, alles dieses.
alder, Altar.
aldir, nd., Alter.
alefanz, Betrug, Hinterlist.
aleine, 1) nur; 2) obgleich.
allegader, nd., allezusammen.
allent halven, allenthalben.
allent wes, nd., alles dessen.
allerdink, nd., in der That, allerdings.
allerverrist, so weit als möglich.
allet, allit, nd., alles.
allen, alliu, alle.
allez, immer, immerfort.
almahtic, allmächtig.
Almân, Deutscher.
almeistic, zum größten Theile.
almuosen, Almosen.
almuosenære, Almosengeber, Almosenempfänger.
alrêrst, alrest, zu aller erst; kaum einmal.
in alriehte, gerades Wegs.
alrôt, durchaus roth.
alrôtguldin, ganz von rothem Gold.
als, so, also, wie, als, wenn, als ob.
alsam, ganz so, eben so, sowie.
alsanfte, ganz gemach.
alser, wie er.
alsus, eben so.
altâr, alter, Altar.
alten, alt werden.
alters eine, allein (mutterseelenallein).
althêr, alter Mann.
altissimus (latein.), der Höchste = Gott.
altohant, nd., sogleich.
altzemail, ndrh., allzumal.
al umbe, rings herum.
alwære, ganz wahr.
alwære, albern, einfältig.
alwaltic, allgewaltig.
alz, alles,
alz, wie, als wie.
alzan, immerdar; eben noch, jetzt.
alze, allzu.
ambaht, ambet, Dienst, Beruf, Pflicht; Amt, Geschäft.
ambocht, ndrh., Gilde, Zunft.
ame, an dem.
âmer, Ambra.
amîe, Geliebte.
amîs, Geliebter, Freund.
amme, an dem.
ammeister, Bürgermeister.
ammet, Amt.
ampære, ampâre, das Aussehen, Ansehen, Zeichen.
amt, ndrh., Gilde, Zunft.
an, ane, an, auf, in, von, mit, bei.
ân = âne.
anbâgen, schelten, anfahren.
anelichen, sorglich.
andacht, nd., Absicht.
andâht, Gedanke, Andenken, Erinnerung, Andacht.
ande, Eifer, Zorn, Unlust, Verdruß; ande tuon (an tun), Einem Weh thun, schmerzlich fallen.
anderhalp, nd. andirhalf (in andirhalf), andrerseits.
anders, *Adv.*, sonst, außerdem.
anderstunt, zum zweiten Mal.
anderswâ, anderswo.
anderswar, anders wohin.
anderwerbe, abermals, wieder, nochmals.
andrepende, nd., betreffend, bezüglich.
ane = an.
ane, Großmutter.
âne, ân, ohne.
aneboz, Amboß.
ane gân (gên), nahen, angreifen; anfangen, unternehmen.
anegenge, Anfang, Aufgang.
anegin, Beginn.
anehanc, Anhänger.
anehou, *Gen.* anehouwes, Amboß.
anelich, ähnlich.
ânen, berauben; sich entäußern, verzichten, aufgeben.
aneudelickeyd, nd., Trägheit, Gleichgültigkeit.
âne stân, nicht haben.

âne tuon, freimachen.
anevân, anfangen, angreifen, betreiben.
anevane, Anfang.
angân = anegân.
ange, 1) Stachel, Angel; 2) Thürangel.
ange, ernstlich, ängstlich — enge, zierlich, klein.
si angeburtent, sie kamen zu.
angefretzt, zu Ende gefressen.
angel, Stachel, Angel.
angeleit, angelegt, belegt.
(*si*) angeruorten, (sie) rührten an.
angeslich, angestlîch, ängstlich, Angst erregend, fürchterlich.
angespiwen, angespeit.
angest, Besorgniß, Angst.
angesthaft, in Gefahr befindlich.
an gewinnen, abgewinnen.
angil = angel.
ânich, beraubt.
aniz, an das.
ankêren, angreifen.
anligen, anliegen, beruhen auf.
anplarren, anschreien.
anreysen, ndrh., anhetzen, aufhetzen.
anschnawen, anschnauzen.
an seouwen, anschauen.
an sên, ansehen.
ansihticlich, sichtbar.
ansmieren, anlächeln.
ant = en, s. d.
ant, Schmerz, Sehnsucht.
ânt, nd., Ente.
antfang, Empfang.
antheiz, Verheißung, Gelübde.
antlâz, Ablaß, Verzeihung, Erlaß.
antlihte, antlühte, antlüte, Antlitz.
an tragen, anstellen, zu Wege bringen, leisten, ordnen, bringen; an sich tragen.
he antwarde, antwerte, nd., er antwortete.
antwurt, antwürte, nd. antwôrde, Antwort.
antwurten, antworten, übergeben, überantworten.
anzüchen, anziehen; besprechen, von Etwas reden.
(*si*) anvât, (sie) fängt an.
anvehtunge, Anfechtung.
ap = ab.
ape, nd., Affe.
ar, Vorsylbe = ur, s. d.
ich ar, ich pflüge.
are, arg, schlimm, karg.
are, *Gen.* arkes, Geldkasten, Schatzkammer.
arcspreche, Verläumder.
arewân, Argwohn, Verdacht.
arebeit, Bemühung, Noth.
arge, Kargheit, Bosheit.
argen, karg sein, schlecht, schlimm werden.
arîn, adlermäßig.
arke, Kasten, Archen.
armen, arm werden.
arn (Dat. Pl.), den Adlern.
arn = arm, arm.
arn, pflügen, ackern.
arnen, ärndten, verdienen; entgelten, büßen.
arzât, Arzt.
arzenîe, Arznei.
aschman, Küchenknecht.
âsen, ein Aas wittern.
atzel, Elster.
atzen, zu essen geben.
aube, o weh!
auffentleunt, aufgethaut.
auffgeeloben, gespalten, zerspalten.
aufgehopffen, hüpfen, aufspringen.
Augustein, Augustiner.
ausderkorn, auserkoren.
ausderwelt, auserwählt.
ave = aver.
âventiure, âventûre, 1) Abenteuer, Wagniß; 2) Erzählung eines Abenteuers (oft personificirt).
âventiuraere, der auf Abenteuer auszieht, auch Kaufmann.
âventiuren, auf Abenteuer ausgehen, auf gerademohl versuchen.
aver, aber, wieder.
aver. nd., über.
averlût, nd., überlaut.
avermoet, nd., Uebermuth.
averwinnen, nd., wiedergewinnen.
âvoy, schau!
er az, aze, er aß; *si* âzen, sie aßen.

B.

Bâbes, bâbest, bâbst, pâbest, Pabst.
bâc, *Gen.* bâges, Zank, Streit.
bachen, backen.
bade, Vortheil, Nutzen; ez kumet allez wol zu baden, es geht Alles gut.
bade, nd., Bote.
bâgen, streiten, zanken, schelten.
bâht, Koth, Pfütze.
baich, ndrh., Bach.
bayssen, beizen, jagen.
er bal, er boll.
er bale, balch, er schwoll auf.
balde, 1) *Adj.* kühn, tapfer, muthig; schnell; 2) *Adv.* sehr; alsbald, sogleich.
baldeke, baldekîn, seidenes Zeug von Baldak.
Baldewîn, Name des Esels im Thierepos.
balt = balde.
baltenaere, Pilger, Landstreicher, alter Sünder.
baltheit, Kühnheit.
baltliche, kühnlich; schnell, eilig.
ban, Gebot, Aufgebot; Bann.
bane, ebener Platz, Bahn.
banekie, Ergötzung, Bankett.
baniere, Fahne, Banner.
banneyr, ndrh., Banner.
banrehere, nd., Bannerherr.
bant, Band; Fessel — Kopfschmuck.
bar, nackt, bloß; (mit *Gen.*) ermangelnd, entblößt, beraubt, frei.
ich bar, ich gebar, vgl. bern.
barât, Betrug.
er bare, er verbarg, schloß ein.
bare, nd., Bär.
bâre, Bahre.
barellîn, Flasche, Fäßchen, Gefäß.
baeren, tragen, bringen, machen.
bärkel, kleiner Nachen.
barme, Erbarmen.
ez barmet mir, es erbarmt mich.
barmekeit, Barmherzigkeit.
barmunge, Erbarmen.
barn, Kind, Sohn.
barte, Streitaxt.
bartoht, bärtig.
barvuozer, Barfüßer.
bast, Rinde; Haut des Hirsches, das Abhäuten derselben (niht ein bast, gar Nichts).
bat, Bad.
bate, nd., Gewinn; Nutzen, Hülfe; to bate kommen, nützen, zum Heil gereichen.
battelle, Schlacht.
baz, besser; ie baz unde baz, je mehr und mehr.
be — Vorsylbe, gleich dem Neuhochdeutschen.
bech, Pech.
die beche, die Bäche.
bechelîn, Bächlein.
bechêren, wenden, bekehren.
bechumbert, bekümmert.
bedaht, bedeckt.
bedâht, bedacht, vorsichtig; mit bedâhtem muote, mit Vorbedacht.
bedaz, bis, indem.
bede, nd., beide.
bede, nd., Bitte.
bedechen, bedecken.
bedevart, nd., Bittgang, Wallfahrt.
bedegedingen, nd., zuerkennen, ausmachen.
beden, nd., bitten, beten.
bederbe, nütze, gut, bieder.

bederben, brauchen, benutzen.
he bederfede, nd., verdarb, machte verderben.
bedinem, bei deinem.
bedinten, erklären, deuten, beschreiben, darstellen, bedeuten.
bedragen, nd., anklagen.
mich bedrâget, es wird mir lästig, es schmerzt mich.
bedreven, nd., betrieben.
mich bedriuzet, mich verdrießt.
bedrovet, nd., betrübt.
es bedrôz, es verdroß, fiel mir zur Last.
mich oder *mir* bedûhte, mich dünkte.
bedûren, nd., reuen.
bedwank, nd., Zwang, Gewalt.
bedwingen, bezwingen, bedrängen.
se befil, nd., sie gefiel.
si befulhen, sie empfahlen.
begagenen, angehen, ansprechen.
begân, begên, umgehen mit Etwas, thun, unternehmen, treiben, ausführen, begehen; — einen begân, beschleichen, beikommen.
begân, *Part.* gethan, begangen u. s. w.
si begânt, sie begehen, thun u. s. w.
begarwe, ganz u. gar, durchaus.
begeben, aufgeben, ablassen, unterlassen, verzichten.
begegene, entgegen.
begein, Beginne, Minoritennonne.
er begeinte, er begegnete.
begern, begehren; begernde, begehrend.
begetten, sorgen.
si begondin, sie begannen.
her begorde, nd., versuchte, unternahm.
ez begôz, es benetzte.
er begreif, er rührte an, ergriff.
begrifen, erfassen, ergreifen, anrühren.
begriffen, erfaßt, ergriffen.
ich begunde, ich begönne.
begurten, umgürten.
behaben, behân, festhalten, behalten, erhalten, behaupten.
behalden, behalten, aufbewahren.
beheften, anschließen, umstricken, anfesseln.
ez beheit, er behagt.
behept, festgehalten.
behern, berauben.
beherten, erringen, erzwingen — betreten.
he behilde, nd., er behielt.
behôde, nd., behüte.
behoirde, ndrh., gehörte.
er behuop, er erhielt, bewahrte.
er behuot, behütete.
behûsen, beherbergen.
beiden, beiten, warten, harren.
beinen, weinen.
beinzigen, einzeln.
beirg, Berg.
ich beit, ich wartete.
ich beiz, ich biß.
beizen, jagen, baizen.
bejac, Erwerb, Gewinn.
bejagen, erringen, erwerben.
bejehen, versichern, zusagen, bejahen.
bejeit, erjagt, erworben, gewonnen.
er bequam, er kam her.
bekant, erkannt, erfahren.
bekantnuss, Beschluß.
bekennen, erkennen, kennen lernen, kennen.
bekêrâ, bekehre dich.
bekêren, wenden, umkehren, bekehren, sich bessern; sich bekêren, genesen.
beklagen, verklagen, anklagen.
ich bekleip, ich blieb fest.
bekliben, Wurzel fassen, wachsen; liegen bleiben, fest bleiben; bekliben, liegen geblieben.
bekomen, begegnen.
bekommern, bekümmern.
bekorn, fühlen, erproben, versuchen, erfahren.
bekorunge, Versuchung.
bekumbert, bekümmert.
er belac, er schloß ein.
belangen, verlangen, gelüsten.
belangen, allmählich, nach einander.
belde, Kühnheit.
beldiste, auf das Schnellste.
er beleip, belaip, er blieb.
beleiten, bileiten, geleiten, begleiten, schützen.
he belêp, nd., er behielt, hielt auf.
beliben, bleiben.
belz, Pelz.
benachten, benahten, übernachten.
benamen, fürwahr.
bendee, *Gen.* bendiges, gebunden, unterthan.
benemen, wegnehmen.
benügen, zufrieden stellen, genügen.
ber, Bär.
ber, Beere.
bêr, kleines Fischernetz.
berâten, helfen, unterstützen; rathen, anrathen; wol berâten wesen, wohl berathen sein, klug sein.
berch, nd., Berg.
berchfride, (befestigter) Thurm, Warte.
bereht, glänzend.
bereden, besprechen, behaupten, bekräftigen.
beregenen, beregnen.
bereiten, bereit machen, zählen, zahlen; er bereite, er bezahlte; ûf bereiten, hinaufschaffen.
beren, schlagen.
bereitschaft, Aufzug, Bereitung, Geräthschaft.
birechta, geordnet, eingerichtet, bestellt.
berhaft, fruchtbar.
beri, Beere.
berihten, einrichten, zurichten; belehren, benachrichtigen, sich berihten, sich bereiten.
berille, Beryll.
berîten, erreiten.
beriusen, trauern, beklagen.
beriuwen, gereuen.
berke, nd., Birke.
berlîn, kleine Perle.
bern, tragen, gebären, erzeugen.
bern, schlagen, treten, betreten, gebrauchen.
Berne, Verona.
bernend, brennend.
berouben, nd. beroven, berauben.
er bert, er schlägt; er berte, er schlug.
berüeren, berühren, anfassen.
beruochen, sorgen, sich annehmen, versehen.
berüsten, ausrüsten.
besachen, versehen.
besagen, berichten.
besamen, zusammen.
besamenen, versammeln.
besander, beschickte er, schickte er nach.
besant, herbeigeholt, herbeigerufen.
he besat, nd., er besaß.
er besazte, er besetzte, umstellte.
beseeden, nd., beschieden, bestimmt.
beseermen, nd., beschirmen.
beschatzen, brandschatzen.
beschauren, beschawern, beschützen, beschirmen, behüten.
beschehen, widerfahren.
bescheiden, zutheilen, mittheilen, erklären, benachrichtigen; scheiden, sondern, entscheiden.
bescheiden, *Adj.*, verständig.
bescheidenheit, richtiges Urtheil, Verständigkeit.
bescheidenlich, beschei-

denlîchen, verständig, vorsichtig.
bescheinen, offenbaren, zeigen, beweisen, erzeigen.
beschelu, schälen.
beschelten, schelten.
beschermen, nd., beschützen.
bescheru, scheeren.
bescheru, zutheilen, zu Theil werden lassen.
beschueiden, kleiden, bekleiden.
beschouwen, beschauen, sehen.
er beschrê, er beklagte, bejammerte.
beschrîben, schildern, erzählen, beschreiben.
beschrîen, ausrufen, schmähen; beklagen, beweinen.
du beschuff, du erschufst, machtest.
beschulden, Schuldner werden, verdienen.
beseeht, nd., beschuldigt.
besehen, untersuchen, erproben.
beseme, Besen.
besenden, kommen heißen, nach Jemandem schicken.
besengen, versengen.
besetzen, worauf richten, auferlegen, umstellen.
besezzen, belagert; besezzen sîn, festsitzen.
besieh, besiehe.
sich besinnen, den Sinn worauf richten, nachdenken.
besitzen, sitzen auf, besitzen; besetzen, belagern.
beslagen, eingeschlossen.
er besleif, er entwich.
beslihten, gerade machen.
beslozzen, verschlossen.
besnaben, nd. besneben, wankeln, straucheln, fallen.
besnîden, beschneiden, bilden.
besnîget, beschneit.
besniten, beschnitten; wol besniten, zierlich.
besorgen, anordnen, rüsten; befürchten.
besperren, versperren, verschließen.
bestackt, nd., festgesetzt.
bestaden, bestaten, vermählen, ausstatten.
bestaht, besteckt.
bestæten, fest, beständig machen.
bestan, (ein Thier) abhäuten und zerlegen.
bestân, bestên, 1) entgegenkommen, angreifen, unternehmen; einen bestân, angehen, mit Waffen angreifen; waz bestât iuch Rœmisch rîch? was habt ihr im Röm. Reich zu suchen? 2) bleiben, stehen bleiben Stand halten; hinder einem bestân, hinter Einem zurückbleiben.
besteten, bestätigen.
bestrâfunge, Rüge, Tadel.
bestricken, umstricken.
bestümbeln, verstümmeln.
besunder, jeder einzeln, besonders, vorzugsweise.
beswæren, drücken, kränken.
beswîchen, betrügen, täuschen.
bet, nd., 1) besser, 2) bis.
betagen, einen Tag bestimmen, einladen.
betalen, nd., bezahlen.
betalle, gänzlich.
sie bete, sie bat, betete.
bete, 1) Bitte, 2) Abgabe.
he beteeh, nd., er beschuldigte
betegen, nd., beschuldigen, *Part.* beschuldigt.
betêknisse, nd., Bezeichnung, Bedeutung.
betelîchen, bittweise.
beter, nd., besser.
bethe, Abgabe.
bethûs, Kapelle, Tempel.
betihten, bereiten, zieren.
betiuten, erklären, auslegen, bedeuten.
betouben, betäuben, dumm machen.
betragen, beschlagen (mit Etwas).
betragen, ernähren, beköstigen.
mich betrâget, es wird mir lästig, verdrießt mich, kommt mir zu langsam.
betrahten, betrachten, denken; sich betrahten, bedenken, überlegen.
betrogen, betrügerisch, heuchlerisch.
betrogenheit, Bethörung, Falschheit.
betrôren, nd., betrauern.
ez betruoc, es verdroß.
betryf, nd., Umgang.
bettegewant, Bettzeug.
bettestal, Bettgestell.
bettevart, Wallfahrt.
sie bettlotend, sie bettelten.
betuon, zuthun, verschließen, einschließen.
betûten, erklären, bedeuten.
betwingen, bedrängen, bezwingen.
betwungen, gefesselt, gebunden.
bevâhen, bivâhen, befâhen, umfangen, in sich begreifen, einnehmen.
er bevalch, empfahl, übertrug, überließ.
bevallen, hinfallen, zusammensinken, verfallen.
bevangen, umfangen, einnehmen.
er bevât, er umfängt.
bevelhen, übergeben, anvertrauen.
bevellen, nd., gefielen.
beven, nd., beben.
bever, nd., Biber.
bevestent, befestigt, verlobt.
bevilde, Begräbniß.
ich bevilhe, ich empfehle, übertrage.
mich bevilt, mich verdrießt.
bevinden, erfahren, gewahr werden, finden, empfinden, erhalten.
bevinden, Erkenntniß; ein wâr befinden, eine wahrheitsgemäße Erkenntniß.
bevogten, beschützen.
bevore, vorn, vorher.
bevriden, versöhnen.
si bevulhen, sie empfahlen.
er bewac, bewag, er wendete sich ab, er verzichtete.
er bewant, er umwand.
bewant, angewendet, beschaffen.
bewæren, bewâren, überzeugen, beweisen, zeigen.
sich bewegen, sich entschlagen, verzichten; sich entschließen.
bewenden, abwenden; anwenden.
bewerren, in Streit verwickeln.
er bewiget sich, er entschließt sich.
bewinden, umwinden, umwickeln.
bewisen, abweisen, zurechtweisen; zeigen, erweisen, belehren.
bezeichenunge, Bedeutung, Symbol.
bezæichenlîche, auf bildliche Weise.
er bizeichinôte, er bezeichnete.
bezeigen, anweisen, bezeichnen.
bezîte, bei Zeiten.
bezoc, Ueberzug.
bezoget, bewährt.
bezücken, überfallen.
bezzern, bessern.
bezzist, best.
bi — Vorsylbe, s. unter be—
bî, *Präp.*, nd., by, bei, mit. während, durch, wegen, aus; de em is by, der bei ihm ist.
bî, *Adv.*, dabei, daneben, nahe.
bibenen, beben, erbeben.
bickelwort, ungewählter Ausdruck.
bîdaz, während, indem.
bidden, nd., bitten.
bidemen, beben, zittern.
bie, Biene.
ich biec, ich zankte; wir biegen, wir zankten.
bield, Vorbild, Beispiel, Bild, Gestaltung, Art.
sie bienen, sie bannten.

biever, Fieber.
ich biez, ich klopfte.
biht, bihte, Beichte, Buße.
bîhteger, Beichtvater.
bîhten, beichten.
bîl, Kampf.
bilde, bilede, Bild, Gestalt, Gestaltung, Art; Vorbild, Beispiel; des bilde, Etwas dergleichen.
bildichlik, nd., bildlicher Weise.
bilgerîn, Pilger.
ich bille, ich belle.
billen, aushauen, glätten, bilden.
bîme, bei dem.
bin, Biene.
binden, binden, fassen, verbinden; umbinden; sich binden, sich schücken.
binnen, bynnen, innen, innerhalb, in; nd., van binnen, von Innen, innerlich.
ich bir, ich bringe hervor, zeuge.
bir, Birne, Pl. biren.
ich birge, ich berge.
birmint, Pergament.
er birt, er zeugt, gebärt, trägt; ir birt, ihr seid.
birzen, jagen.
bis, sei.
bischaft, Erzählung, Fabel, Beispiel, Gleichniß.
biscof, bisgof, biskof, Bischof.
bispel, Erzählung, Gleichniß.
bîstan, 1) feststehen, bestehen, bleiben; 2) bestehen, bekämpfen; (durch Kampf) abwenden; beistehen, hüten.
bîstande, Beistand.
bistû, bist du.
biten, bitten, fordern, auffordern.
bîten, warten, verweilen.
bittel, Freier; Büttel.
ich biuge, ich biege, beuge.
diu biuge, Biegung.
biusch, Schlag.
ich biute, ich biete, befehle.
biuwen, bauen, anbauen, bewohnen.
bivanc, Einschluß, eingeschlossenes Feld.
bîzen, beißen.
blâ, blâw, *Gen.* blâwes, blau.
blach, flach, glatt.
blâmenschier, weiße Galerte (blanc-manger).
blangen, verlangen, gelüsten.
blat, Blatt.
blat, Platte, kahler Kopf.
blate (eiserne), Platte.
er blâte, er blähte.
blecken, schimmern lassen, zeigen, sich zeigen.
he blêf, bleyff, nd., er blieb.
bleken, nd., Blöcken.
ich bleip, ich blieb.
er blês, er blies; er blest, er bläst.
bleter (*Plur.* v. blat), Blätter.
he bleve, nd., er bliebe; bleven, bleiben.
blî, *Gen.* bliwes, blîges, Blei.
blîde, froh, heiter, ausgelassen, erfreulich.
blîdeschaft, Freude.
dem blîge, dem Blei.
er blihte, er blickte.
blyven, nd., blieben.
bliuwen, schlagen.
blixende, Blitzen.
blijîn, bleiern.
blôde, blœde, gebrechlich, schwach.
se blôden, nd., sie bluteten.
blôdich, nd., blutig.
blôt, blœt, nd., Blut.
blôz, entblößt, nackt.
blœze, freier Platz im Wald.
blôzheit, unverhüllte Reinheit.
blûclîch, verschämt, verlegen.
blüen, blüejen, blühen machen, blühen.
der blüete, *Gen.*, der Blüthe.
bluome, Blume.
bluost, Blüthe.
bluot, 1) Blut; 2) Blüthe.
bluwind, nd., blühend.
bôch, nd., Buch.
bochen, pochen.
bode, nd., Bot.
bogge, Bogen.
boich, ndrh., Buch.
bôm, nd., Baum.
bontwerker, ndrh., Bandwirker.
borge, nd., Burg.
borger, nd., Bürger.
bort, Rand.
bort, nd., Geburt.
borte, seidenes, mit Gold gesticktes Band.
bosch, Busch.
bôse, gering, schlecht.
bot, nd., Aufgebot.
böt, Bett, Lager.
bouc, *Gen.* bouges, Ring, Armring, Halsring.
daz bouchen, Zeichen, Wunderzeichen, Gleichniß.
boumgarte, Obstgarten.
bouwen, bauen, anbauen, bewohnen.
boven, nd., über; boven al, über alle; boven mate, übermäßig.
bovil, Pöbel, Volk.
bowen, bauen, anbauen, bewohnen.
bôz, Schlag, Stoß.
bôzen, pochen, klopfen, schlagen.
brâ, Augenbrauen.
ez brach, es brach; es ging durch, stach durch, brach hervor.
bracke, Leithund, Bracke.
bracht, braht, Geschrei, Lärm; Pracht.
brâht, gebracht.
ich brâhte, ich brachte; brâhtens, brachten sie; brâhtes in innen, machte sie ihm kund.
brâhter, brachte er.
ich bræhte, ich brächte.
er bram, bran, er brummte.
er bran, er brannte.
brant, 1) Brand, Verwüstung durch Feuer; 2) Schwert.
brast, Krachen, Gerassel.
er brast, es gebrach ihm; er brach (drang) ein, hervor.
er bræst, er bräche, es gebräche.
brâte, Stück Fleisch, Braten.
brâwe, Augenbrauen; bræwli, kleine Augenbrauen.
brech, Gepräg.
bred, nd., breit.
brêdegen, predigen.
bredigære, Prediger.
bredigerstap, Stab der Geistlichen, Mönche.
brêf, Brief.
brehen, glänzen, leuchten; brehender ougen, glänzender Augen.
brehten, lärmen, schreien, schwätzen.
brengen, darbringen, verkünden.
brennen, verbrennen, anzünden.
breste, Mangel, Gebrechen.
bresten, bersten, brechen, gebrechen.
brieb, Brief.
brimmen, brummen.
ich bringin, ich bringe euch.
brinnen, brennen.
brîs, Lob, Preis, Herrlichkeit, Großes, Schönes.
brîse, bryse, Schnur, Riemen.
brîsen, schnüren, putzen.
brinten, Hochzeit haben, heirathen.
briuwen, brauen; hervorbringen, bereiten.
brôbest, Probst.
ik brochte, nd., ich brachte.
brode, Hinfälligkeit, Vergänglichkeit.
brœde, weich, schwach, zart, gebrechlich.
brôder, nd., Bruder.
brogen, prahlen, prangen.
broit, ndrh., Brod.
broke, nd., Verzehrung.
broseme, brosme, Brosame.
brouchen, biegen.
brozzen, sprossen.

brûchen, nd. brûken, brauchen, genießen.
bruech, Hose.
brüeten, wärmen, brüten.
brüeven, brüfen, ermessen, erkennen, untersuchen, einrichten, beweisen, zeigen.
er brûhte, er gebrauchte, genoß.
sie brummen, sie brummten.
Brûn, Name des Bären im Thierepos.
brûn, braun.
brunne, Quelle.
brunne, brünne, Brustharnisch.
brunst, Brand.
bruoder, Bruder.
bruoch, Hose.
er bruot, er brütete.
brût, Braut.
brûtlachen, Brauttuch.
brûtlouf, brûtlouft, Eheverlöbniß, Vermählung.
sich brutten, sich schaaren.
bruwer, Brauer.
bû, *Gen.* bûwes, Bau, Gebäude, Wohnung, Stadt; Feldbau.
buc, Biegung.
bûch, Bauch.
büchsenmeister, Kanonier.
buckelære, Schild mit einem Buckel; Soldat mit Schild.
bûen, bauen, anbauen, bewohnen.
büezen, bessern, ausbessern, beseitigen, büßen, vergelten.
bühel, Erhöhung, Höcker, Anhöhe.
buhurdieren, im buhurt kämpfen.
buhurt, Stoß, Kampf zu Pferd von Schaar gegen Schaar.
bukel, Buckel (Erhöhung in der Mitte des Schildes).
sie bullen, sie bellten.
bulslac, Schlag, der eine Beule macht.
bulzen, hinausfahren wie ein Bolz.
bûman, Ackermann, Bauer.
bün, 1) Bühne; 2) Decke.
bunt, Bündel; Verbindung; Bürde.
buobe, Knabe.
buoch, Buch.
buog, Gelenk, Bug.
buosem, Busen.
buowen, bauen, anbauen, bewohnen.
buoz, buoze, Ersatz, Entschädigung, Besserung, Genugthuung; Strafe, Buße, Erlösung.
buozen, büßen, vergelten.
buozwirdec, strafwürdig.
bûr, 1) Bau, Haus, Hütte, Wohnung; 2) Bauer.
bürde, burde, Bürde, Last.
bûre, Bauer.
er burge, er bürge.
burnen, brennen.
bürtic, gebürtig.
busaune, busûne, Posaune.
he büt, nd., er gebietet, befiehlt.
si buten, sie boten, geboten.
buten, nd., außerhalb.
butz, butze, Gespenst, Kobold.
bûwen, bauen, anbauen, bewohnen; einen ast bûwen, aufgehängt werden.
bûzen, außerhalb.
bûzen, nd., beseitigen, befreien.

C.

Ca, co, cu, cl s. K. Ce, ci s. Z.

D.

dach, Bedeckung, Dach.
dach, nd. Tag, Frist, Gerichtstag.
dacter, deckte er.
dad, nd., das.
dae, ndrh., da.
dagen, schweigen, zuhören.
dagen, (den) Tagen.
dahs, Dachs.
dahte, er deckte.
ich dâhte, ich dachte; ich dæhte, ich dächte.
daich, ndrh., Tag.
dair, ndrh., da, wo.
dal, Thal.
dâlanc, den Tag hindurch.
dan, 1) da nicht; 2) von dannen, weg fort; 3) s. v. a. danne.
dan, nd., als, als daß.
dân, nd., gethan.
danc, 1) Denken, Gedanke; 2) Dank; Geneigtheit, Willen, Einwilligung; Vergeltung; über, wider iren danc, gegen ihren Willen; sunder danc, âne danc, wider willen, ungern.
danchen, danken, danken.
dane, 1) von dannen, weg, fort; 2) da nicht.
danne, denne, 1) da, damals; alsdann; 2) als, wenn; 3) daher; von danne, daher; dann.
dannen, 1) von da, daher; 2) woher.
danner, von wo er.
dannoch, damals noch.
danwert, danwart, fort, wegwärts.
dapper, nd., tapfer.
dar, da er.
dâr, dar, dare, da, wo.
daraver, nd., darüber.
er darf, er bedarf.
dârsulvest, nd., daselbst.
dârto, nd., dazu.
dar unde, darunter.
darûp, nd., darauf.
das, nd. dasse, Dachs.
dasse, daß sie.
dâst, das ist.
dat, nd., das, daß.
he dat, nd., er that.
datte, nd., das, dieses.
se dâten, nd., sie thaten.
daz, 1) das, daß; 2) s. v. a. dâ ze, da zu.
dazd, dazde, daß du.
dazn, das nicht, daß nicht.
dazs, daß sie.
de = diu, die.
de, nd., der; die (Einz. und Mehrz.)
de, desto.
declachen, deckelache, Bettdecke.
he dede, nd., er that, machte, thäte.
dedingen, nd., unterhandeln, schwatzen.
dêf, nd., Dieb.
degen, Knabe, Diener, Krieger, Held.
degenheit, Tapferkeit.
degger, nd., gänzlich; alle degger, alle zusammen.
dehein, dihein, dichein, dekein, 1) irgend ein; 2) kein.
dei, das ich, was ich.
deich, deih, daß ich.
deichz, daß ich es.
deiff, ndrh., tief.
deil, deill, ndrh., Theil.
he deilti, nd., er theilte.
deist, das ist.
deiswâr, fürwahr.
he deit, nd., er thut.
deiz, daß es.
dekein, s. dehein.
dêl, nd., Theil.
delen, nd., theilen.
denchen, denken.
denen, ausdehnen.
dênen, nd., dienen.
Denen, Dänen.
dênest, nd., Dienst.
dênestman, nd., Dienstmann.
denne = danne.
dennoch, damals noch.
dêp, nd., tief.
der = er, in zusamm. Verben.
dêr, Mehrz. dêre, nd., Thier.
derbî, dabei.
derde = diu erde, die Erde.
de derde, nd., der dritte.
derfaren, erfahren.
derfür, dafür.
derme, Gedärme
dermit, damit.
derren, schaden.
derschwingen, erschwingen.
derst, der ist.

de derte, nd., der dritte.
dervon, nd. dervan, davon.
sich derwegen, aufgeben.
derwelt, auserwählt, auserlesen.
derwerben, erwerben.
derwüschen, erwischen, packen.
derz, der es, der das.
derzwischen, dazwischen.
des, deshalb.
dês, das ist.
desche, Tasche.
desc, nd., diese.
des halp, diesseits.
desn = des ne, das nicht.
desse, nd., diese.
desser, dessir, nd. dieser.
dêst, das ist.
dest, deste, dester, desto; dêst mê noch dest mîn, weder mehr noch weniger.
dêswâr, fürwahr, wahrlich.
deweder, 1) einer von beiden; 2) keiner von beiden.
diche = dicke, oft.
dichein = dehein.
dicke, *Subst.*, 1) Dichtigkeit, Dicke; 2) Dickicht; 3) Gedränge.
dicke, 1) *Adj.* dicht, gedrängt, dick; 2) *Adv.* oft.
did, ndrh., das.
die, nd., der.
der die, *Gen.* diewes, Diener.
diech, die ich.
diech, Dickbein, Hüfte, Schenkel.
diehel, Schenkelchen.
diemuot, *Gen.* diemüete, Demuth, Ergebenheit.
diemuoten, demüthigen.
dien, *Dat. Pl.* d. Art., den.
dienen, 1) dienen, aufwarten; 2) erwerben, verdienen.
dienest, dienst, Dienst.
dienestlich, dienstbeflissen.
dienestman, Diener, Knecht.
er dienôte, dienoti, er diente.
dienstlich, dienstbar.
dienunde, dienend.
diep, Dieb.
diepheit, Dieberei.
dieplich, diebisch.
Diepreht, Name des Katers im Thierepos.
dier, die er.
dier, ndrh., Thier.
diet, Menschenmenge, Schaar, Mannschaft, Volk; diu varende diet, wandernde Sängerschaar, Gaukler.
dietdegen, im ganzen Volk bekannter Held.
Diezelîn, Name des Raben im Thierepos.
diezen, tönen, lärmen, rauschen.
digen, flehen.
dihein = dehein.
dîhen, werden, wachsen, gedeihen.
dihten, schaffen, hervorbringen.
dillen, mit Dielen belegen.
dim, dime, deinem.
dîn, 1) *Gen.* von du: deiner; 2) *Pron. poss.* dein u. *Dat. plur.* deinen.
dinc, dinch, Streit, gerichtliche Verhandlung, Vertrag, Angelegenheit, Sache.
dyner, nd., Diener.
dingen, bedingen, handeln, geloben, schwören; denken, hoffen; si dingôten ze Gote, sie gelobten Gott; dingen nâch, nach Etwas trachten.
dinges geben, auf Borg geben.
dînre, *Gen. fem.* des *Pron. poss.* deiner.
dinsen, reißen, tragen, ausdehnen, ziehen.
dir, ndrh., *Dat. sing. fem.* d. Pron. der, welcher.
dir, da, dort.
dirre, *Pron. dem.*, *Nom. sing.* u. *Gen. plur.* dieser.
dirte, nd. dirde, der dritte.
dishalp, diesseits, hier.
disiu, 1) *Nom. sing. fem.*; 2) *Nom.* u. *Acc. plur. neutr.* von dirre: diese.
disme, diesem.
dist, das ist.
dit, nd., dies.
dit, ndrh., die es.
ditz, ditze, dieses.
diu, 1) Nom. sing. fem. d. Art.; 2) Nom. u. Acc. plur. = die.
diu, Dienstweib.
diu, um so; von diu, von der Zeit an, daher, deshalb.
diuch, die ich euch.
ez diuht, diuhte, es däuchte.
diun, die nicht.
diusen, zerren.
diusk, deutsch.
diust, die ist.
diutære, Ausleger.
diuten, bedeuten, bezeichnen, erklären; ze diute, klar.
diutisch, diutsch, deutsch.
ez diutte, es bedeute.
dô, 1) da, dort; 2) damals, alsdann, darauf, nun; 3) als, da; dô nôch, darnach, hernach.
dobeheit, Raserei.
doch, 1) doch; 2) wenn auch.
si dochte, sie däuchte, schien.
dochter, nd., Tochter.
dôd, nd., Tod.
dœnen, tönen, klingen, singen.
se doet, nd., sie thut.
doin, ndrh., thun.
doh, doch.
dôheim, zu Hause.
dohter, nd., Tochter.
he doit, ndrh., er thut.
doit, nd., todt, gestorben.
doit, nd., Tod.
dol, *Subst.*, Gemüthsbewegung, Leiden.
dolbende = diu olbende, das Kameel.
doln, dulden, leiden, erdulden, ich dol.
domne (aus domine); domne e vo cum dêû, Herr auch Ihr mit Gott.
dôn, Ton, Gesangweise, Lied.
dôn, nd., thun, machen.
donen, sich dehnen, schwellen.
doner, Donner; donre slac, Donnerschlag.
si dont, sie tönt.
dorch, nd., durch, um, aus, wegen.
dorfliut, Dorfbewohner.
dorklanc, da erklang.
dorn, Dorn, Stachel, Dornbusch.
he dorve, nd., er dürfe.
dorp, nd., Dorf.
dörper, Tölpel.
dörperdiet, Bauernvolk.
dörperheit, bäurisches Benehmen, Rohheit, Dorfsitte; nd. Tölpelhaftigkeit.
dörperlich, bäurisch.
ik dorste, nd., ich durfte.
gy dôt, nd., ihr thut.
dôt, nd., todt.
dôt, nd., thue es.
sü dotent, sie thaten, machten.
dœtlich, sterblich.
doufen, taufen.
dougen = diu ougen, die Augen.
douwen, nd., sterben.
dôz, Schall, Ton, Getöse.
drâ, Drohung.
drabe, herab.
drabung, Trapp, Trott.
drade, nd., bald, schnell.
dragen, nd., tragen.
dræhen, wehen, duften.
dræjen, drehen, sich drehen, wirbeln.
dranc, nd. drang, Gedränge.
drâs, Duft, Geruch.
drästen, schnauben.
drâte, 1) sehr; 2) eilig, schnell, sogleich.
dravite, nd., er trabte.
drawen, drohen.
he drêf, nd., er trieb.
dregen, nd., tragen; se dregen, sie trügen.
drehseln, drehen, bilden.
he dreiff, ndrh., er trieb.
dremel, Balken, Riegel.
drên, ndrh., dreien.
dreppeln, trippeln.
drewen, drehen.
dri, drei.
driak, Theriak.
dri, drie, drei; *Gen.* drier,

drîger, dreier; *Dat.* drîen, dreien; *Acc.* drîge, drei.
drîben, treiben.
drîen, verdreifachen.
drîerleige, dreierlei.
driu, drîn, dreien.
driu, darin.
drischufel, Thürschwelle.
drystichlîken, nd., kühn, beherzt.
drîstunt, dreimal.
driu, (sächlich), drei.
drivalt, dreifach; drivalten, verdreifachen.
driven, nd., treiben.
drîzec, drizec, dreißig; allgemein für viel.
drô, Drohung.
drô, *Imper.* drohe.
he drôch, nd., er trug.
he drog, nd., er trug.
drohte, 1) sehr; 2) eilig, schnell, sogleich.
droschel, Drossel.
drôstlîch, guten Muthes.
dröu, Drohung.
dröuwen, drohen.
drovich, nd., traurig, betrübt.
se drôweden, nd., sie drohten.
diu drozze, Schlund.
drowe, nd., Drohung.
drû, drûhe, Fessel.
dru, nd., drei.
drucht, drückte.
drües, Beule, Geschwür, Pest.
drûf, nd. drûffe, darauf.
drühen, fett werden.
drum, Ende, Rand.
drumbe, darum.
drume, Trommel.
druos, druose, Geschwür, Pestbeule; Pest.
drût, drûz, daraus.
dû, nd., die.
dübele, das Uebel.
ducke, ndrh., oft.
ducken, drücken, niederdrücken.
dugend, Tugend.
ez dûhte, es dünkte.
duyr, ndrh., Thüre.
duysent, ndrh., tausend.
dult, kirchliches Fest; dultlîch, festlich.
dulten, erleiden, ertragen, bestehen.
dultic, geduldig.
dulz amîs = doux ami, süßer Freund.
dûme, Daumen.
dumenstac, jüngster Tag.
dun, du ihn.
dunc, du nicht.
dûnen, tönen, donnern.
dunnir, Donner.
dunite, dûniti, erdröhnte.
dunre, Donner.
dunreslac, Donnerschlag.
dunrestac, Donnerstag.
duo, da.
er duot, nd., er thut.
dur, durh, durch, durch, aus, wegen, um; durch ir herzen sêre, zu ihrem Herzeleid; dur daz, durch daz, darum, weil, damit; ob damit vielleicht.
dûr, nd., theuer, herrlich.
durchblicken, durchstrahlen.
durchblüemen, ganz mit Blumen schmücken.
durchel, löcherig; ir herz wart durchel, ihr Herz berstete.
durchgân, durchgehen, durchdringen.
durchliuhtec, durchliuhtic, durchliuhteclich, glänzend, klar.
durchliuhten, erhellen.
durchsliefen, durchschlüpfen.
durchsternen, mit Sternen besäen.
si durchwuot, sie durchwatete.
durchzieren, vollständig schmücken.
dûrest, theuerst, herrlichst.
durfen, bedürfen, nöthig haben; dürfen, können.
durft, Bedürfniß, Noth, Mangel; mir ist durft, ich bedarf.
dürheln, durchbohren.
durhlicht, durhlûter, durch u. durch klar.
dürkel, durchlöchert.
durnæchtig, vollkommen.
durnehte, Vollkommenheit, Wahrheit.
durnehteclîchen, vollkommen.
durnieren, nd., turnieren.
dürnîn, von Dornen.
durr, dürr.
ich durrait, ich ritt durch.
durren, nd., sich unterstehen, wagen.
dürsten, dürsten, begehren; si was dürsten, sie dürstete.
dûsent, dûsint, nd., tausend.
he dût, nd., er thut.
dûtsch, deutsch.
duz, Rauschen.
dûze, da außen, da draußen.
sie duzzen, duzzin, sie tosten, lärmten.
dv, dw, s. tw —.
dwang, nd., Zwang, Gewalt.
dweder, 1) einer von beiden; 2) keiner von beiden.
dwerch, quer.
dwingen, drücken, bedrängen, zwingen.
he dwog, nd., er wusch.

E.

ê, 1) eher, vormals, ehe; 2) bevor.
ê, *Gen.* êwe, Ewigkeit; Gesetz; gesetzlicher Bund, Ehe.
eben, *Adj.* gleich, eben, gerade, glatt.
eben, ebene, *Adv.*, gleichmäßig, genau, sorgfältig, bequem.
ebenhelle, Einklang, Eintracht.
ebenhêr, gleich edel.
ebenkrist, Nebenchrist.
ebenmâze, Vergleichung, Gleichniß.
ebenteil, gleicher Theil.
êbentiure, Ehre.
eberin, was vom Eber ist.
ebich, umgekehrt, verkehrt.
ecke, eke, Schneide, Kante, Ecke, Schwert; Rand.
echt, nd., abermals.
echter, nd., ferner, zweitens.
ed, nd., Eid.
edder, nd., oder.
edele, hohe Geburt, Adel.
edelinc, Adeliger.
edelre, edlere.
effen, äffen, zum Besten haben.
efte, 1) ob, wenn, als ob; 2) oder.
egen, nd., eigen.
egerde, Brachfeld.
egeslîch, scheuslich.
egge, Schneide.
êhaft, rechtsgültig.
eher, Aehren.
eht, èt, et, bloß, nur; nun, eben.
èht, Eigenthum, Besitz.
ehte, acht.
eiden, beschwören, beeidigen.
eigen, zugehörig, eigen; leibeigen.
eigenlichen, eigenlich, eigentlich, ausdrücklich, genau; als eigner, leibeigner Mann.
eigenschaft, Eigenthum, Eigenthümlichkeit, Leibeigenschaft.
eiges, *Gen.* von ei, des Eies.
eilif, eilf, eilf.
eimbære, eimber, Eimer.
eime, eimo, einem.
einbære, übereinstimmend, gleich.
he einde, nd., er vereinigte.
eine, einzig, allein, einsam.
einec, einzig.
einemîn, einzig mein.
eines, einest, einist, eins, einmal.
einhalp, auf der einen Seite.
einhel, einhellig.
einhurne, einhürne, Einhorn.
einic, einîg, einec, irgend ein, einzig.
einicheyt, Einheit, Einigkeit.
einist, einmal.
einitz, einzeln.
einiu, *fem.*, eine.
einiz, eines.

einlant, vereinzeltes Land, Eiland.
einlif, einlef, einleve, *fem.* einleviu, Dat. einleven, eilf.
einmuote, einmüete, einmüetee, einmüeteelich, einmüthig; einfach, gering.
einre, *Gen.* u. *Dat. fem.* einer.
einre: an mir einre, an mir (einzigem) allein.
einsidel, Einsiedler.
einte, einti, ndrh., Ende.
einunge, Vereinigung, Gemeinschaft.
einvalt, einvalte, Einfachheit, Einheit.
einvalteeliche, einfach, schlicht, arglos.
einvaltic, einveltee, einfältig, schlicht.
einweder, eintweder, einer von Beiden, entweder.
einwic, einwich, *Gen.* einwiges, Zweikampf.
einzeline, einzelingen, einzeln.
eirbar, ndrh., ehrbar.
eirst, ndrh., erst.
eis, eines.
eischen, fragen, fordern, forschen.
eisen, Schauder empfinden, erschrocken sein.
eislîch, eislichen, schrecklich, scheußlich.
eismôls, einmal.
eit, Eid, Betheuerung.
eiten, brennen, schmelzen.
eiter, Gift.
eitervar, giftig.
eiterwolf, giftiger, reißender Wolf.
eiu, euch.
eker, nd., Eichhörnchen.
èlich, verheirathet, ehelich.
elle, Ellenbogen, Elle.
ellen, Stärke, Kraft, Muth, Mannheit, Tugend.
ellende, 1) *Adj.* als Fremdling lebend, verbannt, elend; entfernt, verlassen; nothleidend; 2) *Subst.* Ausland, Fremde, Verbannung.
sich ellenden, sich entfremden, entfernen.
ellensrich, kampfbegierig, tapfer, stark.
ellen tac, jeden Tag.
ellenthaft, muthig, tapfer.
ellentklich, jämmerlich.
elliu, alle.
eln, elne, Arm, Elle.
elten, alt machen.
elter, älter.
eltiu, *fem.* v. alt, alte.
em, èm, eme, nd., ihm.
ê mals, vorher.
empfâhen, annehmen, aufnehmen, auffangen, empfangen; anfangen.
emzlichen, immer, beständig.
en — am Anfang des Wortes = ne, nicht.
en, für in, z. B. en hende, in der Hand; en danke, zu Dank.
en = den, den.
en, nd., 1) ihn; 2) ihnen.
en, nd., in, drinnen.
ên, nd., ein.
en, Großvater.
si enbâren, sie machten sich nichts daraus, sie hatten nicht.
enbarn, aufdecken, entblößen.
enbeiten, warten; er enbeite, er wartete nicht.
enbern, sich enthalten, nicht tragen, nicht haben, entbehren, wünschen.
enbieten, verkündigen, entbieten.
enbinden, losbinden, aufbinden, befreien.
enbinnen, innerhalb, innen.
ich enbir, ich entbehre, ich enthalte mich, ich habe nicht, ich wünsche.
ich enbiute, ich verkündige, entbiete.
enbîzen, frühstücken, genießen, essen oder trinken.
si enbizzen, sie aßen, genossen.
enblanden, lästig machen, sauer werden lassen, sich enblanden, sich Mühe geben.
enblecken, entblößen, zeigen.
enblichen, bleich werden.
ich enblient, ich machte lästig.
enblœzen, entblößen.
enbor, in der Höhe, hoch, sehr, in hohem Grade.
enbœren, aufheben, erheben, erhöhen.
enborn, entbehrt, enthalten.
enbrennen, entzünden.
enbrinnen, in Brand gerathen, sich entzünden.
end, ehe, bevor.
er endacte, er deckte auf.
endane, zu Dank.
ende, und.
ende, Ende, Ziel, Richtung; des endes, in dieser Richtung, dahin, in der Weise, von der Art; an allem ende, an ein ende, in allen Beziehungen, völlig; manigen ende, auf mancherlei Art.
endehaft, vollendet, bestimmt.
endekrist, Antichrist.
endelich, endeliche, entlichen, vollkommen, gänzlich, zuverlässig, der Wahrheit gemäß; ernstlich, schnell.
èndrachtigen, nd., einträchtig, einig.
ene, nd., 1) eine; 2) ihn.
ene, Großvater.
enebene, nd., neben.
enein, in Eins zusammen; enein werden, eins werden, einig werden, ins Reine kommen.
enelende, Verbannung.
ener, jener.
enezzen, nicht essen.
ich enflüge, ich flöge.
ingagini, entgegen.
engân, entgehen.
engelich, engelgleich.
engegine, ingegine, entgegen.
engelisk, engelgleich.
engelten, enkelten, bezahlen, entgelten, büßen.
engên, engân, entgehen, verzehren, verloren gehen.
engen, beschränken, hindern.
ez engeschiht, es geschieht nicht.
engesigele, Insiegel.
engeste, Angst.
engesten, entkleiden; er engeste, er entkleidete sich.
engestlich, ängstlich.
enginnen, aufschneiden, spalten, öffnen.
er engunde, er gönnte nicht.
er engiwan, er gewann nicht, hatte nicht.
ich enhab, ich habe nicht, ich habe denn.
enhant, enhende, in der Hand.
enhein, kein.
enhetzen, aufhetzen.
du enhieze, du verhießest.
enhundeswîse, wie ein Hund.
ènich, einzig.
eninkel, Enkel.
er enist, er ist nicht.
enke, Knecht.
enkegene, gegen, entgegen.
enkein, kein.
enkel, Knöchel.
enker, Anker.
enket, nd., genau.
enklieben, zerspalten.
er enkumt, er kommt nicht.
her inleeit, er läßt nicht.
er enlert, er lehrt nicht.
er enlie, er ließ nicht, er gab nicht zu.
er enneic, er neigte sich nicht.
ennen, von dorther.
ennents, von jenseits.
ennert, jenseits.
enpfâhen, enpfân, annehmen, aufnehmen, empfangen, auffangen; anfangen.
er enpfalch, er empfahl.
enpfallen, entfallen, herabsinken, verloren gehen.
enpfelhen, empfehlen, anbefehlen.

enpfinden, innewerden, merken, fühlen.
er enpflôch, er entfloh.
enpfremdeu, einem Andern überlassen.
enphâhen, empfangen, aufnehmen.
enphâhen, Empfangen, Aufnehmen, Aufnahme.
enphetten, entkleiden, ausschirren.
ich enphülhe, ich empföhle.
er inran, er entrann.
enrihte, gerades Wegs.
er enruochet, er kümmert sich nicht.
êns, nd., einmal.
ensamet, eusamt, zusammen, beisammen.
ez enschiuht, es scheut nicht.
ez ensî, es sei denn.
ez ensueit, es schnitt nicht.
he ensoulde, nd., er sollte nicht.
enstân, s. entstân.
er ensprach, er sprach nicht.
enstil, stehle nicht.
enstricken, losbinden.
ich entar, ich darf nicht.
entberen, sich enthalten.
ente, enti, Ende.
enterên, schänden, der Ehre berauben.
ich entet (vb. c. g.), ich that nicht.
ik entfênk, nd., ich empfing.
si intfingen, sie empfingen.
entfermen, nd., Mitleid einflößen, erbarmen; sik entfermen, sich erbarmen.
entflein, intflein, ndrh., entfliehen.
intgeyn, ndrh., gegen, entgegen.
entgeistet, des Geistes beraubt.
sich enthaben, inthaben, sich halten, sich enthalten.
enthalt, inthalt, ndrh., Zurückhaltung, Bewahrung, Aufenthalt.
enthalten, abhalten, zurückhalten; sich enthalten, sich aufhalten.
entheizzen, verheißen.
entherzen, entmuthigen.
si enthilfent, sie helfen nicht.
enti, und.
eutjegen, nd., zuwider.
entlâzzen, loslassen, ablassen.
entleggen, nd., entledigen.
entlîhen, leihen, auf Borg geben.
entnücken, einschlummern.
ich entouch, ich tauge nicht.
ich intphie, ich empfing.
si intphulhen, sie empfahlen.
entragen, wegtragen, entreißen.
entreden, entschuldigen.
entreinen, verunreinigen.
er entreit, er ritt fort.
entrennen, trennen, austheilen; zerstreuen, auflösen, brechen.
entrichten, entrihten, vom Weg abbringen, verwirren; ausgleichen.
ich entrinc, ich trinke nicht.
ich entriuge, ich trüge nicht, täusche nicht.
ez entrouc, es betrog nicht.
entriwen, intrôwen, entrûwen, in Wahrheit.
entrûwich, nicht getraue ich; entrûwichs, vertraue ich darin.
entsagen, freisprechen, losmachen; sich entsagen, sich lossagen.
er entsaz, er fürchtete, entsetzte sich.
entscheiden, scheiden, trennen.
entschöpft, ungeschaffen, mißgestaltet.
entschumpficren, verderben, beschimpfen, besiegen.
entschuohen, die Beinschienen abziehen.
entseben, inne werden, empfinden, wahrnehmen.
entsetzen, berauben, entziehen.
entsitzen, erschrecken, sich entsetzen.
entslâfeu, einschlafen, entschlafen.
entslâhen, vernichten, aufheben.
entsliezen, aufschließen, öffnen, erklären; er entslôz, er schloß auf, öffnete.
entslîfen, entgleiten, entschlüpfen.
entsniuten, abschneiden.
er intspranch, er sprang hervor.
entspringen, springen, wegspringen, entweichen, hervorspringen, hervorsprießen, quellen.
entstân, entstên, gegenüberstehen, widerstehen; verstehen; sich enstân, wahrnehmen, begreifen, verstehen.
enstricken, lösen, losbinden.
intsueben, entschlafen.
er entsuob, er nahm wahr.
entsweben, einschläfern, entschlafen.
entswollen, hervorgequollen.
intuîchen, fortgehen, weichen; seinen Beistand entziehen.
entwahsen, entgehen, entgleiten.
entwâpen, entwaffnen.
entweder, 1) Einer von Beiden; 2) entweder.
er entweich, er entwich.
entwenen, abgewöhnen.
entwenken, ausweichen, entgehen.
entwer, entwerch, schräge, verkehrt, quer.
entwerden, aufhören zu sein.
entwerfen, ordnen, bilden, schaffen, zeichnen, mahlen.
entwern, versagen, abschlagen; sich entwern, sich die Gewährung abschneiden.
entwesen, ohne Etwas sein, entbehren.
entwîchen, weggehen, verlassen, entweichen, entfliehen.
entwicht, Nichts.
entwilden, fern bringen, fern halten.
entwirden, entwürdigen.
entwonen, abgewöhnen, sich abgewöhnen.
entwürken, intwürken, zerlegen; er entworhte, er zerlegte, zerstreute.
entzwischen, zwischen.
entwürte, Antwort.
enverte, sofort, beständig.
envollen, in vollem Maße.
si envonden, sie fanden nicht.
enwadele, enwedele, hin und her; enwedele varn, in unruhiger Bewegung sein.
enwâge stân, auf der Wage stehen.
enwec, weg, hinweg, unterwegs.
enweder, keiner von beiden.
ich enweine, ich weine nicht.
enwenken, entweichen.
ir enwerdet, ihr werdet denn.
er enwesse, er wußte nicht.
enwiht, enwicht, nichtig.
ez enwirret, es schädigt nicht, thut nicht Böses.
er inwiste, er wußte nicht.
si enworben, sie erwürben.
ich enwirre, ich entwirrte.
enzelt, zeltend, im Zelt trabend.
enzît, bei Zeiten, bald.
enzucken, schnell wegziehen; er inzukchet, er zog schnell weg.
enzunt, entzündet.
eptischîn, Aebtissin.
er, er, derjenige.
er, nd. ir.
er, für her, Herr.
êr, vor, bevor.
êr, Erz, Eisen.
eralten, alt werden.
erarmeu, arm werden.
erarnen, erwerben, verdienen; büßen, entgelten.
er erbalc, er zürnte.
er erban, er mißgönnte.
êrbære, tugendhaft, edel, ehrenvoll.
erbære, Erbe.
erbarmde, erbarmede, erbarme, erbermede, er-

bermde, erbarmunge, Barmherzigkeit, Mitleid.
erbarmherze, barmherzig.
er irbarmôte, er erbarmte.
erbarn, erbarmen.
erbeid, nd., Arbeit, Mühe, Noth.
erbeisz, Erbse.
erbeit, erebeit, Bemühung, Bedrängniß.
erbeiten, führen, treiben; sich erbeiten, sich anstrengen, beeilen.
erbeiten, irbeiten, warten, abwarten, harren.
erbeizen, irbeizen, absteigen; ich erbeizt, ich stieg ab.
erbelgen, aufschwellen; sich erbelgen, aufgebracht sein, zürnen.
erben, erben, zum Erbe hinterlassen; erben ûf, vererben, ererben.
erber, ehrbar.
erberclich, ehrenhaft.
erberger, ehrenhafter.
erbern, hervorbringen, gebären.
erbevoget, Erbherr; erbevogetin, Erbherrin.
erbiben, erbeben, erzittern.
erbidemen, Erdbeben.
erbieten, darreichen, bieten, erzeigen, behandeln.
ich erbilge, ich zürne.
erbîten, warten, erwarten.
erbîten, durch Bitten bewegen.
erbiuwen, anbauen.
irbîzen, todt beißen; erbizzen, todt gebissen.
erblichen, erbleichen.
erblûgen, verzagen.
erbolgen, aufgebracht.
erborn, geboren; wol erborn, von vornehmer Geburt.
erbowen, erbaut, gebaut.
si erbulgen, sie zürnten.
erbünnen, mißgönnen, versagen.
erburn, erheben; mit erburtem swerte, mit emporgehaltenem Schwerte.
erbûwen, anbauen.
er erehom, *si* erehomen, er erschrak, sie erschraken.
erdâht, zugedacht.
erdebodem, Erdboden.
erdenen, ausdehnen.
erdenken, irdenken, zu Ende denken, erdenken, auf Etwas denken, wünschen.
erderren, dürre machen, zu Grunde richten.
erdewase, Rasen.
erdiezen, erschallen, brüllen; si erdôz, sie erschallte.
erdrôt, durch Drohung bewirkt, ûz erdrôt, abgedroht.
erdürsten, verdürsten.

ere, nd., ihr, ihre.
êre, Verehrung, Ruhm, Herrlichkeit, Tugend; êren jehen, für ehrenhaft erklären.
erebære, ehrbar, ehrenhaft.
erebeit, Mühe, Anstrengung, Noth.
ereme, nd., ihrem.
êren, nd., ihren.
êren, Ehre erweisen, rühmen.
eren, ern, pflügen, ackern.
erfiuhten, erviuhten, feucht machen, benetzen.
erfriesen, erfrieren.
erfüllen, erfüllen, ergänzen, befriedigen, stillen.
erfurchten, erfurhten, bange werden, erschrecken.
er ergab, er unterließ.
ergâhen, ereilen, einholen.
ergân, irgân, ergên, 1) hervorgehen, anfangen, geschehen, ergehen; ez ergât, es schlägt aus; einholen; 2) sich ergân, spazieren gehen; sich ereignen.
er irgaz, er vergaß.
ergeben, herausgeben; übergeben, aufgeben, unterlassen.
erge, Geiz, Bosheit.
erger, ärger.
ergetac, Dienstag.
ergern, ärgern.
ergetzen, ergezen, irgezen, 1) vergüten, schadlos halten, vergessen machen — vergessen.
ez ergit, es ergibt.
erglesten, erglänzen; er erglaste, er erglänzte.
ergraben, eingraben.
ergremen, erbitten.
ergrîfen, ergreifen, treffen, erreichen.
ergrîsen, grau werden.
erhaben, aufgehoben, in die Höhe gezogen.
erhâhen, irhâhen, erhängen, aufhängen.
er erhal, er erschallte, ertönte.
erhalen, einholen, erholen.
irhaven, ndrh., erhoben.
erheben, emporheben, vergrößern.
erhellen, erschallen, ertönen; ich erhille, ich erschalle.
erherten, hart machen, bekräftigen; vertheidigen, behaupten.
erholn, eingeholt.
erhullen, erschallt, ertönt.
erigtag, Dienstag.
erin, nd., ihren.
êrin, ehren.
êrist, êrst, êrste, der Erste; zuerst, kürzlich; aller êrist, zu allererst, kaum erst.
si erquâmen, sie erschraken.
erkantlich, erkannt, erfahren.
erkiesen, sehen, erblicken, ersehen, erwählen; ich erkôs, erkar, ndrh. erkois, ich sah, wählte.
erklengen, erklingen machen.
erkomen, außer sich kommen, sich verwundern, erschrecken.
sich erkôsen, mit Einem schwatzen.
erkrachen, krachen.
erkrupfen, ergriffen.
erkücken, erküken, beleben, wiederbeleben, erquicken.
erkunnen, kennen lernen.
erlachen, lachen.
erlân, loslassen, befreien, verschonen, darauf bestehen.
erlangen, zu lange dauern, belangen.
erlangen, erreichen.
erlâzen = erlân.
erleiden, verleiden.
er erleit, irleit, er erlitt.
erlemen, lahm machen, verderben; erlempt, gelähmt.
erlengen, verlängern.
êrlich, ehrenwerth, ansehnlich.
êrlichen, zur Ehre, mit Ehre.
erliden, ertragen, erdulden.
erlicchen, aushöhlen.
erliegen, erlügen.
erliuhten, erglänzen, leuchten; erliuhtærin, Erleuchterin.
erlochen, ausgehöhlt.
si erlôste, sie löste sich auf, befreite, schaffte fort.
erlouben, gestatten, überlassen; entlassen; sich erlouben, sich lossagen.
ermelich, ärmlich.
ermen, arm machen.
ermieten, erkaufen.
ermlîn, kleiner Arm.
ern, 1) er nicht; 2) er ihn.
ern, pflügen.
ich ernarte, ich erhielt, errettete, heilte.
ernde, Auftrag, Botschaft.
erne, Erndte.
ernenden, Muth fassen, wagen.
ernern, gesund machen, heilen, erretten, bewahren; ernähren.
ernest, ernst, Ernst, Wahrheit, Eifer.
ernider, nieder, herab.
ernstlich, mit Ernst.
erniuwen, erneuen.
erpflegen, besorgen, beschützen.
erpiten, warten, erwarten.
erquicken, beleben, wieder beleben, erquicken.
err, er ihr.
errâten, rathen, anrathen, errathen.
erre, früher.
errechen, vollständig rächen.
erreeken, erheben, erregen.
erretten, entreißen, entziehen.

errinnen, ausgehen, herkommen.
errîten, erreiten.
sich erschamen, sich sehr schämen.
ich erschein, erscheinde, ich erschien, zeigte.
erscheinen, zeigen, offenbaren; begehen.
erschellen, irschellen, erschallen, bekannt werden; er erschillet, er ertönt, wird bekannt.
erschellet, zerschellt.
erschlingen, rücklings.
erschricken, aufspringen, zusammenfahren, erschrecken; er erschrihte, er fuhr zusammen, erschrak.
er erschut, erschutte, er erschütterte, u. s. w.
erschütten, erschüttern, schütteln; abschütteln, ablegen.
erserien, schreien, aufschreien.
ersetzen, irsetzen, wieder herstellen.
ersigen, erschöpft; des bluotes ersigen, verblutet.
ersiuften, seufzen.
erslahen, nd. erslain, erschlagen, tödten.
erslîchen, überfallen, beschleichen; er ersleich, er überfiel, beschlich.
er ersluoc, er erschlug.
ersmecken, durch Riechen auffinden, wittern; er ersmahte, er roch, spürte.
ersmielen, ersmieren, zu lächeln anfangen.
erspannen, spannen.
ersprechen, aussprechen.
ersprengen, aufsprengen, aufjagen.
erspriezen, guten Fortgang, gute Wirkung haben.
erspringen, entspringen, hervorbrechen, hervorsprießen.
erst, er ist.
êrst, erst, zuerst; zem êrsten, des êrsten, an den êrsten, zuerst; des êrsten do, sobald als.
êrst unde lest, nd., von Anfang bis zu Ende.
erstân, erstên, aufstehen, entstehen.
erstecken, ersticken.
ersteinen, versteinern.
ersterben, irsterven, 1) ersterben, dahinsterben; 2) tödten.
erstrecken, ausspannen, dehnen.
erstrîten, erkämpfen, erringen.
erstummen, verstummen.
sich erstürzen, sich herabstürzen.
er ersûhte, nd., er erseufzte.
ersûmen, sich säumen.
ersuochen, aussuchen, erforschen.
erswingen, schwingen.
erswitzen, in Schweiß gerathen.
erteilen, Recht sprechen, urtheilen, beurtheilen, entscheiden, zuerkennen, verurtheilen.
ertoben, wüthend werden.
ertœren, zum Thoren machen.
ertœten, tödten.
ertouben, betäubt werden, betäuben.
ertpodem, Erdboden.
ertrahten, erdenken, ersinnen, erstreben.
ertretten, todt getreten.
ertrîche, Erdreich, Erde.
ertrogen, abbetrogen, durch Betrug gewonnen.
er irvaht, er erfocht.
ervarn, durchwandern; sich erkundigen, erforschen, erfahren.
erværen, nd. erveren, fürchten, sich fürchten.
ervarwen, färben.
ervehten, erkämpfen; ab ervehten, mit den Waffen wegnehmen.
ervellen, zu Falle bringen, stürzen, niederhauen, tödten.
ervinden, entdecken, erfahren.
erviuhten, feucht machen.
er ervliugt, er erfliegt, erreicht.
ervollen, erfüllen, vollführen.
er ervorhte, er fürchtete, erschrak.
ervrouwen, erfreuen.
ervûlen, verfaulen.
ervüllen, voll machen, erfüllen, erzeugen, befriedigen, stillen.
ervürhten, fürchten.
erwagen, zu wanken beginnen.
ez erwagete, es erbebte, bewegte, erschütterte.
erwahsen, aufwachsen.
erwallen, durch Gehen erreichen, erwandern, aufwallen, überfließen.
er erwande, er wandte ab.
erwarven, nd., erwerben.
erwechen, erwecken, aufwecken.
erwegen, bewegen, erschüttern, aufregen.
erweinen, durch Weinen erreichen; zum Weinen bringen; sich ausweinen.
erweln, auswählen; ûz erwelt, ausgewählt, ausgezeichnet.
erwenden, aufhören machen; abwenden.
erwern, vertheidigen, behaupten, erwehren, verhindern; sich erwern, sich schützen; erwert, geschützt.
erwigen, ermatten; erwigt, ermattet.
erwinden, irwinden, umwinden; nachlassen, aufhören, ablassen.
si erwisten, sie erwischten.
erwüeten, in Wuth gerathen.
erwunden, umgewendet, nachgelassen.
erzdegân, Erzdekan.
er erzeict, er erzeigte, erwies.
erzeigen, erzeigen, beweisen.
erzenîe, Arznei.
erziehen, herausziehen, erziehen.
erziugen, erzeugen, beweisen; erziuget, erzeugt, bewiesen.
er erziuht, er zieht heraus.
erzögen, bezeugen, erweisen.
irzunden, entzündet, angezündet.
es, *Gen.* v. ez. seiner, dessen, des.
esche, Asche.
eschîn, aus Eschenholz.
esn, des nicht.
esse, Aß (im Kartenspiel).
êst, es ist.
esten, die Aeste ausbreiten.
esterich, Estrich, Fußboden.
et, êt, bloß, nur; nun, eben, irgend, etwa.
etelich, etslîch, eteslîch, etleich, irgend ein, etlich.
eten, nd., essen.
eteswanne, eteswenne, eddeswenne, etwenne, etwan, irgend einmal, endlich einmal; manchmal; sonst, zu Zeiten.
etewer, ettewer, eteswaz, etewaz, irgend einer, irgend was; ein wenig.
Etscher, Etschländer, Tyroler.
etswâ, irgend wo.
etwie, ettewie, irgend wie.
eu, euch.
euwich, euch.
evene, 1) eben; 2) Ebene.
evenunge, nd., Einigung, Vergleich.
ever, nd., Eber.
êwarte, Priester.
êwe, Ewigkeit.
êwen, einen Bund, einen Vertrag eingehen, heirathen.
êwilen, ehemals.
êwîn, êwen, ewig, in Ewigkeit, immer.
ez = daz, das.
ezen, ezzen, essen; das Essen, Speise, Mahlzeit.
Ezidemôn, fabelhaftes Thier ohne Galle.
ezn, es nicht.

F. V.

vach, das Aufsuchen, Ergreifen.
ich vacht, ich focht.
vademe, Faden.

vâhen, fâhen, vân, fangen, fassen, ergreifen, nehmen, halten; zum Gefangenen machen; empfangen, bekommen, verschaffen; ane vangen, angreifen, beginnen, anfangen, betreiben.
vahs, Haar, Haupthaar.
ich valht, ich focht; ich væhte, ich föchte.
faiss, fett.
vaken, nd., oft, häufig.
val, *Gen.* valwes, blaß, bleich, fahl, falb, farblos, gelblich, blond.
val, Fall, Sturz, Untergang, Niederlage; Schande.
vâlant, Teufel.
valden, zusammenlegen, falten.
vælen, täuschen, verderben, irren.
valkenære, Falkenier.
vallen, sinken, stürzen, fallen; umkommen, sich zutragen; an daz gebet vallen, zum Gebete niederknien.
valsch, unrichtig, treulos, schlecht.
valsch, valscheit, Falschheit, Treulosigkeit, Betrug.
valschære, Verleumder, Treuloser.
valschlîch, falschlîch, falsch, betrügerisch.
er valte, er füllte.
valtor, Fallthor.
valwen, erbleichen, sich entfärben.
valz, Klinge.
vam, vamme, nd., von dem.
van, nd., von.
vân, fangen, fassen, s. vâhen; vân ze, nach Etwas greifen; vân nâch, zu fangen suchen; sich vân zuo, sich wozu hinwenden.
vanche, Funke.
vanenisse, vanknisse, Gefangenschaft.
vane, Stück Zeug, Binde, Fahne.
vangen, Gefangener.
var, *Gen.* varwes, farbig, aussehend, gestaltet wie, ähnlich.
var, Farbe.
var, Fahrt, Reise; Anfahrt, Anlanden.
vâr, das Auflauern, Nachstellung, Hinterlist, Gefährde; ze vâre, hinterlistig.
vâr, Furcht, Strafe.
vâren, nach Etwas trachten, nachstellen.
varewe, varwe, Farbe.
varlôs, farblos, bleich.
varn, varen, sich bewegen, sich begeben, ziehen, reisen; verfahren, handeln; sich befinden; die gründe varn, in die Abgründe, die Hölle fahren — ich bin gevaren, mir ist es ergangen; wol varn, sich wohl befinden, glücklich sein.
varnde diet, wandernde Sänger, umherziehende Gaukler.
varnde guot, bewegliche Habe.
varnde volc, wandernde Sänger, Gaukler.
vart, Reise, Weg; Fortgang, Ausgang; an die vart, auf dem Wege nämlich des Todes; unz an die vart, so lang; ûf die vart, dahin; ûf der vart, dabei; sogleich; ûf der selben vart, bei derselben Gelegenheit; zuo der selben verte, auf der Stelle.
varwe, Farbe.
vâsant, Fasan.
vast, vaste, faste, fest, standhaft; sehr, heftig.
vaste, das Fasten; vasten, fasten.
vaster, fester, stärker.
vater halp, von väterlicher Seite.
er vât, er fängt.
fâwir, fangen wir an.
vaz, Gefäß, Faß.
väzzelîn, kleines Gefäß, Fläschchen.
vazzen, ndrh. vazzin, aufladen, beladen, rüsten, kleiden, fassen.
vê, nd., Vieh.
vêch, *Gen.* vêhes, Hermelin.
vêch, farbig, bunt, besonders vom Pelzwerk; weich.
vedemen, einfädeln.
federe, vedere, Feder; Pelzwerk; veder lesen, schmeicheln.
vederich, Fittich.
vederspil, vedirspil, ein zur Beize, Jagd abgerichteter Vogel (Sperber, Falke); Vogeljagd, Beize.
vegen, säubern, reinigen.
vegeviwer, Fegfeuer.
vêhen, *Acc.* v. vêch.
vêhen, 1) bunt machen, wechseln; 2) hassen.
er vehet, er fängt.
du vehst, du fängst.
vehte, Feindschaft, Streit, Gefecht, Kampf.
vehten, fehten, kämpfen; an vehten, überfallen, beunruhigen.
vehtinde, fechtend.
veie, veige, 1) verhängnißvoll, unglückselig, tödtlich; 2) zum Tode bestimmt; todt; nichtswürdig.
veicheit, Verhängniß.
veielîch, verhängnißvoll.
veichten, ndrh., fechten.
veiel, Veilchen.
veige, zum Tode bestimmt, todt, verflucht.
veigen, dem Tode übergeben, tödten; sterben.
veile, käuflich, feil.
veilen, verkaufen; an veilen, ankaufen, sich zueignen.
veim, Schaum.
veimen, abschäumen.
vein, fein, schön.
fein, Schönheit; irs leibes fein, ihr schöner Leib.
he veinek, ndrh., er fing.
feine, Fee.
feinen, feien, mit Zauberkraft begaben.
veir, ndrh., vier.
veiren, feiern.
feisten, Winde gehen lassen.
feitiure, Zeug.
veiz, veizt, fett, fruchtbar.
vel, fel, Haut, Fell.
fel, fehl, falsch.
vel, nd., viel.
vele, nd., oft.
fellen, fallen machen, fällen, stürzen, zu Boden schlagen; verletzen.
velschen, verfälschen, treulos machen, für falsch erklären; den eit velschen, den Eid nicht halten.
velscher, Verfälscher.
vêlvrât, nd., Vielfraß.
velwen, bleichen.
velzen, falzen.
vende, Fußgänger, Fußknecht; Bauer im Schachspiel.
Venêdiære, Venetianer.
se vengen, nd., sie fingen.
venie, venige, Kniebeugung, Verehrung, Andacht; venien suochen, um Verzeihung der Sünden bitten.
venjen, zum Gebet niederknien.
ver, Frau.
ver, fern.
vêr, nd., vier.
vorarmen, nd., verarmen.
ich verban, ich mißgönnte, du verbans, du mißgönntest.
verbern, ferbern, nicht haben, entbehren, unterlassen, verschonen; ich verbar, ich hatte nicht 2c., ich verbære, ich hätte nicht 2c.
ik vorbêt, nd., ich verbiß.
verbinden, zubinden.
er verbirt, er unterläßt.
verbünnen, verbünnen, mißgönnen.
verborn, verwirken, verlustig machen, entbehren.
verbôsen, verbœsen, verpôsen, beschädigen, verderben, verletzen.
verbrechen, brechen, verletzen.

verbrinnen, verbürnen, verbrennen.
verch, Fleisch u. Blut, Leben, Lebenskraft, Seele, Geist.
verchbluot, Lebensblut.
ich verchiuse, ich vermeide, verachte.
verchtief, tödtlich.
verchwunt, tödtlich verwundet.
vordacht, nd., bedacht.
verdagen, verheimlichen, verschweigen.
verdâht, in Gedanken verloren; beargwohnt, vorbedacht, bedacht, überlegt; verdâht wesen um, einem Ding nachhängen; mit verdâhtem muote, wohl überlegt.
verdâhtes, mit Ueberlegung, bedachtsam.
verdeit, verschwiegen.
vordênet, vordênt, nd., verdient.
verdenken, verdenchen, zu Ende denken, sich in Gedanken versenken, übel von Einem denken; sich verdenken, sich in Gedanken verlieren; sich besinnen.
verderben, nd. vorderven, 1) zu Grunde gehen, umkommen; 2) zu Grunde richten, verderben.
verdoln, ertragen, aushalten.
vordomen, nd., verdammen.
sik vordragen, nd., sich zufrieden stellen.
he vordrêf, nd., er vertrieb.
verdringen, verdrängen, zwingen.
mich verdriuzet, verdrûzit, mir wird zu viel, lästig, überdrüssig.
verdrucken, unterdrücken.
vereinen, einsam machen; vereinigen; sich vereinen gein, sich mit Jemanden in die Einsamkeit zurückziehen.
vereiten, verbrennen, ausbrennen.
verenden, beendigen, vollenden, erfüllen; zu Ende gehen, sterben
verer, ferner.
vereren, vergießen.
vorevenen, nd., eben machen; *sik* vorevenen, sich vergleichen.
verezzen, verzehren.
verfân, helfen, s. vervân.
verflougen, fliehen machen.
verfüeren, wegführen, verführen.
vergadern, nd., versammeln.
sich vergâhen, sich übereilen.
vergân, vergên, vorübergehen; zu Ende gehen; dahinschwinden, vergehen.
vergangen, verirrt.

verge, Fährmann, Steuermann.
vergeben, ertheilen, weggeben, schenken; erlassen, verzeihen; Gift geben, überhaupt schaden.
vergebene, umsonst, vergebens.
vergelten, ersetzen, vergelten.
vergeven, nd., vergeben, vergiften.
vergezzen, vorgezzen, vergessen.
er vergie, er ging.
vergift, Gift.
vergiftic, giftig.
vergiseln, durch Geißeln bekräftigen; als Geißel leben; zu Geißel geben.
vergünnen, mißgönnen.
verhaben, versperren.
er verhal, er verbarg.
verhengen, den Zügel hängen lassen; zulassen, gestatten.
verhawen, verhauen.
verhengen, geschehen lassen, gestatten.
virhengôt, verhängt.
verhern, besiegen, vertreiben, plündern, verderben.
virhertir, vertrieben, verheert.
verhil, verbirg, halte geheim.
verhoit, ndrh., behütet.
verholen, verholen, verborgen.
verholne, heimlich.
verholentlik, nd., verborgen, geheim.
verholt, geholt.
verhoren, erhören, anhören.
verhouwen, abhauen, verwunden.
verhügen, an Etwas denken.
verjehen, verjên, aussagen, sagen, erzählen, eingestehen, zuerkennen.
er verjeit, er verjagt.
verkêren, verchêren, umkehren, verändern, verdrehen.
verkiesen, übersehen, unbeachtet lassen, vergessen, aufgeben, verzeihen; ich verkiuse, ich verzeihe.
verklagen, verclagen, ausklagen, zu Ende beklagen; zu beklagen aufhören.
verklüteren, versperren.
verkôs, ich übersah, verzieh.
verkosten, mit Speise versorgen.
verkrenken, schwächen, krank machen, ein Ende machen.
verkunnen, verchunnen, erkennen, mißkennen; nicht zutrauen; sich verkunnen, auf Etwas verzichten.
verkunt, verkündet.
verlangen, Kummer, Leid.
vorlaten, nd., verlassen.
ich verlêch, ich gab zu Lehen.

verlegenheit, verlegenhait, Unthätigkeit, das Daheimliegen.
vorleiden, nd., verleiten.
verleiten, nd., auf einen Abwegbringen, in Gefahr bringen.
er verlie, er verließ, ließ los, überließ.
ferlih, verleihe.
verliegen, lügen, verläugnen.
verliesen, aufhören; unterlassen; verlieren; zu Grunde richten.
sich verligen, vor Trägheit daheimliegen, unthätig sein.
verlîhen, verleihen, zu Lehen geben.
verlisten, überlisten.
ich verliuse, ich verliere; er verliuset, er verliert.
verloben, durch ein Gelübde entsagen, abweisen.
verlogen, verläugnet.
verlorn, verlurn, unterlassen, verloren, zu Grunde gerichtet.
ik verlois, ndrh., ich verlor.
ich verlôs, ich verlor.
verlosen, nd., befreien.
verlôsen, durch Schmeichelei erlangen.
vermachen, verderben, zu Nichte machen.
vermæren, in übeln Ruf bringen, ausplaudern.
vermaissen, ndrh., vermessen.
vormaledyete, nd., vermaledeite.
vermezzen, das Maaß überschreiten; sich unterfangen; wagen.
vermezzen, bestimmt, kühn, entschlossen.
vermezzenliche, kühn, vermessen.
vermîden, wegbleiben, vermeiden.
vermissen, irre gehen, verfehlen, ermangeln.
vermiten, nd. vormeten, vermieden; vermiten wesen, umsonst sein.
vermügen, besitzen, vermögen.
vermûren, zumauren, abhalten.
vern, *Gen.* v. ver, der Frau.
vern, verne, vernet, vernent, im vorigen Jahre.
vernemen, nd. vornemen, vernehmen, wahrnehmen.
vernibt, für Nichts; vernihten, für Nichts achten.
virnim, vernimm.
vernunft, vernunst, das Vernehmen, Verstehen, Einsicht, Verstand; Geist, Seele.
vernünftieliche, vernehmlich, deutlich, vernünftig.

vernunftig, verständig.
vorordêlen, verordeln, nd. verurtheilen.
verpfenden, zum Pfand geben; sein Pfand verlieren.
er verpflac, er besaß nicht mehr, er gab auf.
verpflegen, verphlegen, leisten; ablassen, nicht mehr haben.
ez verphic, es half, nützte.
er verpirt, er meidet.
verposen, böse machen, ins Schlechte kehren.
sich verprîsen, sich Ruhm erwerben.
verre, fern, weit, entlegen; alsô verre, in so ferne, in so weit, so sehr; verrer, weiter; verrest, weitest.
se vorrêden, nd., sie verriethen.
vorrederŷe, nd., Verrätherei.
verren, ferren, 1) fern sein; 2) entfernen, fernhalten.
verrêren, verschütten, zerstreuen, vergießen, abwerfen; verrêrt, zerstreut, abgeworfen.
he vorrêt, nd., er verrieth.
vorretliken, nd., verrätherisch.
verrihten, ordnen, besorgen, schlichten; sich verrihten, sich anstellen, sich bereiten.
verriste, am fernsten.
verrünen, (mit Baumstämmen) einen Verhau machen.
er versach sich, er hoffte, fürchtete.
er versaz, er versäumte.
verschaffen, beseitigen.
verschalten, übertönen.
sich verschamen, verschemen, die Scham ablegen.
verschamt, verschant, schändlich, unverschämt, schamlos.
verscholt, verdient, verschuldet.
verschort, verscharrt, vergraben.
verschrancken, einschränken, mildern.
vorschreecken, nd., erschrecken.
verschrôten, verscrôten, spalten, zerhauen, verwunden.
verschulden, abzahlen, vergelten; verdienen.
verschunden, verlocken, anreizen.
sich versehen, glauben, hoffen, fürchten, erwarten.
verseit, versagt.
verseln, ausliefern, hingeben.
sich versenen, sich krank sehnen, vor Sehnsucht betrübt, krank werden, schmachten.
versengelt, Fersengeld.
versêren, verletzen.
versichern, geloben; versuchen, erproben.
sich versinnen, sich besinnen, sich erinnern, überlegen; gewahr werden, einsehen; als ich mich versinne, wenn ich mich nicht irre.
versitzen, versäumen.
versiuwen, einnähen.
verslâfen, verschlafen.
verslahen, verschlagen, durchbringen; zuschlagen, verschließen.
versleissen, abnutzen, verbrauchen.
si verslichent, sie berührten nicht.
verslichten, schlichten, sichern.
verslicken, verschlingen, verschlucken.
verslinden, verschlungen.
verslîzen, verderben, zerreißen, verbrauchen.
verslunden, verschlungen.
versmâ, verschmähe.
versmâhen, versmæhen, verächtlich behandeln; mir versmâhet, es kommt mir gering, verächtlich vor.
virsmerzen, verschmerzen.
sich versmüegen, sich verbergen.
er versneit, er verschnitt.
versnîden, zerschneiden.
versnüeren, zuschnüren.
sie versôhent, sie bemerkten zu spät, kamen zu spät.
he versoicht, ndrh., er sucht, versucht.
versoln, verkaufen, verdienen.
versparren, versperren, versperren, verschließen.
versprechen, fersprechen, abläugnen, verweigern, abweisen, verwerfen; vertheidigen.
vorsproken, nd., beschimpft.
versteln, stehlen, verbergen; er verstal sich, er stahl sich weg.
verstân, verstên, nd. vorstân, verstehen, vernehmen, erkennen; sich verstên, einsehen, Bescheid wissen.
verstân, verstanden, verständig, vernünftig.
versteln, entwenden.
verstolne, heimlich.
verstû, thust du, lebst du, verhälst du dich.
verstôzen, vertreiben, zurückweisen; anstoßen, zustoßen.
versüenen, versöhnen, vereinigen, stillen.
versûmen, versäumen, vernachlässigen; sich versûmen, zu spät kommen, säumen.
sich versünden, sich versündigen.
versunnen, klug, überlegt.
versunt, versündigt.
versuochen, versuchen, erproben, prüfen, untersuchen, erforschen.
er versuonde, versuonte, er versöhnte.
er verswant, er verschwand.
verswelhen, verschlingen, verschlucken.
verswenden, verschwinden machen; spere verswenden, Speere zerbrechen.
verswîgen, verschweigen; verswigen, verschwiegen.
verswînen, verswinden, 1) verschwinden; 2) verzehren.
verswingen, zum Verderben schwingen; sich verfliegen.
er vert, er fährt.
vert, fert, voriges Jahr.
vertagen, verheimlichen, verschweigen.
vertân, mißrathen, verflucht.
verte, fert, Fährte, Spur, Weg.
vertec, vertig, zur Reise bereitet, gerüstet.
verteilen, theilen, verlustig erklären, verurtheilen, fluchen; verteilet sî dem swerte, das Schwert sei verflucht.
vortellen, nd., erzählen.
vorterben, nd., verderben.
verterken, verdunkeln.
vertiuren, vertheuern, an Werth erhöhen.
vertoben, zu toben aufhören.
vertœren, zum Thoren machen, aus Thorheit vergeuden.
vertouben, betäuben.
vortrag, nd., Verträglichkeit.
vertragen, 1) wegführen, verleiten, verbergen; 2) mit Geduld tragen, geschehen lassen.
vertreffen, übertreffen.
er vertreit, er verträgt.
vertrîben, vertreiben, fortjagen, zu Schanden jagen; hinbringen; er vertreip, er vertrieb; si vertriben, sie vertrieben.
virtriven, ndrh., vertrieben.
vertrinken, ertrinken.
sich vertrœsten, auf Etwas Verzicht leisten.
vertriuwen, vertrûwen, sich verbindlich machen, sich anvertrauen; sich vertrûwen, feierlich versprechen.
vertrûwunge, Verlöbniß.
vertuomnisse, Verdammniß.
vertuon, verbrauchen, wegschaffen.
vertwâlen, verkümmern lassen, versäumen.
verübel hân, übel aufnehmen.

verunreinen, verunreinigen; sich verunreinen, sich versün-
verunruochen, vernachlässi- gen, verachten.
digen.
vervâhen, vervân, ergreifen, aufnehmen, helfen, nützen; mir vervâhet, es hilft, nützt mir.
vervarn, vergehen, sterben.
vervellen, zu Falle bringen, verurtheilen.
sik vorvèren, nd., erschrecken.
er vervie, er ergriff, half.
er vervienge, er hälfe, nützte.
vervluochet, verflucht.
vervüeren, durchführen, wegführen, verführen, verfolgen.
verwâfent, bewaffnet.
verwalken, zusammenwalken.
er verwandelôte, er verwandelte.
verwænen, glauben, vermuthen; sich verwænen, erwarten, hoffen.
verwære, Färber, Maler, Dichter.
verwarren, verworren.
verwâzen, zu Grunde richten, verderben, verfluchen, verwünschen.
sich verwegen, auf sich nehmen, unternehmen; aufgeben, verzichten.
verweisen, zur Waise machen.
verwen, färben, malen, zielen; durch verwen, ganz färben, ausmalen.
verwenden, abwenden, anwenden, ergeben, hingeben, unterbringen.
verwerden, verderben, zu Grunde gehen, umkommen.
vorwerven, nd., erwerben.
verwerinne, Färberin, Malerin.
verwerren, beunruhigen, verwirren, entzweien; sich verwerren, sich verstricken, sich zu Grunde richten.
verwetten, ein Pfand geben.
verwieren, einweben, einwirken.
verwinden, virwinden, überstehen, überwinden; verschmerzen.
vorwilden, nd., unkenntlich machen.
verwîsen, nd. vorwîsen, verweisen, verbannen.
verwijsen, nd., verurtheilen.
verwitwen, zur Wittwe machen.
vorwyt, nd., 1) *Part.* vorgeworfen; 2) *Subst.* Vorwurf, Verweis.
verwîzen, tadeln, verwerfen.
verworcht, verworht, verwirkt, des Lebens verlustig, des Todes schuldig.
verworfen, unglücklich.
sie verworhten, sie verwirkten.
vorwracht, nd., verwirkt; he heft it an uns grôt vorwracht, er hat es genug an uns verdient.
verwürken, sich verlustig machen, verlieren.
verzalt, verurtheilt.
er verzêch, er ließ fahren, verweigerte.
verzehenden, den Zehnten geben.
verzeit, nd. verzait, verzagt.
verzern, verbrauchen, aufwenden; verschlingen, vertilgen; zerreißen.
verzigen, *Part.* v. verzîhen.
verzîhen, nd. verzijen, 1) gehen, fahren lassen, 2) versagen, verweigern, verzichten, verzeihen; sîn selbes verzîhen, sich selbst aufgeben.
verzwifflot, verzweifelt, verdammt.
vese, Spreu.
feste, veste, Festigkeit, Feste, Burg; deme herzen zeneste, dem Herzen zum Schutz.
veste, vesteclich, fest, streng.
vestenen, befestigen, bestätigen, versichern.
veter, vetere, vetter, Vetter, Oheim.
vetere, *Pl.* v. vater, die Väter.
veterlîch, vetterlîch, väterlich.
veterlîn, Väterchen.
fettach, Fittich.
vezzer, vezzir, Fesseln, Ketten.
vîant, fîant, vîent, vînt, Feind, Gegner.
fich, Vieh.
videlære, Geigenspieler.
videle, Geige.
videlen, fidelen, auf der Geige spielen.
videlunde, auf der Geige spielend, fiedelnd.
vienen, betrügen.
fiden, geigen.
fidern, mit Federn versehen; verschönern.
er vie, er fing.
er viel, er fiel; er viel an, er fiel einem zu.
vîent, Feind.
vientlich, feindlich.
vientschaft, Feindschaft.
fiepper, Fieber.
fier, stolz, ansehnlich.
vieren, viereckig machen; zurüsten, bauen, einrichten.
vierlei, viererlei.
viervalt, vierfältig.
vierzicweide, vierzigmal.
vyve, nd., fünf.
vyfte, nd., der Fünfte.
viftich, nd., fünfzig.
vîgant, vîgent, Feind.
vîgentschaft, Feindschaft.
figieren, treffen, darstellen.
fihe, Vieh.
ich vihte, ich fechte.
fil li roy, Sohn des Königs.
vil, vile, 1) viel; 2) sehr, gar; vil lîhte, sehr leicht, vielleicht; vil nâch, beinahe.
villân, Bauer.
villen, schlagen, tödten.
vilnode, nd., schwerlich.
vimel, Hanf.
fîn, fein, schön.
er vinc, er fing.
vindære, Erfinder, Dichter.
vinden, finden, erfinden, erdichten; bemerken.
vîne, Schönheit.
finf, *Fem.* u. *Neutr.* finfiu, fünf.
vingerîn, vingerl, vingerlîn, Ring.
vink, Finke.
vinster, finster, dunkel.
vinsterîn, Finsterniß.
vînt, Feind.
vinteile, der untere (zum Aufschieben eingerichtete) Theil des Helmes.
vîol, Veilchen.
vîolieren, mit Veilchen schmücken.
vir— in zusammengesetzten Wörtern ndrh. f. a. ver—. S. d.
vîre, Feier, Feiertag.
vîren, feiern, verehren.
vîretac, Feiertag.
virre, firre, Ferne; die virre, in der Ferne.
virren, fern halten.
virst, first, Giebel.
visc, fisc, visch, Fisch.
viscâre, vischære, Fischer.
vischel, Fischlein.
viseren, nd., überlegen, erwägen.
viuhte, 1) *Adj.* feucht; 2) *Subst.* Feuchtigkeit.
viuhten, befeuchten.
viur, fiur, Feuer.
fiuren, entflammen.
viurîn, fiurîn, feurig, glühend.
viuste, fiuste, Faust.
fiuwerrâme, Rost (zum Braten).
fiwer, viwer, Feuer.
viwerstat, Heerd.
vlach, flach, platt.
vlæen, waschen.
flahs, flasz, Flachs.
flans, vlans, Maul, Schnabel, Schnurre.
vlætec, flætic, sauber, schön.
flêgen, flêhen, vlên, demüthig bitten, flehen, anflehen.

flegen, nd., fliegen.
vlêhe, Bitte, flehen.
flêhelich, *Adj.* flêhelichen, nd. flêhliken, flehentlich.
vlehten, vlehten, flechten.
fleigen, fliegen.
fleisch, fleisk, nd. vlêsch, Fleisch.
flessen, flächsen.
vlêt, nd., Bach.
fleze, vletze, Boden, Hausflur, Heerd, Wohnung, Haus.
fliechen, fliehen.
vlyen, nd., zurechtmachen.
vlyen, nd., fliehen.
vliesen, fliesen, verlieren.
fliezen, vliezen, fließen, schwimmen; fliezen von, überfließen.
vlins, flins, Kieselstein, Feuerstein, Fels.
vlinsherte, hart wie Kiesel.
vlyt, nd., Fleiß; mit allem vlyt, ganz gehörig, mit allem Eifer.
ich vliue, vliuch, ich fliege.
ich vliuhe, ich fliehe.
du vliusest, du verlierst.
ich vliuze, ich fließe, schwimme.
vlîz, Sorgfalt, Eifer, Fleiß.
vlîzec, flîzich, *Adj.* vlîzeliche, flîzliche, *Adv.* fleißig, sorgfältig, eifrig, genau.
sich vlîzen, vlîzin, sich befleißigen, sich Mühe geben.
vlô, vlôch, flôch, Floh.
er vloch, er floh.
flock, Flocke.
flogieren, schweben, hin und her flattern.
vloken, nd., fluchen.
flôrieren, blühen, schmücken, rühmen.
vlorn, 1) verloren; 2) Verlust.
ich flôs, ich verlor.
ich flouc, flouch, ich flog.
vlœute, Flöte.
vlôz, Fluß, Fluth.
er vlôz, floß, schwamm.
vluc, *Gen.* vluges, Flug, Flügel; vluges, im Fluge.
sy fluchen, sie flohen.
sy fluchtin, nd., sie fluchten.
sie flüeche, sie fluchete.
vlugit, nd., Flucht.
er flühe, er flöhe; wir fluhen, wir flohen.
vluht, nd. vlucht, Flucht, Zuflucht, Rettung.
vluoch, Fluch.
vluorzûn, Feldzaun.
vluot, Strömung, Fluth.
ich vlür, ich verlöre; fluren, verloren.
vlust, Verlust, Nachtheil, Schaden.
flüstebære, flustbære, Verlust bringend.
si vluwen, sie flohen.
vluz, Fluß, Fluth, Einfluß, Lauf.
si vluzzen, sie flossen, schwammen.
vöfftein, nd., fünfzehn.
vogellîn, voglîn, Vögelein.
vogelgedœne, Vogelgesang.
vôgen, nd., fügen, zufügen.
voget, Schirmherr, Richter, Fürst.
vogeten, Einem einen Beschützer geben, schirmen.
voglich, Vögelchen.
he voir, ndrh., er fuhr.
voit, Vogt, König, Fürst.
vois, ndrh., Fuß.
volant, vollendet.
volbrâhtekeit, Vollendung, Vollkommenheit.
volc, Volk, Menschenhaufen, Heer, Dienerschaft.
voledegen, Volksheld.
völcklîn, das arme, niedere Volk.
volcwic, volcwîg, Völkerschlacht.
volg, Volk.
volgân, zu Stande kommen, erfüllt werden.
volgære, Anhänger.
volge, Beistimmung, Beifall.
volgen, gehorsam sein, folgen, beistimmen; verabfolgen, verfolgen.
vollangen, völlig erlangen.
volle, Fülle, Ueberfluß.
vollebraht, vollbracht.
volleclich, *Adj.*, völlig, vollständig.
volleclîche, vöîleklîche, *Adv.*, völlig, in Fülle, reichlich, im höchsten Grade.
volleist, vollæist, Vervollständigung, vollständige Leistung, Unterstützung, Hülfe.
volleisten, ausführen.
vollen, sich füllen.
vollen, vollin, völlig, gänzlich.
vollentuon, vollenden.
volloben, bis zu Ende loben.
volmæne, Vollmond.
volprîsen, vollkommen preisen.
volquich, Völkerschlacht.
volrecken, vollstrecken, vollziehen.
volsagen, völlig sagen.
volschrîben, zu Ende schreiben; vollständig beschreiben.
volsprechen, aussprechen.
volstân, beharren.
volvüeren, zu Ende führen, ausführen.
volwahsen, auswachsen.
volzieren, vollkommen schmücken.
vomme, von dem.
von, von, aus, durch, mit, wegen.
vonme, von dem.
fontâne, Brunnen.
vor—, nd., in zusammengesetzten Wörtern s. v. a. ver—. S. d.
vor, for, vor, an, für, anstatt; wegen, aus; 2) vorher; die for, die vorhin genannten.
he vôr, er fuhr.
vorbedechtin, nd., vorbedächtig.
vorch, nd., Furche.
ich vœrehten, ich fürchte.
vorhtic, vorehtlich, fürchterlich, sehr groß.
foresam, furchtbar, tapfer.
vorder, früher, vorher; ausgezeichnet.
vorder, Vorfahr.
vorderlich, vornämlich, vorzugsweise.
vordern, fördern; fordern, erforschen.
vorderôst, vorderst; ze vorderôst, zuvorderst, zunächst.
vordir, nd., weiter.
voren, vorn.
se vôren, nd., sie fuhren.
si foren, sie fahren.
fôres, fôrest, foret, Forst.
fôresten, in den Wald reiten und jagen.
vorgêbe, was Einer dem Andern am Spiele vorausgibt.
vorgedane, Vorhaben, Vorsatz.
vorgetihte, von tihten, er dichtete vorher.
vorhte, vorht, Furcht; von vorhten, aus Furcht.
vorhten, fürchten.
vorhtic, vorhtlich, vorehtlich, fürchterlich.
vorhtsam, furchtbar, tapfer, wacker.
vorhuot, Vorhut.
vorehemphe, Vertheidiger.
forme, Form, Gestalt, Gestaltung.
formelich, formlich, geformt; Got formelich, Gott gleich.
forn, vorne, vormals, vordem, vorn.
vornân, vorn.
vorne, vorn.
vorsage, Prophet.
vorspreche, Anwalt, Beistand.
vorst, Forst, Wald.
forste, nd., Fürst.
vorstlik, nd., fürstlich.
vortan, weiter.
vorvar, Vorgänger, Vorfahre.
vorvaren, vorangehen.
vorvechten, vorvehten, im Gefecht voranstehen.
vorworf, Vorstellung.
he vôrte, nd., er führte.

vos, nd., Fuchs.
vôt, nd., Fuß.
he voulchde, nd., er folgte.
vôzschemil, Fußschemel.
vrâge, Frage; vrâge haben, Nachfrage halten.
vrâgen, fragen.
vrâger, Peiniger.
fraidig = vreidec.
vræise, s. vreise.
vram, fort, alsbald, vorwärts.
franspuot, Glück.
vrâz, nd. vrât, der Fraß, Fresser.
vrâzheit, Gefräßigkeit.
frech, kühn, tapfer.
frechlîche, kühnlich.
vrede, nd., Friede.
vregen, fragen.
vreide, muthig, wohlgemuth.
freide, Freude.
vreidec, vreidic, übermüthig, trotzig, wohlgemuth, muthig, zornig, frech, wild, zuchtlos.
freidikeit, Uebermuth, Frechheit, Zuchtlosigkeit.
vrein, befreien.
freischen, vreiskin, erforschen, erfahren, vernehmen.
vreise, *Adj.*, schrecklich.
vreise, *Subst.*, Gefahr, Verderben, Gegenstand des Schreckens, das Schreckliche, Schrecken.
freislich, freissam, schrecklich, furchtbar, verderblich.
fremde, fremede, frömde, ausländisch; sonderbar, ungewöhnlich, selten, unbekannt, unerhört, nie gesehen, seltsam.
vremde, das Fremdsein, Ausland.
vremdekeit, Entfremdung.
vremden, vremeden, entfernt sein, sich entfernen, meiden, entfremden.
vremete = fremde.
vrevel, frevel, *Adj.*, muthig, kühn, verwegen; *Subst.* Verwegenheit, kühne That, Wagstück.
vrevellich, verwegen, frevelhaft.
vri, ungebunden, ledig, unabhängig, nicht besitzend, nicht verpflichtet; fern; frì lâzen, verschonen, unbesucht lassen.
vrevel, vride, Friede, Ruhe, Sicherheit; vride geben, Gnade geben.
vriden, zum Frieden bringen, schlichten.
vridesam, fridlîche, friedlich.
vriedel, Geliebter, Bräutigam, Gemahl.
vrîen, frîen, befreien, frei machen.

ich vriesche, ich erfuhr.
vriesen, frieren.
vrîges, *Gen.*, v. vrî, frei, ledig.
vrîheit, Freiheit.
vrîliche, frei, freiwillig; gewiß.
vrîman, einer der nicht leibeigen ist, Pächter.
frischleig, frisch.
frist, Zeit, Zeitraum, Aufschub; frist geben, am Leben lassen.
fristen, verzögern, bewahren, retten, eine Frist geben.
er vrîte, er befreite.
frîthof, Schutzort, Kirchhof.
friunt, Freund.
friuntlich, *Adj.* friuntlîchen, *Adv.* freundlich.
ich vriuse, ich friere.
frîwip, Weib, das nicht leibeigen ist, Pächterin, Frau des Pachters.
vro, nd., früh.
vrö, frô, froh, zufrieden.
fröide, Freude.
vrôlîchen, vrœliche, fröhlich.
frömde, Ausland, Fremde.
du fromdest, du beachtest.
vromelîche, löblich, tüchtig, tapfer.
vromen, nd., nützen. S. vrumen.
vrône, frône, 1) Herrlichkeit, Heiligkeit; 2) Amt, Messe.
frôn, vrôn, dem Herrn (Christus) gehörig, heilig, königlich.
frônebote, heiliger Bote.
vrônen, 1) als Herr verfahren; 2) Frohndienste leisten.
fronhof, Herrenhof.
vrôt, nd., klug, gescheit.
vröude, vroude, Freude, Fröhlichkeit.
vroudebære, fröudehaft, fröuderîch, freudig, erfreut, fröhlich.
vröudelôs, traurig.
fröuken, nd., Frau, kleine Frau.
frouwe, froue, frowe, frou, frô, Herrin, Gebieterin, Frau.
vrouwede, frowede, Freude.
vrowelîn, Mädchen.
fröuwen, fröiwen, frouwen, vrowen, froun, erfreuen, erquicken.
vröuwîn, die Frauen betreffend, von Frauen kommend.
vruchten, nd., fürchten.
früeje, früege, früh, bald.
fruht, Frucht.
vruhten, Frucht bringen.
frühtic, Frucht bringend, gedeihlich.
vrum, vrume, Vortheil, Nutzen, Gefälligkeit; vrum geschehen, zum Vortheil gereichen.

frum, from, förderlich, nützlich, tauglich, recht; tüchtig, brav, tapfer.
vrumecheit. vrümecheit, frümcheit, Tüchtigkeit, Trefflichkeit, Tapferkeit.
vrümec, *Adj.*, frumelîche, *Adv.*, tüchtig, tapfer.
vrumen, wacker, brauchbar sein, nützen, helfen; nützlich machen.
vrümen, fortbringen, schicken, bewirken, fördern, machen, schaffen, vollbringen.
vrunt, nd., Freund.
vruntschop, nd., Freundschaft.
vruo, früh, bald.
fruomecheit, Tapferkeit.
vruot, fruet, froh, wohlgemuth, wacker, klug, weise, erfahren.
vruwe, nd., Frau.
füegen, ordnen, anordnen, machen; zufügen; sich fügen; geschehen.
vüers, führe sie.
fuhs, vuhs, Fuchs.
si vûhtin, sie fochten; si vùhtin imi widir, sie kämpften gegen ihn.
fuir, vuyr, nd., Feuer.
vûl, fûl, faul, verfault, verdorben, abgestanden.
vull, nd., voll.
füllen, füllen, erfüllen; er vulte, er füllte.
vullenbringen, nd., vollbringen.
vüln, Füllen, Fohle.
vunche, Funken.
vünviu, *sächl.*, fünf.
funt, vunt, Fund, Erfindung, Einfall, Gedanke, Dichtung.
funtanie, Brunnen, Quell.
fuoder, Ladung, Fuhre, Fuder.
fuoge, Schicklichkeit, Anstand; Geschicklichkeit, Kunst.
fuor, für.
fuor, fuore, vuore, Lebensweise, Benehmen; in ketzer vuore, nach Ketzer Art.
ich vuor, ich fuhr; ich vuorte, ich führte.
vuoter, fuoter, Futter, Nahrung.
vuoz, fuoz, *Pl.* füeze, fuoze, Fuß; nie vuoz, keinen Fuß breit, nicht im Mindesten.
vuozschamel, Fußschemel.
für, vür, fur, vure, 1) *Präp.* vor, vorbei, an, gegen, für, statt; vür sich 2) *Adv.* vorwärts, weiter, vorbei; vür unt wider gân, hin und her gehen.
fûr, ndrh., Feuer.
er vûr, er fuhr.

fürbüege, Brustriemen der Pferde.
fürbott, gerichtliche Vorladung.
vürder, ferner, weiter, fernerhin.
vürdern, vorwärts bringen, fördern.
vüre baz, fürbaß, weiter, mehr.
vürgân, vorgehen, geschehen.
furgesat, nd., vorgesetzt.
furh, Furche.
vürhten, forhten, fürchten, befürchten, besorgt sein.
ez vürkan, es kam vor.
fürkouf, Vorwegkaufen.
vürkoufer, Einer, der Alles vorwegkauft, Wucherer.
fürnamens, durchaus.
fürnêm, ausgezeichnet.
er vurneme, er vernähme.
vürpfliht, verpflichtet.
vürs, für das.
vürsacz, Vorsatz, Absicht.
vurschreven, nd., vorhergeschrieben.
vürspang, Spange, die das Gewand vorn zusammenschließt.
vürspreche, Anwalt.
fürstendun, Fürstenthum.
vursz, ndrh., voraus, vorher, vorig.
vürter, fernerhin, fürder.
he vûrtin, nd., er führte ihn.
fürtragen, vorwärts tragen, fördern, nützen.
vûst, Faust.
vûstslac, Faustschlag.
vuste, nd., immerfort.

G.

gâ, s. gâch.
gæbe, annehmlich, lieb, gut.
gabilôt, Jagdspieß, Speer.
Gäblîn, kleiner Gabriel.
gâch, gæche, eilig, hastig, schnell, jähe; mir ist gâch, ich eile.
gâchen, eilen.
gâdem, gaden, Gemach, Kammer, Schlafkammer.
he gaf, gaff, nd., gab.
gagen, gegen.
gagen, schreien wie eine Gans: gigen gagen (daher unser Giggag).
gâhe, gæhe, gâch, eilig, schnell, hastig; in allen gâhen, eilig, plötzlich, sogleich.
gâhen, eilen.
gâhes, gæhes, eilig, schnell.
gail, übermüthig.
gain, ndrh., gegen.
galander, Haubenlerche.
galêne, Galeere, Schiff.
galle, Galle Bitteres, Falschheit; ein böser Mensch.
galm, Schall.
gamâliôn, Chamäleon.
gamelich, scherzhaft, kurzweilig, lustig.
gamen, Muthwillen, Spaß, Scherz.
gâmerliche, jämmerlich.
gân, gên, gehen, sich wenden; ane gân, nahen, angreifen; anfangen; hin gân, vergehen; übere gân, überfließen; umbe gân, zu thun haben; zuo gân, nahen; von handen gân, verschwinden.
gan, gönnen; ich gan, ich gönne.
ganc, Gang.
gane, gehe.
gânde, gehend.
du gans, du gönnest.
gar, gare, *Adj.* fertig, bereit, gerüstet; *Adv.* gänzlich, völlig.
garde, Garde, Kriegsschaar.
gærlich, gärliche, garlichen, ganz und gar.
garn, Garn, Netz.
garnen = gearnen, ärndten, büßen.
garrewer, bereit, gerüstet; ich bin garrewer in den tôt, ich bin zum Tod gerüstet.
gart, Reis, Gerte, Stachel.
gart, Kreis, Umzäunung, Versammlung.
garte, umzäunter Platz, Garten.
er garte, er gürtete.
garten = gearten, pflügen; beschaffen sein.
gartenære, Gärtner.
garwe, gar.
garwen, bereit, fertig, gar machen, rüsten.
garwes, *Gen.*, v. gar.
garztîet, gearzneiet, geheilt.
garzûn, Edelknabe.
gast, Fremder, Unbekannter; Reisender, Wanderer, Gast, Feind; vremder gast, unerwünschter Gast; des loubes ein gast, des Laubes beraubt.
gastlich, in der Weise eines Fremden.
gastunge, Bewirthung.
gat, nd., Loch.
ir gât, ihr geht.
gate, Genosse, Verwandter, Freund.
sie gâten, sie eilten, flohen.
gaum, Aufmerksamkeit; gaum nemen, wahrnehmen
gaun, gehen.
se gaven, nd., sie gaben.
er gâz = er geâz, er aß.
gâz, gegessen, verzehrt.
si gâzen, sie aßen.
gbünd, Fessel.
gê, gehe.
geanden, ahnden, rächen, zum Vorwurf machen.
geantwürten, antworten.
gearn, nd. gearin, gepflügt, geackert.
gebachen, gebacken.
gebâgen, gezankt.
gebalsemt, einbalsamirt.
gebærde, geberde, gebære, nd. gebâre, Aussehen, Gebärde, Art und Weise, Benehmen.
gebære, angemessen, geeignet.
gebâren, gebæren, sich gebärden, sich benehmen, sich zeigen.
daz gebâren, das Benehmen, die Gebärde.
gebe, Gabe, Schenkung, Geschenk.
gebecken, stechen.
gebeden, nd., gebeten.
gebeine, Gebein, Knochen.
gebeiten, erwarten.
ich gebeit, ich wartete.
geben, geben; sich geben, sich begeben, ergeben.
gebende, gibende, Bänder, Haarbänder, Kopfputz, Fesseln.
gebere, angemessen, geeignet.
geberer, Erzeuger.
er geberehtôt, er erleuchtete.
gebern, gebären, hervorbringen, bewirken, verursachen.
geberge, Gebirge.
gebertet, bärtig.
gebiegen, biegen.
gebieten, darbieten, reichen; befehlen, heißen; anordnen, lenken, richten.
gebinden, binden.
gebine, ndrh., geben.
gebîten, warten.
gebiten, verweilt, gewartet.
gebiten, bitten.
si gebiten, sie warteten.
gebiurin, Bäuerin.
ich gebiute, ich biete, entbiete, gebiete.
gebîzen, beißen.
geblâsen, blasen.
er geblicte, er blickte.
gebôchstavet, nd., geschrieben.
gebœren, erheben.
er gebouch, er bog.
gebouge, gebogen.
gebowen, gebaut, erbaut.
si gebrach, 1) sie brach; 2) sie drang.
gebraht, gebracht, Geschrei, Lärm.
gebrâht, gebracht.
ez gebrast, es gebrach, fehlte, mangelte.
gebreche, Mangel, Beschwerde.
gebrechen, brechen, durchbrechen; bezwingen.
gebrehte, Getöse, Geräusch, Lärm, Geschrei, Geschwätz.

gebreste, Mangel, Gebrechen.
gebresten, mangeln, gebrechen; mir gebristet, mir fehlt, ich leide Noth.
gebriefen, aufschreiben.
gebruch, Mangel, Gebrechen.
gebrücken, eine Brücke bauen, machen.
gebruodere, Gebrüder.
gebrûwen, bereitet.
gebûer, nd., Bauer.
gebuet, *Imper.*, gebiete.
si gebuozten, sie büßten.
gebûre, gebûr, Nachbar, Bauer (roher Mensch).
gebürn, sich erheben, geschehen; zukommen.
geburt, Geburt, Herkunft, geborenes Kind.
er gibute, er gebot; ir gebutet, ihr gebotet.
gebutten, geboten.
gebûwen, gebaut.
gebuyr, ndrh., Leute; gebuyr huyss, Gemeindehaus.
geehunden, kund thun.
si gidâdun, sie thaten.
gedaen, nd., gethan.
gedagen, schweigen.
gedâht, gedacht.
gedain, ndrh., gethan.
gedan, Drängen, Gewalt, Zwang; gedan tuon, wehe thun, Gewalt anthun.
gedanc, gedanke, Denken, Sinnen, Gedanke; gedenke, die Gedanken.
gedanken, danken.
gedechtniss, Andenken.
gedenken, gedenchen, gidenchen, denken, nachdenken, bedenken, sich erinnern, erwähnen; erdenken; bestimmen; mir gedenckt, mir ist erinnerlich.
gedîen, gedîhen, wachsen, werden, gedeihen, wohl bekommen.
gedienen, verdienen, erwerben.
gedigen, gediehen, so weit gebracht, gekommen.
gedigene, gedigine, Ritterschaar, Ritterschaft; Dienerschaft.
gedillet, gedielt.
gedinge, 1) Gericht, gerichtliche Entscheidung, Vertrag, Versprechen, Bedingung, Forderung, Lohn, Gewinn; 2) Gedanke, Hoffnung, Zuversicht, Rechnen.
gedingen, denken, hoffen, rechnen.
gedinsen, schleppen, tragen, ziehen.
gedolt, Geduld.
gedon, Gewalt, Zwang.
gedon, Getön.
gedœne, Musik, Gesang, Lied.
gedranc, gedrenge, Zudrang, Gedränge.
du gedrangest, du bedrängst, belästigst.
gedræt, gedreht, gedrechselt.
gedrengniss, Bedrängniß
gedringen, sich drängen.
gedröuwen, drohen.
er gedruhte, er drückte.
gedrungen, gedrängt, durch Drängen erstickt.
gedrûweliche, nd., getreu, rechtschaffen.
gedûht, gedünkt.
gedultecheit, gedultikeit, Geduld.
gedunken, dünken, bedünken.
du gedwest, du wäschest.
gedwingen, besiegen, beherrschen.
gev, nd., gib.
gevâhen, ergreifen, fassen, fangen, gefangen nehmen, anfangen, gewinnen, empfangen; verschaffen; ez gevât ze, es kommt wozu.
geval, nd., Glück.
gevallen, fallen, zufallen, zu Theil werden, geschehen, entstehen; behagen, gefallen.
gevallen, Verlangen.
gevân = gevâhen.
gefar, gevar, gefärbt, farbig; lieht gevar, glänzend, leuchtend, herrlich.
gevære, feindlich, nachtheilig, gefährlich.
gevære, geværde, Nachtheil, Betrug, Hinterlist; âne gevære, ohne böse Absicht, in Wahrheit.
gevâren, nachstellen, übervortheilen, betrügen.
gevarn, gehen, ergehen, ziehen, fahren, laufen, fliehen, fliegen.
gevater, gevatere, Gevatter, Vetter, Freund.
gevaterschaft, freundschaftliches Verhältniß.
gevazzen, anfassen.
gevê, gevêch, feindlich.
gevehten, anfechten.
geveilt, feil geboten.
geveimet, abgeschäumt, befreit.
geveinet, bezaubert, verzaubert, mit Zauberkraft begabt.
gevelle, 1) das Fallen, Sturz; Glücksfall; 2) durch umgestürzte Bäume unzugängliche Stelle des Waldes.
gefellic, gevellic, angemessen, passend; gefällig.
gevelzen, falzen, fügen.
geven, nd., geben.
gever, nd., Geber.
gevêr = gevære.
geverret, entfernt.
er gevert, er fährt.
geverte, Reisegenosse, Begleiter, Genosse.
geverte, nd. geverde, Lebensart, Verrichtung, Aufzug; Fahrzeug; Weg.
geferwe, Gefärbe.
gevidere, Federn, Gefieder.
er gevie, er fing an.
gevilde, flaches Land, freies Feld.
gefinger, Finger.
gevinset, nd., geheuchelt.
gevyrst, nd., befreit.
gefischieren, zusammenschnüren.
gevlêhen, anflehen.
gevliegen, fliegen.
gefliezen, fließen.
sich geflizen, sich befleißigen, bestreben.
gevlizzen, eifrig; gevlizzen sin, sich Mühe geben.
geflœhet, geflüchtet.
gevoirt, ndrh., geführt.
gevolgec, gevolgie, folgsam.
gevolgen, folgen, nachfolgen.
gevollit, angefüllt.
gevoret, nd., geführt.
gevorht, gefürchtet.
gevorschen, forschen.
gevôrt, nd., geführt.
gefrâgen, fragen, befragen.
gefræischen, gevreischen, vernehmen, erfahren, wahrnehmen; ich gevriesch, ich erfuhr, vernahm.
gevremeden, fern halten, abwenden.
gevreun, freuen.
er gefriesch, er erforschte, erfuhr.
gefriesen, gefrieren.
gevrîget, gefreit, frei gemacht.
gevristen, unversehrt erhalten, bewahren; retten, e. Frist geben.
gevriunden, zum Freunde, zur Geliebten machen.
gevriunt, *Gen.* gevriundes, befreundet.
gevromen, gefrumen, frommen, nützen.
gefrouen, gevrouwen, erfreuen; er gevroute, er erfreute; gevrowet, erfreut.
gevründe, Freunde.
sich gevründen, sich zum Freunde machen.
gefüege, gevüege, gevuoge, gefuge, geschickt, gewandt, kunstvoll; artig, höflich, erträglich, leicht.
gevüeclich, angemessen u. s. w.
gefüegen, bewirken, machen.
gefüere, Geräth; Vortheil.
gefüeren, führen, bringen.
gefuge = gefüege.
gefügele, Vögel.

gefûlet, gefault.
gevuoge, 1) s. gefüege, 2) Schicklichkeit, Anstand.
er gefuor, gevuor, er fuhr.
gefürlieh, nützlich.
gefurriert, gefüttert.
gegâhen, eilen.
gegân, 1) gehen; 2) gegangen, gekommen.
gegaten, verbünden, gesellen.
gegen, gegen, nach, zu, hin, entgegen, gegenüber; um; gegen diser zit, um diese Zeit.
gegenstrît, Wettstreit; ze gegenstrîte, um die Wette.
gegenwurf, Vorstellung.
gegern, begehren.
gegevin, nd., gegeben.
gegiht, Gicht.
gegoumet, gemerkt.
gegrîfen, greifen.
gegrüezen, grüßen.
gegunnen, gegönnt.
gehaben, haben, halten, behaupten; sieh gehaben, sich befinden, sich benehmen.
gehaben, erhoben.
gehaft, geheftet.
gehalten, halten, erhalten, aufheben, bewahren.
gehân = gehaben.
gehat, gehabt.
gehaz, feind, feindlich gesinnt.
geheben, ertragen, erheben, beginnen.
gehebt, gehabt.
geheiz, Versprechen, Verheißung, Gelübde.
geheizen, verheißen, versprechen; heißen, befehlen; heißen, genannt werden.
gehelfe, Gehülfe.
gehelfen, helfen.
gehenge, Erlaubniß, Zustimmung.
gehengen, nachgeben, zustimmen.
geherbergen, beherbergen.
gehêret, gehêrt, herrlich geschmückt.
geheten, nd., geheißen.
ich gehielt, ich hielt, erhielt, bewahrte.
gehien, heirathen.
gehîete, verheirathet.
er gehiez, er gehieß, versprach.
gehilze, Schwertgriff, Heft.
gehirmen, zur Ruhe bringen, zur Ruhe kommen, aufhören.
gehiure, lieblich, anmuthig.
geholn, verborgen.
gehœnen, schänden.
gehœree, folgsam.
gehœren, gehœrn, gehôren, hören, anhören, vernehmen; gehören.
gehouwen, abhauen, niederhauen.
sich gehüeten, sich hüten.
gehügede, gehügde, gehugde, Gedächtniß, Andenken.
gehugen, gihugen, überlegen, bedenken, gedenken.
gehullen, ertönt, erschallt.
gehult, hold.
gehünde, die Hunde.
er gehuop, er erhob.
gehüre, lieblich, anmuthig.
gehürne, Geweih.
gehurt, angerannt.
gehûset, niedergelassen, eine Wohnung gebaut.
geil, *Adj.*, fröhlich, heiter, ausgelassen.
geile, *Adv.*, munter u. s. w.
geile, *Subst.*, Ausgelassenheit, Uebermuth; Fröhlichkeit, Freude.
geilen, erfreuen; segnen.
geilheit = geile.
gein, gegen.
geine, Gegend.
ik gein, ndrh., ich gebe.
geyn, ndrh., kein.
er geinek, ndrh., er ging.
geinrede, ndrh., Gegenrede, Antwort.
geisel, Geißel, Peitsche.
geiseheler, Geißler.
geisehelvart, Wallfahrt der Geißler.
geistîn, geistig.
er geyt, er gibt.
he geit, nd., er geht.
geitie, *Gen.* geitiges, gierig, habsüchtig, geizig.
geiz, Geiß, Ziege.
gejegede, gejeid, Jagd, Jagdgesellschaft.
gejehen, gesagt.
gequeln, in Jammer, Todespein, Liebespein sein.
gichêren, kehren, wenden.
geklagen, klagen, beklagen.
gekleit, geklagt.
geklik, nd., närrisch, thöricht.
geklopfen, klopfen.
gekorn, erkoren.
gekrispelt, gekräuselt.
geküelen, abkühlen.
gel, *Gen.* gelwes, gelb, bleich.
gelaben, erquicken, laben.
er gelae, gelaeh, er lag, erlag, sank, endigte, starb.
gelaeht, nd., gelegt.
si gelâgen, sie lagen, erlagen, sanken, endigten, starben.
gelant, gewendet, gerichtet, gelandet.
ich gelante, ich lenkte, wendete, neigte, landete.
gelassenheit, Gottergebung.
gelastert, geschändet, geschmäht.
gelât, gelâz, gelæze, Gebäude, Gestalt, Aussehen, Bildung.
gelâze, Ritze, Spalt.
gelâzen, lassen, unterlassen, erlassen.
geldan, entgelten.
geleben, leben, erleben.
geleeh, Lachen, Gelächter.
geleden, nd., gelitten.
gelegen, legen.
gelegenheit, Lage, Verhältniß, Bequemlichkeit.
geleicht, betrogen.
geleyst, gemacht, geleistet.
geleisten, leisten, geben.
geleit, 1) geleitet; 2) gelegt; vür geleit, zuvor gelegt, d. i. verboten, unmöglich gemacht.
geleite, Begleitung, Schutz, Begleiter, Führer.
gelenget, verlängert, aufgehoben.
gelêren, lehren, belehren.
gelernen, lernen, erlernen.
gelesen, lesen, sammeln.
gelesuht, Aussatz.
geletzt, verletzt.
gelevert, nd., geliefert.
gelf, *Adj.* glänzend, stolz, übermüthig; *Subst.* Glanz, Pracht, Uebermuth.
gelvar, von gelber Farbe.
gelfen, übermüthig thun; aufschreien, anfahren.
gelieh, gleich; aller manne gelieh, männiglich, alle und jeder.
geliehe, gliehe, auf gleiche Weise, eben so; des glich, des gliehen, der glich, auf gleiche Weise, desgleichen; geliche, tuon, gleich sein, gleich kommen.
geliehen, gleichsam.
geliehen, gleichen, gleichkommen; gleich machen.
geliehen, gefallen.
geliebe, der Geliebte; diu geliebẹn, die Liebenden.
gelieben, angenehm, beliebt machen.
er geliefe, er liefe.
geliegen, lügen.
geliep, Liebender, durch Liebe verbunden, in Liebe vereinigt.
geligen, erliegen, sinken, niedersinken, fallen; liegen, bleiben, aufhören.
geligen, geliehen, geborgt.
gelyke, nd., gleich; des gelyke, desgleichen.
gelimen, zusammenleimen.
gelimf, gelimpf, 1) Anstand, Schicklichkeit; 2) Troddel.
gelin, niederkommen.
gelinden, lind, weich, sanft machen.
gelingen, von Statten gehen.

gelit, gelid, Glied.
er gelinget, er lügt, betrügt.
gelinhten, leuchten.
gellen, tönen, klingen, kreischen.
gelœtet, geschmiedet.
geloben, versprechen.
gelônen, lohnen, belohnen.
gelopen, nd., gelaufen.
geloube, Glaube.
gelouben, glauben; sich gelouben, abstehen, verzichten.
geloubet, belaubt.
er glouc, er log.
geloufen, laufen.
gelouvet, geglaubt.
gelovede, nd., Gelübde.
gelpf, glänzend, übermüthig; 2) Glanz, Pracht, Uebermuth.
gelt, Erwiederung, Vergeltung, Bezahlung, Gewinn; Geld.
gelten, erwiedern, bezahlen, vergelten, büßen, gelten, kosten, werth sein; abe gelten, abkaufen; widere gelten, vergelten.
geluche, gelücke, Glück.
gelust, Lust, Wohlgefallen, Gelüste, Begierde, Neigung.
gelüsten, Lust empfinden.
gelw, gelb.
gemâc, *Gen.* gemâges, verwandt.
gemach, gmach, Pflege, Ruhe, Unthätigkeit, Bequemlichkeit, Annehmlichkeit, Vergnügen; Wohnung, Gemach.
gemachen, machen, bereiten, erwerben; du gemaches, du machst, bereitest; gemachôt, gemacht.
gemahel, Bräutigam, Braut.
gemahelen, gemæheln, sich verloben.
gemâl, bunt verziert.
gemanen, mahnen, erinnern.
gemæze, bequem, gemäß.
gemâzen, Maß halten, sich mäßigen.
gemeiliget, befleckt.
gemein, gemain, gemeine, 1) *Adj.* gemeinsam, allgemein, verbunden; 2) *Adv.* insgemein, gesammt.
gemeine, Gemeinschaft.
gemeinen, gemein machen, verbinden.
gemeinlîchen, gemeiniglich, insgesammt.
gemeinsamen, mittheilen, sich besprechen.
gemeistert, (mit Kunst) verfertigt.
gemeit, fröhlich, lieblich, freudig, angenehm.
gemeizzen, hauen, meißeln, bilden.
gemelich, *Adj.* gemellîche, spaßhaft, lustig; mild, freigebig.
gemene, nd., gemein.
er gemengite, er vermengte.
gement, getrieben.
gemern, vergrößern, vermehren; iz gemêrthe, es vergrößerte.
gemerke, Merkzeichen.
gemezzen, ermessen, berechnen.
gemîden, weichen, ausweichen.
geminnen, lieben.
geminren, vermindern.
gemint, geliebt.
gemysyrt, karmoisin.
gemüejen, schwer fallen; ez gemüet, es fällt schwer.
gemüete, gemuote, gemuot, nd. gemoit, Gemüth, Herz, Inneres, Gesinnung, Stimmung, Verlangen.
gemuot, gestimmt, gesinnt; wol gemuot, freundlich gesinnt, heiter; gemuot wesen, beseelt sein.
gemuoten, verlangen, begehren.
gemürde, Gemurmel, Geräusch.
gemüszieret, geschmückt.
gemzinc, Spaß, Scherz, Muthwille.
gên, gegen.
genâde, gnâde, Herablassung, Gunst, Huld, Gnade, Hülfe, Dank, Bequemlichkeit.
genædec, gnâdich, *Adj.* genædiclich, genâdiclichen, gnædeclichen, *Adv.*, herablassend, huldvoll, gnädig.
genâden, begnaden, gnädig sein.
er genam, er nahm.
genæme, genêm, angenehm, wohlgefällig, brauchbar.
genâhen, nahen.
er genante, er wagte.
si genasten, sie waren wohl, sie blieben unversehrt, ruhig.
gênd, gende, gehend.
zu gende, zu geben.
genden, beendigen.
genede, genäht.
geneigen, neigen.
genemen, nehmen, ergreifen, erhalten, empfangen; zum Weib nehmen; sich an genemen, sich annehmen; zuo genemen, zunehmen.
genende, Person.
genende, genendee, *Adj.*, genendeclîche, *Adv.*, kühn.
genenden, sich erdreisten, wagen.
genennet, muthig, furchtlos, wacker.
gener, genir, jener.
genern, generian, genesen, machen, verwalten.
genesen, unversehrt sein, errettet werden, genesen.
genetzen, naß machen.
sich genieten, sich hingeben, satt werden; sich Etwas zu Gute thun, erfreuen.
geniez, Nutzen, Gewinn.
geniezen, Nutzen, Genuß haben.
genigen, dankend sich verneigt.
genigen, Dank.
genisbære, heilbar.
genist, Genesung, Heilung; Lebensunterhalt, Verrath.
geniste, Nest.
geniz, jenes.
ich geniuze, ich habe Nutzen.
genizze, nd., Nutzen, Vortheil.
genogen, nd., genügen.
genôg nd., genoich ndrh., genug.
genœte, genœtic, *Adj.*, genôte, gnôte, *Adv.*, angelegentlich, eifrig, sorgfältig, dringend, sehr.
genôtzogen, nothzüchtigen.
genôz, gnoz, Genosse, Theilnehmer; Standes- oder Gesinnungsverwandter.
genôzen, genôzzen, gesellen, zusammenstellen, vergleichen.
gens, gegen das.
genuekt, genügt.
genuht, Genüge, Menge, Fülle, Ueberfluß; hinreichend, genug.
genühtsamkeit, Fruchtbarkeit.
genuoc, gnuoc, gnuoch, genug, hinreichend, viel.
genüschet, zusammengebunden, angeheftet.
genützen, benutzen, gebrauchen.
genzliche, gänzlich.
gepawr, Bauer.
gepfaden, einen Weg bahnen.
gepflegen, Umgang haben, besitzen; Sorge tragen, treiben, thun.
geplez, das Schellen, Tönen.
geprüeven, erkennen, erforschen.
gequeln, quälen, peinigen.
ger, Begierde, Verlangen.
ger, verlangend, begierig.
gêr, Wurfspieß, Geschoß
er geræch, er rächte.
geraden, nd., gerathen.
geradikait, Gewandtheit.
gerahsinet, gespuckt.
geraht, vergolten, bestraft.
geraket, nd., gescharrt.
gerat, schnell, eilig.
geræte, Zurüstung, Ausstattung, Vorrath, Geräthschaft; Rath.

geräten, anrathen, helfen, darauf kommen, gelingen, treffen, anfangen, entrathen.
geraumen, sich erfreuen, spielen.
gerbet, geerbt.
gère, Rockschoß, Schürze.
gerech, gereche, gerade, wohl besorgt, geordnet.
gerechen, rächen; gerechich, räche ich.
gerecht, recht.
gerecken, ausstrecken, hinhalten.
gerede, Geradheit.
gereden, reden, zusichern.
geregen, regen, bewegen.
gereht, richtig, gerecht, geschickt.
gereide, nd., bereit.
gereinen, reinigen.
gereise, Reisegesellschafter, Begleiter.
gereit, gireit, gerait, bereit, zu Diensten stehend, versichert.
gereite, alsbald, schnell.
gereite, Zeug, Reitzeug.
gereiten, zurecht machen, bereiten.
gereize, Hetzerei.
gerekchet, verreckt.
gêren = geêren, ehren.
gerêren, fließen machen, ausstreuen.
geresten, rasten; er gereste, er rastete.
gêret, geehrt.
gerête, Zurüstung, Vorrath, Geräthschaft.
gerewen, schmerzen, wehe thun.
gerich, Rache.
gerichen, reich machen, bereichern.
geriemet, mit Riemen angebunden, befestigt.
gerihte, Gericht, Urtheilsspruch, Richteramt.
gerihte, geriht, geraden Wegs.
gerihten, richten, leiten.
gerinelichen, ohne Schwierigkeit, leicht faßlich.
geringen, erleichtern.
gerinnen, rinnen, verrinnen.
geriten, beritten.
geriune, Gemurmel, Geflüster, Geheimniß.
geriute, ausgereutetes, urbar gemachtes Land; Ackerfeld; das Ausreuten.
geriuwen, leid thun, dauern; mich geriuwet, mich schmerzt.
er geriuzet, er weint.
gerlich, gar, völlig, ganz.
gern, begehren, fordern, wünschen; gernde sin, wünschen; gernde diet, herumziehende Leute.
gerne, begierig, bereitwillig, gern.
geröchen, nd., besorgt sein, berücksichtigen, belieben, geruhen.
ez gerou, es gereute.
ich gerôrte, ich setzte mich in Bewegung.
gerœten, röthen.
geroufen, raufen.
gerôvet, nd., geraubt.
gêrstange, Schaft des Wurfspießes.
er gerte, er begehrte.
gerte, Ruthe, Zweig.
gertich, begehrte ich.
gerüemt, berühmt.
gerüeren, berühren, treffen.
gerûm, gerûmeclich, geräumig.
gerûmen, räumen, verlassen.
si gerûmôten, sie räumten.
gerumpel, Geräusch, Getöse.
gerûne, Gemurmel; gerûnen, murmeln, flüstern.
gerunge, Begehren, Verlangen.
geruochen, besorgt, bedacht sein, sich kümmern, berücksichtigen; gern wollen, belieben, geruhen.
geruofte, das Rufen, Schreien.
geruowen, ruhen.
gerüste, Rüstung, Zurüstung, Geräthe.
gerüsten, zurüsten, bereiten.
gerûwen, schmerzen, betrüben.
gerwe, gar.
gerwen, gar machen, fertig, bereit machen, rüsten.
ich gesach, ich sah.
gesaft, saftig.
gesagen, sagen, angeben, erzählen.
gesæiget, 1) gesäet; 2) gesenkt, geneigt.
gesâligen, segnen.
gesamnen, gesamenen, sammeln, versammeln.
er gesan, er gedachte.
gesât, besäet.
gesat, nd., gesetzt.
gesaten, satt essen, sättigen.
gesatz, Gesetz, Grundsatz.
er gesaz, er saß.
ez gesca, nd., es geschah.
gescaffen, gebildet.
gescaft, geschaf, geschaft, Schöpfung, Geschöpf, Gestalt.
geschaden, schaden.
geschaffen, schaffen, erschaffen, bilden, ordnen.
geschaft, Geschöpf, Schöpfung.
geschallen, plaudern, schwatzen.
geschanden, zu Schanden werden; schänden; er geschande, er schändete.
geschehen, geschehen, sich ereignen, sich erfüllen, zu Theil werden; mir ist wol geschehen, ich bin gut daran, ich bin gut ausgestattet.
gescheiden, scheiden, trennen, entscheiden, schlichten.
geschein, ndrh., geschehen.
gescheit, geschadet, beschädigt.
geschelle, Lärm machende Musik.
geschenden, zu Schanden machen, beschimpfen.
geschepde, geschephde, Geschöpf.
gescheffen, schaffen.
geschicke, Beschaffenheit.
ez geschiede, geschah, geschähe.
geschiht, Geschick, Schickung, Zufall, Ereigniß, Begebenheit; umbe welhe geschiht, warum; durch die geschiht, dadurch.
geschinen, scheinen, glänzen.
geschiuwe, das, wovor man sich scheut; Popanz.
geschoben, verschoben.
geschoffiert, bedrängt.
geschouwen, sehen, schauen.
geschrê, Geschrei.
geschrecken, erschrecken.
gescreiben, schreiben.
geschreige, Geschrei.
geschrenken, einschränken, schwächen; verschränken.
geschrift, Schrift, besonders die heilige Schrift.
geschrit, geschrien.
geschuoch, beschuht.
geschuot, beschuht; in hosen sich geschuot, in Hosen, die auch den Fuß umschließen, gekleidet.
geschwîchen, sich zurückziehen, im Stich lassen.
gesceiden, erklären.
gescruffet, gespaltet.
gescûmet, geschäumt, abgeschäumt.
er gescuph, er schuf.
gescuten, schütten, werfen.
geseeht, nd., gesagt.
gesedele, Sitz; Tischgenosse.
he gesegede, nd., er siegte.
gesegenen, segnen.
gesehen, sehen, schauen, blicken, erblicken, anblicken.
gesein, sein.
geseit, gesagt.
geselle, Genosse, Gefährte, Freund, Geliebter; Gatte.
geselleclich, freundlich.
gesellekeit, Zuneigung, Liebesverkehr.
gesellescaft, nd. gesell-

schop, Gesellschaft, freundschaftlicher Umgang, Liebesverhältniß.
gesellen, zugesellen, verbinden, zusammenstellen.
gesellin, Gattin.
gesên, 1) sehen; 2) gesehen.
gesende, Sendung, Gesandtschaft.
gesenden, senden; er gesent, er sendete, schickte.
gesenen, sich sehnen.
gesenftet, besänftigt.
gesez, Versammlungsort, Lager.
gesetzen, setzen; ûf gesetzen, aufstellen.
gesidele, Sitz.
gesigen, siegen, besiegen.
gesigen, gesunken; zuo gesigen, (sich) gesenkt.
gesihene, Sehen, Gesicht.
gesiht, Ansehen, Anblick; Angesicht.
gesîn, sein, gewesen.
gesin, ndrh., gesehen.
gesinde, Begleiter, Diener; Gefolge, Dienerschaft, Hausgenossen.
gesingen, singen, singend vortragen.
gesînen, verbinden, gesellen.
gesinnen, verlangen.
gesinnet, besonnen, klug, mit Weisheit und Kunst begabt.
gesitzen, sich setzen, niederlassen; sitzen bleiben, wohnen.
gesiune, Sehen, Gesicht, Erscheinung.
ez geskâhte, es geschähe.
geslahen, schlagen.
geslaht, wohlgebildet, artig; geartet, angestammt, natürlich, angemessen.
gislahte, geslehte, gesláhte, Gewohnheit, Schlag, Stamm, Geschlecht.
gislechte, Eingeweide.
er geslief, er schlüpfte.
gesliunen, von Statten gehen, eilen.
gesloffen, geschlüpft.
gesloufig, gesloufec, leicht einschlüpfend.
geslouft, geschlüpft.
gesmac, gesmahte, Geruch.
gesmæhen, verächtlich behandeln.
gesmelze, Schmelzarbeit.
gesmîde, nd. gesmyde, Geschmeide, Schmuck; Rüstung.
gesmogen, geschmiegt.
gesnurren, sausen.
gesorgen, ängstlich, betrübt sein, sorgen.
gesorten, geschwächt, übel bestellt.
gespanen, beredet, gereizt.
gesparn, schonen, sparen; verschonen; unterlassen.
gespenget, geheftet.
gespenstec, lockend, schmeichelnd, überredend.
gesper, Speer.
gespil, Gefährte, Spielgenosse, Freund, Freundin.
gesprechen, sprechen.
gespreit, ausgebreitet.
gespringen, springen.
gespüc, gespug, Gespenst, Spuk.
gespunse, Gattin, Frau.
gessel, nd., Geißel, Peitsche.
gest, Schaum.
gestaden, nd., gestattet.
er gestal, er stahl.
gestalt, beschaffen.
gestân, stehen, bestehen, sein, bleiben; absteigen, beitreten, beistehen.
gestaten, gestatigen, zugeben, erlauben.
gestâten, feststellen, begründen.
gestech, das Stechen.
gesteine, Steine, Gestein, Edelsteine; gesteinet, mit Edelsteinen besetzt.
gestellen, hinstellen, darstellen.
gestellet sein, aussehen.
geste (gesta), Geschichte, Gedicht.
gestê, stehe.
gestegen, einen Steig bahnen.
gesteyer, Gerüste.
gesteinet, mit Steinen besetzt.
gestelen, stehlen.
gesten, zum Gast aufnehmen; Ehre erweisen.
gestên, sein, bleiben, stehen bleiben.
gestènte, nd., Gestein.
gesteppet, durchnäht.
gester, gestern.
gestifte, Stiftung, Grundlage.
gestillen, stillen, beschwichtigen.
gestin, *Fem.*, v. gast, fremd, fern.
gestirnet, mit Sternen besäet.
gestopfil, stopplig, struppig.
gestraht, gespannt, gestreckt.
gestreden, nd., gestritten.
er gestreit, er stritt, kämpfte.
gestrîchen, streichen, schmieren.
gestrîte, Streiter, Gegner.
gestrîten, streiten, kämpfen.
gestriuwet, bestreuet.
gestüele, gestuole, Gestühl, Stühle, Sitze.
er gestüende, er stünde.
gestuomen, fest stehen.
gestüppe, Staub.
gesturme, Sturm.
gesüezen, versüßen, erfreuen.
gesûgen, saugen.
gesüht, Krankheit, Sucht.
gesünden, sündigen.
gesundern, sondern, absondern; sich gesundern, sich entfernen.
gesûne, Sehen, Gesicht.
gesunt, 1) *Adj.* unversehrt, gesund, frisch; 2) *Subst.* Gesundheit.
gesuoch, Gewinn.
gesuochen, heimsuchen, ansuchen.
geswæren, beschwerlich sein, schmerzen.
geswarn, geschworen.
geswegen, nd., geschwiegen.
gesweigen, zum Schweigen bringen.
geswendet, getilgt.
geswenze, das Schwänzeln.
geswichen, schwinden, entweichen, abtrünnig werden, den Dienst versagen, im Stich lassen.
geswîge, Schwager.
geswigen, stillschweigen, verstummen.
geswin, geschwunden.
geswinde, schnell, heftig, kühn.
geswistrede, Geschwister.
gesworn, geschworen, gelobt; verlobt.
gesworn, geschmerzt.
er geswülle, er schwölle auf.
er geswüere, er schwüre.
sie geswuoren, sie schworen.
getacht, nd., beschaffen.
getagen, nd., gezogen.
getân, beschaffen, gemacht; deist getân, das soll geschehen.
ich getar, ich wage, ich darf.
getaren, schaden, verderben.
getât, Abthun, Vollendung, That, Thaten, Geschichte.
geteilen, theilen; geteiltiuspil, Kampfspiele.
getelinc, Verwandter, Gesell.
er getet, er that; er thäte.
getihte, Gedicht, das Dichten, Dichtkunst.
getihten, dichten.
getiuren, getiuwern, hoch und herrlich machen, verherrlichen, erheben; getiuret, verherrlicht.
ez getöhte, es hälfe, nützte, wäre gut.
getonn, gethan.
getoppelt, gewürfelt.
ich getorste, ich dürfte, wagte.
getougen, getougine, Geheimniß, das Verborgene.
getraben, laufen, eilen.
getrahten, Trachten, Streben.
getranc, Gedränge.
getranc, Getränke.
getreffen, treffen; erreichen.

getrehte, Bemühung, Streben, das Denken.
getreide, Lebensmittel, Nahrung.
getreten, treten, betreten.
getriben, treiben, vertreiben.
getrinken, trinken.
getriuten, lieben, lieb haben, liebkosen.
getriuwe, getrûwe, getriwe, *Adj.* getriulich, getriuwelich, getriwlich; *Adv.* treu, getreu.
getriuwen, getrûwen, getrouwen, getrowen, getrauen, glauben, vertrauen.
getroc, *Gen.* getroges, Trug, Betrug, Trugbild.
getrœsten, getrôsten, Muth einsprechen, trösten; er getrôste, er tröstete.
getroumen, träumen.
getrüeben, betrüben, kränken.
getrugde, Betrug, Trugbild.
getrûren, traurig sein.
getuon, thun, machen, handeln; sich abe getuon, sich losmachen; râtgetuon, rathen. einen Rath geben.
geturren, wagen, sich getrauen, dürfen; ich geturste, ich wagte, durfte.
geturst, getürstekeit, Wagniß, Kühnheit.
getürstic, *Adj.*, getürsteclichen, *Adv.*, kühn.
getwagen, gewaschen.
getwahen, waschen, reinigen.
getwâlet, gezögert, gesäumet.
getwanc, Bedrängung, Gewaltthat, Gewalt, Herrschaft.
getweln, sich aufhalten.
getwenc = getwanc.
getwerc, getwerg, Zwerg.
getwingen, besiegen, beherrschen, bedrängen; er getwünge, er bedränge.
getwungenlichen, bedrängt, gezwungen.
geu, Gau, Land.
geüebet, ins Werk gesetzt.
geunsculdigen, entschuldigen, von der Anklage befreien.
gev— s. gef—
gewæfen, Waffenrüstung.
gewæge, Gewicht.
gewâhen, gedenken, erwähnen.
gewahsen, gewachsen.
gewair, ndrh., gewahr.
gewalt, Einfluß, Gewalt, Macht, Gewaltthätigkeit; Vormundschaft.
gewaltic, gewaldic, giweltic, geweltic, gwaltic, mächtig, wichtig.
gewalteclîche, gewalteclîchen, mächtig, gewaltig.
gewalten, Gewalt haben, beherrschen.
si gewaneten, sie wankten, wichen.
gewandelen, ändern, verwandeln.
gewant, Gewand, Kleidung; Zeug, Tuch.
gewant, bewandt.
gewar, gewahr, inne.
gewâr, wahr.
gewære, *Adj.*, wahrhaft, sicher, treu, zuverlässig.
gewâre, *Adv.*, wahrhaftig.
gewarheit, Sicherung, Fürsorge, Sicherheit; Unterstützung.
gewærliche, gewêrliche, wahrhaft, sicher, wahrhaftig.
gewarnet, 1) aufmerksam gemacht; 2) ausgerüstet, gewaffnet.
gewâte, gewæte, gewête, Kleidung, Gewand, Kleid.
geweder = jeweder, beide, jeder.
gewegen, 1) verfangen, helfen, greifen, heben; 2) aufwiegen.
gewegin, nd., gewogen.
geweichen, erweichen.
geweide, Eingeweide.
geweinen, weinen.
gewelde, Wald, Waldgebirge.
gewelt, nd., Gewalt.
geweltich, giweltich, gewaltig, mächtig.
gewelzen, umwälzen.
gewenen, gewöhnen.
gewenken, wanken.
gewer, Gewähr, Bürgschaft, Bürge.
gewer, Verschanzung.
gewerben, streben.
gewerden, werden, geschehen.
gewêre = gewære, gewêrliche = gewærliche.
gewern, währen, dauern.
gewerre, Krieg, Wirren.
gewerren, zum Nachtheil gereichen, hinderlich sein, stören, schädigen, Uebles thun.
gewesen, sein.
gewest, gewußt.
gewete, Gefährte, Genosse.
gewête, Kleidung.
geweten, nd., gebunden, zusammengedrückt, niedergetreten.
gewette, Pfändung, Wette.
gewide, Netz.
gewidemet, bestimmt.
gewiet, gewiht, gewihet, geweiht, gesalbt, gesegnet.
gewilde, Wildniß.
gewillig, zugethan.
gewin, Erwerb, Gewinn.
gewindelt, zusammengerollt.
gewinnen, herbeiholen, erwerben, erringen, besiegen, überwinden, erkämpfen, kaufen, erlangen, gelangen, erfahren; ze tuonne gewinnen, sich thätig erweisen.
gewirden, ehren, Ehre bezeugen.
gewirket, gemacht.
gewis, gewiß, zuverlässig, sicher.
gewisen, weisen, führen, erweisen.
gewyset, nd., verurtheilt.
gewislîche, gewisse, sicherlich, fürwahr.
gewizzen, Gewissen.
gewizzen, wissen.
gewizzenheit, Bewußtsein, Gewissen.
gewon, giwon, gewohnt.
gewonen, gewohnt werden.
gewonheit, Gewohnheit, Brauch.
geworht, gearbeitet.
geworten, mit Worten ausdrücken.
gewroken, nd., gerochen.
gewunde, Wunde.
gewunt, verwundet.
er gewuoc, gewuog, er erwähnte, gedachte.
gewürhte, Gewebe.
gewürket, gearbeitet.
gewurzet, gewurzelt.
gezâft, geziert, geschmückt.
gezal, leicht, munter, schnell.
gezamen, zähmen; ez gezam, es ziemte.
gezan, gezähnt, mit Zähnen versehen.
gezechen, fügen, bewerkstelligen, einrichten.
gezeigen, weisen, zeigen.
gezeln, zusammenzählen, aufzählen.
gezelt, Zelt.
gezemen, wohl anstehen, geziemen, gemäß sein.
gezen, essen.
geziehen, ziehen, nehmen, wegführen.
gezierde, Schönheit, Zierde, Schmuck; geblüemte zierde, Blumenschmuck.
gezilt, bestimmt.
gezindelt, gezynnet, gezähnt, gezackt, gestreift.
gezît, gezŷt, Zeit, Zeitdauer u. s. w., einen geczytin, zu einer Zeit, einst.
geziuc, geziuk, Geräthe, Werkzeug, Zeug, Stoff, Einrichtung.
geziuc, geziuge, Zeuge, Zeugniß.
gezogenheit, Anstand, feines Benehmen.
gezogenliche, mit Anstand, ehrerbietig.

gezouwe, Ausrüstung, Einrichtung, Werkzeug.
gezuehtig, nd., züchtig.
gezuht, gezückt.
gezweiet, vereinigt.
gezwicken, zupfen, zwicken.
gezzen, gegessen.
gfretz, Weideplatz.
gi — Vorsylbe in zusammengesetzten Wörtern, s. v. a. ge— s. d.
gi, gy, nd., ihr.
ich gibe, ich gebe; ich gibiu, ich gebe euch.
giehtigen, bekennen.
er gie, er ging.
giege, geckenhaft.
giel, Rachen, Schlund, Maul.
giezen, gießen, vergießen.
gift, Gabe, Geschenk; Gift.
giftebære, giftig.
gigant, Riese.
gigære, Geiger.
gîge, Geige.
gigen, s. gagen.
gîgen, geigen.
gihen = jehen, sagen, erzählen, behaupten, zugestehen; er giht, er sagt; gihichs, sage ich davon.
gihît, verheirathet.
gihtic, eingeständig; gihtic werden, bekennen, beichten.
gilge, Lilie.
er giltet, er bezahlt, vergilt.
gimme, Edelstein.
gimpel gampolt, Ausdruck des Spottes, der Verhöhnung.
ginen, das Maul aufsperren.
ginesite, jenseits.
ginnen, beginnen.
gint, nd., jenes.
gir, Begehren, Wunsch, Sehnsucht.
gir, begierig, gern.
gîr, Geier.
girde, girheit, Begierde, Lust, Verlangen.
girecliehen, begierig.
girren, irren, hindern, stören.
gîsel, Geißel.
gisleht, Geschlecht.
du gîst, du gibst.
er gît, er gibt.
gît, gyt, Heißhunger, Habsucht, Geiz.
gîtic, giteclich, habgierig.
gîticheit, gitikeit, Habsucht, Gefräßigkeit, Lüsternheit.
gitsen, geizen, habsüchtig sein.
er giturste = getorste, er durfte.
given, geben.
er gizzet, er ißt.
glait, Geleit.
glander, glühend, glänzend.
glanz, hell, glänzend.
glanz, Glanz, Schein.
glaseväzzelin, Glasgefäß.
glast, Glanz.
glat, glatt, hell.
glævin, glêffe, Lanze.
gleie, Aglei.
er gleiz, er glänzte.
glene, Lanze.
gleserîn, glesîn, gläsern.
gleste, Glanz, Licht.
glesten, glänzen, leuchten; er gleste, er leuchtete.
glete, Glätte.
gleuben, glauben.
gleven, Lanze.
glieh, gleich.
gliehsenheit, Gleißnerei, Heuchelei.
er gliehte, er glich, verglich.
glihen, geliehen, geborgt.
glitzen, glänzen.
glîze, Gleißen, Glanz, Schmuck.
glîzen, glänzen.
globen, geloben.
globede, nd., Gelübde.
er glohte, flammte.
glôry, Ruhm, Glorie.
glôse, Glosse, Auslegung.
glosten, starren, glänzen.
glouben, glauben.
gloubet, belaubt.
glüen, glüejen, glühen.
glüendic, glûndec, glühend.
er gluojite, er glühte.
gluot, Gluth, Hitze.
glust, Gelüsten, Lust, Wille.
gmeit, fröhlich, lieblich, freudig, angenehm.
gnâdelôs, von Gottes Gnade verlassen, gottverlassen.
gnagen, nagen.
er gnam, er nahm.
gneisten, Funken sprühen.
ich gnews, ich genieße.
gnidert, erniedrigt.
gnist, Feuerfunken.
gnode, Gnade.
gnôte, häufig, sorgfältig.
gnôzsam, Verhältniß, Verein.
si gnuogen, sie nagten.
gobe, Gabe.
god, nd., Gott.
god, nd., gut.
godelich, nd., göttlich.
gogel, lustig, ausgelassen.
goit, ndrh., gut.
gollier, Bekleidung des Halses.
goltsmed, nd., Goldschmied.
goltvar, goldfarb, mit Gold verziert.
goltvaz, goldenes Gefäß, goldener Pokal.
gœm, Aufmerksamkeit.
gôs, nd., Gans.
gorge, Gurgel.
Got, Gott (auch Christus); gotes hûs, Kirche, Kloster; Gotes arm, überaus unglücklich, von Gott verlassen; Got gebe, Gott gewähre; sem mir Got, so wahr mir Gott helfe; durch Got, um Gottes willen; wizze Got, Gott mag es wissen.
gôt, gœt, nd., 1) gut; 2) Gut.
gôte, nd., Güte.
gote, *Plur.*, Götter.
Gotesun, Gottessohn.
Götz, Gottfriedchen.
gouch, Kuckuck, Thor, einfältiger Mensch, Narr.
goucheit, Albernheit.
gougelfuore, muthwilliges Treiben.
gougelspil, Scherz, Muthwille.
goukel, Wunder, Zauberei, Gaukelei.
goukeler, Zauberer.
goume, Aufmerksamkeit, Beachtung; Genuß, Mahl; goume nemen, beachten, wahrnehmen; goume tuon, aufmerken.
goumen, aufmerksam sein.
gôz, Guß; Schlußstein des Gewölbes.
grâ, grau.
grâl, s. S. 293.
gram, grimmig, ergrimmt, erzürnt, abhold, feind.
gram, Zorn, Gram, Kummer.
si gram, sie kratzte.
gran, Barthaar der Oberlippe.
graude, groß.
grap, Grab.
grasec, grasig.
grasmaid, Grasmädchen, Mäherin.
grât, Gräte.
grâve, Graf.
grave, nd., Graben.
grâw, grau; grâwen, grau werden.
grâzen, springen, sich bäumen, übermüthig thun, prahlen.
grebniss, Begräbniß, Beerdigung.
grêde, Stufe an der Vorderseite eines Gebäudes.
greffe, Graf.
er greif, er griff.
greinen, den Mund verziehen, weinen.
greite, bereit; versichert.
grel, schreiend, grell.
grellen, grollen, schrollen.
gremelich, *Adj.*, gremliche, *Adv.*, zornig, wild.
grêve, nd., Graf.
grevink, nd., Dachs.
grezois, griechisch.
grieben, schmelzen, backen.
grien, Kies, grober Sand; Ufer, Meeresküste.
griez, Kiesel, Sand, Kampfplatz; Ufer.
griezstein, Kiesel; Ufer.

griezwart, griezwarte, grizwart, griezwertel, Aufseher des Kampfplatzes.
grife, Greif.
grifen, greifen, fassen, ergreifen; wider ein ander grifen, einander angreifen.
grimme, grimmig, grausam, schrecklich.
grimme, Grimm, Wuth.
grimmec, grimmic, *Adj.*, grimmecliche, *Adv.*, feindlich, zornig, wüthend, heftig.
grimmen, ergrimmen, wüthend werden.
grînen, weinen, schluchzen.
grint, Kopf.
gripfen, schnell, wiederholt greifen.
grîse, grau, alt, erfahren.
grîsen, grau werden, alt werden.
griulich, griuwelich, *Adj.*, griuweliche, grûweliche, *Adv.*, schrecklich, furchtbar, greulich.
grizwarte = griezwarte.
groisz, ndrh., groß.
grôn, nd., grün.
grone, grünes Gewächs.
grop, dick, plump, ungeschickt, ungebildet, ausschweifend.
grot, nd., groß.
grœzlich, groß.
si groztin, sie grüßte ihn.
grubilen, Grubenmachen, grübeln.
grüene, gruone, grün; die grüene, die grüne Farbe, der grüne Boden.
grüenen, grün werden.
grüezen, ansprechen, grüßen.
gruft, Grube, Höhle.
grûlich = griulich.
grunt, Grund, Abgrund.
gruntlôs, bodenlos, unergründlich.
gruntruor, Strandung.
gruobe, Grube, Loch, Oeffnung.
gruone = grüene.
gruoz, Anrede, Gruß; Begegnung; Gewogenheit.
er gruoztes, er grüßte sie.
grûse, Grauen, Schauder.
grûsen, grausen, schaudern.
grûsenliche, schauderhaft, Grauen erregend.
grûz, Sandkorn; niht umbe ein grûz, gar nicht.
gsetz, Gesetz.
gskeiden = gescheiden, erklären.
guderteren, nd., wohlwollend, milde.
güefen, schreien.
güete, Güte, Liebe, Trefflichkeit, Vollkommenheit, Tapferkeit.
güetel, kleines Gut.
güeten, gut machen, fördern.
güetliche, gut, gütig, freundlich.
guft, lautes Schreien, Prahlerei, Ruhm.
guften, schreien, prahlen.
gugel, gugele, Kappe, Kapuze.
gugelzipf, Kapuzenzipfel.
gugen, wie ein Kuckuck schreien; gugen gagen, wie eine Gans schreien.
gügerel, eine Art Kopfschmuck.
guldin, Gulden.
guldin, golden.
gülte, Schuld, Abgabe.
er gülte, er gälte.
si gultenz, sie galten es.
gulter, Polster.
gulter, gälte er.
gultez, gälte es.
gûmen, Gaumen.
gumpelman, Possenreißer.
er gund, gunde, er begann.
gunêret, gunêrt, verunehrt, beschimpft, geschändet.
gunnen, gönnen, (ich günne) vergönnen, erlauben.
gunter, Ungeheuer.
guot, gut, trefflich, prächtig; tapfer, tauglich, dienlich; vür guot, vor guot, als gut, vorlieb; guot sin, aushelfen.
guot, das Gute, Nützliche, Glück, Vermögen; ze guote, in Gutem, zum Nutzen.
guotât, Wohlthat, gute That.
guote, Güte.
guoter, besser.
guotleich, gut, wohl, freundlich.
gupfe, Kuppe.
gurre, schlechtes Pferd, Mähre.
si gurten sich, sie gürteten sich, bereiteten sich.
güsse, Ueberschwemmung.
gût, nd., unbescholten.
guz, *Pl.* güzze, Guß, Regenguß.
gwalt, Gewalt, Macht.

H.

Habe, Habe, Vermögen; Haft, Sicherheit; Hafen, Heft.
habec, haltend, wohlhabend.
habech, Habicht.
habedanc, Danksagung, Lohn.
habelôs, unvermögend, arm.
haben, 1) haben, besitzen; 2) halten, behalten; sich haben, stille halten, Stand halten; 3) heben.
habere, Hafer.
er habete, habte, habt, er hielt.
du habst, du hältst.
hac, Gehäg, Hecke, Gebüsch.
hackâ, Hacke.
hacke, die Hacke; der hacken nachloufen, thun, wie Andere.
hacht, ndrh., Haft.
hadere, Lumpe, Fetzen, Hader, Lappe.
haft, 1) *Subst.* Fessel, Gefangenhaltung, Haft; 2) *Adj.* verhaftet, gefangen.
er hafte, er band, heftete.
hagel, Hagel, Verderben.
hagen, Hecke.
hagenbuoche, Hagenbuche, Hainbuche.
hagge, Haken.
hâhen, hâhin, hängen; hangen.
hâhære, Henker.
hail, Glücksfall, Zufall, Zustand.
ich hain, ndrh., ich habe.
haintgetzogen, daheim erzogen.
he hait, ndrh., er hat, hält.
ez hal, es erschallte, ertönte.
halbe, Seite, Hälfte, Gegend; einhalp, auf der einen Seite.
hâle, hæle, hæl, Verheimlichung.
halde, Abhang.
halden, nd., halten.
ich hæle, ich verbärge.
hæle, glatt, schlüpfrig.
wir, si hâlen, hâln, wir sie verhehlten.
halen, nd., holen.
halenparte, Hellebarde.
half, nd., halb.
halfer, half er.
he halp, nd., er half.
halp, halb.
halp, Handhabe, Stiel.
halpswuol, Eberbastard.
halsen, umarmen, umhalsen.
halsberc, halsperc, Panzerhemd.
hälsling, Strick.
halsschar, verborgenes Geräth zum Schneiden.
halt, 1) *Adj.* vorwärts geneigt, gesenkt, abschüssig, schnell; 2) *Adv.* auch, eben, vielmehr; eher.
halten, bleiben; befolgen; aufhalten, bewahren, retten; ûf halten, erhalten, für Etwas halten.
hâltürlin, verborgene Pforte.
halz, lahm.
ham, Hammel.
hamer, nd. hamir, Hammer.
hamme, Schinken.
hân, haben; ich hân, ich habe, s. haben.
han, Hahn.

si haneten, sie ließen ab, hörten auf, gaben nach.
hande, s. hant.
handeln, behandeln, betreiben.
handelunge, Behandlung.
handen, reichen.
hane, nd., Hahn.
haneerât, nd., Hahnenschrei.
ich hâns, ich habe sie; ich habe davon.
hant, Hand; Art; enhant, enhende, in der Hand; alzehant, zehant, bei der Hand, sogleich; zeiner hande, einer Art; zweier hande, zweierlei.
si hânt, sie haben.
hantgelâs, Geschöpf, Werk.
hantgifft, Geschenk, Gabe.
hantreiehe, Handreichung, Unterstützung.
hantsalbe, das, womit bestochen wird.
hantsehuoeh, Handschuh.
hantvest, kräftig, gewaltig.
hapich, Habicht.
har, her.
hâr, Haar; niht ein hâr, nicht das Mindeste; umb ein hâr, umb ein einzig hâr, durchaus nicht.
harde, sehr.
hærin, hären.
harm, Wiesel, Hermelin.
harmîn, von Hermelin, Hermelinpelz.
harnaseh, harneseh, Harnisch.
harnasehvar, in leuchtender Rüstung.
harnsehar, schimpfliche Strafe.
hârpant, Haarband.
harpe, Harfe.
harpfen, Harfe spielen.
harre, Verzögerung.
harseh, Kriegsvolk; harschhörner, Kriegshörner.
härsnier, Kopfbedeckung unter dem Helm.
hart, harte, hart, schwer, drückend, heftig, streng; sehr, gar.
hartleve, nd., herzlich lieb, sehr lieb.
hasten, eilen.
hæstelieh, schnell.
hâstû, hast du.
hat, nd., gehässig.
ir hât, ihr habt.
ich hâte, ich hatte.
haten, nd., hassen.
hætieh, hätte ich.
hâtsehe, Bogen.
hausen, eine Art Fisch, Hausen.
du haust, du hast.
haven, nd., haben; he havit, er hat.
haven, Topf.
hawe, Heu.
hâz, hæze, Kleidung.

haz, Haß; âne haz, friedlich.
haz, feindselig, gehässig.
hazzee, feindselig; verhaßt.
hazzen, hazen, hassen.
he, nd., er.
hebben, nd., haben; gy hebben, ihr habt.
heeken, stechen, beißen.
heeker, Weinbauer.
he hedde, nd., er hätte.
gy hevit, nd., ihr habt.
he heft, hefft, nd., er hat.
heften, binden, fesseln, verhaften.
heftelîn, Haft, Haken.
hegger, nd., Häher.
heide, unbebaute Ebene; Heidekraut.
heiden, Heide.
heidin, heidnisch.
heien, heigen, bewahren, hegen, hüten, schützen, besorgen, pflegen; ûfheien, aufbewahren.
heil, *Adj.*, gesund, unversehrt.
heil, *Subst.*, Glück, Wohlfahrt, Erlösung.
heilâre, Heiland.
heilie, *Gen.* heiliges, heilbringend, heilig.
heiliehdûm, nd., Heiligthum.
he heilt, ndrh., er hielt.
heilwâge, heiliges Wasser, Zauberwasser.
heim, Heimat, Haus; heime, hême, zu Hause; heim, nach Haus.
heimlieh, Wohnung, Haushalt.
heimlîeh, vertraut, geheim, zutraulich.
heimelîehe, vertrauter Umgang, Heimlichkeit.
heimlîehære, Vertrauter, Verheimlicher.
heimlieheit, Heimlichkeit.
heimôde, Heimat.
heimseh, heimiseh, einheimisch.
heimüete, Heimat.
heimwist, Wohnung, Unterhalt.
hein, ndrh., haben.
hein, irgend ein; enhein, kein.
heinlieh, vertraut, geheim, zutraulich.
heint, heute.
den heirin, den Hehren.
heirro, Herr.
heit, Geschlecht, Volk, Wesen, Person.
heizen, heißen, nennen, befehlen, genannt werden.
ich heiziueh, ich heiße euch.
hel, hell, laut, klingend; glänzend.
hêl un gans, nd., ganz u. gar.
helbline, Heller.
wy hêlden, nd., wir hielten, behielten.
hele, Verheimlichung; hele het er des genuoe, er suchte es genug zu verheimlichen.
helede, Helden.
helede, verholen.
helfant, Elephant.
helfe, helve, Hülfe, Beistand.
helfen, helfen; nützen, fördern.
helfenbein, Elfenbein.
helferîeh, hilferîeh, *Adj.*, helflîeh, *Adv.*, hülfreich, nützlich, förderlich.
hêlg, nd. hêlie, heilig.
helgung, Verheimlichung.
helide, Helden.
helle, Hölle.
hellefiur, hellefiwer, Höllenfeuer.
hellen, ertönen, erschallen, hallen.
hellewize, Höllenstrafe.
hellewurm, Höllendrache.
hellunge, Uebereinstimmung.
helmeliste, Leiste, Band am Helm.
helmgespan, Helmband.
helmvaz, Helmgefäß, Helm.
heln, geheim halten, verbergen verhehlen, verheimlichen.
helpe, nd., Hülfe.
helpen, nd., helfen.
helseh, höllisch.
helsen, umhalsen, umarmen.
helt, Mensch; Held.
helwert, einen Heller werth.
helze, Schwertgriff.
hême, zu Hause.
hemede, Jacke, Hemde.
hemeliken, nd., heimlich.
hemelryeh, Himmelreich.
hemeren, hämmern, klopfen.
hêmlik, nd., was zu dem Hause gehört, einheimisch.
hen, nd., hin.
hendelin, hendlîn, nd. hendeken, Händchen.
hengelboum, Dachsparren.
hengen, hängen, hangen lassen.
henken, hängen.
he henneleêf, nd., er hinlief.
he hennetôeh, nd., er hinzog.
hennevârt, nd., Hinfahrt.
her, nd., er.
her, here, her, hieher, bisher; her widere; wiederum, hinwieder.
her, Heer, Kriegsmacht, Ueberlegenheit, Uebermacht, Menge, Volk.
hêr, hêre, hoch erhaben, vornehm; heilig, hehr; stolz, übermüthig.
heraff, nd., herab.
herberge, herbrig, herbürge, Lagerstätte, Lager, Obdach, Hütte, Wohnung, Gemach für Gäste, Gastgemach.
herbest, Herbst.

herdal, nd., abwärts.
herde, hart; sehr.
herden, dauern.
here, Herr; here her, Herr Herr.
here, her; here fure, herfür.
herehaft, zahlreich.
herehorn, Kriegshorn.
hêren, herrlich schmücken, heiligen, weihen.
hergeselle, Kriegsgefährte, Kampfgenosse.
hergesinde, Kriegerschaar, Kampfgenossenschaft.
den herin, den Herren.
heriscaf, Gesammtheer.
herman, Krieger.
hermîn, vom Fell des Hermelins; Hermelinpelz.
hermuote, von der Heerfahrt ermüdet.
hern, er nicht.
hern, bekriegen, verheeren, berauben.
hêrre, herre, Herr, Gebieter, Ritter, Edelmann; Ehegatte.
Hersaut, Name der Wölfin im Thierepos.
herschaft, Menschenmenge, Volk, Heer.
hêrschaft, hêreschaf, Erhabenheit, Herrlichkeit; Herrschaft, Gebot; Obrigkeit.
herte, nd., Hirsch.
herte, Schulterblatt.
herte, hart, drückend, streng.
herte, Härte, Dauerhaftigkeit, Kampf.
her herte, nd., er härtete, machte hart.
herteclîche, hertlîche, hertlich, hart, streng.
herten, stärken, härten.
herto, nd., herzu.
de hertoge, nd., Herzog.
hêrtuom, Herrlichkeit.
hervart, hervert, herverte, Heerfahrt, Kriegszug.
herze, Herz, Gemüth, Sinn, Muth.
herzebære, rührend.
herzeclich, herzelîch, herzenlîch, herzlich, innig.
herzeichen, Feldzeichen.
herzeliep, innig lieb.
herzensêr, herzesêre, tiefer Schmerz.
er heschte, nieste.
hesteliche, hastig, heftig.
he hêt, nd., er hieß; gy hêt, ihr heißet.
hêt, nd., heiß, warm.
ich hête, hete, ich hatte, hätte; hetens, hatten sie; er hetes, hettes, er hatte des, davon; hetter, hatte er; ich hetez, ich hatte, hätte es.

heubt, heufft, Haupt.
heuschen, fordern, verlangen.
ik heve, nd., ich habe.
heven, nd., Himmel.
ik hêzze, ich heiße.
hi, hie, hier.
er hie, er hing.
hie, ndrh., er.
ich hiels, ich umarmte.
hîen, heirathen.
hien, hier innen.
hienhalf, auf dieser Seite.
hierwist, das Hiersein.
ich hiesch, ich hieß.
ich hiet, ich hatte.
er hiew, er hieb.
ich hil, ich verhehle,
se hilden, hildin, nd., sie hielten.
hilfâ, helfe.
hilfe, Hülfe.
hillen, ertönen.
himelhac, himmlisches Gehäge, Himmel.
himilisk, himilisch, himelsch, himmlisch.
hin, hine, weg, fort, hinweg.
hînaht, diese Nacht.
hinchen, hinken.
hinde, Hirschkuh.
hinder, nd., Schaden.
hinder, hinten, rückwärts, zurück, hinter.
hinderdenken, sich vertiefen, überlegen.
hindirweyt, nd., im Rücken.
hinderwert, hinterwärts.
hinewart, hingewendet, dahin.
hinin, hinein.
hinlèzig, sorglos.
hinne, hier innen.
hinte, hînt, diese Nacht.
hin tuon, wegthun.
hinvart, Abreise, Abgang, Tod.
hinwert, dahin.
hinz, zu, bis.
hir, nd., her; hir af, herab.
hirât, Ehevertrag, Vermählung.
hirz, Hirsch.
ich hiu, ich hieb.
hiufel, Wanze.
Hiunen, Hunnen.
hiunisch, hunnisch.
hiure, in diesem Jahre.
hiuselîn, kleines Haus.
hiute, Haut, Mehrz. Häute.
wir hiuwen, wir hieben.
hiuze, feurig, muthig, hurtig, schnell, munter, frech, übermüthig.
hiwer, heuer.
hob, Hof.
hôchgedinc, höchste Hoffnung.
hôchgemuot, hôhgemuot, frohen Sinnes, freudig.
hôchgemuote, hôchgemüete, Freudigkeit, Hochmuth.
hôchgestüele, hohe Sitze.
hôchgeteurt, hochherrlich.
hôchgezît, Hochzeit, Fest.
hôchgültig, vielgeltend.
hôchgültigkeit, hoher Werth.
hôchmuot, froher Sinn.
hôchsprung, der hoch empor springt, hochspringend.
hôchtît, nd., Hochzeit, Fest.
hôchvart, hôfart, nd. hôchvârdicheit, Hoffart, Uebermuth.
hôchvertic, hoffärtig.
hôchzît, Hochzeit, Fest.
hôden, nd., hüten.
hoe, nd., hoch.
hôer, höher; hôher gân, weiter weg treten.
hoffe, hoffenunge, hofenunge, Hoffnung.
hofiern, den Hof machen, höfisch thun, sich vergnügen.
hofrecht, Hofsitte.
hofstat, Bauernhof, Stätte, wo ein solcher steht.
hôg, hôge, nd., hoch.
hôhe, hôh, hôch, hoch, sehr.
hôhe stân, froh sein; hôher stân, zurücktreten.
hôhen, hœhen, erhöhen, erheben, mehren; erfreuen.
hôhgemac, von vornehmer Verwandtschaft.
hôhgezît, hôhzît, Hochzeit, Fest.
hôhme, *Dat.*, hohem.
hôhverte, Hoffart.
hoillen, holen.
hoirt, ndrh., hört.
hol, hohl, dumpf; leer.
hol, Höhle, Loch, Oeffnung.
holde, Huld.
si holde, sie holte.
holden, nd., halten.
holn, berufen, holen, zu sich nehmen.
holt, gewogen, geneigt, günstig, dienstbar, treu.
holz, holtz, Holz, Wald, Baum.
homoit, ndrh., Hochmuth.
hœne, verächtlich, schimpflich.
honec, honic, *Gen.* honiges, Honig.
honecseim, Honigseim.
honegen, honigen, Honig geben, süß sein, süß machen.
hœnen, nd. hônen, verächtlich machen, schmähen.
hônre, nd., Hühner.
hônsam, lächerlich.
hônschaft, Spott, Hohn.
hop, nd., Haufen.
hopen, nd., hoffen.
hor, Sumpf, Koth.

hœrâ, höre! höre doch!
he hôrde, nd., er hörte.
horde, Haufen, Schaar.
hördeler, Schatzsammler, Geiziger.
horden, aufhäufen, sammeln.
hôre, Haar.
horn, Horn, Geweih, Kriegshorn, Hornhaut; Spitze, Gipfel.
hornbruoder, Aussätziger.
hornunc, Februar.
hornûz, Hornisse.
hôrsam, gehorsam.
hort, Vorrath, Schatz.
hortære, Aufhäufer, Geiziger.
hœrter, höret ihr.
hôrter, hörte er.
horwec, kothig.
horwes, *Gen.*, v. hor, Sumpf, Koth.
hoscnestel, Schnürstiefel.
hôster, höchster.
er hot, er hat.
hôt, nd., Hut, Bewachung.
hotzeln, zusammenschrumpfen.
hou, Heu.
houbet, houbit, Kopf, Haupt.
houbetdach, Kopfbedeckung, Helm.
houbeten, enthaupten.
houbet fursten, Hauptfürsten.
houbetlist, höchste Kunst.
houbetlôs, kopflos.
houbetman, Fürst.
houc, Hügel.
houch, hoch.
houwen, hauen, fällen, tödten.
höuwes, *Gen.*, v. höu, Heu.
hovebære, hofgemäß.
hovediet, Hofstaat.
hoveliute, Höflinge.
hovelich, hövelich, hofgemäß, feingebildet; schön.
hovelîchen, hoveschlîche, vornehm, hofmäßig, wohlgesittet.
hover, Höcker.
hoverehŧ, höckerig.
hovereht, Hofrecht.
hovereise, Reise, Fahrt an den Hof.
hövesch, hövisch, hofgemäß, feingebildet; schön.
hoveschen, Hofsitte pflegen.
hoveschcit, Bildung, Anstand.
hovesite, Hofgebrauch, Bildung.
hovet, nd., Haupt, Kopf.
se hôvin, nd., sie hoben.
hûbe, Haube.
hubeis, hübes, hübesch, hübsch, hübschen, hübst, hofgemäß, feingebildet; schön.
hubischeit, Bildung, Anstand.
hubst, artigst, höflichst.
hûde, nd., heute.
hüebel, kleine Hube, kleines Stück Land, Hügel.
huet, Haut.
huetære, Aufseher, Beschützer.
hüeten, bewachen, bewahren, beschützen.
hûfe, Haufen; ze hûfe, in e. Haufen, zusammen.
hüfel, kleine Hüfte.
huffe, Haufen.
hûfen, Haufen.
hüge, huge, Geist, Sinn, Gedanke, Denkkraft.
hügelîch, freudig.
hügeliet, Freudenlied.
hugen, hügen, denken, sinnen, sich erinnern, hoffen, freudig sein.
huys, ndrh., Haus.
huite, ndrh., heute.
hul, Höhle.
hulde, Gewogenheit, Wohlwollen, Zuneigung.
hulden, huldigen.
hulft, Hülle, Decke.
si hullen, sie ertönten, klangen.
hulloch, Höhle.
he hulpe, nd., er hälfe.
hülpe, nd., Hülfe.
hulwe, Pfütze.
hulzîn, hölzern.
huobe, Hufe, e. Stück Landes.
si huoben, sie hoben, erhoben.
huochtzen, hauchen.
huof, Huf.
huofslac, Hufschlag.
huon, Huhn.
er huop, er hob.
huorlebutz, Lärm, Geschrei.
huosten, Husten.
huot, der Hut.
huote, huot, Aufmerksamkeit, Aufsicht, Sorge, Bewachung; Schutz; Behutsamkeit.
si huoven, sie hoben.
hürden, Schätze sammeln.
hürnen, auf einem Horn blasen.
hurnîn, hürnîn, hürnen, hörnern.
hurst, Busch, Strauch, Hecke.
hurt, heftiger Stoß, Anstoß.
hurteclîche, m. heftigem Stoß.
hürten, stoßen, rennen.
hûs, Haus, Wohnung; Gotes hûs, Kloster.
hûsen, sich häuslich niederlassen.
hûsen, ein Fisch.
hûszêre, Hausehre.
hûsfrowe, Hausfrau.
husgnôz, hûsgnôzinne, Hausgenosse.
hûsman, nd., Bauer.
hût, Haut; übel hût, schlimme Haut (böse Person).
hûte, nd., heute.
se hutten, nd., sie hüteten.
hutt, hütte, Hütte, Zelt.

I.

iur, ihr.
icht, irgend Etwas; irgend; nicht.
iclich, nd., jeglich.
ie, immer, stets, jemals.
iedeweder, jeder von beiden.
iedoch, doch, jedoch, dennoch.
iegelîch, ieglîch, iegeslîch, jeglicher.
ieht, irgend Etwas; irgend; nicht.
ieman, iemen, iemant, Jemand, irgend einer; Niemand.
iemer, immer, irgend einmal, jemals; niemals; iemer mere, fortan, stets.
iener, iender, inder, irgend wo; nirgends.
ienhalp, jenseits.
er ier, er pflügte, ackerte.
iesâ, sogleich, alsbald.
er iesch, er verlangte, forderte, fragte.
ieslîch, jeder.
ietweder, ieweder, jeder von beiden.
ieze, iezu, iezuo, iezunt, gerade jetzt, eben.
ignôte, fürderhin, jetzt, sogleich, sofort.
ih, ich.
ihen, ich nicht.
iht, irgend Etwas; auf irgend eine Weise, irgend; nicht.
ik, nd., ich.
île, yle, Eile, Eifer.
îlen, eilen, streben, sich befleißen, sich bemühen.
im, 1) ihm; 2) s. v. a. ich im, ich ihm.
imb, Bienenschwarm, Biene.
imbîz, Essen, Mahlzeit.
imme, in dem.
imme, Biene.
immer wernde, ewig, immerwährend.
immir, immer.
imne, in dem.
in — als Vorsylbe in zusammengesetzten Wörtern, s. v. a. en, s. d.
in, in, an, auf, zu; gemäß, mit, hinein.
în, hinein.
in, ihn; 2) ihnen.
in = ich ne, ich nicht.
inâ, holla!
inbruch, Einbruch.
ind, und.
ind, in die.
inder, irgend wo; nirgends.
induon, aufthun, öffnen.
er induang, hineinzwang.
ine = ich ne, ich nicht.
infel, Bischofsmütze.
ingân, anfangen.
ingegen, ingagini, inge-

gine, gegen, entgegen, gegenüber, zugegen.
ingesigel, Siegel.
ingesinde, Hausgesinde, Dienerschaft; Familie, Familienglied.
ingewer, Ingwer.
ingrüene, sehr grün.
inguz, Einguß, Einströmung.
ingwant, Eingeweide.
inme, in dem.
innân, innen, drinnen.
inne, inne, inwendig.
inneclich, *Adj.*, inneclîche, inneclichen, *Adv.*, innig, herzlich, andächtig, innerlich.
innen, innen, hinein; innerhalb; innen bringen, kennen lehren, zeigen, beweisen; innen werden, erkennen, erfahren.
innerclich, innig.
inoch, da noch, immer noch.
inpfeten, inpheten, impfen.
er inran, er entrann.
inre, innerhalb.
insigele, insigel, Siegel.
int — als Vorsylbe in zusammengesetzten Wörtern, s. v. a. ent.
int, nd., in das; int leste, zuletzt.
si intfingen, sie empfingen.
intflein, ndrh., entfliehen.
intgeyn, ndrh., gegen, entgegen.
sich inthaben, sich enthalten.
ich intphie, ich empfing.
si intphulhen, sie empfahlen.
întragen, eintragen, verursachen.
er intspranch, er sprang hervor.
intsueben, entschlafen.
intuichen, fortgehen, weichen.
in vallen, einen Eindruck machen.
er inwiste, er wußte nicht.
inz=in daz, ihn das, ihnen das.
ir — als Vorsylbe in zusammengesetzten Wörtern, s. v. a. er, s. d.
ir, nd., er.
ir, ihr.
her ir, nd., er pflügte.
irbeiten, warten, abwarten, harren.
irbîzen, zu todt beißen.
irdenken, erdenken, auf Etwas denken, wünschen.
irdesch, irdisch.
irezen, ihrzen, zu Jemanden „Ihr" sagen.
irgân, hervorgehen, anfangen, geschehen, ergehen.
er irgaz, er vergaß.
irgen, irgend, irgend wo.
irgetzen, vergüten, vergessen machen, vergessen.

irhâhen, erhängen, aufhängen.
irhaven, nd., erhoben.
er irleit, er erlitt.
irme, ihrem.
irmensûl, sehr hohe Säule.
irre, böse, aufgebracht; verirrt; irre gên, irre wesen, ungewiß sein, vermissen.
irreganc, Verwirrung.
irren, verwirren, hindern; irren; den wec irren, den Weg vertreten.
irresal, Irrthum.
irresam, unbeständig, irreführend.
irrunge, Ketzerei.
irs, ihr dessen (davon); ihr sie.
er irvaht, er erfocht.
irwen, vertheidigen, behaupten.
irzougen, beweisen.
irzunden, entzündet, angezündet.
is, nd., dessen, davon.
he is, nd., er ist.
îs, Eis.
isen, Eisen, Hufeisen.
îsengewant, Eisenkleid, Eisenrüstung.
Îsengrîn, Name des Wolfes im Thierepos.
îsenhalte, eiserne Fessel.
îsenhosen, Rüstung der Beine.
îsenhuot, Helm.
îser, Eisen.
ysin, nd., Eisen.
îsinin, eisern.
islich, nd. islik, jeglich.
ijssermart, ndrh., Eisenmarkt.
he isset, nd., er ist es.
ist, ist; mir ist, es verhält sich mit mir; ich habe; mir fehlt; istdaz, geschieht es, daß; wenn.
it, nd., es.
ytal, durchaus.
itel, leer, eitel, unnütz, nichts als.
iteniuwe, itenûwe, Mehrz. sächl. iteniwin, neu.
sich iteniwen, sich wieder erneuern.
itewiz, itwîz, Tadel, Vorwurf, Strafe.
itewîzen, tadeln.
itslich, jeder.
iu, *Dat.*, von ir, euch; inch. *Acc.*, euch; iur, *Gen.*, eurer.
iur, euer; iurin, Mehrz. sächl. eure.
int, intzint, irgend Etwas.
iuwer, 1) *Gen.* von ir, eurer; 2) *Pron. poss.* euer.
inwit, irgend Etwas.
iwer = inwer, euer
iz = ez, es.
izno, gerade jetzt, eben.
ich izze, ich esse.

J.

jâ, ja, fürwahr, wahrlich.
er jach, jah, er sagte, versicherte.
jâchant, Hyazinth.
er jæhe, er sagte, spräche.
jagen, verfolgen, jagen, eilen; schnell reiten.
jageric, Jägerkunst.
jâmer, Sehnsucht, Wehklage, tiefe Betrübniß.
jâmerbær, jämmerlich.
jâmerberndc, Jammer mit sich führend, jammervoll.
jâmerhaft, leidvoll, betrübt.
jâmerlich, jæmerlich, *Adj.*, jâmerlichen, jæmerlichen, jæmerclichen, *Adv.*, kläglich, traurig, betrübt, bejammernswürdig.
jâmern, schmerzliches Verlangen haben, tiefe Schmerzen empfinden.
jâmerunge, schmerzliches Verlangen.
jâne, jane, durchaus nicht.
jâr, Jahr, *Pl.* jære.
jærglich, jährlich.
jâriâ, ein Ausruf.
jârlanc, das Jahr durch.
jârlichen, jährlich.
jarzal, Ablauf des Jahres; bestimmte Anzahl Jahre.
jârzît, Jahrestag.
jechen = jehen, sagen 2c.
jegen, nd., gegen.
jeger, jegere, Jäger.
jegerlich, jagdkundig; frisch, stattlich.
jehen, jên, sagen, sprechen, bekennen, behaupten; aussagen, zugestehen, überlassen; erklären.
jeit, Jagd.
jeitgeselle, Jagdgefährte.
jeneklichen, inniglich.
jennich, nd., irgend Einer.
jensît, jenseits.
jest, Schaum, Gischt.
jeten, jäten, säubern.
er jiht, er sagt, spricht.
jo, nd., ja, doch; immer.
joch, Joch.
joch, joh, und, und auch; auch, selbst, doch, sogar, ja, freilich; joh-joh, sowohl, als auch.
jochant, eine Art Edelstein, Hyazinth.
jone, durchaus nicht.
jôr, Jahr.
jouch = joch.
ju, nd., auch.
judenhût, Judenhaut.
jummer, nd., jemals, immerhin, jedenfalls.
junchèrre, junger Herr, Junker.

junclich, jung, jugendlich.
junevrowe, junevrou, junge Frau, Jungfrau.
jungeline, Jüngling, Knabe.
jungen, jung machen, jung werden, verjüngen.
jungest, jungist, jüngst; ze aller jungist, zuletzt.
juppe, Jacke, Wams.
just, Zweikampf.
justieren, im Zweikampf kämpfen.
juwe, nd., euer.

K. C. Ch. Qu.

'ch, ich.
kaf, nd., Hülse.
kaffen, gaffen.
kafse, Kästchen, insbesondere Reliquienkästchen.
kalben, kälbern.
kalch, Kalk.
kalf, nd., Kalb.
kalle, Sängerin.
kallen, schallen, tönen, singen; klaffen, sprechen.
chalt, kalt.
camandrê, Gamander.
er chæme, er käme.
kamênisch, Camönisch, die Musen betreffend.
kamer, Gemach, Schlafgemach.
kamerære, kamerêre, Kämmerer, Schatzmeister.
kamerærîn, kamererîn, Hofmeisterin.
champf, kampf, nd. kamp, Kampf.
kempflich, den Kampf betreffend.
er kan = kam, er kam.
ich chan, kan, ich kann, verstehe, verstehe mich darauf.
kanel, Rinne, Kanal; Kanne.
chanf, Kampf.
kanyne, nd., Kaninchen.
kanzwagen, großer Rüstwagen.
kapfen, gaffen; an kapfen, angaffen, anstaunen.
kappe, Hahn, Kapaun.
kappe, langes Oberkleid mit Kapuze.
cappelân, Kaplan.
charchâre, charchêre, Kerker, Gefängniß.
karc, karekt, schlau, klug, listig; vorsichtig, karg, geizig.
karfritac, Charfreitag.
karmen, bejammern.
karrâsche, Fuhrwerk, Wagen, Carosse.
kart, nd., gekehrt, gewendet.
er (*he*) karte, er kehrte, wendete; se karten, sie kehrten.
kaste, Kasten.
kastel, Burg, Feste.
kastelân, Streitroß.
kausz, Keuschheit.
kawn, kaum.
kec, lebendig, frisch.
kede, Kette.
kefse, Kästchen, Reliquienkästchen.
kein, irgend ein; kein; keinez, irgend eines, keines; der keines niht, von deren keinem Etwas.
he keirde, ndrh., er kehrte.
keis, keines.
keiser, Kaiser.
keiserlîch, kaiserlich; herrlich, erhaben.
keiszin, Kaiserin.
queit, quitt, los.
kel, kele, Kehle, Hals.
kelbe, Ring, Kette, Halsband.
kelberîn, vom Kalbe.
chelch, Kelch.
kelgen, nachschleppen.
kelich, Kelch.
kellære, Kellermeister.
kelle, Kehle.
kelre, Keller.
kelte, kelt, Kälte.
kemenâte, keminâte, Zimmer, Stube, Gemach, Frauengemach.
kemerære, Kämmerer.
kempfe, kenpfe, kempf, Kämpfer, Fechter.
kempfen, kämpfen.
he kende, nd., er kannte.
er kente, er kannte.
kêr, Wendung, Umkehr, Rückkehr.
kêrausz, der letzte Trunk.
kerbe, Körbe.
keren, nd., verhindern.
kêren, 1) richten, wenden, kehren; sinen sin kêren, sich kêren an, auf Etwas achten; 2) sich wenden, gehen.
kerge, Klugheit; Kargheit.
kerger, cherger, Geiziger.
kern, auskehren.
kerne, Kern.
kernen, Frucht treiben.
kerren, rauschen, knarren.
de Kerstenen, nd., die Christen.
kerstenheit, Christenheit.
kerven, zerhauen.
kerzstal, Leuchter.
ketene, Kette.
ketenwambîs, Kettenpanzer.
keter, nd., Ketzer.
kever, kevere, Käfer.
kicher, Kichererbse.
kiel, Schiff.
kielbrüstic, schiffbrüchig.
kielkemenâte, Schiffskammer.
kiesen, sehen, gewahren, beschauen, prüfen, beurtheilen, bedenken; ersehen, wählen, nehmen, wollen; den tôt kiesen, sterben.
kilche, Kirche.
kindel, kindelîn, Kindlein.
kindesch, kindlich, jung.
quingen, bezwingen, unterdrücken.
kinne, kinnebein, Kinn.
kint, Kind; Jüngling; Ritter; Junges; von kinde, von Kind auf; Gotes kint, Geistlicher, Mönch.
kintlich, *Adj.*, chintlichen, *Adv.*, kindlich, wie ein Kind, jugendlich.
kip, Eifer, Zorn, Gewaltthätigkeit, Widersetzlichkeit, Eigensinn.
kipfelisen, spöttische Benennung e. bäurischen Schwerts.
kippe, ein schneidendes Werkzeug.
chirhtür, Kirchthüre.
kiseline, Kieselstein.
quiten, quitt machen.
kiule, Keule.
ich kiuse, kius, ich kiese, wähle, sehe.
kiusche, kiusk, keusch.
kiuscheit, Keuschheit.
daz chiut, das sagt, bedeutet.
kiuwen, kauen.
kiz, Zicklein.
klâ, Klaue.
klafen, klappern, schallen; schwätzen.
klaffe, Klapper, Geschwätz.
claffer, klaffer, Schwätzer, Verläumder.
claffwort, Geschwätz, Verläumdung.
klagebære, beklagenswerth.
clägelich, *Adj.*, chlägeleich, *Adv.*, klagend, kläglich, jammervoll.
klaiben, kleben machen, bekleben.
chlaiden, geleiten.
klâr, clâr, hell, glänzend, schön, ausgezeichnet.
clâren, hell werden, schön werden.
klæren, hell machen, verklären.
clâret, über Gewürz abgeklärter Wein.
clarfunkel stein, Karfunkel.
clârheit, Klarheit, Schönheit.
klærlîchen, auf glänzende Weise, herrlich.
klâwe, Klaue.
klê, Klee.
kleben, kleben, haften, festhangen.
chleber, klebrig.
klechel, Klöppel, Schwengel.
kleffisch, geschwätzig.
klegelich, chlegleich, kläglich, jammervoll.

clein, kleine, kleinen, kleinliche, sorgsam, genau, fein, zierlich, niedlich, kunstreich, scharfsinnig, klein, wenig, unbedeutend, gar nicht.
kleinet, cleinôte, Kleinod.
er kleite, er kleidete.
klên, nd., klein.
chlengen, klingen machen.
klenk, Schlinge.
klenken, schlingen.
klenken, klingen machen.
klie, Kleie.
klimmen, chlimmen, steigen, klimmen, klettern.
klinc, Ton, Geräusch; rauschender Bach, Strom.
si chliuben, sie pflücken, brechen ab.
chliuse, Klause.
klobe, gespaltenes Holz.
klobwürst, fette Würste.
klôe, Klaue.
klok, nd., klug.
klocken, klopfen, schlagen.
cloppen, klopfen.
clôr, klar, hell, lauter.
klôsenære, Klausner.
er kloup, er spaltete.
klûben, chlûben, klauben, abbrechen, pflücken.
clüfften, sich zerspalten.
ez chlunge, es klänge.
klunkel, Schleife, Schlinge; Knäuel.
clüntzen, hauen, spalten.
kluog, chluog, klug, verständig; kunstreich, fein.
kluokeit, Verstand, Klugheit.
klûs, klûse, Klause, Verschluß.
knabe, Knabe, Sohn, Jüngling.
knappe, Knabe, Junggeselle, Diener, angehender Ritter.
kneht, ndrh. kneicht, nd. knecht, Jüngling, Diener; Knappe; Krieger, Held.
knellen, krachen, knallen.
knie, *Gen.* kniewes, Knie.
chnierat, Kniekehle.
knierûuen, aufhetzen, verläumden.
er chnit, er kniet.
knolle, Knolle, Knoten, Knäuel, Haufen.
knopfen, knospen.
knoph, Knoten, Knopf, Schwertknauf.
knûl, Knäuel.
knüllen, schlagen, stopfen.
knurrot, knorricht.
si chnuttin, sie knieten.
ko, nd., Kuh.
cocatrille, Krokodil.
choch, Koch.
chochære, kocher, Köcher.
er chod, chot, er sagte.
koinlich, ndrh., kühn.
kol, Kohle.
kollir, Halsbedeckung.
kôlt, nd., kalt.
colter, Polster.
kolve, Ast, Kolbe.
komen, kommen; ich kom, ich kam; ich kœme, ich käme.
complet, die letzte canonische Hore des Tags.
koncze, nd., bequem.
conduwieren, leiten, führen.
chône, kône, nd., kühn.
kone, Gattin, Frau.
konemâc, Verwandte durch die Frau.
kong, konick, nd. koning, konnink, König.
koncklich, königlich.
kônre, nd., kühner.
kop, kopf, koph, Gefäß, Becher, Trinkschale; Kopf.
koppen, schlagen, schnappen, krächzen.
koppen, nd., köpfen.
kôr, Chor; Abtheilung, Schaar.
kora, Urtheil, Ausspruch, Wahl.
körbelin, Körbchen.
kören, kehren, wenden.
korit, nd., kurz.
chorn, Korn.
korn, gewählt, auserkoren.
korngruop, Korngrube.
korp, Korb.
corsît, Wamms, Waffenrock.
korten, nd., kürzen, kurz machen.
kortes, nd., kürzlich.
corter, Horde, Heerde.
korczewîle, Kurzweile.
kôs, Rede, Gespräch.
ich kôs, ich wählte, ich sah, nahm wahr; ich kœse, ich wählte, sähe.
kœse, Plaudern, Geschwätz.
chôsen, kôsen, reden, plaudern; liebkosen.
koste, kost, Preis, Werth, Aufwand, Ausgabe, Zehrung, Speise.
kostecliche, kostbar.
chöstel, Kost; lindiu chöstel, leckere Kost.
kosten, kosten, gelten; ez koste, es kostete, es galt.
kostlich, kostbar.
kotze, Tragkorb; Decke, Kutte.
kötzelin, grobes Pilgerkleid.
kouf, Vertrag, Handel, Kauf.
choufliude, nd. koufllude, Kaufleute.
kouffman schatz, koufschatz, Waare.
choum, kaum.
kovertiure, Decke, insbesond. Roßdecke.
krâ, Krähe.
krach, Krach, Schall.
chradem, Schreien, Lärm.
chradmediger, lärmender.
kraft, Kraft, Gewalt, Macht, Heeresmacht, Fähigkeit, Eigenschaft, Beschaffenheit, Bedeutung.
krage, kragen, Hals.
craige, nd., Krähe.
krâm, krâme, Kaufladen, Bude.
chranch, krank, schwach, ohnmächtig, krank, gering, schlecht; arm.
kranc, krancheit, Schwäche, Krankheit.
krapfe, eine Art Kuchen.
krapht, Kraft.
cras, Gras.
er krâte, er krähte.
krawen, kratzen.
kraz, das Kratzen.
kratzlîn, Körbchen.
krâwe, Krähe.
krâwel, Klaue.
krawsen, Krug.
crêatiure, Geschöpf.
krebze, Krebs.
ik krêch, nd., ich bekam; wy kregen, wir bekamen, erhaschten.
krechen, krachen, bersten.
kreftec, kreftic, *Adj.*, krefteclich, kreftecliche, *Adv.*, kräftig, stark, gewaltig, heftig.
die kregen, die Krähen.
se kregen, nd., sie bekamen.
kreiz, Kreis, Kampfplatz; Bezirk, Gegend, Gau.
kreizelîn, kleiner Kreis.
krenke, Mitte des Leibs.
krenken, krank machen, verletzen, schaden, verderben.
krenzel, krenzelin, Kränzchen.
chresem, geweihtes Salböl.
chresen, kriechen.
krestic, groß, stark.
krie, Ruf, Geschrei.
kriec, Krieg, Streit, Kampf.
kriegen, ringen, streiten, kämpfen.
Krimel, Name des Dachses im Thierepos.
kripfe, chrippe, Krippe.
krisem, geweihtes Salböl.
krisolt, Chrysolith.
kristallîn, von Krystall, klar wie Krystall.
kristen, Christ.
kristen, kristenlich, *Adj.* kristenliche, christlich.
cristenman, Christenmensch.
kriuseleht, gekräuselt.
kriuter, Kräuter.
kriuze, Kreuz.
kriuzer, Kreuzer.
kriuzestal, Kreuzform; in kriuzestal, kreuzweise.
kro, Krähe.

krojieren, den Schlachtruf erheben.
kromer, Krämer.
krôn, nd., Kranich.
krônebære, kronenfähig.
krônen, krœnen, krönen, bekränzen; loben, preisen.
krônetrage, Kronenträger.
he krôp, nd., er kroch.
krœse, Gekrös.
krote, Kröte.
crûce, Kreuz.
krucke, Krücke.
krümbe, Krümmung, Beugung, Unebenheit.
krümben, krümmen, beugen.
krump, krumm, gebogen.
krüpfen, kämmen, kräuseln.
krustel, Knorpel.
krût, Kraut.
er quad, er sagte.
quad, nd., böse, übel.
quaderteren, böswillig.
se quâdin, sie sagten.
quait, ndrh., böse.
quâle, Qual, Pein.
qualm, Mord, Tod.
ich quam, ich kam; ich quæme, ich käme.
quart, s. mensur.
quât, nd., böse, nachtheilig, schlimm.
quâter, s. S. 159 a.
kûch, das Hauchen.
küchenvar, schmutzig, rußig.
küchenvarwe, Schmutz, Ruß.
küchingrait, Küchengeräthschaft.
quec, lebendig.
queckolter, Wachholder.
queden, sprechen.
quêle, quêl, die Qualen.
quelehaft, qualvoll.
er quelit, er quält.
chuellen, quellen, quellen, sprudeln.
queln, 1) Schmerzen leiden; 2) peinigen.
er quême, er käme.
küende, kund, bekannt.
küene, kühn, kampflustig.
er quilt, er leidet Schmerzen.
quint, s. mensur.
er quît, er sagt, heißt.
kuysch, rein.
külhuot, Spitzhut.
külle, Keule.
küllinc, Verwandter.
kulpecht, geschoren.
kulter, Bettdecke, Polster.
chûm, kaum.
kumber, Beschwerde, Bedrängniß, Kummer.
kumberhaft, bedrängnißvoll, unglücklich.
kumberlich, chumberrîch, kummervoll.
kûme, chûme, kaum, schwerlich, mit Mühe, schmerzlich; vil kûme, mit großer Noth.
kûmeclîchen, mit Mühe.
chumen, kumen, kommen.
künc, König.
kunchlîche, königlich.
ich kunde, ich konnte.
künde, Kunde, Kenntniß; künde gevâhen, kennen lernen.
künde, kund, bekannt.
kündec, *Adj.*, kündeclîche, *Adv.*, kundig, klug, schlau.
kündekeit, kündekheit, Gewandtheit, Klugheit.
chunden, kunden, künden, künden, verkünden.
sie kundenz, sie konnten es.
kunder, Ungeheuer, Geschöpf, Thier.
kunderme, konnte er ihn.
kûne, kühn.
chnnebel, vorderstes Fingergelenk.
kunec, künic, König.
küneclîch, *Adj.*, kuninclîche, *Adv.*, königlich.
küneclîn, Kaninchen.
künegin, künigin, küngîn, kuniginne, Königin.
kunft, Ankunft.
künftic, *Adj.*, künfteclîchen, *Adv.*, zukünftig.
kunicrîche, Königreich.
kuning, nd., König.
chunling, Verwandter, Stammsgenosse.
künn, Kinn.
er chunne, er könne.
kunne, künne, chunne, Geschlecht, Stamm; Art, Gattung; Verwandtschaft, Verwandter.
kunnen, künen, können, verstehen, wissen; erkennen, kennen lernen, lernen.
chunneschaft, Geschlecht, Verwandtschaft.
kunreiz, Besorgung, Abwartung.
kunst, Können, Wissen, Fertigkeit, Kunst.
künstec, künstic, *Adj.*, kunsteclîche, *Adv.*, geschickt, verständig.
kunstere, Künstler.
kunstelôs, ungeschickt.
künsterîch, kunstrîch, verständig, geschickt.
kunt, kund, bekannt; kunt tuon, bekannt machen, melden.
cunterfeit, *Adj.*, nachgemacht, verstellt; *Subst.* Bild; Verstellung, Falschheit.
kuntlîch, kundig, offenbar, deutlich.
kuntlîche, genau.
chuo, kuo, Kuh.
chuol, kuol, kühl.
er kuonde, er konnte.
kür, Ueberlegung, Berathschlagung, Urtheil, Ausspruch, Wahl.
kurc, offenbar, genau, auf gewählte Weise.
kürherre, Wahlherr, Kurfürst.
kürisser, Panzerträger, Kürassier.
si kurn, sie wählten, prüften, beurtheilten.
churs, Kurs, Aufgabe.
kürsen, Kleidungsstück v. Pelzwerk.
kürsenære, Kürschner.
kursît, Waffenrock.
kurteis, curtois, fein gebildet, edel.
kurz, kurz, wenig.
kurz = courtois, höfisch, fein und edel an Sinn und Sitten.
kurzlîche, in kurzer Zeit.
kurzwîle, Kurzweil, Zeitvertreib.
kurzwîlen, sich die Zeit vertreiben.
kusch, nd., keusch.
kûscheit, Keuschheit.
küssen, chussen, küssen.
küssîn, Kissen.
kust, Wahl, Liebe.
er kwæme, er käme.

L.

lâ, lasse.
labe, Labung, Erquickung.
laben, waschen, anfeuchten; erfrischen, erquicken.
labermer, s. lebermer.
er lac, er lag.
lach, Gelächter.
er lâch, er verlieh.
lache, Pfütze.
lachelîch, *Adj.*, lachelîche, *Adv.*, froh, heiter.
si lacheten sich, sie legten sich.
laden, 1) beladen; 2) einladen.
lâge, nd., 1) Nachstellung, Lauer; 2) Bequemlichkeit; Niederlage, Waarenlager.
lâgen, nachstellen, auflauern.
lâgerîn, Nachstellerin.
er lahte, er legte, er legte sich.
laichen, hintergehen, betrügen.
laie, Laie, Ungelehrter.
sy laifden, ndrh., sie lebten.
læim, laim, Leim, Lehm, Koth.
ich laint, ich lehnte.
laissen, ndrh., lassen.
laiterlîn, kleine Leiter.
laitvertreip, Leidvertreib.
lam, lahm.
lameir = l'amour, die Liebe.
lameir = l'amer, das Bittere.
lameir = la mer, das Meer.
lamen, lahm werden, erlahmen.
lamp, Lamm.

lan, Kette, Fessel.
lân, lassen; wir lân, wir lassen.
lanc, lang.
lanclîp, langes Leben.
lange, lange; lang wesen, lang her sein.
langen, lang werden; lang dünken; verlangen.
lanke, Seite, Lende, Flanke; zen lanken, zur Seite.
lanne, Kette, Fessel.
lant, Land, Heimat, Vaterland, Boden.
lânt, lasset; si lânt, sie lassen.
lantbarûn, eingeborner Edler, Großer des Reichs.
lantgebûre, Einwohner, Landmann.
lantgrâve, königlicher Landrichter, Landgraf, Statthalter.
lantin, das Landen.
lantliut, Einwohnerschaft des Heimatlandes, Landsleute, Einwohner.
lantmære, landeskundige Rede.
lantreht, einheimisches Recht.
lantrehtære, lantrihter, Landrichter.
lantschaft, Gegend.
lantschal, landkundige Rede.
lantsite, Landessitte.
lantvolc, Einwohnerschaft des Landes.
lantvrouwe, einheimische Frau, Frau des Landes.
lantwer, Landesvertheidigung.
lantwort, heimatliches Wort, Muttersprache.
lare, lerne.
lære, leer, rein, gelesen.
læren, leer machen.
er laschte, er löschte.
last, Tracht, Last, Beschwerde.
du lâst, du lässest.
laster, Schande, Schmach, Schimpf; laster hân, Schande davon tragen.
lasterbære, was Schimpf bringt, schimpflich.
lasterlîch, *Adj.*, lasterleich, lasterlichen, *Adv.*, schändlich, schimpflich, schmählich.
lästern, schänden, beschimpfen.
er lât, læt, er läßt.
lâten, nd., lassen.
latîne, Latein.
latînsch, lateinisch.
si latzten, sie verletzten, verwundeten.
laub, Erlaubniß.
er lauch, er leuchtete.
lauf, Ereigniß.
lauterheit, Reinheit, Klarheit.
laz, langsam, lässig, saumselig, träge, matt, müde, verdrossen, ermangelnd.
lâzen, lassen, unterlassen, fahren lassen, verlieren, aufgeben, zulassen, überlassen, zurücklassen, verlassen.
lebart, lebarte, Leopard.
lebe, Löwe.
lebelich, lebendig.
leben, leben; mit dem *Gen.* von Etwas leben.
leben, Leben, Lebensweise, Stand.
lebenhaft, lebendig.
lebermer, ein sagenhaftes (geronnenes) Meer.
lebesite, Lebensweise.
lebetac, Lebenszeit, Leben.
lebine, leben.
er lêch, er verlieh.
lecken, 1) lecken; lechzen; 2) austrocknen, ausgetrocknet sein.
leeker, Schmarotzer, Schmeichler, Fresser, Lüstling; Schalk, Lump.
leckerie, nd. leckerÿe, Leckerei, Lüsternheit, Wollust.
ledder, nd., Leiter.
lede, nd., Glieder.
ledecliche, frei, ohne Hindernisse.
se leden, nd., sie litten.
ledic, ledec, ledig, frei, los, ungehindert, ledig, befreit.
ledigen, erledigen, befreien.
ledigunge, Erlösung, Befreiung.
lêf, nd., lieb.
lefs, Lippe.
legen, legen, niederlegen, senken; versetzen; an sich legen, sich ankleiden.
se legen, nd., sie lagen.
legen, nd., lügen; mit legende, mit Lügen.
leger, Belagerung; Lager, Krankenlager.
lêhen, geliehenes Gut, Lehen.
er legite, er legte.
lehengelt, Lehen.
lehpart, lehparte, Leopard.
lei, Laie, Ungelehrter.
leiben, übrig lassen, schonen, verschonen.
leich, Gesang, Lied.
leichen, springen, spielen, betrügen, foppen; sich leichen, sich erstreben, sich erheben.
leid, Betrübniß, Schmerz, Trauer.
leiden, betrüben; leid sein.
leiden, nd., geleiten, sicheres Geleit geben.
leyden, führen, geleiten.
leider, unangenehmer.
leidsam, traurig, schrecklich.
leie, leye, Art; maniger leie, von mehrfacher Art, mancherlei.
leie, Nichtgeistlicher, Laie, Ungelehrter.
leiff, ndrh., lieb.
leige, Art.
leige, Laie.
leigenfürste, weltlicher Fürst.
leim, Lehm.
leinbat, Leinwand.
leinen, lehnen, sich lehnen.
hie leinde, ndrh., er lehnte, er ließ offen stehen; leinde, laßt offen stehen!
leinhose, Beinkleid von Leinwand.
er leinte, er lehnte, lehnte sich.
he leis, ndrh., er ließ.
leis, Gesang, Lied = leich.
leisten, Folge leisten, ausführen, zu Stande bringen, entrichten, geben; einen tac leisten, einen festgesetzten Termin einhalten.
leit, betrübend, leid, unangenehm, unlieb, widerwärtig, schmerzlich.
leit, Leiden, Betrübniß, Schmerz, Trauer; ze leide werden, übel bekommen.
er leit, er leidet, er litt.
er leit, er legt; er leite, er legte; ir leit, ihr legt; si leiten, sie legten.
leiten, führen, leiten, ausführen, tragen; abe leiten, wegnehmen.
leiterinne, Führerin, Anführerin.
leitesterne, Leitstern.
leitlîch, leidvoll, schmerzlich, betrübt.
si leitten, sie geleiteten, führten.
leitvertrîp, Vertreibung des Leides, Leidvertreiber.
leitvrouwe, Anführerin.
leker, Schmarotzer, Fresser, Lüstling.
lemblîn, lemmelîn, Lämmlein.
lend, Lende.
lendeken, nd., Ländchen.
lenden, landen.
lendic, lentic, lebendig.
lenen, lehnen.
lenge, Länge; die lenge, lang hin, lange Zeit, in der Länge.
lengen, lang machen, ausdehnen, aufschieben; sich lengen, sich in die Länge ziehen.
lenken, wenden.
he lêp, nd., er lief.
leparte, Leopard.
ik lêrde, nd., ich lernte.
lêre, Unterweisung, Belehrung, Rath; Anordnung, Fügung.
lêreknabe, Lehrling, Schüler, Gehülfe des Kapellans.
lêren, unterweisen, unterrichten, lehren, zeigen; gelêret wesen, gelernt haben, unterwiesen sein.
lêrn, nd., lernen.
lernen, lernen; lehren.

leschâ, lösche!
leschen, löschen.
lesemeister, Professor der Theologie oder Philosophie.
lesen, auflesen, sammeln; lesen.
leser, Traubensammler.
lespe, Lippe.
lest, letzt.
he lèste, nd., er löste.
lesterleich, schändlich.
he lêt, nd., er ließ.
lêt, nd., Leid.
letze, Lection, Lehre.
letze, Ende, Ort und Stelle, Posten.
letze, Verwundung.
letzen, 1) aufhören; 2) aufhören machen, aufhalten, hindern, verletzen, beschädigen.
leuber, *Plur.*, von loup, Laub.
ir leut, ihr läutet.
leven, nd., leben; er levet, er lebt.
leven, nd., Leben.
leven, nd., lieben.
lewe, Löwe.
lewff, Zeitläufe, Begebenheiten.
lezest, lezst, letzt; ze lezest, zuletzt.
lîb, Leben, Leib, Person.
libarte, Leopard.
lîch, Leib, Aussehen; Leiche.
lîcham, lîchame, lîchname, Leib, Leichnam.
lîchen, durchseihen; die muken si lichent, sie seiheten Mücken.
he licht, nd., er liegt.
lîd, Getränke, Obstwein, Most.
lid, Glied.
lidckeit, Ungebundenheit, innerliches Befreitsein.
lîden, nd. lîdin, 1) gehen, fahren, überh. sich bewegen; 2) leiden, ertragen, erdulden; sich leiden, sich gedulden.
lidig, frei, los, befreit.
lydmass, Gliedmaßen.
er lie, er ließ.
lieb, lieb, angenehm, Geliebter.
liebe, libe, Wohlgefallen, Freude, Lust; das Liebsein, Liebhaben, Liebe; liebe unt leide, Freude und Leid.
lieben, lieb, werth, angenehm sein, gefallen; Liebe, Angenehmes erweisen, lieben; angenehm, lieb, erfreulich machen; ez liebt mir, es ist mir lieb.
liederbringer, Sänger, Dichter.
lieff, nd., lieb.
lieffhaver, Liebhaber.
liegen, lügen, belügen, täuschen; an einen liegen, Einen verläumden; gelogen wesen, erlogen sein.
lieger, Lügner.
lieht, hell, strahlend, licht, glänzend, freundlich.
lieht, Licht, Helle, Leben, Welt; Evangelium, (Licht, Kerze); ze liehte bringen, an den Tag bringen.
liehteberndе, leuchtend, glänzend.
liehtgemâl, glänzend, mit Bildern verziert.
lichtgevar, hellfarbig, strahlend.
liehtvaz, Lampe, Leuchter.
he lienete, nd., er lehnte.
liep, lieb, angenehm, erfreulich, liebend, wohlmeinend.
liep, 1) Freude; 2) Geliebter.
liepgenæme, lieb u. angenehm.
liepkôsen, zu Gefallen reden.
lieplîch, lieblich, angenehm.
lieplichen, angenehm, mit Liebe.
liet, Lied, Gesang, Gedicht.
liever, nd., lieber.
er liez, er ließ; si liezen, sie ließen.
licze, Wahrsager, Zauberer.
liezen, loosen, das Loos werfen, zaubern, gaukeln, wahrsagen.
lîf, lyf, *Gen.* lives, Leib, Leben.
ligen, liegen; ligen an, beruhen auf.
lign alôê, Aloeholz.
lîhen, verleihen, zu Lehen geben.
lîht, lîhte, leicht, gering, niedrig, leichtlich, schwach; vil lîhte, sehr leicht, vielleicht, wahrscheinlich.
lîhte, Leichtigkeit.
lîhteclîch, leichtlich.
lîlachen, Betttuch.
lilige, lilje, Lilie.
lîm, Leim, Vogelleim; Verbindung.
lîmen, leimen, befestigen, verbinden; mit gelîmten ougen, mit fest auf einander gehefteten Augen.
limmen, knurren, knirschen, brüllen.
lîn, Leim.
linc, verkehrt, verschoben, link.
linde, lind, zart, mild, dünn, sanft, weich, nachgiebig.
linde, Linde; Schild.
line, äußere Gallerie im ersten Stockwerk, Fenster.
lyne, nd., Strick.
linge, guter Erfolg.
lingen, glücklichen Erfolg haben, gelingen.
lînîn, leinen.
lînlachen, Betttuch.
linsîn, Linse.
liuwât, Leinenzeug, Leinwand.
lîp, Leben, Leib, Gestalt, Person, Mensch; mîn lîp, ich; dîn lîp, du rc.; manec lîp, mancher.
lîpgeræte, Lebensmittel, Nahrung.
lîplîch, leiblich; lîpliche neigunge, Hingebung des Leibes, des Lebens.
liplich, nd., lieblich.
lîpnar, lîpnarunge, Lebensunterhalt, Nahrung.
lîprât, Lebensmittel.
lîre, Leier.
lîren, die Leier spielen.
lîse, leise, sachte, allmählich.
ich lise, ich lese, sammle.
list, Weisheit, Klugheit, Kunst, Wissenschaft; Zauberkunst; arger list, Betrug.
du lîst, du liegst.
liste, Leiste, Streifen, Borte.
listec, listic, listeclich, klug, listig, schlau; arglistig; geschickt, kunstreich.
listmachære, Künstler.
er lît, er liegt.
lit, Glied.
lite, Berghang.
lîtgebîn, die, welche das Getränk ausschenkt, Wirthin.
lithûs, Schenke.
ich liuge, ich lüge.
liugenheit, Lüge.
liuhte, Leuchte.
liuhtec, leuchtend, strahlend, glänzend.
liuhten, leuchten, strahlen, glänzen.
liument, liumunt, Leumund, Ruf.
liut, Volk, Menge; *Plur.* liute, Menschen, Leute, Volk.
liuten, ertönen lassen, läuten.
liuterlîch, lediglich, gänzlich.
liutern, säubern, reinigen.
lô, lasse!
lob, Preis, Ruhm, Lob.
lôb, Laub.
lobebære, lobelîch, loblîch, *Adj.*, loblîche, loblîchen, *Adv.*, lobenswerth, löblich, rühmlich.
lobeliet, Loblied.
loben, 1) loben, preisen, rühmen; 2) geloben, versprechen.
loberîs, Preiszweig, Ehrenkranz.
er lobtimz, er gelobte es ihm.
loch, Oeffnung, Höhle, Versteck.
lôch, Busch, Gebüsch, Wald, Hain.
löcke, Haarlocke.
locken, schmeicheln, liebkosen, reizen, locken.
lof, nd., Lob.
lögene, nd., Lüge.
se lôgent, nd., sie lagen.
logge, nd., Lüge.
loggener, nd., Lügner.

logich, Logik.
lôh, lôch, Gebüsch, Wald.
loiere, Lohgerber.
lôhe, Flamme.
lôhen, glühen, leuchten, flammen.
lok, Locke.
lôn, Belohnung, Lohn.
lônen, belohnen, vergelten, bezahlen.
lop, Preis, Lobpreisung, Ruhm, Lob.
lôrboum, Lorbeerbaum.
lôrschapellekin, Lorbeerkränzlein.
lorzwî, Lorbeerzweig.
lôs, frei, ledig, beraubt; ungebunden, ausgelassen, unbändig, leichtfertig, zuchtlos, falsch.
lôs, Zuchtlosigkeit.
lôsære, Zuchtloser.
lôschen, lauschen.
losen, horchen, aufmerken, lauschen.
lôsen, schmeicheln, betrügen.
lœsen, lôsen, lösen, loskaufen, befreien.
lôsheit, Schelmerei, Falschheit, Betrug, Zuchtlosigkeit.
lôslich, betrüglich, fälschlich.
lossam, nd., anmuthig, schön.
er lôst, er löste, erlöste; lôster, erlöste er.
lôsunge, Erlösung, Ablösung.
lôt, Metall, Gewicht, Loth.
loter, locker; zuchtloser Mensch.
loubec, belaubt.
louben, sich belauben; mit Laub bedecken.
louc, louch, Flamme, Lohe.
lougen, flammen.
lougen, Lüge, Läugnen, Verneinung; âne lougen, sunder lougen, unläugbar, fürwahr.
lougen, läugnen.
loup, Laub.
löuwe, Löwe.
lovelich, nd., lobenswerth.
loven, nd., 1) glauben; 2) geloben.
lôz, Antheil, Loos.
löz, Ablaß.
lôzen, das Loos ziehen.
lôzbuoch, Zauberbuch.
luc, Lug, Lüge.
lucerne, Leuchte.
lûchen, ziehen, zupfen, öffnen.
lûchte, nd., Leuchte.
er lûchte, nd., er leuchtete.
se lûchtin eyne, nd., sie leuchteten ein.
lucke, Oeffnung, Lücke.
lücken, 1) eine Oeffnung machen; 2) locken.
lüde, lûde, nd., Leute.
lûde, nd., laut.
lûden, nd., läuten.
lüejen, schreien, brüllen.
lufer, nd., Renner, Läufer.
er luff, er lief.
lug, nd. lugene, Lüge.
lügelich, lügenhaft.
lügenære, lügenêre, Lügner.
luhs, Luchs.
lûhte, Leuchten, Glanz.
er lûhte, er leuchtete.
lûn, Lohn.
lûne, Wechsel, Unbeständigkeit.
luoc, Höhle, Versteck, Lager.
luoder, Schlemmerei; Lockspeise.
luoderære, Schlemmer.
luogen, aufmerksam sehen, schauen, lugen, lauern.
er luot, er lud, belud.
er luote, er brüllte.
lüppe, Salbe, Zaubersalbe.
lüppikeit, Zauberei.
lurk, link.
lussam, anmuthig, schön, lieblich, wonnig.
lust, Gelüsten, Begierde, Wunsch, Wohlgefallen, Freude.
lusten, lüsten, gelüsten, verlangen; ez luste in, es gelüstete ihn, er trug Verlangen.
lüstern, aufhorchen, lauschen, lauern.
lustic, lusteclich, Wohlgefallen erregend, wohlgefällig, lieblich.
lût, lûte, helltönend, laut; lût werden, sich hören lassen, sich aussprechen.
lût, Ton, Schrei, Laut.
lûte, lûthe, nd., Leute.
er lûte, er läutete, lautete, ertönte.
lûten, ertönen, lauten.
lûter, hell, klar, rein, durchsichtig; ungefälscht, ächt; auserlesen.
lûterbrunne, klare Quelle, heller Brunnen.
lûterkeit, Helligkeit, Reinheit.
lûterlich, *Adj.* lûterlichen, hell, klar, rein, ungetrübt.
lûtertranc, über Gewürz abgeklärter Rothwein, Gewürzwein.
lûtervar, glänzend.
lûtir, nd., lauter, rein.
lûtist, lautest, am lautesten.
luttik, nd., wenig.
lützel, klein, kurz, gering, wenig; kein; lützel iemen, Niemand.
lûzen, verborgen liegen, heimlich lauern, lauschen, horchen.

M.

ich mac, mach, ich mag, ich kann.
mâc, nd. mâch, Verwandter.
ik mach, nd., ich mag, kann.
machen, hervorbringen, bewirken, machen.
si machotent, sie machten.
du macht, du kannst, magst.
mâd, Mähen, Mahd.
mæder, Mäher, Mäder.
magdîn, magedîn, Mägdlein.
mage, Magen.
magenkraft, Macht, Kraft, Majestät.
mâger, 1) mager; 2) Magerkeit.
mageschop, nd., Verwandtschaft.
maget, magettein, magt, Jungfrau.
magetlich, magtlich, jungfräulich.
magetuom, Jungfrauschaft.
ich magiu, ich mag euch, kann euch.
sich mäheln, sich vermählen.
mahelvingerlîn, Verlobungsring.
du maht, du magst, kannst; ich mahte, ich mochte, konnte; wir mahten, mahtin, wir mochten, konnten.
maht, Macht, Kraft, Vermögen, Menge.
mahtic, mähtig, mächtig, kräftig.
mail, Flecken, Befleckung, Sünde.
main, falsch, trügerisch.
main, Falschheit, Verrath.
maynen, nd., mahnen.
mait, Jungfrau, Mädchen.
mâl, Punkt, Fleck; Zeitpunkt, Mal; Zeichen, Nagel, Zierat, Mahlzeit, Gericht; ze mâle, zu male, auf einmal; zeim mâle, einmal.
malhe, Tasche, Reisesack.
malich, mallich, nd., männiglich.
maln, mahlen, zerreiben, zerstören.
ich man, ich mahne.
man, 1) Mann, Mensch, Ehemann, Geliebter; Ritter, Vasall, Dienstmann; 2) man.
mæn, mähen; ze vrône mæn.
manbære, mannbar.
mâne, mânde, Mond.
mane, Mähne.
manec, manic, manech, manich, manc, manch, viel, groß.
manecvalt, manicvalt, vielfach, mannigfaltig, mancherlei.
manen, erinnern, auffordern, antreiben, bitten, mahnen.
mânet, Monat.
mangen, entbehren.
mangnet, Magnet.

manheit, männlicher Sinn, Tapferkeit.
maniger lei, maniger leige, mancherlei.
mank, nd., zwischen, unter.
manlîch, *Adj.*, manlîchen, *Adv.*, männlich, tapfer.
manmuot, männlicher Sinn.
mann, Mond.
mannelîch, Jedermann.
mannen, dienen, huldigen; heirathen.
mannich, nd., manch.
mans, *Pl.*, nd., Männer.
mans, man sie.
mânschîne, Mondschein.
manslaht, Mord, Todschlag.
mântac, Montag.
mantelîn, Mäntelchen.
mar, überreif, mürb.
marc, Mark; Gränze.
march, Pferd.
mære, wovon viel und gern gesprochen wird, allbekannt, berühmt, herrlich, wichtig, lieb, werth, theuer.
mâre, mære, Erzählung, Kunde, Bericht, Rede, Begebenheit, Geschichte, Nachricht; Ding, Sache, Gespräch; mære sagen, sprechen, erzählen; mære vernemen, erfahren, erleben; ez kumt mir ze mære, es wird mir bekannt; si wellent an diu alten mære, sie wollen sich auf die alten Dinge, Gewohnheiten richten.
margarîte, Perle.
margt, Markt.
marh, Pferd.
er marhte, markte, er merkte.
mark, Pferd.
marke, Gränze, Marke.
marke, Mark (Silbers oder Golds).
market, Markt.
marmel, marmelstein, Marmor.
marmelîn, von Marmor.
marnære, Seemann, Schiffer.
marschalc, 1) Pferdeknecht, Pferdeaufseher; 2) Marschall.
mart, Markt.
mart, nd. mârte, Marder.
martel, marter, Marter.
marterære, martelære, marterêre, Märtyrer.
marteren, marterôn, martern.
marterlich, qualvoll.
masboum, Mastbaum.
mâse, Narbe.
maser, Krug, Becher.
massenîe, Hausgesinde, Hausgenossenschaft; Hofstaat.
masslaid, Ekel; Verdrießlichkeit.
mat, erschöpft, kraftlos, verarmt, beraubt; matt (im Schachspiel); mat tuon, vernichten, ein Ende machen.
mate, nd., Maß.
mate, Wiese.
mâterje, Stoff, Gegenstand, Inhalt.
matte, grobe Decke.
mâwen, schreien, kläglich brüllen.
mawsen, sich mausen (von Vögeln).
maz, Nahrung.
mâze, Maß, Regel, Vorschrift; Art und Weise; Masse, Menge, Größe, Länge, Schwere, Kraft; Mäßigung; die mâze, der mâze, in der Art; ze mâze, ze guoter mâze, gehörig, angemessen; ze mâze komen, angemessen sein; ûz der mâze, ûzer mâzen, über die Maßen, überaus; âne mâze, zu sehr.
sich mâzen, sich mäßigen, enthalten.
mæzekeit, Mäßigkeit.
si mâzen, sie erwogen.
mæzic, mäßig.
mæzlîch, mæzlîchen, mit Maß, wenig; nicht.
mê, mehr, fortan, sonst, noch; aber, sondern.
meht, Macht.
mechtiglich, mächtig, mit Macht.
mede, nd., mit, zugleich.
medrîn, aus Marderfell.
megen, mögen.
megelichin, nd., mühsam.
megetîn, Mägdlein.
megetlich, jungfräulich.
mehelen, heirathen.
mehre = mære.
ich mehte, ich möchte.
mehtic, mehtig, mächtig, kräftig.
er meid, er mied.
meide, Jungfrau, Mädchen.
meie, meije, meige, Mai, Mailied.
meien, Mai machen, d. h. sich den Freuden des Frühlings überlassen.
meyenpad, Maienbad.
meier, meiger, Pächter.
meigrammen, Maischmerz.
meil, Flecken, Mal, Befleckung, Sünde.
mein, der Fehl, Falschheit, Verrath, Unrecht, Frevel.
mein, *Adj.*, falsch, trügerisch.
si meinde, sie neigte sich hin, sie liebte.
meine, Meinung, Sinn, Bedeutung.
meineide, meineidig, eidbrüchig, verrätherisch.
meinen, denken, glauben, wähnen; erwähnen; bedeuten, bezwecken, im Herzen tragen, lieben; daz meinet, das bedeutet.
meines, falsch, verrätherisch.
meinstreinge, gewaltig, tapfer.
meinswerer, Meineidiger.
meinswern, falsch schwören.
meintât, Verbrechen.
meinunge, Sinn, Absicht.
mein zwîc, Maienzweig.
meist, *Adj.* größt, meist; *Adv.* am meisten.
meisteil, meisteile, meistentheils, größtentheils.
meister, Lehrer, Gebieter, Aufseher.
meisterinne, Aufseherin, Erzieherin.
meisterlich, meisterhaft, kunstreich.
meistern, verfertigen, hervorbringen, schaffen.
meisterschaft, Vollkommenheit, Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit; Ueberlegenheit, Oberherrlichkeit; Gewalt, Macht; meisterschaft halten, beherrschen.
meit, Jungfrau.
meitlîch, jungfräulich.
melde, Anzeige, Nachricht, Meldung; Verrath, Lüge.
melden, anzeigen, verrathen, aussprechen.
melwe, melewes, Staub.
men, nd., man; 2) aber, sondern; nur.
mene, manch, viel, groß.
menelich, Jedermann.
menden, sich freuen.
mêne, nd., gemein, allgemein.
menege, Menge.
menen, vorwärts treiben, antreiben.
menen, nd., meinen.
menic, manch, viel, groß.
menie, menige, menigî, große Zahl, Menge, Volksmenge.
mening, nd., Meinung.
menlîch, Jedermann.
menne, nd., Männer.
mennin, nd., männisch.
mennischin, nd., Menschen.
mennislich, *Adj.*, menneschliche, *Adv.*, menschlich.
menscheit, menschliche Natur; Menschheit.
mensur, Töne, die in einem bestimmten Tempo auf einander folgen; quint unt quart mensur, die in einem solchen Tempo vorgetragenen Noten einer Quint oder Quart.
meont, Mond.
mer, nd., mir.
mer, meri, Meer.
mer = mære.

mêr, mêre, mehr, fortan, sonst, noch; aber, sondern.
merbot, Mohr.
merehen, merken.
mère = mære.
merefisch, Seefisch.
meregarte, meerumschlossene Erdscheibe, Erde.
mêren, vermehren, vergrößern.
mergrieze, Perle; stoubine mergriezen, falsche Perlen.
merke, Aufmerksamkeit.
merkære, merkère, merker, Aufpasser, Beurtheiler.
merken, Acht geben, beachten, wahrnehmen, bemerken, beurtheilen; sich einprägen.
merklich, ansehnlich.
merkttag, Markttag.
merlin, Amsel.
mermelîn, von Marmor.
mermelstein, Marmor.
merminne, Meerweib.
mêrre, merre, mehr, größer.
merrint, Meerrind.
merrouber, Seeräuber.
merwip, Wassernixe.
merze, März.
merzisch, den März betreffend; merzische winde, Märzwinde.
mes, eine Art Maß.
messetac, Fest, Kirchweih.
mêst, nd., meist, am meisten.
meste, Mast, Mästung.
mesten, mästen, füttern.
met, Meth.
metti, mettîn, mette, Frühmesse, Mette.
metziger, metzler, Metzger.
mewskost, Mausdreck.
mez, Maaß.
mezen, mezzen, messen, abmessen, vergleichen, erwägen, berechnen; aufmessen, zumessen, erkennen.
my, mî, nd., mir, mich.
michel, *Adj.* u. *Adv.*, groß, stark, bedeutend, sehr, viel.
michels, um Vieles.
mide, mit.
miden, entgehen, ausweichen; vermeiden, unterlassen.
mies, Moos, moosartiges Haar, Staub.
miete, myete, Lohn; Bezahlung, Bestechung.
mieten, belohnen.
mile, Meile.
milte, freundlich, gütig, lieblich; freigebig, mildthätig, reichlich.
milte, Freundlichkeit, Barmherzigkeit, Mildthätigkeit, Freigebigkeit; milterich, mildreich, mildthätig.
miltekeit, Freigebigkeit.
milticlichen, milteclîche, freigebig.
milwe, Milbe.
mîme, meinem.
mîn, 1) *Gen.* von ich, meiner; 2) *Pron.* poss. Nom. mein, *Dat.* meinen.
min, minerre, minder, weniger.
minnære, Liebhaber.
minne, Liebe (vrou minne, Venus), Geliebter, Liebchen, Geliebte; Andenken, Geschenk; dîn minne, die Liebe zu dir.
minnebant, Liebesfessel.
minnebære, reizend.
minneberndc, Liebe hervorbringend.
minneclich, minnecklîch, minneclieh, lieblich, schön; liebend, liebevoll, liebenswürdig, freundlich.
minnen, lieben.
minner, kleiner, geringer, weniger, minder.
minner, Liebhaber.
minnerlîn, kleiner Liebhaber.
minnern, kleiner werden, abnehmen.
minnesanc, Liebeslied.
minnesinger, Liebesdichter.
minnest, am mindesten.
minre, minder.
mînre, *Gen.* d. *Pron. poss. fem.* meiner.
mynsch, nd., Mensch.
minze, Krausemünze.
myrken, nd., merken.
mirn, mir ihn.
mirne, mir nicht.
mirre, Myrrhe.
mirst, mir ist.
mysdadiger, nd., Missethäter.
miselsuht, Aussatz.
miselsühtec, aussätzig.
mîsencar, Messer.
mishüeten, nicht recht hüten.
mislich, mislieh, verschiedenartig, mannigfach; mißlich, übel.
misse, Messe.
misse, Irrthum, Gebrechen, Fehler.
misse, fehlend, leer, entblößt; unrecht, übel.
missebieten, Unrecht thun; angreifen.
missedienen, übel dienen, beleidigen.
missefælen, Unglück haben.
si missefuoren, sie verirrten sich, thaten Unrecht.
missegân, fehlschlagen, übel gehen.
missegeschehen, übel gehen.
ez missegiene, missegie, es ging übel.
missehabe, Leidwesen, Klage.
missehagen, übel gefallen.
missehellen, nicht übereinstimmen.
missehellunge, Zwietracht, Uneinigkeit, Mißhelligkeit.
misschüeten, nicht recht hüten.
si missehullen, sie stimmten nicht überein.
missekern, irre gehen, einen falschen Weg einschlagen.
misseleben, übel leben, sündlich leben.
misselich, misseleichen, ungleich, verschieden; mißlich.
missclichen, mißfallen.
misselingen, fehlschlagen, mißlingen.
missemachen, unrecht thun, fehlen.
missemâlen, bunt bemalen.
missepris, Schande, Unehre.
missereden, übel reden.
missrîten, fehl reiten.
missesagen, falsch berichten, Unwahres sagen.
misseseit, falsch berichtet.
missesprechen, übel sprechen.
missestede, Unstätigkeit.
missetât, Unrecht, Missethat, Sünde.
missetrûwen, mißtrauen.
missetuon, Unrecht thun.
missevallen, mißfallen, nicht gefallen; widerstehen, gefährlich werden.
missevar, fahl, bleich, von übler Farbe; missevar werden, die Farbe ändern, eine üble Farbe bekommen.
missevarn, sich verirren, Unrecht thun.
missewende, schlimme Wendung, Mißgeschick, Fehl, Tadel, Unrecht.
missewenden, übel deuten, tadeln.
missezemen, schlecht ziemen, übel anstehen; mißfallen.
mit, mit, in, unter, bei, von, durch, vermittelst; mit alle, völlig, gänzlich.
mit, mite, mit, damit.
mite varen, begleiten, verfahren.
miteteilære, Theilnehmer.
mitewist, mitwist, Gegenwart; Gemeinschaft, Gesellschaft.
mitraiser, Gefährte.
mitte, in d. Mitte, halb.
mittel, mittler.
mittel, Mitte.
mitten, in mitten, en mitten, mitten.
mitter naht, Mitternacht.

mitte tac, Mittag.
mittervrî, ein Freier mittlern Rangs, der von einem Freien höchsten Rangs abhängt.
mittich, Mittwoch.
miuse, Mäuse.
mizzichz, messe ich es.
môc, Verwandter.
model reyff, vorgezeichneter Kreis.
môdes, nd., des Muthes.
modich, nd., muthig.
môge, nd., möget.
ich mohte, ndrh. moichte, ich mochte.
ich moisse, ndrh., ich müsse.
moitwil, ndrh., Muthwille.
monnik, nd., Mönch.
montâne, Berg.
môr, Mohr.
môraz, Maulbeerwein.
morder, nd. mordenere, Mörder.
mordic, mörderisch, mordgierig.
mœrîn, Mohrin.
morn, morne, morgen, morgens.
mort, gemordet.
mort, Mord, Verbrechen überhaupt.
mortgîtic, mordgierig.
mortgrimme, mordgierig.
mortic, mortlîch, *Adj.*, mortlîchen, *Adv.*, mörderisch.
mortræche, mordgierig.
mortsam, mörderisch.
mos, Sumpfgegend, Mohr, Bruch.
môs, Moos, Sumpfgegend, Rasen.
môsc, môsze, Maß; ûf dic môsze, ungefähr.
môster, nd., mußte er.
ik, it mot, nd., ich, es muß.
môt, nd., Muth.
mœten, nd., müssen.
gy moten, ihr müßt.
môtir, nd., Mutter.
moultwurm, Maulwurf.
he môwit, nd., er macht Kummer, Verdruß.
he moz, nd., er muß.
môzhûs, Thurm, Gefängniß; Speisesaal.
mucke, Fliege.
mûde, nd., müde.
mûder, nd., Mutter.
mûdir, mögt ihr, könnt ihr.
müede, müde, ermattet.
müede, Müdigkeit, Mattigkeit.
müedine, elender Wicht, Bösewicht; ein lästiger Mensch.
müeje, Bekümmerniß, Verdruß, Beschwerde, Mühe.
müejen, plagen, betrüben, bekümmern, verdrießen.
müelich, müelîchen, beschwerlich, mühsam, ungern; mit Mühe, ungern.
müelicheit, verdrießliches Wesen.
müemel, Mühmchen, Bäschen.
müen, plagen, betrüben, ärgern, verdrießen.
muetiklich, guten Muths.
müezeclichen, mit Muße, unthätig.
müezec, Muße habend, unthätig.
müezekeit, Unthätigkeit.
müezen, sollen, müssen, können, mögen, dürfen.
muezhuez, nd., Thurm, Gefängniß; Speisesaal.
mügelich, was geschehen kann oder sollte.
mugen, mügen, vermögen; Schuld sein, im Stande sein; können, sollen, dürfen, wollen, wünschen; ich müge, ich möge, sie mugent, mügent, sie mögen.
mugende, vermögend, fähig.
mugent, Vermögen, Macht.
mugentheit, Vermögen, Kraft.
mugge, müke, muke, Mücke.
müglich, mit Mühe; möglich.
mûl, Maulesel, Maulthier.
mül, Mühle.
mülnærc, mülucr, Müller.
wir, si mun, wir, sie mögen.
müuch, munich, munch, Mönch.
müudc, *Plur.*, v. muut, Mund.
mündel, mündelîn, Mündlein.
munkel, Gemunkel.
munt, Mund, Rachen.
munt, Schutz, Bewachung.
münten, nd., münzen.
muoder, Bedeckung, Brustharnisch, Leibchen.
er muol, er mahlte.
muome, Muhme.
muot, Speise, Essen, Gemüse, Brei; zc muote sitzen, sich an den Tisch (zum Essen) setzen.
muosbart, Einer, der vor Alter das Muß in den Bart schüttet.
ich muose, ich mußte.
muot, Seele, Geist, Sinn, Gesinnung, Herz; Begehren, Wunsch, Verlangen, Neigung, Ueberlegung, Verstand, Entschluß, Absicht, Gedanke; Hoffnung; Muth; Gemüthszustand, Stimmung; muot haben, die Absicht haben; hôher muot, froher Muth, edles Gemüth, edler Stolz; swacher muot, unedle Denkungsart; tumber muot, Unerfahrenheit; mir ist ze muote, ich habe im Sinn.
ich muote, ich ärgerte, beunruhigte, plagte.
muoten, begehren, verlangen; Willens sein, gedenken.
muotcr, Mutter.
muoterbarn, Mutterkind, Mensch.
muoterein, allein, mutterseelenallein.
muoterhalp, mütterlicher Seite.
muotic, muthig.
er muotin, er betrübte ihn.
muotgelüste, Verlangen.
muotwille, freier Wille; Ausgelassenheit, Sittenlosigkeit.
muotwillec, muotwillens, aus freiem Willen.
muowen, plagen, betrüben.
muoze, freie Zeit, Muße.
mûre, Mauer.
mûren, mauern.
mürmeln, murren.
mürmelunge, das Murren.
mürmendîn, Murmelthier.
mursel, Bissen, Leckerbissen.
mûs, Maus.
museke, Musik.
mûsen, mausen, Mäuse fangen.
mûsz, die Mause (von Vögeln).
müszieren, schmücken.
se muttin, nd., sie forderten.
mutwillen, Muthwillen treiben.
he mûwetc, nd., er betrübte, ärgerte.
mûze, Zoll, Mauth.
mûze, das Mausen (v. Vögeln).
mûzen, ändern, sich mausern.

N.

na, nd., nahe; to na, zu nahe (treten, getreten).
nâ = nâch, nd., nähe.
nablyve, nd., unterbleiben.
nac, Nacken.
nâch, *Praep.* nach, auf, zufolge, gemäß; *Adv.* beinahe; vilnâch, beinahe ganz; nâch diu unde, nach dem, was.
nâch, nahe.
nâchen, nähern.
nâchgebûr, nâchgepûr, nâhgepûr, Nachbar.
nâch geschriben, nachher geschrieben, folgend.
nachhengen, folgen, trachten.
nachrætic, hinterlistig.
nâchslac, Schlag von hinten.
nâchswauc, Schleppe.
nachtbehalde, Nachtlager, Herberge.
næchten, gestern Nachts.

nachtper, Nachbar.
nâehwendielichen, nachbarlich.
nacket, nackent, nackt.
nadelbein, Nadelbüchse.
nae, nd., nach.
nâh, 1) nach; 2) nahe.
nâhe, nâhen, næhe, nahe; nâhen ligen, am Herzen liegen; nâhen gân, zu Herzen gehen; nâhen, næhen, næhern, sich nähern.
næhest, nâhest, nächst; ze næhest, zuletzt.
nâhgebûr, Nachbar.
naht, Nacht; des naehtes, Nachts.
nahtegal, Nachtigall.
nahten, Nacht werden, nachten.
nahtselde, Nachtlager, Herberge.
nâhwendic, benachbart, nahe, zukünftig.
næjen, næn, nähen.
name, Name, Wesen, Ding, Eigenschaft, Stand; dîn nâme wirt hôh an guote, du gilst für reich; bî namen, im vollen Sinn des Wortes; kurz, fürwahr.
namelichen, namentlich, nämlich.
namen, nennen.
namhaft, berühmt.
er nan = nam, er nahm.
nâr, näher.
nar, Nahrung; Rettung, Heil.
nâriuwe, Nachreue, Reue.
narre, Thor, Narr.
narreboc, der wie ein Bock thut.
narrecht, thöricht, närrisch.
narrekeit, Narrheit.
nas, nase, Nase.
nasbant, Eisenstreifen am Helm zur Bedeckung des Gesichts.
naschung, Näscherei.
nat, nd., naß.
nât, Naht.
er nâte, nähte, heftete.
nætel, Näthlein.
natrâ, Natter.
natiure, natûre, Natur.
natiurlich, natürlich.
nawr, nur.
naz, naß.
ne, ne — verneinendes Adverb, nicht, wenn nicht, wofern nicht.
nebelkrâ, Krähe.
neben, nebent, gleichmäßig, eben, genau, bequem, sorgfältig.
nechten, gestern Nachts.
er nechunde, er konnte nicht.
ich nedarf, ich darf nicht.
neder, nd., nieder.
wir nedurfen, wir dürfen nicht.
negein, kein.
negelîn, Nelke, Nägelein.
negen, nd., neun; negentwingest, neun und zwanzigst.
si negereten, sie begehrten nicht.
ich negetôz nimmer mêre, ich thue es nimmer mehr.
er negwinnis = ne gewinne es, er gewinne davon nicht.
nehein, kein.
nêhen, nähern.
er nehete, er hätte nicht.
nehôrtich, hörte ich nicht.
nehte, *Gen.* u. *Dat.*, von naht, Nacht.
nehten, nehtin, in der vergangenen Nacht.
ney, ndrh., nimmer.
neigen, senken, beugen, neigen, schwach machen, demüthigen; sich neigen, sich verbeugen; er neic, er neigte.
neinâ, ach nein! ja nicht!
neisen, verderben, betrügen.
neist, ist nicht.
neit, nicht.
neizwâ, irgend wo.
neizwanne, irgend wann.
neizwar, irgend wohin.
neizwaz, Etwas, ich weiß nicht was.
neizwie, irgend wie.
du nekomst, du kommst nicht.
nêlikin, nd., Nelke.
nemelîchen, namentlich, genau.
nemen, empfangen, annehmen, vernehmen, ergreifen, unternehmen, über sich nehmen.
nemlich, namentlich.
nên, nd., kein.
nennen, nennen, rühmen, als eigen zusprechen.
ich nennes, ich nenne sie.
si nent = nemt, sie nehmen.
nern, retten, befreien, schützen, nähren; vor der helle nern, von der Hölle retten.
er nerôehte, er gab nicht Acht, kümmerte sich nicht.
nerrischeit, Thorheit.
du nesagetest, du sagtest nicht.
nest, Nest, Lager, Höhle.
nestel, Bandschleife, Schnürriemen.
nesteln, festbinden, schnüren.
nesten, nisten, wohnen.
er nestuont, er stand nicht.
ez netouc, es nützte nicht.
netze, Netz, Garn.
netzen, nässen, anfeuchten; ze netzenne, zu netzen.
neür, nur.
er nevant, er fand nicht.
neve, Neffe, Vetter.
er nevert, er fährt nicht, geht nicht.
er newart, er wurde, ward nicht.
neweder, keiner von beiden; neweder — noh, weder — noch.
newederhalp, auf keiner von beiden Seiten.
newen, erneuern.
newiht, Nichts.
ich newirde, ich werde nicht.
newlich, jüngst, neulich.
news, von Neuem, neuerdings; neu.
nezze, Nässe.
nezzel, Nessel.
nezzen, nezzin, naß machen, netzen.
nichein, keiner; nicheineme, keinem.
nichsnicht, Nichts.
nieken, beugen, knicken.
nŷd, nd., Neid.
nîdære, Neider.
niden, nidene, unten.
nîden, beneiden, mißgönnen, hassen.
nider, nidere, *Adj.*, niedrig, gering; *Adv.* niedrigs, unter, unten, nach unten hin; nidere legen, mit Stillschweigen übergehen.
nidercleit, unteres Kleid, Hosen.
nideren, erniedrigen, stürzen.
nidergewant, untere Bekleidung, Hosen.
niderheit, Niedrigkeit.
nidersigen, niedersinken, zusammensinken.
niderwart, abwärts.
niderworgen, zu Boden würgen.
nye, nd., neu.
nieht, Nichts, nicht.
nieman, niemen, niemant, Niemand.
nie mê, nichts mehr, noch nie, sonst nie.
niemer, nimmer, nimêr, nicht mehr.
niender, niendert, nirgend, gar nicht.
niene, nien, nine, 1) gar Nichts; 2) gar nicht.
niergen, nirgends.
niet, 1) Nichts; 2) nicht.
nieten, versuchen, sein Gelüste büßen; sich nieten, sich anstrengen, sich befleißen; sich erfreuen; sich vergnügen; satt werden.
niezen, haben, gebrauchen, Nutzen, Genuß haben.
niftel, Nichte, Verwandte.
nigen, sich verneigen, sich beugen, sich verneigend danken.
nigromanzie, Geisterbeschwörung, Zauberei.
niht, 1) Nichts; 2) nicht.

nimêr, nimer, nicht mehr.
ninder, nindert, nirgend, gar nicht.
nine, nin, gar nichts, nicht.
er nint, er nimmt.
nis, nist, nicht ist.
nît, Haß, Mißgunst, Eifersucht, Leidenschaft.
nîtspil, feindseliges Spiel, Kampf.
niugerne, begierig, neugierig.
niun, Nichts als, außer.
niun, neun; niunde, der neunte.
niur, nur.
niut, Nichts, nicht.
niuwan, niuwen, Nichts als, außer, ausgenommen nur, nur nicht.
niuwe, niwe, neu.
niuwen, erneuern.
niuwes, neu, neulich.
niwan, Nichts als, außer.
niwe, neu.
niwære, es wäre denn.
niwen, Nichts als, außer.
niwesliffen, neugeschliffen.
er niwil, er will nicht.
niwit, Nichts, nicht.
nôch, nahe.
nochtan, obgleich.
node, nd., ungern.
nogest, nd., nächst.
noh, noch.
noit, ndrh., Noth.
nôlde, Nadel.
nomen, nd., nennen.
nône, die neunte Stunde (d. h. 3 Uhr Nachmittags).
nôt, heftiges Verlangen, eifriges Streben, Drangsal, Mühe, Nothwendigkeit, Bedürfniß; Noth, Gefahr; sos nôt wirt, wenn es nöthig wird; mir ist nôt, ich bedarf, ich bin gedrungen.
nôt, nöthig.
nôtbete, Zwangsarbeit, Zwangsabgabe.
nôtdürftig, nöthig.
nœten, noten, nöthigen, zwingen.
nôthaft, bedrängt, in Noth, dürftig, arm.
nôtic, bedrängt, dürftig; dringlich, nothwendig.
nôtliche, mühselig, gefährlich.
nötzen, naß machen, benetzen.
nouwe, nd., kaum, fein; den nouwesten rât hebben, aufs Vertraulichste Rath ertheilen.
er nôz, er genoß.
nôz, Stück Vieh, Hausthier; Esel.
nû, nu, jetzt, nun; also, daher.
nûmâris, *Gen.* der Neuigkeit.
nummê, nummen, nümmer, nicht mehr.
nunne, Nonne.
nuo, nun, sogleich.
si nuogen, sie nagten.
nüschel, Spange, Schnalle.
nüt, *Gen.* nütes, Nichts.
nütschel, Nichts.
nutte, nd., nützlich.
nûwent, nur, bloß, allein.
nuz, nutz, Nutzen, Vortheil.
nütze, nuzze, nützlich, einträglich, vortheilhaft.
nützelîche, auf nützliche Weise.
nützen, nützen, helfen; benützen, gebrauchen.

O.

ob, wenn, ob, daß; waz ob, wie wenn.
ob, obe, 1) *Präp.* über, auf, oberhalb; 2) *Adv.* oben.
obedach, Obdach.
oben, obene, von oben herab, oben.
ober, über, über — hin.
ober, (der) obere, überlegen.
obergnôz, der höchste unter den Genossen.
oberist, oberst, höchst.
obez, obz, Obst.
obil, nd., übel.
oblatelin, oblant, Oblate.
obwendic, abwendig.
och, ôch, auch.
ode, od, oder, oder.
ôde, œde, *Adj.*, œdelîchen, *Adv.*, leicht, leer, gebrechlich, eitel.
of, nd., wenn.
ôfenture, Abenteuer; Bericht.
off, nd., oder.
offen, offen, offenbar.
offen, öffnen, offenbaren, bekannt machen.
offenbâre, offenbære, offen, frei, offenbar.
offenlîche, öffentlich.
offer, nd., Opfer.
ogen, nd., Augen.
ôheim, œheim, Oheim.
ohse, Ochse.
ohsendiech, Ochsenbein.
ôk, nd., auch.
ôlant, nd., Insel.
olbende, Kameel.
old, nd., alt.
ole, olei, Oel.
öleboum, Oelbaum.
olizwî, Oelzweig.
ölunge, Oelung, Salbung.
ôm, nd., Oheim.
ôn, ohne, un —
ôngestrittet, nicht angegriffen.
open, nd., öffnen.
open, nd., offen.
openbaren, nd., offenbaren.
opher, opfer, Gabe, Opfer, besond. Meßopfer.
opheren, ophern, opfern.
ordêl, ordell, nd., Urtheil.
orden, Regel, Ordnung, Weise, Stand, Orden, Ritterorden.
orden, ordenen, ordnen, anordnen.
ordenlîch, *Adj.* ordenliche, ordentlich, der Ordnung gemäß.
ordenunge, ordnunge, Ordnung, Anordnung, Regel, Verfassung.
ôre, ôr, Ohr.
ôrerûmen, ins Ohr raunen.
organieren, orgeln.
oryzon, Horizont.
orke, Oger, Popanz.
orkunde, nd., Urkunde.
ôrlof, nd., Erlaubniß, Urlaub.
orlogen, nd., Krieg führen.
ôrohte, geöhrt.
ors, Roß, Streitroß.
ôrsake, nd., Ursache.
ort, Ende, Ecke, Spitze, Schärfe, Schwert.
ort, Vierteltoth, Viertelgulden.
orthabe, Urheber, Anführer.
œsen, ausschöpfen, verschlingen, verwüsten.
osse, nd., Ochs.
si ossent, sie schnitten, drangen durch.
ôsteraffe, östreichischer Affe.
ôstergans, östreichische Gans.
ôstergloien, Osteragley.
osterlîch, österlich, festlich.
Ôsterman, Oestreicher.
ôstern, Ostern.
ôstrit, ostwärts.
ostrum, Purpurschnecke.
ot, ôt, nun, nun einmal, freilich, halt.
ôten, Athem.
ôtmodichlik, nd., demüthiglich.
ôtmôte, Herablassung, Demuth, Sanftmuth.
ouch, auch, ferner, überdies; noch.
ouge, Auge.
ougen, zeigen, erweisen.
ougensihtic, augenscheinlich.
ougenweide, Anblick, Schauspiel.
ougest, August (Monat).
ouwe, Strom, Fluß; Wiese, Aue.
ouwê, ouwî, o weh!
ovel, nd., Uebel.
ovele, nd., übel.
oven, Ofen.
over, nd., über.
overdât, nd., Gewaltthat, Verbrechen.
overgeven, nd., übergeben.
overmûde, nd., Uebermuth.
overst, nd., oberst.
overwunnen, nd., überwunden.
owê, owî, o weh!

P. (s. auch B.)

pâbest, Pabst.
pad, Pfad.
er padôte, er badete.
pâgen, streiten, heftig thun.
pala, Pallast, größeres, ein Hauptgemach enthaltendes Gebäude.
palc, Scheide.
pald, kühn; schnell; alsbald.
palmâtside, ein Seidenzeug.
palme, Palme, Palmenzweig.
panel, Faß, Becher.
(*er*) panste, er dachte.
pant, Pfand.
pantel, Panther.
pape, nd., Pfaffe.
(*diu*) par, Geschlecht, Art, Nachkommenschaft; Gebärde.
sie par, sie gebar.
par, nackt, ermangelnd, frei.
parât, parâte, Bereitschaft.
paradis, Paradies.
parlament, nd., parlement, Versammlung, Händel, Besprechung.
parlieren, reden, schwatzen.
parolle, Wort, Rede.
parte, Streitaxt.
pärtling, Laienbruder.
pat, nd., Pfad.
pauman, Bauer.
paurecht, Bauernrecht, Pachtrecht.
Pâwel, Paul.
pauwelûne, Pavillon, Zelt.
pech, Pech, bildlich: Hölle.
pechâre, Becher.
peger, Begehr, Wunsch.
er peif, nd., er pfiff, blies die Pfeife.
den perigen, den Beeren.
pert, Pferd.
pet, Bitte.
er pettôte, er betete.
pew, Bau, Gebäude, Last.
pfâ, Pfau.
pfaffe, Geistlicher.
pfaflîch, geistlich.
pfaht, Gesetz, Satzung.
sie pfanten, sie beraubten, brandschatzten.
pfâwe, Pfau.
pfâwin, von einem Pfau.
pfeit, Unterkleid.
pfellel und pfellerîn, s. phellel.
pfenden, pfänden, berauben.
pfennewert, eines Pfennigs werth, von geringem Werth.
pferit, Pferd.
pfister, Bäcker.
pfinztac, Donnerstag.
pfleg, Uebung.
pflegære, Verwalter.
pflegen, besorgen, brauchen.
pfliht, pflihte, Gewöhnung, Pflege, Fürsorge, Theilnahme, Besorgung, Antheil, Verkehr, Verbindung, Genossenschaft.
pflihten, sich in Jemandes Dienst begeben.
(*er*) pflit, er pflegt.
pfluoc, Pflug.
phose, Tasche am Gürtel.
pfrüende, Einkommen, Unterhalt, Pfründe.
pfuch, pfui.
pfûchen, pfuchzen.
phacht, Gesetz, Satzung.
phade, pfat, Pfad.
phalenze, Palast.
phant, Pfand.
phellel, ein kostbares Baumwollenzeug; davon das *Adj.* phellelîn.
pherit, phert, phärt, Pferd.
phieselgadem, heizbares Frauengemach.
phifen, pfeifen.
phil, Pfeil.
phister, Bäcker.
sie phlägen, sie pflegten, besorgten.
phlegen, besorgen, sich annehmen, treiben, thun; brauchen, besitzen, haben, gewohnt sein; sich einer Sache bedienen, Einem zu Dienste sein.
phliht, Pflege, Fürsorge.
phlug, nd., Pflug.
phnâst, das Schnauben.
er picc, er stritt, zankte.
pin, pyn, pine, pyne, Schmerz, Qual.
Pinte, Name der Henne im Thierepos.
pirmit, Pergament, pirmit virgineum, Jungfrauenhaut.
si pirt, sie gebärt.
pistel, Epistel.
piten, warten, harren.
si piugent, sie beugen, biegen.
piunt, eingezäuntes Feldstück, Bünte.
(*er*) plac, plage, er pflegte, besorgte, si plâgen, sie pflegten, besorgten.
plâge, Unglück.
plâgen, strafen, züchtigen.
plân, plâne, Ebene.
planiure, Ebene, Kampfplatz.
plären, Jammern, Klagen, Weinen.
plas, nd., Wassergrube, Pfütze; to plasse bringen, zu Fall bringen, in Noth bringen.
plas, Zank, Zorn.
plaster, Pflaster.
platte, eiserne, Brustbedeckung.
plegen, pflegen u. s. w. s. phlegen; guoter sinne plegen, verständig sein.
pleig, zaghaft, schüchtern.
pleren, jammern, klagen, schreien, weinen.
plîalt, ein Seidenstoff.
plichtich, schuldig.
plüemikîn, Blümchen.
pluoet, Blut.
pluon, blühete.
pobis, nd., oben.
pogge, nd., Frosch.
poisûn, Liebestrank.
porgen, bürgen.
porte, Band.
potestât, Podestat, Statthalter.
posûne, Posaune.
pot, Gebot.
potschaff, Botschaft.
pouch, Armring.
povel, Pöbel.
pracht, gebracht.
er pran, er brannte, leuchtete.
preisbejag, Ruhmerwerb.
preste, Procession, Zug.
prîme, die erste kanonische Zeit (um 6 Uhr Morgens).
prîs, preis, prais, Vorzug, Herrlichkeit, Ruhm, Ehre, Preis.
prisen, preisen; zum Lobe gereichen.
prôben, erproben.
provene, nd., Pfründe, Antheil.
prozzen, sprossen.
pruet, Braut.
prüeven, prüven, ermessen, erkennen, untersuchen, einrichten, zurecht machen, rüsten, beweisen, zeigen.
sie prunnen, sie brannten, glänzten.
pruoch, Hose.
prwtt, Braut, Frau.
Pülle, Apulien.
puneiz, das gegenseitige Anrennen zum Turnier.
pungieren, punieren, gegen einander anrennen.
punt, Brücke.
pünt, ein eingeschlossener Wiesengrund.
puol, Buhle.
puoln, buhlen.
purdin, Bürde, Last.
put, nd., Brunnen.

Qu. (s. K.)

R.

rabbîne, Anrennen des Rosses.
râche, Vergeltung, Strafe, Rache.
râchchitze, Rachefeuer, Zornfeuer.
rade, Gelenk, Bug.
rade, hurtig, behende, schnell, bereit.
rade, Gestade.
ragen, hervorragen, emporra-

gen; starr, steif sein; an einander ragen, fest zusammenhängen.
raet, rait, ndrh., Rath.
raken, nd., reichen, finden, treffen.
râm, Schmutz, Ruß.
râm, Ziel; gein dem râmes ziel, wohin er wollte.
rambok, nd., Schafbock.
rame, Einfassung, Rahmen, Weberrahmen, Stickrahmen.
rame, Rabe.
râmen, ræmen, zielen, trachten, sich richten, sich hinneigen, sich wohin wenden.
er rampf, er zog zusammen, krümmte.
râmvar, schmutzig, rußig.
er ranc, er rang.
ranck, Krümmung des Wegs, krummer Weg; listiger Streich.
er rande, er rannte, rander, rannte er.
er ranste, er räusperte sich.
rant, Schildbuckel, Schild.
rapp, Rabe.
rase, Rasen.
râsen, rassen, rasen.
rast, raste, Ruhe.
si raste, sie rastete, ruhte aus.
rasten, ruhen, aufhören.
rât, Berathung, Rath, Verabredung, Maßregel, Entschluß, Hülfe; Zurüstung, Vorrath, Hausrath, Geräthschaft; Abhülfe, Befreiung; Unterlassung; des ist rât, dem kann abgeholfen werden; ez ist sin rât, es ist Vorrath davon; ze râte tuon, sammeln, Vorrath machen, rât hân, entbehren können; ze râte werden, sich entschließen; râten, besprechen, berathen, rathen, anrathen; anempfehlen; helfen; nachstellen; errathen.
râtgebe, Rathgeber.
râtnus, Rath; Räthsel.
ratzen, ziehen, verfahren; räuberisch entreißen.
rauchnacht, die Zeit zwischen Christi Geburt und den heil. drei Königen.
raussen, anfahren; brummen, brüllen.
ravît, Streitroß, Renner.
ræz, ræze, scharf, herbe, gesalzen; heftig, wild.
rê, Todtenbahre, Leichnam Begräbniß, Tod.
re, nd., Reh.
rebbe, nd., Rippe.
rech, Reh.
rêch, Unterkleid.
recchen, rechen, rechken, recken, strecken, heben, darreichen, ziehen, erregen; hervorgehen.
reche, Recke, Held.
rechen, rächen, vergelten, bestrafen, tadeln.
rechen, rechnen.
rechenunge, Berechnung.
recht, nd., Recht; rechte, dem Rechte gemäß, Rechtens.
rechtferdich, nd., rechtlich, dem Rechte gemäß.
recke, Verbannter, Verfolgter; Fremdling; Held.
recken, strecken, sich strecken.
reckir, stark, tapfer.
recte, recht.
rede, nd., Räthe.
rede, Rede, Meinung, Erzählung, Rechenschaft, Verantwortung; Sache; Vernunft.
redebare, wovon zu reden ist.
redehaft, beredt.
redeliche, gebührlich, ordentlich.
redelohte, mit Rädern versehen.
redespæhe, beredt.
se reden, nd., sie ritten.
reden, reden, sprechen.
redgeselle, der sich mit Jemanden unterhält.
se rêfen, nd, sie riefen.
reffen, raffen.
regen, recken, starr, steif sein; bewegen, regen.
regen, regenen, regnen.
regenboge, Regenbogen; setzen ûf den regenbogen, einer großen Gefahr Preis geben; bûwen ûf den regenbogen, nach eitlen Dingen trachten.
reht, *Adj.*, gerade, eben, gerecht, gut, wahr, ächt; recht (im Gegensatze von link).
reht, rehte, *Adv.*, gerades Wegs, gerade, eben, richtig, gerecht.
rehte, *Subst.*, was recht und ziemlich ist. Schuldlosigkeit, Recht und Pflicht, Schuldigkeit, Gerechtigkeit; Stand, Amt; Gesetz, Recht; ze rehte, von rehte, nâch rehte, ordentlich, mit Recht.
rehtichait, Richtigkeit, Wahrheit, Gerechtigkeit.
reichen, nehmen, fassen, erreichen, sich erstrecken; darreichen.
reichsen, herrschen, das Reich besitzen.
reicht, ndrh., recht.
reideleht, reideloht, lockig, kraus.
reie, reye, reige, Tanz, Reigen, Tanzlied.
reien, reigen, tanzen.
reif, Reif, Kreis, Ring.
reiger, reyger, Reiher.
reihen, anknüpfen, reihen.
rein, abgränzender Landstreif, Rain.
reine, *Adj.* u. *Adv.*, rein, vollkommen, gut, schön, treu.
reine, *Subst.*, Reinigkeit, Reinheit, Schönheit.
reinen, reinigen, säubern.
reinicliсh, rein, ohne Falsch, treu.
reinikeit, Reinheit.
er reis, er fiel, sank.
reisære, ein zu Feld ziehender Mann, Kriegsmann, Reisiger.
reise, Fahrt, Reise, Heerfahrt, Feldzug.
reisen, reisen, zu Felde ziehen; bereiten.
reisig, (zum Krieg, zur Jagd) gerüstet.
reit, lockigt, kraus.
er reit, er ritt.
reite, bereit.
er reite, er redete.
reitel, Stock.
reiten, bereiten, bezahlen, Rechenschaft geben.
reiten, Ritterzug.
sie reiten, sie redeten, sprachen.
reizen, hinreißen, locken, reizen; mich reizet dar zuo, mich verlangt darnach.
reken, nd., rechnen.
rekenen, nd., rechnen, sik rekenen, sich (für Etwas) ausgeben.
ir rekennet, ihr erkennt.
rekhe, Fremdling, Held.
rêmen, trachten, zielen.
rennen, laufen machen, tummeln, sprengen.
rèp, nd., Seil.
se rêpen, nd., sie riefen.
rêren, fallen lassen, versprützen, vergießen, abwerfen, ausstreuen; fließen.
rêroup, Raub, Beute.
reste, Ruhe, Rast, Ausruhen; ze reste, in der Ruhe.
resten, rasten, ausruhen.
er ret, er redet; er rette, er redete, sprach; si rettent, sie redeten, sprachen.
retten, entreißen, befreien, schützen, sichern.
reuten, ausreuten, das Land bebauen.
rewen, ertödten.
rewig, reuig.
rezeichet, erzeigt.
rezzel, Brei.
ich riche, ich räche.
rîche, rîch, mächtig, gewaltig, glücklich, vornehm, reich, kostbar, herrlich.
rîche, rîch, Herrschaft, Reich, Herrscherwürde, Herrscher, König, Kaiser; Palast, Thron.

rîcheit, rîchheit, Reichsein, Reichthum, Ueberfluß, Besitz, Pracht, Herrlichkeit; Macht, Gewalt, Ansehen.
richen, reich machen, bereichern, herrlich machen.
richern, reicher machen.
richsen, das Reich haben, herrschen.
rychtage, nd., Reichthümer.
richterbode, nd., Richterbote.
richtuom, Reichthum; Macht, Gewalt.
riek, Gestell.
ridder, nd., Ritter.
riden, reyden, nd., reiten.
rîden, winden, schwingen.
ridwen, zittern.
riebe, Rippenseite.
riechen, rauchen, duften.
rieme, Bund, Riemen, Band, Gürtel.
rieme, Ruder.
riezen, weinen, beweinen.
rîfe, Reif, Frost.
rîfe, reif, zeitig.
rifen, reifen.
rigel, Riegel.
rîhen, verknüpfen, reihen.
riht, Speise, Gericht.
rihtære, Richter, Herrscher, Lenker, Ordner.
rihte, Richtigkeit; die rihte, gerade aus.
rihten, die Richtung geben, richten, lenken, zurecht machen; gestalten, umgestalten; Recht sprechen, entscheiden, herrschen, beherrschen, ertheilen, entrichten.
er riehte, er richtete, rihter, richtete er.
rihtêre, Richter.
rike, ryk, nd., Reich.
ryk, nd., reich.
rilîch, *Adj.*, rilîche, *Adv.*, reich, kostbar, herrlich.
rîm, Reim.
rîmen, reimen.
rimphen, rimpfen, zusammenziehen, krümmen, rümpfen, sich rimpfen, sich kauern.
rinc, *Gen.* ringes, Ring; Kreis, Kampfplatz; Panzerhemd, Harnisch, Ritterkleid; ze ringe, im Kreis, rings.
ringe, ring, *Adj.* leicht, gering, *Adv.* gering, wenig; gar nicht.
ringen, geringer machen, mindern, erleichtern; geringer, schwach werden.
ringen, kämpfen, streiten, sich abmühen.
ringloht, rinkeloht, geringelt, beschnallt; rinkelohte schuohe, Schuhe mit Schnallen.
rinne, Rinne, Wasserleitung.
rinnelin, kleine Rinne, kleiner Bach.
rinnen, rinnen, fließen, laufen.
rint, Rind.
rippe, Rippe, Gerippe; Gebälke.
rîs, Zweig, Reis, Ruthe; Strang, Herrschaft.
risch, rasch, schnell, frisch.
rise, Riese.
risel, kleiner Hagel.
risen, sinken, fallen, träufen.
rissel, Rüssel.
rite, ritte, Fieber, Fieberschauer.
rîten, reiten; an rîten, angreifen, anrennen; an den lîp rîten, nach dem Leben stehen.
rîter, ritere, Reiter, Ritter, Springer im Schachspiel.
rîterlich, ritterlich, *Adj.* ritterliche, ritterlichen, ritterlich, herrlich, vortrefflich.
rîtern, schütteln.
rîterschaft, ritterschaft, ritterliches Thun, Ritterstand, Kampf, Turnier; Ritterwürde; Menge von Rittern.
ritterspiel, ritterliches Spiel, Kampf, Turnier.
riûelich, rauh.
riuhe, Rauchwerk.
riuschen, rauschen.
riuten, (Wald) ausreuten, aushauen.
riuwe, riwe, Betrübniß, Schmerz, Traurigkeit, Mitleid, Reue, Buße.
riuwære, Reuiger, Büßer.
riuwec, riuwic, *Adj.*, riuweliche, *Adv.*, traurig, betrübt, reuig.
riuwen, leid thun oder sein, dauern, schmerzen.
rivier, Fluß, Bach.
rivière, Gegend, Bezirk.
riwebære, schmerzlich, betrübend.
ez riwet, es reut.
rîzen, reißen, zerreißen.
roc, rock, Rock.
roch, Rauch.
roch, Figur im Schachspiel (Thurm).
er rôchte, er war besorgt, gab Acht, wünschte.
rode, nd., roth.
rodel, Rolle, Verzeichniß, Rodel.
rœseleht, rôseloht, *Adj.*, rœselehte, *Adv.*, rosig, rosenfarben.
rœte, rothe Farbe.
rœhteleht, röthlich.
rœten, roth machen.
rone, umgefallener Baumstamm.
ropphaus, Raubschloß.
rôr, *Gen.* rôris, Rohr.
ros, rosz, Pferd, Roß, Streitroß.
rôsenvar, rosenfarbig.
rôsenkranz, Kranz von Rosen.
rôsenwengel, rosiges Wänglein.
rost, Rost.
rôst, Rost, Feuer, Gluth.
rôswazzer, Rosenwasser.
rot, Rotte.
rôt, Rath.
rôte, rœte, Röthe.
rotte, ein Saiteninstrument.
rotte, rott, rote, Schaar, Haufen.
ez ron, es reute.
roubære, rouber, Räuber.
rouben, rauben, berauben.
rouberige, Räubereien.
roubes, auf räuberische Weise.
rouch, Dampf, Rauch.
roufen, Haare ausreißen, raufen, balgen.
rouff, ndrh., Raub.
rouffgoit, ndrh., Raubgut.
rouh, Rauch, Dampf.
roup, Raub, Beute, Räuberei.
rouplich, räuberisch.
rouwen, leid thun, schmerzen.
roven, nd., rauben.
rowe, Schmerz, Traurigkeit, Reue.
ez rowe, es reute.
rû, haaricht, rauh.
rubin, rübein, Rubin.
rûch, *Gen.* rûher, haaricht, borstig, struppig, rauh; uneben, unwegsam.
ruechen, bewegen, rücken, ziehen.
rûchen, behaart werden, rauh werden.
rûchen, Rücksicht nehmen, kümmern.
rueke, rüeke, Rücken; ubir rueke zien, sich zurückziehen.
rücken, rueken, ruekchen, bewegen, rücken, mit Eile gehen oder kommen, ziehen; sich eilig begeben, ausrücken: tzu dem pret ruekchen, auf das Aeußerste gebracht werden.
rückenhaft, am Rücken.
rückenhalp, von hinten.
rüde, Jagdhund.
rüefære, Ausrufer, Herold.
rüefen, rufen.
rüegen, angeben, anzeigen, anklagen, schelten.
rüegunge, Tadel; an rüegunge unschuldeclichen, an unverdientem Tadel.
rüemen, ein Geschrei erheben, rühmen, preisen, loben, prahlen.
rüeren, rühren, bewegen, berühren, treffen, antreiben.
rüetel, Rüthchen.
rugen, sich eilig begeben; herabwerfen.

rügge, Rücken.
rûm, freier Platz, Raum; Räumen; rûm geben, Platz machen, ausweichen.
rûmen, räumen, Platz machen, verlassen, sich entfernen; rûm vâhen, Platz machen, bereiten.
rûnen, raunen, heimlich schwätzen.
rumen, prahlen.
rumpeln, herum stöbern.
rumpen, schrumpfen.
rûnc, heimliche Rede, Geheimniß.
rûnen, flüstern, zuflüstern, raunen.
sie rungen, sie rangen.
runze, Runzel, Furche.
ruo, Ruhe.
ruoch, ruoche, Rücksicht, Sorge.
ruochen, Rücksicht nehmen, achtsam, bedacht, besorgt sein, kümmern; wünschen, gern wollen, mögen, geruhen; genehmigen, zulassen; mich ruochet, mich kümmert.
ruof, Ruf.
ruofen, rufen.
ruom, Ruhm, Lob, Prahlerei.
ruomære, Rühmer, Prahler.
ruomen, loben, preisen.
ruon, Ruhm, Lob, Prahlerei.
ruore, das Aufjagen des Wildes; Koppelhunden.
er ruorte, er berührte, setzte in Bewegung.
ruote, ruot, Ruthe.
ruowe, Ruhe.
ruowec, ruhig, behaglich.
ruowen, ruhen.
ruoz, Ruß.
ruozvar, rußfarbig.
rupfen, zupfen, zausen.
rûschen, rauschen.
rüsten, bereiten, rüsten, er rüste, er rüstete, si rüsten, sie rüsteten.
rûte, Raute.
ruwe, nd., Reue, Betrübniß, Trauer.
it rûwit, nd., es reut.

S.

S vor einem Substantiv s. v. a. des z. B. smorgens = des morgens.
— s am Ende eines Wortes für es oder sie.
sâ, alsbald, bald, sogleich, hernach.
saben, feine, ungefärbte Leinwand; leinenes Kleidungsstück.
sache, Ding, Sache, Angelegenheit, Rechtssache, Streit; Ursache, Grund.
ich sach, ich sah.
sachen, schelten, streiten, zanken.
sachs, sahs, Messer, Schwert, Schneide.
ich sachs, ich sah sie.
sadel, Sitz, Thron.
sægen, säen.
saf, Saft.
sage, Rede, Erzählung, Aussage.
sagen, sagen, nennen, aussprechen, erzählen, Gedichte verfassen oder vortragen.
sagemære, Gerücht, Mährchen.
si sâgen, nd., sie sahen.
ich sagiu, ich sage euch.
sageræere, Heiligthum, Ort, wo die heiligen Geräthschaften (zum Gottesdienste) aufbewahrt werden; Küsten.
ich saich, ndrh., ich sah.
sy sain, ndrh., sie sehen.
sake, nd., Sache.
sal, Haus, Halle, Saal.
sal, sale, *Gen.* salwes, trübe, schmutzig, dunkel; häßlich.
ich sal, nd., ich soll.
salbîne, Salbei.
sældære, Beglücker.
sældærîn, Heilbringerin.
salde, Saal.
sælde, Wohlsein, Heil, Segen, Glück (oft personificirt), Seligkeit, Freundlichkeit, Wohlwollen.
sældebære, sældchaft, sælderich, glücklich, glückselig.
sælden, beglücken.
sældenlôs, unselig.
sælec, sælic, sèlec, selig, glücklich, gesegnet; beglückend; Got lâze in sælic sîn inwer mentel, wir danken Euch für Euere Mäntel; sige sælic, siegreich.
sælekeit, sælikeit, Seligkeit, höchstes Glück.
sæleclîchen, nd., sâlicliche, glücklich, glückselig.
saliter, Salpeter.
salm, Psalm.
du salt, nd., du sollst, saltu, sollstu.
salter, Psalter, Psalmbuch.
salwen, trübe machen, beschmutzen, verderben.
salwes, *Gen.* v. sal, schmutzig.
salwieren, grüßen.
salwiu, Mehrz. sächl. von sal, schmutzig.
sam, gleich wie, so, eben so; so wie, wie; als ob, wie wenn; so wahr wie; sam mir Got, so (wahr) mir Gott (helfe); sam mir mîn bart, bei meinem Bart; sam mir mîn lîp so (lieb) mir mein Leben (ist).
samat, *Gen.* samatz, Sammt.
sâme, Same.
samen, gesammt.
samen, samenen, samnen, sammeln, versammeln.
samenære, Sammler.
samend, nd., gesammt, to samende, zusammen.
sameneter, sammelte er.
sament, samet, zusammen, beisammen, vereint, gesammt; ze samene, zesamne, zusammen.
samenunge, Versammlung.
sameztac, Samstag, Sonnabend.
samfte, leicht, sanft, behaglich, ruhig, freundlich, willfährig.
samît, Sammet.
sämlich, eben so beschaffen, gleich, solch.
sammir, s. sam.
er samnot, er sammelte.
sæn, säen.
sân, alsbald, sogleich.
si sân, sie sahen.
sanc, Gesang, Lied, Dichtkunst.
er sancte, er senkte.
er sande, er sandte, sendete.
sanfte, leicht, leise, angenehm; sanfte tuon, wohl thun, angenehm sein.
sant, Sand, besond. Ufersand, daher Gestade.
sant, zusammen, beisammen.
sant, sante, sande, sænte, heilig.
er sante, er sendete, sandte.
sâr, sâre, gleich darauf, alsbald.
sare, Einfassung, Hülle; Kiste, Sarg.
sarewât, Panzerhemd.
sarge, Sorge.
sariant, sarjant, Diener, Gerichtsdiener, Krieger zu Fuß.
sarrinc, Panzerring.
sarwât, Panzerhemd, Kriegsgewand.
sarwerc, was zur Rüstung gehört.
he saste, nd., er setzte.
he sat, nd., er saß.
sât, Saat, Säen.
sat, satt, gesättigt.
sate, Sattheit, Sättigung.
er sâte, er säete.
satelboge, gebogener Rand des Sattels.
satelen, satteln.
saten, sättigen sich saten, satt werden.
er satte, er setzte.
satz, Satz, Spruch.
satzunge, Versicherung, Festsetzung, Pfandnehmen.
satzunger, Schätzer, Taxator.

saze, Raſtort, Hinterhalt, Lauer, Belagerung.
sc = sch, ſ. d.
scade, Schade.
es scædet, es ſchadet.
scal, Schall.
scalch, Diener.
scande, nd., Schande.
scâren, ſcheeren.
scate, Schatten.
scaz, *Gen.* scazzis, Schatz, Geld.
scazhûs, Schatzkammer.
scerm, Schirm, Schutz.
schaben, kratzen, ab schaben, entfernen, vernichten.
schâch, Angriff, Raubmord; Raub, Beute; schâch sagen, schâch tuon, feindlich begegnen, angreifen, ſchaden.
schâchære, schâcher, Straßenräuber.
schachen, rauben, plündern.
schâchman, Räuber.
schâchzabel, Schachbrett, Schachſpiel.
schade, Schaden, Nachtheil, Verluſt; ze schade komen, ſchädlich ſein.
schade, Schaden bringend, ſchädlich, feindlich.
schaden, Schaden zufügen.
schaf, Zuber, hölzernes Gefäß.
schâf, schaff, Schaf.
schæfelîn, Schäfchen.
schæfîn, von Schafen kommend.
schaffen, hervorbringen, erſchaffen, verſchaffen, bilden, ordnen, einrichten, veranſtalten, machen; beſtellen, befehlen; anordnen, lenken, leiten.
schaft, Schaft, Speer, Lanze.
schære, ndrh., schair, Schaar.
schâffzabelspil, Schachſpiel.
ik schal, nd., ich ſoll.
schal, Schale.
schal, Schall, Lärm, Getöſe, Ruf, Ruhm, Gerücht; Gepränge, Jubel, Freudenlärm, ze schalle werden, in den Ruf kommen.
schalc, schalch, Diener, Knecht; Schalk, hinterliſtiger Menſch.
schalcheit, schalkeit, Knechtſchaft, Argliſt.
schalchhaft, schalkhaft, argliſtig, ſchadenfroh, treulos, boshaft.
schalclîch, schalklîch, *Adj.*, schalcliche, *Adv.*, knechtig, argliſtig.
schalemîe, Rohrpfeife, Schalmei.
schallen, Lärm machen, jubeln, ſingen; prahlen.
schalten, ſtoßen (vom Schiff).
si schaltent, ſie riefen laut.
schame, scham, Schamgefühl, Scham, Schamhaftigkeit, Schande.
sich schamen, ſich ſchämen.
schamper, unzüchtig, ſchandbar.
schande, Schande; zu schannen, zu Schanden.
schandelîch, ſchändlich.
schankung, Geſchenk.
schan, ſchön.
Schantecler, Name des Hahns im Thierepos.
schantieren, ſingen.
schanze, Glückswurf, Spiel.
schapel, Kranz (der Jungfrauen), weiblicher Kopfputz aus Edelſteinen ꝛc.
schapelîn, Kränzchen.
schapentin, Regenmantel (der Frauen).
schappe, Rock der Geiſtlichen.
schapperûn, schaprûn, kurzer Mantel.
er schar, er ſchor.
schar, Pflugſchaar; Abtheilung, Haufe, Schaar.
scharhafte, ſchaarenweis, in Haufen.
scharflich, ſchneidend, ſcharf.
scharmeister, Anführer der Schaar.
scharf, ſchneidend, ſcharf.
scharn, in Heerhaufen theilen, ordnen, zuſammenſchaaren.
scharpf, nd., scharp, ſcharf, ſchneidend.
scharsahs, Scheermeſſer, Pflugſchaar.
schart, ſchartig.
schas, Schoß.
schat, nd., Schatz.
schat, schate, schatte, Schatten.
er schatte, er ſchadete.
schatehuot, Schatten gebender Hut.
schatz, Geld, Schatz.
schatzen, achten, ſchätzen.
schatzgîr, schatzgitig, geldgierig.
schawer, Hagelſchauer.
schedelîch, *Adj.*, schedelichen, *Adv.*, ſchädlich, verderblich, ſchmerzbringend.
schedelîn, kleiner Schaden.
scheden, nd., ſcheiden, he schede, er ſchied, se scheden, ſie ſchieden.
schef, Schiff.
schefelîn, Schäfchen.
scheff, ndrh., Schöff.
scheftewald, Lanzenwald.
si schehnt, ſie geſchehen.
scheiben, wenden, drehen; ſich wenden.
scheiden, ſondern, trennen, entfernen, ſchlichten, entſcheiden; ſich entfernen, ſich trennen.
scheidunge, Trennung.
er schein, er ſchien.
scheinen, zeigen.
scheir, ſchier, bald, als scheir, ſobald.
schele, Hengſt.
schelkchen, schelken, betrügen, täuſchen.
schellen, ſchallen, erſchallen, tönen; lärmen.
schelm, Peſt.
scheln, ſchälen.
schelten, tadeln, ſchmähen.
schemen, ſich ſchämen.
schemel, nd., verſchämt.
schemig, ſchamhaft.
schemlich, schemelich, ſchändlich, ſchimpflich, ſchmählich, ſchamlos.
schenden, beſchimpfen, zu Schanden machen, ſchänden, entehren.
schendich, nd., ſchimpflich.
schenke, schenck, schench, Mundſchenk.
schenken, schenchen, einſchenken.
schepf, Schiff.
schepfen, ſchöpfen; ſchaffen, hervorbringen, machen, bilden.
schepfer, schepher, schephære, Schöpfer.
er schephetz, er ſchafft das, macht das.
scher, nd., ſchier, ſchnell.
scher, Maulwurf.
scherer, Scheerer, Bartſcheerer.
scherm, das Auffangen des Hiebs mit d. Schilde; Schirm, Bedeckung, Schutz, Schild.
schermen, ſchützen, pariren.
schern, abſchneiden, ſcheeren; ze schernde, ze scherne, zu ſcheeren.
scherpfe, ſcharf.
scherpfe, Schärfe.
scherten, ſchartig machen.
scherz, Spiel, Scherz.
scherzen, ſpielen, ſcherzen.
schetzen, ſchätzen, anſchlagen.
scheuhen, scheuwen, Furcht empfinden, ſcheuen.
scheveliers, Ritter.
schibe, Scheibe, Rad, Glücksrad.
schiben, ſchieben, wälzen.
schicken, ordnen, bereiten, einrichten, geſtalten, bilden, anpaſſen; ſenden, ſchicken; wol schicken, (Einem) ein gutes Ausſehen geben.
schidunge, Trennung, Urtheil.
schiech, ſchüchtern, zaghaft, verzagt.
schiere, schier, ſchnell; bald, alsbald, ſogleich; faſt, beinahe; schierer, ſchneller, früher; schierest, ſo bald als

möglich, als schiere, also schiere, sobald als.
schiez, Giebelseite.
schiezen 1) werfen, schießen; stoßen; 2) sich schnell bewegen, schießen.
schifmann, Schiffer.
schiht, Ereigniß.
schildevezzel, Band zum Umhängen des Schildes.
schilhen, wenden, drehen, die Augen verdrehen, schielen, blinzen.
schilher, Schieler.
schilt, Schild, Schutz, Beschützer; Wappenschild; Ritterthum, ritterliches Leben.
schiltgeverte, Schildknappe.
schiltlich, zum Schilde gehörend.
schiltspange, Reif, der den Schild zusammenhält.
schiltstein, Edelstein in der Mitte des Schildes.
schiltwahte, Wache, Schildwache.
schimære, Chimäre.
schimel, Schimmel.
schimeln, verschimmeln.
schymffen, mit Einem sich necken.
schimpf, schimf, schimph, Scherz, Kurzweil, Zeitvertreib, Erheiterung, Spiel, âne schimpf, im Ernst, wirklich.
schimpfen, Scherz treiben, scherzen.
schimpfeliet, Scherzlied.
schimpfère, Witzling, Spötter.
schimpflîch, lustig, scherzhaft.
schine, schîn, Schein, Glanz, Licht, Wahrnehmung, Sichtbarkeit, Anblick, Aussehen.
schîn tuon, zeigen, anzeigen.
schîn werden, sich zeigen, offenbar werden.
schîn, strahlend, leuchtend, sichtbar, offenbar; schîn werden, tuon, schîn werden lâzen, zeigen, offenbar werden lassen.
schynbâr, nd., offenbar.
schinden, die Haut abziehen.
schînen, strahlen, scheinen, leuchten, sichtbar werden; erscheinen, sich zeigen; er schinede, er schien.
schînind, leuchtend.
schinterz, schindete er es, zog er ihm die Haut ab; er schintes, er zog ihnen die Haut ab.
schirben, irden.
schirm, Bedeckung, Schutz, Schild.
schirmære, Beschützer, Vertheidiger.
schirmen, abwehren, pariren; fechten; decken, schützen, beschützen, beschirmen.
schirmmeister, Fechtmeister, Fechter.
schirmschlag, Fechterhieb.
schirmswert, Fechterschwert.
ich schiube, ich schiebe, stoße fort.
schiuch, scheu.
schiuhen, Furcht u. Grauen empfinden, grauen, scheuen; ich schiuh, ich scheue.
schiup, schiebe.
schiure, Scheuer.
ich schiuz, ich schieße.
schlat, schlot, nd., Schloß.
schleiffen, hingehen.
schmaichen, schmeicheln.
ich schol, nd., ich soll, ich scholde, ich sollte, ich scholden, ich sollte ihn.
schochen, aufhäufen.
schœne, schône, schön, zierlich, herrlich.
schœne, schônheit, Schönheit.
schœnen, verschönern.
schônen, schmeicheln, nachgeben, schonen.
schopf, schoph, Kopf, Haupthaar.
schottenbruoder, Benedictiner.
schoup, schoub, Stroh.
schoup, nd., Schopfen.
schouwe, Umschauen, Anblick, Ansehen, Gestalt.
schouwen, schowen, schauen, sehen.
schouwen, schouwe, Anblick.
er schôz, er schob, schoß.
schôz, Geschoß, Pfeil; Rockschooß, Schooß.
schôzbölzelîn, kleiner Bolz, Pfeil.
schôze, Schooß.
er schrankte, er legte auf einander.
schranne, Bank, Gerichtsbank, Schranke, Platz; Gericht.
schranz, Risse, Lücke.
schrätlîn, Kobold, Waldteufel.
schraven, nd., kratzen.
er schrei, er schrê, er schrie.
er schreip, er schrieb, beschrieb.
er schreit, er schritt.
schrenken, verschränken, über einander legen; in Verwirrung bringen.
schrîbære, schribær, schrîber, Schreiber, Kanzler.
schrîben, schreiben, beschrieben.
schrick, schric, Sprung, Aufspringen, Schrecken.
schricken, springen, aufspringen.
schrîen, rufen, schreien.
schrîen, Schreien, Rufen.
schrîende, schreiend, mit Schreien.
er schriet, er schnitt, hieb; si schrieten, sie schnitten, hieben.
he schryft, nd., er schreibt.
schrîgen, schreien.
schrîn, Schrein, Schrank.
schrînde, schreiend.
si schriren, sie schrieen.
schrit, Schritt.
schrîten, schreiten, gleiten.
schriunde, schreiend.
schryven, nd., schreiben.
si schriuwen, si schriwen, sie schrieen.
schrîwen, schreiben.
schrôt, Schneiden, Wunde, Stück.
schrôten, hauen, schneiden, theilen.
si schruwen, sie schrieen.
schuffel, Schaufel.
schuffût, nd., Uhu.
schulde, Pflicht, Schuld, Grund.
schuldec, schuldic, schuldîg, verbunden, verpflichtet, schuldig, angeklagt.
schuldegen, beschuldigen.
schuldchaft, schuldvoll.
schulen, nd., verborgen liegen, lauern.
si schullen, sie ertönten, erschallten.
si schüllen, si schuln, sie sollen, müssen.
schult, Schuldigkeit, Pflicht, Verpflichtung, Vergehen, Schuld, Sünde; Veranlassung, Grund; von schulden, von Rechtswegen, mit Recht, mit Grund, verdienter Weise; von schulden, um — willen; nâch mînen schulden, nach meiner Pflicht; âne schulde, ohne Grund.
schûm, Schaum.
schûmen, schäumen, abschäumen.
schünden, antreiben, reizen, aufreizen, auffordern, er schunte, er trieb an; si schunten, sie trieben an.
si schuoben, sie nagten, fraßen ab.
schuoch, schuo, Schuh.
er schuof, er schaffte, machte; si schuofen, sie schafften, machten, bereiteten.
schuolære, schuoler, Schüler.
schuole, schuol, Schule.
schuolmeister, Lehrer.

schuolpfaffe, studirter Geistlicher.
schuope, Schuppe.
schuoster, Schuhmacher.
schupfen, stoßen, antreiben.
schupstoill, ndrh., Schöppenstuhl.
schûr, Sturm, Wetter, Schauer.
schure, Stoß.
schureelin, kleine Schürze.
schürfen, reiben, streifen.
schürgen, stoßen, schieben, treiben, antreiben.
schurz, Verkürzung, Schurz, Schürze.
schurz, zusammengefaßt, aufgeschürzt, kurz.
schürzen, verkürzen, zusammennehmen.
schütten, schüten, schütten, schütteln; ich schutte, ich schüttelte; schutter, schüttelte er.
schützung, Schutz, Beschützung.
schuz, Schuß.
schüze, Schütze.
schûzzel, schüzel, Schüssel.
schw — s. sw.
schwalm, Schwalbe.
Schweintzer, Schweizer.
schwenkel, Quaste, Troddel.
scef, Schiff.
he scict, nd., er schied.
scire, nd., bald, schnell.
si sclôgin, sie schlugen.
er scolte, er sollte.
scône, *Pl.*, *Fem.* und *Neutr.* scôniu.
scowe, schaue.
er scrait, schreit, er glitt, schritt.
scriben, schreiben, er screip, schrieb.
si scriehten, sie sprangen, fuhren auf.
er scriet, schriet, er schnitt, hieb.
scrift, Schrift.
scriten, schreiten.
sculd, Schuld.
er sculle, er ertönte, erschallte.
ir scult, ihr sollt.
sculter, Schulter.
sê, nd., siehe, siehe da; sè to, siehe zu.
ik se, ich sehe.
se, nd., sie. (Einz. Acc. weibl. und Mehrzahl).
sê, *Gen.* sêwes, Meer, See.
sêch, Pflugschaar.
seehin, Seide.
sechstu, nd., sagst du.
sede, ndrh., Sitte.
ik sede, nd., ich sagte.
sedel, Sitz, Lager, Wohnsitz.
sedelbank, Bank.
seden, nd., sieden.
seder, seitdem.
sedilhaft, ansäßig, seßhaft.
sedilhof, Herrensitz.
ik sege, nd., ich sähe.
sege, ndhr., Sieg.
segelære, Schwätzer.
segen, ndrh., siegen.
segen, nd., segnen, den Segen sprechen, bezaubern.
segen, Segnung, Segen.
segenen, segnen.
segense, Sense.
seggen, nd., sagen; gy seggen, ihr sagt.
sehen, blicken, schauen, erblicken, sehen; ansehen; sich umsehen, sich bekümmern; sehen umbe, wornach sehen, Etwas sehen.
sechs, sechs, schslei, sechserlei, sehste, der sechste, sehzec, scehzec, sehszic, sechzig.
sey, sie (Mehrzahl).
er seie, er neigte sich, sank.
seider, seitdem.
seigen, sinken, senken, sich neigen.
seigen, säen.
sciger, langsam tröpfend; schaal; zäh.
seiger, falsche Wage.
seil, Strick, Leitseil, Fessel.
seilen, binden, fesseln.
sein, ndrh., sehen.
sein, feines Wollenzeug.
seine, langsam, träge; gar nicht.
du seist, du sagst; er seit, er sagt; sie seiten, sie sagten; seitich, sagte ich.
seite, Saite.
seitspil, Saitenspiel, Musik.
sêk, nd., sieh.
seker, nd., sicherlich.
selb, selber, derselbe; sîn selbes wesen, eigenen Rechtes, selbstständig sein.
selbesheit, Selbstheit.
selch, solch.
selbwahsen, frei aufgewachsen.
selde, Einkehr, Herberge, Wohnung.
sêle, Seele, Leben, Geist, Schatten.
sêlec, selig, glückselig.
selgerethe, Seelenspeise, milde Stiftung zum Heil der Seele; Testament.
selhen, solchen, selhes, solches.
selide = sælde.
seln, übergeben, hingeben.
selp, selbst; derselbe, eben dieser; eben, gerade.
selpherre, eigenwillig, eigenen Rechtens.
selten, selten; vil selten, gar nicht, niemals.
seltsæne, seltsam, sonderbar, außerordentlich.
selwen, entfärben, beschmutzen.
sem, so, gleich wie; sem mir Got, so mir Gott helfe!
semele, Weißbrod.
semde, Binse.
semelich, eben so beschaffen, gleich, solch.
semetduech, Sammt.
semfte, leicht, sanft, angenehm.
semftlich, freundlich.
semftieheit, Linderung, Beruhigung.
sempftieliche, still.
sên, nd., sen sehen.
he sende, nd., er sandte.
sende, leidend, verliebt, sehnsüchtig.
senden, senden, wohin bringen.
sender, Verliebter.
sene, schmerzliches Verlangen, Sehnsucht.
seneelich, senelich, *Adj.* seneliche, seneeliche, verliebt, betrübt, sehnsuchtsvoll.
senedære, Verliebter.
senede, leidend, verliebt.
senedebære, sehnsüchtig, sehnsuchtsvoll.
senelich, sehnsüchtig, schmachtend.
sich senen, Verlangen tragen, Sehnsucht haben, schmachten.
scnemære, Erzählung von Liebe und Leid.
senende, verliebt, schmachtend, sehnsüchtig.
senewe, Sehne, Senne.
senfte, leicht, sanft, angenehm, freundlich, behaglich, ruhig.
senfte, Leichtigkeit, Annehmlichkeit, Sanftmuth, Ruhe.
senfteeliche, sanft, leise, still.
senften, stillen, beruhigen, besänftigen, angenehm machen.
senfticheit, Linderung, Annehmlichkeit, Freude.
senftmüetikeit, Sanftmuth.
senger, Sänger.
senken, senken, verderben.
senitstuol, Stuhl des (geistlichen) Gerichtes
senlich, verliebt, betrübt, schmachtend.
sent, heilig.
sent, geistliches Gericht.
sentphlicht, (geistlicher) Richter.
senwe, Sehne.
sêr, verletzt, verwundet, betrübt, schmerzhaft.
sêr, sêre, Verletzung, Schaden, Schmerz, Leid, Noth, Weh, Krankheit.
sêre, schmerzlich, heftig; sehr.
sêren, verwunden, verletzen; Schmerz empfinden.

sèrest, schmerzlichst; häufigst, meist.
sèrigen, versehren, verwunden.
serje, Diener, Soldat.
serpant, Schlange.
ses, sesse, nd., sechs.
ir sèt, ihr sehet.
setzen, nd., setten, setzen, stellen, aufstellen; versetzen, anordnen, zusetzen, bestimmen, einführen.
seu, sie (Mehrzahl).
seuberlich, reinlich, schön.
seven, nd., sieben.
sevenwerf, nd., siebenmal.
sêwes, *Gen.* von sè, See.
sezhaft, angesessen.
ich sholte, ich sollte.
si, sî, sie, sie (Einz. weibl. u. Mehrzahl).
ich sì, ich sei.
sibe, Sieb.
sibiniu, Mehrz. weibl. und sächl. sieben.
sic, sik, nd., sich.
sic, Sieg.
sich, siehe!
sichein, irgend ein.
sicher, *Adj.*, sicherliche, *Adv.*, sorglos, geschützt, unbesorgt; gewiß, sicher.
sicherheit, Sicherstellung, Sorglosigkeit, Zusicherung.
sicherliche, zuverlässig, gewiß.
sichern, versprechen, geloben, versichern, sicher stellen.
sid, nd., niedrig.
sid, seit, seitdem; da.
side, Seide.
syde, nd., Seite.
side, nd., Sitte.
sidelen, sich ansiedeln.
sider, nachher, seitdem, späterhin, sodann.
sìdin, seiden.
siech, siechlich, *Adv.*, krank.
siecheit, Krankheit.
siechen, krank sein.
siechpot, Krankenbote.
siechtac, siechtuom, Krankheit.
syen, ndrh., 1) sehen; 2) gesehen.
sîfe, nd., Sieb.
siffeln, siffelen, pfeifen; schlürfen.
es sig, es sei.
sige, Sieg.
sigehaft, siegend, siegreich.
sigele, Siegel.
sigelen, siegeln.
sigelen, segeln.
sigelôs, besiegt, des Siegs verlustig.
sigen, siegen, besiegen; sigen an, über (Jemand) siegen.
sìgen, sich neigen, sinken, fallen.
sigenunft, sigenünfte, Sieg.
sigevane, Siegspanier.
sihein, irgend ein.
er siht, er sieht.
sihte, das Sehen, Ansehen.
sìhte, seicht.
sihtig, sichtbar; sehend.
sik, nd., sich.
sil, Band, Riemenwerk.
silberìn, silbern.
silve, ndrh., selbst.
sim, sime, sie ihm.
sime, seinem.
simelmel, Weizenmehl.
simonie, symoney, Simonie, Wucher aus geistlichen Gütern.
sìn, sein, werden, wir (si) sìn, wir (sie) sind, seien; sin làn, bleiben lassen.
sin 1) *Pron. pers.*, seiner, 2) *Pron. poss.*, sein; *Dat. Plur.*, seinen.
sin, syn, Geist, Verstand, Klugheit, Weisheit, Gedanke, Ueberlegung, Entschluß, Absicht, das Denken; mit allen sinnen, mit ganzer Seele; von allen sinnen, in jeder Hinsicht.
sin = si ne, sie nicht; sine werde, sie werde denn.
sin, sehen.
sìneme, seinem.
sinewel, rund.
sinewelle, Rundung, Wölbung.
singære, Sänger, Dichter.
singen, singen, ein Gedicht singen oder vortragen.
sinken, sinken, sich senken.
sinlôs, besinnungslos, unverständig.
sinnec, sinnig, sinnerich, verständig, klug, weise.
sinneclich, sinnecliche, verständig, klug, bedächtig, sinnreich.
sinnen, denken, streben, begehren, sich sehnen.
sinnesam, sinnreich, klug.
sinnic, verständig, sinnreich.
sinôpel, grün.
sìnre, nd., synre, *Gen.* des *Pron. poss.*: seiner.
sint, 1) *Adv.* später, hernach; 2) *Präp.* und *Conj.* seitdem, seit, weil, da; sint daz, nachdem.
ir sint, ihr seid.
sip, Sieb.
sippe, *Adj.*, verwandt, blutsverwandt.
sippe, *Subst.* Verwandtschaft, Geschlecht, Freundschaft.
sippebluot, Verwandter.
sirten, ärgern, schmähen.
sirûpel, Syrop.
sis = si es, sie dessen, davon; = si sie; sie sie.
sìs, *Gen.* d. *Pr. poss.*: seines.
sist = si ist, sie ist.
sît, 1) *Adv.* seitdem, später, hernach; 2) *Präp.* und *Conj.* seit, nachdem, weil, da; sìt noch ê, weder früher, noch später (zu keiner Zeit); sìt daz, nachdem, seitdem.
ir sît, ihr seid, seiet.
sîte, Seite.
site, Sitte, Brauch, Gewohnheit, Handlungsweise, Lebensweise; gute Sitte, Anstand, Artigkeit; Beschaffenheit, Eigenschaft, Weise; ze sìte hân, gewohnt sein; in belibens siten, um zu bleiben.
sitich, sittich, Papagei.
sitzen, sitzen, sitzen bleiben, zurückbleiben; ansässig sein, wohnen; sich setzen; inne sitzen, zu Hause bleiben; sitzen in, in Etwas gerathen.
siuche, Krankheit.
siufte, Seufzer.
siuftebære, voll von Seufzern.
siuften, seufzen.
siufze, Seufzer.
siufzen, seufzen.
siule, *Gen. Sing.* u. *Plur.* von sûl, Säule.
siuren, sauer machen.
siusen, sausen, sich rasch bewegen.
skehen, geschehen.
skeiden, erklären.
hie skein, ndhr., er schien.
skenche, Schenke.
skiere, schier.
sla, slâch, slâge, Spur, Hufschlag.
slac, Schlag, Verderben, Untergang.
slach, locker, schlaff, nachläßig, träge.
slâf, Schlaf.
slâfen, schlafen.
slachtunge, Schlacht.
slahen, schlagen, erschlagen.
er slahet, er schlägt.
slaht, slahte, Todschlag, Mord, Schlacht.
slahte, slachte, Geschlecht, Art, Gattung; dekeiner slâht, irgend einer Art; deheiner slaht, keinerlei; manger slaht, mancherlei, mannigfach; aller slaht, jeglicher Art, allerlei; welcher slaht, welcherlei.
slân, ndrh., slain, schlagen, erschlagen, tödten; gestalten, verfertigen, schmieden; einschlagen, ausschlagen.
slange, Schlange.
er slant., er verschlang.

he slât, nd., er schlägt, ihr schlagt; my wundert, gy nicht na dem ende slât, mich wundert, daß ihr nicht das Ziel trefft.
slât, Schlot, Rauchfang.
slawchen, schlürfen.
slecht = sleht.
schlechte, nd., Geschlecht, Art.
slege, Schläge.
slegel, Hammer, Keule.
sleht, *Adj.*, slehte, *Adv.*, gerade, eben, schlicht, glatt; ungekünstelt, einfach, redlich, aufrichtig; sleht machen, schlichten, entscheiden.
er sleht, er schlägt.
sleichen, schleichend bringen, geben.
er sleich, er schlich.
sleichten, ndrh., schlichten, eben machen.
sleifen, schleifen, gleiten, ziehen.
ez sleif, es gleitete.
er sleit, er schlägt.
ik slepe, nd., ich schliefe.
slepen, nd., schleppen.
slêwekeit, Schlaffheit.
slêwen, lau, schlaff, matt, träge, stumpf werden.
slêwen, Trägheit, Stumpfsinn.
slîchen, schleichen.
slicht, Ebenheit, Einfachheit.
slichten = slihten.
sliefen, schlüpfen, kriechen.
sliezen, schließen; sich sliezen von, sich von Etwas ausschließen.
slif, das Ausgleiten.
slîfen, gleiten, sinken, fallen.
sliht, slihte, Ebenheit, Einfachheit, Einfalt.
slihten, eben machen, ausgleichen, schlichten.
slinden, schlingen, schlucken, verschlucken.
slinge, Schleuder.
slipf, das Ausgleiten, Herabgleiten.
slipfen, ausgleiten.
slipfic, schlüpfrig, glatt.
slitz, Schlitz; Theil der Rüstung.
ich sliufe, ich schlüpfe; si sliufet, sie schlüpft.
sliume, sliunc, schleunig, alsbald, schnell, förderlich.
ich sliuze, ich schließe, slinz, schließe.
se slogen, nd., sie schlugen.
ich sloich, ndrh., ich schlug.
se sloten, nd., sie schlossen.
ich slouf, ich schlüpfte.
sloufen, schlafen machen, einhüllen, kleiden.
slôz, Schloß; Schluß, Schlußstein.
ich slôz, ich verschloß.
slôzlich, schließend.
si sluffen, si slüffen, sie schlüpften.
si slunden, sie verschlangen.
slûne, schleunig, schnell.
slunt, Schlund.
er sluoc, er schlug.
he slut, nd., er schloß.
sluz, Schluß.
slüzzel, Schlüssel.
sluzzelin, Schlüsselein.
smac, Geruch, Duft.
smâche, smâcheit, smæhe, Schmach, Verachtung, Schmähung.
smâhe, smæhe, smæhlich, schmählich, verächtlich, gering, unansehnlich, schmächtig.
smâhen, smæhen, verachten, schelten, schimpfen; mir smâhet, es kommt mir verächtlich vor, ich habe überdrüßig.
ez smacte, es roch.
smal, schmal.
smaln, schmälern.
smalcz, smalz, Schmalz, Butter.
smârad, smârat, Schmaragd.
smecken, riechen, duften; schmecken.
smed, nd., Schmied.
smeichen, schmeicheln.
smeicher, Schmeichler.
smeken, nd., schmeicheln.
smelichir, nd., schmählicher.
smelzen, schmelzen, fließen.
smer, Schmiere, Fett.
he smerit, nd., er schmiert.
smerze, Schmerz.
smerzen, schmerzen.
smetzen, schwätzen.
smîden, schmieden, verfertigen.
smiegen, schmiegen, drücken, hineindrücken.
smielen, smieren, lächeln, schmunzeln, schmeicheln.
smilent, lächelnd, schmunzelnd.
smirn, schmieren.
smit, Schmied.
smitte, Schmiede.
er schmitte, er schmiedete.
smitzen, werfen, schlagen, peitschen.
smecken, biegen, einziehen, schmiegen; schmücken, zieren.
ich smüge, ich schmiegte.
smunzen, lächeln, schmunzeln.
snabel, Schnabel.
snabelsnappen, das Auf- und Zuthun des Schnabels.
snabelsnellen, voreilig reden, verläumden.
snaben, schnappen.
snâwen, drehen, rümpfen.
snê, Schnee.
snêblank, schneeweiß.
snegge, Schnecke.
er sneit, er schnitt.
snel, *Adj.*, streithaft, tapfer, bereit, rasch, schnell, eilig, hurtig, flink, eifrig.
snel, *Adv.*, eifrig, schnell.
er snelde, er schwang.
snelheit, Schnelligkeit, Behendigkeit.
snelleclîche, eifrig, schnell.
snellen, schnellen, losspringen.
snellich, eifrig, schnell.
snêwes, *Gen.* von snê, Schnee.
snêwiz, schneeweiß.
snidær, snîder, Schneider.
snîden, schneiden, verwunden; zuschneiden, abschneiden, ärnten.
snîe, Schnee.
snit, Schnitt.
snîtâ, schneide.
snîwen, schneien.
snœde, snœde, ärmlich, gering, schlecht.
snöuden, schnauben, schnaufen.
snouden, snöuden, Schnauben, Schnaufen.
snudel, Nasenschleim, Rotz.
snûden, niesen; schnarchen; schnaufen.
snuor, snuore, Schnur, Sehne, Borte.
snurren, schnell und sausend fahren.
sô, 1) so, so sehr, der Art, nun; 2) als, wie, so wie, wenn.
soc, Socke.
he sôch, nd., er sog.
söchen, kränkeln.
si sôchtin, sie suchten.
sodân, nd., solch.
södelin, das Gesottene.
ich sofft, ich weinte, klagte, seufzte.
söigen, säugen.
sokent, nd., Suchen.
sol, Sohle, Schuhsohle.
er sol, er soll, ist schuldig.
solch, so beschaffen, von der Art, solch.
soldener, Söldner, Soldat.
solder, sollte er, soldez, sollte es, das, soldichs, sollte ich dessen (davon); sollte ich sie.
soldye, nd., Sold.
soldier, Söldner, Soldat.
solich, sölich, sölh, solch, so beschaffen.
solis, soll das.
soln, söln, sollen, müssen.
du solt, du sollst.
solt, Sold, Löhnung.
solte, sollst du.
somelike, nd., einige.
sonder, 1) allein; 2) einzeln; 3) ohne, aber; 4) aber.
sône, nd., sühne, versöhne.
sône, nd., Sühne.
sone, so nicht.

söne, nd., Sohn.
sonendag, nd., Sonntag.
ir sönt, ihr sollt.
sor, so er, wenn; sor ie, wenn er jemals.
sorcliche, mit Furcht.
sorchsam, Furcht, Sorge erregend, verdächtig.
sorge, Sorge, Unruhe, Furcht; Kummer, Leid; Fürsorge, Vorsicht; sorgen buoz, Entfernung, Linderung der Sorge, des Kummers.
sorgen, sorgen, bangen.
sörglich, Furcht erregend, gefährlich.
sos, so sie, wie sie; wie dessen, so dessen; so weit, so viel.
sôse — sôse, sowohl — als.
sôsich, so weit ich, so fern ich.
sosô, so weit, so viel.
sost, so ist, daher ist.
sôt, Wasser, Brunnen.
sie sôt, sie sott.
sôz, wenn es.
souberlich, rein, hübsch.
er souc, er sog.
soumære, soumer, Saumroß.
späche n, schauen, prüfen, spähen.
spade, nd., spät.
spæhe, spæch, scharfsinnig, klug, witzig, gelehrt, verständig, schlau, kunstreich, wunderbar; scharf, spitzig, (spöttisch).
spæhe, kluges Benehmen, weises Verfahren, Verständigkeit, List.
spælich, kunstreich.
spân, Span, Splitter.
spân, Streit, Uneinigkeit, Streitigkeit.
spanbette, Feldbette.
spanen, bereden, locken, anlocken.
spænel, kleiner Span, Splitter.
spange, Band, Reif, Spange.
spanjöl, spanjôl, spanisches Roß.
spannen, spannen, dehnen, zielen, lauern.
spanvarc, Spanferkel.
sparn, schonen, sparen, schirmen, erhalten; erlassen, verschonen.
spat, Spat, Krankheit der Pferde.
spæte, spâte, spät.
speh, spech = spæhe.
spehen, sich umsehen, schauen, prüfen, erkennen.
er spei, er speite.
spel, Rede, Erzählung, Fabel.
spel, nd., Spiel; dô gink it Reinken ût deme spele, da gab Reineke as Spiel verloren, es ging Reineken schlecht.
spellen, spalten, trennen.
spelte, Scheit, Brett, Stange; ein Werkzeug, um erhabene Arbeit zu machen.
spèn, schauen, prüfen.
spengen, mit Spangen, Bändern versehen.
sper, Speer.
sperâ, den Speer her!
sperche, Sperling.
sperren, in den Weg treten, verschließen.
sperwære, Sperber.
spiegelglas, Spiegel.
spiegellieht, spiegelhell.
er spielt, er spaltete.
ich spien, ich spannte, streckte, dehnte; si spiendent, sie spannten.
spîen, speien.
spiez, Spieß.
spiezer, Spießträger.
spigeln, mit Spiegeln schmücken.
spil, Vergnügen, Zeitvertreib, Scherz, Wettkampf, Kampfspiel, Glückspiel, Schauspiel.
spilde = spilnde.
spilgenôs, Spielgefährte.
spilemann, spilmann, Spielmann, Musiker, Gaukler.
spiln, sich vergnügen, spielen; funkeln.
spilnde, spielend, scherzend, heiter, froh; strahlend, glänzend.
spinele, Spindel.
spìsære, Wirthschaftsbesorger.
spìse, Speise, Nahrung.
spìselâge, Speisevorrath.
spìsen, speisen, füttern.
spìwen, speien.
spor, Spur, Fußstapfen; Geleise; Sporn.
spot, Scherz, Spott, Verspottung, Schmach, Schande; sunder spot, im Ernst.
spoten, spotten, scherzen, höhnisch reden, verspotten.
spotlichen, höhnisch.
spöttig, zum Spott reizend, spöttisch.
sprâche, Besprechung, Unterredung, Sprache.
sprâchen, sprechen, sich besprechen.
spræjen, sprützen, sprengen.
sprechen, sagen, sprechen, nennen, festsetzen, besprechen, anberaumen, bestimmen; lauten, heißen, bedeuten; vortragen, dichten; aber sprechen, erwiedern; an sprechen, zusprechen, sprechen nâch, verlangen, vol sprechen, zu Ende sprechen.
spreiten, ausbreiten.
sprengen, springen machen, sprengen; werfen.
sprenzelieren, lange Beine machen, stolz einhergehen.
sprenzinc, langbeinige Person, Langbein.
spriezen, hervorbrechen, sprießen, entspringen.
springen, laufen, springen, hüpfen; entspringen, hervorbrechen.
sprinzelin, kleine Art Falken.
sprîzel, Spreißel, Splitter.
spruch, Ausspruch, Rede, Wort, namentlich des Dichters.
sprüchenlichen, spruchweise, in Sprüchen.
sprunc, Sprung, Ursprung, Entstehung.
spulgen, pflegen.
ich spuon, ich beredete, reizte.
spüren, spürn, spüren, nachspüren, wahrnehmen, empfinden, merken.
staben, beeidigen, zu eigen übergeben, er stabite, er beeidigte, er übergab.
stad, Gestade.
stade, nd., gute Gelegenheit, bedingende Verhätnisse, Umstände.
stade, Gestade, Ufer.
stadel, Scheune.
stadelthrôn, fester, ewiger Thron.
stadelwise, Tanz in der Scheune.
stahel, Stahl.
stahelhertlich, stahlhart.
stahelhuot, Helm.
stahelîn, stähelin, stählern.
stahilscal, der Schall des Stahles.
ich staich, ndrh., ich stach.
stain, ndrh., stehen.
he stak, nd., er stach.
stal, Stall, Stelle.
ich stæle, ich stähle.
stâlhert, hart wie Stahl.
si stâlin, sie stahlen.
stalîn, stählern.
stallen, einstellen, stehen bleiben.
stâhlrinc, Panzerring (von Stahl).
er stalte, er stellte ein; er stalte ûf, er stellte an.
stam, Stamm, Sprößling.
stân, stehen, Stand halten, stille stehen, beharren, fortbestehen, dauern; beruhen in, abhängen von, sich verhalten, sich befinden, sein; anstehen, ziemen; zu stehen kommen, sich stellen, treten; stân nâch, ausgehen auf, beginnen; stân vor, sich widersetzen, hôhe stân,

froh sein, von dem rosse stân, absitzen, absteigen.
stanc, Gestank.
ständent, stehend.
stange, Stange, Geweih; der stange begern, sich überwunden geben.
stap, Stock, Stab.
staphen, stapfen, gehen, schreiten.
stâr, Staar.
starch, Storch.
starche, starke, starch, starc, starcliche, kräftig, gewaltig, wichtig, schwer, lästig.
er stahrte, er stärkte.
he starf, nd., er starb.
stat, Ort, Stelle, Stätte, Stadt; von der stat, auf der Stelle.
stat, Ufer, Gestade.
er stât, er steht; mir stât, ich befinde mich.
stât, Stätigkeit.
stât, nd., Stand, Ehre.
stat, state, bequemer Ort, gelegene Zeit, Gelegenheit, Hülfe, Verhältniß, Weise; ze staten, zu rechter Zeit, am rechten Orte, zu Hülfe.
stæte, fest stehend, beständig, dauerhaft, beharrlich.
stæte, Festigkeit, Stätigkeit, Beständigkeit, Beharrlichkeit.
statelîn, Städtlein.
staten, gestatten, verhelfen, anstellen, fügen; bestatten.
stælen, beständig machen, bestätigen, bezeugen.
stâticheit, Beständigkeit.
statin, nd., gestatten.
stætlich, beständig, fest; langsam.
staubîn, aus Staub.
staudach, Gesträuch.
staupe, Ruthenstrafe, Stäupung.
stechen, stechen, stecken; kämpfen, erstechen, tödten.
stecche, Stecken.
stecken, befestigen, stecken.
stede, nd., Stadt, Stätte.
stede, *Adj.*, beständig.
stegen, steigen, den Weg bahnen, leiten, gehen; nâch eren stegen, die Bahn der Ehre gehen.
stegereif, stegerîp, nd., Stegreif, Steigbügel.
stehelîn, stählern.
steheln, steheleu, stählen.
er steic, er stieg.
steichen, ndrh., gehen, schreiten.
steige, steiggc, steile Straße.
stein, Stein, Fels; Edelstein.
steinac, steinig.
steinen, steinigen.
steingevelle, Gegend mit Felsblöcken.
steinîn, steinern.
steinlichen, wie ein Stein.
steinôn, steinigen.
steinschrove, Felswand, zerklüfteter Fels.
he steit, nd., er steht.
stelehaft, diebisch.
stellen, stellen, anstellen, aufstellen, zu Stande bringen, verrichten; stellen nâch, nachstellen, streben, treiben.
steln, heimlich thun; sich steln, heimlich fortgehen.
stemme, nd., Stimme.
stên = stân.
ich stên, ich stehe.
stênde, stehend.
stênritse, nd., Steinritze.
si stênt, sie stehen.
steppen, durchnähen, sticken.
sterbe, Krankheit, Pest.
sterben, sterben, tödten.
stercher, stärker.
sterke, Stärke, Kraft.
sterken, stärken, kräftigen.
sterre, Stern.
stêrt, nd., Schwanz.
stertzen, starr machen aufrichten, emporziehen.
sterven, nd., sterben.
stet, Ort, Statt, Stätte.
ze stet, ze stete, uf der stet, auf der Stelle, sogleich.
stete, Beständigkeit.
stêticlich, beständig, beharrlich.
stetig, feststehend.
steure, stewer = stiure, Stütze, Hülfe.
stîc, Steig, Weg, Pfad.
stich, Stich, Verwundung.
stie, Behälter, Stall.
stieben, Staub machen, zerstäuben.
stiern, Stirne, Kopf.
sie stiessent ane, sie berannten.
stiezern, stieß er ihn.
stifsun, Stiefsohn.
stift, Gründung, Stiftung, Bau, Stadt.
stiften, gründen, bauen, stiften, er stifte, er stiftete, gründete.
stig, Steig, Pfad, Weg.
stige, 1) Stiege, Treppe, 2) Behälter, Stall.
stigen, steigen.
stil werden, in Ruhe gelassen werden.
stille, ruhig, still.
stille, Ruhe, Stille.
stillen, still werden, schweigen; stillen, geschweigen, zur Ruhe bringen.
stimel, Verlangen.
stimme, Stimme, Laut, Schall, Wort.
stinken, riechen, stinken.
stiure, Unterstützung, Hülfe, Ergänzung, Steuer, Beitrag, Steuerruder.
stiuren, unterstützen, fördern, steuern, leiten.
stivâl, stival, Stiefel.
stoc, Stock, Stempel, Stamm; Schmiedestock; Almosenstock, Opferstock.
stöcken, hauen.
stockrüdde, Jagdhund.
he stôl, nd., er stahl.
stôl, nd., Stuhl.
stôle, Priesterbinde, Stole.
stolle, Stütze, Fuß.
stöllelîn, kleine Stütze, kleines Gestelle.
stolt, Gestalt.
stolz, nd., stolt, stolz, übermüthig, schön, edel, stattlich, vorzüglich.
stôn = stân.
stormen, stürmen, kämpfen.
storren, hervorragen, hervorstehen.
se storven, nd., sie starben.
er stôt, er steht.
he stôt, nd., er stand.
stouben, stäuben, ez stoup, es stob.
stoubîn, von Staub.
stoup, Staub.
stôz, Zwist, Feindseligkeit; stôz hân, in Streit gerathen, feindselig zusammenstoßen.
stôzen, stoßen, schlagen, treiben, zusammendrängen.
stôzen, stoßen, schlagen; stecken, schieben, treiben.
strâfe, Strafe, Verweis, Tadel.
strâfen, tadeln, verweisen, schelten, verspotten.
strâfung, Verweis, Tadel, Strafe.
er strahte, er streckte.
strâle, Pfeil.
strælen, kämmen.
straisse, ndrh., Straße.
strâm, Strom.
strate, nd., Straße.
strauchen, straucheln, fallen.
strâze, Weg, Straße.
streben, sich erheben, gerichtet sein, streben, trachten, kämpfen, ringen.
strecken, gerade, straff machen, strecken.
streichen, streicheln.
er streit, er kämpfte.
strenge, Härte, Ernst.
strenge, stark, kräftig, ernst, hart.
stric, Schnur, Strick, Fallstrick, Schlinge, Netz, als dîn helm genem den stric, sobald

dein Helm auf den Kopf gebunden ist.
strich, Weg.
striche, stricke, Mehrz. v. stric.
strîchen, eilend gehen, ziehen, wandern.
strîchen, streichen, anordnen, putzen, schmücken.
si strichen, sie ordneten, schmückten.
stricken, mit Stricken befestigen, binden.
er strihte, er band, knüpfte.
strît, Streit, Kampf; strît geben, angreifen, strît lâzen, nachgeben.
strîtecliehen, streitlustig.
strîten, streiten, kämpfen.
strîtgeselle, Mitkämpfer.
strîtlich, streithaft.
strîtmüde, vom Kampf ermüdet.
strô, Stroh, Strohhalm.
strôlich, schlechtes Stroh.
ströuen, ströuwen, streuen, zerstreuen.
strousac, Strohsack.
strûben, sträuben, aufregen, regen, verworren sein.
strûch, Strauch.
strûchen, straucheln, fallen.
strûke, Sträucher.
strûze, Strauß (Vogel).
stual, Stuhl.
stûche, Kopfbinde, Schleier.
stück, stücke, stucke, nd., stuche, Stück, Theil.
stückelîn, Stückchen.
stûdach, Gesträuch.
stûde, Staude, Busch.
stum, stumm, sprachlos.
stümbeln, verstümmeln.
stump, stumm.
stumpf, stumph, verstümmelt, stumpf.
stunt, stuonde, stunde, Zeit, Weile, Stunde, Mal; understunt, under stunden, zu weilen; drîstunt, dreimal; hundert stunt, hundertmal; tûsent stund, tausendmal; an der stunt, zuo stunt, ze der stunden, sogleich; mangerstunt, manchmal; zeiner stunt, zeinen stunden, einmal; zallen stunden, immer.
stuofe, Stufe, Tritt.
stuol, Stuhl, Sitz, Thron.
er stuont, er stuot, er stand.
er sturb, er starb.
sturm, Angriff, Kampf, Streit.
sturmeliche, in Kampfes Weise.
stürmen, stürmen, kämpfen.
sturmgewant, Rüstung.
sturmküene, kühn im Kampf.
sturmmüede, vom Kampf ermüdet.
sturmvan, Kriegsfahne.
sturz, Fall.
stürzen, sturzen, umfallen; umwenden, drehen, niederlegen.
stützen, unterstützen.
su — als Anlaut s. v. a. sw, schw.
sü, sie (Einz.).
sû, Sau.
sûber, sauber.
sûberlîch, nd., sûbirlich, sauber, schön, hübsch.
Sübiche, Eigenname; ungetreuer Rath Ermenrichs, Feind Dietrichs von Bern.
suckenie, Oberkleid, Talar.
suellen, vor Hunger oder Durst sterben.
süen, Gericht, Versöhnung, Friede.
süenære, Mittler, Versöhner.
süenærin, Mittlerin, Versöhnerin.
süenen, richten; versöhnen.
süeze, süezze, süezeelîch, süezlîch, angenehm, lieblich, mild, süß, schön.
süeze, Lieblichkeit, Annehmlichkeit.
süezen, angenehm machen, erheitern, versüßen.
sûfen, schlürfen, essen; si sûfenz, sie schlürfen, essen das.
sûft, Seufzer.
sûgen, saugen.
suht, Krankheit.
sûhten, seufzen.
sûl, Säule, Stab, Stütze.
ich sül, ich soll, solle.
sulh, sulch, sulich, so beschaffen, solch.
sulke, nd., solche.
suln, süln, sollen, müssen, schuldig sein; wir suln, sullen, süllen, süln, wir sollen; sî sulnt, sülnt, sie sollen; du sult, sült, du sollst; ich sül, ich solle.
sulve, sulven, nd., selbst.
sulver, nd., Silber.
sulwir, sollen wir.
sum, irgend einer, ein gewisser.
sumelîch, irgend einer, mancher, etliche.
sûmen, aufhalten; sich sûmen, sich aufhalten, verspäten, zögern.
sumer, Sommer.
sumerlate, junger Baumreis, Sommerlade.
sumerlîch, sumerlichen, sommerlich.
sumertac, Sommertag.
sumerwise, Sommerlied.
sumerwunne, Sommerfreude.
sumerzît, Sommerzeit.
sümlich, mancher, etliche.
summer, so (wahr) mir (Gott helfe).
sun, Sohn.
sie sun, sün, sie sollen.
sundære, sündære, sünder, Sünder.
sünde, sunde, Sünde.
sündebære, sündec, sündiclîch, sündig, sündlich.
sünden, sündigen.
sunder, 1) *Adj.* abgesondert, besonders, allein; 2) *Adv.* einzeln, besonders; 3) *Präp.*, sonder, ohne, außer; 4) *Conj.*, sondern, aber; alsunder, ganz ohne.
sunderkâmer, abgesondertes Zimmer.
sunderlich, besonder.
sundern, sondern, trennen.
sunders, besonders, einzeln.
sundersiz, besonderer Sitz.
sundersprâchen, sich heimlich besprechen.
sunderstat, abgesonderter Ort.
sûne, nd., Sühne.
sungiht, Sonnenwende.
sunig, versöhnlich.
sunne, Sohn.
sunne, Sonne, Sonnenschein.
sunneclich, sonnig, strahlend.
sunnenbære, sonnenklar, hell.
sunnebernde, Licht bringend, erleuchtend.
sunneschîn, Sonnenschein.
sunnenvar, strahlend.
wir suns, wir sollen des, wir sollen sie.
ir sunt, sünt, ihr sollt, müßt.
sunt, nd., Gesundheit.
suntag, Sonntag.
suntig, sündig.
suochen, suchen, forschen; aufsuchen, heimsuchen, anfallen, bekriegen, versuchen, verlangen, fordern.
suochhunt, Spürhund.
er suohte, er suchte, si suohten, sie suchten.
suon, Sohn.
suon, suone, Gericht, Versöhnung, Frieden.
suonen, nd., richten, versöhnen.
suonerinne, Versöhnerin, Mittlerin.
suontac, Sühntag, der jüngste Tag.
suoz, suoze, suozze, suozlich = süeze u. s. w.
supfen, schlürfen, trinken.
sûr, sauer, herb, bitter; unangenehm, schmerzlich; heftig, streitsüchtig, böse.
sûr, das Saure, Bitterkeit.
sûren, sauer werden.
surgant, Diener, Gerichtsdiener.
sus, sust, so, also, auf diese

Weise; so sehr, in solchem Grade; sonst, nur so; umbe sust, umb sus, vergebens, umsonst; noch sus noch sô, weder in dieser noch in jener Hinsicht.
sûs, Saus, Braus.
suster, nd., Schwester.
sûtære, sûter, Näher, Schuhmacher.
si suten, sie sotten, kochten.
suz, nd., sonst.
sv, als Anlaut s. v. a. sw, schw.
sve = swer.
svegele, Röhre, Speiseröhre, Pfeife, Flöte.
svin, womit, worin.
se svôren, sie schwuren.
swâ, wo immer, wenn irgend wo, da wo; swâ sô, swâ hin, wohin auch; swâ mite, womit auch.
swach, swache, gering, werthlos, ruhmlos, schlecht, schmählich; die edeln swachen, die Leute vom niedern Adel.
swachen, gering sein, abnehmen, verringern, herabsetzen; sich swachen, sich erniedrigen.
schwachgemuot, schlecht gesinnt.
swal, swalme, Schwalbe.
swanc, Schwung, Streich, lustiger Streich, scherzhafte Erzählung.
swane, Schwan.
swanger, schwanger.
swanne, wenn je, sobald als, wenn.
er swant, er schwand.
swanz, Schwanz, Schleppe.
swanzen, stolz, geziert einherschreiten.
swar, wenn irgend wohin, wohin.
swarbe, ein Vogel.
swære, nd. swâr, swâre, schwer, drückend, beschwerlich, gewichtig, vornehm, betrübt, zuwider, schmerzlich.
swære, Schmerz, Leid, Sorge, Kummer, Beschwerde, Schwere.
swâren, schwer sein, schwer werden.
swæren, swâren, drücken, kränken.
swârheit, Schwere.
swærlich, *Adj.* swærlichen, schwer, schmerzlich.
swarte, behaarte Haut, besonders Kopfhaut; Schwarte.
swarz, schwarz; swarzin buoch, Zauberbücher.
swaz, was, welches, was immer, was irgend, alles was; swaz sô, was auch.
swazen, swatzen, schwätzen, plaudern.
swazunde, schwätzend.
swebel, Schwefel.
sweben, sich bewegen, schweben, schwimmen, fliegen.
he swêch, nd., er schwieg.
sweder, wer von Zweien.
swederhalp, an welcher von beiden Seiten.
sweher, Schwiegervater.
sweiben, schweben.
er sweic, sweich, er schwieg, ruhte; sweic, mache schweigen! geschweige!
sweif, Schweif.
sweifen, winden; fegen; schwingen, werfen.
sweigen, schweigen machen, geschweigen, zum Schweigen nöthigen.
sweim, sweime, Bewegung, Flug.
sweimen, schweben, fliegen.
sweiz, Schweiß.
sweizic, schweißig.
swelch, swelich, welcher, immer, wer irgend.
swellen, schwellen.
swem, swemme, Schwemme.
swem, wem auch; swen, wen auch.
swen = swenne.
swenden, zu Grunde richten, verschwenden, vertreiben.
swenken, beugen, bewegen, werfen, heftig schwingen, umherschweifen; sich bewegen.
swenker, beweglicher.
swenne, wenn irgend, wenn je, sobald als, wenn, wann.
swenner, wenn er.
swenz, wen es.
swenzel, Stück des weiblichen Kopfputzes.
swer, wer irgend, jeder der.
swerâ, schwöre.
swerde, Schmerz, Kummer.
swêre = swære.
swêrlichen, schmerzlich, schwer.
swern, schmerzen, schwären.
swern, schwören, beschwören; zuschwören, huldigen.
swert, Schwert; swert geben, zum Ritter machen.
swertleite, Schwertführung, Empfang des Schwerts beim Ritterschlag.
swertslac, Schwertschlag.
swerz, wer es.
swerzen, schwärzen.
swester, Schwester.
swibelen, taumeln.
swic, schweige!
swich, Lästerung.
swichen, entweichen, schwinden, sich zurückziehen, im Stich lassen; abtrünnig werden, verlassen.
swie, wenn irgend wie, wie immer, obgleich, wiewohl wenn.
er swief, er fegte, wendete, warf.
swiez, wie es auch.
swigen, schweigen, verschweigen, stille sein.
swiger, Schwiegermutter.
swimmen, schwimmen.
swîn, Schwein.
swînîn, schweinen.
swinde, schnell, geschwinde, heftig, gewaltig.
swinden, vergehen, verschwinden; in Ohnmacht fallen.
swînen, schwinden, abnehmen.
swingen, schwingen, schleudern, sich schwingen, fliegen, neigen; abe swingen, abhauen.
er swirt, er schmerzt, schwärt.
swister, Schwester.
switzen, schwitzen.
swonner, wo er.
swuorens, schwuren sie.

T.

tabig, rasend.
tac, tach, tag, tak, Tag, Zeit, Frist; Lebenszeit, Leben; Zusammenkunft; des tages, an diesem Tage; eines tages, einst; allen den tac, die ganze Zeit; bî mînen tagen, seit ich lebe; bî kurzen tagen, vor kurzer Zeit; in kurzen tagen, in wenig Tagen.
tach, Ueberzug, Decke, Dach.
tadel, Gebrechen, Fehler, Mangel.
tagedinc, gerichtliche Verhandlung, Streit, Proceß, Termin.
tagedingen, vor Gericht laden, verhandeln, entscheiden.
tageliet, Morgenlied.
tagen, tagen, Tag werden lassen.
tageweide, Tagereise.
tagewise, Morgenlied.
tagewurche, tagewürke, Taglöhner, Taglöhnerin.
tagezît, Tageszeit, Tag.
tal, nd., Zahl.
tal, Thal; ze tale, zetal, al ze tale, hinab, nieder, bergab.
tâlanc, tâlinc, den ganzen Tag.
tâle trunc, Nachttrunk, Schlaftrunk.
talgen, kneten.
tam, Damm.
tamph, tempf, Dampf, Dunst.
tan, Tannenwald, Wald.
tanboum, Tannenbaum.
tank, Dank.
tant, nd., Tand, Spaß.
tanz, Tanz; einen tanz treten, tanzen.
tanzwise, Tanzlied.

tapfer, schwer, gewaltig, tapfer.
ich tar, ich darf, ich wage; du tarst, du wagst.
tarnhût, unsichtbar und stark machender Mantel.
tasten, nd., greifen; to tasten, zugreifen.
tât, That, Werk.
tauchen, drücken, sich drücken, gebückt gehen, schleichen.
tavel, tavelc, tâvele, Tafel, Tisch.
tâvelrunde, runde Tafel des Königs Artus.
tawen, thauen.
he têch, nd., er zieh, beschuldigte.
ik têdc, ich that, thäte.
tegedinc = teidinc.
tegel, Tiegel.
tegelîch, *Adj.*, tegelîche, tegelich, *Adv.*, täglich.
teidinc, gerichtliche Verhandlung, Streit, Termin.
teidingen, verhandeln.
teidinger, Vermittler, Schiedsmann.
teil, Theil, Stück, Antheil, Anzahl; ein teil, etwas, ein wenig, zum Theil.
teile, Theilung, Theil.
teilen, theilen, zerlegen, ordnen, zutheilen, geben, austheilen.
theilhaft, zutheilend.
teinde, nd., zehnte.
têken, nd., Zeichen.
temeren, hämmern, klopfen.
templeise, Ritter des Grals.
ten, den.
tenc, *Gen.* tenges, link.
tengeln, hämmern, schmieden.
tene, nd., Zähne.
Tene, Dänemark.
têpch, Teppich.
ich tete, ich that, thäte.
teter, that er; tetern, that er den, ihnen; teterz, that er es.
tetig, thätig, thuend; übel tetige lute, Uebelthäter.
teuschen, betrügen, hintergehen.
teutte, Zauberin, Hexe.
than, Wald, Forst.
tîch, Teich, Fischteich.
tier, Thier.
tierlîn, Thierchen.
tiet, nd., Zeit.
tievel, tievil, Teufel.
tiezzen, tönen, lärmen, rauschen.
tihtære, Dichter.
tihte, das Dichten, Gedicht.
tihten, tichten, schaffen, abfassen, schreiben, dichten.
tihter, Dichter.
tymiâma, Thymian.
timpfen, dampfen.
tinthorn, Dintenfaß.
tintinnabulâ (latein.) Klingen, Schellen.
tirme, Schaar.
tisch, tisk, Tisch.
tistel, Distel.
tyt, nd., Zeit.
tiur, tiure, 1) *Adj.* selten, theuer, kostbar, vortrefflich, ausgezeichnet; 2) theuer; dringend.
tiuren, erheben, ehren, verherrlichen.
tiurlich, ehrenvoll, kostbar, herrlich, ausgezeichnet.
tiurre, theurer.
tiusch, tiutsch, deutsch.
tiusche, Spiel, Scherz, Zeitvertreib.
tiutære, Ausleger, Erklärer.
ze tiute, zu deutsch.
tiute, Erklärung, Deutung, Auslegung, Erzählung.
tiuten, deuten, auslegen.
tiuvel, Teufel, Verführer.
tiuvelinne, Teufelin.
tiuvelliche, tivellîchen, teuflisch.
tiwere, tiwer, theuer, kostbar, ausgezeichnet, selten.
tiwerlîch, werth, theuer, ausgezeichnet.
tjost, Zweikampf (mit Speeren).
tjostieren, tjustieren, im Zweikampf kämpfen.
tô, nd., zu, in.
tobel, Waldthal, Schlucht.
tobelichen, rasend, wüthend.
toben, rasen, wüthen.
tobic, töbic, tobig, rasend, toll, wüthend.
tobreken, nd., zerbrechen, verhindern.
tocke, Docke, Puppe.
togen, nd., zeigen.
se togen, nd., sie zogen.
togint, nd., Tugend.
tôhoren, nd., angehören.
ich tohte, töhte, ich taugte.
tôkomen, nd., zugehen, sich ereignen; tô komen enem von blode, Einem blutsverwandt sein.
tol, thöricht, übermüthig.
tolyke, nd., zugleich.
tom, nd., zu dem.
tôn, nd., thun.
tôn, Ton, Gesangweise, Lied.
tœnen, tönen, klingen, singen.
tônygen, nd., zuneigen, sich verneigen.
topel, Würfelspiel.
topeln, würfeln.
topelspil, Würfelspiel.
topelt, gewürfeltes Zeug.
topfknabe, ein Knabe, der noch mit dem Kreisel spielt.
tor, Thor, Thüre.
tôr, tôre, Thor, Narr.
tôrecht, tôreht, thöricht, närrisch.
tôrel, kleiner Thor.
tôren, Thörin, Alberne.
tœren, zum Thoren machen, bethören, betrügen, verführen.
tôrheit, Thorheit, Narrheit.
tœrinne, Thörin, Närrin.
tôrn, die Thoren.
tôrn, nd., Zorn.
tœrn, bethören.
törperheit, bäurisches Benehmen, Rohheit.
törsch, thöricht, närrisch.
ich torste, törste, ich wagte, durfte, dürfte.
torstlîch, nd., kühn.
torwarte, torwehtærc, Thorwächter, Thürhüter.
tostôren, nd., zerstören.
tôt, Tod.
tôt, gestorben, todt.
tôt, das Sterben, Tod, Uebergang.
er tœt, er tödtete.
tôtgevar, todtenblaß.
tote, Taufpathe.
tœten, totin, nd., tödten.
totlîch, tœtlîch, tödtlich, sterblich.
tôtvar, todtenblaß.
tou, Thau.
toub, stumpfsinnig, thöricht.
touber, öder, wüster.
töuben, betäuben.
toubieren, singen, schlagen (von der Nachtigall).
ich touc, ich tauge, taugte.
touc, Geheimniß.
töude, sterbend.
touf, toufe, Taufe.
toufbære, getauft.
toufbrunne, Taufwasser.
toufen, taufen.
tougen, tougenlich, *Adj.*, tougen, tougenlîche, *Adv.*, geheim, heimlich, verborgen.
tougen, Geheimniß, Wunder.
tougenliche, heimlich, geheim.
toum, Dunst, Rauch.
töun, sterben.
tounaz, bethaut.
toup, empfindungslos, stumpfsinnig, taub, thöricht; öde, wüst.
touwe, Thau.
touwec, bethaut.
touwen, thauen, von Thau benetzt werden.
touwen, töuwen, sterben.
tovoren, nd., zuvor, vorher.
towec, bethaut.
towedderen, nd., zuwider.
trâch, nd., träge.
trache, Drache.
trâcheit, Trägheit.

tracht, Gericht, Speise.
se trœden, sie traten.
treffen, treffen.
trœge, *Adj.*, träge, *Adv.*, langsam, träg, verdrossen, spät; nicht.
tragen, tragen, ertragen, führen, leiten, bringen; sich tragen, sich richten, erstrecken, belaufen; vortragen, zeigen; vür tragen, vorziehen, fördern, nützen.
trager, Träger.
trahen, træher, Tropfe, Thräne.
trahenen, von Thränen voll sein, überfließen.
trahte, 1) Gericht, Speise; 2) Erwägung, Sinnen, Streben, Trachten.
trahten, streben, trachten; er trahte, er trachtete.
traid, Getreide.
trake, Drache.
trâkeit, trâkheit, Trägheit.
trâme, Balken, Block.
trân, tragen.
trân, Flüssigkeit, Fluth.
tranc, Trank, Getränke.
er trancte, tranhte, er tränkte, gab zu trinken.
trappe, Traube; Trappe (Vogel).
trât, eilig, schnell, sogleich.
tratz, traz, Trotz, Feindseligkeit, Aufreizung.
trawen, trauen, hoffen.
trawen, in Wahrheit, traun.
träuwen, drohen.
trechtin, Herr (Gott, Christus).
treeken, nd., ziehen.
tref, Schlag, Streich.
trehene, Thränen.
trehtin, Herr (Gott, Christus).
trei, Wams.
ich treip, ich trieb.
du treist, du trägst; er treit, er trägt.
trem, Träume.
trenken, tränken.
treschen, dreschen.
tresekamer, Schatzkammer.
treten, treten, mit Füßen stampfen; den reigen treten, tanzen; abe treten, abtreten, verwischen.
tretzig, zornig.
trewzen, liebkosen.
triakel, Theriak.
triben, treiben, antreiben, betreiben, vertreiben.
trîben, Treiben, Wirken.
tricknen, trocknen.
triefen, tropfen, triefen.
triegen, betrügen.
trieger, Betrüger.
trinitât, Dreieinigkeit.
trinken, trinchen, trinken.
trinken, Getränk.
trischuble, Thürschwelle.
triskamer, Schatzkammer.
trit, Tritt.
triu, treu.
triulich, triulichen, treulich, ordentlich.
triuten, liebkosen, herzen, lieben.
triutinne, Geliebte, Gemahlin.
triuwe, Zuverlässigkeit, Wahrhaftigkeit, Treue; triuwe geben, versichern; in triuwen, triwen, wahrhaftig.
triuwen, glauben, trauen; sich getrauen, zutrauen.
troc, Korb, Trog.
troie, Wams.
tropfe, Tropfen.
tröpfel, Tröpfchen.
troist, ndrh., Trost.
trôn, trônus, Thron.
tropfen, tröpfeln.
tropfwurz, Engelsüß.
trophelin, Tröpflein.
troschel, Drossel.
trôst, Vertrauen, Zuversicht, Hoffnung; Trost, Hülfe.
trœsterinne, Trösterin.
trœstelin, kleiner Trost.
trôsten, trœsten, trösten, helfen; versprechen; durch trœsten, um Trost zu erlangen; sich trôsten, seine Hoffnung setzen auf.
trôstlich, tröstlich.
trôstunge, Trost.
er trouc, er betrog.
er trouf, er tropfte, träufte.
troufe, Traufe.
troufen, träufeln.
troum, Traum.
troumen, träumen.
troumskeide, Traumdeuter.
trouwe, Zuverlässigkeit, Treue.
trouwen, trowen, trauen, getrauen, hoffen.
tröuwen, drohen.
trûbe, Traube.
truc, Betrug.
truchentlichen, trocken, mit trockenen Worten.
trucken, trocken.
trüebe, trüb, finster.
trüebe, Dunkelheit.
trüeben, traurig machen.
trüebesal, Trübsal.
trugeheit, trügenheit, Betrügerei.
trügelîch, betrügerisch.
trügerære, trügener, Betrüger.
trügenheit, Betrügerei.
trügesam, trügerisch.
truhsæze, Truchseß.
trûsen, verkuppeln.
truhtin, Herr (Gott, Christus).
truoben, trüb machen, trüb sein.
trüllen, kuppeln.
trüller, Kuppler.
trüllerin, Kupplerin.
trunken, betrunken.
trunkvaz, Trinkgefäß.
truobe, trübe, finster.
truoben, dunkel, finster werden, sich trüben.
ich truoc, ich trug.
trûre, Trauer.
trûre, trûrec, trûric, trûrich, traurig.
trûreelich, trûriclich, *Adj.*, trûreelichen, trûriclichen, traurig.
trûren. nd. trûrin, trauern.
trûren, Traurigkeit.
trûrlichen, traurig.
trût, lieb, traut, Geliebter, Liebling; der Gotes trût, der Liebling Gottes.
trûtel, Liebchen.
trûtgemahel, liebe Braut.
trûtgeselle, lieber Gesell.
trûtgespil, liebe Freundin.
trûtlich, liebevoll.
trûwelike, nd., traulich.
trüwe, treu.
trûwen, trauen, hoffen.
tschoie, Freude.
tualm, Betäubung, Schlummer.
tûbe, Taube.
tûbil, tûbel, Teufel.
tuc, *Pl.* tücke, schnelle Bewegung, Schlag, Stoß, Kunstgriff, Streich, Tücke.
tucht, nd. Zucht.
er tüeje, er thue.
tüfel, Teufel.
tuft, Nebel, Reif.
ich tüge, ich tauge; wir tugen, wir taugen.
tüge, nd., Zeuge.
tugen, tügen, passen, angemessen, hinreichend sein, taugen, nützen, helfen, ziemen, anstehen.
tügen, nd., zeugen.
tugent, tugende, Tauglichkeit, Kraft, Macht, Vortrefflichkeit, Tapferkeit, Bildung, höfische Sitte.
tugentbære, tugenthaft, tugentliche, tugentriche, tugentsam, tüchtig, vortrefflich, edel, von feiner Sitte, tugendhaft, würdig, wacker.
tugentliche, tugentlichen, tüchtig, vortrefflich, edler, feiner Sitte gemäß.
tultlich, festlich, feierlich.
er tulwatzst, er schwätzt tolles Zeug.
tumb, tump, unerfahren, ungelehrt, ungebildet, dumm, einfältig.
tumpheit, Unerfahrenheit, Thorheit, thörichtes Wesen.

tumplîch, thöricht.
tunc, Höhle.
tunkel, 1) *Adj.* dunkel, trübe, unklar; 2) *Subst.* Dunkelheit.
tunkeln, dunkel werden, trüben, verdunkeln.
tunkelsterne, Abendstern.
tunre, Donner.
tuo, thue! ich tuo, ich thue.
tuoch, Tuch.
tuocher, Tuchscheerer, Tuchhändler.
tuom, unerfahren, einfältig.
tuom, That, Werk, Macht, Würde.
tuom, Dom.
tuomherre, Domherr.
tuon, thun, machen, schaffen, geben, verschaffen, handeln, leben, sich benehmen; zu Leide thun; ich tuon, ich thue; ze tuonne, zu thun; schîn tuon, zeigen; helfe schîn tuon, helfen; tuon zuo, helfen; sich tuon ze, sich an Etwas machen.
Tuonowe, Donau.
tuoz, thue es.
tur tür, türe, Thüre.
tûre, theuer, kostbar, ausgezeichnet, selten.
tûrigst, theuerst.
tûrlich, nd., ruhmvoll, kostbar.
turn, Thurm.
turnei, Turnier.
turren, türren, wagen, dürfen; *Part.* gewagt, ich turre, türre, ich wage; wir turren, wir wagen.
türse, Riese.
turstig, verwegen.
tûschen, Schelmerei.
tûscherye, nd., Schelmstück.
tûsent, tausend.
tûtsch, deutsch.
tûsken, nd., zwischen.
tûvel, Teufel.
tûwerlîch, theuer, ausgezeichnet.
twahen, waschen.
twâle, twâl, Verzug, Versäumniß; sunder twâl, ungesäumt.
twâlen, bleiben, verweilen, säumen.
twalf, nd., zwölf.
twalm, Betäubung, Schlummer.
er twauc, er drückte, preßte, bedrängte.
twanchsal, Bedrückung, Gewaltthätigkeit.
twâr, nd., wahrlich.
twê, twei, nd., zwei; twêrer, zweier.
twehele, Waschtuch, Handtuch.
twellen, tweln, zögern, säumen, verweilen, sich aufhalten.
twerc, *Gen.* twerges, Zwerg.
twergelîn, Zwerglein.
twerch, *Gen.* twerhes, schräge, quer; twerges, in der Quere.
twinclich, bedrängend, zwingend.
twingen, zwängen, einengen.
twingen, zusammenpressen, drücken, zwingen.
twintich, nd., zwanzig.
twiunge, nd., Entzweiung.
ich twunge, ich zwänge.
ich twuoc, *ich* twuoch, ich wusch; wir twuogen, wir wuschen.

U.

û, nd., euch.
üb, ub, ube, wenn, ob, daß; waz ub, wie wenn.
übel, 1) böse, übel; 2) Böses, Uebel, Unheil.
übel, übele, ubele, ubel, übel, schlimm; übel schînen lâzen, nicht offenbar werden lassen.
übele, ubele, Bosheit.
übellîche, übellîchen, böse, schlimm.
über, über; nach; über al, gänzlich; über daz, überdies, dennoch; über werden, übrig bleiben, überhoben werden.
uberbilden, mit Bildern bedecken.
überbrehten, überschreien.
überfluot, überfluz, Ueberfluß.
überflüzeclîch, überflüssig, reichlich.
übergân, übergên, übergehen, überfließen, besiegen, zwingen.
er übergap, er gab sich auf.
übergeben, vergeben, aufgeben, verrathen.
übergelt, Zins.
übergelten, übertreffen.
er übergie, er floß über; er zwang, besiegte.
übergiuden, übermäßig prahlen.
übergnôz, von höherem Stand, übertreffend, vorragend.
übergnuht, Ueberfluß.
überguldе, höherer Werth.
überguot, höheres Gut.
überherre, der höchste Herr, Gott.
überhœhen, übertreffen.
überhœren, vollständig anhören, nicht hören.
überic, überflüssig.
überkomen, erreichen, ergreifen.
überkraft, Uebermacht, zu große Menge, Ueberfülle.
überkræhen, überschreien.
überkrefteclich, übermächtig, überlegen.
überkumen, erreichen, ergreifen.
überladen, zu schwer beladen.
überlaidig, sehr betrübt.
überlanc, nach einer Weile, endlich.
überlast, zu große Last.
überlasten, überladen.
überlegen, überlästig, ungelegen.
überlegenheit, Ungelegenheit.
überliuhten, überstrahlen.
uberlût, außerordentlich laut.
übermaln, zerreiben.
übermezzen, das Maaß überschreiten.
übermüete, übermuot, Uebermuth.
überreden, überführen, überweisen.
überreit, überführt.
überschiezen, darüber wegschießen.
überschînen, bescheinen.
übersehen, über Etwas sehen, nicht sehen, Nachsicht haben.
übersezzen, versäumt.
übersitzen, versäumen, versitzen.
sich übersprechen, unüberlegt sprechen, zu viel sagen.
übersterken, übertreffen.
überstreben, überwinden.
überstrîten, überwinden, übertreffen.
übersüezen, lieblicher sein als, an Lieblichkeit übertreffen.
überteilen, verurtheilen, übervortheilen.
übertragen, auf sich nehmen, überheben, Nachsicht haben, verschonen.
übervarn, vorüber, hinaus gehen, übertreten.
übervehten, überwinden.
überwahsen, überwachsen.
überwal, Ueberschwall.
überwegen, überwiegen.
überwinden, überwinden, verwinden, verschmerzen.
ubile, übel, schlimm, böse.
übrig, überflüssig, übertrieben.
ûch, nd., euch.
üeben, gebrauchen, ins Werk setzen, pflegen; sich üeben, seine Kräfte gebrauchen.
ûf, 1) *Präp.* auf, bis auf, in Beziehung auf; 2) *Adv.* auf, aufwärts, hinauf.
ûf binden, hinaufbinden; den helm ûf binden, den Helm aufsetzen.
ûf dringen, in die Höhe dringen.
ûfe, ûfen, auf.
ûfen, auf den.
ûfen, erheben, häufen.

ûferstendunge, Auferstehung.
uffenbære, öffentlich.
ûffin, auf den.
ûfgeben, übergeben.
ûfgeleit, aufgesetzt, aufgelegt.
ûfgerihte, aufrecht.
ûfhalt, aufgerichtet, stehend.
ûfhaltunge, Erhaltung.
ûfreht, aufrecht, stehend.
ûfsatz, Nachstellung, Betrug.
ûfscub, Aufschub.
ûfstân, darauf stehen, liegen.
ûfstênde, Auferstehung.
ûfstürzen, aufsetzen.
ûfströuwen, besetzen (ein Kleid).
ûfswenken, rasch emporheben.
ûftragen, sich erheben.
ûfwert, aufwärts.
ûher, nd., euer.
uyss, ndrh., aus.
uysstzorœden, ndrh., auszurotten.
ûle, nd., Eule.
ülfheit, eine Krankheit.
ulmic, verfault.
umbe, umb, *Präp.* um, herum, für, wegen; *Adv.* um, herum.
umbechreiz, Umkreis.
umbehanc, 1) Umhang, Vorhang, Decke, Teppich; 2) Zelt.
umbein, um einen, um ein.
umben, um den, für den.
umberede, Umschweif.
umbereise, Umreise.
umbereit, nicht fertig.
umberinc, Umkreis.
umberüeret, unberührt.
umbes, um des, für des.
umbesæze, Umwohner, Nachbar.
umbescheiden, 1) *Adj.* rücksichtslos; 2) *Subst.* Unbescheidenheit.
umbeswanc, Umschwung.
umbesweifen, umfassen.
umbetwungen, frei, uneingeschränkt.
umbevâhen, umfassen, umfangen.
umbevarn, (Etwas) umgehen.
umbevart, Umherwandern.
umbewegen, schwingen.
umbewert, unbewaffnet.
umbez, um das.
umbin, um ihn herum.
umblegen, belagert.
se umboden, nd., sie sagten ab.
umbrüeren, umfassen.
umbsôsse, Umwohner, Nachbar.
umbsweif, Umschwung.
umbtrint, ungefähr um.
umme, nd., um.
ummedryven, nd., hintertreiben.
ummeganc, kreisförm. Gang.
ummegewent, nd., umgewendet.
umme kopen, nd., bestechen.
ummetreut, nd., rings herum.
ummer, nd., immer.
ummesweif, Umschwung.
un, nd., ihn.
un, nd., und.
unahtber, unachtsam.
unahtsamkeit, Vernachlässigung.
unangestlichen, ohne Angst.
unbedrozzen, unverdrossen.
unbehende, Ungeschicklichkeit.
unbehuot, unbeschützt, unsicher.
unbekantlichen, unbegreiflich.
unbekennende, ohne Erkenntniß.
unbenennet, unberufen.
unberâten, unversorgt, unbeschützt.
unberhaft, unfruchtbar.
unbescheiden, rücksichtslos, unanständig.
unbescheidenheit, Unanständigkeit.
unbeschetzet, unschätzbar.
unbesinnt, unbesonnen, gedankenlos.
unbesprochenliche, nicht besprochen, nicht verläumdet.
unbetelichen, unverschämt.
unbetwungen, frei, uneingeschränkt, ungebunden.
unbewant, vergeblich.
unbewollen, unbefleckt, rein.
unbilde, Unrecht, Unbill.
unbilden, Unrecht thun.
unbillich, unrecht, unschicklich, unbillig.
uncristin, Nichtchriste, Heide.
undanc, Undank.
undære, unansehnlich, klein.
undât, nd., Unthat.
unde, und, und auch, und zwar, nämlich.
unde, ünde, Woge, Fluth, Meer.
unde, unter, unten.
unden, unten.
under, 1) *Präp.* unter, unterhalb, zwischen; 2) *Adv.* unten, unterdeß, dabei, dennoch.
underbint, Unterschied, Trennung, Hinderniß.
underdân, unterthänig, unterworfen.
underdes, underdiu, unterdessen.
underdringen, dazwischendringen, verdrängen.
underfâhen, auf sich nehmen, unternehmen.
underflehten, durchflechten.
undergân, abschneiden, entziehen.
undergrifen, hinuntergreifend erfassen.
sich undergrüezen, sich gegenseitig grüßen.
underkomen, unterbleiben, abbestellen.
underlâz, Unterlassung.
undermiten, vermischt.
underneigen, unterwerfen, unterdrücken.
underrihten, unterrichten, lehren.
undersagen, mit Wechselreden sagen, sich besprechen.
undersatzt mit, ruhend auf.
underscheiden, absondern, trennen, unterbrechen, unterscheiden, aufmerksam machen.
underscheit, Mannigfaltigkeit, Unterschied, Auszeichnung.
sich undersehen, sich einander sehen.
undersetzen, eine Unterlage geben.
underslahen, durchschlagen, durchweben; unterdrücken.
undersliufen, darum bringen.
undersnîden, beim Zuschneiden mit andern Stoffen vermischen, bunt machen, besetzen, sticken.
underspringen, dazwischen springen.
understân, understên, unternehmen, sich unterstehen, verhindern, abwenden.
under stôzen, darunter stoßen; unterbrechen.
undertân, undertænic, unterworfen, unterthan.
undertreten, unterdrücken, verhindern.
undertuon, bei Seite legen.
er undervant, er unterschied, fand heraus.
undervarn, dazwischen kommen, unterbrechen, verhindern.
underviz, Zwischenraum.
underwîlent, bisweilen.
sich underwinden, sich einlassen, sich annehmen, sich unterziehen; ergreifen.
underwîsen, zurecht weisen, unterrichten.
underzuachen, anfassen.
under zücken, den Fuß unter dem Leibe wegnehmen.
undez, und es.
undir, und ihr.
undir, unter.
undirdige, Verwendung.
undœtlich, unsterblich.
undürftic, nicht bedürftig.
unebne, uneben, ungleich, unpassend.
unedel, *Adj.*, unedelliche, *Adv.*, unedel, nicht von Adel.
unedeln, unedel machen.
unendehaft, unendlich, unermeßlich.

unerbermic, *Adj.* unerbermeclîchen, unbarmherzig.
unerborn, nicht entsprossen, nicht von hohem Stamm.
unêre, schändlich.
unêre, Schande.
unêren, schänden, verunehren.
unerkaut, unbekannt.
unerkêret, nicht abgewendet.
unerschrockenlîch, unerschrocken.
unertoubet, nicht zornig, nicht wüthend.
unervorht, furchtlos, kühn.
unfridelîche, feindlich.
unfrô, unfrœlich, unerfreut, betrübt.
unfroüde, unfroude, unfrowede, unfreude, Betrübniß, Leid.
unfuoge, Unschicklichkeit, rohes Betragen.
unfuogen, Unrecht thun, Unfug treiben.
unfuore, üble Aufführung.
ungæbe, schlecht, verächtlich.
ungæbelîche, schlecht, unannehmlich.
ungebærde, ungebære, unfreundliches Benehmen, Jammer, Verzweiflung.
ungebære, unangemessen, unschicklich, häßlich.
ungedult, nd. ungedolt, Ungeduld, Unrecht.
ungefriunt, unbefreundet.
ungefüege, unschicklich, unanständig, heftig; ungeheuer groß.
ungefüege, Unschicklichkeit, Unfug.
ungefüege, Ungemach.
ungehabe, Leidwesen, übles Geberden.
ungehît, unverheirathet.
ungehiure, unangenehm, unheimlich, schrecklich.
ungehœret, unerhört.
ungelachsen, unbequem, unpassend.
ungelâz, übles Aussehen, Leidwesen.
ungelîch, *Adj.*, ungelîche, *Adv.*, ungleich, unähnlich.
ungelîcheit, Unähnlichkeit.
ungelimpf, Unziemlichkeit.
ungelinge, Mißgeschick, Unglück.
ungeloube, Unglaube, Ketzerei.
ungeloubet, ohne Laub.
ungelt, Unkosten, Abgabe, Umgeld.
ungelôvege, nd., Ungläubige.
ungelôvich, nd., ungläubig.
ungelt, außerordentliche Abgabe (Umgeld).
ungelucke, Unglück.
ungemach, ungemah, nicht gemacht, untauglich, unbequem, störend, zerstörend.
ungemach, Unbequemlichkeit, Unruhe, Bedrängniß, Leid.
ungemæze, unpassend, unbequem.
ungemelich, ungemenlich, unerfreulich.
ungemüet, unangefochten.
ungemüete, Verstimmung, Mißmuth, Zorn.
ungemuot, verstimmt, aufgebracht, zornig.
ungenâde, Unruhe, Noth, Unglück.
ungenædeclich, abhold, ungnädig.
ungenæme, ungenême, unannehmlich, zuwider, werthlos.
ungenande, Muthlosigkeit.
ungenesen, ungeheilt, unheilbar.
ungenozzen, unbenutzt.
ungenuht, Ungenügsamkeit, Zügellosigkeit, Uebermaß.
ungepflegen, unbesorgt.
ungerade, ungrad, ungleich.
ungeräten, rathlos, hülflos.
ungereit, unbereit.
ungerête, Hülflosigkeit, Unglück.
ungerichte, ungerihte, Unrecht, Verbrechen, Friedensbruch.
ungeriht, unbestraft.
ungeriten, unberitten.
ungesamuet, nicht vereinigt, verschieden, abweichend.
ungesceiden, ungeschieden, nicht erklärt.
ungeschaffen, unerschaffen, häßlich, gräulich.
ungescheiden, ungeschieden.
ungeschriben, nicht zu beschreiben, unbeschreiblich, unbeschrieben.
ungeschrôten, unzerschnitten.
ungeselleclich, ungesellig, ohne Gesellschaft.
ungesellet, allein.
ungesêret, unverletzt, unversehrt.
ungeslaht, schlecht geartet, bösartig.
ungespart, unverschont, ungespart.
ungestillet, nicht zum Schweigen gebracht.
ungestriten, ohne gekämpft zu haben, ohne Streit.
ungesühte, Krankheit, rheumatisches Uebel.
ungesunt, Krankheit.
ungetân, mißgestaltet, häßlich.
ungetriuwe, ungetriwe, *Adj.*, ungetriuwelîche, *Adv.*, treulos, ohne Treue.
ungetrunken, ohne getrunken zu haben.
ungevar, von übler Farbe.
ungevel, ungevelle, Unglück, Unfall, Mißgeschick.
ungeverde, ungeverte, unwegsame Gegend, beschwerliches Reisen.
ungevolgich, unfolgsam.
ungevuoc, Unschicklichkeit, Unfug.
ungevuoge, ungeschlacht, unhöflich.
ungewert, nd. ungewaret, ungewährt, ohne Gewährung.
ungewin, Schaden, Verlust.
ungewis, unsicher, unzuverlässig.
ungewiter, Unwetter, schlechtes Wetter.
ungewizzen, unbekannt, unbewußt.
ungewon, ungewohnt.
ungezelt, unzählig.
ungezogenlîch, ohne Zucht, unanständig.
ungezzen, ohne gegessen zu haben.
ungrüezlich, ohne Gruß, unbegrüßt.
unguot, *Adj.*, unguotlîche, *Adv.*, böse.
unhabe, Leidwesen, Klage, übles Gebärden.
unhô, nicht hoch, gering; unhô heben, für gering achten.
unholde, Teufel, teuflischer Mensch, Hexe.
unhövescheit, Mangel an feiner Sitte, Unhöflichkeit.
unkiusche, unkeusch, unrein.
unkiusche, Unkeuschheit.
unklagebære, nicht zu beklagen.
unkraft, Ohnmacht, Schwäche.
unkünde, Unbekanntschaft, Unkunde.
unkündic, unbekannt.
unkunst, Unwissenheit, Ungeschicklichkeit.
unkunt, unbekannt.
unkust, Schlechtigkeit.
unlanc, nicht lang, kurz.
unlange, kurze Zeit.
unlenge, Kürze.
unlougen, ungelogen.
unlust, Widerwillen, Ekel, Abscheu.
unmaht, Kraftlosigkeit, Schwäche.
unmanheit, Unmännlichkeit, Feigheit.
unmære, unmêre, nicht der Rede werth, gleichgültig, unwerth, unberühmt, gering, unlieb, zuwider, verächtlich.
unmæren, zuwider, verächtlich werden.

unmâze, Maßlosigkeit, Uebermaß.
unmâze, *Adv.* unmâzen, mit unmâzen, unmäßig, über die Maßen.
unmâzlichen, unermeßlich.
unmêr, gleichgültig, verächtlich.
unmêzig, unmezlich, unermeßlich, außerordentlich.
unminne, Feindschaft, Lieblosigkeit.
unmüezec, beschäftigt, rastlos.
unmüezekeit, Geschäftigkeit, Beschäftigung.
unmügelich, unmöglich, unvermögend, schwach.
unmuot, unmût, nd., Mißmuth, Betrübniß; unmuotes, mißmuthig.
unmuoze, Beschäftigung, Geschäftigkeit.
unnâch, unnâhen, weit entfernt, bei weitem nicht.
unnôt, nicht Noth.
unnôtec, ungenöthigt, ohne Noth.
unprîs, Schimpf, Tadel.
unrât, Dürftigkeit, Elend, Mangel, Hülflosigkeit, Rathlosigkeit.
unrâtsamkeit, Mangel an Ueberlegung.
unrechtvertig, nicht gerechtfertigt.
unrede, schlimme Rede, Tadel.
unreht, unrecht, ungerecht.
unreht, Ungerechtigkeit, Unrecht.
unrehte, mit Unrecht, ohne Grund.
unrekant, unerkannt,
unrewert, unverwehrt, unbenommen.
unruoch, Gleichgültigkeit.
unsælde, unsœlde, Unglück.
unsælec, unsœlic, unglücklich, heillos.
unsanfte, unbequem, unfreundlich, schmerzlich.
unschadebære, unschadebêre, Gewinn bringend.
unschamelich, unschemelich, keine Schande bringend.
unschône, häßlich.
unschulde, unschult, Schuldlosigkeit.
unschuldic, schuldlos.
unse, unser.
unsenfte, schwer, unlieblich, unerfreulich, unbequem.
unsenfte, Unannehmlichkeit.
unsenfteclîche, unfreundlich, schmerzlich.
unsich, uns.
unsihtic, unsichtbar.
unsin, Unverstand, Thorheit, Raserei.
unsinnec, thöricht, wüthend.

unsite, rohes Betragen, Zorn, Wuth.
unsitelîchen, unfreundlich, grob.
unsiten, sich grob betragen, toben, wüthen.
unsorglîchen, zuversichtlich, sicher.
unspehende, nicht zu erspähen.
unsprechend, sprachlos, stumm.
unsprechenlich, unaussprechlich.
unstate, ungünstige Lage, Unbequemlichkeit, Hülflosigkeit.
unstæte, unstête, unstate, unstætikeit, unstêtikeit, Unbeständigkeit, Untreue; ze unstaten komen, Schaden bringen.
unstæte, unstætelich, unbeständig, unsicher, untreu.
unsûber, unrein.
unsüeze, unsuoze, unangenehm.
unt, und.
unter — s. auch under.
unterkomen, verhindern.
unterliche, unter, unterhalb.
untersturz, Untergang.
untgelten, entgelten.
untersitzen, dazwischen sitzen.
untertrinnen, von einander trennen, entreißen.
unterzvisken, dazwischen.
unterwinden, sich einlassen, sich annehmen, sich unterziehen.
untine, unten.
untogintlichin, nd., schändlicher Weise.
untôtliche, untœtliche, unsterblich.
untriuwe, untriwe, Treulosigkeit, Untreue.
untrôst, Hoffnungslosigkeit, Entmuthigung, Muthlosigkeit.
untrœsten, der Hoffnung berauben, entmuthigen.
untrunken, ohne getrunken zu haben.
untougen, öffentlich.
untugent, schlechte Eigenschaft, Mangel an feiner Bildung, Grobheit, Unartigkeit.
untvongen, nd., empfangen.
untz, und das.
unvalschlich, redlich.
unvarend, unbeweglich, nicht auf den Füßen.
unverbolgen, ohne Zorn.
unverborn, nicht aufgegeben.
unverdâht, unbedachtsam, unüberlegt.
unverdrozzen, nicht überdrüssig, unverdrossen.
unverebenet, unbezahlt.
unvereinet, unverbunden.
unvergessen, eingedenk.

unverhert, unverwüstet.
unverhouwen, nicht zerrissen, ungespalten, unverwundet, unbesiegt.
unverhuot, unbehütet, unbewacht.
unverirt, ungestört, ungehindert.
unverlegen, gewandt, rüstig, thätig.
unvermeldet, unverrathen, ungemeldet, unangemeldet.
unvermessenleich, feig, unrühmlich.
unverre, nicht weit, unfern.
unverschart, unverhauen.
unverschrôten, unzerhauen, unverletzt.
unverseit, unversagt, unverwehrt.
unversmogen, ungebogen.
unversmogen, unverborgen.
unverspart, ungespart, reichlich.
unverstat, unentstellt.
unversunnen, bewußtlos, ohne Besinnung.
unvorvêrt, nd., unerschrocken.
unverwânde, unvermuthet.
unverwant, unverrückt, unbetheiligt.
unvorwêrde, nd., Unerschrockener, Unbefangener.
unverzaget, unverzeit, muthig, furchtlos, unverzagt, hoffnungsvoll.
unverzihen, unversagt.
unvlât, Häßlichkeit, Unsauberkeit.
unvride, Friedensbruch, Aufruhr.
unvriuntliche, unfreundlich; unvriuntliche schînen lân, s. v. a. nicht zeigen.
unvollobet, nicht genug gepriesen.
unvrô, unerfreut, betrübt, freudelos.
unvrömede, nicht fremd, heimatlich.
unvrôt, nd., unklug, thöricht.
unvröude, Betrübniß, Leid.
unvruot, unklug, thöricht; traurig.
unvüege, ungefüg, unpassend.
unvuoge, Unfug.
unwæge, unnütz, unvortheilhaft, ungeneigt, ungünstig.
unwæhe, häßlich.
unwahsen, unerwachsen.
unwandelbære, unveränderlich, untadelhaft, ohne Tadel, ohne Fehl.
unwende, unwendec, unwendic, unabwendbar, nicht zu ändern.
unwerdecliche, werthlos, unbeachtet, unlieb, verächtlich.

unwerdekeit, nd. unwèrdicheit, Unwerth, Schmach.
unwert, werthlos, unlieb, verächtlich.
unwertliche, mit Geringschätzung.
unwîpheit, was der Frauenwürde zuwider ist, Unweiblichkeit.
unwirde, Unwerth, Unwille, Entwürdigung, Schmach.
unwirdeeliche, unwirdieliche, werthlos, unwillig; unziemlich.
unwîse, unklug, thöricht, einfältig.
unwitze, Unklugheit, Thorheit.
unwizzen, unbewußt.
unwizzende, unwissentlich.
unze, 1) *Präp.* bis; 2) *Conj.* bis, so lange, so lange als.
unzerworht, unzerlegt.
unzimlich, unschicklich, verwerflich.
unzuht, unzuhte, Ungebührendes, Muthwille, rohes Wesen, Unsittlichkeit.
uosezzel, Lehnsessel, Rücksessel.
ûp, auf.
updragen, nd., auftragen; se ufdrogen, sie trugen auf.
ez upgât, nd., es aufgeht.
uphalen, nd., heraufholen.
upholden, nd., aufhalten.
üppec, üppie, *Adj.*, üppeclichen, *Adv.*, überflüssig, eitel, vergänglich, unnütz, eingebildet, leichtfertig.
üppekeit, Eitelkeit, Einbildung.
ûprichtich, nd., aufrichtig, bieder.
upsatz, nd., Aufstand, Anschlag.
ür, euer.
ûr, ûre, Auerochs.
urborn, sehen lassen, zeigen.
urhab, urhap, Anfang, Ursprung.
urfech, unbefehdet, unangefochten.
urkunde, urkünde, Kennzeichen, Zeugniß.
urlap, Erlaubniß.
urliuge, urloue, Kampf, Krieg, Streit.
urliugære, Kämpfer, Krieger, Streiter.
urliugen, kämpfen, streiten.
urloup, Erlaubniß, Urlaub.
ûrrint, Auerochse.
ursprich, Redseligkeit.
ursprinc, ursprung, Ursprung, Entstehung; Quelle.
urstende, Auferstehung.
ursuoch, Forschung, Versuch.
urteil, Urtheil, Gottesurtheil, Entscheidung, Gericht.
ûslouf, Ausgang.
usse, heraus.
ût, nd., aus.
utermate, nd., übermäßig.
ûwe, ûwer, nd., euer.
ûz, 1) *Präp.* aus, von, von — her; *Adv.* hinaus, heraus, davon.
ûze, außen.
ûzem, aus dem.
ûzen, 1) außen; 2) außer, wenn nicht; aber, sondern.
ûzer, ûzir, aus, von, außer; ûzer mâzen, übermäßig.
ûzer, außer.
ûzerhalp, ûzerthalben, außen, draußen.
ûzewendig, auswendig.
ûzhen, hinaus.
ûzman, außerhalb Wohnender, Fremder.
ûzrent, außerhalb.
ûzscheiden, ausscheiden, ausschließen.
ûzsetze, Aussätzige.
ûzwirren, entwirren.

V. s. F.

W.

wâ, 1) *Präp.* wo; 2) *Conj.* wenn; wâr mite, womit.
waatman, Kaufmann.
waben, Honigscheibe.
er wac, er neigte sich.
wâc, wâch, Woge, Fluth, Wasser.
wach, wehe!
wachâ, wach auf!
wache, Wache.
wachen, wachen.
wachten, nd., warten.
wacker, munter, fleißig, tüchtig, brav.
wadel, Schwanz.
wâfen, Waffen, Schwert, Wappen.
wâfen, wâfenâ, ach! weh!
wâfenen, wâfen, waffen, bewaffnen, wappnen.
wâfengeziuc, Rüstung.
wâfenkleit, wâfenroc, Ritterrock, Waffenrock.
wage, Wiege.
wâge, Wage; âne wâge, reichlich.
wâge, Wagniß, Gefahr; er liez an die wâge, er setzte auf das Spiel; ûf der wâge stên, auf dem Spiele stehen.
wæge, passend, tüchtig, nützlich, geneigt, gewogen, hold, vortheilhaft, gut.
wagen, sich bewegen, flattern, wiegen, sich wiegen.
wagen, Wagen.
wâgen, in die Wage legen.
wâgen, wagen.
wagenære, Fuhrmann.
wæger, passender, nützlicher, besser.
wægest, passendst, nützlichst, best.
wæhe, künstlich, kunstreich, zierlich, fein, schön, lieblich.
wahen, erwähnen.
wæhen, schön machen, verschönern; sich wæhen, lieblich sein.
wahs, scharf, rauh, streng.
wahs, Wachs.
wahsen, wachsen, zunehmen, heranwachsen; abstammen.
wæhtær, wahtære, Wächter.
er wahte, er weckte.
waiben, sich drehen.
waidenleich, weidlich, lustig.
wail, ndrh., wohl.
wæjen, wehen, blasen.
wal, Schlachtfeld, Kampfplatz, Wahlstatt, Schlacht.
wal, Wahl; das hât gên frawen doch kain wal, das hält doch mit den Frauen keine Vergleichung aus.
wal, das Aufwallen.
wal, Erhöhung, Wall.
wal, Wallfisch.
wal, wohl, Wohl.
Walch, Italiener, Welscher.
er waldes, er beherrschte es.
waldiger, gewaltiger.
waldindiger, gewaltiger.
walgen, wälzen, rollen, sich wälzen.
Walhen, die Welschen, Italiener.
walken, rollen, wälzen.
wallâre, wallære, Waller, Wanderer, Pilger.
wallebruoder, Pilger, Reisegefährte.
wallen, wandern.
wallen, aufwallen, überfließen.
wallkappe, Pilgerkleid.
walt, Wald; swende den walt, verstich, zerbreche Speere.
walten, herrschen, lenken, besitzen, sorgen, treiben.
waltgevelle, eine durch umgefallene Bäume unwegsame Gegend.
waltman, Waldmensch.
waltpote, Gewaltbote, der Gesandte des Herrschers.
waltsmêd, nd., Waldschmied.
waltstat, 1) Ortschaft im Walde; 2) Wahlstatt, Schlachtfeld.
walzen, sich wälzen, rollen.
wambe, wamme, Bauch; Euter.
wamme, Wams.
wan, denn, weil.
wan, 1) außer, ausgenommen,

nur, bloß; 2) sondern, aber; wan daz, wäre nicht.
wan, man.
wân, Vermuthung, Meinung, Wille, Hoffnung; Täuschung, Wahn; wân werden, beraubt werden; wân hân, Willens sein; nâch wân, auf Gerathewohl; sunder wân, âne wân, ohne Zweifel, sicherlich.
er wan, nd., er gewann.
wanc, Wanken, Abweichung, Schwanken, Zurückgeben.
wanchen, wanken, schwanken, weichen.
wande, wand, 1) warum, warum nicht; 2) denn weil.
er wânde, er wähnte, glaubte; wând ich, wähnte ich.
er wande, er wendete, wandte.
wandel, 1) Gang, Verkehr, Lebensweise; 2) Verwandlung, Aenderung; Verschlimmerung, Fehler, Besserung, Buße, Genugthuung, Schadenersatz; wandels bar, wandels vrî, wandels blôz, wandels eine, untadelhaft.
wandelbære, fehlerhaft, sündhaft.
wandelieren, wandeln, verwandeln, ändern, besser machen.
wandeln, verwandeln, verändern; wandern.
wandelunge, Verwandlung, Umänderung.
wander, Lebensweise.
wandern, denn er ihn; denn er nicht.
wanderung, Wandel.
wandes, denn sie.
wandher, denn er.
wandich, denn ich, da ich.
wankel, wankend, unbeständig.
wanken, schwanken, weichen.
wankliche, schwankend, unstät.
wænen, wânen, meinen, wähnen, hoffen; wæn ich, glaube ich, doch wohl.
wanne, warum denn; wann, wenn.
wannelıt, wann wohl.
wannen, woher, warum, weshalb, wie.
want, warum; dann, weil.
want, Wand.
er want, er band, umwand.
er wante, er wendete.
wante, nd., bis.
wânhopeninge, nd., falsche Hoffnung.
wanz = wan ez, denn es.
wâpen, Waffe, Bewaffnung, Schwert; Waffe.
wâpen, wâpenen, bewaffnen, waffnen.
wâpenkleit, wâpenroc, Ritterkleid, Waffenrock.
wâpner, Schildträger.
war, wohin; anders war, anders wohin; wâr umbe, warum; war zuo, wozu.
war, Anschauung, Beachtung, Aufmerksamkeit, Acht; war nemen, Acht haben, beachten, wahrnehmen, bemerken, sich abgeben; war tuon, auf Etwas achten.
wâr, wo.
wâr, wahr, wirklich.
wâr, Wahrheit, Recht.
wâr haben, Recht haben; daz liez er alles wâr, das erfüllte er Alles; ze wâre, wahrlich.
ware, Eigenthum, Waare.
du wære, du warst; wærer, wäre er.
wârheit, Wahrheit, Recht, Versicherung, Bestätigung.
wark, nd., Werk, Arbeit.
wærliche, wærlich, wârliche, wahrhaftig, wahrlich, in Wahrheit.
warnen, aufmerksam machen, warnen; sich warnen, sich in Acht nehmen, sich vorsehen, sich schützen, sich in Vertheidigungsstand setzen, rüsten, waffnen.
warnen, wehren, verweigern.
warnunge, Warnung, Vorsicht.
wârre, wahrer, wahrhaftiger.
wærsn, wäre dessen nicht.
wart, nd., gegen — wärts.
wartâ, schau, sieh nur!
warte, Aufsicht, Pflege, Lauer; Warte.
warten, schauen, beobachten, hüten, wachen; harren, erwarten; aufpassen, nachstellen.
wârtêken, nd., Wahrzeichen.
wartman, Wächter, Schildwache.
warumbe, warum.
ich was, ich war.
was, scharf.
was, Rasen.
wase, Base.
wase, Rasen.
waste, Wüste.
wasten, verwüsten.
wat, nd., was.
wât, *Gen.* wæte, Kleidung, Kleid, Gewand.
ez wât, wâte, es wehte, blies.
waten, kleiden.
waten, gehen, waten.
wætlich, wohlgekleidet; schön, stattlich.
wætliche, Schönheit, stattliches Aussehen.
wattan, nd., was denn?
waun, Wahn.
waz, Wachs.
waz, was, wozu, wiefern; waz ob, waz obe, ob wohl, ob vielleicht, vielleicht wer weiß ob nicht, wie wenn, wie wäre es wenn; waz dar umbe, warum; waz (mit dem Gen.), wie viel, was für; waz mannes, was für ein Mann.
wazzer, Wasser.
wazzermüede, von langer Seefahrt müde.
wazzerrîch, wasserreich.
wê, wehe; mir ist wê, ich habe Schmerzen, ich leide; mir ist wê nâch, ich sehne mich nach; wê geschehen, wê tuon, wê werden, schmerzen.
wê, Schmerz, Leid.
we, wie.
webe, Gewebe.
wec, *Gen.* weges, Weg; alle wege, allwegen, überall, immerdar; en wec, hinweg; ze wege, auf den Weg, entgegen; under wegen, unterwegs.
wech, nd., 1) Weg; 2) weg, fort.
wechssin, wächsern.
wechvoren, nd., wegführen.
weeke, Keil.
weeken, erwecken.
wedeln, wehen, flattern.
weder, welcher von beiden.
weder, wedir, nd., wider, gegen; wieder.
wederhalp, auf einer von beiden Seiten.
wederparthye, nd., Gegenpartei.
wedirsacz, nd., Widersetzlichkeit.
weg, Weg; einen weg, weg, fort; gleich; halben weg, die halbe Zeit; alle wege, alle Zeit, überall; under wegen, unterwegs; under wegen lân, zurücklassen, ungethan lassen.
wegelos, verirrt.
wegemüede, müde von der Reise.
wegen, 1) in Bewegung setzen, schwingen; wägen, schätzen, zuwägen, zutheilen; ez wiget mich ringe, es kümmert mich wenig; 2) vorhanden sein, wiegen, sinken, herabfallen.
wegen, emporheben, helfen.
wegen, den Weg machen.
wegen, bewegen, wiegen, schütteln, schwingen, zittern.
wêgen, wehen.
weger, besser, nützlicher.
wehsel, Tausch, Wechsel.
wehseln, wechseln, tauschen, verändern.
wehselrede, Zwiegespräch.
er wehset, er wächst.
weich, weich, nachgiebig, schwach.
ich weich, ich wich.

weichen, weich machen, weich werden.
weydasche, Pottasche,
weide, Waide, Gang.
weideganc, Gang auf d. Jagd.
weidelich, jagdgemäß, stattlich, wacker, rüstig, munter.
weideman, Jäger, Waidmann.
weinde, weinend; al weinde, in Thränen zerfließend.
weiner, weinender.
weinich, weinig, nd., wenig.
weininde, weinend.
weinter, beweinte er.
weinunde, weinend.
weise, verwaist, beraubt.
weise, Waise; der kostbarste Edelstein in der Krone der deutschen Könige; diese Krone selbst.
weisenbære, verwaist.
weissage, Prophet.
weitze, weize, Weizen.
weke, nd., Wache.
wel, rund.
welben, wölben.
welch, was für, welch.
weldc, *Pl.*, v. walt, Wälder.
wele, welke, nd., welche, einige.
welen, wählen.
welf, das Junge (von Hunden u. s. w.)
welle, Reisbündel.
wellen, wollen; wir, si weln, wellen, wir, sie wollen; ir wellet, ihr wollt; si wellent, sie wollen (man sagt); ich welle, ich wolle.
wellen, wählen.
weller, Pilger.
weltpodin, Weltbote.
welzen, wälzen.
wen = wenne.
wir, *si* wend, wir, sie wollen.
wende, Wand.
wendec, wendig.
wenden, wenden, kehren, richten; abwenden, abbringen; verhindern, schützen; sich wenden.
wene = wenne.
wênec, kläglich, beweinenswerth, erbärmlich, unglücklich, gering, klein; wenig.
wenen, glauben.
wenen, gewöhnen.
wengel, Wänglein.
wenicheit, Elend.
du wênis, du wähnest.
wenke, wenkel, Veränderlichkeit.
wenken, wanken, weichen, abweichen, fehlen.
wenken, Wank.
wenne, 1) außer, ausgenommen, nur, bloß; 2) sondern, aber; 3) wann.
wenschlieren, liebeln?

si went, sie wollen.
wente, nd., denn.
wêr — effe, nd., weder — noch.
wer, wer.
wer, Gewährsmann, Bürge.
wer, Gegenwehr, Vertheidigung; Schutzwehr, Befestigung.
werbe, nd., Wiederkehr, Mal.
werben, 1) sich kehren, wenden, zurücksehen, streben; besorgen, handeln arbeiten; 2) treiben, betreiben, ausrichten, stiften, thun, sich bewerben.
werc, werch, Werk, That, Arbeit, Kunstwerk.
wercken, werchen, wirken, arbeiten, handeln, thun.
werde, werth.
werdeclich, *Adj*. werdeclîchen, würdig, herrlich.
werdekeit, Werth, Würde.
werden, zufallen, zu Theil werden, ausschlagen, gereichen; werden, entstehen, geboren werden, wachsen; vor sich gehen, anfangen, geschehen.
her werdit, nd., er wird.
were, Vertheidigung.
wereltlîch = werltlich.
se weren, nd., sie waren.
werfen, werfen, treffen, tödten.
werh, Werk, That, Arbeit.
werilde, Welt.
werken, wirken, arbeiten.
wêrlîch, wahrhaftig, wahrlich, in Wahrheit.
wêrlich, werlich, *Adj.*, wèrlîche, *Adv.*, bewaffnet, streitbar, kämpfend, mannhaft.
werlt, Menschenalter, Zeitalter, Menschheit (die Leute), Erde, Schöpfung, Welt; der werlde riwe, ein ungeheurer Schmerz;
werltlîch, weltlich, irdisch.
werltzage, weltkundiger Feigling.
werme, Wärme.
wermen, wärmen.
wern, 1) leisten, gewähren, bürgen, versehen, verschaffen; 2) dauern, währen, am Leben bleiben.
wern, vertheidigen, wehren, schirmen, gewinnen; verwehren, abhalten; sich wern, sich vertheidigen, sich weigern.
werre, Schade, Störung, Verwirrung; Wirren.
werren, schaden, stören, Schmerz verursachen, verwirren, hindern.
ir wert, ihr werdet; ir wert âne, ihr werdet beraubt.
he wert, nd., er wird.
wert, käuflich, werth, würdig; werthvoll, lieb, herrlich, edel, geachtet.

wert, Kaufpreis, Werth, Geltung, Ansehen.
wertsam, werth, schätzbar.
wert, Strand, Insel, Werder.
wert, nd., gegen, gerichtet, —wärts.
werve, Mal.
werwort, Entschuldigung, Ausrede, Vorwand.
wes, wessen; weshalb, warum.
wes, weshalb.
weschinne, Wäscherin.
weselîch, Wesen habend.
weselken, nd., Wiesel.
wesen, wesn, währen; sein, leben, werden, geschehen; ir weset, wesit, ihr seid ꝛc.; weset, seid! hina wesen, sterben; hin ûz wesen, hinausgehen; an wesen, dabei sein; âne wesen, los sein, frei sein; bî wesen, bei einem sein; dahin wesen, weg sein; mit wesen, bei oder um (Jemanden, Etwas) sein; wider wesen, entgegensein, widerstehen; über wesen, überhoben sein.
wesen, Wesen, Gegenstand; Aufenthalt, Wohnort, Thun und Treiben, Leben.
wesenlich, wesentlich, Wesen habend.
wesenlîchen, dem Wesen nach.
ich wesse, ich wußte, wüßte.
wesselinge, nd., Wechsel.
ich weste, ich wußte, wüßte.
westen, von Westen her; westwärts.
wester, wüßte er, wüßtet ihr; westez, wüßte es.
westert, westwärts.
wêt, nd., weiß.
wêtac, wêwetac, wêtage, Schmerz, Krankheit.
weten, binden, fügen, ins Joch binden.
weter, wetter, Wetter, Gewitter.
wette, Pfand, Pfandvertrag, Wette; en wette, ze wette, um die Wette.
wette, wett, quitt.
wetten, ein Pfand geben.
wetzen, scharf machen, wetzen, anfeuern.
wever, nd., Weber.
wezzen, wissen.
wy, nd., wir.
wîb, Weib, Frau, Dienerin.
wîben, 1) der Frauenwürde angemessen sein; 2) heirathen.
wibin, weibisch.
wibluppe, Zauberei.
wîc, *Gen.* wîges, Kampf, Streit, Schlacht.
wîcgeroufte, Kriegsbeute.
wîcgewant, wîcgewete, Kriegsgewand, Rüstung.

wîchaft, streithaft.
he wiehde, nd., er wich.
wichen, weichen, räumen.
wîchtuom, Krieg.
wicke, Binde.
wîcstat, Kampfplatz.
wide, Baumreis, Band, Fessel, Strang; bî der wide, unter Androhung des Hängens.
widemen, bestimmen, Stelle anweisen.
wider, Widder.
wider, 1) *Präp.* gegen, gegenüber, zu, an; 2) *Adv.* gegen, entgegen; wieder, zurück; wider unde dan, hin und her.
widerbieten, aufkündigen.
widerblic, Blitz.
widerdôz, tobender Widerstand.
widerdriez, Verdruß, Ueberdruß.
widere, entgegen, zuwider, zurück.
widerfang, entgegengesetzte Bewegung.
widerfaren, begegnen, widerfahren, zurückfahren.
widergân, widergên, begegnen; zurückkehren; aufgehen; widerfahren.
widergelt, Ersatz, Vergeltung.
sich widerhaben, zurückhalten, entgegenstemmen.
widerhap, Gegenstemmen, Zurückhaltung.
widerkempfe, Gegner.
widerkêre, Rückkehr.
widerliuhten, widerstrahlen.
widerlouf, Entgegengehen.
widermüete, Beleidigung.
widermuot, Betrübniß.
widerpart, Gegenpartei, Feindschaft.
widerrâten, abrathen.
widerrede, Gegenrede, Widerspruch.
widerreden, gegen (Jemanden) reden, entgegnen.
widerreiten, zurückerstatten.
widerrîten, im Reiten begegnen.
widersache, Gegner.
widersagen, aufsagen, versagen, Krieg ankündigen, widerrufen, widerrathen.
widersatz, Gegenpartei.
widersæze, widersetzlich.
wider sîn, entgegen sein, verweigern.
sich widersitzen, sich widersetzen; sich entsetzen.
widerslac, Gegenhieb, Erwiederung.
widerspenig, nd. widerspenisch, widerspänstig.
widersprâche, Verantwortung.

widerstân, widerstehen, im Wege sein, sich widersetzen; zuwider sein, anekeln.
widerstich, Gegenstich, Gegenhieb.
widerstrît, Gegenkampf, Wettstreit; Widerspruch, Weigerung; en widerstrîte, ze widerstrîte, um die Wette.
widerstrîten, sich widersetzen, entgegenkämpfen.
widertân, ungethan gemacht, zurückgenommen.
widerte, widriges Geschick.
widerteilen, durch Urtheilsspruch nehmen.
widertrîben, zurücktreiben.
widertuon, ungethan machen, aufheben, zuwider thun.
widertzêm, unangenehm, anstößig, unziemlich, widerlich.
widervæhtære, Gegner, Feind.
widervarn, in den Weg kommen, begegnen, widerfahren; zurückfahren.
widervart, Wiederkehr, Heimreise.
widervechte, Gegner, Feind.
widerwanc, Rückkehr.
widerwart, zuwider, feindlich.
widerwart, Gegner, Widersacher.
widerwegen, aufwiegen, ersetzen, wiedergeben, vergelten.
widerwende, Streit, Zank; Rückkehr.
widerwertig, feindlich.
widerwinden, zurückwenden, abbringen.
widerwürken, entgegenwirken, vernichten.
widerz, wider das, gegen das.
widerzæme, unangenehm, widerlich, anstößig, mißfällig, unziemlich.
widhoff, Wiedehopf.
wie, wie, wenn, als ob, warum.
wiech, wie ich; wiechz, wie ich es.
wied, nd., weit.
ich wief, ich jammerte.
er wiel, er wallte auf, brauste auf.
er wiele, er walkte.
er wielt, er waltete, beherrschte.
wier, wie er.
wies, wie sie.
wiest, wie ist.
wiez, wie es.
wift, 1) Gewebe; 2) Wabe.
wîgant, Krieger, Held.
wige, Weihe.
wigen, sich bewegen, schaukeln.
wiger, Weiher.
er wigt, er wiegt; wägt.
wigunge, nd., Weihung, Salbung.

wîhe, Weihe, Segen.
wîhen, weihen, segnen, heiligen; volwîhen, vollständig segnen.
wîhennaht, Weihnacht.
wîher, Weiher, Teich.
wîhrouch, Weihrauch.
wiht, Sache, Ding, Etwas, Jemand; Wicht.
ich wil, ich will; du wil, du willst.
wild, wild, ungezähmt, unbebaut, fremd, unbekannt, sonderbar.
wilde, Wildniß, Wildheit; Ungebundenheit.
wildenære, Jäger, Wildschütz.
wilder, wollt ihr.
wîle, Weile, Zeit, Zeitpunkt, Zeitdauer; die wîle, al die wîle, während, so lange, dieweil; in aller wîle, diese ganze Zeit her; bî den wîlen, bî wîlen, under wîlen, unterdessen, zuweilen, bisweilen; wîlen — wîlen, bald — bald.
wîlent, vor Zeiten, einst, weiland.
wille, Wille, Gebot, Wunsch; mit willen, bereitwillig, gern; willen hân, gern wollen.
willec, willic, willeclîch, williclîch, willig, bereit.
willekomen, wilkomen, willekome, willekume, willkommen.
willekür, freier Wille, Entschluß.
willen, wollen.
wils, will sie.
wilt, Wild.
du wilt, du willst.
wiltbræte, Wildpret.
wiltlîch, wild.
wiltu, willst du.
wîlunt, einst.
win, Gewinn, Besitz.
wîn, wijn, Wein.
wind, Windhund.
windelbant, Wickelband.
winden, drehen, sich drehen, umkehren, wickeln.
winder, Winter.
wine, Freund, Geliebter, Gatte.
wîngarte, Weinberg.
wînig, kläglich, erbärmlich, gering, klein; wenig.
winescaft, *Pl.* winiscefte, Liebesbund.
wînkouf, Weintrunk (als Zeichen eines Kaufs), Leihkauf.
wînman, Weinverkäufer.
winnen, nd., gewinnen.
winster, link.
wint, Wind; (bildlich) Nichts.
wint, Windhund.
wîntrûbe, Weintraube.

wînwahs, Weinwachs.
wîp, Weib, Dienerin, Frau, Mutter.
wîpheit, Weiblichkeit.
wîplîch, *Adj.*, wîplichen, *Adv.*, weiblich.
wirclîchen, thätiger Weise, mit Werken.
ich wirde, ich werde.
wirde, wirdekeit, Werth, Achtung; Würde, Trefflichkeit, Ansehen, würdiges Benehmen, Schicklichkeit.
wirdeclîchen, wirdenclîchen, würdig, herrlich.
wirden, schätzen.
wirdic, theuer, würdig, herrlich, werthvoll.
wirdich, werde ich.
wirken, bewirken, ausführen, thun, bereiten, arbeiten.
wîrouh, wîrouch, Weihrauch.
ez wirret mich, es verdrießt mich, hindert mich.
wirs, wirser, schlechter, schlimmer.
wirs, wir sie.
wirste, schlimmster.
er wirt, er wird; wirt, werde!
wirt, Herr, Hausherr, Gatte, Wirth.
wirtscaft, wirtschaft, Bewirthung, Mahlzeit, Fest.
wirz, wir es.
wis, sei.
wis, nd., gewiß.
wîs, wîse, erfahren, verständig, gelehrt, klug, weise.
wîsdûm, nd., Verstand, Weisheit.
wise, Wiese.
wîse, Weiser, Gelehrter.
wîse, wîs, Art, Weise; Melodie, Lied, Gewohnheit, Uebung; ander wîs, auf andere Art; neheine wîs, deheinen wîs, auf keine Weise; alle wîs, in aller wîs, in jeder Beziehung, auf jede Art; manige wîs, auf mancherlei Art.
wîsel, Leiter, Führer.
wîselôs, ohne Führer, werthlos, hülflos, unerforschlich.
wîsen, zeigen, leiten, lehren, unterweisen.
wysen, nd., verurtheilen; gewyset van aller êre, ehrlos gemacht.
wisent, Büffel, Bison.
wisenthorn, Büffelhorn.
wîsheit, Verständigkeit, Erfahrung, Weisheit.
wîslîch, *Adj.*, wîsliche, *Adv.*, verständig, weise, klug.
wîssage, Prophet.
ich wisse, ich wußte, wüßte.
wisse, nd., fest, tüchtig.
er wîst, er wies an.
ich wiste, ich wußte, wüßte.
wistes, wußte sie.
wistich, wußte ich, wüßte ich.
wîstuom, Verstand, Weisheit.
wîsunge, Weisung, Leitung, Führung.
wît, ausgedehnt, weit, verbreitet, groß, weithin bekannt.
wîte, Ausdehnung, Breite, Umfang.
wîte, wîten, wîtene, weithin, weit und breit, fern, weither.
wîte, Umfang, Raum, freier Platz, Weite, Ferne.
witewe, Wittwe.
witewen, zur Wittwe machen.
witlik, nd., kund, offenbar.
witte, Holz.
wîtweide, weithin gehend, weitläufig, umherschweifend.
wicz, witz, witze, wizze, Kenntniß, Verstand, Klugheit, Weisheit, Geschicklichkeit; âne wizze, sinnlos, ohnmächtig.
witzcliche, klug, verständig.
wîz, weiß, glänzend, schön.
wîze, weiße Farbe.
wîze, Pein, Qual, Strafe.
wîzen, rügen, verweisen, vorwerfen, bestrafen; wahrnehmen.
wizzen, wissen, weise sein.
wizzenlich, bewußt, bekannt.
wizzic, klug, verständig.
wo, nd., wie.
wô, 1) wo; 2) wenn.
wol, wola, wohl, gewiß, recht, beinahe; wohlan; wol her, nur herbei!
wolder, wollte er.
wolgemuot, freundlich gesinnt, heiter.
wolgestalt, schön gestaltet.
wolgetæne, Schönheit.
wolveilĕ, in Menge.
wön, Wahn.
wonde, Wunde.
si wondent, sie wähnten.
wonen, gewohnt sein, sich gewöhnen, bleiben, verweilen, wohnen; bî wonen, bei (Jemanden) sein, sich mit Jemanden einlassen.
wont, verwundet.
wôr, nd., wohin.
wôr, wahr.
he worde, nd., er würde.
se wôren, nd., sie waren.
worgen, schlucken, würgen.
ich workte, ich arbeitete.
worhter, arbeitete er, machte er.
worp, Handhabe.
wort, Wort, Befehl; in den worten, in der Absicht, unter der Bedingung; ein gesprochen wort, Sprichwort; wort geben, bitten.
wörtelîn, Wörtchen.
wortwîse, beredt.
wôsteny, nd., Wüstenei.
he woulde, er wollte.
wowol, nd., obgleich.
wrake, nd., Rache.
wreken, nd., rächen.
wringinde, nd., ringend.
wrogen, nd., anklagen.
wüefen, jammern, klagen, wehklagen.
er wüehse, er wüchse.
wüeste, wüst, leer; garstig, häßlich, unsauber.
wüeste, wüestenunge, Wüste, Wildniß.
wüesten, verwüsten; häßlich machen.
wüestîn, Wüste.
wüeten, wüthen.
sie wûftin, sie klagten, jammerten.
wulf, nd., Wolf.
wulfîn, wölfisch, von einem Wolf, wild.
wülflîn, Junge von e. Wolf, Hund, Hündlein.
wülkom, willkommen.
wüllîn, wollen, von Wolle.
wülpîn, wülpinne, Wölfin, Hündin, ruchloses Weib.
wulve, nd., *Dat.* dem Wolf.
wunden, verwunden.
wunder, er wundere sich.
wunder, Verwunderung; Wunder; große Menge.
wunderbald, sehr kühn.
wunderbalde, sehr schnell.
wunderbære, wunderbar.
wunterbunt, sehr bunt.
wundergern, sehr gern.
wunderhaft, wunderlîch, wunderbar, seltsam, sonderbar, wunderlich.
wunderlichen, außerordentlich.
wundern, Wunder thun; sich verwundern.
wundernbalde, sehr schnell.
wunderngern, sehr gern.
wundernhart, sehr hart.
er wunderôt, er wunderte, bewunderte, verwunderte sich.
wunders, wunderbar, außerordentlich.
wundersât, wunderbare Saat.
wunebar, wonnevoll.
wunne, wünne, 1) Wiesenland, Wiese, Weide; 2) Weide, Freude, Lust, Genuß, Wonne, Anmuth, Lieblichkeit.
wünnenbære, wünnebernde, wünneclîch, wunneclîch, wunnesam, *Adj.*, wünnecliche, wünneclichen, *Adv.*, lieblich, erfreulich, wonniglich, anmuthig, angenehm.

wunnen, Freude, Wonne bereiten.
wunsch, Wunsch, Verlangen, Begehren; Inbegriff des Schönsten, Besten, Vollkommensten; nâch wunsche, wie man es sich nur wünschen kann, vortrefflich.
wunschegerte, Wünschelruthe.
wünschen, wunsken, wünschen, erbitten.
wunschleben, das schönste, herrlichste Leben, das man sich wünschen kann.
wunschlîch, so vollkommen, als man wünschen kann.
wunt, verwundet.
wuocher, Ertrag, Fruchtbarkeit, Frucht, Gewinn, Wucher.
wuocherer, Wucherer.
wuocherhaft, fruchtbar, einträglich.
wuochret, gewachsen, gewonnen.
wuof, Geschrei, Jammer, Wehklage, Geheul.
wuofen, jammern, wehklagen, weinen.
ez wuorde, es wurde.
si wuorffent, sie warfen.
wuort, Wort.
er wuos, er wuchs.
wuoste, Wüste.
er wuot, er watete, ging.
wuotgrimme, von Wuth entflammt.
wuotic, wüthend.
wür, Wehr (bei Mühlen).
wurchen, arbeiten, machen, bewirken, bauen.
würfelbein, Würfel.
du wurft, du wirfst.
würgen, erdrosseln, erwürgen, ersticken; sich würgen, sich abmühen.
ich wurhte, ich arbeitete; sie wurhten, sie arbeiteten, machten.
würken, bewirken, machen, schaffen, thun, arbeiten, wirken.
würklich, wirkend, thätig.
wurm, Wurm, Drache, Schlange.
si wurn, sie wurden.
er würre, er verwirrte, irrte.
wurtel, nd., Wurzel.
wurz, wurze, Wurzel, Kraut.
wurzelhaft, wurzelschlagend, fruchttragend, fruchtbar.
wüstenunge, Wildniß, Wüste.
si wuten, sie wadeten.

Z.

z — am Anfang eines Wortes s. v. a. zu; — z am Ende eines Wortes s. v. a. das, es.
zabel, Würfeltisch, Spiel, Würfel.
zabelen, zappeln.
zadel, Mangel; mit zadele, ärmlich.
zâfen, zaffen, zieren, schmücken.
zage, feigherzig.
zage, Feigling.
zagehaft, feige.
zageheit, Feigheit.
zagel, Schwanz.
zagen, zagen, verzagen.
zâger, Feiger.
zaher, zæhere, Tropfen, Thräne, Zähre.
zâhi, hei!
zæhte, in die Acht.
zâi, hei!
zal, zale, Zahl, Anzahl, Menge, Reihe, Ordnung.
zâl, zâle, Gefährdung, Nachstellung, Gefahr.
zallen, zu allen.
zaln, erzählen, aufzählen.
zalsô, zu also.
zam, zahm, vertraut.
zam, zahmes Fleisch.
zæme, geziemend, angenehm.
zamen, zähmen, locken.
zamen, zusammen.
zan, Zahn.
zanlôs, zahnlos.
zanswer, Zahnweh.
zant, Zahn.
zapfe, Zapfen.
zâpfenære, Schenkwirth.
zart, zart, schön; lieb, geliebt.
zart, Zärtlichkeit, Liebkosung.
si zart, sie zerrte.
zawen, vorwärtskommen.
zchuch, nd., ziehe.
ze — als Vorsylbe: zer —, zu.
ze, nach, zu, nebst, außer, über, um so, desto, in, an; betreffend; ze jungest, zuletzt; ze rehte, wie es sich gebührt.
zeblowen, zerschlagen; *sie* zeblou, sie zerschlug.
er zebrast, er brach, zerbrach.
zebrechen, brechen, bersten, zerbrechen, verletzen.
zebresten, zerbrechen.
er zêch, er sagte, meldete, beschuldigte.
zêchen, Zeichen, Feldzeichen.
zechlieben, zerspalten, zersplittern.
zefüeren, zerstreuen, zerstören, vernichten; er zefuort, er zerstörte, vernichtete.
zegân, verschwinden, vergehen.
zege, nd., Ziege.
zeglich, *Adj.*, zegelichen, zegleich, *Adv.*, zaghaft.
zehant, sogleich, bei der Hand.
zehe, Fußzehe.
zehen, zehn.
zeher, Thräne.
si zehinwen, sie zerbieben.
zeigen, zeigen, weisen; er zeict, er zeigte.
zeimâl, auf einmal.
zeim, zeime, zu einem.
zein, Reis, Stäbchen, Pfeil, Draht.
zeinde, zeine, Zähne.
zeine, Korb.
zeinem, zu einem.
zeines, zu eines.
zeinitzen, im Einzelnen.
zekiuwen, 1) *Inf.* zerkäuen, zerreißen; 2) *Part.* zerkäut, zerrissen.
zeklieben, zerhauen, zerspalten.
zekrumt, zerkratzt, zerhackt.
zelge, Ast, Zweig.
zeln, zelen, zellen, zählen, rechnen, aufzählen, erzählen, berichten, verkünden, nennen; zuzählen, zuerkennen, bestimmen.
zem, zeme, zu dem.
zemâl, ganz und gar.
czemelich, geziemend, angenehm.
zemen, ziemen, gebühren, wohl anstehen, sich schicken, gefallen.
zemen, zähmen, locken.
zen, zu den.
zèn, zehen.
zendâl, Sendel, ein halbseidener Stoff.
zende, zu Ende.
zende, Zähne.
zenbinden, zu entbinden.
zenge, zu enge.
zent, Centner.
zênzie, zwanzig.
zer, zu der.
zerbarmen, zu erbarmen.
zerbern, zerstampfen.
er zerbrast, er zerborst.
zere, Unkosten.
zere, auseinander ziehen.
zêren, zu Ehren, zu ehren.
zergân, vergehen, verschwinden.
zerhouwen, zerhauen.
zerinnen, zerfließen, ausgehen.
er zerklickte, er zerborst, zerknickte.
zerlân, zerlâzen, vergehen, auseinander gehen, sich auflösen, zu Ende gehen; er zerlie, zerliez, er verging u. s. w.
zern, zehren, verzehren, verbrauchen.
zerren, reißen, abreißen, zerreißen.
zerrunnen, verflossen, ausgegangen, ausgeronnen.
zerschütten, zerstreuen, zerstören.
zerslêfen, zerschmelzen, zergehen; er zersleif, er verging.
ich zertrite, ich zertrete.

zerüeret, aufgewühlt.
zerung, Speise, Ausgabe.
zerspreiten, ausbreiten, auseinanderbreiten.
zersprengen, zertheilen, zerstreuen.
zersweigen, zum Schweigen bringen.
zerteilen, theilen, vertheilen.
zertrîben, auseinander treiben, breit treten; zertriben, auseinander getrieben.
zertuon, aufthun, ausbreiten.
zervalten, sie zerbrachen, nahmen auseinander.
zervüeren, auseinander nehmen, zerstören, berauben.
sich zerwerfen, sich entzweien, in Streit gerathen.
zesamene, zusammen.
zeslagen, zerschlagen.
er zesleif, er verschwand, ging auseinander.
zespringen, zerspringen.
zestœren, zerstören.
zestunt, sogleich.
zeswe, recht; zer zeswen hant, rechter Hand.
zeswellen, anschwellen, aufschwellen; er zeswal, er schwoll an.
zeswenthalben, zeswenthalp, zur rechten Seite.
zetal, herunter, hinab; bergab.
zetrennen, zertrennen.
zetreten, zertreten, zerstampfen.
zevallen, zerfallen, zusammenstürzen.
zevellen, zerlegen, zerbrechen, zerschmettern, zerstören.
zeumen, das Pferd führen.
zevüeren, zerstören.
zewâre, wahrlich, in Wahrheit.
du zewhest, du ziehst.
si zewurfen, sie geriethen in Streit, sie rissen auseinander.
zezerren, zerreißen.
zhimel, in den Himmel.
zieken, stoßen, antreiben, streben.
zîdin, Zeiten.
ziehen, führen, bringen; aufziehen, pflegen; einen Weg einschlagen, sich begeben.
ziere, schön, zierlich, ehrenvoll.
ziere, zierde, zierheit, Pracht, Schmuck, Verzierung.
zieren, schmücken.
zieter, Vordeichsel.
ich zige, ich zeihe, beschuldige; sie zigen, sie beschuldigten.
zige, Ziege.
ziger, Molken.
zîhen, sagen, melden, zeihen, beschuldigen.
zil, Ziel, Endpunkt, Zweck, Absicht; Art u. Weise; Zeitraum, Termin; ûf ein zil, bis zu Ende, gründlich; in kurzem zil, bald; in — zil, wie; an diseme zil, damals; nâch — zil, ûf — zil, in Rücksicht auf; zil geben, eine Zeit bestimmen, eine Frist setzen; sich ein zil nemen, sich vornehmen.
zîle, Zeile, Reihe; Gasse.
ziln, zielen, eilen.
zilstat, Ziel; Schießhaus.
zimber, Gebäude, Zimmer, Gemach.
zimbern, bauen, zimmern.
zim, zime, zu ihm.
ich zime, es ziemt, gebührt mir.
zime, geziemend.
zimêr, zimier, zimierde, Zierde, Helmschmuck.
zimieren, mit Helmschmuck versehen, schmücken; si zimirten, sie schmückten.
zin, zu ihnen.
zin, Zinn.
ziu, ndrh., zehn.
zindâl, Sendel (ein halbseidener Stoff).
zins, Abgabe, Zins.
zinshaft, zinspflichtig.
zinslîch, zur Abgabe gehörig.
zir, zu ihr.
zire, schön, zierlich, ehrenvoll.
zirheit, nd. zyrheit, Pracht, Schmuck, Zierat, Verzierung.
eirkel, Kreis, Ring, Reif.
zirken, 1) mit dem Zirkel messen; 2) einen Kreis, die Runde machen, umgeben, umringen.
zyrliken, nd., zierlich.
zise, zîsel, zîsie, Zeisig.
zît, Zeit; Zeitabschnitt, Lebenszeit; Zeitmaß; rechte Zeit; eines zites, zeinen zîten, einmal; bi disen zîten, jetzt; die zît, jetzt; damals; in allem zîte, den ganzen Tag, immerfort.
zîte, zeitig.
zîtee, zeitig.
ez zîtet, es ist Zeit.
zîtelose, Zeitlose.
zîter, zeitiger.
zitere, Zither.
Zitherôue, Cithere.
ziu, zu euch.
ziu, wozu, weshalb.
ziugen, hervorbringen, beweisen.
ich zinhe, ich ziehe; ziuhih, ziehe ich.
zinnen, umzäunen, flechten.
ziweiben, zerstören.
zmitten, mitten hin.
zô, tzo, zu.
zobel, Zobelpelz.
zoeken, zogen, ziehen, zücken, zerren; zogt wir, zogen wir; er zogte, er zog.
er zoich, ndrh., er zog.
zol, Zoll, Abgabe.
zoln, besteuern.
zôren, zu Ohren.
zorn, Unwillen, Zorn; Leidenschaft, Wuth.
zornlîche, zorneelîche, zornig.
zornvar, zornfunkelnd.
zouber, Zauberei, Opfer.
zouberære, Zauberer.
zouberlist, Zauberkunst.
zougen, zowen, von Statten gehen, gelingen.
zseil = daz seil, das Seil.
zswert = daz swêrt, das Schwert.
zu — als Vorsylbe s. v. a. zer—.
zübele, das Uebel.
züber, zuber, Wassergefäß mit zwei Griffen.
zue, Zucken; zue tuon, ziehen.
zuehter, zog er.
zueken, ziehen, zucken, zerren; sich an zueken, annehmen.
zuekerviolet, Zuckerviolet.
er zueten, er zog den; er zuetez, er zog das.
zufüeren, zerstreuen, zerstören, verwüsten, vernichten; si zufuorten, sie verwüsteten.
zug, Zeuge.
zug, Zug, Gefolge.
zugân, vergehen, verschwinden.
wir zugen, wir zogen.
zugeweich, schwank, biegsam.
ez zugine, es zerging, ging auseinander.
zuher, herbei.
zuht, Erziehung, feine Sitte, Anstand, Zucht; Lehre, Züchtigung, Strafe; mit zühten, mit Anstand.
zuhtbære, zühtee, zühteelîch, wohlgezogen, anständig.
zühtegen, züchtigen.
zuhten, feine Sitte zeigen, feine Sitte lehren.
zuhtenheite, Anstand, feine Sitte.
zühterîch, anständig.
zuhtmeister, Erzieher.
zukratzen, zerkratzen, zerreißen.
zume, zu ihm.
zûn, Zaun.
zunft, Anstand, Würde.
zunserm, zu unserm.
zuo, zu, bei, an, in, nach; zuozim, zu ihm; zuo zin, zu ihnen; zuozir, zu ihr.
zuodienen, befördernd dienen.
zuokunft, Ankunft.
zuosprengen, heranlaufen, herbeireiten.
zuovart, Ankunft, Eingang, Zugang.
zuoversiht, Aussicht, Erwar-

tung, Hoffnung, Hülfe, Unterstützung.
zuovliezen, hinzufließen.
zureissen, zurizen, zerreißen.
zürnie, zornig.
zurumpen, zuschrumpfen.
zuspalten, zerspalten.
zustor, vernichtet.
si zutrat, sie zertrat.
zuversicht, Erwartung.
zwâ, zwei.
zwâre, wahrhaftig, in Wahrheit.
zwê, zwei, zwei.
sich zweien, zweigen, sich paaren, sich entzweien.
zweiger, *Gen.* v. zwei, zweier; *Dat.* zweigen, zweien.
zweinzec, zwênzec, zwênzic, zwanzig.
zweinzigest, zweinzigôst, zwanzigst.
zwelf, zwölf.
zwelfbote, Apostel.
zwêne, zwên, zwei.
zwî, Zweig.
zwîbel, Zweifel.
zwiberstange, Zuberstange.
zwîc, Zweig.
zwîe, Peitschenhieb, Ruthenstreich.
zwicken, zupfen, reißen.
sich zwîen, pflanzen, pfropfen, vermehren.
zwîer, zweier.
zwîer, zwiger, Zweige.
zwig, Zweig.
zwinken, blinzeln.
zwir, zwier, zwirent, zwirnt, zweimal.
zwirn, Zwirn.
zwirten, umdrehen.
zwiu, wozu, weshalb.
zwîvalt, zweifach, doppelt.
zwîvel, Zweifel, Ungewißheit, Verzweiflung.
zwîvelære, Zweifler, Verzweifler.
zwîvelen, zweifeln.
zwîvellich, zweifelhaft, ungewiß, hoffnungslos.
zwîvellop, zweifelhaftes Lob.
zwuo, zwô (*fem.*) zwei.
zwürent, zweimal.



